Am Hof Herrn Karls · Herzog Ernst von Schwaben
Meine welschen Ahnen · Odhins Rache · Friggas Ja ·
Die Finnin · Der Vater und die Söhne

Felix Dahn

Gesammelte Werke

Erzählende und poetische Schriften

Neue wohlfeile Gesamtausgabe

Zweite Serie: Band 5

Verlegt bei Breitkopf & Härtel in Leipzig
und bei der
Verlagsanstalt für Litteratur u. Kunst
(Hermann Klemm) in Berlin-Grunewald

Felix Dahn

Am Hof Herrn Karls · Herzog Ernst von Schwaben · Meine welschen Ahnen · Odhins Rache · Friggas Ja · Die Finnin · Der Vater und die Söhne

Romane und Erzählungen
Illustriert von G. Adolf Closs
und Johs. Gehrts

Verlegt bei Breitkopf & Härtel in Leipzig
und bei der
Verlagsanstalt für Litteratur u. Kunst
(Hermann Klemm) in Berlin-Grunewald

Die zweite Serie dieser „Neuen wohlfeilen Gesamtausgabe" wurde in einer Auflage von zwanzigtausend Exemplaren in der Buchdruckerei von Ernst Hedrich Nachfolger in Leipzig gedruckt. Den Einband und die Innentitel zeichnete Erich Gruner in Leipzig. Die Buchbinderarbeiten besorgte H. Fikentscher in Leipzig.

Am Hof Herrn Karls

Vier Erzählungen

I. Die Freibitte

II. Der Liebe Maß. III. Einhart und Emma

IV. Herrn Karls Recht

I.

Die Freibitte

Ihrer
der Frau Herzogin zu Trachenberg,
Fürstin Natalie von Hatzfeld,
Durchlaucht

verehrungsvoll zugeeignet

I.

In dem Palatium der Langobardenkönige zu Pavia reichte der von der Königin und ihrer Tochter bewohnte Flügel bis dicht an das Ufer des Tessin, dessen Fluten auch an schwülen Sommertagen einige Kühlung der gegen den Fluß hin offenen Säulenhalle, dem Hauptgemach der Frauen, zuführten. Hier waren an einem solchen heißen Sommerabend um Ansa, die ehrwürdige Gemahlin des Königs Desiderius, und um Adalperga, deren Tochter, eine Anzahl vornehmer langobardischer Frauen und Mädchen, auch Geistliche und ein Paar weltliche „Gasindi" und Höflinge des Palatiums versammelt.

Die Königin war ernst, ja sorgenvoll, so schien es, im Hintergrund der weiten Halle in ein Gespräch mit Bischöfen und älteren Vornehmen vertieft, indes die schöne Adalperga — schon feierten Lieder, nicht nur lateinische der Hofpoeten, auch langobardische im Mund des Volkes ihre Anmut, Bildung und Herzensgüte — ganz vorn auf der offenen Bogenwölbung gegen den Fluß hin an einem mächtigen Steintisch saß, dessen Mosaikplatte zahlreiche Handschriften trug; diese zu ordnen und allmählich in eine hohe eherne Amphora wegzulegen war ein junger Mann beschäftigt, dessen Kleidung ein seltsames Gemisch von Geistlichem und Weltlichem zeigte. Das edle Antlitz mit den feingeschnittenen Zügen schien gebleicht von zu an-

strengender — wohl auch nächtlicher — Forschungsarbeit: aber das Auge blitzte von feuriger Begeisterung und um den schwarzen langen sutanengleichen Rock war doch der Wehrgurt mit dem Schwert gegürtet.

Dagegen völlig die Tracht eines Kriegers zeigte ein ihm gar ähnlicher etwas jüngerer Mann, der sich neben ihm auf den Tisch mit den Rollen beugte und nun mit leichtem Schütteln der braunen Locken lächelnd meinte: „O Fürstin, das Latein laß ich mir noch gefallen: — hab' ich's doch sogar in diesen meinen harten Kopf hinein gehämmert: —, aber diese krausen Schnörkel, dies Griechische sogar, soll Euch mein gelehrter Bruder beibringen? Wozu? Ihr habt's doch nicht nötig zu Eurem Geschäft." — „Was ist denn mein Geschäft, Gasind Arichis?" fragte Adalperga mit anmutiger Neugier. — „Fürstin und schön zu sein," war die rasche Antwort. „Nicht wahr, Bruder Paulus, das findest du auch?" — Aber dem Befragten schoß es blutrot in Wangen und Stirn. Verweisend sprach er „Mit so hohen Dingen scherzt man nicht, mein Bruder." — „Wer sagt dir, daß ich scherze? 's ist mir hoher Ernst damit. Und kundigere Männer als ich finden's auch. So mein hoher Patron und Senior Arichis . . ." Da hob die Jungfrau ein wenig das schöne Haupt und sah dem Sprecher in die Augen, aber gleich blickte sie wieder in die griechische Schrift.

„Was sagte der Herr Herzog von Benevent?" fragte der ältere Bruder. — „Ei, unser Herr, er, der sich wahrlich versteht auf Frauenschöne, er meinte kurz vor seiner Abreise ins Frankenreich: „Fürstin Adalperga ist das schönste Weib der Erde." — Da errötete diese über und über; um das Gespräch abzubrechen, schob sie die Schriften zurück, und auf die beiden leeren Stühle neben dem Tisch deutend, sprach sie: „Kommt, ihr Warnefridinge, da setzt

euch zu mir und erzählt — ihr habt es längst versprochen! — die seltsame Geschichte eurer Sippe, eurer ‚Fara‘. Man sagt, gar Wunderhaftes schmücke und verhülle sie zugleich, wie Efeuranken ein alt Gemäuer.“ — „Ein treffend Bild, wahr und schön,“ meinte Paulus sich niederlassend. „So schmückt und verhüllt zugleich Frau Sage auch unseres ganzen Volkes Geschichte: man kann, man soll Sage und Geschichte nicht scheiden,“ schloß er sinnend, „erzählt man davon. Gern möcht' ich all' das einmal erforschen und berichten,“ meinte er nachdenklich. „Freilich ist auch Bedenkliches dabei, was an die Heidengötter, die Dämonen mahnt“ — und er schlug ein Kreuz über die Brust; „von denen soll man nicht viel reden.“ — „Doch soll man das,“ lachte der jüngere Bruder und setzte sich an die andere Seite Adalpergas. „Sind gar schöne und oft lustige Geschichten. So, wie Frikka ihrem Gemahl, Herrn Wodan . . .“ — „Nenn' ihn nicht, er ist der Dämonen Haupt und König,“ warnte Paulus.

Aber Arichis fuhr fort: „Mein Bruder ist so fromm wie ein Mönchlein! Also: wie Frikka ihren weisen Gemahl überlistete, was unserem ganzen Volk den Namen gab.“ — „Ich hörte davon einmal: — aber die Frau Äbtissin, meine Erzieherin, liebte das nicht . . . und doch wüßt ich's gern.“ — „So hört! Das erzähle ich besser als mein ernsthafter Bruder,“ fiel Arichis ein. „Findet Ihr nicht, Fürstin, er wird immer unweltlicher, immer mehr priesterlich? Umsonst dräng' ich ihn, gleich mir Gasind unseres Herzogs zu werden.“ — „Nun, er trägt ja das Schwert. Habt Ihr gewählt, gelehrter Paulus, zwischen Brünne und Kutte?“ — „Noch nicht. Ich schwanke.“

„Nun also, tapfrer Gasind Arichis, wie war das mit der Überlistung?“ — „Das war so,“ hob er wieder an.

„Unser Volk hieß ursprünglich — in seinen alten Sitzen an dem Elbestrom fern im Norden — die Winiler. Die Winiler hatten Krieg mit den Vandalen· diesen wollte Wodan — das barg er jedoch heimlich im Herzen — den Sieg geben. Frikka, seine Gattin, aber den Winilern. Auf ihr Fragen und Forschen erwiderte er, arglistig in den Wirrbart lächelnd: ‚Ich gebe denen den Sieg, die ich morgen früh von meinem Pfühl aus zuerst sehe.‘ Das wären aber die Vandalen gewesen, die im Osten lagerten: denn nach Osten schaut Walvaters Pfühl . . .“ — „Erstaunlich viel weißt und fabelst du von diesem übeln Waland!“ schalt Paulus. — „Aber Frikka drehte seinen Pfühl am späten Abend um . . .“ — „Das ist lustig,“ lachte Adalperga. — „Und riet den Weibern der Winiler, um Sonnenaufgang vor ihren Männern sich aufzustellen und das aufgelöste Haar — wie einen Bart — um den Mund zu schmiegen. Das taten sie und als nun Siegvater im Morgendämmer zum Himmelsfenster hinaussah . . .“ — „Der wohnt aber doch im tiefsten Pfuhl der Hölle!“ meinte berichtigend der Bruder. — „Rief er erstaunt: ‚was sind das für Langbärte?‘ Da sprach Frikka: ‚Du gabst ihnen den Namen: so gib ihnen auch den Sieg — als Patengabe,‘ und küßte ihn auf den bärtigen Mund und streichelte ihm die Wange . . .“ — „Aber Bruder! Laß ab.“ — „Hei, sie war ja seine Frau! Da ist doch nichts Schlimmes dabei, nicht wahr, Fürstin? — Und der Gott? . . . Nun er tat, was schöner Ehefrau Gatte tut: er lächelte und tat nach ihrem Willen und gab uns den Sieg, und ‚Langobarden‘ heißen wir seither.“ — „Das ist schön, daß unser Name schon an Sieg sich knüpft. Aber nun erzählt weiter . . . . von eurer Sippe.“ — „Fang' an, Paule. Wirst du allzu fromm oder läßt du mir das Schönste weg, fall' ich, verbessernd und ergänzend, ein.“

„Also: — da die hohe Fürstin unsre Fara solcher Ehre würdigt, von ihr zu hören — mit den Langobarden, die vor mehr als zweihundert Jahren unter König Alboin aus Pannonien in dies reiche Land einwanderten, das unsre schöne Heimat ward, war auch unser Urgroßvater Leupichis: er siedelte sich und die Seinen in Friaul an — am Ufer der Livenza — und ward Gasindus des Herzogs von Friaul. Und seither sind wir von Geschlecht zu Geschlecht getreue Gefolgen dieses Herzoghauses gewesen." — „Ja, gar mancher unsrer Vorfahren," fiel Arichis ein, „hat den Schild solchem Herzog getragen und ist mit ihm, auch wohl für ihn erschlagen worden!" — „Aber auch das fürstliche Haus hat Schutz und Treue unsern Vätern gewährt: ein Held dieser Sippe ist im Schirmkampf für unsre Ahnen gefallen." — „Ja, und daß ich hier lebend sitze neben der Tochter meines Königs, wem verdank' ich das, als unsrem Herzog?" — „Wie das?" forschte Adalperga eifrig. „Hat er .... hat der Herr Herzog von Benevent —?" — „Herausgehauen hat er mich vorigen Herbst aus einem ganzen Rudel wilder Slovenen. Wir sollten sie aus dem Ostland treiben, in das sie aus der Windischen Mark eingefallen waren: bis Marianum waren sie schon vorgedrungen. Herzog Arichis schlug sie dort aufs Haupt und lustig war die jagende Verfolgung! Aber ich ward darüber allzu lustig und fiel in einen Hinterhalt im dichten Grenzwald: es waren ihrer fünf, mein Gaul stürzte —, ich war verloren; da sprengte mein Herzog heran ... —" — „Auf seinem schönen Rapphengst?" fragte das Königskind. — „Jawohl! — Schau, wie gut Ihr beschlagen seid in seinem Marstall! — Und holte mich heraus — er allein! — er blutete dann, aber er lachte dazu." — „Und," fuhr Paulus fort, „sie haben aus ihrem Reichtum gespendet,

als wir in wilder Kriegsdrangsal alles verloren hatten, sie haben mit Rat und Tat uns geholfen allezeit. Und so sind wir ihnen denn zu Dank und Treudienst verpflichtet immerdar. Und nicht nur Pflicht, — nein, stolze Wonne wär's, für dies hohe Geschlecht das letzte Herzblut zu vergießen."

Er hatte sich in edle, in lodernde Begeisterung hineingesprochen: es ließ ihm gut; die feinen Züge, das schöne Auge verklärten sich: mit freundlichem Staunen sah's die Jungfrau, Arichis aber rief: „So gefällst du mir, Paule! Ich seh' dich doch nochmal in Helm und Brünne stolze Streiche tun für Arichis von Benevent. Denn Ihr wißt ja wohl, daß zwei Brüder des Herzoghauses von Friaul übergesiedelt sind in jenes südlichere Land und dort das Herzogtum erwarben. Und weil bei diesem Haus — jetzt von Benevent — der Name Arichis fast erblich ist, — haben auch wir, mit jenem übergesiedelt, dessen Namen gar oft geführt: so heiße ich — unwürdigermaßen! — wie jener Herzog, dessengleichen — bei Gott! — kein Held lebt im Volk der Langobarden;" — Abermals errötete Adalperga. Aber Paulus deutete das irrig — als Erzürnung: „ausgenommen, Arichis, den Herrn König Desiderius," mahnte er. Jedoch die Königstochter meinte: „Ach, mein lieber Vater ist alt und krank und der viele Gram um dieser bösen Franken willen . . .! Hat er doch um deswillen" — sie stockte ein wenig — „den Herrn Herzog, den ihr wie um die Wette lobt, in jenes Reich über die Alpen geschickt — recht lange, lange bleibt er aus, mein' ich! — zu erkunden, was etwa Schlimmes dorther droht. — Aber nun endlich zurück zu Leupichis, eurem Ahn."

„Der hinterließ, wie er starb, fünf noch ganz junge Söhne, der jüngste hieß wie er. Da brachen in das

Gebiet von Friaul die greulichen Horden der Avaren . . . —“ — Adalperga schauderte: „Unholde sollen's sein, nicht Menschen.“ — „Sie plünderten, mordeten, verbrannten, was sie erreichten und schleppten die fünf Knaben, an die Schweife ihrer Gäule gebunden, mit sich in die Knechtschaft, in die öden Steppen der Avarenringe! Die vier älteren sind dort geblieben und verschollen. Der Jüngste aber, Leupichis, hatte nie die Sehnsucht nach der Freiheit, die Hoffnung auf die Wiederkehr in die Heimat aufgegeben. Jeden Abend vor dem Einschlafen hatte er zu den Heiligen gebetet, zumal zu dem Schutzherrn unserer Fara, Sankt Sabinus zu Spoleto, ihm glückliche Heimkehr zu gewähren.“ — „Wohl, wohl,“ meinte Arichis. „Aber unser alter Rinderhirt, der mir die Sache — wie oft! — erzählte draußen auf der Heide, flüsterte immer dazu: ‚er hat auch stets einen Wuchs Ernte-Hafer stehen lassen auf dem Felde — für Herrn Wodans Grauroß.‘“ — „Nicht doch! — In einer kalten Winternacht nun, ohne Mond und Sterne, floh der zum Jüngling Herangewachsene aus der Lehmhütte, die ihm samt ein paar Ziegen sein Herr als Wohnung angewiesen hatte, nahe dem Grenzring der Avaren: er nahm nur Bogen und Pfeilköcher und etwas trockenen Ziegenkäse mit. Als er aber nun den nächsten Wald erreicht hatte, wußte er nicht, — denn die Sterne fehlten — welche Richtung er einschlagen solle auf seiner Flucht, um Langobardenland zu erreichen. Auch schien das Gestrüpp des dornigen Dickichts im Unterholz undurchdringbar: er konnte weder vorwärts noch rückwärts, ratlos blieb er stehen: er wollte verzagen. Da sah er plötzlich zu seiner Rechten zwei kleine rotgelbe Lichter funkeln, die, nah an der Erde, an ihm vorüber vorwärts schossen: es war ein Wolf, der wies ihm den Weg durch das Gestrüpp: er folgte, dankend Sankt Sabinus, der ihn gesendet.“

Arichis schüttelte das kurzkrause Gelock: „Aber der alte Hirte lachte und raunte. ‚Wie käme ein Heiliger zu einem Wolf? Den Wolf hat Wodan gesendet:‘ ‚der Wolf ist Wodans geweihtes Weidwild‘ so sagt ein uralt Wort. Und: ‚reich lohnt Wodan treuen Dienst‘ ein anderes. Er hatte wohl der Ähren für sein Grauroß nicht vergessen, — sagte der Hirt, nicht ich, frommer Bruder!“ — „Wundersam war nun, wie ein paar Tage lang das Untier wirklich als Wegweiser dem Fliehenden vorantrabte, nie ihn bedrohte, nie außer Sichtweite lief, oft sich umwandte, ob Leupichis auch richtig auf dem schmalen Pfade durch das Dorndickicht folge? Aber am dritten Tage — die mitgenommene wenige Mundspeise war längst verzehrt — plagte den Ahn der Hunger, ganz erschöpft fürchtete er zu erliegen: da spannte er den Bogen, legte den Pfeil auf, den Wolf zu töten, ihn zu verzehren.“ — „Das war recht undankbar von dem Ahn — sagte nämlich Grimmo der Hirt, der soviel alte Dinge, Sagen und schöne Sprüche wußte, wie nur etwa noch Willehalm sein jüngerer Bruder, viel hab ich von ihnen gelernt: — Gott lohn’ es ihnen im Himmel! — Und auf dem Fleck strafte ihn Wodan: der Pfeil ging fehl, was sonst dem Ahnherrn nie geschah, er sah nur noch, wie der treue Wegweiser vorwurfsvoll umsah und verschwand, dann stürzte er todmüde zu Boden.“ — „Im Traum aber erschaute er einen Mann, der stand bei seinem Haupte und sprach: ‚Steh auf! Leupichis, was schläfst du? Geh dahin, wohin deine Füße gerichtet liegen: denn dort liegt Langobardenreich, wohin du trachtest:‘ das war Sankt Sabinus.“ — „Er trug aber einen Schlapphut, dieser Mann,“ warf Arichis ein, „und dunkelblauen Mantel und in der Hand einen Speer: so sehn die Kutten-Heiligen nicht aus.“ — „Und der Ahn sprang auf und wanderte, wie ihm das Traumgesicht ge-

wiesen und fand am Abend eine Siedelung: darin waltete eine schöne junge Mutter, die ihn aufnahm, speiste, nächtigte, den Weg wies: tief dankte er der Hausfrau.“ — „‚Die trug ein linnenblütenblau Gewand, klirrende Schlüssel am Gürtel, und ein golden Halsgeschmeide,‘ sagte der Hirt. Das war . “ — „Und so gelangte er in ein paar Tagen nach Friaul, an die Livenza und an das alte Stamm-Gehöft, das Allod unserer Fara: aber das sah traurig aus! Verödet lag's seit vielen Jahren, das Dach war von den Avaren abgebrannt, offen klaffte die Halle gen Himmel: Buschwerk und Gedörn füllte die Stuben: und ein gewaltiger Eschenbaum“ — — „Das ist Wodans Weihebaum.“ — „Ragte hoch durch die Dachlücke in die Luft. Daran hing der Ahn sofort Bogen und Köcher auf, als des Besitzes Zeichen. Und der gütevolle Herzog, der Ahn des heutigen, beschenkte ihn reich mit milder Hand, so daß er ein Weib gewinnen und unsre Fara neu begründen konnte.“ — „So sind wir von Geschlecht zu Geschlecht diesem Fürstenhaus zu tiefem Dank verbunden. — Aber horch, wer kommt da?“

Und Arichis wandte sich: die Doppeltüre, die in das Innere des Palastes führte, ward aufgerissen und herein trat in lebhafter Bewegung eine hohe Gestalt, klirrend in Waffen. Adalperga sprang auf: „Er! Er zurück“ flüsterte sie.

Der Ankömmling aber schritt durch die umgebenden Palastgroßen und Frauen auf die Königin zu, beugte tief das Haupt und sprach: „Frau Königin, soeben komm' ich an: Tag und Nacht ritt ich aus Frankenreich: schlimme Kunde bring' ich: König Karl und sein Reichstag haben — für den heiligen Vater! — den höchst unheiligen Krieg gegen uns beschlossen. Aus dem Sattel gesprungen eilte ich an das Krankenbett Eures königlichen Gemahls, zuerst

ihm das zu melden. Dann aber, hohe Frau — in dieser Stunde höchster Gefahr ist es Zeit, um Waffenschutz und Waffenschirm für Euer Haus zu sorgen: jetzt — nicht früher, — wagte ich es, bei König Desiderius um die Hand Eurer Tochter Adalperga zu werben: er sagt sie zu, wenn die Mutter und die herrliche Jungfrau . . ." — Da unterbrach ihn die immer noch schöne Greisin, faßte seine Hand und sprach: „Die Stunde der Werbung adelt Euch, Herr Herzog, mehr als Eures Blutes Adel und all' Euer Waffenruhm. Nehmt sie hin — seht, wie hoch sie errötet! Ich kenne ihr Herz: — Komm, Adalperga, folge diesem Herzen." Das Mädchen schwebte gesenkten Hauptes auf die Mutter zu, die ihre Hand in die des Herzogs legte.

Alle Versammelten drängten nun aus der Bogenhalle in das Innere des Palastes in heftigster Erregung. So bemerkte niemand, — auch nicht der Bruder, — daß eine schlanke Jünglingsgestalt bei dem Versuch, zu folgen, ohnmächtig auf den Estrich niedersank.

II.

Wie herrlich ist der Ausblick von Monte Casino weithin über das Land, über das blühende Tal des Garigliano im Westen und Süden und die umliegenden Berge, die es vom Golf von Gaëta scheiden, aber doch zuweilen das tief blaue Meer erschauen lassen: im Osten das Tal von San Germano, dem alten „Casinum", von seinem raschen Flüßlein Rapido, damals noch „Vinius" genannt, durchflutet und hoch überragt von den Felskämmen der Abruzzen!

Ein starker Wille der völligen Weltentsagung wahrlich gehört dazu, an diesem entzückenden Fleck der Erde alles Irdische von sich zu streifen und nur noch dem Geistlichen, der Kirche zu leben. Aber keine Regung des Bedauerns, der geheimen Sehnsucht nach Rückkehr in das Leben der Welt lag auf den bleichen Zügen des jungen Mönches, der, in die schwarzen Ordensgewande Sankt Benedikts gekleidet, mit dem Rücken an der Außenseite der westlichen Eingangspforte des Klosters an die schwarz-graue Felsmauer gelehnt, traumverloren in den prachtvollen Sonnenuntergang des Frühlingstages hinausblickte: er hatte den linken Arm auf den Rücken gelegt, die rechte Hand, mit der Rückseite quer über die Stirn gehalten, suchte die blendenden Strahlen, die schon wagrecht leuchteten, abzuwehren.

Lange stand er regungslos: man hätte ihn für die Statue eines Benediktiner-Mönches halten können, die, aus dem schwarzen Schieferfels gehauen, hier Wache hielt. Endlich störte ihn aus seiner Ruhe ein Geräusch, das sich von unten vernehmen ließ, von der Straße, die heute noch von Westen in höchst steiler Steigung und mit vielen Windungen um die Felsvorsprünge auf den Gipfel des Berges führt. Ein solcher Vorsprung hatte auch bis dahin unsichtbar und unhörbar gemacht den kleinen Zug, der sich nun rasch näherte. Voran zwei berittene und bewaffnete Klosterknechte: dann folgte ein reich geschirrtes Maultier, dessen kleine Silberglöcklein, bei jedem Schritt erklirrend, zuerst vernehmbar geworden: der Reiter achtete nicht all' der berauschenden Schönheit von Natur und Landschaft um ihn her: er las eifrig in der Regula Sankt Benedikts: die Sorge für den sichern Gang seines Tieres auf dem schmalen Steg, hart an dem schwindelnden Abgrund hin, überließ er einem kleinen Hirtenjungen, der, barhäuptig

und barfüßig, nur mit einem braunen zottigen Lammfell bekleidet, daneben her lief, die Zügel am Gebisse haltend, und offenbar gar stolz auf solches Amt. Dahinter schwankte, mühsam von vier Männern emporgetragen, eine geschlossene Sänfte: ein dritter Gewaffneter ritt hinterdrein.

Der junge Mönch schritt jetzt langsam den Kommenden entgegen: er hatte den Reiter des Maultieres erkannt: als er ihn erreicht hatte, kniete er zu dessen Rechten nieder, beugte das glatt geschorene Haupt und sprach: „Euern Segen, Herr Abt und Vater! Wie lang hab' ich sein entbehrt." — Mit liebevollem Blick legte der Abt die Rechte auf sein Haupt: „Gott der Herr hat dich gesegnet mit reichen Gaben des Geistes und des Herzens: und eifrig hast du sie verwendet in seinem und in der Menschen Dienst. Er wird dir lohnen. Steh auf!"

Im Weiterschreiten sprach nun der Mönch: „O Vater Theudemar, wie lange doch bliebt Ihr den Euern fern! Wie fehltet Ihr uns allen — und zumeist mir." — „Ich blieb nicht länger unten in der Welt, als es die Pflicht gebot. Das sind Zeiten, mein Paulus, in denen Sankt Benedikts unwürdiger Nachfolger nicht unter den Büchern und mit Gebeten allein die Tage verbringen darf. Zwar nicht viel drang und dringt hinauf in den heiligen Frieden dieses Hauses aus dem Lärm und den Kämpfen der Welt da unten: — nur verworrene Kunde hat uns bisher erreicht von all' dem Geschehenen — aber Hilferufe Leidender, Verfolgter, Verwundeter fanden doch den Weg zu mir: so eilte ich zu helfen wo ich konnte."

Sie hatten nun das Klostertor erreicht: der Abt stieg ab, die Sänfte zu erwarten, die langsam näher kam: „Und dir, mein Sohn, hab' ich auch etwas mitgebracht, zu helfen, zu heilen, zu pflegen: du wirst es gern tun, wär' es auch ein Feind." — „Gewiß, mein Vater. Es

steht geschrieben: ‚Liebet die euch hassen‘.“ — „Nun,“ lächelte der Abt, „diesmal wird das nicht von dir verlangt. Siehe, es ist nicht ein Feind, es ist . . .“ — „Mein Bruder, mein Arichis!“ rief Paulus und lief auf die geöffnete Sänfte zu, aus welcher die Träger nun den Insassen hoben.

„Paulus! Du hier? Du lebst?“ erwiderte Arichis, sich wankend auf des Bruders Schulter stützend. — „Und du! Wie bleich! Verwundet? Schwer verwundet?“ — „Ja,“ sprach der Abt, „schwer. Aber Gott hat geholfen.“ — „Und dieses guten Mannes Pflege,“ sprach der Wunde. — „Kommt nun herein, ihr wieder Vereinten. Ins kleine Refektorium! Da wollen wir den Gast laben nach der anstrengenden Reise bis heute von Reate her. Dann mögt ihr euch erzählen, was ihr seit eurer Trennung erlebt habt: — ihr und dies Land Italia.“

III.

Nach dem von klösterlicher Einfachheit vorgeschriebenen Abendessen, das sie nicht wie sonst mit der Gesamtheit der Brüder, sondern in einem schmalen, hochgewölbten, kühlen Nebenraum des Refektoriums einnahmen, wollte der Abt die Brüder allein lassen, aber beide baten ihn, zu bleiben: „Wir haben nichts Geheimes vor dir, Vater,“ meinte Paulus. — „Ja, deine Seele kenne ich so klar wie den Grund kristallhellen Quells, besser kenne ich sie als du selbst! Aber dieser Kriegsmann . . .“ — „Bleibt, Herr Abt, und helft mir, diesen Schweigsamen zum Reden bringen. — Also hier — und als Mönch! — finde ich

dich wieder, Bruder! Spurlos verschwunden warst du, verschwunden mir und allen im Palast zu Pavia, von jenem Abend an, da unser Herzog mit der Nachricht von dem Frankenkrieg eintraf. Vergeblich suchte ich, aus dem großen Saale, wohin wir alle der Königin folgten, zurückgekehrt, dich in der Säulenhalle am Tessin, im ganzen Palast, in der Stadt: — niemand wußte von dir als ein Torwart: der meinte, er habe dich erkannt, wie du in derselben Nacht, auf einem Maultier reitend, durch das Südtor die Stadt verlassen. Das war die letzte Spur all' diese Monate. Du warst also . . .?" — „Ohne Aufenthalt hierhergeeilt — in den heiligen Frieden Sankt Benedikts: und in die Entsagung." — „Und beide hat er gefunden," sprach der Abt, „nach der ersten Beichte, die ich ihm abnahm. Ich fand nichts — in der Vergangenheit — zu vergeben, nur zu warnen für die Zukunft." — „Ich danke, Vater!" sprach Paulus und küßte seine Hand.

„Aber," grollte Arichis, „warum mir, dem König, dem Herzog gar nichts sagen. Warum?" — „Weil ihr," lächelte der Mönch wehmütig, „mich bestürmt hättet, zu lassen, was ich doch tun mußte. Das wollt' ich euch und mir ersparen." — „Und so plötzlich!" — „Nicht doch! Du weißt es ja: lange schwankte ich ‚zwischen Brünne und Kutte'." — „So sprach damals Adalperga: du hast ein gut Gedächtnis!"

Paulus errötete: nach einer Weile fuhr er fort: „An jenem Abend nun kam's über mich, erkannte ich wie im hellen Blitzschlag, daß für mich nur in der Weltentsagung Friede zu finden ist. Ich eilte Tag und Nacht hierher — das Schwert warf ich noch vom Säulenaltan des Palastes aus in den Tessin! — und Abt Theudemar würdigte mich — nach der Probezeit — der Aufnahme in Sankt Benediktus Schar. Das ist alles, was ich erlebt seit jenem

Abend." — „Hm," meinte Arichis nachdenklich, „ist nicht eben viel. Und doch: — da liegt ein Dunkel, das ich nicht durchdringe. Kaum ahn' ich . . ." — „Nun aber rede du," unterbrach der Bruder hastig, „viel hast du zu berichten!"

IV.

Und Arichis hob an, nach einem herzhaften Schluck des tiefdunkelroten Weines, den die fleißigen Mönche dem sonnenbestrahlten Schieferschutt ihres Berges abgewannen und aus den Trauben Sankt Benedikts kelterten: „Ja, vielerlei hab' ich zu erzählen, aber vielleicht ist das Wenige mehr, was mein Bruder berichtet — und das Viele, was er verschwiegen hat. — Rasch auf die Verlobung unseres Herzogs folgte die Vermählung und rasch auf die Vermählung folgte der Krieg. Kaum war die junge Herzogin in das ferne und feste Benevent in Sicherheit gebracht, kaum stieß der Eidam mit seinem Aufgebot zum Heer des Königs, das die Engpässe, die ‚Clusen', am Südabhang des Mons Cenisius sperrte, als der furchtbare Frankenkönig, der ‚Karl von Eisen', mit seinem Heere heranzog. Und der Schreck zog vor ihm her; war es doch ein ‚heiliger Krieg', den die Franken zu führen vorgaben — und glaubten, — Sankt Peter die Städte und Landschaften zurückzugeben, die unsre Könige ihm entrissen. Bei diesem heiligen Krieg fielen gar viele Tausende von ihrem König ab und traten auf des Papstes und seines Helfers Seite: die Engel des Herrn, flüsterte man in unsrem Lager, ziehen unsichtbar Herrn Karl voraus und bahnen ihm den Weg zum Siege." — „Es muß ein wunderbarer Mann sein,"

meinte Paulus nachdenklich. „Ich möchte ihn sehen.“ — „Das wünsche dir nicht, Bruder! Wenigstens nicht wie ich ihn sah, als Feind, im Sturme der Schlacht. Noch heute gedenk' ich's mit Grauen. Also unser Heer lag in den verschanzten Clusen, die offene, breite Straße über den Berg sperrend. Der Herzog aber mit uns Beneventanern lagerte auf dem äußersten linken Horn in einer tiefen Schlucht: in die führte, von dem mit firnem Schnee und Eis bedeckten Felsengipfel des hohen Berges herab ein ganz schmaler, kaum mannsbreiter Klettersteig, in steilstem Anstieg drüben, in schroffstem Absturz hüben: nur Steinbock und Luchs und der verwegenste Gemsenjäger wagen sich auf den schwindelnden Pfad: hart vor dessen Mündung hatte der Herzog sein Zelt aufgeschlagen. Ich hatte etwas höher oben die vorderste Wache: mondlose Nacht war's, kurz vor Hahnenkraht, ich lehnte an einer finster schattenden Eiche: denn das verlöschende Wachtfeuer warf wechselndes Licht bis zu meiner Höhe herauf: Totenstille ringsum: nur der Steinkauz klagte zuweilen in den schwarzen Felsen ober mir: da blitzte plötzlich um den nächsten Vorsprung des Gesteins helles, blendendes Fackellicht: „Feinde!“ schrie ich, „Feinde! — Zu den Waffen!“ wollte ich weiter rufen: ich konnte nicht! Grauen erstickte mir die Stimme: denn hart vor mir stand, im hellsten Schein zweier Fackeln, die zwei Männer dicht hinter ihm trugen, grellrot beleuchtet, ein Gewaltiger, um mehr als Hauptes länge mich überragend, ganz in funkelndes Erz gehüllt: „Vorwärts, Neffe Roland“ rief er, mit furchtbar dröhnender Stimme; „drauf, Held Oliver von Viane; der Herr hat sie in unsre Hand gegeben! Sankt Peter und Sankt Denis!“ Hoch blitzte ein Schwert: zersplittert wie Glas zersprang bei seinem Streich meine gute Klinge von Aquileja: derselbe Streich spaltete meine Ringbrünne und

drang noch ein gar ansehnlich Ende in meine rechte Brust: — da — ich spür es noch." Und er legte die Hand auf die schmerzende Rippe. „Ich stürzte: über mich hinweg sprangen die drei Männer: bevor mir die Sinne vergingen sah ich noch den Herzog vor seinem Zelt grimme Hiebe tauschen mit dem zur Rechten — Roland von Bretagne war's, wie ich später erfuhr — gar bald fiel der Herzog: seinen Bannerträger hinter ihm, den Gastalden von Nola, durchspeerte der andre Begleiter: — das war Herr Oliver von Viane. Dann aber sah ich nichts mehr als von dem Felspfad herab zahllose Fackeln, Helme, Speere der Franken: ‚Herr Karl und Sieg', riefen sie: da schwanden mir die Sinne." — „Armer Bruder," seufzte Paulus und griff nach der abgemagerten Hand.

„Das ist nicht Menschenwerk," meinte der Abt. „Ich hörte davon raunen: ja, schon singt man im Volk ein Lied davon: Herr Karl, unfähig, die Clusen auf der breiten Straße zu stürmen, flehte zu Sankt Denis: urplötzlich stand vor ihm ein Jägersmann, der sich erbot, eine kleine erlesene Schar auf nur ihm bekanntem Felsensteig so zu führen, daß sie im Rücken der Langobarden auftauchen solle. So geschah's: aber als Herr Karl dem Jäger danken und lohnen wollte, verschwand er im Nebel der Berge. Es war der Engel des Herrn. Dem Willen Gottes muß man sich fügen." — „Ei, das kann ich nicht! Noch nicht! Kann ich nur erst wieder das Schwert heben, wollen wir doch sehen, ob der verfluchte Engel" — beide Mönche bekreuzten sich — „verzeiht, ehrwürdiger Abt! — ihm jedesmal hilft. Aber damals freilich hat der engelhafte Jägersmann — hätt' ich ihn doch an der Gurgel! — die Schlacht, ja den Krieg entschieden." — „Wie ging das zu?" forschte Paulus. „Wo ist der König, seine — seine Sippe, wo der Herzog? In Pavia . . .?". „Verloren ist alles. Nachdem die

Franken uns im Rücken standen, — wie vor der Stirn, — waren die Clusen nicht zu halten: alles floh nach Pavia. Aber bald erschien vor der Stadt der furchtbare Herr Karl: Mangel, Hunger, Entsetzen, — der König ergab sich und sein Haus." — „War Adalperga, . . . war die Frau Herzogin . . .?" — „Nein! Sie war ja in dem sichern Benevent geborgen. König Desiderius ward gefangen: er ward mit seiner Gattin in ein fränkisch Kloster abgeführt . . ." — „So ist kein Reich der Langobarden mehr!" rief Paulus in tiefem Weh, sprang auf und erhob beide Hände.

„Doch!" antwortete der Abt, „aber sein König heißt — Karl. Nicht eine Provinz des Frankenreichs, — ein eigen Königreich bleibt Langobardien." — „Das — das ist ein Trost," seufzte Paul. — „Nein, kein Trost," knirschte der Wunde. „Und da mein Herzog lebt, — frei und in Sicherheit —, so hoff' ich, alsbald heißt Langobardiens König . . . Arichis."

„Hüte dich," warnte der Abt, scheu nach der Türe blickend. „Sogar vor meinen Mönchen: — schweige."

„Wo, wo weilt der Herzog. Er ist also frei?" fragte Paulus. — „Es gelang ihm, aus der Gefangenschaft, sobald Herrn Rolands Schwertstoß ein wenig geheilt war, zu entspringen und nach Benevent zu entkommen. Herr Karl, den dringende Sorgen nach Hause riefen, — die heidnischen Sachsen sind heerend tief ins Frankenland gedrungen — hat Frieden mit ihm geschlossen und ihn als Herzog von Benevent anerkannt, so lang Arichis sich ruhig verhalte. Wird hoffentlich nicht lange dauern." — „Wie? Man sagt, er hat geschworen: — den Untertaneneid!" mahnte der Abt. — Arichis zuckte die Achseln: „Erzwungener Eid!" — „Gleichviel!" — sprach Paulus, „ein Eid! Gott läßt sich nicht spotten. Schon wieder sinnst du Kampf?" — „Und Vergeltung!" sprach Arichis, die Faust ballend.

— „Dem Tode kaum entronnen, gewiß durch ein Wunder der Heiligen!“ mahnte der Bruder. „Erzähle! Wie ging dir's nach dem Überfall, wie kamst du hierher?“ — „Nicht durch ein Wunder der Heiligen, durch — einen ganz andern,“ erwiderte Arichis, kopfschüttelnd und tief trinkend „Lang lag ich, wo ich gefallen war, ohne zu denken. Feind und Freund hielt mich wohl für tot. Als ich zu mir kam, war heißer Mittag: hoch stand die Sonne: ringsum alles hell — aber alles still, grabesstill. Angriff, Flucht und Verfolgung hatte beide Heere seit vielen Stunden weit hinweggeführt: wohl nach Pavia zu. Ich erhob mich — nur ein paar Tote um mich her — darunter nicht, den ich ängstlich suchte, der Herzog! Gott hierfür dankend trachtete ich nun, so schwer es ging — ich war schwach, die Wunde brannte! — möglichst verdeckt vor Franken, die etwa in der Nähe streiften, ein paar Berghöfe von Langobarden zu erreichen, die ich auf den Almen in den mittleren Höhen oberhalb unserer Zelte liegen wußte. Mühsam kletterte ich die steilen Pfade hinan: da plötzlich, hart am Abgrund, verließ mich die Kraft, der Speer, auf den ich mich stützte, entfiel meiner Hand und ich stürzte — nach der Rechten hin — tief, tief in den Abgrund.“ — „Bruder, Bruder!“ seufzte Paulus. — „Und unverletzt kamst du unten an?“ forschte der Abt.

„Ja: ich fiel auf tiefen, weichen Schnee: durch ein Wunder der Heiligen, werdet ihr rühmen. Meinethalben, — diesmal! Aber heraus, herauf aus dem schauerlichen Abgrund hat mir geholfen: — ein anderer. Denn nun ergriff mich alsbald die Angst furchtbaren Todes! Ich rutschte auf allen vieren, oder aufrecht stehend tastete ich mit den Händen rings umher an den fast kreisrunden senkrechten Felswänden, die, — wie in einem schmalen Turm von wenig Fuß Breite — mich überall umstarrten:

nirgends, nirgends ein Aufstieg aus der Abgrundtiefe, nirgends auch ein Spalt, um seitwärts zu entrinnen. Ach, unzähligemale suchte ich alles ab in meinem engen Gefängnis, vergebens strengte ich das Auge an, irgend eine Lücke zu erspähen, stundenlang: — die Sonne war hinter dem hohen Gletscher gesunken —: mich fror: vergebens auch schrie ich — gleichviel, ob Feinde mich hörten, mich fingen! — schrie, bis mir die Stimme versagte: ich sah mich gefangen, rettungslos eingeschlossen in dem schmalen Felsenkerker, nie von Menschenaugen entdeckt: — dem Verschmachten, dem Verhungern preisgegeben!" — „Bruder, lieber Bruder!" — „Warum habt Ihr nicht gebetet?" — „Oh, ich betete, frommer Abt, betete in meiner tödlichen Not heiß, wie wahrlich nie im Leben noch. Ich rief Gott an, den Herrn Christus, Sankt Peter . . ." — „Auch Sankt Sabinus?" — „Gewiß, Bruder, unsern Schirmherrn. Ich gelobte ihm eine Kapelle aus all meinem Erb und Eigen zu erbauen. Vergeblich! Ich rief alle Heiligen an, deren Namen ich je vernommen. Umsonst! Umsonst! Ich ward schwächer und schwächer. Verzweifelt warf ich mich in den Schnee, ich schloß die Augen, ich dachte, sie nie wieder aufzuschlagen. Da plötzlich, in dieser furchtbaren Stille, die seit Stunden kein Laut unterbrochen hatte, kein Ton — hör' ich, hoch über mir, wie vom Himmel her, einen lauten Ruf: ich blicke empor: ein Rabe senkt sich krächzend mit regungslos ausgebreiteten Flügeln, langsam, aus Wolkenhöhe, gerade oberhalb meines Hauptes, zu mir herab: ich springe auf: es verscheucht ihn nicht: er läßt sich dicht neben mir nieder, schaut mich an mit seinen runden, klugen, schwarzen Augen, krächzt mir zu und schreitet langsam und feierlich über den Schnee hin — manchmal umblickend, ob ich ihm auch folge? — nach links hin bis vor einen halb manneshohen, dunkelgrauen Felsblock: auf

dessen Oberspitze flattert er auf und ruft mich nochmal an: ich folge, ich erreiche den Block: nur ganz wenig schwebt der Vogel auf einen höheren Fels empor, wie um mir Platz zu machen: ich schaue ihm nach, ich fasse den Block mit beiden Händen, — da gibt er nach, gleitet langsam links über den Schnee und zeigt mir einen langgestreckten Spalt in der Felswand, in den von der Ausgangsseite das Licht der eben da draußen zu Golde gehenden Sonne fällt: — ein Weg, ein Ausweg! Wodan, jauchzte ich, wegweisender Wodan! Dank dir, glühenden Dank."

Der Abt schüttelte den Kopf: „Welch heidnischer Aberglaube!" — „Das war Zufall," meinte Paulus. — „Zufall? Wie? Welche Verblendung! Ihr seid verstockt! Zu euern Heiligen-Mirakeln reicht euch viel weniger aus, um daran zu glauben! Und hier! Dem Urahn naht, Weg weisend, rettend, der Wolf, dem Urenkel ebenso der Rabe, beide des Waltenden geweihte Tiere —: und das soll Zufall sein? Ei, die Heiligen, zu denen ich schrie, stundenlang, hören mich nicht, aber der alte Schirmer unsrer Sippe, den ich nicht angerufen, rettet mich." — „Laßt mich ihm den Wahn austreiben," bat Paulus den Abt, der ernst verweisend den Finger hob. „Ich will ihn schon bekehren. Sprich, Bruder, das ward wirklich deine Rettung?"

„Sie ward's! Höre nur! — Ich kroch, gebückt, durch den Spalt, immer dem Licht entgegen. Bald war die Enge zu Ende, die Felsen traten zu beiden Seiten zurück, ein Bergquell rieselte zur Linken herab, in dem und neben dem watete ich, mühsam, aber gefahrlos empor: so erreichte ich den Saumpfad, hoch oben, von dem ich herabgestürzt. Ziemlich nah vor mir erschaute ich einen der Almhöfe, die ich suchte: eilig — der Anblick gab mir schnelle Füße — lief ich darauf zu: da horch! Hoch ob meinem Haupte

wieder der Ruf des Raben: er flog ober mir, getreulich folgend. als ich die Gattertüre des Hofzauns öffnete, krächzte der treue Vogel noch mal, wandte sich pfeilschnell um sich selbst und flog stürmisch nach Westen, wo Walvater wohnt, ihm Kunde zu bringen von meiner Rettung: denn ‚im Westen wölbet sich Walhall‘: so flüsterte heimlich die Mutter.“ — „Es ist nicht anzuhören,“ grollte der Abt. „Genug von dem Federvieh!“ „Und gleich auch genug von mir. Die guten Stammgenossen in dem Gehöft nahmen den Schlachtwunden gar mildsinnig auf, labten ihn, pflegten sein, wollten ihn nicht fortlassen, bis die Wunde ganz geheilt. Das aber währte mir zu lang: mich trieb das Herz, nach unsrem Herzog zu forschen, nach Benevent zu eilen, für Frau Adalperga zu kämpfen, tat das Not.“ — „Bruder, wackrer! Ach beneidenswerter!“ — „Aber auf dem Wege dorthin brach die kaum geheilte Wunde wieder auf: ich blieb hilflos liegen auf der staubigen Straße: da fand mich dieser edelherzige Mönch, las mich auf und führte mich — im Sattel kann ich mich noch nicht halten — in seiner eignen Sänfte, führte mich dem verloren geglaubten Bruder zu. Dank ihm von Herzensgrund.“ — „Nun wollen wir dich ausheilen!“ sprach Paulus, ihm die Hand auf die Schulter legend. — „Ja, vorher bin ich ja zu nichts zu gebrauchen. Dann aber flugs nach Benevent!“

V.

In Benevent, im Garten des hochgelegenen Kastells, zugleich Palatiums der langobardischen Herzoge, wandelten wenige Wochen darauf die beiden Arichis, Senior und

Gasindus, in eifrigem Gespräch: nur selten achtend des schönen Ausblicks, den der prachtvoll gelegene Ort über die hohen Felsenwälle hinweg, über die ragenden Pinien und Cypressen des Burgberges hin, auf die vielfachen Windungen der beiden Flüsse, des Calore und des Tamaro, zwischen üppigen Gefilden gewährte. Der Herzog trug den Schwertarm noch in der Binde; es war aber wohl nicht nur der Wunde Schmerz und Fieber, die sein Angesicht gebleicht hatten, das, eingefallen und hager, ein finsterer Ausdruck beherrschte; er blieb oft plötzlich stehen in dem ungleichmäßigen, bald hastigen, bald zagenden Schritt, auf den Gartenwegen, dem der Gasindus zur Linken stets nachgiebig folgte.

„Ja," rief der Herr, „wenn alle, wenn nur ein paar Zehntausend dächten, fühlten wie du, Vielgetreuer! Ich würde nur so lange warten, bis dieser Arm wieder heil. Aber es ist, wie wenn ein Zauber diesem Karl alle Herzen zuwendete. Oder ist es nur schnöde Furcht? Es kann nicht sein! Schlachtbewährte Freunde, sobald sie in seiner Nähe geweilt, mahnen, bitten, beschwören mich, nie wieder das Schwert zu heben gegen diesen Mann. Das hielte mich nicht ab, bei Gott! Ich glaube nicht an diesen Zauber, nicht an seine himmlische Sendung. Glaubt er selbst daran? Vielleicht! Dann bildet er sie sich ein! Wenn jedoch dieser Wahn den meisten meiner Krieger das Schwert in die Scheide bannt, dann wirkt der Wahn wie Wahrheit: ein kleines Häuflein treuer Helden aber würd' ich nur ins sichere Verderben führen!"

„Führt mich, wohin Ihr wollt, mein Herzog. Ich folge Euch gern: — auch ins Verderben." — „Ich schwanke noch," hob der Herzog wieder an, weiter schreitend. „Auch dich hat doch sein Anblick erschüttert?" — „Ich leugn' es nicht. Nie sah ich seinesgleichen! Aber gleich-

viel, Euch . . ." — „Schweige jetzt. Da kommt die Herzogin: sie darf nichts erfahren von meinen Racheplänen, die sie ohnehin schon leise ahnt, mit Angst und Beben: auch ihr hat dieser Karl es angetan, den sie doch nie gesehn. Und dein frommer Bruder dort an ihrer Seite — wie eifrig sie reden! — der würde wohl . . .?" — „Er ist Euch — und Frau Adalperga! — mit ganzer Seele ergeben, nicht minder als ich wahrlich: er würde für Euch — beide! — sterben ohne Besinnen. Nur eins hält ihn von unsrem Weg fern . . ." — „Nun? Was? Auch Furcht vor Herrn Karl?" — „Mein Paulus kennt nicht Menschenfurcht. Nur der . . . der Eidbruch . . ."

Der Herzog stampfte mit dem Fuß: „Pfaffengeschwätz! Kircheneid! Erzwungener Eid ist kein Eid. Ich schwor, nicht um mich, um mein Volk zu retten vor der Zertretung, in jenem Augenblick der Übermacht des Siegers. Diesen Eid zu brechen, — nicht um meinetwillen, nur um dies mein Volk aus der Fremdherrschaft zu befreien —, besinn' ich mich nicht lange. Ja, wenn es Mannes Ehre wäre, Freundschaft, Dankespflicht! Aber so! Und du — denkst du auch wie dein heiliger Bruder?" — „Ich bin Euer Gefolgsmann und folge meinem Herrn durch Recht und Unrecht: in den Tod, in den Himmel oder in die Hölle: allüberall ist mein Platz an Eurer Schildseite." — „Wackerer! Aber still, da sind sie. — Was habt ihr, das euch so bewegt? Dieses Schreiben da?"

Die Herzogin und Paulus traten nun in das rings offene runde Tempelchen, in das die breiten sich hier kreuzenden Gartenwege mündeten: — einst war es, wie die Inschrift am Altar bezeugte, den Nymphen geweiht gewesen. Während der Mönch vor dem Herzog sich tief verneigte, ließ sich die Frau auf der halbkreisförmigen Marmorbank vor dem halb verfallenen Altar nieder und

reichte dem Gemahl eine kurze Pergament-Schedula: „Ja, das hat uns aufgestört aus unsrem Griechisch Lehren und Lernen. Es ist hoch wichtig für unsern frommen Freund, — auch wohl für andere," fügte sie sinnend bei.

Der Herzog nahm: „Ah, ich sehe von Abt Theudemar. ‚Meinem teuern Sohn und Schüler Paulus Heil in Christo. Wichtige, lebenentscheidende Nachricht hab' ich dir zu künden: eben traf ein im Kloster, wo man dich vermutete, ein Beauftragter des großen Frankenkönigs: dieser hat durch den heiligen Vater von deiner — des noch so jugendlichen! — tiefen Gelehrsamkeit, zumal auch in der im Abendlande gar seltenen Kenntnis des Griechischen, vernommen und lädt dich durch Papst Hadrianus ein, in sein Palatium zu Aachen zu eilen, zu jenen zahlreichen Gelehrten, die er dort aus dem ganzen Abendlande um sich geschart. Eine Einladung Herrn Karls lehnt man nicht ab: sie ist Befehl'." — „So?" riefen wie aus einem Mund trotzig die beiden Arichis. — „Er soll's mit mir versuchen," lachte der Gasinde. — „Am liebsten," rief der Herzog, „käm' ich nach Aachen, ungeladen, — mit hunderttausend Helmen. Aber laß uns weiter lesen, was der weise Abt darüber zu sagen hat: ‚Gleichwohl, lieber Sohn, enthalte ich mich, dich durch abtherrliches Gebot zu zwingen wie ich dich, den heftig Widerstrebenden, zuletzt flehentlich Bittenden durch Berufung auf dein Gehorsamsgelübde zwang, den Bruder nach Benevent zu begleiten und das Herzogpaar dort aufzusuchen.' „Ei, ei, Herr Mönch," so unterbrach der Herzog die Lesung, „das ist ja wenig schmeichelhaft für uns. Ich dächte, zumal Frau Adalperga hätte Besseres von Euch verdient. Ihr sonntet Euch gar gern in ihrem Glanz, solang sie im Glück thronte im Palast zu Pavia: aber nun, da wir im Schatten . . ."

— „Ja," sprach die Frau, mit leise vorwurfsvollem Ton

nnd einem tiefen Blick der schönen Augen, „es hätte mir fast weh getan, als ich das las.“

Da zuckte es schmerzlich über des Mönches bleiches Antlitz, er zerdrückte eine Träne: seine Lippen bebten, aber er fand kein Wort: nur ganz wenig schüttelte er das Haupt. Aber der Bruder kam ihm zu Hilfe: scharf, gespannt hatte er das wehevolle Ringen des Mönches aus dem bewegten Mienenspiel erkannt und verfolgt: „Nicht also, edles Paar,“ rief er jetzt lebhaft. „Nicht das — wahrlich! — ist der Grund! Keine Seele hängt treuer an euch als die meines Paulus. Aber diese Seele war krank: ist es wohl noch! Unüberwindliche Furcht vor der Welt, Scheu vor den Menschen hat ihn urplötzlich befallen: so wollte er die stille Klosterzelle am Garigliano, die volle Einsamkeit nie mehr verlassen, selbst nicht, um euch beide wieder zu sehen.“ — „Du sprichst wahr,“ nickte der Herzog, wieder in die Cartula blickend, „der Abt schreibt: ‚Ich kenne ja aus deiner wahrhaftigen Beichte die Gründe dieser Weltscheu, deiner Vergrabung in die Einsamkeit. Aber ich mußte die giftige Pflanze der Verzweiflung an der eigenen Willens-kraft an ihrer Wurzel ausreißen: du solltest auch jene Augen wieder schauen können, die du vor deiner plötzlichen Weltabkehr zuletzt gesehen: du solltest stark sein, ohne Er-schütterung auch diese Menschen — auch diese! — wieder zu sehen ohne Rückfall in Welt-Furcht, in Furcht vor dir selber: du solltest alles Kranke in dir als überwunden mir darweisen und selbst empfinden.‘

Da zog ein schmerzliches Lächeln um die feinen Lippen des Mönches. Sein Bruder seufzte unhörbar: „Armer Paulus!“

Der Herzog las weiter: ‚Ob du aber schon so weit genesen, dich in den glänzendsten Hof des Abendlands wagen zu wollen, zu können, — das kann ich nicht wissen:

das muß ich dir zu prüfen überlassen. Entscheide. Aber rasch: Herr Karl kennt keinen Aufschub. Der Bote sollte dich flugs aus dem Kloster in das Frankenreich entführen. Der heilige Geist erleuchte dich und führe dich zu der richtigen Wahl.‘

Der Herzog warf das Pergament auf den Tisch: in seinen scharfen Augen blitzte leidenschaftlich ein Gedanke auf: den wollte er wohl gern vor allen verbergen, denn er senkte die Wimpern, als er rief: „Versteht sich! du mußt dem Rufe folgen.“

Hoch erstaunt sahen alle drei auf ihn: der Gasindus fand zuerst ein Wort: „Wie, Herr? Der gehaßte Karl will Euch dieses goldtreue Herz entführen und Ihr helft dazu?“ — „Nun, das Herz,“ sprach Frau Adalperga innig, „wird uns wohl bleiben, auch wenn's in Aachen schlägt.“ — Da warf sich der so stumme, verhaltene Mönch ihr zu Füßen und küßte den Saum ihres Gewandes: „Dank, hohe Fürstin, für dies Wort, für das Vertrauen: — es heilt gar viele Wunden.“ Er erhob sich rasch: „Aber wie sollte ich das Menschengewimmel am Hof Herrn Karls ertragen, ich, der nur gezwungen aus der Cella sogar hierher ging?“

Einstweilen hatte der Herzog seinen Gasindus am Arm ergriffen, aus dem Tempel geführt und in sein Ohr geflüstert.

„Ich verstehe,“ erwiderte der: „Ja, das ist . . .“ — „Schweig! Höre weiter! Er soll, er darf ja gar nicht merken, was wir durch ihn erkunden wollen. Aber wenn er uns alles von dort berichtet, dann . . .“ Und er ging mit ihm ein paar Schritte rund um den Tempel.

„Also,“ sprach Adalperga zu ihrem Freund und sah ihm eindringend in die Augen, „Ihr werdet nein sagen, obwohl der Herzog es wünscht?“ — „Ich sage nein.“ —

Da erhob sie sich von der Bank, trat einen Schritt näher, legte leicht — nur einen Augenblick — die Rechte auf seine Schulter: er erbebte. „Auch, wenn ich es wünsche, wenn ich Euch darum bitte?“ — „Adalp . . . Frau Herzogin! Ihr mich bitten — mich!“ — „Hört den Grund. Jeder Mensch soll dahin eilen, wo er seinen Freunden — und Ihr seid unser Freund, ich weiß es! — am meisten nützen kann: das ist für uns ein Freund dort: — am Hof Herrn Karls. Vernehmt, — aber schweigt gegen alle, auch gegen meinen Gemahl! es ist das erste Geheimnis, das ich vor ihm hehle! — ich ahne, ach nein: ich weiß: der Herzog sinnt auf — — Bruch mit Herrn Karl.“ — „Da sei Gott vor!“ flüsterte Paulus und erbleichte. „Sein Schwur!“ — „Eidbruch! Auch ich zittre davor. Ich fürchte, ich kann den Rachezorn meines Gatten nicht zurückhalten, sobald er sich stark genug wähnt. Er rennt sich, — uns alle ins Verderben. Dann, dann ist mir von höchstem Wert ein Fürsprecher am Hof, ein Freund, ein Liebling des Siegers: — denn das werdet Ihr so sicher werden wie aller Menschen Liebling mit Eurem goldnen reinen Herzen.“ — Des Mönches Antlitz verklärte ein edler Glanz: „Zwar wird das mir nie zuteil werden! Aber schon der Gedanke, daß Ihr daran glaubt, und daß Ihr wünscht . . .! Ich verspreche Euch, vermag ich es, so rette ich Euren Gemahl aus jeder Gefahr — um jeden Preis!“

Da traten die beiden Männer wieder in das Tempelrund: der Gasinde flüsterte noch auf den Stufen: „Es wäre freilich gar wertvoll. Aber er geht nicht hin.“ — „Wer weiß! Wir sind alle ehrgeizig. — Nun, Paule, wie steht's? Muß ich Euch Gründe nennen? Sagt Ihr noch immer Nein?“ — „Ich sage: Ja. Die Frau Herzogin hat mich bekehrt: ich gehe an den Hof Herrn Karls, weil

ich — vielleicht — dort Gutes wirken kann.“ — „Trefflich,“ rief der Herzog mit einem triumphierenden Blick auf seinen Gefolgsmann. „Jedenfalls Besseres als in der Klosterzelle. Und ganz anderes!“

VI.

„Seinem hochehrwürdigen Vater und Herrn Theudemar dem Abt, Paulus, Warnefrids Sohn, der Mönch.

Hätt' ich auch nicht versprochen, Euch, dem hohen Paar zu Benevent und meinem herzgeliebten Bruder oft und ausführlich Nachricht zu schreiben von all' dem, was ich seit unserer Trennung erlebt und erfahren im Reiche der Franken, es würde mich das Herz dazu zwingen, die Fülle, die überwältigende Fülle der Dinge, die es bewegen, die es zu sprengen drohen, vor Euch auszuschütten. Es ist eine Welt der Wunder, in der ich lebe: aber das Wunderbarste der Wunder ist er, der Unvergleichliche, der Unschilderbare: ist Herr Karl!

Ich weiß, hoher Herzog, diese Worte wecken Euren Zorn: aber ich muß der Wahrheit Zeugnis geben: ja, ich muß: es ist Pflicht: denn lernt Ihr die Wahrheit über diesen Mann, den Unbezwinglichen, dann müssen Euch jene Gedanken vergehen, jene Hoffnungen siegreichen Rachekampfes wider ihn, die Euch im geheimen bewegen: — kenn' ich doch Euren trotzgemuten Heldensinn. Ich flehe Euch an, zu Eurem, Eures Hauses, unseres Volkes Heil: — gebt sie auf, jene Hoffnungen, verscheucht sie für immer, fügt Euch in das von Gott Gewollte. Ja, von Gott, nicht von jenem Sterblichen. Denn fest wie all' sein Volk, wie er selbst glaube ich: Herr Karl ist Gottes des Herrn

auserkorenes Rüstzeug, seine Kirche zu beschirmen, seinen Namen auszubreiten unter den Heiden, das Reich Gottes auf Erden zu begründen: ich glaub' es, was seine Völker, was auch seine Feinde raunen: der Engel des Herrn schwebt zu seinen Häupten Tag und Nacht: von seinen Augen strahlt ein Glanz, erhaben, blendend und doch so herzgewinnend durch eine wunderbar warme Güte der Seele. Ihn schildern, das kann niemand: erleben muß man ihn!

Ich sah ihn zuerst in Poitiers, wohin mein treuer Begleiter, Bischof Constantius von Chur, mich über Aosta, Lyon und Limoges zu ihm führte: der Herrscher brachte dort mit eigner milder Hand Hilfe den schwer durch Mißwachs, Hunger und Hunger-Seuche getroffenen Provinzialen: ich traf ihn in der fieberverpesteten Hütte eines armen Winzers; die Ärzte scheuten die Ansteckung, er nicht. Er richtete sich auf von dem Lager des Kranken, über das er sich gebeugt hatte, und sah mich lang an mit seinen großen, die Seele durchdringenden Augen: dann lächelte er, reichte mir die mächtige Hand und sprach: ‚Mönchlein, du gefällst mir: in dir ist kein Falsch. Aber zu wenig Blut. Bring du uns dem Himmel näher, — wir wollen dich, du bleicher Geist, der Erde näher bringen.‘

Von Stund an war mein Herz, mein Geist, mein Wille sein eigen! Wir blieben in Poitiers, bis die Seuche erloschen und der mitgeführte Geldvorrat ausgespendet war, dann begleitete ich den König quer durch Gallien gegen den großen Rheinstrom hin und in seine dortigen Villen zu Metz, Diedenhofen, Düren, endlich hierher, in das große Palatium zu Aachen! Hier erst, in seiner wahren Heimat-Pfalz, ging mir das ganze Wesen des Mannes auf und seine Größe! Nicht das Gedränge der Gesandten all' der Fürsten und Völker, die seine Gunst suchen, vom heiligen

Vater bis zum Sultan Arraschid zu Bagdad, von den dänischen, angelsächsischen, den asturischen Königen bis zu den Boten des Kaisers aus Byzanz, — nicht die Geschenke, die Schatzungen, welche sie huldigend ihm zu Füßen legen, erregen mein bewundernd Staunen, — nein, die väterliche Liebe, mit der er unermüdlich der Bedrängten, der Armen, der Hilflosen in seinem weiten Reiche gedenkt. In der Nacht springt er vom Lager und schreibt den Namen eines kleinen Bauern fern in den Alpen Bajuvariens am Inn oder an der Loisach, dessen Hilferuf gegen den gräflichen Unterdrücker noch nicht erhört ist, auf seine schlichte Gedenktafel von Schiefer, er, der schreckliche Schlachtenschläger, der ‚eiserne Karl‘, er trägt in der Brust das gütevollste Herz.

Und sein Geist! Er hat mich gewürdigt der Aufnahme in den Kreis von weisen Meistern, die seinen Hof zu einer hohen Schule machen. Hier lerne ich von dem ernsten Angelsachsen Alkuin, von dem wir ja alle zu lernen haben, hier traf ich den Landsmann Petrus von Pisa, hier den edlen Goten, den schönheitdurstigen und schönheitspendenden Theodulf von Orleans. Und mit so vielen andern noch darf ich Unwürdiger wie mit meinesgleichen verkehren! Und ganz wie einer von uns lebt und forscht und tafelt und scherzt mit uns auch der mächtigste Herrscher des Abendlands, er neckt und läßt sich necken in Prosa und Gedicht, der ‚David‘ dieser Tafelrunde, wie wir ihn, jeden Titel und Hofzwang meidend, nennen müssen: wie Alkuin Horatius Flaccus ist Angilbert, des Herrschers vertrautester Rat, Homer und der junge liebenswerte Einhart — auch manche Jungfrau des Hofes findet ihn so! — heißt gar Beleseel nach dem kunstreichen Baumeister der Stiftshütte, weil der Kluge, Feine gar kunstverständig ist in allerlei Bauwerk. Der ist mir von allen der Liebste, meiner Seele der Nächste geworden.

‚Wie sie wohl meinen Paulus getauft haben?‘ forscht hier mein neugierig Brüderlein. Ei seltsam genug! Am dritten Abend unsrer Tafelrunde stieß sich Freund Einhart an dem einzigen ‚Ungetauften‘ in dem Kreis und bat Herrn Karl, mir einen Namen zu wählen: der sah mir ernsthaft ins Gesicht, dann lächelte er: ‚nun reichlich — reichlicher als mit Fett und Muskeln! — hat ihn der Schöpfer bedacht mit der Nase. „Ovidius Naso“ wollen wir ihn nennen.‘

Alle stimmten laut lachend bei und Einhart meinte: ‚Aber die ars amandi müßte er wohl erst lernen, um sie zu lehren.‘ Da lachten sie alle noch lärmender. Ich aber schwieg und dachte: ist das eine Kunst? Ich meine, lieben ist nicht eine Kunst, ist eine Notwendigkeit, ein Herzenszwang. Könnte ich euch, ihr in dem Herrn Geliebten, auch nicht lieben? Ich muß, ob ich will, ob nicht! — Nicht müde wird der Herrscher bis in die späte Nacht, uns zu fragen, sich zu belehren. Und mich hat er — die hohe Fürstin hat beschämend richtig geweissagt! — gar bald tief in sein großes Herz geschlossen: auch wenn es nicht Freund Einhart und dessen gar eifrige Schülerin, die schöne Königstochter Emma, versicherten, — ich merke es mit glückseligem Dank täglich an allerlei Dingen und Worten im Ernst und Scherz.

Gestern bei der Abendtafel lobte ich die persischen Äpfel, die ihm der heilige Vater als Geschenk gesandt aus seinem Garten am Tiber: als ich spät Nachts heim komme in mein Hospitiolum neben dem Palast, finde ich sechs der schönsten mit einem Zettel: ‚sie seien nicht geschenkt, verkauft, je um vier Verszeilen, und beim Frühmahl müsse ich die fertig vorlesen‘. Da galt es fleißig dichten bis zur Hahnenkraht, denn Theodulf und Angilbert dichten schön, aber richten scharf. Nun, sie waren alle zufrieden. — Die

hohe Fürstin gedenkt vielleicht noch der Verse, die sie mir zuweilen auftrug in Pavia: — ach, die waren doch viel besser. Wie oft gedenk ich mit Heimweh der Seele der schönen Tage am Tessin! — —

Dieser Brief wird, ich merk' es, ein ganzes Tagebuch: nun, ein solches habt ihr ja, hat zumal der Herr Herzog gewollt, und heute hab' ich das Wichtigste zu melden, was mir bisher am Hof begegnet: eine hohe Auszeichnung: manche beneiden sie mir, meint Einhart. Der König winkte mich heran in aller Frühe bei seinem Ankleiden, dem nur die Vertrautesten beiwohnen dürfen: — er gibt ihnen dann wohl Aufträge, die ihm in schlafloser Nachtstunde gekommen, — lachte mich an mit seinem sonnigen Lachen und sprach: ‚Paule, mein Liebling, heute Nacht gab mir der Herr wieder einmal die Weisheit im Schlaf, das heißt im Traum: du weißt, Rothtrud, mein schön Töchterlein, ist verlobt mit Constantin, dem Sohn des Kaisers Leo zu Byzanz. Zu Ostern bring' ich sie mit großem Geleit nach Rom: von dort schifft sie sich ein nach Byzanz: so soll ein Sproß unsres Königshauses auch die Kaiserkrone tragen: bei Sankt Denis, wir sind es wert —! Würdiger als mancher dieser „Romäer" da drüben würde mancher von uns heißen: »Imperator Romanorum«. Aber genug hiervon. Nun, soll schön Rothtrud über Griechen herrschen, muß sie ihres Volkes Sprache verstehn: denn sie soll nicht, wie jene byzantinischen „Imperatrices", die sie auf Goldgrund malen, steif, regungslos, wie lebendige Tote, nein, wie eine pflichtgetreue Königin der Franken, die emsige Hausfrau des Herrscherhofes, wie ihre Mutter, meine herzgeliebte Frau Hildigard — Gott segne sie alle Stund' und führe sie bald wieder aus ihren Mutter-Schmerzen! — soll meine

‚Wie sie wohl meinen Paulus getauft haben?‘ forscht hier mein neugierig Brüderlein. Ei seltsam genug! Am dritten Abend unsrer Tafelrunde stieß sich Freund Einhart an dem einzigen ‚Ungetauften‘ in dem Kreis und bat Herrn Karl, mir einen Namen zu wählen: der sah mir ernsthaft ins Gesicht, dann lächelte er: ‚nun reichlich — reichlicher als mit Fett und Muskeln! — hat ihn der Schöpfer bedacht mit der Nase. „Ovidius Naso“ wollen wir ihn nennen.‘

Alle stimmten laut lachend bei und Einhart meinte: ‚Aber die ars amandi müßte er wohl erst lernen, um sie zu lehren.‘ Da lachten sie alle noch lärmender. Ich aber schwieg und dachte: ist das eine Kunst? Ich meine, lieben ist nicht eine Kunst, ist eine Notwendigkeit, ein Herzenszwang. Könnte ich euch, ihr in dem Herrn Geliebten, auch nicht lieben? Ich muß, ob ich will, ob nicht! — Nicht müde wird der Herrscher bis in die späte Nacht, uns zu fragen, sich zu belehren. Und mich hat er — die hohe Fürstin hat beschämend richtig geweissagt! — gar bald tief in sein großes Herz geschlossen: auch wenn es nicht Freund Einhart und dessen gar eifrige Schülerin, die schöne Königstochter Emma, versicherten, — ich merke es mit glückseligem Dank täglich an allerlei Dingen und Worten im Ernst und Scherz.

Gestern bei der Abendtafel lobte ich die persischen Äpfel, die ihm der heilige Vater als Geschenk gesandt aus seinem Garten am Tiber: als ich spät Nachts heim komme in mein Hospitiolum neben dem Palast, finde ich sechs der schönsten mit einem Zettel: ‚sie seien nicht geschenkt, verkauft, je um vier Verszeilen, und beim Frühmahl müsse ich die fertig vorlesen‘. Da galt es fleißig dichten bis zur Hahnenkraht, denn Theodulf und Angilbert dichten schön, aber richten scharf. Nun, sie waren alle zufrieden. — Die

hohe Fürstin gedenkt vielleicht noch der Verse, die sie mir zuweilen auftrug in Pavia: — ach, die waren doch viel besser. Wie oft gedenk ich mit Heimweh der Seele der schönen Tage am Tessin! — —

Dieser Brief wird, ich merk' es, ein ganzes Tagebuch: nun, ein solches habt ihr ja, hat zumal der Herr Herzog gewollt, und heute hab' ich das Wichtigste zu melden, was mir bisher am Hof begegnet: eine hohe Auszeichnung: manche beneiden sie mir, meint Einhart. Der König winkte mich heran in aller Frühe bei seinem Ankleiden, dem nur die Vertrautesten beiwohnen dürfen: — er gibt ihnen dann wohl Aufträge, die ihm in schlafloser Nachtstunde gekommen, — lachte mich an mit seinem sonnigen Lachen und sprach: ‚Paule, mein Liebling, heute Nacht gab mir der Herr wieder einmal die Weisheit im Schlaf, das heißt im Traum: du weißt, Rothtrud, mein schön Töchterlein, ist verlobt mit Constantin, dem Sohn des Kaisers Leo zu Byzanz. Zu Ostern bring' ich sie mit großem Geleit nach Rom: von dort schifft sie sich ein nach Byzanz: so soll ein Sproß unsres Königshauses auch die Kaiserkrone tragen: bei Sankt Denis, wir sind es wert —! Würdiger als mancher dieser „Romäer“ da drüben würde mancher von uns heißen: »Imperator Romanorum«. Aber genug hiervon. Nun, soll schön Rothtrud über Griechen herrschen, muß sie ihres Volkes Sprache verstehn: denn sie soll nicht, wie jene byzantinischen „Imperatrices“, die sie auf Goldgrund malen, steif, regungslos, wie lebendige Tote, nein, wie eine pflichtgetreue Königin der Franken, die emsige Hausfrau des Herrscherhofes, wie ihre Mutter, meine herzgeliebte Frau Hildigard — Gott segne sie alle Stund' und führe sie bald wieder aus ihren Mutter-Schmerzen! — soll meine

Tochter da drüben walten, die Tränen der Bedrängten trocknen, ihre Klagen stillen: dazu muß sie aber diese Klagen verstehen: griechisch muß sie lernen! Nun hat zwar der Imperator auf mein dringend Verlangen — er selbst und sein Sohn waren — seltsamerweise! — gar nicht auf den Gedanken gekommen, was doch mehr ihre als meine Sache! — mir zwei feine Griechen seines Palastes geschickt — in prahlerisch prunkenden Seiden-Gewanden: nahm sie neulich mit auf die Saujagd in die Ardennen, wußte, es werde regnen — da lachte er so recht fröhlich vor sich hin — regnete auch: tüchtig wurden sie naß bis in ihre feine „romäische" Haut, die Seidenfetzen verschrumpften. — Einen Alten und einen Jungen: der Alte ist mir aber zu alt d. h. zu langweilig: wohnte neulich einer Lehrstunde bei, schlief ein nach einer halben! — auch mag ich nicht den bösen Falschblick seiner Augen; der Junge aber — Agathon heißt er — ist mir zu jung: meine Rothtrud ist gar schön! Nun schlief ich ein in Sorge darüber, wer mir wohl die beiden Griechen ersetze? Und im Traum tratest du an mein Bett, du mein Paule, mit deinem lieben, nur allzubleichen Gesicht und sprachst: „Herr König, ich kann gut griechisch. Und ich bin treu, nicht falsch. Und jung zwar bin auch ich, aber ich bin Sankt Benediktus zu eigen." Da sprang ich vom Pfühl und schrieb quer über meine ganze Tafel und alles, was schon darauf stand — da sieh her! — „Paulus der Mönch lehrt sie griechisch!" Und so soll's werden! Wenn du willst, heißt das. Willst du? Ist dir schön Rothtrud nicht zu schön?' lachte er. Ich neigte mich und sprach gerührt: ‚mit Freuden will ich'. Denn Fürstin Rothtrud ist mir nicht zu schön. — —

Nun hat der Unterricht seit einigen Tagen begonnen. Ich staune: ein paar Wochen hat sie der alte Elisäus schon gequält: und was hat sie gelernt? Nichts! Gar nichts! Und dabei ist die junge Fürstin hellen Geistes, raschen Verstandes und hat ein wunderbares Gedächtnis. Aber freilich, erwäge ich ihr ganzes Verhalten bei meinen weisen Lehren, so begreif' ich ihr Nichtwissen, wenn sie's mit dem Alten ebenso getrieben hat. Sie hört mir zu, engelgeduldig: nur denkt sie einstweilen offenbar an etwas ganz anderes! Dabei lächelt sie immer vor sich hin, zuweilen mutwillig, so daß ich meinte, sie lache mich aus: aber nein, denn meist ist es ein still seliges vor sich hin Sinnen und Lächeln, ein beneidenswertes, geheimes Glück verratend. Auf Mädchenlächeln aber, auf Mädchen überhaupt versteh' ich mich gar nicht, o Fürstin Adalperga!

Am Schluß der heutigen Stunde — jetzt eben — hörte ich etwas, das gewiß den Schlüssel des Geheimnisses birgt: leider verstand ich zu wenig davon. Fürstin Emma, die den Stunden beiwohnt — sie schreibt dabei gar eifrig an den Übersetzungen ins Latein, die ihr Freund Einhart aufgibt — flüsterte der Schwester beim Hinausgehen etwas zu — ich nahm gerade in der Ecke meinen schwarzen Mantel um, aber ein wenig hörte ich doch: — es war offenbar eine Mahnung, merksamer zu sein, ihre schriftliche Aufgabe fleißiger zu machen: da antwortete Rothtrudens metallische, glockenreine, aber auch glockentiefe Stimme: ‚Ach was! Lerne du nur weiter bei deinem Einhart und kümmere dich nicht um mich. Du wirst doch nicht etwa glauben, daß ich jemals den Griechenprinzen nehme?‘ Und lachend schwebte sie hinaus. — Was soll das heißen? Den König, den ganzen Hof, mich zum besten haben?

Allgütiger Gott! Dank den Heiligen, daß sie mich unwürdig Werkzeug wählten, ein schändliches Verbrechen zu verhindern! Kaum hatte ich heut' in aller Frühe mein Morgengebet vollendet, als an mein schmales Kämmerlein gepocht wurde und herein trat zu meinem höchsten Staunen meine fürstliche Schülerin, ehrerbietig gefolgt von einem gar stattlichen, schönen Herrn: ich kannte ihn gut, es ist ihr Mariskalk, Graf Rorich von Maine, einer der prächtigsten von unsren — d. h. von des Königs! — Palatinen. Die Jungfrau hob an: ‚Verzeiht, mein weiser Lehrer, den Verdruß, den Euch die ungelehrige Schülerin gemacht hat. Die Schule ist aus, denk' ich: zu ihrem, aber auch zu Eurem Heil. Sprecht, Graf von Maine.' Und den traf ein kurzer Blick, welchen wohl andres noch als Dank durchglühte, — soviel verstehe sogar ich von Mädchenblicken.

Der Graf neigte sich höfisch vor mir geringem Mönch und begann: ‚Mein ganzer Dienst, all meine Treue und Sorge ist Fürstin Rothtrud geweiht und wird es bleiben mein Leben lang. Unleidlich war mir von je der Gedanke, die Herrliche dem falschen Byzanz anzuvertrauen, und einem — ich weiß es! — ungeliebten Mann. Mit Argwohn beobachtete ich von Anfang an die beiden Griechen, zumal Elisäus: mir fiel auf, daß sie, sowie ein weiterer Gesandter vom Kaiser eintraf, geheim tuschelten, sich Nachts heimlich besuchten und besprachen. Gestern nun — Ihr wißt es — kam wieder ein Bote aus Byzanz mit allerlei Schreiben — an den König, die Königin, Fürstin Rothtrud, — die offen übergeben wurden: es stand — wie gewöhnlich — nichts drin als griechischer Wind. Nach dem Nachtmahl sah ich Elisäus und Agathon durch den Palastgarten nach ihrem Hospitium schreiten, in eifrigstem Flüstergespräch, in hitziger Erregung offenbar: ich folgte

ihnen leise: die mond- und sternenlose Nacht, das Dunkel der hohen Bäume verbarg mich. da hörte ich, — als Gesandter des Herrn in Byzanz hab' ich zwar nicht die Sprache schreiben oder sprechen, wohl aber ein wenig verstehen, auch etwas buchstabieren, gelernt, — wie der Alte zu dem Jungen sprach: er war des Weines voll, wankte im Gang und zitterte an den Händen: „Jetzt ist das Netz gespannt, alles verabredet! Drum gönnte ich mir ein paar Becher Falerner mehr denn heute erhielt ich, durch den Boten des Kaisers, von dem Protonotar die geheime Meldung, — hier im Gürtel barg ich sie" — er klopfte darauf — „schön Rothtrud ist schon so gut wie gefangen im Meerturm am Bosporus. Wehe diesen Barbaren!" Damit erschloß er die Haustür ihres Hospitiums: ich wollte herzuspringen, — ihn fassen: aber da sah ich in dem Licht, das aus dem geöffneten Gang strahlte, etwas Weißes auf die Erde gleiten: wie er den Schlüssel in der Gürteltasche suchte, war ihm das Schreiben herausgeglitten, so hoffte ich: und so war es. Ich raffte es auf, lief in den Hof des Palastes zurück, wo in dem Tor die Pechfackel brennt und las, — ach wollte lesen! Es waren zwar griechische Buchstaben, aber in einer Geheimschrift — von niemand zu entziffern,' schloß er seufzend.

‚So fürchtete mein Freund,' fiel die Jungfrau rasch ein. ‚Als er aber heut' in aller Frühe — er hat täglich mit mir auszureiten!' erklärte sie ein wenig errötend — ‚'s ist sein Amt! — mir vom Roß herab die Rolle reichte, — da gedacht' ich, wie Ihr, gütevoller Lehrer, der Schülerin auch von jenen Geheimschriften der Griechen gesprochen, jenen, — wie heißen sie doch?' — „Formatae." — ‚Und wie Euer großer Lehrer — wie hieß er doch?' — „Flavianus!" — ‚Jawohl, — Gott segne Flavianus! — Euch auch eine Anzahl solcher byzantinischer Geheimschriften ent-

ziffern gelehrt habe. Geben die Heiligen, daß diese darunter war!‘ Und sie zog aus dem Busen den zerknitterten Papyrus und reichte ihn mir mit zitternder Hand.

Ich sah hinein: ‚Gelobt sei der Herr,‘ rief ich, ‚ja, das kann ich lesen.‘ Und ich las: — und erschrak bis zum Tode: der Herzschlag stockte mir: ‚das — das ist teuflisch!‘ sprach ich dann. ‚Auf, zu Herrn Karl.‘

Alsbald standen wir vor ihm, der Graf wiederholte dem Staunenden seinen Bericht, der König sah in den Papyrus: ‚das ist die Schrift des Protonotars,‘ sprach er. Ich aber las mit oft versagender Stimme: ‚Ein Dämon muß diese Barbaren betört haben zu dem Wahne, der Basileus der Romäer werde seinen Sohn vermählen mit dem Kind dieses Räuberkönigs, der uns die schönsten Provinzen Italias entrissen. Der plumpe Bär ging in die seiner Eitelkeit gestellte Falle. Sowie das Püppchen in Byzanz gelandet, — in den tiefsten Turm mit ihr als Geisel. Und nicht eher — bei des Kaisers Haupt! — soll sie das Licht der Sonne wieder schauen, bis ihr Vater all' seinen Raub: Rom, Ravenna, ganz Italien, Istrien, Dalmatien herausgegeben hat. Droht er mit Krieg, so lachen wir: er hat ja nicht zehn Schiffe! Und schön Rothtrud hat nur eine Nase und nur zwei Augen.‘

Da stieß Herr Karl einen Schrei aus, wie ich im Leben nie gehört, nicht wie ein Mann, — wie ein edles, todwund getroffenes Tier. Dann ballte er beide Fäuste, reckte sie gen Himmel, einen furchtbaren Fluch zu stammeln: aber sieh: er fluchte nicht: plötzlich, wie blitzgetroffen, sank er auf beide Kniee, faltete die eben grimm geballten Fäuste zum Gebet und sprach: ‚Herr mein Gott, ich danke dir. Ich danke dir für deine wunderhafte Gnade, mit der du mein armes Kind gerettet hast. Ich danke dir, Herr mein

Gott! All' mein Leben sei dir ein Dank für diese Stunde.' Seht, das ist Herr Karl.

Ich konnte gestern nicht weiter schreiben, meine Seele zitterte zu stark. Ich fahre erst heute fort. Die beiden Griechen wurden gefangen gesetzt: mit der Folter bedroht, bestätigten sie alles, was der Brief enthielt. Der König wollte beide zum Tode verurteilen und hinrichten lassen: aber die Frau Königin Hildigard auf ihrem Krankenbett — sie ist ein Engel auf Erden! — erbat beider Leben als Dank für die Rettung der Tochter. So wurden sie in Fesseln nach Italien geschickt, um eingeschifft zu werden nach Byzanz, dorthin die Kriegserklärung König Karls zu tragen. Aber lange vor ihrer Ankunft, mein' ich, werden die Kaiserlichen in unsrem Vaterland die Rache Herrn Karls verspüren: er hat das ganze Heer der Franken aufgeboten von der Avarenmark bis Barcelona, von der Eider bis an den Tiber. Italiens Erde wird gar bald dröhnen unter dem Fußtritt ungezählter Scharen: bei deren Anblick wird wohl jedermann — hört ihr's? jedermann! — den Gedanken an Widerstand gegen Herrn Karl aufgeben.

In eurer Güte, hohes Herzogpaar und Herr Abt und in deiner brüderlichen Liebe, mein Arichis, werdet ihr nun vielleicht fragen, wie es in diesen gewaltigen Weltmeerwogen das Schifflein des Mönches Paulus getragen hat?

Zuerst kam mir als Dank meines verdienstlosen Verdienstes eine gar liebliche Herzensfreude: am Abend desselben Tages pochte es wieder an die Tür meines Kämmerleins und herein traten wieder Fürstin Rothtrud und der

Mariskalk, aber diesmal Hand in Hand: und mit strahlendem Antlitz — da war sie wirklich schön, Frau Fürstin, das sah selbst ich! — sprach sie: ‚o Mönch Paulus des Warnefrid Sohn, kurze Zeit mein Lehrer, aber mein Freund alle Zeit meines Lebens, habt den Dank der Geretteten. Und verzeiht der Schülerin, daß sie so unaufmerksam war und lachte statt zu lernen. Wisset, ich war entschlossen, nie des Kaisersohns zu werden. Nach Byzanz hätten sie mich wohl führen können, aber nie in seine Arme. Denn‘ — und hier errötete sie wieder und stockte eine Weile, aber gar nicht lange — dann fuhr sie freudestrahlend fort — ‚denn ich liebe einen andern: stolz sag' ich's: — diesen da! Und der lieben Mutter hab' ich's heut an ihrem Bette gestehen wollen: aber die hat gelacht und gemeint, „das weiß ich viel länger als du. Und ich habe,“ fuhr die goldene Mutter fort, „heute dem Vater das Wort abgenommen, daß er nie eines meiner Mädchen ungeliebtem Manne gibt. Und er wird's halten.“ Und all' das sag ich Euch, Mönch Paulus, unter allen am Hof ganz allein, weil ich weiß, es erfreut Euch, wenn Ihr auch gar nichts davon habt, denn Ihr habt ein . . .‘ da sagte sie was von meinem Herzen. ‚Mein Vater kann und wird Euch lohnen mit Ehren und Gütern‘ — als ob Sankt Benedikts Schüler das annehmen dürfte! aber die Glückliche dachte nicht daran! — ‚ich aber lohn' Euch so.‘ Und eh' ich mich's versah, faßte mich die Hochgewachsene an beiden Schultern und küßte mich mitten auf die Stirn. Ich beichte, Vater Theudemar, aber es geschah ohne, ja wider meinen Willen. Und es ist der erste Weibeskuß, den ich, seit die Mutter starb, empfangen.

‚Aber,‘ fuhr sie fort, ‚neben diesem weltlichen Mädchendank — der Graf ist nicht eifersüchtig, nicht, Rorich? — nehmt hier ein heilig Andenken: zierlich in Gold gefaßt

einen Splitter vom Kreuze Christi. Harun Arraschid hat ihn mir geschickt: der gute Heide meinte, das Kleinod bringt Glück in der Liebe. Nun, das braucht es uns nicht noch zu bringen — nicht, Herr Mariskalk? — und Euch darf es nichts der Art bringen! — aber Alkuin lehrt, es gibt Kraft der Entsagung und die kann ein Mönch brauchen.‘ Da trat Graf Norich vor, gab mir die Hand und sprach: ‚Und, Mönchlein, willst du mal einem Wunsche nicht entsagen, — hier ist ein Schwert, das soll dir ihn erkämpfen. Und ein treu ergebener Wille, der dir gerne dient.‘

Und Herr Karl, so werdet ihr jetzt wohl fragen — wie hat er den Zufall — nicht wahrlich das Verdienst! — des Mönches belohnt? Hört nur, wie überreich! Früh am andern Morgen ließ er mich rufen. Ich hatte kurze Zeit auf ihn zu warten in einem Empfangsaal, den ich noch nie betreten: da sah ich denn jenes angebliche Wunderwerk, das ihm, wie die Leute fabeln, Gott der Herr selbst aus seinem Himmel durch zwei Engel hat heruntertragen lassen: nämlich auf hohem Gestell von Alabastron eine mächtige Goldscheibe, darstellend den ganzen Erdkreis, mit allen Meeren und Strömen — die aus Silber! — mit allen Inseln und Gebirgen, allen Ländern mit ihren wichtigsten Städten — diese aus allerlei Perlen und Edelsteinen: so fand ich gleich Pavia, — wie suchte ich es! — Benevent, Friaul, Aachen. Diese Scheibe wirkt das Wunder, — so flüstern die Leute, — daß, wo immer in einem Ort seines Reiches die Mark vom Feinde verletzt oder auch im Innern Aufruhr erhoben wird, da — an dieser Stelle, — ein leises Klingen von Innen heraus ertönt, so daß Herr Karl sofort, ehe die Feinde das für möglich halten, die Gefahr erkennen und seine raschen

‚Scarae‘ dahin werfen mag. So erklären es sich die Menschen, daß er jede Gefahr in seinem weiten Reich so rasch entdeckt, so rasch und unfehlbar abwendet. Aber die Sage mag eine Warnung sein für alle, die Erhebung planen gegen Herrn Karl: wie ich so einsam neben der Scheibe stand, war mir, ich höre aus ihr ein leises Klingen: — aus der Gegend von Benevent. — — —

Alsbald sprangen die Doppeltüren des marmorgetäfelten Saales auf und herein schritt aus dem Innern des Palastes gerade auf mich zu Herr Karl, aber nicht allein, gefolgt von gar vielen Geistlichen und Weltgroßen des Hofes: ich erkannte den wackern Helden Gerold von Bayern, — den Bruder der Königin, — den Markgrafen Roland von Bretagne, des Königs Neffen, und den von ihm unzertrennlichen Vizecomes Oliver von Viane, den Markgrafen Erich von Friaul, den Grafen Wilhelm von Orange, Bischof Arn von Salzburg.

Dann alle die trauten Genossen unserer ‚Akademia‘, wie uns Meister Alkuin neulich taufte: ihn selbst, Einhart, Angilbert, Petrus, Theodulf und die andern: der Graf von Maine lächelte mir zu und legte den Finger auf den Mund: — unnötige Sorge!

Als sich der Halbkreis hinter ihm geordnet hatte, sprach Herr Karl und sein Auge leuchtete mich an, daß in das meine die Träne der Rührung trat: ‚Sohn Warnefrids, Paule, mein Liebling: all diese meine Getreuen wissen, welch großen Dank ich und mein Haus dir schulden. Nie kann ich dir vergelten. Aber alle Welt soll wissen und vor allem mein Hof und mein Reich, wie tief ich solche Dankespflicht empfinde. Dem Mönch darf ich nicht Allod, nicht Beneficium bieten, nicht Gold noch köstlich Gewaffen noch weltlich Amt in Hof oder Reich: lebst und webst du doch im Geistlichen, in der Kirche: aber in diesem deinem

kirchlichen Stand stehst du mir lang schon viel zu niedrig: auf meinen Wunsch wird dich der gute Herr von Salzburg — siehst du, dort steht er! — gar geschwind mit rascher Häufung der niedern Grade zum Diakonus weihen an meiner Stiftskirche zu Aachen, und ‚Paulus Diakonus' soll fortab dein Ehren-Name lauten, von deinem König dir verliehen. Doch mehr: gern möcht' ich dich für immer um mich haben: dein Abt Theudemar gibt dich gewiß aus seinem Kloster frei, verlangen wir das beide: und so sollst du — bei deiner Jugend noch unter meinem Archicapellanus — mein Capellanus werden und fortab dienen, leben und wohnen in der Capella meines Palatiums. Sprich, willst du das, mein Sohn?'

Mich überwältigte fast die Rührung: ach, neben dem Dank für soviel Güte ward das Heimweh so übermächtig in mir, die Sehnsucht nach euch, ihr Hohen und Lieben, in der Heimat, die Sehnsucht nach meiner stillen Zelle am Garigliano, nach dem gütigen, weisen Abt, nach dem treuen Bruder, ja auch nach den Pinien und Cypressen des Schloßgartens von Benevent, daß meine ganze Seele erschrak bei dem Gedanken, mein Leben lang von dort, von euch verbannt zu sein: so faßte ich mir ein Herz — es war nicht leicht, so reiche Güte auszuschlagen! — und sprach: ‚Nein, Herr König! Ich danke dir vom Grund der Seele: aber meine Stätte ist nicht hier, nicht in Glanz und Lärm der Welt, sie ist in meiner Heimat, in meinem Kloster, in meiner Zelle: dorthin laß mich zurückkehren: dort will ich ein großes Werk, das Werk meines Lebens schreiben: du und Fürstin Rothtrud ihr braucht mein Griechisch nicht mehr.'

Ein leicht Gewölk flog über seine klare Stirn, doch freundlich sprach er: „Ich hab's gefürchtet, denn ich kenne deine stille Seele. Ein großes Werk? Ich ahne: du

sprachst davon. Mag's sein! Aber die Flucht von mir hinweg wird wohl nicht eilen. Den Capellanus schlugst du aus —: so erbitte dir irgend eine andere Gnade von mir: denn den Diakonat gibt dir die heilige Kirche. Wähle! Wünsche!'

‚Herr König, ich habe keinen Wunsch.'

‚Wohl, jetzt, für dich. Aber — nach deines Herzens Art! — etwa für andere.'

Ich sann nach: da fiel mir ein, wie's mich erschüttert hatte, als ich jüngst — von ungefähr war ich dazu gekommen auf dem Marktplatz von Aachen — einen zum Tod Verurteilten — wegen infidelitas — zum Galgen schleifen sah: er sträubte sich mit allen Kräften, er wand die Glieder in seinen Ketten, die Todesangst stand auf seinem Gesicht: — es war grauenhaft! ‚Wohlan, Herr König,' rief ich kurz entschlossen, ‚so gewährt mir eine Freibitte, wie sie bei mir daheim in Langobardien zuweilen Äbten oder Äbtissinnen verliehen wird.'

‚Freibitte? Für wen? Von was?'

‚Für einen Verurteilten: — vom Tode.'

Der König stutzte einen Augenblick: er sann nach: ‚Hm,' meinte er, ‚sonderbar. Recht sonderbar! Aber nein doch: echt christlich, und echt priesterlich. Auch das ist ganz mein Paulus, drum gefällt's mir. So sei's! Aber höre,' lächelte er, drohend den Zeigefinger hebend, nur einmal! Und nur einen! Dein Erbarmen wär' im stande, einen ganzen Schlachthaufen treubrüchiger Sachsen freizubitten. Nur ein Leben! Und nun, nimm hier, vor seinem ganzen Hof, deines Königs Dank!'

Und er schritt an mich heran und küßte mich auf beide Wangen. Mir schwindelte. Ich entzog mich dem Händedruck der andern, eilte in mein Kämmerlein, warf mich auf die Knie, dankte inbrünstig Gott und weinte, weinte, weinte.

Ach, meine Seele, meine undankbare Seele, war nicht hier: — in heißer Sehnsucht war sie bei euch."

VII.

Als der Herzog von Benevent den langen Brief — Abt Theudemar hatte ihn selbst gebracht — laut zu Ende gelesen, warf er ihn unmutig auf den runden Marmortisch des kleinen Gartentempels und winkte Arichis, ihm ins Freie zu folgen. Adalperga nahm das Schreiben sorglich auf: sie wischte die feuchten Augen und sprach zu dem Abt: „Was für ein Herz!" — „Ja, wahrlich! — Und wenn Ihr es erst kenntet wie ich." — „Wer so gut ist, der muß doch glücklich sein, nicht, ehrwürdiger Vater?" — „Wohl, wohl, edle Frau, das sollte so sein. Allein . . . Ihr seid so gut wie Paulus und doch . . ."

„Ich wäre ganz glücklich, quälte mich nicht die Sorge um den Herzog. Ach, und um das Kind unter meinem Herzen, das in so schwerer Zeit in die Welt hineinwachsen soll. Aber vielleicht war es ohne Grund oder doch ist es jetzt ohne Grund: unser Paulus hat mir in diesem Brief eine Last von der Seele genommen. Habt Ihr beachtet seine wiederholte, scharfe Warnung an den Herzog? — Jetzt — nachdem er das ganze Heer des Reiches auf dem Wege nach Italien weiß, — jetzt *kann* doch mein Gemahl nicht an Empörung denken?"

„Wir wollen's hoffen," erwiderte der Bischof. „Es wäre Wahnsinn. — Aber gebt mir Urlaub, hohe Frau, ich muß noch heute den Rückweg in mein Kloster antreten: es darf nicht verwaist stehen: wirre Gerüchte von Unruhen,

von Ansammlung Gewaffneter — ziemlich in der Nähe — schwirren durch die Luft: da darf der Vater nicht den Söhnen fehlen. Schreibt dem lieben Diakon, schreibt ihm bald: und schreibt — selbst: Ihr wißt nicht, wie ihm das wohl tun wird."

„Gern," sprach die Frau, sich erhebend. „Obzwar ich nicht verstehe, was der Fromme und Viel-Gelehrte hat von dem Brief einer sorgenschweren Frau."

VIII.

Mit hastigen, ungleichen Schritten durchmaß der Herzog die schmalen Gartenwege, zuweilen blieb er stehen und riß an einem Zweig, der den Pfad verengte; ernst, schweigend schritt Arichis neben ihm her. Außer Hörweite von dem Tempel, sprach der Fürst: „Diese törichten Warnungen! Sie kommen zu spät: sie machen nur wirr, sie umwölken den Blick und können doch nichts mehr ändern." — „Und doch hattet Ihr ihn an den Frankenhof zu gehen gedrängt, gerade weil . . . —" — „Ja, weil ich hoffte aus seinen Briefen rechtzeitig zu erfahren, was dort geplant werde: ein Späher, ohne Wissen, wider Willen, sollte er mir sein! Nun schreibt er erst jetzt, nachdem hier alles bereit, ja mehr als bereit ist. Das ganze Frankenheer im Anzug: — — und ich kann nicht mehr zurück." — „Wirklich nicht? Es wäre gut." — „Das weiß ich allein. Meinst du, ich bin so tollkühn, jetzt — jetzt gerade! — freiwillig loszuschlagen, nachdem ich das erfahren? Das bedeutet dreißigfache Übermacht. Wir sind verloren." — „Seht Ihr das ein, Herr, warum dann . . . .?" — „Weil ich

muß, sag' ich dir! Die Ehre gebeut, hörst du? Die Ehre! Das gilt Männern mehr als ein — erzwungener! — Eid auf morsche Knochen." — „Ja," sprach der Gefolge, „die Ehre ist das Höchste, so lehrte auch der Vater. Aber wie bindet sie Euch dazu, gerade jetzt . . .?"

„Merk' auf! Allein war ich zu schwach, ich habe deshalb mich mit Herzog Hrodgaud von Friaul fest verbündet, — mit dem Bruderkuß der Ehre! — loszuschlagen auf seinen ersten Ruf. Auch von meinen Nachbarn von Spoleto, von Melfi, Asculum, Bovinum hab' ich feste Zusage, zu mir zu stoßen: soll ich all' diese Getreuen, die auf meine Ehre und Waffentreue bauen, schnöde im Stich lassen? Lieber sterben!" — „Gewiß. Freilich bleiben wir auch mit diesen vereint gar schwach. Und an die Griechen in Neapel, in Capua, denkt Ihr doch wohl nicht!" — „Nein, bei Gott, jetzt nicht mehr! Ich hatte an sie schreiben wollen: aber ehrlos wär's, nach solcher Niedertracht des Kaisers Hand zu fassen. Nicht mit Neidingen zusammen gehen: — auch nicht zum Siege! Laß mich das Wort der Ehre halten und d'rüber untergehen. Du aber: — rette dich! — Flieh zu deinem Bruder: du bist nicht wie ich gebunden an Hrodgaud." — „Aber an Euch, Herr, mit jeder Herzensfaser. Auch der Gasinde hat seine Ehre: — sie heißt die Treue. An Eurer Schildseite steh' und falle ich."

IX.

In der folgenden Nacht erreichte Benevent ein Bote des Herzogs von Friaul: er überbrachte das verabredete Zeichen: zwei Schwungfedern des Steinadlers. Sofort

brach der Herzog auf, so schwer es ihm ward, jetzt Frau Adalperga zu verlassen, die ihrer Schmerzensstunde entgegensah.

Die Bewegung begann: aber gar bald kam sie zu Ende: es ward kaum gekämpft. Die näher wohnenden Verschworenen, der Herzog von Spoleto, die Grafen von Melfi, Asculum, Bovinum und andere erschraken bei der Nachricht von dem Anzug des gewaltigen Frankenheeres, sie griffen gar nicht zu den Waffen: die einen eilten nach Rom zu Papst Hadrian, dort ihre Unschuld zu beteuern, die andern suchten zu diesem Zweck Herrn Karl selbst jenseit der Alpen auf. Nur Hrodgaud von Friaul, trotzig und treu, trotzig gegen Karl, treu gegen Arichis, hatte losgeschlagen: gegen ihn zogen die Bayern, geführt von des Königs Schwager, dem ruhmreichen Gerold: bei dem ersten Zusammenstoß an der Livenza fiel der Herzog, tapfer fechtend: Treviso und Cividale (Forum Julii) wurden erobert: damit war der Krieg in Friaul zu Ende.

Gleichzeitig wandte sich ein zweites, stärkeres Heer: — Franken, Alamannen und Burgunden — gegen den Herzog von Benevent: es zog, geführt von Sigwin von Brabant, Ruodhart, dem Grafen vom Argengau am Bodensee, und Trudulf von Orleans gegen Benevent: auf zwei Straßen von Rom aus: von Nord nach Süd und von West nach Ost. Der Herzog hatte sein Banner und den Befehl über die Scharen seiner linken Flanke Arichis anvertraut. Aber beide Schlachthaufen kamen kaum zum Gefecht: von erdrückender Übermacht unter Sigwin bei Telesa und unter Ruodhart bei Bovinum angegriffen, warfen die meisten, zumal die Italier, die Waffen weg und flohen: die beiden Arichis versuchten allein mit ihren wenigen langobardischen Gefolgen Widerstand.

Verwundet, vom Gaule gerannt, auf der Erde liegend,

hielt der Gasinde zuletzt noch mit den Zähnen das Tuch des Banners fest, dessen Schaft zerhauen war: erst als er vor Blutverlust ohnmächtig geworden, konnte er gebunden werden. So hatte es ihm nichts geholfen, daß er am Tage des Aufbruchs von Benevent dem Altar von Sankt Sabinus zu Spoleto öffentlich eine Wachskerze so lang wie er selber, und in der Nacht vor dem Gefecht Wodan heimlich ein Roßopfer gelobt hatte, um Sieg und frohe Heimkehr!

Dem Herzog aber ward der Helm zerschroten von dem Schlachtbeil des Grafen Ruodhart, dann ward der Betäubte gefesselt: beide Gefangene wurden über die Alpen in das Frankenreich geschickt, während das feste Benevent, der Verteidiger entblößt, sich der Schar Trudulfs von Orleans ohne Schwertstreich ergeben mußte. Fürstin Adalperga ward in der eignen Burg in ehrenvolle Haft genommen.

Es war das Verdienst des Papstes und seiner eifrigen Fürsprache, aber auch die Folge der eignen staatsmännischen Weisheit Karls, daß der raschen Niederwerfung des Aufstandes nur wenige Strafurteile — Verbannung und Vermögen-Einziehung — folgten: man wollte die Menge der Bevölkerung, die nur den Führern gefolgt war, durch Milde gewinnen. Vor allem sollte ja die ganze Frankenmacht in der Halbinsel sofort zu dem Krieg gegen die Byzantiner verwendet werden, was mit solchem Erfolg geschah, daß alsbald kaiserliche Gesandte um Frieden baten, der nur unter beträchtlichen Landverlusten und anderer Genugtuung gewährt ward. Aber jenen Führern freilich war der Untergang fest zugedacht.

Herr Karl war furchtbar zornig über die Empörung, so kurz nach feierlich beschworenen Verträgen· „da wäre ja kein Fertigwerden,“ meinte er grimmig, „müßte man jedes eroberte Land wieder und wieder erobern. Ich habe

noch gar vielfach anderwärts zu tun für den Herrn Christus, als immer wieder in meinem Langobardien: so in Sachsen, in Spanien, in Avarien, dann gegen Dänen und Wenden. Kann nicht immer wieder von vorn anfangen am alten Fleck! Jenen Hrodgaud hat der Schwerttod vor dem Galgen geschützt: aber dieser Beneventaner und sein hartnäckiger Bannerwart und Feldhauptmann, — wie heißt er doch? — die sollen zur Abschreckung dienen für andere."

Er verwies beide vor das Pfalzgericht zu Chur, wo er damals Hof hielt, dem italischen Kriegsschauplatz näher zu sein. Das Verfahren war kurz genug: die Angeschuldigten waren in handhafter Tat gewaffneten Hochverrats ergriffen, überführt und geständig, vorher den Treueid geschworen zu haben: die Anklage und das einstimmige Urteil gingen auf Tod am Galgen. Das alles war so ganz klar, rechtgemäß und in Ordnung, daß nicht einmal die Verurteilten ein Wort dagegen einzuwenden hatten.

Der Tag der Urteilsfällung — Karl hatte selbst den Vorsitz geführt — war auch aus andern Gründen aufregend gewesen: von manchen Seiten her waren in geistlichen und weltlichen Dingen ernste Vorkommnisse, Schäden, Gefahren gemeldet worden: „Meine goldene Scheibe hätte heute den ganzen Tag singen dürfen," grollte er, als er gegen Mitternacht die vertrauten Räte entließ, mit denen er gearbeitet, sowie die Cancellarien und Notarien, denen er diktiert hatte. „In Italien ist für den Augenblick — wer weiß, auf wie lange? — Ruhe, die Byzantiner haben ihre reich verdienten Hiebe. Aber jenseit der Pyrenäen bestürmen die Heiden mein Saragossa, der Patriarch von Jerusalem und Freund Harun sind höchst verschiedner Meinung über ihre Rechte an der heiligen Grabeskirche, und ich soll entscheiden: habe große Lust, sie mir allein zuzusprechen! Die Dänen sind aus dem Danewirke vor-

gebrochen und haben geheert bis über die Eider, die Tschechen in Bojohemum haben — wie gewöhnlich! — bayrisch Vieh gestohlen, der heilige Vater habert mit dem Erzbischof von Ravenna um Zollrechte und mit mir um den Ausgang des heiligen Geistes auch vom Sohne, die Avaren wollen, ich soll den Erbstreit unter ihren Chanen entscheiden, — Teufelssöhne sind's alle! — in Alamannien ist großes Viehsterben, meine Villiei in Aquitanien haben mich, wie ich finde, jahrzehntelang betrogen, und auf Korsika und den Balearen sind afrikanische Seeräuber gelandet. Von all' dem werd' ich heut' Nacht wohl träumen! Wenn ich nur erst träumen, das heißt schlafen, kann! Deshalb, hört ihr, Ostiarii, sorgt, daß ich nicht geweckt werde vor hellem Tagesschein, — ja vor der achten Stunde nach Mitternacht! — mag kommen, mag gemeldet werden, wer und was da will. Und wenn der heilige Vater die Tochter Harun Arraschids heiraten wollte: — er soll warten bis morgen Mittag. Wer wacht im Vorsaal?" — „Graf Rorich von Maine." — „Ist gut. Der ist recht: der meint es treu mit König Karl und seinem Schlaf. So! Leuchte voran, Lucernarius! Gute Nacht, ihr Herren all'! Jetzt will ich lange schlafen!"

Aber nicht gar lange sollte dieser Schlaf währen. Nach einer Stunde etwa hörte der König sich beim Namen rufen, einmal, zweimal, dreimal.

„Bei Sankt Denis," schrie der Schlaftrunkene, auffahrend aus dem schlichten Lager von Fellen, „wer hat sich erfrecht, mich aufzustören? Den soll der üble Waland . . . wie, Ihr, Graf Rorich? Wie könnt Ihr's wagen? Liegt Euch nichts an meiner Gnade, meinem Wohlergehn?" — „An beiden mehr als an meinem Leben. Deshalb

stehe ich hier: denn um Eure Gnade gilt's und Euer wahres Wohl." — „Hm, Mann, du sprichst aus tiefstem Ernst: bist ja ganz verstört. Was ist? Wer will mich sprechen?" — „Paulus Diakonus, des Warnefrid Sohn." — „Der? Der sitzt ja fern in Aachen." — „Er ist viele Tage und Nächte hergeritten ohne Zaum zu ziehn." — „Was will er?" — „Sein Bruder Arichis ist zum Tod verurteilt." — „Der Bannerheld? Sehr von Rechts wegen!" — „Der Diakon erfuhr erst kürzlich, daß jener, — daß beide Arichis hier angeklagt sind." — „Nun, und?" — „Herr König, gedenkt Ihr nicht? . . . Seine Freibitte . . ."

Da fuhr Herr Karl mit beiden Beinen hurtig aus dem Bette: „ah, Sankt Denis, 's ist wahr. Nun will er ihn . . . Höre mal, Rorich," schalt er, immer noch verdrießlich, „hatte das denn solche Eile? Mich wecken! Gib mir die Schuhe, dort — unter dem Bett stehen sie. Und jetzt den Gürtel. Und den Mantel. — Warum solche Eile." — „Ihr habt befohlen, Euch erst um acht Uhr zu wecken." — „Nun, ebendrum! Konnte der Diakon nicht bis dahin warten?" — „Nein, Herr König." — „Du bist sehr kühn. Warum nicht?" — „Herr, Ihr hattet befohlen beide vor sechs Uhr zu hängen." — „Ah, ja freilich! Hattest recht, Graf von Maine. Da eilte es. Aber doch, woher nahmst du den Mut, gegen mein Verbot — —?" — „O König Karl: — er hat Eure Tochter gerettet. Und ich habe ihm meine Hilfe versprochen fürs ganze Leben." — „Bist ein ganzer Kerl," er klopfte ihm auf die Schulter. „Und er hat ja die Freibitte, 's ist sein Recht. Sollte ich wünschen, er wäre um sechs Stunden zu spät gekommen? Pfui, nein, nein! Wenn das Frau Hildigard gehört hätte! Schließlich war der eigensinnige Bannerwart doch nur ein allzutreuer Gasindus. Was liegt

an dem Ungefährlichen? Mag er leben! Laß den Mönch herein." — „O Dank, Dank, Herr. Ihr seid . . ." — „Still, ich weiß schon, was ich bin. Führ ihn ein." — „Gleich. Aber entsetzt Euch nicht." — „Warum? Wovor?" — „Vor ihm. Er sieht aus, wie sein eignes Gespenst." — „Armer Paulus! Herein mit ihm, und dann laß uns allein."

X

Der Mönch wankte über die Schwelle, offenbar nur mühsam hielt er sich aufrecht. Der König trat ihm entgegen bis in den matten Schein der Hängampel: „Mensch," rief er, „du siehst wie eine Leiche. Bist du krank?" — „Nur müde. Ich kam nicht aus dem Sattel — Tag und Nacht — von Aachen bis hierher. Jede Eurer Villae gab mir frische Perde. Ich aß mein Brot im Reiten." — „Ja warum? Eilte es so?" — „Es eilte. Ihr hört es, Herr Karl."

Da schallten aus dem Hof herauf dumpfe Hammerschläge auf hartes Holz. Der König trat an die durch einen Vorhang geschlossene Fensterluke: bei Fackelschein zimmerten sie da unten — —. Er riß den Vorhang wieder zu. „Ich erfuhr erst, nachdem die Anklage erhoben war, daß es dein Bruder. Übrigens gleichviel: er mußte angeklagt, mußte verurteilt werden. Du kommst nun wohl wegen deiner Freibitte?" — „Wegen der Freibitte." — „Nun gut: mein Wort ist heilig: will dich nicht lange bitten, nicht warten lassen." Er schritt an einen Tisch mit Schreibgerät, ergriff Pergament und Feder und schrieb, vorgebeugt, im Stehen. „Arichis heißt er, nicht? Wie . . .

stehe ich hier: denn um Eure Gnade gilt's und Euer wahres Wohl." — „Hm, Mann, du sprichst aus tiefstem Ernst: bist ja ganz verstört. Was ist? Wer will mich sprechen?" — „Paulus Diakonus, des Warnefrid Sohn." — „Der? Der sitzt ja fern in Aachen." — „Er ist viele Tage und Nächte hergeritten ohne Zaum zu ziehn." — „Was will er?" — „Sein Bruder Arichis ist zum Tod verurteilt." — „Der Bannerheld? Sehr von Rechts wegen!" — „Der Diakon erfuhr erst kürzlich, daß jener, — daß beide Arichis hier angeklagt sind." — „Nun, und?" — „Herr König, gedenkt Ihr nicht? . . . Seine Freibitte . . ."

Da fuhr Herr Karl mit beiden Beinen hurtig aus dem Bette: „ah, Sankt Denis, 's ist wahr. Nun will er ihn . . . Höre mal, Rorich," schalt er, immer noch verdrießlich, „hatte das denn solche Eile? Mich wecken! Gib mir die Schuhe, dort — unter dem Bett stehen sie. Und jetzt den Gürtel. Und den Mantel. — Warum solche Eile." — „Ihr habt befohlen, Euch erst um acht Uhr zu wecken." — „Nun, ebendrum! Konnte der Diakon nicht bis dahin warten?" — „Nein, Herr König." — „Du bist sehr kühn. Warum nicht?" — „Herr, Ihr hattet befohlen beide vor sechs Uhr zu hängen." — „Ah, ja freilich! Hattest recht, Graf von Maine. Da eilte es. Aber doch, woher nahmst du den Mut, gegen mein Verbot — —?" — „O König Karl: — er hat Eure Tochter gerettet. Und ich habe ihm meine Hilfe versprochen fürs ganze Leben." — „Bist ein ganzer Kerl," er klopfte ihm auf die Schulter. „Und er hat ja die Freibitte, 's ist sein Recht. Sollte ich wünschen, er wäre um sechs Stunden zu spät gekommen? Pfui, nein, nein! Wenn das Frau Hildigard gehört hätte! Schließlich war der eigensinnige Bannerwart doch nur ein allzutreuer Gasindus. Was liegt

an dem Ungefährlichen? Mag er leben! Laß den Mönch herein.“ — „O Dank, Dank, Herr. Ihr seid . . .“ — „Still, ich weiß schon, was ich bin. Führ ihn ein.“ — „Gleich. Aber entsetzt Euch nicht.“ — „Warum? Wovor?“ — „Vor ihm. Er sieht aus, wie sein eignes Gespenst.“ — „Armer Paulus! Herein mit ihm, und dann laß uns allein.“

X

Der Mönch wankte über die Schwelle, offenbar nur mühsam hielt er sich aufrecht. Der König trat ihm entgegen bis in den matten Schein der Hängampel: „Mensch,“ rief er, „du siehst wie eine Leiche. Bist du krank?“ — „Nur müde. Ich kam nicht aus dem Sattel — Tag und Nacht — von Aachen bis hierher. Jede Eurer Villae gab mir frische Perde. Ich aß mein Brot im Reiten.“ — „Ja warum? Eilte es so?“ — „Es eilte. Ihr hört es, Herr Karl.“

Da schallten aus dem Hof herauf dumpfe Hammerschläge auf hartes Holz. Der König trat an die durch einen Vorhang geschlossene Fensterluke: bei Fackelschein zimmerten sie da unten — —. Er riß den Vorhang wieder zu. „Ich erfuhr erst, nachdem die Anklage erhoben war, daß es dein Bruder. Übrigens gleichviel: er mußte angeklagt, mußte verurteilt werden. Du kommst nun wohl wegen deiner Freibitte?“ — „Wegen der Freibitte.“ — „Nun gut: mein Wort ist heilig: will dich nicht lange bitten, nicht warten lassen.“ Er schritt an einen Tisch mit Schreibgerät, ergriff Pergament und Feder und schrieb, vorgebeugt, im Stehen. „Arichis heißt er, nicht? Wie . . .

wie der andre?" — „Arichis." — „Da, nimm!" Er reichte ihm den beschriebenen Zettel: „Geh' damit zu dem Pfalzgrafen, der diese Woche das Siegel führt: es ist Adalhard: — zeig' ihm das: er soll es siegeln und — nun, was starrst du? ich schrieb doch richtig: ‚Arichis, Warnefrids Sohn, der Gasindus, ist begnadigt'. Er heißt ja doch Arichis?"

„Herr, den andern bitte ich frei, den Herzog." — „Oho," rief der König und warf die Feder von sich. „Das nicht, das geht nicht! Gedenke: nur einen!" — „Nur einen." — „Und du bittest den Fremden frei und läßt den Bruder sterben?" — „Und lasse den Bruder sterben!" stöhnte Paulus und hielt die Hand gegen die nächste Säule. — „Ist's dein echter Bruder, von Vater und Mutter?" — „Mein echter, lieber, lieber Bruder."

Nun trat Herr Karl dicht an ihn heran und sah ihm scharf in die Augen: „Warum tust du das? Sprich," — er faßte ihn bei den Schultern. „Sag' die Wahrheit. Warum rettest du — mit dem Blut des Bruders! — diesen Herzog?" — Paulus zitterte und bebte: „Weil ich es versprochen habe." — „Wem? Diesem eidbrüchigen Herzog?" — „Nein!" — „Wem, sage, wem?" — „Ach, seinem Weibe!" ächzte Paulus und preßte die Stirn an die Säule.

Der König trat einen Schritt zurück: „Einem Weibe!" wiederholte er langsam, vor sich hinnickend. — „So, so! Dieser Herzogin!" Nun trat er wieder näher: „Und wo, wo ist Frau Adalperga? In Benevent?" — „Nein, im Himmel!" schluchzte der Mönch und sank kopfüber, mit flutenden Tränen, in einen Faltestuhl vor der Säule.

„Hm —, armer Mönch!" sprach Karl zu sich selbst; dann laut: „Gestorben? Wann? Wie? Ich weiß nichts davon." — „Der Bote, der es melden sollte, suchte Euch

in Aachen: ich erhielt die Nachricht dort gleichzeitig mit der von der hier drohenden Verurteilung: ich übernahm es, sie Euch hierher zu bringen." — „Wie starb sie?" — „Nachdem sie ihr erstes Kind geboren." — „Nun," meinte Karl, „ich sehe, es geht dir nah. Aber, nachdem sie nicht mehr auf Erden weilt — deines Bruders Leben . . .?"

Da sprang Paulus auf: „Soll ich der Toten das Wort brechen, das ich der Lebenden gegeben? Herr König Karl, so denkt Ihr nicht!" — „Was, was hast du ihr versprochen?" — „Sie ahnte Gefahr — ahnte alles, was kam: — ich versprach alles, was ich bei Euch etwa vermöchte, einzusetzen, um jeden Preis ihren Gatten zu retten. Hört Ihr? Um jeden Preis! Ich halte Wort." — „Ja, wahrlich. Frau Adalperga hatte einen treuen Freund an dir." — „Sie hat ihn noch — im Himmel wie auf Erden — bis ans Ende."

Der König faßte seine Hand: „Du bist wacker, Warnefrids Sohn. Vieles an dir versteh' ich erst jetzt." —

„Mein armer Bruder — darf ich ihn sprechen? Ich muß ihm 's sagen, daß ich ihn retten konnte und nicht gerettet habe. Er wird sprechen: ‚Paule, du hast recht getan'." — „Komm, wir wollen zusammen zu ihm gehn. Denn ich schenke dir sein Leben — zu dem des Herzogs hinzu." — „Mein großer König." — „Still! — Aber Ruhe muß ich haben vor diesen beiden Arichis: der Eid versagte: vielleicht bindet sie die Ehre, die Ehrenpflicht des Dankes?" — „Die bindet sie, dafür verbürg' ich mich." — „Gut! Und dann folgst du mir wieder nach Aachen, mein Ovidius, zu Horatius und Belsezeel und all' den andern." — „Nicht, o mein gnädiger König. Ich gehe zurück in mein Kloster. Ich kann — nach diesen Tagen — die Welt nicht mehr ertragen. Ich lebe und sterbe . . . in der Einsamkeit. Ich muß." — „Hm, ich kann's —

jetzt — begreifen! Aber ein Geist wie du — müßig liegen?" — „Nicht doch! Ich sprach Euch früher schon von einem großen Werk, das ich in Gedanken schon lange wälze: am Hofe kam ich — und käme ich — nie dazu." — „Was – was willst du schreiben?" — „Die Geschichte meines Volkes, der Langobarden, was die Sage davon flüstert, was die Annalen davon verzeichnet haben." — „Ein schön, ein edel Werk, wert, ein Leben wie das deine auszufüllen! Du tust recht daran. Aber wie wirst du, zwiegespalten zwischen König Desiderius und König Karl, zwischen Benevent und Aachen . . ." — „Neina, Herr König. Ich werde weder Euch loben noch jenen tadeln. Ich schließe mit der Glanzzeit meines Volkes: lang vor unserer Gegenwart schließ' ich die Pforte meines Werkes." — „Gut, gut! Davon halt' ich dich nicht ab: hab' ich doch meine Freude an den alten Heldenzeiten und ihren Sagen. Nun, komm', laß uns die beiden Gefangenen besuchen: 's ist löblich Werk, sagt der Apostel. Und von uns beiden, mein' ich, heut' erst recht. Dann kehre heim in deines Klosters Frieden."

II.

Der Liebe Maß

Der

Freifrau von Heldburg

verehrungsvoll zugeeignet

I.

„Komm, kleine Frau Königin," sprach Herr Karl in dem dämmerigen, nur von einer hangenden Ampel erhellten Schlafgemach im Palast zu Aachen, und er lupfte Frau Hildigard wie eine Feder mit dem rechten Arme auf seinen Schoß, „komm, laß uns noch eins plaudern vor dem Schlafengehen." — „Eia, Lieber, ich muß doch nach den Kinden sehen." — „Die schlafen ruhig in ihren Bettlein, behütet von ihren Schutzengeln. Dafür sind die von Gott dem Herrn beamtet: wie meine Grafen von mir: weh ihnen — den Engeln und den Grafen! — muß man sie strafen. — Mein Schutzengel aber — verzeih'n es die Heiligen, ist es sündhaft zu sagen! — mein Schutzengel bist du, kindjunge Frau!"

„Ich?" lächelte sie anmutvoll und schlang beide Arme zärtlich um seinen breiten Nacken. „Wozu bin ich dir nütz'? Vierzehn Winter zählte ich kaum, als du mich fortführtest aus Schwabenland, wie der Adler ein Täublein."

„Nun, hab' dich aber nicht zerrissen. Und seither hast du mir Jahr um Jahr ein prächtig Kind gebracht —, Gott lohn' es dir! Und hast mir aus deinem Kinderherzen manch guten Rat geschöpft, — immer zur Milde. Nie hat mich's gereut, wenn ich dir folgte: nicht vom besten meiner Räte, kaum von Held Gerold, deinem Bruder, mag ich das Gleiche rühmen, du holder Archikapellan

in blonden Flechten.“ Und er beugte das mächtige Haupt auf die Zarte herab und küßte das weizengelbe Haar, das sie in reichen aufeinandergetürmten Flechten wie eine Krone auf dem Haupte trug, während das übrige nach alamannischer Sitte, auf dem Wirbel zurückgekämmt, auf das flachsblütenfarbige Linnengewand der Schultern flutete. Nun faßte er sie mit beiden Händen unter den Schultern, schutzte sie ein wenig in die Höhe und ließ sie sänftlich wieder auf seine Kniee gleiten: sie erreichte von dem hohen Armsessel aus nicht den Estrich mit den Sohlen.

„Ich hab' dich lieb, Herr Karl: — das ist alles, was ich kann.“ — „Doch nicht! Du kannst viel mehr: du gibst mir Friede: mehr als Papst und Metropolitan, verzeih'n mir's beide! Sieh, in der Kirche, wann ich vor dem Altar kniee, — mitten im Vaterunser — ärger noch während der langen, — oft allzulangen! — Predigt kommen mir die weltlichen, die zornigen Gedanken über allerlei, über diese halsstarrigen Sachsen, die Christ-Verhaßten ....“ — „Nit, nit!“ bat die Schwäbin und strich leise mit der schmalen Hand die Zornfalte zwischen seinen Brauen hinweg. — „Über meine treulosen, pflichtlosen, gewalttätigen, rechtbrecherischen Herzoge und Grafen ...“ — „Jetzt laß die einmal in Ruh für heut' Nacht! Jetzt kannst du sie doch nit grad' bannen: s'ist spät.“ — „Aber wenn du,“ fuhr er fort, „mit deinem leisen, doch silberhellen Stimmlein — wie des Rotkehlchens! — mir zum Guten, zum Verzeihen redest, dann kann ich nur auf deine Worte lauschen, die mir wie aus dem Himmelreich ertönen. Meinen Schutzengel und Sankt Denis meinen Schutzheiligen da droben hab' ich noch nie zu sehen gekriegt: statt dessen schau' ich in deine himmelblauen Äugelein. Ich schlafe friedlich, ich träume Liebes, hab' ich zuletzt noch dein leis Gelispel gehört.“

Und er drückte sie sanft an die Brust.

„Und heute kann ich's besonders brauchen, daß dein Wort beschwichtigend wie Sternenschein auf meine Seele träuft. Sie haben mich heute wieder ..." — „Fürchtig geärgert! Hab's schon gemerkt; 's ist allweil so, wenn so viele Boten einreiten in den Torhof von früh bis spat. Oft ball' ich's Fäustelein in der Tasch', trabt schon wieder so einer daher; 's ist einmal zuviel, dein Geschäft." — „Ja, ja," sprach der König, mit dem Rücken der Hand über die Stirne streichend, „von Jerusalem bis Barcelona, vom Danewirk bis Benevent, ... irgendwo brennt es immer." — „Und du? Du mußt nun einmal überall blasen, wo's brennt, wenn's auch dich kein bißchen nit brennen tut." — Er lächelte: „Kleine Rebellin! Du hast recht. Aber ich muß: es läßt mich nicht anders." — „Schlimmer noch als solche Boten verzürnen und verdüstern dich — und das ist noch ärger! — manche Leut', die du bei dir am Hof hast. Nit alle raten dir zum Guten." — „Sankt Peter weiß!" grollte er. „Schau', da hat mir heut' während des ganzen Abendschmauses — vom Hasen bis zu den Äpfeln! — Abt Romanus von Farfa ..." — Da warf die junge Frau die kirschroten Lippen auf und fuhr hastig mit beiden Händen an die Stirn, die schweren Flechten höher hinaufzuschieben: „Schon gar nit ein kleines Stücklein mag ich ihn, den schwarzen Walen. Verzeih' mir's Sankt Gallus: — der Abt ist ein g'weihter Mann; aber arg weltlich." — „Nun," lachte Karl, „das sind gar viele von ihnen. Und mein Herr Großvater — der mit dem Hammer — und mein Herr Vater und nicht zum wenigsten meines Herrn Vaters Sohn, — wir haben alle drei dazu geholfen, sie zu verweltlichen. Ist doch viel feiner mit ihnen regieren, als mit den plumpen Laien." — „Du, du! Mein Bruder

Gerold, ist der vielleicht nit recht?“ fragte sie drohend. — „Ja doch, du beste aller Schwestern, der ist treu wie Gold und . . .“ — „Gescheit ist er auch. Dem hat der Himmelvater auch mein Teil Verstand dazu gegeben.“ — „Ei, ei, auf Herrn Gerold könnt ich eifersüchtig werden. — Der Abt hat in einem fort in mich hinein geredet.“ — „Hab's gesehen. Ich dürft' nit so lang plauschen.“ — „Er ist so zäh wie geschmeidig. Hat er sich was in seinen schlauen schwarzhaarigen Kopf gesetzt, — immer wieder kommt er darauf zurück mit seiner singenden Stimme.“ — „Wie ein Sing-Schnak! Oft verscheucht fliegt er immer wieder an, und zuletzt sticht er doch.“ — Karl lachte: „'s ist wahr, mit einem Stich endet er immer, wenn auch nicht in meine Haut. Jetzt liegt er mir tagelang in den Ohren, ich soll . . .: aber das ist auch eine Tugend von dir: — fast übermenschlich für ein Weiblein! daß du gar nicht neugierig bist.“ — „Kein Stücklein nit! Eure Sachen sind meist öd. Oder fürchtig scharf und wild.“ — „Nun, diesmal geht's um eine verliebte Geschichte,“ — er sah sie verschmitzt an. — „Wer? Wie? Wo? Was? Wieso?“ — „Schau, schau, Kleine! Ja, die Liebessachen, die brennen euch Frauen.“ — „Ei, 's ist unser Geschäft. Und ich helfe gern allen, die da treulich lieben.“ — „Das weiß Sankt Denis! Nur allzu eifrig. — Nun rat' einmal, wer ist's?“

Gar ernsthaft zog Frau Hildigard die sanft geschwungenen blonden Brauen in die Höhe und legte den Zeigefinger an das kurze, ein klein wenig stumpfe Näslein: „Laß mich ein wenig sinnieren! Der Abt? Der darf ja nit selber! Aber er hat einen Neffen, den Grafen von Reims, Herrn Florentius. Ein schönes Stück von einem Welschen, das muß man sagen! Gar höfisch und fein in seinem dunkeln Kraushaar.“ — „Und eine scharfe, rasche

Klinge! Hei hat er die Avaren zugerichtet! Ihm allein dank' ich den stolzen Sieg dort an der Donau, wie man mir vom Schlachtfeld aus schrieb." — „Ich mein', es war noch ein anderer dabei, nit? Herr Rothari von Montfalcon, dort im Friaul?" — „Ja," nickte Herr Karl, „auch ein tapfrer junger Degen. Aber Florentius entschied und gewann den Tag." — „Laß mich nur noch ein wenig nachdenken! Der Graf von Reims, wann war der doch zuletzt am Hof? Ei, zu Ostern, zugleich mit der verschwundenen Langobardin — wie hieß sie? Richtig: Adalgardis! Das war die hoch herrlichste von meinen Edeljungfrauen." — „Glaub's gern," unterbrach Herr Karl, nickend. „War doch ihre Mutter, Clementina von Tarent, die schönste Römerin über all Italien. Von der hat sie das herrliche dunkelbraune Haar geerbt und, hochgewölbet über den goldbraunen langobardischen Augen, die dunkeln, stolz geschweiften Brauen, ‚Gloria Italiae' hieß die Mutter . . ." — „Ei, so heißt ja auch die prächtige Rose, die dir der heilige Vater geschenkt hat. Und auch die Tochter könnte also heißen. — Wie war es doch? Ja, sie blieb am Hofe bis sie an das Sterbebett gerufen ward ihres Vaters, des Herzogs Adalrich von Friaul . . . ." — „Des alten Trotzkopfs!" grollte der König. „Wenig Liebe trug er mir bis an sein Ende. Als Gast lud ich seine Tochter, — aber als Geisel hielt ich sie hier fest." — „Du viel Ärger!" — „Der stolze Herzog! In seinem verstockten Herzen hielt er immer noch nicht mich, hielt den Mönch Modestus in meinem Kloster Marmoutiers dort an der Loire für seinen und aller Langobarden Herrn und König." — „Ein treuer Held! Du solltest ihn drum loben." — „Ei," lachte Herr Karl, „mir ist's lieber, sind die treuen Helden mir getreu."

„Ich hab's!" rief die Frau lebhaft. „Gar arg schön tat der schmucke Welsche der Schlanken. Und nun ist sie die reichste Erbin in Friaul. Und der Abt ist aufs Geld, wie der üble Höllenwirt auf eine arme Seele. Und nun soll sie gewiß seinem Neffen sich vermählen, die arme Adalgardis." — „Arme? Warum? Was ist an meinem Grafen von Reims auszusetzen? Jung, schön, gescheit, edelsinnig, höfisch, wie's euch Weibern, tapfer, wie es mir gefällt, . . . warum soll sie ihn nicht nehmen?" — „Warum? Weil sie ihn nicht liebt." — „So? Weißt du das gewiß, du Herzenskundige?" spottete er. — „Ja, das weiß ich." — „Hat sie dir's gesagt, die Kecke?" — „Keck ist die nit, kein Stücklein nit. Edelgemut, hochgemut, meintwegen trotzgemut. Nichts hat die Herbe, Verhaltene mir vertraut. Aber darauf versteh' ich mich: gar nichts von euren Plänen und Listen, doch auf Mädchenherzen gründlich! Und wie die Vielschöne dieses Grafen Werben, das unablässige, eifrig beflissene, gar nicht zu bemerken schien, wie sie stets, wann er ihr Auge suchte, an ihm vorbei, in die weite, weite Ferne schaute, als ob sie dort was — oder etwa gar wen? — mit der Seele suche, — das hat mir klar gezeigt, —: die will ihm nix, gewiß nit."

Karl zog sie näher an sich: „Was doch die Schwabenmädchen gescheit sind! Nun ja: du hast recht: er hat um sie geworben — durch den Abt —: sie hat Nein gesagt." — „Das g'freut mich." — „Warum?" — „Ein rechtes Mädel muß tapfer Nein sagen, ist's ihr nicht ums Ja." — „Nun mich freut's nicht. Denn nun plagt mich Romanus Tag für Tag, ich soll . . ." — „Nun? Was noch? Sie hat Nein gesagt: also ist's aus." — „Meinst du, gar weises Näslein? Ich bin auch noch da." — „Ja, Dank sei Sankt Gallus! Und viel kann Herr Karl mit

Schwert und Königstab. Aber ein Mädchenherz zwingen, daß es liebe, — das kann er nit, mit seinem höchsten Königsbann." — „Ah was, lieben! Aber vermählen kann ich auch die Trotzigste."

Da ließ die kleine Frau beide Arme von seinem Halse gleiten und sprang von seinem Schoß herunter auf ihre Füße: „Nein, Herr König, das kannst du auch nicht. Nicht mehr!" — „Wa .. was schwatzest du da?" sprach er ganz erstaunt. — „Die Wahrheit! Wenig kümmer' ich mich — du weißt es! — um eure Gesetze und Capitularien: — ich mein', es werden ihrer fast zu viele: man kann gar nicht alle merken . . ." — „So scheint es," meinte der König kleinlaut, „nach ihrer mangelhaften Befolgung!" — „Aber eins hab' ich mir scharf gemerkt, weil's mich am meisten gefreut hat." — „So? Was für eines?" — „Abschreiben hab' ich mir's lassen von Freund Einhart, dem arg lieben Buben, mit seinem zierlichen Gekritzel. Dies Gesetz geht mich am nächsten an, die Königin der Franken, die Schützerin der Mädchen und der Witwen in diesem Reich." — „Was für ein Gesetz?" — „Das von dem letzten Reichstag zu Diedenhofen, das abgeschafft hat jenes abscheuliche Recht, das die bösen Merowingen von den noch viel böseren römischen Imperatoren gelernt und geerbt, die Hand freier Jungfrauen und Witwen gegen deren Willen zu vergeben. Das ist das beste Gesetz, das du jemals verkündet hast, viel besser als die blutigen gegen die armen Sachsen . . ." — „Du! das hat dir Meister Alkuin eingeblasen." — „Ich laß' mir nix einblasen. — Jenes Recht war greulich Unrecht, Gewalt war's und Unrecht, Entweihung war's. Denn Ehe sonder Liebe" — sie erschauerte — „ist Sünde, ist ein Greuel vor Gott und Menschen, ist Schändung an Leib und Seele. Lieber dreimal sterben!"

Und noch viel schöner war sie nun in ihrem edeln Zorn als vorher in ihrer kindlichen Heitre. So schien es wohl auch Herrn Karl: gar liebevoll ruhte sein Blick auf ihr, wie sie hochaufgerichtet im vollen Schein der Häng-Ampel vor ihm stand mit blitzenden Augen. „Drum,“ schloß sie, „sollte dich der zuwidere Pfaff nit plagen mit Unmöglichem.“ — „Unmöglich? Warum? Ein Gesetz kann man aufheben.“

Ganz erschrocken trat sie einen Schritt von ihm zurück: „Das . . .? Das wenn du tust . . .! Ah, das tust du ja nit.“ — „Ich habe große Lust.“ — „Dann . . . dann kriegst du im ganzen Leben keinen Kuß mehr.“ – „Bah, nicht einen Tag hieltest du das aus!“ lachte er, sprang auf vom Stuhl, griff die Widerstrebende mit beiden Armen und setzte sich wieder, sie auf seinen Schoß niederdrückend. „Merk auf, Kleine: ich habe dem Abt für seinen Neffen nach dem Avarensieg reichen Lohn versprochen: Adalgardis ist der Lohn, den Romanus verlangt.“ — „Ein Mädchenherz ist . . .“

Er verhielt ihr den Mund mit der Hand und fuhr fort: „In jenem Friaul gärt es noch immer. Graf Florentius ist mir treu ergeben: ich muß wünschen, daß er dort reich und mächtig walte und jene widerstrebenden Langobarden niederhalte. Das große Erbe der Herzogstochter ist dazu wie geschaffen und . . . .

„Du darfst sie nicht zwingen, Karl,“ sprach die Frau ernst feierlich, „wenn je du in meinen Armen gefühlt, was Eheliebe ist. Du darfst es nicht! Hör' auf mein warnend Wort.“

„Ja, lieber Schutzengel, ich versprech' es dir: ich werde sie nicht zwingen. Aber vielleicht tut sie's doch noch freiwillig. Ich hoffe darauf. Und nun laß uns schlafen gehn.“

„Guten Schlaf, du Lieber, hast du durch jenes Wort verdient.“

„Und auch das hat mir mein Schutzengel eingegeben.“

II.

In der gleichen Stunde dieser schwülen Sommernacht tauschte fern in dem Garten der Herzogsburg von Friaul, zu Cividale, ein andres Paar leise, aber heiß erregte Worte. Der Vollmond goß sein silbern Licht auf die tief dunkelgrünen, fast schwarzen Wipfel der hohen Pinien und Cypressen, die den schmalen Pfad zu den in seinem weißen Quadergestein hell erschimmernden Schloß umsäumten: auf der obersten Stufe der Porphyrtreppe standen links und rechts zwei Marmor-Statuen noch aus der heidnischen Zeit, da der Bau ein Römer-Kastell gewesen: Eros und Anteros waren es: ernst, bedeutungsvoll blickten sie auf das unten wandelnde Paar herab. Die schlanke Jungfrau war nicht um eines Haares Breite kleiner als der hochgewachsene Mann im braunen Reitermantel, der, während sie langsam auf und niederschritten, den rechten Arm zärtlich um die stolze Gestalt geschlungen hatte, die nun stehen blieb und die linke Hand wie hemmend, abmahnend auf seine Schulter legte.

„Noch einmal,“ sprach sie eindringlich, ernst, bittend, „noch einmal, Geliebter, fleh' ich dich an: laß ab! Es wird dein Verderben, dein Tod, dies tollkühne Wagnis. Ach nein: nicht das Wagnis, — deine Liebe zu mir: ich, ich selbst werde dein Verderben.“ — „Und wenn, so sei's

willkommen, weil für dich," erwiderte er und zog sie enger an sich. „Hast du vergessen den alten Spruch:

So sind bestimmt des Mannes Lose:
Nur höchstem Mut wird höchster Preis;
Am Abgrund blüht die Alpenrose
Und dicht beim Tod das Edelweiß!

Ein Schwächling, ein Feigling, der nicht sein Leben, sein alles setzt an seine Liebe. Wär' ich es wert, daß dein herrlich Herz sich mir zugewandt, dürfte ich es wagen, den Blick zu Adalgardis, der Krone aller Jungfraun, zu erheben, könnt' ich bei dieser Wahl zweifeln oder zögern? Der einzige Weg, der zu dir führt, ich sollte zögern, ihn zu beschreiten?" — „Ach, ich fürchte, am Ende dieses Weges findest du nicht mich, sondern das Grab. Bedenke doch! Mein Vater hat dir ja nicht den Eid abgenommen, diesen Versuch zu wagen, nur . ." — „Nur unser Verlöbnis hat er an die Bedingung geknüpft, daß ich es versuche. So bin ich doch in der Ehre gebunden: ich muß es wagen! Gelingt es oder scheitert es, — erst dann darf ich deine Hand erfassen." — „Du wirst aber das Scheitern nicht überleben! Und dann . . . dann fällt dein Blut auf meine Seele." — „Ach, dem Kühnen ist Frau Saelde hold! Oder mißtraust du meinem Mut, meiner Kraft, meinem Schwert." — „Wie könnt' ich dich lieben, wärst du nicht ein Held? Das ist das Maß des Weibes, welchen Mann sie liebt. Und nicht niedrig wahrlich schätz' ich mich ein, lieb' ich Held Rothari von Montfalcon." — „Und deiner Liebe Maß, du Herrliche? Sie ist unermeßlich." — „Dank für dies Wort, Geliebter! Stets will ich des gedenken!" Und sie blieb, ergriffen, begeistert stehn und küßte ihn — sie selber — auf den Mund: Eros und Anteros schauten feierlich im Mondenglanz hernieder auf das junge Paar.

„Aber,“ fuhr sie fort, „bedenke: gegen wen hebst du Willen, Hand und Schwert? Gegen Herrn Karl, den Beherrscher der halben Welt! Ich fürchte ihn.“ — „Ich fürchte nur eines: dir entsagen müssen.“ — „Man raunt,“ fuhr sie mit leisem Schauer fort, er ist des Herrn Christus auserlesen Rüstzeug, ein Schutzengel umschwebt und schützt ihn Tag und Nacht.“ — „Ei,“ lachte der Jüngling, „ich will ihm ja nichts zuleide tun. Treue hab' ich ihm nie geschworen: klüglich wußte dein Vater, mein Ohm und Muntwalt, der mich zu solchem Beginnen ausersehn, mich immer außer Landes zu schaffen, kamen seine Königsboten in unser Friaul, alle schwurmündig Gewordenen zu vereiden und ihre Verzeichnisse einzusenden: ich schwor ihm nie! So brech' ich ihm die Treue nicht, brech' ich seinen Willen. Aber da seien die Heiligen vor, daß ich das Schwert hebe gegen sein gewaltig Angesicht! Das wird nie nötig, hoff' ich. Deines Vaters Auftrag muß vollführt sein, bevor Herr Karl im fernen Aachen davon ahnt: sonst freilich! — — Aber bange nicht! Alle Vorkehrungen, alle Verabredungen sind genau getroffen: in einer nur den Eingeweihten lesbaren Geheimschrift — der Formata von Ticinum — hat der Arme Kenntnis von meinem Plan erhalten, in der gleichen Schrift schrieb er zurück: — in einem ausgehöhlten Pfeilschaft war der Zettel geborgen, den mir ein treuer Bote überbrachte: danach wird er bereit sein um Mitternacht des beredeten Tages: meine Gefährten, Waffengenossen im Avarenkrieg und Vassen deines Vaters, sind kühn und verschwiegen: es muß gelingen! Und ist es gelungen, du Heißgeliebte, . . . schon liegt das Schiff bereit im Hafen von Tergeste, das uns nach Byzanz führt! Dann . . .“ — „Werd' ich dein Weib, selig über alle Maßen. Scheiterst du aber blutig . . .“ — „Ich weiß, nie wirst du eines andern. Das ist undenkbar! Eher fallen

vom Himmel die ewigen Sterne. Ein Kloster! Über dich verfügt dein Muntwalt, der gute Bischof von Treviso. Viel gutes mag eine Äbtissin . . ." — Aber das schöne Mädchen lächelte seltsam, wie es ihm, leise das Haupt schüttelnd, in die Augen sah: „Nein, Geliebter, nicht lebendig tot, wann dein blühend Leben . .! Sorge nicht um mich: im Leben wie im Tode folg' ich dir."

III.

Wenige Tage darauf, in einer dunkeln Sturm- und Regennacht — selten trat der Mond aus dem zerrissen vorbeijagenden Gewölk hervor — hielt eine kleine Reiterschar in einem Tannenwäldchen südöstlich von dem Mönchskloster Sancta Crux, das weit entfernt von der nächsten Grafenstadt an dem Flüßlein Rapidus auf freiem Felde lag. Den etwa zwölf Gäulen waren die Eisen verkehrt auf die Hufe genagelt. Ganz lautlos saßen oder standen die wohl Gewaffneten. Nun winkte der Führer — ein hochgewachsener Jüngling — die dunkelblonden Locken fluteten aus der Sturmhaube auf den braunen Reitermantel über seine Schultern — zweien der Reiter, ihm zu folgen: sie führten ein viertes, sorgfältig gesatteltes Roß am Zügel mit: sie ritten langsam, geräuschlos an den äußersten nordwestlichen Saum des Tannichts, von wo sie die schwer und schwarz schattenden Mauern des nahen Klosters erkennen konnten. Der Führer spähte eine Weile nach oben gen Himmel: ziemlich lange: denn die ziehenden Wolken verhüllten meist Mond und Sterne. Endlich flüsterte er: „Da! der Heerwagen wendet abwärts! Und seht, plötzlich

erlischt auch das Licht in der höchsten Zelle des Klosterturms, dicht unter dem Dach: die Mitternacht ist da! Jetzt gilt's. Ihr haltet vor der Mauer: bin ich nicht gleich zurück, so flieht rasch zu den andern und rettet euch in die Heimat. Das Kloster ist sturmfrei und zweihundert erlesene Scharmänner bewachen den Gefangenen. Also nichts von Gewalt. Vorwärts!"

Bald hielten die drei Reiter vor einer Ecke der Klostermauer, wo diese am niedrigsten ragte. Der Führer gebot flüsternd den beiden, sein Pferd fest und kurz am Zügel zu halten: das treue Tier stand ganz ruhig, als er sich nun aus den Bügeln hob und auf den Sattel stieg: jetzt faßte er mit beiden Händen die zackigen Zinnen der Mauer, hob sich so auf deren Krone und spähte scharf in den dunkeln, baum- und strauch-reichen Klostergarten hinab. Da sah er aus einem dichten Rainweidengebüsch eine schwarze Gestalt auf den helleren weißsandigen Schmalpfad treten und langsam auf die Mauerecke zu schreiten: jetzt schlug der Mönch — denn nun ward bei flüchtigem Mondblick seine Benediktiner-Kapuze sichtbar — zweimal leise in die Hände.

„Er ist's!" frohlockte der Jüngling im Herzen, knüpfte ein langes Seil, das er aus dem Wehrgurt zog, fest um eine Zinnenzacke und glitt lautlos daran hinab. Er ging noch ein paar rasche Schritte dem Mönch entgegen, der mitten im Wege stehen geblieben war: er schien ängstlich zu zögern, er sah sich um, ob ihm niemand gefolgt sei . . . — „Kommt, Herr König," mahnte der Jüngling leise, „rasch! Alles ist sicher. Ihr zuerst zieht Euch an dem Seil hinauf. Ich harre hier, bis Ihr drüben und drunten seid bei den Pferden. Kommt, Herr König Desiderius!" Einen Schritt noch trat ihm der Mönch entgegen: dann rief er plötzlich: „Noch stehn die Toten nicht auf! Hierher,

Herr Gerold! Greift den Verräter.“ Damit haschte er den Befreier am Mantel. Wohl fuhr die Hand des Überraschten an den Schwertgriff, wohl zog er die gute Klinge halb heraus. aber weiter kam er nicht: ein Gewaffneter sprang klirrend hinter einem breiten Eschenstamm hervor und eine gewaltige Faust umklammerte eisern seine Rechte. Zugleich sprangen die Pforten des Klosters auf und heraus drangen bei hellem Fackelschein zahlreiche Speerträger.

„Gebt Euch in Güte, jung Rothari,“ sprach sein Überwältiger. „Wir sind vierzig gegen einen.“ — Der sah sich rings von Lanzen umstarrt: „Euch geb' ich mich, Herr Gerold von Bayerland. — Wo aber ist . . .?“ Er trat einen Schritt vor in das helle Licht der Fackeln: „Romanus!“ rief er. „Wo . . . . wo ist König Desiderius?“ — „In der Hölle,“ höhnte der Abt, die Kapuze zurückschlagend. „Noch vor Euch hat ihn der Teufel abgeholt.“

IV.

Bald darauf standen zu Aachen in Herrn Karls Schreibgemach im Erdgeschoß vor diesem Herr Gerold, der „Präfekt“ von Bayern, und Romanus, der Abt von Farfa. Der König durchmaß immer wieder den schmalen Raum mit ein paar seiner mächtigen Schritte, bald vor dem einen, bald vor dem andern seiner Unterredner Halt machend.

„Wie gesagt,“ grollte der Kriegsmann, verdrießlich mit dem Rücken der Rechten die Schläfe reibend, die der jahrzehntelange Druck des Helmes weithin enthaart hatte, „mir fehlt in dieser Stunde, bei diesem Handel hier bitter meine

Frau Schwester. Die Kleine würde Euch, Herr Karl, alles viel klarer zeigen — in besserem Licht! — und Euch das Richtige in den Mund streichen, glatt wie Honigseim." Lächelnd legte der Herrscher die Hand dem Graubart auf die Schulter: „Schau, schau! So bekannt ist schon im Reich der Franken, wie dieses blonde Kind mit dem König anfängt, was es will? Gut, daß sie zu Sankt Denis gepilgert ist bei Paris, ein Gelübde zu lösen: so bin ich doch ein paar Tage wirklich König. Aber berichtet nun genauer wie all' das kam: — gemäß dem Zweck, den der Keckling angestrebt und je nach den Mitteln, die er gebraucht, muß ich sein Urteil, seine Strafe bei dem Pfalzgericht beantragen." — „O je, Herr Schwager! Das Pfalzgericht, das heißt Herr Karl. Das weiß man schon. Was Ihr dort sagt, sagen alle nach." — „Das . . . das darf man — vielleicht — denken, aber nicht sagen. — Nun alles hübsch der Reihe nach. Beginne du, Abt: du kennst den Anfang, mein Schwager hat nur das Ende gemacht."

Der schwarzhaarige und schwarzäugige Priester, dessen häufig zuckende Züge gar klug, aber wenig Vertrauen erweckend aussahen, legte die schmale, weiße Hand auf die Brust und hob an: „Daß ich die reine Wahrheit . . ." — „Beim Strahl!" unterbrach polternd Gero, „versteht sich von selbst! Man lügt Herrn Karl nicht an!" — Gereizt fuhr der Alte fort: „Nun also, — nach des Präfekten Gebot! — ohne Beteuerung. Ihr wißt, von Gott erleuchteter Herr König, noch immer grollen Euch in meiner Heimat Italia, zumal im reichen Friaul, gar viele Langobarden um das, was Ihr dem Mönch Modestus angetan." — „Eia," meinte Karl, „seitdem er so heißt, hab' ich ihm nichts mehr zuleide getan." — „Nun," lachte Gerold und stieß das lange Schwert, das er im Wehrgurt trug,

ein wenig auf den Estrich, „Ihr warft ihn von seinem Thronsitz zu Pavia und stecktet ihn in eine enge Klosterzelle: wenig gefiel 's ihm und seinen Getreuen.“ — „Vor allem: seiner Treuesten und Mächtigsten einem: Adalrich, dem Herzog von Friaul.“ — „Ein wackrer Held!“ rief der Kriegsmann dazwischen. „Hätten sich alle die Langbärte so tapfer geschlagen, wie der Ticinum verteidigt hat, — wir wären nicht sobald mit ihnen fertig geworden.“ — „Sein Geschlecht, dem königlichen verschwägert, war schon vermöge seines großen Reichtums . . .“ — „Ja, der sticht dem in die Nase,“ brummte Gero. — „Eine Hauptstütze dieser heimlichen Rebellen. Der alte Herzog nahm es sich schwer zu Herzen . . .“ — „Siech ward der Treue vor Gram!“ unterbrach der Präfekt. — „Daß sein geliebter König in einem Kerker, wie der Greis meinte . . .“ — „War nicht viel anders,“ rief Gero, die Schultern hebend. — „Getrennt von Weib und Kindern sein Leben vertrauern müsse. Ihn zu befreien war sein einziger, sein heißer Wunsch.“

„Jawohl!“ rief Karl, unwillig vor ihm stehen bleibend, „und ihn wieder auf den Thron zu heben hinter den starken Mauern von Ticinum und mir einen neuen Langobardenkrieg zu entzünden.“ — „Natürlich!“ hetzte der Abt, nickend. — „Nein, mit Verlaub!“ rief Gerold. „Das ist nicht natürlich: nicht wahr ist's! Ich werd's beweisen!“ — „Ruhig, Schwager! Wird dir schwer werden! Weiter, Abt!“ — „Ihn selbst hemmten Alter und Krankheit, den Gefangenen zu befreien. Aber sein Brudersohn, der junge Rothari von Montfalcon . . .“ — „Der richtige Bergfalk!“ sprach der Krieger. — „Dem man die Fänge beschneiden muß!“ drohte der König. — „Der schien dazu so recht geschickt. Und da der junge Fant in die schöne Adalgardis vergafft ist . . . — der Frevler, in seine

nächste Base! Nie würde die heilige Kirche solche Ehe verstatten."

Der Alte blies leise durch den wallenden Bart: „Phüh! Hat's schon gar oft verstattet — gegen ein gut Stück Geld oder Rebland." — „Ja, ja," lächelte der König, „viel ist ihnen feil, den frommen Herrn. Sie dürsten nach Wein, doch mehr nach Gold, Land und Macht." — „Also da der Kühne um der Tochter Hand warb, machte der Sterbende zur Bedingung des Verlöbnisses, daß der Neffe versuche, den Mönch zu befreien: auch wenn es scheitere, solle er die Braut heimführen." — „Aus der Hochzeit wird nichts," grollte der König, rascher ausschreitend.

„Alsbald machte sich der Frevler auf den Weg: eine Bande von Helfershelfern war leicht geworben. Einer aus ihnen fand wiederholt Eingang in dem obzwar stark von Euern Scharleuten besetzten Kloster: als Fischer verkleidet hat er wiederholt den frommen Brüdern für die Fasttage seinen Fang verkauft." — „Die frommen Brüder wissen so genau, was für ihren Gaumen gut ist auf Erden wie was für ihre Seele im Himmel," meinte Gerold. „Die Lachse des Rapidus sind die fettesten in deinem Reich, Herr Schwager." — „So ward dem Mönch ein Brieflein, in den Fischkiemen verborgen, zugesteckt, geschrieben in der Geheimschrift der Cancelei zu Ticinum, die der Alte den Neffen gelehrt hatte." — „Eia," rief der König, „aber wir haben sie auch lesen gelernt, diese langobardische Geheimschrift." — „Glücklicherweise." — „Durch dein Verdienst, Romanus, ich erinnere mich jetzt." — „So verabredeten die Verschworenen . . ." — „Sie haben nicht geschworen," widersprach der Präfekt. — „Das ist ihr Glück. Sonst . . .!" drohte der Herrscher. — „Tag, Stunde, Ort und Art der Befreiung." — „Aber, bei Sankt Denis, wie kamst du dahinter, schwarzer Schlau-

kopf?“ — „Ist keine Kunst,“ murmelte der Kriegsmann, „schnüffelt man in den Kleidern der Toten.“ — „Durch Gottes Fügung, du Rüstzeug des Herrn, ja, durch Gottes Finger.“ — „Wie soll ich das verstehn? Ein Miraculum . . .?“ — „Nichts anderes — zu Euren Gunsten haben die Heiligen schon manch' Wunder getan.“ — Andächtig, tief gläubig, dankbar nickte König Karl mit dem Haupt.

„Kurz vor dem beredeten Tage — Sankt Laurentius sollte es sein — erkrankte plötzlich der Mönch an einem Anfall seines alten Herzleidens und starb. Die erschrockenen Brüder benachrichtigten sofort mich, ihren Abt, — denn deine Frömmigkeit, o von Gott Erleuchteter, hat mir außer Farfa auch dies Coenobium verliehen — den sie in dem nahen Orleans als Euren Sendboten tätig wußten, zugleich mit diesem gefeierten Helden . . .“ — „Nicht ausstehen können wir uns beide,“ zürnte im stillen Gerold. „Was hat mich der falsche Pfaff' zu loben? Bloß damit er nicht aus der Übung kommt im Lügen!“ — „Sofort eilte ich an das für deinen Staat so wichtige Totenbett. Ich überzeugte mich, daß der Gefangene nicht selbst Hand an sich gelegt: sonst hätt' ich die Leiche unter dem Galgen verscharren lassen.“ — „Und ich, sobald ich nachkam, prüfte, ob ihn nicht fremde Hand getroffen. Schlimm wäre das gewesen für meines Königs Ehre im Gerede der Menschen.“ — „Ich durchsuchte dabei auch seine Kutte, ob er nicht Gift darin geborgen. Da knisterte etwas unter meinen tastenden Fingern, eingenäht in die Kapuze: flugs trennte ich die Naht auf und fand darin zwei Zettel, die den ganzen Anschlag enthielten.“ — „Der Unvorsichtige!“ meinte der König. „Wozu verwahrte er sie?“ — „Wohl, sie genau dem Gedächtnis immer wieder einzuprägen; auch hielt er ja die Schrift für unentzifferlich. — Sobald ich

gelesen, traf ich meine Maßregeln — ganz im geheimen." — „Jawohl, ganz hinter meinem Rücken!" grollte der Alamanne. — „Gewiß! Denn Held Gero wäre in seinem Ungestüm sofort offen gen Montfalcon ausgezogen, wobei ihm der Verräter leicht entwischen mochte." — „Welch' Unglück dann!" schalt jener. — „Höre, Schwager," zürnte der König, hart vor ihm stehen bleibend, „du tust gerade, als sei dir leid, daß du ihn ergriffen."

Gero zuckte die Achseln und brummte in den breiten Bart, der ihm bis auf die Brünne wogte. Karl verstand davon nur: „Die Flucht war ja schon vereitelt." — „Nein, nein!" fuhr der Abt in scharfem Tone fort, „auf handhafter Tat des Verbrechens mußte ich den Hochverräter ergreifen. So rief ich erst kurz vor jener Mitternacht die Scharmänner unter die Waffen und forderte erst jetzt meinen tapfern Mit-Boten auf, im letzten Augenblick das Netz, das ich allein gestellt, über dem schuldigen Haupte zusammenzuziehen, wozu er als weltlicher Königsbote verpflichtet war. Das Ende weißt du, gottgeliebter Herr und Herrscher."

„Äbtlein," sprach Karl, Halt machend, „du hast dich wieder einmal verdient gemacht um dieses Reich der Franken. Fordere deinen Lohn." — Da funkelten die schwarzen Augen, aber streng verhalten sprach die singende Stimme: „Ich tat nur meine Pflicht; so verlange ich keinen Lohn." — „Das ist das erste Wunder, das ich erlebe," meinte Gerold staunend. — „Nur . . ." — „Aha! jetzt kommt des Rätsels Lösung." — „Nur an ein Versprechen wage ich demütig zu erinnern, das du, Sankt Peters Liebling, vor geraumer Zeit einem andern gegeben hast."

Karl furchte leise die Brauen: „Florentius," dachte er. „Aber nein, ich halte dir Wort, Hildigard."

„Nach dem Avarensieg," fuhr der Abt fort, „meinem

Neffen. Und wie die Heiligen nunmehr in ihrer Weisheit und Güte alles gestaltet haben, nun ist ja ein Haupthindernis weggefallen, das zumal bei der Frau Königin — ich weiß! — entgegenstand . . ." — „Auch das weiß der Spürhund," murmelte deren Bruder, und auch der König staunte. — „Sie erachtet es ihres Amtes," fuhr Romanus fort, „die Freiheit der Jungfrauen und Witwen bei der Gattenwahl zu schützen und . . ." — „Und wohl steht dies meiner Schwester an, der Königin in diesem Reich der Franken!" — „Fern sei's, das zu bestreiten. Aber jetzt haben die Heiligen selbst jeden Zweifel gelöst. Die Beneficien weiland Herzogs Adalrich sind wegen seines Hochverrats — denn er hat den Neffen zu dieser infidelitas angestiftet — der Krone heimgefallen: du, Herr König, kannst sie leihen oder zu eigen schenken, wem du willst. Aber auch die Allodien, all' sein Erbe kannst du einziehn." — „Soll ich eine Waise berauben?" zürnte Herr Karl. „Die Waisen beschützen gebietet meine Königspflicht." Und Gerold nickte eifrig dazu. — Aber der Priester zuckte die schmalen Achseln: „Bei wie vielen Sachsen hast du das getan!" — „Ja, die Sachsen! Diese gottverhaßten Heiden! Nicht nur mir, dem Herrn Christus haben sie die oft beschworne Treue gebrochen . . ." — „So sei's darum," gab jener geschmeidig nach. „Aber der Hochverräter Rothari! Auch all sein Eigen ist verfallen. Die Einziehung begleitet stets die Hinrichtung." — „Hinrichtung?" rief der Präfekt. „Was spricht er da?"

Auch der König machte Halt in seinem Wandeln und sah den Ankläger stutzend an. „Was ich sage? Die Wahrheit und das Recht. Ist's etwa nicht infidelitas, was der Langobarde verbrochen?" — „Nein! Mit Vergunst, Herr König, laßt einmal — zur Abwechslung! — mich reden. Dieser Schriftgelehrte hat mir die auf-

gestöberten Zettel vorgelesen: sie bestätigen, sie erheben über jeden Zweifel die Versicherung, die mein Gefangener mir gegeben: nicht das war der Zweck, Desiderius wieder auf den Thron zu heben, nur, ihn aus dem Klosterkerker zu befreien: der gebrochene Mönch hat ausdrücklich geschrieben, für immer hab' er dem Königsstab entsagt: er sei kronmüde, weltmüde: er wünsche nur, sein Leben in Freiheit zu beschließen: schon war das Schiff gemietet, das ihn zu Tergeste aus deinen Reichen nach Byzanz zu seinem Sohn Adelchis bringen sollte."

Karl warf einen scharfen Blick auf den Abt: „Ist das wahr? Steht das in den Briefen?" — Romanus schwieg. — Aber Gerold fuhr fort: „Ei, ich sage ja, er hat mir's selbst draus vorgelesen. Ich — ich kann besser fechten als lesen, und vollends Geheimschrift . . ." — „Gleichviel," unterbrach der Priester. „Auch Befreiung eines Gefangenen ist infidelitas, weil Bruch des Treue-Eides." — „Den aber hat der Bub nie geschworen!" rief der Präfekt dazwischen. — „Was? wirklich?" forschte der König eifrig. Das machte großen Eindruck auf ihn: denn erst dieser Eid begründete — nach seiner freilich falschen Auffassung — die Treuepflicht. — „Wahr und wahrhaftig!" versicherte der Präfekt. „Laß die Schwur-Listen von ganz Friaul nachsehen —, du wirst seinen Namen nicht darin finden. Sein Oheim . . ." — „Der alte Fuchs!" zürnte Karl. — „Hat ihn stets außer Landes geschafft, wann wir Sendboten kamen." — „Das ändert viel," sprach der Herrscher nachdenklich. — „Alles, Schwager! Gedenke, wie du vor kurzem jene Thüringe nicht strafen wolltest — konntest —, weil sie dir nie geeidet. Und doch hatten Graf Hardrad und die Seinen sich in Waffen gegen dich erhoben: der gute Bub hat nur aus Mitleid gehandelt." — „Und aus Liebe," sprach Karl zu sich selbst. „Wie würde das Frau

Hildigard verwerten!" — „Gleichviel!" wiederholte der Abt: „Einen Staatsgefangenen befreien . . ." — „Hat er das getan? Wo ist er denn, der Befreite? — Und nun kommt die Hauptsache, Herr König, paß' gut auf! — Die ganze Welt rühmt ‚Herrn Karls Recht': das heißt: seine weise Gerechtigkeit im Richten und Urteilfinden: schon gehn davon Sagen und Märlein im Volk. Und ein wenig rühmt sich dessen auch Herr Karl selbst!" — „Kann's nicht leugnen," schmunzelte der. „Nun, wohlan, gib Antwort, du gerechter Richter! Vor wenigen Monden hatte dein Pfalzgericht eine seltsame Tat zu richten: der Forstwart Frikko von Hagenau . . ." — „Ah, ich gedenke!" — „Fand seinen Todfeind, den Grafen Wilbert vom Saarburggau, im Wasgenwald am Saum des Tannichts in der Mittagsschwüle eingeschlafen, wie er wähnte. Er schlich hinzu und stieß ihm sein Weidmesser mitten ins Herz. Aber der arme Graf war — so stellte sich später heraus: dein Pfalzarzt, der kluge Jude Alexander, hat's bewiesen — schon vorher mausetot gewesen: auf der Wolfsjagd hatte ihn ein Gehirnschlag niedergestreckt. Die Jäger jedoch des so zweimal Gestorbenen waren hinzugelaufen, bevor der Mörder seine Waffe aus der blutenden Wunde hatte ziehen können: so ward er gegriffen auf handhafter Tat. Der Sohn des Grafen klagt vor dir um Mord: und du . . ." — „Ich sprach den Angeklagten frei Wie kann man einen Toten töten?" — „Eia, Herr Karl, und wie kann man einen Toten befreien?"

Der König stutzte: „Höre," sprach er dann, „Schwager, du wirst mir zu feinsinnig hier am Hof: ich muß dich wieder ausschicken, Tschechenschädel spalten." — Zornig fiel der Abt ein: „Das sind Spitzfindigkeiten! Der Entführer wollte doch den Lebenden entführen." — „Und jener Forstwart wollte doch den Lebenden ermorden!"

erwiderte der Herrscher. „Nein, damit, Pfäfflein, kommst du nicht durch! Laßt mich jetzt allein. Ich muß mir's überlegen." — „Was ist da noch zu überlegen?" drängte der Kriegsmann. „Jung Rothari ist nicht schuldig." — „Doch," entgegnete der König ernst. „Und gerade diese Pläne haben aufs neue gezeigt, wie wichtig es ist, in jenen Landen den Grollenden, Unverlässigen Reichtum und Macht zu nehmen und sie Treuverlässigen zu geben. Soll jenes Mädchen, die Tochter eines Unversöhnten, die weiten Güter ihres Vaters . . .? Nein! Es dämmern mir allerlei Gedanken auf. Der wackere Florentius soll jenes Erbe gewinnen und — ohne Zwang! — der schönen Jungfrau Hand. Dein Schützling aber, du listiger Rechtsverschieber, soll — gerade dann! — doch — vielleicht! — am Leben bleiben. Aber all' das ist noch nicht reif, nicht klar. Laßt mich allein!"

V.

Am folgenden Morgen drang der Präfekt von Bayern eilfertig in das Schlafgemach Karls, wo dieser, wie er pflag, gleich nach dem Aufstehn und dem Frühbad, während des Ankleidens mit einigen seiner vertrautesten Räte Staatsgeschäfte erledigte. „Jetzt, Herr König," rief der Schwager schon auf der Schwelle, „darf ich in meine Ostmark zurückeilen: bin hier nicht mehr nötig als Anwalt des Langobarden! Denn jetzt ist seine beste Fürsprecherin gekommen." — „So ist Hildigard zurück?" rief Herr Karl, und seine Augen leuchteten. „Wo steckt sie? Warum . . .?" —

„Nein, eine andere. Die ist — mein Schwesterlein in Ehren! — beinahe noch schöner." — „Das gibt's nicht. — Aber ich ahne! Adalgardis . . ." — „Getroffen! Sowie sie im fernen Friaul durch die geflüchteten Gefolgen des Geliebten Gefangenschaft erfuhr, eilte sie, Tag und Nacht, ununterbrochen, über Berg und Tal hierher, deine Gnade anzuflehen. Heute Nacht kam sie hier an; ihr Muntwalt, Bischof Wernfrid von Cividale, in den Tagen seiner Weltlichkeit mein wackerer Waffenbruder, hat sie begleitet. Er weckte mich vor Hahnenkraht. Deine Gnade . . ." — „Ob die ihr werden wird," unterbrach Karl sehr ernst, „das liegt in ihrer eigenen Hand. — Du aber mach' nun wirklich, daß du heimkommst nach Bayerland! Gestern Abend spät kamen von dort her üble Briefe. Wieder einmal sind sie stehlend, raubend, sengend und mordend eingebrochen, deine schlimmen Nachbarn von Böheim her . . ." — „Die Tschechen?" rief der graue Held, und alles Blut schoß ihm zu Kopf. „Dieses Erzdiebsgesindel! Arbeiten können und wollen sie nicht, aber stehlen können sie wie die Meisterdiebe. Nun wartet, ihr Stülpnasen, ich komme! Leb' wohl, Herr König! Grüße mein Schwesterlein. He, hollah, mein Hengst, mein Hengst!" Und er stürmte hinaus.

„Den wär' ich los," lachte Herr Karl vergnüglich vor sich hin. „Und Frau Hildigard ist noch nicht zurück: halt' sie nur noch ein Weilchen fest vor deinem Altar, Sankt Dionys!" Da hob ein Türwart den Vorhang des Gemaches und meldete: „Der ehrwürdige Herr Bischof von Cividale und seine Mündel bitten dringend um Gehör." — „Eilt es der schönen Braut so sehr? Ei, sie weiß noch gar nicht, wessen Braut sie ist. — Gleich nach meinem Frühstück führe mir die beiden zu: aber nicht hierher, auch nicht in den Empfangsaal: — in den Pfalzgarten!

Ich muß nach meinen Edelrosen sehn. Der Gewittersturm dieser Nacht hat sie gewiß arg getroffen. Ich muß sie aufrichten."

VI.

Nachdem das Unwetter der Nachtstunden sich ausgetobt, breitete ein strahlender Sommermorgen seine Klarheit, seinen Frieden über Stadt und Pfalz und zumal über den schönen, sorglich gepflegten Garten, der, in römischem Stil angelegt, von hohen Steinmauern umfriedet, das Palatium auf den drei der Stadt abgewendeten Seiten weithin umgab. Auf den zierlich geschlungenen, mit weißem, rotem und gelbem Sand bestreuten Pfaden, welche die vom Regen erfrischten Wiesen- und Blumen-Beete durchschnitten, wandelte langsam die mächtige Gestalt: — siebenmal maß er den eigenen Fuß. Der riesenhafte, breitbrustige und breitschultrige Mann beugte gar sorglich das mächtige Haupt hernieder auf die Stockrosen, die, aus den grünen Rasenstreifen ragend, auf beiden Seiten den schmalen Gartenweg begleiteten.

Leise kopfschüttelnd band er die vom heftigen Regen und Sturm der Nacht niedergedrückten mit weißgelbem Bast, dessen er einen dicken Knäuel im breiten Gürtel trug, in beflissener Mühung an dem Stock wieder auf: nicht leicht ward es den großen Händen, den derben, an Schwertgriff und Schildriem gewohnten Fingern die erforderlichen dünnen Schleifen und Knötlein zu schürzen: aber er ließ nicht ab: drei- und viermal versuchte er es von neuem, bis es gelungen war. Wohlgefällig betrachtete er nun sein Werk an einer hochragenden, prachtvollen, dunkelroten Rose, aus

deren zusammengesponnenen Herzblättern er säuberlich mit zwei gespitzten Fingern eine Spinne zog, die er auf den Sand warf und mit dem schweren Fuße zertrat: nun band er ihren herabgesunkenen Zweig auf und sprach väterlich, wie zu einem Kinde: „Nein, gloria Italiae, schöne Tochter Welschlands, dir soll kein Leid bei mir geschehen, weder von Gewittersturm noch von häßlichem Geziefer.“ Und er zerriß das Gewebe der Spinne.

VII.

Da knarrte die Türe, die aus dem Hofe des Palatiums in den Garten führte, und das erwartete Paar näherte sich Karl, der sich auf das Geräusch hin gewendet hatte. Gar verschieden war der beiden Schritt. Stürmisch strebte die Jungfrau voran: ihr schwarzer Schleier, ihre dunkelbraunen Locken flogen im Morgenwind. Ihr Muntwalt, der Bischof, konnte ihr kaum folgen: er haschte sie an dem schwarzen Seidenmantel, der die Schlanke und Hohe in dem enganliegenden schwarzen, lang nachschleppenden Gewand umhüllte.

„Langsam, Kind!“ mahnte er. „Um Gott! Nur keinen Ungestüm! Er ist bei aller Herzensgüte leicht erzürnlich. Und dann, — dann ist er schreckbar, der Herr Karl. Nur keinen Widerspruch! Und vergiß nicht! — sobald du zu bitten beginnst, —: auf die Knie'!“ — „Herzog Adalrichs Tochter knieet nur vor Gott!“ erwiderte sie, warf das Haupt in den Nacken zurück, riß sich los und eilte dem Bischof weit voraus gerad' auf den König zu. Der musterte scharf die Heranstürmende: mit kundigem Blick maß er

das erglühende Antlitz, die stolze hochbusige Mädchengestalt: er war ein vielerfahrener Kenner von Weibesschöne und er hatte auch diese Langobardin gut im Gedächtnis: allein so, so hatte er sie nie gesehen, wie sie jetzt edelste Bewegung verklärte: „Weiß Gott, das Weib ist wunderschön," sprach er vor sich hin. „Schwer ist es, ihr Nein sagen. Aber erst — erst die Probe. Wo, wo endet ihrer Liebe Maß? Wird sie bestehen? — Und schau' nur, welcher Hochmut in diesen Zügen! Schlecht steht er der Flehenden." Er furchte leise die Brauen. „Warte, der soll dir vergehen."

Er verschränkte die Arme, fest in den dunkelblauen Mantel gehüllt, auf der Brust, und blieb regungslos, wie aus Fels gehauen, stehen, das unbedeckte Haupt ein wenig erhoben. So ließ er die Eilende herankommen. Er hatte erwartet, als sie nun dicht vor ihm stand, die königliche Gestalt zu seinen Füßen sinken zu sehen: aber Adalgardis blieb stehen: nur die rechte Hand hob sie, weit geöffnet, gegen sein Antlitz empor und nicht leise bat sie, laut, recht laut rief sie: „Gnade, Gnade Herr König!" Der sah ihr schweigend in die goldbraunen Augen.

Nun war der Bischof heran: — die gedrungene Gestalt, die gutmütigen, wohlwollenden Züge hatten immer noch mehr vom ehemaligen Kriegsmann als vom Priester: „O König Karl," sprach er, „du bist mir immerdar ein guter Herr gewesen, so wirst du auch jetzt . . ." — Aber da traf ihn ein Blick . . .: er verstummte. — Auch die Langobardin hatte den Blick gesehen: sie trat einen Schritt zurück. „Jungfrau Adalgardis, was hast du mir zu sagen?" — Nicht zornig, nicht drohend, aber streng, rauh wie Erz, kam das heraus. Jedoch das Mädchen hatte sich gefaßt: „O Herr König, . . . ich habe ja schon alles gesagt . . . das e i n e Wort: ‚Gnade'." — „So? Weiter

nichts? — Keine Begründung? Keine Entschuldigung?" das klang schon herber. — „Wie kommst du, ein Mädchen dazu, für den Verbrecher zu bitten? Warum?" — „Ihr wißt ja: weil ich ihn liebe." — „So? Und mit welchem Recht?" — „Ich bin seine Braut." — „So? So?" zürnte jetzt Karl und strich mit der Hand über den leis ergrauten Bart, seine wachsende Erregung bemeisternd. „Ei, ei, Herr Muntwalt: seid schon so lang' Bischof und kennt immer noch so schlecht die Canones? Immer noch besser Speerwerfen, eh? Ihr habt Eure Mündel ihrem Vetter verlobt?" — „Nicht ich, Herr König: ihr Vater." — „So, so, so? Der?" Leichte Röte stieg in seine Wangen. — „Ja," sprach das Mädchen fest. „Kurz vor seinem Tode." — „Ah, ich weiß, ich weiß jetzt," nickte er finster. „Unter einer Bedingung, nicht?" — „Ja. Aber sie ist erfüllt, die Bedingung." — „Freilich," ergänzte der König, noch immer zurückhaltend, aber mit unheimlicher Ruhe. „Er sollte ja nur versuchen — einmal versuchen! — den Gefangenen zu befreien. Wohlan: er hat's versucht. Und daß es mißlang, — das — das war nicht seine Schuld." — „Gewiß nicht," sagte das Mädchen. — „Ah, Verwegene, Wahnwitzige," brach es aus des Königs Mund und zornig trat er gegen sie heran: seine grauen Augen loderten drohend. Der Bischof wollte sie am Arm zurückziehen: aber sie blieb stehen.

„Hohn? Eitel Hohn mir ins Angesicht? Wahrlich, Langobardin, du lügst nicht!" — „Niemals. ‚Immer die Wahrheit,' lehrte mich der Vater." — Karl hatte sich wieder in der Gewalt; kühl, gelassen sprach er: „Wohl, so höre denn die Wahrheit so tapfer wie du sie sagst. Die Verlobung ist gegen der Kirche Verbot, sie ist nichtig. — Übrigens," — er hielt inne, blickte sie durchdringend an und schloß zögernd: — „jede Verlobung löst der Tod."

— „Herr König!“ schrie sie auf und wankte zurück, „Ihr werdet ihn nicht morden?“ — „Nein, aber hinrichten.“ Eiskalt ward das gesprochen. Sie fuhr mit einer Bewegung, deren Zweck beiden Männern unverständlich blieb, an die Öffnung ihres Busengewandes: da stockte die Hand: „Nein,“ hauchte sie vor sich hin, „noch nicht: noch atmet er.“ Alle Farbe war aus dem vor kurzem noch so hoch erglühten Antlitz gewichen: sie öffnete weit den Mund: aber die Stimme versagte ihr. Alle drei schwiegen.

„Und,“ wagte der Bischof, tief erschrocken, endlich zu fragen, „für welches Verbrechen?“ — Der König ließ sich jetzt gemach auf eine Gartenbank nieder, die, neben jener Edelrose, im Grase stand: „Das will ich Euch sagen, Bischof von Cividale,“ antwortete er ganz langsam. „Ein Fürsprech — klüger sprach er für ihn als diese Tollkühne!“ und abermals verdüsterte sich seine Stirn — „mein eigner Schwager hat ihn in manchen Stücken geschickt verteidigt: mit dem Treubruch ist es nichts, weil er mir Treue nie geschworen, — das ward gestern erhärtet aus den Listen — mit dem Befreiungsversuch ist es nichts, weil der Mönch schon vorher gestorben war ...“ — „Also!“ rief Adalgardis hoch aufatmend. — Und der Bischof sprach mit feuchten Augen: „Gott und Sankt Martin segne dich, Freund Gerold.“ — „Er konnte ihn doch nicht retten,“ sprach Karl langsam das Haupt schüttelnd. — „Was hat er sonst verbrochen? Nichts!“ rief das Mädchen; fast drohend klang die Stimme.

Aber das erzürnte Herrn Karl aufs neue: er sprang auf und hob die Rechte: „Geschöpf! Man streitet nicht mit mir.“ — Er atmete nun und hielt inne: dann setzte er sich langsam wieder. „Er hat das Schwert gezückt — halb aus der Scheide! — wider einen Sendboten des Königs.“ — Da erbleichte Herr Wernfried: „Der Un-

selige!“ stöhnte er. „Er ist verloren. Darauf steht der Tod: — nach anderer noch grausamerer Pein.“ — Aber das Mädchen gab noch nicht nach: „Das geschah in Notwehr.“ — „Schau, wie rechtskundig sie plötzlich alle sind, — zu sein glauben! Nein, Rabulistin: der ergriffene Verbrecher hat das Recht der Notwehr nicht. Rothari hat das Leben verwirkt. Er stirbt.“ — Da stürzte die Jungfrau, wie vom Blitze niedergeschlagen, ihm zu Füßen und reckte beide Arme flehend zu ihm empor: „O Gnade, Gnade! Begnadige ihn, Herr König.“

Eine leise Befriedigung flog über seine Züge: unmerkbar nickte er auf sie herab. — Er ließ sie eine Weile knieen, bevor er langsam sprach: „Erhebe dich, Herzog Adalrichs Tochter.“ — Da schnellte sie auf, hob die heißen, tränenlosen Augen gen Himmel und flüsterte: „Vater, Vater verzeih . . .: es geschah für ihn!“ — Der König hatte den Rückfall in den Trotz wohl bemerkt: er war aufs neue gereizt· „Herr Bischof,“ sprach er, „Ihr würdet wohl daran tun, Eures Mündels, — des Hochverräters Kindes! — Hochflug herabzudrücken. — Du aber, Adalgardis, höre deines Königs gnädig Wort.“ Sie öffnete hoffend die Lippen. „Ob jung Rothari lebt oder stirbt, — ich leg’s in deine Hand.“ — „In meine?“ jubelte sie. „O so lebt er, lebt.“

„Ich — hoffe es: aber . . . ich weiß doch noch nicht,“ sprach er zögernd mit prüfendem Blick in ihre Augen. — „Höre mich ruhig an: unterbrich mich nicht wieder, rate ich! das macht mich wild, wilder als mir lieb. Jene Verlobung also ist nichtig: deine Hand ist frei. Das Wohl des Reichs verlangt, daß diese Hand und deines Vaters reiches Allod — die Beneficien sind verwirkt — eines verläßigen und verdienten Mannes werde.“ Sie warf den Kopf in den Nacken und schüttelte die dunkeln Locken,

aber auf eine warnende Bewegung des Bischofs fing sie einen trotzigen Ausruf auf den Lippen. „Ich könnte dich nun zwingen . . ." — „Nein, das könnt Ihr nicht mehr!" kam es nun doch heftig zum Ausbruch.

Herr Karl zog die Brauen stark zusammen, aber sie achtete des nicht und fuhr fort: „Rothari hat es gesagt: — ein neu Gesetz . . ." — „Schweig, Unsinnige!" herrschte er sie an. „Du redest ihn und dich in das Verderben. Ich will dich nicht zwingen, weil . . nun, weil ich nicht will. Frei sollst du dich entscheiden. Merke wohl: Du wirst des Grafen Florentius Weib oder Rothari stirbt." — „Nie! Niemals! Nimmerdar!"

Der König erhob sich und maß sie mit langem, prüfendem Blick: doch war dieser Blick auf die Trotzende diesmal nicht ungnädig, nicht zürnend: „Du hast gewählt," sprach er dann gelassen und schritt an ihr vorbei, dem Palaste zu.

Da faßte sich Herr Wernfrid ein Herz und trat ihm in den Weg: „Geduld, Herr Karl! Laß ihr Bedenkzeit! Ich gelobe dir, ich will in sie dringen, bis sie nachgibt. Denn was ist schließlich die Liebe zwischen Mann und Weib? In ein paar Jahren verblüht sie, — der tote Rothari aber bleibt tot. Schad' um sein junges Leben! — Kind, Graf Florentius ist ein wackerer, ja — ich kenne ihn gut! — ein edler Mann. Und bedenke: Rotharis Leben! Du kannst ihn retten und du willst nicht? Geht das über deiner Liebe Maß?"

Der König war stehen geblieben, die Ringende scharf musternd, die mit weit aufgerissenen Augen vor sich hin starrte, die beiden Hände an die beiden bleichen Schläfe gepreßt.

„Meiner Liebe Maß?" wiederholte sie tonlos. „Die Liebe — meine Liebe! — kennt kein Maß." — „Du

bist schuld — du allein —: die Liebe zu dir hat ihn dahin gebracht.“ — „Ja, ja, ich, ich allein, ich Unselige.“ — „Und bedenke,“ fuhr der Bischof näher tretend, fort: „nicht in freudiger klirrender Schlacht, nicht Speertod, schimpflicher Tod, Galgentod . . .“ — „Ah,“ stöhnte sie. „Und alles um meinetwillen.“ — „Und vorher: . . . die rechte Hand! . . . Und Blendung . . .“ — „Halt, halt! Ich tu's. Ich tu's“ schrie sie schrill auf und verzweifelnd, sinnlos, bewußtlos stürzte sie auf das Antlitz nieder auf den Rasen unter der Rose.

Der Bischof ließ sich neben ihr nieder, hob ihr Haupt in die Höhe und legte es auf seine Kniee: ihre Augen blieben geschlossen: „Ihr habt's erreicht, Herr König,“ sprach er vorwurfsvoll. „Sie hat Ja gesagt.“

Herr Karl warf noch einen Blick auf das edle, jetzt so verstörte Antlitz: dann wandte er sich und schritt langsam dem Palaste zu: aber er schien nicht zufrieden: denn er schüttelte leise das Haupt.

VIII.

Nicht lange darauf ward der Vorhang eines kleinen einfenstrigen Gemaches in einem Nebengebäude der Pfalz heftig aufgerissen und herein stürmte mit dem gellenden Ruf: „Rothari!“ eine schwarze Gestalt. „Geliebte! Du hier?“ erwiderte der Jüngling, wandte sich rasch von dem Fenster, durch das er sehnsuchtvoll hinausgeblickt hatte auf die grünen Wipfel der Gartenbäume, und fing die Wankende, Sinkende auf in seinen Armen. Aber wie erschrak er, als er die Verstörung in dem marmorbleichen Gesicht,

Da stürzte die Jungfrau ihm zu Füßen und reckte beide Arme flehend zu ihm empor: „O Gnade, Gnade! Begnadige ihn, Herr König.“ (Seite 94)

das unaussprechliche, versteinte Weh in den starrenden Augen wahrnahm. „Adalgardis! Was ist dir geschehen? Oder bangst du so sehr um mich? Ohne Grund! Getrost! Du siehst, ich bin wohlbehalten. Der gütevolle König . . .“ — Die Jungfrau fuhr zusammen. — „Nahm mir nur das Wort ab, nicht zu entspringen. Dann wurden mir die Fesseln gelöst, ich ward hierher geführt: du siehst, nicht Schloß noch Riegel, — nur dieser Vorhang — sperrt den Ausgang. Und Herr Gerold hieß mich, bevor er abritt, gutes Mutes sein: er habe meine Sache geführt mit siegendem Erfolg und . . .“ — „O Rothari, Rothari!“ antwortete sie schluchzend, warf sich an seine Brust und ihre Tränen fluteten. — „Bei allen Heiligen! Fasse dich! Was droht dir? Oder mir?“ — „Weh, uns beiden!“ — „Wie? Woher? Warum kamst du?“

„Ich eilte hierher, durch meine Bitten dein Leben zu retten: ah, es ist gerettet!“ — „Dank, Dank dir, du Vielgetreue. Heißen Dank! Ja, ich hänge am Leben, mit aller Macht des Wunsches, zäh, gierig: ich leugne es nicht. Es wäre doch hart, grausam in der Vollbrust der Jugendkraft“ — er schauerte — „sterben.“

Da machte sie sich los von seinem Halse, bog sich zurück und sah ihm tief in die Augen: über ihre todestraurigen Züge flog ein seltsamer, hellerer Schimmer: „So lebst du gern, mein Geliebter?“ forschte sie dringend, mit wehmutweicher, rührender Stimme. „So ist es wirklich wahr? Dich vom Tode loskaufen, — es ist nach dem Wunsch deines Herzens?“ — „Aber gewiß doch! Leb' ich doch nicht allein, — nein, mit dir, für dich. Erfüllt ist mein Versprechen: tot liegt der arme König: kein Mensch mehr kann ihn befreien, den Toten im finstern Grabe! Du bist jetzt meine Braut, — bald mein süßes Weib . . .“ — „Oh!“ seufzte sie und sank auf den Schemel

unter dem Fenster. Der Jüngling kniete neben ihr und faßte die beiden kalten Hände: „Was, . . . was ist dir? Was kann uns drohen?" — „Das Untragbare. Höre! Höre alles! Du bist — du warst dem Tode — dem schimpflichen, dem grausamsten Tode" — sie erbebte — „verfallen." — Er erbleichte: „Du . . . . . du sagtest doch . . . .?" — „Ja, der König hat dir das Leben geschenkt . . . ." — „Nun also!" — „Aber gegen einen Preis . . ." — „Jeden! Was soll ich zahlen?" — „Nicht du! — Ich." — „Du? Die Unschuldige?" — „Ja, ich! — Ich versprach's." Sie sprang auf. „Ich mußte! Ich muß. Du wirst frei und ich . . . ah," schrie sie auf, „ich werde des Grafen Florentius Weib." Da warf sie sich mit ausgestreckten Armen auf das Pfühl des Gefangenen, das Gesicht in den Kissen vergrabend.

„Nie! Niemals! Nimmerdar! Nein, lieber zehnmal sterben!" schrie Rothari wild, daß die Wände dröhnten. Er sprang hinzu und rüttelte sie unsanft auf: mühsam erhob sie sich. — „Das? Das hast du versprochen? Nie hast du mich geliebt." — „Ich glaube doch," hauchte sie und schloß die Augen. — „Das ist nicht die wahre Liebe": rief er überlaut. „Hier endet und wendet der Liebe Grenze. Für mich sterben, . . . das hätt' ich verstehen können . . ." „O wie gern! Aber mein Tod rettet dich nicht!" — „Aber das? Nein! Und du konntest wähnen — auch nur einen Augenblick glauben! — ich werde das Opfer annehmen?" — „Armer Freund! Annehmen? Du wirst nicht gefragt. O schilt nicht! Es zwang mich das Entsetzen. Denke doch nur: das Diebesholz, der Galgen! Und diese liebe, liebe Hand!" Sie umfaßte wie schützend seine Rechte mit beiden Händen. „Und diese lichten Augen! O Grauen!" Und sie verstummte vor Weh.

Allein er konnte nur immer wieder das Eine denken,

fragen: „Und du hast es wirklich versprochen? — „Ich gab mein Wort.“ — „Du darfst's nicht halten!“ schrie er, faßte sie ungestüm an beiden Schultern und sprach ihr dicht in das Antlitz: „Unselige! Unsinnige! Du weißt ja nicht, ahnst ja nicht, was du damit getan. Was weiß, was ahnt ein Mädchen, eine Jungfrau wie du von der Ehe! Wisse denn: Ehe sonder Liebe ist des Weibes äußerste Schmach. Das Brautbett ohne Liebe ist das Bett der Dirne!“ — „Halt!“ rief sie und tastete an der Wand, sich zu halten. „Welche Worte!“ — Jedoch der Verzweifelte fuhr fort: „Denke doch! Lerne, was dir droht. Nicht deine Seele kann er dir nehmen: aber dieser Leib, dieser herrliche, einem Tempel gleich heilige, dieser keusche, jungfräuliche Leib, — er wird des ungeliebten Mannes von jedem Haar deines Hauptes an. Dulden mußt du, wie ein gebunden Schlachtlamm, alles, was immer die schonungslose Glut seines Verlangens begehrt, ihm lassen, ihm geben alles, was mir gehört, mir allein. Denk' dich — o denk' dich mit ihm allein — hinter verriegelter Tür — allein mit ihm in dem dämmerdunkeln Brautgemach — fühl' es, wie er dich trotz allem Sträuben in die Arme zwingt, wie er dir den Schleier vom Haupte zerrt und den Gürtel von den Hüften, denk deine Ehre geschändet . . .“ — „Nein! Nein!“ schrie sie wild auffahrend und auf den Eingang zu fliegend. „Hör' es! König Karl! Ich tu's nicht. Ich kann's nicht. Rein oder tot. Lieber stirb, mein Geliebter, gleich mir. Nach mir!“

Und nun hart vor dem wallenden Türvorhang stehend, riß sie aus dem Busengewand einen kleinen Dolch und zückte ihn hoch, bevor Rothari hinzuspringen konnte.

IX.

Hell blitzte die schmale Klinge: aber sie erreichte nicht die wogende Brust.

Aus dem Vorhang trat Herr Karl, haschte ihre Faust, entwand ihr mit ehernem Griff die Waffe und steckte sie in seinen Gurt. „Halt, rasche Jungfrau," sprach er ernst, aber ruhig, ohne Zorn. „Lebe."

„Aber nicht geschändet, Herr König!" —

„Und du, meine Adalgardis, du konntest glauben, auch nur einen Augenblick hätt' ich deine Ehre überlebt? Nutzlos, bei Gottes Treue hättest du sie geopfert." — „Schilt sie nicht zu hart darum," mahnte der König, „sieh, wie gebrochen sie auf das Bett dort sinkt. In jenem Augenblick, da ich so schwer sie prüfte, wußte sie nicht mehr, was sie sprach, was sie tat: so überschritt sie denn der Liebe Maß. — Und so hast du," sprach er nun gütevoll, an sie herantretend, „so hast du, trotzig Kind, wirklich geglaubt, König Karl werde dich mit dem Tod des Geliebten bestrafen dafür, daß du ihm Treue hieltst? Eia, ich hätte Frau Hildigard nicht mehr in die Augen schauen können. Mich schmerzte es tief in der Seele, als du riefst: ‚ich tu's'. Und froh schlug mir das Herz hinter diesem Vorhang, — wie gern gewährte ich deine Bitte, ihn allein zu sprechen! — als ich hörte, wie ihr beide — er zuerst und dann so tapfer auch du — den Tod wähltet statt des Bruches der Treue. Das wird eine Ehe, wie Frau Hildigard sie will. Ja, ja, glaubt es nur. Ich selber setze die Erlaubnis durch bei meinem Freund Papst Hadrian: er schuldet mir noch mehr als das an Dank. Du bist frei, Langobarde."

Da sanken beide — auch die stolze Adalgardis — vor

Herrn Karl auf die Kniee: „O mein König," rief Rothari, „wie bist du groß und gut. Woher all diese Gnade?"

„Steht auf, dann sollt ihr's hören. Nicht mir allein: — diesen beiden habt ihr viel zu danken."

Er trat an den Vorhang und schlug ihn zurück.

„Frau Königin!" rief das Mädchen.

„Florentius!" rief Rothari.

Die beiden traten herein, ein freudiges, ein schönes Lächeln auf den Lippen.

„Wie . . . . . wie kam all das?" forschten die Liebenden.

„Das kam so," erklärte mit holdseliger Freundlichkeit die Königin. „Auf dem Rückweg von Sankt-Denis traf mich nahe vor Aachen — dieser wackre Held, der auf dem Wege war, spornstreichs hierher zu eilen, um . . . nun redet Ihr, Graf."

„Um eine Lüge aufzudecken und ein Unheil zu verhüten," sprach mit edelm Ausdruck der dunkeläugige Romane, den jede Schönheit seiner Rasse zierte. Mein Oheim war von hier nach Reims gereist, mir seinen Plan und dessen, wie er beteuerte, sicheres Gelingen mitzuteilen, mich zur Mitwirkung zu mahnen. Beim Bau dieses Plans hatte er nur einen festen Grund" — er zögerte, dann kam es anmutvoll heraus . . . „die tiefe, echte Liebe, die ich für diese edle Jungfrau trage: ihre Hand wäre die Krönung all' meiner höchsten Wünsche gewesen. Als er mir nun aber enthüllte, — enthüllen mußte — mit welchen Mitteln er mir diese Hand zuwenden wollte, da rief ich zornig: nie nehm ich ein Weib, dessen Herz eines andern ist, das sich opfert, meinen tapfersten Waffengenossen, den Montfalcon, zu retten. Und — so fragte ich staunend — wie kann der König um jener Befreiungs-Wagnis willen den Helden töten, dem er den herrlichsten

Sieg verdankt? Da mußte denn mein Ohm gestehn, er habe damals in seinem gleich auf dem Schlachtfeld verfaßten Bericht an den König nicht dem wahren Sieger, Rothari, sondern mir das Verdienst der Entscheidung zugeschrieben."

„Ja," unterbrach der Herrscher, „nun wissen wir's: du, junger Bergfalk, tatst damals den Siegesflug. Du hast den Reiterangriff der Langobarden befohlen und geführt, der die stark schwankende Schlacht entschied: dafür steh' ich tief in deiner Schuld — schon lang. Der Abt aber, der König Karl belogen, ist schon unterwegs in die leere Zelle des Mönchs Modestus."

„Der brave Bub, der Florentius da," fiel die Königin ein, „ist kein Falsch nit an ihm. Er bat mich, ihm beizustehen, dem Liebespaar zu Hilf zu eilen. Nu, er hat mich nit lang bitten müssen! Wir trabten hierher, was nur die Rößlein springen konnten. Und mein Mann" — hier traf den ein zärtlicher Blick — „der Herr König, sprech' ich — ich muß ihn loben! — der war auch gar bald herum geredet. Warum? Ich mein' allweil, es war ihm schon leid, daß er dem schönen Mädchen so hart geredet hat."

„Ja, und König Karl wird's gut machen," schloß dieser. „Rothari, Herr Herzog von Friaul, du schwörst mir jetzt Treue und wirst sie mir, ich weiß es, fortan wacker wahren."

„Bis zum Tod, mein König."

„Zur Hochzeit schenk ich dir all die verwirkten Güter. — Du aber, schöner Trotzkopf, kennst du noch diese Rose?"

Er griff in den Brustlatz seines Wamses. „Sie stand dabei, als du so schwer littest: es wäre alles nicht so scharf geworden, — ich wollte nur das Maß der Liebe

prüfen — hättest du mich nicht immer wieder durch Stolz und Widerspruch gereizt —."

„Ja, den kann er halt einmal nit vertragen," lächelte Frau Hildigard.

„Nimm jetzt dafür diese Rose zum Pfande meiner königlichen Huld für alle künft'gen Tage. Ich habe selbst sie aufgerichtet nach dem Gewittersturm und sie gelöst aus häßlichem Gespinst: da nimm sie hin, die gloria Italiae!"

III.

Einhart und Emma

Frau

Henriette von Mikulicz-Radecki

freundschaftlich zugeeignet

I.

„Und kurz: ich mag nicht, kleine Frau Königin!“ sprach Herr Karl und stand — ziemlich lebhaft! — von der Bank auf, die in dem Palastgarten zu Aachen neben einer gar schönen Hochrose stand: »gloria Italiae« hieß sie und war vom heiligen Vater aus Rom geschickt. „Und wenn ich nicht mag ...“ — „Dann magst du nicht,“ lächelte die zarte Frau, die erwachsene Töchter hatte und doch noch so mädchenhaft zu schauen war. „Das weiß man im Abend- und im Morgenland. Und niemand,“ seufzte sie drollig, „weiß es besser als ich.“ — „Ja, dir geht's schlecht unter meinem Gewaltzwang,“ lachte er. „Aber komm, steh' auch auf und laß uns wandeln: zum langen Sitzen, auch unter den Strahlen der sinkenden Sonne, ist's doch schon zu kühl in diesem Herbstmond: — in sechs Wochen wird der Herr geboren: — gestern Nacht hat's schon ein fein Schneelein geschneit, eine Neie, — schlimm für die Sauen, gut für den Weidmann.“

Frau Hildigard erhob sich und hing sich an seine Seite, die Hand auf seine Schulter hebend, wie er die Gartenpfade dahin schritt: auf einen seiner lang ausholenden Schritte kamen immer anderthalb gehüpfte ihrer Füßlein.

„Wenn ich nun doch einmal nicht mag,“ wiederholte er im Gehen. — „Ich hab' ja gar nichts gesagt! Du rennst nur deine eigenen Gedanken kampflich an.“ —

„Gegen diesen König von Northumberland — wie heißt er doch? Ich habe so viele Könige im Kopf!" — „Eardulf." — „Ist ja gar nichts einzuwenden. Nur, daß sein Königreich da drüben liegt, jenseit des Wassers, im Nebel des Westens, und nicht in einem Tagritt von Aachen aus zu erreichen. Nun meinte er zwar, sie werde doch nicht einsam sein auf dem fernen Eiland der Angeln, da ihre Schwester Bertha dem Königssohn von Mercia, Egfrid, sich vermählen werde."

Da lächelte die Mutter, schritt aber tapfer weiter: „Die ist auch noch nicht drüben!" — „Ja, ja! Was würde mein Herr Kanzler Angilbert dazu sagen, ihr gar warmer Freund! Und nun vollends Emma, unsre Jüngste, unser Nesthäkchen! Glaub's gern, daß sie ihm gefiel! Aber die gäb' ich am liebsten gar nicht her." — „Nun, darauf darf sie sich just nichts einbilden! Hast noch keines hergegeben unserer Mädel. Ich versteh's: die Mutter wird alt, und Herr Karl muß junge Schönheit um sich haben."

Er drückte sie an die breite Brust, neigte sich tief herab und küßte sie auf den blonden Scheitel: „Es reicht noch bei dir! — Kurz, Emmalein bleibt. Wie viele liebe Gesichter, Männer und Weiber, seh' ich nicht mehr um mich her. Roland liegt unter den Felsen von Ronceval, Erich in der Steppe der Avaren!" Ein Gewölk der Trauer zog über die hohe, klare Stirn. — „Nicht daran denken, nicht!" mahnte die Frau. „Sie wandeln im Licht des Herrn, die treuen Helden!" — „Ja, aber auch Lebende miss' ich schwer. Paulus der Diakon, des Warnefrid wackrer Sohn, ist mir ins Kloster entronnen. Und denke nur: neuer Verlust droht. Des Allerliebsten!" — „Nicht Einharts?" Sie blieb erschrocken stehen. „Sag' nein!" — „Einharts," nickte er, sie weiter führend. — „Wer,

wer darf's wagen, ihn dir — dir! — streitig zu machen? Denn ablocken kann ihn dir niemand! Freiwillig verläßt der uns" — sie verbesserte sich rasch: — „läßt er seinen König nicht. Wer kann?" — „Er! Er, der alles kann: viel mehr als ich!" — „Den möcht' ich sehen!" rief Frau Hildigard und blickte dem Gatten freudig und stolz ins Antlitz. — „Hast ihn schon gesehen," lachte Herr Karl. „Am gelben Tiber!" — „Der heilige Vater? Der?" eiferte sie, „der soll doch nur schon ganz zufrieden sein mit dem, was du alles für ihn getan hast gegen Langobarden, gegen Byzantiner, gegen . . ." — Herr Karl schüttelte das mächtige Haupt: „Der heilige Vatei ist nie zufrieden!" — „Diesen lieben Buben aber soll er uns hübsch lassen! Von Herzen mag ich ihn." — „Hab' noch kein Weiblein gesehen, das ihn nicht mag, den ‚Feinen', wie wir alle ihn nennen." — „Wie gelehrt bei so jungen Jahren, wie geschickt. Wie gelehrt — nochmal sag' ich's! — und doch nicht langweilig! Du lachst? Du, das ist selten! Neulich — ihr kamt aus eurer Pfalz-Schola — einer, — nun, ich will ihn nicht nennen! — es ist der Höchstgelahrten einer —! hält mich an vor meinem Wäsche-Schrein, denke nur!" — „Verbrecherisch! Im heiligsten Tun!" — „Endlos hielt er mich auf mit weisen Reden. Glücklich entkommen klag' ich mein Leid Herrn Theodulf . . ." — „Eia, dem schönen Goten, Bischof und Poet von Orleans!" — „Der meinte: ‚Langweilig, Frau Königin? Dafür ist er doch Professor! Und noch dazu des Königs geheimer Rat.' Aber," fuhr sie ernsthaft und eifrig fort: „Einhart darfst du mir nicht fortlassen! Nein, nein, was würde Emma sagen? Sie hat immer ganz glühende Wangen nach den Lehrstunden in Ovid. Und was will denn der Papst mit ihm?" — „Nun, nicht Ovid lesen, eifrig Mütterlein! Paulus der Diakon hatte den Freund in Rom so hoch

gerühmt: nun soll er in der Cancelei Sankt Peters . . .“ — „Nein, nein!“ — „Ja, wenn die Frau Königin der Franken mit dem Füßlein stampft, muß auch Sankt Peter nachgeben. Emma bleibt: — wenigstens ganz in der Nähe. Ich habe eine Überraschung für sie,“ schmunzelte er, „und für dich vielleicht heut' Abend noch. Und Einhart bleibt auch: für den hab' ich auch eine, reich an Ehren. Aber leichte Schneeflocken schweben herab: — zart ist mein holdes Weiblein: — komm ins Haus.“

II.

Für den Abend dieses Tages hatte die Königin dem Seniskalk Audulf nur „kleine Tafel“ angesagt: das heißt außer der königlichen Familie sollten nur ein paar der vertrautesten Freunde teilnehmen und nicht in der großen Festhalle, in dem kleinen Speisesaal waren die Tische gedeckt. Als die höchst einfache Mahlzeit — am Spieß gebratene Hasen, Herrn Karls Lieblingsspeise, wurden an den Jagdlanzen selbst hereingetragen, — zu Ende ging, tat er seinen dritten und letzten Trunk — Elsässer, Sigoltsheimer, — schob den Goldbecher zur Seite, legte sich behaglich in dem hirschledernen Faltestuhl zurück und sprach mit seinem freundlichsten Blick:

„Eia, Jungferlein Emma und Meisterlein Einhart, Vielfeiner, schon gar lange, deucht mir, währen eure Lehrstunden. Heute wollen wir nun mal sehen, wie weit ihr es gebracht habt miteinander. Was ist es doch, das ihr — von Ovid — zusammen leset?“ — „Die Verwandlungen, Vater,“ erwiderte der zierlichen, elbischen Emma

silberhelles Stimmlein: sie war in allen Stücken der anmutreichen Mutter Ebenbild. — „Mit der Kunst zu lieben — ars amandi! — sind sie wohl schon fertig," flüsterte Graf Rorich von Maine der üppig schönen hochbusigen Rothtrud zu, neben welcher der gutmütige Seniskalk ihm — wie immer — den Platz zugewiesen hatte. — „Still, du Vielschlimmer," kam es leis, aber zärtlich zurück. „Es sind nicht alle Leute im Palast so arg wie wir." — „Und so glücklich." — „Ah, das Kind! Den Vater schlüge der Schlag, dächte er dergleichen." — „Und doch: ‚Liebe dringt zu Tage': 's ist ein alt Mahnwort."

„So, die Verwandlungen?" lachte der König. „Horatius Flaccus — das heißt der fromme Meister Alkuin! — meinte neulich, das sei ein Zauberbuch: wer viel darin lese, werde selber verwandelt. Hüte dich, Töchterlein: so hold wie du bist, könntest du dich nur verschlechtern! Freund Audulf, laß das Büchlein bringen. Und wann die andern fort sind . . . sonst beschämt ein Schnitzer meine Kleine zu arg und sie spotten gern, die bösen, alten Schwestern . . ." — „Oho!" riefen da Rothtrud, Bertha und Gisela wie aus einem Munde. — „Ja, sie unterdrücken mir mein armes Nesthäklein, wie die schlimmen Schwestern das Aschenbrödel: aber vielleicht kriegt dafür auch mein Aschenbrödel den schönen Prinzen! Komm zu mir, Kleine."

Und als sie zu ihm getrippelt war, lupfte er sie auf sein Knie: „Noch leichter als die Mutter! Ist's möglich? Und doch trägt das Kind schon dicke Zöpfe — und was für schöne hellgoldige! — als wenn's ein ausgewachsenes Mädchen wäre." — „Bin doch volle sechzehn Winter, Vater!" — „Ihr andern geht nun alle. Vergeßt mir nicht das Nachtgebet: die Heiligen behüten euern Schlummer. Auch all' ihr Diener geht, wir bedürfen euer nicht mehr.

Einhart bleibt, ich habe noch mit ihm zu reden. Und auch mit dir, weiß Röselein. Da bringt der Buchwart schon das Buch. Frau Königin, rück' näher zu mir her. Nun zeige, Kind, was du gelernt hast bei diesem jungen Weisen. Weiß Gott, eure Jahre zusammengelegt erreichen nicht die vierzig. Und doch schon so gelehrt — alle beide. Nun, Einhart, fang' an!"

III.

Der Jüngling — er zählte zweiundzwanzig Jahre und mit Grund hieß er der Feine am ganzen Hof — erhob sich von seinem Sitz am untersten Tafelende und stellte sich mit dem aufgeschlagenen Pergament so an des Königs Seite, daß die Jungfrau — unter dem hellen Schein der drei Hängampeln gerade über ihrem Haupt — bequem hineinblicken konnte. Freundlich ruhten der Königin Augen auf der schlanken Gestalt des jungen, hochgeborenen Edelings, — sein Vater wie die Vorfahren waren Grafen im weinfrohen Maingau — auf den feingeschnittenen Zügen, deren Weiße das reiche dunkelbraune Gelock noch hob. Das seelenvolle Auge adelte ein Ausdruck scheuer Bescheidenheit, zarter, inniger Zurückhaltung: ohne es zu ahnen war der „jungfräuliche Knabe", wie sie ihn nannten, der Liebling aller Frauen. „Er ist rein wie ein Mädchen," dachte Frau Hildigard, „wie ich war, bis . . ."

„Wir sind noch ziemlich im Anfang," begann der Lehrer, ein wenig verlegen. „Die Fürstin hat immer so viel zu fragen . . ." — „Nun ja, ich muß doch alles gründlich nehmen, nicht? Ich lese nicht weiter, bis ich

Und er faßte sie an der Hand, führte sie leise aus dem Gemach, zur Hausthür hinaus und dann so wie geplant durch den Schnee.

das Gelesene voll verstanden." — „Recht, mein Töchterlein! Prinzessin Pflichtgetreu sollte man dich nennen." Und er strich ihr zärtlich über den blonden Scheitel. — „So stehen wir erst beim neunzigsten Vers des ersten Buches," erläuterte Einhart. Und er las nun langsam den lateinischen Text, den die Schülerin sofort Zeile um Zeile auf Deutsch, das heißt auf Uferfränkisch, wie das Haus der Karolingen sprach, wiedergab.

In Versen würde ihre Übersetzung etwa so gelautet haben:

„Erst war die goldene Zeit: ein Geschlecht von Menschen, das willig,
Ohne Gesetz und Zwang und Bewachung, übte das Rechte.
Unbekannt war Strafe wie Furcht, noch drohte kein Richter.
Noch umgürteten nicht hochragende Mauern die Städte,
Noch kein schmetterndes Horn rief, keine Drommete zum Kampfe,
Noch erglänzte kein Helm und kein Schwert und . . ."

„Hört auf!" lachte Karl. „Gar langweilig muß sie gewesen sein, eure goldne Zeit! Da ist mir unsere eiserne lieber trotz mancher Bösheit meiner lieben Untertanen. Was hätt' ich zu tun, wenn ich nicht Gesetze erlassen, Urteile finden, Schlachten schlagen dürfte? — Laßt's genug sein! Die Kleine versteht's ja schon ganz gut. Sie muß belohnt werden!" Damit hob er sie von seinem Knie, stellte sie gerade vor sich hin und nahm ihre beiden Wangen in seine beiden Hände: „Nun merk' auf: erste Belohnung: du sollst nicht in das nebelfeuchte Eiland der Angelsachsen, brauchst nicht König Eardulf von Northumberland zu heiraten."

Das Mädchen lachte: „Vielen Dank, lieber Vater. Aber das ist keine Belohnung." — „Wie so?" fragte er erstaunt. — „Den hätt' ich doch nie geheiratet." — „O kleine Rebellin!" Das kam etwas ungehalten heraus. Die Mutter,

ein wenig hinter seinem Stuhle sitzend, legte den Zeige-
finger an den Mund und bedeutete mit hochgezogenen
Brauen, nicht so offen zu trotzen. Aber der Vater zürnte
schon nicht mehr: „So schlimmtrotzig du bist, — ich mag
dich nicht entbehren. Drum hab' ich dir drei wackre Helden,
in Krieg und Rat erprobte Männer, die mein Palatium
oder doch mich nie verlassen, – zur Auswahl ausgesucht:
einen Herzog, einen Pfalzgrafen und einen Marschalk: du
kennst sie alle: einem von den dreien wirst du vermählt:
morgen wirst du mehr hören und entscheiden: zu Weih-
nachten ist die Hochzeit."

Da erschrak die Königin, aber noch viel mehr erschraken
Emma und Einhart. Jene faßte sich zuerst: „Aber Vater!
Sie ist ja noch ein Kind!" — „Ist sechzehn Jahre. Als
du so alt warst, hattest du mir schon zwei, — ja zwei! —
Knaben geboren. Ist dir's schlecht bekommen?" — „Drei-
zehn Jahre zählte ich, als . . .! Du hattest mich ge-
zwungen!" — Da lächelte er verschmitzt: „Nicht daß ich
wüßte! Vielmehr kamst . . ."

„**Karl!**"

Das ward so feierlich, so todesernst, so drohend ge-
rufen, daß er ganz erschrocken auf seinem Stuhle herum-
fuhr, ihr Gesicht zu sehen. Das trug den Ausdruck höchsten
Ernstes, ja tiefer Gekränktheit. „Nun, nun! Sei gut!
Ich . . . Sei nur gut." Und er griff nach ihrer Hand,
die sie nur zögernd gewährte.

Einstweilen hatte sich Emma von ihrem Schrecken er-
holt: aber nun traten ihr Tränen in die Augen: „Vater!
Das wirst du nicht . . . Ich kann nicht. Ich kann ja
doch nicht. Nie!" — „Das hat schon manches Jungfräulein
gesagt, das später enkelreiche Großmutter ward. Nicht
bitten! Es hilft nichts. — Aber auch der Lehrer muß
seine Belohnung haben. — **Erschrick' nicht, Feiner:** du

sollst nicht heiraten! Nein: höre und freue dich. Seit dich mir Abt Baugulf aus Kloster Fulda mit reichem Lob an den Hof gesandt, — denn Mönch oder Priester wolltest du nicht werden — hast du all dies Lob mehr als bewährt: zumal aber hast du gar Wunderbares geleistet in allem, was Bauwerk, was Kunstwerk jeder Art anlangt. Wie schön hast du zuletzt die Kirche der Gottesmutter hier am Palast vollendet: ein Wunderwerk ist sie zu schauen." — „Keine Kunst, darf man durch die Gnade des Herrschers dazu die schönsten Säulen aus Rom und Ravenna kommen lassen!" meinte der Jüngling. — „Ein Stümper nicht, nur ein Meister weiß sie so zu verwenden! Wohlan, ich schaffe für dich ein neues Reichsamt, das soll nur dem Erzkanzler nachstehn: Reichsoberbaurat bist du von Stund an: mein Archi-Architekt! (Kann man das sagen? Muß Alkuin fragen!) Und du sollst entwerfen und leiten alle Bauwerke, die ich ausführen lasse in meinem weiten Reich. Fang' morgen an und entwirf mir den Plan einer Rheinbrücke bei Mainz, gleich gut für mein Heer und meine Kaufleute brauchbar, also fest und breit. — Aber, bei Sankt Denis, Männlein, Feinlein, was ist dir? Bist ja leichenblaß, zitterst! Hat dich die Ehrung so überrascht, daß du nicht ein Wort des Dankes findest? Nun, erhalte dir solch bescheidenen Sinn! Und jetzt gute Nacht! Komm, Hildigard!" Er faßte ihre Hand und schritt mit ihr die paar Stufen hinauf, die im Hintergrund des Saales zu einer Erhöhung leiteten, aus der die Türe in das Innere des Palastes, zu den Schlafräumen in dem — einzigen — Oberstockwerk führte. Dabei wandten sie dem jungen Paare den Rücken: so sahen und hörten sie nicht, wie die beiden sich ungestüm an den Händen faßten und rasch ein paar Worte flüsterten: dann fuhren sie scheu auseinander: Emma eilte der Mutter nach die Stufen

hinauf, während der Jüngling langsam, gesenkten Hauptes, tief traurig dem Hauptausgang am andern Ende des Saales zuschritt.

IV.

Zu dem Palatium zählte man eine Menge von Häusern, die, eine kleine Stadt für sich, getrennt von dem vicus Aachen, bildend, um das Hauptgebäude verstreut lagen. Aber auch dies Hauptgebäude, der „Palas“, barg hinter seinen hohen Steinmauern eine ganze Anzahl abgeschlossener, streng viereckiger Höfe. Der umfangreichste war der Brunnenhof, so benannt nach dem Hauptbrunnen des Palastes dicht neben den Steinstufen, die, von einem vorspringenden gewölbten Ziegeldach überragt, zu der Eingangstür der Frauengemächer führten, in denen die Königstöchter mit ihren Palastjungfrauen schliefen — das war im Süden —, während die Königin das Schlafgemach des Gatten, gerade gegenüber im Norden, teilte. Zwischen beiden waren im Osten in kleinen Einzelgemächern die, wie wir sagen würden, „Zivilbeamten“ des Hofes untergebracht, — indes gegenüber, im Westen, die kriegerischen Palatine wohnten; all’ diese Gemächer lagen in dem Oberstock: die Räume des Erdgeschosses dienten Wirtschaftszwecken. —

Man hielt frühe Stunden ein dazumal: das Leben in dem Palast erwachte in der hellen Jahreszeit bei dem ersten Morgenstrahl: jetzt, im November, noch vor Tagesanbruch. So ging man denn auch früh in der Nacht schlafen. Daher brannte auch in dieser Nacht ein paar Stunden nach dem Abendschmaus nur noch in dem einen oder andern der zahlreichen Gemächer, deren Fenster in den „Brunnenhof“ blickten, hier und da ein einsam spätes

Licht. Dunkel lagen die Frauengemächer des Südflügels, dunkel das Schlafgemach des Königspaares: auch die kriegerischen Palatine, ritt-, jagd- und dienst-müde, schliefen alle: auf der Seite der „Schreiber", wie man sie zusammenfassend nannte, im Osten glomm nur aus einem Fenster noch der matte Schimmer einer Ampel.

Still war's in dem weiten Raum: die speertragenden Wachen standen nicht in diesem Innenhof, draußen vor den geschlossenen Toren, in den Säulengängen vor dem Palast. Hier war nur vernehmbar das eintönige Gießen des Brunnens in seine weite dunkelrote Porphyrschale: es wirkte einlullend in seiner Eintönigkeit. Kein andrer Laut: auch in den Lüften nicht: ein schwacher Windhauch nur schob die grauweißen, schwer herabhängenden Wolken langsam von Südwest nach Nordost. Dunkelheit wechselte dabei mit grellem Licht: denn wann der Vollmond manchmal hinter dem langsam ziehenden Gewölk hervortrat, dann strahlten die breiten weißen Pflastersteine des Hofes seinen Glanz grell blendend wieder. —

Der Türmer auf dem „Uhrturm" des nächsten Hofes hatte eben mit dem Holzhammer auf eine mächtige Halbkugel von Erz die zwölf Schläge der Mitternacht getan, — tiefes Dunkel waltete jetzt ringsumher —, da glitt eine schlanke Gestalt, in einen weitfaltigen grauen Mantel gehüllt, aus der ganz leise geöffneten Eingangstüre des „Frauen-Flügels", und hielt einen Augenblick auf der obersten Stufe, den ganzen Hofraum, soweit es die Finsternis verstattete, überspähend. Dann huschte sie lautlos, wie ein Gespenst, die Stufen hinab, lief, ohne anzuhalten, ohne auf- oder umzusehen, nach rechts, — gen Osten — schräg über den Hof gerade auf die „Schreiber-Pforte" zu. Sie schob die nur angelehnte sacht zurück, schlüpfte hindurch und stand nun vor der Steintreppe, die in den

oberen Stock führte, von dem flackernden Licht einer Pechfackel in eiserner Öse unstät beleuchtet. Sie flog die Stufen hinauf, erreichte einen langen Gang mit zahlreichen nach Westen gerichteten Türen, wandte sich hier nach links, zählte drei solcher Cellen-Türen von der Treppe an und hielt vor der vierten. Diese tat sich geräuschlos nach innen auf: sie schwebte über die Schwelle — und sank um.

V.

Allein im Sinken umfingen sie zärtlich zwei Arme und ließen sie sacht auf eine an der Wand stehende, mit weichen Fellen bedeckte Truhe niedergleiten: hier lehnte sie den Hinterkopf an die Mauer und schloß die Augen: zum Springen klopfte ihr Herz. Da schob Einhart den mit Pergamenten, Winkelmaßen, Zirkeln bedeckten Tisch zur Seite, ließ sich vor ihr auf ein Knie nieder und küßte den Saum ihres Gewandes.

„Emma, Geliebte!“ flüsterte er dann. „Wie soll, wie kann ich dir danken für diese . . . diese Großtat der Liebe! Du — du Königskind! — kommst zu mir! Durch die Nacht, durch das Grauen, trotzend der Gefahr, der Schmach der Entdeckung, des Königs furchtbarem Zorn. O wie soll ich je vergelten! Und warum . . .?“ — „Weil ich dich liebe!“ hauchte sie, die sich nun erholte und zärtlich über das braune Gelock des vor ihr Knieenden strich.

Jetzt sprang er auf, eilte an das — einzige — Fenster und schob von innen den völlig deckenden Holzladen vor: „Man kann von drüben, von den Palatinen-Zimmern deutlich bis auf die Truhe sehen: ich fand das gestern,

Graf Rorich besuchend. So! Nun sind wir sicher." Er flog wieder auf sie zu, ergriff ihre Hand und küßte sie: „O habe Dank für dieses Wagnis! Nie hätte ich es dir zugemutet." — „Es mußte sein," erwiderte sie, die Hand zurückziehend. „Sonst wär' es wahrlich nicht geschehen. Es ist das letzte — wie das erste — Mal! O wie pocht mir das Herz. Aber wir mußten bereden — heute noch, vor Morgen, — deshalb flüsterte ich es dir zu! — was nun zu tun gegen des Vaters schrecklichen Plan. Ach, er liebt mich so zärtlich! Wie Unrecht ist es, was ich jetzt tue! Unrecht gegen ihn und gegen die Mutter, die engelreine, engelgute!" — „Geliebte, es soll deine einzige Heimlichkeit sein. Hat der König den gedrohten Zwang aufgegeben, dann . . ." — „Dann gestehen wir alles von dieser Nacht! Aber doch . . ., ich schäme mich so arg, daß ich hier bin." Und sie verhüllte das Köpflein im Mantel. „Nein! Laß meine Hand!" — „Es mußte doch sein! Du sagst es ja selbst. Wie gern wär' ich, dir diesen Gang zu sparen, zu dir geeilt!" — „Unmöglich! In dem Frauenhaus zur Nacht ein Mann! Fest zwar schläft Anastasia, die alte Bajula, in dem Bett dicht neben dem meinen: — mich hörte sie nicht entschlüpfen und nun schläft sie wohl fort, bis ich wieder in den Kissen liege. Aber dich, unser Sprechen hätte sie doch wohl gehört. Und auch in der Lateinstunde geht es nicht mehr von heut' an. O wie selig waren wir da zu zweien! Da zuerst ist all' das so leise, leise, aber immer wärmer in mir aufgewacht! Die tief geheime, süße, süße Herzensfreude an deiner Stimme, deinem Auge — welch heißer Schauer . . ." — „O du Geliebte!" — „Nicht! Nicht mich berühren — hier — bei dir! — zur Nacht! Bitte, nicht! Rein muß alles sein und bleiben an dieser meiner argen Nachtfahrt. Aber wir sind nicht mehr allein mit Ovid! Die Mutter

— sollte sie etwas ahnen? — hat von morgen ab dazu die Bajula an meine Seite befohlen. Und wir mußten doch einig werden: — noch vor Morgen. Höre denn: nie laß ich von dir, mein Einhart, im Leben und im Tod. Nie werd' ich eines andern. Eher sterb' ich." — „O Königskind, was tust du für mich!" — „Was ich muß, weil ich dich liebe." — „Und du weißt es: ich brauch' es nicht zu schwören: du bist die Seele meiner Seele: nie bin ich von dir zu scheiden!" — „Ich wußt' es, ich weiß es. Aber höre weiter: ich ertrage sie nicht mehr, diese feige, unwürdige Heimlichkeit: laß uns das Geschick, das uns droht, was es sein mag, rasch herbeiführen und offen: willst du? Ja, du hast den Mut deiner Liebe. Auch das wußt' ich. So wollen wir morgen vor die Mutter hintreten und ihr alles gestehn!" — „Ja; ist's doch nur ein einz'ger Kuß!" — „Ihre Fürbitte beim Vater hoffe ich, denn du bist ihr gar wert. Aber, täusche dich nicht, Geliebter: er ist oft unerbittlich. Und sein Zorn kennt keine Schranken. Vielleicht — ja wahrscheinlich! — sehn wir uns morgen zum letzten Mal: er reißt uns auseinander — für immer." — „Gleichviel. Du hast recht. Ein Ende dieser Heimlichkeit!" — „Gut, mein Freund. Und nun — laß mich fort!" Sie erhob sich von der Truhe. — „Schon? Schon jetzt? O weile noch!" — „Nein! Keinen Augenblick länger als nötig, als unerläßlich war. Aber laß mich erst zum Fenster hinausspähen, öffne den Laden ein wenig! —, ob's dunkel, ob's leer ist da unten."

Er schob den Laden sacht zurück — da rief er: „Oh all ihr Heiligen! Was ist das? Taghell! Der Vollmond! Aber das nicht allein: Schnee! Fußhoher, dichter Schnee. Während wir sprachen —! Schnee überall." — „Was tut's? Ich scheue die Nässe nicht!" — „Aber Kind! Deine

Fußspuren! Du hast das kleinste Füßlein im Palast. Man wird, man muß erkennen, wer in der Nacht von der Schreibertür nach dem Frauenflügel . . ." — „O Gott! Was tun wir?" — „Komm nur hinab. Die kurze Strecke trag' ich dich auf meinen Armen." — „Nein, nein, nein," rief sie, scheu, erschrocken vor ihm zurückweichend bis an die Wand des Gemaches. „Rühr' mich nicht an! Du darfst nicht!" — „Nur auf den Armen . . . die paar Schritte!" — „Nein! Eher lauf ich zur Mutter hinüber, wecke sie, sage ihr alles." — „Beileibe nicht: vor den Ohren des Königs! — Halt! Da kommt mir ein andrer Einfall: ich wate dir voraus durch den Schnee bis an den Brunnen: du dicht hinter mir: in jede meiner großen Fußstapfen setzest du die zierlichen Schuhe: so gibt es nur eine — eines Mannes — Spur von meiner Tür bis an den Brunnen: das fällt nicht auf: oft wird vor Tag dort für uns Wasser geholt: von dem hohen Brunnenrand aber bist du mit einem Sprung auf den Eingangsstufen eurer Türe: auf denen liegt kein Schnee: das Dach überragt sie. Komm, Geliebte!" Und er faßte sie an der Hand, führte sie leise auf den Zehen aus dem Gemach über den Gang, die Treppe hinab, zur Haustür hinaus und dann so wie geplant durch den Schnee: freilich das Mondlicht und der weiße Widerstrahl beleuchteten den ganzen Hof, so hell wie Taglicht: aber in dem ganzen weiten Raum — das war nun auch genau zu erkennen — weilte kein Mensch. So gelangte die Jungfrau sicher wieder in das Frauenhaus. In der Türe zog sie die Schühlein aus, eilte die Treppe hinauf und schlüpfte in die Kissen, unbemerkt von der alten Bajula.

VI.

Aber nicht unbemerkt von andern Augen hatte das Paar den Schnee durchstapft! Von Herrn Karl war nach ein paar Stunden der Schlaf gewichen, wie ihm das oft geschah. Dann pflegte er sich vom Lager zu erheben, ganz sacht, um Frau Hildigard nicht zu wecken, und bei dem Licht der Häng-Ampel zu lesen: — immer wieder im „Gottesstaat" Sankt Augustins — oder auch auf einer Schiefertafel allerlei flüchtige Gedanken in kurzen Worten festzuhalten, um sie am Morgen wieder zu überlegen, auch etwa mit seinen Räten zu erörtern. So hatte er auch diese Nacht getan. Er trat ans Fenster, durch das der Vollmond jetzt helleres Licht herein goß, als die Ampel von der Decke her verbreitete. Allmählich entsank Tafel und Griffel seinen Händen auf das Fenstersims und sinnend, halb träumend sah er empor zum Himmel, in das nun schon fern hinziehende Gewölk, in den immer sieghafter hervortretenden Mond, der, widergestrahlt von der weißen Schneedecke, fast blendenden Glanz verbreitete.

„Der erste Schnee, der bleibt! Wie friedevoll, wie feierlich! Wie sanft gleicht er alle Unterschiede aus! Gleichmäßig legt er seine weiche, stille Decke unten auf die Pflastersteine, oben auf die runden Tor-Bogen wie auf die spitzzackigen Zinnen. Gleich: — friedevoll: — still! Ein weißes Vorbild von dem dunkeln Tode. — Und der Mond, der volle. So scheint er jetzt auch herab auf Ronceval, auf Erichs Grab in der Steppe, auf jene vielen Sachsengräber an der Aller. War's wohlgetan? Ja, denn nicht für mich, für den Herrn Christus. Ich tät's nochmal! — Und so scheint der Mond jetzt auch auf Rom und auf Sankt Peter. Ob wohl auch — zu dieser Stunde — auf

Jerusalem und meine Kirche dort, und zu Bagdad auf Freund Haruns Palast? Weiß nicht! Muß morgen den Feinen fragen. Der Bub' weiß alles! Da drüben wacht er und forscht, der Unermüdliche, seine Ampel brennt noch: durch den halb offenen Laden strahlt ihr Licht! — Ei, was ist das? Aus dem Schreibertor stapft in den Schnee ein Mann — so spät! Er wendet sich um: ah, 's ist Einhart! Und nun — aus der Tür — eine zweite Gestalt — mantelverhüllt — ein Weib offenbar. Welche Sitten! Einhart! Aber wer, welche Nachtdirne . . .? Sie schaut umher — die Kapuze fällt: ah Emma, Emma! — Hildigard, Frau, wach auf!" Er schrie gellend: — „Rasch hierher — ans Fenster! Du mußt es selber sehen, — sonst glaubst du's nie! Da schau: Emma und Einhart! Sie kam aus seiner Tür. Ah, bei Gottes Zorn, sie sollen's büßen!"

VII.

Und sie büßten schwer. Mit Mühe hatte die Mutter den Zornwütigen abgehalten, sofort in der Nacht Lärm zu schlagen, beide Liebende in Haft zu nehmen. Endlich sah er ein, daß er das Ärgernis, die Schande dem Palast — und den Eltern! — füglich sparen könne: das junge Paar ahnte ja nichts von Gefahr, dachte nicht an Flucht. Aber sobald das Leben im Hause erwacht war, — ruhelos, rastlos, war Herr Karl all' diese Stunden hindurch tobend, knirschend, stöhnend durch das Gemach geschritten, während Frau Hildigard leise weinte, — befahl er dem Seniskalk Audulf, Einhart in dessen Gemach für verhaftet zu erklären und einen Scharmann vor die Türe zu stellen mit dem

Befehl, ihn, wolle er entweichen, niederzustoßen. „Die Bajula jedoch, die alte Kupplerin ...“ — „Aber Karl!“ seufzte die Frau. „Das glaubst du selbst nicht von ihr!“ — „Oder schläfrige Schnarch-Muhme! Hinunter mit ihr in den Strafkeller der Mägde! Die Nachtfahre aber bleibt eingesperrt in ihrem Gemach: — du gehst nicht zu ihr.“ — „Nicht also! Die Mutter gehört zum Kinde, jetzt mehr als je. Ich bin mit schuldig: wie konnt' ich soviel Jugend, soviel Schönheit sich allein überlassen! Zu spät kam mir die Vorsicht. Ich büße mit, was ich mit gefehlt.“

Die Geschäfte des Tages brachte auch dieser schlimme Tag. Der König erledigte sie finster, stumm: seine Gedanken, seine Schmerzen weilten nur bei dem einen. Schweigend wiederholte er sich immer wieder die Worte: „Mehr als alle meine Kinder hab' ich sie geliebt, mehr als alle Freunde — nach Roland! — ihn. Wie hab' ich ihn geehrt, überschüttet mit Gunst und Ehre! Nun wartet, beide!“

Er hatte eine Weile daran gedacht, das Pfalzgericht zu versammeln, öffentlich als Ankläger aufzutreten — der Pfalzgraf hätte an seiner Statt den Vorsitz übernommen — und ein Strafurteil wegen Verletzung der Palastzucht zu beantragen. Von diesem Zorngedanken, der sein Haus im ganzen Reich und draußen bei Freund und Feind würde verunehrt haben, kam er bald selbst zurück. Aber unerbittlich, unwiderruflich hatte er beschlossen, das Paar für immer zu trennen und schwer zu strafen. Um fest zu bleiben, hatte er sogar — gegen seine Art! — seiner Gattin wiederholte Versuche, ihn zu sprechen, mit allerlei Vorwänden von Geschäften abgewiesen.

Zum Mittagmahl war er nicht erschienen, sondern mit

ein paar Jägern ausgeritten in den nahen Rheinwald und hatte dort nach rasendem Rennen einen hastigen Jagdimbiß eingenommen.

Spät am Nachmittag zurückgekehrt, fand er der Königin schriftliche Anfrage vor, was er beschlossen habe? Er schrieb unter ihre Zeilen kurz: „Trennung für immer. Einklosterung. Er geht als Mönch in mein neues Kloster zu Hamburg, den heidnischen Dänenkönig Sigfrid zu bekehren und dessen grimme Jarle: noch keiner ist wiedergekehrt von diesem frommen Werk. Und sie geht auf Lebenszeit in das strengste Kloster meines Reichs und an dessen andere Ecke: zur heiligen Cäsaria nach Arles. Willst du mich heute noch sprechen, mach' ich zur Bedingung, daß du keine Fürbitte wagst." Dann siegelte er selbst das Schreiben und schickte es ihr aus seinem Arbeitsgemach, wo er sich in Papstbriefen und Kapitularien-Entwürfen vergrub.

VIII.

Nach einigen Stunden — schon waren die Wachskerzen in den hohen Bronze-Leuchtern entzündet — ließ sich die Königin melden und trat ein.

Er verharrte in dem Sitz an dem Urkundentisch, wo er ihr den Rücken zukehrte, ohne umzuschauen. „Du weißt," sprach er in rauhem Ton, „unter welcher Bedingung ...: komm nicht, um zu bitten."

„Nein, ich komme, um Abschied zu nehmen."

So erschreckend ernst, so grabesfeierlich kam das heraus in der geliebten Stimme — sonst so andern Klanges! —: — es zog Herrn Karl herum in seinem Schreibstuhl: er

sah ihr ins Antlitz — und da, da riß es ihn empor. Entsetzt sprang er auf: „Hildigard! Du siehst aus als wärest du gestorben!"

„Ich bin gestorben. Für die Welt und zumal, o Karl, für dich. Ich lebe nur noch Gott, der Reue, der Buße. Leb wohl, Herr Karl. Ich hab' dich sehr geliebt. Ach — allzusehr. Dies goldne Ringlein, — es umschloß all' mein Glück! Da . . . da!"

Die Stimme versagte ihr unter Tränen. Sie streifte den Ehering vom Finger, küßte ihn und legte ihn leise auf den Urkundentisch. „Leb wohl!" Sie wankte zur Türe. „Halt!" rief Herr Karl, sie am Arme haschend. „Welcher Wahnsinn! Wo — wohin willst du?" — „Wohin ich gehöre: ins Kloster! Nach Arles: zur heiligen Cäsaria." — „Was . . . was fällt dir ein?" — „Das Notwendige. Du hast mein Kind — o fürchte nicht, daß ich bitten werde! — dazu verurteilt: nicht schelte ich dein Urteil. Sie hat ihren Geliebten aufgesucht, heimlich zur Nacht: zwar einmal nur, zum erstenmal: es sollte auch das letzte Mal sein." — „Ah, wer weiß!" lachte er grimmig. — „Ich weiß: meine Tochter belügt mich nicht. Sie wollten sich besprechen gegen deinen — plötzlichen — Heiratsbeschluß und heute noch wollten sie sich mir entdecken." — „Ah, glaubst du?" Er zuckte die Achseln. — „Nein: ich weiß: solche Verzweiflung täuscht nicht. Und nicht ein Kuß ist geküßt worden in dieser Nacht. Nein, Karl, zweifle nicht: es wäre deiner unwürdig: schau dem Kind ins Auge." — „Und wenn! — Und wenn auch all das wahr wäre . . ." — „So bleibt es Unrecht und du kannst es strafen, strenge strafen." — „Nun also!" — „Aber dann strafe gerecht — wie Herrn Karls Ruhm ist vor aller Welt! — wie die Tochter — — die Mutter." — „Wie? Was meinst du damit?"

Da trat sie einen Schritt näher und sah ihm tief in die Augen: „Hast du vergessen? So ganz vergessen? Freilich, viele Jahre sind's: da war in Schwabenland am Neckar ein Mädchen erwachsen — ach nein, ein Kind kaum aufgeknospt! — dreizehn Jahre alt. Und da kam ein Gewaltiger und sah das Kind und er fand Wohlgefallen an dem Kind. Und er wollte, er ‚mußte' die Kleine haben. Und die Eltern, hochgeehrt und hochbeglückt, sagten freudig Ja. Und sie — die Kleine?" — Da traten Tränen in die hellen Augen: „Wie hätte sie nicht Ja sagen sollen? Ihn nicht lieb haben, nicht den Gewaltigen anbeten in ihrem kindlichen Herzen? So ward sie seine Braut. Das war vor Weihnachten, in drei kurzen Monaten, zu Ostern, sollte die Hochzeit sein. Aber . . .:" sie stockte, sie errötete über und über, griff nach der Lehne des Stuhles, endlich fuhr sie fort: „Aber der Wilde, Ungeduldige, Heißbegehrende, — er konnte, wollte nicht einmal so kurze Zeit warten, nicht warten, bis dieser Ehering . . . Und sie? Ach, er ruhte nicht, bis ihm das Kind den Willen tat. In dem Schloß der Eltern ging's nicht an: da . . . da ging sie heimlich zu ihm. Nicht einmal — o nein, wochenlang! Der Schnee fiel damals wie heute, wann sie sich nachts zu ihm in das Tannicht stahl, in die Jagdhütte. Und oh — es blieb nicht beim Kuß . . ." — Da brach sie aufschluchzend ab und verbarg die Augen in den Händen.

„Hildigard! Vorwurf nach so vielen Jahren!"

Gleich richtete sie sich wieder auf: „Vorwurf? Nein! Aber trifft mein Kind, mein unschuldig reines Kind um ach! so viel geringere Schuld so schwere Strafe, so muß ich sie teilen. Ehrlos wär' ich sonst. Leb wohl, mein Karl!"

Da stürmte er auf sie zu, schloß sie inbrünstig in die

Arme, küßte ihre Stirne, Augen und Mund und rief: „Hildigard, geliebtes Weib! Vergib! Vergib für damals und für heut'. Ich mach' es gut. Nimm, bitte, nimm den Ring zurück, — den Ring, der all mein Glück! Und eile zu ihr. Ich gehe zu ihm. Morgen, morgen soll die Hochzeit sein!“

IV.

Herrn Karls Recht

Frau

Klara von Hase

freundschaftlich zugeeignet

I.

Hoch, herrlich und freudig hielt Herr Karl, der Kaiser, Hof in seiner Pfalz zu Aachen. Ja, auch freudig, trotz der großen Aufgaben, die von allen Himmelstrichen her auf sein Haupt gehäuft — oder von ihm selbst herangezogen — wurden: denn Herr Karl war größer als sie alle. Und seine all' überwindende Lebenskraft und Lebensfreudigkeit brach durch jene Lasten immer wieder wie Springquell durch Schutt und Geröll: beim hallenden Horn der Jagd zumal vergaß er rasch und völlig die Sorgen der Herrschaft: er liebte das edle Weidwerk.

So hatte er denn auch an einem Frühtag des von ihm so benannten „Winnemanoth“ — des Mais — „den ganzen Palast,“ Männlein und Weiblein, Laien und Geistliche, Palastgesinde und Palastgäste geboten und geladen zu einem großen Jagen auf all' das zahlreiche und mannigfaltige Wild, das sich damals noch in den Wäldern, Sümpfen und Heiden östlich von Aachen gegen den Rhein hin barg. Sieghaft hatte die Morgensonne bald nach ihrem Aufstieg die silbergrauen Nebel des Flußgeländes durchbrochen: trillernd grüßten sie, immer höher steigend, die Lerchen.

Schon lange hatte in dem von hohen Mauern und geschlossenen Toren rings umhegten Palasthof die große Menge der geladenen Jagdgäste sich geschart: die edeln

Rosse stampften und scharrten, ungeduldig des Aufbruchs, die klugen, „Wild gehrenden“ Hunde jeder Art, von den mächtigen „Bären-Stellern“ zu den schlanken „Hirschjägern“ und den schwimmkundigen „Bieberern“ und „Otterern“ gaben hell Geläut und zerrten die jungen Meutewärter vorwärts gegen die Tore hin. Zahlreich saßen schon im Sattel die Großen des Palastes, Kronvassen, Grafen: aber auch gar mancher Bischof, mancher Abt, den von dem kanonischen Jagdverbot ein höherer Amtsbruder entbunden hatte: oder wohl auch die eigene fröhliche Weidlust. Diener, Jäger jeder Jugend, jedes Alters füllten den Hof; zumal auch die Falkner, auf silberner, aber mit weichem Wolltuch überzogener Stange die noch gekappten edeln Jagdvögel tragend, den Wanderfalk von Island oder den scharfen Blaufuß von dem flandrischen Falkenwert: schrill gellte der den Kampfruf hervor.

Plötzlich schmetterten in das Wiehern und Scharren der Rosse, das Gebell der Rüden, das Schwatzen und Lachen der Jäger hinein zwei hallende Hornstöße von der obersten Stufe, der Balustrade der Porphyrtreppe des Hauptgebäudes: auf flogen von innen die Flügel der Doppeltür: über die Schwelle trat eine gewaltige Heldengestalt, um Hauptes Länge alle überragend: Herr Karl. Freundlich grüßend schritt er die Stufen hinab: da verstummte alles, auch der Hengste Gewieher und der Rüden Gebell. Hinter ihm drein wogte aus dem Innern des Palastes eine blendende Fülle von jugendlicher Schönheit: Herrn Karls wunderherrliche Töchter, die schönsten Mädchen — so rühmte man — in seinem weiten Reich, gefolgt von ganzen Scharen edler Jungfrauen, die auch — denn die Herrinnen hatten ja keinen Vergleich zu scheuen — aus den hübschesten Adelstöchtern am Hofe gekoren wurden: so huldreich wie vornehm dankten sie den jungen Palatinen,

die ihnen, die Stalldiener zurückdrängend, eifrig die Hände unter die Sohlen hielten und ihnen so auf den Rücken der Pferde halfen, welche sie, wie Männer reitend, kräftig mit den Schenkeln umspannten. Herr Karl aber schwang sich ohne Hilfe auf den starken friesischen Eisenschimmel, der ihn mit freudigem Wiehern begrüßte, hob die Rechte, rief laut schallend: „Hallhà, Hallhà!“, das Tor des Palastes drehte sich in seinen schweren Angeln und hinaus ins Freie brauste der laute, farbenprächtige, der freudige Zug.

II.

Nicht als Jäger, nur als Begleiter des Jagdzugs hatten sich angeschlossen zwei Geistliche, welche die eigne Gewandung und die Ehrerbietung des Gefolges als hohe Kirchenfürsten erkennen ließen. Nur den Anfang des Rittes machten sie mit auf ihren Maultieren: als die Sonne höher stieg, bogen sie im Eingang des Waldes links ab zur Seite in einen schattigen Talgrund, wo an dem Ufer eines silberhellen Baches die achteckigen Zelte von buntgestreiftem Linnen aufgeschlagen waren: hier sollte nach vollendetem Weidgang das Jagdmahl die Zurückkehrenden erwarten.

Der eine, der Dunkelhaarige, Schlanke, ließ sich von den Reitdienern aus dem Sattel helfen, der Blonde, Breitbrustige wies die diensteifrigen Hände zurück und schwang sich, trotz seines reifen Alters und der weißen Haare, leicht auf die Erde: „Nein,“ lachte er, „alleweile reicht's noch vom Eselsrücken herab: vor kurzem war's auch vom Kampfhengst herunter nicht zu hoch. — Kommt nun, ehrwürdiger

Bruder, — dorthin, in das zweite Zelt. In dem wollen wir die Rückkehr des Herrn Kaisers abwarten. Einstweilen kann ich Euch, Bruder Theodulf, gar manches, nach dem Ihr fragtet, beantworten, — vertraulicher hier, als in dem Palast, wo zehn horchen, wann einer spricht. — So, herein in das Zelt! Da ist ein Faltestuhl für Euch — ich, alter Jäger, sitze lieber auf des Herrgotts grünem Waldmoos." Damit ließ er sich auf den weichen Rasen niedergleiten. „Nun, ihr Akoluthen, geht nur. Macht, daß ihr hinauskommt. Und draußen, — nicht horchen! Ihr hört durch die Wände, aber ich sehe durch sie."

Als nun die Bischöfe allein waren, rief der ältere mit herzgewinnender Stimme, während die frischen blauen Augen freundlich auf den Genossen leuchteten: „Willikumm, Herr Theodulf! Mögt Ihr alles hier am Hofe finden, was Ihr sucht."

Der Begrüßte, dessen dunkle Farben, feingeschnittene Züge und zierliche Gliedmaßen Beimischung romanischen Blutes bezeugten, antwortete der bajuvarischen Ansprache auf Lateinisch: „O Herr Arno, schon hab' ich unsagbar mehr hier gefunden als ich gesucht. Ich bin geblendet von all' dem Glanze des Palastes. Aber am meisten doch . . ." — „Von ihm, von Herrn Karl! Ja, den muß man erst gewöhnen," nickte Bischof Arno. — „Aber wie kommt's, daß Ihr erst jetzt den Hof aufsucht, doch lange schon dem Kaiser wert?" — „Ich fand viel Arbeit vor in meinem Bistum Orleans: geistliche und — weltliche! Diese hat mir des Kaisers eigner Sohn, Herr Ludwig, gar leidig gemehrt." — „Da steht Ihr nicht allein," lachte der Bischof. „Aber neben der vorgefundenen und aufgedrängten Arbeit macht Ihr Euch selbst viel andere — im Dienst der Musen: man rühmt Euch den ersten ‚Poeta' der Zeit."

Der Belobte winkte ab mit der kleinen, feinen Hand und lächelte: „Und wär' es wahr, — so wär's recht wenig. Was sind wir alle, selbst Abt Angilbert, gegen Vergil!" — „Das laßt nur nicht Freund Alkuin hören," lachte der Bajuvare. „Der ist mir fast allzu fromm geworden, er bereut all' die Zeit, die er auf diese sündigen Heiden gewendet." — „Nun, ich bereue sie nicht. — Es mag in meinem halb römischen Blute liegen." — „Ihr seid doch Gote?" — „Ja, von der Schwertseite! Aber... eine alte Sage unsres Hauses nennt flüsternd meinen Ahn Roderich, den letzten Gotenkönig, und meine Ahnfrau Domina Cava, die schöne Römerin." — „Oh ich weiß! Man singt noch manch Lied von dieser heißen Liebe. Sie war so heiß, sie konnte die geistliche Segnung gar nicht abwarten. Der junge Gotenkönig pflückte sie gar rasch, die schönste Blüte von Toledo." — „Mag sein: 's war Sünde, schwere Sünde! Vielleicht aber rührt daher des späten Enkels Freude an, — wie sag' ich nur? — am Glanz des Schönen!" — „Hm," lächelte Herr Arno, „die Freude daran hätten andere Leute wohl auch. Aber Ihr könnt dieses Teufelszeug, das man schön nennt, nicht nur genießen, — auch selbst schaffen." — „Ach, schlecht! — Aber mich daran berauschen, — ja! Ein fruchtreiches Tal, lachend im Sonnenschein, ein Heiligenbild auf Goldgrund am Rand einer Handschrift, der Bau Herrn Karls — und Einharts! — an der Marienkapelle dort neben dem Palast, der Klang der römischen Orgel darin: — sie entzücken mich. Aber auch — wovon ich anhob! — der Glanz, die Lebenspracht an diesem Hof! Wie sie da aufbrachen zur Jagd, die Mädchen, die Männer, Herrn Karls herrliche Töchter, ihre Jungfrauen, die Palatine, ihre Tracht, die prachtvollen Rosse, die . . ." — „Ja, ja," schmunzelte der Bayer, „'s ist schön. ‚Argschön,' sagt man bei uns

an der Salzach. Manchmal zu schön, murren manche Leute.“ — „Kann etwas auf Erden auch zu schön sein?“ — „Ei, das kommt darauf an. Ich kann viel davon vertragen, — andre nicht. Da ist König Ludwig . . .“ — „So? Nun im Vertrauen: gerade gegen den zu klagen und wie er waltet in seinem Aquitanien, — deshalb kam ich her. Wir haben Güter dort: er sollte doch einsehen, daß Thron und Reich beruhen auf den kleinen Freien, die sein weiser Vater schützt: er aber unterdrückt unsere Freibauern, verschenkt sie als Eigene an . . .“ — „An seine Schmeichler und Aussauger. Auch hier am Hof: da ist der Abt Castinus . . ., nun, findet sie selbst heraus. Ich mag sie nicht angeben. Aber König Ludwig und seinen Nächsten, rat' ich, deckt sie nicht auf, Eure Freude an dem ‚Schönen‘, wie Ihr sagt, an sündiger Weltlust, wie jene schelten. Und leider! muß man zugeben: an diesem Hof geht's manchmal allzu — nun, man darf schon sagen: allzu lustig zu. Habt Ihr schön Rothtrud gesehen, des Kaisers älteste Tochter, auf ihrem Rappen und an ihrer Seite den Grafen Rorich von Maine?“ — „Ja! Welch prächtig Reiterpaar!“ — „Und auch sonst ein Paar! — Und Bertha, die blonde, üppige, des Vaters stolzes Ebenbild?“

Theodulf nickte freudig: „Und an ihrer Linken Abt Angilbert von Saint Riquier. Sie sprach so geheim zu ihm von Sattel zu Sattel, als wollte sie ihm beichten!“ — „Nicht nötig!“ lachte Herr Arno. „Er kennt ihre süßesten — nein, wohl ihre einzigen — Sünden: er hat sie mitgesündet.“ — „Ei, ei!“ — „Und was sagt der Herr Kaiser hierzu?“ — „Nichts sagt er! Verheiraten will er seine schönen Töchter nicht und sie hergeben, weil er — wie Ihr, Herr Poeta! — sich gern an ihrem Glanze sonnt. Und die Wahrheit ist: es fehlt seit dem Tode von Frau

Hildigard, — des einzigen Weibes, das er wahrhaft geliebt! — den Mädchen die Mutter, dem Palast die Zucht der Hausfrau. So treiben es denn Pfalzfräulein und Palatine so, — nun so unbefangen, daß die heilige Mutter Kirche ihre beiden sonst so scharfen Augen zudrücken muß: denn mit ihrem größten, aber etwas eigenwilligen Sohne darf sie's nicht verderben. Ich, ich sag' ihm wohl zuweilen die Wahrheit, aber mit mehr Zorn als Erfolg. So läßt er's am Hofe gehen wie es geht. Und es geht recht lustig! Denn dem Beispiel der Töchter — Herr Karl sieht an ihnen nur die Schönheit! — folgen gar viele ihrer Edelmädchen. So daß König Ludwig — der ist nun wieder allzufreudenfeindlich! — ein Kapitular durchsetzte beim Kaiser, ..." — „Ah, ich weiß: ‚über die Zucht im Palaste‘."

„... Wonach ein Palastfräulein, das, unverlobt, geheimen Verkehrs überführt wird mit einem Geliebten, auf Lebenszeit ins Kloster wandert, dem all ihr Gut verfällt, wie der Buhle vermöncht wird. Da ging laut Wehklagen durch unsre Palast-Täublein! Gar manches Kloster aber freut sich vielmehr der holden Sünderinnen als der Unsträflichen und segnet das Kapitular und Herrn Ludwig."

Bischof Theodulf zuckte die Achseln. „Ja freilich, Poesie und Unzucht sind zweierlei. — Aber sagt, ist es wahr, daß König Ludwig von seinem Vater verlangt hat, der solle die alten Sagen ins Feuer werfen, die er sorgfältig hat aufzeichnen und sammeln lassen?" — „Ja, verlangt hat er's einmal. Aber er tut's gewiß nicht wieder! Herrn Karls Zorn zweimal reizen, — das wagt nicht der eigne Sohn. Und ohnehin ist wenig Liebe lebendig zwischen Vater und Sohn: allzugroß und stark ist jener, allzuklein und schwach dieser. Er hat kein Mark. Er läßt sich leiten, ohne Leitung kann er nicht einen Schritt gehen.

Ein Glück, daß der Himmel Herrn Karl zwei andere Ehe-Söhne gegeben hat ..." — „Den gleichnamigen, Karl, den tapfern, und Pippin, den klugen Feldherrn," nickte Theodulf. — „Wehe dem Reiche, stürben sie vor dem Kaiser." — „So schwer wird uns der Herr nicht strafen! Ich kenne den Sohn Karl gut: er pflegte im Herbst bei uns an der milden Loire der Wunden, die er im Sommer bei seinem Sieg über eine Slavenhorde in Böhmen davongetragen: Eure Nachbarn sind's, Herr Bajuvare: die Tschechen." — „Verschlage sie der Donner, die Viehdiebe, die stumpfnasigen!" rief Herr Arno zornig. Dann bekreuzte er sich und sprach: „Heiliger Hrudpert, bitt' für mich! — Verzeiht auch Ihr mir Sünde und Ärgernis, Herr Amtsbruder!" — Aber der lachte und fuhr fort: „Der Wunde hatte bei sich einen jungen Helden, den liebte und lobte er gar sehr." — „Ja, ja," nickte der Bischof von Salzburg, „den Grafen Heertrost von Verdun!" — „Ein junger Adler! Der war auch getroffen worden von einer Wurfkeule jener Räuber, als er den Kaisersohn mit seinem Leibe deckte und ihm den schwankenden Sieg erkämpfen half. Herzlich dankte ihm der junge Karl und er liebt ihn wie einen Bruder." — „Wohl wärmer als — Herrn Ludwig! Ist auch leichter." — „Und reich dankte dem Helden der Vater, gab ihm in jungen Jahren — gleich nach jenem Sieg — die Grafschaft und die Feste von Verdun! Ich meine, ich sah ihn unter den Jägern?" — „Ja, neben einer vielschönen Jungfrau . . . Aber horch! Vom Rhein her tönen die Hörner! Die Weidgäste kommen zurück. Wenigstens die Frühesten! Auf, ihnen entgegen!"

III.

Während, wie Bischof Arno richtig erkannte, die meisten Jägerinnen und Jäger die Zelte aufsuchten, fehlten doch gar manche, die Jagdeifer oder Verirrung vom gebahnten Wege noch fern hielten. Zu diesen zählte wohl auch ein junges Paar, das sich mit ganz erstaunlichem Fleiße der edeln Falkonierung hingegeben hatte. Gar bald, nachdem man sich den Altwässern des Rheines genähert hatte, in denen Reiher und andere Stelzer und Wasservögel in Menge fischten, hatte ein gar stattlicher junger Palatin, den Fürstin Bertha mit schalkhaftem Lächeln eine ihrer Pfalzjungfrauen „zu behüten" beauftragt hatte, dem Falkenträger den Jagdvogel abgenommen und ihn wie alle Begleiter an die Zelte zurückgeschickt.

Der Weg an die besten Reiherstände führte in das dichteste Ufergebüsch, wo Erlen und Weiden in undurchdringbares Schilf übergingen, zuweilen auf der Landseite überragt von uralten Eichen. Eine gute Strecke vom verschwindenden Pfad ab rheinwärts trabten noch der weiße Zelter der Jungfrau und das Braunroß des Reiters: nun waren beide ganz von Busch und Baum umhegt: nichts regte sich: nur aus dem Uferschilf klang herüber der melodische Ruf des scheuen Rohrsängers. — — Da hielt der Reiter beide Pferde an und nach einem langen, vorsichtig spähenden Blick nach rückwärts sprang er ab, setzte den bekappten Falken auf das Moos, warf seinen dunkelgrünen Jägermantel über ihn und eilte stürmisch zurück an die Seite des weißen Paßgängers: hier ließ er sich auf ein Knie nieder und hob beide Arme zu der Reiterin empor, die sich anmutig, aber sehr scheu, zu ihm niederneigte, daß

die Wellen des blonden Haares aus dem blauen Seidenband ihrer Stirn zu ihm herabfluteten.

„Endlich!“ flüsterte er hinauf. „Endlich allein, Milta! Nun laß uns — einmal! — zum Abschluß kommen. Wie lang ersehn' ich diesen Augenblick! Die Merker, die Späher im Palast sind ja überall. Noch immer harr' ich auf dein letztes, dein bindendes Wort. Deinen Muntwalt hoff' ich zu gewinnen: freilich wann? Siech liegt der Alte im fernen Bordeaux. Aber was kümmern und was helfen mich alle Muntwalte des Frankenreiches! Dein Ja, dich muß ich gewinnen! Und so bitte ich dich und frag' ich dich, Milta: . . . ich darf ja wohl hoffen, du bist mir — ein klein wenig! — gut. Aber ist es dir todesernst wie mir? Was auch kommen, hemmen, drohen mag, willst du dich mir verloben? Jetzt — in dieser Stunde — im Angesicht von Gottes heller Sonne? Bist du meine Braut vor Gott von Stund an? Soll's auch dein Muntwalt hören? O sprich, sprich! Laß mich nicht qualvoll harren! Die Stunde drängt: wir müssen zurück! O sprich!“ Und er sprang auf und schlang die beiden Arme um den schlanken Leib. — Da beugte sich das schöne Mädchen noch tiefer herab und drückte leise, ganz leise einen Kuß auf seine Stirn: „Ja,“ flüsterte sie, „Heertrost, mein Trautgesell, dein bin ich, dir anverlobt vor Gott und seiner Sonne.“ — Nun bog er ihr Haupt herab und küßte sie dreimal auf den Mund: „Verlobt und verbunden für immerdar,“ sprach er feierlich.

„Horch! Was war das?“ rief sie, erschrocken sich aufrichtend. „Dort — bei der Eiche . . . der Donarseiche — nein, Sankt Hubertuseiche muß man jetzt sagen.“ — „Jawohl, ein Fußtritt . . . es knackt in den Zweigen,“ sprach Heertrost scharf hinblickend. „Aber es war nur ein Hirsch . . . ein weißer, sieh . . . da bricht er flüchtig

durch die Weiden." — „Nun komm, rasch zurück," mahnte Milta. „Noch dürfen sie nichts merken, bis du meinen Muntwalt . . ." — „Wohl! Aber wann, wo seh' ich dich wieder? Und allein?"

Einen Augenblick sann sie nach: dann sprach sie: „Ja, manches ist noch zu bereden: du mußt zu meinem Muntwalt eilen, mußt ihm einen Brief meines Vaters geben: — ich hab' in der Truhe im Palast einen Brief, darin er — kurz vor seinem Tod — meinen Ehebund mit dir ihm empfahl. Deshalb — den Brief muß ich dir geben, — muß es . . . für einmal! . . . heimlich sein. Dann nie wieder!" — „Schon recht! Aber wann, wann?" — „Nächsten Sonntag Nacht hab' ich in dem Saal vor dem Schlafgemach der Fürstin Bertha die Nachtruhe . . ." — „Nun, aber die Fürstin?" — Da lächelte die Jungfrau und errötete ein wenig: „Sie wird uns in jener Nacht erst ganz spät stören. Sie . . . sie betet dann in Abt Angilberts Kapelle." — „Gott geb' ihr lange Andacht!" lächelte Heertrost. „Noch einen Kuß! Nun komm, Herr Falke: leicht war heut' dein Beizwerk." Und er hob den Mantel, warf ihn über die Schultern, setzte den Vogel mit dessen „Händen" auf die rechte Faust, sprang in den Sattel und eilfertig sprengten beide auf dem kaum wahrnehmbaren Pfad durch das Weidengebüsch auf die Jagdstraße zurück.

Alles war still an dem Ort des glücklichen Verlöbnisses: der Rohrsänger sang noch immer fort: und jetzt freute sich hoch in den Lüften auch eine trillernde Lerche der Sache. Auch einsam schien es hier. Aber es schien nur so. Nachdem der Hufschlag der beiden Pferde verklungen war, trat hinter dem breiten Stamm der Eiche ein Mann hervor: der nickte leise vor sich hin mit dem Haupt. Dann folgte er langsam den eilenden Rossen.

IV.

Nachdem das Weidmahl in den Zelten beendet war, setzte sich der ganze Zug der Reiter und Fußgänger wieder in Bewegung und kehrte nach Aachen in das Palatium zurück.

Offenbar absichtlich verlangsamte den Schritt seines reichgeschirrten, mit Purpurquasten am Kopfe geschmückten Maultieres ein höherer Geistlicher, den seine Ordenstracht als Abt eines Benediktiner-Klosters, das glänzende Schwarz der Augen aber und des Haares, sowie die olivenbraune Hautfarbe als Romanen aus Südgallien erkennen ließen. Seinen Rittgenossen, der auf mächtigem Rapphengst rascher vorwärts drängte, haschte er jetzt mit der Rechten an dem braunen Jägermantel und bedeutete ihm mit kaum merklich gehobenem Finger, die nächsten Berittenen vorüber und voraus zu lassen. Bald zählten sie so zu den letzten des Zuges, der nun aus dem Jagdwald hervor auf die alte, noch gut erhaltene Römerstraße von Düren nach Aachen gelangte. Der Abt sah vorsichtig zurück: dann begann er: „Hier kann niemand horchen, wie in der Pfalz. Und Geheimnis ist notwendig, soll's gelingen. Freund Wintrio aus Schwabenland, getreuer und eisenfester Schirmvogt nicht meines Klosters, nein, Sankt Severins selbst . . .“

Bei diesem Namen schlug der waffenklirrende, hünenhafte Reiter ein ungefüges Kreuz über den breiten Ringpanzer der Brust und sprach andächtig: „Der möge mir im Jenseit vergelten, was ich alles diesseit des Grabes für ihn getan — 's ist recht viel! — und noch tun werde mit Schwert und Speer, gibt er mir recht langes Leben. Amen.“ — „Das wird er sicher tun: die Heiligen sind weder vergeßlich noch undankbar.“ — „Dafür sind's

Heilige," brummte der Riese in seinen breiten, rotbraunen Bart. „Wäre auch ganz abscheulich — gar nicht heilig! — von ihnen, wollten sie — beispielshalber! — vergessen, wie ich die frechen Seeräuber, die Araber, aus Sankt Severins Weingärten an der Garonne vorigen Herbst vertrieb. Noch schmerzt der Pfeilschuß — mit heidnischem Widerhaken! — in der Hüfte." — „Die Wunde wird Euch reich vergolten, — noch im Diesseits." — „Ist mir auch lieber. Denn was ich drüben eigentlich verlangen soll, — unter all den Seraphen und dem Harfenzupfen — das ist mir wie ein Nebel auf dem Bodensee." — „Man wird das für Euch wählen." — „So? Wenn's mir dann nur taugt!" — „Aber nun merkt auf! Was ich Euch neulich zuraunte als Vermutung, — heute ward mir's gewiß. Die beiden — sie lieben sich, in sündiger weltlicher Liebe." — „Hm, kann's ihnen nicht verdenken, allen beiden. Der Bub' ist frisch und das Maidle, — na, ich wär' ihm auch nicht feind, Herr Abt Castinus." — „Mag Euch Sankt Severin solch' sündige Wallung vergeben! Was kümmert seinen Klostervogt ein hübsches Lärvlein? Wollt Ihr die reichen Güter dieser Damicella dem Heiligen als Allod und — merkt fein auf! — Euch selbst als Vogteigut gewinnen? Wollt Ihr? Oder soll der Bräutigam all' das unter ihrem Kopfkissen finden am Morgen nach der Hochzeit?" — „Ist mir schon lieber, der Heilige und ich teilen uns darein. Sind prachtvolle Jagdwälder — kenne sie ja! — wimmeln von Rot- und Schwarz-Wild. Und der Wein auf den sonnigen Hügeln der Garonne — whiff!" Er schnalzte mit der Zunge und strich die bärtigen Lippen. — „Und obenein — hinterher auf Sankt Severins Fürbitte — die ewige Seligkeit." — „Ja . . ., aber die eilt nicht." — „Nun, die Fürbitte könnt' Ihr brauchen, mein' ich, tapferer Vogt. Küssen sonder Ehering, jagen

am heiligen Sonntag, saufen und fluchen an allen Tagen, ein bischen Totschlag aus Jähzorn ..." — „Hört auf!" bat der Starke gar kläglich. „Ich weiß das ja: alles! Und noch mehr!" — „Nun also! Helft, die beiden überführen: dann verfällt — nach dem neuen Kapitular — das ganze Erbe des schuldigen Pfalzfräuleins dem monasterium loci ..." — „Was ist das für ein Ding?" — „Dem jenen Gütern nächst gelegenen Kloster." — „Ah, und das sind wir: Vogt Wintrio, Abt Castinus und ..." fügte er ganz erschrocken bei ... „vor allem Sankt Severinus von Bordeaux." — „Aber dazu müßt Ihr wachen und sie greifen auf handhafter Tat. Ich habe ja — leider! — jede Nacht Klausurzwang in dem Flügel der Priesterwohnungen des Palastes. Euer Hospitium aber — eine Fügung Gottes! — liegt gerade gegenüber den Schlafkammern der Fürstinnen und ihrer Pfalzjungfrauen. In einer der nächsten Nächte wird — ich glaube des sicher zu sein! — der Tauber einfliegen bei dem schmucken Täublein: er muß aber auch wieder zurück: dann stellt Ihr ihn mitten in dem Pfalzhof, mit Gerüfte, so laut wie möglich. Und ich klage dann, gestützt auf Euer Zeugnis, vor dem Hofgericht."

Verdrießlich fuhr der Hüne mit den Knöcheln der Rechten quer über die breite Stirn und strich die aus dem Jagdhut hereinhängenden Haare zur Seite: „Oh je! Ein schlecht Geschäft für meines Vaters Sohn! Ich tauge besser zum Dreinschlagen als zum Auflauern. Auch bin ich schlafsam. Bleibt der Tauber lange beim Täublein, — leicht fallen mir darüber die schweren Augen zu."

Ungeduldig grollte der Abt: „Wollt Ihr die Weingüter verschlafen? Und die ewige Seligkeit dazu und Sankt Severins Gnade, dem Ihr sein Recht verschnarcht? Gut: Dann muß ich einen andern! ... Herr Karl ersetzt gar

geschwind Vögte, deren Eifer einschläft." — „Neina, nein! Seid doch nicht gleich so scharf wie Wespenstachel. Ich will's ja tun! Nur betet, daß mich der heilige Geist — oder auch sonst irgend jemand — wach erhält. Zumal Sankt Severin! Der kann doch auch mal was tun für sein Kloster. Ist doch nur ein ganz schwach Wunderlein für einen so starken Heiligen. — Aber nun: Trab! Sonst trinken sie uns das Beste vorweg vom Nacht-Trunk in der Pfalz. Trab!"

V.

Am folgenden Morgen brach Herr Karl auf aus dem Palast und begab sich mit kleinem Gefolge nach . . .? Ja, das wußte niemand zu Aachen. Er liebte es, gleich seinem Freund Harun Arraschid, plötzlich, überraschend, bald hier, bald dort in seinem Reich aufzutauchen und, sein eigener Königsbote, sich von den Zuständen in den Provinzen, von der Verwaltung zu unterrichten durch Augenschein. Auch nahm er gern fern von Aachen und dem Hof die Berichte seiner Sendboten aus entlegenen Marken entgegen, deren Anklagen dann den Ungewarnten auf dem Reichstag plötzlich vorzuhalten. So erfuhr auch diesmal niemand zu Aachen Ziel oder Dauer der Reise. Zu seiner Vertretung im Palast hatte er den einzigen anwesenden seiner drei Söhne bestellt, König Ludwig, der aus seinem Aquitanien herbeigerufen war, sich gegen mancherlei Anklagen seiner Untertanen zu verteidigen.

Das Erste, was der Sohn nach dem Abritt des Vaters tat, war, daß er die für die nächsten Tage geplanten Feste absagte und seinen Schwestern mündlich empfahl, während

der Abwesenheit des Kaisers sich still in ihren Gemächern zu halten, diese nur behufs geistlicher Übungen in den Kapellen des Palastes zu verlassen.

Nach dieser Ansprache warf die stolze Rothtrud das reich flutende rotbraune Haar in den Nacken und blitzte ihn an mit zornigen Augen: „Mir hat Alexander Zacharias, der weise Arzt, befohlen, jeden Tag ein paar Stunden zu reiten: wohl zur Bändigung meines Blutes,“ lachte sie: „Mein comes stabuli hat vom Vater den Auftrag, mich dabei treulich zu begleiten. Kommt rasch, Herr Graf von Maine! Die Gäule wiehern und scharren ungeduldig im Hof. Auf und davon, zu Roß und zu Feld! Wer will uns einholen? Ihr nicht, Herr Bruder!“

Die hochbusige Bertha, des Vaters Ebenbild im blonden wellig rieselnden Haar sah dem Erzürnten, der die schmalen Lippen kniff und der ungestüm hinaus Rauschenden in ohnmächtiger Erbitterung nachschaute, spöttisch lächelnd in das fahle, schon so früh faltenreiche Gesicht, machte ihm eine zierliche Verbeugung und lächelte fein: „Gestrenger, beinah' heiliger Herr Bruder, König und Gebieter! Du weißt, dein Wunsch ist mir Befehl. Ich wollte nur Sonntags meine Andachts-Übungen mit dem ehrwürdigen Abt von St. Riquier betreiben: aber nun, gehorsam deiner Mahnung, will ich, solang der Vater fern, den frommen Abt jeden Abend in seiner Hauskapelle aufsuchen.“ Und mit seltsam seligem Lächeln schlüpfte sie hinaus.

Heftig fuhr Herr Ludwig auf und runzelte die Stirn: „Wartet nur,“ raunte er heiser, „ihr kecken Katzen. Sobald er die Augen geschlossen, der Alte, der euch maßlos verzog, wandert ihr mir flugs ins Kloster. Alle! Aber der Alte . . . sie sagen's alle: er ist ja viel jugendlicher als ich! Es dauert lange . . . Wer weiß, wie lange noch? . . .“ Da erschrak er über seinen eigenen häßlichen

Gedanken, schlug mit der Hand ein Kreuz über die schmale Brust und flüsterte: „Ach, das vierte Gebot! Sankte Martine! Vergiß, vergib. Ich schenke dir die drei Höfe der Krone zwischen Tours und Loire, die du jüngst im Traumgesicht von mir begehrt. Sie seien dein! Aber vergib, vergib!"

VI.

Die Nacht des Sonntags war herangekommen. Der fast gefüllte Mond flutete durch leichtes Gewölk und verbreitete sein mildes Licht auf den geräumigen, rings ummauerten Hinterhof des Palastes. Eintönig goß der mächtige, in ein braunes Marmorbecken mündende Brunnen in der Mitte des weiten Vierecks, das auf drei Seiten gewölbte Bogengänge umgürteten: auf der vierten, der Südseite, ward die Hofmauer in der Mitte unterbrochen durch eine eiserne Gitterpforte, die in den stundenlangen parkähnlichen Garten führte, dessen hohe Baumwipfel, dichtes Niedergebüsch überragend, ihre Schatten über die Mauer bis auf das Hofpflaster warfen. Und mit dem Mondlicht und mit dem Wipfelschatten drang aus dem Garten auch herein das heiß werbende Lied der Nachtigallen: liebevoll schützte ihre Nester Herr Karl, scharf ahndete er die Nachstellung: „mein Pfalzfriede muß auch die Pfalzvöglein decken," meinte er. Aber sonst war alles still: nur Bronnenrauschen und Nachtigallenlied. Denn es ging gegen Mitternacht: schon ziemlich lange war es, daß der Wart des „Uhrturms" elf Schläge getan mit dem Schlägel von Cedernholz auf ein kunstvoll getriebenes bauchiges Bronze-Becken arabischer Arbeit: — ein Geschenk Haruns „für den großen Sultan

des Abendlandes". Nach elf Uhr mußte gemäß Herrn Ludwigs neuestem Pfalzgebot alles Leben ruhen in diesen weiten Bauten: auch die meisten Öllämplein in den zahlreichen Gemächern erloschen: nur in den Kapellen glimmte fort „das ewige Licht".

So war es auch dunkel in der Kammer, wo Vogt Wintrio einsam Wache hielt: er hatte gar nicht Licht gemacht an dem schönen Mai-Abend: „Herr Mond," hatte er zu sich gesprochen, als er bei Einbruch der vollen Dunkelheit sich hinter dem dicken Pfeiler des einzigen Fensters auf einen weichen, breiten Stuhl gleiten ließ, „Herr Mond zeigt mir deutlich genug den ganzen Hof und die Tür, die da drüben in den Bau der Edeljungfrauen führt. Und — ein Stockwerk über dem Erdgeschoß — ein gewisses schmales Fenster. Man braucht da drüben nicht zu merken, daß hier üben jemand so merksam wacht. Ja, ja: ‚wachsamem Wächter hilft der Himmel', 's ist ein gut alt Wort." So lobte er sich selbst, behaglich sich reckend. Dann griff er nach dem Silberhumpen, der neben dem Stuhl auf niederem Marmortischlein stand und schenkte ihn voll aus der hohen ehernen Amphora daneben: es war nicht das erste Mal! Verächtlich schob er zur Seite einen mächtigen irdenen Henkelkrug auf dem Estrich: „Brr! Eitel elend Quellwasser! Der übernüchterne Aquitanier trinkt nur „gemischt" und meint, schwäbische Männer sind auch so kastinisch und kasteilich. Wäre Schade um den köstlichen Tropfen, den dunkelroten, fast schwarzen. ‚Von der Garonne!' ließ er bedeutungsvoll sagen durch den Akoluthen, der den Trank brachte. Er will mir die Rebgüter dort im Süden durch die Gaumenprobe empfehlen, mich zur Wachsamkeit zu mahnen. Nun, soll nicht dran fehlen! Zwar eigentlich," gähnte er, „warum mein heiliger Abt wohl darauf besteht, ich soll den guten Buben erst bei

seinem Rückgang abfangen? Es wäre doch viel heiliger, ich ließe ihn gar nicht erst hinein zu dem süßen Jungfräulein. Und dann brauchte ich nicht so widernatürlich lang wach zu bleiben. Denn ist er einmal drin, wird's ihm nicht eben eilen mit dem Scheiden. Ah, der beneidenswerte Schlingel."

Damit lehnte er das schwere Haupt zurück an die Lehne des Stuhls. Und abermals gähnte er: „Gähnen darfst du, Wintrio, Guter, soviel du willst. Aber nur nicht . . . einschlafen. Bei Leibe nicht! Denn der Abt . . . und die Weingärten . . . und die Jagdwälder . . . und die ewige Seligkeit! . . . Ich bin ja auch ganz wach: das da ist mein Fenster . . . und das da drüben ist . . . Ich weiß noch alles . . . nur nicht einschl . . ."

VII.

Und der Mond stieg und stieg. Der Brunnen goß nach wie vor. Auch die Nachtigallen sangen noch: aber seltener. Da ward an dem Kammerfenster gegenüber dem Vogt eine schlanke Jünglingsgestalt sichtbar, die vorsichtig den ganzen Hof überblickte und sich dann rückwärts in das Gemach bog: „So muß ich wirklich schon fort? Wirklich? Du meinst, Fürstin Bertha kann jeden Augenblick zurückkommen? Daß die Pforte jetzt unten gesperrt ist? Bah, ich springe. Du meinst, wegen deines Muntwalts sei ja nun alles beredet? Ob ich auch deines Vaters Brief habe? Ja, hier im Gürtel. Nun sei alles in Ordnung? Nun ja, morgen reite ich ab nach Bordeaux, ach, zu langer Trennung. Und schon gehen? Kaum daß ich ein paar

Küßlein . . . Viele, meinst du? Ich hab' sie nicht gezählt. Ach Liebe heischt ganz Andres noch! Aber, ich gehe ja schon. Leb wohl, mein Lieb!" Ein Sausesprung von dem Fenster herab in den Hof: der Sprung war leicht, unhörbar: aber das Schwert! Klirrend fuhr dabei die schwere Klinge aus der Scheide und schlug hell tönend auf die Granitplatten des Pflasters. „Wehe!", klagte das Mädchen, sich weit aus dem Fenster beugend, „hast du dich verletzt?"

Aber statt der Antwort scholl da eine verschlafene Stimme aus dem Fenster gerade gegenüber: „Hei, hei, heio! Verfluchter Schlaf! Hineinschlüpfen sah ich ihn nicht — aber heraus! Und jetzt hab' ich ihn!" Und rascher als man dem Rundlichen zugetraut hätte, war er die wenigen Stufen hinab, zur Tür hinaus, schon stand er im Hof: „Halt! Halt Dieb! Diebio!" Damit lief er über das Viereck des Hofs dem Flüchtling nach, der, einen Augenblick niederknieend nach seinem Sprung, das Schwert aufgerafft hatte und nun eiligst der Gartentür zurannte: hier säumte er ganz kurz: dann riß er sie auf und war draußen verschwunden. Wohl war jetzt auch der Verfolger zur Stelle: mächtig riß er an der eisernen Türklinke: aber umsonst! Der Fliehende hatte flugs den Schlüssel von innen abgezogen und nun das Schloß von außen gesperrt. Voll Ingrimms rüttelnd an dem festen Eisen sah der Vogt, durch das Gitter spähend, einen Schatten in dem dichten Rainweidengebüsch draußen verschwinden. „Entwischt! Beim Bodensee! Aber ich sah ihn vor ihrem Fenster am Boden knieen und hörte sie zu ihm herunterrufen: ich kann's beschwören, Sankt Severin!"

VIII.

Früh am andern Morgen stand der Vogt vor seinem Abt in dessen »cubiculum« und erstattete Bericht über seine nächtliche Wache und Verfolgung — mit mancher Verschweigung. Mit schlauem, ein wenig schuldbewußtem Augenblinzeln trachtete er über seine Verschlafenheit hinwegzugleiten: — mit wenig Erfolg! Der seelenkundige Priester — und in diesem Fall war gar nicht viel Beichterfahrung vonnöten! — der, lebhaft erregt, in dem schmalen Gemach auf und niederging, warf, so oft er den Erzähler kreuzte, einen ärgerlichen, mehr als mißtrauischen Blick auf ihn. Endlich sprach er, kopfschüttelnd, hart vor ihm stehen bleibend: „Ich verstehe bloß nicht, — oder nur allzugut! — weshalb Ihr den Verführer nur herausspringen, nicht auch hineinschlüpfen saht?" Aber auf diese Frage hatte sich der wackere Vogt vorbereitet, so lang er — wieder! — wach war: so antwortete er ganz geschwind und keck: „Das kam, weil ich über etwas sehr scharf nachdachte —: vermutlich gerade bei seinem Einschlüpfen." — „Über was, wenn man fragen darf?" forschte Castinus mit einem spöttischen Zucken der Mundwinkel. — „Über die Tugenden eines guten Wächters. — Und übrigens — mit Verlaub! —, wenn ich beschwören kann, daß ich einen habe herauskommen sehen, wird das hohe Gericht wohl annehmen müssen, daß vorher einer hineingegangen war."

Das schien doch einleuchtend. Aber der Abt war nicht zufrieden: „Könnt Ihr — oder wollt Ihr! — also wirklich nicht beschwören, daß er — gerade der! — es war? Der Mond schien doch hell genug! Und dafür spricht, wie die Canones sagen, die »praesumtio«." — „Die Frechheit — denn das heißt doch das lateinische Wort? — geht

aber doch nicht so weit, daß ich einen Kerl, den ich nur im Rücken gesehen habe, im Gesicht soll erschaut haben. Ein Schwur ist kein Mausedreck — mit Achtung äbtlicher Würde zu sagen. Eitel schwören, — das tut meines Vaters Sohn nicht, heiliger Herr. Nicht für alle Rebgüter Galliens. — Obwohl jener Nachttrunk gar süffig war."

Der Abt machte Halt in seinem eifrigen Auf- und Niedergehen und sann nach. „Es wird reichen, sollt' ich meinen. Wenigstens vor Herrn Ludwig. Der ist mir gewogen: stets folgt er meinem Rat: (denn irgend eines Rat muß er nun einmal folgen!). Und er kann es nicht ausstehen, das weltliche Treiben seiner Schwestern und ihrer Pfalzfräulein. Dank den Heiligen, die Herrn Karl entführt haben — »a la buon' hora« sagt man bei uns an der Garonne. Aber Eile tut Not: das Pfalzgericht muß entschieden haben, bevor er zurück. Kommt sofort mit zu König Ludwig."

IX.

Noch bei klimmender Sonne — bevor sie die Mitte des Tages erstiegen — trat das Königsgericht zusammen. Seine Dingstätte war der andre, dem Pfalzgarten entgegengesetzte, der nördliche Hof des Palastes, der, erheblich größer, ebenfalls viereckig, wie der ganze umfangreiche Pfalzbau, von Mauern umhegt, durch sein Tor auf die große Hauptstraße in das Städtlein führte, das größtenteils aus zu dem Palast gehörigen Gebäuden, aus nur wenigen Privathäusern von Kaufleuten und unfreien Handwerkern bestand.

Zehn Stufen aus prachtvollem dalmatinischen Marmor führten zu der breiten Balustrade hinan, die sich vor den drei Eingangstüren des Hauptgebäudes von Osten nach Westen zog, ausgiebigen Raum gewährend für den Richterstuhl des Herrschers in der Mitte, gerade vor dem breiten Haupttor, während auf beiden Seiten daneben vor den schmäleren Türen rechts und links die mit weichen kostbaren Hüllen bedeckten Holzbänke für die Urteilfinder aufgestellt waren.

Zahlreiche geistliche und weltliche Große hatten sich schon eingefunden, zum Teil noch im Hof unten vor den Stufen hin und wieder wandelnd, zum Teil bereits ihre Plätze auf den Urteilbänken einnehmend oder suchend. Zu diesen zählten auch die Bischöfe von Salzburg und von Orleans.

„Seht,“ sprach jener, „gar rasch sollt Ihr selbst ein klein Gefecht erleben aus dem großen Kampf der widereinander flutenden Strömungen an diesem Hof: hier die allzuscharfe, mönchische Strenge und Herr Ludwig, — dort die allzuweltliche Lebensfreude und Herr Karl. Die Angeklagte — ist ein gar hold Geschöpf nicht wahr? Ich zeigte sie Euch auf dem Jagdritt. Und nicht leicht werd' ich Arges von ihr denken: ihr Vater, der wackere Seniskalk Audulf, war (neben Markgraf Roland, der bei Ronceval liegt) Herrn Karls liebster Held: man sagt, er habe dem Kaiser einmal das Leben gerettet dort in Sachsenland: das bleibt der Tochter unvergessen: denn der große Karl hat ein dankbares Herz! — Schlimm ist's für sie, daß nun Herr Ludwig ihr Richter.“ — „Nun, aber nicht er hat das Urteil zu finden, nur das Ding zu hegen. Das Urteil fällen wir. Und hart müßt' es kommen, bis ich hinter diesen reinen Zügen Unreines verhohlen glaubte. Bei allen drei Grazien und neun Musen . . . —“ —

„Das sind zwölf gute Eidhelferinnen," lächelte Arno. — „Als Ihr sie mir — als die Schönste nach den Karlstöchtern — zeigtet auf ihrem weißen Rößlein, da hat sie noch viel wärmer als dem Bischof von Orleans dem Poeta Theodulf gefallen."

Der Salzburger schüttelte das ehrwürdige Haupt: „Mir ist bang um das Mädchen! Was Habgier leisten kann — mönchische: die ist ärger als laienhafte — das wird geleistet gegen sie. Ich kenn' ihn, den Abt von Sankt Severin, diesen echten Welschen. Wenig — Gott verzeih' mir's! — lieb' ich ihn. Wäre die Schlanke nicht so reich, — nichts kümmerte ihn ihr Wandel bei Tag oder Nacht. Aber kommt nun! Setzen wir uns! Da wogt schon die Stufen hinan das Gedräng der palatinischen Urteiler, Laien und Priester. Da seht: — dort aus der rechten Pforte des Palastes schreitet Herr Baltfried, im weißen Bart, der greise Pfalzgraf, die vorbereitete Urkunde in der Hand und das große Siegel; aus der Linken da drüben Hitherius, der Archikapellan, mit seinem Schreibervolk, das ihm die Urnen mit den Kapitularien trägt. Nur Herr Ludwig fehlt noch: — er kommt zu spät, wie immer und überall. Wann ist der je zu rechter Zeit gekommen!" — „Wo steckt er?" — „In der Pfalzkapelle." — „Was treibt er dort? Er betet?" — „Ja, wie vor jedem Geschäft. Und das ist ja höchst wohlgetan. Aber dann rutscht er auf den Knieen alle Altarstufen ab und das ist — nun, aufhaltsam für die andern." — „Aber wo sind Ankläger, Angeklagte, Zeugen, Fürsprech?" — „Wartet nur! — Seht Ihr da unten rechts und links vom Haupttor, — dem Ausgang auf die Heerstraße — die beiden schmalen Türme . . .? Aber still! König Ludwig hat ausgekniet: er kommt."

Ein Trompetenstoß erklang aus dem Inneren des

Palastes: alle Bänke der Urteiler füllten sich nun rasch, rechts die der Geistlichen, links die der Laien. Jetzt öffnete sich das Mitteltor: Ludwig erschien in königlicher Tracht, mit starkem Gefolge von Geistlichen und Palastbeamten. Er schritt aus dem weitgeöffneten Doppeltor der Mitte, begrüßte die Versammlung mit flüchtigem, unstätem Blick und bestieg den Richterstuhl seines Vaters gerade vor dem Portal — mit unsicherem Schritt.

„Nur eine Sache," begann er klangloser Stimme, — „aber eine dringende und arge! — hat heute das Pfalzgericht zu entscheiden. Die üppig aufwuchernde Zuchtlosigkeit hier am Hof hat — wie euch allen bekannt — strenge geistliche und weltliche Gesetze notwendig gemacht. Aber die drohende Strafe hat nicht abgeschreckt. Der Vater aller Sünde" — hier bekreuzte er sich und gar manche in der Versammlung folgten seinem Beispiel — „läßt nicht ab, die Seelen — was sag' ich? — das Blut, die Sinne der Jugend zu entzünden und zu verführen. Wohlan, schwer wie die Schuld, soll auch die Strafe sein."

Unwillig flüsterte Bischof Theodulf seinem Nachbar in das Ohr: „Ist die Angeklagte denn schon überwiesen oder geständig und verurteilt? Der Richter wird ja zum Ankläger!" — „Geduld, Freund! 's ist so seine Art. Er muß geleitet sein — von irgend jemand! — Jetzt leitet ihn Castinus!"

„Führt den Ankläger, seinen Zeugen und die Angeklagte vor!" gebot der König. Je zwei Fronboten eilten rechts und links die Stufen der Palasttreppe hinab an die beiden Türmlein, erschlossen sie, führten die dort Harrenden heraus, die Marmorstiege herauf und wiesen dem Abt und dessen Vogt ihre Stellung zur Rechten, der tief verschleierten Milta zur Linken den Platz vor dem Richterstuhl an.

„Klage, Kläger!“ sprach der König. — Castinus trat einen Schritt vor, erhob die Rechte und sprach feierlich: „Ich klage.“ — „Wer klagt?“ fragte der Richter. — „Sankt Severin der Heilige, der da sitzet im Himmel zur Linken Gottes des Vaters neben den Heiligsten der Heiligen. Er klagt um sein eigen. Denn sein eigen ist das Kloster an der Garonnebrücke bei Bordeaux, sein eigen sind alle Rechte und Forderungen und Ansprüche des Klosters, dessen unwürdiger Vertreter ich bin, Castinus, des Castus Sohn aus Arcachon, kononisch gewählter Abt, aber nur durch der Heiligen Gnade, nicht kraft eigenen Verdienstes.“ — „Was verlangt der Heilige durch dich?“ — „Das ganze Erbe und Eigen, Grundgut und Fahrgut des Palastfräuleins der Fürstin Bertha, Milta, Tochter weiland Herrn Audulfs des Seniskalks. Und außerdem verlangt ich, daß die Sünderin auf Lebenszeit eingeschlossen werde in dem Sankt Severin nächsten Nonnenkloster, dem der heiligen Cäsaria von Arles zu Bordeaux, als dessen Vertreter ich bestellt bin von der Äbtissin Angelika kraft dieser Vollmachtsurkunde. Hier, nehmt.“ — „Das Pfalzgericht kennt dich als Abt jenes Klosters. Und die Vollmacht ist — ich seh' es — richtig gesiegelt. — Aber auf welch' Gesetz berufst du dich?“ — „Ihr kennt es gut, Herr König! Denn Ihr selbst, von frommen Priestern unterstützt, habt es auf dem widerstrebenden Reichstag zu Diedenhofen durchgekämpft.“ — „Jawohl,“ erläuterte leise Bischof Arno dem Goten, „gegen Herrn Karls Widerstand, bis er diesem gar arge Dinge vorgebracht.“ — „Nach diesem Kapitular über die Zucht im Palast,“ fuhr der Ankläger fort, „verfällt einer Palastjungfrau, deren Sündenschuld bewiesen . . .“ — Da richtete sich die Verschleierte hoch auf. — „Vermögen dem diesen Gütern nächst gelegenen Mönchskloster: — dies aber ist das Sankt Severins —

und sie selbst wandert in das nächst gelegene Nonnenkloster, hier das der heiligen Cäsaria. Nun klage ich diese Milta dort, Audulfs Tochter, der Sündenschuld an." — „Und ihren Buhlen?" forschte Ludwig. — „Würde ich anklagen mit gleicher Klage und gleicher Strafheischung: — meinem — will ich sagen: Sankt Severins — Kloster würde er samt seinem Gut verfallen —, könnt' ich ihn vor dem Gericht überführen: aber stark, wie meine Vermutungen, meine Verdachtsgründe sind, — fern sei's, für den Heiligen ohne zwingenden Beweis zu klagen." — Erleichtert atmete das Mädchen hoch auf. — Ludwig bemerkte das: „Vielleicht," hob er weicheren Tones an, „entdeckt ihn uns ein Geständnis der Angeklagten: das würde unser Verfahren abkürzen und" — sprach er nachdrucksam, — „die Strafe erheblich mildern. Sprecht, Milta, des wackeren Vaters unselig Kind, seid Ihr schuldig oder unschuldig, sündig oder rein?"

Da schlug sie den Schleier zurück: auch die Männer, denen ihre Schönheit längst bekannt war, staunten über die Hoheit jungfräulicher Herrlichkeit, die jetzt ihre Züge verklärte: ein leiser Ausruf der Bewunderung hauchte durch die Reihen, als sie, die Linke auf den Busen legend, die Rechte hoch erhebend Herrn Ludwig fest in die Augen sah und mit lauter Stimme sprach: „Bei Gott, ich bin rein." — „Das sieht jeder, der nicht blind," meinte Bischof Theodulf zu dem Salzburger. Der aber hob sich vom Sitz und rief: „Herr König, gebt mir Urlaub zum Wort." Unwillig wandte sich Ludwig ihm zu und nickte schweigend Willfährde. „Ich muß den Gang des Rechtes schelten, Herr Richter. Die Angeklagte ist uferfränkischen Stammes: so lebt sie nach uferfränkischem Recht. Dies Recht fordert, — und Euer Vater will's streng gewahrt wissen: Herrn Karls Recht ist sein Ruhm, noch mehr Herrn Karls

Schwert! — daß ein Weib nicht ohne Fürsprech vor Gericht erscheinen darf. Nun ist der Muntwalt dieser Jungfrau — ja, Jungfrau, Herr Abt, spart Euer Hohnlachen bis zum Beweis der Schuld! — ihr Muntwalt ist der greise Bischof Benedictus von Bordeaux, der gelähmt auf dem Siechbett liegt seit lange: der Herr Kaiser, so mildherzig wie großherzig, hat längst beschlossen, ihr einen anderen Muntwalt zu bestellen: er sprach mir wiederholt davon. Doch ist's — meines Wissens — bis heute nicht geschehen. Wohlan: nicht soll die Unschuld Fürsprechs darben am Hof Herrn Karls. Und findet sich kein anderer, will ich selbst . . ."

Da zog Milta rasch aus dem Gürtel ein klein versiegelt Pergament: „Verzeiht, hochehrwürdiger, gütevoller Herr. Tief dank' ich Euch! — Doch schickte mir meine Herrin, Fürstin Bertha, heute früh in meine Haft dies Breve: ich soll es erst hier öffnen und verlesen, wann es meinen Fürsprech zu benennen gilt: sie selber, meine Gebieterin, wählt ihn — so ließ sie sagen — für mich." — „Das ist ihr gutes Recht nach Pfalzgebrauch, da der Herr Kaiser fern," sprach Bischof Arno und setzte sich. — „Öffnet denn und lest," gebot Ludwig ungehalten.

Milta erbrach das Siegel und las: „Mein gestrenger Herr Bruder! Dicht hinter deinem Richterstuhl hängt jener Glockenstrang, an dem jeder ziehen darf, bei Nacht wie Tag, der Recht sucht bei Herrn Karl. Das dankbare Volk raunt, sogar ein armer Wurm, eine Blindschleiche, deren Nest eine Giftkröte eingenommen, habe dereinst sich um diesen Glockenstrang geschlungen und ihn gezogen, während unser Vater gerade beim Nachtmahl den Becher zur Lippe hob: nicht trank er, bis er dem Blindwurm zu seinem Rechte verholfen und die giftige Kröte zertreten. Ich, des Kaisers Tochter, ziehe jetzt an diesem Strang und

heische Recht, Herrn Karls Recht. Scheue den Vater, kehrt er heim.“ Ludwig griff hastig mit der Rechten in die Armlehne seines Richterstuhls. Milta fuhr fort zu lesen: „Ich ernenne kraft meines Rechtes zu meiner Jungfrau Fürsprech . . .“ Da stockte sie, erbleichte und wankte. — „Nun, wen?“ fragte Ludwig gespannt. — „Den . . . den —“ mit Lispeln nur und leise kam's heraus — „den Grafen Heertrost von Verdun.“ — „Ah, das ist aber stark!“ lachte ein lauter Mund: er war des Vogtes. — „Schamlos! Frech!“ zischte der Abt. — „Je nun,“ meinte der Vogt, immer noch lachend, „die Fürstin weiß ja nicht, wer's war.“ — „Gewiß weiß sie's!“ kam's giftig zurück. — „Nun, dann denkt sie, — und mit Recht! — den geht's am nächsten an.“

X.

Noch hatte sich das Gesurre der halb verhaltenen Stimmen der Urteiler auf den Bänken nicht gelegt, da begann im Hof am Fuße der Freitreppe, unter den jüngern Männern, die, den Umstand bildend, zunächst nicht urteilten, lebhafte Bewegung: einer aus ihrer Mitte drängte die Stufen hinan. Widerwillig begann der König: „Ja, das ist ihr Recht — ihr bedenklich Pfalzrecht! — über ihre Mädchen. Wir wollen dafür sorgen, — nächstens! — daß es abgeschafft wird.“ — „Aber noch gilt es!“ rief Bischof Arno ungeduldig. — Unfreundlich streifte ihn Ludwigs Blick: „Wartet, hochwürdiger Herr, bis der Richter Euer Richtwort frägt. Also der Graf von Verdun! Er weilte am Hof noch gestern. Fronboten, geht und

ladet ihn." — „Nicht nötig!" rief da eine frische Stimme. „Hier steht er." Und die letzten Stufen hinauf sprang aus jenem durcheinanderwogenden Knäuel eine hohe Jünglingsgestalt, vom Wirbel bis zur Sohle gewaffnet, ohne Mantel: kein Stück der nächtlichen Kleidung trug er: in nichts glich er jenem Flüchtling im Mondschein. Als er auf der obersten Stufe — gleich hoch mit Milta — erschien, flogen die Blicke unter Helm und Stirnbinde suchend einander zu: nur zwei Blicke: aber zuversichtlich hob jetzt das Mädchen das Haupt.

„Eia, Herr Graf! Schon vor dem Gericht?" forschte der König mißtrauisch. „Wer hat Euch — vor uns! — hierher berufen?" — „Die Fürstin Bertha." — „Konnt' mir's denken! Ihr übernehmt die Fürsprache?" — „Und alles, was sie bringt." — „Nun, er hat alle Ursach'," meinte Herr Wintrio.

„Wohlan," — so wandte sich der Richter an den Abt — „Kläger, deine Klage haben wir gehört. Die Angeklagte dürfte nun durch Unschuldseid mit Eidhilfe sich reinigen: denn sie ist frei, und war — bisher! — unbescholten. Allein du hast mir gegenüber behauptet, sie sei auf frischer Tat gesehen und die Tat sei mit Gerüfte verfolgt. Beharrst du darauf vor dem Gericht?" — „Jawohl!" — „Wer hat die Tat gesehen? Wer Gerüfte erhoben? Du selbst?" — „Nein. Aber dieser freie, unbescholtene, pfalzkundige Mann: Herr Wintrio, der Vogt meines Klosters."

Aller Augen wandten sich auf den, wie er auf den Ruf des Richters vor diesen trat: allerlei Urteile wurden laut: spöttische Zweifel an seiner Schlauheit, Anerkennung seiner Geradheit, Bewunderung seiner kriegerischen Manneskraft. — „Ja, ja," meinte lobend auch Herr Theodulf, „bei der letzten Landung der arabischen Seeräuber — da, im Süd-

westen bei Narbonne, — hat er allein, obwohl pfeilwund, vier erschlagen, die sich auf ihn warfen." — „Kenn' ihn. 's ist ein starker Schwab — vom Bodensee, aus Buchhorn im Linzgau: sind die Gröbsten. Und Stärksten. Möchte lieber mit dem großen Bergbären von Gastein — den wir immer noch nicht haben! — ringen als mit dem," bestätigte der Salzburger.

„So sprecht, Herr Vogt," mahnte der König. „Aber bedenkt wohl, Ihr müßt jedes Wort vertreten: mit Eurem Eid oder . . ." — „Mit meinem Schwert," schloß der Hüne ruhig. „Schon all' recht. — Also: diese Nacht wachte ich: bei . . . bei einem guten Trunk: aber: ich wachte! — an meinem Fenster, das auf den Gartenhof blickt. Es war heller Mondenschein. Da sprang ein Mann im Mantel aus dem Fenster dieses — sehr schönen — Kindes. Das heißt: den Sprung selbst sah ich nicht: aber er kniete im Hof vor ihrem Fenster und sie, sich weit herausbiegend, rief: ‚Wehe, hast du dich verletzt?' Er raffte vom Boden etwas auf — wohl eine entglittene Waffe — und eilte auf die Gartenpforte zu. Ich folgte ihm auf der Ferse — mit dem Diebesgerüste —: denn ich dachte, er habe der Jungfrau was gestohlen . . ." — Hier hielt er, verschmitzt lächelnd, inne. — „Elender!" rief Heertrost und griff ans Schwert. — Aber Wintrio fürchtete sich nicht und fuhr, immer noch lächelnd, fort: „Er war dünner und leichter, deshalb rascher als ich: so kam er vor mir an und durch das Gartengittertor, das er hinter sich verschloß." — „Wer war's?" forschte Ludwig eifrig. — Herr Wintrio wiegte das breite Haupt auf den breiten Schultern hin und her: „Ja, wer war's? Ist leicht gefragt, schwer gesagt! Ich hab' ihn nicht von Angesicht gesehen. Und die Gestalt barg der Mantel. Ich hab' meine starke Vermutung. Aber, beim Bodensee, ich

muß ja nachher schwören. Und ein Schwur ist . . ." Hier traf ihn ein warnender Blick des Abtes. „Nun, kein Mummenscherz, wollen wir höfisch sagen. — Aber ich rief, ich schrie ‚Diebio'· die Leute liefen aus dem Palast in den Hof zusammen: so klag' ich auf Gerüfte. Leugnet das schöne Geschöpflein das Gerüfte?" — „Das kann die Angeklagte nicht: es ist pfalzkundig," fiel der Richter zuvorkommend ein. „Ich hab' es selbst gehört in meinem Betgemach. ich wachte dort und las in Lactantius, da schlug das Geschrei an mein Ohr, viele Palatine liefen auf dem Hof zusammen. So ist sie durch Zeugnis dieses Unbescholtenen überführt und durch Gerüfte und so . . ." — „Ich bitt' um Urlaub des Wortes," sprach Bischof Theodulf, sich erhebend. „Zeugnis auch wackeren Mannes mag niedergelegt werden durch — Kampf." — „Jawohl," rief Heertrost freudig, einen Schritt vortretend. „Und da der Jungfrau Muntwalt geistlich und siech, ist der Kampf des Fürsprechs Recht und Pflicht. Ich heische Kampfgericht."

„Komm nur an, du junges Hähnlein," brummte Herr Wintrio und blies wie weiland Gott Donar in seinen breit wallenden roten Bart, „mit der nackten Hand zerdrück' ich dir die Gurgel."

Aber Castinus der Abt war nicht zufrieden mit diesem Gang der Sache. Er schien des Sieges des Hünen nicht so sicher wie dieser: so ließ er in der Eile alle Möglichkeiten einer anderen Wendung des Gerichtsverfahrens durch seine Gedanken ziehen, während Miltas Blicke angstvoll auf der schlanken, jugendlichen Gestalt des Geliebten verweilten. Der aber fuhr fort: „Dieser Jungfrau Reinheit ist bestritten von Wintrio, dem Vogt: ich aber, Heertrost, Graf von Verdun, des Herzogs Heerwart Sohn, ziehe ihre Reinheit an mein Schwert und heische — nochmal!

— Kampfgericht." — Unwillig sprach König Ludwig: „Wenig erfreut mich solcher Kampfgang. Er hat heidnischen Schmack: fromme Christen, wie Bischof Agobard von Lyon, lehren, das heißt Gott versuchen. Aber noch ist's nicht verboten in dem Reich der Franken. So frag' ich alle Urteiler des Pfalzgerichts: wie dünket euch um diesen Kampf, den der Fürsprech heischet?"

Da erhoben sich alle von den Bänken und alle Laien und fast auch alle Geistliche sprachen feierlich: „Recht ist nach dem Recht der Franken, daß hier Kampf gekämpft werde." — „Also im Namen Gottes und der Heiligen: — Kampf! Ihr Fronboten, entwappnet beide Kämpfer. Denn, ich glaube — wie ich euch beide kenne — Lohnkämpfer wollt ihr nicht mieten?" — „Nein!" riefen aus einem Mund die beiden Gegner, banden die Helme ab, reichten sie den Fronboten und halfen diesen bei dem Abschnallen der Brünnen und der Schwertgurte. Milta aber erbleichte.

„Herr Hadamer, Herzog von Brakbant," fuhr Ludwig fort, „Euch als Mariskalk übertrag' ich des Kampfes Hegung: besser als ich kennt Ihr solch blutig Werk." — Da erhob sich von dem ersten Platz auf der vordersten Bank zur Linken eine mächtige Heldengestalt im eisengrauen Haar und Bart, klirrend in seinen Waffen, neigte sich dem König und sprach dann mit lauter Stimme, des dröhnenden Befehlworts in der Heerschar gewohnt: „So heg' ich das Kampfding. Herbei, ihr Wigwarte. Verteilt mir Sonne, Saub und Wind da unten im Hofe. Und reicht den beiden Kämpen zwei Frankenschwerte, gleich lang, gleich breit, gleich scharf: zwei Lindenschilde, gleich hoch, gleich breit, gleich dick: dort, in der Kammer der Kampfwaffen, — in dem Torturm — liegen sie bereit. Und meßt ihnen den Schrittraum ab da unten auf dem Pflaster des Hofes

— ich werd' euch dabei helfen." — Und er schritt die Stufen hinab.

Da sprach der König: „Milta, Ihr habt den Kampf mit anzusehn. Es ist Euer Recht." — Da erhob sie flehend beide Hände mit dem Schleier gegen den Richterstuhl: „Nein, nein! Sein Blut ... kein Blut soll fließen um meinetwillen. Ich will gern ins Kloster gehn und als mein Erbe soll ..." — „Wie?" rief da Heertrost in flammendem Zorn. „Und der Palast und alles Volk der Franken soll Euch für schuldig halten? Mißtraut Ihr meinem Arm? Nicht Ihr habt, ich, an Eures Muntwalts Statt, ich, Euer Fürsprech, habe zu wählen. Und ich wähle den Kampf." Und hastig ergriff er den Knauf des scheidelosen Langschwerts, das ihm der Kampfwart reichte. — „Eilt's Euch so heiß, zu sterben?" sprach drüben der Riese, in aller Ruhe den starken Arm durch den Oberriemen des ihm dargebotnen Schildes zwängend.

Nun maß der Mariskalk unten im Hofraum — gerade vor dem Richterstuhl oben — drei lange Schritte zur Rechten, drei zur Linken ab, stellte an beiden Enden je einen der Lanzenträger, der »satellites«, des Palastes, befahl ihnen, ihre Speere quer vor sich zu halten, weiteres Zurückweichen zu verwehren und rief: „Herbei zum Kampf vor Gott und seiner Sonne! Wer hinter diese Speere weicht, ist sieglos. Nun drauf, und Gott schütze das Recht!"

Schon wandten sich die beiden Kämpfer der Freitreppe zu, hinabzusteigen, da rief der Abt ein schrilles „Halt!" das beide fesselte. „Herr Richter," fuhr er fort, hoch die hagere Gestalt aufrichtend und dicht vor Ludwigs Stuhl tretend, „ich schelte nicht Euer Urteil auf Kampf: ich stimmte dafür, wie fast alle. Allein ich schelte die Kampffrage. Nicht wegen Jungfrauschaft oder Sündenfall dieses Mädchens hab' ich geklagt: was zwischen ihr und ihrem

Gast geschehn in jener Mond- und Nachtigallen-Nacht —: (schwerlich freilich haben sie nur ihr Schlafgebet zusammen verrichten wollen!), das weiß die heilige Jungfrau, der Unkeuschheit Rächerin: nicht wir wissen darum, nicht ich, der Ankläger, nicht mein Zeuge — (— eher vielleicht der Herr Fürsprech! —). Aber das ist auch ganz gleichgültig! Denn was sagt das Kapitular, aus dem ich klage? Hört!" Er zog ein Pergamentblatt aus der Sutane.

„Das nimmt er wohl mit ins Bett?" grollte Bischof Arno.

Castinus aber las mit scharf betonender Stimme: „Capitulum sieben: wenn eine Pfalzjungfrau nächtlicherweile Besuch eines Mannes (ausgenommen die vor ihrem Muntwalt verlobte Braut den Bräutigam) ohne Zeugen in ihrem Gemach empfängt, dann soll sie" — und so weiter, wie gerichtbekannt. Das also, — der nächtliche Besuch ohne Zeugen — das allein ist der Rechtsgrund meiner Klage und das Erfordernis des Vergehens. Nicht um Verführung, nicht um Sündenfall handelt es sich, junger Herr Fürsprech: nur darum, ob ein Mann Nachts allein bei ihr war. Nun merkt wohl auf: wollt Ihr das leugnen? Wollt Ihr dagegen kämpfen?"

Gewaltig war die Wirkung dieser Worte. Theodulf und Arno erschraken: ebenso die vielen Laien, die dem schönen Mädchen Neigung oder dem jungen Helden Freundschaft trugen: aber des Abtes Genossen winkten einander verständnisfreudig zu. Wintrio ließ den Schild fast ganz vom linken Arme gleiten: gleichmütig sprach er: „nun kommt's doch nicht zum Schädelspalten: denn so frech ist niemand, zu leugnen, was ich gesehn."

Milta war tief erschrocken: sie hüllte sich dicht in ihren Schleier: sie wankte: sie stützte sich auf die Marmorbrüstung der Balustrade. Aber durch Heertrosts Hirn und Herz

flutete in diesen qualvollen Augenblicken ein wirrer Widerstreit, eine wilde Sturmflut von Gedanken und Gefühlen. Sein erster Antrieb war gewesen, allen Rechtsstreit aufzugeben, Milta zu ergreifen und mit ihr, Schwert in Faust, aus dem Hof sich durchzudrängen, durchzuschlagen: schon dachte er an sein rasches Roß im nahen Pferdestall, an das Davonjagen, Milta vorn im Sattel . . . aber gleich ließ er den wahnsinnigen Einfall fahren: einer gegen ein paar hundert! Dann faßte ihn die Verzweiflung. Aber nein! Nein! Er konnte nicht der Geliebten entsagen, ihr jung blühend Leben dem Kloster preisgeben. Nun wollte er sich dem König zu Füßen werfen, alles gestehen, Miltas Reinheit nochmal beschwören, des Richters Gnade anflehn: heiß bewegt forschte er in Ludwigs Antlitz: aber da sah er in diese kalten seelenlosen Augen, mit dem mitleidbaren Ausdruck, sah in diese von Glaubenswahn verzerrten Züge: — ach, hier war Gnade nicht zu finden für jugendlich wallendes Blut, für Liebe, für Wagnis und Abenteuer!

Jetzt ließ er die Blicke auf die Ankläger schweifen: er sah das überlegene siegbewußte Hohnlächeln des Abtes, er sah, er hörte das rohe, gröbsten Verdacht bekundende Lachen des Vogtes: — — da schoß ihm der feurige Zorn, der Mannestrotz blutheiß ins Gehirn, alles andre verglühend: nur eins konnte er noch fühlen, denken, wollen: ‚niederschlagen muß ich diesen frechen Vogt.‘ „Wohlan, Herr König,“ rief er, zitternd vor Zorn, „auch in dieser Wendung bestreite ich die Anklage. Ich kämpfe gegen sie. Kommt — lacht nicht! beim Strahl, das Lachen soll Euch vergehen. Kommt, Vogt Wintrio.“ Und mit zwei Sätzen sprang er sausend die Stufen hinab auf den abgesteckten Kampfplatz.

So hörte er nicht das leise Bitten Miltas unter ihrem

Schleier hervor: „O Geliebter, halt! Halt ein! Du willst Gott versuchen! Du mußt ja erliegen!“ Aber der Jüngling, bis zum Wahnsinn entflammt, hörte, dachte das nicht: dachte nicht an ein Gottesurteil in dem Kampf, nur an den Kampf selbst: „Kommt doch endlich, Herr Wintrio,“ schrie er von unten herauf, drohend das Schwert reckend.

Groß war der Eindruck dieser neuen Wendung auf alle: zu Gunsten des Paares schlug die Stimmung bei den allermeisten um: sie glaubten nicht an die Möglichkeit, der Graf, den sie als wacker kannten und ehrten, könne gegen besser Wissen den Kampf aufnehmen, auch wenn sie wie viele gerade in ihm den Nachtgast, obzwar in aller Ehrbarkeit, vermutet hatten: jetzt glaubten sie das nicht mehr, meinten vielmehr, er bestreite jenen Nachtbesuch in bestem Glauben. Tief bekümmert flüsterte Arno dem Goten zu: „Der Unselige! Das ist der Wahnsinn, den ihr ‚Poetae‘ Liebe nennt.“ — „So glaubt Ihr, er war's selbst? Frevelhaft! Arg frevelhaft! Aber er glaubt vielleicht nicht an eine Offenbarung Gottes im Gerichtskampf, so wenig wie unser gelehrter Bruder Agobard. Und auch ich meine, Gott versuchen ist . . .“ — „Da seht, Wintrio steigt behäbig die Stufen hinab, schmunzelnd, als ging's zu einem Weingelag. Jetzt ist er unten.“ — „Die Fronboten weisen beiden ihre Standorte an.“ — „Jetzt neigen sie sich dem König.“ — „Schon hebt der Mariskalk . . . halt, der Abt, was schreit er?“

Schreiend in der Tat durchdrang dessen schriller Ruf das Gesurre der vielen halb verhaltenen Stimmen, in welchen die Erregung der Urteiler nach Ausdruck suchte. „Halt, haltet noch, ihr Kämpfer. Höre mich, Herr König und Richter. Das Weltliche, das Kampfliche hat der Mariskalk genau nach dem weltlichen Kampfrecht gewiesen. Allein noch fehlt ein geistlich Erfordernis der heiligen

Kirche: ohne das wäre der Kampf frevle Sünde.“ — „Was fehlt denn noch?“ rief Heertrost ungestüm, den Arm senkend, den er schon zu grimmem Streich erhoben. — „Ja, was fehlt denn noch?“ fragte auch der König Ludwig. Alles harrte gespannt der Antwort.

„Der Eid!“ sprach Castinus mit drohender Stimme. — „Der Eid? Welcher Eid?“ forschte der Richter. — „Der Eid jedes der beiden Kämpfer, daß er an die Wahrheit seiner Behauptung glaube. Ist's nicht also, Herr Pfalzgraf Baltfried, Ihr, der Ihr ergraut seid in der Rechtfindung dieses Königshofs? Sprecht, ich heische Recht und Rechtweisung!“ — „So ist's bei Gott dem Herrn, dem Richter auf dem höchsten Stuhl,“ sprach der alte Held, mit dem Haupte nickend, daß der Silberbart auf die Brünne flutete. — „Ich wußt' es ja!“ fuhr der Ankläger sieggewiß fort: „So wird Vogt Wintrio schwören, daß er in gutem Glauben die Anklage mit dem Schwerte führt, Graf Heertrost aber wird schwören, daß er nicht weiß und nichts glaubt von jenem Nachtbesuch bei Milta. Ist's nicht so, Herr Pfalzgraf?“ — „So ist's, bei Gott dem Herrn. Das ist das Recht der Franken.“ — „Wohlan,“ sprach der König, „so bringt sie herbei aus der Kirche des Palastes, die höchsten Heiligtümer des Reiches: die Cappa Sankt Martins und das Holz vom Kreuze Christi und die Blutstropfen . . .“

„Nein, nein! Bringt sie nicht! Ich schwöre nicht falsch! 's ist wahr! 's ist alles wahr! Ich selber war bei ihr!“ schrie da eine verzweifelte Stimme und wie vom Blitz getroffen stürzte Heertrost bewußtlos auf das Antlitz nieder. Ein herzzerreißend Stöhnen rang sich aus Miltas Brust: „Ja, ja. Es ist wahr! Und ich, ich bin sein Verderben!“ Und sie bedeckte beide Augen mit den Händen. Die Fronboten hoben den Ohnmächtigen auf und legten ihn auf

die unterste Stufe, den Rücken gegen die vorletzte gelehnt. — Wintrio, in all' seiner Derbheit doch erschüttert, warf Schwert und Schild zur Erde und brummte: „Das war ein Gottesurteil: da braucht's keine Hiebe mehr. Fast tun sie mir leid, die jungen Kinde!" — König Ludwig aber sprach: „Ein seltsam Geschlecht, unsre Franken! Kämpfen wollte der Kecke auch mit schlechtem Gewissen, — aber das Schwören scheute er doch! — Wohl: geständiger Mund spart Beweis. Gestandene Schuld — von beiden gestanden — steht fest im Gericht. Und nicht minder — nach den klaren Worten des Kapitulars! — die Strafe: nicht schwer zu finden ist sie, und zu verlesen aus dem Gesetz gemäß der Klagheischung des ehrwürdigen Herrn Abtes. Aber nicht nach einer Abschrift erkennen wir: Archicapellanus Hitherius, holt die Urschrift aus dem Palastarchiv und verlest daraus nochmal das siebente Kapitel, 's ist zwar überflüssig," schloß er, das glatt geschorne Kinn selbstgefällig streichelnd, „ich weiß das ganze Kapitular auswendig: hab ich's doch selbst ersonnen und geschrieben." — „Ich hab' es gleich mitgebracht," erwiderte der Alte. „Hatte mir doch der Kläger mitgeteilt, aus welchem Gesetz er klage. Hier ist die Urschrift." Und er öffnete den gewölbten Deckel einer der hohen doppelhenkeligen Bronze-Urnen, die zu seinen Füßen standen, beugte sich vor und griff hinein mit suchender Hand: — — — aber plötzlich hielt er inne und richtete sich, aufhorchend, empor.

Ebenso lauschten gespannt alle Anwesenden: von der Straße her, die draußen längs der Hofmauer nach der Stadt führte, scholl der laute Hufschlag eines Reiterzugs, der nun hart vor dem geschlossenen Hoftor hielt. Hell schmetterten vor dem Tore drei schallende, stolze Trompetenfanfaren.

XI.

„Der Kaiserruf!“ sprach, erwachend aus seiner Betäubung, Heertrost und sprang flugs auf die Füße. — „Ja . . . der Kaiser!“ wiederholte Ludwig und räumte, verschüchtert, den Richterstuhl. — „Der Kaiser! Kaiser Karl zurück!“ so brauste es durch die Reihen. — „Das ist ein Hoffnungsstrahl!“ meinte Theodulf.

Aber Arno zuckte die Achseln: „Ich wüßt' nicht, wie!“ — „Auch nicht im Weg der Gnade?“ — „Nein! — Im Zorn über die freilich schlimmen Dinge, die ihm der Sohn zur Begründung seines Gesetzantrags zugetragen, hat Herr Karl geschworen, in solchen Fällen nie mehr begnadigen zu wollen. Bei Sankt Denis hat er's geschworen.“ — „Dann: — armes Liebespaar! Wie gern hülf' ich ihnen! Ovid würde...“ — „Ja, in Eurer Fabelwelt! Doch wir sind hier im harten Reich der harten Franken. Da . . . horch!“

Geräuschvoll sprangen die beiden Flügel des starken Tores nach innen auf: man sah des Kaisers eisengrauen Hengst, das mächtige Tier: der vornehme Comes stabuli selbst führte es ab. Und schon eilte Herr Karl in den Hof, lebhaften, ja ungestümen Schrittes: die Gefolgen vermochten kaum, ihm nachzukommen, wie er den weiten Raum durchmaß. Schon stürmte er die Stufen der Treppe hinan, der Mantel, der doch lang und schwer, sauste bei der raschen Bewegung: über sein Antlitz aber flammte jenes helle Rot, das seinen unheildrohenden Zorn verkündete. Mit einem raschen Blick umfaßte er Heertrost, der schon vor ihm die Stufen hinaufgeflogen war und sich neben Milta gestellt hatte, ihre Rechte fassend, während sie das Haupt auf seine Schulter neigte, wie eine vom Hagel gestreifte Blume.

Aber nun traf — in längerem Verweilen — das blitzende Auge den Sohn, der nicht ohne Scheu neben dem leeren Richterstuhl stand, während die Urteiler sich wieder auf den Bänken niederließen. Wenig Freude hatte der Vater von je an dem so ungleich gearteten Sohn: — das wußten Palast und Reich schon lange: aber selten doch ließ er seine Mißbilligung so offen hervorbrechen wie jetzt. Er warf sich auf den Stuhl, daß der dröhnte, und rief mit lauter Stimme: „Was für Dummheiten gehen hier vor? Wenig zufrieden, Herr Sohn, bin ich mit all' Eurem Walten. Wie draußen in Eurem Königreich Aquitanien — allzufrüh hab' ich's Euch anvertraut! — so hier! Ja, ja, in Aquitanien. Ihr denkt, ich kann nicht dort gewesen, so fern im Süden, in den wenigen Tagen? Aber Aquitanien war bei mir: das heißt meine treuesten Vasallen dort und meine Sendboten, die ich hingeschickt hatte. Wo ich war? In Lüttich. Die Villa dort zu untersuchen? Jawohl! Aber dorthin kamen auch — auf dem Wege hierher — von mir beschieden, Eure Ankläger und meine Sendboten. Bitter klagten über Euch die besten Leudes aus Aquitanien. Und jedes Wort bestätigten meine klugen Sendboten, der Seniskalk Alberich und Bischof Egino von Konstanz. Ihr habt die Krongüter dort zwischen Rhone, Tarn und Garonne vergeudet, verschleudert, mit beiden Händen an Eure Günstlinge und Schmeichler: — oder soll ich richtiger sagen, an Eure Leiter, bei denen Ihr in Gunst steht? Freie Bauern habt Ihr als Halbfreie, als Unfreie verschenkt. Begreift Ihr nicht, daß ein freier Bauer sein Gewicht in Gold wert ist für dieses Reich der Franken? Wisset denn: all' Eure Vergabungen aus Krongut in den letzten zwei Jahren hab' ich für nichtig erklärt." Da erbleichte der König, er fuhr zusammen, er wollte sprechen: „Diese Demütigung . . ."

„Schweigt! Sie war notwendig: erst das Reich, dann mein Sohn. Soll die Kaiserkrone zuletzt betteln gehen im eignen Land dort an dem Rhone? — Und hier! Was treibt Ihr hier für Sachen! Bei Sankt Denis, schlecht füllt Ihr an meiner Statt diesen Richterstuhl! Woher ich's weiß? Eia, meine Tochter Bertha — klüger ist sie — und mutiger dazu! — als mancher, der mit Schwerte geht — erfuhr oder erriet, daß ich heute zurückkehren würde von Lüttich: sie ritt mir entgegen: — gar prächtig sitzt sie zu Roß! — traf mich auf der Heerstraße bei Herlinghem, erzählte mir aus dem Sattel, was hier ins Werk gesetzt werde und sausend — der Zorn ist der beste Sporn! — flogen wir hierher. Gerade noch kam ich zu recht, — so scheint's! — bevor ‚Herrn Karls Recht' gebeugt wurde durch Falschurteil. Schweigt, Abt Castinus, ich weiß alles. Sei getrost, du junges Paar: es soll euch nichts geschehen Deinem Vater, Mädchen, Herrn Audulf, dank' ich's Leben dort in Sachsenland, in Frau Muthgards Hof: er war bis zum Tode getreu. Und dir, Heertrost, dank' ich das Leben meines besten Sohnes. Herr Archikapellan, her mit dem Gesetz. Habt Ihr's endlich gefunden? Was steht da? Könnt ihr alle nicht lesen? Von Vogt Wintrio verlang' ich's nicht: dafür kann der Schwab desto fester dreinschlagen! Aber der Kläger! ein Abt, und mein Herr Sohn, der Richter! Nun, Herr Abt, wenn Ihr denn durchaus reden müßt — sonst sprengt's Euch, scheint's — was wollt Ihr sagen?"

Da zeigte der Priester jenen Mut, wie ihn die „kämpfende Kirche" ihren begabtesten Söhnen anerzieht: den Mut, alle staatliche Macht nicht zu fürchten, vielmehr geheim im Herzen recht gründlich zu verachten. Und so trat dieser Abt dem flammenden Zorn des Allgefürchteten so kühl und kühn entgegen, wie in diesem Augenblick nicht

viele in dieser Versammlung von Kriegshelden würden gewagt haben: er neigte sich tief und sprach dann: „Ich vermag nicht, zu begreifen, von Gott gekrönter Kaiser, wie diesen beiden Schuldgeständigen geholfen werden mag, nachdem Ihr Begnadigung ausgeschlossen — unter Eurem Eide! Dieser Eid aber . . . .“ — „Wird gehalten,“ sprach Herr Karl ruhig, aber sehr grimmig, „auch ohne Eure Mahnung. Die beiden bedürfen der Gnade nicht: denn sie können nicht verurteilt werden. Horcht auf! Was steht da in Kapitel sieben? ‚Ausgenommen Bräutigam und Braut, die vor dem Muntwalt der Braut verlobt.‘“

Da ging eine Bewegung des Staunens durch die Menge, die sich freilich aus Scheu vor dem Herrscher nur in leisen Ausrufen hervorwagte: aber am meisten staunten Heertrost und Milta. — „Diese beiden aber *sind* Bräutigam und Braut. Wie? Was wollt Ihr einwenden, Herr Abt! Ausdauernd seid Ihr, das muß man sagen.“ — „Es gilt Sankt Severins Recht, nicht meinem, Herr Kaiser. Und der Fels, auf den der Herr Christus seine heilige Kirche gebaut hat, erbebt nicht vor dem Zorn der Mächtigen dieser Welt. Denn es steht geschrieben . . “ — „Kürzt diese Predigt! Ich kenne sie. Von Rom her. Dort predigen sie's noch schärfer! Laßt die Pforten der Hölle: — passen nicht auf Kaiser Karl! Zur Sache!“ — „Wohl mag dieses Liebespärchen sich heimlich Liebe und Treue versprochen, sich also ‚verlobt‘ haben, wie die Leute sagen: aber ‚man verlobt sich nicht im Winkel‘, sagt Euer Frankenrecht. Und verlobten sie sich vor dem Muntwalt der Braut, mit dessen Zustimmung? Herr Kaiser, das glaubt Ihr selbst nicht! Ihr Muntwalt ist Bischof Benedictus: er ist fern von hier: alt und krank liegt er auf seinem Siechbett zu Bordeaux. Nicht vor ihm, nicht mit seiner Zustimmung . . .“ — „Er *war* ihr Muntwalt, du

rechtskluger Abt! Aber eben weil er fern und alt und siech, ist ihr vor kurzem ein andrer Muntwalt bestellt worden." Hoch auf horchte das Paar.

Aber der Abt gab nicht nach: „und von wem?" — „Von mir, wie sich von selbst versteht, dem Muntwalt aller, die des Muntwalts darben. Und vor diesem von mir bestellten Muntwalt haben die beiden erklärt: — gebt acht, ihr Kinder, ob ich's richtig wiederhole: — der Jüngling fragte: ‚Willst du, Milta, was auch kommen, was drohen, was hemmen mag, dich mir verloben, jetzt, in dieser Stunde, im Angesicht von Gottes heller Sonne? Bist du meine Braut vor Gott und Menschen von Stund an?' Sie aber antwortete: ‚Ja, dein bin ich, Heertrost, mein Trautgesell, deine Braut, dir anverlobt vor Gott und seiner Sonne.' ‚Verlobt und verbunden für immerdar,, schloß der Bräutigam. Und der Muntwalt stand dabei und stimmte zu — von ganzer Seele." — „Das war damals . . auf der Jagd," hauchte Milta, tief errötend. — „Im tiefsten Walde — vor der Donars-Eiche," flüsterte Heertrost: „Wir waren doch ganz allein! Kann er wirklich, wie das Volk raunt, hören und sehen in die Ferne?"

„Dann — mit Urlaub, Herr Kaiser," — stammelte der Ankläger, „nur noch eine Frage." — „Jetzt fragt, soviel Ihr wollt." — „Und wer, wer ist der Muntwalt, vor dem das geschah?" — „Das bin ich selbst. Vor mir ward das Verlobungswort gesprochen. Vor Sankt Hubertus Eiche, bei der ich pürschte auf einen weißen Hirsch. Und ich stimmte zu mit Freuden. Zu Ende ist das Gericht. Das ist Herrn Karls Recht."

Und er sprang auf vom Richterstuhl. Da warf sich das Paar ihm zu Füßen und küßte seine Hände.

Herzog Ernst von Schwaben

Erzählung aus dem elften Jahrhundert

Motto: — »Ernestus, dux et decus Alamannorum«.
Necrologia St. Galli
ed. Dümmler et Wartmann p. 50.

Erstes Buch.

I.

Im Jahre eintausendvierundzwanzig vereinte das Pfingstfest ein paar geistliche Große in der Schwarzwald-Villa Eberhof des betagten Herzogs Ernst von Schwaben. In der weiten Halle des Mittelbaus stand in der Nische des einzigen großen offnen Rundbogens am Morgen des Pfingstsonntags ein Mann in reicher bischöflicher Tracht in vertrauter Zwiesprach mit einem erheblich Jüngeren im schwarzen Priestergewand, der ehrerbietig in das kluge, überlegen blickende Auge, in die feinen, scharf geschnittenen Züge des Ältern emporsah.

„Versäume nicht,“ begann dieser, „die Briefe, die ich dir diktiert, — wenigstens die drei in Geheimschrift — durch verlässige Boten heute noch abzusenden.“ — „Heute, bischöfliche Gnaden? An so hohem Feiertag? Da sind Botenfronden nicht zu verlangen. Ja, verboten.“ — „Ich entbinde vom Verbot und bezahle die Ritte: dann sind es nicht Fronden. Es eilt, kann wenigstens eilen. Die Nachrichten von Kaiser Heinrich lassen dessen baldigen Heimgang erwarten. Vorher müssen alle Gutgesinnten sich über die Nachfolge verständigt haben. Das kostet Zeit und Mühe. Drum eile, mein Gozelo.“

Der Priester verneigte sich, dann begann er leise, nach-

dem er vorsichtig zum Fenster hinausgespäht, „mein hoher Hirt, ist eine Frage verstattet?“ — „Frage. Ich kann mir denken . . .“ — „Wohlan: weshalb habt Ihr nicht zum Nachfolger . . .?“ — „Unsern Hausherrn hier ausersehn, nicht wahr?“ — „Allerdings. Denn — nicht mir steht ein Urteil zu in solchen Dingen! — alle, aber auch alle Eure geistlichen Amtsbrüder, Herr Erzbischof, und fast auch alle Fürsten, stimmen überein in dem hohen Lob des alten Ernst, wie sie sagen: ihn loben seine dankbaren Bauern, seine Kirchen und Klöster, tapfer, aber friedfertig, gerecht, aber mild, weise, aber nicht arglistig, treu verlässig! . . .“ — „Hör' auf,“ der Erzbischof winkte mit der Hand und eine Falte zog sich zusammen auf der stolzen Stirn. „Man könnte neidisch werden. Du ahnst nicht, Freund Gozelo, wie jedes deiner Worte ihm schadet.“ — „Schadet!? Sind's doch Worte höchsten Lobes.“ — „Eben deshalb! Du hast ganz recht: ohne Zweifel einstimmig würde der Schwabenherzog gewählt, würde er aufgestellt oder stellte er sich selbst auf — woran sein schlichter Sinn nicht denkt. Gerade darum ist er nicht der König, den ich — vielmehr die heilige Kirche und zumal das Erzstift von Sankt Bonifacius — brauchen kann.“ — „Ich verstehe nicht!“ — „Merk' auf, aber schweige. Seid klug wie die Schlangen, mahnt der Herr. Wohlan! Ernst würde die Krone nur sich selber danken, keinem zu Vergelt verpflichtet sein. Der künftige König aber soll seine Krone mir verdanken — d. h. der heiligen Kirche. Und teuer, wahrlich — soll er sie bezahlen: nicht mir, nicht dem sündigen Menschen Aribo, sondern der Kirche und dem Erzstift Mainz.“

Der Priester staunte ihn an: „Ihr seid ein Meister der Gedanken. Und nicht bloß der geistlichen. — Und Ihr glaubt, er fügt sich Eurem Wahlkandidaten?“ — „Ohne

Zweifel — der Vater. Anders — vielleicht — der Sohn." — „Der junge Ernst? Ja, ‚Herr Hastemut' nennt ihn das Volk. Er ist gar feurig, gar ungestüm." — „Auch ‚Herr Hochgemut' könnte er heißen. Der Hitzkopf will gar hoch hinaus. Königs- und Kaiserkronen hängen dem Ehrgeizigen nicht zu hoch. Aber es hat gute Wege mit seinem Flug, solange der Vater lebt und ihn bändigt. Er liebt den Alten heiß und folgt ihm blind. So hat es keine Gefahr. Aber still — man kommt. Fort! besorge die Briefe."

II.

Aus dem Innern des Hauses trat nun Hand in Hand ein Paar: eine durch blendende Schönheit mehr noch als durch prachtvolle, sorgfältig gewählte Gewandung auffallende Frau: die erste Jugendblüte war ersetzt durch die Vollentfaltung üppiger Reize: unwillkürlich ruhte auf ihr der Blick des Erzbischofs in langer Prüfung. Da traf ihn der Ruf des stattlichen Gemahls · denn das war offenbar der ältere Mann im grünen Jagdgewand, der sie an der Hand führte. „Eia, hochwürdiger Herr Erzbischof, nicht wahr, Euch gefällt sie auch? — Trotz all Eurer Heiligkeit! — Gisela, meine Frau Herzogin, die man das schönste Weib auf deutscher Erde nennt?" — „Ich kenne auch die welsche und die wendische und füge beide hinzu," sprach Aribo sich leicht verneigend. „Vergebt mein Anstarren, hohe Frau. Aber ich habe Euch ein Jahr nicht mehr erschaut — und Ihr habt es fleißig verwendet, noch schöner zu erblühen."

Mit unschuldigem Lächeln reichte sie ihm die weiche,

wohlgepflegte Hand zum Kusse hin: „Ich würde es nicht vergeben, wenn ich Euch nicht gefiele. Ich brauche das Lob aller Männer.“ — „Sogar noch ihres alten Ehemanns,“ bekräftigte der. „Und nun, frommer Seelenhirt, entbindet mich von einem kirchlichen Verbot.“ — „Ich errate: Jagdspeer und Jagdgewand! Ihr wollt am heiligen Pfingstfest das wilde blutige Weidwerk treiben, harmloser, wehrloser Rehe und Hirsche Blut vergießen! Ei ei, das ist den Heiligen leid.“ — „Nicht doch, Erzbischof. Nicht Hirsch noch Rehlein gilt's. In aller Morgenfrüh kam mein Meier vom Ebergrundhof gelaufen, ließ mich wecken und wehklagte laut. Der grimmige Keiler aus dem Bachensul, der früher nur die Saat der Vorwerke zerbrochen, ist jetzt bis ins Herz der Meierei gedrungen, hat die Knechte und die Saurüden angenommen, drei Hunde geschlitzt und einen Ochsenbuben getötet. Die Leute wagen sich nicht mehr aus ihren Hütten. Meinen Bauern muß ich helfen: — sogleich — nicht erst übermorgen! Die Heiligen müssen schon verzeihen. Warum helfen sie nicht selbst? Reitet nach mit Frau Gisela. Auch der ehrwürdige Herr Burchard, Euer Amtsbruder von Worms, erachtet es nicht als Sünde, hinter dem Jagdzug drein zu traben, hinaus und in den wunderschönen Pfingstsonntagmorgen unsres lieben Herrgotts hinein. Kommt mit! Die Messe habt ihr ja schon gesungen. Hört Ihr die Hörner der Jägerei draußen im Hof? Sie blasen den Ebergruß. Hinaus zum edlen Weidwerk und — vor allem! — zum Bauernschutz. Der ist des Markherrn heilige Pflicht.“

III.

Alsbald setzte sich der kleine Jagdzug in Bewegung in dem leuchtenden Morgenschein des Sommertags. Der Frühtau war reichlich gefallen: jeder kleine Halm der Wiese funkelte und glitzerte im Sonnenlicht: die Heidelerche stieg tirilierend in den lichtblauen Himmel, immer höher und höher ihre Kreise ziehend: alles atmete Friede, Freude, heitres Leben der Natur. Ein gut Stück vorauf kam der Herzog mit den berittenen Jägern, den Treibern und den Meutewärtern zu Fuß. Es folgte eine zweite Schar geführt von zwei stattlichen Jünglingen, denen sich auf seinem Maultier ein hoher Geistlicher angeschlossen hatte. In weitem Abstand von diesem trabten langsam die Herzogin, Aribo und beider Gefolge.

„Herr Bischof Burchard, mein lieber Taufvater," rief der jüngste der beiden Ritter — angenehm klang die helle, wohllautreiche Stimme — und warf mit anmutiger Bewegung die hellbraunen Locken zurück, „wie freu' ich mich, wie freut sich alles im Hause, zeigt Ihr wieder einmal das milde, kluge Gesicht unter uns. Von mir ganz zu schweigen: — aber der Vater, die Mutter, auch dieser viel schlimme Werner da, der sonst den frommen Herren nicht gar wohl will."

Der Gescholtene, ein paar Jahre älter, antwortete rasch mit scharfem Ton und furchte die tiefschwarzen Brauen: „Mit Vergunst, Freund Ernst — die Frommen schätz' ich hoch: aber es sind nicht alle fromm, die geschoren sind. Die Tonsur soll dem heiligen Geist das Eindringen in das Gehirn erleichtern: — aber oft gelangt er doch nicht hinein."

Der Bischof, ein Mann von gar ehrwürdigem, aber

vor allem freundlich gütevollem Antlitz, erhob strafend den Zeigefinger der Rechten: doch das Scheltwort erstarb ihm unter einem Lächeln, als er den Jüngling in das etwas allzuscharf geschnittene, aber edle und kühne Antlitz, die blitzenden, obwohl tiefschwarzen Augen sah: „Jung Werner, jung Werner! Du lernst nicht Zucht!“ mahnte er milde. — „Ah,“ lachte der bitter, ja grimmig, „von wem sollte jung Werner sie lernen? Der Bastard hat keinen Vater, sagt das scheußliche Recht eures scheußlichen Reichs. Und eine Mutter zwar hat er. Aber die meine,“ — hier preßte er die feinen Lippen zusammen, und strich über den Anflug des schwarzen Bartes — „die meine macht's dem Vater nach. Sie gebar mich und verschwand, diese zärtliche . . .“ — „Schweig!“ gebot jetzt der Bischof tief ernst. „Lästre sie nicht! Wer weiß, was sie gezwungen hat, zu verschwinden.“ — „Und mein Vater?“ meinte der andre, reicher gewandete Ritter „hat er nicht an dir —?“ — „Vaterstelle hat er an mir vertreten,“ rief der Schwarzlockige jetzt mit weicherer Stimme, ja gerührt. „Schande mir, vergäß' ich's je. Er hat den Säugling, den er, halberstarrt, eines Morgens vor dem Tore seiner Burg liegend fand, aufgehoben, hat ihn in sein Haus aufgenommen, ihn mit dem eignen Knaben, als dieser später zur Welt kam, zusammen erzogen. Er hat mir mit dem Sohn zugleich bei Kaiser Heinrich den Rittergurt erbeten und mir seine alte Feste, die efeugrüne Kiburg, zu Lehen gegeben, so daß ich niemand als ihm zu dienen habe! Also nicht Mangel ist es, was den Bastard, den Bankert ergrimmt gegen dies heilige römisch-deutsche Reich und sein widerrechtlich Recht! Nur der Haß — wider alle Natur! — gegen den eignen Vater, der mir offenbar die Mutter verführt und treulos verlassen hat. Fluch über ihn.“ Und grimmig ballte er die Faust um den Schwertgriff.

„Pfui du Frevler. Weh der Sünde!“ schalt nun der Bischof. „Nimm das Wort zurück.“ — „Nie, solang ich lebe,“ knirschte der Jüngling und erbleichte vor Erregung. — „Laßt ihn, Vater Burchard,“ mahnte der Herzogsohn. „Es hilft nichts. Wie oft haben der Vater, die Mutter ...“ — „Frau Gisela,“ lachte Werner. „Wenig liebt sie mich. Hat auch zu viel an die eigne Schönheit und die Kleider aus Burgund zu denken, um für andre Zeit zu haben: kaum für den Gatten und den Sohn.“

Verstimmt hob dieser an: „Wohlan, mein Vater sollte dir genügen! Ist's ein Mann!“ — „Der beste, den ich kenne unter der Sonne,“ rief der Bischof. „Das Herz des Kindes und des Weisen Haupt. Jedem Menschen, der ihm naht, muß er was Liebes tun: bevor ist ihm nicht wohl. Seht ihr, Knaben, darin ist er auch überlegen — dem einzigen Mann, den man ihm sonst vergleichen mag.“ — „Wer ist das?“ forschte Ernst eifrig. — „Ich ahne,“ brummte Werner, wieder die Brauen furchend. „Ihr meint Konrad, den Frankenherzog. Ich haß' ihn.“ — „Werner, es braucht viel Langmut, all deinen vielen Haß zu ertragen. Wer viel haßt, lebt nicht lang.“ — „Mag ich gar nicht.“ — „Ja, ich meine den Frankenherzog. Er ist klug, tapfer und willensstark, wie nur noch Herzog Ernst. Was hast du gegen ihn?“ — „Was ich gegen ihn habe?“ schrie Werner, vor Zorn erbleichend. „Den tödlichen Haß der Rache für gekränkte Ehre.“ — „Er? Der gerechteste der Männer!“ — „Der üble Höllenwirt hole ihn und seine Gerechtigkeit! Ich rede mit keinem Menschen davon, das verbreitet nur meine Schande. Aber Euch, guter frommer Bischof, will ich's sagen: — 's ist wie Beichte. Denn solcher Rachehaß, wie ich ihn hege, ist Sünde, ich weiß! Aber doch auch nicht Sünde: denn ein, niemals bereu' ich sie, nie leg' ich sie ab. Ah, ich

liebe diesen Haß mehr als mein Leben." — „Jung Werner!" mahnte der Bischof. „Was . . ., was hat er Euch getan?" — „Den schlimmsten Schimpf: Hört nur!" — „Laßt ihn lieber schweigen," bat Ernst „es macht ihn wütig."

„Nein, ich will's wieder einmal aussprechen — es liegt Wollust in dem Zorn des Wehs. Er hatte — vor Jahren — ein Lanzenstechen — ausgeschrieben, nach Wirzburg auf Einladung des Bischofs Meinhart, des Rotenburgers, der sein Ohm. Alle seine fränkischen und auch die schwäbischen Ritter waren geladen: — auch ich kam, einen Tag vor dem Erstritt. Er selbst war noch nicht eingetroffen. Aber in seinem Auftrag wies mich der Ehrenherold aus den Schranken — als vaterlos. Mit Schimpf und Schande mußt' ich abreiten — zum Rennwegertor wies mich der Herold hinaus — vor allen Helmen der Lanzengäste. Wütend sandte ich ihm kampflichen Gruß auf Tod und Leben: er ließ mir sagen: des Vaterlosen Kampfgruß sei wie Spreu. Ah, da dacht' ich, sann ich, träumte ich, ihn zu ermorden." — „Unsinniger, Unseliger," schalt der Bischof. — „Beruhigt Euch! Ich hab's ja nicht getan. Und ich hab' es diesem Ernst da versprochen, es nicht zu tun, weil . . ." — „Weil der Herr es verbeut." — „Nein, weil's die Ehre verbeut, dieselbe Ehre, die er mir abspricht: diese Ehre, die ich dennoch habe, und halte, rettet sein Leben." — „Beruhige dich!" mahnte Ernst. „Kaiser Heinrich hat dich ja später gegraft, auf meines Vaters Bitten. Dadurch hat er dich ehrlich machen wollen."

Werner zuckte die Achseln. „Ja! Nach dem Recht! Nicht nach gar mancher Männer Achtung. Auf Schritt und Tritt stoß ich auf verachtende Gebärden, wenn auch nicht Worte: — die weiß ich zu rächen! Aber schon ein scheeler Blick, wie dieser Graf Mangold, der Tugendspiegel, sie blickt, läßt mir das Blut siedheiß aufkochen. Auch jetzt

noch würde mir der Franke den Zweikampf weigern. Feig ist er nicht, aber eiskalt. Er trägt an des Herzens Stelle einen Eisklumpen. Ich bin gewiß: der kann nichts lieben, nichts auf Erden." — „Doch, kecker Scheltemund, doch! Ich kenne ihn besser! Er liebt so treu das Reich, dies vielbedrohte Reich. Ich weiß, zehnmal würd' er dafür sterben. Das Reich ist des Einsamen Liebe." — „Sonderbarer Geschmack!" höhnte Werner. „Kann ihn nicht teilen. Aber er freilich ist dieses Reiches ein Fürst, ihm strömen dieses Reiches Ehren. Was ist es mir, was gibt es mir, dem Bastard? Nicht einmal mein Recht, mein Recht auf Ehre verschafft es mir. Ich pfeif' auf . . ." — „Schweig, Werner!" hemmte ihn Ernst heftig. „Wenn das mein Vater hörte!" — „Ja, der!" bekräftigte der Bischof. „Der und Herr Konrad, sie sind, seit der Kaiser dahinsiecht, des Reiches Stützen. Und hätten wir nicht in deinem Vater, Ernst, den gebornen deutschen König als des kranken Herrn Heinrichs Nachfolger, — wahrlich diesen Konrad müßten wir wählen." — „Nimmermehr!" rief Werner.

Auch Ernst sah verdrossen auf den Bischof. Der ließ lange den prüfenden Blick auf beiden ruhen. „Hütet euch, ihr Voreiligen, maßlos anspruchsvollen, herrschbegierigen Knaben! Ich lese deine Gedanken aus deinen Augen, du feuergeistiger Ernst, und dieser schwarze junge Dämon schürt sie: — er ist dein guter Engel nicht." — „Treu wie Gold ist mir Werner!" rief der Herzogsohn. — „Ich zweifle nicht. Aber es ist keine Himmelsflamme, die in ihm lodert. Beide denkt ihr schon weit hinaus über Herrn Heinrichs letzte Tage: ja ihr denkt schon hinaus über Herzog Ernst —"

Der junge Ernst errötete und wandte das Antlitz zur Seite.

„Du denkst dich," fuhr der Bischof fort, „schon als

Königssohn, ja an des Vaters Grab ...." — „Nein, nein!" rief Ernst, aber seine Stimme schwankte. — „Du träumst dich schon als deutschen König, als König von Burgund — kraft des Erbes deiner Mutter — ja als römisch-deutschen Kaiser, der die Krone nahm zu Rom." — „Und recht hat er in alle dem! Und nicht Träume sollen's bleiben, wahr soll alles werden! Bei meinem Schwert!" Und klirrend schlug Werner an die Scheide.

„Nicht doch!" bat Ernst. „So ... so ist das nicht, teurer Bischof. Gott ist mein Zeuge — an meines Vaters Tod, den ich mehr liebe als — als — auch als die schöne Mutter! — hab' ich noch nie mit Erwartung, geschweige mit einem Wunsch gedacht. Das ist es nicht, nicht Herrschgier. Aber was anderes: ich kann es kaum in Worte fassen: die feurige Gier nach Abenteuer, Kampf und Sieg. Ja, Burgund, das leugne ich nicht, ersehn' ich, bald, rasch: ist es doch — du sagst es — meiner Mutter Erbe. Was ist mir König Rudolf von Burgund, meiner Mutter Oheim, was sein Neffe, Graf Odo von Champagne? Fremd sind mir beide, hab' sie nie gesehen! Ja, ich ersehne den Tag, da ich besteigen darf, ein König, den goldenen Thron des reichen Burgund." — „Und wenn wir vorher Herrn Odo herunterstoßen müssen, desto besser," lachte Werner.

„Ja: vieler Völker Länder und Städte durchziehen — in Güte oder in Kampf — wie Lyon und Paris, so Rom, ja das vom Schimmer der Sage umstrahlte Byzanz, Ruhm gewinnen, fabelhafter Schätze Glanz: ja, das ersehnt glühend — ich berg' es nicht — mein heißes Herz." — „Und wenn wir in diesen schönen Landen nicht nur wie abenteuernde Ritter fahren, nein, als Könige herrschen, ebenfalls desto besser!" rief Werner. — „Sprich, trefflicher Bischof — auch du warst jung — kannst du die Jugend dessen tadeln?"

Bevor Burchard antworten konnte, erscholl lautes Geläute der Rüden am Saume des Waldes vor ihnen und der Ton des Hifthorns. Eilend sprengten alle nach vorn.

IV.

Ein paar hundert Schritt vor ihnen zweigte von der breiten Landstraße zur Linken in den dichten Wald von Tannen und Buchen hinein ein schmaler Reitpfad ab — nur für je ein Pferd gangbar: denn zu beiden Seiten des erhöhten Weges ragte undurchdringlich Schilf- und Binsen-Wuchs aus tiefem, schwarzgrünen Moor, das Roß und Reiter würde verschlungen haben. So konnten denn die Jäger nur allmählich hintereinander in das dichte Gestrüpp und Unterholz des Waldes dringen. Ein blutiger Anblick erwartete sie. Drei, vier der starken Eberhunde, die das Wild aus einer Suhle aufgescheucht, in jene Waldblöße getrieben, hier gepackt und gedeckt hatten, waren von dem Ebertier abgeschüttelt worden: es hatte sich mit den Gewehren losgeschlagen: sie lagen mit aufgerissenen Gedärmen, tot oder sterbend, umher, der Keiler war dann wieder in dem Tannicht verschwunden, bevor die Jäger ihn erreicht hatten; sie verteilten sich nun und suchten in verschiedenen Richtungen die Spur.

„Hie Sauspur! Hieher," scholl da die Stimme des Herzogs von rechts her. Nun waren auch sein Sohn und die andern zur Stelle. Der Herzog wies mit der Saufeder über einen tiefen Waldgraben hin: „Dort, rechts, in dem Moorbruch!" Und er gab dem mächtigen Friesenhengst die Sporen; gehorsam setzte der an und nahm glücklich den

Graben, aber jenseits scheute er vor dem heranfahrenden Untier, sprang seitwärts und brach zusammen, den Reiter auf dessen linker Seite unter sich begrabend. Und schon rannte der Eber auf den wehrlos Liegenden: — ein schriller Schrei — dann Stille.

„Mein Vater!“ — „Herr Herzog!“

Schon waren beide abgesprungen, schon standen sie vor dem Eber. Der Herzogsohn warf sich auf ihn und stieß ihm den Speer in das Blatt, aber der Schaft zerbrach in den starken Borsten, das Tier rannte, die Waffe im Leibe, den Helfer an und warf ihn mit einem Schlag in den Unterschenkel rücklings um. Jedoch Werner sprang vor den Wunden und bohrte dem schäumenden Tier den breiten Saufang dicht hinter dem Schädel ins Genick: lautlos verendete der Borster. Unter dem Jagdgefolge befand sich der Bader des Dorfes; er untersuchte die Wunden des Sohnes und des Vaters; jene fand er unerheblich, aber über diese sprach er kein Wort: er gebot nur, aus den Tannenzweigen eine Bahre zusammenzufügen, auf der der bewußtlose Herzog aus dem Wald auf das freie Feld hinausgetragen wurde; der Sohn selbst trug mit an dem Kopfende. Als die nächste offene Stelle vor dem Gehölz erreicht war, und die Sonne die Augen des Wunden traf, schlug er sie auf und gebot: „Laßt mich hier sterben. Denn es ist so. Wo — wo bleibt Gisela? Sie verläßt mich im Tode!“

Erst jetzt erreichte die Herzogin mit Aribo diese Stelle. Laut aufschreiend glitt die Frau aus dem Sattel und warf sich auf die Kniee neben dem Wunden. Der tastete nach ihrer Hand. „Ja, Frau, jetzt geht's zum Scheiden. Das Gefolge laßt zurücktreten: ich hab' euch andern noch was zu sagen. — Euch, ihr frommen Bischöfe, empfehle ich, eurem Schutz, eurer Fürsorge meine Witwe, meinen Sohn,

auch diesen Werner — den Vaterlosen. Du, Ernst, bist ein guter Bub', hast ein edles Herz: aber dein Blut! Dein heißes, ungestümes, wildes Blut und der jähe Zorn bei jeder — ach! oft nur eingebildeten — Kränkung. Höre des Vaters letztes Wort: bändige diese Hitze des Herzens. Gehorche deiner Mutter, mahnt sie dich dieser meiner Worte, folge nicht dem Werner da: — wohl ist er dir treu, ich weiß, bis in den Tod! Allein er ist wie jenes dein heißes Blut, das Mensch geworden wäre. Du aber, geliebte Frau, vernimm meine letzte Bitte: sie verlangt viel, aber es muß sein. Ich fürchte, ich war doch wohl schon zu alt, zu ernstbedächtig für deine blühende, lebenstrotzende, lebendürstende Jugend, als vor so viel Jahren . . . ach, ich habe nicht mehr viel Zeit, viel Worte! Ich muß zu Ende eilen — ohne Schonung. — Ich kenne dich besser als du dich selbst. Es wird dir öd werden in dem Witwenstuhl — gar bald." — „Niemals!" — „Aber ich beschwöre dich, versprich mir — siehe, der strudelköpfige Bub' bedarf der Leitung — dir wird er folgen, leichter als diesen Bischöfen. Lebe für ihn, lebe dieser Mutterpflicht, diesem heiligen Amt allein: nur du kannst ihn . . . . Ach ich . . . ich kann nicht ruhig sterben, bin ich dein nicht sicher. Ich, ich gebiete dir. Weh, das kann ich nicht. Aber ich bitte dich: schwöre mir, nur Ernst zu leben, nicht wieder dich zu vermählen . . ." „Ernst, mein Ernst! Wie kannst du . . . .?" — „Sie tut es nicht," flüsterte Werner Aribo zu. „Ihr werdet sehen, sie schwört nicht." — „Und wenn sie schwört," erwiderte dieser ebenso leise, „wird sie's halten? Ein solcher Eid . . ." — „Aber Vater," bat Ernst, „wie kannst du glauben? Nach dir, dir, du . . ." — Aber der Sterbende drängte: „Schwöre, schwöre mir's . . . . vor diesen Zeugen." Und er richtete sich mit letzter Kraft halb auf,

erhaschte wieder ihre Rechte und hob sie empor: da reckte sie drei Finger in die Höhe und schluchzte: „Ich schwöre." — „Dank! So mag ich in Frieden sterben — sterben wie ein rechter Herzog soll .... in dem Schutz meines Volkes. Gott, dir empfehle ich meine Seele!" Und er atmete tief auf und starb.

V.

Am folgenden Tag ward die Leiche nach der nahen Cella Gottesruh verbracht, die der fromme Herzog erbaut und zu seiner Grabstätte — wie zu der seiner Gemahlin — bestimmt hatte. Diese fühlte sich zu schwach, auch nur die kurze Strecke zurückzulegen: sie blieb — unter vielen Tränen — in der Villa zurück, während die beiden Bischöfe, welche die Einsegnung übernommen hatten, mit den beiden Jünglingen und den Dienstmannen aufbrachen zu dem traurigen schweigenden Zuge.

Nicht gar weit war der — langsamen Schrittes der Pferde — gelangt, doch hörte man schon deutlich das Sterbeglöcklein der Kapelle klagen, als vom Westen her auf einem Seitenpfade zwei Reiter heransprengten so rasch die Gäule rennen konnten: bald waren sie heran. Der Vorderste — ein Geistlicher — rief laut: „Herr Erzbischof, haltet an." — Bischof Burchard sprach verweisend: „Archidiakon! Wie könnt Ihr so lärmen und den Trauerzug stören? Seht Ihr nicht, wir bergen eine Leiche."

Aber Aribo forschte eifrig: „Was ist's, Gozelo? Ist's wichtig?" — „So wichtig, Herr, wie nichts auf Erden! Lasset die Toten ihre Toten begraben! Wendet das Röß-

lein und folgt mir rasch!" — „Was ist? Rede!" — „Kaiser Heinrich ist gestorben in seiner Pfalz zu Grona und die Fürsten strömen zusammen an den Rhein zur Königswahl. Eilt, Herr Erzbischof."

Da gab Aribo seinem Pferd die Sporen, daß es stieg, und riß es seitwärts nach links aus der Reihe des Zuges dicht neben Gozelo und dessen dienenden Begleiter. „Wohin, Herr Bruder?" fragte Burchard staunend. — „Ihr könnt fragen? Zur Königswahl!" — „Und Eures Freundes Leiche?" — „Bestattet sie allein. Ihr braucht mich nicht dazu. Und er auch nicht." — Werner ballte in stummem Zorn die Faust. — „Ist das Eure Freundschaft für den Vater?" mahnte Ernst. — „Was Freundschaft! Es gilt die heilige Kirche, ihr Recht, ihre Macht, ihren Vorteil. Soll ein Ungehorsamer ihr Schirmherr werden?" Schon sprengte er hinweg mit Gozelo: schon umhüllte sie die Staubwolke der Landstraße. Traurig, kopfschüttelnd, verfolgte der Bischof den Weg nach der Kapelle.

VI.

Nicht eher als bis die Gäule den raschen Trab versagten, zog der Erzbischof den Zügel, ließ den Rappen Schritt gehen und winkte die beiden an seine Rechte und Linke heran. „Wie, wo, wann erfuhrst du's?" fragte er, noch außer Atem, den Archidiakon. — „Noch nicht weit war ich gekommen auf der Rheinstraße von der Villa hinweg, als ich diesen Boten traf mit der Trauernachricht!" — „Bote? Wer hat dich geschickt?" — „Die Kaiserin-Witwe, Kunigundis, die hohe Frau. Sobald ihr Herr die

Augen geschlossen hatte, hieß sie mich satteln und vor allen Fürsten des Reichs Euch herbeiholen: der heiligen Kirche und ihren eignen besten Berater, sagte sie." — „Sie selbst wird bald eine Heilige sein," nickte Aribo. — „Sie wußte, wo Ihr weiltet, und befahl, Euch zurückzurufen nach Mainz, so rasch als möglich." — „Die Gute, Vielkluge! Sag', weißt du vielleicht, wo Konrad weilt, der Herzog von Franken?" — „Ich verließ ihn bei der hohen Witwe." — Erfreut nickte der Erzbischof. „Und der andre, der jüngere Konrad, der von Worms?" — „Das weiß ich nicht. — Man flüstert in der Pfalz, dieser, der Jüngere, trachte auch nach der Krone." — „Auch? Was soll das heißen?" — „Ei nun, Herr Erzbischof, manches Wort, das die Herrschaften sprechen, sickert doch bis auf uns in die Halle der Dienstmannen herab. In den langen Wochen, da es mit dem Herrn Kaiser zu Ende ging, haben die Großen und wir Kleinen doch oft geflüstert, wer ihm wohl folgen werde." — „Nun, und was habt ihr dabei herausgeklügelt, groß und klein?" — „Vor allem hieß es: ganz ohne Zweifel der prächtige Herr Herzog, den sie soeben zu Grabe führen, wie ich bestürzt vernahm von den Trägern. Welch' Unheil für das Reich!" — „Ja, ja! — Aber nach ihm, wer wurde nach ihm genannt?" — „Die beiden, nach denen Ihr fragtet: die beiden Konrade. Aber freilich hieß es, beide haben wie viele Freunde, viele Widersacher: einstimmig werde wohl keiner gewählt werden und das Schwert zwischen ihnen entscheiden müssen." — „Da sei Gott vor! Gott und ich: das heißt, die heilige Kirche! Kommt, laßt die Rößlein wieder traben." — „Sie können's kaum schon wieder, Herr!" warnte Gozelo. — „Mein Brauner da ist der beste Läufer der Frau Kaiserin. Sie lieh mir ihn. Reit' ich ihn zu Schanden . . ." — „So ersetze ich's. Vorwärts! Trab!"

———

VII.

In dem stolzen Bischofshaus zu Mainz, das unmittelbar an die Rückenmauer des altehrwürdigen Domes stieß, stand in eine Fensternische gelehnt Aribo in tiefem Gespräch mit einem gar stattlichen Manne, der den über mittelgroßen Erzbischof noch erheblich überragte. Nicht Mann, nicht Weib konnte sich dem gewinnenden und gewaltigen Eindruck dieser Heldengestalt, des schönen, männlich ernsten Antlitzes, dieser klugen, kühlen, durchdringenden blauen Augen entziehen. Die krausen Locken des kastanienbraunen Haares waren ziemlich kurz gehalten wie auch der volle Rundbart gleicher Farbe. In der Fülle männlicher Kraft und Schönheit stand er da, vom goldenen Licht der Abendsonne umleuchtet, das sich auf der reich geschmückten Plattenbrünne spiegelte. Er hatte die letzten Worte des Erzbischofs mit tiefem Nachdenken in sich aufgenommen: nun hob er — nach längerem Schweigen — an: „Ich kann Euch kaum noch widersprechen, ehrwürdiger Herr Bischof. Ihr wißt: — Ihr kennt mich lang'! — das Wohl des Reichs, des viel zerklüfteten ist einzig meine Liebe. Und nichts als dies: nicht meines Geschlechtes Glanz oder Reichtum, nicht meine eigne Herrschaft, meines Namens Ruhm: bei Gott, der in dieser Stunde auf uns beide und in unsere geheimsten Gedanken schaut." — „Ich weiß es, Herzog Konrad." — „Das ärgste Unheil, welches das Reich treffen könnte, wäre ein abermaliger Kampf um die Krone. Ihr habt mich nun wirklich überzeugt durch Eure klugen Worte, daß nur ein einziger unter den Fürsten des Reichs, wenn er mir den Thron bestreiten wollte, Aussicht hätte, Anhänger genug um sich zu scharen." — „So ist es!

Weder der greise Heinrich von Bayern, noch Dietrich von Oberlothringen, noch Gozzo von Niederlothringen, noch Adalbero von Kärnten, noch der schwertwunde Bernhard von Sachsen . . ."

Da unterbrach der Herzog: „Wäre der wackere Schwabe doch nicht zur ungelegensten Zeit gestorben! Wahrlich, Gut und Blut hätt' ich für ihn eingesetzt. Aber es wäre gar nicht nötig gewesen: Alle hätten ihn als den Würdigsten erkannt und berufen. Was ist's mit dem Knaben, seinem Sohn? Ich kenn' ihn nicht. Sollte er sich Hoffnung machen?" — „Ihr spottet," lachte Aribo. „Der Knabe — mit Recht sagt Ihr so und sprecht ihm damit jede Hoffnung ab. Alle jene Herzoge, die Euch willig nachstehen, würden den Knaben nicht als ihren Lehnsherrn anerkennen. Er soll heil froh sein, verleiht Ihr ihm auf seine Mutung das Herzogtum seines Vaters." — „Das würde ich sicher tun. Er soll ein gar begabter, feuriger Junge sein." — Der Bischof zuckte die Achseln: „Ja, ja! Nur allzu feurig." — „So bleibt denn," fuhr der Herzog fort, „nur ein gefährlicher — das heißt dem Reich durch den Kronkrieg gefährlicher — Wettbewerber übrig: Konrad von Worms." — „Ja, der würde freilich Anhang finden. Die beiden Lothringer und der Sachse würden lieber ihn als Euch wählen." — „Ich weiß! Wegen altvererbten Haders unsrer Häuser." — „Für sich haben sie keine Aussicht, aber den Wormser würden sie gern stützen. Deshalb, Herzog" — hier zupfte er ihn leis am Mantel — „muß dafür gesorgt werden, daß der Wormser gar nicht gegen Euch auftritt." — „Ja, wer soll das bewirken?"

„Ihr selbst. Und ein wenig dabei helfen werd' ich."

Gespannt, ja mißtrauisch sah ihm Konrad in die

kleinen, zwinkernden Augen. „Was will er dafür haben," dachte er. „Der tut nichts umsonst. Und auch nichts für das Reich. Sein Reich heißt Rom — und Mainz."

Des andern langes Schweigen beunruhigte den Priester. „Ich hab' einen guten Plan," fuhr er fort, „einen ganz sicheren. Vorausgesetzt, daß nicht einer ihn vereitelt — ein arger Ränkeschmied."

Hoch auf horchte Konrad, sich gespannt aufrichtend: „Das ist?" — „Piligrim, mein übler Nachbar zu Köln." — „Aha," dachte der Herzog. „Sie streiten ein Jahrzehnt lang grimmig um Allerlei. Aber der Kölner ist grundehrlich. — Und nicht noch andere Eurer Amtsbrüder," fragte er nun, „z. B. Burchard von Worms?" — „Jawohl! Wie gut kennt Ihr Eure geheimen Widersacher!" — „Und dann Gerbodo von Hildesheim, nicht?" — „Euch erleuchtet der Herr! Ja freilich."

Konrad verbarg nicht ohne Mühe seine Erregung. „Die besten Männer, meine treuesten Freunde," dachte er. Nun sprach er bedächtig, „man muß sich vorsehen gegen schlaue, falsche Priester." — „Da habt Ihr leider recht. Nicht alle sind wahrhaftig und . . ." — „Verlässig," schloß jener, gelassen den Bart streichend. „Aber Euer Plan?" — „Geduld! Davon erst wann der Wahltag heran, wann der Wormser eingetroffen und ein wenig von mir bearbeitet ist."

„Jawohl," dachte Konrad. „Er will zwei Eisen im Feuer haben: bietet ihm der andre mehr, dann . . ." „Wie Ihr wollt," sprach er nun ruhig. — „Ich lobe Eure Fügsamkeit, Euer Vertrauen: bewahrt mir beide als König, mein Sohn. Hört noch eins. Von großem Wert wäre es, für Euch zu gewinnen, die fromme, fast schon heilige Witwe Herrn Heinrichs: Kunigundis, die hohe Frau." — Der Herzog nickte: „Man weiß, Ihr seid ihr

nahe befreundet." — „Ich will mit ihr sprechen — zu Euren Gunsten, aber erst, nachdem der Wormser eingetroffen." — „Ich verstehe," meinte Konrad. „Es ist eine Versteigerung der deutschen Krone," grollte er in stummer Empörung: „dem Meistbietenden schlägt er sie zu." — „Nämlich die Kaiserin mag leicht ihren Bruder, den Bayer, bewegen für Euch zu stimmen." — „Oder für den andern, je nachdem," sprach der Herzog mit einer Ruhe, die Aribo erstaunte. — „Ja . . . ja freilich. Aber außerdem hat Frau Kunigundis — ich weiß es!" — „Von ihr selbst," nickte jener. — „Den Besitz der Reichsabzeichen: Krone, Scepter, Schwert, Reichsapfel. Ist sie nun gleich nicht wahlberechtigt, kann sie doch jene Kleinodien dem Gewählten vorenthalten oder übergeben, wem sie will. Und Ihr wißt, bei den letzten Königswahlen ward hierauf schwer Gewicht gelegt." — „Ich weiß. Und ich weiß leider auch, daß die Gottselige mir nicht gerade gewogen ist." — „Ah! Meint Ihr?" — „Nein, ich meine nicht: ich weiß. Und Ihr — Ihr wißt es auch. Ich weiß auch warum. Ich bin ihr nicht fromm, nicht kirchenfromm genug. Ich habe wiederholt widersprochen in Herrn Heinrichs Rat, wollte sie allzuviel Reichsgut ihren Stiftungen zu Bamberg zuwenden. Sie grollt mir." — „Nun, sie ist mein Beichtkind. Ich werde ihr diese Sünde verbieten. Und dafür könnt Ihr auch etwas tun. Die heilige Kirche . . ." — „Ich weiß. Sie hungert und friert immer." — „Seid Ihr erst König . . ." — „Dann werd' ich nicht knausern. Ich werde der Kirche, meiner Mutter, alles zuwenden, was der Staat, mein Vater, entbehren kann: das dürft Ihr auch der Kaiserin versprechen. Lebt jetzt aber wohl. Eure Worte haben mich mehr erregt — mehr und auch anders! — als Ihr ahnt. Ich muß allein sein. Und ins Freie! Luft!"

Aribo sah ihm mit Siegesblick nach: „Herrschgieriger Tor! Er ist der klügste Laie, den ich kenne. Und doch ging er auf die Leimrute der Ehrsucht."

VIII.

Am folgenden Tag traf neben zahlreichen andern fürstlichen Wählern auch Konrad von Worms in Mainz ein. Sein erster Gang galt dem Erzbischof, dem Wahlmacher, dem Kronenschmied, wie er gar bald in diesen Kreisen genannt wurde. Zu gleicher Stunde wie am Vortag der andre Konrad stand er an derselben Fensternische und bekam auch so ziemlich die gleichen Worte, nur den Umständen angepaßt, zu hören. Aber der lebhafte, ja hitzige Rotkopf nahm sie ganz anders auf als der zehn Jahre ältere, in ruhiger Überlegenheit gefestigte: kurzgewachsen mußte er zu dem Priester emporblicken: unstät blitzten die kleinen Augen: jeder Widerspruch, ja schon jedes Bedenken reizte ihn zu heftigem Ausbruch.

„Nein," rief er, jenem in die Rede fallend, „nichts, gar nichts will ich von einer Gegenleistung an Eure schon überreiche Mainzer Kathedrale hören. Seit hundert Jahren haben all' meine Vorfahren das Erzbistum beschenkt. Soll von Gegenleistung die Rede sein, so ist's nun an Euch und den Heiligen, sie zu gewähren. Und wofür soll ich Entgelt leisten? Ich hab' ein Recht auf die Krone. Wer hat ein besseres? Der Franke? Bah, ich bringe mehr Wähler und — muß es sein — mehr Helme auf meine Seite. Und das entscheidet, nicht Eure Stimme, hochwürdiger Herr."

„Junger Tor," dachte der Bischof unter einem grimmen Lächeln die Gedanken verbergend, „hattest du je Hoffnung auf die Krone, mit diesen Worten hast du sie begraben." Aber er sprach: „Nun ja, als tapferer Degen seid Ihr allbekannt. Allein Ihr zählt vielleicht manchen zu Euren Freunden, der Euch bei der Wahl wie bei dem Waffengang im Stiche läßt. Auch der andre Konrad ist . . . ." — „Ein Held, niemand bestreitet das." — „Und es wäre doch fürs Reich ein arges Unheil . . ." — „Wohl, wohl! So wendet Eure Beredsamkeit, die berühmte, dazu an, den andern zum Verzicht zu bewegen." — „Dazu reicht sie denn doch nicht aus. Voller Verzicht? Ist zuviel verlangt. Und Ihr kennt doch seinen steten, starken Willen. Hat er einmal ein Ziel — und ein so hohes! — sich vorgesteckt, gibt er es freiwillig nicht auf." — „Ja, ja, so ist er," rief der Kleine und machte einen unruhigen Gang durch das Gemach. — „Nur ein Mittel gibt es, ihn davon abzubringen." — „Das wäre?" — „Nicht wahrlich die Furcht." — „Weiß ich! Weiß ich ja. Was aber?" — „Die Liebe zum Reich. Sie ist die stärkste Macht in seiner Seele: — viel stärker, fürcht' ich, als die Liebe zur heiligen Kirche. Stellt man ihm nun eindringlich dar, — und das übernehme ich für Euch! — daß Euer Kronstreit das Reich schwer schädigen würde, — was die Wahrheit ist, so ist er — vielleicht — zu einer Art von Vergleich, von friedlicher Entscheidung zu bringen." — „Vergleich? Nein. Ich geb' nicht nach!" — „Sollt Ihr auch nicht. Hört doch nur: ich rate euch beiden, euch dahin zu verständigen: König soll werden, wer die zuerst abgegebene Stimme erhält: dem soll sofort der andre die zweite Stimme geben und ihm huldigen." — „Ei, Tod und Teufel! Und erhält er die erste, dann . . . .?"

Da trat Aribo ganz dicht an ihn heran: „Er erhält

sie nicht. Ihr erhaltet sie." — „Stimmt Ihr zuerst diesmal?" — „Nein! Wir drei Oberhirten von Mainz, Köln und Trier wechseln ab. Diesmal trifft es Trier." — „Poppo von Trier!" frohlockte der Hitzige. „Hei, mein bester Freund! Des bin ich sicher. Ja, ja, den Vergleich nehm' ich an."

Mit bitterem Hohn, dem er sich mit Lust hingab, lächelte der Priester auf ihn herab: „Seht Ihr nun, wie gut ich's mit Euch meine? Wohlan, ich übernehme auch die Vermittlung: darf ich in Eurem Namen diesen Vergleich vorschlagen?" — „Gewiß! Gern! Wenn er nur darauf eingeht!" — „Das laßt meine Sorge sein. Ich bring' Euch Bescheid, sobald ich ihn gesprochen. Die Stunde drängt: — laßt mich zu ihm eilen."

Alsbald stand der Erzbischof vor dem älteren Konrad in dem „Frankenhof", einem seit geraumer Zeit der Sippe des Frankenherzogs gehörigen Eckhaus des Fischmarkts, in vertrauter Zwiesprache. Ruhig, ohne ein Wort des Einwurfs hörte der Herzog ihn zu Ende: dann erhob er sich langsam von dem breiten Faltestuhl und machte einen zögernden Gang durch den Saal. Jetzt blieb er mit gekreuzten Armen vor jenem stehen und hob an: „Gut versteht Ihr es, — im Beichtstuhl habt Ihr's gelernt! — der Seele empfindlichste Stelle zu treffen. Ihr wißt seit lange: meine, des unbeweibten Mannes, Liebe ist dies Reich der Deutschen. Und erschütternd habt Ihr sie ausgemalt, die schrecklichen Folgen, die dieser Kampf herbeiführen kann, ja sicher wird. Ungarn, Polen, Böhmen im Osten, der Däne kommt vom Norden und als König von England im Nordwesten, der Westfranke und der Burgunde von West und Süd: — sie werden über uns herfallen,

hat der Bürgerkrieg beide Parteien erschöpft. Gibt es daher ein Mittel, das — ohne Unehre — den Kampf vermeiden läßt, ist mir's Pflicht, solchen Ausweg zu beschreiten. Aber sagt wer wird der erste Wähler sein? Doch nicht etwa einer meiner offenen Widersacher? Doch nicht etwa . . . .? Aber nein, schweigt! Ich will's nicht vorher wissen. Nur den einen schließ' ich aus: — nicht Poppo von Trier, mein alter Feind, des Wormsers nächster Vertrauter."

Nun erhob sich langsam auch Aribo von seinem Stuhl und sprach: „Ich lob' Euch darum, daß Ihr nicht weiter fragt: das ist wacker. Und zur Belohnung versprech' ich Euch: nein, Poppo von Trier wird nicht der erste Wähler sein. Ich wünsche Euch Glück im voraus zu der deutschen Krone. Auf Wiedersehen morgen bei der Wahl."

IX.

Ort und Zeit dieser Wahl zu bestimmen, war Sache des Reichserzkanzlers für Germanien, d. h. Aribos, des Erzbischofs von Mainz. Er hatte dazu nicht die eigne Stadt ausersehn; sie würde die Menge des überallher zusammenströmenden Volkes nicht gefaßt haben; deren Kopfzahl war ganz unberechenbar: denn noch hatte jeder vollfreie unbescholtene waffenreife Mann das Recht, zu wählen, wenn auch tatsächlich schon seit geraumer Zeit die Masse der kleinen Freien fern blieb in der Erkenntnis, daß auf ihre Stimmen nichts mehr ankam, vielmehr eine Art Vorwahl, eine Verständigung unter den mächtigsten oder ehrgeizigsten geistlichen und weltlichen Großen den

künftigen König bezeichnete. Den Kleinen blieb nur noch übrig, den so von den Vornehmen in einer Basilika, einer Pfalz Festgestellten, ward er nun von den auf die Vortreppe Heraustretenden vorgeschlagen, durch lärmenden, ungeregelten Zuruf mit Waffengetöse zu begrüßen und anzunehmen.

Immerhin kamen damals noch viele Freie aus der Nachbarschaft des Wahlorts, auch wohl ferner Wohnende, die einen Wunsch, eine Klage, eine Beschwerde dem Neugewählten vorzutragen hatten. So wogte denn auch diesmal eine große Menge Volkes auf den weiten flachen Ebenen, die sich um das Dorf Kamba dehnte, das auf dem rechten Rheinufer im Rheingau gegenüber Oppenheim lag: es ist längst eingegangen. Die Felder auf beiden Ufern des Stromes boten den Fürsten, deren zahlreichen Gefolgen und den kleinen Freien bequeme Lagerung unter Zelten oder Laubhütten. So lagerten die Angehörigen der einzelnen Stämme, wie der Strom ihre Heimatlande schied: die Sachsen, die Ostfranken, Bayern und Schwaben auf dem rechten, die linksrheinischen Franken, dann die Ober- und Nieder-Lothringer auf dem linken Ufer. Die Bischöfe und Reichsäbte dagegen waren mit ihrer geistlichen Begleitung wie die Kaiserin-Witwe in den zahlreichen, dem Erzbischof und der Stadt gehörigen Gebäuden untergebracht.

Bei klimmender Sonne schon begann das Zusammenströmen der Wähler in dem Dörflein, dessen kleine Kirche freilich nicht einmal alle Bedeutenderen der Erschienenen aufzunehmen vermochte; manche sogar von diesen drängten sich vor der offenen Pforte auf den Stufen der Vortreppe und unten auf dem ‚Dorf-Ring‘, wo sich dann der große Haufe anschloß. Durch die nach Osten gerichteten glaslosen Bogenfenster und die offene Türe flutete das goldne

Morgenlicht des schönen Sommertages, die reichen Rüstungen, die Prunkgewande der weltlichen und der geistlichen Fürsten hell beleuchtend. In dem mittleren Hintergrund — der Apsis der kleinen Basilika — war ein Holzgerüst aufgeschlagen, das, durch ein paar Stufen erhöht, halb Kanzel, halb Thron, dicht mit scharlachenen Decken behangen, den Leiter der Wahlhandlung, Aribo, aufnahm. Erheblich tiefer — auf dem Estrich — auf den Bänken zur Rechten und Linken saßen die vornehmsten geistlichen und weltlichen Fürsten: zur Rechten der ältere, zur Linken der jüngere Konrad: — der erwiderte kaum den freundlichen, obzwar bemessenen Gruß des andern — der alte Herzog Heinrich von Bayern, Friedrich von Oberlothringen und die Erzbischöfe und Bischöfe von Köln, Metz, Straßburg, Wirzburg, Bamberg, Hildesheim, Konstanz, Salzburg, Regensburg, Freising, auch einige der Reichsäbte. Die geringeren Priester und Laien füllten stehend den ganzen Raum des Kirchleins.

Mit einem kurzen Gebet, in dem der heilige Geist zur Erleuchtung der Wähler und Reinigung ihrer Herzen angerufen ward, eröffnete Aribo feierlich die Wahl. Nach dem Amen wollte er unmittelbar fortfahren, aber der jüngere Konrad schnellte von seinem Sitz zur Linken empor und flüsterte zu ihm hinauf: „Wo bleibt er? Wo bleibt der Trierer?“ Mit kaum merklicher Handbewegung winkte ihm der Erzkanzler, sich zu beruhigen: — aber unbeschwichtet setzte er sich als jener begann: „Rechtzeitig und gehörig geladen sind alle Fürsten und alles Volk der Deutschen an diesen Ort und zu dieser Stunde, sich den König zu wählen, der das Heinrich, dem in Gott ruhenden Kaiser und König, entsunkene Scepter aufnehmen soll, ein Schirmherr zu sein der heiligen Kirche im ganzen Abendland: — das ist seine erste, heiligste höchste Pflicht! —

Dann ein Schützer und Vogt aller im Reiche, die eines Schützers darben: vor allem der Priester des Herrn, dann der Pilger zu den heiligen Stätten, der Armen, der Witwen und Waisen: dann erst soll er gedenken seiner weltlichen Pflichten, Recht und Ehre des Reiches zu wahren. Ich habe den Wählern hoch Erfreuliches zu künden: gar oft schon ist auf die Wahl blutiger Bürgerkrieg gefolgt; die überstimmten Wähler, sich den der Zahl nach mehreren an Waffenmacht gleich erachtend, haben wohl den von jenen Erkorenen nicht anerkannt, mit Gewalt dem eignen Liebling die Krone zuwenden wollen. Diesmal kommen, wie männiglich bekannt, nur zwei Bewerber um die Krone in Betracht: die beiden Konrade hier zu meiner Rechten und zu meiner Linken. Wohlan, Gott hat ihre Herzen erleuchtet mit Friedfertigkeit: sie haben sich versprochen, der, welcher die erste Stimme erhält, soll sofort die zweite von dem andern erhalten, soll von diesem als König anerkannt werden. Ist dem so, ihr edlen Fürsten?" — „So ist es," rief, sich erhebend, der Ältere laut. Zögernd folgte der Jüngere: noch einen suchenden Blick warf er auf die Reihe der Bischöfe: „So ist es!" bejahte er nun besorgt. Lautes Beifallrufen aller Versammelten drang durch die Kirche.

„Wohl denn: so bekräftigt das unter euch allein gegebene Wort nun hier vor allem Volk durch feierlichen Eid." — „Es ist überflüssig," sprach der Ältere: „Mein Wort ist wie Eid. Aber ich schwöre." — Da konnte der Jüngere nicht zurückbleiben — angesichts der Stimmung aller Wähler: — „ich schwöre," sprach er mißmutig.

„Nach altem Herkommen, neuerlich durch Vertrag unter uns drei Erzbischöfen bekräftigt, wechseln wir drei in der Abgabe der ersten Stimme: Mainz war an der Reihe bei Herrn Ott's des Dritten Wahl, Köln bei der Herrn Hein-

richs: so trifft es nun den Sitz Trier." — „Jawohl," rief der rote Konrad: „aber wo ist Poppo?" Und nochmals sah er ringsumher. Da zog Aribo ein Pergament aus dem Bruststück der purpurnen Sutane und sprach: „Unser Bruder Poppo ist, wie er betrübt heute meldet, erkrankt und kann nicht reisen. In dieser Urkunde räumt er ausdrücklich — was sich ohnehin von selbst versteht — mir die Vertretung seines Rechts bei dieser Wahl ein: — war Mainz doch nur der Vorletzte, Köln der Letzte. — Ich darf voraussetzen, daß alle Wähler damit einverstanden sind." — Da riefen alle: „Ja, jawohl!" Laut riefen sie: aber am lautesten der junge Konrad: sein Antlitz strahlte.

Als sich der Widerhall der Kirchenmauern gelegt hatte, steckte Aribo die Urkunde ein und sprach mit fester Stimme: „So wähl' ich Konrad . . ." Er hielt etwas inne: dann erst fuhr er fort: „Konrad den Älteren, den Herzog der Ostfranken."

Und fast alles erhob sich mit lautem Beifallsrufe: denn die Wahl war nach dem Wunsch der meisten: nur die Lothringer aus beiden Herzogtümern schwiegen: und in ihre Reihen stürmte der Wormser, grell schreiend: „Ah, Verrat, Betrug!" Und zitternd vor Zorn stürzte er aus der Kirche.

Der Gewählte aber wehrte die Glückwünschenden ab und stieg eilig die paar Stufen zu dem Erzbischof hinauf: „Was schreit er da? Was wagt er zu sagen? Habt Ihr ihm versprochen . . .?" — Aber ruhig und kühl schüttelte der Priester das kluge Haupt und flüsterte: „Nicht mit einer Silbe habe ich versprochen, ihn zu wählen. Wie konnt' ich? War ich doch von je für Euch. Betrug? Ei, er wollte Euch betrügen! Er wußte — oder glaubte doch zu wissen — sein Freund Poppo werde zuerst wählen: nur deshalb, des Sieges sicher, schloß er den Vertrag mit

Euch.“ — „Das ist wider Treue und Ehre!“ rief der König ungehalten, „und vollgültig meine Wahl.“ Er schritt nun die Stufen hinab und drückte den sich herandrängenden Fürsten die Hände.

Aribo flüsterte aber Gozelo zu, der, den lang nachschleppenden Bischofsmantel aufhebend, ihm die Stufen herabsteigen half: „Das freilich darf der König nie erfahren, daß ich schon vorher Herrn Poppo — er ist ganz gesund! — sein Ausbleiben und diese Vollmacht abgekauft hatte um schweres Geld. Nun, der Herr König wird's dem Erzbistum zurückzahlen müssen. Und mehr dazu.“ — „Aber der Wormser? Wird er schweigen?“ — „Er wird! Sonst muß er aufdecken, daß er den andern hat betrügen wollen. Und seit wann ich des Trierers ‚schwere Krankheit‘ schon wußte, das erfährt von Herrn Poppo niemand: am wenigsten der Wormser, den er schon lange verkauft und verraten hat.“

Zweites Buch.

I.

Am folgenden Tag bewegte sich der Krönungszug von dem Westtor von Mainz durch die Domstraße nach der Kathedrale durch dicht gestaute Volksmengen. Der Reichsherold und eine Reihe von Drommetenbläsern eröffneten ihn: zwanzig glänzend gerüstete ostfränkische Ritter, des ehemaligen Herzogs vornehmste Vasallen, folgten zu Pferd, dahinter schritten der König und die ersten geistlichen und weltlichen Großen, den Schluß bildeten die übrigen Priester, von den Laien getrennt, endlich diese Laien in dichten Haufen zu Roß und zu Fuß. So neugierig, so erregt drängten auf beiden Seiten die Mainzer, Männer und Weiber, und die Mengen der Zugewanderten gegen den Zug heran, daß die Reisigen auf beiden Seiten der Straße Mühe hatten, mit den quergehaltenen Speerschäften diese immer wieder heranflutenden Wogen zurückzuhalten: das Volk wollte seinen neuen Herrscher sehen, mit den Augen prüfen.

„Wahrlich, bei Sankt Bonifacius," rief ein weißhaariger Handwerker der Schmiedezunft, sich dicht herandrängend, „ich habe sie alle gesehen hier am Rhein bei ihrem ersten Königsgang: den frommen Herrn Heinrich, den dritten Otto, den Welschling, den zweiten, den roten Otto, und

als Knabe auch schon den Otto, den sie den Großen nennen: aber nur dieser, der ganz Große, ist zu vergleichen Herrn Konrad, unsrem neuen Herrn, so gütevoll und doch so hocherhaben sieht er."

„Ja," rief neben ihm ein fast ebenso alter, „wahr sprichst du, Wilfried. Man muß ihm vertrauen, auf ihn hoffen, schaut man in diese klaren festen Augen. Ich wag's, steht auch der arge Erzbischof dabei." Und mit raschem Ruck schob er sich an einem Speerträger vorbei, sprang auf die Mitte der Straße hinter den Rittern und warf sich vor dem langsam einherschreitenden König auf die Kniee.

„Hinweg, frecher Bauer!" rief Aribo, der zur Rechten des Herrschers ging. „He, Speerleute, greift ihn!" — „Laßt! Laßt das Volk zu seinem König. Was willst du, Alter? Sprich!" — „Mein Recht! Meiner Väter Erbe! Meinen kleinen Rebgarten." — „Wer hält ihn dir vor?" — „Der da, lieber Herr König. Der böse Bischof. Er sagt, der Weinberg gehöre dem Stift des heiligen Bonifacius. Es ist aber nicht wahr. Der Bischof riß ihn an sich mit Gewalt. Ich habe sechs ehrliche Eidhelfer. Ich lud den Bischof vor das Grafengericht: er kam nicht, er nicht noch sein Vogt: er habe selbst, ließ er sagen, die Gerichtsbarkeit in der Stadt: wohl: aber nur bis an die Mauer: mein Gütlein liegt doch draußen vor der Mauer. Herr König, schafft mir Gericht und Recht." — „Herr Erzbischof," sprach Konrad, die Stirne runzelnd, „was habt Ihr hierzu zu sagen?" — „Bauerntrotz! Ich kann den Acker gut brauchen, dort die Mauerkapelle zu erweitern. Ich bot ihm Geld . . ." — „Das Erbe meiner Väter ist mir nicht feil," rief der Alte. — „Laßt doch, Herr König, diesen alten Narren. Kommt! In den Dom! Dort harret die Kaiserin mit den Reichsinsignien, mit der

Krone: laßt sie mich . ." — „Bei Gott dem Herrn, Ihr sollt mich nicht krönen, bevor der Mann sein Recht gefunden! Sofort gebt ihm sein Feld zurück." — „Ja denn, in des . . . in Gottes Namen. Eile, Gozelo, gib dem Öconomus den Befehl. Nimm den Trotzkopf mit!" Der wollte des Königs Mantelsaum küssen: als das verwehrt ward, sprang er auf und rief gen Himmel: „Vergelt's ihm, Herr Gott, vergelt's dem gerechten Herrn!" und er verschwand unter dem umherwogenden Volk.

Feierlich, wie begrüßend läuteten die Glocken des Doms, als Herr Konrad nun, hoch aufgerichtet, die Marmorstufen hinanstieg.

II.

Der zornige Abgang des Wormsers ließ den König und gar viele um ihn besorgen, der Hitzkopf werde, trotz Vertrages und Eides, gestützt auf seine Westfranken und die Lothringer, zu den Waffen greifen. Nur Aribo meinte lächelnd, „er wird sich hüten." Gründe gab er nicht an. Aber er behielt recht: alles blieb ruhig und Konrad konnte ungestört alsbald seinen Königsritt antreten, das heißt allmählich durch alle Landschaften des Reichs ziehen, die Huldigung der Herzoge, Bischöfe und Markgrafen, die nicht zu Kamba erschienen waren, entgegennehmen, Landtage mit ihnen abhalten, wichtige Angelegenheiten der einzelnen Gebiete beraten und entscheiden.

Es fiel auf, daß der Herrscher sich dabei nicht von Aribo begleiten ließ, der als ebenso begabt wie begierig für die Leitung der Staatsgeschäfte allbekannt war.

An seine Stelle trat an die Seite und im Rat des

Königs der milde Bischof Burchard, dessen Güte ebenso volkskundig war wie die Herrschsucht des Mainzers. Er war erst nach der Wahl und der Krönung an dem Hof eingetroffen, zurückgekehrt aus Alamannien, wo er in der ersten Zeit nach dem plötzlichen Tode des Herzogs der Witwe und dem jungen Erben in Ordnung der auf sie eindrängenden Geschäfte geholfen hatte. „Warum kommt der Sohn nicht, das Lehen des Vaters zu muten?" fragte Konrad ihn gleich bei der ersten Begrüßung in Mainz. — „Wunde von Eberzahn, Ihr wißt das, kundiger Weidmann, heilt langsam: wie von Hirschgeweih." — „Wohl!

‚Eberzahn und Hirschgestange, —
Solche Wunden heilen lange.'

Er soll nicht eher reisen, bis er sicher kann. Aber um ‚Indult' muß er bitten, versäumt er die sechswöchige Frist: darauf muß ich bestehen: sonst verwirkt er das Lehen." — „O Herr König! Der Sohn des prächtigsten Vaters! Das werdet Ihr nicht . . ." — „Gewiß werd' ich's tun. In den letzten Zeiten haben die Söhne der Herzoge sich gern um diese Pflicht herumgedrückt: sie haben getan, als ob sie, ohne Verstattung des Königs, von Rechts wegen diese großen Lehen — diese Herzogtümer! — erbten wie der Bauernsohn den Acker des Vaters. Das aber darf nicht aufkommen, nie. Ich werde bald ein Wörtlein reden mit diesen Herzogen. Viel eher würde ich die kleinen Lehen — das heißt, die ritterlichen Vasallen der Herzoge — als erbberechtigt anerkennen, um so . . . Doch das gehört noch der Zukunft an: schweigt davon, viel treuer Burchard: — ich spreche später mit Euch darüber: vielleicht zuerst in Italien." — „Wohl. Aber hütet Euch in der Behandlung des jungen Herzogs . . . ." — „Herzogs?" fuhr der König

auf. „Er ist's noch nicht! Nur durch mich wird er's." — Besorgt unterdrückte der Bischof einen Seufzer: er gedachte mancher Reden des Jünglings und wie der noch ganz andre Forderungen stellen werde als die des Herzogtums Schwaben, das er als selbstverständlich ihm gehörig ansah. Unwillig brach Konrad das Schweigen. „Und diesen jungen Brausekopf schonen, besonders glimpflich anfassen? Den gerade nicht! Er soll Zucht, die Zucht der Reichsgewalt lernen. Ihr kennt ihn ja gut. Wie ist er?" — „Ein herrlicher Jüngling! Tapfer, edelherzig, nichts Unreines und kein Falsch an ihm. Nur . ." — „Aha! Also doch ein Nur . . ." — „Ein wenig trotzig, hitzig und ehrgeizig." — „Seine Ehre such' er im Dienst des Reichs: — darin will ich ihm weidlich helfen! Aber den Trotz treib' ich ihm aus. Wie ist seine Mutter? Ihre Schönheit preisen lang' schon die fahrenden Sänger." — „Sie verdient höheres Lob als des Leibes. Aber was den Jüngling anlangt: — ich hätte einen Wunsch für ihn." — „Schon jetzt? Ich kenne ihn ja noch nicht. Hat er Euch als Fürsprech angerufen?" — „O nein! Ganz im Gegenteil. Er würde mich heftig schelten, wüßte er, was ich ihm an Schmerz bereiten will." — „Nun, was ist's?" — „Er hat einen heißgeliebten Freund, den auch ein prächtiger Kern adelt. Aber er hat alle Fehler — ich will sagen: alle gefährlichen Tugenden Ernsts . . ." — „Gefährliche Tugend ist gut," lachte der König. — „In gesteigertem Maß. Es ist nicht gut, daß der Herzogsohn immer nur den — und den allein! — zur Seite hat." — „Da ist doch leicht geholfen. Die Mutter soll ihm diesen Verkehr verbieten." — Der Bischof zuckte die Achseln: „Ernst würde ihr nicht gehorchen." — „So, so?" Konrad furchte die Stirn. „Trotz auch gegen die Mutter? Ei, mir mißhagt alles, was ich von Eurem gepriesenen Lieb-

ling höre. So werd' ich ihm die Trennung befehlen. Laß sehen, ob er auch seinem König trotzt. Das sollte ihm schlecht bekommen."

Erschrocken hob Burchard wie bittend die Hände. „Ah, was hab' ich da angerichtet. Nicht so, bitte, nicht so, Herr König." — „Ihr scheint wirklich zu fürchten, er trotzt auch mir?" — Der Bischof vermied eine Antwort: „Nicht diesen Weg! Ihr habt der erledigten Ämter oder der zu besorgenden Aufträge so viele. Schickt den Grafen — er ist kühn, sehr kühn und scharfen Geistes! — schickt ihn mit einem Auftrag nach Rom, nach Byzanz. Werner wird alles gut . . ." — „Werner heißt er? Wer ist sein Vater?" — Burchard stockte: er ward rot im Gesicht. „Ja, das ist der Jammer. Er . . . er hat keinen Vater."

Da fuhr der König auf: „Was? Ein Bastard, ein ehrloser, der nächste Freund des künftigen Schwabenherzogs? Am Ende gar der Recke, der damals in Wirzburg ..? Und die Mutter leidet das? Nun, zum Glück bin ich sein Lehnsherr! — Aber nun genug von Bastard und Trotzkopf. Hört Wichtigeres. Ich habe Euch gebeten, mich auf dem Rundritt durch das Reich — morgen tret' ich ihn an — zu begleiten, nicht mit dem Leibe nur, mit Eurer Weisheit, Eurer Kenntnis von Menschen und Dingen, mit Eurer Güte zumal· denn die ist just nicht meine höchste Tugend." — „Güte ist oft Schwäche. Ich kenn' Euch lang': Ihr seid gütig, wo's nur Euch angeht, aber wo's den Staat betrifft, klug, jedoch streng." — „Sagt nur: ‚Hart'. Und gerade das sollt Ihr bewirken, daß meine gerechte Strenge nicht ungerechte Härte werde." — „Ihr ehrt mich hoch, Herr Konrad. Aber verstattet eine Frage." — „Ich errate sie. Fragt." — „Warum wählt Ihr zu Eurem Ratgeber nicht . . .?" — „Den

Mainzer? Aus vielen Gründen. Ein paar davon sollt Ihr schon jetzt vernehmen. Andre, fürcht' ich, werdet Ihr selbst an ihm erleben. Euer Amtsbruder hat sich eifrig um meine Wahl bemüht, aber wahrlich nicht um des Reichs, auch nicht um meinetwillen, nur, weil er sich den neuen König blindlings zu Dank verpflichten wollte."

Burchard wollte den Amtsgenossen in Schutz nehmen: aber er war zu ehrlich: vor dem scharfen Blick Konrads schlug er die Augen nieder und unterdrückte den begonnenen Einspruch.

„Nun dank' ich ihm ja auch: aber nicht gar sehr, weil ich den Zweck seines Eifers kenne. Und am wenigsten dank' ich ihm so, wie er es will: das heißt durch allerlei Verzichte des Reichs auf Rechte gegenüber seiner und der allgemeinen Kirche. Nicht meine Rechte sind's, Rechte des Staats. Diese Scheidung zu machen, haben sie immer noch nicht gelernt, die guten Deutschen, auch die Klügsten nicht: in Deutschland kann man's auch nicht lernen: ich hab's gelernt in Welschland, in Pavia, in Bologna, wo ich — nicht ohne Vorteil — unter Kaiser Heinrich als dessen Markgraf über Römer und Lombarden gewaltet, mit deren Prudentes und Consules gelebt habe. Mir ist, demnächst muß ich den burgundischen Herrschern diesen Unterschied mit Schwertstreichen in die Köpfe schlagen. Also: was der Machtgierige ohne Schaden des Reichs von mir begehrt, soll er — nach Möglichkeiten — erhalten, hat schon reichlich erhalten. Aber auf Kosten des Reichs oder wider das Recht — nichts, gar nichts. Und empört hat mich, wie er — noch war ich gar nicht gewählt — sich im voraus die Herrschaft in meinem künftigen Rat sichern wollte: hat er doch die wackersten unter euch Bischöfen, den treuen Pilgrim von Köln, den trefflichen Gerbod von Hildesheim als meine geheimen Feinde, als böse Ränke-

schmiede bei mir verleumdet. Und noch einen, den Ihr auch kennt!"

Der König hatte sich in Eifer gesprochen: nun sagte der Bischof beschwichtigend: „Seht, Herr Konrad, Bruder Aribos ‚gefährliche Tugend' ist seine Schlauheit." — Da lachte Herr Konrad und sprach: „Nun, wir wollen dafür sorgen, daß sie nur ihm gefährlich wird, nicht dem Reich. Macht Euch reisefertig auf morgen. Mir ist, mit Euch reise ich wie jung Tobias unter himmlischem Geleit! Mög' unsere Fahrt dem Reiche frommen!" — „Dazu sag' ich Amen!"

III.

Und sichtbarlich schien in der Tat der Segen des Himmels über diesem Königsritt zu schweben: überall, in jeder Stadt, in jeder Landschaft gelang, was Konrad zum Wohle des Reichs anstrebte. Der Umritt ging von Mainz zunächst über Ingelheim, Köln, Aachen, Lüttich, Nimwegen; das waren die Gegenden, in denen die abgünstigen Großen, zumal die lothringischen Herzoge, den Sitz ihrer Macht hatten: kühn suchte gerade diese der König zuerst auf: wie der Nebel vor der Sonne, verschwand jede Neigung zum Widerstehen vor der gebietenden und zugleich gewinnenden Gestalt des Herrschers. Vom Rhein wandte sich der Zug nach Nordosten, nach Sachsen: in Dortmund, in Minden, in Paderborn, in Hörde, Halberstadt, Quedlinburg, Magdeburg, Merseburg scharten sich um ihn die sächsischen Großen, geführt von ihrem Herzog Bernhard, huldigten, trugen allerlei Streitfälle untereinander und mit den zahlreichen Klöstern vor und dankten dann gar eifrig für die

gerechten und weisen Entscheidungen. Zu einem gleichen Siegeszug des Rechts gestaltete sich die Fahrt durch Thüringen, Hessen, Nordfranken nach Alamannien, wo bei Bischof Brun zu Augsburg längerer Aufenthalt genommen ward.

Nach zwei hier verbrachten Tagen sprach der König zu seinem Vertrauten Burchard, als dieser am Morgen des dritten in das Schreibgemach trat: „Nun? Ist das Indultgesuch deines Lieblings noch immer nicht eingetroffen? Sein Herr und König steht auf schwäbischem Boden. In zwei Tagen ist die Frist abgelaufen! Beim Heil des Reichs: ich gebe das Herzogtum einem andern: zu Beispiel meinem tapfern und getreuen Pfalzgrafen Mangold, dem Nellenburger, der mir herzlich ergeben. Wo steckt der ungebärdige Herzogssohn?" — „Draußen in deinem Vorsaal, Herr König. Er bittet um Gehör." — „Nun, das ist sein Glück. Laß ihn herein. Ist nicht auch Graf Mangold hier?" — „Jawohl: er wartet auch." — „Ich will erst den Knaben allein sprechen."

Alsbald trat, von Burchard geführt, Ernst über die Schwelle: festen Schrittes, hoch aufgerichtet: nur so tief als nötig beugte er — einen Augenblick — das Haupt, nicht ein Haarbreit tiefer. Der König musterte ihn scharf mit wenig freundlichen Blicken. Unwillkürlich aber, ja gegen seinen Willen gewann ihm das schöne Antlitz, die edle Gestalt, Wohlgefallen ab. Er wartete auf eine Ansprache des Jünglings: aber dieser schwieg. Da herrschte er ihn an: „Warum kommt Ihr so spät zur Meldung? Wollt Ihr vielleicht das Lehen des Vaters nicht?" — „Meine Ehre erheischt, daß ich es fordere." — So? Eure Ehre? Und meine Pflicht — die schwerer wiegt als Eure Ehre — erheischt, daß ich die Lehen des Reichs nur den Würdigsten verleihe. Warum erst jetzt?" — „Ich

lag wund. Sobald ich erfuhr, daß Ihr den Boden meines Herzogtums . . . —" — „Ist Schwaben schon Euer?" fuhr Konrad auf. — Aber ohne sich zu berichtigen schloß der Jüngling: „Betreten, eilte ich Euch — wider des Arztes Verbot — entgegen, Euch zu huldigen als meinem König."

Mit ruhigerem Blick und Tone sprach der Herrscher nun: „Und Eure Frau Mutter: die Herzoginwitwe?" — „Sie wird hier erscheinen, Euch einzuladen nach unserem alten Herzogsschloß in Ulm." — „Ihr wollt sagen: in die dortige Königspfalz. Ich werde mir das überlegen. Mit Eurer Mutter werd' ich auch besprechen, unter welchen Bedingungen ich Euch belehnen will mit Schwaben."

„Mit Vergunst, Herr König, es handelt sich nicht bloß um Schwaben." — „Schweig noch!" mahnte der Bischof besorgt. — „Was wollt Ihr noch?" fuhr Konrad auf. „Vielleicht Bayern, Sachsen und Franken." — „Nein! Aber Burgund." — „Burgund? Seid Ihr bei Sinnen?" — „Ganz, Herr König." — „Mit welchem Recht? Noch lebt König Rudolf, noch sein Neffe, Herr Odo von Champagne." — „Ich fordere auch nur die Anerkennung meines Erbrechts jetzt schon und die Eventualbelehnung für den Fall von Rudolfs Tod." — „Ihr blickt weit voraus! Das muß man sagen! Und hoch hinauf." — „Ja, aber in das Licht der Wahrheit und des Rechts. Meine Mutter ist eine Schwestertochter König Rudolfs wie jener Odo ein Schwestersohn, also Spindelmagen beide: der Mannesstamm erlischt mit Rudolfs Tod. Ich habe jedenfalls das gleiche Recht wie jener Odo und über den Besitz soll rasch das Schwert entscheiden."

Zornig brauste ihn der König an: „Niemals! Zwei große Herzogtümer in einer Hand? Und zwar in was für einer!" — „Herr König!" — „Nun ja! Hat sie sich

schon bewährt? Hitzig ist sie und hastig zugreifend: nur das weiß ich bisher von ihr. Und flugs zum Krieg entschlossen! Ich brauche und will Frieden im Reich." — „Und ich will mein Recht!" — „Das scheint höchst zweifelhaft. Ich werd' es untersuchen. Aber keinesfalls Schwaben und Burgund. Ich werde . . . Horch! Was ist das? Streit, Lärm im Vorsaal. Waffenklirren in meiner Pfalz?"

Er eilte an die Tür und riß sie auf, Burchard und Ernst folgten ihm. Im Vorsaal standen zwei Ritter: der eine deckte sich mit dem Schild gegen die hitzigen Schwertschläge des andern, der wütend auf ihn einhieb. — „Mangold!" rief Konrad. „Du verteidigst dich nur, ich seh's. Aber wer ist der Schwertfechter?" — „Werner, halt ein," rief Ernst. — „Steck das Schwert ein!" mahnte der Bischof. — Werner wandte sich, erschaute den König und senkte das Schwert, ohne doch es zu bergen. Er brachte vor Wut kein Wort über die Lippen.

„Ah," rief Konrad, „das ist gewiß Herr Werner von Kiburg! Pfalzgraf, sprich! Was hat's gegeben?" — „Der Kecke trat ein und wollte sofort zu Euch, Herr König, vor mir — der ich lang harre — und ungemeldet. Ich vertrat ihm den Weg. Sofort zog er und hieb auf mich ein. Ich brauchte nur den Schild." — „Ich seh's: übel ist der verhaun. Bischof, nimm dem Frevler die freche Klinge ab und führ' ihn in Haft. Bruch des Pfalzfriedens! Darauf steht Verlust der Hand, die das Schwert gezückt und Ehrlosigkeit: — aber die trifft ihn nicht, den ehrlosen Bastard."

Da schrie Werner auf wie ein weidwundes Wild: wütend machte er einen Schritt gegen den König: aber Ernst löste ihm das Schwert aus der Hand, der Bischof legte ihm die Rechte auf die Schulter und sprach: „Werner, du bist mein Gefangner."

IV.

In den nächsten Tagen sollte zu Augsburg ein Hoftag gehalten und von diesem auch das Urteil über Werner gefunden werden auf erhobene Anklage des Königs: denn dieser galt als der durch den Bruch seines Pfalzfriedens Verletzte. Vergeblich legte der gute Bischof Fürbitte für den Hitzkopf ein, der in seinem Zornausbruch gar nicht gewußt habe, wo er sich befinde, was er tue.

„So soll er beides lernen. Und übrigens: — Ihr wolltet ihn ja gern von dem andern Trotzkopf getrennt wissen: besser als ein kurzer Auftrag bewirkt das ein solches Urteil: und für immer. — Laßt jetzt diesen kleinen Zwischenfall. Großes — Wichtiges für das Reich — verdrängt alles andre in meinen Gedanken, meinen Sorgen. Dieser Ernst, der Sohn der Witwe Gisela, hat sie mir dringend vor Augen gezwungen." — „Ich ahne, die Sorge heißt: Burgund." — „Erraten! Das Verlangen des machtgierigen Knaben nach zwei Herzogreichen erfüll' ich nie. Auch die Wahl kann ich ihm nicht lassen: Schwaben mag er haben wie sein Vater: es regiert und schützt sich selbst. Aber Burgund? Der üble Nachbar in Paris, der König Robert, der schlaue Kapetinger, läßt nicht ab, offen oder heimlich danach zu tasten. In Burgund muß ich selbst walten. Auch hat ja Frau Gisela ein gewisses Recht auf das Land: sie, nicht, solang sie lebt, der kecke Sohn." — „Sie könnte ihm aber das Recht abtreten." — „Das verbiet' ich als oberster Lehnsherr. Ich, das heißt das Reich, müßte ihr Recht auf Burgund erwerben. Schafft mir doch die Verträge herbei, die weiland Kaiser Heinrich mit König Rudolf von Burgund geschlossen: über das burgundische Basel zunächst, dann über ganz Burgund."

„Hier in Augsburg bei Bischof Brun, der sie vermittelt hat, liegen sie im Pfalzarchiv. Allein diese Verträge — Euch werden sie nicht nützen. Wohl hat der alte König Herrn Heinrich in Person allerlei Rechte — ich weiß im Augenblick nicht, wie weit sie gehen sollten — auf Burgund abgetreten: aber offenbar eben nur Herrn Heinrich, seinem Neffen; und nur für den Fall, den man als selbstverständlich ansah, daß der junge Neffe den alten Oheim überlebe und beerbe. Nun aber starb Herr Heinrich und noch lebt König Rudolf. So werden denn bei seinem Tode seine Nichte und sein Neffe, der unruhige, händelsüchtige Herr Odo, sich als Erben geltend machen." „Hm," meinte der König, „mit dem wollte ja der Knabe mit seinen schwäbischen Kräften rasch fertig werden: ich, mit der Macht des Reichs, doch wohl noch rascher. Aber freilich, die andere Erbin. Ich habe geschworen im Dom zu Mainz, die Witwen gegen andre zu beschützen. Soll ich selbst gleich die erste, die mich für ihr Recht anruft, die Witwe eines trefflichen Herzogs, berauben? Das geht nicht an. Aber doch muß Burgund irgendwie ans Reich. Schaffe mir alsbald — heute noch — die Verträge. Wer kommt da? Graf Mangold! Willkommen, Vielgetreuer. Geduldet Euch nur. Ihr sollt volle Genugtuung haben für den mörderischen Anfall, die Beleidigung." — „Nicht deswegen komme ich, mein König. Was ein Bankert tut, kann mich nicht beleidigen. Ich melde die Ankunft wichtiger Gäste am Hof. Zuerst kam — vom Rheine her — der Erzbischof von Mainz."

Konrad furchte die Brauen: „Hab' ihn nicht gerufen. Was will er schon wieder?" — „Vermutlich mich ablösen in Eurem Rat," lächelte Herr Burchard gutmütig. — „Nie mehr! — Und wer kam noch?" — „Soeben das allerwunderschönste Weib, das meine Augen je geschaut: Frau

Gisela, die Herzoginwitwe von Schwaben. Ich stand vor ihr — geblendet. Ihr werdet staunen, Herr." — „Bin nicht neugierig. Wird eben ein Blendwerk sein. Aber mich blendet kein Weib mehr. Ich bin fertig mit dem treulosen Geschlecht — seit lange. Nicht wahr, Freund Burchard, mein Beichtvater?" Ein unterdrückter Seufzer schloß die Frage.

V.

Bald darauf ward dem König die Bitte der Herzogin um Gehör gemeldet. Er befahl, sie sofort in den Empfangsaal einzuführen, wo er auf dem Thronsitz Platz nahm; Bischof Burchard begleitete sie. Die hohe, stolze Gestalt war nach der Sitte der Zeit ganz in Weiß — die Tracht der Trauer — gekleidet: der weiche Stoff des eng anliegenden, weit nachwallenden Gewandes zeigte deutlich den herrlichen Wuchs und hob sich scharf ab von dem langen tiefschwarzen Witwenschleier, der, auf dem Wirbel befestigt, die Züge dicht verbarg. An des Bischofs Seite schritt sie langsam durch den großen Saal auf die Stufen des Thrones zu: sie verbeugte sich: die Bewegung verband edle Hoheit mit edler Anmut: der König rührte sich nicht: er duldete, daß sie sich vor der untersten Stufe auf die Kniee niederließ. Nun schlug sie den Schleier zurück.... da sprang er auf, — mit einem lauten Ruf des Staunens: schon stand er vor ihr, ergriff ihre beiden Hände und hob die Knieende rasch empor, sprachlos in ihr Antlitz starrend. „Frau Herzogin," rief er endlich. „Wie konntet Ihr knieen! Vor einem Mann! Ihr?"

Sie errötete über und über und senkte ein wenig das Haupt: aber zugleich flog ein lieblich Lächeln, ein siegfrohes, um ihre Lippen: es war die Freude des Weibes an dem abermaligen Siege des ersten Anblicks ihrer Schönheit: noch gegenüber jedem Mann hatte sie ihn erlebt. Mit einem schalkhaften Ausdruck, der ihr reizend ließ, sprach sie in wohllautender Stimme demütig: „Wohl ziemt es zu knieen — einer Bettlerin."

„Ihr? Bitten?" Er konnte das Auge nicht von ihrem Anblick losreißen. Endlich faßte er gar ritterlich ihre Rechte und führte sie zu der weichen Rundbank, die sich rings an den Wänden des Saales hinzog: er drückte sie sanft auf die Polster und stand ehrerbietig ihr gegenüber. Langsam, mit besorgten Mienen trat Bischof Burchard näher heran.

„Sagt an, wunderbare Frau, welches ist Eure Bitte, besser Euer Wunsch? Alles ist gewährt, was es auch sei" — da erschaute er den ernst mahnenden, warnenden Blick des Bischofs — „das heißt," fügte er nun rasch, mit schamvollen Wangen, bei — „wenn's nicht zum Schaden des Reichs, natürlich."

Abermals lächelte sie mit jener bestrickenden Anmut: „O nein, Herr König, 's ist zum Wohl des Reichs. Gleich bei der Ankunft berichtete mir mein Sohn . . ." — Konrad fuhr auf: „Ah! Ah! Euer Sohn? Ja doch, ja! Der stattliche Jüngling ist Euer Sohn! Wie . . . wie ist das nur möglich. Ein Wunder!" — „Doch nicht gerade," erläuterte der Bischof: „vierzehn Jahre zählte das Kind, als ich es traute mit Freund Ernst."

Bei diesem Namen schien ein Schatten durch den Saal zu fliegen: wenigstens über des Königs Gesicht zog es dunkel dahin: ein Schweigen entstand. Burchard brach's, eh es peinlich ward. „Wahr sprach die edle Frau: sie

vertraute mir ihre Bitte an: die Erfüllung ist zum Heil des Reichs."

Konrad schien im Augenblick nicht an das Reich und dessen Heil zu denken: er mußte sich sichtlich von ganz anderen Vorstellungen losreißen. „Ja so! die Bitte!" rief er.

„Mein hoher Herr und König," hauchte die süße Stimme, „ich flehe Euch an: begnadigt den tollen Buben, den Werner." — „Ah, das ist's," erwiderte der König langsam, kopfnickend. — „Ja, das ist's," sprach Burchard. „Und Ihr habt Euch schon gebunden, Herr, durch Euer — verzeiht — etwas vorschnell Wort." — „Ja," sprach der Herrscher, „das . . . das war unbedacht." Er grollte sich selbst. „Ich tu's nie wieder." — „Wird gut sein, Herr! Was hätte die schöne Frau nicht alles erbitten mögen . . . für ihren Sohn: zum Beispiel" — hier flüsterte er in sein Ohr — „zum Beispiel: Burgund."

Der König drückte die Lippen aufeinander: dann sprach er: „Recht hast du, Treuer! Dank für die Warnung. Es geschieht mir nicht nochmal."

Bei dieser Wendung des Gesprächs erschrak die Bittstellerin: „Um Gott, Herr König. Hab' ich Euch beleidigt?" — „Ihr? O nein. Aber ich vergaß einen Augenblick die Königspflicht." — „Nein," sprach der Bischof, „diesmal hat Gott jeden Schaden verhütet. Denn wahrlich: es ist zum Heil des Reichs, bleibt sie erhalten, jene tapfre Rechte, die schon manchen stolzen Schlag gegen Ungarn und Böhmaken geschlagen hat, im schwäbischen Aufgebot, im Vorstreit für das Reich."

„So sei es," sprach Herr Konrad rasch und froh: der Tollkopf mag mit dem Schreck davonkommen. Aber, Bischof: fortab keine Gnade mehr für den Rückfall." — „Dank, tausend Dank, mein Herr und König! Ihr seid

so gut und gnädig als Ihr stark und herrlich seid.“ Bewundernd ruhten die hellbraunen Augen der Frau auf der stolzen Mannesgestalt. „Ach, aber wie könnte ich Euch danken?“

Da flammte heiße Glut auf in den Blicken des Königs: er konnte wieder die Augen nicht von diesem Antlitz lösen: so brennend war der Blick, so gar nicht mißzuverstehen von einem Weibe, daß Gisela über und über errötete und die langen seidnen Wimpern senkte.

„Wie Ihr mir danken könntet . . .?“ Er trat rasch einen Schritt näher. Aber leise schob sich der Bischof zwischen beide, ergriff nach einem warnenden Blick auf Konrad die Hand Giselas und führte sie zur Türe: „Die Geschäfte sind nun wohl zu Ende. Verstattet, daß ich Euch in Eure Kemenate geleite.“ Sie folgte willig: aber an der Schwelle wandte sie das Haupt und warf dem eifrig nachschreitenden König einen Blick zu, der sagte viel, ja alles. Heiß durchrieselt blickte er ihr nach.

VI.

Noch im Laufe des gleichen Tages erlangte auch Aribo das nachgesuchte Gehör. Auf die Frage des Königs, was ihn herführe, antwortete der Erzbischof: „Der Wunsch, wieder einmal das Herscher-Antlitz zu schauen, das sich mir wie eine scheidende Sonne entzogen hat, seit den Tagen von Mainz, seit die Krone Euer Haupt schmückte, die . . .“ — „Ich Euch verdanke Erzkanzler. Nicht nötig, mich des zu mahnen; ich vergesse das nicht. Aber schwer-

lich hat Euch dieses Sehnen zu mir geführt: Ihr wünscht etwas für Euch."

„Diesmal doch nicht! Nicht einmal für die heilige Kirche. Ich komme, zu warnen. Ich erhielt zuverlässig Kunde, daß zwei Eurer Feinde sich insgeheim verbündet haben und gegen Euch rüsten: der rote Konrad, der den Tag von Kamba nicht vergessen hat, und Odo von Champagne, der den Anfall von Burgund nicht erwarten kann." — „Da kann er lange warten," lachte Konrad grimmig. — „Aber er will nicht! Der Rote hat ihm dies Reich versprochen, sobald er mit seiner Waffenhilfe Euch von dem Throne verdrängt. Ich eilte herbei, Euch zu warnen. Kommt zuvor."

„Dank! Ihr kommt zur rechten Zeit. Die Dinge von Burgund drängen in diesen Tagen zur Entscheidung — und zwar hier. Die eine Erbin, Frau Gisela, ist hier eingetroffen. Und auch ihr Sohn, der sie bei lebendigem Leibe beerben will." — „So hat sie sich entschlossen ihre Witwentrauer gar bald abzuschließen? Denn man trauert nicht bei Hofe," lachte der Bischof.

Unwillig fuhr Herr Konrad auf: „Kein Wort wider sie!" rief er in ungewohnter Heftigkeit. „Sie mußte wohl kommen, wann der König Schwabenland betritt."

Aribo ließ ganz kurz die klugen Augen auf den erregten, erhitzten Zügen des Königs ruhen. Dann sprach er beschwichtigend: „Ich bin der letzte, wider diese Frau zu sprechen, die Schönste, die Gottes Sonne je beschienen . . . ." Konrad schwieg, aber er nickte kurz Zustimmung. „Das sieht jedes Auge. Ich aber, — seit vielen Jahren kenn' ich sie genau! — sehe auch in ihre edle Seele, ihren klugen Geist."

„Freut mich, das von Euch zu hören. Gefällt mir besser als Bischof Burchards gar eingeschränktes Lob, der

Wankelmut an ihr zu tadeln fand und allzuwarme Freude an weltlichen Dingen." — „Ei, die Vielschöne ist doch keine Nonne. Wäre schade drum!" fügte er listig bei. — „Das mein' ich auch. Ihr seid ihr Freund, ich seh's. So sollt Ihr morgen — als Vertreter ihrer Rechte — teilnehmen an der Beratung über Burgund: ich muß heute noch die Verträge mit König Rudolf genau prüfen: morgen bin ich damit fertig."

Mit Mühe hatte Ernst, nachdem er selbst den Freund aus der Haft in Freiheit geführt, ihn bewogen, dem König und der Fürsprecherin seinen Dank sagen zu lassen: „Ich mag ihnen nichts zu danken haben, ihm nicht und ihr nicht. Nein, auch deiner schönen Mutter nicht! Sie ist allzuschön. Will sagen, sie weiß es zu klar und denkt immerfort daran. Wer weiß, was wir noch mit dieser Schönheit erleben. Sie ist zu jung für eine Witwe." — „Aber Werner! Ihr Gelübde! In die Hand des sterbenden Vaters abgelegt."

„Nun, lassen wir's. — Weißt du, was ich möchte? Diesen tugendsamen Pfalzgrafen, der mir den Zutritt zum Herrscher verwehrte, —" — „Er war in vollem Recht." — „Vor mein Schwert fordern, anderswohin als in der Pfalz, wo sich der Feigling . . ." — „Graf Mangold ist nicht feig. Die Böhmen wissen's." — „Nicht mit dem Schild des Pfalzfriedens decken mag. Aber ich will den König nicht aufs neue reizen, indem ich ihm seinen Liebling erschlage." — „Laß das bleiben, bitte." — „Wenigstens bis er deine Mutung um Schwaben und Burgund gewährt hat." — „Eingereicht ist sie schon: morgen fällt die Entscheidung. Der treue Burchard mahnte dringend, nur Schwaben zu verlangen, auf Burgund zu verzichten: das sei hoffnungslos. Ich schwanke."

„Tod und Teufel," rief Werner mit dem Fuße stampfend, daß der Estrich des Kerkerganges dröhnte, „du darfst nicht schwanken. Schmach dem Ritter, der nicht sein Recht verficht. Hast du nur erst Schwaben — treu stehen alle Alamannen-Helme zu dem Sohn ihres geliebten Herzogs, alsdann selbst ihrem Herzog! — magst du um Burgund mit den Waffen werben." — „Still! Wecke mir nicht wieder Gedanken, die ich mit Mühe in Schlummer gewiegt."

VII.

Am andern Morgen berief der König die Herzogin, deren Sohn mit Gefolge, Aribo und Burchard, sowie den Bischof Bruno von Augsburg in den Empfangssaal, wo er auf dem Throne Platz nahm, während der Herzogin, ihren Frauen und den Bischöfen Sitze auf den reich behangenen Wandbänken bereitet waren: die andern Geistlichen und die Laien standen in dichten Reihen. Die Herzogin strahlte in stolzer Schönheit, der König weidete die Augen daran. Endlich begann er: „Vieledle Frau, Ihr und Euer Sohn und die andern hierher von mir Berufenen wissen, wozu ich euch versammelt habe: teils sollt ihr meine Beschlüsse vernehmen, teils sie mit mir vorbereiten. Ich halte hier zwei Urkunden, Eingaben des jugendlichen Ernst, des Sohnes des hochverdienten Schwabenherzogs und seiner Witwe. In der einen stellt er die Bitte, ihm das Herzogtum Schwaben zu verleihen. Da er hier in gehöriger, nicht blinder Mutung das Recht der Krone ausdrücklich anerkennt, solche Verleihung in Gnaden zu gewähren oder — ohne Angabe von Gründen — zu verweigern"

— da lief ein leises Murren durch die Reihen der alamannischen Vasallen. Werner trat mürrisch einen Schritt vor — „also keinerlei eignes Recht etwa wie auf ein Erbgut" — „in Anspruch nimmt, habe ich mich entschlossen, diese Bitte in Huld und Gnade zu gewähren. Morgen schon wird er dem König Hulde tun und den Eid der Lehnstreue schwören, ich aber werde ihm vor dem Lehnshof des Reiches die grüne Herzogfahne Alamanniens überreichen: er soll sie und das Herzogtum behalten, solang er seinem König die beschworne Treue hält."

Ernst verneigte sich dankend. Konrad legte die eine Urkunde zur Seite und erhob die andre.

„Weiter aber hat der künftige Schwabenherzog verlangt, ich solle ihn auch als Herzog des bisherigen Königreichs Burgund verkünden. Aber das kann nicht geschehen."

Da fuhr Ernst empor, daß seine Waffen erklirrten, seine Mutter hob warnend die Hand gegen Werner, der die Schwertscheide zur Erde stieß: die schwäbischen Ritter grollten dumpf.

Aber der König fuhr fort: „Erstens lebt noch der greise König von Burgund. Nun hat der Jüngling zwar nur für dessen Todesfall die Vorausbelehnung verlangt. Aber dem stehen entgegen die Rechte andrer: Odos von Champagne, des Neffen König Rudolfs, und Frau Giselas, dieses Königs Nichte. Zwar erklärt in dieser Urkunde die edle Frau, sie sei bereit, ihr Erbrecht an ihren Sohn abzutreten: das aber verbiet' ich im Namen des Reichs."

Da brach die Unzufriedenheit gar mancher Hörer in lauten Widerspruch aus.

„Schweigt, ihr Getreuen!" rief Ernst. „Herr König, gebt Ihr mir Urlaub zu reden?" — „Redet." — „Kraft welches Rechts wollt Ihr dies Verbot erlassen?"

Unmutig erwiderte der König: „Ich könnte sagen, kraft des Rechts des Oberlehnsherrn über alle Lehen im Reich. Oder kraft des Rechts und der Pflicht des Königs, allüberall das Wohl des Reichs zu wahren. Aber vernehmt ein stärkeres Recht: Herr Odo und Frau Gisela haben gar kein Recht mehr an Burgund — daher kann diese keins abtreten: denn der Erbe von Burgund ...." — „Seid Ihr's vielleicht?" entgegnete Werner hitzig. — „Nein, vorlaute Junge, der Erbe von Burgund ist das Deutsche Reich." — „Was? Wie? Das Reich?" scholl's durch die Reihen. — „Das Reich ist kein Mensch. Es kann nicht erben!" rief Ernst. — „So? Erbt nicht ein Kloster aus Testament und aus Vertrag?" — „Ja, aber ..." — „Kein aber, junger Ernst." Der König legte nun die zweite Urkunde fort und holte eine dritte aus einer neben ihm stehenden weit geöffneten Ecktruhe. „Seht hier den Vertrag, den Kaiser Heinrich geschlossen mit König Rudolf am 2. Hornung vor drei Jahren. Was steht hier geschrieben? ‚Fünftens aber setzt König Rudolf zu seinem Folger im Reiche Burgund ein den Kaiser Heinrich ... —'" — „Seid Ihr das?" rief Werner.

Heiß zuckte die Flamme des Zorns über König Konrads meist so ruhige Züge, aber er faßte sich und sprach gelassen: „Euer Kerker liegt ganz nah." Dann fuhr er fort: „den Kaiser Heinrich und jeden seiner Nachfolger im Reich. Das will sagen: das Reich selbst, vertreten durch seinen jeweiligen König."

„Das, das ist nie Recht gewesen unter den Deutschen," sprach Ernst verwirrt nach kurzem Schweigen.

„Doch! Die guten Deutschen haben's nur nicht so ausgedrückt. Ich frage die weisen, gelehrten Herrn der Kirche: ist etwa der Papst und die Kirche, ist etwa der Bischof und das Bistum, ist der Abt und das Kloster

dasselbe?" — „Nicht doch," sprachen die drei Bischöfe mit einer Stimme.

„Das wäre Frevel," rief Bischof Bruno, „den sündhaften, sterblichen Menschen für eins zu halten mit der heiligen Anstalt. Und wirklich, — ich hab' es bisher nur nicht so gedacht! — aber wirklich gilt das gleiche vom König und vom Reich. Der König stirbt wie der Papst: die heilige Kirche und das Reich — es heißt auch heilig — sterben nicht." — Die Geistlichen alle riefen oder nickten Beifall.

„Gut, daß die Wahrheit dämmert in den deutschen Köpfen," sprach der König erfreut. — „Ich widerspreche dieser neuen Lehre," rief Ernst.

„So hört weiter. Bischof Bruno: wer hat dem Burgunderkönig den Vergeltpreis bezahlt für seine Abtretung. Kaiser Heinrich?" — „Nein doch," antwortete der Gefragte. „Hab' ich doch selber den Vertrag verfaßt: Lest nach, Herr König, ich meine: es muß Kapitel VII sein."

Konrad las wieder: „Den Vergelt aber für diesen Vertrag — nämlich für alle die nutzbaren Hoheitsrechte in Burgund, — ‚300 000 Schillinge goldner Münze, hat das Reich dem König von Burgund entrichtet'. Wer also, jung Ernst, hat das Recht auf Burgund erworben?"

Aber der gab nicht nach: „Ich leugne, daß jener greise König zum Nachteil seiner Blutserben, seiner gesetzlichen Erben über die Erbschaft verfügen konnte. Ich schelte den Vertrag null und nichtig. Hier werf' ich meinen Ritterhandschuh hin und grüße kampflich jeden, der jenes Pergament verficht."

„O mein Sohn!" rief Gisela in Tränen ausbrechend und mit beiden Händen auf den Herrscher weisend: „du willst das Schwert erheben gegen diesen — diesen — Mann?"

Spöttisch fiel da Werner ein: „Ihr weint ohne Grund, vielschöne Witwe des edelsten Mannes: denn Ihr weint nicht um den Sohn, wie man etwa meinen sollte. Ihr weint um den Herrn König: — der aber schlägt sich nur mit Königen. Er hat jedoch viel tausend Vasallen, die für ihn kämpfen müssen und einem dieser würde wohl zuletzt auch Euer tapfrer Sohn Ernst erliegen. Spart die Tränen für den Sohn. Die letzten, die ich sah, vergosset Ihr dort am Waldessaume — für den Gemahl.“ Gisela barg das Haupt im Schleier.

Heiß zornig sprang der König auf: aber Aribo trat dicht vor ihn hin, neigte sich und bat um Redegunst. Dann hob er an: „Euer kluger scharfer Geist, Herr Konrad, ging nicht umsonst in Welschland in die Schule: die Lehre, die Ihr dort gelernt, haben schon Eure Vorfahren im Reiche, die großen Kaiser Theodosius und Justinian, gelehrt und ebenso schon lang die Canones der heiligen Kirche. Gleichwohl rate ich dringend, sich darauf nicht zu berufen, in Deutschland — anders in Italien, wohin Ihr wohl bald aufbrecht, Euch die Kaiserkrone zu holen in Rom.“ Wohlgefällig nickte der König.

„Unter den Deutschen nicht! Ihr saht, wie die hier versammelten Laien sämtlich die Köpfe schüttelten, Ihr hörtet vielleicht auch ihr Murren: wohlan, glaubt mir, alle Laien im Reich, vorab die Fürsten, würden es nicht beim Kopfschütteln und Murren bewenden lassen: sie würden Euch nicht Heerfolge leisten in einem Krieg gegen Herrn Odo aus solchem Rechtsgrund. Es ist doch höchst zweifelhaft, ob König Rudolf das Recht von Neffe und Nichte durch jenen Vertrag einfach über den Haufen stoßen konnte. Unser Volk hält streng fest am Erbrecht der Sippe. Das Volk kennt — darin hat jung Ernst recht — nur Menschen als Erben. So müßte“ — und dabei warf er be-

deutsame Blicke erst auf Gisela, dann auf den Herrscher und hielt kurz inne — „ein menschlich Band Euch, Herr König — nicht das Gespenst des Reichs! — mit der Erbschaft — besser mit einem der Erbberechtigten — verknüpfen. Ja, zum Beispiel“ — er tat, als komme ihm der (lang gefaßte) Gedanke jetzt erst plötzlich — „ja, wenn Herzog Ernst von Schwaben noch lebte, der, als der Gemahl der Erbin Gisela, hätte sonder Zweifel an deren Statt, als deren Vertreter und Eheherr, das Recht auf ...“

Er konnte nicht vollenden. Denn Konrad, dessen bewegte Züge des Priesters Worte immer heftiger erregt hatten, sprang ungestüm von seinem Thron empor und mit glutflammendem Antlitz rief er: „Wohlan, so erhebe ich Frau Gisela hier zu meiner Gemahlin.“

Da brach ein Sturm der Leidenschaften aus in dem Saal: Erstaunen, Bestürzung, vereinzelter Beifall, aber viel mehr lauter Unwille machten sich Luft: die Witwe sank halb ohnmächtig in die Arme ihrer Frauen.

Am lautesten übertönte den Lärm der andern ein Schrei wilden Zorns: — Ernsts Stimme, doch seltsam entstellt — und eine grelle schrille Lache: — Werner stieß sie aus.

Konrad aber stieg von den Stufen und eilte raschen Schrittes mitten durch den Saal auf Gisela zu, ergriff heftig ihre Rechte und zog sie in die Höhe: „Verzeiht, vieledle Frau, das Ungestüm dieses Wortes: aber der Drang des Augenblicks hat mir rascher den Entschluß gereift, den ich — nein, der mich ergriffen hatte bei Eurem ersten Anblick. Ich will mich nicht berufen auf das alte Recht unsrer Herrscher, über die Hand der Jungfrauen und der Witwen — zumal der Fürstinnen — frei zu verfügen. Fern sei gegenüber einem Wesen wie Ihr jener barbarische, tyrannische Gebrauch. Nein, wie Ritter zu

Edelfrau, besser wie liebender Mann zu geliebtem Weib sprech' ich zu Euch: Gisela, könnt Ihr mein tief, mein heiß Gefühl nicht erwidern? Seht, ich biete Euch als Brautschatz die deutsche Königs- bald die römische Kaiser-Krone. Und mich, diesen ganzen Menschen. Und endlich bedenkt: unsre Verbindung ist ein Segen für das Reich — das mir immerdar das Höchste war und bleiben wird —: unsre Ehe endet friedlich den Streit um Burgund, — verhütet viel Blutvergießen. Redet! O sagt ja." Aber die Frau fand keine Worte: mit tief traurigem Ausdruck, mit schmerzlichstem Bedauern schüttelte sie leise das Haupt. „Ihr schweigt. Ihr sagt mir Nein?" Er wich einen Schritt zurück.

Da trat Ernst vor und grimmig, fast drohend sprach er: „Meine Mutter sagt Nein: — hei, es scheint ihr recht schwer zu werden, zu verzichten auf die Ehre der Krone und auf die Freuden des neuen Ehebetts! — sie sagt Nein, weil sie muß. Gott sei's geklagt, offenbar nur weil sie muß." — „Und warum muß sie?" fragte Konrad mit feindseligem Blick. — „Weil sie meinem sterbenden Vater geschworen hat, ihm treu zu bleiben, mir allein zu leben, nie wieder sich zu vermählen. Ist's nicht so, Freund Burchard, Herr Erzbischof, Ihr standet dabei, beide: — euer Zeugnis ruf' ich an! Ist's nicht so?"

Erwartungsvoll trat Konrad auf die beiden Bischöfe zu mit fragenden Blicken. „Also ist's," sprach Burchard feierlich, „ich hab's gehört. Und, Frau Gisela: Gott hat's gehört im Himmel, von wo Euer Gatte auf Euch herniederschaut in dieser Stunde."

Tiefes, allgemeines Schweigen folgte diesen Worten: auch Konrad schwieg, er senkte tief das Haupt: nur ein leises Wimmern war hörbar. Gisela rang die Hände. „Erzbischof Aribo?" fragte endlich schmerzbewegt der

König. Da schritt dieser von den Bankstufen herab und trat hoch aufgerichtet erhobnen Hauptes in die Mitte des Saales neben den König: „Ja, so war es, Herr König."

Der stieß ein dumpfes Stöhnen aus und wollte mit einem letzten Blick auf die Geliebte den Saal verlassen. Aber Aribo legte ihm die Rechte auf die Schulter und sprach: „Halt, Herr Konrad. Verweilet noch. Verzweifelt nicht. Ich kenn' Euch gut: Euch treibt nicht weniger als die Minne zu dieser vielschönen Frau Eure erste und höchste Liebe: das Wohl des Reichs. Wohlan: soll zweier wackrer Herzen Glück, ja das Heil des Reichs gehemmt sein durch einen — ich hab's mit angesehen! — nicht frei geleisteten, durch einen halb abgezwungenen Eid?"

„Wie? Was?" schrie Ernst auf. — „Pfaff, du lügst!" sprach Werner mit geballter, drohender Faust. — „Herr Amtsbruder," mahnte Burchard tief entrüstet. „Wie könnt Ihr . . .?" — „Beruhigt Euch, frommer Bruder. Ich hab's gesehen, wie er die Hand der Widerstrebenden ergriff und emporzog." — „Das war doch nicht zwingende Gewalt." — „Nein, nicht vis compulsiva, domine confrater. Aber doch Bedrängnis. Und übrigens ein Bischof sollte wissen, — wem von Christus dem Herrn gegeben ist die Macht zu lösen wie zu binden, wie auf Erden so im Himmel: Sankt Petrus und allen seinen Nachfolgern, den Bischöfen. Kraft dieser Gewalt, zu lösen, löse ich Frau Gisela auf Erden von ihrem Eid und löse sie im Himmel von jedem Recht, das die Seele des Verstorbenen dort geltend machen könnte."

Während der gewaltigen Bewegung im Saale, die alle ergriff, — Laien und Geistliche verließen ihre Sitze und drängten sich gegen König und Erzbischof — bahnte sich jener rasch den Weg durch das Gedränge zu Gisela, faßte

ihre beiden Hände und zog sie sanft gegen seine Brust, „Gisela, geliebtes Weib, Herrliche! Sprich, nun frei vor Gott und Menschen, willst du, zu unsrer beider Seligkeit und zu des Reiches Heil, — willst du die Meine werden?“ — Da hob sie beide Arme, sie lösend, hoch in die Höhe, und senkte sie auf seine beiden Schultern, an seine Brust fliegend. „Ja, ich bin dein.“

Ein markdurchdringender Schrei — ein dumpfer rasselnder Fall — Ernst lag ohnmächtig auf dem Estrich. Werner kniete neben ihm nieder und hob drohend die gepanzerte Faust gegen das Paar: „dieser Weheschrei wird gerächt,“ knirschte er.

Drittes Buch.

I.

Sobald Gisela sich in stiller Kemenate aus den Armen des Bräutigams gelöst hatte, beschied sie ihren Sohn zu sich: aber Ernst, Werner und alle schwäbischen Ritter hatten die Stadt verlassen: tief betroffen ließ die Mutter das den König wissen: der lachte: „Eilt es ihm nicht, Herzog zu werden — ich kann's abwarten. Und die Herzogfahne hier in der Pfalz auch."

Aber seine Bräutigamsungeduld konnte nicht warten: er drängte auf schleunige Vermählung. Aribo, der jetzt gewaltig viel zu gelten schien, hob bereitwillig das kirchliche Gebot der Einhaltung des Trauerjahres auf, der König selbst das weltliche und auf den nächsten Sonntag schon war die Hochzeit anberaumt, die auf Befehl des Herrschers mit aller königlichen Pracht gefeiert werden sollte. So viele Gäste als irgend in der kurzen Zwischenzeit geladen werden mochten, wurden entboten. Aber die Boten, die Ernst auf allen seinen Lieblingsburgen suchten, kehrten unverrichteter Dinge zurück: er war nirgends im Lande zu finden oder zu erkunden.

An dem Abend vor jenem Sonntag wandelte das Brautpaar allein in den Anlagen des parkähnlichen Gartens, der sich im Westen an die alte Königspfalz schloß.

Die Sonne des schönen Herbsttages ergoß vor dem Versinken in leichtes Gewölk noch ihre rotgoldnen Schimmer in reicher Fülle durch die schon blätterarmen Zweige der Linden und Buchen, milde wohltuende Wärme verbreitend: zwar der Gesang der andern Vögel war längst verstummt: aber der metallische Abendruf der Schwarzdrossel schmetterte melodisch durch die Büsche. Konrad hatte den Arm um die Geliebte geschlungen: jetzt hielt er an in dem langsamen Gang und brach das Schweigen, das beide lange stillbeglückt eingehalten.

„Meine Gisela," begann er, „in allem und jedem hast du dich bewährt, was diese wenigen, aber so inhaltreichen, vielbewegten Tage brachten: in allen Stücken erkannt' ich deinen zarten, feinen Sinn, wie er edlem Weibe innewohnen muß: sonst ist sie bei aller Schöne des Leibes ein widriges Geschöpf. Auch das ist gar fein und vornehm, daß du niemals mit der leisesten Frage, auch nicht mit einem Wort gestreift hast, was dich doch gewiß im geheimsten Herzen lebhaft bewegen muß, die Frage . . ."

„Welche Frage, Konrad? Ich habe keine an dich zu stellen. Liegt doch dein ganzes, edles, treuverlässiges Wesen so klar und offen und durchsichtig vor aller Augen wie der Spiegel des Bodensees im hellsten Sonnenlicht. Wer sehen kann, der sieht dich, nicht wie du scheinst, nein, wie du bist." — „Aber doch nicht, wie ich war, wie ich, was ich nun bin, geworden. Mein vergangenes Leben — vor dir, vor der Liebe, die mich zu dir zwang beim ersten Anblick — begehrst du nicht, davon zu wissen?" — „Mir genügt, was ich weiß. Wie du, früh verwaist, eine harte Jugend zu durchkämpfen hattest: der Großvater, der mächtige Herzog von Kärnten, ja die eigene Mutter, Frau Adelheid, setzten dich zurück hinter deine Oheime, des Vaters Brüder: karg maßen sie dir das Erbteil zu: hätte nicht

der gute Burchard sich dein angenommen, schwer hättest du gedarbt: durch Kämpfe und Kriegstaten mußtest du das erst erringen, was schon deiner Geburt gebührte. Alles, was du bist und hast, dankst du dir selbst allein, auch das Höchste, die Königskrone und das Kleinste, Wertloseste: dieses Weib, das dich so aus der Maßen lieben muß." Da drückte er sie an die Brust und küßte ihr Stirn, Augen und Mund.

„Ja lieben, wie ich nie geahnt, daß ein Herz lieben kann. Du weißt ja, dreizehn Jahre zählte ich, als der Vater mich verlobte, vierzehn, als ich dem so viel älteren Manne folgte. Ich war nicht gefragt worden: aber auch wenn gefragt, hätte ich nichts anderes getan, als dem Wunsche des Vaters folgen. Fern sei's, an dem Andenken des besten Mannes auch nur mit einem Worte zu mäkeln: er war die Güte selbst gegen mich junges Ding: Dank, Verehrung, ja Ehrfurcht wie für einen Vater hab' ich tief empfunden, werd' ich ihm wahren immerdar: — aber Liebe, Weibesliebe zum Manne — erst du, Gewaltiger, hast sie mich gelehrt. Viele haben mich gescholten — ich weiß es wohl! — putzsüchtig, eitel, inhaltsleer, ich war's vielleicht! aber heil mir, nun hab' ich meinen Inhalt."

Bewegt schloß er sie in die Arme. Dann sprach er ernst: „Wahrlich, wie eines Kindes erste Beichte ist dieser Blick auf dein Leben. Nun aber drängt es mich, dir zu beichten: du frägst nicht: so sprech' ich ungefragt. Nicht so kindlich rein verlief mein Leben: ich habe lange vor deinem Anblick die Minne gekannt, ihre Süße voll genossen und auch ihr bitter giftig Weh geleert — bis zur Neige, nah bis zum Sterben und Verzweifeln." Und er preßte die Rechte auf die Augen, daß es schmerzte.

Sanft zog sie allmählich die geballte Faust herab: „Viellieber, laß doch! Verscheuche den Gedanken, tut dir's

weh: ich verlange nicht, davon zu wissen. Wie sollte auch ein Held, — ein Mann wie du so schön, so stark, so viel klüger und herrlicher als alle, — wie solltest du zu voller Mannesreife gediehen sein, ohne viel geliebt zu werden und zu lieben."

Er drückte ihre Hand: „Dank! Du machst mir's leicht; 's ist bald erzählt, was eine Welt von Schmerzen birgt. Es war nur ein Weib, nur einmal. Sie war frei geboren, aber geringen Standes. Sie war gar schön: — nicht wie du, stolz, üppig, beherrschend: nein, eine kleine, zarte, weiße Blüte!" Er seufzte tief auf und strich mit der Hand über die Stirn. — „Du Armer! Und sie starb dir!" — „O nein!" rief er in wild ausbrechendem Weh: „Besser wäre ihr — und mir! — gewesen, entriß sie der Tod. Nein, nicht gestorben, treulos ist sie geworden." — „Treulos dir? Dich verlassen? Unmöglich!" — „Was ist falschem Herzen unmöglich? Du mußt alles wissen, nicht bloß ihre Schuld: — auch die meine. Geheim mußte unsre Liebe bleiben: meine Sippe durfte von der Hirtentochter nichts wissen. Die Meinen wollten mich durchaus mit einer andern vermählen, einer entfernten Verwandten unseres Hauses." — „Gewiß mit der gefeierten Erdmuthe von Mespelbrunn, deren Schönheit man noch heute rühmt?"

Konrad nickte: „Mit Recht; aber den Meinen lag vor allem an ihren reichen Gütern im Spessart, welche die unsern trefflich würden abgerundet haben. Und die stolze Schönheit schien nicht abgeneigt: ich aber wollte nicht." — „Was ist doch aus ihr geworden? Ich meine . . . —"

„Äbtissin des von ihr gestifteten Klosters Neuenpforten, fern, am Meeresstrand bei Bremen. Und gar mächtig schaltet und waltet sie dort: die königliche Äbtissin nennt

man sie. — Ich zog die Minne des Hirtenkindes vor, die heimliche. Aber zuletzt," er stockte — „mußte es an den Tag. Sie hatte mir alles, alles gegeben: ach ich wähnte auch die Seele — wie den jungen Leib. Sie genas in der Stille ihres Schäferhofes eines Kindes. Nun mußte und wollte ich sie als mein Eheweib heimführen. Ich hatte alles vorbereitet. In zwei Nächten wollte ich sie und das Kind holen: ein Priester war gewonnen, uns heimlich zu trauen: dem Zorn meiner Sippe, der Enterbung hätte ich getrotzt. Da erhielt ich durch einen Boten einen aufgefangenen Brief Mildtrudens an . . an . ."

„An wen? Aber laß lieber ab!" — „Nein: es muß heraus! An den — ungenannten Vater ihres Kindes." — „Oh Armer!" Sie ergriff seine beiden Hände. Aber er riß sich los: „Sie verhöhnte mich in dem Brief, der ich das Kind für mein Fleisch und Blut halte und sie beteuerte, auch als mein Weib werde sie niemals von ihrem Herzgeliebten lassen." — „Die Unselige!"

„O nein! Nicht sie, ich war unselig. Denn mir entging die Rache an ihr und — zumal! — an ihm! Der Bote war spurlos verschwunden, sobald er den Brief dem Burgtorwart abgegeben hatte. Ich jagte auf meinem schnellsten Roß noch in derselben Viertelstunde in die Nacht hinaus, stundenweit, an ihres Ohms Gehöft: ich fand nur den Alten. Der erzählte, — voll glaubhaft war seine Angst! — am Tage vorher habe Mildtrud erklärt, sie müsse das Kind aus dem Haus in das Freie, in das Sonnenlicht, tragen, in der Richtung auf das nahe Gehölz. Der Oheim zimmerte an dem Zaun der Hofstätte, von wo er sie deutlich sah. Plötzlich sprengten aus dem Tannicht zwei Reiter auf sie zu, der eine hob sie, der andre den Säugling zu sich auf das Pferd und so schnell sie ge-

kommen, verschwanden sie wieder in den dichten Wald. Als der Alte dessen Saum erreichte, sah er nichts mehr von den Reitern und der, — wie er meinte! — Geraubten. Vergeblich schrie er ihren Namen: in weiter Ferne schon tönte der Hufschlag. Ratlos, hilflos harrte er in dem Hause: mich konnte er nicht angehn: er kannte weder meinen — rechten — Namen, noch meinen Aufenthalt. Ich suchte nun den ganzen Wald ab; nichts fand ich, kaum mehr die Hufspuren, die jenseit des Gehölzes auf der harten Landstraße erloschen. Ich wartete nun noch mehrere Tage . . ."

„Welch' treue Liebe!" — „Nein, welch' treuer Haß. Erschlagen hätt' ich die Dirne, den Buhlen und die Brut. Denn nicht an Gewalt ist zu denken: nach Verabredung lief sie dem Entführer entgegen, der Ehe mit mir zu entrinnen. Und — ich hab's geeidet! — ich erschlage sie alle drei, find' ich sie jemals aus."

Zitternd vor Zorn hielt er inne. — „Vergiß das Liebster! O vergiß!" — „Niemals! Nicht die verratene Liebe und nie den Eid der Rache!"

II.

Glänzend ward am folgenden Tage die Vermählung gefeiert. Aber der König versäumte auch in den Tagen der Hochzeitfeier nicht die Sorge um das Reich. Das Verschwinden des jungen Ernst und seiner Schwaben ließ nur Unheil drohende Auslegung zu; dem Pfalzgrafen Mangold ward der Auftrag, die Suche nach den Flüchtlingen

neu aufzunehmen und Bericht von allem Ermittelten zu überbringen: — lang blieb er aus.

Aus Italien, zumal aus Pavia, kamen bedenkliche Nachrichten über die Stimmung der Bevölkerung: drohend schienen von überall her Wetterwolken aufzusteigen. Aber König Konrad blieb ruhig, klar und fest. „Immer eins nach dem andern,“ so beschwichtete er seine besorgte Königin, „und zwar immer das Nächste zunächst. Ich kann weder mich noch mein Heer vierteilen nach den Himmelsgegenden. Zuerst muß wieder der Pfalzrat hier in Ordnung gebracht sein: — er ist durch unsre rasche Heirat ein wenig zerrüttet worden, — bevor ich an die Marken eile. Ich habe Burchard, dann Aribo hierher beschieden: — nein, bitte, bleibe: ich habe dich in diesen Tagen als meine klügste wie treuste Kanzlerin erprobt. Ah, Burchard, Vielgetreuer: — wie umwölkt ist deine klare Stirn.“

„Kein Wunder, Herr König. Ihr wißt, ich bin nicht einverstanden mit dem Wichtigsten, was hier geschehn: der Entbindung von dem Eid, der Verletzung des Trauerjahrs . . . Ich bitt' um Entlassung von dem Hof, um Entbindung von meiner Stellung als Euer — wie soll ich sagen? — Reiseratgeber ohne Amt.“

„Recht hast du, Vater Burchard, wie in — fast — allem. Nur meine Minne, mein Eheglück solltest du nicht so scharf verwerfen; hab' ich doch nicht nur Gisela, Burgund hab' ich genommen.“ — „Ja,“ lächelte die Königin, „ohne diese Aussteuer hätte er mich schwerlich genommen.“ — „Trotz Herrn Aribos Künsten,“ sprach der König ernst. — „Wie?“ staunte Burchard. „Ich meinte, der sei jetzt . . . —“ — „Allmächtig bei mir? Doch nicht. Er wünscht es, er wähnt es vielleicht: aber er irrt sich. Dank? Gewiß: aber nicht auf Kosten des Reichs. Allzugefährlich wird seine stete, stillschweigende Dankbegehr und sein Wahn,

mich, Hof und Reich zu beherrschen. Fort mit ihm aus meiner Nähe! Dort kommt er. Willkommen, Herr Erzbischof. Ich weiß, Ihr wartet schon lang auf Belohnung für Dienste, die Ihr dem Reich geleistet: das Reich soll sie belohnen. Doch nicht auf Kosten der Gerechtigkeit. So muß ich Euch denn leider verkünden: nicht kann Euch werden, was Ihr so lang und heiß erstrebt, was Ihr von mir — über meine Befugnisse hinaus — erbeten: das Recht über Kloster Gandersheim und dessen Güter: einstimmig haben im Konzil zu Grona die mit Prüfung jener Rechte beauftragten Bischöfe Gandersheim Euerm Widersacher, Gerbod von Hildesheim, zuerkannt.“ Aribo erbleichte vor Zorn. „Aber hört weiter! In den heißen Köpfen der Welschen siedet's wieder mal zum Überlaufen: bevor ich komme, mit dem Schwert zu dämpfen, bedarf es einer klugen Beschwörung dieser brausenden Kräfte, die List mit Arglist überwindet. Dazu seid Ihr der rechte Mann. Macht Euch reisefertig sofort, eilt nach Pavia, entwirrt die dort gesponnenen Ränke und erwartet meine Ankunft — als Reichserzkanzler von Italien.“

Sprachlos vor Überraschung stand Aribo: endlich brachte er hervor: „Und — und die Geschäfte hier? — am Hof? — in Deutschland?“ — „Die führ' ich fortan selbst.“ — „Allein?“ — „Nein, Freund Burchard wird mir helfen: als Reichserzkanzler für Germanien. Ihr seid entlassen. — ‚Entlassen aus Deutschland für — immerdar,‘“ wiederholte er zu Burchard.

Auf der Schwelle kreuzte jener sich mit dem hastig eintretenden Pfalzgrafen Mangold: „Herr König,“ rief der, „nun werft das Hochzeitgewand ab und legt die Brünne an. Ein ganzer Haufe übler Boten ist gestern abend und heute früh eingetroffen von allen Winden her: das Abendland brennt rings und alle diese Flammen züngeln gegen

uns, gegen das Reich. Aber das Schlimmste ist: aus dem Reiche selbst steigt die Lohe auf wider dich: Euer Sohn, Frau Königin, — Herzog von Schwaben und Burgund nennt er sich in seinen Kampfrufen — hat sich gegen dich empört und seine Schwaben zu einem großen Heerhaufen um sich geschart: er zieht an den Rhein, sich mit Konrad von Worms zu vereinen."

III.

Wirklich hatte Ernst alle Vasallen des Herzogtums Schwaben und alle Freunde seines Vaters durch eilende Boten zu den Waffen gerufen, sein gutes Recht auf Schwaben und Burgund zu verfechten. Auf Betreiben Werners war eine Rechtsverwahrung gegen die eidbrüchige Wiedervermählung der Mutter beigefügt. Als Sammelort hatte er in seinen Heerbriefen den großen Reichswald von Hagenau bei Straßburg bezeichnet: dorthin trachtete er von Augsburg aus mit aller Eile, sich dort am Rhein mit dem ebenfalls empörten Konrad zu vereinen, der die Gültigkeit der Wahl zu Kamba bestritt: man durfte hoffen, durch eine Waffenmacht in jenen Gegenden auch die unzufriedenen Herzoge von Ober- und von Nieder-Lothringen mit zum Aufstand fortzureißen.

Und in der Tat erschien alles günstig zu verlaufen: in hellen Haufen waren die Waffengenossen des geliebten alten Herzogs dessem Sohn zugeströmt, diesem zu seinem Recht zu verhelfen wider den „Franken", der in Alamannien wenig bekannt, dem Lande wie dem Stamme fremd war. Das größte Verdienst um die Bildung eines

Heeres, den hitzigsten Eifer hierbei entfaltete der unermüdliche Werner, der auch den widerstrebenden Ernst zum Entschluß fortgerissen hatte, während dieser Anwandlungen von Reue nicht immer abzuwehren vermochte.

So saß er in finstern Gedanken an einem trüben Spätherbstabend allein in seinem Zelt: Werner war ausgeritten, aus den nächsten Dörfern Futter für die vielen Rosse zu beschaffen; der Regen, zumal der naßkalte Nebel drang von allen Seiten durch die triefende Leinwand: das matte Licht der Ölampel, die in der Mitte herunterhing, drohte zu erlöschen: erschauernd saß der junge Empörer an dem aus Brettern roh zusammengezimmerten Tisch, auf dem unberührt ein Becher Weines stand; er stützte den Kopf auf die Hand und starrte dumpf brütend vor sich hin. Da störte ihn aus solchem Sinnen die Wache auf: sie meldete einen Boten.

„Von wem?" — „Vom Herrn König . . . von Herrn Konrad," verbesserte der Mann rasch. „Seine Begleiter harren bei der Vorwache des Lagers." — „Laß ihn eintreten."

Alsbald trat ein Gewaffneter ein; aber statt des Helmes trug er einen breitrandigen Hut, den er tief ins Gesicht gezogen hatte; ein brauner Reitermantel verhüllte die Gestalt. „Wer . . . wer seid Ihr?" fragte Ernst, sich erhebend und näher tretend.

Statt der Antwort nahm der Bote den Hut ab und warf ihn auf den Tisch. „Herr Konrad!" rief Ernst bestürzt. — „Ja, ich komme als mein eigner Bote. Was wir beiden zu verhandeln haben, ist keinem dritten und keinem Briefe zu vertrauen."

Ernst wies auf den zweiten Stuhl im Zelt, der König setzte sich: in unbewußter Ehrerbietung blieb der Jüngling stehen.

„Ich komme aus Straßburg, wo ich soeben mit meinem — gar kleinen Heer! — eingetroffen, Euch allerlei Nachrichten zu bringen, die Euch hochwillkommen sein müssen.“ — „Und die bringt Ihr? Mir?“ — Aber ohne hierauf zu antworten, fuhr Konrad fort: „Wahrlich, gut gewählt ist der Augenblick für eine Erhebung wider das Reich. So gut — nicht Euer Scharfsinn konnte ihn so klug wählen: Ihr wußtet gar nicht, konntet nicht ahnen all' die Dinge, die das Reich zur Zeit von allen Seiten bedrohen. Ich komme, sie Euch treulich aufzudecken.“

Der Jüngling wußte sich vor Staunen nicht zu fassen: zweifelnd sah er auf den Feind, der also sprach. Der aber hob aufs neue an: „Ihr zählt — abgesehen von Euren Schwaben — nur auf die nicht eben starke Hilfe des Wormsers und Ihr müßt erwarten, daß ich Euch die ganze geeinte Macht des Reichs, den Heerbann aller andern Stämme entgegenführe. Dem ist nicht so. Ich brachte nach Straßburg nur meine Ostfranken. Nicht die Bayern: denn Graf Welf, in Bayern und Rätien reich begütert, hat sich gegen mich erhoben, sobald er von Eurem Vorhaben erfuhr: ich mußte die treugebliebenen Bayern gegen die jenem Zugefallenen schicken. Nicht die Hessen: ich sandte sie den beiden lothringischen Herzogen entgegen. Nicht die Thüringe, Sachsen und Friesen: denn — freut Euch, Sohn des treuesten deutschen Herzogs! — all' unsre alten Feinde im Osten und im Norden sind verbündet über das Reich hergefallen: König Kanut, der mächtig über Dänemark, mächtiger über England waltet, — nicht mit Unrecht nennen ihn die Seinen den Großen! — hat ein Heer von Dänemark aus bis Schleswig vorgeschoben: hart wird die Feste bestürmt: seine englische Flotte von dreißig Segeln ist die Elbe zu Berg gefahren und sperrt Hamburg von der See ab. Boleslav, der sich den König der Polen

nennt, hat seine ungezählten wilden Raubreiter auf uns losgelassen: sie haben die Elbe überschritten und Wenden, Abodriten und Liutizen zu den Waffen mit fortgerissen. All diese Feinde abzuwehren, hab' ich nur die Thüringe, Sachsen und Friesen. Und im Westen hat der König von Westfrancien in Paris Odo von Champagne tausend Reiter zugesagt zum Angriff auf den Elsaß. Aber mehr noch! Der schwerste Schlag hat das Reich betroffen — er traf seine Ehre! — im Süden: in Pavia."

Da fuhr Ernst jäh empor: „Was ist mit Pavia? Mein Vater hat's sieghaft verteidigt — es war seine letzte Heldentat — gegen die zehnfache Übermacht wütiger Lombarden! Noch stehn hundert seiner Ritter in dem altehrwürdigen Palast." — „Sie standen. Jetzt liegen sie begraben unter dem Mauerschutt der verbrannten Kaiserpfalz: die Pavesen haben sich wieder erhoben, endlich den Palast gestürmt, alles Leben darin gemordet . . ." — „Ah, des Vaters Vasallen!" — „Das deutsche Banner durch den Kot ihrer Straßen geschleift und verbrannt. . . ." — „Rache, Herr Konrad! Rächt die deutsche Ehre!"

„Wie kann ich das? Mit welchen Streitkräften? Nicht einen Mann von den Meinen kann ich entbehren diesseit der Alpen. Noch nie seit den Tagen des ersten Heinrich war das Reich so schwer, so von allen Seiten bedroht. Ich kam, Euch all das offen zu legen: Ihr seht, Ihr seid des Sieges fast gewiß: auf so vielen Schlachtfeldern zugleich werde ich nicht siegen, auf einem werd' ich wohl schließlich fallen auf meinen Schild: und Ihr mögt dann herrschen über den armen Rest, den Euch all Eure Verbündeten von Deutschland und von Welschland übrig lassen werden."

„Nein! Nein!" rief Ernst mit der Hand abwehrend.

„Nein? Damit ist nichts gesagt. Wählt: die Stunde

der Entscheidung kam für Euch, wie für das Reich. Wählet, wollt Ihr mit Polacken und Böhmaken, mit Dänen, Franzosen und Welschen im Bunde die deutsche Macht zersplittern und zerschlagen — ich fürchte, Ihr könnt's vollbringen! — oder wollt Ihr Eurem König helfen, das Vaterland verteidigen, wollt Ihr, des edelsten Herzogs Sohn, das Blut Eurer Schwaben und des Reiches Ehre rächen in Pavia? Wollt Ihr das, so vertrau' ich Eurer Hand die Sturmfahne des Reichs, daß Ihr sie traget im Vorstritt unsres Heers nach dem alten stolzen Schwabenrecht. Wollt Ihr das, Herzog von Alamannien?" — „Ja, ja, ich will, ich will," rief der Jüngling und sank vor dem noch eben Befehdeten auf die Knie. „Verzeiht mir, mein König und mein Herr! Ich war ein Tor. Aber ich mach' es gut in Welschland mit diesem Schwert. Verzeiht mir!"

Da sprang Herr Konrad auf und zog ihn an die Brust: „Dir ist verziehen von Herzen, mein Sohn. Ich kann verzeihn: — noch ist kein Blut geflossen zwischen uns. Ich eile nach Straßburg zu den Meinen und verkünde: morgen brechen die Schwaben unter ihrem Herzog auf, über den Bergen die Fahne des Reichs wieder aufzupflanzen in Pavia."

IV.

Nicht leicht ward es Ernst, am andern Morgen Werner nach dessen Eintreffen im Lager für den plötzlichen Entschluß zu gewinnen: „Er hat dich überrumpelt, der schlaue Franke. Gib acht: du wirst's bereuen! Was gab er dir

für deine — Unterwerfung? Alamannien? Bah, nur dein Recht! Was sprach er von Burgund? Nichts? Hei, da haben wir's. Nie kriegst du das. Aber jetzt ist's geschehen: — war ich zugegen, geschah's wahrscheinlich nicht! Ich hätte seinen Zorn seine kühle Klugheit durchbrechen lassen: — aber, da es nun geschehen, wollen wir in Welschland dreinschlagen nach alter Schwabenart. Wartet, ihr Welschen: der Grimm, der mir gegen den Franken im Arme steckt, — ihr sollt ihn verspüren."

War so in dem feindseligsten der Unterführer der Widerstand — von der Not gezwungen — gebrochen, so gelang es desto leichter, den großen Haufen umzustimmen, der jetzt vor allem verlangt war, die erschlagenen Stammgenossen, oft nahe Gesippen, in Welschland zu rächen. Und nun, durch die Versöhnung von König und Herzog — am folgenden Tag ward Ernst, nachdem er den Vasalleneid geleistet, feierlich vor den beiden vereinten Heerhaufen mit Alamannien belehnt, — ward wie durch einen Zauberschlag die ganze üble Lage des Reichs gewendet: — wie etwa im Hochgebirge die Sonne plötzlich sieghaft durch die Wolken bricht und alles Nebelgewölk zu Tale drückt und aufsaugt.

An Konrad von Worms schickten die beiden einen gemeinschaftlichen Boten: Ernst zeigte ihm seine Unterwerfung an und forderte ihn zu dem Gleichen auf unter Verbürgung für die Begnadigung durch den König, die dieser verhieß: der Wormser beeilte sich, seine Scharen zu entlassen und um Verzeihung zu bitten.

Als die beiden Lothringer dies vernahmen, stellten sie sofort ihre Rüstungen ein: sie hatten sich noch nicht offen ins Feld gewagt: so mochte der König ihre Vorbereitungen als ihm nicht bekannt behandeln.

Ohne Bundesgenossen loszuschlagen, konnte Odo von

Champagne nicht wagen: um so weniger, als er mit König Robert zu Paris in Streit geraten war über die ihm zu hoch dünkende Besoldung der zu stellenden Reiter: es kam zu offenem Kampf zwischen beiden, in dem die Franzosen zwei Festen eroberten: so konnte Konrad das burgundische Basel, das Odo besetzt hatte, durch Herzog Ernst in raschem Handstreich wieder zurückgewinnen.

Schon vorher war es dem reuigen Eifer des Stiefsohnes gelungen, den trotzigen Welfen, dem die treugebliebenen Bayern am Lech hart zusetzten, von der Hoffnungslosigkeit weiteren Widerstands zu überzeugen: er unterwarf sich und kam mit Verlust einiger Lehen davon.

Die doppelte Gefährdung von Schleswig und von Hamburg durch König Kanut gelang es durch Gesandtschaften und Verhandlungen abzuwenden, die Erzbischof Unwan von Bremen, beiden Herrschern nahe befreundet, geschickt zu glücklichem Ende führte: sogar ein Freundschaftsbündnis zwischen beiden brachte der kluge Vermittler zu stande.

Da nun gleichzeitig König Boleslav plötzlich starb und Bruderkriege unter seinen Söhnen die Macht der Polen lähmten — ihre Raubreiter wurden von den hadernden Brüdern eilig nach Haus' gerufen, — blieben nur jene Slaven noch im Felde, die wieder einmal die nächsten Marken des Reichs mit Plünderung und Brand heimzusuchen begonnen hatten: der König mit Pfalzgraf Mangold führte die nunmehr frei verfügbaren Sachsen und Thüringe eilig gegen sie heran, zerstreute ihre Banden und zwang die aus dem Reiche gescheuchten Häuptlinge zur Unterwerfung mit Geiselstellung.

So war in Bälde jede Gefahr für das Reich im Westen, Norden und Osten beseitigt und der König konnte nun aus allen Stämmen starke Aufgebote versammeln,

die im Süden jenseit der Berge noch hell aufflackernden Flammen des Aufruhrs zu löschen und die Brandstifter zu bestrafen.

Mit solchem Eifer betrieb der König die Rüstungen, daß er schon Ende Februar aufzubrechen vermochte. Augsburg war der — wie schon wiederholt für Römerzüge gewählte — Sammelort: hier fanden sich zumal die geistlichen Fürsten, die Bischöfe von Köln, von Hildesheim, von Utrecht, von Toul, wie die Vasallen der Stammesherzoge in großer Zahl ein. Die Vertretung des Herrschers nördlich der Alpen war dem treuen Burchard unter Mithilfe Bruns von Augsburg übertragen. Gleich bei dem Niedersteigen von dem Brenner und zahlreicher noch in Verona, dem ersten Ort längeren Verweilens, strömten lombardische Vasallen in Menge zu den Fahnen des Königs.

In Mailand erstattete Aribo ausführlichen Bericht über die Lage in den verschiedenen Landschaften der Halbinsel; es ergab sich, daß der kluge und geschmeidige Staatsmann gar manche Verwicklung mit feiner Hand entwirrt hatte: aber immerhin blieben noch festere Knoten, die nur das deutsche Schwert durchhauen konnte.

Richtig erkannte Konrads Scharfblick, daß vor dem römischen Kaiser gar viele Riegel fallen würden, die dem bloßen König von Germanien noch trotzten: er beschloß daher wohlweislich, nicht Kraft und Zeit zu verlieren durch gewaltsame Brechung des Widerstandes der zahlreichen großen Städte und kleinen Burgen in dem kastellreichen Lande zwischen Po und Tiber, — er eilte vorwärts nach Rom, woher die Kaiserkrone lockend leuchtete: auch mit der Belagerung und Bestrafung von Pavia hielt er sich — für jetzt — nicht auf: er begnügte sich mit der Beobachtung der trotzigen Stadt durch eine kleinere Schar:

er selbst drängte mit der Vollkraft des Heeres vorwärts nach Süden. Aribos Erbieten, ihn dahin zu begleiten, lehnte er höflich, aber entschieden ab. „Allzuviel Verdienste schon um mich," sprach er, „habt Ihr. Erdrückend würde mir die Dankesschuld. Ihr möchtet mir wohl am liebsten, wie den Königsreif, die Kaiserkrone aufsetzen? Gönnt dem heiligen Vater auch ein Stücklein."

V.

Auf dem Wege von Mailand nach Rom bog er nur ein wenig nach Osten — über Mantua — nach Ravenna aus, wohin ihn der Hilfeschrei des Erzbischofs Heribert dringend rief: der deutsche Mann ward hart bedrängt von der leidenschaftlich deutsch-feindlichen Bürgerschaft. Zwar schien das bloße Erscheinen des Königs mit Heeresmacht vor den Mauern der Stadt diese wilden Wogen niederzulegen. Allein dieser Schein trog.

Um Reibungen mit den Ravennaten zu vermeiden, verschonte Konrad die Stadt mit der Einlagerung größerer Massen: vielmehr brachte er das Heer draußen vor den Toren in Zelten unter: zumal auf dem weiten Blachfeld im Osten der Stadt vor dem Tor Sankt Peter — heute Porta Alberoni: — die warmen italischen Sommernächte verstatteten das und nur eine kleine erlesene Schar führte er mit in die Stadt, wo er Wohnung nahm neben dem alten Königshaus des großen Theoderich, von dem damals noch gar sehr viel mehr erhalten war als die heute allein noch stehende eine Mauer. Ganz nahe jenem Palast, in dem Atrium der Basilika Sankt Apollinaris, ward das

Reichspanier — Sankt Michael den Drachentöter darstellend, — geborgen: Ernst war gewährt worden, daß Schwaben die Bedeckung bilden durften; sie lagerten in ihren Waffen auf den Vorstufen der Kirche; Graf Werner war ihr Führer.

Zwei Tage verbrachte der Herrscher meist damit, Gericht zu halten in Streitsachen zwischen dem Erzbischof und der städtischen Curia, dem Senat der Bürgerschaft: die Urteile fielen meist gegen diese aus. Das reizte die Ravennaten, von je ein ungebärdig Völklein.

Am Abend des dritten Tages lud Ernst den Freund ein, mit ihm das Mahl im Palatium des Königs zu teilen. Aber Werner schüttelte den Kopf. „Nein! Ich hab' eine feine Nase. Ich wittre Blut in der Luft. Ich traue ihnen nicht, diesen unsern Wirten wider Willen. Sie blicken Dolchstöße. Sogar die Weiber, die mir sonst meist gewogen sind in den Städtlein der Welschen. Ich bleib' bei dem Fetzen bemalten Tuches da, das mir anvertraut ward. Wenig schert mich Sankt Michael, ja das Reich und sein Panier: — dem Bastard gönnen sie wenig Recht und Ehre. Aber der Franke soll nicht sagen, die Schwaben haben schlecht gewacht. Schick' nur einen Krug von eurem Wein herüber: — der Erzbischof wird ja sorgen, daß er nicht vergiftet ist. Nach Sonnenaufgang auf Wiedersehn."

Aber die Freunde sollten sich noch bei andrem Licht wiederschauen. Mitternacht war lange vorüber: da öffneten sich geräuschlos die Tore eines weiten und tiefen Palasthofes nahe dem Königshaus — in der heutigen strada della porta Sisi: — gleichzeitig die Pforte des großen Pinien- und Cypressen-Haines auf der andern Seite der Straße, die zum Kloster der Benediktiner gehörte: und schweigend, mit sorgfältiger Meidung jedes Klirrens einer

Waffe, ergossen sich dichte Haufen von Gewaffneten von Osten und von Westen in die Mitte der Straße: zwei Führer, beides riesige Gestalten, trafen zusammen bei der Kreuzung einer Quergasse.

„Los!“ flüsterte der eine, „mir zuckt das Schwert in der Faust.“ — „Noch nicht! Noch einen Augenblick. Erst muß das Feuerzeichen auf dem Peterstor emporflammen. Da sieh! Da lodert's auf! Jetzt ist das Tor geschlossen, von den Unsrigen geschlossen. Ausgesperrt ist das ganze Heer der Deutschen. Nicht dreihundert Helme haben sie in der Stadt. Horch, schon dröhnen die Sturmglocken von allen Campanilen. Jetzt drauf und nieder die Barbaren!“

Und nun war die bis dahin in tiefem, finstrem Schweigen brütende Stadt mit einem Schlag in eine lodernde, gellende, brüllende Hölle verwandelt. Aus jedem Hause brachen Fackeln, Speere, Schwerte, Keulen schwingende Männer und auch Weiber — gelösten Haares — zahlreich hervor: andre Frauen erschienen in den nun plötzlich hell erleuchteten Loggien, Brände schwingend und aus großen Eimern voll siedenden Pechs, Öls und heißen Wassers schöpfend, es auf die Überfallenen zu schütten, falls diese sich auf die Straßen wagen sollten, sich zu dem rettenden Tore durchzuschlagen. Aber das schien schon nicht mehr möglich: die beiden Gebäude, in denen der größte Teil der Deutschen in der Stadt lagerte — der Königspalast und die Basilika — wurden von so ungeheurer Übermacht bestürmt, daß die Angegriffenen, im Schlaf überrascht, nur mit äußerster Mühe sich innerhalb der starken Tore verteidigen, an einen Ausfall nicht denken konnten. Und wehe den etwa hundert Leuten, die einzeln in verschiedenen Palästen und Häusern einquartiert lagen! Sie wurden größtenteils im Schlaf oder im Augenblick des Erwachens in ihren Betten er-

mordet, bevor sie eine Waffe ergreifen konnten: hier waren es die Weiber und halbwüchsige Knaben, die mit Dolchen und Würgestricken diese ungefährliche Henkerarbeit verrichteten: auch nicht einer dieser Vereinzelten gelangte lebend auf die Straße: ihre blutigen Leichen wurden mit wieherndem Geheul von den Balkonen und Altanen auf das Pflaster herabgeschleudert.

Aber auch den beiden Haufen im Palast und in der Basilika schien das Verderben genaht. Das trockene Gebälk des alten Königshauses — mehr als ein halb Jahrtausend, seit den Tagen von Witichis und Mataswintha, hatte es nicht mehr Waffenlärm gehört — fing sofort Feuer unter den massenhaft darauf geworfenen Fackeln. Der Qualm des Brandes drohte die Verteidiger, hinter dem festen Eichentor in der Halle zusammengedrängt, zu ersticken: der Rauch zwang sie, sich in rascher Folge abzulösen: durch die wenigen Fenster hinaus schossen sie Pfeile und Wurfspeere: aber die meisten der Angreifer standen schon im toten Winkel dieser Geschosse. Und die alten Loggien oben, aus der Zeit Theoderichs, von denen aus man die Stufen vor dem Tor hätte bestreichen mögen, waren längst zugemauert. So schien es nur eine Frage kurzer Zeit, bis daß die allerdings sehr starken Tore dem wütenden Ansturm weichen und die tausend Angreifer einlassen würden.

Den König, von den Sturmglocken wachgerufen, hatte Ernst wecken wollen: er fand ihn schon wach: nur den Mantel hatte jener übergeworfen, wie er aus dem Bette sprang, und das Schwert aus der Scheide gerissen: Helm, Brünne, Schild zu fassen blieb ihm nicht Zeit: er war neben Ernst der vorderste an dem Tore, das unter den Axthieben der Angreifer stöhnte.

„Laßt das Spänesplittern, ihr Zwerglein,“ gellte die Stimme des riesigen Anführers — Bulluccio il Toro hieß

er — „laßt mich heran!“ Und auf die oberste Stufe springend, schmetterte er aus aller Kraft das Schlachtbeil gegen das Schloß des Tores: krachend, klaffend sprangen beide Flügel auseinander und unter dem wölfischen Siegesgeheul der Welschen sprang er den Seinen voran hinein in die Halle.

Der erste, auf den er traf, war der helm- und schildlose König, dessen Schwert den Axthieb nicht hätte abwehren können: aber Ernst fing den Streich mit seinem Schild: wohl schlug der den Erzschild durch, drang in den Arm und warf durch seine Wucht den Beschirmer aufs Knie: aber einstweilen fand der König Zeit, dem Riesen die Klinge in den Hals zu bohren: der schrie heiser auf und fiel. Allein des Führers Fall entscharte diesmal nicht, wie sonst wohl oft, die Welschen: allzu erdrückend sahen sie ihre mehr als zehnfache Übermacht, zu verzweifelt die Lage der wenigen in der Halle eingekeilten Deutschen. Mit gellendem Rachegeschrei drängten sie vorwärts, schon durch den bloßen Anprall die wenigen zu erdrücken. Fuß um Fuß wichen die Deutschen zurück: mit bitterem Schmerz sah da der König seine Trautesten stürzen: den jugendlichen Mundschenk Goswin von Roßfeld mit durchhauenem Helm, den tapfern Truchseß Gerbold vom Stein mit einem Dolchstich unter dem unterlaufenen Schwertarm, den liedfrohen Gisilbrecht von Saarburg, einen Pfeil in der Kehle. Näher und näher drang der Ansturm des Verderbens.

„Den Heiligen Dank, Sohn Ernst, daß deine Mutter nicht hier!“ — „Aber das Reich ist hier! Was wird aus ihm, wenn Ihr . . . .? Horch! Was ist das?“

Von der Straße her durch die offene Tür drang ganz andres Geschrei als der Siegeslärm der Welschen: Angstgeschrei, der Lärm der Flucht: die eben noch so hitzigen

Angreifer sahen um, nach der Straße hinaus: einen Augenblick wirbelten sie noch durcheinander — dann ergossen sie sich, von wildem Entsetzen gejagt, hinaus aus der Halle, die Stufen herunter, und links und rechts die Straße hinab. In dem Tor des Palastes aber stand, das Reichspanier in der Faust, Werner: kaum kenntlich vor Ruß und schwarzem Rauchqualm, den Helm zerschroten auf dem blutigen schwarzen Gelock: schwer stützte er sich auf das arg zerschartete Schwert: „Rasch," schrie er mit heiserer Stimme, „rasch, Herr König, heraus aus dieser Mausefalle. Hier sind wir doch alle zuletzt verloren."

„Werner von Kiburg: Ihr? Wo kommt Ihr her?" — „Ei, nicht vom Himmel. Ich schlug die Mordbuben ab, die mich überfielen, den längsten Lümmel tot und — wohl wußte ich, sah ich Euch hier schwer bedrängt! — aber nicht Euch zog ich zunächst zur Hilfe — weiß ich doch," lachte er, „mehr gilt das Reich als der König." — „Da sprecht Ihr wahr!" — „So ließ ich Euch — und Ernst! — in Not! Ich hätt' Euch doch nicht retten, nur mit Euch sterben können. Nein! — Sowie ich frei war, eilte ich mit den Meinen an das Tor Sankt Peters, — blutig war der Weg, die Hälfte meiner Schwaben liegt darauf! vertrieb die Welschen, die es besetzt hielten, riß es auf und ließ herein — unser Heer, das vergeblich daran gepocht hatte. Hörst du sie? Da kommen sie. Hörst du ihre Hörner! Sieh, unsere Schwaben, — wie allzeit! — voran, dann die Bayern. Und, geführt von Mangold, diese — verfluchten — Franken. Ich mag sie nicht! Aber fechten können sie! Gebt mir Wein! Ich kann nicht mehr. Ernst, da nimm den Reichsfetzen. Viele Pfeile fuhren durch. Ich schützt' ihn nicht für das Reich — für *meine* Ehre. Wein — Wein." Und rasselnd in seinen Waffen fiel er nieder auf das blutüberströmte Antlitz.

VI.

Ein furchtbares Strafgericht vollstreckte in den letzten Stunden der Nacht das siegreich eingedrungene deutsche Heer an den Ravennaten: wer in Waffen auf den Straßen getroffen ward, fand nicht Schonung· haufenweise wurden sie in die Kanäle des Po getrieben, welche die Stadt, ähnlich wie heute die Lagunen in Venedig, durchzogen. Bei Sonnenaufgang gebot der König den Waffen der Seinen Einhalt: zwölf Herolde ritten drommetend durch die Straßen, Friede gebietend Aber zugleich luden sie die sämtlichen Senatoren und die Beamten der Stadt, dann die Patrizier und die Befehlshaber der Stadtwehr — so viele noch lebten — auf die vierte Stunde (um 10 Uhr) in den Palast.

Der Erzbischof hatte die Gnade des Königs für die Stadt nicht ohne Erfolg angerufen: der setzte ein Gericht aus Deutschen und aus ravennatischen Geistlichen nieder, das die Anstifter ermitteln und nur sie bestrafen sollte: diese waren fast alle im Kampfe gefallen. Die übrigen „Honoratiores" der Stadt wurden begnadigt, nachdem sie barfuß, in härenem Büßergewand, ein nacktes Schwert an einem Strick um den Hals, sich vor dem Throne Konrads in der noch rauchenden Palasthalle auf die Kniee geworfen hatten. Der reichen Stadt ward eine hohe Strafsumme auferlegt: das war zeitüblich: aber ungewöhnlich war, daß das Geld vor allem unter die in dem Überfall Verwundeten, Verstümmelten verteilt ward: einem schlichten Krieger war der rechte Fuß und ein Teil des Beines abgehauen worden: der König suchte ihn auf an seinem Lager und ließ ihm den blutigen Reiterstiefel ganz mit raven-

natischen Denaren füllen. Das und Ähnliches gewann ihm gar viel Liebe im Heer.

Und das Strafgericht, das Ravenna getroffen, erschreckte weithin über Italien die andern Städte und Kastelle, die bisher noch Widerstand geleistet hatten: auch das trotzige Pavia öffnete die Tore und leistete die auferlegte Buße.

Der König aber verließ nach wenigen Tagen die blutgetränkte Stätte und zog mit dem Heere weiter auf Rom auf der alten vielgebrauchten Römerstraße über Perusia. Erst hier ward Aufenthalt von ein paar Tagen genommen, die Königin, die langsam aus Deutschland dem Heere gefolgt war, neben dem Gemahl zur Kaiserin gekrönt zu werden, zu erwarten sowie Gesandte aus Venedig und aus Byzanz, deren baldiges Eintreffen vorgemeldet war.

Das Verhältnis des Königs zu seinem Stiefsohn war in diesen Tagen nach der gemeinsamen Gefahr zu Ravenna so günstig wie nie zuvor. Konrad wußte, er danke ihm das Leben. Und auch gegenüber Werner, wider den er gleichwohl immer noch die alte Abneigung trug — die herzlich erwidert ward — verkannte er nicht die Dankespflicht; er hatte seinen eignen Arzt an das Lager des Wunden geschickt, der freilich der „Kopfnuß" lachte und sich gar rasch erholte: die goldne „Dankeskette" wollte er zurückschicken: das verhinderte Ernst: da zerhackte er sie eigenhändig und schenkte die Stücke den Witwen und Waisen von Ravenna.

Am zweiten Tag in Perusia ward Ernst am frühen Morgen schon in das Palatium zu dem König entboten, zu dessen engerm Rat. Auf Fragen wußte der Sendling nur zu sagen, es scheine sich um gar wichtige Beschlüsse zu handeln. Die vertrautesten, angesehensten Männer seien geladen. Erfreut sprach jener beim Abschied zu

Werner: „Du siehst, du tust ihm Unrecht mit deinem immer wachen Mißtrauen. Er ehrt mich hoch, mich, den Jüngling, beruft er mit seinen Weisesten, Erprobtesten.“ — „Pah,“ meinte Werner. „Er hat alle Ursach, dir zu danken. Laß dich nur nicht berücken durch glatte Worte. Darin ist er Meister. Im Zweifel sage Nein zu allem, was er wünscht und vorschlägt: so wirst du am besten fahren.“

Es war schon Abend als der Herzog in das gemeinschaftliche Quartier — einem alten Turm am umbrischen Tor — zurückkehrte. Er war hoch erregt: seine Wangen glühten, seine Augen blitzten. Geistig mehr als leiblich erschöpft, warf er sich auf einen Stuhl, er fand nicht gleich Worte. Werner schob ihm einen Becher Weines hin. „Da! Trink und erhol’ dich, Mensch! Was hat er dir angetan? Was hast du erlebt?“ — Ernst wies den Becher mit der Hand zurück: „Das Größte, was mir je widerfuhr — gewaltige Dinge! Es ist doch was Hohes um Reich und Staat, wie dieser Mann sie denkt. Bei Gott, er ist ein geborner König!“ — „Ei, so stark hat er dich diesmal berückt, der schlaue Franke?“ — „Schilt ihn nicht! Dir fehlt das Maß für seine Gedanken.“ — „Das wäre! Ich laß mich nur nicht leicht blenden. Erzähle. Wie war’s! Wen trafst du bei ihm?“

„Niemand. Er empfing mich allein. Und gütevoll hob er an: ‚Ernst, den ich so gern Sohn nennen möchte, wenn du es nur ließest: — heute, in dieser Stunde, will ich dich ehren durch mein höchstes Vertrauen. Kleinere Dinge hab’ ich mit den anderen beraten: — das Größte sage ich nur dir. Dir mitteilen will ich die wichtigsten Gedanken, die tiefsten und geheimsten Pläne über das Reich und seine Zukunft, über seine Gefahren. Teile meine Sorgen, erfahre meine Vorhaben,

prüfe sie und, billigst du sie, hilf mir wacker sie vollführen: — du, der jüngste zwar unter den Fürsten, aber mir doch der nächste: — du solltest das wenigstens sein! Allzuviel bisher haben dich — für einen der Größten im Reiche! — immer nur eigne Begehren erfüllt. Hörst du das? Lerne größer denken: — denk' an das Ganze, dem wir alle zu dienen haben'." — „Kann er leicht sagen: Er — der über dies Ganze herrscht. Schrankenlos herrschen möchte! Aber das soll er nie!"

„Du wirst gleich hören, daß er mir — mir! — diese Herrschaft über das Reich sichern will." — „Wie? Das wäre! Aber ich glaub's nicht!" — „Du sollst es nicht glauben, mit Händen sollst du's greifen: ‚Vernimm,' begann er, ‚einen Plan, der mir wie kein andrer Gedanke die Seele bewegt und am Herzen liegt: — du bist der erste, dem ich ihn vertraue — (schweige daher auch du, Freund: die Sache liegt noch im weiten Felde). — Du mußt einsehen wie alle Verständigen: das unselige Wahlkönigtum ist der schwerste Schade, die furchtbarste Gefahr für das Reich. Fast jedesmal nach dem Tod eines Herrschers drohte bei streitiger Wahl der Kampf um die Krone: so zuletzt — du weißt es gut! — noch bei meiner Wahl. Wohlan denn: hilf mir dem ein Ende bereiten: machen wir die Krone erblich in unserem Hause'."

„Eia," rief Werner und sprang von seinem Sitz auf: „ich wünsche Glück, künftiger Herr König von Germanien, Lombardien und Burgund und römischer Kaiser. Das ist wirklich — und zum erstenmal! — was Gutes, das er für dich tut, wenn es sein Ernst ist." — „Ich kann nicht zweifeln. Denn er fuhr fort: ‚Zu des Reiches und zu deinem Vorteil. Hilf mir also, den Reichstag dafür gewinnen: — das heißt, die kleinen Vasallen, die Aftervasallen der Krone, die unmittelbaren Lehnsträger der großen

Herzoge. Denn diese selbst — außer dir also den Bayern, den Kärntner, die Lothringer, den Wormser, den Thüring, den Sachsen dafür zu gewinnen — unmöglich scheint es: sind es doch gerade diese, welche an der Wahl festhalten, weil jeder selbst auf die Krone hofft. Wir müssen also die Kleinen auf dem Reichstag für uns gewinnen'." — „Hm," meinte der Freund bedächtig. „Siehst du wieder den Schlaukopf? Aber das muß erst überlegt werden, eh du ja sagst. Es scheint mir eine auch für dich gefährliche Seite zu haben. Denn wodurch will er sie gewinnen?" — „Das hat er — trotz meiner wiederholten Fragen — noch für sich behalten." — „Hei, merkst du was? Er traut dir doch nicht ganz. Immerhin ‚erblich in unsrem Hause, in unsrem?': so hat er gesagt? Gewiß so?" — „Nicht anders." — „Nun, dann werden sich unsre alten Träume für dich erfüllen: denn er hat nicht einen männlichen Verwandten. Nochmals: Heil dir und deinen drei künftigen Kronen."

„Höre nur weiter. ‚Ich will,' sprach er, — ‚ich muß — dich fortab tiefer in die Geschäfte des Reichs, in das Getriebe der Staatskunst eindringen lassen. Ich habe einen ehrenreichen, aber schwierigen — und gerade deshalb ehrenreichen — Auftrag für dich. Gestern hab' ich Gesandte des Kaisers zu Byzanz, der Venetianer, auch der Ungarn empfangen, je getrennt — geheim — ihre Briefe entgegengenommen: da drüben im Südosten gärt es: da braut etwas: gegen uns? Das gilt es, erkunden und ist es, wie ich fürchte, verhüten, niederschlagen mit rascher Gewalt. Und dich, Ernst, dich hab' ich auserseh'n zu diesem hochwichtigen Amt: du sollst mir an der Spitze einer glänzenden Gesandtschaft an den Kaiserhof nach Byzanz'." — „Hei, all unsre alten Wünsche und Träume werden wahr. Byzanz, der Orient, die Welt der Aben-

teuer! Freut euch, meine Augen!" — „‚Hoch ehrt mich dein schönes Vertrauen. König Konrad', rief ich gerührt und ergriff seine Hand. Er drückte sie fest und sprach: ‚Ja, ich vertraue dir ganz. Gelobe mir, bei diesem Auftrag und in allen Stücken fortab, meinem Gebot unbedingt und ungesäumt zu gehorchen — um des Reiches willen —. Wirst du?' — ‚Ich schwör' es,' rief ich, ‚bei dem Seelenheil meines Vaters.' — ‚Gut. Ich danke dir. Aber,' fuhr er geradezu väterlich besorgt fort, ‚sei vorsichtig, mein lieber Sohn. Die Leute dort in Byzanz — die Griechen oder Romäer, wie sie sich gern nennen — gelten als die Schlauesten, Verschlagensten, Falschesten aller Menschen: ich höre, daß sie gleichzeitig wie mit uns insgeheim mit Venedig, Ungarn, Polen in Verhandlungen stehen, um etwa mit diesen im Bunde über uns herzufallen, unsere Küsten in Venetien mit ihren Schiffen heimzusuchen. Du siehst, wie ganz ich dir, deiner Klugheit, deinem Eifer vertraue: du hast es, hoff' ich, nun gelernt: das Höchste ist das Reich, nicht jeder Fürst und jeder Stamm sich selbst. Kehrst du zurück nach glücklichem Gelingen, soll dir der Dank des Königs und auch der Mutter nicht entgehn. Morgen trifft sie ein. Nimm guten Abschied von ihr: lange, gar zu lange schon — seit sie mein ward! — hast du dich ihrem Herzen fern gehalten: — du hast sie gemieden: — empfange sie morgen am Tore und sprich mit ihr, sprich gut mit ihr'."

„Wie gerne will ich das."

Am andern Tag geleitete Ernst die Königin vom Tore weg in die Frauengemächer des Palatiums. Dort entließ sie sofort ihre Frauen und zog den Sohn zärtlich an die Brust. Er ließ es geschehen: fast gegen seinen Willen

rührte ihn solche Wärme. Tränen traten ihr in die Augen, als sie über seine Wange strich. „Tränen, Mutter? Warum?“ — „Freudentränen sind's. Freude füllt mein Herz. Der König schrieb mir, wie so voll zufrieden er mit dir sei, wie ihr euch — endlich! — gefunden habt. Er meint es gut mit dir, glaube mir. Er will dein Glück. Versprich mir, daß du nunmehr deine Freundschaft ihm, deine Liebe mir wahren wirst — was ... was immer auch die Zukunft bringen möge.“ — „Die Zukunft? Bringen? Was meinst du, Mutter?“ — „Nichts! Noch nichts! Leb wohl, mein Sohn. Geh! Schicke mir rasch meine Frauen aus dem Vorsaal.“

Als diese eintraten, sank ihnen die schöne Frau bleich, halb ohnmächtig in die Arme.

Viertes Buch.

I.

Sonder Hemmnis und Schädigung gelangte das „Botenschiff" mit der stattlichen Schar von deutschen Rittern und Geistlichen auf dem nächsten damals üblichen Seewege von Italien aus — von Brindisi über Athen — nach Byzanz.

Kaiser Constantinus nahm sie mit Glanz und Ehren auf und schien auch auf alle Wünsche und Vorschläge des Königs bereitwillig einzugehen, so daß Ernst voll befriedigt lobende Berichte nach Hause schrieb. Werner aber schüttelte den schwarzen Krauskopf: „ich trau' nicht ganz," meinte er, als die Freunde eines Abends allein bei den Bechern in dem marmorgetäfelten Trinkgemach des ihnen zur Wohnung angewiesenen prachtvollen „Xenodochion" des Kaiserpalastes saßen. „Es müßten nicht Byzantiner sein, dächten sie, wie sie sprechen. Nur von einer Art Menschen hier glaub' ich, daß sie uns wirklich recht aufrichtig gewogen sind: das sind die Mädchen. Wenn wir durch die Straßen reiten, — beim ersten Klappern der Hufe, beim fernen Klirren unserer Waffen schon werden die dunkeln Köpflein in den weißen Schleiern sichtbar an den Fenstern — schmal, wie bei uns zu Hause Pfeilscharten, nur zum Heraus-, nicht zum Hineinschauen.

Und — wie billig! — fällt dir der Hauptanteil dieser warmen Blicke zu. ‚Der schöne Barbar‘, ‚der Apoll des Abendlandes‘ heißt du.“ — „Schwätzer! Woher weißt du . . .?“ — „Nun,“ lachte Werner, „ein Teil an der Liebesbeute fällt auch wohl mir zu. Und ich gehe nicht wie du unbarmherzig kühl wie mit geschlossenen Augen an all dem heißen Weibervolk vorüber: — ich sehe mir alle scharf an und, sind sie hübsch, bin ich nicht grausam. Ich pirsche freilich nicht auf Kaisertöchter: — unter deren Zofen blüht manch willig Kind. Und die haben mir bestätigt, was ich längst zu entdecken geglaubt: du hast dir eine gewonnen — ohne es zu wollen, ja zu merken! — die ist nicht nur das vornehmste, auch das schönste Mädchen in Byzanz.“

Ernst errötete über und über: er sprang auf von dem Sitz, so ungestüm, daß die Becher auf dem Zechtisch klirrten. „Theodora!“ rief er. „Doch nicht sie?“ — „Doch! Die Kaisertochter selbst. Sie hat sich mir verraten: — das heißt nur durch meine Augen — meinen Ohren durch ihre Milchschwester Praxedis, die ihr Schlafgemach teilt und ihre geheimsten Dinge zuerst in Traumreden, später auch in gar wachen Worten erfuhr.“

„Freund! Scherze nicht: Spiele nicht! Wie groß, wie heilig mir das — du ahnst es nicht.“ — „Längst ahnt' ich es. Und nun weiß ich's. Endlich, endlich — ich warte seit Jahren! — hat Frau Minne auch dies spröde Herz gewonnen. Wie freut mich das! Aber gut, daß ihr Vater, Herr Constantinus, der Basileus, der Romäer, nicht vorhin, als du den Schenktisch halb umwarfst, zugegen war. Gar rasch würde er den schönen Barbaren in seine barbarische Heimat zurückbefördern.“

„Und du meinst, du behauptest im Ernst, die Herrliche sei mir . . .?“ — „Gut, gewogen und geneigt. Sie hat's

oft genug geseufzt." — „O dann, dann ist alles gut, alles leicht. Dann tret' ich kühn vor den Basileus hin und ...." — „Das laß bleiben, Freund. Nie gibt er dir sein Kind." — „Warum nicht? Ich bin ein Fürst des deutschen Reichs." — „Eben deshalb! Ein Barbar. Und zwar nicht ein ganzer, aber ein halber Ketzer: Schismatiker schelten sie uns: kennst du den Hochmut dieser Romäer nicht? Dieser Strohkaiser verachtet uns von Herzens Grund trotz seiner glatten Schmeichelworte. Sei auf der Hut, trotz oder gerade wegen seiner Freundlichkeiten. Und verrate beileibe nicht dies Geheimnis deines Herzens. Sonst kriegst du die schöne Schwarzlockige nie mehr zu sehen."

„Ach selten genug erblühte mir dies Glück. Aber morgen, bei den Tierkämpfen, in der alten Arena, wird sie nicht fehlen, an der Seite ihres Vaters auf den Kaisersitzen: — gerad ihr gegenüber liegen die Ehrenplätze der Gäste: da kann ich mich lang an ihrem Anblick weiden." — „Nun, Freund, das ist ein Genuß — für meinen Geschmack! — gar zu sehr von weitem! Laß Praxedis und mich nur dafür sorgen, daß es nicht bei dieser Anbetung — stumm und von fern — bleibt." — „Wage nicht zu Kühnes, Werner. Verletze nicht die Zarte, die Kaisertochter." — „Bah, ist ein Mädel wie ein andres auch, hat auch Blut, junges Blut in den Adern. Wird ihren Herzliebsten auch je näher je lieber haben. Laß uns nur machen. Wir bringen euch schon zusammen." — „Aber rasch muß das sein." — „So gefällst du mir. Keine Liebe sonder Ungeduld: Frau Minne mag nicht warten."

„Ich fürchte von Tag zu Tag, daß sich unsre Verhandlungen, die Verabschiedung unsrer Gesandtschaft erledigen: wir sind ja fast mit allen Dingen fertig: — der

Basileus hat in alles gewilligt: er will uns dreißig Galeeren zu Hilfe schicken, greift uns der Doge von Venedig in Ravenna an. Wie soll ich den Abschied von ihr ertragen? Wende ich dem goldnen Haus den Rücken, seh' ich sie ja nie im Leben wieder!" — „Ausgenommen," lachte Werner, den Becher neu füllend und langsam schlürfend — „ausgenommen, sie wendet ihm auch den Rücken." — „Wie? Was meinst du?" — „Was ich sage! Sie geht mit dir!" — „Werner, wie ungeheuerlich!" — „Nun sie wäre nicht das erste Mädel, das den Vater verläßt, dem Manne zu folgen, nach Gott Vaters eignem Willen und Wort. Tu' Bescheid! Heil der Allsiegerin Frau Minne."

II

Noch aus den Zeiten des ersten Constantin stammte die Arena im Südosten der ausgedehnten Stadt. Der mächtige Bau hatte gar wechselnde Tage gesehn: ein Flügel war schon seit Jahrhunderten zu einer Basilika umgebaut, ein anderer zur Reitschule für die kaiserlichen Prinzen verwandt worden. Allein der Mittelbau in seiner amphitheatralischen Gestaltung war seiner ursprünglichen Bestimmung erhalten geblieben, für die allein er taugte: nur daß an Stelle der verbotenen Gladiatoren wilde Tiere untereinander kämpften.

Heute waren die vierundzwanzig über der Arena und übereinander emporsteigenden Sitzreihen — aus thrakischem Marmor — dicht besetzt von den Männern und Frauen des zahlreichen Hofstaats, von den ersten Beamten und

den Anführern der starken Besatzung, sowie von vielen Hunderten der vornehmsten Männer und Frauen der Stadt, die der Basileus als seine Gäste geladen hatte.

Die Strahlen der heißen Sommersonne auszuschließen, überspannte ein seidener Baldachin, scharlachfarbig und silbergestreift, oben den ganzen kreisförmigen Raum: ein feiner, kaum fühlbarer Regen träufelte von Zeit zu Zeit daraus herab: Wasser mit Wohlgerüchen aus dem fernen Indien. Die Steinsitze der vornehmsten Reihen waren mit Purpurteppichen belegt. Palmbäume in kunstvollen Bronzekübeln und immergrüne Sträucher jeder Art standen an den Aufgängen der Stufen.

Längst waren die Sitzreihen gefüllt: da gaben Zimbel- und Pauken-Schläger ein Zeichen und es nahte in zahlreichen prunkvoll vergoldeten Sänften, von schwarzen Äthiopen und gelbbraunen Berbern getragen, der Basileus, seine Tochter und seine beiden Neffen Theopompos und Theopompulos; dann folgten, zu Pferd, die deutschen Ritter und, ebenfalls in Sänften getragen, die geistlichen Glieder ihrer Gesandtschaft. Ceremonienmeister und Hofbeamte in goldstarrenden Gewanden gar vielfach abgestuften Ranges nahmen die Eintreffenden in Empfang und geleiteten sie unter vielfachen Verbeugungen an ihre Plätze.

„Gott und der heilige Werner — wenn es letzteren gibt: geholfen hat er mir noch nie!“ flüsterte der unheilige Werner — „vor allem aber du verzeih' mir's: dein Schwiegervater wider Willen kommt mir greulich vor. So aufgeputzt hat er sich noch nie: wie eine Puppe von Rauschgold und Pappe: — kann sich gar nicht rühren. Und das Gesicht! Ist ja ganz verkleistert von Schminke.“ — „Schau' doch *sie* an! Wie reizend in ihrem duftig weißen Gewand! Und — wahrlich — dieser Blick, dieser Gruß galt mir. Sie lächelt. Wie sie errötet.“ — „Ja,

aber ihre beiden Vettern, die Theopömpe, erbleichen vor Wut: auch sie haben den Gruß bemerkt. Die möchten dir gern ans Leben." — „Laß sie doch kommen!" — „Ja, die kommen nicht von vorn. Was soll's?" fragte er unwirsch einen Protospatharius, der sich vor ihm bis zur Erde verneigte und ihm zu folgen winkte, während ein anderer den Herzog mit sich hinwegführte. „Ach so, ich darf nicht neben den Fürsten, muß ferner sitzen in diesem Reich der ordentlichsten Ordnung." — „Ja, Euer Großmächtigkeit sitzt in der zweiten Reihe von unten," erklärte der Höfling: „die kaiserlichen, senatorischen und fürstlichen Herrlichkeiten in der ersten Reihe, dem Podium."

Während Werner und Ernst ihren Führern folgten, flüsterten die beiden Prinzen einander zu: „Hat der Basileus eingewilligt?" — „Still! Kein Mensch darf ahnen, daß er . . . . es muß ein Versehen bleiben vor dem König der Barbaren." — „Nun wollen wir sehn, wie es steht mit dem Mut dieser Eisenfresser. Ich freue mich auf seinen Schreck." — „Ich mehr auf sein Blut. Theodora, die Betörte, soll es fließen sehn." — „Also sollen die Wachen ihn nicht schützen?" — „Zu spät kommen sollen sie. Wie sein Geleiter ihn ‚aus Versehen' falsch führt. Komm rasch neben den Oheim."

Nachdem nun auch die Kaiserplätze besetzt waren, zeigte sich hier nur noch ein Platz leer: da schob der Ceremonienmeister unten in der Arena eine schmale, in die Seitenwände eingelassene Pforte öffnend und nach eilfertigem Verschwinden sogleich schließend, den deutschen Herzog herein auf den sandbestreuten Boden der Arena. Erstaunt sah der sich um. Gleichzeitig winkte der Basileus oben mit einem seidnen Tuch: ein Trompetenstoß — das Gitter eines der Käfige, der „carceres", der Kampftiere — ging in die Höhe und ein riesiger Löwe setzte im gewaltigen

Bogensprung aus der Öffnung mitten in die Arena gerade gegenüber dem Herzog.

Ein mächtiges Gebrüll erhob das Untier, wie es ringsum die zahllosen Menschen ersah, aber durch das Gebrüll hindurch schrillte der Angstschrei einer Mädchenstimme: Ernst vernahm und erkannte sie. Doch ihm blieb nicht Zeit zur Freude darüber: der Löwe hatte den einzigen Feind, der ihm erreichbar gegenüberstand, scharf erkannt: die Zuschauer da oben nicht mehr beachtend, faßte er nur den ins Auge, der, das zum Stoß gezückte Schwert in der Hand, ihm allein gegenüberstand: die große Katze duckte zum Sprung, die Flanken mit dem Schweife peitschend: die gelben Augen blinzelten zuerst ein wenig unter dem steten Blick des Menschenauges: aber nun hob er sich langsam zu dem totbringenden, durch die bloße Wucht des Ansprungs überwältigenden Satz: da sauste ihm gegenüber ein Schatte durch die Luft und neben Ernst stand, in gewaltigem Schwung über zwei Sitzreihen wie herabgeflogen, Werner, den langen Mantel in der Linken, das nackte Schwert in der Rechten.

Der Löwe fuhr zusammen, erschreckt durch den Lärm des plötzlichen Aufsprungs: er hemmte den Sprung, wandte das Haupt, den Rachen weit aufreißend, gegen den neuen Feind. Der warf ihm den Mantel über den Kopf: „Jetzt rasch, Ernst!" schrie er. Und der sprang hinzu und, bevor das Tier die Hülle abgestreift hatte, bohrte er ihm mit sicherem Stoß das Schwert durch den offenen Rachen und zwischen den Augen heraus: die gute Klinge brach zerknirscht in dem furchtbaren Gebiß: aber das Untier stöhnte auf, — das war kein Brüllen mehr — brach zusammen, reckte sich und verendete.

Wilder Schreck, Entsetzen entleerte die vollen Sitze: der Basileus, die Prinzen flohen: Ernst sah die Geliebte

sinken: ihre Frauen trugen sie hinaus. Werner aber hob die gepanzerte Rechte gegen die Flüchtenden und rief: „Das war Griechen- und war deutsche Treue.“

III.

Kaum waren die Deutschen in ihrem Gastquartier angelangt, als Abgesandte des Basileus erschienen, die dessen tiefes Bedauern des Versehens aussprachen: der nachlässige Palastbeamte sei bereits mit Verbannung — nach Asien — bestraft: reiche Geschenke sollten. . . . Ernst wies sie zurück und behielt seinem König die Forderung von Genugtuung vor.

Am Abend des gleichen Tages kam Werner eilfertig und erhitzt aus der Stadt zurück, wohin er bald nach der Heimkehr um Mittag verschwunden war und freudig rief er dem Freunde zu: „Glück hast du, Ernst. Das muß man sagen. Der dir bestimmte Löwe frißt dich nicht und führt deine Wünsche rasch zum Ziel. Die schöne Kaisertochter hat der Anblick deiner Todesgefahr über alle Bedenken und Schranken fortgetragen: sie weiß erst jetzt ganz, — ganz genau! — wie sie dich liebt. Was die Mordpläne der Ihrigen an dir verschuldet, — sie will es dir gut machen tausendfach. Praxedis hatte von Theodoras und deiner Liebe heute soviel zu reden, daß für ihre und meine fast zu wenig übrig blieb. Kurz, die Schöne erwartet dich, sobald der Mond über der Hagia Sophia steht, im Platanenrund des Frauengartens: eine Gondel holt dich von hier — eine Strickleiter hängt dort bereit an der Mauerecke.“

Märchenhaft schön ist die Mondnacht des frühen Sommers an des Bosporus leis anrauschenden Wogen. Geräuschlos glitt das schmale Schifflein von Ost nach West, von den „Orient-Türmen“ des Palastes auf die hoch ragenden Mauern der Kaisergärten im Westen zu: dunkel schwarze Schatten warfen die uralten Bäume, Cypressen, Steineichen und Platanen, über die Zinnen herüber auf die mondbeglänzte Flut: beflissen suchte diese schützenden Schatten das rasche Ruderboot. Nun war die Mauerecke erreicht: auf der vor dem Mondlicht geborgenen Seite stieß der Kiel leise knirschend auf den Sand: der Ferge, ein Eunuch des Frauenpalastes, wies wortlos auf die überbuschte Mauerzinne: Ernst sprang auf den hohen Schiffschnabel und erhaschte von da die schwanke Strickleiter, die von oben fast bis an den Kahn reichte. Behend hob er sich daran von Stufe zu Stufe: nun war er oben, nun konnte er beide Füße auf die breite Wallkrone setzen.

Der weite, parkähnliche Garten, reich an Baumriesen, lag fast ganz in dem Schatten der breit ausladenden Zweige: üppigen, fast betäubenden Duft hauchten die Tausende von Nachtviolen und andern nur nach Sonnenuntergang sich öffnenden Blumenkelche auf den Beeten ringsum in die weiche, warme Luft: tiefes Schweigen waltete hier: nur das leise Rinnen einer fernen Quelle war vernehmbar. Lauschend, spähend beugte sich der Jüngling herab. Fast erschrak er, als plötzlich dicht unter ihm eine Nachtigall ihr heißes, langgezogenes Lied anhob: alsbald antworteten eine zweite, wetteifernd eine dritte, vierte: der ganze Hain schien erfüllt von diesen Liebe atmenden Tönen.

Da warf der höher steigende Mond einen langen Lichtstreifen durch die Platanenwipfel auf den schmalen Eingang einer Felsengrotte gerade ihm gegenüber: er sah eine dunkle

Gestalt sich dort regen: sofort sprang er herab: unhörbar eilte er über den hohen weichen Rasen auf die Grotte zu: die Gestalt wich zaghaft zurück, aber schon hatte er sie erreicht, schon mit beiden Armen umschlossen.

„Herzog Ernst,“ hauchte sie, erschauernd. Dann aber warf sie sich plötzlich an seine Brust, mit beiden Armen seinen Nacken umschlingend: „Geliebter, heiß geliebter Mann! O weil du nur lebst! Nun ist alles gut, was auch werden mag.“

Er schlug ihren dunklen Schleier zurück, und bedeckte ihre Stirn, ihre Augen, ihre Lippen mit den heißen Küssen unentweihter Jugend. — — „Halt ein! Halt ein!“ — „O, Geliebte, laß uns das Glück des Augenblickes schlürfen, für mich ein Wunder des Himmels. Wie konnt' ich träumen . . .!“

Sie küßte ihn auf den Mund: „Du träumst nicht, du lebst sie, diese Stunde. Sieh, ich liebte dich, seit ich dich zuerst erschaute. Die Männer um mich her — die Kaisertochter wäre begehrt und viel umworben, auch wenn sie häßlich wäre — und das bin ich doch nicht? Bitte, sag's, daß ich schön bin: — Alle haben's und nur du hast's mir noch nicht gesagt.“ — „Zauberschön!“ — „Danke! Nur für dich will ich schön sein. — Aber Ekel flößten sie mir ein, all diese Prinzen, Fürsten und Archonten in ihren lang nachschleppenden Gewanden — wie eure Frauen, hör' ich, sie tragen —. O diese schlaffen Gesichter, diese marklosen Puppen, wie meine beiden Vettern! Da tratest du in den Kaiserpalast, in Eisen bis ans Kinn, ohne Schmuck als deine Waffen und deine schlichte Kraft, — und zu verschweben vor dir schienen alle wie Schatten: wie kommt das?“ — „Weiß nicht, lieb Kind. Bin halt ein Schwab'.“ — „Ein Schwab'? Was ist das?“ — „Ein Schwab'? Nun, das ist einer, der sich nicht fürchtet.“ — „Das sah

ich! Auch nicht vor dem Löwen! Und das war doch furchtbar! Sieh, das hat mich vollends zu dir hingezwungen, du Herrlicher! Dein will ich sein. Dein bin ich und keines andern werd' ich."

Und mit weit geöffneten Armen warf sie sich wieder an seine Brust. — Und die Blumen dufteten stärker, der Quell rieselte lauter, die Nachtigallen schlugen heißer: so schien es den Glücklichen beiden —: sie schwiegen.

IV.

Mitternacht war vorüber als Ernst zurückkehrte: „Du strahlst, du leuchtest vor Glück," rief Werner ihm entgegen.

„Ja, Freund! Ich bin der Seligste der Menschen! Sie liebt mich, die Herrliche. Wie liebt sie mich! So, daß sie wirklich, — sie, die Kaisertochter! — mit mir fliehen will: denn ihres Vaters Einwilligung sei ganz undenkbar. Heute noch mußte sie mich sprechen und alles genau bereden: denn morgen — nein, es ist schon heute! — wird sie zu den zehntägigen Gebetübungen in das Kloster der heiligen Helena drüben in Asien abgeholt. Aber am elften Tage kehrt sie zurück und in der Nacht darauf — schon ist alles auf das genaueste beredet — fliehen wir: — du und Praxedis allein begleiten uns — auf Theodoras raschem Segelboot. O Freund, wie bin ich selig!" Und er umarmte ihn. „Dir dank' ich das Leben und — viel mehr: — diese Stunden und die Hoffnung höchsten Glücks für das ganze Leben!"

Am zweiten Tage darauf brachte ihm ein Eilschiff aus Rom einen Boten des Königs mit einem Brief in Geheimschrift: der war gar kurz: er lautete: wie er Werner vorlas: „Ich befehle, daß du angesichts dieser Zeilen sofort ohne den mindesten Aufschub — hörst du? — augenblicklich Byzanz verlässest und nach Hause eilst. Das Wohl des Reichs verlangt's. Jede Stunde Säumnis ist Verderben."

Ernst schrie auf, ließ die Charta fallen und sank um. Werner richtete ihn empor: „Nun," rief er, ihn rüttelnd, „und darüber stürzest du, wie ein pfeilgetroffener Adler? Was ist's denn weiter? Es wird nicht so eilen. Das Reich kann warten. Warten, bis Theodora zurück ist: — dann bringen wir auch sie dem Reiche mit. Das ganze Reich ist nicht so viel wert wie das Glück zweier junger Herzen! Darauf hin wirst du doch nicht die Schöne verlassen, aufgeben fürs Leben? Du bleibst eben doch und trotzest dem Befehl." — „Nein. Ich muß gehorchen: — ich hab's geschworen. Ich gehe! Fahr wohl, Liebe und Lebensglück! Fahr wohl, Theodora!"

Unerschütterbar hielt der Herzog fest an dem Beschluß, zu gehorchen: aber von Stund an war der Frohmut aus seinem Leben, war der freudige Glanz aus seinen Augen gewichen: der treue Werner gab es bald auf, ihn trösten, ihn erheitern zu wollen. Es gab keine Möglichkeit, der in der Ferne Verschwundenen zu erklären, weshalb der Leben entscheidende Plan nicht ausgeführt werden konnte. Wohl hatte Werner dem Eunuchen ein Brieflein an Praxedis zugesteckt, das lautete: „Wir müssen zurück: die Ehre gebeut: doch kehren wir wieder, sobald wir können: wir nehmen nicht Abschied." Aber die Freunde erkannten, wie unsicher und wie wenig das war für die Frauen, die, zurückgekehrt,

sich verlassen finden, für aufgegeben halten mußten. Das Freundespaar war noch an jenem Tag auf dem römischen Eilschiff abgesegelt: die übrigen Gesandten sollten erst nach Abwicklung der letzten Geschäfte nachkommen.

Stundenlang saß der Jüngling nun während der ganzen Fahrt auf dem Deck, und starrte schweigend in die blauen Wogen, nur manchmal leis aufseufzend: „Theodora!"

Endlich in Brindisi angelangt, verfiel er in ein heftiges Fieber, das den ungeduldig zu dem König — vielmehr nun dem Kaiser — nach Deutschland Eilenden auf das Lager warf. So sandte er Werner voraus, dem Herrscher seine Ankunft in Italien zu melden: sobald er reisen könne, werde er über die Alpen zu Konrad eilen, der, wie verlautete, in den sächsischen Pfalzen weile und dort ein Heer — wieder einmal zur Abwehr slavischer Raubhorden — sammle.

Erst nach einigen Wochen vermochte der Herzog zu Pferd zu steigen: so rasch er konnte, hastete er nun, von wenigen Reisigen begleitet, durch die Halbinsel gerade aus von Süd nach Nord.

Schon hatte er die Veroneser Klause erreicht: düster war's in der Enge: Gewitterwolken hingen schwül herein: laut, Atem hemmend, brauste in ihrem Felsenbett die Etsch; in finstren Schmerz verloren ritt Ernst den steilen, schmalen Pfad bergan: da hörte er rasenden Hufschlag sich entgegeneilen: bald kam der Reiter in Sicht: Werner war's: er rief von dem schäumenden Renner herab: „Halt, halt, Ernst! Nicht weiter! Auf dem Brenner wirst du gefangen!" — „Von wem?" — „Vom Kaiser." — „Vom Kaiser? Warum?" — „Weil wohl auch er einsieht, das kannst du nicht ertragen." — „Was?" — „Du weißt noch nichts? Deine Mutter hat einen Knaben geboren: Heinrich ist er

getauft. Den hat der Herr Kaiser in der Wiege zu seinem Nachfolger im Reiche wählen lassen . . .“ — „Ah! Das ist . . . —“ — „Und zum König von Burgund. Jetzt Ernst, bist du kein Feigling, jetzt das Schwert heraus! Ich kann nicht mehr! Ich mußte dich — warnen, retten. Wende das Roß und flieh nach Haus, nach Schwaben!“

Fünftes Buch.

I.

Den Brennerpaß meidend — er war in der Tat in dem alten Kastell bei Gossensaß durch Reisige des Kaisers besetzt — bogen die Freunde von Bozen nach Nordwesten, nach Meran, aus und eilten von da über die Finstermünz und den Arlberg nach Schwaben.

Erst in Ulm, der festen Burg, machten sie dauernd Halt und auch erst hier traf sie ein Schreiben des Kaisers, das den Herzog schon in Italien — vergeblich — gesucht hatte. Es lautete: „Mein lieber Sohn!" — laut auf lachte bei der Anrede Werner — „er meint wohl klein Heinzel in der Wiege!" — „Du mußtest sofort Byzanz verlassen, da der falsche Basileus, während er mit dir den Freundschafts- und Bündnis-Vertrag gegen Venedig beriet, mit dem Dogen Leo Orseolo einen Überfall auf unsere venetianischen Seeplätze rüstete: er wollte dich dann als Gefangenen, als Geisel behalten. Dazu kamen wichtigste Änderungen daheim. Nachdem meine Gattin, die Kaiserin, mir einen Erben geboren — ich hatte davon keine Ahnung damals in Perusia! — verstand sich von selbst, daß nunmehr er der Träger ‚unseres' — meines! — Hauses geworden ist und daß ich daher ihm, nach dem dir dortselbst mitgeteilten Plan, die Nachfolge im Reich

zu sichern trachten mußte. Nach vielen Mühen gelang es, den Reichstag dafür zu gewinnen. Gleichzeitig brachte ich König Rudolf dazu, das Kind Heinrich in Güte als seinen Nachfolger in Burgund anzuerkennen, während er erklärte, dich mit äußerster Kriegskraft von seinem Erbe fernhalten zu wollen: — wohl, weil du ihm damals den Bund gebrochen. Unmöglich kannst du verlangen, daß ich das Reich in einen schweren Krieg stürze, nur um Burgund dir zuzuwenden, während ich das Land ohne Kampf meinem Hause und — da dies nun dauernd herrschen wird — dem Reiche selbst für immer erwerben kann. Zwei große Herzogtümer werde ich nie mehr in eine Hand legen. Ich erwarte und verlange von dem Sohn des treusten Fürsten des Reichs, daß er das einsehen wird, wie es der Vater sicher getan hätte. Vertrauensvoll hab' ich dir die Muntschaft über deinen kleinen Bruder und die Regentschaft im Reich zugedacht, falls ich sterbe, bevor er schwertreif."

„Hei," höhnte Werner, „du darfst klein Heinzels Kindsmagd sein, ihn wiegen und päppeln . . ."

„Diese wichtigen Dinge müssen wir — ganz vertraut — mündlich verhandeln. Deshalb hatte ich auf allen Alpenpässen aus Italien Auftrag gegeben, dich anzuhalten und mir zuzuführen. Gleichwohl entgingst du den Wächtern."

„Die Finstermünz hat man dabei vergessen," lachte Werner. „Er liebt dich so, — hat er dich, läßt er dich nicht mehr los!"

„Ich sende daher das Schreiben nach Schwaben, wohin du dich gewendet haben sollst, und mahne dich, sobald du es erhalten, sofort zu mir nach Ingelheim zu eilen, wohin ich den neuen Reichstag berufen habe, ein höchst wichtiges neues Gesetz zu beschließen: ich sprach dir davon,

ohne den Plan damals aufzudecken, zu Perusia. Ich erwarte deinen raschen Gehorsam."

„Da soll er lange warten," schrie Werner, riß ihm das Pergament aus der Hand, warf es zu Boden und trat darauf.

Schmerzlich rief Ernst: „und meine Mutter! Sie hat all' das gegen mich geduldet, vielleicht selbst gewollt, herbeigeführt!"

„Gewiß! Wie sagt ein altes Wahrwort? ‚Geht die Henne zum neuen Hahn, vergißt sie der alten Jungen'. Aber wahrlich: — jetzt ist's genug der Schande, des Hohns! Ja, des Hohns! Denn Hohn ist's, daß er die Königs- und die Kaiser-Krone jenem Windelspatzen zuwendet und auch die Krone von Burgund, die dir gebührt. Welch Erbrecht hat der Säugling, das du nicht seit Jahren hast? Und weil du damals Burgund im Stich ließest, um des Wahngebildes vom Reiche willen, deshalb — zur Belohnung! — sollst du Burgund nicht haben? Laß — einstweilen! — die Nachfolge im Reich beiseite: das ist ein arg verworren Gewirr und keiner von den Fürsten gönnt's dem andern, auch dir nicht. Aber Burgund nimm als dein gutes Recht in Anspruch, dafür rufe deine Schwaben, die kleinen Vasallen auf: sind's noch die alten, werden sie ihrem Schwaben-Herzog helfen wider den falschen Franken, wie sie dir früher helfen wollten. Und hast du gesiegt im Kampf um Burgund, liegt Herr Konrad zu Boden, dann hast du auch die deutsche Königs- und die römische Kaiser-Krone erstritten. Ernst, jetzt kam der Augenblick der Wahl für dein ganzes Leben. Ich weiche von dir als einem Zagen, versagt dir der Mut. Wir haben miteinander einen Löwen bezwungen: — fürchtest du diesen fränkischen Fuchs?"

„Ja, er ist falsch, ich erkenne es jetzt. Wie hat er

zu mir gesprochen damals in Perusia! Ich hab' ihm vertraut. Ich hatte angefangen, ihn zu lieben — wie vergilt er mir nun? Ihm gehorchend hab' ich die Rose aus dem Kranz meines Lebens gerissen für immerdar, ich ahn' es. Er, er hat mir die Geliebte genommen. Dafür haß' ich ihn — mehr als damals, da er mir die Mutter genommen. Ja, Werner, du hast recht. Mein Brüderlein in der Wiege soll mir nicht über den Helm ragen. Auf! Ich entbiete alle meine schwäbischen Vasallen zu einem Tag nach Augsburg: — dort trag' ich ihnen meine Kränkungen, meine gute Sache vor und frage sie, ob sie nicht ihren Herzog schützen wollen in seinem Recht?"

„Ich wette darauf, sie jubeln: ‚ja'. Nicht nur aus Treue, auch aus Klugheit: nicht vom König, der fern, von ihrem Lehnsherrn, der gar nah, der ihren Söhnen die Lehen geben und versagen kann, hängt ihre und der Ihrigen Zukunft ab. Sie werden, sie müssen dir helfen! Aber rasch muß es gehn, bevor der Franke Verdacht schöpft und ins Land bricht. Rasch ans Werk!"

II.

Und gar rasch gingen die Raschen, die allzu Raschen an ihr verhängnisvolles Werk. Eilende Boten ritten noch am gleichen Tag nach allen Richtungen des Landes Alamannien, wie es meist in seinem Westen, Schwaben, wie es meist in seinem Osten hieß, und entboten — unter Herzogsbann — die Vasallen, die Grafen, Ritter, Vögte, Burgwarte, Centenare, über vierzehn Nächte nach Augsburg zu einem Landtag der Provinz; das Ladschreiben

forderte sie auf, all' ihre Reisigen nach Augsburg mitzubringen, um ihres Herzogs Recht auf Burgund mit den Waffen gegen den Kaiser zu verfechten. Werner versicherte sich von Ulm aus sofort der Stadt: ohne Widerstand: der dem Kaiser treu ergebene Bischof Brun weilte an dessen Hoflager.

Gespannt erwarteten die Freunde schon einige Zeit vor der Tagung das allmähliche Erscheinen der Geladenen. Aber zu ihrer rasch steigenden Bestürzung wollte noch immer niemand eintreffen. Dagegen verlautete, daß der größte Teil der Erwarteten sich gar bald nach Empfang der Ladung statt nach Augsburg nach Konstanz begeben hatte, wo sie in dichten Haufen sich zusammenfanden, unter Leitung des Bischofs der Stadt, Herrn Warmanns, eines treuen Anhängers und eifrigen Freundes des Kaisers, berieten und Beschlüsse faßten.

Jedoch am Abend vor dem angesagten Tag zogen doch vom Bodensee her gewaltige Heerscharen auf Augsburg zu: besorgt lugte Werner von dem Westturm in die im Sonnenuntergang leuchtende, von Waffen blitzende Ebene: er fürchtete den Anmarsch kaiserlicher Scharen, die er in die Stadt nicht einzulassen gemeint war.

Aber alsbald befahl er freudig, die Tore zu öffnen, eilte zu dem Herzog und jubelte: „Da sind sie! Ich habe ihre Banner erkannt: den Bären des vieltreuen alten Hiltibald von der Baar, den Hirsch Herrn Wolfrats vom Eritgau, dann Herrn Werinher vom Neckargau, Friedrich vom Riesgau, Hesso vom Sülichgau und viel mehr! Bischof Warmann selbst führt sie dir zu, noch andre Bischofsgewande sah ich von weitem. Sieh, du hast gezweifelt. Aber nun sind sie da, alle mit fliegenden Fahnen und blitzenden Helmen. Wir lassen sie ein mit Freuden. Und ich habe ihnen Herolde entgegengesandt, die Führer zu

herbergen und auf morgen schon um die vierte Stunde in das Palatium zu laden. Das wird unser erster Sieg."

In der großen Halle des Palatiums auf dem Marktplatze drängten sich zur angesagten Stunde die meisten der geladenen Vasallen: aber seltsame Mienen, finstere Blicke begrüßten den Herzog, als der mit raschem Schritt die dichte Menge durcheilte und auf dem erhöhten Sitze Platz nahm.

Und bevor er hier das Wort ergreifen konnte, erscholl ein Trompetenstoß vor der Tür: diese sprang auf und Werner, der dort Wache hielt, zurückdrängend, erschien eine ehrwürdige Priestergestalt und schritt langsam, feierlich auf den Herzogsitz zu. „Vater Burchard!" rief Ernst erfreut und wollte ihm die Stufen herab entgegeneilen.

Aber mit bekümmertem Antlitz und mit abweisender Handbewegung hemmte ihn der Bischof: „Laß dieses Wort, Unseliger! Übel hast du dich dagegen versündigt. Dein echter Vater oben im Himmel verabscheut die Empörung — die wiederholte! — des Schwabenherzogs gegen Kaiser und Reich. Nein, schweige! Versuche nicht, wie du planst, die Rebellion noch weiter zu treiben, diese wackern Männer, deine Lehnsleute, zum Treubruch gegen ihren König — noch einmal! — fortzureißen."

„Laß mich ihn verhaften," flüsterte Werner, „und schweigen machen: seine Reden verwirren!" — Aber Ernst schüttelte das Haupt. „Bischof von Worms," sprach er finster, „du bist hier nicht geladen, bist doch nicht mein Vasall. Kraft welches Rechts stehst du hier?" — „Mit Bruder Warmann dort von Konstanz als Gesandter deines Herrn, wie unser aller: des deutschen Königs." — „Wie?" — „Laß ihn nicht sprechen," drängte Werner. — Aber Ernst schwieg.

„Wisse denn, Betörter, das Verderben ist über dich hereingebrochen. König Konrad erfuhr längst von deinem Aufruf zur Empörung.“ — „Durch wen?“ — „Durch deine eigenen Vasallen. Sie schickten ihm diese deines bösen Dämons — Werners — Rebellenrufe ein.“ — „Meine eigenen Vasallen?“

„Der König berief einen Reichstag nach Ingelheim: dort traten sie selbst als Ankläger gegen dich auf: deine Briefe überführten dich ohne weiteres: das Reichsgericht hat dich und Werner geächtet, aus dem Reiche verbannt, der Lehen entsetzt, die heilige Kirche hat den Ächter ausgestoßen.“ — „Ja die,“ schrie Werner dazwischen, „die muß immer ihren mütterlichen Senf dazu geben.“ — Aber Ernst erbleichte und verstummte.

Doch Werner fuhr fort: „Ah, und ihr, schwäbische Ritter, ihr brecht eurem Herzog die Treue? Wie, Graf Wolfrat, Ihr? Und du, Werinher? Und Ihr, Hesso, und vollends Ihr, Herr Hiltibald von der Baar, des Ruhm von je die Treue war, des alten Herzogs Schildgenoß?“ — „Ja, ich! Denn dem Herrn König haben wir Untertanentreue geschworen wider jedermann, dem Herzog Lehentreue gegen jedermann, aber ausgenommen König und Reich.“

„Nun wartet!“ rief Werner grimmig. Wir werden euch allen die Lehen nehmen. Und euren Söhnen das Erbrecht darein.“ — „Das kann kein Herzog mehr,“ sprach Bischof Warmann. — „Ein neu Gesetz,“ fuhr Burchard fort, „erging zu Ingelheim: das hat die kleinen Lehen der Herzogsvasallen für erblich erklärt.“

Da sank Ernst auf den Herzogstuhl: „Das . . . das also war sein Plan, sein Mittel zu Perusia.“

Werner schlug sich die Faust vor die Stirn: „Verfluchter Fuchskopf! Ein Meisterstück der Schlauheit Er

zieht dir den Boden unter den Füßen weg. Wir sind verloren." — „Ja, ihr seid verloren," sprach der alte Hiltibald, „aber nicht wegen jenes Gesetzes. Wir würden euch, auch wenn ihr uns die Lehen nehmen könntet, nicht folgen gegen König Konrad." — „Bah," höhnte Werner bitter, „seid uns doch schon mal gegen ihn gefolgt." — „Ja," erwiderte der Alte, „leider! Aber seither hat uns gerade dieser König ein Anderes, ein Höheres gelehrt: — durch Wort und Tat und Beispiel. Eine neue Zeit, jung Ernst, ist aufgegangen in deutschen Landen: nicht mehr das enge Heimatnest, das Reich ist's, dem zu dienen wir gelernt haben unter diesem Mann."

Ernst sprang auf, staunend. „Horch, Werner! Welch' neue Sprache! Und 's ist ihr Ernst. Hiltibald scherzt nicht und lügt nicht. Wir sind wirklich verloren." — „Ja, das wart ihr," hob Burchard an. „Hätten nicht die heißen Tränen, die Fürbitten der Mutter, die Gattenliebe des Kaisers euch gerettet: zum Tode waren die undankbaren, die rückfälligen Empörer verurteilt: dein und Werners Kopf . . ." — „Ei, er komme, sie holen!" trotzte Werner. „Auf, Ernst, erwache! Wir haben diese uns so feindlichen Männer. Laß sie mich greifen. Diese Stadt ist ja unser." — „Gewesen!" sprach Bischof Warmann, vortretend. „Jetzt ist sie des Kaisers. Für ihn haben wir sie beschritten und besetzt. Ja, fahr' nur ans Schwert. Wir sind dreitausend gegen zweihundert."

„Hie Kaiser und Reich," rief der weißhaarige Hiltibald und zog feierlich das Schwert. — „Hie Kaiser und Reich!" erscholl es im Saal und alle Klingen fuhren aus.

„Jetzt, erst jetzt ist es wirklich aus," knirschte Werner. „Fliehen wir," flüsterte er, „solang' es noch geht." — Allein Ernst blieb gesenkten Hauptes stehen: „Verlassen, verraten von meinen Schwaben! Das . . . das allein tut weh."

„Jung Ernst," sprach treuherzig der Alte, „'s wird uns nicht leicht. Glaub' es mir. Aber dieser König hat eine neue Zeit ins Reich gebracht. Erst das Reich, dann alles andre: auch selbst unser Schwaben."

„Verzweifle nicht, Ernst," mahnte Burchard. „Die Mutter hat dir auch das ausgewirkt: — nicht für immer sollst du verbannt sein aus dem Reich. Nur von diesem bösen Geist mußt du dich lossagen, eidlich lossagen für immerdar."

„Ja, von deinem Verführer und Verderber, dem Anstifter, dem Brandstifter auch *dieser* Empörung," schloß Warmann.

„Ah, Schmach ohne Maß!" schrie Ernst und schlug beide Arme um den Freund, „nie, niemals. Sagt eurem Herrn Kaiser, nie laß ich von Werner, im Leben nicht und nicht im Tod. Seht, ihr treubrüchigen Vasallen, so hält man Treue. Komm, Freund, hinweg von diesen Menschen. — Nein, laß das Schwert. Laß doch sehn, ob sie Hand legen an ihren Herzog."

„Und an solche Treue!" rief Werner ihm rasch durch den Saal nach dem Ausgang folgend.

Schweigend sahen ihnen die Männer nach: keine Hand, keine Klinge rührte sich, die Freunde zu hemmen oder zu scheiden.

Sechstes Buch.

I.

Als aber dem Kaiser in Ingelheim dies gemeinsame Entweichen der beiden gemeldet ward, geriet er in heftigen Zorn über die hartnäckige Verstockung des Stiefsohns gegenüber so reicher Gnade, welche die Gattin dem Schwergereizten abgerungen.

Alle Zeugen und die ihm eingelieferten Urkunden, die Aufrufe zur Empörung, bestätigten, daß Werner von Kiburg den Herzog diesmal wie bei seinem ersten Aufstand in das Verbrechen hineingetrieben habe. Sollte der Betörte für die Zukunft gerettet werden, was er der laut klagenden Mutter mit allen Mitteln anzustreben versprochen hatte, mußte der Jüngling von seinem Verführer getrennt werden und, da das in Güte nicht möglich schien, mit Gewalt.

Konrad sandte vier Streifscharen aus, die ganz Alamannien von West nach Ost, von Ost nach West, von Nord nach Süd, von Süd nach Nord, nach den Flüchtlingen durchsuchen und zuletzt im Schwarzwald zusammentreffen sollten, wohin der Kaiser sich zunächst begeben wollte.

Sorgsam, mit der Beflissenheit bittern Hasses gegen den Bastard, den er den Satan seines Stiefsohnes nannte, traf der Herrscher die Auswahl unter seinen Rittern, die

er zu Führern dieser Sucheschaaren bestellte: Ernst zwar hatte kaum einen Feind: desto zahlreichere hatte sich Graf Werners rasche und spitze Zunge, sein giftiger Spott, seine rücksichtslose Schärfe geweckt: Herr Konrad kannte gar genau solche Strömungen unter den Seinen: so ernannte er zu Führern lauter scharfe Franken, mit denen der „Schwab“ mancherlei Späne gehabt: Adalbert den Vogt von Bacharach, Werin den Burggrafen von Ehrenbreitstein, Rollo den Truchseß von Rüdingen und den Grafen Mangold: allen schärfte er ein, des Herzogs zu schonen, den Bastard aber beizuschaffen, lebend oder — anders. Dem treuen Mangold reichte er noch aufs Pferd hinauf die Rechte: „Diesmal, Freund, nicht nur den Schild gebraucht wie dazumal.“

„Ihr sollt mit mir zufrieden sein, Herr Kaiser,“ sprach jener ruhig.

Ganz allein, auch nicht von einem Knecht begleitet, — Ernst wollte so wenige Leben wie möglich mit sich in das Verderben ziehen — ritten die Freunde von Augsburg ab — auch an dem Tor wurden sie nicht angehalten — gen Westen, ohne festes Ziel, ohne bestimmten Plan. Denn kaum mochten sie selbst einen Plan das Streben nennen, baldigst die Grenze des Reichs, in welchem ihre Häupter die Acht verfolgte, zu überschreiten und dann über Frankreich Italien und das Meer zu gewinnen, um die kühne Fahrt nach Byzanz zu wagen.

„Ich weiß es ja: es ist ein Traum, was mir vorschwebt, nicht einmal eine Hoffnung. Aber einmal noch, bevor ich diese Augen schließe, möcht' ich ihre edlen Züge schauen!“

„Freund, ich glaube wir kommen nicht so weit! Lang nicht! Aber wir wollen's versuchen: ist's doch gleich, wohin

uns die Rößlein tragen: wir reiten überall in den Tod. Ja, auch ich möchte gern noch einmal Praxedens weiche Lippen . . . Aber wir sprechen da — beim Tod — immer von ‚uns‘ und ‚wir‘. Und handelt es sich doch nur um diesen Werner da, der, Hand aufs Herz, nie besonders viel getaugt hat und dein Leben, Herzogsohn, wahrlich nicht wert ist, ich, der Niemand-Sohn, der am Zaun Weggeworfene, die Brut der fahrenden Hübscherin und des Diebes, des Henkers vielleicht! Es ist ja alles ganz schön und edelmütig, was du da tust. Aber — brauchst mich ja nicht den Verfolgern auszuliefern: nur umzukehren, bei Väterchen dich — allein! — zu melden und auf die Frage nach dem Bastard lediglich die Achseln zu zucken — ohne zu lügen.“

„Wie kannst du mich so kränken! Nie laß' ich von dir.“

„Dann höre das Wort, das ich aus Höflichkeit bisher verschwieg: Herzog von Schwaben: Ihr handelt edel, aber dumm.“

Ernst mußte lachen: — in allem Weh.

„Denn mir geschieht recht: der gute Bischof hat recht, ich **bin** dein böser Geist. Ich habe dich zweimal ins Verderben gerissen.“ — „Und Ravenna?“ — „Bah, das machte mir Spaß. Leider hab' ich bei der Gelegenheit auch deinen Herrn Links-Vater heraushauen müssen.“ — „Und das Panier des Reichs?“ — „Pfui Teufel!“ schalt Werner. „Hast du noch immer nicht genug von diesem Gaukel-Spiel-Fetzen? Das Reich, ei — du hast ihm viel zu danken! Ich glaube nämlich wirklich: — und das allein macht ihn erträglich! — dieses Kaisers Götzendienst mit dem Reich ist nicht Heuchelei, ist ihm bittrer, dummer Ernst.“

„Das **weiß** ich,“ sprach der Herzog düster. „Und das ist . . . so schwer zu tragen.“ — „Drum — nochmal sag' ich's: kehr' um! Sonst — du vergissest, Freund,

ich kann dich zwingen, auf meine Gesellschaft zu verzichten." — „Verstehe nicht." — „Bist nicht mehr der kluge Ernst von Byzanz!" lächelte er kopfschüttelnd. „Sieh mal: ist kein groß Wässerlein hier unter der Brücke: aber wenn ich in dem Gewaffne mit dem Gaul über das Geländer sause, ist's reichlich tief genug für einen Bastard. Und du hast mich dann nicht verlassen, vielmehr ich dich: und in allen Ehren magst du zur Mutter gehn."

Da zog Ernst den Zügel, sah dem Freund fest in die Augen und sprach: „Tust du das, tu ich's nach im Augenblick."

„Nun, nun, nur nicht so eilig! Das läuft uns beiden nicht davon, wollen sie uns einmal mit Gewalt trennen. Und dazu kommt's doch wohl mal. Jetzt aber noch nicht! Siehst du die paar Reiter da links vor dem Walde? Sie suchen wohl uns. Aber sie haben uns nicht geseh'n. Komm rasch rechts in das Gehölz."

„Ah, wie ein schuldiger Schächer muß ich, der Sohn des Herzogs Ernst, mich verschlupfen in meinem eignen Lande! Die Schmach drückt mir das Herz ab. Ich halt's nicht lang aus."

II.

Der Kaiser war an dem Tage nach Absendung der vier Streifscharen selbst aufgebrochen: obwohl die schwäbischen Vasallen in ihrer treuen Haltung verharrten, hielt er doch sein Erscheinen in dem Lande, das vielfach der Neuordnung, zumal der Neubesetzung des Herzogstuhls, bedurfte, für notwendig.

Er hatte den alten schon römischen Weg — vom Mittelrhein nach Alamannien über Baden — eingeschlagen und war eben in der dortigen Pfalz eingetroffen, wohin ihm Bischof Burchard entgegengeeilt war, genaueren Bericht über die Augsburger Vorgänge und über etwaige Spuren der Flüchtlinge zu erstatten: er konnte aber nur angeben, eine Spur scheine nach dem Schwarzwald zu weisen und dorthin habe eine der Sucheſcharen abgeschwenkt.

Da meldete der Türhüter einen Mönch, der, ganz erschöpft von langem eiligem Ritt, soeben eingetroffen war aus fernem Norden und dringend Gehör erbat: er bringe einen Brief von allerhöchster Eile, von schwerster Wichtigkeit, geschrieben auf einem Sterbebette. Und schweißtriefend zog er ihn aus dem Gürtel. Es gehe Herrn Konrad selbst sehr nahe an.

„Ich springe eben aus dem Sattel, bin sehr müde," meinte der: „Herr Konrad selbst soll warten." — „Herr, es geht gleich sehr das Reich an." — „Dann rasch, gib her! — Nein, bleibt, Freund Burchard! — Ein Klostersiegel? Bote, wo kommst du her?" — „Aus der Cella der büßenden Schwestern zu Bremen. Frau Äbtissin Erdmuthe . . ." — „Eure Base, nicht?" fragte Burchard. — Konrad nickte. „Was ist mit ihr?" — „Sie liegt im Sterben." — „Der Brief ist aber nicht von ihr." Der Kaiser begann zu lesen. — „Nein, von Erzbischof Unwan, Eurem treuen Diener. Er schärfte mir höchste Eile ein, sie tue Not." — „Ja, weiß Gott," rief der Kaiser: er erbleichte, wie er weiter las: plötzlich schrie er laut auf wie ein zu Tod getroffenes Tier: er drehte sich im Kreise, ließ den Brief fallen und sank Burchard in die Arme.

Rasch ließ der durch den Mönch den heilkundigen Griechen rufen, der den Zug begleitete und den Ohnmäch-

tigen bald ins Bewußtsein zurückrief. Schwer atmend lag der nun eine Weile auf dem Pfühl: plötzlich fuhr er auf: „Der Brief! Wo ist der Brief?" — „In meiner Hand, Herr Konrad," sprach Burchard.

„Ich muß ihn zu Ende lesen! Höre nur rasch den Eingang: Unwan schreibt mir, Erdmuthe, sein Beichtkind, sonst ein geistgewaltig, fast nur zu männisch Weib, hat seit Jahrzehnten ihr Kloster tüchtig, streng, beinah mit allzuharter Kraft geleitet in allen geistlichen, mehr aber in den weltlichen Dingen. Plötzlich sei ein Wandel über die stolze, hochfahrende Frau gekommen: Reue, Selbstvorwürfe für eine vielleicht alte Sünde. Der Bischof wußte nichts zu erraten und sie beichtete offenbar jene Sünde nicht. Die Zeichen der Gewissensangst mehrten sich auf einmal gewaltig nach Eintreffen eines Schreibens aus einem deutschen Kloster, etwa zur Zeit des ersten Aufstandes des jungen Ernst."

„Hm, wie soll das zusammenhängen?" meinte Burchard.

„Sie habe sich dann wieder ein wenig beruhigt: aber jetzt — bei Ausbruch der zweiten schwäbischen Empörung — habe die schon vorher schwer Erkrankte maßlose Aufregung ergriffen und: im sichern Gefühl des nahenden Todes berief sie Unwan zur letzten Beichte. Und nun gestand sie: — vor mehr als fünfundzwanzig Jahren von wahnsinniger Liebe zu mir ergriffen, habe sie in lauernder Eifersucht, heimlich all meine Schritte belauscht. — So habe sie auch jene Schäferhütte am Neckar entdeckt und darin Mildtrudis, ach, und unser Kind: — du weißt davon, Burchard, seit . . ."

„Seit dein Gewissen und dein Zorn dich zu mir trieb."

„Sie hoffte, falls mir Mildtrud und das Kind spurlos

verschwänden, — die junge Mutter als eine Treulose! — werde jene Liebe von mir weichen, und Erdmuthe selbst an meine Seite treten, wie unsre ganze Sippe wollte. So ließ sie mit Gewalt — o Burchard, Freund! — das ist schrecklich! — und ich habe die Unschuldige, das arme, geopferte, rührende Kind mit allen Flüchen der Verachtung belastet!"

„Beruhigt Euch, Herr! Weiter, weiter!"

„Mutter und Kind entführen! Mir spielte sie jenen angeblichen Brief Mildtrudens, jene mich verhöhnende Selbstbeschuldigung in die Hand. — Erdmuthe selbst hatte ihn geschmiedet. So weit hatte ich vorhin gelesen — nun aber weiter: erst, als ich auch nach dem Verlust Mildtrudens kalt blieb, beschloß sie, der Welt zu entsagen: sie ward Äbtissin in Bremen. Nach einigen Jahren kam die Nachricht, Mildtrude, die Arme, sei in Gram, in Sehnsucht nach mir gestorben in jenem dänischen Kloster auf Seeland bei Roeskilde, das Erdmuthe gestiftet hat, — ihrem Kerker. Vorher habe sie mir viel tausendmal verziehen und mich gesegnet für und für. Das traf die Schuldige schwer. ‚Aber furchtbare Reue, Verzweiflung ergriff sie erst,' schreibt weiter Unwan — Gott! was kann noch kommen? — ‚als sie erfuhr, zweimal habe gegen den König die Waffen ergriffen' — doch nicht Ernst? was geht der sie an! — Nein, ah, ah jetzt kommt's, das Furchtbare! ‚Werner: denn Werner von Kiburg, der Bastard, ist' . . . . ah, Gott, Gott! — ‚des Kaisers Sohn.'"

Da sprang Konrad laut aufschreiend von dem Bett, stürzte auf die Kniee, raufte sein Haar und schrie: „Werner, Werner! Dieser verhaßte Mensch — mein Fleisch und Blut! Und meiner geliebten Mildtrudis Kind! O Schrecken der Schrecken!"

„All' ihr Heiligen," betete der Bischof, „laßt den Mann nicht verzweifeln."

Er hob den Brief auf und las zu Ende — denn der Kaiser war fassungslos: „Erdmuthe hatte den Säugling vor das Burgtor des Schwabenherzogs legen lassen: sie erfuhr, daß der sich des Kindes gütig angenommen. Aber Verzweiflung ergriff sie, als sie vernahm, daß der Sohn in Haß und Treubruch das Schwert wider den eignen Vater zückte — damals und jetzt, jetzt abermals! — Sollte um ihrer Schuld willen der Sohn den Vater, der Vater den Sohn im Gefecht durchbohren? . . ."

„O nein, nein!" schrie Konrad und sprang empor. „Es ist ja noch viel teuflischer gekommen! Nicht ehrlicher Kampf — Hinrichtnng des Sohnes durch den Vater. Hab' ich doch in diesen Tagen viermal befohlen! — viermal, hörst du? — den Bastard mir einzuliefern, schonungslos, mir ihn zu bringen, lebendig oder tot! Ach meine Franken gehorchen mir gut! Gewiß tragen sie ihn mir schon zu auf vier Lanzenschäften."

Der Bischof las den Brief rasch zu Ende: „Die Äbtissin fleht dich an, alles zu tun, das Schreckliche zu verhüten . . ."

„Und ich habe alles getan, es herbeizuführen!"

„Ihr aber zu verzeihen: auf den Knieen flehe sie dich darum an: — so wahr du selbst Verzeihung von Gott erhoffst für deine Sünden. — Ja, Herr Konrad, das mußt du tun."

„Wie? Ihr verzeihen? Die mein Weib gefangen gehalten fürs Leben, mein Kind ausgesetzt, mich selbst zum Hasser meiner Geliebten gemacht, zum Mörder — vielleicht jetzt eben — meines Sohnes?"

„Ja, ihr mußt du verzeihen, betest du selbst zum Herrn um Verzeihung, um Abwendung dieses Blutver-

gießens. ‚Wie wir vergeben unsern Schuldigern‘ heißt es. Verzeihe!“

„Ja, ja! Alles! Nur mögen die Heiligen mich die Hand nicht beflecken lassen mit dem Blut des Sohnes. Auf! Eile! Fliege, Burchard. Sofort satteln lassen ... ich will ...“

„Um Gott, Herr Kaiser, Ihr könnt nicht stehn und wollt ...?“

„Ich muß! Ich muß reiten! Muß ihn retten, den verhaßten Bastard, ach meines armen Liebchens Kind!“

III.

Die Freunde waren, unentdeckt und unverfolgt, aus der Nähe von Augsburg und Ulm, in belebteren Gegenden nur bei Nacht scharf ausreitend, bei Tag in den dichten Wäldern schlafend, allmählich von Nordosten her durch den Sulgau an den Saum des Schwarzwaldes gelangt, dessen mächtig angestockter viele Klafter gründiger Granit die herrlichsten Tannen und Buchen trug. Hier, in der Nähe des heutigen Schramberg, in dem Tale des Berneck, wußte Werner eine halb zerfallene Feste in grüner Einsamkeit liegen: vor einem Menschenalter in einer Fehde zwischen den Grafen von Baar und den räuberischen Herrn von Falkenstein zerstört, war der Falkenstein von seinen verarmten landflüchtigen Eignern nicht wieder aufgebaut worden: Werner hatte oft auf seinen Schwarzwaldjagden darin gerastet: der Ort war kein Waffenplatz mehr, aber ein sicherer Versteck mit seinen zahlreichen Gräben und — auch unterirdischen — Gängen. Die heute noch vorhandenen

Überbleibsel lassen deutlich di[illegible]he Anlage des Burgbaus erkennen: jetzt noc[illegible]sten des Baus der hohe Turm des alten B[illegible]pteil in die Luft.

Weit und breit fand sich keine menschliche Siedelung: der nächste Einödhof lag fern draußen im Norden vor dem Walde, von wannen sie gekommen waren: die Hofleute hatten sie wohl kaum vorüberjagen sehen: hier mochten sie unverstört ein paar Tage rasten, die arg abgehetzten Rößlein sich verruhen und an dem würzigen Waldgras erholen lassen: dann sollte es weiter gehen mit frisch gesammelten Kräften, bei Basel etwa über den Rhein ins Burgundische, so allmählich nach Italien, und endlich nach Byzanz, dem gelobten Land ihrer Minne.

Werners eifrigen, zuversichtlichen Vorschlägen gab Ernst willig nach. Die Hast, die Schmach, die Feigheit dieser heimlichen Flucht hatten an ihm gezehrt: er sehnte sich nach Ruhe, im Äußern wie ach! in der Seele: der stille Friede dieses Waldwinkels kam wohltätig über ihn. Stundenlang lag er an den warmen Tagen des milden Herbstes unter den dichten Waldbüschen regungslos in dem hohen weichen Gras auf dem Rücken, schweigend zu den weißen Wölklein emporschauend, die langsam gen Osten zogen: viele schmerzliche Grüße gab er ihnen mit.

Hier war es märchen-einsam: schon lange schien kein Menschenfuß mehr hierher sich verirrt zu haben: zutraulich kamen die Tiere des Waldes — ein Rehlein und zwei Hasen — näher heran und äugten aus nach der regungslosen Gestalt: das Eichhorn lugte neugierig hoch aus der Astgabel auf ihn herab: der Baumkleiber huschte, eifrig klopfend, neben ihm den Stamm hinauf: hoch über den Waldwipfeln im lichten Blau zog ein Weih mit seltnem Flügelschlag, ruhig schwebend, seine stolzen Kreise. Im Grase unten flog über Agelei und großen Blauglocken der

schöne Falter m' veilchenblauen Flügeln, der „Trauermantel“ sich einen Augenblick nieder auf dem braunen Gel lmlosen Hauptes: die Hohltaube ließ aus dem dichten Holundergebüsch ihr zärtlich Rukuruh ertönen: ihn mahnte es an die Nachtigallen im Garten zu Byzanz!

Nun wandte er den Blick nach links hinauf, wo die stolzen, aber traurigen Trümmer der zerstörten Burg gen Himmel ragten: die Ringmauern und die Gebäude des Erdgeschosses lagen danieder: in einem Menschenalter der Ruhe waren sie von Moos, von Waldgras und Blumen, aber auch von Strauchwerk und Waldbüschen überzogen worden: der Zugang zu dem halb eingestürzten Haupttor war über Felstrümmer zu erklettern, auf denen die Eidechse sich sonnte. Dagegen wenig versehrt ragte links im Hintergrund der Turm des alten Bergfried in die Höhe: freilich die Holzgalerien, die im Innern sich hinter den Pfeilscharten hingezogen hatten, lagen, verkohlt, herabgestürzt, im Burghof: aber dem starken Steinbau des Turmes hatten Feuer und Zeit nichts anhaben können: und ganz hoch oben auf der obersten Zinne war ein schlankes Birkenstämmlein aufgesproßt, das seine langen, grünen, fahnenähnlichen Zweige weithin im Winde wehen ließ: „schau,“ hatte Werner gedeutet: „grün ist die Farbe deiner Herzogsfahne: der treue Turm grüßt seinen Herrn.“

Nachdem Ernst lange so gelegen, kam Werner muntern Schritts von dem nahen Waldbach her, dessen Rauschen den Herzog ebenfalls an jenen fernen Garten gemahnte. Den unsteten keckgemuten Bastard hatte die Hast der Flucht gar wenig verstört: nur um des Freundes willen wurmte ihn das Scheitern der Empörung: er selbst hatte nie Wert gelegt auf seine Stellung in diesem deutschen Reich, das ihm Voll-Ehre doch nie gönnte, das er von je mehr als

Kerker denn als Heimat, mehr als Schranke denn als Grund und Schutz seiner Rechte empfunden hatte. Ihn vergnügte jedes abenteuerliche Treiben: „Da ich meine Mutter nicht kenne," pflegte er zu scherzen, „hab' ich mir Frau Aventiure zur Wahlmutter erkoren. Und wahrlich, sie hat mich nie im Leben — gleich der andern! — verlassen und verleugnet."

So kam er auch jetzt ganz frohgemut dahergesprungen, statt des Speeres eine lange Erlenrute über der Schulter, in dem Schild ein paar prachtvolle Bachforellen.

Nun blieb er bei dem Freunde stehen: „gelt, da machst du Augen, Herr Herzog? Ja, wenn ich nicht sorgte für die Dinge dieser Welt, — wir müßten kläglich Hungers sterben. Denn Frau Minne macht nicht satt und in dem blauen Sehnsuchtshimmel deiner Seele gibt's nichts zu beißen. Wie ich zu dem Angelgerät komme? Ei, der Schweif meines Rappen lieferte die beste Schnur, die Erle gab willig ihre Stange: und der Hamen? Eine zerbrochene Schuppe des Ringpanzers war leicht zum Haken gebogen. Und die Fischlein hier, die menschenfremden, sie drängten sich förmlich dazu, dem Herrn des Schwarzwaldes den Tisch zu decken. Zunder hast du natürlich nicht? Den braucht's nicht, dein Theodora-Feuer aufzuzünden! Aber hier, das trockne Waldmoos fängt ihn auch, den Funken aus Stahldolch und Kieselstein. Meine Sturmhaube gibt einen prächtigen Fisch-Kochtopf. Zum Nachtisch Waldbeeren jeder Art, rote und schwarze! Hei, ich glaube nicht, daß der Herr Kaiser — den Gott fern halte! — so trefflich heut' zu Mittag speist, wie wir beiden Ächter. Dazu ein süßes Mädel in Gedanken — leider nicht in den Armen! — und ein gut Gewissen im Herzen!" — „Davon schweig lieber!" meinte Ernst, aber er mußte lächeln. — „Nun ja! Das bißchen Aufruhr! Nicht mal ausgebrochen! Da-

für sind wir keine Schlauschleicher, keine Fuchsschwänze, wie dieser Herr Kaiser. Fluch und Verderben über ihn! Wenn ich ihn träfe!" — „Da sei Gott vor! Besser wir treffen ihn nie mehr im Leben." — „Ei, ich meine, wir sind ihm entwischt. Hier zumal sind wir sicher. Du hast dir doch alles genau gemerkt? Unter der alten Esche, gerad unter ihren hoch herausgehobenen Wurzeln, öffnet sich der Gang, der sich lang unter der Erde hinzieht und weit draußen vor dem Wald erst mündet: — ich hab' ihn einst für einen Bau Meister Reinekes gehalten und verfolgt bis ins Freie. Dort hinein verschwinden wir, tauchen hier einmal mehr Helme auf als zwei gute Klingen durchhauen mögen: sie sollen staunen, verschluckt uns der Erdboden vor ihren Augen."

Ernst sprang auf, reckte sich, schüttelte die Arme: „Ah, verhaßt ist mir's, das elende Fliehen und Flüchten. Dächt' ich nicht der Einsamen dort in Byzanz, . . . ich machte ein Ende."

„Beileibe! Das kommt immer noch früh genug. Du gehst hinauf in unsern Schloß-Palast? Gut, sieh dir den Erdgang genau an. Ich tafele hier noch üppig an Preiselbeeren. Die löschen auch den Durst: — angenehmer als der Waldquell."

Nur kurze Weile nachdem Ernst oben in dem alten weitläufigen Gemäuer verschwunden, — lang gedehnt war die Befestigung der Felsenkuppen gewesen zur Sperrung des ganzen Talkessels — eben wollte sich Werner anschicken, ihm zu folgeu, als von Norden her auf der wild von Knorrwurzeln überwachsenen Waldstraße sich Geräusch vernehmen ließ.

Werner sprang hinter einen breiten Baumstamm und spähte vorsichtig aus: noch konnte er nichts sehen: der Pfad bog hier um Gebüsch: aber da klirrte eine Waffe,

da wieherte ein Roß — jetzt wurden Hufschläge auf den Wurzeln vernehmbar — ohne Zweifel: ein Reiterzug. Ob ihre Verfolger? Nun ersah er den Führer, der allein vor den etwa dreißig Helmen weit voraus ritt. Pfalzgraf Mangold!

Eisig durchlief es den Späher. Sollte er noch an sich halten? Vielleicht erblickten sie ihn nicht, vielleicht ritten sie vorbei. Aber ersahen sie ihn, so war nicht nur er, war auch Ernst verloren: ungewarnt konnte der nicht mehr den Gang erreichen. Also ihn warnen um jeden Preis!

So stieß er in das Hifthorn, daß es weithin schallte, — die Burgfelsen gaben lauten Widerhall — und sprang hinter dem Baum hervor: da sah er Ernst, von dem Hornstoß gerufen, hart vor der Wurzel-Öffnung des Baumes stehn: „Flieh, flieh Ernst!“ schrie er. „Sie sind da!“

Damit riß er das Schwert heraus, lief Mangold an und führte so wütend Streich auf Streich gegen den Reiter, daß dieser sich des Anfalls kaum mit dem Schild erwehren mochte: gleich der erste Hieb hatte die Brust-Brünne durchschlagen und Blut geholt.

Aber nun hatte auch der Angefallene das Schwert heraus: hell sprühten die Funken der Hiebe von den Klingen: noch waren die Reisigen nicht heran. — Noch zwei grimmige Streiche! — Doch nun sah Ernst von oben her die Rosse der Reiter heranbrausen, ihre hochgeschwungenen Lanzen blitzten im Sonnenschein.

„Flieh, Ernst!“ schrie Werner nochmal, zurücktaumelnd: denn er war in das helmlose Haupt getroffen: aber noch stand er. — „Fliehen? Ah, denk' an den Löwen! Jetzt ist's an mir!“

Und in mächtigen Sätzen sprang er, das nackte Schwert in der Faust, von Fels zu Fels, ohne Weg, geradaus herunter über die Hügel. Er geriet schon mitten unter

die Reiter: er kam eben recht, den Stürzenden aufzufangen: sofort zielten zwanzig Lanzen auf den neuen Feind.

„Halt, haltet ein!“ rief der Führer und schlug den nächsten Speer mit dem Schwert herab. „Es ist Herr Ernst. Schont sein Leben! Der Herr Kaiser will nicht sein Blut. Herr Ernst, Euch winkt volle Begnadigung. Gebt Euch gefangen!“

„Nie! Rache für Herrn Werner. Wahre dich.“

Und er fiel dem Gaul in den Zügel und schlug dem Reiter einen mächtigen Streich ober der Brünne in den Hals: zugleich stieß der in verzweifelter Abwehr einen wilden Schwertstoß gerade vor sich hin: er traf zwischen die Augen in die Stirn: dann glitt er aus dem Sattel.

Erschrocken sprangen ein paar Reiter ab und hoben die beiden soeben Gefallenen auf: sie waren tot. „Wird der Herr Kaiser schelten und zürnen!“ — „Ah was! Es war äußerste Not.“ — „Und der andre?“ — „Der Kiburger?“ — „Der atmet noch.“ — „Wir schaffen alle drei in den Einödhof, von wo sie uns den Weg der beiden Reiter gewiesen. Kommt, schneidet Tannenzweige zu den Bahren.“

Während der lärmenden Beschäftigung achteten die Leute nicht auf den Pfad, auf dem sie gekommen. So wurden sie überrascht, als plötzlich um die Büsche eine starke, glänzende Reiterschar bog.

„Der Kaiser! Herr Burchard!“ riefen die Bestürzten.

„Halt! Haltet ein!“ rief Konrad von weitem. „Gnade! Leben und volle Gnade beiden!“

Schon war er zur Stelle, schon sprang er ab, schon beugte er sich über die Liegenden. „Ernst? Tot! Ach um die Mutter! — Mangold? tot! — Und hier er — er, o Gott, auch er tot?“

„Nein,“ erwiderte Werner schwach atmend, „noch leb'

ich, dir zu . . . —" — „Nein, fluch' ihm nicht!" sprach da der Bischof, rasch seine Rechte fassend. „Denn er ist dein Vater." — „Was? Der Kaiser! Bist du wahnsinnig? Oder ich?" — „Nein, nein," rief Konrad, sich neben ihn niederknieend. „Es ist wahr, zweifle nicht. Deine Mutter . . ." — „Wo ist sie?" — „Im Himmel."

„Was war sie?"

„Ein Hirtenkind."

„Du hast sie verführt und verlassen! So sei . . ."

„Nein! Ich wollte sie in zwei Nächten zum Altare führen."

Ein spöttisch Lächeln zuckte um die schmalen bleichen Lippen.

„Ja, ja! Da ward sie mir geraubt — geraubt für immer! — sie und ihr Kind."

„Von wem?" forschte der Sterbende ungläubig.

„Von einer eifersüchtigen Nebenbuhlerin. O vergib mir, mein Sohn. Und glaube, glaube mir. Daran bin ich unschuldig."

„Und das hast du nicht gewußt bis . . .?"

„Bis vor zwei Tagen," sprach der Bischof. „Ich stand dabei, als er's erfuhr. Es warf ihn um. Sofort eilte er, dich zu retten."

„Etwas spät! Und all' das soll ich glauben?"

„Welchen Grund hätte er, den Sterbenden zu belügen?"

Werner sann nach. „Das hat Verstand. Er kann nichts dabei profitieren, der Franke."

„O vergib mir, mein Sohn. Es ist alles wahr. Ich schwöre bei Gott! Vergib mir allen Schimpf des Bastards! Alles: von Wirzburg an."

„Gott? Wer weiß, was der dir ist? Nein, schwöre bei deinem Götzen —: schwöre beim Reich."

„Ich schwör' es bei dem Heil des Reiches! Es verderbe binnen Jahr und Tag, sprech' ich falsch," rief Konrad, die Schwurfinger erhebend.

„Ich glaube dir. Und ich . . .: meine Mutter hat dir vergeben?"

„Viel tausendmal."

„So vergeb' auch ich dir. Gib mir die Hand, Vater. Laß mich begraben neben dem da — neben Ernst. Ich hatt' ihn lieb."

Und er atmete tief und starb.

Nun ward es gar still in dem Walde. — Die sinkende Sonne warf ein blutrot Licht durch die dunkeln Tannen.

Zögernd erhob sich der Kaiser von den Knieen: er konnte das Auge nicht lösen von Werners edeln, durch den Frieden des Todes verklärten Zügen: „Oh, Mildtrud, so — im Sterben! — erkenn' ich deinen Sohn. Wie er ihr gleicht!"

Burchard suchte ihn leise fortzuziehen, hinweg von diesem Anblick.

„O frommer Bischof, nicht wahr, du willst sie nicht sehn, die Frage, den Vorwurf gegen den Himmel in meinen Augen? Warum? Warum dies Ende? Die Schuldigen sind ich und Erdmuthe, die Leidenden sind Mildtrud und ihr Sohn. Warum? Ist das die Gerechtigkeit Gottes?"

Burchard schob ihn sacht gegen sein Pferd hin: „Die Wege Gottes sind unerforschlich."

„So freilich scheint es!" meinte der Kaiser bitter.

„Darum muß man glauben und nicht grübeln. Grübeln entzweit, Glauben befriedet mit Gott. Gottes Friede komme wieder über dich. Du brauchst ihn. Denn du mußt weiter leben!"

„Für wen?“ Gar schmerzlich kam das!

„Du kannst fragen? Du? Für das Reich!“

„Ja,“ sprach der Kaiser, sich hoch aufrichtend, „und ich will. Und ich werde. Gott verzeihe mir und helfe mir dazu.“

„Amen!“ schloß der Bischof.

Anhang.

Herzog Ernst von Schwaben.

Ballade [1862].

Abdruck aus: Gedichte. Sämtl. poetische Werke. Zweite Serie Bd VI. S. 267

„Mein Vater liegt im kühlen Grab,
Meine Mutter tät' ihn verschmerzen,
Die einem neuen Gatten gab
Mein Land mit ihrem Herzen.
Nun ist mein Richter — ihr Gemahl:
Der Waisen Hort auf Erden,
Der Kaiser selbst mein Erbe stahl
Und nie kann Recht mir werden.

Geächtet bin ich und verbannt,
Gehetzt mit Horn und Hunden,
Ein Bettler irr' ich durch das Land,
Der Herzog der Burgunden!
Nicht Vater, Mutter, Weib noch Kind
Darf ich mein eigen nennen:
Die Wölfe sind mein Hausgesind,
Die in den Wäldern rennen.

Nur dich, mein Freund, dich hab' ich noch,
Mein Werner, du Getreuer,

Mir mehr als Reich und Scepter doch,
Als Erd' und Himmel teuer:
Drei Kronen ob der Kaiser hält
Und Perlen und Juwele,
Mein ist der reichste Schatz der Welt: —
Denn mein ist deine Seele.

Die Menschen lassen uns nicht Wahl,
Sie haben uns ausgetrieben:
Wir wollen sie hassen allzumal, —
Uns beide woll'n wir lieben." —
Der Herzog sang's auf dem Falkenstein,
Der schuttzerfall'nen Feste,
Herr Werner kredenzt ihm Brot und Wein,
Die Eulen waren die Gäste.

Dann deckt er ihn mit dem Mantel zu,
Dem einz'gen, den sie hatten:
Der Kaisersohn schlief ein in Ruh'
Auf armen Binsenmatten.
Herr Werner zog den scharfen Stahl,
Hielt Wach' am Tor von ferne
Und hell, mit ihrem schönsten Strahl,
Liebkos'ten ihn die Sterne. —

So lebten sie, vom Sturm umfegt,
Ein Leben weltverschollen,
Wie oft im Wald ein Recke pflegt,
Dem Recht und Richter grollen.
Und jagt der eine Wild und Fisch, —
Der andre schirmt die Feste:
Der reiche Schwarzwald deckt den Tisch
Dem Herzogsohn aufs beste.

Und wer zurück vom Jagen kam,
Der sollte spähn bedächtig,
Und schnell, wenn er Gefahr vernahm,
Ins Hifthorn stoßen mächtig,
Auf daß durch einen dunkeln Gang
Tief unter des Flüßleins Bette
Der andre Freund sich waldentlang
Hinaus ins Freie rette.

Lang ungefährdet lebten sie
Im dichten Waldgehege,
Und nur der blaue Häher schrie
Verscheucht auf ihrem Wege. — —
Doch einst kam Werner von der Pirsch
Im ersten Abenddunkeln,
Am Rücken trug er den jungen Hirsch: —
Da sah er Helme funkeln,

Und sechzig Reiter sieht er dort
Herab den Eichbühl traben, —
Ihr Banner fliegt gebauscht im Nord: —
Die Grafenfahn' von Schwaben.
Er stutzt: — da sprengt Graf Mangold schnell
Zu ihm mit blankem Schwerte:
„Du bist des Todes, Weidgesell,
Verrätst du unsre Fährte.

Auf, nehmt ihn in die Mitte fest: —
Er stirbt, will er sich rühren,
Und vorwärts auf das Felsennest,
Die Marder aufzuspüren."
Und weiter leise trabt der Zug, —
Herr Werner späht mit Sehnen, —

Da sieht er an dem Mauerbug
Den jungen Herzog lehnen.

Und nach dem Horn greift er in Hast
Und stößt darein mit Schallen:
„Flieh, Herzog Ernst, flieh ohne Rast!“
Laut ruft er's noch im Fallen.
Und Herzog Ernst vernahm den Ruf
Und wandte sich erschrocken:
Und sah zerstampft von Rosses Huf
Herrn Werners schwarze Locken.

Und sah den Führer ziehn den Stahl
Rot aus Herrn Werners Herzen:
Er sah's und schrie und sprang zu Tal
Und schwang sein Schwert in Schmerzen,
Vorüber am geheimen Weg, —
Herab den Fels, den Hügel, —
Hoch über Graben, Wall und Steg, —
Es war, als hätt' er Flügel.

Und „Werner!“ — schreit er jetzt am Ziel:
Da sprach der Graf behende:
„Ist das Herr Werner, der da fiel?
Dann ist mein Amt zu Ende.
Der Kaiser grollt nur ihm allein,
Der ihm dein Herz genommen,
Du aber sollst begnadet sein,
Herr Herzog, und willkommen.

Du sollst das Herzogtum Burgund
Und des Vaters Erbe haben:

Ich bürg' es dir mit Hand und Mund,
Ich, Mangold, Graf von Schwaben."
„Ha, Fluch dir und dem Kaiser Fluch!
Gebt mir Herrn Werner wieder!"
Und scharf durch Schild und Brünne schlug
Sein Schwert den Grafen nieder.

Und schlug den Bannerwart danach
Und schlug noch drei der Knechte,
Bis klirrend ihm die Klinge brach
Und riß das Brustgeflechte.
Da traf ein Speer: — die Knechte floh'n
Und ließen die Freunde schlafen: — —
Das ist das Lied vom Kaisersohn
Und vom getreuen Grafen.

Meine welschen Ahnen

Kleine Erzählungen

Vorwort.

Der Vater meiner Mutter war Franzose: Monsieur le Gay hieß er und war Kapellmeister am Hofe des Königs Jérome zu Kassel: mit dessen Sturz verlor er seine Stellung: sonst weiß ich nichts von ihm und gar nichts von seinen Vorfahren.

Ich habe aber oft in meinem langen Leben den Einfluß jener Tropfen — 25 vom Hundert — romanischen, französischen — Blutes auf meine Gedanken und Gefühle, zumal auf die Art ihrer Äußerung, zu verspüren geglaubt. Und gar manche Nacht hab' ich mich vor dem Einschlafen mit den Vorstellungen beschäftigt, was wohl alles diese meine welschen Ahnen in Gallien und anderwärts möchten erlebt, was sie an guten oder auch schlimmen Anlagen und Neigungen seit etwa zwei Jahrtausenden auf mich möchten vererbt haben. Schlief ich dann unter solchen Phantasien ein, so pflanzten sie sich oft in meine Träume

fort, nicht ohne Einwirkung meiner jeweiligen geschichtlichen Forschungen und meiner Dichtungen. Einiges von diesen Träumen über jene Ahnen im schönen Westland und aus seiner reichen Geschichte will ich hier erzählen.

I.

Im Jahre 58 vor Christus diente in der zehnten Legion unter dem Prokonsul Cajus Julius Cäsar in Gallien der Centurio Marcus Manlius Gaudiosus: sein Geschlecht stammte aus den Bergen der Samniten. Als die meisten im römischen Lager vor den Germanen Ariovists bangten — die oft von ihm geschlagenen Gallier hatten sie ins Ungeheure ausgemalt! — erklärte der Feldherr, er werde mit der zehnten Legion allein zum Angriff ziehen. Das half: alle folgten. Der Markomannenkönig ward geschlagen: auf der von Cäsar selbst geführten schonungslosen Verfolgung — fünf Milien weit, bis an den Rhein — kam der Centurio dazu, wie ein numidischer Reiter zwei fliehende Frauen niederhieb: ihr Blut rötete die gelben suebischen Haarschweife: es waren die Frauen des Königs. Schon hob der Afrikaner das Schwert gegen ein junges Mädchen, das vor beiden lief: Gaudiosus sprang hinzu, hob den Schild über die Knieende und verscheuchte den Unhold. Er brachte die Gefangene — Ariobertha hieß sie und war des Königs Tochter — dem Feldherrn. Der belobte ihn. Viele Jahre später, auf dem Blachfeld bei Pharsalus, drohte Cäsar sein Glück zu verlassen: germanische Reiter — Sugambern — retteten ihm die wankende Schlacht: aber Sunno, ihr Führer, stürzte mit dem durchspeerten Roß: Gaudiosus trug ihn auf dem Rücken aus dem Ge-

fecht: ein Pfeil, zwei Pfeile trafen ihn: er ließ nicht ab bis der Wunde gerettet war: Cäsar hatte es mit angesehen. Nach dem Frieden schickte er den Samniten mit ehrenvollem Abschied als Kolonisten nach Gallien, wo ihm ein ausreichend Gütlein, reich an köstlichen Reben, angewiesen ward — an dem herrlichen Rhone bei Arles [1]). Dieses bescheidene Besitztum, im Lauf der Zeiten gebessert und erweitert, blieb die wirtschaftliche Grundlage des Geschlechts durch die Jahrhunderte. Der Centurio, noch ein voll rüstiger Mann, nahm zum Weibe die Tochter seines keltischen Nachbars Lugótorix: Eponocea hieß sie, und war schön in ihren wie Feuer glühenden roten Haaren: daher vielleicht waren die Kinder und Enkel des ganz schwarzhaarigen und schwarzäugigen Samniten nicht auch schwarz, sondern braunlockig und grau in den Augen: „grün" meinten und meinen Abgünstige häufig! Auch ein um ein klein bißchen zu kurz geratenes Näslein, das vorn steil abfiel, und neugierig in die Welt guckte, hatte die schlanke Eponocea in das Geschlecht mit eingebracht: aber auch kleine Gliedmaßen und die Abneigung gegen alles Plumpe und Rohe an Leib und Seele.

II.

Weder Trägheit noch Vergeudung eigneten dem Ahnherrn und den Folgern: so erwarb der Enkel schon durch den Gewinn aus dem eifrig gepflegten Rebgarten auch in der Stadt Arles ein kleines Haus und ward Bürger dieser Civitas.

---

[1]) Nicht etwa bei Tarascon!

In der Folgezeit schlossen die römisch-keltischen Mischlinge auch wohl wieder mit Keltinnen Ehebündnisse, aber doch viel häufiger mit römischen Provinzialinnen: und die Kelten in jener Südlandschaft wurden ja selbst immer mehr romanisiert: — so blieb das Römische in dem Geschlecht weit überwiegend.

Auch die römische Gesinnung: als während des Bürgerkriegs zwischen Otho, Vitellius und Vespasian im Jahre 69 bei der Erhebung der (germanischen) Bataver gegen Rom ein großer Teil der keltischen Gallier sich ebenfalls gegen die römische Herrschaft empörte mit lärmenden, großsprecherischen, theatralischen Veranstaltungen und als die Rebellen in der „Campania“ vor den Toren von Arles Publius Gaudentius aus seinem Garten, in dem er friedlich die Wildlinge der Obstbäume veredelte, hinweg mit zum Aufstand fortreißen wollten, schüttelte er den grauen Kopf und sprach: „Ich bin Römer, und ihr seid gallische Komödianten. Weh euch, ertönt hier wieder die Tuba der Legionen.“ Sie schlugen ihn tot auf dem Fleck, aber bald darauf war das prahlerische „Großreich Gallien“ in Schaum zerstoben.

III.

Jedoch nicht nur am römischen Staat, auch an den römischen Göttern hielten sie treu, die Gaudiosi.

Als unter Constantius, dem Sohne Constantins, die Tempel geschlossen und die Opfer verboten wurden, wie im ganzen Reich so in Gallien, geriet Felix Gaudiosus in Verdacht bei dem Archipresbyter von Arles: dessen Späher überraschten ihn wie er in seinem schönen Reb- und Oliven-

Garten am Rhodanus dem Genius Loci ein Rauchopfer darbrachte: einer der Kirchendiener sprang hinzu und stieß die Räucherschale in das Feuer: Felix schlug ihn nieder mit der Faust. Schlimm wär es ihm ergangen vor dem Tribunal des Judex zu Arles: aber da trat während der Verhandlung von der Straße her vor die „Cancelli“ des Gerichts ein Mann, dem der Kriegermantel das Haupt und die Stirn bedeckte: er hörte aufmerksam zu und als der Richter das Urteil fällen wollte, rief jener: „Halt ein! Es wird keiner mehr gestraft in meinem Gallien, weil er den Göttern dient und ihre Altäre schützt.“ Und schlug die Kapuze zurück: es war der Cäsar Julian. „Felix Gaudiosus heißest du, wie der Ankläger sprach? So sei denn ‚glücklich‘ und ‚freudig‘ immerdar, tritt her zu mir und folge mir fortan.“ Und er folgte ihm getreulich — als einer seiner Leibwächter.

Bevor sie Arles verließen, verriet er dem Cäsar, daß der Archipresbyter, der das Nackte zu sehen nicht ertragen konnte, befohlen hatte, eine wunderschöne marmorweiße Venus in ihrem — nun geschlossenen — Tempel zu zerschlagen: Julian stellte Wachen auf, die Göttin zu schützen.

Noch heute lebt sie im Louvre zu Paris. —

Nach kurzem Abschied von Weib und Kindern — der Cäsar verschmähte dabei nicht, im wohlgepflegten Rebgarten einen Becher des dunkeln Rhoneweins zu leeren — folgte der ‚Satelles‘ dem Feldherrn.

Er sollte nicht mehr zurückkehren: zwar bei Straßburg kam er noch mit einem alamannischen Schwerthieb König Chnodomars davon, aber in Persien waren es der Pfeile zu viele, die er für den vom Roß gestürzten Imperator auffing.

IV.

Der jüngere seiner Söhne, Secundus, erregte Merksamkeit und Beifall des gefeierten Dichters Ausonius, der ebenfalls Weingüter bei Arles eignete: der reiche, vornehme Herr hörte den Nachbarsohn durch die Olivenhecke, welche die Güter schied, hindurch, seine noch gar jugendlichen Hexameter laut deklamieren: die zweifellose Formbegabung zog den sachkundigen Gönner an: er lud den fast noch knabenhaften Braungelockten ein, ihm zu folgen, in seiner Nähe zu lernen: „zumal zu leben", meinte er: „die Daktylen und Spondeen fließen ja schon ganz fehlerlos. Aber der Inhalt! Hier unter seinen Reben, Mandeln und Oliven erlebt der Junge nichts, Matrona Constantina: gebt ihn mir, bei mir in meinem schönen Hause zu Bordeaux, unter meinen Freunden, den Rhetoren und Philosophen, wird er allerlei Inhalt in sich aufnehmen." Aber in Bordeaux erlebte der Jüngling auch in den nächsten zwei Jahren nichts: ganz wo anders im dritten Jahr: — in Alamannien, am Bodensee.

Da fingen die Römer eines Morgens, dicht beim trauten Friedrichshafen, das aber damals noch nicht stand, ein ganz junges Ding: schöne rote Haare hatte es, war gar trutzig und schnappig und hieß Bissula, das will sagen „die Kleine". In dieses anmutige Hexlein verliebte sich der ganze Generalstab des kaiserlichen Heeres: — die niederen „Chargen" nicht gerechnet. Vor allem Ausonius, der alte Herr, auf dessen Beuteteil sie — zu ihrem Glück — gefallen war. Aber noch viel heftiger jung Secundus. Der Alte machte viele Verse auf das Schwabenkind: sie sind erhalten: viel schönere auf sie machte Secundus, — jetzt hatten die glatten Rhythmen „Inhalt" gewonnen —

er ward an ihr wirklich zum Poeten: leider sind seine nicht erhalten. Am Ende sah der grauhaarige Ausonius ein, daß er für das Kind doch zu „väterlich“ sei und da er in einem jungen alamannischen Helden ihren — mehr angemessenen — Schatz entdeckte, gab er sie ihm großherzig frei. Das ging Secundus nah, sehr nah. Natürlich hatte das Mädel längst entdeckt, wie es um ihn stand. Da er aber nie zudringlich oder derb wurde, wie wohl die andre römische Jugend im Lager, die Gefangene vielmehr gelegentlich gegen plumpe Scherze schützte, und auch nicht gerade garstig war, ist sie ihm recht gut geworden. So sprach sie vor der Trennung, als sie allein mit ihm im Zelte des Ausonius war: „Secunduslein, bist kein übler Bub. Nun leb wohl. Da hast du was zum Dank und Abschied.“

Erglühend spitzte er den kleinen Mund.

Aber sie gab ihm einen Nasenstüber und hüpfte lachend aus dem Zelt.

Von diesem Nasenstüber mußte nun der Arme leben und dichten!

War doch wohl zu wenig Inhalt: drum ist er auch kein Klassiker worden.

V.

Da der ältere Bruder kinderlos starb, ward dieser Secundus der Stammhalter der Familie. Sein Sohn Magnus geriet in die stürmischen Zeiten, die zu Anfang des V. Jahrhunderts gerade Südgallien besonders heimsuchten: auch über das Stadthaus der Gaudiosi zu Arles

und die kleine Villa vor den Toren brausten sie wild dahin.

Wiederholt erhoben sich Anmaßer, empörte Feldherren, gegen Kaiser Honorius und bekämpften sich untereinander, wie den Imperator: Arles ward von den Kaiserlichen verloren und von hunnischen Söldnern des Anmaßers Jovinus erobert.

Da wirkte es wie eine Wohltat, als in diesen Landen die gefürchteten „Barbaren“, die Westgoten, erschienen, welche ihr jugendlicher und schöner König Ataulf aus Italien nach Gallien geführt hatte, dort endlich die lang gesuchte ruhige Heimat — eine ‚quieta patria‘ — zu finden. Der König war damals — nicht gar lange sollte es währen! — Verbündeter des Imperators und suchte die Stadt für diesen wieder zu erobern. Schwer litten unter den Belagerungsarbeiten die Villen und Güter vor den Mauern, auch die Villa Gaudiosa, wohin Magnus, treu kaiserlich gesinnt, mit den Seinen aus dem Stadthause gewichen war.

Er war noch nicht vermählt: nur mit jüngeren Geschwistern hauste er als ihr Vormund zusammen. Das Herz tat ihm weh, wie er Tag um Tag mit ansehn mußte, wie die Goten und die „Honorianer“ seine Oliven- und Kastanien-Bäume fällten, ihre Belagerungsmaschinen daraus zu bauen und dann diese auf breiten Rädern über seine Felder hin wider die Mauern wälzten, gegen die sie doch wenig ausrichteten. Nachdem er wochenlang ratlos unter solcher Verwüstung gelitten, faßte er sich eines Tages ein Herz und suchte den Goten-König auf, der in der viel glänzenderen Nachbarvilla des Ausonius — sie stand leer, war verlassen — Quartier genommen hatte, neigte sich und sprach:

„Herr König, mit Vergunst, so geht das nicht fort.

Ihr verliert Zeit und Krieger und wir verlieren alles und die Stadt fällt nicht. Ich will Euch aber die Stadt in die Hände liefern: denn ich bin dem rechtmäßigen Kaiser getreu und ich hasse die hunnischen Söldner hinter jenen Mauern, hab' ich doch unter dem Magister militum Stilicho gekämpft bei Florentia gegen Rhadagais, das Ungetüm. Und diese Panzer-Ehrenscheibe hier aus der Hand des Feldherrn selbst erhalten."

Da sprach kopfnickend, daß die blonden Königslocken wallten, Herr Ataulf: „Eine Ehrung durch Stilicho? Keine bessere Empfehlung gibt's! Öffnest du mir die trotzige Stadt, will ich dir allen Schaden reichlich ersetzen, den dein Gut — wohl hab' ich es gesehen! — erfahren hat in diesen Wochen."

„Ich aber," sprach da Frau Königin Placidia, hinter dem Vorhang des Atriums hervortretend, — sie war das schönste Weib des Abend- und des Morgen-Reichs — Magnus hatte sie noch nie gesehen: er sank wie vor einer Göttin auf die Knie —: „ich gebe dir noch viel köstlicheren Lohn, nicht Geld. Denn ich habe dein Herz durchschaut in diesen Wochen", lächelte sie anmutig und hoheitvoll.

Der junge Römer errötete über und über: „Sie hat mich ja noch nie gesehen," dachte er, aber er schwieg.

Und der König versprach nun, in allen Stücken zu tun, wie ihm Magnus raten werde. Am selben Tage noch hoben die Goten die Belagerung auf, brachen ihre Zelte ab und zogen gegen Westen, gegen die Pyrenäen zu: denn sie hatten, so hieß es, vom Kaiser statt Galliens Spanien erhalten: bald waren ihre letzten Reiter in dem nahen Pinienwald verschwunden.

Die Hunnen in der Stadt freuten sich gar sehr, denn Hunger und Durst hatten sich längst bei ihnen eingestellt:

aber vorsichtig unterließen sie es, die fest geschlossenen Tore zu öffnen und etwa den Weichenden zu folgen, deren Übermacht sie im offenen Felde nicht gewachsen waren: auch um zu plündern wagten sie sich nicht aus den Toren: sie befahlen nur durch ein paar Herolde den Villenbesitzern, Bauern und Winzern vor den Toren, vor allem Wein, dann aber auch andre Lebensmittel in Menge auf Wagen in die Stadt zu schaffen unter Bedrohung mit grausamen Todesstrafen. Seufzend, aber gehorsam übernahm Magnus die Lieferung für alle Villen und Güter auf der Westseite der Stadt und so fuhren denn am folgenden Morgen an zwanzig Wagen an, jeder mit vielen Rindern bespannt und schwer mit Wein-Schläuchen und Mehlsäcken beladen, zum Schutz gegen den Regen mit Lederhäuten überspannt. Vor dem Westtor angelangt machten die Fuhrleute Halt und riefen unter Peitschenknallen die Hunnen herbei. Gierig, zungenschnalzend begrüßten die Ausgehungerten und Dürstenden den Anblick, eilfertig liefen sie an das Tor, öffneten und ließen die vordersten Wagen ein: Magnus blieb im Tore stehen und zählte: vier Gefährte waren herein: da blieb das fünfte — schwerste, so schien es — im Tore stecken: vergeblich suchte Magnus, es vor- oder rückwärts schieben zu lassen: weit sperrte es die beiden Torflügel auseinander: „Da muß man abpacken!“ rief Magnus und schlug zweimal in die Hände: sieh, da sprangen auf den Wagen unter den Decken hervor waffenklirrende Männer, dann herab von den Wagen und schwerterschwingend unter die überraschten Mongolen: die flohen nach kurzem Widerstand: denn immer mehr gotische Helme entpuppten sich aus den Schläuchen und Säcken: die Erschrockenen flohen zum Osttor hinaus, während von dem Pinienwalde her der König die Hauptmacht zurück und in die Stadt führte.

Er nahm für die Nacht mit Placidia Quartier in dem Stadthaus der Gaudiosi.

Am andern Morgen, als Magnus vor dem Paare stand, sprach die Königin: „Übel haben sie gehaust, die Barbaren, hier in diesem Speisesaal und da hinten im Cubiculum. Der Herr König wird dir das Geld geben zur Herstellung. Aber ein leeres Haus gedeiht nicht: es will in Ordnung gehalten sein: es bedarf der Hausfrau und diese schenkt dir Placidia."

Und griff hinter den Vorhang und führte hervor ein gar holdes blondes Mädchen: das errötete über und über — aber Magnus kaum weniger. „Ihr habt mich nicht vermerkt," lächelte Placidia, „all diese Wochen, wann ihr hinter der dichten Myrtenhecke plaudertet: — plaudertet! Meine Adalgotho! mehr hab' ich ja nicht gesagt! — ich aber sah hinter dem Vorhang der Loggia hervor auf euch herab. Möge die Ehe des Römers mit der Gotin so gut ausfallen wie die des Gotenkönigs mit der Römerin!"

Und so geschah's, daß auch gotisch Blut überging in das Mischgeschlecht der Gaudiosi.

VI.

Vierzig Jahre später war's: drei Söhne waren Magnus nachgefolgt: Aulus, Cajus, Lucius: dieser letzte, noch ein Kind, blieb in der Obhut der Mutter zu Arles, während die beiden älteren von Aëtius zu dem Heer aufgeboten wurden, das neben den Westgoten dem furchtbaren Attila entgegenzog, dessen Scharen bereits den ganzen Nordosten von Gallien überflutet hatten: die rauchenden Trümmer

von Metz, Reims, Châlons und Sens bezeichneten seinen Weg: im Mai langte er vor der starken Festung Orleans an: er verlangte die sofortige Übergabe, sonst werde nach dem Sturm alles Leben in der Stadt ausgetilgt.

Aber die Verteidigung leitete der ausgezeichnete Bischof Anian: er war von Arles zurück, wo er sich von Aëtius auf die Reliquien und von dem Westgotenkönig Theoderich auf das Schwert hatte eiden lassen, allerspätestens am Tage Johannis des Täufers — dem 24. Juni — würden sie mit ihren Heeren zum Entsatz von Orleans eintreffen. Mit diesem Versprechen hielt der Bischof immer wieder den Mut der hart bedrängten Verteidiger aufrecht, unter denen nach der Einschließung von sechs Wochen Hunger und Seuchen wüteten. Immer sehnsüchtiger sahen die Wächter von den Türmen über die Zelte der Hunnen hinweg nach Südwesten aus: keine Staubwolke, kein Tubaton, kein Schlachtruf verkündete das Anrücken des Entsatzheeres der Römer und Goten.

Der Tag Johannis des Täufers war herangekommen: die Senatoren der Stadt, die Geistlichen, auch die Befehlshaber der wenigen Kohorten erschienen um Mittag in dem Hause des Bischofs und erflehten auf den Knieen die Übergabe der Stadt: längerer Widerstand sei unmöglich, zwei Breschen klafften in den Mauern auf der Ostseite und die Hunnen hatten den Brückenkopf im Süden der Loire genommen.

Die Vorräte reichten kaum mehr für den nächsten Tag.

Da sprach der fromme Bischof, den Finger mit dem Fischerring erhebend: „Und wahrlich, wahrlich, ich sage euch: die fromme Stadt des heiligen Johannes, dessen Fest wir heute feiern, — wird nicht fallen in die Hände der Heiden: heute Nacht ist mir der Heilige er-

schienen und hat mir auf der Legionenstraße von Tours her die heranziehenden Befreier gezeigt. Geht in seine Basilika, betet inbrünstig auf den Knieen und kommt in einer Stunde wieder: ich besteige den Glockenturm der Basilika: er überschaut so hoch die Türme der Wälle als die heilige Kirche die Reiche der Welt überragt. Dort sucht mich auf nach einer Stunde."

Und nach einer Stunde kamen sie wieder, die Vertreter der Stadt: keuchend, mit Verzagen stiegen sie zu dem Bischof empor. Der hatte — er war alt und schwach das Licht seiner Augen — von Viertelstunde zu Viertelstunde einen jungen Diakon gefragt: „Mein Sohn, siehst du nichts auf der Legionenstraße?" Und kopfschüttelnd hatte der jedesmal traurig erwidert: „Herr, ich sehe nichts." Als nun die Verzweifelten in der Turmstube sich vor dem Bischof zu Füßen warfen, sprach der befehlend: „Schau hinaus, mein Sohn, gen West: — ich sage dir: — du siehst etwas!"

Der hielt die Hand vor die Augen — denn die schon sinkende Sonne blendete von Westen her — und spähte lange scharf: dann rief er plötzlich: „Ja, Herr! Ich sehe Staub aufwirbeln. Immer näher! Schon blitzen Waffen! Es sind ein paar Reiter."

Der Bischof und alle Häupter der Stadt eilten hinab an das Westtor. —

Einstweilen waren die Reiter in das Lager vor der Stadt gelangt: ach, Hunnen waren's und zwei römische Gefangene! Sie wurden vor Attila geführt: da erschraken die beiden Römer bei dessen Anblick: der jüngere sank in die Knie: es war ein weicher Jüngling, nur ungern war er dem Heergebot gefolgt. Der ältere riß ihn unsanft auf: „Knien vor dem Tyrannen, dem Barbaren!"

Attila raunte erst hunnisch mit seinen Hunnen: dann sprach er zu den Gefangenen: „Ihr geht jetzt vor das

Loiretor und bezeugt dem Bischof, daß das Entsatzheer geschlagen und entflohen ist auf Nimmerwiederkehr. Sagt ihr andres, — schaut dorthin! — pfählen laß ich euch wie die dreißig germanischen Verräter, die dort hängen und stecken."

Cajus schaute hin, schrie auf vor Entsetzen und schlug die Hände vor die Augen. Die Hunnen rissen die beiden hinaus und an das Loiretor, auf dessen Zinnen der Bischof und die Senatoren standen: „Jetzt gebt das befohlene Zeugnis," rief einer der Hunnen auf Lateinisch. Aber beide schwiegen.

Da schlug der Hunne — mit der neunsträngigen Geißel — jeder Strang lief aus in eine Eisenkugel — Cajus über das Gesicht und schrie: „Gib Zeugnis oder — sieh dort die Pfähle!"

Da erschrak der Jüngling und rief zu den Männern auf den Zinnen empor: „Ergebt euch! Das Entsatzheer ist geschlagen und entflohen." Da ergrimmte Aulus und schrie: „Nein! Er lügt, der Feigling! Die Hunnen sind geschlagen: — wir — gleich im Anfang des Gefechts ergriffen — sind ihre einzigen Gefangenen: — Römer und Goten ziehen in Eile heran — gleich müssen sie hier sein! Harret aus."

Es war sein letztes Wort: der Hunnenführer, vom Jähzorn fortgerissen, stieß ihm den Dolch in die Kehle, ebenso Cajus, wandte sich und eilte zu Attila ins Zelt. Der befahl den Rückzug: denn schon fluteten seine geschlagenen Reiter in Auflösung von Westen her ins Lager herein, schon hörte man in der Ferne die gotischen Hörner und den Tubaruf der verfolgenden Sieger. Schleunig zogen die Belagerer ab gen Nordosten — auf Châlons.

Bischof Anianus aber und seine Geistlichen oben auf den Zinnen stimmten psallierend einen Dank-Hymnus an:

es war aus dem Psalm 27: „Wenn sich schon ein ganzes Heer wider mich leget, so fürchtet sich dennoch mein Herz nicht; wenn sich Krieg wider mich erhebt, so verlasse ich mich auf den Herrn!“

Und der Bischof beschloß, dem „Retter der Stadt“, Aulus Gaudiosus, ein Grabmal im Vorhof der Basilika des Heiligen zu gewähren; der jüngere Bruder ward eingescharrt, wo er gefallen war.

Aber ein paar Tage darauf ließ der fromme Bischof auch seine Gebeine in geweihter Erde kirchlich bestatten: „Mir ist in dieser Nacht,“ sprach er, „die Seele des Erretters erschienen und hat zu mir gesprochen: ‚Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet. Ich hab' ihn frei gebeten bei den Heiligen: so mögen auch die Menschen ihm vergeben: denn das Fleisch ist schwach‘.“

VII.

Etwa hundert Jahre später war Clemens, ein Nachkomme des Knaben Secundus, zu voller Mannesreife gediehen und hatte sich aus den schönen Arleserinnen, die an Antlitz und Gestalt ihre Herkunft von der Zeustochter Helena heute noch bekunden, eine der allerschönsten zum Weib erkoren: Hermione hieß sie und wie Musik umflutete hoheitvolle Anmut all' ihr Wesen: „Die Frau Königin“ nannten sie sogar — die Nachbarinnen.

Clemens überließ die Bewirtschaftung der Villa Gaudiosa dem älteren Bruder Paulus und folgte seiner Neigung zum Lernen, bald zum Lehren. In der Rhetorenschule zu Arles, dann in der höher gewerteten zu Bordeaux lernte

er zuerst und lehrte dann Grammatik und Dialektik. Am mächtigsten zogen ihn philosophische Fragen an: doch wenig Befriedigung gewährten ihm die Antworten seiner Lehrer: über das schulmäßig Hergebrachte ging deren Weisheit nicht hinaus: fragte der „übereifrige“ Schüler und bald Amtsgenosse und Mitwerber nach ihrer Ansicht vom Willen und der Allwissenheit Gottes und deren Verhältnis zu dem freien Entschluß des Menschen, nach der Rechtfertigung der Leiden des guten, des Triumphes des bösen Menschen, so verwiesen sie ihn an die Theologen: — und diese verwiesen auf die Unerforschlichkeit der Wege Gottes und auf den Ausgleich im Jenseit.

Clemens fand darin wenig Befriedigung. Sein Glück war seine edle schöne Frau und deren Liebe: sie mußte ihn überallhin begleiten, wohin er reiste, zu lernen und zu lehren: Kinder hatten sie nicht: so ging beider Leben ungeteilt ineinander auf: ihre Harmonie war vollkommen. Da erhielt Clemens in Tours, wo er Grammatik lehrte, — der gute Bischof Gregor, der sich einer Nachhilfe hierin ziemlich bedürftig fühlte, hatte ihn dorthin eingeladen — ein Schreiben des Königs Chilperich aus Paris, der ihn dorthin entbot als Mitarbeiter, wie er sagte: denn er habe ein paar neue Buchstaben für das lateinische Alphabet erfunden und wolle sich mit dem „berühmten Grammatiker von Arles“ über deren Berechtigung, ja Notwendigkeit besprechen.

Frau Hermione pflegte nicht bei solchen Entscheidungen mit zu reden: aber sie konnte diesmal die Freude des Gatten nicht teilen: „Paris?“ meinte sie beklommen. „Der Hof des roten Chilperich und seiner . . . . Nun, man nennt sie nicht gern! Frage doch den trefflichen Herrn Bischof. Sein Latein, klagst du, ist noch immer schlecht . . . .“

„Gestern 64 Fehler in einem Predigt-Aufsatz!“

„Aber sein Herz ist gut . . .“

„Ja, das — nicht sein Latein! — gehört noch der ‚goldenen Zeit‘ an. Ich werd’ ihn fragen.“

Befragt lehnte Herr Gregor den gutmütigen Kopf auf beide Hände: die Arme hatte er auf den Tisch gestützt und das Schreiben des Herrn Chilperichs dazwischen gelegt: „Hm,“ meinte er, „lieber Sohn, das ist so eine Sache. Ich für meinen Teil bin immer froh, wenn ich nicht zu Hofe muß — wenigstens nicht an den Hof der . . . . nun, der Frau, die man nicht gern nennt. Anderseits, die Weigerung, — das ist auch so ’ne Sache. Schon um geringerer Weigerung willen ist Herr Chilperich oft gar böse geworden. Oder noch böser als er immer ist! Aber schließlich: — in Staatsgeschäfte wirst du dich nicht mischen?“

„Schwerlich,“ lächelte der Grammatikus.

„Und überall stehen wir in Gottes Hand. Geh’ denn mit Gott, mein Sohn.“

Und Clemens reiste mit Hermione nach Paris, als Gäste des Königs gar bequem, ja vornehm befördert und begleitet. Sie wurden untergebracht in dem Palatium, das einst Julian bewohnt: jetzt heißt es dort Musée de Cluny. Aber der König wohnte in dem neuen Palatium an der Seinebrücke.

Dorthin ward der Grammatikus abgeholt zu den Unterredungen mit dem königlichen Schüler.

Am vierten Tage kam der mit brennrotem Kopf zu dem Mittagmahl, das er stets mit seiner Gattin allein einnahm.

„Was hast du, Lieber?“ fragte diese, den seelendurchbohrenden Blick der grauen Augen auf ihn geheftet.

„Was ich habe? Ärger hab’ ich. Aber zugleich

Freude. Ärger über mich und Freude an einem andern. Ärger über mich: denn mit meinen neu erfundenen vier Buchstaben — du weißt? dem langen ó, omega, dem the, dem ae und vi . . . ."

„Ich weiß! Du sprichst Nachts im Schlaf davon!"

„Nichts ist's damit! ‚Überflüssig sind sie, verwirrend und schädlich.' Höre nur: überflüssig, verwirrend und schädlich!"

„Wer hat das zu sagen gewagt? — Dir!"

„Ja, gelt, du staunst? Ich staunte auch. Ein Kerlchen, nicht länger als ich selbst. Ein Schulmeister aus Arles. Denke nur! Und als ich ihn anfuhr, lächelte er und sprach: ‚Der König steht nicht über der Grammatik wie nicht über dem Gesetz, sondern unter beiden."

„Der Rebell!"

„Ja, aber der Mut des Professorleins hat mir gefallen. Und dann — dann hat mir noch was gefallen." Er beugte das Gesicht auf den Teller und schien eifrig bemüht, aus dem Seelachs Gräten zu ziehen, die gar nicht darin waren.

Sie aber hielt inne, das silberne Messer in der Hand, und vorgebeugt fragte sie lächelnd: „Nun, wer hat dir gefallen?"

Er lachte hell auf: „Gut getroffen! Ja, es war kein ‚was'. Ihn abzuholen — nach der dem König erteilten ‚Lektion!' — war seine Frau gekommen: sie ging vor dem Palasttor auf und nieder: da ich nun ausritt, sah ich sie beim Aufsteigen. Das Weib — es ist aus Arles! — ist einfach ein Wunder! Ein Wunder, sag' ich dir, Gundelchen!" Und er tat einen tiefen Trunk des dunkeln, schweren Rhoneweins und schnalzte leise mit den Lippen. „Ein Wunder."

„So? — —"

„Weißt du, etwas Königliches, wie von Königen — nicht aus armem Plebs — entstammt.“

„So?“

„Für den Purpur — man meint, im Purpur geboren.“

„So?“

„Wie soll ich sie schildern? Sie hat was von Frau Brunichildis, der gebornen Königstochter.“

„So?“

„Weißt du, — ich könnte sie malen! — ihre Gestalt . . . — aber bei Sankt Martin! — ich brauche sie nicht zu malen. Schau, da zum Bogenfenster hinaus — dort am Seine-Ufer, wo die Barken liegen, da geht sie, Hand in Hand mit ihrem Schulmeister. Gott, wie kommt der Pedant zu diesem Götterweib! Siehst du sie?“

„Ich sah sie,“ sprach die Königin ruhig.

Sie war wie eine schnellende Schlange an das Bogenfenster gefahren und ließ sich nun wieder, das rote Haar aus den Schläfen streichend, neben dem Gatten nieder: „Ein wenig zu groß. Aber schön.“

Als am andern Mittag Clemens endgültig entlassen und reich beschenkt von der Lehrstunde in seine Wohnung zurückkehrte, verließen den Vorgarten zwei wüstblickende Männer, Stricke in den Händen.

„Das ist der Ehemann,“ flüsterte der eine.

„Schad' um sie,“ meinte der andre. „Hätte sie nur noch einmal die Augen aufgeschlagen, — hätt' ich den Strick nicht zuziehen können.“

Hermione lag auf dem Estrich: erwürgt — Clemens stürzte ohnmächtig neben ihr nieder.

Er erwachte, als er weit unterhalb Paris von den zwei Männern, die gerudert hatten, aus einem Seineboot gerissen und an das Ufer geworfen ward.

„Kehrst du zurück, bist du des Todes!“ riefen sie, sprangen in den Kahn und ruderten zu Berg.

Er kehrte nicht nach Paris zurück, aber auch nicht nach Tours oder Arles. Er verkroch sich in eine Höhle bei Rouen. Die Bauern der Nachbarschaft sagten: „Er ist ein frommer Einsiedler, man muß ihn speisen.“ „Nein,“ sagten die andern, „er hat einen Dämon: denn er redet wirr: er kann nur eines sagen: ‚Hermione erdrosselt. Es ist kein Gott.‘ Man muß ihn totschlagen.“ „Nein, man muß den Bischof rufen, den Dämon auszutreiben.“

Aber bevor der kam, war Clemens tot.

VIII.

Und aber nach mehr als zwei Jahrhunderten geschah's, daß Herr Karl, den man den Großen nennt, aber den „ganz Großen“ nennen sollte, mit gewaltigem Heer durch Südfrankreich gezogen kam, über die Pyrenäen nach Spanien hinabzusteigen, auch dort die den Christen feindlichen Heiden zu bekämpfen.

Es sollte der einzige Feldzug werden, der dem auch als Feldherr — und vielleicht gerade am meisten als Feldherr — ausgezeichneten Manne mißlang.

Er hatte die ganze Streitmacht, alle Stämme des Reiches aufgeboten. Bald nach Ostern (19. April a. 778) erreichte er mit dem gewaltigen Heere Arles: hier ward vor dem Überschreiten des Rhone eine Woche Rast gemacht, das Eintreffen eines zweiten Heeres zu erwarten, das aus den überrheinischen Landen aufgebannt war.

Die Stadt und alle Villen um sie her hatten starke

Einquartierung erhalten: auch Villa Gaudiosa: zu äußerster Ergötzung der zahlreichen Knaben des Hausherrn Lucius, der immer seine Not hatte, die wilden Buben in Zucht zu halten: jetzt aber waren sie kaum von den Rossen und Reitern hinweg und in die städtische Schule zu bringen. Zumal der Zweitgeborne, Hilaris, — 15 Jahre alt — war dem Vater allzu lebhaft: und doch war gerade der des Vaters wie aller Leute Liebling.

So auch der beiden vornehmen Paladine, die mit ein paar Reitern in der Villa eingelagert waren: vergebens bat der Vater die Herren, den unnützen Buben, der nicht von ihrer Seite wich, unerschöpflich an Fragen, fortzujagen. „Laßt ihn nur, und geht an Eure Rebarbeit“ lachte der kleinere der beiden, „er gefällt uns gar gut, nicht wahr, Freund Roland?“

„Gewiß,“ rief der andre — eine hochragende Heldengestalt — und fuhr dem Jüngling über das braunlockige Haar. „Er hat so fröhliche Augen. Am liebsten nähme ich ihn mit über die Berge ins Feld als meinen Schildträger. Da, versuch einmal, ob du ihn schleppen könntest.“

Heißgierig sprang Hilaris herzu, ergriff mit beiden Händen die wuchtige Erzscheibe, die an einer Säule des Atriums hing und streifte sie über den linken Arm, fest den vorderen, den „Faustbügel“, fassend. „Ist ja ganz leicht,“ jubelte er, „geb' ihn gar nicht mehr her.“

„So?“ lächelte der Ältere. „Wirst doch den Herrn Markgrafen nicht schildlos unter die Heiden fahren lassen?“

„Ein Markgraf seid Ihr? So schaun die aus?“ staunend sah der Junge zu ihm empor. „Welcher Mark?“

„Der Bretonischen, wo die Feen und die Nachtigallen wohnen,“ erwiderte Roland.

„Da möcht' ich gleich hin! Und Ihr, Herr, wer seid Ihr?“

„Oliver heißt er," antwortete jener an des Gefragten Statt, „und ist des Herrn Königs weisester Pfalzgraf und Vasall."

„Herrn Roland schau dir nur recht an: der ist, so singen und sagen schon jetzt die Leute, Herrn Karls Schwert."

„Das muß wahr sein, aber Oliver ist mein Gedanke," sprach da eine tiefe Stimme und den Außenvorhang des Atriums schlug zurück, hereintretend, ein Gewaltiger: tief neigten sich die Paladine: Hilaris starrte zu dem sieben Fuß Langen hinauf mit weit offenen Augen: „das . . . das ist der Herr König" brachte er endlich heraus: „aber er ist ja gar nicht von Eisen, wie die Bänkelsänger rühmen."

Der König lachte: „Ich hab' das Eisen inwendig. — Ich mußte doch nachsehn, wie mein Schwert und mein Gedanke untergebracht sind: ganz gut, scheint's. Aber sag', Bub, da im Garten, hinter dem Haus hervor, hörte ich ein Durcheinander von gar vielen Vogelstimmen — hört ihr? sie schallen bis hier herein! — Horch: Amsel, Schwarzmönch, Rotkehlchen, Blaukehlchen, Grasmücke, — zwei Arten! — Fink, Zeisig, Stieglitz.

„Wie Ihr sie alle kennt!" staunte der Knabe. „So ist's wahr, daß Euch der Ring Salomonis aller Vögel Sprache verstehen gelehrt hat?"

„Ist leichter als der Menschen! Vöglein lügen nicht. — Du hast wohl die ganze Gesellschaft beisammen? Ich will sie mir ansehn."

„Kommt nur mit, Herr König!" Schon sprang er die Vorstufen hinab. Karl folgte.

„Der Bub hat Glück. 's ist des Herrn liebster Zeitvertreib," meinte Roland. „Und zumal Frau Hildigar-

dens! In jeder Lieblingsvilla ließ sie solch ein Aviarium anlegen," schloß Oliver, ihm folgend.

An der sonnigen Seitenwand der Villa war ein hoher Flugkäfig von Drahtgitter angebracht, in dessen Myrten- und Taxus-Büschen sich eine Menge Vögel tummelte. Karl stand davor und nickte wohlgefällig mit dem Haupte: „Das laß ich mir gefallen. Sind gut gehalten. Keine Quälerei. Auch rinnend Wasser haben sie. Und weißen Sand. „Aber," fragte er, „vertragen sie sich denn?"

Der Jüngling schüttelte den Kopf: „Nicht immer, nicht in der Werbezeit der Männchen. Und nicht alle. Zumal nicht die Sänger untereinander!"

„Ja, ja, wie bei den Menschen," meinte Herr Karl. „Wenn doch nur meine Hildigard das sehen könnte. Hat solche Freude dran, die kindjunge Frau!"

„Sie soll gar schön sein, die Frau Königin, sagt man?"

„Da sagt man recht!"

„Ja, warum habt Ihr sie dann nicht mitgenommen?"

Karl lachte: „Du frägst nicht dumm! Ich hab' sie mitgenommen, so lang sie reisen konnte: bis an den Clain, bis Cassinogilum: dort wartet sie einer schweren Stunde. Sie schreibt in ihrer Einsamkeit gar traurige Briefe," sprach er zu den beiden Helden gewendet.

„Traurig ist sie?" rief da Hilaris. „Ei, da wollen wir ihr eine kleine Freude machen: — mit meinen Vögeln da."

Erfreut sah ihm der Herr in das Gesicht: „Ei! ein hübscher Einfall. Gut! Ich kauf sie dir ab. Was kosten sie?"

Da fuhr der Knabe auf und schüttelte die Locken: „Nein, Herr König. Meine Vögel sind mir nicht feil. Aber ich schenke sie der Frau Königin: soll sie doch so gut wie schön sein."

„Das ist sie!" sprach Herr Karl gerührt.

„Der geriebenste Höfling," meinte Oliver, „könnte sich nicht geschickter einschmeicheln als dieser dumme Bub."

„Bin gar nicht so dumm, wie Ihr meint. Sollt's gleich erleben!

Herr König, verkaufen tu' ich meine Vöglein nicht. Aber ein Gefallen ist des andern wert, nicht? Ja? Wohlan, so tut mir auch einen: laßt mich mit zu Felde ziehn — mit diesem Markgrafen hier: zu dem und seiner Kraft hab' ich Vertrauen."

„Hast alle Ursach," lächelte der König. „Willst ihn mitnehmen, Neffe?"

„Gern! Hab ihn lieb gewonnen, den Fratzen, in diesen Tagen. Aber sein Vater . . ?"

„Mit meinem Vater muß der Herr König reden! Das hilft gewiß."

„Hoffentlich!" lachte der und schlug ihm auf die Schulter.

Und es half.

Der Vater entschloß sich zwar schwer seinen Liebling herzugeben, aber der Markgraf versprach, ihn getreulich zu schützen im Kriege. „So lang ich den Schild da halten kann, geschieht ihm nichts zu leide", lachte er — und da der König für ihn am Hofe zu sorgen versprach im Frieden: so wollte Lucius dem Knaben einen glanzvollen Weg nicht versperren und ließ ihn ziehn.

Er sollte sie nicht wiedersehn, die fröhlichen Augen!

Die politischen Voraussetzungen des Feldzugs waren irrig: deshalb mußte er scheitern. Die arabischen Emire und Scheichs, die vor Jahr und Tag sich gegen Abderrahman, ihr Oberhaupt in Spanien, empört und Karls Hilfe angerufen hatten, waren zum Teil reuig zu jenem zurückgetreten, zum Teil untereinander in Kampf geraten. Vor allem die Christen auf der Halbinsel, deren eifrigen An-

schluß man als sicher vorausgesetzt hatte, sowohl die Asturier wie die Basken erwiesen sich als höchst feindlich: gleich die erste Stadt auf dem Weg in das Innere, Pampelona, mußte erobert, Saragossa konnte nicht bezwungen werden. Schweren Herzens befahl Karl den Rückzug.

Roland erbat sich die gefährlichste Aufgabe, in den schlimmen Felsenpässen der Pyrenäen die Nachhut zu befehligen: er bestand darauf, Oliver müsse den Schutz des Herrn selbst übernehmen: doch teilte der ihm erlesene Scharen, bergkundige Bayern und Alamannen, zu und hervorragende Helden, wie den Seniskalk Eggehard, Rolands Freund, den Grafen Anshelm, die Bayern Hachiling vom Isargau und Fagano vom Chiemgau.

Heiß brannte die Mittagsonne des 15. August von dem wolkenlosen, tief dunkelblauen Himmel auf die nackten, kahlen Porphyrwände auf der linken, der Nordseite des nach Osten gerichteten Zuges: als der mit seinen vordersten Spitzen die Schlucht von Ronceval — „Roncesvalles“ — erreicht hatte, erkannte Roland sofort die Gefährlichkeit dieser Strecke: denn hier versagten auf der rechten, der Südseite, plötzlich für eine ganze Viertelstunde die schirmenden Felsen: dicht neben dem nur pferdbreiten Felssteig gähnte der „schwindelnde“ Abgrund, senkrecht abfallend, nochmal so tief als auf der Linken, im Norden, die steilen nackten Schroffen gen Himmel ragten: brausend brach sich in der Sohle des Abgrunds die reißende Malsanna durch Felstrümmer Bahn nach Osten.

Roland und Hilaris und ein paar Reisige bildeten den Schluß des langen, langen Zuges.

„Jung Hilaris,“ sprach jener nach einem besorgten Blick nach oben, nach der Krone der Felswände links, sich im Sattel rückwärts wendend: „ich wollte, du wärst bei deinen

Barhäuptig saß jetzt der Riese auf dem Roß: staunend, wie ungläubig sah er herab nach rechts und links auf die Trümmer des geweihten Helms. (Seite 351)

Vögelein und Frau Hildigard daheim. Wenn sie uns hier anpacken — gerade hier . . .!"

„Bah," meinte Hilaris, sein Maultier antreibend, das stets haarscharf am Abgrund hin einen Fuß vor den andern setzte, „freilich, wenn der Himmel einfällt, schlägt er alle Schwalben tot."

„Da! Er fällt aber ein!" rief Roland und sprang ab: dicht vor ihm war ein mächtig Porphyrstück von der Wandkrone herabgestürzt: zwei Reiter und Rosse riß es krachend in den Abgrund. Zugleich gellten hinter ihnen im Westen und vor ihnen im Osten die schrillen Kriegspfeifen der Basken.

„Vorwärts!" befahl der Markgraf. „Alles nach vorn! Zu Herrn Karl, von dem sie uns absperren wollen. Nach vorn! Laßt hier fallen was fällt."

Alle Reiter sprangen ab und drängten, die Gäule führend, nach vorn.

Aber ach! Von der Felswandkrone links im Norden drohte das ärgste Verderben: — unabwendbar. Man sah gar die Feinde nicht, die unaufhörlich Felsstücke auf die gedrängt Hastenden herunterschleuderten. Ein solcher Block riß die beiden Bayern Hachiling und Fagano zusammen hinunter in den Abgrund.

„Wir müssen durch! Komm, Bub! Laß die Tiere stehn!"

Und mit Macht drängten beide nach Osten, über Tote und Verwundete hinwegsteigend und springend. Ach, sie kamen nicht weit! Ein Hügel von Leichen sperrte bald hoch und weithin den Pfad: mit Gram, mit Zorn gewahrte der Markgraf darunter zwei Freunde, Herrn Eggihard und Herrn Anshelm.

Er hatte nicht Zeit zu trauern: denn jetzt waren sie von den Asturiern und Basken im Rücken von Westen her

erreicht: die Franken fielen gar rasch einer nach dem andern, jetzt schon viel mehrere durch die Wurfspeere von rückwärts als durch die Felstrümmer von oben. Da gebot Herr Roland dem Knaben: „Gib mir Olifant, mein Horn. Herr Karl kennt den Ton: vernimmt er ihn, kehrt er um: er läßt mich nicht im Stich!"

Und er blies einmal, zweimal mit Macht.

Weit, weit voran zog Herr Karl Tenzendur, seinem stahlgrauen Roß, den Zügel: „Horch, Oliver, hörst du nichts?"

„Doch, Herr König: ich meine, so ruft Olifant."

„Bah," sprach Ganelon von Mainz, der Verräter, Herrn Rolands ruhmneidischer Feind, „das war des Adlers Schrei dort hinten auf dem Fels."

Da fiel hinter Hilaris auch der Alamanne Lantfrid, der bisher den Feind im Rücken gehemmt. Nun stieß Herr Roland zum dritten Mal ins Horn — zum letzten Mal: denn er blies, daß es zersprang. Er warf es in den Abgrund.

„Nun geht's zum Ende, Bub. Tritt hinter mich."

Aber der blieb vor ihm stehen wo er stand.

Jetzt waren sie heran: zehn, zwanzig, dreißig Feinde: die vordersten knieten und warfen, die hinteren über ihre Schultern weg.

„Zurück doch, Bub!" Gebot der Markgraf und hielt den Schild über Hilaris. Da flogen sechs Speere auf einmal: die gute Erzplatte erdröhnte: sie fing vier davon: aber der Held konnte die Last nicht mehr halten, er ließ sie fallen. Hilaris fing sie auf, kniete vor den Herrn und hielt den Schild aufrecht mit zwei Händen vor dessen Brust.

„Willst du nun mich beschilden!"

Da flogen nochmal sechs Speere: beide fielen.

Über sie hinweg nach vorwärts sprangen die Verfolger. Aber deren Führer, König Alfons von Asturien, beugte sich über die Toten: „Das war Roland, der größte Held der Franken: ich kenn' ihn. Begrabt ihn mit Ehren. Und daneben seinen Schildträger: denn der war treu.“

IX.

Und mehr als 400 Jahre waren vergangen seit dem heißen Augusttag von Ronceval.

Die Leute an dem Rhone sprachen nicht mehr Vulgärlatein, sondern provençalisch. Den lateinischen Namen Gaudiosus, den sie nicht mehr verstanden, hatten sie, ungefähr sinnentsprechend, verwandelt in gay, le gay, der Heitere. Keiner von diesen hatte den Rittergürtel erworben: sie waren Ackerbürger bei Arles geblieben, aber persönlich vollfrei auf eigner Scholle.

Daran hatte es auch nichts geändert, daß sie im Laufe der Zeiten, von Krieg und mancher andern Not bedrängt, den Schutz eines benachbarten Adelsgeschlechts gesucht hatten, das sie, gegen einen mäßigen Jahreszins an Wein, zu schirmen hatte. Es waren die Seigneurs de Cavaillon et Haut-Alion, die von Geschlecht zu Geschlecht mit tapferem Schwert feinen Sinn und feine Sitte, ein gütevolles Herz und Freude an der »gaya sciencia«, der frohen Kunst von Sang und Dichtung, verbanden. Schon manches Glied des Hauses hatte dessen Namen berühmt gemacht unter den „Trouvères“, den „Trovatores“ und an den »cours d'amour«, seit die Provence von deren süßen Weisen widerklang. Manch schönes Band von Huld

und von Dankbarkeit hatte sich im Lauf der Geschlechter um das Manoir d'Alion auf dem Hügel und das Winzerhaus im Rebenthal bei Arles geschlungen. Die heranwachsenden Töchter und Söhne der Le Gay waren gern gesehene Gäste in dem Schloß, wo sie im Dienst der Châtelaine und der ritterlichen Herren feinere Lebenssitte und weitere Kenntnisse lernten als sonst die »vilains« erreichten.

Und als auf einen der Jünglinge, Gaston, den Sohn des Marc le Gay, die Begabung jenes Ahnherrn Secundus, des Schülers des Ausonius, für Poesie vererbt schien, da traf es sich gut, daß gleichzeitig in Guy, dem Burgherrn, einer der gefeiertsten Troubadours des ganzen Rhonelands erstand.

Der Seigneur nahm den »gars« aus dem Vaterhause ganz zu sich in das Schloß hinauf und behielt ihn als Harfenträger, der zuweilen den Liedvortrag des Herrn zu begleiten hatte und auch selbst manche wohlgereimte „Sirvente" zu dichten lernte. Heiß war der Dank des nun Zwanzigjährigen, der den geliebten Herrn auf seinen häufigen Sängerfahrten zu den sangesfrohen und glänzend gastfreundlichen Burgen und Schlössern begleitete, die reich gesät von dem Rhone bis an den Fuß der Pyrenäen lagen, in ihren weißen Marmor- und rotbraunen Porphyrmauern wie Perlen und Rubinen über das smaragdgrüne Wiesen-, Reben- und Oliven-Land verstreut.

Rittertum und Sangesfreude und Damendienst und glänzendster Lebensgenuß verbreiteten den Ruhm der Provence weithin wie nach Aragon und Kastilien so nach dem Nordosten an den Hof der Capetinger nach Paris, die mit habgierigen und herrschsüchtigen Augen nach dem reichen Südland ausspähten, das sich seit lange den Königen von Frankreich entzogen hatte und der Selbstverwaltung

seiner Städterepubliken und uralten, meist schon iberischen, nicht erst keltisch-römischen, Adelsgeschlechter erfreute.

Wenig ahnten diese frohlebigen Menschen, welch furchtbares Verderben plötzlich über sie hereinbrechen sollte.

Zumal auf dem Manoir d'Alion schwangen sich damals Glück und Glanz auf die sonnigsten Gipfel, als der Seigneur die wunderschöne Aladaidis de Trenkabel, la belle albigeoise, in das von Rosen verhüllte altersgraue Tor des Schlosses eingeführt hatte.

Die zwanzigjährige Chatelaine in ihrem goldbraunen Gelock galt als die erste Schönheit der Provence und, ritt sie auf dem weißen Zelter neben ihrem in vollster Manneskraft strotzenden Gemahl, so blieben die Leute von Arles bis Bayonne bewundernd auf den Straßen stehen.

Im zweiten Jahre der Ehe hielten die Gatten einen „Liebeshof" zu Alion, der an Pracht der Feste, an Schönheit der Damen, an Liedeskunst der Trouvères alles Bisherige überstrahlte: nach dem einstimmigen Urteil der berühmtesten Troubadoure, Guilhem de Cabestanh, Peire Vidal und Raimond von Miraval, erhielt der Hausherr für sein glühendes Werbelied in Brief-Form, eine reimreiche „Letra", den ersten Preis, einen schlichten Olivenkranz —: er hatte selbst die Spenderin wählen dürfen — aus der Hand Aladaidens. Und in der Halle der Garzuns trug Gaston den ersten Preis unter dreißig für eine schöne „Alba", ein Tagelied des Wächters, davon. Aber auch bei den kriegerischen Spielen der Knappen und Servitore im Schloßhof gewann er im Pfeilschießen den zweiten und im Schleuderwurf gar den ersten Preis. Denn als Knabe hatte er die Schafe des Vaters gehütet und gar oft den Adler, der kreisend über der Herde schwebte, im Flug mit der nie fehlenden Steinschleuder hoch aus der Luft herabgeholt. Das war der höchste Tag von Alion.

Bald nach den Gästen verließen die Gatten das Schloß: — auf unbestimmte Zeit: die Eltern der Châtelaine und die ungezählten vervetterten und verschwägerten Geschlechter im ganzen Südland auf den vielen im Lied gefeierten Schlössern hatten sie zu langem Besuch geladen: den Troubadour lüstete nach neuen Kränzen für sich, mehr noch nach der Anerkennung seines jungen Weibes als der „Rose der Provence". Auch wollte das Paar nun geraume Zeit auf dem Stammgut, der viel bedeutenderen Besitzung, Schloß Cavaillon, verleben. Er übertrug Gaston — trotz seiner Jugend — die Verwaltung und Obhut des Manoirs und als der bescheiden, so viel Vertrauen anzunehmen, zögerte, reichte ihm die Châtelaine die weiße schmale Hand zum Kuß und sprach „Du bist — ich weiß — uns treu bis in den Tod."

Da kniete er niede, berührte die Hand leis mit den Lippen und sprach: „Das bin ich."

Und Jahre vergingen.

Wenig vernahm Gaston von seiner Herrschaft. Man schrieb damals — außer ungezählten Liebesbriefen in Versen und in Prosa — nicht mehr Briefe als nötig. Lange Zeit hatten die Antworten auf die Berichte des Verwalters aus Alion nur eitel Glanz und Glück zu melden.

Dann blieben die Antworten ganz aus.

Dunkle Gerüchte, von unglaubhaften Dingen, — von unmöglichen, so schien es —, gelangten durch Flüchtlinge aus dem Westen bis über den Rhone, nach Arles und Alion. Der Jüngling glaubte wenig den Erfindungen, wie er schalt.

Aber plötzlich, in einer wilden Sturmnacht des Frühsommers, weckte ihn in seinem Turmgemach ein wohlbekannter, obzwar lange, lang nicht mehr gehörter Ton: der Ruf eines Horns, der, ob vom Sturm zerrissen und

verweht doch immer näher drang: er sprang auf vom Lager: „Der Herr! Das ist das Horn des Herrn. Sein Notruf!"

Alsbald eilte er mit einem Fackelträger aus dem Tor auf den Rennweg, der vom Fluß auf die Burg führte: das Licht einer emporsteigenden Fackel zeigte eine Tragbahre, die von vier Reisigen langsam, langsam bergan getragen wurde: oft ertönte aus den Decken der Bahre ein Schmerzensschrei: das Horn war verstummt.

„Seigneur!" schrie Gaston, entsetzt in das edle, aber leichenfahle Antlitz leuchtend. „Teurer Herr! Was — was ist mit Euch?"

„Ich sterbe."

„Da sei Gott vor! — Und die Herrin? Wo ist sie?"

„Im Himmel."

„Tot!"

„Ja! Ermordet. Lebendig verbrannt. Ah!"

Der Wunde sank zurück. Die Sinne vergingen ihm.

Er fand die Sprache erst wieder, als er in der großen Halle neben einem lodernden Herdfeuer auf das Ruhebett gelagert war. Gaston kniete an seiner Seite.

Der Ritter schlug die Augen auf und begann mit matter Stimme: „Ja, das ist meine Halle, so darf ich auf eignem Boden sterben. Höre! ich habe nicht viele Worte mehr. Du hast vernommen von dem neuen Glauben, der aufgekommen ist im Albigeois?"

„Jawohl! Sie glauben an den heiligen Geist, den Tröster, den Paraklet. Und verwerfen den Papst in Rom. Es sollen aber doch gar gute, reine Menschen sein."

„Sie — sie selbst! — trat ein in diese heilige Gemeinschaft. Und zog mich mit hinein. Aber Papst Innocens hat uns verflucht und das Kreuz gepredigt gegen uns — statt gegen die Heiden. Ein Kreuzzug — Mörder und

Räuber! — aus allen Reichen des Abendlandes — wohl hunderttausend — sind aufgeboten gegen unser friedlich Land und ein Höllenhund, vom Abgrund aufgestiegen, führt sie an."

„Wer ist . . .?"

„Simon von Montfort," schrie der Wunde hinaus mit überraschender Kraft: „Merk' dir den Namen! Hörst du? Er — Er! — hat deine Herrin verbrannt!"

Gaston sprang auf: „Simon von Montfort!" wiederholte er tonlos.

„Er ist — das ist wahr — ein großer Held: — in vielen Schlachten — im Morgen- und im Abend-Lande Sieger — nie besiegt — nie verwundet — von der Hölle gefeit: — Eisen und Holz kann ihm nicht an! Er trägt einen Helm, vom Papste geweiht, der macht den Träger unverwundbar."

„Simon von Montfort!"

„Mit einer Rotte seiner Kreuzfahrer überfiel er im tiefen Frieden — in der Nacht — Cavaillon, das gute alte Haus. Ich war fern auf einem Turnier zu Carcassonne. Er fand bei der Frau Vater Matthieu, den greisen Bischof der Katharer: — so heißen die ‚Frommen': — er befahl beiden, dem Paraklet, unserem Gott zu fluchen, zum römischen Papst zurückzukehren — und da sich beide weigerten, ließ er Haus Cavaillon anzünden an allen vier Ecken und — wehe, wehe! — die beiden in die Flammen stoßen."

„Ah, Simon von Montfort!"

„Als ich bei Tagesanbruch aus dem Walde von Foix auf mein Schloß zusprengen wollte, sah ich, wo seine Zinnen geragt, eine schwarze Rauchwolke quer in die Luft gelagert. Und sobald wir — zehn Reiter! — ins freie Feld gelangt waren, jagten unter wildem Geheul: „Gott

will's, Gott will's!" hundert Kreuzfahrer uns entgegen. Ein Pfeil traf mich in den Schwertarm. Die Meinen fielen bis auf diese vier. Sie flüchteten mich mit Müh' und Not. Ich floh nur, um zurückzukehren, um hier alle meine Vasallen aufzubieten und den Mörder — ach, ich kann nicht! Die Ärzte zu Montpellier, wo ich rasten mußte, verhehlten mir nicht: der Pfeil war vergiftet. Ich muß sterben — alsbald! — So wollte ich sterben in meinem eigenen Haus. Leb wohl! Die Augen versagen: — ich sehe dich nicht mehr. Leb wohl, Gaston!"

Und sie begruben ihn in der Gruft seiner Väter, den frohsten, schönsten Troubadour.

Gaston aber zog von dannen — ganz allein. „Wohin? Wen suchst du?" hatten der Vater und die Brüder gefragt.

„Simon von Montfort. Ich dichte meinem Herrn einen „Totenschrei" [1]), der ist noch nicht fertig."

Und so zog der einsame Reiter durch die Lande, immer nach Westen, nach West.

Bald hinter Arles stieß er auf die Spuren der furchtbarsten Zerstörung, die das Abendland je geschaut.

Die Mauern der Städte niedergeworfen, die Türme abgetragen, die Gräben ausgefüllt, hunderte, ja tausende Schlösser, Burgen, Manoirs, Edelhöfe in Brandschutt und Trümmern liegend, die Ölbäume umgehackt, die Rebstöcke herausgerissen, die Saaten zerstampft: — und hier und da vor den eingeschlagenen Toren der entwallten Städte auf Kies und Sand große viereckige schwarze Flecke: — über denen ein unleidlich ekelhafter Geruch brütend schwebte.

Nur einmal fragte er einen blinden Greis, der neben dem verbrannten Tor von Beziers saß und betete.

---

[1]) Totenklage, Nachruf.

„Woher das kommt?“ — „Das kommt von Simon von Montfort. Zweihundert Menschen: viel Weiber und Kinder waren's. Das riecht man lang. Mir und siebzig andern haben sie nur die Augen ausgestochen. Aber ich sehe sie doch die Herrlichkeit des Parakleten: hell strahlen seh' ich sie.“

Der einsame Reiter trieb den Rappen zu rascherem Trab.

Und so kam er über Beaucaire, Beziers, Carcassonne, von Südosten her in die Nähe von Toulouse, das Simon mit dem Hauptheer seiner Kreuzfahrer belagerte.

Der Reiter stieg ab, als er von fern der Zelte der Belagerer ansichtig wurde: — sie schienen ihm wie Blut getüncht in der Abendsonne. Er verbarg sein Rößlein in dichtem Gestrüpp, dann grub er mit dem Schwert eine Grube in dem hohen Waldmoos, barg dann darin Helm, Brünne und Schild, Dolch und zuletzt das Schwert und deckte sorgfältig das Moos wieder darüber. „Bleibt da ruhen,“ flüsterte er, „ich brauche euch nie mehr.“

Er versuchte es gar nicht, in die Stadt zu gelangen: die Belagerer bewachten gar scharf alle Zugänge. Er beschloß, sich die Sommernacht über im Walde verborgen zu halten und abzuwarten, was da kommen sollte am nächsten Tag.

Dieser war der 24. Juni des Jahres 1217 — die Sommersonnenwende ist für gar manchen seines Geschlechts bedeutungsvoll gewesen! — — —

In den gleichen Abendstunden saß in seinem Zelt, dessen Wände reiche Waffentrophäen, aber auch Kruzifixe und in Seide gestickte Heiligenbilder schmückten, beim Becher Simon von Montfort, dessen Sohn Amaury und der Groß-Kapellan des Kreuzheeres, Abt Armaud, der Legat des Papstes.

Simon „der Gefürchtete“ — wie er im Morgen- und

im Abendlande hieß — eine gewaltige Hünengestalt, fast 7 Fuß hoch, breitköpfig, breitbrüstig, stiernackig, das pechschwarze Haar nach Normannenart ganz kurz rund um das Haupt geschoren, war in der Tat ein Staunen und Bangen erregender Anblick: zumal den Blick der tief-schwarzen Augen, die wie bei Raubvögeln allzunah aneinander standen, durch die scharfe Adlernase zu wenig geschieden, raunte man, könne niemand ertragen und schon oft habe er im Zweikampf gesiegt, weil der Gegner unter diesem Blick mit den Wimpern zuckte.

Er stellte nach einem tiefen Trunk den Goldbecher klirrend auf den Schänktisch, wischte den bartlosen, fest geschlossenen, den grausamen Mund und begann: „Morgen, ihr Genossen des heiligsten Krieges, hoff' ich, ernten wir die Frucht unserer Mühen. Allzulang schon hat uns dies trotzige Ketzernest vor den dicken Mauern festgehalten: unser sind und in Schutt liegen Carcassonne, Avignon, Nîmes, Mazarec, Laurac, Albi und viele andere Städte: nur diese Höllenfeste unter ihrem alten Grafen, dem Altvater aller Ketzer, widersteht noch. Aber morgen fällt sie. Sie planen kurz vor Tagesanbruch einen Ausfall aus allen Toren zugleich: sie hoffen uns zu überrumpeln. Wir werden sie überraschen. Meine geheimen Späher waren wachsam. Und zum Überfluß ist mir diese Nacht Sankt Johann der Täufer, unser Schutzpatron, erschienen und hat mir gezeigt, wo die Entscheidung fällt: ‚Bei dem letzten Barbacan, der Vorstadt Saint Subran vor dem Walde,‘ sprach der Heilige, mit dem Finger deutend: das also wird mein Platz in der Schlacht."

„Der gefährlichste, wie immer," meinte Amaury.

„Was heißt Gefahr?" fiel ein der Abt, eine hagere unheimliche Priestergestalt in den weißen und schwarzen Gewanden der Dominikaner. „Gefahr droht nicht dem

erwählten Rüstzeug des Herrn. Der vergoldete Glockenhelm dort auf der Truhe schützt, so lang es ihn trägt, das Haupt des ‚Gefürchteten‘, den nicht Eisen, nicht Holz gefährden, nach der Kirche erhörtem Gebet, so lang er ihr getreuester Sohn.“

„Das werd' ich bleiben. So hört das Gelübde, das ich getan, als mich heut' Nacht der Heilige im Traume verließ: alles Gold, das wir morgen in der Stadt erbeuten, Sankt Denis zu Paris, alles Silber Sankt Martin von Tours und jeden Ketzer, jede Ketzerin, die wir greifen, erschlagen als ein Opfer für Christus, dessen Gottheit sie leugnen.“

„Amen!“ sprach der Abt.

„Aber,“ fragte Amaury, der mit ungleich milderen Augen in die Welt sah, — „das wird des Blutes doch allzuviel! Und es sind auch Katholiken in der Stadt. Wie sollen wir unterscheiden? Wen verschonen, wen erschlagen?“

„Erschlagt Alle,“ sprach der Abt, sich erhebend. „Gott kennt die Seinen.“ Und er schritt aus dem Zelt.

„Vater,“ meinte Amaury, leise fröstelnd. „Manchmal erschauere ich doch. Die zweihundert von Beziers! Und jene wunderschöne Frau zu Cavaillon: — ich sprang hinzu, sie herauszureißen. Zu spät . . .“

„Schweig von der. Sie hatte einen Dämon,“ er schlug ein Kreuz über die breite Brust. „Besser die Flammen für sie als die Flammen, die sie weckte — in andern. Der höllische Reiz ihrer weißen Glieder hatte auch dich betört, ich sah es wohl, mein Sohn. — Aber ich heuchle nicht gegen den Sohn, den Erben meiner Macht und meines Plans. Auch mir wär' wohl der Mühen, der Flammen und des Bluts zu viel geworden, föchte ich nur für Sankt Peter. Aber ich fechte auch für mich,

für dich, für unser Haus. Hör', aber schweig. Der heilige Vater in Rom und mein Lehnsherr, König Ludwig in Paris, — längst giert er nach der reichen Provence! — haben mich im voraus belehnt mit allem Land, allen Städten, Dörfern, Burgen und Manoirs, die ich den Ketzern abnehme zwischen Rhone im Aufgang und der Mündung des Adour im Niedergang."

„Vater!"

„Du staunst, nicht wahr? Das schönste, reichste Reich des Abendlands! ‚Simon, König von Aquitanien': das klingt nicht schlecht. Morgen erobere ich die Hauptstadt dieses meines Reichs — Toulouse. Nun gute Nacht. Ich brauche Schlaf. Vor Morgengrauen heißt's heraus."

Und vor Morgengrauen kniete Montfort, gewappnet vom Wirbel bis zur Sohle, den goldnen Helm im linken Arm, vor dem Feldaltar im Hintergrund seines Zeltes. Der Abt Arnauld celebrierte ihm die Messe. Inbrünstig, in Andacht versunken begleitete jener mit seinem Gebet die heilige Handlung, die zu Ende ging.

Schon in dem Verlauf waren Trompetenrufe, Rosse-wiehern, Waffengetöse in das Zelt gedrungen: den Priester störten sie: den Beter nicht. Nun — der Abt war bis nah an das Ende gelangt, — da eilte Amaury herein und rief: „Auf, Vater, rasch! Das Gefecht ist in vollem Gang. Die Feinde sind aus allen Toren gebrochen. Komm, sofort!"

„Da seien Sankt Peter vor und alle Heiligen, daß ich in die Schlacht reite, bevor ich meinen Gott gesehn. Vollende, Priester."

Hastig eilte der zum Schluß. Als er das Wunder der Transsubstantiation vollbracht und die Hostie erhoben hatte, stand der Gefürchtete auf — ganz langsam — und

sprach, den Helm aufstülpend: „Zu hastig, Priester! Du hast an Gott Zeit sparen wollen. Aber der hat die Ewigkeit. — Jetzt — nieder mit den Ketzern! Sie sind verloren: denn dies ist das Schwert des Herrn!“ Damit zog er die Toledoklinge feierlich aus der Scheide und schritt aus dem Zelt, den mächtigen normannischen Rapphengst zu besteigen.

Und verloren, so schien es, waren auch diesmal die Feinde des Niebesiegten.

Als die Ausfallenden, geführt von dem greisen Grafen von Toulouse und dem jungen Vicomte von Foix, über Notstege, die sie rasch über die Wallgräben geworfen, die verhaßten Belagerungstürme erreicht hatten, die sie stets von wenigen bewacht gesehen, und Feuer darein werfen wollten, sprangen, bisher hinter dem Gezimmer verdeckt gehalten, starke Scharen der Kreuzfahrer hervor, zumal Normannen und Nordfranzosen waren's, und warfen die Überraschten überraschend in dichten Haufen in die Gräben und auf die Ausfallstege zurück.

Nur vor einem Tor der Vorstadt Saint Subran, neben dem mächtigen Barbacan, den all diese Wochen her der Graf von Toulouse heldenhaft verteidigt hatte — und er hatte jetzt die Tapfersten der provençalischen Ritterschaft für den Ausfall hier zusammengefaßt, — machten die Ketzer Fortschritte.

Die erste Reihe der Belagerer war hier durchbrochen: sie wich bis an den Saum des dichten Waldes zurück.

Allein nun brach von dem Lager Montforts her, wie ein Lavaguß alles vor sich her nieder- und fortreißend, die Hauptmacht der Kreuzfahrer auf die Verfolger ein: die Tolosaner stutzten, hielten, wankten schon.

Da trat aus dem dunkeln Wald ein Ungewaffneter und rief den nächsten Reiter an, der gerade das Pferd

zur Flucht herumriß: „Halt! Sag mir nur noch rasch: der — der auf dem Rappen — der mit dem goldnen Helm — das ist doch er."

„Ja! Das ist Montfort! Fresse ihn die Hölle, den Unverwundbaren." Und er wandte den Gaul und floh.

Da langte der Fremdling aus seinem Ranzen eine handbreite Lederschlinge an einer derben Schnur, legte einen scharf gespitzten schweren Kieselstein darauf und flüsterte: „Nun hilf mir, Gott, du alter Gott der Hirten. — Halt!" schrie er den gegen ihn Anreitenden an: „halt, Simon von Montfort: denn du mußt jetzt sterben. Denk an Cavaillon."

Der Reiter hatte trotz seines Helmvisiers dies Wort — nur dies! — verstanden — er stutzte: er hielt den Renner an: da flog der Schleuderstein: er traf den Goldhelm: klirrend sprang der in zwei Stücke auseinander und flog zur Erde: barhäuptig saß jetzt der Riese auf dem Roß: staunend, wie ungläubig sah er herab nach rechts und links auf die Trümmer des geweihten Helms. Nun schaute er wieder auf, dem Feind entgegen: er spornte den mächtigen Hengst, den Kecken niederzustampfen. Da kam sausend ein zweiter Stein geflogen: er traf die Stirn mitten zwischen den furchtbar blickenden Augen: rasselnd in seinen Waffen, das Schwert noch fest in der Faust, stürzte er rücklings vom Roß.

Gaston aber schrie mehr als er sang:

„Tot ist Montfort!
Montfort ist tot!
Tot ist Montfort!
Gelöst ist mein Wort
Und gerächt bist du, Herrin Aladaidis!"

Es war sein letztes Wort. Im Augenblick war er

von des Gefallenen Gefolg überritten und im Sinken von Speeren durchbohrt.

Aber der Fall des vergötterten Führers entschied die Schlacht. Vom Schreck entschart, von dem Unfaßlichen entsetzt, daß „der im gesegneten Helm“ gefallen, flohen die Abenteurer aus allen Landen, die nur unter ihm zu kämpfen, zu siegen gewußt hatten, eifrig verfolgt von den aufatmenden Tolosanern.

Nie ward die Leiche erkannt des Jünglings, der den „Gefürchteten“ erlegt hatte.

Hier bricht sie ab, meine „Familien-Chronik“, d. h. das Gewebe meiner Phantasien und Träume: sie reichen nicht über das XIII. Jahrhundert herunter. Nur undeutlich, wolkenähnlich tauchen mir noch einzelne Gestalten aus jüngeren Zeiten auf: sie lassen sich nicht greifen, nicht mir selbst zur Anschauung bringen, geschweige anderen. Nehmen wir also Abschied von den Le Gays bei Gaston dem Getreuen.

Odhins Rache
Friggas Ja — Die Finnin

Kleine nordische Erzählungen

Odhins Rache

Kann Liebe verraten?
Liebe kann nicht verraten

Meiner lieben Schwester
Constanze von Bomhard

I.

Still, wie träumend in trauerschwerem Schweigen, lag Gladhsheim, Odhins Haus, das doch von der Freude den Namen führt, in Asgardh. Kein Laut drang hierher von dem ehernen Schall der Waffenspiele der Einheriar, von dem fröhlichen Lärm ihres Gelages in Walhall: denn ein Wald von hochwipfeligen, dunkelblättrigen Eschen trennte von jenen weiten Räumen der Kampfübung und der Feste des Gottes einsame Heimstätte.

Auf dem dreieckigen Giebel oberhalb der hohen Eingangsthüre saß, in wacher Spähe, sein Adler. Auf der obersten der zwölf Stufen von schwarzem Gestein, die zu dem Eingang emporführten, lagen, lang ausgestreckt, die spitzen, klugen Köpfe auf die Vorderpfoten gedrückt, im Halbschlaf, seine beiden Wölfe; nur manchmal schlugen sie blinzelnd ein Auge auf, scholl aus dem Eschicht der Ruf eines Vogels an ihr Ohr. Aber das war selten. Alles still: wie in Träumen, in Harren, in Sehnen versunken. —

In der Ferne, tief unten auf der Erde, neigte nach dem langen Sommertag die Sonne allmählich dem Versinken zu.

In der Halle, deren eichengetäfelte Wände als einziger Schmuck mannigfaltige Waffen bedeckten, war das Feuer auf dem breiten Steinherd in der Mitte des Hintergrundes, stark herabgebrannt, dem Erlöschen nah: nur zwei

dicke Ulmen-Wurzelknorren glimmten noch fort: ein schmaler Streifen weißgelben Rauches zog daraus kreiselnd nach oben und suchte in den Luken des Dachgebälkes zögernd den Ausgang.

Zur Rechten des Herdes erhob sich, auf einigen Holzstufen erhöht, der Hochsitz des Saals; der Rücken ward von der Querwand desselben gebildet; die Querbank und die beiden rechtwinkelig von derselben auslaufenden Seitenbänke überdeckten kostbare Felle, die Jagdbeute des Hausherrn; die zierlich geschnitzte Brüstung und die Geländer zu beiden Seiten der Stufen trugen eingeritzte Runen.

In der rechten Ecke der Querbank lehnte Odhin, in Sinnen und Träumen versunken; er hatte den Ellbogen auf das breite Geländer gestützt und ruhte das mächtige Haupt auf der offnen Hand; er trug nur das enganliegende dunkelblaue Wams; Mantel und Hut hingen an der Wand, daneben lehnte der Speer; in der andern Ecke der Halle stand die hohe Harfe mit dem silberweißen Schwanenbug: aber gar viele Saiten waren gesprungen; wirr hingen sie herab.

Leise knisterten die Kohlen auf dem Herd.

II.

So ganz verloren in seine Träume war der Einsame, — er gewahrte es nicht, daß durch die freilich nur ein weniges und gar sacht geöffnete Thür eine schlanke Gestalt in die dämmerdunkle Halle glitt: hatte er doch die Augen — beide Augen: denn damals war noch der Gang zu den Nornen nicht geschehen — geschlossen in seinem Sinnen und Brüten.

Weder der kluge Adler noch die Wölfe, die wachen Hüter, hatten die Annäherung des Besuches gemeldet: der Vogel drückte die goldfarbigen Augen ein wenig zu, nachdem er schon von weitem die Kommende erkannt; und die treuen Wölfe witterten bei dem nahenden Schritt nur kurz dem Wind entgegen: — dann senkten sie gleich wieder die leicht erhobenen Köpfe.

Unvermerkt trat die junge Frau in dem weißen Untergewand und braunen Mantel mit schwarzer Kopfhülle hinter den Sinnenden. Sie sah ihm recht ähnlich mit den dunkeln, klugen, eindringlich blickenden Augen unter starken Brauen, und mit dem feingeschnittnen kleinen Mund: aber ihr prachtvoll reiches Haar flutete tief schwarz, nicht braun; und sie zählte gar viele Winter weniger. Sie reckte sich nun ein wenig auf den Zehen, hob die beiden Hände über die Wandlehne der Bank und legte sie zärtlich auf seine beiden Augen: „Wer ist's?" Lieblich klang die leise Frage.

Sanft langte er hinauf, schob ihre Hände, diese festhaltend, zur Seite, und richtete einen liebevollen Blick empor in ihr schmales Antlitz: „nur meine Schwester," sprach er, „zaubert also mit der Stimme."

Sie glitt nun hinter der Bank hervor und setzte sich neben ihn. Ernsthaft, prüfend, ruhte ihr Blick auf dem gewaltigen Antlitz. Nach einer Weile begann sie, über seine nervige, magere Rechte streichend, die dem Fange des Adlers glich: „Sonst suchtest du mich; nunmehr muß ich dich suchen, soll ich dich sehen. Ist das wohlgethan?"

„Es ist wohlgethan." — „Weshalb?" — „Weil nichts Erfreuliches an mir zu sehen ist." — „Soll ich nur deine Freude teilen dürfen?" — „Ja. Laß mir allein . . . das andere." — „Was ist dies andere? Es ängstet mich,

quält mich. Seit Wochen schon währt das Unheimliche: ich meine, seit du aus Norge zurückkamst."

Ein müdes, wehmütiges Lächeln zog um den bärtigen Mund: es ließ ihm gut. „Du hast scharfe Augen, Schwesterlein."

„Nur ein Schwesterherz. — Jawohl! Es ist so! Vor dem Aufbruch zu jener einsamen Wanderfahrt . . ., wie hell, wie freudig hattest du noch am Abend zuvor die Harfe geschlagen, — hier, für mich und meinen lieben Mann allein. Und nun! Wie verwaist, wie verwahrlost steht sie dort in der Ecke! Keinen Ton mehr vernahmen wir!"

Er warf einen kurzen Blick auf die wirren gesprungenen Saiten. „Ich! . . Singen? . . . Ich werde die Harfe verschenken . . . Willst du sie? Singe dazu das Glück deiner Seele: deine Liebe!"

Die junge Frau erschrak; mit hastiger Bewegung wandte sie das Gesicht so gegen ihn, daß sie ihm voll in die Augen sehen konnte. Allein er hatte sie halb zugedrückt, wie er pflog, wann er sann oder Schmerzen verbarg.

„Wer soll," rief sie, „an diese Saiten rühren? — Odhin ohne seine Harfe! Soll aller Wohlklang verstummen in Asgardh? — Bruder, wie krank muß deine Seele sein! — Was quält dich? Wohl weiß ich: schwer lastet auf dir die Sorge um das All, um Götter und Menschen und alle guten Wesen. Allein du darfst dich nicht darüber in trauriges Träumen verlieren. Die Riesen dräuen wieder! Heimdall berichtet von der Brücke her, kecke Haufen von ihnen wagen sich abermals nahe heran: — wohl auf Spähe. Kommen sie nun plötzlich mit Macht . . ." — „So werden sie mich bereit finden, sie mit dem Speer zu empfangen, wie immer. Ich meine, Schwesterlein, an der Kampfespflicht ließ ich's noch niemals fehlen." — „Du!

All dein Leben ist Kampf. Aber solch Grübeln und Grämen, solch Sinnen und Seufzen und Sehnen, ... es zehrt an der Kraft."

„Sie wird noch reichen, denk ich." — Und er lupfte leise den Speerarm. — „Und jene Ahnungen von einem unhemmbar heraufdämmernden Verderben? Sie sind nicht düsterer denn sonst. Laß kommen, was mag: wir werden's abwehren wie Männer. Und ist es nicht mehr abzuwehren, — fallen wie Männer. Es ist nicht das ..."

— „So ist es ein anderes! — Es ist also doch ein Ding, das dich verschattet! O Bruder, großer Bruder! Nein, schiebe mich nicht mit der Hand hinweg von deiner Brust, nicht mit einer Ausflucht hinweg von deinem Vertrauen. Gedenke, o gedenke der Mutter! Weißt du nicht mehr, wie sie sprach, kurz bevor sie, die lang schon Sieche, starb? Denn die Riesentochter mußte hinab nach Hel! Denkst du nicht mehr des letzten Abends, da wir beide die Wankende hinausführten aus der Halle in den warmen Sommerabend? Nicht zwölf Winter zählte ich: doch merksam war mir die Seele: über meine Jahre hinaus verstand, erriet ich der lieben Mutter Gedanken. Du führtest sie, hebend, unter dem rechten Arm: ihre Linke ruhte, gestützt, auf meinem Haupte. Die Sonne versank in grauen Wolken: ein langer, schmaler, mattroter Streif war alles, was von ihr übrig geblieben, wehmütige Sehnsucht erregend. Die Schwarzamsel sang ihr nach vom höchsten Eschenwipfel. Uns beiden war so weh um die Mutter! Die aber hielt plötzlich an im müden Schreiten und, die Hand aus meinem Haare lösend, wies sie schweigend zur Seite des Waldpfads: „Schaut hin," sprach sie sanft, „sehet ihr nichts? Dort sprießt aus dem urstarken dunkeln Felsgestein am Wege eine zarte, duftige, weiße Blüte. Versteht ihr es nicht? Nur der starke Fels hält und schützt die Allzuarte, nur

die Zarte schmückt den allzu starren, farblos Düsteren. So sind Bruder und Schwester: so seid ihr beiden: so sollt ihr sein immerdar. Gelobt es mir in diese Hand: er dein Schutz, du sein Schmuck: er deine Kraft, du seine Milde." — Wir drückten die durchsichtigen, blassen Finger — wie bebten sie! — und . . ." — „Und ich hab's gehalten! Ich habe dich geliebt, klein Schwesterlein, wie ich weder Mann geliebt habe noch . . . noch Weib. Und habe dich gehegt an meiner Brust, bis ich dich dem in die Arme legen konnte, dem Wackeren, den du mehr, — und ganz anders! — lieben solltest als mich. Warum also mich mahnen? Ich hielt mein Wort." — „Auch ich, Bruder: so weit du es mich halten ließest — durch dein Vertrauen. Und wenige, wähn' ich, deiner stolzen, kühnen, ja auch deiner düsteren Gedanken hast du vor mir verschlossen bis . . . bis vor kurzem. Und oft gelang mir's, die böse Falte hinwegzuglätten von deiner hohen Stirn. Aber . ." — „Nicht immer, meinst du? Mag wohl sein. Denn ein Mann, der ein Mann ist, behält das Bitterste für sich, meine Wara."

„Mein Gatte, glaub' ich, birgt nichts vor mir." — „Forseti, der Treffliche! — Ja, Kind, der Gott des Rechts, immer nur gradaus schreitend, ohne Seitenblick, hat nicht die Sorge um das Geschick der Welt zu tragen. Und außerdem . . ." — „Du stockst?" — „Nun ja," lächelte er traurig, „es ist doch wohl ein Unterschied, mein' ich. Du bist sein Weib, nicht seine Schwester nur. — Nein, zucke nicht zusammen: das sollte kein Vorwurf sein: es ist doch nun nicht anders. — Ja, hätt' ich ein Weib . . . — Alles vertraute ich der Geliebten!" — er sprach's ganz leise für sich hin — „Wie einsam bin ich doch! König von Asgardh heiß' ich und Haupt der Asen und Herrscher der Welt. Neid, ich weiß es, tragen mir viele.

Nie versiegt im Goldhorn mir der Wein, den Ehrensitz in Walhall nehm' ich ein, mein Speer fliegt niemals irr', meine Harfe tönt heller als alle Harfen, Weisheit erfrug ich, tiefere, höhere als alle Weisen, als Allvater ehren mich alle guten Wesen, vom lichten Asen bis zum dunkeln Zwerg; — — ach! und ich bin einsam! Rastlos wälz' ich mein Haupt auf dem heißen Kissen, schlummerlos, aber sehnsuchtsvoll!" Er brach ab, schweratmend; hoch hob sich ihm die breite Brust; er drückte die geballte Faust darauf, daß es schmerzte.

Betrübt strich nun die Schwester mit der weichen Hand über die fest geschlossenen Finger, wie um sie — und seinen Schmerz — zu lösen. „Und warum? Warum bist du einsam, mein Bruder? Längst ist es aller Götter Wunsch, dich vermählt zu sehen. Aber am innigsten wünscht dir's die Schwester, seit sie . . ." — sie zögerte, in holder Scham errötend — „seit Wara weiß, wie Eheliebe beglückt. — Und welche Göttin — und wäre es die stolzeste, höchste, wär's Freia selbst, der Walküren rotlockige, stürmende Führerin, . . . welches Weib in allen neun Welten weist Odhin ab, wenn Odhin wirbt? Du weißt das sehr wohl, Übermütiger! Und dennoch unvermählt! Warum?" — „Thöricht gefragt, du vielklug Schwesterlein. Weil ich noch in allen neun Welten keine gefunden hatte!" — „Hatte!" rief sie, rasch aufspringend und mit beiden Händen sein Haupt umschließend. „Also jetzt aber hast du sie gefunden! Heil dir! Und auch ihr! Und uns allen!" — „Oder wehe mir! — Und ihr! — — Und uns allen!" flüsterte er, ihr unvernehmbar, in den wirren Bart.

Sie aber fuhr fort in freudiger Erregung: „Oh ich ahnte es fast! Oder nein: ich wünschte es nur so innig! Ah, wie will ich sie lieb haben, die Selige, die dich

beseligen darf! Wer ist sie? Wo ist sie? Weshalb zögerst du . . .? Das also war's? Ein Weib?" — „Ein Weib!" nickte er traurig. — „Aber ich verstehe nicht . . . dieser Schmerz? Sie weiß, daß du sie liebst?" — „Ich glaube wohl." — „Dann liebt sie auch dich! Es kann nicht anders sein!" — „Ich glaube, sie liebt mich." — „Nun wahrlich, so begreife ich nicht . .! Welcher Vater, welcher Muntwalt weigert das Ja, wenn Odhin wirbt? Und zuletzt — wäre sie des grimmigsten Riesen Tochter — wer trotzt Odhins Speer? Oder wen kann nicht — ohne Kampf — Odhin in seines dunkeln Mantels Falten entführen nach Asgardhs unerreichbaren Höhen? Bruder, unhemmbarer, stürmischer, — nur allzu stürmischer sonst! — ich fasse es nicht! Du liebst, — du wirst geliebt und du — Odhin! — sitzest hier thatlos und verzehrst dich in krankem Sehnen?"

„Und verzehre mich thatlos in krankem Sehnen!" wiederholte er, grimmig mit dem Haupte nickend. — „Unbegreiflich! — Was hindert dich, wo du willst? — Und wo ist sie? In Asgardh oder in Alfheim? In Midhgardh oder in Riesenheim? Und wer . . .?" — „Still," sprach Odhin, sich aufrichtend. „Man kommt. Es ist der Schritt — Forsetis." — „Ja, meines lieben Mannes!" rief sie. „O vertraue dich ihm! Oder laß mich's ihm sagen. Sein Rat ist immer gut und . . ." Aber sie erschrak. Der Bruder, der stets nur zarte Worte für sie gehabt hatte, er herrschte sie an — zum erstenmal im Leben: „Schweig! — — Bei meinem Zorn!"

III.

Bedächtigen Schrittes trat der Schwager ein. Er trug das sinnende Haupt vornüber gebeugt, wie von der Schwere eines Gedankens belastet; er schien älter durch diese Haltung als er war. Allein sowie er seines jungen Weibes ansichtig ward, erhob er sich in rascher Bewegung: sein helles, blaues, sonst so ruhiges Auge leuchtete auf. Schon lag sie an seiner Brust: er schlang den linken Arm um sie; in der Rechten trug er den weißen Richterstab, gekrönt mit einer geschnitzten greifenden Hand.

Mit wehmütigem Blicke musterte Odhin das Paar: „wie glücklich sie sind in ihrer „Eheliebe", wie sie sagte. — Beneidenswertes Wort!"

Nun hatte sich Forseti aus der Umarmung seiner Gattin gelöst; sie an der Hand führend trat er dem Hochsitz näher, ehrfurchtsvoll den Götterkönig begrüßend. Er war nicht älter als dieser, etwa vierzig Winter: stattlich ragte ihm die ebenmäßige Gestalt; das lichtbraune Haar rollte in einer langen Welle auf den weißen Mantel, der die breiten Schultern umwallte; im goldenen Gürtel trug er ein kurzes Beil und eine starke Schlinge, gedreht von zäher Weide. Sein Gang war sicher; der bartlose Mund von strengem Schnitt fest geschlossen: der Stirne hatte sich zwischen den genau im Halbrund gebogenen Brauen eine tiefe Falte eingefurcht; seine Stimme, viel heller als die des Schwagers, klang durchdringend, wie Schlag von Erz auf Erz; sein offener Blick ging frei gerad aus: es war, als sähe er dem Angesprochenen durch das Auge stracks in die Seele.

„Ich dachte es," nickte er freundlich. „Stiehlt sich die Frau vom Mahle der Götter — von meiner Seite! —:

unvermerkt, wie die Listige wähnt: aber nicht leicht täuscht man mein Auge: ich ahnte, beim lieben Bruder hab' ich sie zu suchen. — Und es war recht gethan: allzu einsam, Schwager, hältst du dich lang schon." — „Der Gedanke liebt die Einsamkeit." — „Und die Trauer sucht sie," klagte Wara. „Odhin ist traurig." — „Das will ich gern glauben, Liebe. — Was die Zukunft droht, — er weiß oder ahnt davon mehr als wir alle. Aber auch mehr als wir alle schaut er das Unheilvollste, was die Gegenwart erfüllt."

Sie erschrak: er sah so ernst. „Du meinst . . . was nennst du das Unheilvollste?"

„Den Bruch des Rechts. Ich nenn' ihn nicht so: er ist das Unheilvollste." Ganz schlicht kam das heraus: aber nicht nur die Frau blickte voll Ehrfurcht zu dem auf, der dieses Wort gesagt —: er war sehr schön, wie nun der edle Eifer der Überzeugung die regelmäßigen, sonst fast allzu ruhigen Züge durchleuchtete: — auch Odhin hob, ergriffen, die Brauen. Dann aber verfinsterte sich Odhins Stirn und er meinte achselzuckend: „Darüber kann man streiten."

IV.

„Gerade darüber kann man nicht streiten," erwiderte der Gelassene so laut, so bestimmt, daß beide staunend auf ihn sahen und Odhin nicht ohne leisen Unwillen: er war solcher Widerrede nicht gewohnt in allen neun Welten.

Jener aber sah ihm in das Gesicht und fuhr fort: „Den grübelnden Gott, den „Für- und -Wider" rühmen und schelten dich Freunde und Feinde. Und vieles magst du, meinethalben sonst alles, hinwegstreiten den andern.

Ja — was schwerer — hinweggrübeln dir selbst. Mit deinen vielverschlungenen Gedanken, den geschmeidig entschlüpfenden und unabschüttelbar umschnürenden, glatten Schlangen vergleichbaren. Und mit der Allgewalt des reichtönigen Mundes, dem nie das schärfst gewählte Wort versagt, obwohl es dir nicht der Vorbedacht, — der Augenblick, die Begeisterung geflügelt auf die Lippe legt. Wie oft hab' ich dir diese Kunst beneidet, mit kühlster Berechnung flammende Glut — und nicht geheuchelte! — zu verknüpfen —: du schrecklicher Redner, der unwiderstehlich die andern überredet, weil er sich selbst, arglistig und begeistert zugleich, dahin täuscht, dahin reißt! — Aber, Odhin von Asgardh, — das Recht grübelst du dir nicht hinweg." Ein Schweigen entstand. Wara suchte ihres Gatten Hand.

Verstimmt, hochmütig erwiderte Odhin: „Will ich gar nicht. Aber Schlimmeres, Niedrigeres giebt es als Rechtsbruch: die Feigheit, das Gemeine. Und wo wären die Götter ohne so manche Arglist Lokis?"

„Wo sie wären? — Jedenfalls ferner ihrem Untergang." — „Wer weiß," lachte Odhin; aber das Lachen kam nicht von Herzen; hastig sprang er auf von dem Hochsitz und stieg in die Halle hinab, in welcher er nun mit ungleichen Schritten auf und nieder ging.

Ruhig fuhr der Schwager fort: „Und gerade aus solchem Grunde kam ich her, nicht bloß, liebe Flüchtlingin, um dich zu suchen."

„Aus welchem Grunde?" fragte Odhin und blieb kurz stehen. „Unrecht zu hindern. Oder, ist es schon geschehen, Unrecht zu strafen." — „So hindre. Oder strafe. Es ist dein traurig Amt." — „Es ist seine stolze Pflicht, Bruder," mahnte Wara; sie staunte bang; denn sie sah seinen Unmut wachsen und wußte ihn nicht zu deuten. „Das ist nun seine, ist Forsetis Heldenschaft."

„Du hast Recht, lieb Schwesterlein," sprach Odhin freundlicher, nun wieder hin und her schreitend. „Wie oft — ja, meist — aber doch nicht, wie du wähnst, immer." Er blieb vor ihr stehen, lächelte und strich zärtlich mit der Hand über ihr schönes, reiches Haar. — „Rede, Schwager! Was ist's für ein Unrecht? Und wo? Bei Göttern, Elben, Riesen oder Menschen?"

„Bei Menschen. In Norge."

Odhin hielt plötzlich inne in seinem Wandelgang: nur einen Augenblick: gleich nahm er ihn wieder auf.

„Dort herrscht ein König in Alfadal. Alf ist sein Name." — Scharf blickte ihn Odhin an: „noch nie vernahm ich Klage wider den Alten; er ist gerecht; seine Bauern loben ihn." — „Mit allem Grund. Auch sein Sohn Alfhart, zwar heftig und voll Hastemuts ..." — „Der?" unterbrach Odhin seltsam lächelnd. „Der wird seinen heißen harten Kopf vielleicht einmal anrennen wider — — einen noch härteren. Dann giebt's Scherben."

„Alfhart hat noch keinen Frieden gebrochen. Allein er hat eine Schwester." Nur ein kleines wandte der Hörer das Haupt ihm zu: gleich schritt er wieder dahin, ihm den Rücken kehrend. Forseti fuhr fort: „Die schönste Jungfrau über all Norgeland ist Alfvhit Sonnenhaar." — „Und hat die Maid," forschte die junge Frau — „ich hörte von ihr! — so viel Glanz durch Schuld getrübt? Es sollte nicht geschehen! Die Schönsten sollten auch die Besten sein." — „Tröste dich, lieb Weib; noch ist sie schuldlos. So hoffe ich. Und so hofft ... Er." — „Wer?" Drohend dröhnte die Frage. So laut hatte Odhin gerufen, — die noch angespannten Saiten der Harfe schwirrten zitternd nach.

„Er, der mich alltäglich und allnächtig anruft um Schutz seines guten Rechts, Adhal, der Königssohn von Updal, ihr ringverlobter Bräutigam." Odhin war bei

seinem Umhergehen an die Wandstelle gelangt, wo sein Speer lehnte; der hatte wohl zu fallen gedroht: denn er griff rasch danach, mit zuckender Hand, und ballte die Faust um den Schaft. „Weshalb?“ fragte eifrig Wara, die Augen fest auf den Gatten heftend. „Droht dem Bunde Gewalt? Droht der Jungfrau Raub? Rasch sollen den Brautlauf sie rüsten! Dann werden kräftiger noch als das Mädchen die Ehefrau schützen Thôr und mein Odhin.“

Sie wandte sich nun. Stolzen Blickes sah sie auf den Bruder; der schien es nicht zu bemerken; er war mit seinem Speere beschäftigt: er lehnte ihn wieder an die Wand, aber so unsanft, daß die eherne Spitze klirrte.

„Nicht Gewalt, liebes Weib. Nicht Raub bedroht die Halle. Die Alfinge und jung Adhal sind stark genug, Räubern zu wehren.“ — „Was also kann . . .? Ist die Jungfrau krank? Ich will . . .“ — „Du Gute, Treue! Nichts der Art. Ich sagte: des Verlobten Recht ist bedroht: die Braut: — sie selber wankt.“ — „O wehe, weh!“ — „Einem andern neigt sie zu, einem Frevler. Spät in der Sturmnacht kam ein Fremdling, ein Wanderer, in die Halle, den keiner kannte; aber die Hunde bellten nicht wider ihn. Wirtlich nahm ihn der greise König auf: nach dem Frühmahl wollte er scheiden. Bei dem Frühmahl ersah er schön Alfvhit und er blieb. Er gefiel nur dem Bruder nicht: sonst allen, — auch dem Bräutigam: aber am meisten der Jungfrau. Runen ritzte er ihr, Harfe schlug er, Lieder sang er, unerhörte: und unersättlich lauschte sie ihm. Nun bangt jung Adhal um die Geliebte, die, willenlos, wie, von der Schlange Blick gebannt, das Vögelein . . .“ — Laut, höhnisch lachte da Odhin: „Und der eifersüchtige Knabe ruft um deswillen den Gott des Rechtes an? Hat der Fremdling ihm sein Recht gekränkt?“ — „Noch nicht.“ — „Dann rat' ich, der Gott des Rechtes wartet eine That ab, bevor er mich zur

Rache ruft. Wer kann für Gedanken? Wer für Liebe auch?“ — „O König, kenntest du die Maid! Ihresgleichen trug die Erde nie! Sie ist ... ja schöner noch als meine Wara ist sie.“ — „Das sagt viel,“ meinte Odhin, der Schwester zulächelnd, „aus deinem Mund. Und zu mir gesprochen!“ — „Und der ehrwürdige König! Der edle Bräutigam!“

„Genug,“ spottete Odhin. „Warum lobst du nicht auch ihren Bruder, den goldgierigen, wildwütigen?“ — „Und die milde Mutter! — Glücklich lebten sie alle, mehr Glück erhofften sie in wenigen Wochen, sobald die Maid dem Königssohn gefolgt. Und nun! Unablässig fleht er zu Freia und zu mir.“ — „Das hörten wir bereits! Liebt ihn das Mädchen? Ja oder nein?“ — „Sie liebte ihn. Jedoch ...“ — „Forseti, mein Gemahl, mag Liebe enden?“ — „Nicht unsre Liebe, Wara!“

„Keine, die es ist,“ rief Odhin laut. „Merkt euch mein Wort:

Liebe ist lechzendes Leid
Oder lodernde Lust.
Aber immer ewig ist die Liebe.

Daran haltet euch. Genug der ziellosen Klagen! Soll Freia, soll ich — durch Zauber etwa! — jedes Mägdleins Sinn wenden, das den nicht mehr mag, den ihr der Vater gekoren, nachdem es den gefunden, den das eigne Herz verlangt: — soll ich etwa jede solche zurückzwingen nach der Sippe Belieben? Ei, viel Müh' und Arbeit hätt' ich dann in allen neun Welten! Und wenig Dank dazu von holden Maiden! Laß doch den Bräutigam den Vater heiraten, dem er so sehr gefällt. Und den grimmen Bruder dazu. Jeder wahre seines Liebchens Liebe selbst. Schlimm genug, braucht einer dazu drei Götter: Forseti, Freia und Odhin.“ Er lachte laut und schritt wieder dahin.

„Du sollst ja nur helfen, du Vielkundiger, zu erforschen, wer in Wahrheit er ist, der unheimliche Gast, der durch Runen und Sang — wohl durch Zaubergewalt! — die Jungfrau berückt. Denn der Name, den er sich giebt, ist kein Name: ist eine Hülle an des Namens Statt."

„Wie heißt er?" forschte Wara eifrig, denn Odhin schwieg.

„Wegwalt: — Wanderer also! Jeder mag so sich nennen, der des Wegs gezogen kommt. Und er — er kommt und geht, man weiß nicht, woher und wohin. Auch was er von seiner Heimat spricht, ist dunkel, vieldeutig. Mach' rasch ein Ende, großer König, wie leicht du kannst: sende deine beiden Raben aus und . . ." — „Die spähen nur für, nicht gegen Liebende!" — „O hättest du die Schöne je geschaut mit ihrem goldgewellten Sonnenhaar und mit dem sanften scheuen Blick des blauen Auges! Du würdest eifrig jedes Weh von ihr wehren!" — „Das will ich!" — „Dann eile! Denn wisse: ihr zorngemuter Bruder hat es ausgespäht, daß sie den Fremdling heimlich trifft." — „Was sagst du?" rief Odhin und fuhr herum.

„Im tiefsten Tannicht, im Markwald nah dem Fjord, wo er sein kleines rasches Boot im dichten Schilfe birgt."

„Siehst du nun, lieber Mann, wie gewaltig das ihn aufstört? Ja, Odhin hilf! Warne die Bethörte!" — „Der Bruder schleicht ihr nach — heute Nacht — sobald der Mond aus dem Möwenhaff steigt. Trifft er sie, wird sie gefangen und in das Frauengemach . . . Aber wohin? Du kennst ja den Ort nicht. Höre doch zu Ende, wo . . ." — „Was willst du thun, Bruder?" fragte Wara. — „Was du gebeten: warnen!" Und bereits hatte er Mantel, Hut und Speer ergriffen: — er schritt zur Thür — nun war er schon verschwunden. — — —

Die Gatten traten, ihm folgend, auf die Schwelle hinaus:

alles leer; am Himmel flog hinab nach Midhgardh ein dunkel langgestreckt Gewölk.

„Verstehst du ihn?" fragte Forseti ernst, dem Wolkenzuge nachschauend. — „Wer versteht ihn ganz? Ich wohl tiefer als andre. Diesmal versagt mir das Erraten. Aber mir ist bang, recht bang um ihn."

V.

Heller Sonnenschein hatte den ganzen Tag den Hof König Alfs in Alfadal umflutet. Plötzlich, bald nachdem die Sonne im Meere zu Golde gegangen, sprang überraschend Südwestwind ein: nur Eine dunkle Wolke war anfangs sichtbar: diese nahte in fliegender Eile, sich immer tiefer senkend: und alsbald ergossen sich von der See her solche Regengüsse ins Land und solches Düster verbreitete sich, daß niemand daran denken mochte, das schützende Dach eines Hauses zu verlassen.

Wohl das Aufhören des rasch eingebrochenen Unwetters erhoffend lehnte an der Fensteröffnung eines Gemaches im hohen zweiten Geschoß des Königshofes eine schlanke weiße Gestalt: der Wind, draußen ungestüm, spielte hier nur sanft, wie liebkosend, mit dem blonden Haar, das in kurzgebrochenen Wellen das schmale Haupt umrieselte.

In träumendes Sinnen versunken blickte die Jungfrau über das offene Feld vor dem Hofzaun nach Süden hin, wo das dichte Tannicht des Markwaldes dunkelte; den Wald durchfloß der breite Strom, bevor er in den blauen Fjord mündete; manchmal flog eine weiße Möwe über die

fernen Wipfel hin, dem Strome folgend und dann wieder stromaufwärts, hin und wieder, hin und wieder — — —

Dorthin trachtete das Denken des bleichen Mädchens; aber es schien nicht in das trennende Düster des Waldes dringen zu können, sowenig wie der Blick des zaghaften Auges; nun senkten sich die langen, goldfarbenen Wimpern; die schöne Harrende seufzte. Ihr Haupt sank wie müde, tauschwerem Blumenkelche gleich, nach vorn, die weiße Stirn ruhte an dem harten Eichenpfosten des Fensters. — —

Da schreckte sie von unten, von dem Vorhof her, ein rauher Ruf: „Nun, Schwester, schläfst du ein vor Nacht?" Sie fuhr zusammen, sie errötete jäh. „Oder was treibst du da am offenen Fenster, wo jeder Gaffer dich, solang er will, begaffen mag? Schon lange steh' ich hier, hinter der Thüre der Schmiede gedeckt. Wartest du auf den Verlobten? O nein: du mußtest es ja sehen, wie er vor geraumer Zeit schon einritt und in die Halle schritt. Oder wolltest du wieder — du stehst ja im Mantel! — aus dem Hofzaun schlüpfen — wie schon oft diese Wochen — allein — niemand weiß, wohin? Der Regensturm hielt dich wohl ab? Schade! Heute wär' ich dir — von weitem — gefolgt und wir hätten's erfahren, wo sie denn wachsen, jene wunderseltsamen Blumen, die du schon zweimal von solcher Wanderung zurückgebracht — schlau unter dem weißen Mantel verborgen — und in dein Gemach getragen hast. Ich sah dergleichen nie in unsern Landen! — Aber komm nun hinab in die Halle. Adhal harret schon lange der Braut."

Die Belauschte trat bestürzt, verwirrt zurück; sie zog den Ledervorhang vor das Fenster — wie um den Blick des Schelters abzuwehren; dann drückte sie die beiden Hände dicht über den geschlossenen Augen vor die Stirn, tief, tief erseufzend. — —

Nach geraumer Weile raffte sie sich auf, hob den Mantel von den Schultern, schob den Gürtel über dem blauen langfaltigen Gewand zurecht, ging zögernden Schrittes aus ihrem Schlafgemach über die große Treppe hinab in das Erdgeschoß und trat aus dem Hausgang in die rechts seitwärts liegende Halle.

VI.

Sowie sie deren schweren dunkelroten Wollvorhang zurückgeschlagen hatte, und nun, in anmutvoller Haltung, über die Schwelle schwebte, sprang von seinem Sitze neben dem Hochstuhl des Königs ein schöner Jüngling in lichtem Haar lebhaft auf, eilte ihr entgegen, ergriff ihre Rechte und sah ihr ernst, eindringend in die Augen.

Allein sie senkte sogleich die Wimpern und blieb, unentschlossen, stehen: ja, sie schien leise zurückzutrachten. Traurig, mit verhaltnem Vorwurf ließ er nun den Blick auf dem edelschönen Antlitz ruhen: er schüttelte, kaum merklich, das lange Gelock.

König Alf, auf dem Hochsitz sich vorbeugend, bemerkte alles. „Komm, Töchterlein," mahnte er freundlich, „nicht gar so abwehrend gethan! Wohl ist sie löblich, die bräutliche Scheu. Doch jedwed Ding hat seine Weile und — dann — sein Ende. Nach wenigen Nächten stehst du auf der Wiese als Ziel des Brautlaufs."

Da ward die Bleiche noch bleicher.

„Lange schon harret jung Adhal geduldig. Nun mahnt er und drängt mit Recht."

„Nicht doch, Vater!" — lebhaft erhob er die Hand aus dem kirschroten Mantel hervor. „Nicht gegen ihren

Willen dräng' ich. Wenn sie noch Aufschub wünscht, — wohl ist es schwer zu tragen! — Doch alles geschehe nach ihrer Neigung."

„Dank!" hauchte sie. Und ein Blick — der erste! — fiel auf ihn: der war aber freundlich, ja warm. „Er — er ist so gut!" dachte sie und errötete ein wenig, wie sie sich darauf betraf, daß ihr Auge mit Wohlgefallen ruhte auf seinen jugendlichen wohlgebildeten Zügen.

„Nein, Freund Adhal!" fiel da eine herbe Stimme ein. Der Bruder hatte in hastigem Eintreten jene letzten Worte vernommen. Er warf das von Regen triefende Bärenfell, das er über Kopf und Schultern gezogen hatte, auf eine Bank neben dem Herdfeuer und strich sich das zottige dunkle Haar aus der Stirne. „Nein! Nicht also, sag' ich. Nicht stets alles nach ihrer Neigung! Du verdirbst dir in der Braut schon das Eheweib. Nach deiner Neigung alles, sobald sie in deinen Schuh getreten. Und vorher: — nach der unsern, ihrer Schwertmagen!"

„Ihr Vater ist ihr Muntwalt," entgegnete der Bräutigam, „nicht du, Alfhart." Und er führte das Mädchen an der Hand an die Stufen des Hochsitzes und half ihr von da aus hinaufsteigen zu dem König.

Der wandte der Tochter das ehrfurchtgebietende Antlitz, umrahmt vom schönen weißen Haar und Barte, freundlich zu, zog sie, den braunen, goldgestickten Mantel zurückschlagend, nieder zu sich auf die Bank zu seiner Rechten und streichelte ihr liebevoll die Wange; zärtlich küßte sie ihm die kosende Hand; das Gewölk wich zusehends von ihrer Stirn: innerer Friede überkam ihre Seele hier, in dem starken Friedensschutz des Hauses, neben dem treuen Vater; sie fühlte, — ohne hinzublicken — wie freudig stolz des Verlobten Augen auf ihr ruhten: „Wie lieb er mich hat," sagte sie zu sich selbst.

Aber Alfhart grollte und schalt in den dichten Rundbart hinein. „Ja, leider hab ich der Thörin nichts zu gebieten. Ich hätte längst ein Ende gemacht dem Sich-Zieren und Sträuben, nachdem der reiche Brautschatz bedungen und richtig bezahlt war. — Auch heute wieder!“ fuhr er lauter fort. „Wie lange ließ sie den Verlobten hier unten warten, derweilen sie oben in die Windwolken hinauf träumt. Das war nicht so früher. Nicht bevor . . .!“ Er brach mürrisch ab und machte sich lärmend an dem Feuer zu schaffen, ein Scheit aus dem neben dem Herdstein aufgeschichteten Holzstoß in die Glut werfend, daß die Funken hoch lohend emporstoben. „Du bist erstaunlich geduldig, Schwager, solang zu warten!“

„Ich ertrage das Warten, weil ich weiß: ein Königswort steht fest. — Und fest auch“ — sprach er lauter, das Auge scharf auf Alfvhit richtend, „einer edeln Jungfrau bräutliche Treue: — es komme, was da mag.“

„Auch komme, wer da mag?“ rief Alfhart, sich rasch von dem Feuer umwendend nach den dreien. „Habt ihr von Zauberliedern nie gehört und von Runen der Bethörung? Ruchlose Männer, unheimliche, sagt man, schweifen unstet durch die Lande, unter dem dunkeln Mantel die Harfe, im dunkeln Herzen die böse Lust und . . .“

„Schilt nicht,“ unterbrach der König, „mit kaum verhüllter Meinung unsern Gastfreund. Ich duld' es nicht. Unedles hab' ich nie an dem vermerkt.“ Alfvhit sah mit einem warmen Blick des Dankes zu dem Vater hinauf.

Da rief ihren Namen eine matte, aber gar wohllautreiche, liebliche Stimme: sie drang aus dem oberen Stockwerk herab, aus dem Schlafgemach des alten Paares, in das aus der Halle eine Wendeltreppe durch eine — jetzt geöffnete — Fallthüre hinaufführte.

„Die Mutter! Ich komme, liebe Mutter!“

Und eilig huschte sie hinweg, die Stufen der Treppe hinauf.

VII.

„Gut, daß sie fort ist,“ grollte der Bruder, ihr unwillig nachblickend. „So kann ich freier reden. — Ich warne dich, Vater, und dich, Schwager, vor diesem geheimnisreichen Gast. Er kam, niemand weiß, von wannen? Er geht, niemand weiß, wohin? Hoch über den Bergen, sagt er, liegt seine Heimat: Windheide heiße sie. Wer war je in Windheide? Ein Skalde will er sein . . .“

„Er ist es,“ sprach der Alte. — „Niemals hörte ich herrlicher harfen!“ fiel Adhal bei.

„Wohl! Aber an welcher Könige Hof lebt er? Auf welches Jarls Fürsprache beruft er sich? Sprach er je von Gaben, die er empfangen, von Harfenlohn? Wies er jemals Kette oder Spange, die er geschenkt erhalten? Vom Harfen ohne Gabe lebt auch der beste Skalde nicht! Sein schlichtes Gewand, der sturmverwetterte dunkle Mantel, der regenzerweichte Schlapphut — auch bei unsern Festen legt er sie nicht ab! — sein stilles, verhaltnes, nichts verlangendes Wesen: — eitel Hochmut ist's. Er ist nicht wie wir andern, auch nicht wie andere Skalden. Das ist verdächtig! Ich mag die Männer nicht, die gar so eigen sind. Die Schwermut, die über seinen Augen träumt, — sie ist wohl Selbstzeugnis alter Schuld. Ich mag die Männer nicht, die, glauben sie sich unbelauscht, leise vor sich hin seufzen. Er ist nicht geheuer, dieser Wandergast! Und hast du, der ringverlobte Bräutigam, es nicht verspürt,

— seltsam, daß ich dich mahnen muß! — wie er die grauen Augen, die bohrenden, nicht lösen kann von jenem blonden Haupt? Wie ihr nur seine kühnen, wilden, nie erhörten Weisen gelten, voll Feuer und Trauer zugleich? — Ihr Feuer reißt hin, ihre Trauer erzwingt Mitleid. Wie er bei dem Ausklang des Liedes nur nach ihrem, — nicht nach des Königs! — Beifallsblicke sucht? — Und sie! — Nun, Adhal! Hast du wirklich nichts gemerkt? War sie früher schämig deiner Werbung ausgewichen, wie der Jungfrau ziemt . . —, sie war doch nicht unnahbar gewesen wie das Firn-Eis des höchsten Bergs in Norge. Sie liebte dich — oder sie war dazu auf bestem Wege. Und nun! Seit Er über jene Schwelle trat, seit sie ihn harfen hörte, — nun meidet sie dich, wo sie kann. Und kann sie deine Nähe nicht meiden, so meidet sie doch deinen suchenden Blick. Übles ahnt mir! Noch sage ich nicht mehr: aber ich wache! Beim Strahle Thors. Soll die Lilie von Alfadal eines wegfahrenden Klimperers werden? Wahren Vater und Bräutigam nicht das eigne Recht und des Mädchens Ehre, so . . ."

„Genug!" rief Adhal. „Ich bin nicht blinder, aber vertrauender denn du. Ich baue fest auf Alfvhit, die Wahrhaftige. Und auch von ihm, der mir wert geworden, erwarte ich nicht Arges. Zwar fühle ich längst, wie es ihn zu ihr zieht mit unsichtbaren Banden. Schelt' ich ihn drum? Wen zieht es nicht zu ihr? Den Göttern hab' ich im Gebet mein gutes Recht zum Schutz empfohlen. Allein auch auf Erden — du magst Recht haben! — soll etwas geschehen. Vielleicht kommt ein offnes Wort drohenden Schmerzen — auch für ihn! — zuvor. Sobald er wiederkehrt, stelle ich ihn. Ich frage ihn. Entweder er sagt Nein, — dann glaub' ich ihm. Oder er bejaht, daß meinem Recht wie meinem Glück Gefahr droht, — nun,

dann wird das Schwert rasch zwischen uns entscheiden. Zum Holmgang, auf Tod und Leben, ruf' ich ihn."

VIII.

Strahlend schien am andern Morgen die Sommersonne über Land und Strom und Fjord und die blaue See. Das Gewölk des vorigen Abends war verflogen.

Noch lag der reiche Tau funkelnd auf dem im Frühwind schwankenden Grase des Angers vor dem Königshof und schon wandelte Alfvhit dem Markwald zu. Eilend schritt sie den schmalen Wiesenpfad dahin — das lange weiße Gewand bis hoch über die Knöchel hebend. Nur einmal hatte sie Halt gemacht und ängstlich über die Schulter zurückgeblickt nach der Thüre der Pfahlumhegung des Gehöftes: niemand folgte ihr.

Nun flog sie dahin; Sehnsucht zog sie.

So bemerkte sie nicht, daß, bald nachdem sie umgeschaut, aus der sacht und nur wenig geöffneten Zaunpforte ein Gewaffneter schlüpfte, der ihr folgte; vorsichtig, von weitem und gar bald auf einem anderen Wege.

Denn während sie den Wiesenhang hinab stets abwärts gegen die Strommündung und den Fjord hin trachtete gen Süden, schlug er weiter landeinwärts einen Pfad ein, der gegen Südwesten ablenkte und im Bogen — vorbei an dem Hof Eirikrs, eines König Alf untergebenen Jarls — ebenfalls an die Strommündung führte, aber über bewaldete steile Felshöhen, deren Vorsprünge und Bäume ihn verborgen haben würden, hätte die Verfolgte auch diese Richtung ins Auge gefaßt.

Allein sie sah nicht mehr um: es zog sie unwiderstehlich in den Wald.

Alsbald hatte sie die ersten Eschen und Tannen erreicht: sie neigten, vom sanften Morgenwind gebeugt, wie huldigend vor ihr die hohen Häupter. Derselbe Kosewind trug ihr den Duft der Waldblumen entgegen: sie sog ihn ein mit Dank: sie wußte freilich nicht, wem danken? Aber der Duft war so süß.

Von der höchsten Esche stiegen bei ihrem Nahen zwei Raben auf: die hatten sie schon von weitem erspäht und, sich kurz waldeinwärts wendend, mit lautem Krächzen verkündet: dann, wie sie heranschritt, sie aus klugen Augen wie einverstanden betrachtet; nun setzten sie sich — langsam, gar nicht erschrocken — in Bewegung und flogen jenem steilen Felsenpfade zu. — —

Einige Schritte weiter begrüßte sie ein melodischer, ein flötender, ein feierlicher Sang: auf dem hohen Hagedornbusch an dem Waldweg saß ein schwarzer Vogel mit goldgelbem Schnabel: er wiegte sich auf dem schwanken Gabelwipfel des Strauchs und sang ihr laut und lauter entgegen: ganz zutraulich blieb er sitzen, als sie dicht an ihm vorüber schritt.

„Dank dir," flüsterte sie dem Vogel zu, „Schwarzamsel, die du vor allen Waldsängern Odhin lieb und geheiligt bist. Guten Angang — schönen Anfang gewährst du. Mache mir Odhin geneigt, den Gott der frühen Wege — und der geheimen."

Sie war vorüber — die Amsel sang ihr, noch lauter flötend, nach. „Wer Vögleins Wort verstünde!" seufzte sie und eilte weiter.

Allmählich war die Morgensonne so hoch gestiegen, — schon drangen ihre Strahlen heller in den Wald: sie ver-

goldeten das weiche grüne Moos, das sich schwellend der Jungfrau leichtem Tritt entgegenzudrängen schien: und würziger Duft zog durch den Wald von den Tannen, deren Stämme unter dem warmen Licht rot erglänzten.

Das Mädchen holte tief Atem: der Waldesduft dehnte ihr die junge Brust: es ward ihr so ahnungsvoll, so reich und selig zu Sinn: „Der Wald ist doch das schönste Königreich! Freilich: ist Odhins Reich! Da muß er wohl herrlich sein. — Waldkönig ist Odhin. — Wie mag Odhin aussehen? Ich meine . . . Aber rascher — rascher! — Zu ihm!“ Und sie beflügelte wieder den Schritt.

Nun erreichte sie das Ufer des Flusses, der sich, den Wald von Nord nach Süden durchschneidend, in den Fjord ergoß: ohne Rauschen, ohne Wellenschlag, zog der breite, starke Strom dahin, ruhig — wie die Notwendigkeit.

Hier, wo der Pfad auslief an das Ufer und eine sandige Anlände, war der Urwald ein wenig gelichtet; die Sonne erhellte freundlich die Blöße: aber sie vermochte nicht das Schilficht zu durchdringen, das dichte, schwarzgrüne, das vom Ufer an weit in den Strom reichte, über Mannes Höhe ragend und die tiefbraunen Blütenwedel ernst, ahnungsvoll wiegend.

Mitten in diesem Schilffeld war an das Ufer gezogen, von dem wogenden grünen Röhricht verdeckt, ein seltsames Fahrzeug: aus einem Eichenstamm durch Feuer und Keilschlag gehöhlt, ein Einbaum, hochbordig, schmal, mit spitz zulaufendem Vorderbug, mit breitem, schwerem Hintergransen. Der Kahn war wohl alt: vielfach zeigten die Wände Flickblöcke; Wassermoos wuchs, tief dunkelgrünes, an diesen morschen Stellen; durch die mittelste Ruderbank war eine schlanke Tanne, der man den grünen Wipfel gelassen, in den Kiel gepflöckt: ein Segel aus schwarzem Leder hing schlaff daran herab.

Auf dem hinteren Gransen, der auf den Sand gezogen war, saß ein Mann, den harrenden Blick dem Waldpfad zugekehrt.

Scharf hob sich der Umriß der Gestalt in Hut und Mantel und mit dem langen Speer über der Schulter ab von der lichten, hellblauen Luft da hinten auf dem Strom und weiter abwärts auf dem Fjord.

Noch bevor die Jungfrau sichtbar geworden — schon bei dem Ruf der beiden Raben — war der Wartende aufgesprungen: er ging ihr entgegen, wie sie nun sichtbar ward zwischen den Eschen und Eichen: sein bedächtiger Schritt hastete nicht, aber er stockte auch nie: er schwebte immer gleichmäßig dahin.

Ein rotes Eichhorn, neugierig, nach der Tierlein Art, aber auch vorsichtig und scheu, sprang vom Flusse her hinter ihm drein von Wipfel zu Wipfel, nie an die Erde rührend; leise sprang es, leicht, unhörbar.

IX.

„Wegwalt!" flüsterte das Mädchen, als sie beisammen standen. „Ich wußte wohl, — Ihr würdet hier auf mich warten. Deshalb . . kam ich. Aber . . es ist das letztemal." — „Es ist das letztemal." Er holte unter seinem Mantel weiße, seltsam duftende Blumen hervor — nur ganz wenige — und reichte sie ihr. „Wie schön! Wundern gleich! Nie sah ich ihresgleichen! Wo wachsen sie?" — „Über den Bergen. In meiner Heimat."

Er schritt voran, dem Schiffe zu; wie willenlos folgte sie; er wies auf den breiten Bord: sie ließ sich leicht darauf

nieder; er blieb dicht vor ihr stehen und beugte sich zu ihr herab, auf seinen Speer gebogen; sein Wirrbart flog im Winde.

Das Eichhorn war den Schreitenden gefolgt, hoch über die Wipfel hin; es lugte und blinzelte jetzt von einer dichtbelaubten Esche auf sie hernieder, den ganzen Leib versteckt hinter einem dicken Ast: nur der kleine Kopf mit den langbebüschelten leishörigen Ohren ragte darüber hervor.

„Es ist . . zum allerletztenmal, daß ich hierher komme,“ flüsterte sie, die Augen senkend und tief atmend. — „Ihr habt es gesagt.“ — „Denn . . . wir müssen scheiden. Scheiden für immer. In wenigen Nächten . . . Sie rüsten den Brautlauf. Und dann . . . nachher! . . . Niemals will ich Euch wiedersehen, Eure Stimme nie mehr hören. Versprecht mir das!“ Ängstlich, flehend schlug sie die zagenden Augen zu ihm auf.

„Warum?“

„Fraget nicht! — Ihr wißt, warum. Unrecht war alles, was ich gethan.“ Und sie bedeckte die Augen mit den Händen.

„Und was habt Ihr gethan — bisher? Ihr fandet Gefallen an des Fremdlings Harfenspiel und Lied, dann auch an seinen Worten. Die andern störten Euch, störten uns. Sie blickten mit Mißtrauen. Ich bat Euch, hierher zu kommen — in den stillen Wald, — wo nicht jedes Wort gehört, gerichtet wird, wo ich freier, mächtiger harfen kann als in der engen Halle. Und du — du kamst, Königskind. O wie mich's beglückte! Ich gab dir Blumen, gab dir Lieder. Du gabst mir sanfte Blicke.“

„Ich gab Euch mehr!“ hauchte sie, und senkte tief errötend das schmale blasse Gesicht.

„Ja! Noch eines gabst du mir: Mitleid! Denn als ich kam Abschied zu nehmen — für immer! — und dir

— zum Abschied — sagte, ich hätte heiße Qual um dich gelitten, daß ich aber nun diesen Wunsch nach dir — den ersten und einzigen all meines Lebens! — überwunden und erstickt und erwürgt und begraben und damit alle Glückeshoffnung meiner Seele, — — da — o seliger Augenblick! — da sahst du mich ganz erschrocken an und unter Thränen sprachest du: „Leidest du? So will auch ich meinen Teil davon haben. Du sollst nicht allein leiden." O das war so groß von dir und so selig für mich! Und es war und blieb alles, was du mir gegeben. Freilich: dies eine Wort, — es weckte ihn wieder auf, den betäubten Wunsch, den ich glücklich gemordet zu haben gewähnt. Aber er war ja nicht tot. Denn ewig ist die Liebe."

„Und eben das ist meine schwere Schuld! Ihr errietet, daß . . . daß auch ich nicht Euer entbehren kann! Oder doch — kaum werde Euer entbehren können!" — verbesserte sie erschrocken.

Da leuchteten sie auf, die grauen Augen!

„Du hattest das nie gesagt — bis jetzt! Ich danke dir für dieses Abschiedswort; das letzte Wort war das beste." — „Abschied?" — „Du hast ihn ja geboten!" — „Ach, muß ich denn nicht? Aber sprecht — nachher — wann — wann ich nun . ." — „Des andern Weib geworden, willst du sagen." — „Was werdet Ihr dann beginnen? Wohin werdet Ihr gehen?" — „Heim." Da sank ihm das Haupt: er stützte das Kinn auf die beiden um den Speer geballten Fäuste.

So schwer, so herzerschütternd klang das Wort: sie mußte in sein Antlitz schauen; das sah zum Sterben traurig aus; es zuckte um den bärtigen Mund. „Wo ist Euer Heim?" — „Fern!" — „Wie ist es?" — „Einsam." — „Was werdet Ihr dort beginnen?" — „Grübeln.

Viel denken. Zumeist an dich. Daß du so anmutig bist. Und daß es besser wäre, du und ich und die Welt wären nie geworden. Denn ihr Wesen ist Weh. Kurz ist die Freude, ewig ist der Schmerz!" — „Aber — Eure Harfe?" — „Ich zerschlage sie. Mißklang ist alles." — „Nicht, nicht! — Und wer wird um Euch sein?" — „Viele und — niemand! O sieh, das ist das Ärgste: die Einsamkeit! Die da drinnen, mein' ich, im Herzen. Ich kenne viele: — wer kennt mich? Wer weiß es, welche Liebesfülle hier drinnen flutet, — welch' werkeifrige Güte für alle — alle Guten: — grenzenlos! Schwere Sorgen wuchten auf mir: denn: — du magst es jetzt wissen: es ist ja alles vorbei! — ich bin nicht ein armer, wegfahrender Skalde: ich bin ein König."

„Es überrascht mich nicht!" Sie sprach's mit leuchtenden Augen; der Stolz auf den Freund verklärte ihr Antlitz: es ließ ihr schön.

„Weit ist mein Reich und viel bedroht von starken Feinden. Tag und Nacht hab' ich zu sorgen — ich allein —: denn, glaub' es, es ist nicht geprahlt; — die um mich sind nicht ganz meinesgleichen." Er sagte das ganz schlicht. — „Wer ist euresgleichen?" — „Du! Du allein! . . . Vergieb, ich schweige ja schon wieder! — In all' den Kämpfen sehn' ich mich so heiß, so schmerzlich, dies müde, gedankenschwere Haupt manchmal zu verruhen an einem treuen Herzen, hier aufzuatmen von Sorgen, wie sie so schwer keinen andern Herrscher drücken. Denn ach! mein Reich, so groß, so herrlich: — es ist dem sichern Untergang geweiht."

Mit einem Schrei sprang sie auf vom Bord des Schiffs: „Und du? Und du?"

„Ich überlebe nicht die Meinen und mein Reich." — „Du stirbst? Du willst sterben?" — „Ich muß. Und ich

will." — „So laß mich mit dir sterben! Du solltest mir nicht allein leiden: — du sollst auch nicht allein sterben. Nimm mich mit in all' dein Weh, in deine Größe und in deinen Tod." Und flehend schlug sie die Augen, flehend hob sie beide Hände zu ihm auf. Da richtete er sich hoch empor: er warf das Haupt in den Nacken; Siegesfreude, hohe Wonne strahlte aus den bisher so schwermütigen Augen: er umschloß mit der Rechten ihre beiden Hände an den Knöcheln und zog mit sanfter Gewalt die schlanke Gestalt an seine Brust.

Nur einen Augenblick ruhte sie dort.

Dann schob er selbst sie leise zurück, sah ihr zweifelnd in die Augen und sprach ernst: „Bedenk' es wohl! Nicht ich habe dich gebeten: — du selbst! — aus freien Stücken sprachst du dies Wort. Es ist ein schweres Wort. Wirst du es tragen, wirst du's halten können?"

Sie zuckte zusammen: sie schloß unter seinem fragenden Blick die Augen: sie drückte die Linke vor die Stirn: „Oh ihr Götter der Pflicht, des Hauses und der Treue!"

„Siehst du!" sagte er traurig und ganz sanft, und ließ ihre Rechte los. „Siehst du, Kind: du kannst es nicht! — Leb' wohl!"

„Nein," rief sie, die Hand von den Augen reißend und ihn voll anblickend, „du sollst nicht leiden um mich und nicht allein sterben! Das Weh um dich — das Erbarmen — zerreißt mir die Brust. Ich will dein Leid und will dein Schicksal teilen!"

„Du willst es wirklich? Du warst gewarnt: zum zweitenmale sprachst du das Wort! Wohlan denn, Geliebte, so folge mir: — sogleich. Dies Schiff — es segelt rasch. Bald trägt es dich in mein Reich. Komm!" Und erglühend faßte er sie an dem Arm. — „Nein, o nein!" rief sie und riß sich, leise schauernd, los. „Ich muß erst

dem Vater, — ach der Mutter noch einmal ins Antlitz sehen.“ Er furchte die Stirn: „es wäre jetzt so sicher! — Doch, ich dränge dich nicht. Es sei! Wann darf ich dich hier erwarten? Denn aus der Halle könnte ich dich nicht ohne Gewalt . . .“ Sie schauderte nun noch stärker zusammen: „O nein! Niemals um solchen Preis! Kein Tropfen Blut um meinetwillen! — Ich will — ich werde . . heute um Mitternacht — die Meinen sind alle zum Abendschmaus geladen in die Halle des Jarls Eirikr — dort zwischen dem Wald und unserm Hof — so kann ich leicht . . .“ — „Wohlan. Mitternacht ist, wann Örwandils Stern gerade über dieser hohen Esche steht: — du siehst ihren Wipfel von deinem Gemach aus. Um Mitternacht also! Meine Braut — mein ewig Weib!“

Er schmiegte sie sanft an sich, er wollte sie küssen: aber bebend, zusammenknickend entzog sie sich: er schonte ihrer: er ließ sie aus seinem Arme gleiten.

„Ich muß nun rasch nach Hause zurück. Wenn mich nur nicht auf dem Rückweg mein Bruder . . .“ — „Ja, er schlich dir nach.“ — „Wehe! Weh mir.“ — „Getrost. Zwei Raben, die er auf dem Felsenwege traf, hielten ihn auf. Sie stritten um einen Goldring, den der eine von ihnen im Schnabel trug: — aus einem Loch im Felsgestein hatte er ihn gezerrt. Alfhart sah das: — er suchte nach: — er fand in der Höhle noch mehr Gold und Silber, von einem alten vergrabenen Hort. Darüber vergaß er, nach der Schwester zu spähen. Er hängt am Golde. Geh' unbesorgt auf dem Wiesenweg zurück: — er gräbt noch immer in dem Gestein. Ich sah es, im Eschicht verborgen, von weitem.“ — „Dank! Auf Wiedersehen also!“ — „Ja, auf ein Wiedersehen, für immerdar: — sonder Abschied: — bis ans Ende!“

Schon schwebte sie hinweg.

Der Wanderer stieg in sein Schiff: da sah er, wie ein rotes Eichhorn in raschem Rennen über das Waldmoos hin davon schoß. Er blickte ihm nach: „Loki," nickte er leise. „Der Schleicher hat wieder einmal gelauscht. Nun wissen es bald alle Götter und Göttinnen. Desto besser! Sie können sich nicht früh genug darein finden. — Um Mitternacht!"

Noch einen heißen Blick warf er der schlanken Gestalt nach, wie sie in anmutvollem Schreiten unter den fernen Bäumen verschwand. Nun stieß er mit dem breiten Ruder den Einbaum vom Ufersand ab, schob dies in die Wiede aus zähem Weidengeflecht — in dem eingebohrten Rundloch links vom Steuergransen — und blies kräftig in das bis dahin schlaff an dem Mast herabhängende dunkle Segel: sofort füllte dies günstiger Fahrwind — Nordwind — vom Lande her und stolz rauschte das rasche Fahrzeug, mit dem spitzen Vorderbug das Wasser so leicht durchschneidend wie der Adler die Luft, hinaus durch den blauen Fjord und in das offene Meer.

X.

Bald darauf schritt Odhin, von Midhgardh her aufsteigend, die Regenbogenbrücke hinan; auf der obersten Wölbung traf er Heimdall, der, Horn in Hand, scharf ausspähte nach Osten. „Gut, daß du heimkommst, König von Asgardh," begrüßte ihn der Wächter. „Bald, mein' ich, werden sie wieder heranrasen, die langen Lümmel. Es dringt verworrener Lärm aus Riesenheim. Sie rüsten schon lange; und diesmal mit Macht." — „Wir aber

sind gerüstet immerdar, Freund Allwach," erwiderte er, an ihm vorüberschreitend, mit Lächeln.

„Nun," dachte der Treue, ihm nachblickend, „das war doch wieder einmal Sonnenschein auf den lange so verdüsterten Zügen." —

Raschen, freudig bewegten Schrittes durchmaß Odhin den Eschenwald vor seiner Halle; als er näher kam, sah er auf der obersten Stufe des Anstiegs vor der Thüre Forseti stehen und Wara; sie beugten sich vor und schauten eifrig aus. „Loki war flink — nach seiner Art," sprach er ruhig vor sich hin. „Jetzt droht mir ein Kampf — zäher, verdrießlicher als mit allen Ungetümen von Jötunheim. — Den könnten Schwager und Schwester sich sparen. — Sich und mir!" Sowie er die unterste Stufe erreicht hatte, flog die Schwester ihm entgegen, hing sich mit beiden Händen an seinen Arm und sah ihm angstvoll in die Augen. „Bruder," rief sie, „mein Bruder, — sage, bitte, sag': es ist nicht wahr: Loki log, wie er liebt."

„Was soll nicht wahr sein, Schwesterlein?" fragte er ruhig, eine Stufe höher mit ihr steigend. — „Das . . . das Entsetzliche! Das ganz Unmögliche!" — „Wenig ist ganz unmöglich," meinte er und stieg höher. — „Du — du selbst! — sollst — das Recht der Ringe brechend — du selbst sollst jene Königstochter rauben wollen!" — „Nicht rauben!" — und nun stand er vor Forseti. „Freiwillig folgt mir Alfvhit und wird mein Weib." — „Nimmermehr!" riefen beide Gatten zugleich.

Er zog, gereizt, ein wenig die Brauen in die Höhe, indem er die Thüre seiner Halle aufstieß: der Adler da oben begrüßte ihn mit freudigem Flügelschlag.

„Tretet ein. Wollt ihr nun einmal vergebliche Worte reden, so redet sie nicht da draußen: — Loki ist wohl wieder um die Wege: — scheltet mich, wo ich allein es höre."

Sie folgten ihm: er warf die Thür ins Schloß, lehnte den Speer an die Wand, legte Hut und Mantel auf die Bank neben dem Hochsitz und sprach: „nun hebt an; ihr habt Zeit zu schelten bis . . nah an Mitternacht.“ Und wieder begann er, die Halle auf und nieder zu schreiten: fest, in festem Entschluß, waren die Lippen zusammengedrückt.

„So spricht Odhin sonst nicht zu seiner Schwester,“ begann Forseti, dem Schreitenden mit den ernsten Augen folgend. „Der Klang seiner Stimme schon verkündet: er weiß, er ist im Unrecht.“ — „Ich kann's nicht glauben!“ rief Wara. „So wenig ich Loki glaubte. Wie zuckte mir das Herz zusammen, als der vor die beim Mahle versammelten Götter trat und frohlockte: „Freut euch, Asen und Asinnen all'! Bald nun führt der König sie euch zu, die so lang von euch für ihn ersehnte Gemahlin. Aber nicht der edeln Asinnen eine — auch — nein, Freia! — erglühe nicht vor Freude! — auch keine der wonnigen Waninnen oder der milchweißen Elbinnen: eine Menschenmaid hat er sich erkoren. — Und — höret es, und schmäht fortab nicht mehr Loki, durchbricht Er Recht und Verträge! — Odhin raubt eines andern ringbedingte Braut.“ — „Ach Bruder! hättest du dieser Worte Wirkung gesehen!“

Er zuckte leicht die Achseln: „Ich kenn' ihn, der Göttinnen Dünkel. Ich werd' ihn brechen. Sie werden's lernen, der Menschentochter dienen, die meine Gemahlin.“

„Nicht doch!“ entgegnete Forseti. „Nicht die Göttinnen: — die Götter zürnen am schwersten.“ Er fuhr herum: „sie sollen's wagen, mir zu trotzen! Euch alle zusammen bezwing' ich.“

„Sie trotzen nicht: sie trauern. O hättest du den Gram gesehen, der über Thors, deines Treuen, sonst so frohe Züge schattete! Traurig blickte er auf den Hammer

in seinem Gürtel und sprach: „nun werf ich dich, Miölnir, in die tiefste See! All-Weiher, du bist entweiht, der du die Treue festigtest und die Verträge. Die Treue war deine Stärke."

„So wird jener Speer dort allein fortab den Riesen wehren."

„Oh und hättest du," klagte Wara, „erst Lokis schadenfroh Gesicht geschaut. Thor, dessen Söhne: Modi und Magni, Tyr, Freir, alle Götter drangen in ihn, mehr, alles zu sagen, den Namen, die Heimat der Jungfrau. „Nenne sie," grollte Thor, „und mein rascher Blitz kommt dem Kühnen zuvor, mag mich sofort dann der König durchspeeren."

Allein lachend schüttelte Loki das rote Gelock:

„Behüte! Ich verrate nicht glückliche Liebe," und verschwunden war er. „Sein Frohlocken mag dir zeigen, wie verderblich dein Beschluß." — „Er beeilte sich sehr," bestätigte Forseti, „deine Schuld vor allen zu verkünden."

„Es ist nicht das," lächelte Odhin grimmig vor sich hin. „Du thust ihm zu viel Ehre an! ich kenne ihn besser: er wollte mich unwiderruflich binden. Die Götter sollten's wissen, sollten toben, damit ich mich schämen müßte, träte ich zurück: — aus Scheu vor ihrem Tadel, etwa gar aus Furcht: — vor Thors Hammer und Tyrs und Freirs Schwertern! — Unnötige Sorge, Schlaukopf! — Als ob ich jemals von ihr lassen könnte!"

„Also du erkennst," forschte Forseti, „der Arge freut sich, weil dein Vorhaben . . .?" — „Zwist in Asgardh schafft und Ärgernis. Gewiß!"

„Nicht nur deshalb! Zumeist weil . . . doch davon noch nicht! Ich will dich jetzt nur erst fragen: ist es edel, ist des Gottes würdig, was du da thust? Es war wohl nicht schwer, dem Sterblichen die Maid abspenstig zu

machen, wenn ein Gott, wenn der Götter größter, ihr ins Ohr raunte: „Komm! Folge mir und werde Asgardhs Königin."

„Du irrst, Schwager!" rief der Gescholtene funkelnden Blicks. „Das ist mein Stolz und meines Herzens süßeste Freude: nicht den Gott, — den armen Wanderer gewann sie lieb: dem wehbeladenen, vom sichern Untergang bedrohten Sterblichen wollte sie folgen. Wegwalt wird sie entführen — und erst hier — seht, ihr zagen Seelen, das ist schön! — erst hier soll sie erfahren, wes eigen sie geworden. Ist das nicht groß?"

„Ja, das ist groß," antwortete Forseti ruhig. „Denn es ist ein großer Frevel."

Rasch, zornig wandte sich Odhin gegen ihn. „Hüte dich! Ich warne. Mich magst du schelten, — nicht sie! Ich dulde kein Wort wider sie." — „Auch sie ist schuldig," fuhr der Bedrohte furchtlos fort. „Aber ruchloser ist deine That." — „Nein, des Weibes!" rief eifrig Wara. „Nicht Odhin ist dem Vater Gehorsam, nicht Odhin dem Verlobten Treue schuldig. Und wild tobt in den Adern des Mannes das Blut. Sie aber . . .!" — „Schweig!" dröhnte da Odhins gewaltige Stimme. „Ein Wort gegen sie und niemals mehr sollst du mein Antlitz schauen."

„So maßlos liebt er sie!" wehklagte Wara und rang die Hände. „Ja," sprach Forseti erschüttert, „um sie will er dich verstoßen, dich, die er mehr als alle Wesen geliebt." — „Ich schelte sie nicht: — ich beklage sie nur," begann die Schwester mit ihrer weichen Stimme. „Denn weh um das Weib, das, fortgerissen von des Mannes Werbung wie von einem Feuerstrom, des Rechtes, der Sitte, des Hauses heilig hegende, schützende Were verließ! Sie wird verbrennen: — zugleich mit seiner Glut." — „Thörin! — Ewig ist Odhins Liebe." — „Sei es. — Meinst du, sie wird je — auch in deinen Armen! — vergessen können

des Unrechts, das sie jenem gethan und den Eltern, die sie getäuscht?"

„Sieh auf Hilde. Sie folgte dem Geliebten, der ihr den Vater erschlagen und erschlug den Bruder dazu. Glaubst du, Hilde hat jemals bereut?"

Wara schwieg eine Weile, nachsinnend. Dann sprach sie: „Hilde! Die Walküre mit den goldfarbigen Augen deines Adlers! Wohl! . . . Aber weißt du gewiß, daß . . . jene so stark ist, so willenskühn bis in den Tod, ja bis über den Tod hinaus um deinetwillen?"

„Sie liebt mich." — „Es giebt der Liebe manche Art. Und manche Art der Frauen." — „Sie hat mir dann erst, als ich ihr sagte, daß ich um sie gelitten, aber überwunden habe, erklärt: nein, sie wolle auch ihr Teil an meinem Leid, sie wolle mit mir leiden." — Die Schwester senkte nachdenklich das Haupt, mit leisem Schütteln. Plötzlich rief sie: „ich muß sie sehen." Und augenblicks trat sie an das offne Fenster der Halle: schon war sie verschwunden.

Aber draußen schoß vom Himmel zur Erde ein kleines schwarzbraunes Vögelein: so rasch, — die Augen der Nachblickenden vermochten dem Fluge nicht zu folgen: denn schnell fliegt sie, wann es ihr eilt, die schwirrende Schwalbe.

XI.

„Wir sind allein," begann nun feierlich Forseti. „Nun kann ich sie aussprechen, jene letzten, jene furchtbaren Gedanken, wie sie kein Weib erträgt." — „Mein Weib Alfvhit wird auch das Furchtbarste ertragen." — „Nie wird sie dein Weib: — nur deine Buhle." — „Verwegener!" schrie Odhin, riß den Speer von der Wand

und zückte ihn wider jenen. — „Stoß zu. Es wäre nicht das erstemal, daß ein frevler Speer das Recht durchbohrt: ist es daran gestorben? Mich magst du töten, — nicht das Recht. Mich kannst du verstummen machen, nicht die Stimme, die in dir selbst vernehmlich spricht: Odhin, du frevelst."

Mißmutig warf er den Speer in die Ecke; nach einem kurzen Blick auf den Schwager begann er wieder die Halle zu durchschreiten.

„Du kannst nicht leugnen," hob der andere unbeugsam, unabschüttelbar an: „das Königskind ist dem Königssohn nach Ringrecht verlobt. — Er zahlte dem Vater den Muntschatz: das Gewicht der Braut in eitel Gold." — „Sie ist nicht schwer, die Schlanke!" höhnte der Erboste. — „Du kannst nicht leugnen: der Verlobte hat ein unantastbar Recht auf sie." — „Aber keins in ihr." — „Du kannst nicht leugnen: nach dem Recht der Menschen wird, wer die Braut eines andern bethört, so hart als wie wer ein Eheweib bethört, bestraft: mit dem Tode."

„Das Recht, das Recht!" meinte Odhin achselzuckend. „Es ist bald so, bald anders."

„Ja, das Recht ist wie der Wald: es wird, es wächst, es wandelt sich, es welkt und wieder wird es: — immer wieder." — „Ei, anders ist das Recht bei Sachsmännern, anders bei Nordleuten, anders bei Asen, anders bei Menschen." — „Aber immer gilt es, da wo es gilt, so wie es gilt. Und dem Bräutigam die Braut, die ringgebundne, ablocken, — das verbietet der Asen wie der Menschen Recht. Warum, wenn ihr nicht Unrecht plant, sagt ihr's denn nicht offen dem Vater? Du kannst nicht leugnen . . ."

„Nein, du kannst nicht leugnen, unerträglicher Wiederholer des Einen Gedankens, — dem Einen Klapperwort

der Mühle vergleichbar! — daß ich sehr geduldig bin: gegen dein Gerede wie gegen alle die Männer da unten. Wer wollt' es mir wehren, wär' ich der Jungfrau in meinem Asenglanz und meiner Asenkraft genaht und hätte die drei, die sie mir mißgönnen, mit diesem Speer auf Einen Wurf gefällt?" — „Das wäre Niedertracht gewesen." — „Forseti!" — „Und Odhin ist kein blindwütiger Berserker. Du suchtest die feinere Lust statt der rohen: ihre Seele vor allem. Ein Frevel, rechtlos, ruchlos bleibt es doch." — „Das, mein' ich, hast du nun oft genug gesagt. Fällt dir nichts Neues ein?" — „Du hast noch das Alte nicht erfaßt." — „Langweilig ist die Wiederholung. Dürftig dein Denken."

Da richtete Forseti einen langen, warmen, bewundernden Blick auf ihn.

„O mein großer Schwager! Ich weiß es wohl: so weit Gedanken der Götter, der Menschen, aller Wesen sich dehnen, so Mannigfaltiges sie gestalten: — all' das ist dein Reich, dein Herrschgebiet. Der Geist des Skalden, der sich und die Hörer in Entzücken dahinreißt, der Geist des Weisen, der die Runen der Vorzeit deutet und die Rätsel der Zukunft enträtselt, der Geist des Feldherrn, der durch seine neu ersonnene Schlachtordnung siegt, der Geist des Helden, der in Kampfentzücken in die Speere springt, — sie alle, diese Geister, sind Strahlen aus der Sonne Odhin, all diese Reiche sind nur Gaue deiner Königschaft: Mein ist nur dies Eine: die schmale, engumhegte, blütenlose Mark des Rechts: doch heilig ist auch sie und unantastbar und unentbehrlich wie all' deine Königsgebiete: und ich werde dies mein kleines Reich schützen ohne Furcht, ohne Wanken, wie gegen jeden Verbrecher — so gegen dich." — — —

XII.

Bevor Odhin, der ergriffen vor ihm stand, erwidern konnte, ward die Thüre leise geöffnet und Wara trat über die Schwelle.

Trauriger noch als sie gegangen, kehrte sie wieder. Doch milder war der Ausdruck ihrer Züge. „Schon zurück?“ fragte Odhin. „Du hast sie gesehen? Nun, was sagst du?“ — „Du hast recht, Bruder!“ — „Hörst du, Schwager?“ frohlockte der.

„Du hast recht, nennst du sie das anmutvollste Weib, das jemals schwebenden Schritts über die Menschenerde gewandelt. Auch der Göttinnen keine mag ihr den Kranz des Sieges nehmen aus dem golgewellten Haar. Aber, ach Odhin! Ihre Augen . . . .“

„Sind sie nicht schön?“

„Zaghaft sind sie, scheu ist ihr Blick. — Sie lehnte am offnen Fenster, in Sinnen versunken. Wie erschrak sie, als die Schwalbe, laut zwitschernd, dicht über ihr Haupt hinflog! Denn ich mußte doch den Aufschlag dieses verträumt gesenkten Auges sehn. O Bruder: — zerrütte nicht diesen sanften Geist! Mute nicht ihr — ihr nicht, dieser rührenden Gestalt! — den Frevelmut verbotener Liebe zu, nicht Hildes schrankenlosen Ungestüm. Sie hat ihn nicht: — sie kann ihn nie entfalten! Reißest du dieses Geschöpf, so schön, so wahrhaftig, so ganz in Pflicht und Offenheit erwachsen, zu Täuschung und Unrecht fort, heraus aus dem festen Grund, aus dem Boden stiller Pflichten, in dem allein sie, sanft und sinnig, gedeihen kann: — sie welkt dir rettungslos! — Nicht glücklich, — elend wird sie sein in deinen Armen!“

„Das laß du meine Sorge sein!“

„O nein, denn mich jammert der Holden, gerade weil sie so zart, ja schwach. Schon jetzt scheint sie mir zu leiden, hin und hergerissen in der schmerzlich schwankenden Seele. — Sieh, mit Groll im Herzen gegen die ungetreue Braut, meines Bruders Verderberin, flog ich aus: — ihr Anblick hat mich gerührt, hat den Unwillen gegen sie in herzlich Mitleid gewandelt. Höre mich, o höre mich, Bruder, zu Ende. Nachdem ich sie gesehen, — nachdem ich — widerstrebend! — sie lieben muß, jetzt flehe ich dich an, nicht nur um des Rechts, auch nicht um deinetwillen bloß — vor allem um dieser herzerweichenden Gestalt willen fleh' ich dich an —: laß ab von ihr, daß sie nicht maßlos elend wird." — „Elend! „Sie liebt mich!" — „Das eben . . . o zürne nicht! . . . das glaub' ich nicht."

Er lachte stolz. „Ich weiß das besser, glaub' ich." — „Weil sie dir's sagte? Hat sie's wirklich je gesagt? Siehst du, du schweigst auf diese Frage! Weil sie dir folgen will? Ich errate nicht, was sie dazu treibt — wenigstens: ich zweifle noch. Allein gewiß — mag sie's auch wähnen! — sie liebt dich nicht!"

„Und warum nicht?"

„O Bruder: könnte sie dann so zum Sterben traurig sein? Heute — wenige Stunden, bevor sie dein werden soll? Schüttle nicht das Haupt! Ja, sie ist sterbenstraurig! Ich sah es klar: ich kann durch Weibesaugen in die Seele schau'n: es hätte, mir ihren verzweifelnden Schmerz zu zeigen, gar der beiden großen Thränen nicht bedurft, die ihr langsam, langsam über die todesbleichen Wangen glitten: sie ward ihrer nicht gewahr vor uferlosem Weh."

„Das . . das faß' ich nicht. Doch, wie es sei: — ich kann nicht von ihr lassen."

„Das glaub' ich, armer Odhin, seit ich sie gesehen,

diese bleiche Königin der Anmut. Ein Mann, der ihre Seele sein wähnt, wird wohl nicht mehr von ihr lassen — freiwillig." — „Und wer zwingt mich?" — „O Geduld, noch einen Augenblick! Deshalb ja, geliebter Bruder, hab' ich ein Mittel ausgesonnen — und — und gleich mitgebracht! — das alles, alles heilen wird: — ohne Schmerz und ohne Schuld."

„Darauf: — auf solch ein Ding bin ich begierig."

„Als ich die Blasse, Verzweifelnde so vor mir sah, sagte ich mir: „o hätte er sie nie gesehen. Er wird sie nie vergessen." Da schoß es mir heiß durchs Herz: „wenn er aber vergessen muß? Ohne Willen? Wider Willen? Durch Zauber, durch einen erlösenden Spruch?" Und nun fiel mir ein: — ich jubelte bei dem Gedanken! — ganz nahe Alfdal, in dem Eisenberg, wohnt Göldhr, der Zwerg, der Runensprüche, Zauberlieder jeder Wirkung kennt. Oft hat er sie mir gerühmt, kam ich zu ihm, zerbrochen Geschmeide bessern zu lassen. Er bot mir dann wohl zum Tausch für Spange und Kette Lied und Spruch. Was hätte ich bisher seines Zaubers bedurft? Ich besaß den Gatten, die blühenden Kinder und meinen Stolz: den freudigen Bruder! Aber jetzt, aber heute! O wenn es gelang, den Liebesiechen zu heilen! Kein Bitten wollt ich scheuen, kein Preis sollte mir zu kostbar sein. Einen letzten Blick noch warf ich auf die Weinende, die Schwache, die der Widerstreit der Seele grausam hin- und herzerrte — und rasch trugen mich die Schwalbenflügel an die Höhle des Dunkel-Elben. Er zögerte klug, er feilschte lang: — genug: hier ist der Zauber, der so viel Unheil wendet."

Und mit Freude, mit strahlenden Augen zog sie aus dem Gürtel ein viereckig Stück Buchenrinde, in welches einige Runenzeilen geritzt waren.

So ergreifend war diese schwesterliche Freude, — Odhin

trat bewegt dicht an sie heran: mit kosender Hand strich er über die schwarzbraune Mantelkapuze, welche sie dicht über das Haupt geschlagen hatte: „Du Vielgetreue! Geizig ist der Zwerg: — teuren Preis magst du bezahlt haben müssen.“

Unter seiner Hand glitt die Mantelhülle herab auf ihre Schultern: da stießen beide Männer Rufe schmerzlichen Staunens aus: „Wara! Weib! Dein Haar . . .?“ — „Schwester, was ward aus deinem schönen Schwarzhaar?“

Sie errötete: — das ließ ihr gar hold — und lächelte: aber doch feuchteten sich ein wenig die dunkeln Augen, als sie antwortete:

„Mein Haar? Oh — ich schnitt es ab. — Es war der Preis, den der Zwerg begehrte: er schämt sich schon lange des kahlen Kopfes seines Weibes.“

„Schwester! Schwester! Was hast du gethan! — Für mich gethan.“ Und er schloß sie ungestüm in die Arme. — „Wenn's nur hilft!“ lächelte sie unter Thränen.

Forseti aber faßte ihre Hand und sprach: „ich liebte dieses Haar — das prächtige, dunkle: — nach deinem Auge liebte ich es zumeist an dir. Aber Dank, mein Weib, daß du's geopfert: nun bleibt die Schuld erspart.“ — „Und auch das Weh: — beiden!“ fiel Wara eifrig ein. „Horch auf, mein Bruder, gieb scharf acht. Spricht einer der Liebenden den Spruch — leider“ — und hier lächelte sie ein wenig — „leider muß eines von euch beiden selbst ihn sprechen, soll er wirken: sonst hätt' ich den Zauber sofort gebraucht, sowie meine Hand ihn ergriff! — spricht eines von euch beiden den Spruch, so wirkt er sogleich Vergessen, mag's der eine sich selbst oder dem andern oder beiden wünschen. Höre, wie es lautet!“

Und sie las:

„Ich, Odhin von Asgardh,
Vergesse ganz und gar
Dieser Liebe liebliches Leid
Und leidschwere Lust!
Auf immer und ewig
Versinke mein Sehnen,
Als ob ich Unsel'ger
Ihr Auge niemals geseh'n!
Auf immer und ewig
Vergess' ich Alfvhit von Alfdal,
Ich, Odhin von Asgardh.
So soll auch meiner vergessen
Auf immer und ewig
Alfvhit von Alfdal."

„Da, nimm, Bruder, und sprich den Spruch und alles ist gut!"

Und sie drängte ihm das kleine Rindenstück in die Hand.

Sogleich warf er es mit raschem Schwung auf den Herd, wo noch ein paar Kohlen verglimmend glühten: sofort knisterte die Rinde und schrumpfte zusammen.

„Niemals!"

„O Bruder, was thust du!" — Sie sprang hinzu: „ach, zu spät!" — „Es war teuer erkauft, Schwager!" grollte Forseti. — „Wie konnte meine Schwester wähnen ..? So wenig kennt sie mich? Ich will dies Weib."

XIII.

„So willst du also freveln!" zürnte Forseti. „Ja, nachdem aufopfernde Liebe dir den Weg gewiesen, ohne Schmerz für euch beide, ohne die Qual ungestillten Sehnens für dich — durch Vergessen! — das Verbrechen zu meiden:

— trotzdem beharrst du darauf? Das verdoppelt deine Schuld!" — „Schweig', ich hab's nun satt. — Mit dir bin ich fertig." — Doch das Recht ist nicht zu Ende mit dir." — „Du jedoch, Schwester, kannst du's denn nicht begreifen? In steter Sorge um die Götter und die Welt verzehr' ich mich: — einsam." — „Du hast die Herrschaft der Welt." — „Sie ist eine Last." — „Du hast den Ruhm höchster Heldenschaft und tiefster Weisheit." — „Ruhm ist ein Schall." — „Du hast der Dichtung begeisternden Trank." — „Er weckt nur den Durst nach Liebe." — Du hast treue Freunde." — „Jeder von ihnen hat ein Weib: das beglückt ihn, nicht meine Freundschaft." — „Du hast," fiel Forseti ein, „eine Schwester, deren Liebe . ." — „Ihrem Manne gehört, wie billig. Überall und allen bin ich der Zweite: soll ich nicht in Einem Herzen der erste sein? Muß ich euch, den glücklichen Gatten, erst noch beweisen, daß es nur Ein Glück giebt in allen neun Welten: liebend geliebt zu sein? Der ärmste Knecht, der aus harter Frohn für harten Herrn abends heimkehrt in die morsche Schilfhütte und den sein Weib dort an die Brust zieht: — seliger ist er denn der König von Asgardh, der aus gewonnener Riesenschlacht oder aus schicksalsschwerem Rate der Götter heimkehrt in die leere Öde dieser reichen Halle hier. In die entweichende Luft greif' ich auf dem einsamen Lager: mein Haupt, gedankenreich oder glühend von Siegesfreude, auf keine treue Brust kann ich es betten! Was hab' ich gegrübelt, gekämpft, gesiegt mit dem Geist und dem Ger seit mehr als zwanzig Wintern, — immer für andre, nie für mich! Ist es Unrecht, will ich auch einmal glücklich sein? Nun find' ich endlich das Geschöpf, in dem — ich fühl' es! — all mein Glück beschlossen ist — und nun soll ich entsagen, weil der Vater die Tochter einem andern bestimmt hat? Warum?" — „Weil es so Recht ist," sprach Forseti. — „Und warum

— warum soll ich dem Recht gehorchen?" — „Du wie jeder: weil das Recht notwendig ist, so notwendig wie der Grundbau, der das All zusammenhält. Weil das Andere — das Rechtlose! — Wahnsinn ist, Unvernunft, Auflösung der Welt. Weil in deinem Geiste selbst ein Zwangswort zu dir spricht: „Du mußt dem Recht gehorchen!" Denn das Recht ist nicht ein fremdes Gebot, — ist deines eigenen Denkens Gesetz und Bedürfnis. Es ist dein eignes, deiner eignen Vernunft Geheiß, was dir im Recht gebietet."

„Oh, es giebt auch unvernünftig Recht. Das Recht ist nicht das Höchste in der Welt; die Wohlfahrt der Welt steht höher." — „Das Recht ist die Wohlfahrt der Welt." — „Nicht immer! Es giebt auch schädlich Recht. Schon mancher König brach das Recht der Verträge, der unerträgbar gewordenen, mit dem Nachbarkönig, schon manches Volk ein alt unleidlich gewordenes Recht der Königschaft: und beide thaten recht daran."

„Nein, unrecht thaten sie beide. Wie thäten sie recht, wenn sie das Recht brechen? Unrecht thaten sie, auch wenn die Not, die kein Gebot kennt, sie fortriß oder ein werdendes, junges Recht das alte abgestorbene mit Gewalt sprengte, wie im Lenz das neu knospende Junglaub das nicht rechtzeitig abgefallene Altlaub absprengt. Aber nicht, auf daß das Neue selbstisch genieße, — auf daß der ganze Baum erhalten bleibe und gedeihe. Ja, es mag geschehen, — aber immer ist's ein Unheil! — daß Gewalt das alte eigensinnig gewordene Recht zwingt, besserem Recht zu weichen, der Teil sein Recht verwirkt um des Ganzen willen. Hier aber — wahrlich! — tobt nicht Kampf von Recht gegen Recht oder von Heil des Ganzen mit dem Recht des Teils oder der inneren Pflicht mit dem äußeren Zwang des Gesetzes: hier kämpft lediglich gegen das gute Recht die böse Lust!"

„O mein Gatte, halt' an dich. Er ergrimmt furchtbar: denn er erbleicht. Schweige!" — „Nein: jetzt ist Reden Pflicht und Schweigen Unrecht."

„Böse Lust?" wiederholte Odhin langsam mit schwer verhaltenem Zorn. „Gut, schilt so meine Liebe. Es durchbrach dein künstlich Rechtsgeflecht schon mancher Sterbliche um seiner Liebe willen: und ich, der Gott . .?" — „Du darfst es nicht. Gerade du nicht, Odhin. Du am wenigsten!" — „Weshalb? bin ich geringer als . . .?" — „Nein, größer als alle. Gerade darum! Und weil du klarer weißt als wir andern ahnen" — er trat nun dicht an den Heißerregten, legte ihm die Hand schwer auf die Schulter und sprach feierlicher als je zuvor: „wann und warum dereinst die Götter untergehn."

Odhin fuhr auf: heftig schüttelte er die aufgelegte Hand ab.

„Weh, nun kommt das Letzte, das Furchtbarste!" stöhnte Wara in den Streit der Männer. — „Ich hätte dir es gern erspart, mein Weib! Du kamst zu früh zurück."

„Ja," rief Odhin laut, „ich weiß es. Die Schuld! — Die Schuld, sie macht die Götter dämmern und die Welt vergehn. Und ich weiß auch: solang Odhin nicht von Schuld befleckt ist, bricht das Ende nicht herein. Und ich weiß auch, diese That wird Odhins erste Schuld und eine so schwere, daß schwerere kaum gedacht werden mag ohne Mord. Und doch, — Forseti, hör' es nur, du ewig Kühler! — wüßt' ich gewiß, gleich nach dem ersten Kuß, den ich auf dieses Weibes Lippe drücken werde, geht das All in Flammen auf: — hör' es, Forseti: ich küßte ihn dennoch, diesen Kuß!"

„Das ist Wahnsinn!" rief Wara händeringend. „Hör' ihn nicht, mein Gemahl."

„Nein, keine Beschönigung," sprach Forseti, sich hoch

aufrichtend. „Das ist nur das höchste Maß bewußten Frevels! — — Komm', mein Weib. In dieser Halle ist meines Bleibens nicht mehr. Ich habe hier gethan, was ich konnte, die Unthat zu verhindern. Jetzt beginnt mein Amt anderswo!" Und er ergriff Wara am Arm und schritt gegen die Thüre.

Aber Odhin vertrat ihm den Weg. „Wohin?" fragte er drohend. — „Zu König Alf!" — „Was thun?" — Ihn warnen." — „Wovor?" — „Vor Odhins Verrat!" — „Halt!" rief der mit zorniger Lache. „Warnen sollst du nicht: — nur strafen ist dein Amt." — „Ich komme Frevel und Strafe zuvor." — „Nein!" — „Wer wird mich hindern?" — „Ich!" rief Odhin furchtbar und er beschrieb mit dem Finger in der Luft einen Kreis dicht um das Paar; sofort sanken beide, wo sie standen, langsam nieder auf den Estrich mit geschlossenen Augen, von schwerem Schlummer befangen.

„Eine kurze Geduld!" lachte er grimmig vor sich hin. „Man ruhet unverstört in Odhins Halle. Und es wird — wähn ich — nicht das letztemal bleiben, daß das Recht — auf kleine Frist! — die Augen schließen muß vor stärkerem Willen. Ist die Hochzeit vollzogen, mag der Schwager die Augen aufschlagen und ihr Heil wünschen, meiner Gemahlin, seiner Königin!"

XIV.

Schon war es dunkel geworden und ahnungsvoll sahen die Sterne nieder auf die Erde. — — —

In dem Schlafraum des alten Paares in König Alfs Hofe glomm ein mattes Licht: ein Kienspan brannte in

der Öse der ehernen Wandleuchte. Von dem Pfühle her kam ein schweres Atmen, wie Kranke atmen. Sonst alles still. Der Ledervorhang vor dem Fenster, das von dem turmhohen zweiten Stockwerk in das Freie vor dem Hofraum blickte, schwankte im Nachtwind leise hin und her. Still, ganz ruhig lag das Krankenzimmer.

Da ward die einzige Thüre, die auf den Gang und zu der Haustreppe führte, behutsam geöffnet und sacht geschlossen; ein leichter Schritt schwebte über die Schwelle.

Aber so leise das geschah, — die alte Frau auf dem Lager richtete doch den Kopf ein wenig in die Höhe und sprach: „Alfvhit, mein Liebling! Mein Augenstern! Wie lieb, daß du noch einmal kommst!" — „Noch einmal!" wiederholte tonlos das Mädchen; es zitterte stark. — „So spät pflegst du sonst nicht nach der Mutter zu sehen. Trieb dich heute die Liebe noch einmal zu mir?" — „Einmal noch!" — Unhörbar sprach es die Tochter zu sich selbst und ließ sich auf beide Kniee vor dem Lager der Mutter nieder.

„Es geht mir ganz leidlich," fuhr diese fort; mit den beiden magern Händen tastete sie nach dem blonden Haupt: nachdem sie es gefunden, streichelte sie zärtlich das seidenweiche Haar und das schöne Rund des Kopfes. „Die Ruhe im Hause thut mir gut: ich hörte den Vater unten aus dem Hofthor gehen. Und deinen Verlobten. Wie gut kenne ich die Stimmen, ja ihre Schritte schon! Nur Alfhart ist noch nicht fort zum Fest." — „Doch, Mutter: ich finde ihn nirgends im Hause." — „Weshalb schläfst du noch nicht? Es muß schon spät sein." — „Ich . . ich wollte . . noch einmal! — Deine liebe Hand, Mutter!" Und sie küßte ihr beide Hände mit Inbrunst. — „Kind, Kind! Wie deine Wange glüht! Und das — was da auf meine Rechte glitt, — — das war ja eine Thräne. Kind,

was fehlt dir?“ Sie versuchte, sich aufzurichten, sank aber auf das Kissen zurück.

„Nichts! Es ist nichts!“

„Alfvhit, du darfst mich nie hintergehen. Sieh, andere Mütter täuschen, die mit ihren eignen Augen wachen können über ihre Töchter, — es ist auch nicht gut. Aber wie unedel wär’ es, die blind gewordene Mutter betrügen! Willst du, listig und herzlos, Vorteil ziehen aus meinem Unglück? O dann wär ich vor Jahren besser als erblindet, — gestorben!“ — „Ich habe dir noch nie gelogen, Mutter.“ — „Nein, bei Odhin, du könntest es gar nicht, du, mein wahrhaftig Töchterlein, Alfvhit mit den klaren Augen. Ich will auch nicht weiter fragen. Kann mir’s ja denken! Thränen sind’s des Schmerzes, du mein zärtlich Kind, weil du nun sobald schon von mir scheiden sollst: — wohl auf immer, so sagst du dir im geheimen.“

„Mutter!“

„Nicht war, ich hab’s erraten?“ Und sie küßte sie auf die Stirne. — „Ja . . . du hast . . . erraten.“ — „Nun, dann tröste dich nur, Liebling. Du scheidest nicht von mir.“

„Doch, o doch! — Was meinst du damit?“

„Sieh, dein Verlobter, der wahrhaft Edle — denn das ist er — nicht? Du zögerst? Wie? Der Gute, verdient er nicht jede Lieb’ und Treue?“ — „Ja . . . er ist edel. Er verdient . . . Treue!“ — „Wohl ihm, deshalb, daß er dich gewonnen! — Nun höre: er hat, der Gütige . . . er sah wohl meinen Schmerz! Denn freilich: ich glaube nicht, daß ich den Abschied von dir überleben könnte . . .“ — „O Mutter! Mutter!“ — „Höre doch nur: du quälst dich umsonst! Wie tobend dein Herz schlägt! — Adhal . . . von freien Stücken — nie hätt’ ich ihn darum gebeten! — erbot sich, mit seinem jungen Weibe hier zu bleiben, in dem Hofe dort neben uns zu wohnen,

bis . . . bis etwa sein Vater gestorben und er den Königsstab aufnehmen müsse . . . Der Gute: er weiß, lange bevor sein Vater stirbt, der rüstige Held, — lange bevor erlöschen meine schwindenden Tage. Das wollte er mich nur nicht fühlen lassen. So darf ich dich denn an meiner Seite behalten bis an mein Ende, o du, an der Erloschenen Statt, mein Augenstern!" — „Weh! Weh über mich!" — „Wie? — Ich verstand wohl nicht . . .! O ja, es ist gut, mein süßer Trost, daß du mir bleibst. Denn, wie gesagt, wie sollt' ich leben ohne dich? Wie sollt' ich noch atmen, wenn nach der durchwachten Nacht der Schmerzen — hier! am Herzen! — nicht deine Liebe, deine reine Lippe mir den ersten Kuß legt auf die heiße Stirn, — ein Tautropfen auf die halb versengte Blume? Wie sollte ich die langen, langen Stunden des Tages durch leiden, spricht nicht deine holde Stimme zu mir? Und wenn ich nun, wie der kundige Arzt, der Finne, versprach, wenn ich nun wirklich in ein paar Wochen diesen Pfühl der Qualen verlassen, wieder wandeln kann wie glückliche Menschen, — wie sollte die Blinde schreiten ohne dich, die altgewohnte traute Stütze? Nicht der Männer rauhe Hand, nur diese weichen Finger verstehen mich richtig zu leiten und doch so zart! Oh ich fürchtete mich zu Tode — ohne dich: bei jedem Schritte würd' ich straucheln, stürzen! Du, du allein bist der blinden Mutter Stab und ihr holdes Augenlicht." — „Mutter . . laß ab . . du weißt nicht, was du redest!" — „Doch, geliebte Tochter. Ich weiß, daß du der Glanz, der Segen, der Trost bist und die Wonne meines Alters. Und nun darf ich dich behalten bis ans Ende; und es ist des lieben Kindes treue Hand, die mir die letzten Liebesdienste thut." — „Es ist nicht zu ertragen!" sprach die verzweifelt Ringende zu sich selbst. — „Ja, hört es, Odhin und Forseti und all' ihr

Götter da oben! Hört einer Mutter Dank und Segen! O häuft alles Heil auf des besten Kindes Haupt, das noch nie im Leben der Mutter, des Vaters Unmut erregt hat. Walten in eurem Ratschluß Recht und Gerechtigkeit, so muß euer Lohn überschwänglich dies reine Herz beglücken. Nein, reiße dich nicht los! Hör' es zu Ende, der Mutter Gebet! Ihr wißt es wohl kaum, ihr fern Thronenden, welch' Kleinod ich an ihr besitze. Doch meine Seele weiß es. Aufopfernd und gehorsam, wahrhaftig und untrügend wie der Sonnenschein und getreu, getreu bis in den Tod . . .!"

„Nein, Mutter! Nein! Nein! Nein!" schrie da die Tochter überwältigt. „Es ist ja alles nicht wahr! Schwertstöße sind die grausamen, die rührenden Worte in mein falsches Herz! Mutter, o Mutter, vergieb mir!"

Und sie warf sich verzweifelt, sinnlos vor Weh, über das Pfühl und barg das Antlitz unter strömenden Thränen, in wildem Schluchzen an der Mutter Brust.

„Alfvhit! Kind! Was . . . was bedeutet das?"

Da knarrte unten auf der Wendeltreppe, die aus der Halle durch die offene Fallthür in das Gemach führte, ein Schritt; eine Waffe stieß klirrend an. Alfvhit in ihrer Verzweiflung hörte es nicht; nur die Blinde stutzte.

Allein die Tochter kam jeder Frage zuvor: „Was das bedeutet?" rief sie, sich jäh aufrichtend und mit beiden Händen in ihr losgegangen Haar fahrend. „Das bedeutet, daß dein Kind untreu, falsch, dich, den Vater — ihn — euch alle betrogen hat! Nein, nein: nur betrügen *wollte*. Denn — und mag er drüber sterben! — ich kann, ich kann, ich kann es nicht!" — „Was, ... was kannst du nicht? Du tötest mich mit diesen Rätselworten!" — „Ich *kann* nicht mit ihm fliehen. Ich . . . . ich Unselige! — wollte heute Nacht — um Mitternacht — im Mark-

wald wartet er meiner am Fjord! .... Er — er zog mich so seltsam an: — er war so anders als alle. Und mich erbarmte sein! — Ich wollte fliehen .... mit Wegwalt dem Skalden! — Aber ich kann es nicht!"

„Nein, du kannst es nicht!" schrie da eine wilde Stimme und von der Wendeltreppe her sprang Alfhart in das Gemach. „Ich sorge dafür, daß du nicht kannst."

Aufschrieen Tochter und Mutter.

Er aber warf die Fallthüre zu, verschloß sie, steckte den Schlüssel in den Gürtel, warf einen beruhigten Blick von dem Fenster in die turmhohe Tiefe da unten, stürmte zur Gangthüre hinaus, schloß auch diese ab, steckte den Schlüssel zu sich und eilte in raschen Sprüngen die Treppe hinunter und hinaus ins Freie.

XV.

Fern im Markwald war es still und einsam, feierlich still.

Der Vollmond trat zuweilen hinter dem ziehenden, rötlichen, leichten Gewölk hervor: Örwandils Stern stand über dem Wipfel der hohen Esche. Nichts vernahm man an der Landestelle des Stromes als das leise Ziehen und Gurgeln des Wassers und das geheimnisvolle Flüstern des hohen, dichten Schilfs. Sonst alles still: die tausend Stimmen, die den Wald am Tage beleben, sie waren alle verstummt.

Nur von ganz hoch oben — wie aus dem Himmel — drang ein schwermutvoller Ton und an den hellen Wolken huschte ein dunkler Schatte vorbei: der Singschwan

war's, der mit eintönig trauervollem Laut gen Süden strich. Sonst alles still.

Aus dem Schilficht auf das Ufer gezogen stand Odhins Einbaum: ganz leise, wie kosend, gingen die letzten dem Ufer nächsten Wellen in immer gleichen Zwischenräumen gegen den Kiel. Schwarz fielen die Schatten des hohen Mastes, des langen Speeres und der dunkeln Mannesgestalt im weiten Mantel auf den weißen Ufersand, der hell, wie Silber, im Licht des Mondes glänzte. Der Schiffer saß auf dem hinteren Gransen, der dem Lande zugekehrt war: er kehrte dem Mond, der strahlend über dem Fjord stand, den Rücken, das Gesicht dem Waldweg zugewandt. Er spähte so angestrengt, daß ihn die Augen schmerzten; die Linke drückte er auf die Brust.

„Springe nicht, hochklopfend Herz! Fasse dich, halte dich, Odhin. Nicht ihr blindlings entgegeneilen, wie du gierig verlangst. Hier ist der Ort, dies die Zeit! Nicht aus Ungeduld wie ein thörichter Knabe vom Stelldichein weichen, ihr entgegenlaufen: und sie — verfehlen. Denn der Wege sind zwei. Hier ausharren! Die Zeit ist da: — ja fast vorüber: schon steht der Stern jenseit des Baumes, nun muß sie gleich hier sein! Geduld! Geduld noch ein kleines. Dann wird dir, du verlodernd Herz, die Vergeltung, der Trost für alles: — auch für die verlorene Schwester. Der Lohn für . . für dein Verbrechen!“ Da erschauerte er leise; doch trotzig begann er wieder: „Ja, hört es nur, ihr streng blickenden Sterne: ja, zum Verbrecher will ich werden um sie! Horch: — verscheucht flog dort die Eule auf von dem Waldweg. Da: — ein eilend nahender Schritt! Sie ist es! Nun — ihr entgegen!“

Er sprang auf von dem Gransen und stürmte mit starken Schritten auf den schmalen Waldpfad zu, der im

Schatten der hohen Bäume lag, während die Gestalt des Mannes auf der Waldblöße im hellsten Licht des Mondes stand. Nahe schon war er der Einmündung in den Waldessaum: da machte er rasch Halt; drei Stimmen erschollen durcheinander: „Seht! Da ist er! Gerade noch recht holte ich euch ein vor dem Festhause. Werft beide mit. Stirb, elender Dieb!"

„Das ist Alfhart," sagte Odhin eisig zu sich selbst. — „Du falscher Gast," rief der König. — „Oh ungetreuer Mann," rief Adhal. Drei Speere flogen zugleich; zwei trafen: den schildlosen linken Arm durchbohrte der eine, der andere streifte den rechten Schenkel.

Ruhig stand Odhin; er spähte scharf: das Mädchen war nirgend zu sehen. „Soll ich sie töten, alle drei? Warum? Sie sind ja im Recht. Und sie ist ihnen gewogen, — allen dreien! Ihre Flucht mißlang. Wohlan, so hol' ich sie morgen." Rasch wie Blitze schossen diese Gedanken durch sein Haupt; es eilte: denn jene sprangen nun gegen ihn heran.

Da wandte er sich und — floh. „Zum erstenmal, seit ich denke," sprach er grimmig.

Schon hatte er das Schiff erreicht, schon sprang er hinein, die Verfolger hatten ihn nicht eingeholt: — er stieß ab: — das Schiff schwamm. Da hörte er gellend rufen: „Wegwalt! Wegwalt!" Er wandte sich. Er erkannte die Stimme, obwohl sie in Verzweiflung schrillte. Er ruderte wieder näher zu Land.

Da flog Alfvhit aus dem Wald ins Freie.

„Wie entkam sie?" grollte Alfhart. „Nur durchs Fenster! Ein Todessprung! Doch scheint sie unverletzt." — „Rette dich, Wegwalt! Vergieb mir: — ich konnte nicht anders! Ich — ich selbst habe dich verraten. Aber dies . . . dies hab' ich nicht gewollt." Und ohnmächtig stürzte sie

auf das Antlitz nieder. Der Verlobte eilte zu ihr zurück, ihr beizustehen. Der Vater warf noch einen Speer gegen Odhin, der regungslos vor dem Maste stand: — wie versteint! — Die Spitze krachte, seinen Bart streifend, in den Mast: er achtete es nicht.

„Sie — sie selbst — Alfvhit selbst! — hat mich verraten!“ Tonlos sprach er's vor sich hin: er konnte nicht mehr denken.

Da wandte sich auch der König seiner Tochter zu. Aber grimmig watete Alfhart in das Schilf: „Steh! Flieh nicht! Kämpfe!“

„Sie — sie selbst — hat mich verraten! Er wich nicht vom Fleck, auf seinen Speer gelehnt; der Strom trieb ihn dem Fjord zu: er achtete nicht darauf.

„Steh!“ schrie der Wütige. „Komm heraus aufs Land und kämpfe, wenn du einen Tropfen Mannesmut im Leibe hast. Ha, er flieht! — — Ehrloser Feigling!“

Da zuckte es durch den Mann im dunkeln Mantel, er lupfte leise den niemals fehlenden Speer; aber gleich darauf warf er ihn nieder in das Schiff. „Sie hat mich verraten. Es ist alles gleich, was noch gedacht, gesagt wird und gethan.“

Das Blut floß reich aus dem Arm. Und er glitt, noch immer die Augen starr auf die weiße Gestalt gerichtet, welche die beiden Männer nun aufhoben, nach rückwärts nieder auf die Ruderbank: die Sinne vergingen ihm: rasch glitt sein Kahn den Fluß hinab, dem Fjorde zu.

XVI.

Die Sterne bleichten: im Osten dämmerte es fahl: ein kühler, scharfer Luftzug ging durch die Wipfel der hohen Eschen um Odhins Saal.

Da kam des Wegs nach Gladhsheim ein müder Mann.

Den langen Speer schleifte er in der Rechten nach, mit dem Schaftende auf dem Boden. Der linke Arm hing schlaff herab unter dem Mantel; manchmal sickerte noch ein Tropfen Blut zur Erde; das rechte Bein ließ ebenfalls zuweilen eine rote Spur auf dem Boden zurück; er merkte es nicht; den Schlapphut hatte er tief in die Stirne gezogen; langsam stieg er die Stufen vor der Hallenthür hinan.

Da sprangen ihm, freudig bellend, die beiden Wölfe entgegen. Plötzlich hielten sie an: sie witterten in die Luft: nun schossen sie aufs neue auf ihn zu, schoben schnüffelnd links und rechts die spitzen Köpfe unter den Mantel und eifrig begannen sie, hoch an ihm hinaufspringend, ihm die Wunden in Arm und Bein zu lecken.

Er strich über ihre Köpfe hin. „Ihr seid treu,“ sagte er, „seid doch nur Wölfe!“

Eingetreten in die Halle, legte er Speer, Hut und Mantel ab. Er ließ nun den Blick traurig auf den Gatten ruhen, die, Seite an Seite geschmiegt, friedlich schlummerten. Dann beschrieb er mit dem Finger einen Kreis in der Luft: — diesmal in umgekehrter Richtung beginnend; die beiden schlugen die Augen auf, nachsinnend sahen sie umher: — nun, da sie Odhin erblickten, kam ihnen die Erinnerung an alles. — Aber sie zürnten nicht, sie erschraken: so müde, so zum sterben wehvoll sah er aus. Wara bemerkte die Blutspuren: „Du bist wund, Bruder?“

„Laß nur. Die Wölfe leckten das schon beinahe heil. — Vergieb mir, Schwager, vergieb auch du mir, Schwester, Vielgetreue. Es ist vorbei. Sei zufrieden, Forseti. Das Recht ward nicht gebrochen. Der Frevler, der es brechen wollte, — er ist gestraft: vor der That. Und — zur Genüge! Wie das kam? Nun, sie . . . sie hat sich anders besonnen. — Du hattest scharf gesehn, klug Schwesterlein: sie ist . . . nun, eben nicht Hilde. Jetzt geht! Laßt mich allein! So kann's nicht enden. Es muß etwas geschehn. Aber was: — welch genügend fürchterliche Rache? — — — das kann nur ich selber finden. Geht! Und nochmal: verzeiht mir die kurze Gefangenschaft, und du, Schwester, dein liebes Haar. Glaubt nur, ihr seid genug gerächt und ich bin genug gestraft, — mehr als genug!"

Ohne Groll, ohne Vorwurf, aber voll Trauer sah Forseti auf ihn und sprach: „Ich warnte treu! Bereust du nun?" Odhin warf das Haupt zurück: „Bereuen? Daß es mißlang, bereu' ich: nicht, daß ich's wollte! Ich thät's nochmal!"

Da wandte sich Forseti uud schüttelte das Haupt. Mit sanfter Gewalt schob Odhin beide zur Thüre hinaus: auch Wara, wie mitleidig, wie bittend ihr Blick an ihm hing. „Nein. Allein!"

XVII.

Er schob hinter ihnen den breiten ehernen Stangenriegel an der Thüre vor, warf sich müde in den Hochsitz, stützte den rechten Arm auf die vorspringende Lehne, ruhte das schwere Haupt auf der offnen Hand und begann:

„Nun, Odhin von Asgardh, den sie den Grübler

schelten, nun gilt es, zu grübeln! Jetzt ergrüble dir selbst alle Möglichkeiten: — und aus ihnen dann — die Notwendigkeit.

Was kann geschehen?

Sterben? An den Streifwunden? Nein. Schon die Wölfe haben sie fast geheilt: — was fehlt, das heilt die Wut der ersten Schlacht.

Thor die Herrschaft der Welt lassen? In das Schwert rennen? Nach Nastrand, in der Selbstmörder Strafort, den Eisfluß, der Schlangen, Leichen und Dolche wälzt? Und warum: weil ein Weib dich verraten?

Nein, Odhin von Asgardh! Hat sie dich denn verraten? Ja, ja, oh ja! Thöricht Herz, wolle sie nicht entschuldigen!

Kamen nicht statt ihrer drei Speerwürfe zum Stelldichein? Und hat nicht sie selbst es gesagt? Der ganzen Welt hätt' ich es nicht geglaubt. Ihr muß ich es wohl glauben! Zwar: meine Mordung wollte sie nicht: „dies nicht!“ Sie wagte das Leben, mich zu warnen. Was also hat sie gethan? Beschlossen, von mir zu lassen. Und das hat sie irgend einer Freundin — der Mutter? dem Vater? — vertraut. Ist das Verrat?

Ja, Odhin, so gut wie dein Wille Verbrechen wollte. Verrat aber heischt: — Rache!“

Er sprang auf und stieg die Stufen herab.

„Ah, dieser Gedanke scheucht die Müde, frischt die Kraft. Ja, Rache! Denk' es doch noch mal durch: ans Stelldichein genarrt, — den Speeren von drei Männern preisgegeben, — zweimal verwundet von den Speeren und — ah, viel tiefer noch in der Seele! — durch das Schimpfwort jenes dumpfen Hassers. Unerhörte Schmach! Die ganze Schuld der That hab' ich auf mich geladen vor Menschen und Göttern, vor Schwager und Schwester

und — ach das Bitterste! — vor mir selbst. Die Schmach, die Last, die Schuld liegt auf mir: der Genuß, die Frucht des Frevels blieb versagt. Schuldig bin ich geworden, — glücklich nicht!

Du flohest, Odhin, „ehrloser Feigling!“ Alle Götter werden's erfahren: keinem tapfern Mann kannst du mehr das entehrte Antlitz zeigen, du sühnest denn die Schmach.

Und all' das dank ich ihrem Wankelmut, ihrer Schwäche, ihrer maßlosen Schwäche!

Also Rache! Also töte die drei, verbrenne den Hof und sie, die dir nicht freiwillig folgen wollte ... O wie abscheulich, Odhin! Warum? Rache für Verrat ist doch sonst nicht unschön: warum hier? Was für Verrat? Liebesverrat: — der schmählichste von allen! Liebesverrat? Ist's wahr? Kann Liebe verraten? Liebe kann nicht verraten! Sie hat dich verraten, weil eben sie dich nicht geliebt. Sie hat's doch aber gesagt? Nein! Niemals!

Aber sie hat danach gehandelt! Sie hat dich doch getäuscht! Ja, weil sie sich selbst getäuscht hat. —

Was also ist geschehen? Ein Weib, das dich zu lieben wähnt, verspricht, dir zu folgen. Es erkennt den Wahn: — es bereut: — es kehrt zurück zu allem, was sie, wie sie nun einmal ist, nie hätte lassen sollen: zu Recht und Pflicht und — ach! — zu ihrer wahren Liebe.

Ist das Verrat? Nein: ich bin der Verräter des Gastrechts: den Verräter verraten, ist nicht Verrat, ist ja recht und löblich gethan. Ist das Bruch der Treue? Nein: Heimkehr zur Treue ist's. Also: — heil mir, daß ich es ausfand! — schuldlos ist sie vor Göttern und Menschen! —

Daß sie dir dabei das Herz in der Brust in blutige, in zuckende Fetzen zerriß, — das ist doch nicht ihre Schuld, sondern die deine: was schaust du anderer Leute Bräuten

in die Augen, bis sie sich verwirren! Die Strafe also dem, der allein schuldig ist: — und das, Odhin, bist du. Elend bist du freilich: aber das ist dir recht: das eben ist dein Recht, wie des Diebes Recht der Galgen."

Mit großen Schritten durchmaß er den Saal.

„Schuldlos ist sie! Schuldlos!" wiederholte er. „O heil, daß ich's fand! Ohne Makel darf sie mir vor Augen stehen, die liebliche Gestalt!" Seine Kraft war wunderbar gehoben: sein Herz schlug mächtig: eine seltsame Begeisterung durchglühte ihn. „Aber," mahnte er sich: „es muß doch was geschehn! So sah ich ein. Rache nicht. Was also sonst? Heilung! Heilung: — wem? Mir? Ich — ich will nicht geheilt sein von diesem Weh und dieser Liebe. Aber ihr! Soll sie da unten bei den Ihren leben und — um meinetwillen — leiden? Nimmermehr, kann ich es hindern! Zwar die andern, die werden gut — und klug! — genug sein, sie nicht an mich zu mahnen und an das Vergangene. Aber sie selbst!"

Da trat es wie ein feuchter Schimmer in die grauen Augen und seine Stimme bebte, wie er fortfuhr.

„Sie selbst könnte doch vielleicht manchmal, — wann leise der Abend heraufzieht und die sehnsuchtvolle Dämmerstunde, da sie einst meinem Wort, meinem Liede gelauscht, — sie könnte doch — vielleicht! — mit Schmerz, — nicht ohne Vorwurf, wie thöricht er sei! — Wegwalts, des armen Skalden, gedenken, dem sie so maßlos weh gethan.

Nein! Nein! Das soll nicht sein! In Frieden, im Einklang, im Wohlklang aller Saiten ihrer Seele soll die Anmutvolle leben mit den Ihren, beglückt wie beglückend. Aber wie? Wie ist das zu erreichen? Noch einmal Zwiesprach mit ihr tauschen, — ihr sagen, daß ich ihr vergeben? Nein! Das würde sie nur aufs neue an mich binden. Vergessen soll sie ja. Aber wie das? Wie?" — —

Träumend, brütend, ratlos sah er vor sich nieder.

Da fiel sein Blick auf den nun feuerlosen Herd . . . — Plötzlich rief er laut: „Ah, ich hab's! Ich hab's!" Und er bückte sich und riß aus der kalten Asche ein Stück Buchenrinde, blies darauf und blickte scharf: „Fast alles verbrannt! Aber hier, — die Anfangsstäbe, die sind noch lesbar. Nun denke nach, Odhin, spann' es an, dein Haupt, an Sprüchen reich und stark an Gedächtnis. Wie war es doch? — Ja, so, so! Und so will ich's; höre das, Schicksal und Zaubergewalt dieser Runen: so will ich's: das sei Odhins Rache! —

Und er sprach, feierlich, beschwörend:

„Alfvhit von Alfdal!
Vergiß ganz und gar
Dieser Liebe liebliches Leid
Und leidschwere Lust!
Auf immer und ewig
Versinke dein Sehnen,
Als ob mich Unselgen
Dein Auge niemals gesehen:
Auf immer und ewig vergiß,
Alfvhit von Alfdal,
Wegwalt, den wehvollen Mann,
Odhin von Asgardh: —
Vergiß ihn, Alfvhit von Alfdal."

Schwer nur, tief atmend und ringend, zwang der Starke die Worte sich ab: er stöhnte: und als er zuletzt nochmal den geliebten Namen gesprochen, — da schlug er beide Hände vor die Stirne und stürzte, vom Weh bewältigt, vor dem Hochsitz nieder auf das Antlitz.

Lang, lang lag er so.

Plötzlich scholl von der Himmelsbrücke her laut schmetternder Schall; ein Hornruf war's. Der Liegende fuhr auf: er lehnte sich auf den Ellbogen und lauschte. Nochmal. Und nochmal!

Da sprang er auf: „Die Riesen! Sie kommen mir gerade recht."

Schon pochte es mächtig an die Thüre seiner Halle; eine dröhnende Stimme rief: „Auf, König von Asgardh! Auf! Führ' uns zum Kampfe! Die Feinde nahen."

„Es ist Thor. Er soll heute mit mir zufrieden sein! „Ich komme!" rief er hinaus und waffnete sich rasch.

Und alsbald trat er vor die Thüre seiner Halle, die breite Brust bedeckt von der goldgeschmückten Brünne, den gewölbten Schild an dem noch bitter schmerzenden Arm, den Speer in der Rechten, das Schwert im Wehrgurt und auf dem Haupte den Schreckenshelm mit den vorwärts gesträubten Schwingen des Adlers.

„Vorwärts!" gebot er mit ehernem Feldherrnruf den vor den Stufen sich scharenden Göttern, Walküren und Einheriar: „Thor mit den Asen in der Mitte, Tyr zur Linken mit den Einheriar, Freir mit den Wanen zur Rechten: aber im Rücken faß' ich sie selbst mit den Walküren. Vorwärts! Auf den Feind! Weh euch, Jötune, Odhin hat euch alle!"

Und ward da der größte Sieg erfochten über Riesenheim, dessen je die Götter gedachten.

Keines Bezwungenen schonte, wie er doch sonst pflegte, Odhin diesmal: „Odhins Zorntag" nannten die Asen den Tag. — —

Als er heimkehrte von der Verfolgung, mied er das lärmende Siegesfest in Walhall und schritt zu seiner einsamen Halle.

Da stand vor der Thüre Wara.

„Bruder," sagte sie mit weichem, zitterndem Ton, „mein großer Bruder! Ich ahnte alles. Der Zauberspruch! Ich flog hinunter: wie aus schwerer Betäubung, wie aus Fieberwahn erwacht, liegt sie, auf der Mutter Brust gebeugt. Ihre Rechte ruht — willig! — in *seiner* Hand. Sie hat vergessen."

Er nickte kurz: „Und übers Jahr wiegt sie an der Brust seinen Sohn. Und es ist ja gut so. Denn es ist Recht." Er wandte aber das Antlitz ab.

„Jedoch du — mein Bruder — willst nicht auch du . . .? Der Spruch, — er hilft auch dir. Du solltest . . ."

Sie vermochte nicht zu vollenden: denn er hatte ihr jetzt die Augen zugekehrt: — ein furchtbar, ein versteintes Angesicht, ein Angesicht, ein Antlitz ohne Wunsch und Hoffen: „Ich?" Nur das eine Wort sprach er: erschüttert senkte sie das Haupt.

Stumm ging er an ihr vorbei in die Halle; er schob von innen den Riegel vor.

Scheu, zögernd, seufzend schritt sie die Stufen hinab.

Und niemand hat Odhin seitdem lächeln sehn. — — —

Friggas Ja.

I.

In Norwegen war's, an einsamem Fjord. — Hoch im Gewölk hatte den ganzen langen Sommertag ein gewaltig Unwetter getobt: Blitz auf Blitz war herniedergefahren auf die Häupter der Steinriesen, der Felsberge; Meer und Fjord hatten, von widerstreitenden Stürmen aufgewühlt, sich weiß schäumend über ihre Ufer zu ergießen getrachtet; ja, die Erde hatte gebebt und aus ihren Schlünden war Feuer hervorgebrochen, die Siedelungen der Menschen bedrohend.

Aber gegen Abend hin ging der wilde Kampf in der Luft, auf dem Meer und Land und im Schose der Tiefen zu Ende: sieghaft durchbrach die Sonne die dicht geballten Wolken, die solang ihr getrotzt: über die Gipfel der Berge hin jagte, wie verfolgend, ein freudiger Wind die fliehenden Nebel; ein wunderschöner Regenbogen wölbte die kühn geschwungene Brücke von der Erde zu dem Himmel empor. —

Da kam von Osten über die Felshöhen her zu Thal geschritten ein Wanderer.

Nicht hastig, — bedachtsam ging er, aber stet, immerfort, ohne Unterbrechung, nie des rechten Trittes verfehlend. Er schien des Wanderns über Berg und Thal gar gut gewöhnt. — Als er im Herabsteigen die Ebene schon nahezu erreicht hatte, ließ er sich langsam nieder auf einen Felsen

an dem Hang des letzten Hügels. Der lag an dem Ost-
ufer eines breitflutenden Stromes, der sich, eine Wegrast
weiter nördlich, in den blauen Fjord ergoß.

Der Wanderer legte den Speer, der ihm als Bergstock
gedient, über die rechte Schulter, lehnte, von seinem weiten,
dunkelblauen Mantel umwallt, das mächtige Haupt, von
dem breitrandigen Schlapphut beschattet, rücklings an die
Felswand und blickte sinnend lange vor sich hin.

Kein Laut weit und breit, als zu seinen Füßen das
gurgelnde Rauschen und Ziehen des tief rinnenden Stromes
und hoch oberhalb seines Hauptes das schrille Kreischen
des Steinadlers, der in den Fels zu Horste strich.

Lange saß er so, schweigend; endlich sprach er, den
Blick auf den Regenbogen im Westen gerichtet, der nun
blässer ward und allmählich verschwand: „Schon sind sie
also hinaufgezogen, die Freunde, die Siegesgenossen.

Nun hebt da oben wieder an das alte Wesen: — ich
weiß es all' auswendig! Freund Thor trinkt wieder viel
mehr Sieges-Ael, als er — sogar er! — vertragen kann:
zuletzt merkt er es aber dann doch, daß Loki in scheinbar
schmeichelnden Worten sein spottet: er will zuschlagen, greift
aber den Hammer nicht mehr. Und die lockige lockende
Freia in ihrem roten Haar — das *sich* lockt und andre
locken will — ruht nicht mit heimlich heißen Blicken, mit
alles verheißendem Lächeln des üppigen Mundes, bis sie
richtig zu süßem Begehren berückt hat alles, was Mann
ist; — ausgenommen *mich*! Und Bragi, der biedere Sänger!
— Der singt — wieder einmal! — auf der unablässig
gequälten Harfe *mein* Lob! Will es singen! Was weiß
Bragi von Odhin? Wer begreift Odhin! Nicht einmal
Odhin! — Nur *sie* etwa . . . .! ja, *sie* gewiß!

Odhin könnte nur Odhin loben. Und der ist dafür
zu klug. Er kennt sich gerade gut genug, um sich *nicht*

zu loben, sondern scharf zu tadeln. — Aber freilich“ — er lächelte und strich mit der Linken über den wirren, leicht ergrauten Bart — „nur wann es kein Ohr hören kann, tadl' ich ihn.

Doch mich ekelt des Lobes der andern!

Mein Bestes ahnen sie sowenig wie mein Schlimmstes. Und mein Schlimmstes: — was ist das? Das alles zersetzende Grübeln, das sich die eigne Wildheit, die maßlose, schrankenlose Lebensgier, als gutes Recht der überbrausenden Kraft vortäuscht.

Aber ist's meine Schuld?

Wenn der Bergstrom schäumend, allverderbend, aus seinem Rinnsal bricht, — ist's seine Schuld oder des Felsens, der ihm den notwendigen Weg eigensinnig sperrt? Sie — sie allein ist schuldig an Odhins wildem Sehnen! Und an dieses Sehnens Thaten. Oh Frigga! Gestrenge, grausame Braut, wie bist du schön.“

Er erglühte bei dem Gedanken, leiser Schauer rieselte ihm durch die Adern.

„Jetzt, — in diesem Augenblick — schaut sie streng, hart, zürnend auf den leeren Hochsitz des Bräutigams mit jenen hellen wunderbaren Augen, die da leuchten, als sei der Morgenstern zweimal aufgegangen! Die feinen Nüstern ihrer feinen Nase zucken leicht, die hochgeschwungenen Brauen zieht sie — den andern unmerklich — zusammen und — ich sehe sie vor mir! — in den herrlichen, weißen, den edelgebildeten Nacken wirft sie mit unwilliger Bewegung die Wellen, die kurz gebrochenen, des lichtgoldigen Haares. „Wo wandert er wieder umher,“ — so denkt sie hinter der unleidlich ruhigen stolzen Stirn — „mein unsteter Verlobter? Warum weilt er nicht an meiner Seite? Bin ich ihm, ist ihm all' Asgardh nicht genug?“ — Und sie drückt die schmalen, die zierlichen, die scharf geschnittenen

Lippen zusammen; und sie schweigt und sinnt, die Undurchschaubare, während um sie her alles lacht und schwatzt.

Wunderbares Frauenherz! Sie liebt mich nicht! — Sie kann gar nicht lieben, glaub' ich! — Und doch, mein' ich, ist sie nicht ganz ohne Eifersucht.

Birgt das leise, leise Hoffnung? Eifersucht — blindeste Blinde und sehendste Seherin! — Sie hat Recht, eifersüchtig zu sein! Nicht auf ein einzeln Weib. Aber auf dies mein unausgefülltes Sehnen.

Und weshalb ist es unausgefüllt?

Sie nur, nur Frigga kann mich ausfüllen und sie: — sie will es nicht! Sollen mich vielleicht diese Siegesfeste ausfüllen? Immer eines wie das andere? Langweilig sind sie! In Asgardh müßig thronend sitzen? Ja, später vielleicht, wann ich mir endlich die Spröde gewonnen, mag's mir genügen da oben. Aber noch nicht! Mit dieser feurig rinnenden Glut in den Adern? Noch lange nicht!

Was ich bei den Nornen erkundet — es wird ja, muß ja geschehen: — aber erst dereinst! Sie zeigten mir im Spiegel eines Quells einen Odhin mit nur Einem Auge, einen alten, fast greisenhaften Mann. Und sie raunten allerlei Dunkles — ich wollte gar noch nicht alles verstehen! — von künftig drohendem Unheil. Mag sein! Mag kommen! Noch aber schau ich, gierig nach Schönem, mit zwei Augen feurig in die Welt, noch lüstet mich gar nicht, Eines zu verpfänden für traurige Weisheit! Noch kost mir die warme, weiche, die buhlerische Luft des Sommerabends um braunes Gelock. Noch sind die grauen Haare im Barte zu zählen: und noch nicht zu zählen die wilden Heißwünsche des tobenden Blutes.

Im Alter, Odhin, magst du dann weise werden und tugendlich. Oder auch morgen schon, ja heute noch: — aber nur in Friggas weißen Armen. Oh nie, nie will

ich — nicht Eine Nacht! — von ihrem Lager schweifen, teil' ich es erst. Jetzt aber — beim Göttermahle neben ihr sitzen — all' diese berauschende Schöne schauen, die mir gehört — nach der Götter Beschluß! — und nicht an eine Welle ihres Blondhaars rühren dürfen? — Das trag ein andrer, Odhin trägt es nicht! —

Und heute gar! —

Wenn jemals einen Sieg der Asen ich allein erfocht, entschied — so war es heute.

Sie hatten diesmal gekämpft, wie fast noch nie, bärenhaft tapfer, die wackern Dummköpfe, die ehrenwerten Riesen. Und in unsinnig großer Überzahl hatten sie sich geschart: denn bei ihnen muß stets die Menge — das Dicke! — den Geist ersetzen: Steinriesen, soweit meine wolkenüberfliegenden Raben blicken konnten, Sturmriesen, und hinter dem Midhgardh-Wurm — hei, bedrängte das glatt-flinke Scheusal den schweratmenden Thor! — aller Wasserriesen rauschendes, wogendes Heer. Und aus dem Urgrund der Erde, der alten Riesenmutter Schoße, die zuckenden Feuerschlangen!

Vergebens wollten Tyr und Freyr und der wutbrüllende Thor die Übermacht sprengen in offnem Ansturm. Ich sah's voraus, bald waren sie erdrückt: bald war die Schlacht verloren. Da winkte ich sie mir zur Seite, die meine Lieblinge sind in Asgardhs leuchtendem Heerbann: meiner Schildjungfrauen hochbusige Schar!"

Freude und Stolz flogen über die ernsten Züge des Wanderers und verschönten sie; rascher sprach er und das graue Auge blitzte:

„Alles wagen sie, die herrlichen Mädchen, für ein Wort des Lobes aus meinem Munde, für ein freundlich Streichen über ihr fliegend Gelock! Zur Seite winkt' ich mir die speerkühnen Walküren und vom Schlachtfeld jagten

wir ab, zur Seite hin, wie in zagender Flucht. Mordgierig setzten sie mir, lustgierig meinen schönen Jungfrauen nach, viele hundert der grimmen Tölpel. Doch, sowie er sich also geteilt hatte, der ungeheure Schlachthaufe — hui! fuhren wir, wie Wirbelwind, um uns selber uns kreiselnd und wendend, in die klaffende Lücke und faßten im Rücken die Bedränger Thors und mit dem Schreckensschrei: „Odhin, Odhin über euch!“ sprengten wir sie jauchzend auseinander.

Wohl wehrten sie sich grimmig, sie, mit denen ich am liebsten kämpfe, der raschen Feuerriesen lodernde Schar. Und Brandr, ihr König, hat schöne Kraft im Arm und schöne Wut in der Seele. Hatte!“ lachte er vor sich hin. „Nicht gar sänftlich that es, als er mir mit aller Macht den glühenden Hekla-Fels auf den linken Arm warf — gerad' oberhalb des Schildrands! Da, hier — es brennt noch immer ein wenig,“ er rieb langsam die Stelle mit der Rechten und lachte in seltsamer Wollust über seinen bittern Schmerz. „Aber wie nun auch ich in Kampfzorn geriet, — denn die Wunde verdroß mich! — und ihn von dem flammen-mähnigen Gaule herabstach — den Speer im Bauche hinein und im Nacken heraus — und wie sie da entsetzt, prasselnd, auseinanderstoben, seine tapfersten Gefolgen: — hei, Odhin, alter Freund, das war schön. Da mocht ich dich — fast — ein klein wenig leiden! — Und Dank dir, Brunhild! Die Feurigste warfst du mir wieder. Dafür sollst du morgen aus Odhins Becher trinken.

Aber heute nicht Bragis Lob! Nicht jetzt, da der Stolz auf den klug ersonnenen, hart erstrittenen Sieg mir die strotzenden Adern schwellt, die mächtig atmende Brust weitet, da ich einmal wieder — nicht oft wahrlich wird mir's! — bade in der Freude an dem eignen Selbst.

Ah, welch lechzende Gier nach Glück, nach Schönheit, nach Berauschung in Schönheit lodert in mir! Oh Frigga

— heute — jetzt! in deine Arme! Aber träte ich nun vor sie, was allein böte sie mir? Ihre Stirne zum Kuß!

Sie muß es ja wissen, wie die Versagung mich entflammt. Seit dem ersten, dem Brautkuß auf ihren süßen, herrlichen Mund — ah, noch fühl' ich ihn wonneschauernd nach im tiefsten Mark! — hat sie geschworen, erst an dem Tage, den sie, sie wählt, mir ihre Lippen wieder zu gewähren. Und erst, wann sie ihn bestimmt, tagt mir auch der Tag der Vermählung. Und immer noch, immer noch zögert sie ihn hinaus! Ist's eisige Kälte? — Sie kann nicht lieben! — Ist's berechnende Klugheit? — Dann, kühle, strenge, kluge Göttin, bist du vor lauter Klugheit thöricht! Es währt zu lange, schöne Frigga, zu lange für diesen Bräutigam. Damit fesselst du ihn nicht da oben in Asgardh!

Nein! Wandern, wandern, immer Neues schauen, umherstreifen unter Riesen und Elben und Menschen, Starke überwinden, Schlaue überlisten, Schöne gewinnen! —

Wie die Kraft, wie der Drang nach Wonne die Brust mir weitet, die Arme mir schwellt.

Oh Frigga, Frigga, was säumst du! Wie? Soll ich jetzt — mit diesen lohenden Flammen in Seele und Leib — in Fensal, deinem kühlen Hause, neben dir sitzen, neben deinem goldnen Stuhl, von deinen sieben strengen Spindel-Jungfrauen unablässig überwacht, während du, ohne je das Auge auf mich leuchten zu lassen, unablässig unter den langen Wimpern hervor auf die einfältige Spindel schaust, die du auf dem Estrich tanzen läßt? All' deine Schöne soll ich nur schauen, wie jeder Mann darf: — nur mit den Augen, den durstigen, einschlürfen deinen berückenden Reiz und immer heißer, immer wilder entbrennen? Nein! Die Qual ertrag ich nicht! Lieber dich

gar nicht mehr schauen, bis endlich einmal das steinerne Herz dir erweicht!

Und einstweilen vergehen die blauen Tage, vergehen die sehnsuchtatmenden Nächte! Schon verblühten die Veilchen auch dieses Jahres! Bald verblühen auch die Liebeslust duftenden Linden: — ach und noch immer nicht mein! — —

Dich schauen und dich entbehren? — Nein!

Deshalb gab ich gleich nach dem Siege den Schildmädchen mein leuchtend Gewaffen, es mit hinaufzunehmen nach Walhall. Und in Mantel und Hut, wie von jeher mir lieb, zog ich allein aus, Gefahr oder Freude zu suchen.

Schwerlich finde ich — heute noch — Gefahr oder Freude.

Kluge Elben und zierliche Elbinnen, die sonst gern ich besuche, halten sich furchtsam verkrochen bei dem Getöse der Schlacht. Und Menschen? Leer liegt und öde das Land, wo Götter kämpfen und Riesen, an den letzten Markungen menschlicher Siedelung. Aber schau — dort — jenseit des breiten Stromes: da steigt unter alten Eschen ein feines Wölklein weißlichen Rauches auf.

Ein Jäger, der den erlegten Berghirsch brät?

Ein Fischer, der den gespeerten Stromlachs siedet?

Oder etwa doch ein weltverloren Gehöft, in dem auf dem Herde die karge Abendkost bereitet wird? Wer immer der Wirt sei: — einen Gast soll noch heut' er begrüßen."

In wenigen Schritten hatte er das Ostufer des fast meerbusenbreiten Stromes erreicht: er fand nicht Furt, nicht Fähre: da spreitete er mit beiden Armen nach rechts und nach links den dunkeln Mantel aus, zwei mächtigen Adlerflügeln vergleichbar, und leise raunte er in den im Abendwind wehenden Bart:

„Hügel nicht hemmet,
Felsen nicht festhält,
Berg nicht bannet,
Noch wallendes Wasser,
Nicht wogende Welle,
Noch mächtige Meerflut
Nicht fließender Fluß
Des wegfährtigen Wanderers Willen:
Meinen Mantel und mich!“

Da stand er drüben auf dem Westufer! —

Und nun rauschte er durch das Schilf, durch das Ufergebüsch dahin, — eine kleine Höhe hinan. Die war mit stachligem Buschgestrüpp bestanden: jedoch scheu, wie ehrerbietig, bog sich von selbst jeder Dorn zur Seite, den flatternden Mantel nicht zu zerreißen.

Auf der Krone der Uferhalde angelangt, sah er unter ein paar Eschen versteckt eine niedrige Hütte: aus deren Moosdach war das weiße Rauchwölklein von dem Herdfeuer aufgestiegen.

II.

Ein armes Hüttlein war's, gar schlicht: aber sorglich und säuberlich gepflegt, nirgend verwahrlost; die Bank von weißem Ahornholz, die zu beiden Seiten der Hausthür auf der Stirnseite des Baues sich hinzog, war tadellos blank gescheuert; in dem schmalen Wiesenfleck vor der Fensterluke standen ein paar blühende Waldblumen eingepflanzt: schöner rotbrauner Agelei und zierlich nickende Blauglocken.

So leis' auch nur der Tritt des Wanderers auf den weißen, reinlich mit Kies bestreuten Hausweg, der auf die

Thüre zuführte, gedrückt hatte, — er war doch vernommen worden da drinnen.

Mit einem leichten Sprung erschien auf der Schwelle der halbgeöffneten Holzthür eine schlanke, fast kindliche Gestalt.

Ein sehr junges Mädchen war es, in weißem Wollhemd, das ein Ledergürtel über den fast allzuschmalen Hüften zusammenhielt; die kleinen Füße waren nackt; ein fahles Rehfell — so schien es — bedeckte das Wollhemd bis an den Gürtel. Aber man sah nicht viel von aller Gewandung. Denn eine ganze Flut von gelöstem Haar bedeckte in frei flutenden tiefbraunen Langwellen wie den Rücken und die Schultern, so die junge Brust.

Die zierliche Gestalt gemahnte an das Rehlein, dessen Fell sie trug: auch das scheue und doch neugierige Äugen, mit welchem das zarte, zage Ding nach dem nahenden Geräusch ausspähte: sie beugte erwartungsvoll den Oberkörper vor, mit der offnen Fläche der linken Hand an den Thürpfosten gelehnt, das schmale braune Köpflein, auslugend, vorgestreckt.

Wie von Zauber gebannt blieb er stehen, der vielgewanderte Wandrer, und starrte mit weitgeöffneten Augen auf das Bild, das sich ihm bot.

Das Mädchen aber zog die in streng regelmäßigem Halbkreis gewölbten dunkelbraunen Brauen ein wenig zusammen: Enttäuschung, Verdruß schien die etwas niedrige Stirne zu umwölken und ein hoffendes Lächeln, das um die vollen Lippen gespielt hatte, verflog, als sie nun mit kindlich heller Stimme begann:

„Von wannen auch du wallest
Und welcherlei Wege: —
Willkommen, Wandrer, der Wirtin!
Sei ein guter Gast,

Wie ich Gutes dir gönne:
Heilig ist mir dein Haupt, —
Heilig sei dir mein Herd:
Unsern Schirmer und Schützer scheue:
Denn all dies Erbe ist Odhin zu eigen."

Sie hob nun, einen Schritt vortretend, die offne Fläche der rechten Hand, wie warnend, wie abwehrend, gegen den Ankömmling. Und, wie beschwichtend, erwiderte dieser nachdruckschwer: „Ich gelobe, nur zu thun, was Odhin gefällt."

Und er schritt jetzt näher heran, den Blick nicht lösend von der zarten Gestalt. „Sie schauen — welche Lust! — Welch weicher, sanfter Reiz! — Schon das ist Glück." —

Sie wich über ihre Schwelle in das Haus — rückwärts tretend: sie konnte nicht den Blick von dem gewaltigen Antlitz trennen: — unverwandt schaute sie auf ihn. Er folgte, rasch andringend. „Du bist allein?" forschte er. „Er ist beim Opfer." — „Wer? Dein Vater?" — „Aswin." — „Wer ist Aswin?" — „Ei, mein Mann."

Da stieß der Gast den Speerschaft auf die Schwelle: — das Haus erdröhnte, zitterte und bebte in seinen Grundfesten. „Du — bist — Eheweib?"

Die junge Frau war heftig erschrocken: wortlos wies sie mit ausgestrecktem Zeigefinger in die Ecke neben dem Herde. Da lag auf hoch gehäuften Fellen von allerlei Jagdtieren ein Säugling. Das Kind war erwacht von dem schütternden Aufstoßen des Speeres: es ward unruhig: die Mutter nahm es auf: gleich lächelte es.

Der Gast furchte die mächtige Stirn: er zuckte die Achseln: „Du siehst nicht aus wie ein Eheweib! — Weshalb — ich sah sogleich auf deinen Ehe-Finger — weshalb gehst du unberingt?" Die junge Frau löste aus den auf und zu greifenden Fingerlein des Kindes einen höchst einfachen

Erzring. „Wir sind arme Leute. Es ist ihr einzig Spielzeug. Setze dich auf die Herdbank, guter Gast."

Der wollte willfahren: da fiel sein Blick auf die Runen, die auf die breite und hohe Eichenlehne der rauchgebräunten, den Herd umziehenden Bank eingeritzt waren: rasch trat er einen Schritt zurück. „Nun?" staunte die Frau, „verscheucht dich der fromme Spruch? Er ist so schön:

„Unseres Ehehauses
Frieden befreundet Frigg:
Unsichtbar sitzet sie hier."

„Dumpf ist es hier, an dem Herde," grollte der Wanderer. „Komm wieder hinaus mit mir — ins Freie — in den wohligen Wind — dort weiß ich mich wohler und — — freier."

III.

Verdüstert schritt er hinaus; draußen warf er sich auf die Ahornbank rechts von der Thüre.

Die junge Frau folgte, das Kind auf dem Arme; sie ließ sich nieder auf den beiden Holzstufen, die von dem Hauswege her zu der Thüre hinan führten; sie sah ruhig vor sich hin, das Kind schaukelnd und leise dazu singend, ganz leise. —

„Also Aswin heißt er .... dein ... Mann?" „Aswin. Weißt du, das bedeutet: „der Asen Freund". Von Geschlecht zu Geschlecht haben seine Ahnen fromm den Göttern gedient. Und mein Mann ehrt vor allen Göttern Odhin."

„Ja," sprach der Gast und strich langsam einmal über den wirren Bart, „ich erinnere mich." — „Du? — —

Wie das? — Ja, Odhin! — Ich wünschte mir schon lange, den — von allen Göttern nur den — einmal von Angesicht zu sehen." — „Wünsch' es dir nicht! — Nicht jedem und nicht jeder ward es und wird es zum Heile." — „Aswin versäumt kein Opfer für den Hohen. Erst gestern wieder ging er zum Opferstein, unser einzig Fohlen dem Gotte darzubringen." — „Wann kommt er zurück?" — „Morgen früh; er will die ganze Nacht durch gehen." — „Welches Weges?" — „Dort" — sie deutete mit zwei Fingern der rechten Hand gen Mittag — „dort her — über das Steil-Joch."

Unmerklich, leise, zuckte der Wanderer den Speerschaft vom Boden auf.

„Er opfert um Sieg. Denn nach wenigen Nächten zieht er mit aus im Heerbann unsres frommen Königs wider den bösen Jarl, der die Götter verachtet." — „Der Bauer kämpft für mich," sprach der Gast und nachdenksamer Ernst legte sich ihm über die bewegten Mienen. — „Ich bat ihn, auch für sein Leben zu opfern, nicht nur um des Königs Sieg." Er sagte: „Nein! Das Fohlen ist nicht gar viel wert. Für zwei Bitten kann ich es dem Wunschgott nicht anrechnen; so opfre ich nur um Sieg."

Der Hörende strich geruhig mit der linken Hand über die stolzen dunkeln Brauen; aber dann verscheuchte er mit hastiger Bewegung des Hauptes die widerstreitenden Gedanken, wandte sich voll der Wirtin zu, beugte sich auf die junge Gestalt herab und musterte sie mit kundigen Blicken.

Sie merkte es nicht: denn sie war mit dem Kinde beschäftigt und, — so schien es — mit ihrer Gewandung. Er hatte einstweilen das kleine, schmale Köpflein, die unschuldigen, im Ausdruck so kindlichen Züge, die zartknochigen

Schultern betrachtet; sein Auge traf jetzt zufällig den jugendlichen Busen, der, vom dichten Haargewog und von dem Rehfell verhüllt, kaum zu erraten war. Da sprach die junge Mutter: „Dich dürstet, Kleine? Nun so trink!“ Und ohne irgendwelche Scheu, ohne Besinnen, warf sie die langen, dunkelbraunen Wellen des Haares von der Brust nach rückwärts über die linke Schulter, nestelte die Haken und Ösen des Rehfelles auf, öffnete den Schlitz des darunter liegenden weißen Wollhemdes, daß die linke Brust voll sichtbar ward, und legte das Kind daran, das sofort eifrig sog.

Da wendete blitzschnell der Gast das Auge, das Haupt ganz ab von ihr. — Er errötete, wie, auf schuldhafter That betroffen, ein Knabe. Er sprang auf von der Bank und ging mit hastigen Schritten, der Thüre den Rücken zukehrend, auf und nieder; keinen Blick warf er auf die junge Mutter.

„Ist's nun genug?“ koste diese — nach geraumer Weile — das Kind. „So segne dir's die Allnährerin, die große Mutter Odhins.“ — „Ja, Mutter,“ flüsterte der Wanderer, „segn' es reichlich dem Kinde.“ Da lächelte das sehr behaglich, und griff mit den weichen Fingerlein vergnügt in das herabgebeugte Gesicht der Mutter. Der Gast bemerkte, daß sie das Gewand wieder zugehakt hatte. „Wie heißest du?“ fragte er nun, das Auge auf sie richtend. — „Bidhja.“ — „Die Bitte! — Ein holder Frauenname! — Und das Kind?“ — „Es hat noch keinen Namen. Wir wählten solang! — Wir stritten — aber nur im Scherze, lieber Gast! — soviel darum: es war unser erster Streit!“ und sie lächelte still vor sich hin. — „Vielleicht geb' ich dem Kind dereinst den Namen.“ — Er blieb hart vor ihr stehn. „Und nach meinem Namen frägst du nicht?“ — Sie hob verwehrend den Zeigefinger der Rechten.

„Er hat's verboten." — „Wer? — Dein Mann?" — „Nein doch: — Odhin. Er, selbst oft ein Wandrer, ist der Wegfärtigen Schirmherr. Wirtlichkeit gebeut er den Menschen, die ihn ehren. Wirtlichkeit verwehrt auch, den Gast nach Namen und Sippe zu fragen. Es ward mir schwer — recht schwer —!" Sie sah ihn, emporblickend, verwundert, scheu, aber doch mit ganz unverhohlener Neugier an, die großen, runden, dunkeln Augen schwammen in einem Weiß, das zart bläulich angehaucht war. — „Arg schwer! Denn, . . . seit ich zuerst dich ersah, konnt' ich nicht aufhören, über dich zu staunen. Sieh, wir leben hier ganz einsam. Der nächste Hof, der meiner Eltern, liegt sieben Rasten weit gen Niedergang, der zweitnächste, meines Schwagers, zwölf Rasten weit gen Mitternacht. Ich war noch nie auf einem Opferfest, wo viele Leute zu sehen sein sollen. Ich habe, so alt ich bin — nun volle siebzehn Winter! — keine Menschen gesehen, als die Eltern, die Schwester, den Schwager, Aswin, — den Guten! — zwei sturmverschlagene Fischer und einen felsverstiegenen Jäger. So mußt du mir nicht zürnen, wenn ich über dich staune. — Sehr! — Aber dich fragen? Nie." — „Unrast heiß' ich." — „Oh welch trauriger Name! — Wer dir Rast geben könnte!" — „Du könntest es . ." das war — wider seinen Willen — ungestüm aus ihm hervorgebrochen.

„Ich?" lächelte sie. „Wie könnte ich . . .! Doch ja! Du ruhst und rastest auch hier nicht, unsteter Gast! Bald setzt du dich, bald springst du auf und schreitest hastig umher. Weißt du, was dir fehlt? Eine Arbeit fehlt dir! Nun warte! Da!" Sie reichte ihm den Säugling hin.

Unwillkürlich gehorchend nahm er willig das Kind auf die beiden mächtigen Arme.

„Halte die Kleine einstweilen, bis ich das Feuer auf dem Herd frisch entfacht habe: warme Abendspeise soll

dich erfreuen: köstlicher Hirsebrei! — Die Kleine weint nur, wann sie in der Ecke liegen soll: — auf deinem Arm wird sie — du wirst es sehn! — ganz freundlich mit dir sein. Leg sie nur — beileibe! — nicht nieder, bis ich sie dir wieder abnehme.“ Schon war sie im Hause verschwunden.

IV.

Da stand er nun, der gewaltige Gott, der Gott des Geistes und aller stolzen Gedanken: recht hilflos stand er da.

Der lange Speer lehnte ihm an der Schulter; das Kindlein beschäftigte vollauf seine beiden Hände und Arme, seine Augen und seine Gedanken. Höchst ungeschickt hielt er's: er fürchtete stets, dem kleinen, so weich anzufühlenden Geschöpf wehe zu thun: hielt er es herzhaft, es zu zerdrücken, hielt er es locker, es fallen zu lassen. Er hätte viel lieber einen schnappenden jungen Drachen getragen! Und während er mit seinen Gedanken der jungen Mutter folgen wollte, mußte er nun ihr ungebärdig Kind behüten! Er konnte gar nicht jenen Gedanken nachhängen: — er mußte stets acht haben, daß ihm das dünne Bündel nicht entschlüpfe, entgleite, entrutsche.

Nach einer kleinen Weile siegte jedoch in ihm über den Unmut der Sinn für das unwiderstehlich Erheiternde an seiner Lage. Denn dem Gotte des Geistes gebrach es nicht an dem Sinn für den das Lächeln erzwingenden Reiz des Selbstwiderspruchs in den Dingen und in dem Gebahren der Lebenden: und bereitwilliger noch und mit

innigerem Genusse lachte der Überlegene — der auch sich selbst Überlegene! — der eignen als anderer Verkehrtheit.

Ein gutmütig Lächeln spielte daher nun um den bärtigen Mund: „Oh Frigg, strenge Braut! Sähest du jetzt deinen Verlobten! Wie er sich einübt — für deine Bedienung. Ei, winzig Wichtlein, so halt' doch still! Was willst du denn eigentlich?"

Er fand es endlich aus: das mit den Ärmchen zappelnde, mit den Beinchen stoßende und strampfende Kind wollte nicht wagrecht liegen, aufrecht wollte es sitzen. Sowie er es auf seinem Arm emporgerichtet, lächelte es ihn freundlich an aus den sanften, großen, schwimmenden, dunkeln Augen der Mutter, griff mit beiden Händchen in den wirren Bart und, die winzigen rosigen Fingerlein nach der Möglichkeit zuerst auseinanderspreizend und dann einbiegend, zauste es ihn recht herzhaft.

„Du! Das lass', kleine Brut! — Bin's nicht gewöhnt! — Das thut weh! Mehr weh als die Armwunde." Er hielt die Kleine nun, vorsichtig, fern ab von seinem Gesicht. Minder erfreut sah sie umher. Da entdeckte sie am vierten Finger seiner rechten Hand einen glänzenden Goldring. Eifrig griff sie danach mit allen zehn Fingern und suchte den abzustreifen. Da das nicht gelang, ward sie ungeduldig: sie verzog das Gesicht zum Weinen. „Ei! Auch noch schreien?" rief der unfreiwillige Pfleger. Er fürchtete sich: alsdann mußte es ja noch viel unbehaglicher werden! So beeilte er sich, der Laune des Pfleglings zu willfahren; er streifte selbst den Ring ab und legte ihn der Kleinen in das Händchen: „aber nur zum Spiele geliehen, du Zappelding, nicht geschenkt; sonst verlör er auf immer die Kraft," flüsterte er.

Das Kind lachte, nickte lebhaft auf das glänzende Spielzeug herab und sah dazwischendurch den Geber an

mit erfreuten, dankenden Äugelein. „Der Liebesring!“ sprach der, ganz betroffen. „Drück' ich daran und wünsche — so ist sie . . .! Und das Kind — ihr Kind — spielt damit! — Da! Da liegt der Zauber am Boden!“

Vorsichtig, behutsam bückte er sich. —

Denn höchst unbequem und ungefüg ward ihm nun die Stellung: — das wieder unruhig strampfende Kind auf dem linken Arm, den langen Speer zwischen dem langen Mantel und den beiden Beinen! — So hockte er denn in steif geradliniger Bewegung nieder, den glatten Reif wieder aufzuheben, der auf der festgestampften Lehmschicht vor der Thüre mutwillig, wie ein belebtes Wesen, elfisch, kreiselnd, umherrollte und sich nicht wieder greifen lassen wollte. Endlich — er war rot im Gesicht geworden — hatte er den tückischen Ring erhascht! Es war eine sehr harmlos aussehende, schlichte Zier, dies schicksalreiche Geschmeide: eine schmale goldne Schlange stellte es dar, dreifach geringelt: der Kopf des Schlängeleins, wachsam nach außen gereckt, blinzelte aus zwei klugen Augen; aus dem kaum geöffneten Munde ragte, nur gerade merkbar, das spitze Zünglein; unter den Schuppen der Windungen aber waren versteckt ein paar Runen angebracht. —

„Es ist doch besser,“ sprach er, das Kleinod in die Gürteltasche schiebend, „ich steck' ihn weg. Trag' ich ihn am Finger, will ihn die begehrliche kleine Elbin wieder haben. Und ich selbst — die Versuchung! . . Nein! . . Geschieht's, — durch Zauberzwang soll's nicht geschehn.“ — „Komm', Unrast, tritt herein zu mir!“ rief von dem Herde heraus die kindliche Stimme. „Alles ist für dich bereit. Ich wart' auf dich, Unrast. Komm' doch!“ — „Sie weiß nicht, was sie redet, was sie ruft,“ sprach er und sprang samt dem Kind und dem Speer über beide Stufen und über die Schwelle. Sie nahm ihm nun die

Kleine ab. „Sie ist so gut haben, nicht? So freundlich! . . . Nicht auf die Herdbank? Auf den Schemel? Nun, wie du willst. — Dort, auf dem Herdrand, steht der Napf. Hier, nimm den Holzlöffel. — Halt! Doch nicht so gierig!“

Der Gott, der nur Wein, niemals Speise zu sich nimmt, hatte so rasch als möglich den Schein des Essens abspielen wollen: allein die junge Hausfrau litt das nicht. „Gemach! Der Brei ist ja noch heiß! Du wirst dir die stolzen, die spöttischen Lippen verbrennen! — Ungeschickter! Ungestümer! Ungeduldiger! — Ja, wahrlich „Unrast“ heißest du mit Fug! Ich sehe schon — du hast all deine Lebtage nicht recht gelernt, wie man heißen Brei ißt.“ — „Nein, leider nicht!“ sagte der Gescholtene, ganz kleinlaut. — „Komm', ich werd' es dich lehren.“ — Sie setzte sich auf die Herdbank dicht vor ihn. — „Wart', ich will ihn dir schon kühlen.“ Sie blies die Backen auf — gar ernsthaft blickend, mit weit geöffneten Augen, — und hauchte mit aller Macht auf den Inhalt des nur halb gefüllten flachen Holzlöffels: — es ließ ihr gar drollig! — Er mußte wieder — unfreiwillig — lächeln. — Nun schob sie den ersten Löffel voll an seinen bärtigen Mund: gehorsam that er ihn auf und schluckte mit Würgen und Widerstreben das weiche Zeug hinunter.

„Ein so großes Kind hab' ich noch nie gefüttert,“ lachte sie hell auf. — Aber schau —: die Kleine ist mir — auf dem Arm! — eingeschlafen. Ich lege sie zu Bett.“

Sie stand auf und ging mit dem schlummernden Kind in den zweiten — und letzten — Raum, den die Hütte außer der Herdhalle noch enthielt: die Schlafstätte; sie war nur durch einen die Öffnung der Seitenthür füllenden Vorhang aus starkem grauem Segeltuch abgetrennt. Unter dem Vorhange selbst machte sie zögernd Halt: einen raschen

Blick warf sie noch auf den Gast zurück: nun war sie verschwunden hinter den zusammenfallenden Falten.

V.

Sowie sie geschieden, sprang der Wanderer auf, so ungestüm — er stieß den Napf um auf dem Herde. Er schritt in der engen Halle auf und nieder — mit sieben seiner Schritte war sie durchmessen. „Welch Geschöpf, dies junge Reh! Mutter ist sie — und selbst noch Kind! Nicht nur das Blut, die Seele bewegt sie. — — Freilich: sie ist auch rührend in ihrer Unschuld — rührend . . bis zum Erbarmen! — Ein Druck an den Ring — ein Wort des Wunsches und — Nein! — Ich will nicht! — Aber ein Wurf meines Speeres — und sie ist Witwe! Dann — keines Zaubers wird es brauchen. — Und dieser Speerwurf? — Unrecht? — Ja, Odhin, ja, jawohl, Unrecht! Frevel! — Wohlan denn! Soll ein Mann, ein Gott, nicht auch einmal freveln dürfen? Dieser holde Reiz: — er ist mein Lohn für den heutigen Sieg. Warum mir diesen Lohn nicht gönnen? Hei, das heiße Riesenblut, das alt vererbte, braust auf in meinen Adern: es gärt, es glüht! Warum soll gerade ich immer der Weise, der Gerechte, der Tugendliche sein? Das ist sehr wenig — lohnsam! Jeder andere Mann: Gott oder Riese, Elbe oder Menschenmann — der diesen lechzenden Durst verspürte und ihn löschen könnte, — so leicht, so sicher, so unhemmbar gewiß wie ich! — der löschte ihn. Warum soll ich allein nicht . . .?"

„Weil wir dich, Odhin,
Ehren vor allen . . ."

„Horch! Sie betet!“

„Darum flücht' ich zu dir
Und fleh' dich an.“

Er schlich — ganz unhörbar konnte er auftreten — an den Vorhang und spähte durch die Falten. Sie lag auf beiden Knieen, die Linke auf des schlummernden Kindes Brust gespreitet, die Rechte hoch ausgestreckt zum Gebet.

„Es welkte die Welt,
Es risse das Recht,
Es sänke die Sitte,
Die Zucht verzehrte
Gehrende Gier
Und frecher Frevel den Frieden, —
Waltest du nicht,
Weiser Wächter,
Odhin von Asgardh!

Schütze den Schlummer,
Schirme den Schlaf
Dem kleinen Kinde.
Schirme mich selbst
Und auf wilden Wegen
Den guten Gatten
Vor steilem Sturz
Und vor spitzem Speer.
So bete ich bittend
Nacht um Nacht.

Heut aber höre
Besondere Bitte:
Gieb auch dem Gast,
Dem armen Unrast,
Rast und Ruhe
Und Freude des Friedens.

Niemals noch nahte mir
Gleiche Gestalt,

Gleiche Gewalt
Blitzenden Blicks,
Ahnenden, allergrübelnden Auges

Des Mächtigen muß ich,
Ob ich auf andres
Suche zu sinnen,
Dennoch dauernd gedenken.

Gewiß ist er *gut*:
Guten nur gebt ihr,
Gütige Götter,
Gleiche Gewalt.

So gewährt ihm die Wünsche,
Und des Herzens Hoffen,
Das hastend ihn hetzt,
Ihn unruhig umtreibt,
Den armen Unrast.
Höret ihn, helft ihm,
All ihr Asen
Oben in Asgardh,
Aber vor allen du, Odhin,
Der Wünsche Gewährer."

Da zog ein böses Lächeln um seinen übermütigen Mund: „Der Anfang des Gebetes schreckte zurück. — Aber nun? Nun will sie's ja selber! Sie *bittet* darum! Wohl denn; — Odhin soll — ihrer Bitte gemäß — Unrast's Wünsche gewähren."

VI.

Alsbald trat Bidhja heraus, sie suchte den Gast. Der saß wieder vor der Thür auf der Bank, den Speer zwischen den Füßen und an die Schulter gelegt, das Haupt in dem weichen Hut an die Holzwand des Hauses gelehnt; sinnend sah er in die immer noch helle Abendluft hinaus. — Sie ließ sich neben ihm nieder. „An was dachtest du?" forschte sie. — „An dich." — Sie lachte. „Was wäre über mich zu denken!" — „Mancherlei. — Du hausest hier einsam, unbefreundet, wann dein Hauswirt fern. Du bedarfst eines Freundes, eines Schützers. Ich will dein Schützer sein." — „Du? . . . Aber du wohnst doch . . .?" — „Ganz wo anders. Doch weiß ich mancherlei Zauber zu üben . . ." Erschrocken sah sie zu ihm empor, mit Grauen: allein es mischte sich ein leises Wohlgefallen in dies Grauen, als sie, kopfnickend, sprach: „Ich glaube das wohl von dir! — Nur guten Zauber doch!" — „Das wird von dir abhängen." — „Von mir?" staunte sie. — „Ich gebe Bidhja drei Bitten frei —: was auch du begehrst, es soll geschehen."

Da patschte das junge Weib die kleinen Hände zusammen und lachte hellauf: „Höre, das glaub' ich dir nicht! Zum Zaubern gehören Stab und Runen und Kessel und Sud. Aber nur so wünschen? Ei, ich versuch's! Gleich! Mir thut's lange schon leid, daß ich — das Ael ist uns ausgegangen — dir keinen Trunk bieten konnte. So wünsch ich denn: mein großer Zuber in der Gerätkammer soll vor dir stehen, gefüllt mit bestem Ael."

Da fuhr sie zusammen, die Kleine: noch weiter öffneten sich die großen, runden Augen: ihr alter zweihenkeliger bauchiger Holzzuber, vielfach geflickt, stand vor dem Gast:

und gelbweißer Aelschaum floß an beiden Seiten daran herab. Der Wanderer wollte zürnen: allein, wie er das verdutzte und doch erfreute Gesicht der Wirtin sah, da zog ihm, halb wider Willen, ein Lächeln über den Mund: „Kleingläubige! Eine Bitte schon verscherzt!“ Er stieß mit dem Fuße den Zuber um, das Ael floß auf die Erde. — „Was thust du? So trinke doch!“ — „Ich trinke nur Wein.“ — „Was ist das? — — Aber gleichviel! Nun ich sehe, es ist richtig mit dem Wunschzauber, — nun will ich auch gleich das allerheißest Ersehnte wünschen. Meiner Schwester Kind, etwa so alt wie meines, prangt im schönsten, rotgesäumten, weißen Wolltuch. Oft sah ich's mit Neid. Wir sind zu arm, dergleichen zu ertauschen. Solch Wolltuch, zweimal solang, wie die Nichte hat, soll mir stracks auf den Knieen hier liegen.“

Und da lag es.

Hastig sprang der Gast auf und hielt ihr den vor Staunen geöffneten Mund zu.

„Kindisch Geschöpf! Schweig!“ grollte er. „Und das,“ raunte er mit sich selbst, „das sollte mir Ersatz sein für Frigg, für das hohe Weib, das kluge, mit den himmelsklaren, ernsten Augen, mit den hohen, den ewigen Gedanken. Ein Spielzeug wäre sie, ein anmutiges, nicht aber Odhins Genossin! — Verscherze nicht auch den dritten Wunsch noch! Du könntest ihn brauchen! Die letzte Bitte spare dir auf und — nach meinem Rate bitte sie einst. Ich gebiet' es.“

„Und ich gehorche,“ hauchte die junge Frau, leise bebend, wie sie sich erhob, die langen dunkeln Wimpern scheu senkend, nachdem sie vergeblich versucht hatte, seinen strengen Blick zu tragen. Das ließ ihr sehr hold, sehr gewinnend: der Gast schien die Sanftmut, die Demut zu lieben. „Ob wohl Frigg lieben kann, wie diese sanfte

Seele ihren Gatten liebt? Ob Frigga jemals so weich, so ganz aus Herzens Grund sich fügen kann?" sann er. Und es fesselte ihm die kindliche, zarte, zage Gestalt die nachdenkliche, die vergleichende Betrachtung.

Ein Schweigen entstand. —

Beunruhigt wagte Bidhja, obwohl noch verschüchtert, das Auge wieder aufzuschlagen. Aber sie erschrak nun mehr als zuvor über einen lodernden Blick, der sie zu verzehren schien.

Sie wollte zuerst weichen, fliehen in das Haus. Allein sie fühlte, dann würde dieser Blick ihr folgen. Und das — gerade das! — fürchtete sie. So überwand sie den feigen Einfall der Flucht, überwand sogar die Furcht — denn dieses Antlitz flößte doch auch Vertrauen ein — und nun trat sie plötzlich rasch auf ihren gewaltigen Gast zu. Mit der Bewegung eines schutzflehenden Kindes legte sie ihm die Innenfläche der rechten Hand unter seinem zurückwehenden Mantel auf die linke Brust.

Wohl erschrak sie aufs neue ein wenig, wie sie den machtvollen, den hastenden Herzschlag verspürte. Allein sie bezwang auch diese Scheu, und die langbewimperten Augen zu ihm aufschlagend mit dem Ausdruck des todesbangen Rehes bat sie mit unwiderstehlicher Innigkeit: „Bitte, Lieber, schau mich so nicht, so mich nie mehr an! Ist es Zorn? — Ist es Haß? — Was that ich dir zu leid? — Ich weiß es nicht! — Doch kann ich das — diesen Blick — nicht ertragen. Nie blickte ein Mensch — auch Aswin nicht — mich also an. Ich bin dir gut, du wundersamer Fremdling. So hilflos gut! O bitte — sei du auch gut gegen mich. Bitte!"

Da zog in des Wanderers breite Brust allüberwältigend Erbarmen, jede andere Regung verdrängend. Aus seinem Auge schwand das Lodern: er senkte die stolz erhobene

Stirn und väterlich, wie segnend, strich er leicht über das kleine zierliche dunkelbraune Köpflein hin: „Du rührend Kind! Du reines Herz! Mir ist: deinem Bitten kann niemand widerstehen. — Leb wohl.“

Vidhja hatte, zusammenschauernd unter seiner leisen Berührung — es war die erste gewesen — das Haupt tief gebeugt. Als sie es nun wieder hob und die Augen dankend aufrichtete, — da war der Gast verschwunden.

Vergeblich spähte sie überall umher, den Weg verfolgend, auf dem er den Hügel heraufgekommen, — den entgegengesetzten Pfad, an der Hütte vorbei — dann nach beiden Seiten: nirgend war er zu sehen. Ratlos, erstaunt sah sie unwillkürlich nach oben in das nun tief schattende dämmernde Abendgewölk: — ein plötzlicher Windstoß trieb die Nebel von der Erde empor: da war ihr, eine von den hochgetürmten dunkeln Wolken gleiche dem Mann in Mantel und Hut; auch der lange Wolkenspeer in der Rechten fehlte nicht. „Wie thöricht,“ lächelte sie still vor sich hin. „Ich meine, ich muß ihn noch sehen: — überall sehn. Nun seh ich ihn gar in den Wolken! — Sofort muß ich Aswin von ihm sagen — Aswin kommt ja morgen, — sicher. — Aber Unrast? Wann kommt Er wieder? — Niemals wieder?“

Sie legte gar ehrfürchtig das zaubergespendete Wolltuch über die Schulter und ging auf das Haus zu. Langsam ging sie, zögernd, Schritt für Schritt. Auf der Schwelle blieb sie stehen: nochmal sah sie zu jenem fliegenden Wolkengebild hinauf: es war völlig verschwunden.

Sinnend, den Kopf leise schüttelnd, trat sie über die Schwelle. Sie legte sich auf das Lager — aus Schilf und Moos aufgeschüttet, — neben ihr Kind. — Aber sie fand nicht Schlaf. — —

VII.

Sausend war der Gott, von dem dunkeln Mantel wie von Adlerflügeln getragen, in ungestümer Bewegung durch das Gewölk gen Asgardh emporgefahren.

„Oh Frigga, Frigga! Grausame Braut!“ grollte er. „Zu dir! Rasch zu dir! Alles sagen! Dir aufdecken, welche Qual dein Nein über mich verhängt. Aber auch davon will sie ja nichts hören. Glut schoß ihr neulich in die bleichen Wangen: — hastig schritt sie von mir hinweg. War es süße Scham? Eher herber Zorn! Denn nicht sanft —: herbe ist sie! Gleichviel! Alles soll sie hören. Sie soll doch ahnen, wozu ihr ewig Nein mich treibt — mich treiben könnte.“

In Asgardh angelangt, eilte er sofort mit starken Schritten, an Walhall vorüber, auf Fensal, Friggas Halle, zu. Weitab lag die vom Lärme Walhalls, unter dem Schatten dichter, schönblättriger Linden; ein Quell floß hier durch Wiesen hin; auf denen blühten zarte Blumen jahraus, jahrein.

Seine lauten Tritte auf dem engen, mit Steinen belegten Pfade, der den Rasen durchschnitt, scheuchten die weißen Tauben der Göttin auf, die — war es doch nun schon dunkle Nacht — oberhalb des Simses der Hallenthür sich zu Rüste gesetzt; verschüchtert flogen sie auf und umflatterten mit laut klatschenden Flügelschlägen unschlüssig das Dach.

Dem späten Besucher däuchte, aus dem Schlafsaal, dessen Fenster durch Läden fest geschlossen war, glimme durch eine schmale Ritze im Holze Licht. Er hoffte, er wünschte es so heiß! Vielleicht sah er's nur deshalb.

Mit Einem Sprung setzte er über die sieben Stufen,

die von dem Vorhof an die breite Schwelle der Pforte hinaufführten.

Hochklopfenden Herzens wollte er anpochen mit der wie im Zorn geballten Faust: — er achtete nicht in seiner Ungeduld des ehernen Thürklopfers in Hammergestalt, den kunstreiche Zwerge der schönen Göttin geschmiedet hatten. Aber siehe, da ward von innen die Thüre geräuschlos aufgethan und auf der Schwelle erschien, im weißen Nachtgewand, Losn, Friggs kindjunge Dienerin. Sie trug in der Rechten einen matt brennenden Span von Wacholder: — würzig, aber herb und streng, duftete das zähe Holz im Glimmen. Zwei Finger der Linken hielt sie an den Mund, Schweigen bedeutend.

Wunderbar! Beschwichtend nicht, aber zurückschreckend, Scheu erzwingend wirkte auf den ungestüm Verlangenden der tiefe, der keusche Friede dieser Frauen-Siedelung. — — —

Der Hoffnung traurig entsagend flüsterte er — der stummen Mahnung gehorsam die starke Stimme mäßigend —: „Meine Braut? — Ich will sie sehen — sprechen.“ Die Jungfrau schüttelte das Haupt, über das der weiße Nachtmantel gezogen war, und noch leiser als die Frage kam der Bescheid: „Niemand naht Frigga zur Nacht! — Lang harrte sie Odhins beim Siegesmahl. — Er kam nicht. — Nun schläft sie.“

Schmerzlich, grollend, grimmig furchte der Sehnende die gewaltigen Brauen. Rasch, wie der Wirbelwind thut, drehte er sich um sich selbst. Ohne Wort, ohne Gruß, ohne noch einen Blick zurückzuwerfen, schlug er den weitfaltigen Mantel um die breiten Schultern, stöhnte einmal auf und stürmte hinweg. —

Bald lag er auf seinem ruhelosen Ruhebett. Unsanft stieß er die treuen Wölfe von sich, die ihm den Fuß lecken wollten. Das dichte Fell des Eisbären, welches das Eichen-

Holzgestell des Lagers bedeckte, schleuderte er zur Erde. Es war zu heiß, zu weich! Auf das harte Holz drückte er mit wollüstiger Pein Schultern und Rücken, bis sie schmerzten. Die Quetschwunde am linken Arm brannte. Das freute ihn. Es that ihm wohl.

Er wälzte das Haupt voll tobender Gedanken auf dem Eichenbrett rastlos hin und her — alle noch übrigen Stunden der Nacht. „Oh Frigg," knirschte er einmal, „soll ich dich aus Liebe hassen müssen? Wenig fehlt! Nichts fehlt! Ich hasse dich — vor Sehnsucht. Warte! Wehe dir: — morgen!" Er schlief so wenig in Gladsheim, als Bidhja unten auf Erden.

Auch in Fensal brannte Licht im Schlafgemach die ganze Nacht. —

Durch die Ladenritze hatte die Braut lange, lange Stunden unablässig ausgespäht, bis sie den wohlbekannten, den wogenden Schritt hatte heranhasten hören, bis sie die dunkle Gestalt erkannt. Dann war sie — tief verschämt, errötend — von dem Fenster zurückgetreten, das herabgleitende Nachtgewand sorglich mit beiden Händen über den wunderschönen Busen emporhebend — als ob sein Blick den dichten Laden hätte durchdringen können! — —

Erst als er scheidend von den Stufen herabsprang, trat sie wieder an den Laden, — sie sah dem Hinwegbrausenden nach, immer nach: — die weiße Stirn an das harte Holz pressend, bis auch der letzte Schatten seines fliegenden Mantels verschwunden war. — Dann trat sie — unverwandten Auges — zurück und sank auf das weiße, das schneeig-weiße Lager; aus den weichen Fellen weißer Hirsche war es aufgeschichtet.

Sie stützte beide Ellbogen auf die Kniee und in die beiden schmal zulaufenden Hände vornübergebeugt das

herrliche, das edel gebildete Haupt. Gelöst flutete ihr auf die schwer wogenden Brüste das hellblonde Haar in kurz gebrochenen Wellen: und sie weinte, weinte, weinte — ohne Wort, ohne Seufzer sogar.

Und jede ihrer Thränen ward zu Gold. —

Am andern Morgen früh legte ihr Losn in ihrer weißen Schürze zusammengehäuft die vielen kleinen goldnen Kugeln vor. „Ein ganzes Halsgeschmeide!“ klagte die Vielgetreue. — „Leg's zu den andern Reihen.“ — „Es sind schon gar viele.“ — „Ich weiß! Ihm gehören sie. Ihn sollen sie schmücken.“

VIII.

Kaum hatte an diesem Morgen der Sonnengott die lichtmähnigen Rosse vor den goldenen Wagen geschirrt, — schon stand Odhin in der Gasthalle zu Fensal vor seiner Braut, der herrlichen.

Nichts, keine Bewegung, kein Zittern, keine Miene in dem wundervoll schönen, aber strengen und kalten, undurchdringbar vom Willen gehüteten Antlitz verriet ihm irgendwelche Empfindung. Nur daß die weiße Stirn errötete, konnte sie nicht hindern. Und weil sie das fühlte, schlug sie schämig die langen Wimpern, die sonnenfarbenen, nieder. Das leuchtende Haar, auf der Mitte der Stirn in zwei Hälften gestrichen, strömte in langen Wogen über ihre Schultern bis unterhalb der Kniee: — sie trug kein Gold, als dies ihr Haar. — Das ganz weiße, faltige Gewand war mit handbreitem hellblauem Saum eingefaßt; die herrlich gerundeten, marmorweißen Arme glänzten, voll sichtbar: denn den blauen Mantel hatte sie von den Schultern gelöst und über die Rückenlehne ihres kunstvoll geschnitzten

Hochsitzes gelegt; auf ihrer linken Achsel wiegte sich eine ihrer weißen Tauben.

Sie ließ die Spindel, weithin sie auswerfend über die drei Stufen des Hochsitzes hinab, auf dem glattgestampften Estrich schnurrend tanzen: unverwandt waren auf diese Spindel die scharf gesenkten, kühlen, lichten, wasserblauen Augen gerichtet: — nur mit kaum merkbarem Beugen des Hauptes, nicht mit Wort, nicht mit Blick, hatte sie des Eintretenden Gruß, seinen Heilruf erwidert.

Lofn saß zu ihren Füßen auf der mittleren Stufe des Hochsitzes und zupfte einen frischen Wocken für die nimmer rastende Spindel zurecht.

Der Hochsitz füllte die Mitte des Hintergrundes der geräumigen Halle — der Eintretende war nahe der Schwelle stehen geblieben: — so trennte beide ein gar weiter Zwischenraum.

Schweigen entstand, nachdem die Braut nur stumm gegrüßt hatte. Bang, furchtsam blickte Lofn von ihrer Stufe zu Odhin auf. Da wies dieser plötzlich, mit gebieterischem Ausstrecken des Armes, nach der Eingangsthüre: — er hatte sie offen gelassen. So ungestüm war die überraschende Bewegung, daß die Taube, wild erschrocken, von der Schulter der Herrin auffuhr und pfeilschnell zur Thüre hinausschoß: — eilfertig folgte Lofn, ihren Wocken wirr zusammenpackend, desselbigen Weges. —

Die Herrin sah nun auf von der Spindel: streng gefurcht war die weiße Stirn und herbe klang die Stimme, als sie, die Erregung verhaltend, sprach: „Odhin von Asgardh, Ärgster der Argen! Du gebietest in meinem Hause?“ — Da er beharrlich schwieg, fuhr sie fort: „Was soll's? — Was hast du mir — mir allein — zu sagen?“

„Viel!“ grollte er. „Nun, Frigga, rüste dich zum Kampfe ...“ Drohend, nahezu feindlich, hatte er begonnen.

Jedoch, wie er nun mit durstigen Augen in sich sog all diese strahlende Schönheit, diese unwiderstehliche Anmut, welche wie eitel Wohllaut sie umflutete, — da schmolz ihm der eherne Groll und begeistert fuhr er fort: „du schönstes aller Weiber und — geliebtestes.“

Stumm wandte sie, wie um nicht weiter zu hören, das herrliche Haupt zur Seite. Unendlicher Liebreiz lag in der Bewegung, wie in jeglicher Regung dieser wonnigen Gestalt.

Er warf hastig den Hut und den Mantel auf die Rundbank, die sich um die ganze Halle hinzog; im dunkelblauen Wollwams stand er nun, über die Schulter hing ihm, mit Silber beschlagen, das mächtige Hifthorn.

Er trat ihr rasch mehrere Schritte näher: aber zurückgestoßen von ihrer Ruhe machte er plötzlich wieder Halt; er kam so an den Mittelpfeiler der Halle zu stehen; er lehnte sich daran mit dem Rücken; er schlang, hoch sich reckend, den linken Arm um den Pfeiler und drückte ihn an sich, die wilde Erregung zu meistern. Bald ließ er ihn wieder los, durchmaß die Halle nach rechts und nach links mit starken Schritten, jedoch die Augen nicht lösend von der schweigsamen Spinnerin und immer bald wieder gerade ihr gegenüber Halt machend.

Sie aber, die fein geschnittenen Lippen fest zusammenschließend, rührte und regte sich nicht — auch nicht ein kleines! — auf ihrem stolzen Hochsitz. Eifrig, unablässig, kaum je aufblickend spann sie weiter.

IX.

„Fürchte nicht,“ begann er — mit solcher Ruhe, daß sie insgeheim erstaunte: aber bald fühlte sie, wie gewaltsam erzwungen diese Bändigung war — „ich dränge dich nochmal. Heiß ist meine Liebe: aber doch hat die Glut noch nicht allen Mannesstolz ausgebrannt in Odhin von Asgardh. Wenn es dir denn noch immer so ganz unerträglich ist, mein Weib zu werden“ — da bebte seine Stimme vor zornigem Groll — „so — warte noch. Höre nur, was du wissen mußt. Ich fand gestern Abend“ — und nun spähte sein Auge gespannt auf jede leiseste Regung in ihren Mienen — „ich fand — ein junges Weib: — Bidhja.“

Rasch schlug Frigga die gesenkten Wimpern auf: — es war nur Ein Blick — sofort kehrte die eisige Ruhe auf ihr Antlitz zurück: — und doch hatte der Spähende es vermerkt. —

Sie nickte. „Du kennst sie also,“ fuhr er fort. — „Sie gefällt mir. — Ich werde ihr Freund, sie wird meine Freundin sein.“ Da sprach die Braut, den reizvollen Mund so wenig wie möglich öffnend, mit herbstem Ton: „Es giebt nicht Freundschaft zwischen Mann und Weib. Nur Verlöbnis, Ehe oder — Frevel.“ — „Oho,“ lachte der Gott, laut, schallend auf und fuhr rasch, wie vergnügt, einmal mit der Rechten über Bart und Kinn. „Wer hat dich diese Weisheit gelehrt?“ — „Ich brauchte sie nicht zu lernen. Der Ehe Göttin heiß' ich.“ — „Wirst es aber — in Wahrheit — erst werden, nachdem du mein Weib geworden. Eine Jungfrau — Göttin der Ehe!“

„Auch dein eigner Sohn — Loki — gab mir darin

Recht." — „Ei, Loki? Der noch niemals log?" — „Diesmal log er nicht. — Er meinte, nur drei Fälle kenne er vom Gegenteil. Im ersten zählte der Freund achtzig Winter. Im zweiten war der Freund blind und die Freundin blind und taub. Im dritten waren beide jung, aber die Freundin häßlich wie die Fledermaus. Da liebte nur sie ihn." — „Nicht übel! Aber echte Loki-Bosheit: lose Loki-Lügen! So schlimm ist's doch wahrlich nicht. — Und wär' es so: was schadet es, wenn wirklich durch die Freundschaft, die sonst deinem weißen, farblosen Flachse da gleicht, wenn wirklich durch die Freundschaft zwischen Mann und Weib ein feiner hellroter Faden sich, lebhaft gleißend, durchzieht: — wie wenn ein Haar Freias, der rotlockigen, hindurchgeflochten wäre? Was schadet es?" Er schwieg und spähte.

Aber ganz ruhig sprach sie diesmal: „Sprich doch die Wahrheit, Gott der Arglist. Deine Buhle soll sie werden." Den Blick noch schärfer schärfend als je rief er überraschend: „Und wenn?" Sie zuckte ganz leise. „Du weißt es ja," fuhr er ruhig, den linken Arm wieder um den Pfeiler schlingend und das Haupt leicht senkend, fort: „nach dem zweifellosen alten Recht der Götter hier oben in Asgardh gleichwie der Menschen auf Erden, soweit in allen Landen sie uns Asen verehren: — nur Braut und Eheweib bindet die Pflicht der Treue, nicht Bräutigam, nicht Gatten. Mit Maiden oder Witwen mag er der Liebe pflegen: nicht Sitte verwehren's, nicht Recht." — „Jawohl, ich kenne es, dies Recht: es ist scheußlich." — Der Gott zuckte die Achseln. „Aber Recht." — „Un-Recht!" — „Nein, Recht ist es." — „Bei uns. Nicht überall." — „Aber bei uns." — „Man flüstert: fern im Morgenland wird einst eine neue Lehre künden ein neuer Gott . . . —"

Da ballte Odhin grimmig die Faust um den Griff des

Kurzschwerts, das in seinem Wehrgurt hing, sein graues Auge loderte wild auf und drohend sprach er: „Auch ich hörte von ihm raunen. In Jünglingsgestalt soll er dereinst erscheinen. Oh, stellte er sich doch zum Schwertkampf mir: — Ich gäb' ihm Brünne, Schild und Helm voraus — und wir kämpften — kämpften um die Herrschaft der Welt."

„Nach seiner Lehre werden Braut und Frau die gleichen Rechte auf Treue haben wie Bräutigam und Ehemann." — „So? — Wenn's dann nur auch gehalten wird! Ich meine, nicht nur von den Schwachen, auch von den Starken."

„Und dies bei uns geltende Recht der Männer, — ach, es ist auch für uns Frauen „Recht"! — das habt ihr Männer gemacht, wie's euch Männern behagt." — „Jawohl. Und alles Recht werden die Männer machen, solange die Männer mehr Vernunft haben, es zu denken, als die Weiber. Und mehr Kraft haben, es zu schützen. Also immer." — „Es ist scheußlich, sag' ich dir. Ein Mann hat nur Ein Herz: — wie kann er mehr als Ein Weib lieben?" Sie hatte das heftig hervorgestoßen.

Mit Wohlgefallen hatte er die rascheren, lauteren Worte gehört. Er schwieg eine Weile, kühl sie musternd. Dann sprach er spöttisch, die grauen Augen zusammendrückend und den breiten Bart langsam spitz zusammendrehend: „Doch auch Frauen — so sagen die Leute! — haben schon manchmal — es soll vorkommen! — als Witwen die Arme geschlungen um den — zweiten Gemahl." Sie hob streng die Brauen: „Mit Friggas Segen — nie und nimmermehr! „Ein Leib, Ein Herz, Ein Gatte": — das ist Friggas Recht." — „Zum Glücke für die armen Witwen gilt es aber nicht, dies allzu grausame Recht! Sie sind so erinnerungsreich! Und so hoffnungswarm!"

— „Höhne nicht! Höhne die Frauen nicht! Es erregt mir den Zorn.“ — Sehr zufrieden dachte der Gott: „Das seh' ich.“ Aber er sagte es nicht. — „Und du“ — hier flog ihm ein rascher Blick zu — „als der Gott des Gesanges, der Dichtung — du nimmst dir darin wohl mehr noch als andre in Anspruch?“

Aber Odhin schüttelte das hohe Haupt: plötzlich war er sehr ernst geworden: „Mitnichten! Der Sänger, der hierin ein Mehr für sich begehrt — über der andern Maß hinaus — zu den Göttern etwa wähnt er sich dadurch zu heben? Der Thor! Zu den Tieren senkt er sich dadurch hinab. Mag sein, daß heißere Gluten, lockendere Bilder als andern ihm aufsteigen: dafür beflügeln ihn die Schwingen der Begeisterung: nach oben tragen, nicht nach unten reißen sie. — Ich verlange nichts, als was Sitte und Recht allen verstatten.“

„Doch — Bidhja ist Aswins Weib: du brichst sein Recht.“ — „Sie wird bald Witwe sein.“ Er hatte das ganz tonlos, ganz kurz gesagt, aber dabei scharf, wie nie zuvor, auf ihr Antlitz geblickt. — „Mörder!“ scholl es da und es sprühte wie Feuer auf ihn aus den strengen blauen Augen. Behaglich strich der Geschmähte dreimal langsam den wirren Bart. „Das wollt' ich nur hören!“ Er lächelte fein. „Nun hab ich dich, wo ich dich wollte: — im Unrecht wider mich mit solch ungerechtem Wort. — Soweit reißt meine verschlossene Braut dahin die —“ — „Vielleicht die Eifersucht?“ Sie lachte laut. „Geh! Küsse, wen du willst.“ — „Bidhja nicht, bis Aswin fiel. — Nicht durch mich. — Nicht nach meinem Willen auch, wie du jetzt wähnst. Ich fragte soeben auf meinem Weg nach Fensal die Walküren: — frühwache Mädchen sind's. — Sie warfen die Lose. Nach unabwendbarem, nornengewobenem Verhängnis fällt Aswin heute Morgen noch im Kampf,

im Sieg — bevor er seine Hütte wieder sieht: vom Opfermahl hinweg ging's in die Schlacht. — Brunhild wird ihn auf Grani gen Walhall tragen."

„So geh denn hin und übe dein abscheulich Recht! Mittels jenes" — sie schauerte vor tiefinnerem Weh — „jenes abscheulichen Zaubergolds an deinem Finger." Sie ward glutrot vor heil'gem Zorn; ihr Busen wogte.

„Weshalb nennst du Recht und Ring abscheulich?" Er ward stets kühler in seinem Ausdruck. — „Weil sie es sind! — Du sagst: du liebst mich?" — „Ich liebe dich." — „Und Vidhja auch? Das ist —" — „Unmöglich, willst du sagen? Du siehst soeben, daß es möglich ist." — „So ist es: wie Krankheit und Laster."

X.

„Ei, — laß sehen! — doch vielleicht nicht völlig so," erwiderte Odhin, ganz langsam, bedächtig sprechend, und so ruhig, als ob ihn die Frage gar nicht angehe. Er lehnte das erhobene Haupt fest an den Pfeiler und schob wiederholt mit der Linken den Bart nach beiden Seiten von den Lippen. Grübelnd, sinnend sprach er vor sich hin, nicht für die Hörerin, — so schien es — nur um für sich selbst das Richtige zu suchen: „Wenn ich nun sagte: in meines Wesens Harfenspiel sind gar viele Saiten ausgespannt. Kann Ein Weib sie alle schwingen und tönen machen? Oder wenn ich nun erwiderte: in meines Wesens meeresweitem Spiegel glänzen alle Sterne wider, nicht Einer nur? Oder denk' es einmal so: allem Schönen die eigene Eigenart aufzuprägen, drängt es den Mann. Wie,

wenn nun, nach urweiser, ew'ger Einrichtung der Welt, die reichste Möglichkeit des Schönen in der Welt gerade darauf beruhte, daß es den Starken treibt, sich allem Schönsten zu verbinden? Wenn ..." — „Schweig, arger Gott! Mit Recht den Grübler schilt man dich." — „Mir klingt die Schelte wie Lob. — Und Eins ist freilich wahr," — fuhr er wieder, ganz wie in Sinnen verloren, fort, „was den Dichter angeht: Dichten ist Zeugen. Die gleiche Heißglut, die das Leben zeugt, zeugt auch das Lied. Feuer in die Harfe, oder Harfe ins Feuer! Die gleiche Begeisterung, der gleiche Rausch, ja die Berauschung in Schönheit, reißt den Bräutigam zur Braut dahin" — da loderten seine Augen, die er halb geschlossen gehalten hatte, plötzlich in heißem Blick auf die herrliche Gestalt — „und zum Lied den Dichter. Nie hab' ich schön — wahrhaft schön! — gedichtet, als wann ich liebte. Und: das höchste Gut des Sängers ist die Schönheit." — „Mir aber tönt im Ohre noch ein ander Wort," sprach sie vorwurfsvoll, verweisend: sie hielt ein im Spinnen und hob mahnend den Zeigefinger der Rechten: sie sah ihn voll an und unendlich edel war ihr Blick, als sie feierlich sprach: „Das höchste Gut des Mannes ist sein Volk." „Wer sprach wohl dieses Wort?" — „Ich sprach es. Und ich sprech' es noch. Dies Wort bleibt stehn. Und noch ein andres auch: „der ist kein Sänger, der kein Held." Erst auch dem Sänger den Helm auf das Haupt und auf den Helm den blutbesprengten Eichkranz des Sieges oder des Heldentods. Hab' ich jemals solche Mannespflicht versäumt? Noch brennt die Wunde hier, in meinem Schildarm. Und das merke: auch wenn ich jemals ruhen darf an deiner weißen Brust: — von deinem süßesten Kusse reiß' ich mich los, wann das Heerhorn ruft in die tosende Schlacht! — Nach dem Sieg aber soll dem Sänger das Gelock der

Kranz des Schönen kränzen, ja muß ihn der Trank des Schönen laben: sonst elend verlechzt ihm vor tödlichem Durst die verschmachtende Seele."

Begeistert, laut, feurig schloß der Gott, der kühl und nachsinnend begonnen. Fortgerissen hatte er fortreißend gesprochen. Denn viel weniger herb als zuvor, eher wehmütig, klang die Stimme Friggs, als sie nun seufzte: „Verderblicher! Gunlödh — Laufeja — Harpa — Vidhja! Wer wird das letzte deiner Opfer sein?" — „Opfer? — Frage sie doch, ob sie bereuen! Ob sie um ein ganzes langes Leben gewöhnlichen Erdenglückes den kurzen Wonnerausch in Odhins Armen zurücktauschen? — Frage sie doch! — Und trieb mich etwa Selbstsucht nur und dumpfe Gier? Haben nicht die Sterne auch diese meiner Schritte gelenkt? Gewann nur ich dabei oder gewann das All? Möchtest du etwa Harpa missen, die Sterbliche, die ich zu unsterblichem Harfenschlag in Asgardh mir gesellt, mir — und euch allen? Und Laufejas Sohn? Nicht viel trau' ich ihm zwar, dem listreichen Loki! — Aber du selbst, — möchtest du den Schlauen entbehren im Rate der Götter? — Und Gunlödh? — Wohl nahm ich den Met der milden Maid und ließ Gunlödh sich grämen: — aber der Dichtung berauschenden Wonnetrank errang ich damit: nicht mir allein, — ihr und allen Wesen zu köstlichster Labe. So ward es stets dem weiten All zum Segen, wann Schönheit mich begeisterte, wann aus meines Wesens Eigenart ein frischer Sproß erwuchs."

„Aber auch Freia!" Da stieg ihr lodernde Glut in die weiße Stirn. „Wähnst du, ich erriet nicht längst, um wessen willen allein aus Wanaheim nach Asgardh überzusiedeln sie sich entschloß — sie, die verhaßte Bethörerin von allem, was da Mann ist: — diese überall umherzüngelnde rote Flamme?" Heftig drückte die zürnende

Göttin die stolzen, schmalen Lippen zusammen. Aber er lächelte und strich geruhig mit der Hand über seine mächtige Stirn: „Nicht gar so bitter, mein' ich, solltest du doch von ihr reden, von der Rotlockigen. Es ist nun einmal der Flamme Art: sie will brennen.“ — „Und meine Art ist's, die schädliche Flamme auszutreten.“ — „Mir hat sie nicht geschadet.“ — „Ich weiß,“ sprach Frigg, beinahe freundlich, mit einem frohen, lobenden, dankenden Blick: „die Allberückerin, — dich hat sie nicht berückt. Doch that sie redlich dazu, was sie konnte.“ Er schüttelte ruhig das dunkle Gelock und lächelte stolz vor sich hin: „Ein Weib, das auf mich zielte, traf mich noch nie. — Also ergieb dich drein“ — fuhr er, nun wieder ganz kühl, mit scharf prüfendem Blicke, fort. „Viele Saiten sind — ich sagt' es schon — in meiner Brust gespannt — laß sie doch alle tönen!“

XI.

„Nein, Odhin von Asgardh, nein!“ rief da die Braut, aufschauend von ihrer Arbeit und ihn voll anblickend. „So argklug du bist, — welch schicksalsschwere Entscheidung du heute herbeibeschworen hast mit deinen ruchlosen Reden, — du ahnst es nicht.“ — „Vielleicht doch ein klein wenig,“ lächelte der Gott ganz heimlich in den Bart: das graue Auge leuchtete in aufsprühender Freude: es stand ihm schön. „Entweder,“ fuhr sie drohend fort, „all deine bösen, zucht- und scham- und zügellosen Worte waren nur in grausamem Spiel geschnellte Geschosse mit vergifteten Widerhaken, — unausreißlichen! — gezielt auf dieses panzerlose Herz . . . .“ da bebte ihr die Stimme.

„Oh wär' es endlich panzerlos," flüsterte er zu sich selbst, entzückt aufhorchend.

„Oder: sie waren dir Ernst! Und dann, Odhin von Asgardh — schön wie du bist, — gewaltig wie du bist — gewaltig, wie du dir heranzwingst die Herzen: — das heißt: anderer Herzen!" — besserte sie hastig — „dann reiß' ich mich los von dir auf immerdar."

„Gegen Nornenspruch und Sternengang?"

„Mein Herz ist meine Norne, mein klares Auge ist mein Stern! — Willst du wirklich — du! — der groß wie keiner ist — wie sie sagen! — willst du wirklich jenes ekle Recht, — das Recht der Untreue! — üben gegen Frigg — diese Frigga, die hier vor dir steht?" — Sie sprang vom Sitz empor: — „mit deinem Fluch-Ring, den dir üble Zwerge schmiedeten: — so wirf dich in den trüben Gischt deines wilden Begehrens: — mir aber wirst du dann nicht mehr an die Fingerspitze, nicht an den Saum mehr rühren meines weißen Gewandes: denn er ist rein. Ja oder nein: Alle oder Frigg — oder: Frigg und keine sonst mehr. — Wähle, Odhin von Asgardh."

Und die verhaltene Maid, die strenge, die fühllose Jungfrau war nun von ihrem Hochsitz heruntergebraust, einer weißen Wolke vergleichbar. Die Spindel, die sonst so emsig gepflegte, hatte sie zornig auf den Estrich geschleudert. So ungestüm wogte der herrliche, der hochgewölbte Busen, daß die Nadel an der Spange ihres Gewandes barst. Hochrot glühten die länglichen Wangen, das sonst so kühle, herbe Auge funkelte und, leise knisternd, hob sich auf dem Scheitel ihr gewelltes Haar. So stand sie vor ihm, drohend, und, weil feurig, ob auch nur im Grimme feurig, schön wie nie zuvor.

Auflodernd rief der Bräutigam: „Gegrüßt, du heil'ger,

schöner Zorn! Du bist der Liebe plauderhafter Bote.“ Sie trat einen Schritt zurück: leicht errötend schüttelte sie leise das Haupt: „Liebe? — Ich weiß von Liebe nicht. Du aber bedenke stets: nur der Ratschluß der versammelten Götter hat, nachdem du um mich geworben, mich als Braut dir zugesprochen, nicht meine Wahl.“ — „Ich weiß, ich weiß! Nur deine Hand hat all mein Werben mir eingetragen: — all mein Ringen um dein Herz — es blieb umsonst! O Schmach und Schmerz und wildes Weh! Du bist das erste Weib, das Odhin verschmäht.“ — „Wie?“ grollte die keusche Göttin, „rühmst du vor Frigga deine Siege?“ — „O nein,“ rief er leidenschaftlich ausbrechend, in tiefstem, bitterstem Weh, „ich beklage sie, ich verfluche sie, ich verwünsche sie! Und dich klag' ich um sie an! — Du — du — allein hast sie verschuldet!“ — „Ich!“

„Ja du, Unnahbare! Weshalb, weshalb allein bin ich von Weib geirrt zu Weib? — Seit ich zuerst dich, Herrliche, geschaut, durchzuckte mir's nicht die Sinne nur bis in das tiefste Mark, erfüllte mir's die ganze Seele: sie, sie — dies blonde Haupt, — sie ist mir zugeteilt seit Anbeginn der Welt! Sie ist meines Wesens lang gesuchte andre Hälfte! Sie allein füllt die klaffende, die sehnende Leere, die hier so schmerzt, so beängstend, so bitter schmerzt, hier, in meiner ach! allzu breiten, leeren Brust! Sie allein — ihr süßer, in seligen Wonnen berauschender Leib, und diese himmelklare, stummverhaltne, aber meerestiefe Seele — hell wie ihr lichtes Auge, — sie allein löscht mir den brennenden Durst, den lechzenden Heißdurst nach Schönheit! Und dieses Weib, — meine anverlobte Braut! — es verschließt sich, es umgürtet sich wie mit ewigem Eise vor all' meinem glühenden Werben. Wenn ich noch so innig flehe — sie schüttelt nur — siehst du! nun wieder! — anablässig, hastig, leidenschaftlich das geliebte Haupt und ...“

„Nein! Nein! Nein! Nein! Nein! Ich werde mich wehren, solang ich Kräfte habe."

„Da! Das ist alles, was ich den fest geschlossenen Lippen entringe! Ich vergehe! Ich verbrenne! Und du? Glutlos, — blutlos, — lieblos, — herzlos — schaust du behaglich zu mit deinen wasserkühlen, wasserhellen Augen. Wohlan denn: Ich, der stolzeste Gott und Mann, der je geatmet hat, sieh, ich beuge, ich demütige mich so tief vor dir, daß ich dich anflehe, — hör es! — wenn nicht aus Liebe, — aus Mitleid, aus Erbarmen — werde mein! Sprich es endlich, dies verzweiflungsvoll ersehnte: „Ja."

„Nein! Nein! Nein! Nein! Nein!"

„Das ist alle Antwort, die mir wird! Und du wunderst dich, wenn ich, von dir immer, immer wieder fortgestoßen, hinausstürme in die weite Welt, ein brennender Brand, und entzünde und verbrenne alles, was mich reizt? — Oh Frigga, Frigga! Kluges Auge! Hast du denn nicht durchschaut den trügenden Schleier meiner Worte?

Es ist ja all nicht wahr, was ich geredet! Meine Seele war ja fern von jenen weihelosen wilden Worten! Mein Ernst, mein einz'ger, mein ew'ger Ernst, ist: daß ich dich liebe, dich allein. Ich wollte ja nur herausschürfen aus deiner undurchdringbaren Seele, ob es dir denn wirklich ganz gleichgültig ist, wenn Odhin andre liebt? Und liebst du mich auch nicht — noch nicht! — Dank dieser Stunde! Sie lehrte mich: es ist dir nicht gleichgültig! O Frigga — Frigga, liebe mich, werde mein und so unmöglich ist es, daß mir noch ein ander Weib in den Sinn trete, wie daß noch nach Endlichem begehrt, wer die Unendlichkeit gewann. —

Ich verspreche dir gar nicht Treue: wardst du mein — ich könnte sie ja nicht brechen, wenn ich es wollte! Oh Frigga, mach' ein Ende dieser Qual! Es ist besser:

nicht nur für mich — für die Welt — auch für dich! Es ist das Notwendige! Was sind Gunlödh und Harpa und Laufeja und alle Mädchen und alle Weiber in allen neun Welten gegen dich! Eine Saite mochten sie schwingen lassen in meiner Brust: du bist der Vollklang meines ganzen Wesens. Einzelne schöne Strahlen sind sie: — du aber bist die Sonne, du Allherrliche, du bist die Schönheit selbst. Sie sind kleine Splitter des Anmutigen, des Weiblichen: — du bist das Weib, du bist die Anmut selbst. — Einen Augenblick mögen andre erfreuen: — du bist der Liebe All und Ewigkeit; du bist die Wonne meines ew'gen Seins. Ja, und du bist mehr: nicht meines Herzens einz'ge Lust nur, — du bist meines Geistes ebenbürtige Genossin! Mit deinem klaren Haupt laß sie mich beraten, laß sie mich teilen, die Herrschaft der Welt! Ja, du denke mit mir meine geheimsten Gedanken, die ich kaum mir selber gestehe. Du sorge mit mir meine Sorgen, du kämpfe mit die Kämpfe meines Geistes, wie du — ich weiß es! — nicht zagen würdest, an meiner Seite den Waffenkampf zu teilen, du, des Helden Heldin, des geist-gewaltigsten Mannes schönheit-gewaltigste Frau. Denn du — du bist ja ich und ich bin du! — Du bist mein ewig Weib! Sprich, Frigga, liebst du mich denn nicht?" — Und Flammen loderten aus den graudunkeln Augen: in ausbrechender Glut trat er dicht vor die Geliebte und faßte stürmisch ihre beiden Hände.

Da — zu seinem äußersten Erstaunen — stürzte plötzlich die hohe, die königliche Gestalt, wie vom Blitze getroffen, gerade vor ihm nieder auf beide Kniee, die sonst so nixen-kühlen Augen sahen, überschwänglichen Ausdrucks voll, zu ihm empor und ganz leise kam es aus dem kaum geöffneten Mund: „Über alle Maßen!"

XII.

Da riß er die Knieende herauf an seine breite Brust und umschloß sie fest mit den beiden gewaltigen, den ehernen Armen und drückte sie an sich, arbarmungslos, und faßte ihr Hinterhaupt mit der Rechten und preßte ihr erglühend Antlitz an das seine und bedeckte ihr mit brennenden Küssen, mit markdurchrieselnden, Mund und Wangen und Augen und Stirn und das lichtwogige Haar. — — —

„Erbarmen — Geliebter — Erbarmen! — Ich vergehe!“ hauchte sie.

Nun hob er sie auf, die herrliche, die hochgewachsene Gestalt, und leicht, wie ein Kind, trug er sie auf beiden Armen an die Bank, die sich um die Wand der Halle zog; dort setzte er sie sanft aufrecht nieder.

Sie lehnte den Rücken an die Wand und ließ, wie betäubt, das schöne Haupt herabsinken: die Hände fielen ihr schlaff in den Schos und mit gesenkten Wimpern flüsterte sie, unhörbar für ihn: „Wehe, wehe! — Nun ist er doch verloren! — Nein! Nein! Nein! Nein! Nein!“ fügte sie rasch bei: „es soll nicht sein!“ — Und kraftvoll raffte sie sich empor und schlug die Augen wieder auf —: doch mied sie es, seinem Blicke zu begegnen: fest entschlossen sah sie starr zur Seite.

„Und warum — warum, Geliebte, hast du mir das solange verborgen? Warum wolltest du nicht mein werden?“ Er griff wieder nach ihren beiden Händen: aber sie entzog sie ihm; sie atmete schwer, sie rang — sie suchte nach einer Antwort.

„Weil — weil . . .“ Sie mied beharrlich sein Auge. „Meine Amme —! Sie hat mich gelehrt: — wann ein Mann — wann du erst wüßtet, daß ich dich liebe, —

wann ich dein geworden, — würdest du mich — nicht mehr so stürmisch — würdest du mich weniger lieben." — Da hob er sacht — mit Einem Finger — ihr Antlitz an dem weichgerundeten Kinn empor: — er wollte sie zwingen, ihn anzublicken, aber fest hielt sie die sonnenfarbenen Wimpern geschlossen. — „Echte Ammen-Weisheit! Nicht in deiner großen Seele gewachsen — und nicht in deine große Seele gedrungen. Unwürdig meiner: — noch unwürd'ger deiner! Das ist nicht der Grund! Du kannst mich nicht belügen." — „Nein! Ich kann es nicht. Darum laß mich schweigen!" — „Aber — wenn du mich liebtest und doch mein Weib — noch nicht! — werden wolltest — weshalb — seit jenem ersten wonneheißen Brautkuß — nicht ein zärtlich Lächeln mehr? Nicht mehr ein kosender Druck der Hand? Nicht mehr Ein Kuß? Du liebst — und du umpanzerst dich wie mit dreifachem Erze? Weshalb?"

Da zog, von den Mundwinkeln beginnend, ein wunderlieblich Lächeln, das sie unaussprechlich verschönte, über die so strengen Lippen und ein leisester Anflug von schalkhaftem Scherz über das herrliche Antlitz: „Weshalb? Ei, Odhin von Asgardh! Den Alldurchspäher, den Allergrübler rühmen sie dich —: der Nornen Geheimnisse ergründest du, die Rätsel in der Götter und der Menschen Brust — lange vor ihnen selbst! — errätst du: — und in das Herz deiner eignen Braut vermochtest du nicht zu schauen? Weshalb? O du thörichter Gott der Weisheit." — Sie streifte mit einer anmutvollen Handbewegung, nur im Fluge, ganz leicht, sein Haar an der Schläfe. — „Weshalb? O du geliebter Thor! Weil ich wußte: — ließ ich dich mir nahen, — ich konnte dir nicht widerstehen. Wenn meinen Kuß, mußt' ich dir alles geben. Und das — das will ich nicht! Will ich nicht! Nein — nein — — Ach wehe, wehe mir — das wollte ich nicht." Verzweifelt barg

sie das edelgerundete Haupt in beiden lichten Händen. — „Und warum? Warum? Ich flehe dich an! Warum dies Widersinnige, dies Widerweibliche?" — Er warf sich vor ihr auf die Kniee und suchte ihr die festgefügten Finger von dem Antlitz hinwegzuziehen.

Da löste sie plötzlich selbst von ihren Augen die Hände, streckte sie, allzärtlich, gegen ihn aus und faßte mit beiden Händen seine wetterbraunen Wangen und sah ihm tief und wehevoll in die Augen und sprach mit unendlicher Innigkeit: „Warum? Weil, weil ich dich liebe — über alle Maßen! Mehr, ach! tausendmal mehr als mich selbst und als alles in allen Welten! — Mehr als jemals Weib Mann geliebt." — „Und darum . . .?" — „Ja, darum! — Und darum, weil du so herrlich bist! Der Herrlichste, das Herrlichste der Welt. Weil du die Welt bist — Friggas Welt! O du mein alles!" — „Erst wann du mein wardst, werd ich' herrlich sein." — „Oh nein," rief sie da laut, in Verzweiflung ausbrechend. Sie streckte die beiden wunderschönen Arme gerade vor sich hin und rang die ineinandergeschlungenen Hände und schlug sie dann, sich plötzlich zurückwerfend, zusammen ob dem Haupt. „Wenn ich dein werde, — dann wirst du untergehen.

Denn vernimm, oh Geliebter!

Nachdem der Götter Ratschluß mich dir verlobt — es ist noch jetzt mein Stolz und tief geheime Wonne" — und mitten im tiefsten Weh lächelte sie wunderhold — „daß kein atmend Wesen, daß auch du, Kluger, es nicht geahnt, wie über alle Maßen ich dich lang vorher geliebt — geliebt — ach! seit ich zuerst den untergehenden Blick, — nein: die versinkende Seele — verlor in deinen unergründlichen Augen! — Niemand hat es gemerkt, daß der Götter Befehl ja nur meines eignen Herzens geheimstes, mächtigstes Sehnen erfüllen wollte! — In der Nacht nach

unsrem Verlöbnis, — nachdem dein Einer, dein alles entflammender Kuß mir bis tief in den Quellgrund der Seele geglüht war! — in der Nacht vergrub ich in die weichen, weißen Felle meines Lagers das Haupt und hauchte selig vor mich hin: „Er — der Herrlichste — wird mein!"

„Da — da" — sie stockte, erschauernd: „da standen plötzlich — ich merkte es, weil sie zwischen mein Lager und der Wandampel fahlen Schein getreten waren — da standen vor mir die furchtbaren drei Schwestern, die Nornen." — „Ungerufen?" sprach Odhin, erbleichend. „Das bedeutet tödliches Unheil!" — „Ja, das hat es bedeutet! — Denn schauerlich, langsam gegen mich heranschreitend, mit den drei erhobenen Zeigefingern ihrer drei Rechten mich bedräuend, sprachen sie im Dreiklang der Stimmen, eintönig, dumpf:

„Wehe dir, wonnige Frigg,
Wird dich Odhin umarmen!
Wehe dir, Odhin, wird
Frigg deine Frau!
Weh dann über die Welt!
Denn eher nicht nahet,
— Doch dann unabwendbar —
Bis Odhin Friggas Gürtel gelöst hat,
Odhin das Ende:
Das Ende auch
Frigga, der freudigen Frau,
Und allen Asen von Asgardh
Und allen Wesen in allen Welten!"

Ich erbebte — sie aber fuhren fort:

„Und aber auch auf das andere achte:
Nur wann dich, Edle, Odhin
Zum Weibe gewann,
Nur dann gedeihet,
Nur dann wird wirklich,
Was an Wonnen der Welt mag werden.

Nur aus euer beider Bunde,
Aus eurem Blute nur blüht
Das glänzendste Glück,
Euch Seligen selbst
Und allem, was atmet."

Und als die Furchtbaren verschwunden waren und ich, zitternd vor haarsträubendem Grauen, auf die Stelle hinstarrte — da — oh Entsetzen! sah ich ein furchtbar Gesicht. Himmel und Erde und alle Welten ein einzig unabsehbar Schlachtfeld: — Feuer und Rauchqualm weit über das All: — Riesen und Ungeheuer in nie geahnter Zahl! — Tot lag dir zur Rechten der tapfre Thor, der treue! — Tot lag dir zur Linken mit zersprungenem Siegesschwert Tyr! — Tot hinter deinen Fersen, mit zerspelltem Sonnenspeer, lag Freir! — Tot rings, rings um dich her die Einheriar und erschlagen, ach! auch deiner geliebten Walküren waffenfrohe Schar! — Ich selbst, vom gift'gen Qualm erstickend, sank sterbend aus deinem Schildarm. — Und du — oh das, das ist das Ärgste! — auch du verschwandest in eines grauenhaften Untiers Rachen. — Da fuhr ich, laut schreiend, auf aus den Decken und gelobte mir selber — und dir: Nie, nie werd' ich sein Weib: — sonst muß er untergehn." Erschöpft glitt sie zurück auf die Hallenbank. —

Der Gott zuckte zusammen —: kaum merkbar, aber er zuckte. Und eine düstre Schattenwolke flog über die stolze, kampf- und trotzgewohnte Stirn. „Untergehn! — Ich! — Auch ich? — Also war doch etwas daran! — Ahnungen, — Träume, — Geflüster der fallenden Blätter im Spätherbst — ein halb verstandner Vogelruf auf öder Heide: — lang haben sie mir dergleichen dunkel angekündet. — Ich hab's bekämpft — hinweggetrotzt — hinweggelacht — nicht geglaubt — nicht glauben wollen —: bis jetzt. Jetzt aber:

— glaub' ich's. Ja ich fühl's — ich weiß es! — seit deinem markdurchschütternden Schrei: ich werde untergehn — Und ach! du mit mir." Er schwieg, in sich gekehrt, sinnend, brütend. —

Weit riß die Braut die hellen, runden, blauen Augen auf: sie hing ängstlich, jede Miene überwachend, an dem gewaltigen Antlitz, über das ein ganzes Sturmgewitter von Gedanken hinzog. Erwartungsvoll harrte sie — gespannt — todesbang. Endlich brach ihr die stumme Qual in dem schrillen Schrei hervor: „Siehst du, Odhin! Siehst du nun! Du selber weichst zurück! Du schwankst!"

„Nein, Geliebte," rief er laut, mit dröhnender, mit machtvoller Stimme — und sie klang jetzt seinem hallenden Schlachtruf vergleichbar — „ich schwanke nicht. Glück auf zum Untergang und Heil uns zum Verderben!"

Er richtete sich hoch auf.

„Daß mir alles was Glück ist, nur in dir — in deinem Leib und deiner Seele — blüht, — nicht erst die Norne braucht mir das zu melden! — Allein mit verständnisvoller Freude vernahm ich's und begeistert glaub' ich's: unsere Umarmung erst erschließt die höchste Wonne der Welt. Erst wann Odhin und Frigg Ein Wesen geworden, — dann erst ersprießt für alles, was atmet, was an Heil ihm werden kann. Und mag's dann untergehn, untergehn müssen: — — besser, daß die Welt ihre schönste Vollblust entfaltet und blühen läßt, solang sie darf, — als daß die Welt ewig währe, aber ewig nur ein Halbleben lebe, das Höchste, was sie aus sich gestalten könnte, nie gestaltet! Mir aber — und auch dir, so hoff' ich — taucht — für uns beide! — gar kein Schwanken auf. Lieber an deiner Brust geruht — ach und wär' es nur ein einzig Mal! — dein ganzes Wesen in mich eingeschlürft — ach und wär' es nur ein einzig Mal! —

und dann — zusammen! — untergehn, als ewig leben, aber dein entbehren. Nein! Selige Liebe und seliger Tod! Oh Frigga, Geliebte: kannst du das verstehn? Willst du wählen wie ich? Du mußt — du mußt! Denn du bist ich selbst — nur ohne meine Fehler! — bist von Odhins eigenster Eigenart. Ja, ich seh es an dem Aufleuchten deiner so strenge gehüteten Augen: du wählst wie ich: du rufst gleich mir — —"

„Glück auf zum Untergang und Heil uns zum Verderben! Dein will ich sein. Dein muß ich sein. Dein bin ich. Nimm mich hin!" Und die keusche Göttin sprang stürmisch auf von ihrem Sitz und warf ihm um den breiten Nacken leidenschaftlich die weißen, die vollen Arme und küßte ihn heiß auf den Mund.

Und Stille ward um die beiden her, Stille und Seligkeit. — — —

XIII.

Nach geraumer Zeit machte sich die Braut aus seinen starken Armen los, trat zurück und sprach ruhig, mild, freundlich: „Und — Vidhja? Längst kenn' ich sie: — das fromme Kind — was wird mit ihr?"

„Ich vergaß, daß sie lebt," rief er, mit der linken Hand leicht über die Schläfe fahrend. — „Geduld, Geliebte. Du sollst zufrieden sein! — Und sie auch. — Und Er! — Wir alle!" —

Und noch einen raschen, glühenden Kuß auf die nicht mehr spröden Lippen, — er griff nach Mantel und Hut und brausend, rascher als der stoßende Adler fliegt, schoß der Gott durch dichtes Gewölk hernieder zur Erde.

Ein feiner, weißer Nebel spann in der Luft über dem ganzen Thale des Fjordes, den Herabsausenden verhüllend. —

Vidhja saß auf den Stufen vor der Thür ihrer Hütte; sie schlang, mit kleinen Stichen nähend, hellrote Wollfäden zur Zier in das weiße Wolltuch, die Wunschgabe des zaubernden Gastes. Das Kind lag neben ihr in einem alten durchlöcherten Lindenschild Aswins; es schlief. —

Manchmal stockte der Emsigen die Nadel mitten im Durchziehen: die Hand sank leis auf ihre Knie und sie blickte, verträumt, gerade vor sich hin; oder auch wohl empor, gen Himmel, in der Richtung, in welcher sie jenen Wolkenmann zuletzt erschaut hatte.

Endlich seufzte sie: „Wenn doch Aswin zurück wäre! — Oder der Gast wieder käme! — Ich meine, Unrast hat mich noch nicht verlassen, obwohl er schied: ich sehe ihn immer noch.“ — Sie schaute starr vor sich hin. — „Ach, ich kann's gar nicht erwarten, bis ich Aswin von ihm erzählen darf!“ — Sie nähte nun wieder eifrig fort. „Manchmal ist mir, ich habe den ganzen Besuch nur geträumt. Aber da!“ — sie strich zärtlich mit allen zehn Fingern über das weiche Tuch — „da greif' ich ja mit Händen das Wahrzeichen: — sein liebes Geschenk! — Und er kommt wieder: — Er wird mich selbst die letzte Bitte lehren! Er hat's gesagt. — Und er hält Wort.“ — „Immer,“ sprach da eine gedämpfte Stimme aus dem wogenden, flirrenden Nebel heraus, und vor ihr stand urplötzlich der Wanderer. — „Du! — O Freude! Fast zwar hättest du mich ein wenig erschreckt! Aber doch — wie froh bin ich, dich zu sehen! — — Ich dachte gerade an dich — —. Eigentlich immer — all die Zeit — . . . seit du fort bist. — Aber — du blickst so ernst! Nicht — wie gestern Einmal! — zornig, bedräuend. Milde schaust

du, aber so — wie mitleidig: mit mir? Oder selbst trauernd? Hat dich ein Leid getroffen, armer Unrast?" — „Nicht mich. Mir ward Wonne. Und nicht „Unrast" mehr heiß ich. Keine Lippe soll mich mehr so nennen!" — „Wie aber heißest du jetzt?" — „Glücklich" heiß ich: bald werd ich „Selig" heißen! — Du aber nenne mich: „Freund"! Denn Freundschaft führt mich her. Ich versprach dir in jeder Not Schutz, Hilfe. Du brauchst sie jetzt. Bereite dich auf bittern Schmerz. Aber verzage nicht: denn aus tiefstem Leid trägt, starken Armes, dich dein Freund empor. — Dein Mann — Aswin —"

„Er ist noch nicht zurück. — Bald muß er nun sichtbar werden, wann der Nebel fiel, dort, hoch oben auf dem Felsenpfad des Steiljochs. — Warte hier, bis er kommt." — „Nein. Denn — fasse dich! — er kommt nicht mehr hierher zurück." — „Nicht mehr hierher? Wie? Nicht zu mir? Was hält ihn ab? Wo ist er?" — „In Walhall." Da sank die kindlich zarte Gestalt nach rückwärts, lautlos, ohne Schrei, ohne Wort, ohne Seufzer sogar, der Blume im Grase vergleichbar, die ein Hagelkorn auf Einen Schlag daniederstreckt. Köpflein und Nacken glitten an die nächst höhere Stufe, aus der schlaffen Hand fiel die Nadel zu Boden.

„Armes Kind," sprach mitleidsvoll der Gott. „Nein, nicht elend: — glücklich will ich dich machen." Und er fuhr mit dem rechten Zipfel des langfaltigen Mantels dicht oberhalb des Antlitzes der Ohnmächtigen hin: der Lufthauch weckte sie sofort.

Mit großen Augen — thränenlosen — starrte sie ihn an: sie öffnete halb den Mund: der bebte ein wenig vor Weh. „Sei getrost! Gleich sollst du bei ihm sein! Und mit ihm leben, ungetrennt, solange Walhall aufrecht steht

auf seinen goldnen Pfeilern. Sprich nach die Worte, die ich dir vorsage."

„Oh güt'ger Freund!" Es war alles, was sie hervorbringen konnte.

Er aber hob feierlich die rechte Hand und sprach ihr langsam vor:

„Dieses als drittes
Erbittet sich Vidhja:
Nicht, nach der Weiber wehvollen Weise,
 Nach Hel hinunter
Freudlos zu fallen,
 Sondern selig,
Immer von Aswin ungeschieden,
Mit dem kleinen Kinde
 Oben in Asgardhs
Wonnen zu wohnen,
 Als Friggas Freundin,
In Demut ihr dienend." —

Nur ganz leise vermochte die von seligem Schrecken Gebannte die Worte zu wiederholen.

„Gut. Es geschieht," sprach er, die Hand senkend. „Nun aber geb' ich dem schlummernden Kinde hier den versprochenen Namen. Sieh, es lächelt im Traume! Ja, ja, das Beste verleihen die Götter den Sterblichen in schuldlosem Schlafe! „Fulla" soll sie heißen, die Kleine: groß, schön, üppig soll sie werden und Fülle der Freude, Fülle des Lebens, Fülle von allem Guten soll selber sie haben und andern spenden. Jedoch der Pate schuldet auch der Mutter des Patkindes ein Geschenk. So nimm es hin, du reinstes Herz, das je in Menschenbrust gepocht. Vidhja heißest du? „Die Bitte!" Wohlan: dem reinen, sanften Weib, das bittet, wird gewährt! Nicht Gott, nicht Mensch, kann deiner Bitte widerstehen, wenn du so bittest — so, wie du gestern mich gebeten, „gut zu sein".

Das aber werde deine Verrichtung in Asgardh: der Bittenden Fürsprecherin zu sein. Du sollst alle Bitten, die an Odhin oder Frigg gerichtet werden, — wenn dein reines Herz sie gut heißt — zu Odhin und Frigga tragen. Und das schenk' ich dir als Pate deines Kindes, daß alle Wesen dir alle Bitten gewähren müssen, die nicht das Schicksal verwehrt! — Nun auf! Nimm dein Kind auf den Arm! Aber halt es fest, — das rat' ich, — sehr fest! Und schließe die Augen, daß nicht Schwindel dich faßt. Denn hoch geht's hinauf! Und gar rasch reist er durch die Lüfte, der dein Freund ward: Odhin von Asgardh."

Er legte ihr das ruhig schlafende Kind dicht an den Busen, schlug mit dem linken Arm den dunkeln, den langfaltigen Mantel mit gewaltigem Griff um Mutter und Kind, winkte mit der erhobenen Rechten nach oben und, die Erde mit dem Ballen des linken Fußes hinter sich abstoßend, das rechte Knie, leicht gebogen, erhebend, fuhr er sausend mit ihr durch den wallenden, rings scheu ausweichenden Nebel in die Höhe. Bald war die Nebelschicht überflogen und im hellsten Lichte der Sonne glänzte von oben her ihnen grüßend entgegen Asgardhs goldgetäfelter Burgwall.

XIV.

Nun stand Odhin mit der sprachlos Staunenden in Friggs Halle. Vor der schönheitstrahlenden Göttin sank die Sterbliche ins Knie, die Augen wie geblendet niederschlagend. „Oh wie schön!" hauchte sie, das dunkle Köpfchen senkend.

Leicht errötend über diese aufrichtige Huldigung löste die blonde Göttin, die hohe Gestalt gütig neigend, der Mutter sanft das schlummerde Kind aus dem Arm, drückte es einmal — hierbei viel stärker errötend und das edle Antlitz schämig von Odhin abkehrend — an den eignen stolzen Busen und legte es dann, ihm leise beschwichtigend zuwispernd — denn es regte sich nun — gar behutsam in einen Korb voll hochgehäuften, feinsten, weichsten Flachses. — Gleich stand sie wieder bei der immer noch Knieenden, richtete ihr zuerst das in Bestürzung gesenkte Gesicht in die Höhe und hob sie dann mit sanfter Gewalt vom Estrich auf. „Komm, Schwesterlein! Wir meinen's gut mit dir."

Aber immer noch sprachlos schmiegte sich die junge Frau an den Gürtel der Göttin; die strich ihr —, ermutigend, über das schlichte braune Haar.

In kurzen Worten teilte Odhin der Braut mit, welche Verwendung in Asgardh er der Zagenden zugedacht. Frigga nickte zustimmend und sprach:

„Wohl! Was immer und irgend
 Vidhja bittend begehrt,
Inbrünstig und aus allem Ernste,
 — Versagte nicht solches das Schicksal —
Das müssen ihr Menschen
 Und alle Wesen willig
Und gern auch die gütigen
 Götter gewähren."

„So tritt dein Amt gleich an," sprach Odhin, „und versuche sofort die neue Begabung. Bitte, daß du mein nie mehr gedenkest."

Da erschrak die Kleine, sie zögerte; schmerzerfüllt schlug sie die großen Augen auf: aber nicht zu ihm, der vor ihr stand — zu seiner Braut; angstvoll, hilfesuchend, sah sie empor.

„Ach nein, Herrin! — Wenn ich darf, — das möchte ich nicht bitten!“ — „Und weshalb wohl nicht?“ lächelte Frigg. — „Ich denke sein so gern! Es wird mir dann so weit in der Seele! Ich atme dann so groß und tief. Wie er — Er! — mein Gast war — meines armen Herdes! Ich will das nie vergessen.“

Da trat Odhin einen Schritt vor und sprach ruhig, ihr die Hand auf die Schulter legend: „So bitte, daß du meiner nur in Freundschaft gedenkest: ganz so, wie ich deiner gedenke.“ — „Ja, war das jemals denn anders? Ich habe nie in Feindschaft —, hast du jemals in Zorn an mich gedacht?“ — „Kind, frage nicht! Thu' wie ich dir rate!“ Da schritt die Schüchterne dicht an ihn heran, schlug seinen Mantel zurück, legte, wie damals vor ihrer Hütte die offne flache Rechte auf seine linke Brust und sprach, die Augen demutvoll zu ihm erhebend: „So bitt' ich und bete, daß wir beide aneinander nur in Freundschaft gedenken.“

Unverändert, — ganz wie zuvor, — blieben nach diesen Worten des Gottes ernste Züge; väterlich ruhte sein Auge auf ihr. —

Aber Vidhjas Antlitz wandelte sich jäh.

Die gespannte Erregung sank. Der unbestimmte Schmerz, die Unruhe endete. Die halb wehmütige, halb glückliche Verträumtheit verflog. Der verschleierte Blick ihres Auges ward hell, ward nüchtern. Sie schritt rasch auf den Flachskorb zu, in welchem Fulla schlummerte, hob sie auf den Arm und rief lebhaft: „Aswin! Wo ist Er all diese lange Zeit? Aswin, mein lieber Mann! Ich will ja doch lange schon zu Ihm? Darf ich denn nicht?“ fügte sie ungeduldig bei.

„Du sollst sogar,“ sprach Odhin, mit der Hand deutend. „Dort hinaus! — Vor der Thüre — rechts

— wird dir Lohn, meiner Braut Gürtelmagd, den Weg nach Walhall weisen, wo Aswin unter den Einheriar weilt. Grüß ihn von mir, für den er, tapfer kämpfend, sieghaft fiel. Sag' ihm —: Odhin schickt ihm Weib und Kind." —

Mit kurzem, dankbarem Kopfnicken verschwand die Glückliche: vollbeschäftigt, ihr nun erwachend Kind zu schweigen. „Still, Fulla, Liebling," mahnte sie, „es geht zum Vater."

XV.

Nun sie allein waren, trat Odhin auf die Geliebte zu, langsam, nicht mehr in Bewegung und Blick mit der wilden zornigen Glut des Verschmähten: nein, still, befriedet, im seligen Bewußtsein des für ewig gesicherten Besitzes ihrer Seele. — — —

Unendlich liebesinnig schaute er mit den geheimnisdunkeln Augen auf das wunderschöne Weib, in ihre himmelsklaren Augen, neigte dann ein wenig das hohe Haupt und legte es, mit der Linken nur ganz zart sie umschlingend, sanft auf ihre rechte Schulter nieder. „Oh Geliebte — bald mein Weib — laß mich einen Augenblick in stillem, unaussagbarem Glück an deiner Brust diese kampfgefurchte Stirn, dies gedankenschwere Haupt verruhen. Oh welches Glück, welch friedlich stetes Glück ist dies Vertraun der Liebe! Hier — hier endlich — hier allein find' ich die Stätte, wo ich sicher ruhen mag.

Denn ach! einsam ist Odhin! —

Hasser hab ich in hellen Haufen — und ganze Nebelgeniste von Neidern: — mich freut der Feinde Vielheit: in die Winde verweh' ich sie lachend. — Allein das war

„Odhin,“ hauchte sie und barg das edelgewölbte Haupt zärtlich an seiner breiten Brust, „der Edlen Edelster du, mein Odhin: du bist groß.“ (Seite 484)

doch tief, sehr tief traurig, daß auch von denen, die mich lieben, die mich ehren wollen, nicht Eine voll mich verstand, nicht Einer es ahnte, wie im tiefsten Kern des Wesens mir — bei all der feuerstürmigen Wildheit meiner Kraft! — nur eitel Güte wohnt. Allüberwältigende, allüberwindende Güte, mich selbst fortreißende, thöricht weiche Rührung des Herzens, der Wunsch, allüberall hin überschwänglich Glück zu verstreuen, jede Thräne zu hemmen, bevor sie niedergleiten kann; — daß niemand es ahnte, wie gütig ich sein möchte: — das schmerzte doch bitter, Geliebte!

Wohl lachte ich dann erst recht laut — vor den andern! — und Scherzwort auf Scherzwort schnellte ich, wie Pfeile, vom Mund. — Aber die Lippe zuckte dabei und es zuckte vor verhaltenem Weh mir das Herz; glaub es nur: mein Lächeln war meist schmerz-erkauft. Denn öde war mir das All: ach, ich hatte nicht Einen Vertrauten. Nun aber du mich liebst, — oh nun ist alles gut! Wie eitel Gold nun leuchtet mir die Welt! — Nun bin ich nicht mehr einsam: — ich habe ja dich! Und vor deinen lieben klaren, klugen Augen will ich so gern aufdecken meines tiefsten Wesens letzten Urgrund, auch alle meine schweren Fehler —"

„Ich hab' sie lieb, die Fehler," lächelte sie und strich ihm selig über Haar und Bart und koste diesen Bart zärtlich mit ihrer weißen, schönen, weichen Hand.

„In dich ergießen will ich all' meine stolzesten und meine traurigsten Gedanken. Du — nur du allein! — kannst mich verstehn, — ach — viel besser, als ich mich selbst verstehe."

„Ja, das mag vielleicht sein," sagte sie und griff nach seiner speerschaft-vertrauten, harten Rechten, die dem Fange des Adlers glich, und küßte sie demütig, aber sehr heiß.

„Vielleicht! Und weißt du auch, warum? Lieben ist — Verstehen. Und ich liebe dich viel, vielmehr, Odhin, als du dich selbst. Und dich ganz verstehen, ist dich ewig lieben. So — siehst du — nimmt's kein Ende — mit Lieben und Verstehn: — Unendlich beides: — unausdenkbar selig.“ — Hinsterbend ward ihr Wort zu leisem Hauch. —

Und wieder schwiegen beide — vor eitel Glück und eitel Liebe. —

Und so still ward es und so ruhig standen die beiden, daß die entflohene Taube, durch die offne Thüre hereinspähend, ganz zutraulich heranflog und sich, girrend und kopfnickend, auf dem Hochsitz niederließ.

Endlich begann Odhin, das Haupt von ihrer Schulter hebend: „Höre, Geliebte! Noch Ein Wort zu dir allein. Vor den Göttern allen werd' ich dir nun bald die Hochzeitsgaben reichen, die hoch gehäuft, in meinem Schatzhaus deines Jaworts harren — ach, wie lange schon! — Nicht vor den andern aber, — unter uns beiden allein — möcht' ich dir — jetzt gleich schon! — eine andre Hochzeitsgabe schenken. Sie ist recht winzig: — wirst du sie verschmähen?“ — „Sie kommt von dir!“ — „Es ist nur ein gar klein Ding, ein sehr unscheinbar Geschmeide! — Doch — vorher — laß dir noch andres erzählen.

Du erinnerst dich — ich fing einmal — vor Jahren schon! — den Schwarz-Elben ihren bösen, tückischen König weg und hielt ihn in Banden. Da brachten die Wimmelnden, ihn zu lösen, mir viele Schürzen voll rohen Berggoldes und auch, aus Gold geschmiedet, manch zauberkräftig Gerät. Unter all dem hochgeschichteten glanzleuchtenden Haufen lag auch ein schmales Fingergold. Dieser Ring sollte, wenn

leise, mit leisem Wunschwort, gedrückt, das Herz bezwingen jedes Weibes.

„Verschenk' ihn nie," warnten die kundigen Zottelbärte — „sonst verliert er auf immer seine Kraft, auch wenn du ihn wieder gewännest. Aber ach!" — klagten sie — „vollkommen gerät nicht Gerät auch meisterlichstem Meister. Sogar Thors Hammer ist ein wenig mißglückt: zu kurz gedieh uns der Stiel! So auch dieser Ring: — nicht alle Weiber kann er bezwingen.

Wir haben hineingeschmiedet zwei kleine goldne Natterlein: Eitelkeit, die gelbe, und Sinnengier, die rote. Eitelkeit oder Sinnengier — oder doch beide zusammen! — werfen Jungfrauen und Frauen. Aber Eine atmet, die werfen sie nicht. Frigga heißt sie, Fiörgyns hochgemute Tochter. Wohl weiß auch sie, daß sie schön ist, ja die Schönste von allen. Und es freut sie auch, ganz im geheimen. Wohl kreiset auch in ihren durchsichtigen Adern warmes Blut. Allein in dieser herben Seele thront ein unbezwingbar spröder Stolz, wie auf dem höchsten Felsberg ew'ger Schnee. Den wirft nichts um im Himmel und auf Erden, kein Zwang, auch nicht stärkster Zauberzwang. Nicht Sonnenglut von außen, nur von innen heraus mag ihn schmelzen jener glühende Feuerzauber, der da „Liebe" heißt. Doch ob Frigga lieben kann? Kein Weiser weiß es! Und nur Thoren glaubten es bisher. Gegen Frigga hilft nicht dieser Ring." Da hätt' ich ihnen am liebsten ihren goldenen Bettel vor die Füße geworfen."

„Und" — forschte die Göttin, vorwurfsvoll, aber sie vermochte nicht, so hart zu sprechen, als sie gerne wollte — „du hättest wirklich den Zauber gebraucht — gegen mich — wider meinen Willen . . . .?"

Laut, wild, drohend lachte der starke Gott und die dunkelgrauen Augen funkelten.

„Ha, gewiß! Dich zu gewinnen — deinen süßen Leib und diese widerspenstige, unertragbar trotzige Seele — jedes Mittel war willkommen. Ja" — er trat ihr einen Schritt näher und sah ihr mit so grimmigem Verlangen in das Antlitz, daß sie den Blick nicht ertrug: „ohne Zauber, mit Gewalt, mit Mannes-Gewalt, wie eine Speer-Gefangene, hätt' ich längst die unbräutliche Braut zu meinem Willen mir hergezwungen, — machte dich nicht dieser dein dünner weißer Leinengürtel da, solang du ihn um die jungfräulichen Hüften geschlungen trägst, unüberwindlich jedem Mannesarm. Ah, wie ich ihn hasse, wie kein Ding sonst, diesen Linnenstreifen, dies verfluchte schmale Heiligtum." —

Sie wollte ihm einen strafenden Blick zuwerfen. Aber das mißlang. Sowie sie auf sein Auge traf, schlug sie, leis erbebend, das ihrige nieder und flammende Lohe flog ihr über das weiße Antlitz bis unter das in kurzen Wellen gebrochene Haar ober der Stirne. Sie wollte zürnen: sie konnte nicht: sie war in süßen Schauern entzückt im tiefsten Kern ihres Lebens: denn ein Weib war auch sie. — —

„Diesen Ring nun — den Liebesring — ich bitte dich: laß mich dir ihn — als erste Hochzeitsgabe — schenken. Und vernimm" — fuhr er leiser fort — „was niemand weiß und ahnt: — ich darf ihn dir stecken an deine reine Hand, diesen bösen Reif! — denn auch er ist rein: ich habe seinen Zauber nie benützt: es hat mir immer widerstrebt."

„Odhin," hauchte sie und barg das edelgewölbte Haupt zärtlich an seiner breiten Brust, das Gesicht in seinem Barte vergrabend, „der Edlen Edelster du, mein Odhin: du bist groß."

„Groß ist nur meine Liebe," flüsterte er in das feingerundete Ohr. Er streifte nun den Ring, der hartnäckig

widerstrebte — fest und scharf sich einbohrend in das Fleisch, wie ein lebendig Gewürm — vom vierten Finger der rechten Hand und steckte ihn an den entsprechenden Finger der Braut vor den Verlobungsring, den sie hier trug. Und sie suchte eifrig seinen Mund und küßte ihn glühend — es war der erste Kuß, den sie nicht empfing, den sie gab. —

„Und wann — wann ist die Hochzeit, Frigga?“ fragte er hastig. „Morgen?“

„Nein, du Vielkluger!“ lächelte sie und sah ihn holdselig an und schüttelte ein klein wenig schelmisch das blonde Haupt. — „Übermorgen erst?“ trauerte er. — „Nein, du Heißgeliebter! Heute! In dieser Stunde! Jetzt! Gleich! — Rasch, stoß in dein hallend Horn! Ruf' alle Götter, alle Göttinnen herbei! Thor mit dem Hammer, zum Weib mich zu weihen! Rasch! Einmal entschlummern dürfen — hier! — das Haupt auf deiner Brust! Ah, Odhin!“ — das hauchte sie, kaum vernehmbar, süß erschauernd an seine Wange sich schmiegend, — „ich vergehe ja vor Sehnsucht, dein zu sein!“

XVI.

Laut schmetternd, wie noch nie zuvor, hatte von Fensals Hochschwelle aus das treue Horn durch die weiten Himmel gehallt: es ward sein letzter Dienst: es zersprang bei des siegfrohlockenden Gottes gewaltigem Atem! —

Heran stürmten alle Götter und Göttinnen, aufgeschreckt, als seien die Riesen eingedrungen in Asgardh. Allen vorauf sprang herbei Thor, den mächtigen Hammer schwingend.

Aber er hatte damit nur — auf Odhins Begehr — des bräutlichen Weibes weiße Stirn und Haar zu berühren. Und staunten da alle höchlich und freuten sich gar sehr. Denn längst hatten sie die Vermählung gewünscht und oft und laut und heftig gescholten auf die eisige Frigg. —

Und Vidhja bat, — und wahrlich nicht vergeblich! — zusammen mit Lofn schmücken zu dürfen die wunderbar erstrahlende Braut. Unter dem weißen Schleier von feinstem, durchsichtigem Linnen hervor leuchtete auf dem stolzen Busen das Halsgeschmeid, das da der Anmut niemals weichenden, immer jungfräulichen Zauber leiht. Und alle Göttinnen sagten, so schön hätten sie Frigga nie gesehen und nie geglaubt, weil niemals noch diese strengen Züge so von Wärme, von geheim durchglühender, stolzer Freude belebt gewesen waren. Und alle Göttinnen sprachen ihren Heilwunsch der Braut; auch Freia; aber bei dem letzten Worte wischte diese — ungesehen — mit ihrem roten Haar rasch über die feuchten Augen hin.

Und vor Fensals Eingangsstufen, auf dem immer grünenden Rasen, ward das Brautzelt aufgeschlagen; es ward geschmückt mit allen Kleinoden von Asgardh und mit allen Blumen der Erde. Aber Odhin, nachdem er all die Pracht gemustert, ergriff schweigend seinen Speer und stieß oben in den Spitzgiebel des Linnendaches ein Loch, so daß ein Stern, ein wunderbar schöner, gerade auf das bräutliche Lager sah. — — —

Gar bald zog er — kaum war es dämmerdunkel geworden — an der Hand die Geliebte von dem lärmenden Festmahle hinweg. Sie folgte, leis erbebend, aber ohne Widerstand, ja rasch dahinschreitend.

Und Thor mit dem Donnerhammer hielt die Braut-

wacht zwanzig Schritte weit von dem Zelt gen Aufgang; und Freir mit dem Sonnenspeer hielt die Brautwacht zwanzig Schritte weit von dem Zelt gen Mittag; und Tyr mit dem Siegesschwert hielt die Brautwacht zwanzig Schritte weit von dem Zelt gen Niedergang; und Ullr mit Bogen und Pfeil hielt die Brautwacht zwanzig Schritte weit von dem Zelt gen Mitternacht, auf daß kein Späher, kein Lauscher, ja kein leisester Laut störe der Vermählten heilig geheime Wonnen. — — —

Und in dieser Nacht ward gezeugt ein Knabe; dem haben bei der Namenweihe die Nornen den Namen „Baldur“ gegeben: er ward die Wonne der Welt.

Die Finnin

Meiner lieben Freundin

Frau Malwine Twiß in Utrecht

zu eigen

I.

Weltverloren, fast jeden Tag im Jahre von Nebeln verdeckt, lag ein kleines Eiland in dem Busen, in den die Ostsee gen Norden verläuft.

Es trug keinen Namen. Denn wann der Sturm Fischer in die Nähe verschlug, trachteten sie gar rasch, weit abzukommen: so gefürchtet waren die Klippen rings-um; bei allen Winden raste dort die Brandung, den weißen Gischt sprühend über die schwarzen Zacken und spitzen Na-deln von Granit.

Ganz unbewohnt zwar schien die Insel nicht: man sah von der Fernsee her zuweilen dort Rauch aufsteigen.

Aber Menschen, so hieß es, hausten da nicht, nur böse Geister. Die mochten ja auch nicht fehlen dort: die allem Leben feindliche Öde konnte ihnen wohl taugen: lag der schmale, lang von Nord nach Süd gezogne Streif dieser sandigen Dünen doch ganz einsam, weitab von den Finn-leuten im Aufgang und noch ferner von den Küsten von Svea-rike im Niedergang.

Und doch wohnten auch Menschen hinter jenem dunklen Geklipp.

Denn an dem Abend eines düsteren Herbsttages lag auf dem weißen Sande des Weststrandes ein junges Ge-schöpf: ein Weib: das bewiesen die langen Haare, die ihr schlicht, steif und straff auf den Rücken hingen: schwarz

waren sie, aber unschön schwarz, mit einem Anflug von grünlichem Grau, dunkeln Binsen vergleichbar. Nichts andres bezeugte das Geschlecht: die Brust war flach wie eines Mannes; da blühte kein Reiz weiblicher Anmut in dem breiten, tief dunkelhäutigen, eckigen Gesicht, mit der stumpfen, eingedrückten Nase, den stark vortretenden Knochen der magern Wangen, mit den langgestreckten Kinnbacken und den kleinen schiefgeschlitzten Augen: — dieser Augen Farbe und Ausdruck freilich war wunderschön weich und seelenvoll; aber der Hals hob sich nicht genug aus den zu hoch gereckten Schultern, die ärmlichen Hüften waren auch für solche Jugend allzu schmal. Die ganze Gewandung, die sie trug, war ein Hemd, aus drei Seehundfellen ungeschickt mit Fischgräten aneinander genadelt; an des Gürtels Statt schnürte ein zusammengedrehter Zweig der zähen Strandweide das abgeschabte mittelste Hautstück fest: — die Haarseite trug sie nach innen gekehrt.

Das junge Geschöpf lag, auf der Brust, langausgestreckt, auf dem äußersten Streifen des Strandes, das Kinn in die beiden offnen Hände versenkt, die Ellbogen tief in dem lockeren Sande vergraben.

Sie schaute gen Westen, wo die Sonne versank in glutroten Windwolken. Denn wilder Weststurm hatte gewütet den ganzen Tag über: erst gegen Abend hatte das grimme Brausen in den Lüften sich beschwichtet. Aber die See! Noch stundenlang tobte sie nach. Kleine Fische, von der Gewalt der Wellen bis hierher mitgerissen zwischen Klippengürtel und Strand, konnten in dem kreiselnden Gewoge nicht vorwärts, noch zurück.

Deshalb fegte eine große, grauschwingige Möwe schrill kreischend dicht über das regungslose Mädchen und stieß nach der Beute in den weißen Schaum der Brandung: zuweilen spritzte der, vom Winde abgerissen auf dem Kamm

der breit heranrollenden Woge, bis über Haar und Rücken der Liegenden hin.

Allerlei spülten die Fluten ans Land: loßgerißnen Seetang, Quallen, Muscheln: oft schlugen die zerbrochen, scharfkantig, ihr in das Gesicht, das Blut sickerte aus der dunkelbraunen Wange: sie spürte es nicht; sie rührte sich nicht.

Da rollte zwischen Seegras und allerlei kleinem Getier etwas Blinkendes heran auf dem feuchten Sand: aufprallend an einen Stein gab es hellen Klang: rasch, wie ein Raubtier, schlug die Ruhende die magre Rechte — wie eine Pranke — darauf und erhaschte das Ding so sicher, wie die Möwe den Fisch: sie hob es in die Höhe, daß die Sonne darauf schien.

Da glitzerte es. Es war ein kleiner Panzerring von Erz; ein Zeichen, das sie nie gesehen, war darein gehämmert. Wohlgefällig betrachtete das Mädchen das geringfügige Stück: sie hielt es immer wieder in die Sonnenstrahlen: sie freute sich, wie es so blinkte.

„Von den Göttern!" flüsterte sie dann ehrfürchtig. „Ja dorten, im fernen Westen, woher Wind und Welle heute kamen, und wo der schöne Sonnengott zu schlafen geht: — da wohnen sie, die Götter. Und ihre Söhne. Und alles Herrliche.

Die Mutter hat's oft erzählt. Ach wie schön muß es dort sein! Alles! Das Geschmeide, das Gewand, das Gewaffen! Frauen wandeln dort mit Haaren, licht wie die Sonne, mit Augen, hell wie der Himmel, mit einer Haut, weiß wie der Schaum des Meeres. Und die hohen Männer: so hoch sollen sie ragen wie unsere Birke, sagte die Mutter. Und über die Erde schreiten sie stolzen Ganges mit dem Schritte des Herrn: und wessen sie gelüstet, das nehmen sie sich mit den unwiderstehlichen Armen. Und Schmuck und Gerät in Menge haben sie aus diesem —

wie soll ich doch sagen? — aus solchem Stein, wie dies da. Aber es ist nicht Stein: denn sie schmelzen's im Feuer und biegen es dann, wie sie wollen. So zwingen sie alles zu ihrem Willen: auch die Steine, sagte die Mutter. Sie hatte aus ihrer Gefangenschaft dort bei den götterentsprossenen Männern ein Stück mitgebracht von solchem geschmolznen Gestein: es war ein Stück der Kette, mit welcher sie die Erbeutete gefesselt hatten: aber sie liebte es. „Erz", mein' ich, nannte sie's in der Sprache der Göttersöhne. Und jeden Abend vor dem Einschlafen hat sie es geküßt. Und ich: — ich küsse dies. Denn von den Göttern kommt es mir zu. Aber — verstecken! Sorgfältig! So! Unter den Weidengürtel! Denn fänd' es der Ohm, — er schlüge mich hart und riß es mir weg und würf' es zurück in die See." — —

II.

Und sie streckte sich wieder lang aus und sah hinaus in das Meer so spähend, so scharf aus den tief dunkelbraunen sehnsuchtvollen Augen, bis sie schmerzten, geblendet von dem zitternden Licht auf den Wellen, so oft die Sonne plötzlich aus dem hastig ziehenden grauen Gewölk hervortrat.

„Ob denn nie etwas kommt? Gar niemals? Ob es denn nie anders wird hier? Der Ohm — das Ren — der Fischfang mit dem Netz — der Lachsstich mit dem Speer — die lachende Stillsee — der Sturm — der kurze Sommer — der Herbstnebel — der lange, lange Winter in der niederen Hütte — die Thranlampe — der Schlitten — endlich die

Möwen — der kurze Sommer — wieder der Ohm — das Ren — der Fischfang — wieder der Nebel — immer wieder. Immer wieder! — Ob denn nie ein Zeichen, ein Gruß, eine Botschaft kommt von den Göttern und Göttersöhnen, bei denen die Mutter gefangen war? ‚Eine sel'ge Gefangenschaft' sagte sie oft, lächelnden Mundes. Mir ist, es muß doch etwas viel Schöneres, Helleres, Strahlenderes, Gewaltigeres geben, als hier in der traurigen Öde. Aber fern, unerreichlich fern! Dort — im milderen Westen — dort, wo die Sonne zu Golde geht."

Und träumerisch sah sie wieder hinaus auf das Meer.

Nichts entging ihr da draußen: jedes Kleinste, was sich abhob von der unendlichen Fläche, nahm sie wahr: den kaum aus dem Wellenthal emporschnellenden Fisch, ein Stücklein Holz, dunkler als die blaugrüne Flut, darin es tristete, den Kopf des Delphins, den der nur ein wenig aus dem Wasser in die Luft reckte: — alles.

Wie hätte sie nicht alsbald ein großes Treibstück entdecken sollen, ein langes, schwarzbraunes, das nun weit draußen vor dem Klippengürtel auftauchte, aber von dem Westwind rasch näher und näher herangebracht wurde. Es war ein Balken oder ein Brett — das erkannte ihr geübtes Auge bald — wie sie nicht selten nach argem Sturm von gescheitertem Schiff die brandende Woge daher trug: ein langes, dunkles Brett. Aber an dem hinteren Ende, das tiefer in das Wasser hing, war ein anderes befestigt, ein Helleres, Weißes . . . . . —

Das Mädchen richtete sich ein wenig auf: langsam, wie in der Ruhe ihre Bewegungen waren: und den Kopf reckte sie höher und den Oberleib, auf die beiden Ellbogen gelehnt, ähnlich dem Seehund, der sich auf die Vorderflossen stützt, eh' er sich vorwälzt im Sande.

Näher, immer näher trieb das Brett: denn jetzt schwamm

es seitlings — der Quere nach — und der Stoß jeder Welle, der es traf, schob es ein gut Stück weiter.

Nun fegte ein heftiger Windstoß wieder einmal die langgestreckten Wolken von der versinkenden Sonne fort: grell fielen ihre Strahlen auf den Meeresstreifen vor den Klippen: hell beleuchtet zeigte sich dem scharf spähenden Auge der Balken auf der Höhe einer weißkammigen, breit heranrollenden Welle schwimmend: da stieß sie einen gellenden Schrei aus, dem Ruf eines erregten Tieres vergleichbar, und, jäh auffahrend von dem feuchten Sande, warf sie sich mit gewaltigem Sprung in die tobende Brandung, die wütend an den Granitklippen zur Rechten und zur Linken sich brach und überschlug: nur ein schmaler Wasserstreif, etwa von Mannsbreite, führte — wie eine Engpforte — zwischen den Felsen hindurch hinaus in die freie See, von wannen das Brett nun pfeilgeschwind heranschoß.

III.

Es ging auf Tod und Leben.

Denn ein Menschenleib, den die tobende See in das sägescharfe Gezack dieser wasserzernagten Klippenkämme zur Rechten oder zur Linken schleuderte, — zerschnitten ward er wie Halme von der Sichel. Mit Entsetzen — aber nicht um ihretwillen! — sah die kühne Schwimmerin einen andern Balken, den die Brandung herantrieb in die Felszähne rechts vor ihr, in splitternde Scheite zerspellt und zerschlissen: aber — sie erkannte es mit ihren scharfen Augen durch die Wellen hindurchblickend — das war nicht jenes Brett, um welches sie ringen wollte mit der wütenden See.

Fast unmöglich schien es, daß ein Mensch, ein zartes Mädchen, gegen solche Brandung überhaupt ankämpfen konnte. Aber das junge Geschöpf, langsam, unbeholfen auf dem Lande, — verwandelt schien es, sobald es die See umrauschte.

Wie ein Fisch floß die Kleine dahin: sicher, furchtlos, ja mühelos, wie es schien, mit den magern, aber sehnigen Armen, den lang vorgestreckten, die entgegenrollenden Fluten zerteilend, das schmale Köpflein stets gerade hoch genug über dem Wasser, um das angestrebte Ziel sicher zu erschauen: und schlug ihr auch die Sturzwelle zerstäubend hoch über dem braunen Nacken zusammen, sie in einem Sprühschauer von weißem Gischt begrabend, — im Augenblick darauf schwebte sie schon wieder, emporgetaucht, wie die schwimmende Möwe, auf dem hohen Rücken der nächsten Woge.

So hatte sie rasch ihr Ziel erreicht: die höchste der schwarzen Steilklippen zur Linken der schmalen Einfahrt: sie umschlang die dünne Felsspitze mit dem linken Arm und spähte scharf aus nach rechts: gerade noch recht war sie gekommen: denn schon trieb das Brett, das sie an Land bergen wollte, heran und zwar, wie sie gefürchtet, immer noch seitlings, so daß es unmöglich durch die enge Öffnung hätte hindurchgleiten können: die nächste Vollwelle mußte es, der Quere nach, gegen die Zahnklippen schleudern und zerschellen:

Da — schon war es heran! — ließ das Mädchen die Klippe fahren, warf wieder die Brust dem rasenden Meer entgegen, erhaschte das Brett an dem einen Schmalende, riß es mit aller Kraft nach rechts herum, daß es nun der Länge nach vor der Mündung des Eingangs schwamm und jetzt, in der Linken es in dieser Lage mit sich ziehend, mit der Rechten und mit den Beinen schwimmend

mit aller Kraft des Leibes, riß sie die Last rasch zwischen den beiden Eingangsklippen hindurch in das Strandwasser, wo ein paar nachfolgende Wellen die Schwimmerin und das nachgeschleppte Brett alsbald von selbst auf den Sand warfen.

Hier sprang das Mädchen flugs auf, zerrte den Balken vollends aus dem Bereich der nachrauschenden Wasser und richtete das schwerere Langende an dem Dünenhügel in die Höhe: das schwerere: denn hier, auf diesem Teil des weit über Mannslänge ragenden Brettes war, mit Schiffstauen vielfach umschnürt, festgebunden eines Jünglings Leib — oder Leiche.

Schön war der Jüngling: schön sein Leib, den nur die zerhackte Ringbrünne um die Brust und darunter der Schuppenrock bis an die Kniee bedeckten: schön war das goldiggelbe, lang auf die Schultern flutende Haar, schön das edle, todesbleiche Antlitz. Nur ganz kurz, bis sie all' diese Herrlichkeit in sich gesogen, ruhten die Augen des Mädchens auf der regungslosen Gestalt.

„Es ist, wie ich gedacht," hauchte sie: „Einer von ihnen, . . . ein Gott, ach," schrie sie in grellem Weh, — „ein toter Gott! Doch nein — nein — er soll nicht tot sein: — er soll leben." Und sie kauerte sich nun dicht neben den stillen Mann und richtete mit der Linken das herabhängende Haupt höher empor an dem flaumbartigen Kinn und, die schmale Rechte durch die Risse der zerhaunen Brünne zwängend, rieb sie eifrig, eifrig die Stelle, wo sie sein Herz suchte. „Da pocht es noch leise!" rief sie frohlockend. „Da wogt es. Ganz matt zwar: — aber es schlägt noch. Er lebt. Er lebt!" Und laut aufjubelnd verdoppelte sie ihre Mühung. Da schlug der Erwachende, tief stöhnend, die Augen auf: gleich schloß er sie wieder.

Aber zu ihrem seligen Entzücken hatte sie der Blick getroffen: „Zwei blaue Strahlen," rief sie. „Er lebt. Er lebt!"

IV.

„Aber nicht mehr lang!" grollte eine heisere Stimme von ihrem Rücken, von der Düne her, und über ihre nackte Schulter hin spürte sie eine kalte Schneide vorstoßen gegen den Hals des Fremdlings: gerade noch abwehrend fuhr ihre Schulter in die Höhe: ihr Blut, nicht das des Bedrohten rötete die Waffe: es war eine Harpune zum Stechen der Lachse: scharf war der Widerhaken der Feuersteinspitze. „Ohm! Was willst du thun?"

„Ihn speeren!" scholl es zurück, und der Alte schlug den zerschlissenen Mantel von Renntierfellen zurück und hob nochmal den Speer zum Stoß; wirr flog sein struppiges weißes Haar im Winde, wie er sich zielend vorbeugte.

„Morden!" schrie das Mädchen und deckte ihren Schützling mit dem Leibe. — „Austilgen! Die Göttersöhne austilgen: — es ist der Finnleute höchste Pflicht. Sie verschwinden oder wir von der Erde. Laß mich . . .!" — „Zurück! Er ist mein, nicht dein! Was wir Finnleute bergen aus tobender See mit verzweifelter Wagung des Lebens, — ich habe das Brett und den darauf durch das Klippenloch gerissen . . ." — „Ich sah's von der Düne mit Grausen!" — „Das ist zu eigen der bergenden Hand: — sei's Kleid, sei's Gerät, sei's Tier oder Mensch. Mein ist er, der Bleiche: mein eigen wie alles, was ich greife aus der See, sei's Fisch oder Seehund oder das leuchtende Meergold. Mein Strandgut ward er: und ich behalt' ihn lebend oder tot."

„So behalt ihn denn. Du bist im Recht. Und dein Recht: — es wird dich verderben. Verloren der Finne, der den Blondmann erschaut und speert ihn nicht zur Stunde. Behalt' ihn, und geh zu Grunde. — Aber ... vielleicht ... doch noch ... ein andermal!"

Sie vernahm diese letzten Worte nicht mehr deutlich: der Wind trug sie landeinwärts; denn der Alte humpelte davon über den Kamm der Düne hin; er lahmte auf dem linken Bein; so stützte er sich auf die Speerstange; er schüttelte grollend das Haupt; wie eine Mähne flog das wirre Haar um ihn her.

V.

Sowie er den Rücken gewandt, beugte sich das Mädchen wieder ungestüm über den leise Atmenden; in seinem Wehrgurt stak ein breites Dolchmesser; sie gewahrte es, zog es heraus und durchschnitt damit sorgfältig das Tau, das ihn in mehrfacher Umschnürung fest an die Schiffsplanke band: freier hob sich ihm nun die Brust: ihr Auge hing so bang, aber doch entzückt, ja wie verzückt an seinem Antlitz.

Nach ein paar tieferen Atemzügen schlug er abermals die hellen Augen auf: und diesmal schloß er sie nicht gleich wieder: er sah dicht über sich gebeugt das Weib mit dem dunkeln, triefenden Haar, mit dem triefenden Gewand: ... „Wo bin ich?" hauchte er leise vor sich hin. „Ertrunken! Bei Ran — dem übeln Meerweib. Ja .. das ist sie. Wie häßlich! Wie grauenvoll! Lieber gar nichts mehr sehn!" Und in Abscheu senkte er wieder die langen Wimpern. Er hatte kaum die Lippen bewegt: so waren ihr die Worte entgangen.

Sie rüttelte ihn nun sanft am Arm und sagte — in seiner, in der Nordmänner, Sprache: „Gerettet bist du, Fremdling! Bitte, bitte: nicht wieder einschlafen! Du mußt essen und trinken! Du verschmachtest mir sonst!" So lieblich weich, so einschmeichelnd tönte die flehende Stimme, — er blickte auf und richtete sich ein wenig empor: „Nein," sprach er nun langsam, sie beruhigter betrachtend, „nein, du bist keine Unholdin. Du meinst es gut mit mir." — „Ich meine es gut mit dir," wiederholte sie demütig und in die dunkelbraunen schönen Augen trat ein feuchter Glanz. „Komm! Herab von dem nassen Brett. Hier! Der Sand da oben ist trocken." Und sie schob ihn sacht in die Höhe.

Heiß durchrieselte es sie, wie sie ihn so an beiden Armen fassen mußte. Gluten schossen ihr in die hagern, braungelben Wangen; er sah es nicht.

„Blut?" rief sie plötzlich erschrocken. „Blut auf dem Brett da unten! Du bist verwundet?" — „Es ist nichts. Hier. Unter dem Knie. Nur geritzt. Doch . . . woher bin ich gekommen?" forschte er nun, sich besinnend und umherschauend. — „Dorther!" Sie deutete mit dem Finger auf die schmale Öffnung in dem Klippengürtel, über welchen gerade wieder die Brandung in wütendem Toben den weißen Gischt strandwärts schleuderte. Er schauderte zusammen. „Ja. Ich gedenke! Das letzte, was ich sah, auf den Wellen treibend, das waren, über die Wogenkämme ragend, jene schwarzen Zacken. An denen zerschellst du! dachte ich noch: dann vergingen mir die Sinne. Wer . . . wer hat mich daran vorbeigeholt?" — „Ich." — „Wo ist dein Boot?" Sie lachte. Das stand ihr gut: die kleinen weißen, zierlich gereihten Zähne glänzten. „Ich und die Möwe: — wir fuhren zusammen. Ich schwamm." — „Du . . .? Weib, dein Leben hast du . . .! Warum

hast du das gethan?“ — „Warum? Ich sah auf dem Brette treiben einen weißen Leib — einen Menschen — in der Sonne leuchtete sein helles Haar . . . Ich mußte den Lebenden retten oder — den Toten bergen. Und“ . . . sie zögerte . . . „und ich ahnte schon lange, du würdest kommen.“

Staunend sah er sie an: „Du redest — eine Finnin bist du doch? — du redest meine Sprache? Wer hat sie dich gelehrt?“ — „Die Mutter. Sie war lange gefangen bei euch. Sie liebte euch stark. Auch eure Sprache. An den langen, langen Winterabenden, beim Flicken der Netze, unter dem Glimmen der Thranlampe, hat sie mich eure Rede reden gelehrt. Es war ihre größte Freude. Und erst die meine! Sie wünschte mir so heiß, einen von euch zu sehen. Seither hab' ich geharrt. Und nun hat dich die Welle mir gebracht, dich, mein Angespül der See! Danke dir, Welle! danke dir, Westwind! Und wie heißest du, Fremdling?“ — „Harald.“ — „Wie schön das klingt!“ hauchte sie. — „Und du?“ — „Ughlu.“ — „Wie garstig,“ dachte der Jüngling; „gleich dem Glucksen des Wassers?“ fragte er kopfschüttelnd.

Aber es reute ihn sofort des raschen Wortes: die braunen Augen schauten schmerzlich zu ihm auf. — „Ich kann nichts dafür,“ sagte sie entschuldigend. „Aber wie böse von mir! Da schwatz' ich und starre dich an wie der Seehund den Mond und versäume, dich zu laben! Ich hole . . . du kannst noch nicht gehen . . .“

„O doch!“ rief Harald und wollte aufspringen. Aber seine Kniee versagten: er sank wieder auf den Sand der Düne. — „Siehst du, mein Pflegling? Noch mußt du dir von Ughlu helfen lassen. O bliebst du mir immer so hilflos.“ — „Weh diesem Wunsch, Weib!“ — Er rief das laut, drohend: und die blauen Augen sprühten Blitze des Zorns.

— Sie erschrak: die Farbe wich aus ihrem Gesicht: demütig kreuzte sie die nackten Arme über den Brüsten: „O vergieb. — Zürne mir nicht! Das wäre — der Tod. — Geduld! — Nur kurze Geduld! — Ich eile in die Hütte: . . gleich bin ich zurück mit Speise und Trank. Ich fliege.“ — Und pfeilgeschwind stob sie dahin — die Düne hinauf — dem Innern des Eilands zu, von wo ein paar Birken herüberschauten.

Tief atmend sah ihr der Jüngling nach: „Gut, daß sie fort ist . . . Mich ekelt des Weibes . . . Pfui, Harald, wie undankbar! Bin's doch sonst nicht . . . Aber der das Leben danken?“

VI.

Jedoch der Fremdling sollte der Finnin nicht nur um jener todeskühnen That willen das Leben zu danken haben: ohne ihre unermüdliche Fürsorge wäre er auch in den kommenden Tagen noch gar oft erlegen.

Moin, der Alte, versagte ihm die Aufnahme in seine Hütte, den einzigen Wohnraum des Eilands: er teilte ihn — ungeschieden — mit der Nichte. Er gab keinen Grund an. Und Ughlu, die für ihren Schützling alles andere ungestüm forderte und durchsetzte, wagte diesmal keine zweite Bitte: sie errötete und schwieg. „Komm,“ sagte sie dann, „komm, o Harald. Ich werde dir eine Lagerstätte schaffen.“

Und sie zog ihn an der Hand fort von der Schwelle der Hütte gegen die Küste hin, wo am Strande eine zweite, nähere Reihe von steilen Granitklippen die Dünen schützte vor der Brandung.

Sie ergriff ein zerbrochenes, schaufelähnliches altes

Steuerruder und grub gar behend und geschickt eine lange Vertiefung in die Landseite der Düne: — diese gewährte Schutz gegen den scharfen Seewind. Haralds Hilfe — staunend sah er zu — wies sie zurück: „deine Kräfte langen noch nicht so weit. Und nicht du sollst dich mühen, wo meine Hände ausreichen."

Über die ausgehöhlte Vertiefung spreitete sie eine Art Dach aus getrocknetem Schilf und aus steifem Strandhafer, wie eine Matte zusammengeflochten. — Mit leisem Schauder sah der Fremdling, während sie fortsprang, ein paar Felle zu holen, in die elende Sandgrube; — er schüttelte schweigend das lange Gelock.

Gleich war sie wieder zur Stelle: noch ein paar Schläge mit der Fläche der Ruderschaufel, den lockern, immer wieder herabrieselnden Sand zu festigen; nun wischte sie mit den Knöcheln der Linken den starken Schweiß von der niedrigen Stirn, warf die Schaufel aus der Rechten und leckte an der Innenseite dieser Hand.

„Was thust du da?" forschte er unwillig. „Was hast du?"

„Nichts," lachte sie, ihn mit strahlenden Augen anblickend, „ein paar Blutblasen, die schmerzen ein wenig. Aber dafür, schau nur hinein, das ist nun deine Herberge: — gar wohnlich ist sie geworden. Ganz ausstrecken kannst du dich darin — so wunderbar lang du gewachsen bist. — Ah weh!" Noch einmal leckte sie die wunde Hand.

Da ergriff er diese und drückte sie — schonend — leise: schon wieder schämte er sich seines Undanks.

Als er nach dem kargen Nachtmahl von getrockneten Fischen und Renntierkäse diesen Abend einschlief und die Felle fester über sich zog, sprach er: „nun, es währt ja nicht lang. Sobald ich wieder die Glieder brauchen kann, muß mir der Alte ein Boot geben, und ich suche die Freunde,

die Heimat. Und auch heute schon schauen ja die gleichen Sterne da oben auf mich und auf die Meinen."

VII.

Aber am nächsten Morgen traf sein Hoffen ein furchtbarer Schlag. Er wandte sich alsbald durch Vermittlung der Nichte an den Ohm; der hatte ihn schon tags zuvor mit finster drohendem Gesicht empfangen und kein Wort zu ihm geredet: — er verstand nur wenig von Haralds Sprache. —

Der bat nun, ihm sobald als möglich ein Fahrzeug zu leihen, die Heimat wieder suchen zu können.

Mit seltsamem, halb verhohlenem Lächeln hatte die Dolmetscherin seine Bitte dem Alten vorgetragen: der aber brach in zorniges Lachen aus, er schrie finnische Scheltworte, stampfte den gesunden Fuß auf den Lehmboden der Hütte, daß sie schütterte und wies zuletzt mit der Hand hinaus auf das Meer, auf die Küste des Eilandes.

„Komm mit," sprach Ughlu. „Er hat recht. Sieh selbst." — Und ohne weitere Erklärung führte sie den Ungeduldigen quer über das kleine Eiland. — Sie hatte sich geschmückt: — für ihn hatte sie ihr einzig Geschmeide angelegt, ein Erbstück von der Mutter: eine viereckige, durchlochte Zierplatte aus blankem Zinn, über der Brust an einem dünnen Streifen von Renfell aufgeschnürt getragen: mit stolzer Freude hatte sie den angespülten Ring seiner Brünne daran gebunden, nachdem sie das Erzstücklein zärtlich geküßt. Es kränkte sie ein wenig, daß er ihr nichts darüber sagte. Aber er hatte es gar nicht beachtet.

Sie geleitete ihn nun an das Südgestade der Insel: da lag, sorgfältig auf den Strand gezogen, außerhalb des Machtbereichs der Fluten und mit einem Lederriemen an eine Felsspitze festgebunden, ein elender Kahn: aus gesteiften Seehundhäuten, ohne irgend eine Zuthat von Holz, nur durch die Rippen eines vor Jahren hier einmal gestrandeten Walfisches auseinander gespannt, lang, schmal, kaum Manns breit; nur ein Mensch hatte Raum in der Mitte, wo ein rundes Loch geschnitten war in das wagrecht gespannte Renntierfell, welches das Innere des niedrigen Nachens schützen sollte vor den Wellen, die bei jedem leisesten Wind über dem kläglichen Fahrzeug zusammenschlagen mußten; fortbewegt ward das durch zwei zugleich zu führende lange Stangen mit ganz schmalen schindelähnlichen Ruderenden.

Erstaunt sah der Gast auf das traurige Gefährt: „Wo — wo sind die Boote?“ fragte er. — „Das ist alles, was wir haben. Nur um das Eiland herum — bei ruhiger See — können wir fahren. Das Weitmeer kann der Kahn nicht suchen; er schlägt um bei jeder hohen Welle.“ — Harald erbleichte: „All' ihr Götter!“ schrie er verzweifelt. „Es kann nicht sein. Wie könnt ihr leben?“ — „Vom Fischfang. Vom Strand aus; und mit dem Kahn um die Insel her; auch haben wir noch vier Renntiere: die leben kärglich vom Strandhafer und vom dürren Grase der Dünen. Und dann das Brot — aus Birkenrinde.“ — „Das ist — wirklich — euer einzig Fahrzeug? Das kommt ja freilich nie nach Harjadal.“ — Ughlu nickte. „Ich sagte es. Der Ohm kann dir's nicht geben, er kann's nicht einen Tag missen. Und gäb er's, — unrettbar würd's umschlagen, bevor du das nächste Land erreicht.“ — „Auf Lebenszeit hier gefangen!“ schrie Harald. „Lieber gleich sterben!“ Und er sprang gegen die steilen Klippen vor.

Ughlu klammerte sich an ihn: — mit tiefem Schmerz,

stumm, sah sie ihm ins Auge. „Aber nein," beruhigte er sich. „Geduld also! Ich baue mir selbst ein Schiff. Geduld, Harald!" — „Ja Geduld!" tröstete sie; aber ein seltsamer Zug zuckte um ihre Lippen. „Aus was will er hier ein Schiff bauen?" dachte sie bei sich.

VIII.

Beruhigter, aber doch noch mit heftig klopfendem Herzen sah Harald um sich: „Nein," rief er nun, „es ist ja nicht möglich! Wie kamt ihr hierher? Ihr seid doch nicht aus Eiern auf dem Sand hier gekrochen wie Krabben? Wie viele von euch Finnvolk wohnen noch hier?" — „Niemand mehr als wir beiden." — „Wie kam das?" — „Traurig genug. Frage nie den Ohm danach. Es macht ihn toll vor Schmerz und Zorn: — er wirft dann mit dem Steinmesser blind um sich. Ich erzähle dir's. Komm, ich führe dich dabei um das ganze Eiland: nur so wirst du's verstehen."

Und sie begann voranzuschreiten von Süden gen Osten, dann gen Norden sich wendend; erst zuletzt erreichten sie den Westen der Insel, wo er angespült worden war.

„Unsere Vorfahren," begann sie, „sind — der Ohm weiß nicht, vor wieviel hundert Sommern — von Aufgang, von Suomiland, — der Heimat all' unseres Volks — auf diese kleine Insel, wie auf die viel breiteren weiter mittagwärts, herübergefahren: drei volkreiche Geschlechter auf fünf großen Booten: diese Zahlen sind eingeritzt auf den höchsten Felsen: in der Mitte des Landes: — dort,

wo die vier Birken wachsen.“ — „Sind die dünnen Stämme die einzigen Bäume auf der Insel?“ Aber Ughlu schien diese Frage zu überhören: sie fuhr eifrig fort: „Dort, unter den Birken, ist heiliger Grund: da liegt mein Mütterlein begraben! — Lange Zeit lebten die Ahnen hier ganz gedeihlich: zahlreiche Renntiere, auch Ziegen hatten sie mitgebracht und Hunde, im Winter die Schlitten zu ziehen über das gefrorne Meer zum Fischfang unter dem Eise; und auf ihren starken Booten fuhren sie weit hinaus ins Meer zum Fischen, auf die Südinseln und auf das Festland im Aufgang und im Niedergang, zum Tauschhandel mit anderen Suomileuten. Da ging es den Menschen so gut, sagte dem Ohm noch der Großvater, daß sie fast gar keine Birkenrinde buken in das Speltbrot. Denn sie bauten Spelt auf der Insel selbst.“ — „Wo? Ich sehe nirgends Ackerland?“ — „Geduld. Du wirst bald begreifen! — Sieh, das hier ist unser einziger Brunnen, wo die lange weiße Stange ragt zwischen den schwarzen Felsen. Damals feierten sie Feste den Suomigöttern, denn die waren damals noch mächtig: Sorsatar, der Göttin des Seegevögels, Tuoni, dem Todesgott, dem König von Tuonêla, dem ewig düstern Reich, Ukko, dem Himmelsgott, Achti, dem Gott des Meeres und auf der Kantele, dem Saitenspiel mit fünf Saiten, spielten sie zu Opfergesängen.

Am schönsten aber — das bezeugte der Ohm — spielte und sang meine liebe Mutter. Freilich meist traurige Lieder, aber wunderbar rührende, wußte sie zu finden: — ohne Mühung des Kopfes: — sie kamen ihr von selbst. Viele ihrer Weisen hab' ich mir gemerkt. Und auch selbst manche beigefügt. — Die liebe Mutter meinte, ich hätte das von ihr geerbt, wie sie diese Platte trug und mir vererbte — siehst du? Oft weiß ich nun nicht mehr, welche

von der Mutter stammen, welche von mir: sie kommen mir immer durcheinander; traurig sind auch meine."

Sie schwieg eine Weile, nachdenklich; dann fuhr sie, sich aufraffend, fort: „Auch zu andern Suomileuten fuhren sie damals auf den breiten meervertrauten Booten. Freilich nicht gar oft: denn, wie heißt es in dem alten Lied?

„Selten kommt man nur zusammen
In den menschenöden Strecken
Unsres nebeldüstern Landes."

Aber damals war doch manchmal Freude unter unserm Volk. Später aber . . .!"

Sie seufzte. Dann hob sie traurig wieder an: „Das ist nun alles dahin und tot. Tot sind die Sänger, tot die Harfner, ach auch unsere Götter sind tot und vergessen: — viel mehrere von ihnen, als ich noch zu nennen weiß, lebten einst: — und die einzige Harfe, die geliebte Kantele der Mutter, ist auch tot: — denn die Saiten sind gerissen und wir haben keine neuen, sie aufzuziehen." Sie schwieg, blieb stehen und wischte eine Thräne aus den Augen.

„Du weinst? Mußt nicht weinen!"

Gleich lächelte sie wieder: „Betrübt es dich, wenn du mich traurig siehst? Dann sollst du's nie mehr schauen! Ich weine auch nicht um mich: — ich hab' es ja von Kind auf nicht besser gewußt. — Ich weine um die Mutter, die all' das verlor. Und doch auch um unsere Götter, daß sie nun alle tot sind." — „Woher weißt du das? Viele Völker haben viele Götter, so erfragte ich auf mancher Meerfahrt. Warum sollen eure nicht mehr leben?" — Aber sie schüttelte ernst den Kopf: „Ach nein! Sie leben nicht mehr. Es ist besser, das zu denken, als daß sie leben: denn dann wären sie böse. Oder ganz ohnmächtig." — „Wer aber soll eure Götter getötet haben?" — „Eure

Götter, ihr Gewaltigen!" antwortete sie, scheu zu ihm emporblickend. „Sie mußten wohl vor diesen vergehen, wie wir vor euch. — Höre nur! Lange Zeit wohnten auch auf dem Festland im Niedergang nur Suomileute, Fischer und Jäger unseres Volkes. Aber einmal, im Sommer, als die Schiffe der Unsern zum erstenmal wieder durch das mürbe gewordene Eis brachen und die gewohnte Bucht da drüben im Westen aufsuchten, da fanden sie nicht mehr die Vettern, sondern — euch. Oder vielmehr eure Ahnen. Denn lang ist's her. Vor denen hatten die alten Herren des Landes weichen müssen gen Mitternacht . . ." — „Jawohl," nickte Harald. „Nach Kvänland flohen sie, die übeln Finnleute, arge Viehdiebe, Zauberer und . . ." — „Nicht!" bat sie. „Nicht schelten: es sind die Meinen. Und des Landes alte Herren." — „Gewesen. Wir aber sind die Herren jetzt!" — „Gewiß! Ihr seid's: — im Himmel und auf Erden. — Während die Unsrigen nur Steine und das Horn des Rens als Waffe und die Keule von Holz führten, schwangen die Eurigen das Schwert aus blitzendem Erz und erschrocken sahen die Ahnen zu euch auf, den Söhnen der lichten Götter, wie ihr euch nanntet, selbst lichten Göttern vergleichbar." Sie schwieg: im Emporschauen zu ihm vergaß sie der Rede.

Er aber erwiderte: „Wohl stammen wir von den lichten Asen in Asgardh: von Odhin und Thor. Und ich und meine Sippe, wir stammen von Freir . . ." — „Dem Sonnengott," nickte Ughlu. — „Aber das hielt sie nicht ab, das ekle, häßliche Finnengezücht, die da, bleichnasigen Zwergen gleich, in Überzahl uns um die Beine wimmeln tief unter uns, mit Raub und Diebstahl unablässig in heimtückischem, nächtlichem Überfall unsere Viehherden davonzutreiben, unsere einsam gelegenen Gehöfte auszuplündern, die Überwältigten im Schlafe zu verbrennen. Zu

Land und zu Wasser kamen sie und kommen sie noch unablässig geschlichen und geschwommen, zu stehlen, zu plündern, zu morden. Aber wartet nur, ihr Nachtdiebe aus Kvänland, ich will . . ."

„Nicht, nicht! Ich bitte: wir sind ja verloren — warum uns noch schelten? — Auch meine Ahnen gerieten in Streit mit den eueren: Blut floß auf beiden Seiten: aber immer und immer siegtet ihr, wart ihr auch nur Einer gegen Sieben." — „Gewiß," meinte Harald und ballte die Faust. — „Zu Wasser und zu Lande ward gefochten, viele Jahre. Da — im Sommer war's — alle unsere Boote waren zum Fischfang ausgefahren, mit Männern und Weibern — da kamen ein paar euerer Drachen angerauscht: der Meerkampf begann: alle unsere Schiffe wurden in den Grund gerannt oder, erbeutet, mit vielen Gefangenen davongeführt, darunter auch meine Mutter, mein Vater ward erschlagen; verwundet, lahmend seitdem, entkam der Ohm mit Mühe auf jenem Kahne dort: er zog mich, die Verwaiste, auf.

Nach Jahren kam die Mutter zurück: ihr Herr — er war ihrer überdrüssig geworden, klagte sie — hatte sie an Suomileute vertauscht gegen einen Schild voll hellen Meergoldes und ihr neuer Herr schenkte ihr die Freiheit und führe sie hierher zurück. Sie war voll von eurer Herrlichkeit! — Viel, viel hat sie mir von euch erzählt, von euren Göttern, von euern wunderlichten, schönheitstrahlenden Frauen . . ." Sie stockte: ein langer Blick prüfte hier seine Züge: aber die blieben ruhig.

„Noch immer," fuhr sie fort, „ging es uns leidlich, ob auch lange nicht mehr so gut wie vor jenem Kampf auf der See: denn da hatten wir so viele Männer und Frauen und alle Vollschiffe verloren bis auf zwei. Aber nun — nun kam das Verderben." Sie schauerte zusammen.

„Unter unserem Volke ward von alters starker Zauber getrieben . . ."

„Man weiß es," grollte Harald, „Sud-Finnen, Kessel-Finnen, Zauberbolde heißt ihr."

Sie schwieg eine Weile, das Köpflein verschüchtert sinken lassend. „Nun war da," hob sie wieder an, „unter uns ein altes Weib, das hatte in Lappland bei den Lappen Zauber gelernt."

„Ei," zürnte Harald: „Wie spricht ein Spruch?"

„Zäh ist der Zauber, den der Finne fand:
Zehnmal ärger der Zauber, den da erlistet der Lappe."

„Die überzeugte Männer und Weiber, nur ein Blutopfer könne uns retten vor euch und eueren Göttern: unsere Götter seien eingeschlafen: nur heißes Blut könne sie wecken, daß sie euere Götter, die Asen, überwänden. Und sie beschlossen, nach ihrem Rate zu thun. Ein Knabe eures Volkes, der sich im Wintereis, im Nebel, auf dem Meere verirrt und den mein Ohm gefangen hatte, — er sollte unsern Göttern geopfert werden."

Mit Grauen hemmte Harald den Schritt: „scheusälig Volk!"

„Vergebens warnte meine Mutter: auf den Knieen beschwor sie den Ohm: ‚unsere Götter', sagte sie, ‚sind tot. Nur jener Männer Götter leben und schützen sie: reizen wir sie nicht.' Umsonst. In der Nacht ward an der Ostküste der Insel da drüben — jenseit der hohen Steine! — das Götterfest gefeiert; der Knabe . . ."

„Sie haben ihn geschlachtet?"

Traurig nickte das Mädchen: „und sein zuckend Herz verzehrt und euch und eure Götter mit furchtbaren Flüchen verflucht. Das war um Mitternacht. Dann gingen sie auseinander, alle in ihre Hütten. Nur unsere Hütte lag

auf dem Hügelgrad des Eilandes, alle anderen dreizehn dort unten auf der Ostküste, auch alle Schiffe lagen dort vor Anker und alle Kähne. Auch die Ställe für die Renntiere und die Hunde standen dort; und dort allein lag auch alles zum Ackern taugliche Land, all unsere Speltfelder, dort rauschte ein Wäldchen von mehr als hundert Birken, da wuchsen sogar Erdbeeren! . . . Vor Sonnenaufgang war's: da erbebte unter uns die Erde: wir flogen aus dem Lager auf den Boden: ein furchtbares Brüllen des Meeres und des Landes: auf that sich der Abgrund, die Welt des Todes, unter der Ostküste und verschlang alles, was darauf lebte und stand, die Menschen, die Tiere, die Häuser, die Vorräte, die Schiffe: der schwarze Felsgrund der Insel spaltete sich, die Klippen fielen um und über die Klippen und über all' den Trümmersturz brach herein das Meer: — der Abgrund und das Meer hat das ganze Ostland der Insel verschlungen und begraben."

„Siehst du," schrie meine Mutter dem Oheim zu, „siehst du nun? Unsere Götter sind tot. Und ihre Götter haben die Verfluchung gerächt." Wir drei waren die einzigen, die noch lebten auf dem Eiland, von dem das beste und bei weitem das größte Stück verloren war. Die Mutter aber siechte langsam dahin: — ein Sehnen, sagte sie, zehre an ihr. Sie starb, mit einem Kuß auf ein Stück der Kette, die sie bei euch getragen. Sie sprach und sang und spielte auf der kleinen Harfe bis die letzte Saite sprang: so unsagbar traurig sang sie, daß ich weinen mußte, weinen unaufhaltsam, unaufhörlich, ob ich's gleich oft nicht verstand: das klang so unerträglich traurig:

„Weine, weine, Volk der Suomi,
Deine Götter sind gestorben,

Alle deine Helfegötter:
Tot sind, die dich schützen konnten. —

Vor den lichten Asgardhgöttern
Fielen sie wie welke Blätter,

Die der Sturm weht von den Birken,
Ausgetilgt von Meer und Erde

Wirst du deinen Göttern folgen:
Weine, weine, Volk der Suomi."

„Und als sie zu sterben kam, strich sie mir noch einmal über die Stirn und sprach: ‚armes Kind — ausgetilgt wirst auch du! — Aber einmal — möchtest du nur einmal einen von ihnen sehen. — Dagwalt!' rief sie noch einmal und starb. — Dagwalt: — so hatte ihr Herr geheißen."

„Hm," sprach Harald vor sich hin. „Treu, wie die Hündin ihren Herrn liebt."

„Und so kam es," fuhr Ughlu fort, „daß ich nur an euere Götter noch glaube — an Freia zumal. Denn Frigg ist zu streng, meinte die Mutter. — Und auch an Odhin, der der Wünsche Fülle verleiht. Erst hat er mir, als glückverheißend Zeichen, diesen Ring von deiner Brünne — mit der gleichen Rune wie die andern an deinem Ring-Panzer — in die Hand gespült: — er fehlt da links: — ich sah es gleich — ich trag ihn immer hier auf der Brust: und dann hat er dich selbst mir gesendet."

„Hart an Ran vorbei," lachte Harald grimmig. „Wenig dank' ich ihm diesen Fahrwind." — „So, nun haben wir das ganze Eiland durchwandert!" — „Wie trostlos öde! — Ja richtig! Da sind wir an der Stelle, wo das Meer mich angespült!" — Er sah mit Schauder in das schwarze Gezack der Granitklippen, das wieder weißer Schaum übersprühte: er faßte dankbar ihre Hand und drückte sie.

Da strahlten ihre Augen.

„Nun komm zum Frühmahl: — der Oheim harrt vor der Hütte."

IX.

Das Mädchen und der Alte — der sprach fast nie — fragten den Gast nicht um seine Herkunft, nicht, wie er auf die Insel verschlagen worden.

Aber er selbst ward bald gedrängt, es Ughlu zu berichten. Denn nach einigen Tagen brach plötzlich die Wunde unter dem Knie wieder auf; eine Schramme hatte er sie genannt und sie war rasch vernarbt. Jedoch ein stechender Schmerz durchzuckte ihn nun: er wollte ihn meistern, verbergen; er stand hastig von dem Frühmahl auf, um in seine „Sandhalle", wie er die Höhlung lächelnd nannte, sich zurückzuziehen: aber von bitterster Pein durchzuckt stürzte er jählings zu Boden.

Der Alte stutzte: scharfen Blickes musterte er den Stöhnenden. — Schon war Ughlu an seiner Seite: — sie richtete sein Haupt empor, sie lehnte es an ihr Knie: beide zitterten, er vor Schmerz, sie — sie wußte nicht warum.

Stumm wies er auf die Wunde in der nackten Wade. Scharf sah das Mädchen hin: — plötzlich flog ein finstrer Schatte ärgsten Erschreckens über die scharfen Züge: die Ränder der Wunde sahen ganz schwarz, Eiter quoll heraus. — „Woher?" fragte sie und ihr Herz klopfte, die knospenden Brüste wogten ungestüm. „Doch kein Pfeil!"

Er biß die Zähne zusammen und nickte.

„Ein Pfeil! — Aber kein Finnenpfeil, — nicht wahr?" Die Frage kam so bang.

„Doch! von eurem Volk." — „Mit schwarzer Flugfeder?" Das war die erste Frage, die der Alte an den Gast richtete: — er beugte sich, begierig der Antwort, vor über den Holzblock, der als Tisch diente. — „Jawohl: — er war schwarz beschwingt," erwiderte Harald. — Ein seltsam

befriedigt Grunzen brachte der Alte hervor: — ein stechender Blick: — er humpelte davon aus seiner Hütte, ganz aufgerichtet, wie siegesfroh.

„O sprich“ — flehte Ughlu, mit mühsam verhaltner Sorge — „wie — wie geschah dies? Vor allem — wie lang ist es her? Ich habe dich noch nie gefragt . . .“

„Ja, es ist deine erste Frage — du — du Treue.“ — Da übergoß sie glühend Rot: — es war das erste Wort des Lobes aus seinem Mund.

„Nun sollst du auch alles erfahren. Ich bin ein Königssohn.“ — „Ich wußte es!“ — „So? Woher? . . . Vom lichten Gott Freir stammt mir die Sippe.“ — „Ich ahnte es! Eh du's gesagt.“

„Mein Vater, König Harskiöld, waltet hoch und herrlich daheim in der Königshalle!“ — „Ich glaub es.“ — „In Harjadal. Hell klingen dort die Harfen im Saal —“ — „Ich glaub' es zu hören. Die Mutter sprach davon: — gleich des Singschwans klingendem Ton.“ — „Viele Helden dienen ihm um Ehre. Auch gabenmilde ist er und gastlich. Es ist schön daheim in der Halle.“ Er seufzte leise.

„Du hast Heimweh!“ klagte sie. „Hatte doch meine Mutter, die speergefangne Magd, Heimweh — nach euch!“ — „Manche Kriegsfahrt hatte auch ich schon glücklich gefahren. Ich schlug die Wetterdänen mit zwölf Drachen. Ein Skalde hat ein Lied darauf gemacht.“ — „Kannst du es singen?“ — „Ich kann wohl — aber ich mag nicht.“ Er errötete leicht. „Da kam Kunde in König Harskiölds Halle, sein Schwestermann, König Hâko auf Helsingaland, sei aufgefahren in Odhins Saal: — er fiel in sieghafter Schlacht gegen die Kvänen, eure Vettern, die götterverhaßten Nord-Finnen. Nicht einen Sohn, nur eine Tochter hinterließ er . . :“ er stockte: „Haralda, die Jungfrau.“

— „Das ist deine Braut!“ schrillte Ughlu auf. — „Was schreist du, wie ein pfeilwund Tier?“ schalt er, unwillig staunend. — „Vergieb!“ Sie kreuzte die Arme über den Brüsten. — „Ich hab' sie nie gesehen. Schön soll sie sein, strahlendschön, wie eine Göttin in Asgardh.“ Sein Blick schien in die Ferne zu dringen. „Fast so hoch wie ich, meinte der treue Björn — das ist mein alter Waffenmeister, der hat sie nämlich gesehen! — Milchweiß die Haut, — die Fülle des Sonnenhaares rieselt ihr bis an die Knöchel: — hoch wölbt sich ihr die stolze Brust und . . . so sagte nämlich Björn.“ Er schwieg und sah wieder in die Ferne.

So merkte er nicht, wie die braunen Augen, immer weiter aufgerissen, wachend, spähend, schmerzlich auf ihm ruhten. Beide schwiegen eine Weile.

Jetzt zuckte wieder Schmerz durch den Leib des Jünglings. Aufgeschreckt aus seiner Träumerei fuhr er fort: „Nun wohl — die Witwe, Frau Harhild, des Vaters Schwester, bat, der Vater solle mich entsenden zu ihrem und zu der Tochter Schutz: aufs neue drohten die Kvänen Krieg, da König Hâko gefallen: — wimmeln sie doch in Überzahl wie übles Gewürm. — Der Vater rüstete vier Drachen: — hundertzwanzig Helme waren wir. — Wie freute ich mich auf den Kampf: — auf den Sieg: — auf . . .“ — „Wie heißt sie? Sag's nochmal!“ — „Haralda — es ist doch nicht schwer zu merken, mein' ich. — Aber wehe! Furchtbarer Sturm aus Westnordwest überfiel uns: — mein ‚Ellidhi‘ ward von den andern Schiffen verschlagen: — auf spitzem Geklipp barst mir der Kiel: — ich sprang mit drei Genossen ins Boot: — das trieben die Wogen gegen ein Eiland im Südosten — von Finnenleuten bewohnt, wie ihr seid — man kennt euch von weitem! Denn,“ lachte er, „schön seid ihr nicht.“ —

„Aber treu!“ — „Nein: ungastlich, treulos, ehrlos und feige.“ — „O, Harald!“ — „Nun, ist es anders? Wohl hundert Finnleute liefen zusammen an dem Strand, gegen den uns Hilflose die Brandung warf: — uns vier Männer. Erst winkten sie uns freundlich heran mit grünen Zweigen: sobald wir auf Pfeilschußnähe vom Strande waren, holten sie hurtig aus ihren Fellmänteln die Bogen und Pfeile hervor und wie ein Geschwirr von zahllosen weißen, grauen, schwarzen Vögeln schlug das auf uns ein. Meine drei Gefährten fielen — tot. Mich traf ein Pfeil . . .“ — „Mit schwarzen Schwingen?“ — „Bei Freirs Schwert und Strahl, ja: ich sagt' es schon mal! Was liegt an der verfluchten Farbe? Aber ich weiß es genau: ich sah, wie ich den Bolzen herausriß, schwarze Rabenfedern. — Was hast du zu seufzen? Mit schwerer Mühe nur gelang es mir, das Boot wieder abzubringen von dem verräterischen Strand. Aber draußen, in der Weitsee, brach der Sturm mit erneuter Wut über mich herein. Die Planken des Kahnes barsten Ich band mich mit dem Rahenseil fest an ein Brett und ließ mich treiben und die Götter . . . . .“ — „Brachten dich zu mir,“ rief Ughlu, in jauchzendes Entzücken ausbrechend. „O Heil mir. Und — ja, — auch Heil dir!“ — „Auch mir?“ fragte er kopfschüttelnd. „Freilich, du hast mich aus dem Wasser gerettet . . .“ — „Das konnte ein anderer auch. Aber ich — ich werde dich retten aus viel tödlicherer Gefahr: — und nur ich — ich allein von allen Sterblichen! — kann's. Du zweifelst?“ lächelte sie siegstrahlend. „Ja, du Gott, du sterblicher Gott: es ist so! Wisse: der schwarze Finnenpfeil trägt Gift . . . .“

Harald wollte aufspringen: — aber er schrie vor Schmerz.

„Unheilbar: — allen Heilkünstlern. Fischgift. Nur

in meinem Hause, von Geschlecht bewahrt zu Geschlecht, lebt die Kenntnis einer Salbe: — die allein rettet. Aber nur — denn immer wieder bricht die Wunde auf! — nur wenn ich sie immer wieder frisch bereite und dich salbe. Und so, hoher Harald, bist du Ughlus Gefangener auf Lebenszeit: — willst du leben, willst du nicht sterben unter diesen — oh, wie du zuckst! — diesen gräßlichen Schmerzen, — so mußt du hier bei Ughlu bleiben, solang du atmest."

Da sprang der Jüngling auf trotz allen Schmerzen, — er wollte entfliehen: — jedoch überwältigt von der Pein stürzte er, laut aufschreiend, auf das Antlitz nieder. Die Sinne schwanden ihm vor Schmerz des Leibes und der Seele.

X.

Wochen und Monde vergingen. Hilflos, oft bewußtlos lag Harald in seiner Sandgrube. Die Alte hatte seiner Nichte geholfen, den Kranken aus der Hütte dorthin tragen. „Es ist besser," hatte er gemeint, „er verendet nicht unter meinem Dache; Leichen bringen Unheil. Es ist ja doch bald aus mit ihm. Dann werf' ich ihn ins Meer, den Fischen zum Fraß."

Aber Harald starb nicht. Unermüdlich, bei Nacht wie bei Tage, pflegte das Mädchen seiner, jeden Dienst ihm verrichtend.

Es ward nun gar kalt. Schnee drang durch die Schilfdecke. Unter all den Renntierfellen, die sie auf ihn häufte, fror ihn doch bitterlich; er zitterte vor Kälte; sie sah es: einen kurzen Kampf kämpfte sie. — Dann hüllte sie sich fester in ihr Gewand und legte sich dicht neben ihn, mit

beiden Armen seine Brust umschlingend; wie glühte ihr dabei die Stirn, — wie wild pochte ihr das junge Herz!

„Was thust du?“ fragte er erstaunt. „Ich wärme dich. — Still! — O bitte: dulde mich hier! du stirbst sonst!“ — „Ah, das thut wohl . . . . warm! Dank, Ughlu!“ Und wieder versank er in wirren Fieberschlaf —. Und nun wich sie auch Nachts nicht mehr von ihrer Stelle auf seinem Lager. — —

Der Alte war um diese Zeit ferne von der Insel: in den Wochen, da das seichte Meer in der Nähe des Landes sich mit dünner Eisrinde bedeckte, war der Fischfang mit dem Eisnetz am ergiebigsten: jetzt mußte der Vorrat eingesammelt werden für den langen Winter; der Fischer zog abends den Kahn auf das Eis und schlief darin unter den Renntierdecken.

Einstweilen aber hatte die Jugendkraft des Kranken gesiegt unter des Mädchens pflegender Hand: die Wunde schloß sich wieder, die Schmerzen verschwanden. Gekräftigt aufblühend, strotzend von Stärke, wandte sich Harald wieder dem Leben zu: dem Leben, das er abermals — ihr verdankte. — Zärtlich strich er eines Morgens, wie sie neben ihm lag, mit der Hand über ihr sprödes, hartes Haar. — „Meine Kleine, sprach er kosend, ich danke dir alles: — das Licht, — daß ich atmen darf, — die Erlösung von den Schmerzen — sie waren arg. — Dir dank' ich's. All' das hast du mir gegeben. Und — dich selber dazu, du heißes Geschöpf! — Du hast mich dir teuer erkauft: mit allem, was du hast und bist. Niemals will ich von dir lassen.“

Da schrie sie so laut auf vor wilder Freude, daß er erschrak. Unwillig schob er sie zur Seite, wie ein ungebärdig Haustier. Aber sie merkte es gar nicht. Frohlockend warf sie sich von neuem an seine Brust und umklammerte

ihn mit beiden Armen so fest, als wolle sie ihn erwürgen und bedeckte ihm Augen, Wangen und den abgewendeten Mund mit flammenden Küssen.

Da erschauerte er durch die Glieder — vor Widerwillen.

XI.

Gegen Abend dieses Tages kehrte Moin zurück in seinem Kahn.

Wie staunte er, wie grollte er, als ihm auf dem Strande Harald, hoch aufgerichtet, stattlich und stark, entgegenschritt! Hand in Hand mit ihm ging, mit strahlenden Augen, das Mädchen; das sah darein wie verklärt: ein rosiger Schimmer des Glückes, eines seligen Geheimnisses lag auf dem magern Gesicht: die süße Lust konnte sie nicht schön machen, aber sie machte sie minder häßlich; eine wohlige Weichheit war über sie gekommen; sie schien nicht mehr so herb, so eckig.

„Nicht gestorben?“ fragte Moin. Es war sein ganzer Gruß.

„Wie du siehst,“ lachte Harald. — „Hei, welche Menge von Fischen in dem Nachen.“ Er bückte sich gegen den Kahn hin.

Da warf der Alte einen langen, prüfenden Blick auf Ughlu: die errötete über und über; schweigend machte er sich dann an die Arbeit, seinen Fang auszuladen und aufzuschichten auf dem Strande, wo die Fische ausgelesen und in verschiedener Art gedörrt und geräuchert werden sollten; die beiden halfen ihm; der sprach kein Wort mit ihnen. Als es ganz dunkel geworden, ging er dünenaufwärts in seine Hütte, zu schlafen.

Ughlu hatte sich — ein wenig — gefürchtet vor dem Augenblick, da er vielleicht sie mahnen würde, wie sonst, ihm in den alten Schlafraum zu folgen. Aber das blieb ihr erspart.

Wie sich der Ohm die letzte Ladung Fische von ihr in dem Schilfkorb von der Schulter heben ließ, sagte er kurz, ohne sie anzublicken und ohne die Antwort abzuwarten: „du schläfst bei ihm? Schlaf wohl!“ wandte ihr den Rücken und hinkte davon.

XII.

In der Nacht fuhr Harald jäh aus dem Schlaf empor. Er tastete um sich: ihr Platz an seiner Seite war leer. „Ughlu!“ rief er. „Wo bist du? Ein Schrei! Ein schriller! Hörtest du nicht? Was ist? Wo ist mein Dolch?“

Schon fühlte er wieder in dem tiefen Dunkel des Weibes kosende Hand an seiner Wange. „Ruhig, mein Liebling. Nichts. Auch ich vernahm's. Ich sprang hinaus. Wohl ein Vogel, der zur Nacht über die See strich. Dein Dolch? Hier ist er. Da! Fühle den Griff. Schlafe nur wieder.“

„Aber! Wie dir das Herz schlägt! Noch nie schlug's rasch!“ — „Auch ich erschrak. — Schlafe nur. Schlaf bringt dir Vollkraft.“ — Und er wandte sich zur Seite.

Bald hörte sie die tiefen Atemzüge des Schlummernden. Sie weinte, aber ganz leise, das Schluchzen erstickend; in die Hände hinein weinte sie.

Am andern Morgen ging Harald den Strand entlang über das steile Geklipp, das seine Sandhöhle von dem Meere schied, auf die Hütte zu, wohin Ughlu vorausgeeilt war, das Frühmahl zu bereiten. Er wollte den Alten aufsuchen, ihm sagen, ... da stutzte er. Er sah unmittelbar zu seinen Füßen im Meer von den Wellen gegen den Strand getrieben einen langen dunkeln Gegenstand. War es ein Baumstamm? Ein Stück von einem Wrack? Nein! Zwei Raben stießen wiederholt darauf aus der Luft herab. Es war eine Leiche. Rasch kletterte Harald die Felsen hinab und sprang durch den tiefen Sand darauf zu. Es war der alte Mann. Grauenvoll war der Anblick. Das fahle Gesicht schien erstarrt im Ausdruck tödlichen Hasses; die weit aufgerissenen Augen stierten den Jüngling an voll wütenden Zornes. In der geballten Rechten hielt er sein langes, spitzes Messer von Feuerstein, um die Finger der festgeschlossenen Linken aber wandten sich lange Strähne schwarzer Frauenhaare.

Harald faßte die Leiche an den Füßen und zog sie auf den mit Eisstücken bedeckten Sand. Da, wie er sich über den Toten beugte, bemerkte er über dem Herzen einen Blutflecken auf dem grauweißen Lederwams: er schlug das Fell zurück: eine tiefe Stichwunde.

Unwillkürlich riß Harald, von schwarzem Ahnen ergriffen, seinen Dolch aus dem Wehrgurt: — genau paßte die Klinge in die Wunde. Er stieß einen Schrei aus: „Mörderin! Ah scheußlich! Den eignen Ohm! — Aber still: für mich hat sie's gethan! — Das ... wie alles! Jedoch ich kann nicht davon hören! Nicht davon reden! Nie!"

Und niederknieend zog und riß er hastig all' die Frauenhaare von den starren Fingern los und warf sie in die See; dann wusch er den Blutflecken aus dem Wams

und breitete dessen Falten sorgfältig über die Wunde; nun deckte er noch das Gesicht des Toten mit ein paar Eisstücken zum Schutze gegen die krächzend umherflatternden Raben und schritt rasch die Düne hinan auf die Hütte zu. —

Ughlu stand an dem Herd, ihm den Rücken wendend; sowie er eintrat machte sie sich eifrig mit der Schürung des Feuers zu schaffen. „Das Treibholz war noch zu naß," sprach sie heiser, „scharf beißt sein Rauch in die Augen," sie fuhr mit dem Rücken der linken Hand über die schwarzen Wimpern. Sie vermied es, ihn anzusehn; das war ihm lieb; denn ihm graute. Er schwieg.

„Wo der Ohm nur bleibt? Er kommt zu spät." Da sagte Harald — er sah dabei zur offenen Thüre hinaus nach dem Strande hin: „er kommt gar nicht mehr; er ist tot, Ughlu."

„Oh." Aber allzuruhig war das herausgekommen; sie konnte sich nicht verstellen, konnte nicht Überraschung spielen.

„Ich fand die Leiche — hart am Ufer — im Meer; er ist wohl in der Nacht von der Strandklippe gestürzt und ertrunken. — Komm, wir müssen ihn begraben."

„Ja, komm!" sagte sie tonlos, ohne ein Wort der Klage zu erheucheln. „Ich nehme die Schaufel — nimm du die Hacke — dort lehnt sie! — Der Strand ist fest gefroren."

Und sie gingen hinaus, verscheuchten die lauernden Raben und scharrten die Leiche ein, außerhalb des Bereiches der Wellen.

Kein Wort sprachen sie bei der langen, mühsamen Arbeit. Der Nordwind pfiff schneidend über die See daher; es war alles grau, düster: Luft, Strand und Wasser: die winterliche Sonne drang nicht durch den Morgennebel auf der Flut.

Als die Grube zugedeckt war, nahm Ughlu sofort

Schaufel und Hacke auf die Schulter, wandte sich und ging langsam landeinwärts. Harald blieb noch stehen und blickte auf die frisch aufgeworfene flache Erhöhung: „um meinetwillen,“ sagte er leise. Dann folgte er dem Weibe.

„Wohin,“ fragte er, als er sie eingeholt hatte, „wohin fahren die Toten eures Volkes, Ughlu?“ — „Kommt darauf an,“ erwiderte sie weiter schreitend, ohne aufzusehen. „Die Ertrunkenen hält Ahto fest, der Wassergott, der Wirt der Fluten, in seinen gründunkeln Hausungen.“ — „Aber . . . die anders . . ., die blutig . . . gestorben sind?“ — „Die . . . Messergestorbenen . . ., sagen wir. Ja . . ., die müssen in Blut schwimmen . . . bis an den Mund.“ — „Ewig?“ — Er fragte es mit Schaudern.

„Nein. Bis der Mord an der Mörderin . . . will sagen: an dem, der es gethan, gerächt ist. — Dann schwimmt der Mörder in Blut.“ — „Für immer?“ — „Ja . . . auf ewig.“

Harald zuckte zusammen. „Geh voraus in die Hütte und iß. Ich . . . ich kann nicht: . . . ich habe nicht Hunger. Ich komme — vielleicht — später. Und . . . höre, jetzt ist die Hütte ja frei: es war zu eng in der Sandhöhle: . . . du schläfst fortab in der Hütte.“

„Harald!“ Das war ein Wehruf aus tiefster Seele.

„Ich will's. — Gehorche.“ Sie standen nun vor der Hütte. Zögernd schritt sie über die Schwelle: — noch einmal sah sie ihm nach.

Nun schloß sie die Thüre, setzte sich auf den Boden, schlug ihre lange Lederschürze von vorn über Gesicht und Haupt und weinte, weinte sehr lange. Denn er kam nicht. —

„Wenn er es wüßte!“ schluchzte sie. „Wie würd' er mich lieben! Lieben *müssen*! Ach, nur sein Leben, nicht das meine bedrohte der Ohm, mein Ernährer all die vielen

Jahre. — Aber ich mag's ihm nicht sagen, daß ich auch das noch für ihn gethan. Schon jetzt seufzt er ja unter der Last seiner Dankespflichten gegen mich. Ich mag sie nicht mehren! Ach, ach, ich meine schon lange: er haßt mich, weil er mir so viel verdanken muß. — Arme Ughlu."

Und sie ward ergriffen von tiefem Mitleid mit sich selbst: dann strömen dem Menschen die Thränen am reichsten.

XIII.

Lange währte der Winter. Viel zu lange für die Ungeduld Haralds, der unablässig, seit er wieder voll genesen war, mit aller Macht der Seele sich hinwegsehnte aus diesem öden Eiland, aus diesem öden Leben ohne That, ohne Ruhm, ohne Freude.

Die wenigen Stunden der Tageshelle füllte er aus mit der Jagd auf die Meervögel, auf die Tümmler und Robben. Die Fischerei mit dem Eisnetze verstand er schlecht; mit der Wurflanze erlegte er Lachse. Er trug sich mit der Hoffnung, ein seetüchtiges Boot zimmern zu können aus allerlei Treibholz, aus Brettern und Balken gescheiterter Schiffe, welche die Flut zuweilen anspülte. Denn aus den vier dünnen Birkenstämmlein — dem einzigen Baumwuchs auf dem Eiland — waren höchstens Ruderstangen zu schnitzen. Aber so eifrig er jedes verwendbare Stückchen Holz aufspeicherte, er erkannte, es werde noch unabsehbare Zeit währen, bis er aus solchen Trümmern mit dem ungefügen Steinbeil des Toten ein Fahrzeug zusammenflicken könnte, das er dann mit hölzernen Nägeln befestigen, mit Renntierfellen überziehen wollte. Der Fischerkahn Moins

war, das sagte ihm die eigne Einsicht, Ughlus Worte bestätigend, ganz unfähig, die Weitsee aufzusuchen und des Jünglings ferne Heimat.

Allein bitterer als Harald litt das Weib an seiner Seite: er sehnte sich nach dem fernen Vaterland: sie — so verzehrend! — nach dem Mann, der ihr so nahe, der neben ihr lebte — und der doch — seit des Oheims Tod — ihr so unerreichbar geworden war wie die Sterne am Himmel.

Wann er schlief, schlich sie sich in seine Nähe, im Mondlicht sein schönes Antlitz zu beschauen stundenlang: — sobald er sich regte, huschte sie scheu hinweg; denn als er sie einmal beim Erwachen so neben ihm kauernd ertappt, hatte er sie heftig gescholten.

Stumm, aber mit feindlichen Blicken sah sie ihm zu, wie er höher und höher seinen Vorrat an Treibholz häufte, den er wie einen Hort von eitel Gold hütete und liebte, wie er sich abmühte an der nahezu erfolglosen Arbeit, mit der Steinaxt das Schifflein zu zimmern; er hatte es nicht gelernt, mit so schlechtem Werkzeug zu schaffen; er sah zufällig, wie sie das viel besser verstand, als es einmal galt, das Bretterdach der Hütte zu flicken. „Hilf mir doch an dem Schiffe bauen," bat er da.

Sie sah ihn groß an: „Soll ich an meinem Sarg arbeiten?" fragte sie dagegen. — Trotzig, feindlich war sie hinweggeschritten: — es war um die Neige des kurzen Wintertages gewesen.

Als aber der Mond aus dem Meere stieg und die glutrote Scheibe durch das dunkle Nachtgewölk drang, — der Nebel verschlang die freundlichen Strahlen, und nur ein trübes Licht fiel auf das Eiland, — da schlich das einsame Weib aus der Hütte unter die vier Birken, wo ein flacher Hügel gewölbt war.

Der Kälte nicht achtend, warf sie sich mit der wogenden Brust auf den gefrorenen Boden und kratzte und hob mit den Händen die Eisrinde an einer kleinen Stelle hinweg, daß die sandige Erde sichtbar ward: in diese griff sie nun bohrend mit der Rechten: die Finger bluteten: sie merkte es nicht: — die herausgegrabene Erde streute sie sich über das wirr flutende Haar, über die halbnackten Schultern.

„Mutter," klagte sie dann, „liebe Mutter! nur du hast mich lieb gehabt auf Erden. Und nun liegst du da unten: — wer weiß, ob du mich hörst. Gekommen ist einer von ihnen: — wie du mir gewünscht hast: — und mit ihm Elend, grenzenlos Elend. Hilf mir, hilf, Mutter, deinem Kind! Hörst du mich nicht? Und kannst du nicht aufsteigen und meinen wehen, wehen Kopf an deine Brust schmiegen, wie einst du thatest deinem erkrankten Kind — o so hilf mir wenigstens klagen. Lehre mich klagen — klagen in deinen Weisen! Ach, wie schön klang es, wann du klagtest. Deine Kantele hab ich noch" — hier holte sie die kleine dreieckige Geige unter dem Mantel hervor — „aber die Saiten fehlen. Nur leise drauf klopfen kann ich noch, wie auch du wohl thatest — zwischen dem klingenden Spiele. Ach, nur das tote Holz, der Holzklang ist mir geblieben von der lebenden Mutter und der lebenden Harfe. Wie war es doch? Wie sangst du — wann es so traurig war um uns her und das Traurigste von allem dein Herz?"

Und sie begann nun, in der Erinnerung suchend, verträumt, in abgerissenen Worten vor sich hin zu sprechen, leise zu singen: der Mutter alte Weisen und die eignen Gedanken, die ihr in dieser Stunde aufstiegen, nicht mehr unterscheidend, knieend vor dem Grabe der Mutter, das abgehärmte Gesicht emporgewandt gegen den blutroten Mond, das Holzdreieck gegen die Brust drückend mit der Linken

und leise um das Schallloch her mit der Rechten fingernd und klopfend:

„Aino hieß sie, meine Mutter!
Ach, wie sanft war ihre Stimme,
Traurig, wie des Singschwans Klage,
Zieht er nächtlich durchs Gewölk.

Selten auf dem Freudenfelsen
Saß sie, auf dem Stein des Frohsangs:
Immer auf dem schwarzen Hügel,
Auf dem Stein des Klagetons.“

Wie doch pflegte sie zu singen?

„Wie im düstern Land der Suomi
Früh' der Sommer und die Sonne
Winterfrost und Nacht erliegen,
So vereis't dem Suomiherzen
Früh, ach gar so früh die Hoffnung
Und, kaum aufgekeimt, das Glück! —
Flüchtig ist der Suomi Freude,
Unabwendbar ihre Trauer,
Und gleichwie auf Adlerschwingen,
Schwarz und rasch und unaufhaltbar,
Rauscht das Unheil auf uns ein.
Traurig ist des Menschen Leben,
Wenn ihm nicht die Sonne leuchtet,
Und die Sonne ist: — das Glück.
Und das Glück, das ist die Liebe“ . . .

„Weiter weiß ich die Zeilen nicht mehr.“
Und nach einigem Besinnen hob sie wieder an:

„Ach, wie dunkel sind die Tage,
Ach wie endlos lang die Nächte!
Wie ist wohl der Sinn der Frohen,
Wie dem Glücklichen zu Mut?

Ach, der Sinn der Unbeglückten,
Er ist grau, wie dort im Schilfe
Das Gefieder jener Ente,
Wie das Eis im schmutzgen Schlamme . . .

Wer will meine Grüße tragen
Treu an meiner Sehnsucht Ziel?
Wolke will sie mir nicht tragen:
Wolke muß zur Erde sinken.
Sonne will sie mir nicht tragen:
Sonne muß zu Golde gehen.
Sterne wollen sie nicht tragen:
Müssen tanzen um den Mond her;
Nie gelangt zu ihm mein Sehnen! ...

Weiß der Schnee und weiß die Möwe,
Weiß der Schaum der Wogewelle,
Aber weißer ist mein Freund.
Goldig ist die gelbe Sonne,
Goldig ist der gelbe Ammer,
Aber goldiger und schöner
Viel ist meines Freundes Haar.

Meines Freundes? Ach, er war es!
Seine Freundschaft ist verflogen
Wie der flücht'ge Schaum des Meeres: —
Nicht mehr ruht auf mir sein Blick!

Stirb, erlösche, armes Mädchen,
Schwinde, wie dein Volk, die Suomi:
Deine Götter sind gestorben,
Deine Mutter ist begraben,
Deines Freundes Liebe tot!" ..

„O Mutter, Mutter," schrie sie nun wild auf, die Geige fallen lassend und sich mit beiden Armen über das Grab werfend, „wie wahr, wie wahr. Zum Drüber-Sterben! O Mutter, Mutter, zieh dein Kind zu dir hinab!" — — —

XIV.

Endlos, endlos deuchte der Winter dem thatlosen Mann. —

Aber zuletzt, nach vielen Monden, gewann auch in Finnland und auf dem Finnenmeer die Sonne den Sieg. Das Eis im Meere ward mürb und mürber: nur ein schmaler Streifen lockerer Schollen zog sich noch im Norden und Westen um das Eiland hin. Endlich brach auch dieser Gürtel und trieb in das offne Meer hinaus.

Und bald darauf trug bei tobendem Südsturm die See dem Harrenden eine große Freude, eine heiße Hoffnung zu: den stattlichen Mastbaum und den hochragenden Vordersteven eines gescheiterten Kampfschiffes. Und gerade an Holz für den Mast und für den spitzen Schiffsschnabel hatte es am bittersten gefehlt: ein leidlich Segel aus Fellen und Häuten hatte er längst zusammengeflickt.

Jubelnd vor Freude sprang Harald in die Brandung, wie er die gewaltigen Holzmassen herantreiben sah, rang die kostbaren Trümmer unter hoher Lebensgefahr den wilden Wellen ab und schleppte sie keuchend landeinwärts, wo er, hoch auf der Düne, gesichert vor dem Raub auch durch die höchste Brandung der sturmgepeitschten Wasser, seinen nun schon über Manneshöhe ragenden Vorrat gehäuft, den Hintergransen, den Kiel und die Wanten des werdenden Schiffleins nahezu vollendet und auf runden Stangen, welche die Walzen ersetzen sollten, aufgehöht hatte. Wie ein frohlockend Kind sprang er um den Holzstoß, um sein bisher geschaffenes Werk, um die eben gewonnene Errungenschaft her.

Finster blickend schaute ihm das Weib zu.

Es ward jetzt nicht erst Frühling: — gleich voller Hochsommer brach herein. Heiß brannte, stechend, die Sonne auf das baumleere, schattenlose Eiland: glühend warf das Granitgestein die Strahlen zurück. — Da stiegen eines Mittags schwarze Gewitterwolken auf im Süden: das war das beste Wetter, Lachse zu speeren. Harald fuhr alsbald in See, gen West, freilich nicht gar weit von der Insel hinweg. Alsbald brach das Gewitter los: es regnete wenig: aber rote Blitze zuckten unaufhörlich und ringsum hernieder: Harald erkannte von neuem, wie unmöglich es wäre, mit dem schmalen Kahn die offne See suchen zu wollen: nur mit schwerer Gefahr und Mühe gelang es ihm allmählich, gegen den Wind, um die Südspitze des Eilandes herum die Ostküste zu gewinnen, wo der Nachen am sichersten zu bergen war.

Als er sich dem Strande näherte, sah er auf dem Mittelrücken der Insel eine dichte schwarze Rauchwolke aufsteigen: wie eine dunkle Trauerfahne wallte und wogte das über das Eiland hin und weit über die See. Besorgt, bange Ahnung im Herzen, sprang er ans Land und lief dünenaufwärts, auf seinen Holzvorrat zu: — der und das halbfertige Schiff brannten lichterloh.

Und dabei stand regungslos Ughlu: die Fäuste in die Hüften gestemmt starrte sie in die Flammen: sie wandte sich nicht, obwohl sie seinen heranstürmenden Schritt hörte: wie er zur Stelle war, stieß sie mit dem Fuß den halbverkohlten Kiel des Schiffes noch tiefer in die Glut hinein: sie war über und über von Rauch geschwärzt.

„Unholdin!“ schrie er und schob sie zur Seite, daß sie strauchelte; und er schlug sich verzweifelnd mit den Fäusten gegen die Brust und raufte sein Haar. „Weh, weh um meine Hoffnung. Da! Der Mast verkohlt! Und der Vordersteven mitten entzwei gebrannt. Und die Wanten! Und

der Kiel! Weib, warum hast du nicht gerettet?" — Sie zuckte die Achseln: „Es brannte sehr schnell." — „Das haben mir die Götter gethan! Sie zürnen mir!" klagte er. „Vor allem Thor." — „Warum?" fragte sie rasch. — Er schwieg. „Thors, des Ehegottes Blitz," dachte er, „strafte mich — auf Friggas Gebot. Statt eines Eheweibes vermischt mit einer . . ." Aber er schwieg. — „Belohnen deine Götter auch Treue," fragte sie, „oder strafen sie nur Untreue?" Ohne die Antwort abzuwarten, schritt sie finster schauend hinweg.

Harald prüfte nun den Brand und die noch übrigen Scheite genau. — „Von unten nach oben hat es den Holzstoß ergriffen!" rief er jetzt zürnend. „Asathor blitzt von oben herab! Das hat mir nicht des Gottes Hand gethan!"

XV.

Wenige waren sie, die Worte, welche die beiden an diesem Abend noch wechselten. — Auch am folgenden Tage mied Harald die Hütte.

Der Wind war umgesprungen nach Südwest: die See ging noch so hoch: — in Nachwirkung des Gewittersturmes: — er konnte nicht ausfahren zu jagen oder zu fischen.

Da saß er denn den ganzen langen Sommertag am Strande; nach Westen, nach der Heimat schaute er aus: von der frühen Stunde an, da der Sonnenball von Osten her die roten Strahlen über das flache, nackte Eiland auf die Wolkenwand im Westen warf, den heißen Mittag über — das karge Mahl von getrockneten Fischen und Renn-

tierkäse hatte er sich mitgebracht an die Küste: — Ughlu setzte es jeden Morgen schweigend vor seiner Sandgrube nieder. —

So saß er, bis die Abendschatten aus den Westwolken über die Fluten fielen und sogar schon einzelne Sterne in dem erdunkelnden Himmel aufzuleuchten begannen. Zuletzt lag er auf der Brust, die Ellbogen der nun wieder so starken Arme im Sande vergraben.

Er achtete es nicht, daß der heftige Wind ihn tiefer und tiefer mit dem Dünensand beschüttete: er stützte das Kinn auf die beiden Hände: weit flog sein lang Gelock hinter ihm im Winde: er sah hinaus in die unabsehbar vor ihm wellende See: er sah und sah und spähte mit aller Anstrengung der scharfen, hellgrauen Augen, ob er nicht die Heimatküste da drüben oder ein nahendes Fahrzeug erschaue.

Ach, wie oft schon hatte er ein dunkelgrau Gewölk da drüben im fernen Westen für ein Segel gehalten oder zu halten sich vorgetäuscht: umsonst!

Nichts sah er auch heute den ganzen langen Tag über als den mitleidlos lachenden blauen Himmel, die grelle Sonne, die glitzernde blendende Meeresfläche. Da schüttelte er das Haupt in seelenverzehrendem Weh. „Ach, nichts! Nichts! Auf immer hier gefangen bei dem verräterischen, tückischen Weibe! Lebendig begraben! In müßiger Öde! — Und da drüben in der Heimat, da hallen die Schilde von Schlägen der Schwerter, da hallen die Harfen vom Ruhme der Sieger! Und vielleicht bedarf der greise Vater der Hilfe des Sohnes! Den Frieden sollte ich ihm schützen helfen für unser Volk! Und, Frigga vergleichbar, der Herrlichen, schreitet dort goldflechtiger Jungfrauen Schöne dahin. Und ich, ich verschmachte hier, thatlos, ruhmlos, das Herz voll heißer Gier nach Kampfthat und Freude: — ich ver-

schmachte, wie der verlechzende Fisch, den die Flut auf den Sand hat geworfen. O wär' ich zerschellt an jenem Geklipp! Haben sie mich daheim denn alle vergessen? 'Der Vater? Björn? Die Segelbrüder? Alle?" —

Da brach dem Starken die Kraft vor Jammer um sich selbst: — das ist ein Weh, das jeden Widerstand löst. Und er ließ die Ellbogen vor sich niedergleiten und das Haupt auf die Hände und heiße Thränen sog der durstige Sand.

Lang, lang lag er so. Zuletzt war er eingeschlafen, schluchzend wie ein Knabe. — Und die Sonne ging langsam vollends zur Rüste.

Plötzlich schlug ein lauter Ruf an sein Ohr. Von der See her war er gekommen. Er fuhr auf, er sprang empor: da gerade vor ihm, keinen Speerwurf mehr vom Lande, schoß auf ihn zu ein rasches Boot: geschickt, aalgeschmeidig flog es durch den schmalen Eingang des Felsengürtels.

Draußen jedoch, jenseit des Geklipps, wiegte sich vor Anker ein mächtig Kampfschiff mit hochaufragendem Drachenbug.

Das Boot trug nur Einen Mann. Der aber rief ihm nun zu: „Harald! Harald! Mein lieber Herr! So führte mich endlich Freir zu dir!" Und wenige Ruderschläge noch, — der Mann am Steuer bog vor Eifer das Haupt beinah bis gegen die Ruderbank — da knirschte der Kiel auf dem Sand der Küste und aus dem Fahrzeug sprang vor Ungeduld voraus ins seichte Strandwasser, den Vorderbug nachziehend, der Ferge: ein Recke in gewaltigem Bärenfell und klirrender Schuppenbrünne. Im Winde flog sein weißer Rauschebart und, unter dem ehernen Eberhelme hervor, das weiße Haar. —

„Björn!“ jauchzte der Jüngling. „Harald! Mein König!“ rief der Alte.

Und die zwei Männer umfaßten sich mit seliger Freude und drückten sich an die Brust. Und da weinten beide und lachten dazu durcheinander und betasteten sich und sahen sich in die Augen; und dann lachten und weinten sie wieder.

So achteten sie des Weibes nicht, das von hoch oben, von dem Kamm der Düne her, ihre Begegnung erschaut und einen Wehruf ausgestoßen hatte, wie ein gequältes Tier. Hoch mit beiden Händen in die Lüfte greifend, das Haupt in den Nacken geworfen, daß ihr schwarzes Haar ihr tief nachfloß, floh Ughlu, gerade hinausschreiend, landeinwärts.

Aber der Wind vertrug ihren Schrei. — —

XVI.

Nebeneinander saßen sie im Sande, Harald und Björn. Der Jüngling hatte seine — an Leiden so reiche, an Thatsachen so arme — Geschichte beendet. Aber doch nicht alles hatte er gesagt; er errötete wie ein Mädchen, als er auf Ughlus pflegende Hingebung zu sprechen kam. Und wie sie ihn — mit dem eigenen Leibe — gewärmt . . . das verschwieg er. Und anderes; auch wie er den Alten mit der Dolchwunde gefunden. „Aber nun“ — drängte er, „nun nochmal alles: genau — von der Heimat! — Oh, ich Seliger — ich werde sie wiederschauen. Dank dir, du Treuer — dir, dir dank ich das Leben, das wahre. Nicht der Finnin: denn hier atmen: — das ist nicht

Leben: — das ist ärger als der Tod. Dir — deiner Treue dank ich alles! Also mein hoher Vater — König Harskiöld starb? Und sie — ich meine . . ." — „Haralda meinst du? Muß ich's denn alles nochmal sagen?" — „Ja, alles nochmal. Es thut so wohl, da drinnen, in der Brust! — daß sie mich nicht vergessen haben! Also alle meine vier Schiffe . . .?"

„Verschollen! — Geraume Zeit nach deiner Abfahrt kam aus Helsingaland mahnende Frage, warum du säumest, zu helfen? Da erkannten wir, daß du und deine Segelbrüder von jenem furchtbaren Weststurm, der so viele Schiffe zerstört hatte, verschlagen wareſt. Sofort sandte dein Vater mich und viele andere aus auf allerlei Fahrzeugen, in allen Fjorden, in allen Häfen und Buchten zu suchen nach dir. Wir alle kamen zurück — ohne Nachricht. Ich ruhte nicht. Noch dreimal fuhr ich aus, die fernsten Küsten und Eilande lief ich an: durch den Sachsmänner-Sund bis zur Insel Hibernia, ja bis Thule trieb mich das Herz. Nirgends eine Spur!

Auch in die Nähe dieses schmalen Eilands kam ich einmal, das, wie treibender Tang, kaum sichtbar aus der Wasserfläche ragt; da weigerten die Ruderer weitere Fahrt: nur böse Geister, finnische, sagten sie, wohnten hinter jenen immer umbrandeten schwarzen Klippen: Menschen könnten da ihr Leben nicht fristen. So kehrte ich endlich heim.

Aber keine Stunde verrann mir des Tages und der Nacht, daß ich nicht deiner gedachte, von dir träumte. Ich und dein Vater. Der grämte sich vor Sehnsucht nach dir, seines Alters Stütze, seines Reiches einzige Hoffnung. Das Sehnen nagte an dem Leben des alten Helden."

„Mein Vater!" — „Und als nun seine Schwester, Frau Königin Harhild und ihre Tochter . . ." — „Haralda! Ist sie recht schön? So recht arg schön?" — „So schritt

Frigga in bräutlichem Glanz an Odhins Lager! — Als nun Schwester und Niftel, vertrieben aus ihrem Lande von den übeln Kvän-Finnen, . . ." — „Wart' ich werd' ihnen lohnen, hilflose Frauen bedrängen!" — „Zu uns flüchteten, Schutz und Hilfe suchend, da raufte der Greis sein weißes Haar und klagte: „Wehe! weh! Ich kann den Speer nicht mehr schwingen und meinen Harald, den Helden, hält Ran mir gefangen!"

„Nein, eine andere, die ihm heimlich die Rettung verbrennt!" grollte der Jüngling vor sich hin.

„Und von Gram verzehrt siechte er hin: vor sechzig Nächten haben wir ihm den Brandhaufen geschichtet. Aber die übermütigen Kvänen, pochend auf ihre Überzahl, . . ." — „Ja, wie die schwarzen Ameisen wimmeln sie!" — „Von dem eroberten Helsingaland gen Süden vordringend bis an unsere Nordmark, drohen nun deinem verwaisten Reiche den Krieg: Schatzung verlangen sie von uns . . ."

„Ich will die Schatzung auf ihre Helme schmettern!"

„Tausend Rinder und dreihundert Rosse. Und sind sie nicht geleistet bis zum Fall der Blätter, so wollen sie nicht Weib, nicht Kind bei uns verschonen."

Da sprang Harald auf: „Ich komme!"

„Da rüstete ich nochmal meinen Drachen, dich zu suchen. Nur du kannst retten. Und ich eidete bei der Abfahrt allen Landgöttern: ‚ich komme mit Harald wieder, oder gar nicht mehr'. Und ich suchte Strand auf, Strand ab. Ganz gegen meinen Willen warf mich der Gewittersturm — Odhin, der Wegweiser zur See wie zu Land, hat ihn als Glückswind gesendet! — hierher an dieses Gestade. Ich hätte dich hier nie gesucht. Nun hab' ich dich, König Harald von Harjadal, nun komm, rette und räche."

„Ich komme!" wiederholte der Held freudig und hob die geballten Fäuste empor.

„Dein Volk harret dein in Sehnsucht: — komm, spring ins Boot — dein Volk und Haralda.“ Da zuckte der Jüngling heftig zusammen und wandte das Haupt zurück, der Düne zu.

„Was hast du?“ — „Nichts! Ich folge sogleich. Ich hole nur —“ — „Was?“ — „Sie.“ — „Wen?“ — „Nun, sie — Ughlu — die Finnin.“ — „Bist du von Sinnen? Das ekle Fischgeschöpf, — das üble Zauberweib?“ — „Still! Ich danke ihr das Leben — dreifach. — Und danke ihr mehr! — Siehst du? — Da taucht sie auf. Dort, auf dem Kamm der Düne.“ — „Das? Das ist ja eine schwarze Seebärin. Das ist kein Menschenweib!“ — „Nicht doch, Björn. Folge mir: es ist die Zeit. Sie winkt zum Nachtmahl. Komm in die Hütte. Dort sag' ich ihr, daß sie sich rüste, mir zu folgen.“ Und er schritt die Düne hinan.

„Verhext ist er,“ brummte der Alte und stapfte, widerwillig, gelehnt auf seinen Speer, den Sand hinauf. „Verzaubert durch finnischen Zauber!“

XVII.

Mit feindlichen Blicken maßen sich Gast und Wirtin an der Schwelle des niedrigen Gezimmers: Björn grüßte nicht, sie drückte die Lippen fest zusammen.

Harald in seiner Freude beachtete es nicht. „Ughlu!“ rief er. — „Nein, laß! Ich kann jetzt an Speise nicht rühren! Bald — auf dem Schiffe — labt mich ja wieder Thors Gabe: das edle, das heilige Brot. — Ughlu, freue dich, endlich erlöst! Endlich! Rasch! Mache dich fertig. Wir fahren nach Harjadal, in die Heimat! Komm nur

gleich, wie du gehst und stehst: hast ja nicht viel mitzunehmen an Schätzen," lachte er.

Aber das Lachen verging ihm, als er den Ausdruck ihrer Züge sah: das war tödlicher, versteinter Haß. „So? — Du gehst also?" Mehr brachte sie nicht hervor.

„Ja doch! — Eile! Eile dich! Mein Vater starb vor Sehnsucht nach mir. Mein alter Waffenmeister — der Vieltreue! — hat mich endlich gefunden: sein Boot liegt am Westgestad. Der Feind bedroht mein Volk. Ich fliege zu . . ."

„Haralda," gellte sie, wandte sich zu dem alten Hünen, der unwillig, staunend, auf sie herabsah und fragte mit heiser rauhem Ton: „sie ist dort? nicht?" — „Jawohl," erwiderte der, sich noch höher aufrichtend in seinem riesigen Bärenfell: „sie ist dort, die schönste Jungfrau unter der Sonne: bald sein Weib!" — „Ich bin sein Weib!"

Björn zuckte die breiten Achseln: „Wardst es wohl in jenem Sandloch, wohin kein Strahl des Lichtes drang, dich zu zeigen? Als der Sieche, der Willenlose, seiner Sinne nicht mächtig war? Seine Buhle wardst du in seinem Fieberwahn, nicht sein Weib. Wo ist der Muntwalt, der deine Hand vergab?" — „Tot. Erstochen . . . von mir . . . um Ihn zu retten!" — „Mörderin! Vom Blut der eignen Sippe befleckt! Scheusal!" rief Björn und trat schaudernd einen Schritt zurück.

Harald erbleichte. „Mußtest du's *sagen*? . . . Ich wußt' es." — „Wie? Du wußtest es? Wußtest, daß ich auch *das* für dich gethan? Und hast mich *dennoch* von dir gestoßen wie ein ekles Tier?"

„Gerade deshalb . . . deshalb zumeist. Mir graut vor dir." — Da lachte sie schrill: „Hört es, ihr, seine Götter! Ihm graut vor mir. Vor seiner Retterin! Vor seiner treuen Ughlu —"

„Höre, Weib,“ rief Björn, „ich liebe — seit mehr als zwanzig Jahren — diesen Knaben da mehr als alles, was da lebt auf Erden. Aber lieber wüßt' ich ihn tot auf dem Grunde der See, als in deinen Armen, Finnweib. Ja, und ich will's auch nicht glauben, daß er — Freirs Enkel! — dich an seine Brust genommen, auch nur für einen Augenblick . . .“

„Frag ihn doch!“ lachte sie.

„Ohne scheußlichen Zauber! Vermischt sich der Adler mit der Kröte? Man weiß, welch' allbezwingende Tränke ihr braut, ihr götterverhaßtes Geschlecht!“ — „Ja,“ sprach sie mit einem furchtbaren Blick auf Harald — „zum Beispiel: allbezwingende Heilsalbe für Wunden mit Pfeilgift.“ — Aber Björn fuhr grimmig fort: „Behext hast du den Schönen in deiner eklen Liebesgier. Aber wahrlich: wagst du es wirklich, ihm zu folgen: ich schwör's bei Asathor, der solch unrein Gezücht zerschmettert: Anklage erhebe ich gegen dich im Volksding von Harjadal: du wärest nicht das erste Zauberweib, das wir, samt ihrem Sud, im Sack ersäuft in der See.“

„Getrost, Ughlu! Ich schütze dich, komm! Zu Schiff!“ — „Geh. — Ich bleibe,“ sprach sie tonlos und trat weit von ihm zurück in das Innere der Hütte. — „Was fällt dir ein?“ — „Das Rechte,“ rief Björn. „Wie? Willst du wirklich, dies Geschöpf an der Hand, in die Königshalle treten von Harjadal? Besudeln durch sie den Hochsitz deiner toten Mutter? Soll Haralda, die Reine, Eine Luft atmen mit dieser Zauberdirne, die dich zur Buhlschaft verführt hat in dunklem Erdloch? Laß sie hier, wohin sie gehört. Sie fühlt es selbst!“ — „Unmöglich! Ganz allein . . .?“ — „Ich brauche keinen Menschen mehr auf Erden.“

„Unsinn! — Folgst du mir nicht, so trag' ich dich ins

Boot." Und er schritt auf sie zu. „Zurück! Rühr' mich nicht an. Ich zerbeiße dir die Kehle." Und sie fletschte die Zähne.

„Siehst du jetzt die Seebärin?" lachte Björn breit und laut. „Und das — das! — wolltest du mitnehmen zu ..." — „Zu ihr!" sprach Ughlu eisig. — „Nein, du hast recht, Alter: sie und ich ... wir können nicht atmen nebeneinander."

„Komm, Ughlu! In Güte! Oder ich greife dich und trage dich auf Deck."

„Sobald das Schiff in See, spring' ich hinein. Laß mich, sag' ich. Geh! Umarme die Goldhaarige: — küsse ihren weißen Hals. Die Stunde kommt, da du meiner gedenkst. Du — und: Sie! Fort mit dir, Fremdling. Diese Hütte ist mein: hinaus mit euch beiden!"

„Komm, Harald, sie hat recht! Komm, komm!" Und er zerrte den Zögernden über die Schwelle. — „Ughlu — du willst es so? Leb wohl!" Und nochmal sich wendend rief er: „Hab' Dank! Sag auch mir: ‚leb wohl'."

Aber sie stand vor der Thür, stumm, hoch aufgerichtet, den rechten Arm emporgereckt gegen den dunkelnden Himmel, die Faust drohend geballt.

Bald darauf schoß das Boot von dem Strand auf das Drachenschiff zu, das draußen vor dem Klippengürtel vor Anker lag. Hoch ging noch immer die See. Die Brandung schlug donnernd gegen das schwarze Gezack. Harald drehte, am Steuer sitzend, der Küste den Rücken zu.

So sah nur der Alte, der, das Gesicht der Insel zugewandt, die beiden Ruder führte, wie das Weib in atemloser Hast, flatternden Haares, die Düne herabrannte, sich, sowie es den Strand erreicht, in die wildschäumende Flut warf und nun mit äußerster Anstrengung dem rasch

enteilenden Boote nachschwamm. Das schoß jetzt pfeilgeschwind davon: denn der Alte ruderte mit verdoppelter Macht.

Und der Lärm der tosenden See übertönte ihre Stimme, wie sie, das Gesicht hoch aus den Wellen hebend, flehte: „Harald! Harald! Halt! O halt! Nimm mich mit. Laß mich ... nur wie deinen Hund ... zu deinen Füßen ... Nein! Nur neben deinem Hause ...... Harald! Erbarmen! Nimm mich doch mit!“

Aber donnernd rauschte die Brandung über sie dahin: die Kräfte verließen sie: eine mitleidige Woge faßte sie seitlings und rollte sie weit landeinwärts auf den Sand.

Da erscholl von dem Deck des Drachenschiffes herab freudiges Rufen: die Männer von Harjadal hatten in dem Boot ihren jungen König erkannt.

XVIII.

Und Jahre waren vergangen.

Harald, von den Seinen in der Heimat mit Jubel empfangen und zum König gekoren, war sogleich ausgezogen wider die übermütigen Nordfinnen, die Kvänen: zu Wasser und zu Lande hatte er sie geschlagen, ihrem Fürsten Sampsa Pellerwoinen, dem gefürchteten Messerwerfer und Zauberer, hatte er mit Einem Streiche Kronhelm und Schädel gespalten, alle Gaue König Hâkos in Helsingaland von den schlimmen Feinden zurückgewonnen für die Witwe Frau Harhild. Dann hatte er gar bald den Brautlauf gehalten um schön Haralda und diese als seine Königin auf den Hochsitz geführt in die Halle seiner Väter.

Und die Skalden, die alle Lande durchziehen, sagten und sangen, nirgend und nie hätten sie ein Paar gesehen, so schön und dabei so ganz zusammengehörig, wie Harald und Haralda. Standen sie nebeneinander, so war die Hochragende kaum um des kleinen Fingers Breite kürzer als ihr Gemahl; und kaum merklich war noch lichter als das seine ihr Goldhaar, das ihr, gelöst, in kleinwelligem Geriesel bis an die Knöchel flutete.

Auch die gefürchteten Wikinger, dänische und norwegische Seeräuber, die lange diese Lande heimgesucht hatten, scheuchte Harald so kräftig von seinen Küsten, daß sich kein Raubsegel mehr in die Nähe wagte.

Aber nicht nur das Schwert schwang er gewaltig und sieghaft, der junge Herrscher von Harjadal: — auch den Königsstab führte er weise, gerecht und milde. Er schützte überall die kleinen Freibauern gegen Druck und Übermut der Vornehmen. Er schirmte das Landrecht, und König Haralds Königsfrieden wagte auch der trotzigste Jarl nicht zu brechen. Wann er seinen Schild aufgehangen hatte an hohem Speer, staunte alles Volk, wie trefflich er das Ding hegte. Die Skalden sangen und sagten, man könne goldene Armringe auf die Heerstraße legen in Harjadal und sicher sein, sie nach Jahr und Tag unberührt wiederzufinden: so ehrfürchtig scheute man König Haralds Recht und Banngebot.

Und als die junge Königin ihrem Gemahl das erste Kind — einen starken Knaben — geboren hatte, da erblühte sie noch viel schöner als zuvor. Und als bei dem Fest der Namengebung um Mitternacht die Gäste die Halle geräumt und die Schlafsäle aufgesucht hatten, da schritten die beiden Gatten Hand in Hand von der Schildwiege hinweg, traten vor das Thor der Königsburg hinaus an den Fjord, der hier in das Meer rauschte, und blickten

empor zu den schweigend leuchtenden Sternen. Und Harald sprach, den Arm um sein herrliches Weib schlingend: „Schaut her, all' ihr Sterne! Noch nie, seit ihr herunterblickt auf die Menschen-Erde, habt ihr solch selig Glück gesehen, wie meines."

XIX.

Aber noch vor Hahnenkraht fuhr der junge Gatte aus süßem Traum empor mit schrillem Schmerzensschrei: aufgebrochen war die Wunde am Fuß. Am nächsten Tage schon konnte er sich nicht mehr von dem Lager erheben: bald troffen schwarzes Blut, gelber Eiter reichlich aus der Wade: grimmige Schmerzen, wie von glühenden Pfeilen, schossen durch sein Gebein. Da ward der Jammer groß.

Machtlos blieb der Königin treue unermüdliche Pflege. Ratlos standen die Heilkundigen aller Gaue um das Schmerzenlager des Siechen.

Die Sorge, die schlummerlosen Nächte zehrten an Haralda. „Die Blüte deiner Wangen welkt dahin — um meinetwillen!" klagte er, zärtlich über das bleiche Antlitz streichend mit der Hand.

Schwächer und schwächer ward der Kranke: das Fieber schüttelte den abgemagerten Leib.

Nur wann sie ihren Knaben säugte, verließ Haralda ihre Stelle an des Gatten Pfühl. Dann trat Björn, der Alte, für sie ein. Und der grimme Recke mühte sich in der Pflege wie ein zartes Weib. Eines Tages, in dem Dämmer der Frühe, raunte der Treue leise in seinen langen weißen Rauschebart: „Oh, ihr Götter! Auch du Freir! Wie ohnmächtig müßt ihr sein, daß ihr nicht helfen könnt!

Schämt euch! Ach, ist denn kein Wesen im Himmel und auf Erden, und in allen neun Welten, das ihm helfen kann?"

Da erschrak er: der Kranke, der mit geschlossenen Augen vor ihm lag, hatte nicht geschlummert: „Doch, Björn!" brachte er mit schwacher Stimme hervor. Nun hob er das Haupt von dem Eiderdaunenkissen, — wie schwer ward ihm das! — schaute rings in dem Gemach umher und, nachdem er sich überzeugt, daß er mit dem Alten allein war, fuhr er fort: „Ein Wesen lebt: . . . das . . . kann mich retten."

Mit leuchtendem Blick sprang Björn auf: „Wer?" — „Sie." — „Wer? Wer?" — „Ughlu!" — „Die? Weh und Fluch über sie!" — „Nein: Heil und Dank! — Hast du vergessen . . .? Hab' ich dir's nicht erzählt? Nur sie kann die Salbe . . . immer frisch bereitet muß sie sein . . .! Ihre Salbe hilft. Wenn jemand hinsegelte . . . vielleicht du . . ."

„Ich bringe sie! Lebendig oder tot!" Ungestüm wandte sich der Hüne zur Thüre. „Halt, Halt!" rief der Sieche mit aller Kraft der Stimme, die er aufzubringen vermochte.

Björn blieb zögernd stehen.

„Hierher! . . . An meine Seite . . . ganz dicht! . . . Soll durch mich noch mehr Unheil kommen über die Unselige? . . . Häufe nicht noch schwerere Schuld gegen sie auf mich! — Hier — lege die Hand auf mein Herz und schwöre: dein König befiehlt: ‚keine Gewalt gegen Leben, Leib, Freiheit der Finnin': schwöre!"

„Ich schwöre," sprach der Alte grollend. — „Wie matt sein Herz schlägt! Ich eile!"

XX.

Viele Tage vergingen dem Kranken und schlummerlose Nächte.

Allzuviele, däuchte ihm; denn er fühlte, wie die Kräfte ihm rasch und rascher schmolzen; seufzend meinte er, Björn könnte doch lange schon zurück sein. Und schmerzlicher noch harrend sah Haralda immer wieder aus nach der Mündung des Fjords in die See von dem turmähnlichen Hochgemach an der Südecke der Königsburg: müden Schrittes, gebeugt von tödlichem Weh, wankte sie nach solch vergeblicher Ausschau die vielen steilen Stufen herab; doch bevor sie den Vorhang des Schlafgemaches zurückschlug und eintrat, richtete sie das schöne Haupt stolz auf und versuchte ein mattes Lächeln.

„Noch nicht, mein Harald," sprach sie eines Tages an sein Lager zurückkehrend. „Aber nun gewiß bald. Nach allem, was du mir von . . . von jenem Weibe gesagt, hat sie dich doch geliebt: . . . nach ihrer dumpfen Art, freilich: . . . Wie etwa die junge Bärin, die du gefunden, aufgezogen und gezähmt und die dir nun nachlief auf Schritt und Tritt und dir so gern die Hände leckte . . ."

„Ja, bis sie einmal eifersüchtig ward, da ich ihrer nicht achtete und dich liebkoste: erwürgt hätte sie mich mit ihren umarmenden Pranken, schlug nicht — gerade noch zu rechter Zeit — Björn sie tot. Nein! du Süße, du Herrliche! Ich hab' es aufgegeben. Sie kommen zu spät. Laß es gut sein! Alles muß ja einmal enden. Freilich: . . nur gar so kurz hat's gewährt, das berauschende Glück an deiner Seite. Und jetzt sterben — in der Vollust der Sommerzeit — das grüne Laub der Eschen wogt im lauen Wind — die Schwalben schwirren lebensselig

am Fenster vorbei: . . . Ach, nur Ein Jahr noch länger — ein gesundes! — — Aber es kann uns doch nie wieder entrissen werden: wir hatten uns, wir waren selig. Das ist ewig. — O laß mich noch einmal die müden, die brennenden Augen weiden an deiner ganzen Schöne: . . . zum Abschied! Leb wohl, du goldwellig Haar: — nur noch einmal laß dich streicheln, du liebes Geriesel! Und ihr weißen, weichen, wonnigen Arme! Du liebe, zarte, treue Hand! Und die sanften Augen voll Himmelsbläue: ihr sollt der letzte Lichtstrahl sein, den ich gierig sauge: dann — Hel . . . und die ew'ge Nacht!"

„Nein, Geliebter, du sollst, du darfst mir nicht sterben! Du mußt . . . Horch! was war das? Des Burgwächters Ruf vom Turm herab! Zwei Hornstöße! Ein dritter! Dies Zeichen ward zwischen uns beredet. Björns Drache ist gelandet!" Sie eilte an den Fensterbogen. „Sieh, schon reitet vom Fjord der Strandwart herauf das Gestade. Wie rast sein Rappe den Dünenhügel hinan! Und hinter sich trägt er im Sattel . . ."

„Wen? Sie? Sie? Ughlu?" Der Kranke stützte sich müheschwer auf den Ellbogen und beugte das Haupt vor nach dem Fenster.

„Ich kann's noch nicht erkennen: sein Mantel verdeckt die zweite Gestalt. Jetzt . . ., jetzt seh' ich . . ." — „Ughlu! Die Retterin! Ah, Dank, Freir und all' ihr Götter!" — „Nein! Es ist ein Mann . . . sie springen ab: . . ., es ist Björn." — „Allein? Ohne sie? Ach, wie gern hätt' ich doch noch gelebt!" Und wehevoll stöhnend sank er zurück und barg das Haupt in den Kissen.

„Björn!" rief die Königin und flog dem Eintretenden entgegen. „Du kommst allein?"

„Ja.“ — „Ist sie . . . ist . . . das Geschöpf tot?“ — „Nein.“ — „Sie lebt! — Warum kam sie nicht?“ — „Weil sie nicht wollte.“ — „Sie wollte nicht?“ rief die Königin außer sich. „Was sagte sie?“ — „Sie sagte: Laß doch Haralda, sein Ehgemahl, ihn heilen.“ — „Ah, das Scheusal!“ rief sie und die sanften blauen Augen sprühten Blitze. „Warum hast du sie nicht hergeschleppt mit Gewalt?“ — „Er hat's verboten. Auch erschlagen durft' ich das Untier nicht: — leider! Ich hab's geschworen: . . . auf sein Herz. Oh Herr, mein teurer Herr!“ Und der Riese brach an dem Bett zusammen. — „Ich hole sie,“ rief Haralda, das Haupt in den Nacken werfend. „Ich habe nichts geschworen! Zu Schiff!“ — „Es ist zu spät! . . . Sieh her! . . . Bleibe bei ihm und hilf ihm sterben!“

XXI.

Wenige Tage darauf stand vor der Königsburg dicht an der Meeresküste der gewaltige Holzstoß aufgeschichtet für König Haralds Leichenbrand. Der Sonnenball, der langsam gegen die See hinabsank, schoß goldene Strahlen darauf.

Trauernd hatten die Gefolgen den toten Helden in allen seinen Waffen auf seinem Schild aus dem Burgthor getragen und auf die oberste Schicht des Holzstoßes gelegt: Kränze von duftenden Kräutern — denn es war vor Sommersonnenwende — und zumal Gewinde von heiligem Gedörn, das den traurigen Toten zu eigen geweiht, waren um die langen Eichenscheite geflochten.

Der Tod hatte die Spuren der Schmerzen getilgt auf

dem edlen Gesicht: friedlich, wie verklärt, war das schöne Antlitz zu schauen: der Abendwind spielte liebkosend — wie zum Abschied — in dem lichten Haar, das in langen Wellen aus dem off'nen Adlerhelm auf die gepanzerten Schultern flutete.

Zu seiner Rechten, hochaufgerichtet, in schwarzem Schleier und grauem Gewand, stand die junge Königswitwe, ihren Knaben auf dem Arm: sie starrte auf den Toten, ohne Thränen: — sie hatte keine mehr. „Schau ihn an, Harmuth, mein Sohn," sprach sie, „das war dein Vater. Werde herrlich wie er." Das Kind streckte beide Händchen aus nach dem Glanze der Königswaffen, die im Licht der Abendsonne funkelten wie eitel Gold und Feuer.

Sie selbst, die Sonne, schien mit diesen Strahlen plötzlich den Holzstoß entzündet zu haben.

Aber es war Björn gewesen, der, zur Linken stehend, die Fackel in die trocknen Späne unter dem Schilde stieß. Sofort hoch auf flammte die Lohe.

Und alsbald legte sich der weiße Rauch der auserlesenen Hölzer und Gedörne, rasch verhüllend, über die Leiche wie ein weißes Bahrtuch und zog dann, von dem Hauche des Seewinds getragen, in einer hohen Wolke über das schweigende, das verwaiste Königshaus dahin.

Da erscholl, feierlich, ergreifend in der trauervollen Stille, helltöniger Harfenklang: ein Wanderskalde, der oft gastliche Aufnahme gefunden bei dem liedfrohen König, griff in die Saiten und hob zu singen an: und die Männer umher wiederholten im Rundgesang die letzten Zeilen:

„Harald, hoher Held,
  Dir folgt der Deinigen Dank!
Die Feinde fälltest du,
  Falsche Finnen,

Mit geschwungenem Schwert.
  Die Freunde erfreutest du,
Freirs freudiger Sproß,
  Mit mildem Mut.
Recht richtetest du,
  Festigtest Frieden.
Hohl, o Herr, hieltst du die Hand
  Und offen entgegen den Armen,
Nicht kargend kehrtest die Knöchel
  Der Faust du den Fremdlingen zu.
Gabengütig, ein Gebegern,
  Warst du wegfährtigem Wandrer.
Ach, jäh, in jauchzender Jugend,
  Wie der blühende Baldur,
Erbleichtest du bald.
  Doch es dauert dir der Dank
Und reicher Ruhm, rauschend
  Weithin über die Welt.
Und an deinem hohen Hügel,
  Held Harald,
Wird weinend weilen
Und sinnend und seufzend
  Sitzen die Sehnsucht."

Da, während aller Augen dem Scheiterhaufen zugewandt waren und alle Hörer dem Totengesang, der Haralds-Drapa, lauschten, kreischte von dem nahen Gestade her ein schriller, gellender Schrei.

Die der Küste Nächsten in dem äußersten Halbkreis der Trauernden sahen, sich wendend, ein winziges, ein elendes Fahrzeug, das kaum fingerbreit über den Wasserspiegel ragte, anschießen auf den feuchten Sand des Fjords. Heraus sprang, die dünnen Ruderstangen fallen lassend, ein Weib.

Atemlos lief das sofort hügelaufwärts auf den flammenden Holzstoß zu: sie rannte, daß ihr langes, schwarzes

Wirrhaar weit hinter ihr nachflatterte; die Rechte streckte sie vor, die Reihen der Männer, welche sie nun erreicht hatte, zu zerteilen; die Linke drückte einen Thonkrug an die Brust.

„Laßt mich durch! Laßt mich zu ihm! Hier . . . hier ist die Salbe. Ich rette ihn!"

Staunend wich das Volk zur Seite.

Schon stand sie vor dem Brandhaufen.

Ein Windstoß von der See her teilte das weiße Qualmgewölk: voll sichtbar ward einen Augenblick der Tote. „Ah! zu spät!" schrie das Weib. Wie blitzgetroffen stürzte es auf das Antlitz nieder; krachend zerbrach der irdene Krug.

„Ughlu!" grollte Björn, trat herzu und stieß mit dem Fuß an ihr Knie. „Ich glaube, das Neidweib ist tot." „Das ist . . .? Das ist . . . das Geschöpf?" sprach die Königin von weitem. „Wie kam sie her?" staunte der Alte, wandte sich und sah nach dem Fjorde hin. „Bei Freir und allen Göttern! Auf ihrer Nußschale! Das Unmögliche — sie hat's gewagt. Sie ist tot," wiederholte er, sich bückend. „Werft das Meerweib zurück ins Meer." — „Nein!" schrie Ughlu aufschnellend, „noch nicht tot. Ich muß sehen . . . sie sehen . . . Wo ist . . .?" Nun traf ihr umhersuchender Blick Haralda: „Das? . . . Nein! Das ist kein irdisch Weib! Das ist — so beschrieb sie der Skalde der Mutter — Frigga die Göttin. O Königin von Asgardh, stiegst du nieder, ihn hinaufzuholen? Ach weck' ihn auf — nur auf Einen Augenblick . . . Dann heil' ich ihn." Und sie warf sich wieder zur Erde und rutschte auf den Knieen, beide Hände flehend vorgestreckt, auf Haralda zu.

Diese aber wich zurück vor ihr, von Abscheu erfaßt, die Rechte wie zur Abwehr erhoben.

„Rühr' sie nicht an, Sudhexe!" rief Björn, sie an der

Schulter emporreißend. „Nicht an den Saum ihres Gewandes! Denn das ist Haralda, seine Königin." — „O wie schön!" hauchte die Finnin, mit offnem Munde sie anstaunend. „Verfluchte Zauberdirne!" zürnte der Alte. „Versagen dir jetzt deine Künste vor so viel Herrlichkeit und so viel Weh? Hinweg mit dir! Du wolltest ihn ja sterben wissen! Du sollst dich nicht weiden an dem Anblick deines Sieges. Fort! Oder unsere Hunde sollen dich zerreißen. Hier ist deine Stelle nicht, Mörderin!" — „Du hast recht," wimmerte sie kläglich, „ich habe ihn gemordet: denn ich konnte ihn retten! Ja, ich habe ihn in diese Flammen gestürzt. Wohlan: ich teile sie. Harald, Harald, vergieb mir! Ich komme." Und den Kopf in den Nacken werfend, beide Arme starr gen Himmel gereckt, warf sie sich in hohem Sprung in die Gluten, die, rot aufprasselnd, über ihr zusammenschlugen. Ein Schrei des Staunens, des Entsetzens fuhr aus aller Mund.

„O die Beneidenswerte!" rief Haralda hinzueilend. „Dürft' ich ihr folgen!"

„Nein, Frau Königin von Harjadal," sprach Björn fest, dicht an sie herantretend, „das darfst du nicht. Du und ich — wir müssen diesen Knaben da heranziehen zu einem Helden, — seiner wert."

Mit sanfter Gewalt löste er das Kind von ihrem Busen und zeigte es hocherhebend mit beiden Händen dem Volke.

„Schaut her, ihr Männer von Harjadal! Seht eures toten Königs Erben! Wollt ihr mir helfen, dieses Kind beschützen, bis es herangewachsen ist, euch zu schützen mit dem Schild seines Rechts und dem Schwert seiner Kraft? Wollt ihr das?"

„Das wollen wir!" antworteten die Männer und

schlugen klirrend die Waffen zusammen. „Heil Harmodhr Haraldsohn, dem König von Harjadal!“

„Hörst du?“ sprach Björn, ihr den Säugling zurückreichend. „So muß es sein! Nicht sterben aus wilder Verzweiflung, leben aus heil'ger Pflicht, leben für dein Kind, — das nur ist deiner würdig. Denn das, o Königin, ist Weibesheldentum.“

Der Vater und die Söhne

Historischer Roman
aus der Völkerwanderung

I.

In dem Schreibgemach des bischöflichen Palastes zu Sevilla trat in einer Frühlingsnacht des Jahres 579 nach Christus eine Anzahl von hohen Geistlichen des Westgotenreiches zu geheimer Beratung zusammen. Es lag in dem Erdgeschoß des wuchtigen, düsteren Baues streng byzantinischen Stils: dumpf lastete das niedrige Gewölbe des schmalen Raumes, den ein paar geweihte rote Wachskerzen, auf hohen Silberleuchtern aufgesteckt, — sie verbreiteten im Brennen süßlichen weihrauchähnlichen Geruch — nur schwach erhellten. Das einzige Rundbogenfenster blickte nicht auf die Straße, sondern in den kreisrunden hoch ummauerten Hof des weitläufigen Gebäudes.

Die Beratung mußte wohl gar geheime Dinge betreffen: denn der dicke Laden aus Edelkastanienholz war sorgfältig geschlossen und von dichten Wollteppichen verhängt, die auch die beiden schmalen Pforten verkleideten, so daß die draußen auf den Schwellen wachenden Ostiarii, die unwillkommenen Besuch abwehren oder doch rechtzeitig melden sollten, nichts von den drinnen gewechselten Reden vernehmen konnten. Auch der kostbare Mosaikestrich — er stellte in bunten Farben die Arche Noah mit ihrem Getier dar — war so hoch mit Decken belegt, daß die ohnehin so leisetretenden Sandalen der Priester geräuschlos hin und her glitten. In der breitesten Wand, dem

Fenster gegenüber, war in den edeln dunkelgrünen Malachit (aus Teruel in Aragonien) ein Musivbild der heiligen Eulalia, der Schutzpatronin dieser Landschaften, eingelassen: der Goldgrund konnte die ungefüge Zeichnung nicht schöner machen; ein schwarzer Betschemel zu ihren Füßen trug auf der obersten Stufe eine ewig brennende Öllampe aus irisirendem Glas. An den übrigen Seiten standen viereckige tiefe Truhen, Sarkophagen ähnlich: sie bargen, fest verschlossen, die Bücher — zumal die Urkundenschätze — der Bistumskathedrale.

In der Mitte des Raumes um einen mächtigen Rundtisch aus Citrusholz auf je vier gekreuzten Füßen stand eine Anzahl von deckenbehängten Stühlen mit gar niedriger Rückenlehne, aber zwei langen Armlehnen; sie schienen sich zu scharen um den hohen thronähnlichen Purpursitz, von dem der Metropolitan überherrschend auf alle niedersah. Gestalt und Antlitz dieses Priesters prägten sich, einmal erschaut, unauslöschlich ein: der hohe Wuchs, das hagre knochige Gesicht, die eingefallenen wachsfahlen Wangen, die scharf geschnittenen, sorgfältig geschornen, mitleidlosen Lippen, die Adlernase, die schwarzen unstät blitzenden Augen unter den stolz geschwungenen Brauen, die hohe, von Gedanken, auch wohl von Leidenschaften gefurchte Stirn. Denn der Friede des Herrn schien nicht eingekehrt in diesen seinen noch ganz schwarzhaarigen Diener: dämonisch war die Erscheinung, sowohl wann sie in eisiger Ruhe der längst angeschulten Selbstbeherrschung undurchdringlich lauerte, wie wann sie plötzlich zum Angriff hervorschnellte wie eine getretene Natter. Jetzt hatte er in jener Ruhestellung die Rechte gerade vor sich hin auf den Tisch gestreckt: die feine kleine Hand ruhte wie behütend auf einigen Pergamenturkunden und Papyrusbriefen. Nicht nur die Tracht des Metropolitans, der weitfaltige dunkel

purpurne, Chlamys-ähnliche Mantel, kennzeichnete ihn als allen hier Versammelten übergeordnet.

Seltsam war die Ähnlichkeit, mit der seine beiden Nachbarn ihm glichen: Brüder waren die drei offenbar: aber bei dem zur Rechten, Bischof Fulgentius von Astigi, schreckten die unheimlichen Züge noch drohender, während die geistige Überlegenheit des Älteren nicht auf dieser niederen Stirne thronte; der dritte Bruder, erheblich jünger, trug die gemeinsamen Familienzüge gemildert, ja verklärt durch den Ausdruck wohlwollender Güte und friedliebender Weisheit, er war nicht Bischof wie die beiden Älteren: seine Tracht war die des Archipresbyters. Die gleiche Gewandung trug der den drei Brüdern gegenübersitzende Priester, dessen Sutane und darüber geworfene Mantelkapuze — der Cucullus, — nicht den spanischen Zuschnitt zeigte.

An ihn, der, im Banne dieser stechenden Augen, gar merksam unverwandten Blickes an dem Munde des Metropolitans hing, richtete der nun das Wort: „Es ist unerläßlich, mein in Christo geliebter Sohn Sabinianus, daß Ihr außer dem Briefe, den ich Euch für meinen hohen Freund und Gönner in Rom mitgebe, auch mündlich einiges vernehmet und überbringet, was der Schrift nicht sicher anzuvertrauen ist. Zwar haben der gelehrte Gregor und ich längst eine Geheimschrift vereinbart . . . .“ — „Ich kenne diese Formata, ehrwürdiger Vater,“ nickte der Fremde. — „Gewiß: hat der Treffliche mir doch seinen vertrautesten Freund als Zwischenträger gesandt.“ — „Und ich werde deinen Brief eifriger verteidigen als mein Leben, o Leander.“

Da zuckte ein grimmig Lächeln um dessen Lippen: „Ah, aber der Herr König liebt die Gewalt und seine Sajonen — sie gehorchen ihm wie Jagdhunde — sind stark.“ — „Dann könnte er doch nicht lesen . . .“ — „Er nicht.

Aber sein kluger, nur allzukluger Sohn, mein feiner Neffe, der mir täglich mehr aus Hand und Zucht wächst." — „Ja," warf Fulgentius giftig ein. „Jung Rekared versteht sich auf Schriftwerk wie Fechtwerk." — „Deshalb das Geheimste nur von Mund zu Ohr." Ehrerbietig verneigte sich der Fremde.

„Und es drängt die Zeit: denn nicht lange mehr, mein' ich, wird Papst Pelagius, der müde Greis, die Tiara tragen. Allzuschlaff hat der Alte die Zügel der heiligen Kirche um die Könige dieser Welt angezogen. Das wird ganz anders, sobald mein Gönner, der gewaltige Gregor, den weltbeherrschenden Thron Sankt Peters besteigt." — „Er sträubt sich gegen den Plan," meinte Sabinianus. — „Ei freilich," schmunzelte Leander, „löbliche priesterliche Bescheidenheit: muß ja so sein. Aber er unterwirft sich schließlich dem Willen des Herrn, verlaß dich drauf. Und ist er Papst, dann wehe diesem Ketzer- und Barbaren-Königreich." — „Zur Hölle König und Volk!" drohte Fulgentius. — „Aber meine Brüder!" mahnte der Jüngste, mißbilligend das Haupt schüttelnd. „Wir haben Treue geschworen." — „Erzwungener Eid!" grollte Fulgentius. — „Der künftige Arzt, der große Gregor, muß, bevor er mit Feuer und Messer die Wunden heilt, die Krankheit dieses Staates kennen. Höre darum meinen Bericht. Wenn er zu ungerecht ausfällt, — ei, hier sitzt mein Bruder Isidor, der Fürsprech aller Verunrechteten," höhnte er. — „Ich war jahrelang fern von Hispanien, in Byzanz, in Rom, wo ich damals Gregor zum Freund gewann. Als ich wiederkam, fand ich einen neuen König und ein neues Reich. Der neue König war mein eigener Schwager, Leovigild, dem in erster Ehe unsere Schwester, Theodosia, von unserem Vater Severianus vermählt worden war." — „Die Tochter eines altedeln Römergeschlechts — des

großen Imperators Theodosius! — einem Barbaren, einem Ketzer!" grollte Fulgentius. — „Sie führten eine vollendet glückliche Ehe," mahnte Isidor. — „Aber die beiden Söhne der Katholikin, Hermenigild und Rekared, wurden im Ketzertum erzogen. Und bald nach unsrer Schwester Tod freite er die hitzige Arianerin Godiswintha, König Athanagilds Witwe. — „Seither verfolgt er die heilige Kirche."

„Vergib, Bruder Fulgentius," unterbrach Isidor, „das ist nicht so. König Leovigild läßt sich nicht durch ein Weib leiten. Was er — nicht gegen unsere Kirche —, gegen unbotmäßige Bischöfe, tut, tun muß . . . —" — „Schweig, Archipresbyter! Das geht zu weit. Verlaß uns! Wir sind, scheint es, deiner nicht sicher." Isidor wollte widersprechen: aber der Metropolitan hob mahnend den Zeigefinger der rechten Hand: demütig sich neigend glitt der Bruder aus dem Gemach.

II.

„'s ist besser so," sprach Fulgentius. „Er würde unsre Pläne nicht verraten, aber durch hartnäckigen Einspruch hemmen. — Also höre weiter. In Byzanz, in Rom konnte ich damals dem Imperator und dem Papst die Auflösung, den Untergang dieses Mischreichs bestimmt in nahe Aussicht stellen: Feinde bedrohten es ringsum. Das tiefste Verderben dieses Staates ist, daß alle seine Feinde Söhne der heiligen Kirche sind, welche die Pforten der Hölle nicht überwältigen werden, die vielmehr alle ihre Widersacher unter ihre Füße treten wird wie der Engel

des Herrn die schuppigen Drachen: katholisch sind die Sueven in den Bergen des Nordens, katholisch die Franken im Westen . . . —"

„Gar eifrige Christen sind die Merowinger! Gregor lobt sie stets!" nickte der Gesandte.

„Katholisch das oströmische Reich im Osten, dem vor Gott und Menschen dieses Hispanien, die alte römische Provinz, gehört. Schon vor zwei Menschenaltern hatte der Imperator Justinianus, nachdem er die Reiche der Vandalen und der Ostgoten zerstört, die Hand auch nach diesem dritten ketzerischen Barbarenreich ausgestreckt: — und mit Erfolg! Eine ganze Reihe von Seefestungen, von Küstenstädten trägt seitdem die Besatzungen, die Fahnen des Imperators. Greifen diese drei katholischen Mächte verbündet an . . —" — „So muß das Goten-Reich erliegen," frohlockte Fulgentius. — „Denn es ist unterwühlt von seinem gefährlichsten Feind, von seinen eignen katholischen Untertanen, von dem römischen Adel und —" — „Von uns, den Bischöfen und Priestern des Herrn: alle paar Jahre lodert ein Aufstand gegen die Goten empor."

„Und gerade vor dieses eisernen Leovigild Wahl war das Unheil des Reiches in vollster Blüte: sein greiser Bruder, König Leova, war gestorben, der gotische Adel lag in selbstzerfleischendem Wahlkrieg, Sueven, Franken brachen über die Grenzen, die Byzantiner in Cordoba zogen ins offene Feld, die Basken in ihren Bergen, die Römer in Tarraconien standen in den Waffen: der Gotenstaat schien verloren. Da eilte ich zurück, um zu verhüten, daß es einen Helden wie dieser Leovigild — Gott sei's geklagt! — nun einmal ist, zum Herrscher, zum einzig möglichen Retter erhalte: — denn ich — wie wir alle — will Byzanz, das rechtgläubige, herrschen sehen auf

der ganzen Halbinsel von Meer zu Meer. Ich eilte also selbst zu unserem Schwager, dem die Mehrzahl der Wähler die Krone antrug. Ich beschwor ihn, abzulehnen, sich nicht dem sichern Untergang im Kampf mit jenen übermächtigen Feinden zu weihen: — ich zählte ihm all' diese Gegner, diese Gefahren eindringlich auf: — weißt du, was der Kühne mir zur Antwort gab? Er sprang auf von dem Feldbett, auf dem er sinnend, schweigend gesessen: „Dank," rief er, „Schwager! Ich schwankte: du hast mich entschieden. Ja, das Reich ist bedroht, ganz wie du schilderst. Ich nehme seine Krone: ich rette das Gotenvolk oder falle." Und stürmte zum Zelt hinaus und begann — zur Stunde — sein Werk." — „Das — das ist groß!" staunte der Römer. — „Und wie hat er's gefördert und vollendet!" fuhr Leander fort. „Der Haß selbst muß das bewundern. Ein zerfallendes Reich, ein rings bedrohtes, hatte ich verlassen — und so Kaiser und Papst geschildert — ein stolz aufgerichtetes, sieghaft gerettetes fand ich wieder. Gleich nach seiner Thronbesteigung," erzählte der Bischof weiter, „schlug er in vier Schlachten hintereinander die Byzantiner aus dem Feld, entriß ihnen nach zähem Widerstard die schöne Cordoba, die stets wie ein feurig edel Roß in den gotischen Zügel knirscht, unterwarf den Aufstand der Basken und der Cantabrer, dort die Bauern, hier die Städter, scheuchte die Sueven, die zu Hilfe heranzogen, in ihre Berge zurück und trat überall mit eherner Ferse die letzten Funken der Empörung des römischen Adels und der römischen Bischöfe aus."

„Und all' das hat ein Mann, hat eine Menschenkraft vollendet?" forschte Sabinianus. — „Nein," grollte Fulgentius, „das eben ist's: der Satan, ich zweifle nicht, hilft dem Ketzerkönig, der sich ihm verschworen."

„Nach diesen Siegen und Erfolgen," fuhr Leander fort, „schwang er wie bisher das Königsschwert fortab gewaltig den Königstab, schuf das starke Toledo zu seiner Burg und Residenz, bestrafte die bestechlichen Richter, schrieb schwere neue Steuern aus und füllte habgierig — mehr noch: herrschgierig! — seinen Schatz mit den eingezogenen Gütern und Geldern der vielen Geschlechter des römischen Adels, die mit Byzanz sich verschworen hatten, und ach! vieler, sehr vieler Bistümer und Klöster, die, unvorsichtig, ihre Neigung zu den katholischen Fahnen zu deutlich verraten."

„So nahm er mir die Hälfte meines Kirchenguts," zürnte Fulgentius, „nur, weil ich für den Sieg der kaiserlichen Waffen hatte beten lassen." — „Erführ' er all' das andre," meinte der Metropolitan, „schützte nicht die Infula dein Haupt." — „So soll ich in Rom berichten," fragte der Archipresbyter, „bei deiner Heimkehr habest du alles verändert gefunden, und gegenüber diesem gewaltigen Barbarenhelden gebt ihr jede Hoffnung auf Befreiung, jeden Widerstand auf?"

Heftig sprang der Metropolitan von seinem Thron empor: „Nein! Nie! Niemals. Solang ich atme, hass' ich ihn und dieses Reich der Ketzer. Nie verzichte ich auf die Hoffnung, den orthodoxen Imperator herrschen zu sehen von den Pyrenäen bis an den Ozean. Das sage dem weisen Gregor! Und er muß dazu helfen, jetzt schon und bald vom Stuhl Sankt Peters herab. Schon hab' ich einen neuen Plan ersonnen. Oder vielmehr einen Plan des Tyrannen heimlich wider ihn selbst gewandt. Er soll sich wundern! Er will die Merowinger für sich . . . . — doch Geduld! Das ist noch nicht reif. Du, Freund Sabinianus, überbringst selbst dies geheime Schreiben an die Frankenkönigin Brunichildis. Dein Rückweg führt dich

sa über Gallien. Ein andrer Bote trägt in hohlem Stab einen Brief an den Suevenkönig Miro, der Rache sinnt für viele Schläge, die ihm der Tyrann geschlagen. Freund Gregor aber laß ich bitten, täglich — gleich uns — sein Nachtgebet zu schließen mit den Worten: „Verdirb, Herr Christus, König Leovigild und dieses Ketzerreich der Goten. Amen!“

III.

An dem Tage, der diesem nächtlichen Gespräch in Sevilla folgte, wandelten in dem Palastgarten zu Toledo unter reich blühenden und stark duftenden Mandelbäumen auf den — nach römischer Gartenkunst — streng geradlinigen, mit rotem, gelbem, weißem Sande bestreuten Wegen zwischen den gleichmäßig geschorenen Taxusbüschen hin ein hoher Greis und zwei Jünglinge, offenbar seine Söhne: die Ähnlichkeit der Züge bezeugte das, unerachtet der starken Verschiedenheit des Ausdrucks. Des Vaters weißes Haar flatterte noch dicht in langen Wellen auf die mächtigen Schultern: nur an den Schläfen hatte es der vieljährige Druck des Helmes abgewetzt. Er trug keine Kopfbedeckung: der Wind spielte frei in dem Silbergewoge; sein schlichtes, braunes Wollwams reichte bis an die Knie, der Wehrgurt barg keine Waffe. „Mein Schwert heißt Rekared, meine Brünne Hermenigild,“ hatte er auf die Mahnung der Gattin geantwortet, die vor den an diesem Hof so häufigen Mordanschlägen gegen die Könige warnen wollte.

Und in der Tat: der jüngere braunlockige Sohn, der zur Linken schritt, schien in seiner jugendlichen Kraft und

in der wachen Klugheit seines Blickes eine scharfe Waffe für den Vater. Der ältere — zur Rechten — war stets einen Schritt zurück: oft blieb er sinnend, wie träumend stehen, strich die schlichten, blonden Haare aus der Stirn und schlug dann die meist gesenkten blauen Augen, wie suchend, wie fragend, gen Himmel auf. Jetzt kreuzte raschelnd den Sandweg gerade vor dem König eine Werre, die so schädliche Maulwurfsgrille, die Tausende von Pflanzenwurzeln durchbeißt. „Gibt acht, Vater!“ rief Hermenigild. „Schone des Tierleins!“ Aber der König zertrat es mit festem Schritt. „Nein, mein Sohn. Schädlich Gewürm muß man zertreten, wo man's findet. Merke dir das, künftiger König.“ — „Künftiger König!“ wiederholte seufzend der Sohn. „Wenig freut mich die Aussicht.“ — „Man ist nicht zum eignen Vergnügen König, Bruder, nur zum Heil des Reiches,“ sprach der Jüngere ernst. — „Du hast recht, wie immer, Rekared! Ach, weshalb bist du nicht der Erstgeborne? Du gehörst auf den Thron. Ich aber . . . — Ich hätte längst gebeten . . . Nur eines hält mich ab.“ Dies flüsterte er fast unhörbar vor sich hin. Aber scharfen Ohres wie Auges hatte Rekared es doch verstanden: „Ich will dir's verraten, dies eine,“ lächelte er ihm leise zu, ihn einen Schritt zurückziehend, „du willst Leander und den Katholiken ein mildrer Herrscher werden als der Vater ist und als ich — wie du fürchtest — sein würde. Wenig kennst du mich.“ — „Schweig vor dem Vater,“ bat Hermenigild. — „Gewiß: ich hüte dein Geheimnis, obwohl nicht du mir's vertraut.“

Leovigild wandte sich um und winkte beide wieder heran. „Du möchtest vielleicht ins Kloster?“ grollte der König. „Beten, träumen und faullenzen? Nichts da, Herr Sohn. Meine Söhne gehören nicht der Kirche: und

— auf Erden — auch nicht dem Himmel, sondern ihrem Volk. Allzuviel verkehrst du mir schriftlich — und auch mündlich in Sevilla — mit Leander.“ — „Er ist meiner seligen Mutter Bruder, Vater.“

„Ja, leider. Ich wollt', er wäre andern Mannes Ohm. — Übrigens, wenn du die Krone deines Volkes verschmähst — kein Gesetz bevorzugt den Erstgebornen, auch deinen Bruder mag der Reichstag wählen. Oder man könnte auch,“ sprach er bedächtig und die Söhne scharf dabei musternd, „das Reich unter euch teilen: du, Hermenigild, könntest hier in Toledo herrschen, — oder bei deinem geliebten Ohm in Sevilla, eh? — Rekared in seinem Rekopolis, das ich — ihm zu Ehren seiner Siege über die Keltiberer, die Basken — gebaut und benannt habe.“ — „Ja, gern!“ rief Hermenigild rasch. Aber Rekared schüttelte unwillig das Haupt: „König Leovigild, das ist nicht dein Ernst. Du hast mit Heldenkraft das vielzerrissene Reich geeint: du wirst es nicht mit eigner Hand wieder spalten. Und ich? Ich bin kein Halbmann, auch kein Halbkönig.“

Der Vater schlug ihm auf die Schulter, sah ihn freundlich mit den goldbraunen Adleraugen an und sprach: „Gut, mein tapfrer Sohn. — Ihr wähltet beide wie ich's gedacht. — Du aber, frommer Heiliger, — welch ein Glück, daß ich — trotz deiner Mutter Bitten! — dich arianisch, nicht katholisch taufen ließ — sonst wärst du Leander längst gar und ganz verfallen! — du kannst wirklich nicht ins Kloster gehen,“ spottete er gutmütig. „Denn du mußt heiraten.“

Betroffen blieb Hermenigild stehen; er fand kein Wort. Rekared machte große Augen.

„Ja, heiraten. Und zwar ganz geschwind. Tretet näher heran. — Dies ist noch tief geheim — ein Plan,

der ausgeführt sein muß, bevor jene Leute davon erfahren, die ihn vereiteln würden. — Hört mich an. Ihr wißt, seit jenem Unheilskönig Chlodovech, der durch den Schlag bei Voulon uns fast all unser Land in Südgallien entriß, haben die Merowingen, diese frommen Lieblinge des heiligen Vaters, mit Raubgier und Gottseligkeit — denn wir sind ja Ketzer! — uns in Krieg und Frieden zu schaden gesucht nach Kräften, unablässig, länger als siebzig Jahre. Stets im Bund mit unsern andern katholischen Feinden, Byzanz und Sueven von außen, und den ärgeren von innen — mit den Bischöfen, Äbten, dem Adel der Römer in unserm Lande — haben sie uns offen und geheim bekämpft." — „Ja, und nur deine Heldenkraft, Vater, hat sie, die schlimmsten und mächtigsten, bisher abgewehrt!" — „Mit äußerster Mühe, oft nur um Haaresbreite das Verderben meidend. So geht's nicht fort. Ich bin alt, bin müde . . ." — „Man merkt's nicht," lachte Rekared. „Laß nochmal die Stürme ringsher dich bedrohen, — wie vor Jahren wirst du sie bestehen." — „Und bin ich tot? Hermenigild ist fromm und gut, aber allzugut, das heißt er ist schwach. Er liebt seine Feinde, der sanfte Tor." — „Und ich segne, die mir fluchen," schloß dieser, „wie der Herr gelehrt." — „Der war nicht Gotenkönig!" brauste Leovigild auf, „und hatte nicht ein bedrohtes Volk zu schützen. Duldete er doch das Römerjoch auf der Seinen Nacken. Natürlich! Die linke Wange lehrt er zum Schlage reichen nach der Rechten, dem Räuber des Mantels das Wams dazu geben. Dabei kann kein Reich, kein Recht bestehen. Der war auch zu fromm — wie du!" — „Lästre nicht, Vater!" rief Hermenigild erschrocken. „Einen Menschen vergleichen mit ihm, der Gott selber ist." — „Wa — Was war das?" schrie der König, zornig herumfahrend gegen den Sohn. „Was

wagst du zu sagen? Bist du katholisch?" — „Schweig doch, Bruder, schweig!" mahnte Rekared. „Glaub' was du willst. Aber rede nicht zur Unzeit." Hermenigild erbleichte: er verstummte.

„Also soweit hat er dich schon gebracht, der tückische Bischof von Sevilla?" — Hermenigild sprach mit gesenkten Augen: „Vergib, Vater. Ich will es nie mehr sagen." — „Nicht denken sollst du's, ungeratener Sohn!"

„Denken? Vater!" mahnte Rekared. „Wer kann für Gedanken? Sie fragen nicht, ob sie kommen dürfen: — sie sind da." — „Wohl! Aber solche Gedanken führen in meinem Reich nicht auf den Thron, auch nicht in ein katholisches Kloster, sondern in einen gotischen Kerker. Hüte dich, Träumer! Solche Träume sind gefährlich, aber nur dem, der sie träumt. — Also hört zu Ende. Um die Zahl unsrer Feinde zu mindern, den Mächtigsten zum Freunde zu gewinnen, — lange sucht' ich dazu nach einem Weg. Ich hab' ihn gefunden: wir werden uns mit den Merowingen verbünden, verschwägern. Du, mein Ältester, wirst eine Königstochter der Franken freien: du hast sie als mein Gesandter am Hof zu Metz gesehen, sie ist dir keine Fremde, es ist deine Stiefnichte Ingundis." Hermenigild fuhr zusammen: er errötete. „Die Enkelin meiner Gemahlin Godiswintha, die Tochter ihrer Tochter Brunichildis und des ermordeten Gatten, des Königs Sigibert von Austrasien." — „Und die Merowingen willigen ein?" Rekared fragte so, nicht Hermenigild. — „Ja, das heißt Frau Brunichildis! Nicht deren Todfeinde, Chilperich und Fredigundis. Aber die haben ihr nichts zu verbieten und diese blutige Spaltung schwächt das Haus und die Macht der Merowingen. Und du, frommer Sohn, ich meine, du bringst dies Opfer gern? Deine Schilderung der Nichte nach deiner Heimkehr war . . ."

Da sank der Jüngling vor dem Vater auf die Kniee, suchte dessen Hand und küßte sie: „Dank, Vater, gütigstes Herz! Du weißt nicht, welche Erlösung du mir bringst. Ich schalt mein Wünschen, seit ich sie verlassen, mein Sehnen nach der Lieblichen als Sünde, als verbotenes Begehren: und nun verwandelst du diese Liebe in ein schönes Recht und eine heilige Pflicht. Dank dir!“ — „Steh auf und fasse dich! Ich mag so weiche Rührung nicht.“ Er wandte sich zu Rekared, sah ihm gütig in die Augen und sprach leise: „Danke heute dem Himmel, daß du einen Bruder hast.“ — „Das tu' ich längst und alle Tage. Aber warum heute mehr?“ — „Weil sonst du die Merowingin freien müßtest. Und was würde dazu schön Baddo sagen? Schweig! Ich weiß alles. Brauchst dich nicht deines Geschmacks zu schämen. Das Mädel ist bildschön.“

IV.

Am Abend dieses Tages finden wir Rekared in dem Garten des katholischen Nonnenklosters der heiligen Eulalia, das in dem stillsten Teile der Königsstadt, hart an dem Tajo-Tor, in immergrünen Büschen versteckt lag: nur der fromme Gesang der Nonnen und ihrer weltlichen Schülerinnen — Töchter der vornehmsten römischen Adelshäuser — unterbrach zu genau geregelten Stunden des Tages und der Nacht das feierliche Schweigen des lauschigen Ortes. Er wandelte neben einem schönen Mädchen zarten Alters, das nicht die schwarz und weißen Gewande der Sanctimoniales des Klosters, aber doch nur dunkle Farben und auf der Brust ein großes Kreuz von schwarzem

Marmor trug. Gar oft suchten und zärtlich fanden sich die Blicke des jungen Paares: sie sprachen wenig: sie waren glücklich in einverstandenem Schweigen. Da bückte sich der Jüngling, pflückte aus einem duftenden Beet eine schöne weiße Narzisse und reichte sie der Geliebten: „Bitte, stecke sie vor jenes schwarze Kreuz, das dich der Welt und ihrer Freude zu entfremden droht. Ich fürchte es, meine Baddo." — „Keine Ursache," lächelte diese und barg die Blume an dem Busen. „Mich hält ein starker Anker fest in der Welt. Freiwillig verlaß ich deren Glück, ach! deren Hoffnung nicht." — „Nun, gezwungen wird keine Freie unter König Leovigilds Schild, nicht die ärmste Ziegenhirtin seines Reichs, und nun erst seines Sohnes Braut!"

Das Mädchen errötete: — es strich erregt die weizenblonden Locken zurück, die aus dem grauen Schleier quollen — „o schon wieder dies Wort, das allzukühne! Fordre nicht den Himmel heraus! Wer weiß, ob das jemals wird . . ." — „Und warum soll das nicht werden? Mein Vater —, heute hab ich's erfahren — hat — Gott weiß, wie? — mein, unser Geheimnis erkundet: — er zürnt nicht. Er hat dich auch gesehen und . . ." — „Ja, er war hier, der Äbtissin seine neue Klostersteuer anzukünden. Er fragte nach meinem Namen — er streichelte mein Haar." — „Also! Was König Leovigild will, das geschieht in seinem Reich!" — „In seinem Reich!" wiederholte das Mädchen ernst. — „So bist du eine Fremde?" rief Rekared, stehen bleibend. „Ich dachte es wohl. Aber wer auch dein Vater . . ." — Sie schüttelte traurig das Haupt: „Ich habe lang schon keinen Vater mehr." — „Nun denn, dein Muntwalt! Und wär's der Imperator zu Byzanz, er sagt nicht nein, wirbt Held Leovigild für seinen Sohn. O Geliebte, du hast geschworen, sagst du,

wie die Äbtissin, solange du hier weilst, nichts von deiner Herkunft zu verraten: — keiner Seele. Und mir hast du das Wort abgenommen, nie zu fragen. Ich hab's gehalten bis heute: — ich halt' es bis du mich davon entbindest — aber diese Geheimhaltung kann alles verderben! Wie soll ich dich erringen, weiß ich nicht, wem ich dich abzuringen habe, in Güte oder mit Gewalt?" — „Ich habe geschworen, Rekared."

Er seufzte tief. „Welche Qualen legt mir dies Rätsel auf seit Wochen! — Seit, . . . seit jenem Tag, da ich dich mit der Äbtissin in der Tagus-Fähre erblickte, sofort in das Schifflein sprang . . ." — „Ja, so ungestüm," lächelte sie, „daß es fast umschlug. Die Äbtissin — sie ward gar naß! — erschrak und rief: „Prinz Rekared!" Da erschrak auch ich. Der schöne Fremdling ein Königssohn! Aber bald wich der Schreck der Freude, als der Königssohn nicht mehr von mir ließ. Und es war recht gut, daß der geliebte Mann der Königssohn war: einen andern hätte die gestrenge Frau Abbatissa nicht so oft in den Klostergarten dringen lassen." — „Bah, bist ja keine Nonne. Und sollst keine werden, bei meines Vaters Haupt!" — „Aber katholisch bin ich. Und dein Vater . . ." — „Ei, meine Mutter war auch katholisch. Damit richtet er nichts aus. Also, wann du genug gelernt hast bei den frommen, hochgelehrten Schwestern . ." — „Ich meine," lächelte sie anmutig, „es reicht schon. Ein Weib braucht gar nicht soviel zu wissen, um . . ." — „Selig zu machen und selig zu sein! Und wann du endlich deine Sippe nennen darfst, dann tu's sogleich, o Geliebte, nicht einen Tag wart' ich mehr! — Dann hol' ich dich, Süße, Heißgeliebte!" Und er umschlang die schlanke Gestalt und bedeckte ihr Antlitz mit glühenden Küssen. — „Halt ein, Geliebter. Halt! Du mußt jetzt fort. Die Äbtissin schickt

den Pförtner — horch, wie er schon von weitem mahnend mit den Schlüsseln klirrt." — „Ich gehe. Noch einen Kuß. Und was immer uns trennen mag von außen: — wir sind eins. Und deine Seele ist mein?" — „Auf ewig!"

Am Morgen des folgenden Tages war Rekared mit einigen Gefolgen aus Toledo geritten, Musterung über ein paar Tausendschaften seiner Reiter — er war der Führer der gotischen Reiterei — in Elbora, den Tajo abwärts, vorzunehmen.

Kaum war er fort, als dem König ein Schreiben der Äbtissin von Sankt Eulalia überbracht wurde, das lautete: „Nicht ohne Bestürzung melde ich dir, Herr König, daß die Alumna Baddo, die du mir so dringend empfohlen, heute Nacht von den Ihrigen in die Heimat abgeholt wurde. Vergebens bat ich um die Erlaubnis, jetzt wenigstens ihre Herkunft dir mitteilen zu dürfen . . ." — „Gut, daß ich sie längst kenne, diese Herkunft." — „Sie schied unter heißen Tränen." — „Das glaub' ich! — Nun, mein tapferer Sohn, nun holst du dir bald die Braut mit dem Schwert. Aber nicht bevor ich's dir in die Faust drücke."

V.

Wenige Wochen danach durchdrang die Königsstadt am Tajo freudige Bewegung: zahlreiche Begnadigungen, — zumal von Staatsverbrechern in früheren Empörungen, — wurden unter Trompetenschall in den Straßen verkündet, zugleich mit den „öffentlichen Freuden", wie man sagte,

wegen der Verlobung des Thronfolgers mit der fränkischen Königstochter: bei solchen und ähnlichen Anlässen pflegten derartige Hulderweisungen zu erfolgen. Bei der römischen Bevölkerung ward die Freude erhöht durch das katholische Bekenntnis der Braut· unmöglich konnte der König fortab noch die Bekenner des Glaubens seiner eignen Schwiegertochter verfolgen. Zudem schien die Verbindung mit den Merowingen den stets zu befürchtenden Angriffen der Franken auf das gotische Südgallien ein Ende zu machen: den katholischen Römern standen die katholischen Franken viel näher als ihre ketzerischen Beherrscher, die Goten.

Es verdroß den König, daß gerade einige seiner treuesten Gefolgen und Waffengehilfen die Festfreude nicht so recht zu teilen schienen. Und bei dem Vespertrunk, dem „Dämmertrunk“, sagten die Goten, gab er diesem Unwillen Ausdruck, als die beiden Treuesten und Verdientesten dieser alten Kämpen, die Brüder Garding und Gardila, ebenfalls durchaus nicht vergnügt erschienen. Es waren zwei Riesen, der jüngere um eine halbe Fingerbreite kürzer, aber auch noch erheblich länger als der doch auch über die Mittelgröße ragende König.

Schweigend traten sie in das kleinere Trinkgemach, in dem Leovigild die vertrautesten Goten bei Sonnenuntergang um sich zu sammeln pflegte, bevor in dem großen Speisesaal dieses einst kaiserlichen Palastes der Abendschmaus mit den zahlreichen — gotischen und römischen — Palatinen gehalten wurde. Schweigend begrüßten sie erst die Königin Godiswintha, dann schweigend den König an ihrer Seite, schweigend ließen sie sich dem Paare gegenüber an dem länglichen Bronzetisch nieder.

„Nun, Kleiner,“ redete Leovigild den einen Riesen an, „ist auch dir heute die Zunge in die durstige Kehle gefallen? Von deinem langen Herrn Bruder sind wir

schon gewohnt, daß er schweigt. wenn er nicht brummt." — „So brumm' ich denn, Herr König, wenn dir mein Schweigen mißfällt. Sorge dafür, daß bei den dummen Freudenfesten deine lieben Römer nicht ihre Freudenfahnen deinen treusten Gefolgen auf die Köpfe fallen lassen. Gerade hab ich den Fetzen da abgerissen." Er zog ein Stück eines rot- und goldgestreiften Flaggentuches aus dem Wehrgurt, zeigte ihn der Königin und warf ihn unter den Tisch. — „Das macht, der Große ist zu groß," lachte Gardila. „Ich kam glücklich darunter durch." — Aber Leovigild war ernst geworden: „Rot und Gold?" grollte er. „Das sind der Merowinger Farben! Wer wagt in meinem Toledo . . . ?" — „Ei," lachte Garding grimmig — Bären würden so lachen, könnten sie's — „natürlich ein frommer Römer, der sich freut und der dich dadurch zu erfreuen hofft." — „Und hoffen darf," ergänzte Gardila, „ehrt er — in ihren Farben — doch deine Schwiegertochter, die Katholikin!"

Da fuhr die Königin heftig auf, die hohe Gestalt aufrichtend: sie war fast eine Greisin, das Antlitz mußte bildschön gewesen sein, aber das Fehlen des linken Auges und ein rotes Brandmal der rechten Wange entstellten es arg, mehr noch der bitterböse Ausdruck der allzuscharf geschnittenen und von Leidenschaften durchwitterten Züge: er war unheimlich drohend: so erschrak der alte Hüne als sie nun wie eine Schlange gegen ihn fuhr. „Gardila," schrie sie mit schriller Stimme, „hüte dich! Vieles verzeih ich dir und Garding — um manches starken Schwertstreiches willen: — aber das laß mich nicht noch einmal hören. Bei meinem Zorn! Ich und eine katholische Schwiegertochter? Eher erwürge ich sie mit diesen Händen." Man traute ihr das zu, so drohte das funkelnde Auge. „Gemach, Frau Ungestüm," beschwichtigte der König. „Nicht

Streit in der Sippe, nicht Glaubensgezänk, — ich habe genug daran! — Friede und Versöhnung auch mit den Franken ist der Zweck meines Planes. Darauf laß uns trinken."

Die Brüder taten Bescheid. Dann sprach der Ältere, die bärtigen Lippen wischend: „Möge der Wunschgott . . ." — „Was faselst du da?" zürnte Godiswintha. — „Verzeiht, fromme Frau. Schwer ist's in diesem Reich, just das Richtige zu glauben! — Möge der Himmel diese fränkische Verschwägerung zu besserem Ende führen als alle früheren. König Amalarich brachte sie den Tod." — „Ist lange her," meinte Leovigild und trank. — „Aber nicht lang ist's her, Frau Königin, als Ihr die beiden Edelperlen, Eure Töchter, den Merowingen vermähltet." — „Schweig, Unheilsrabe!" rief Godiswintha und verdeckte das Antlitz mit der Hand. Aber der fuhr unerbittlich fort: „Tot, erwürgt von Fredigundis, der Walandine, liegt die sanfte Galswintha, die Lilie der Goten." — „Und tot liegt, ermordet durch Fredigundis, Frau Brunichildens edler Gemahl, sie selbst verwitwet, gefangen, ihres Knaben beraubt . . ." — „Schweigt, sag' ich," schrie Godiswintha. — „Und nun abermals," schloß Garding, „eine merowingische Ehe?" — „Schweig wirklich, Garding!" herrschte ihn der König an. „Die Staatskunst muß Vergangenes vergessen können um der Zukunft willen. Siehst du denn nicht die Vorteile dieses Bundes? — „Meiner Treu, nicht einen." — „Franke und Gote sind wie Wolf und Edelhirsch, sagt man in unsrem Volk." — „Und ein andres Mahnwort lautet: den Franken halt fern, sonst frißt er dich. Schon flattern fränkische Farben in Toledo. Und diese katholische . . . ." — „Ingundis legt jene Farben wie ihren Glauben ab, sobald sie Hermenigilds Weib," entgegnete der Herrscher ernst. „Übrigens, du bist doch

sonst immer noch mehr Heide als Arianer," grollte Godiswintha. „Ich glaube, du opferst zuweilen noch Wodan! — du verehrst . . ." — „Ich verehre den Siegesgott, Frau Königin, ihm ist dies Schwert geweiht und das ist den Schlachten deines Gemahls bisher ganz gut bekommen," erwiderte er trotzig. — „Schande mir, vergäß ich's je und eure vierzehn Schlachten an meiner Seite," sprach dieser und reichte beiden über die Tafel hin die Hand. „Aber du mußt doch einsehen, Brummkopf: haben wir die Franken als Mitstreiter, können wir den Sueven die ewigen Seitenhiebe vergelten und die Kaiserlichen ins Meer werfen." — „Können wir beides auch allein," sprach Gardila, „solang wir mit uns Leovigild haben." — „Und den Siegesgott," schloß Garding. „Da kommen Priester. Ich gehe; komm, Bruder!"

Während sie die Marmorstufen aus dem Palast auf die Straße herabstiegen, sprach Gardila unmutig: „Warum hat er sie genommen, die üble Hexe, die Einäugige . . ." — „Still! Andre Leute sind auch einäugig." — „Aber warum?" — „Sie ist ein gewaltig Weib und war die Witwe seines Vorgängers Athanagild. Groß war ihr Anhang im Adel und alle wütigen Arianer . . ." — „Ich wollte, sie wäre anderswo! Samt ihrer merowingischen Enkelin. Der Mond ging blutrot auf. Das bedeutet nicht Versöhnung!"

VI.

Einstweilen bewegte sich das stattliche Brautgeleit Ingundens gar langsam, weil auf allerlei Umwegen — denn Brunichildens Tochter konnte man nicht Fredigundens

Machtbereich betreten lassen — auf der alten Römerstraße am Rhone-Ufer hin von Lyon über Valence, Avignon und Nîmes nach Narbonne, der Hauptstadt des gotischen Galliens, in dessen stattlichem Palatium Rast gehalten und die Braut von Hermenigild empfangen werden sollte. Wie erstaunte daher diese, als ihr alsbald in dem Empfangssaal statt des Bräutigams entgegen trat — dessen Oheim Leander. Der vielerfahrene Seelenergründer erkannte leicht die Enttäuschung des Mädchens: „Zürne mir nicht, Königskind," begann er in seiner leisen einschmeichelnden Stimme. „Nur ganz kurze Zeit mußte ich dich allein sprechen: — das heißt, bevor er eintrifft."

Die Tochter Brunichildens hatte viel von deren stolzen Schönheit, aber wie deren dunkle Augen und Haare auch den hochgemuten stolzen Sinn und die feste Willenskraft, mit der die Witwe Herrn Sigiberts den trotzigen Adel Austrasiens bändigte, kräftiger, mutiger als mancher Mann auf diesen fränkischen Thronen. Das edle Haupt in den Nacken werfend, sah sie dem Bischof scharf in die Augen und sprach, sich auf den purpurbehangenen Sitz niederlassend: „Ich werde kein Geheimnis haben vor meinem Gemahl." — „Sollst du nicht, meine wackre Nichte. Ich selbst werde ihm künden, was ich dir sage: — aber zur rechten Stunde. — Ingundis, ich kenne deine Seele." — „Du hast mich nur dreimal gesprochen," meinte sie streng. — „Aber dein Beichtvater, Fronimius von Agde, dein Erzieher im rechten Glauben, ist mein nächster Freund. Er schrieb von seinem Zögling, seinem Liebling gar viel in jedem Brief." — „Und aufs wärmste," nickte die Braut nun freundlicher, „hat er dich mir empfohlen. Dir, dir allein soll ich vertrauen in jenem Land der Ketzer. Gift ist diese Ketzerei!" Sie furchte die stolz geschwungenen Brauen.

Er faßte rasch ihre Hand. „Herrliches Kind, Dank! Dank für dies Wort. Es eint uns für immer: — es kürzt meine Aufgabe. Ich weiß von deinem Lehrer, wie tief durchdrungen du bist von unserem heiligen Glauben." — „Er ist das Leben meiner Seele," rief sie und schlug die Augen auf gen Himmel. „Christus weiß es!" — „Wohlan" — er sah sich scharf um, dann flüsterte er leise in ihr Ohr: „Man will ihn dir entreißen." — Sie lachte verächtlich: „Eh reißen sie den Morgenstern vom Himmel! — Wer will das?" — „Der König, die Königin. Alle Goten." — „Auch Hermenigild?" — „Der liebt dich — und will nichts, was dich betrübt. Aber er kann dich nicht schützen." — „Ist er kein Mann?"

Leander zuckte die Achseln: „Ein weich, ein sehr weich Gemüt." — „Woher weißt du . . ?" — „Woher? Weil ich allein — weil meine Klugheit, meine Liebe zu dir — mehr noch: meine heilige Sorge um deine Seele dich gelöst hat aus dem Netze, das über deinem Haupt zusammenfallen sollte. Höre. Der König hatte deine Mutter bereits dafür gewonnen, daß du vor der Vermählung — wie umgekehrt sie und ihre Schwester bei der Heirat mit den Merowingen katholisch geworden sind, — unsern heiligen Glauben mit jener Ketzerei vertauschen sollst." — „Unmöglich!" rief Ingundis und sprang auf: ihre Augen blitzten. „Abscheulich! Niemals!"

Mit Wohlgefallen betrachtete sie der Bischof: „So gefällst du mir, tapfre Nichte. Vernimm, wie ich den Plan vereitelt habe:" er zog eine Rolle aus den Falten seiner Sutane, „ich hatte den Auftrag von beiden, den Vertrag über eure Vermählung zu verfassen: in dem Entwurf standen ausdrücklich die Worte: ‚katholisches, . . . arianisches Bekenntnis‘. Ich änderte so: ‚die Vertragenden sind darin einverstanden, daß die Gatten auch durch das gleiche Be-

kenntnis werden verbunden sein'." — „Aber — ich verstehe nicht . ." — Überlegen lächelte der Bischof. „Ja! auch der König verstand es nicht. Wenigstens nicht richtig. Er dachte natürlich nur an das Bekenntnis Hermenigilds." — „Jawohl! Und der ist Arianer!" — „Er darf's nicht bleiben," sprach Leander fest. — „Ah, Oheim, teurer Ohm!" — „Du verstehst mich. Das gleiche Bekenntnis, das euch verbinden soll, ist unser heiliger Glaube. Nicht du wirst Ketzerin, — der Königssohn wird rechtgläubig."

„Ein schwierig Werk!" — „Nicht für dich. — Du bist sehr, sehr schön, bist heiß begehrenswert. Er liebt dich mit aller Kraft, deren seine zarte Seele überhaupt fähig ist. Ein hoher Geist in Rom . . " — „Gregor! der Mutter Freund!" — „Und ich haben kräftig vorgearbeitet. Schon lange schwankt er: — du, du mußt ihn zu uns herüberziehen." — „Ich! Wie kann ich das?" — „Indem du, bis er katholisch geworden" — hier flüsterte er ganz leise — „ihm alles, alles weigerst, was der Liebende, der Gatte ersehnt. Den Brautkuß freilich mußt du ihm — vor allem Volk! — gewähren. Aber nach diesem einen Kuß nicht die kleinste Gunst: — hörst du? Kaum einen Handschlag. Alles hängt davon ab. Bleibe fest, meine Tochter, bleibe scheinbar hart. Nur scheinbar; denn es gilt seine unsterbliche Seele zu retten: — das bedenke. Du kannst ihn bekehren: — eine Todsünde lädst du auf dich, unterläßt du's aus Weibesschwäche, aus — Liebe."

Da zuckte sie die Achseln: „Ich weiß nicht, was das ist. Er ist mir gleichgültig. Aber die Seele des Gatten vor den Flammen der Hölle retten: — ja, das will ich." — „Der Himmel wird dir lohnen. Und bedenke, Königskind: nicht diesen einen Ketzer rettest du: Leovigild ist ein Greis. Sein Sohn folgt ihm bald auf den Thron:

ein katholischer Gotenkönig aber mit einer solchen Königin: — sie werden das ganze Gotenvolk zum rechten Glauben herüberziehen. Das letzte Ketzerreich im Abendland verschwindet und das, dies große, dies heilige Werk ist dein Verdienst, meine Tochter. Willst du mir folgen?" — „Ja, ich will," rief sie leidenschaftlich mit Tränen der Rührung in den Augen. „Ich verspreche dir's bei Christus dem Herrn." — Und sie sank vor ihm auf die Kniee und küßte seinen Bischofsring. Er legte die Hand auf das schöne Haupt und sprach feierlich: „Und Christus der Herr wird dich dabei führen, stärken und segnen. Amen." Im stillen aber sprach er zu sich selber: „Jetzt, Herr König, zieht Unfriede in dein Haus und das Verderben in dein Reich."

VII.

Festlich und prachtvoll schmückte sich die stolze Königstadt Toledo an dem Tage, da das junge Brautpar seinen Einzug hielt. Von Narbonne aus hatte es, auf dem Seeweg Barcelona anfahrend, dann den Ebro zu Berg Tortosa und von dort, auf der alten Legionenstraße die Berge überschreitend, den Tajo und die Residenz erreicht. Die Römer hatten all' ihre Haustüren — Balkone und Fenster nach der Straße zu gab es noch nicht — mit den Blumen des Sommertages geschmückt und gar oft mit Teppichen in den merowingischen Farben: die alte blaue Gotenfahne sah man selten.

Der Abend des Einzugstages kam heran: die lauten Feste waren vorüber, die vielen hundert Gäste hatten das Palatium verlassen. Die Königsfamilie mit wenigen ver-

trautesten Freunden blieb noch beisammen in jenem kleinen Dämmertrunk-Gemach. Da sprach die Königin — sie hatte die Eiseskälte der Enkelin, die sich ihr nach Kräften fern hielt, den ganzen Tag über scharf vermerkt: — „Und nun, Ingundis. Du hast zu bestimmen: wann soll die Taufe, wann die Trauung sein?"

Da fiel Isidor, der weise und herzensgute Archipresbyter, ein: „Verzeiht, Frau Königin, ein wohlgemeintes Wort. Es wird uns, — den Katholischen — besonders schwer, bei dem Übertritt die Taufe zu erneuen. Das sieht aus, als gelte unsere Taufe nicht. Ich bitte, verzichtet auf die nochmalige Taufe."

Grollend wollte die Königin ablehnen: allein Rekared kam ihr zuvor. Seit er, heimgekehrt, die Geliebte spurlos verschwunden gefunden, hatte ihn tiefes Weh verdüstert: er lebte nur noch der Pflicht, das hieß für ihn: dem Reich: aber diesem so eifrig, eifriger als je zuvor. „Gewähre das, Vater," bat er. „Abt Gregor, der weise, in Rom hat es erbeten. Und" — fügte er flüsternd bei — „es erleichtert ja den Übertritt." — „Es sei, mein kluger Sohn," sprach Leovigild. „Was liegt dem Reich an einer Taufe oder zweien! — Aber die Vermählung! Auf wann, liebe Tochter, setzest du sie fest?" — Da erhob sich Ingundis von ihrem Sitz ihm gegenüber: noch einen Blick warf sie auf Hermenigild, der das Haupt senkte und, leise zitternd, sitzen blieb: dann trat sie hart vor den König, hob das schöne Haupt und sprach mit fester Stimme: „Herr König, wir sind bereits vermählt."

Da sprangen alle auf von ihren Sitzen: ein Gewoge von Stimmen, von Rufen erschallte durcheinander: aber alles, auch Godiswinthas Zornruf übertönte Leovigilds dröhnendes Wort: „Vermählt? Wo ... Wann?" — „In Narbonne. Vor zwei Wochen." — „Durch wen getraut?"

— Nun erhob sich Hermenigild: er war bleich, aber nun hatte er sich gefaßt: „Oheim Leander.“ — „Katholisch getraut!“ gellte die Königin. — „Das ist nichtig,“ sprach der König, „du bist Arianer.“ — „Gewesen!“ entgegnete Ingundis. „Der Metropolitan hat ihn aufgenommen in unsere heilige Kirche.“ — „Mein Sohn! Sag' nein!“ — Ruhig trat Hermenigild vor. „So ist's. Ich mußte.“ — „So? Nun sollst du sehen, was ich muß. Garding, ergreife den Verräter. In den Römerturm mit ihm! Königin, dir übergeb' ich die Verführerin. Du stehst dafür, daß sie ihn nicht sieht.“ — „Ich stehe dafür,“ erwiderte Godiswintha und ergriff sie mit harter Gewalt am Arm: sie ließ es ohne Widerstand geschehen.

„Ah, dieser Leander, der Betrüger,“ rief der König. — „Er hat nicht betrogen,“ erwiderte Ingundis. „Was steht in dem Vertrag? ‚Auch des Glaubens Einheit soll uns verbinden‘: wohlan: sie verbindet uns.“ — „Der Hohn! Der Hohn! Ein echter Priesterstreich!“ Da stürmte Gardila ins Gemach: „Nun freue dich, altes Schwert Leovigilds! Du bekommst wieder zu tun. Auf, Herr König! Drei Boten trafen soeben zusammen vor den Toren deines Palastes von Nord, von Süd, von West. Der Suevenkönig Miro brach aus seinen Bergen und hat den Duero überschritten: eine Flotte der Byzantiner ist den Bätis zu Berg gesegelt nach Sevilla und hat, von Leander empfangen, viele Tausende gelandet: die Römer in Merida, Cordoba, Carmona, Astigi haben sich empört und die Basken ziehen in hellen Haufen auf Saragossa.“

„Weiter nichts?“ lachte der alte Held grimmig. „Nun, sie haben's gut vorbereitet, unsere Feinde. Das klappt ja trefflich! Alles auf einen Schlag! Auf einen Tag! Nun wartet! Der alte Gott lebt noch und der alte Leovigild auch. — Verlaßt mich jetzt alle. Ich muß mir ein

paar Sachen überlegen. Es ist spät. Morgen bei Sonnenaufgang, Rekared, versammelst du auf dem Platz vor dem Palatium alle Gotenkrieger zu Toledo!“

VIII.

Die Strahlen der eben aufgegangenen Sonne glitzerten auf den Helmen, den Speerspitzen, den Schilden und Brünnen der Hundertschaften und Tausendschaften, die sich, Reiter und Fußvolk, dem ergangenen Heerbann gemäß, auf dem alten „Forum des Theodosius“ wohlgeordnet geschart hatten: lustig flatterten im Morgenwind die langen blauen „Gunfanon“. Freudig lauter Zuruf begrüßte den König, wie er mit Rekared und seinen obersten Führern vollgerüstet aus dem Mitteltor auf die breite Oberstufe der Marmortreppe trat. Er winkte mit der Rechten: sofort verstummte der Lärm.

„Dank euch, meine Goten. So muß denn nochmal das Schwert — ich hatte es in der Halle für immer, — dacht' ich, — aufgehängt, ihr kennt es! — aus der Scheide fahren gegen die alten Feinde. Ihr kennt auch sie: besonders von hinten.“ Eine schallende Lache war die Antwort auf den derben Lagerwitz. „Aber diesmal steck' ich die gute Klinge nicht ein, bevor sie gründlicher Ruhe geschaffen hat als je zuvor. Und da nun Untreue immer wieder ihr Haupt erhebt, will ich mir gegen solche Untreue einen lebend'gen Schild der Treue schmieden. — In dieser schlummerlosen Nacht kam mir der Gedanke: zwei Hundertschaften auserlesner Krieger will ich um mich scharen, nicht meine Brust, meinen Leib zu schützen — das tu' ich selbst!

— Nein: als mein fleisch-gewordner Wille allüberall meine Befehle zu vollstrecken, den Ungehorsam niederzuschlagen mit scharfer Gewalt, als ob meine Hand zweihundert Schwerte schwänge. Melden kann sich jeder Wehrmann: ich lese sie aus: nicht nach Adel der Geburt, — edel ist, wer edel tut — nach Würdigkeit. Zu eurem Führer aber bestell' ich Graf Wandalar von Valencia, den tapfern Mann, den Bezwinger Keltiberiens: ihm sollt ihr in allen Stücken blind gehorchen wie mir selbst. Erwartet keinen Lohn, keine Gunstgeschenke: die Ehre ist euer Lohn: ‚die Schar der Treuen' sollt ihr heißen — und sein. Wollt ihr das, meine Goten?"

„Heil! Heil König Leovigild! Das wollen wir!" riefen die Scharen und erhoben die Waffen.

„Gut! Ich wähle aus, bevor wir aufbrechen. Und nun vernehmt sogleich mein erst Gebot, Getreue. — Was ich voraus gewußt, sobald die erste Kunde von dem Aufstand der Basken, von der Empörung der Römer eintraf — spätere Boten haben es bestätigt — überall, in den baskischen Bergen wie auf den Ebenen um Sevilla, sind es die Priester, die höchsten wie die untersten, die den Brand geschürt, die Flammen geweckt haben: der Bischof von Astigi, Helm auf dem Haupt, Schwert in der Faust, hat am Altar gepredigt, ich sei ein Dämon der Hölle, wer mir gehorche, gehorche dem Satan und sei dem verfallen auf ewig: feierlich hat er die mit Grauen auf den Knieen vor ihm Lauschenden mit geweihtem Wasser übersprengt, sie Christus und Sankt Eulalien geweiht und alle Katholischen vom Eid der Treue gegen mich entbunden." Ein Murren zuerst des Grolls, bald ein Schrei des Zorns lief durch die Reihen. „Überall, in Ossetum, in Auca, in Pampilona, haben die Geistlichen — gegen ihre Canones! — selbst die Waffen ergriffen: sie führen die Haufen an,

die über die vereinzelten Gehöfte der Goten im Flachland wie in den Bergen herfallen, die Häuser verbrennen, die Bewohner erschlagen: — auch Weiber und Kinder . . ." — „Rache! Rache!" scholl es in der Runde. — „Nicht Rache: Strafe! Aber gegen wen? Nicht gegen die betörten Basken, die armen Berghirten, die von Kindheit auf gewohnt sind, alles blind zu glauben, was der Priester sagt, nicht die verführten Bauern an dem Bätis, nein: — die Verführer gilt's zu treffen. Zersprengt die Haufen, die Gefangnen entwaffnet und laßt sie laufen — doch jeden Priester, den ihr trefft in Waffen — sei's Diakon, Bischof, Metropolitan! — Getreue, hängt ihn an den nächsten Baum. Sie sollen's lernen, was des Königs ist. Ich laß ihnen Himmel und Hölle, sie sollen mir nur dies Land, dies Volk und mein Haus lassen." Brausender Zuruf antwortete ihm. „Wir aus Toledo brechen sofort auf: mein Sohn gegen die Sueven, gen Nordwesten, ich gegen Sevilla und die Byzantiner gen Süden: die Aufgebote der andern Landschaften, — von allen Seiten ziehen sie uns nach — von morgen, übermorgen an. Es eilt . . . ."

Da drängte sich durch die waffenblitzenden Reihen der Hundertschaft gerade gegenüber der Hochtreppe ein ärmlich gekleideter alter Mann und stieg mühsam die Stufen hinan, auf einen langen Stab sich stützend· er mahnte einen zweiten, der gar scheu und schüchtern umherblickte, zu folgen: „Komm nur, Sacharja, Freund Gottes! Komm getrost und fürchte dich nicht. Der Herr König — Gott segne seinen Samen! — sieht wohl grimmig wie der Löwe auf Karmels Höhn, doch sein Herz hat lieb die Gerechtigkeit." Ermutigt folgte der andre. — „Was willst du, Jude?" rief der König unwillig. „Ich kenne dich, Jojada ist dein Name, bist ein redlicher Jud': — das gibt's

auch! Hast einen Handel bei Gades an der See. Aber du siehst doch, jetzt hab ich keine Zeit für Tausch und Kauf.“ — „Herr König, hast du auch nicht Zeit fürs Recht? Wofür hat dich der Herr gesetzt auf den Thron? Ist der Thron nicht der Stuhl des Richters?“ — „Ja, Mensch,“ grollte der König. „Aber ich muß jetzt auf den Gaul, nicht auf den Thron. Mach’s kurz. Was willst du?“ — „Gerechtigkeit.“ — „Die wird dir. Was ist’s?“ — „Was es ist? Weh geschrien über das, was ist. Die Christen, beides, deine blonden Langmächtigen und die schwarzen, die Römischen, haben gemacht große Gewalt in Gades der Stadt und haben verbrannt unser Bethaus und geraubt die Silberleuchter und — . . . .“ — „Genug! Wenn sich’s erwahrt, stellen sie beide, Goten und Römer, das Bethaus her auf ihre Kosten und die Räuber sterben.“ — „Hast du gehört, Sacharja, du Gerechter Gottes? Was hab’ ich gesagt von unserem Herrn, dem König? Solchen Herrn habt Ihr nicht im Reich der bitterbösen Merowingen — er ist nämlich aus Paris, ist der Sacharja: — da ist ein Gewaltherr, heißt Chilperich.“ — „Gott sei’s geklagt! Was hat er für Bosheiten am Leibe gegen das auserwählte Volk!“ — „Na, ich hätte mir ein andres auserwählt! — Aber ich kenne Fredigundens Gemahl, Alter. — Noch was, Jojada?“

Der warf einen verschmitzten Blick auf seinen Genossen, der sollte sagen: „Jetzt merk’ erst recht auf.“ — „Ja doch, Herr König, großmächtiger. Ich habe eine Tochter: — Rebekka ist sie geheißen und ist so schön wie der Granatbaum und die rote Blüte des Granatbaums und die weiße Lilie von . . .“ — „Saron. Ich glaub’ es schon. Was ist mit ihr?“ — „Ist da dein großer Herzog über Malaccitana . . .“ — Der König nickte. „Stavila, einer meiner besten Helden und mein Freund.“ — „Weih

geschrien über ihn! Er hat nachts überfallen mein Haus, davon geschleppt Rebeckchen und hat ihr Gewalt getan." — Leovigild erbleichte. „Jud', das ist nicht wahr!" — „Hörst du?" flüsterte der aus Paris. „Ich sagte es doch." — „Ist es aber wahr," fuhr der Herrscher fort, „bei Gottes Zorn, fällt sein Haupt."

Da warf sich Jojada vor ihm auf die Knie und küßte den Saum seines Mantels. „Dank dir und Heil, Herr König, du Turm der Gerechtigkeit! Hörst du, siehst du nun, Zweifler? Er ist, wie ich gerühmt, nicht wie euer Chilperich. — Verzeih, gewaltiger Kriegesheld. Rebeckchen ist unversehrt daheim." — Der Greis fuhr zornig auf. „Was wagtest du, Elender?" — „Verzeih', wir haben gewettet. Der Gastfreund wollte nicht glauben, daß du auch dem armen Juden wider deine Schwertgewaltigen zu seinem Rechte verhilfst. Wir haben gewettet um tausend Solidi . . ." — „Schau, schau, die armen Juden!" — „Herr König, die Wette ist nicht dein Schade. Zum Waffenkrieg gehört Geld, — grausam viel Geld! Ich hass' ihn wie ich ihn fürchte! Aber ich schenke dir die zehnmal hundert schönen Goldstücke." — „Welche Frechheit!" — „Gelt, es ist dir zu wenig? Nun, da nimm diesen Schlüssel zu meiner großen Truhe. Da findest du mehr. Und alles ist dein was Jojada hat."

Aber Leovigild wehrte mit der Hand unwillig ab: „Packe dich, Jude, und danke Gott, daß du ungeahndet den König belogen hast." — Er wandte sich nun zu seinem Sohne. „Ich weiß, es bedarf des Spornes nicht, dich vorwärts in den Kampf zu treiben." — „Ich werde meine Pflicht tun, Vater." — „Ja, wie immer. Aber damit du sie gar freudig tuest: — höre noch eins. Weißt du, warum ich dich gerade gegen die Sueven schicke? Weil . . . nun: ich erwarte, daß du diesmal die Räuber

nicht bloß — wie bisher — über die Grenze nach Hause treibst . . ." — „Wir sollten diesem bösen Nachbarreich der Störenfriede ein Ende machen für immer, ihr Land dem unsern einverleiben . . ." — „Das sollst du, mein Sohn. Diesen Ruhm hab' ich dir zugedacht. Du dringst den Weichenden nach bis in ihre Hauptstadt Astorga. Dort durchsuche genau den Palast des Königs." — „Wegen der Schätze?" — „Ja! Zumal um einer Perle willen. Die bringst du nach Toledo. Die heißt — Baddo." — „Vater!" jubelte Rekared. „Wie . . .?" — „Frage jetzt nicht. Säume nicht. Dort unten scharrt ungeduldig dein Hengst. Eile! Bald wirst du alles erfahren."

IX.

Das junge Ehepaar war getrennt, Hermenigild in den festen Turm des alten Römerkastells auf der Nordseite des Palastes abgeführt, — in das Erdgeschoß, — Ingundis in das letzte der Frauengemächer gebracht worden, in welches nur eine Tür — aus dem Schlafgemach der Königin — führte. Godiswintha selbst begleitete die Enkelin dahin: sie bemerkte deren suchenden Blick: „Nein," lachte sie giftig, „schönes Vögelein, du bleibst in diesem Käfig. Das Fenster ist vergittert, und vor dem Ausgang aus dem Frauenflügel steht Tag und Nacht eine Speerwache. Du bleibst hier gefangen bis du deine Irrlehre abgeschworen." — „So werd' ich hier sterben," sprach Ingundis ruhig und ließ sich auf dem Ruhebett nieder. — „Das wollen wir sehen," meinte die Großmutter. „Schon stärkeren Trotz hat man gebrochen. Laß sehen, wie lange

du mir widerstehst, bringe ich Tag und Nacht auf dich ein: — in Güte oder, muß es sein, — anders." — „Das Leben kannst du mir nehmen, nicht meine Seele, das heißt meinen Glauben. Mich zwingen? Ich bin Brunichildens Tochter." — „Und meine Enkelin. Du sollst sie kennen lernen, diese Großmutter. Ich werde nicht rasten, bis . . ." — „Oh, ich bin erschöpft von all' dem. Laß mich schlafen." — „Gerade schlafen sollst du nicht: man kirrt die wildesten Falken, indem man sie immer rüttelt. Ja, schließe nur die Augen, ich werde rütteln. Tag und Nacht." Sie faßte sie unsanft an der Schulter. — „Großmutter! Warum bist du so böse? Warst du immer so!" — „O nein, du freche Fragerin. Ich war sanft und still und scheu und schön — wie du, nein, viel schöner. — Und alle lobten mich, die mich sahen, sogar die Mädchen, die Frauen. Und die Männer, ei die! Das Palatium des Vaters, des Herzogs zu Tarracona, ward nicht leer von Freiern. Aber ich bat den Vater, nein zu sagen zu allen: denn tief im Herzen barg ich die Liebe zu ihm, dem Herrlichsten von allen; — ach auch dem Treuesten wähnte ich! — Sigisar, dem Grafen von Tortosa. Und auch er liebte mich: — glaubte, mich zu lieben. Gleich nach unserer Verlobung brach wieder einmal eine Empörung der Katholiken in Tarraconien aus. Ich eilte fliehend von Barcelona, — aus dem Meerbade — nach Hause. Aber bevor ich die Tore von Tarraco erreichen konnte, ward ich mit meinem Gefolge von einer Rotte der Aufständischen gefangen und vor den Bischof von Egara gebracht, der in Waffen im Felde stand gegen König Agila. Der Elende drang mit Gewalt in mich, in seinen römischen Pfuhl zu springen. Er drohte, mich zu töten. Ich blieb fest: da sprach er: ‚Nun, ich weiß, was du mehr fürchtest als den Tod, eitle Puppe: die Häßlichkeit. Wohlan, lebe: aber entstellt, den

Menschen ein Abscheu. Brandmarken will ich deine glatte Larve und dir die trotzigen Augen aus dem Gesicht reißen.' Und ich blieb standhaft und das Scheusal hielt Wort. Ah," schrie sie auf, „sowie ich's gedenke, spür' ich wieder das heiße Eisen an der Wange, den bohrenden Stachel in der leeren Augenhöhle. Und mich noch grausamer zu quälen in Angst vor dem nun gekannten Schmerz, sollte mir das andre Auge, die andre Wange erst nach drei Tagen zerstört werden, wenn ich nicht nachgäbe. Ich wimmerte vor Angst, aber ich gab nicht nach. Da — in der zweiten Nacht — überfiel mein Vater das Lager der Aufständischen, zersprengte sie und befreite mich. Auch mein Geliebter war unter den Siegern. Als er aber die Braut erschaute, da schrie er auf, wandte sich, floh und zerriß das Band der Treue! Das alles dank' ich Rom und seinen Priestern. Elend, vom Geliebten verlassen, ungeliebt, von allen Glücklichen gemieden schleppte ich das Leben dahin, bis König Athanagild, des Vaters alter Freund, mich zu sich auf den Thron erhob. Und nun soll ich meine Enkelin und den Nachfolger in diesem Reich als Glieder der verhaßten Kirche leben sehen? Lieber sollen sie sterben."

„Aber Großmutter, meine Mutter und ihre Schwester sind doch auch . . ." — „Ah, woran mahnst du mich, Unselige!" und im Zorn ihrer nicht mehr mächtig holte die Greisin aus und versetzte ihr mit der Faust einen Schlag ins Angesicht.

Ingundis fuhr auf, riß eine lange scharfe Nadel aus ihrem Haar, das nun in dunklen Wellen auf ihre Schultern herabflutete, und zückte sie zur Abwehr: „Rühr' mich nicht nochmal an — sonst . . ." Aber Godiswintha entwand ihr die Waffe und stieß sie ihr in den Arm: hochauf spritzte das Blut auf das weiße Brautgewand. „Ah du stichst, schöne Viper? Wart', ich lasse dich durch meine Knechte

binden und geißeln bis noch mehr fließt von dem verhaßten Merowingenblut." Ingundis sank stöhnend vor Schmerz auf das Lager. Triumphierend beugte sich die Alte über sie: „Da liegt die Martyrin! Willst du jetzt nachgeben?" — „Niemals." — „Was mußtest du meine tiefste Wunde aufrühren? Ja, ich hatte mich bewegen lassen durch König Athanagild, um der weltlichen Vorteile willen meine beiden Töchter den Merowingen und deren verhaßtem Glauben hinzugeben. Die Strafe Gottes blieb nicht aus. Gar bald war meine holdselige, sanfte Galswintha erwürgt, meine Brunichild verwitwet, gefangen im eignen Land. Und nun verführt ihre Tochter den künftigen Gotenkönig zum Abfall! Warte, du sollst mir's büßen." Sie stürmte aus dem Gemach und ließ Ingundis in Ohnmacht auf dem Pfühle liegen. Als diese aus ihrer Betäubung erwachte, konnte sie die Arme und Füße nicht heben: sie waren in schwere Fesseln geschlagen.

Und Wochen vergingen so: tief schnitten die harten Ketten in den zarten Leib der Dulderin. Tag um Tag drang die Greisin in ihr Opfer: — ohne jeden Erfolg: die Gequälte antwortete nicht mehr.

Aber in einer Nacht stürmte die Königin, eine Fackel in der Hand, in das Gemach. „Verfluchte," gellte sie, „die Hölle ist mit euch! Hermenigild ist entflohen. Der Wächter vor seinem Turm ist erdolcht. Sterbend berichtet er, drei Männer in Mönchsgewanden brachen aus dem Gebüsch, stießen ihn von rückwärts nieder, erkletterten auf hoher Leiter das Turmfenster und entführten den Gefangenen. Dich sollen sie nicht entführen! Ihr Knechte, erhebt sie und tragt sie hinunter in den Eiskeller. Zwei Speerträger vor die Eisentür des Gewölbes."

X.

Hermenigild war es gelungen, durch Hilfe der zahlreichen Glaubensgenossen, welche nur die Furcht vor Leovigild abhielt, sich dem Flüchtling offen anzuschließen, auf schmalen, allein den Umwohnern bekannten Steigen über die Carpetanischen Berge nach Alea, dann nach Merida und von hier über das Marianische Gebirge nach Sevilla zu entkommen, das er von Leander in besten Verteidigungsstand gesetzt fand. Der Metropolitan übergab ihm nun die weitere Führung, nachdem er ihm in der Kathedrale feierlich die Krone des Gotenreiches auf das Haupt gesetzt hatte: — das anfängliche Sträuben des frommen Gläubigen — der ganze Eifer des Neubekehrten hatte ihn ergriffen — war bald überwunden worden durch den Hinweis auf die Pflicht, die heilige Kirche vor der Verfolgung des — für abgesetzt erklärten — Ketzerkönigs zu schützen: das verlange schon der Dank für die mirakelhafte Befreiung! Der neue König der Goten führte den in der katholischen Taufe ihm beigelegten Namen „Johannes“ und prägte eifrig Münzen auf diesen Namen. Leander aber erklärte nun, er müsse fort, so lang der Bätis und die See noch nicht durch die Schiffe Leovigilds gesperrt seien. Es gelte, neue Truppen aus Byzanz herbeizurufen: denn die bisher gelandeten reichten offenbar nicht aus, die Goten zu bezwingen. Schweren Herzens sah der junge König dem Eilschiff nach, das seinen gewaltigen Metropolitan entführte: er war seine einzige Stütze gewesen: in sich selbst fand er keinen Halt, seit ihm die kühne Tochter Brunichildens fehlte. Und näher und näher drang das Verderben gegen ihn heran.

Der alte Held hatte die vereinten Byzantiner und die empörten Hispanier in Schlachten und Gefechten geschlagen,

Merida erstürmt und zog nun in Eilmärschen gegen den Bätis und Sevilla. Wenige Tage nach Leanders Flucht sperrten Leovigilds Trieren die Stadt im Süden von der Flußmündung ab, während gleich darauf er selbst sein Landheer im Norden und Osten die alten, noch von den Römern angelegten Befestigungen, zumal aber im Westen bei Italica eng umklammern ließ. Ausfälle der Belagerten wurden blutig zurückgeschlagen. Garding und Gardila hielten scharfe Wacht. Gleichwohl war die hier versammelte Streitkraft zu schwach, die ausgezeichnet stark befestigte Römerstadt mit Sturm zu nehmen. Das Beste leistete bei der Verteidigung nicht der wenig kriegerische Königsohn, sondern Basilius, der tapfere und vielerfahrene Feldherr der Byzantiner. Er war die Seele des Widerstands: allgegenwärtig schien er an jedem bedrohten Punkt, mit aufopferndem Eifer setzte er sich Tag und Nacht den Geschossen der Belagerer aus, mehr als einmal ward er getroffen. Hermenigild fühlte sich nicht nur von Dankbarkeit, von herzlicher Neigung zu dem Manne hingezogen, der die beste Stütze seiner Sache war. Als er wieder einmal den Blutenden seines Dankes versicherte, erwiderte der Grieche: „Dank? ich tue meine Pflicht, drum ist mir wohl im Herzen. Und dich mit deiner sanften Seele hab' ich lieb gewonnen."

Ungeduldig ertrug der ungestüme Greis draußen vor den Toren die Verzögerung. Groß war daher die Freude, als die ersten Reiter Rekareds in das Lager sprengten mit der frohen Meldung eines Doppelsiegs über die Basken und über die Sueven — König Miro sei gefallen — und seines baldigen Eintreffens im Lager. Ungeduldig ritt der Vater dem Sohn entgegen. Von weitem schon begrüßten sich mit freudigem Wiehern die beiden Hengste: waren sie doch auch Vater und Sohn. Aber zur Rechten

neben dem Rappen des Sohnes sah Leovigild einen zierlichen weißen Zelter traben: „Er hat sie!“ lachte der Alte in den Bart und spornte sein Pferd. Am Ausgang eines Pinienwäldchens trafen sie zusammen. Alsbald sprangen beide ab und umarmten sich, dann hob Rekared eine schlanke Gestalt von dem Zelter und schlug ihren Schleier zurück: „Hier ist sie, die Perle des Suevenreichs.“ — „Willkommen, Töchterchen beim Vater.“ Und er schloß sie in die Arme.

Ihre Augen strahlten „Vater? Ach ich hab' ihn kaum gekannt. Er starb so früh.“ — „Ihm hätte der Königstab der Sueven gebührt,“ nickte Leovigild. „Aber sein Vetter Miro wünschte ihm den Tod, der Tod kam und Miro ward König.“ — „Mich schickte er nach Toledo in die Ferne, in eine Art Gefängnis unter dem Vorwand des Klosters.“ — „Aber geheim, zumal geheim vor mir, damit ich dich nicht als Geisel für seine oft gebrochene Vertragstreue behielte. Doch ich erkundete alles, auch von dieses Helden eifrigen Klosterbesuchen. Hatte ich doch meine Freude daran. — Zuletzt hat dem Argen die Äbtissin was gesteckt und schleunig holte er das Vögelein zurück. Ich aber wußte, nächstens schlägt er doch wieder los: dann mag der Bräutigam sich die Geliebte holen. Wie fiel der König?“ — „Auf der letzten Schanze von Astorga: — von meinem Speer. Hier ist sein Schwert. Das Volk der Sueven huldigt seinem König.“

„Du hast sie dir verdient: — nimm die Befreite.“ Und er legte sie an Rekareds Brust. — „Dank, Vater! Aber du weißt: sie ist katholisch.“ — „Und ich bleib' es,“ sprach das Mädchen fest. Einen Augenblick holte der König tief Atem: „Das setzt bösen Streit mit meiner Königin. Aber bleib' es. Es ist vielleicht wohlgetan, den allzustraff gespannten Bogen . . .“ — „O, König

Leovigild!" rief Rekared feurig. „Das ist ein weiser Gedanke, ja ein rettender für dieses Reich. Halt ihn fest." — „Das werd' ich. — Aber Töchterchen, mach' mir ihn nicht auch katholisch — wie die andere den anderen. Nun kommt in das Lager: jetzt machen wir ein Ende mit König Johannes."

XI.

Und rasch ging's — nach dieser Verstärkung der Belagerer — zu Ende mit Sevilla. Vor dem Beginn des Kampfes erbat Rekared vom Vater kurzen Aufschub: er möge vorher das ganze Heer zur Beichte und zum Erlaß der Sündenstrafen gehen lassen. Mit großen Augen sah Leovigild auf den Sohn: „Glaubst du wirklich . . .?" Dieser lächelte. „Nicht, daß dann die Engel des Herrn für uns kämpfen, Wunder für uns geschehen werden! Aber die Leute werden freieren Herzens und deshalb erfolgreicher kämpfen, ihr Leben freudiger wagen: steigen sie dann doch — ohne Sündenschuld — geradenwegs gen Himmel auf. Gleichviel, ob's wahr ist: sie glauben's: das wirkt ganz, als ob's wahr wäre." — Der König zauderte: „Die Religion ist dir . . ?" — „Sehr viel. Sehr! Aber auch Mittel zum Wohl des Reichs, zum Zweck des Sieges." Da gab Leovigild nach: und es wirkte gut. Nach Vollendung der Vorbereitung befahl der König den Sturm im Doppelangriff: in der gleichen Stunde der dunklen Herbstnacht nahm er selbst von Westen, von Italica her, die Brücke über den Bätis und brach in die Stadt: — der Alte war der erste hinter dem von seiner Streitaxt zertrümmerten Tor: — während Rekared von Norden, von

Carmona her, den Wall erstieg. Noch auf der Wallkrone leistete hier Basilius tapfer Widerstand: als aber den Schwerverwundeten seine Doryphoren aus dem Getümmel davontrugen, verzagten die Kaiserlichen auch an dieser Stelle und flohen. In der Mitte der Stadt, auf dem Forum des Theodosius, bei dem roten Licht der Fackeln und dem gelben brennender Häuser trafen die beiden Sturmhaufen der Sieger zusammen. „Halt ein, Vater!“ flüsterte der Sohn. „Nicht gegen . . . — ihn. Dort ragt das Palatium, darin ist er gewiß nicht. Dort raste, warte bis ich ihn bringe!“ — „Gefangen! Meinen Sohn!“ sprach der König, die Axt in den Wehrgurt steckend. „Ja! — Wahre sein Leben!“ — „Sorglicher als das meine!“ Und schon war er verschwunden in der Nacht. Bald war der Flüchtling gefunden. Er hatte es nicht über sich gebracht, mit dem Vater, dem Bruder das Schwert zu kreuzen: weder Wall noch Tor hatte er verteidigt: auf dem Forum hatte er den Ausgang abgewartet. Nach der Entscheidung suchte er Asyl. Die Seinen rieten ihm das einer arianischen Kirche, das würden die Sieger am sichersten ehren. „Nein,“ sprach er, „ich will nichts dem Glauben verdanken, den ich verlassen!“ So floh er in die erzbischöfliche Hauptkirche der Katholiken. Die gewährte vor den Goten nicht Asyl. Aber Rekared, der das Versteck bald erraten hatte, ehrte ein Recht, das gar nicht bestand. Er legte das Schwert vor der Türe der Basilika ab und ging waffenlos zu dem Bruder hinein. Er fand ihn auf der untersten Stufe des Hauptaltars vor der Apsis sitzend, Kronhelm und Schwert hatte er von sich getan: das Haupt hatte er in beide Hände — auf den Knieen — gelegt: er weinte. Rekared hemmte den Schritt in dem breiten Mittelgang: die Kirche war leer, die Flüchtlinge hatten den Schutz der arianischen Kirchen gesucht: spärlich Licht fiel auf den Altar.

„Armer Bruder! Unseliger! Aber kein König der Goten,“ dachte er. — „Komm, Bruder,“ rief er ihn nun an. Hermenigild erhob sich langsam. „Wohin? Am liebsten zum Tod!“ — „Nicht doch! An das Herz des Vaters. Du kennst es nicht, dies Herz. Es verzeiht: — ich bürge für dein Leben. Komm zum Vater!“

Als der Gefangne in die hell erleuchtete Palast-Halle trat, ward wie dem Vater so auch dem Bruder der Jammer dieses Anblicks erst klar: Blut floß von der Stirn — ein scharfer Schleuderstein hatte ihn hoch im Bogen getroffen — über das entstellte Gesicht: sein Königsmantel war zerfetzt, von eignem und von fremdem Blut besudelt: denn er hatte die Verwundeten, die man aus dem Gefecht zurücktrug, gepflegt: — die Augen wagte er nicht zu dem Vater aufzuschlagen. Der sah mit tiefem Weh auf ihn. „Absalon,“ rief er, „mein Sohn Absalon!“ Der Gefangene sank vor ihm auf beide Knie. „Bruder,“ mahnte Rekared, „sage, daß du alles bereust.“ „Nicht alles,“ erwiderte der Gefangene. „Nur die Empörung — von ganzem Herzen! Nicht die Annahme des wahren Glaubens.“

Scharf prüfend sah der König ihm in die nun zuerst aufgeschlagenen Augen: „Du trittst zurück zu unserem Glauben oder du stirbst.“ — „So sterb' ich.“ — Da nickte der König und hob ihn auf: „Das war wacker. Ich verzeihe dir. Rekared, führ' ihn zu meinem Arzt. Er blutet stark.“

XII.

Nach kurzer Zeit konnte der König nun sein siegreiches Heer in die Heimatprovinzen entlassen: der Fall Sevillas, die Gefangennahme Hermenigilds entmutigte die Aufständischen, sie legten die Waffen nieder und unterwarfen sich: die Byzantiner flohen in die von ihnen früher schon besetzten Küstenfesten. Leovigild legte in Sevilla, Cordoba, Astigi ausreichende Besatzungen und kehrte mit den Seinen nach Toledo zurück, wo alsbald die Vermählung Rekareds erfolgen sollte. Hermenigild hatte sein Wort gegeben, nicht zu entfliehen. So ward er ungefesselt mitgeführt und in der Hauptstadt in einem zu dem Palast gehörigen Nebengebäude in dem weiten Garten untergebracht, ohne Wache und bei offenen Türen.

Der König fragte gleich bei der Begrüßung seiner Gemahlin nach Ingundis. Achselzuckend erwiderte diese: „Sie ist krank. Nach der Flucht des Empörers mußte ich sie sicher verwahren.“ — „Wo?“ — „In den Kellern; das hat sie, scheint es, schlecht vertragen.“ — „Abscheuliche! Sofort führt sie herauf!“ befahl Leovigild den Palastdienern. „Hierher! Zu mir.“ — „Aber! Sie weigert — noch immer — hartnäckig den Übertritt,“ mahnte die Königin. — „Wie der Gatte. Das gefällt mir.“ — „Wie? Was?“ — „Ja, das ist doch Treue. Gefiele dir's besser, verleugneten die beiden aus Furcht oder um des Vorteils willen ihre Überzeugung?“ — „Wirst du vielleicht den Rebellen auf deinen Thron nachfolgen lassen?“ lachte sie höhnisch. — „Das werd' ich nicht: ich werde Rekared durch das Volk wählen lassen.“ — „Ei, warum? Um den Preis der Krone tritt er wohl über, der Märtyrer.“ — „Nicht um den Preis des Lebens. — Hilf Gott! Ist das

Ingundis oder ihr Geist? Sie kann kaum stehen." — „Ich war krank, Herr König." — „Hat man dir was zu leide getan?" — Sie schwieg. — „Ja, ich," sprach die Königin. „Ich habe sie geschlagen, die verstockte katholische Schwiegertochter."

Da furchte Leovigild die gewaltige Stirn und streng sprach er. „Damit du nicht auch die zweite Schwiegertochter schlägst, Rekareds Braut und dich entwürdigst — nicht die Geschlagenen! — räumst du sofort den Palast und Toledo. Weit weg von uns! Garding, du bringst die Königin nach Astorga, jetzt meine zweite Residenz. Schweig, Godiswintha. Jetzt beginnt hier eine andere Zeit: — sie würde dir schlecht gefallen. Rekared hat Recht: der Bogen war zu straff gespannt. Gib mir die Hand, Ingundis, ich führe dich zu deinem Gemahl."

XIII.

Bald nachdem die Vermählungsfeier, an der auch Hermenigild und Ingundis teilnahmen, vorüber war, berief der König seine nächsten Freunde und vertrautesten Räte zu einer wichtigen Besprechung: es waren meist Goten, aber auch Römer, sogar einer ihrer Priester, der milde und weise Isidor. Vor Eröffnung der Beratung teilte der König seinen Entschluß mit, durch Heer und Volk alsbald Rekared zu seinem Nachfolger wählen zu lassen, was einstimmig gebilligt ward: — ein Vorzugsrecht der Erstgeburt bestand ja in keiner Weise. Rekared schwieg: er kannte den Beschluß des Vaters als unwiderruflich und zu seiner Gattin sprach er: „Ich glaube selbst, es ist besser so fürs

Reich der Goten. Der arme Bruder ist allzuweich." — „Unverlässig ist er," schloß Baddo. „Ich würde ihm nicht vertrauen."

Dann verkündete der König Begnadigung aller, die sich an der Empörung beteiligt hatten: „Ich kann nicht den Anführer begnadigen und die Anhänger bestrafen," meinte er. — „Aber wohl die Anstifter," grollte Garding. „Leander, der das Ganze eingefädelt . . ." — „Und seinen Bruder Fulgentius, der ihm nach Kräften geholfen," schloß Gardila. „Er hat — im Mönchsgewand — den Turm Hermenigilds erklettert." — Isidor wagte einzufallen: „Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr." — „Der Herr König in diesem Fall!" rief Leovigild. „Nein, guter Isidor. Schreib du weiter an deinem vielbändigen Werk, das verstehst du besser: — aber den Staat laß mir: — den versteh' ich besser. Deine beiden Brüder sind friedlos gebannt: sie sterben, werden sie ergriffen." — „Leider werden sie sich nicht ergreifen lassen," meinte Garding.

Der Herrscher fuhr fort: „Aber nicht bloß dies Einzelne wollt' ich mit euch beraten. Mein Sohn Rekared hat von jeher — und allmählich immer stärker — in mich gedrungen, die Strenge, die mir gegen die Papstkirche notwendig schien, zu mildern: die Katholiken nicht durch den Schrecken niederzuhalten als Feinde, durch Milde zn gewinnen als Freunde. Sprich nun, mein Sohn, zu unsern Freunden, wie du so oft zu mir gesprochen."

Rekared erhob sich und begann: „Welch' arge Greuel erleben wir in diesem Reich, seit zuerst der unselige Streit der Bekenntnisse entbrannte! Welch' blutige Frevel vor alters und vor kurzem. ‚Religionis erat tantum suadere malorum', sagte ein Dichter: nur die Religion kann soviel Unheil bewirken. Aber hier nicht die Religion, — ver-

schiedene Bekenntnisse derselben Religion! Wieviel Blut ist geflossen um ein Jota, ganz buchstäblich: — ein Jota: ‚homoiousios‘, wesensähnlich, sagen die einen von Christus, ‚homoousios‘, wesenseins mit Gott, die andern. Und deshalb hassen und verfolgen sie sich auf Erden und verfluchen sich in die Hölle! Ich aber meine: das Wesen Gottes ist unerforschlich. Und solche Haarspalterei der Gelehrten darf nicht die zwei Hälften eines Reiches spalten. Ziehen wir heran, was uns eint, schieben wir zurück, was uns trennt. Der König hat vor Jahren ein großes Religionsgespräch angeordnet, die Bekenntnisse zu versöhnen: feindseliger sind sie auseinandergegangen als sie zusammengekommen sind! Laßt doch jeden glauben und bekennen was er will, vielmehr was er muß. Heben wir Goten alle Nachteile auf, welche die Römer, das heißt die Katholischen, in unserm Reich bedrücken: dann werden sie keinen Grund mehr haben, aufzustehen, und Byzantiner und Franken keinen Vorwand mehr, ihnen beizustehen. Schon hat die Ehegenossenschaft sich durchgesetzt trotz der Verbote beider Kirchen: katholisch war meine Mutter, katholisch ist mein Weib.“

Gedankenvoll hatte ihm der König zugehört: nun unterbrach er ihn: „Und katholisch wirst vielleicht auch du?“ — Rekared zuckte: dann strich er mit der Hand langsam über die Stirn: „Vater, . . . das wirst du niemals sehen.“ — „Wohlan,“ so schloß Leovigild die Verhandlung. „Folgen wir dem Rat des künftigen Königs. Er hat die Folgen, die Verantwortung zu tragen: ich nur noch kurze Zeit. Isidor, bereite die Gesetzentwürfe vor.“

XIV.

Wenige Tage darauf ergriff Rekared das böse Fieber, das die sumpfigen Ufer des Tajo im Herbst häufig ausbrüten. Wochenlang lähmte es seine Kraft. Noch hatte er sich nicht vom Lager erhoben, als die gleiche Krankheit den Vater niederwarf. Sehr zur Unzeit, wie beide schalten. Denn plötzlich meldeten Flüchtlinge aus Malacitanien, — im Südosten der Halbinsel — eine byzantinische Flotte von dreißig Trieren habe bei Caviclum starke Streitkräfte gelandet, die in Eilmärschen geradewegs von Süd nach Nord auf Toledo zögen.

Des Königs bewährte Feldherren, Garding und Gardila, weilten jenseit der Pyrenäen in Septimanien, verdächtige Rüstungen des Merowingen Guntchramn, nahe der gotischen Grenze angehäufte Scharen zu beobachten und nötigenfalls abzuwehren. Da hatte der alte Held die Natur zwingen wollen: gegen das Verbot der Ärzte hatte er sich die Waffen an das Lager bringen lassen: er stand auf und — sank sofort um. Nun ließ er Rekared auf dessen Pfühl in sein Gemach tragen: dem war jeder Versuch, sich zu erheben, streng untersagt. „Laß mich — trotz allem — zu Pferd," bat der Sohn. — „Soll ich meinen gewählten Nachfolger, die Hoffnung der Zukunft, in den Fiebertod schicken? Nein, ich ließ dich bringen, dir einen andern Entschluß mitzuteilen. Ich werde Hermenigild vorausschicken."

Da erschrak Rekared: „Vater! Gegen die Byzantiner? seine Glaubensgenossen?" — „Nun, so abgrundtief treulos, so ganz ehrlos wird mein Sohn doch nicht sein, — soviel erwiesene Großmut mit neuem Verrat zu vergelten. Dann sollte er . . .: — aber jeder Gedanke daran tut ihm schwer Unrecht." — „Er ist kein starker Feldherr." —

„Ist nicht nötig. Die beiden Hünen sind aus Septimanien zurückgerufen durch eilende Boten. Vor der Entscheidungsschlacht — Hermenigild muß die hinauszögern — können sie bei ihm eintreffen . . .“ — „Dann laß ihn doch hier.“ — „Du traust ihm nicht!“ grollte der Vater schmerzlich. „Mißtrauen züchtet, Vertrauen erstickt die üblen Keime. Begreifst du nicht? Mein ehrendes Vertrauen soll den Tiefgesunkenen heben. Hat er doch aufrichtig bereut.“ — „Vater, du meinst das schön. Und du mußt entscheiden. Es ist dein Sohn und dein Reich.“

Leovigild ließ Hermenigild rufen und sprach: „Mein Sohn, du hast gehört: der Feind steht wieder im Land. Die Kaiserlichen, die Leander in Byzanz erbat — dich und Sevilla sollten sie entsetzen — kamen hierfür zu spät. Aber jetzt sind sie gelandet und ziehen auf Toledo. Sprich, mein Sohn, wessen ist die Schuld, daß das geschieht?“

Hermenigild schlug die Augen nieder: „Die meine, Vater.“ — „Gut, daß du's einsiehst und gestehst. Wohlan: wessen Sache ist's, wessen Ehre gebeut, die Herbeigerufenen auszuschaffen?“

„Die meine wäre es,“ brachte er errötend — mühsam — hervor. „Jedoch . . ich . .“

„Wohl denn: es soll die deine sein. Zieh ihnen entgegen mit 6000 Helmen: darunter meine ‚Getreuen‘, verjage sie aus unserem Vaterland und stelle deine Ehre wieder her.“

„Vater, Vater! welche Güte!“ er sank ihm schluchzend zu Füßen. „Wodurch verdiene ich das?“

„Bisher durch nichts. Du sollst es verdienen durch Eifer und durch Treue.“

„Das andre, Bruder,“ flüsterte Rekared leise, „das Undenkbare . . . er würd' es, mein' ich, nicht überleben, der alte Mann.“ — „Rekared! Dieser Zweifel tut

weh." — „Vergib mir, Bruder. Es ist nur die Sorge um den Vater. Die Krankheit hat den Greis gar arg entkräftet."

XV.

Am Tage darauf brach Hermenigild mit den „Getreuen" und einem kleinen Heer auf, das bald durch die von Garding und Gardila von der Grenze herangeführten Scharen verstärkt werden sollte. Seine Gemahlin hatte ihn auf seine Bitte ins Feld begleiten dürfen; gegen Rekareds Rat, der sie als Pfand zurückbehalten wissen wollte; unwillig wies der Vater diesen Gedanken ab. — Da beide Heere in Eilmärschen widereinander rückten, trafen sie bald zusammen: bis Boecula war's, ungefähr halbwegs für beide.

Schon ging die Sonne zu Golde hinter den grünen Marianusbergen im Westen, als Hermenigild — er führte als berittene Vorhut die „Getreuen" — der ersten Haufen des Fußvolks der Byzantiner ansichtig wurde, die, keines Angriffs gewärtig, — ein Wäldchen auf der Krone des Hügels verdeckte die Goten — in lockeren Reihen den steilen Hügel hinaufklommen. Schon hatte Hermenigild das Schwert gezogen, schon wollte er den Befehl zum Angriff geben, auf den die „Getreuen" ungeduldig warteten: — da erkannte er den feindlichen Anführer: es war Basilius. Er senkte den Arm, sein Auge umflorte sich, die Stimme versagte den Befehlsruf: „Ich Unseliger!" stöhnte er! „Schuld, Schuld, was ich auch beginne, wohin ich mich wende. Undank, Abfall, Zwiespalt zerreißt mir die Seele. Was tun, was lassen?"

„Nun, Königssohn, wird's bald?" raunte ihm der Führer der Getreuen, Graf Wandalar, zornig zu. „Da haben wir die Verhaßten — sie sind verloren, die Ahnungslosen! — wir halten den sichern Sieg in Händen und du zögerst? Gib den Befehl oder ich greife an — ohne dich!"

Der Gequälte raffte sich auf, er winkte mit dem Schwert. Die Reitertrompeten schmetterten. Wie ein Bergsturz rasselten die Gepanzerten auf die Überraschten herab: nur wenige leisteten Widerstand, zusammengehalten von Basilius.

„Flieh, Patricius!" rief ihm einer seiner weichenden Doryphoren zu. „Weißt du, wer die Goten führt? Dein Freund, König Johannes!" und er enteilte. — „Unmöglich!" rief Basilius. „Der Undankbare!" Im selben Augenblick stürzte er, überritten, zu Boden. Er ward von den Goten erkannt: ein paar Reiter sprangen ab und banden ihn mit Stricken.

Hermenigild kehrte soeben von der Verfolgung der Fliehenden zurück, die sich in die nahen Tore von Boecula retteten. „Sieh, Königssohn, wen wir dir da bringen," rief Graf Wandalar freudig. „Der beste Fang, den wir machen konnten!" Und er schob jenen — die Hände waren ihm auf den Rücken gebunden — dicht an das Pferd Hermenigilds. Dieser fand zunächst kein Wort: dann sprach er: „Um Gott, Freund, wie stehst du vor mir!" — „Als dein Gefangener," erwiderte der Feldherr mit blitzenden Augen. „Aber nicht um die Krone der Welt möcht' ich vor dir stehen, wie du vor mir, Eidbrüchiger, Verräter! Behalte deine falsche Freundschaft!" Der Gescholtene sprang ab, zog den Dolch und zerschnitt die Stricke des Gefangenen. „Geh, du bist frei!" — „Was, Hermenigild?" schrie Graf Wandalar. „Rasest

du? Unsern gefährlichsten Feind! So lohnst du deines Vaters Großmut, Undankbarer? Nein, Verräter, das geschieht nicht." Und er stieß dem Griechen das Schwert in den Hals. — „Gut, gut!" jubelten die Getreuen. „Heil Wandalar!"

Stärker als der Zorn Hermenigilds war sein Weh: noch bevor er daran dachte, den Meuterer zu strafen, kniete er neben den Freund, suchte den Bluterguß zu hemmen, griff nach seiner Hand. Mit letzter Kraft stieß ihn der Sterbende zurück: „Fort die Verräterfinger. Fluch über dich!" Auf sprang Hermenigild von der Leiche: „Wandalar, was wagtest du zu tun?" — „Meine Pflicht. Ich habe dem König Treue geschworen. Die halt' ich: wir sollen seinen Willen vollstrecken, gehorsam wie sein Schwert. Sein Wille war nicht, — sicher nicht! — was du getan. Du hast deinen Vater zum zweitenmal verraten." — „Ergreift ihn, Goten," befahl Hermenigild. „Entwaffnet ihn." Aber keine Hand rührte sich. „Nein," riefen die Getreuen durcheinander. „Recht hat er getan! Recht nach des Königs Willen! Ihm gehorchen wir, nicht seinem verräterischen Sohn." — Graf Wandalar sprang in den Sattel. „Auf! folgt mir, ihr Getreuen! Wir verlassen den Abgefallenen. Auf! Garding und Gardila ziehen heran, — ihnen entgegen: sie sollen uns führen." Und wie der Sturmwind jagten alle zwei Hundertschaften davon nach Osten.

Allein, verlassen von allen stand Hermenigild bei der Leiche: denn seine andern Scharen, das Fußvolk, erreichten jetzt erst oben die Höhenkrone. Zerschmettert faßte er sein Pferd am Zügel und schritt langsam gesenkten Hauptes den Hügel — gen Norden — hinan. Hier befahl er, Lager zu schlagen und unten auf dem Schlachtfeld die Toten zu bestatten.

Er hob Ingundis von ihrem Zelter herab, sank an ihre Brust und stöhnte:

„Ich bin der Unseligste der Menschen."

XVI.

Als es dunkel geworden war über Berg und Tal, erschien in dem Lager ein Bote aus Boecula und lud Hermenigild und Ingundis in die Stadt zu einer Zwiesprach mit einem Führer der Kaiserlichen: der schlage vor, gemeinsam einen Weg zu suchen, weiteres Blutvergießen zu vermeiden. Die Byzantiner seien — unter gewissen Bedingungen — bereit, das Land zu räumen. Blutvergießen vermeiden! Heute noch mehr als je entsprach das dem Herzenswunsch Hermenigilds: auch Ingundis billigte lebhaft seinen Entschluß. So bestiegen sie die Pferde und folgten, von wenigen Kriegern begleitet, dem Boten in das nahe Städtlein. Unheimlich, schaurig mutete die Gatten bei dem roten Schein der Fackeln der Totengräber der Anblick des Schlachtfeldes an. Plötzlich gab Hermenigild dem Pferd die Sporen.

„Was eilst du hier so?" fragte die Frau, ihm nachreitend. — „Hast du nicht gesehn? Er war's! Seine Leiche! Noch der Tote schien mir zu fluchen aus dem weit aufgerissenen Munde! Komm, komm! Rascher!"

In die kleine Stadt eingelassen wurden die Gatten in deren stattlichstes Haus — das des ‚defensors' — geleitet, in welchem die Feldherren Wohnung genommen hatten und, während ihre Begleiter in dem Atrium harrten, in den Speisesaal geführt. Hier trafen sie einen ihnen

unbekannten vornehmen Byzantiner, der sie mit stummem Gruße feindselig empfing. Hermenigild hob an: „Gern bin ich bereit, mit dir über Waffenstillstand und Frieden zu verhandeln . . .“

„Ich, Protospatharius Megas, des Basilius Bruder, verhandle nicht mit Eidbrüchigen. Da kommt er, der mit dir verhandeln will.“ Er schritt zur Türe hinaus, auf einen dunkeln Vorhang deutend, der den gegenüberliegenden Eingang verhüllte: — aus diesem trat nun in das Gemach eine hochragende Priestergestalt.

„Leander!“ riefen beide Gatten. Und Hermenigild wollte seine Hand ergreifen. Aber der trat zurück, erhob das Haupt und fragte schroff: „Sprich, hast du, wie den Imperator, auch Christus den Herrn verleugnet? Bist du wie ein Verräter deines Verbündeten auch ein Verräter Gottes, ein Ketzer, geworden?“ — „Ich bin und bleibe unsrer heil'gen Kirche treu. Wie konntest du wähnen . .?“ — Leander zuckte die Achseln. „Ein Eidbrüchiger!“ — „Was redest du da?“ forschte Ingundis. — „Die Wahrheit. Sprich, König Johannes! Hast du nicht an deinem Krönungstag in der Basilika der heiligen Leokadia — auf deren Überreste im Glassarg! — geeidet, — nicht eher bis du geschworen, gab ich dir die Krone! — du werdest von Stund ab zeitlebens ein treuer Verbündeter, ein Mitkämpfer sein des großen Imperators Mauricius zu Byzanz, ein Schützer des rechten Glaubens überall gegen alle Ketzer? Hast du das nicht geschworen?“ — Ingundis erbleichte: „Mein Gemahl! Sag nein!“ Aber der senkte verstummend das Haupt: seine Kniee wankten: er sank auf den nächsten Sitz und bedeckte das Antlitz mit beiden Händen. „Er kann nicht nein sagen,“ fuhr Leander schonungslos fort, „er kann nicht lügen mir ins Angesicht wie er Gott dem Herrn gelogen hat, dem Abwesenden,

wie er wähnte: aber der ist allgegenwärtig und läßt sich nicht spotten. Gott war zugegen, als du den Eid leistetest, ‚fortab zeitlebens ein treuer Verbündeter des Imperators‘ — so lautete die Formel — und Gott war zugegen heute, als du mit deinen Panzerreitern des Imperators Krieger überfielst.“

Der Gequälte rang die Hände: „Du vergissest ... — inzwischen ward ich gefangen! — Was kann ich dafür ...?“ — „Nichts. Aber niemand hat dich gezwungen, diese Feldherrnschaft zu übernehmen.“ — „Der Dank! Dank gegen meinen Vater.“ — „Ah, wem gilt deine höchste Pflicht, deinem Vater, dem Ketzer, oder Christus dem Herrn? Wahrlich, wahrlich, wer nicht Vater und Mutter verläßt und mir nachfolgt, spricht der Herr, wird nicht in das Reich Gottes kommen. Eidbrüchiger! Das Blut des gemordeten Basilius schreit um Rache gegen dich gen Himmel.“ — „Das hat er nicht gewollt, bei Gott!“ rief die Frau. „War er doch sein Freund.“ — „Gewiß! Und doch trägt er die Schuld an diesem Blut. Die Sünde erzeugt auch nicht gewollte Sünde. Erkenne die Strafe Gottes: — sie züchtigt den Sünder an seinem Liebsten. Bald wird auch deines Weibes Haupt ...“ — „Ah,“ schrie Hermenigild, „halt ein! Nicht sie! Nur nicht sie! Wende das ab, heiliger Bischof, durch dein Gebet.“ — „Wie kann ich, wenn du in der Sünde verharrst! Du bist durch deinen Eidbruch abgefallen von der Kirche — — du bist innerlich schon ausgeschlossen von der Gemeinschaft der Christen, noch bevor ich die Exkommunikation ausgesprochen, die ich jetzt aussprechen muß über dich. Und über Ingundis, läßt sie nicht von dir.“ — „Niemals!“ rief diese und ergriff des Gatten Hand. „Im Unglück hab' ich ihn lieben gelernt.“ — „O nicht, nicht, Oheim Leander! Nicht das Anathem über mich. Bei der Seele

meiner Mutter beschwöre ich dich ....“ — „Nenne sie nicht, die fromme Christin· sie verwirft dich mit allen Seligen im Himmel. So spreche ich denn ...“ feierlich erhob er beide Hände. — „Nein, ich flehe!“ rief Ingundis und fiel ihm in den Arm. „Was soll er tun, den Fluch von sich zu wenden?“

Ein Strahl der Befriedigung schoß über Leanders finstere Züge. „Vor allem — bereuen.“ — „Was bereuen?“ fragte Hermenigild. — „Deinen Eidbruch.“

„Ja, ja! Ich bereue ihn von ganzem Herzen: — Gott weiß es, wie ich des Freundes Tod beklage.“ — „Und die Sünde lassen, nicht mehr kämpfen gegen den Imperator!“ — „Gern! Hier nimm mein Schwert. Ich bin dein Gefangener.“

Aber Leander schüttelte das Haupt und sprach: „Mitnichten. Das ist keine Umkehr, keine Buße, keine Besserung.“ — „Ja was — was soll ich noch ...?“ — „Deinen Eid erfüllen, halten, gut machen, so weit du kannst.“ — „Was meinst du?“ fragte Ingundis, ahnungsvoll. — „Du frägst? Er hat geeidet, als des Imperators Waffengenoß dessen Feinde, die Ketzer, zu bekämpfen allerorten. Wohlan: — vor dieser Stadt im Norden — auf jenem Hügel — lagert ein Ketzerheer: dort steht dein Feind! Nicht abgeben sollst du dein Schwert, — nein, ziehen sollst du's und als des Kaisers Feldherr, an Basilius' Stelle, es schwingen gegen des Kaisers Feind. Du führst unsern Ausfall an.“ — „Wie kann ich!“ rief er. — „Nimmermehr!“ schrie Ingundis.

Ein scharfer Blick, ein drohender traf sie. „Das sollst du büßen, Weib,“ dachte der Priester. Aber laut sprach er: „Er weigert die Reue, die Besserung. Wohl. Ihr habt gewählt. — Beide. — So tu' ich denn mein Amt und ich spreche kraft meines bischöflichen Amts den Fluch

der . . ." — „Entbinde ihn von jenem Eid," bat Ingundis. — „Warum? War er etwa erzwungen? Freiwillig, öffentlich, vor allem Volk, vor dem Hochaltar — hell brannten die Kerzen! — laut sprach König Johannes den Schwur." — „So laß mich sterben!" rief Hermenigild und fuhr ans Schwert. — Aber mit ehernem Griff hielt ihm Leander den Arm. „Halt, Sünder! Häufe nicht Selbstmord zu Eidbruch. Gehorche oder — beim Zorne Gottes! — ich spreche die Verfluchung." — „Nein, nein, alles, nur das nicht." — „So rüste dich zum Kampfe. In einer halben Stunde führt Megas den Ausfall aus dem Nordtor. Du reitest an seiner Seite und, statt dir zu fluchen, segn' ich dich und dein Schwert." — „Tu's nicht," schrie Ingundis. Tu's nicht! Deine Ehre! Das ist ärgste Untreue. Denke des Vaters!" — „Schweig, Weib," herrschte der Bischof sie an. „Willst du seine Seele und die deine verderben? Schweig!" — „Ach! Ich sehe keinen Ausweg; aus Schande und Sünde! Rings Abfall, Schuld und Verrat!" jammerte sie und brach bewußtlos zusammen.

Hermenigild kniete neben sie und küßte sie auf die Stirn. Dann sprang er auf. „Wohlan, segne sie und mich. Ich bin bereit. Zur Schlacht! Dort, unter den Speeren der Goten, find' ich den Frieden."

XVII.

Aber es kam anders. Der Ausfall der Byzantiner hatte anfangs Erfolg. In tiefster Stille führte Megas bei vollster Dunkelheit — nicht Mond nicht Sterne zeigte

der Himmel — seine Scharen gegen den Hügel im Norden zu über das Schlachtfeld des Mittags hin. Hermenigild, das Schwert in der Scheide, ritt an seiner Rechten. Unvermerkt kamen die Angreifer bis an die Sohle des Hügels, unvermerkt bis auf dessen Krone: erst hier gerieten die Vordersten in den Bereich der Wachtfeuer vor den ersten Zelten: nun riefen die Wachen sie an. Lautes Schlachtgeschrei der Angreifer war die Antwort und sofort ergossen sich diese in die vordersten Zeltreihen der Goten. Überrascht, führerlos, zu gutem Teil ohne die abgelegten Schutzwaffen, aus dem Schlummer geschreckt, vermochten diese dem Überfall nicht standzuhalten: sie wichen.

„Nach! Nach!“ befahl Megas. „Unser ist der Sieg! Vorwärts, König Johannes! Oder willst du vielleicht nochmal umsatteln? Das wäre dein Tod!“ Und er bedräute ihn mit dem Schwerte, faßte das Pferd am Zügel und riß es mit sich vorwärts. Willenlos ließ Hermenigild alles geschehen: er zog auch jetzt nicht das Schwert: er trug weder Helm noch Schild noch Brünne: stumpf sah er vor sich hin, den Tod erwartend, ersehnend: aber Pfeile und Wurfspeere schienen ihn zu meiden.

„Vorwärts!“ wiederholte Megas. „Was stockt ihr?“ — „Schau dort hin!“ riefen seine Doryphoren. „Rechts! Nach Osten schau! Von dort her neue Feinde!“ Und also war’s.

In dichten Haufen drangen von Osten gotische Waffen heran. Voran flogen rasche Reiter, dann dröhnten die Schritte starker Scharen von Fußvolk. Auch Hermenigild sah sich nun zögernd um. „Wandalar und die Getreuen!“ rief er. „Und dahinter? — Das sind Garding und Gardila: Megas, Ihr seid verloren.“ — „Aber du mit,“ schrie dieser. „Verräter, du hast uns in diese Falle gelockt.“ Und er hob das Schwert gegen ihn. Doch bevor

er den Stoß vollführen konnte, stürzte er, von Wandalar durchspeert, aus dem Sattel.

„Ah, was ist das?“ rief der Sieger. „Hermenigild an seiner Seite, neben dem Feldherrn des Kaisers! Ergib dich, Verräter! Ergreift ihn, Getreue, bindet ihn, fest bindet ihn! Bringt ihn Gardila! Ich muß weiter vor.“

Die Goten der Lagerbesatzung hatten den eingetroffenen Entsatz nun erkannt: sie hielten wieder stand, ja, sie drangen vor. Die Byzantiner, von vorn und von der rechten Flanke her grimmig — von Übermacht — angepackt, flohen, soweit sie dieser Zange entweichen konnten — die meisten fielen oder wurden gefangen — den Hügel abwärts auf das Städtlein zu. Hermenigild sprach kein Wort. Stumm ließ er alles über sich ergehen: Schmähworte, das Fesseln seiner Hände, das Zerfetzen seines Mantels, auch einen Faustschlag ins Gesicht. Nur als er vor Garding und Gardila stand und diese ihm zuriefen: „Doppelter Verräter, elender Bube!“ da stürzte er besinnungslos auf sein Antlitz.

Bei Sonnenaufgang zogen die Sieger gegen die Tore von Boecula: sie fanden sie geöffnet, die Stadt von Byzantinern leer: die Bewohner kamen ihnen, um Gnade bittend, entgegen. Sie ward ihnen gewährt: denn man glaubte ihrer Beteuerung, daß sie die Kaiserlichen nur gezwungen aufgenommen hätten; und Leovigild und Rekared hatten äußerste Schonung der Römer eingeschärft. Hermenigild, in dem Haus eingesperrt und scharf bewacht, das er gestern mit Ingundis betreten, erfuhr auf seine Fragen, der Metropolitan habe die sich heftig Sträubende — sie hatte den Gatten hier erwarten, sein Geschick teilen wollen — mit Gewalt in seinem Gefolge mitführen lassen, als er bei dem Eintreffen der ersten Flüchtlinge aus der Stadt

eilte, gen Süden, dem Meere zu, nach Cariclum, wo die Flotte der Byzantiner ankerte.

Unverfolgt erreichte Leander mit seiner Gefangenen die rettenden Schiffe. Bald drang hierher die Nachricht von Hermenigilds Gefangenhaltung. Nun begehrte Ingundis, zu ihm zurückgesandt zu werden. „Oder gib mich nur frei," bat sie, „und laß mich in das Frankenreich zu meiner Mutter zurückgehn. Ach hätt' ich es nie verlassen! Nie auf dein Betreiben den Unseligen . . . —" — „Ah," sprach er höhnisch, „jetzt bereust du gar noch die einzige gute Tat deines Lebens, ihn für die heilige Kirche gewonnen zu haben. Nein, Wankelmütige, du folgst mir nach Byzanz als Geisel für die Treue der Merowingen. Viel Gold haben sie vom Imperator empfangen, um Goten und Langobarden zu bekämpfen. Wenig haben sie dafür geleistet. Du siehst die Mutter und das Frankenreich nicht wieder, bis . . ." — „Also nicht als Befreite, als Gefangene führst du mich mit dir?" — „Nimm's wie du willst. Der Imperator soll erfahren, wer durchaus jenen Schwächling abhalten wollte, seinen Eidbruch gutzumachen." — „Als Gefangene nach Byzanz! Hab' ich das um dich verdient, Verräter?" — „Dies Wort sollte seine Gattin meiden," grollte er. „Wen und was hat er nicht verraten? Seinen Glauben, seinen Vater, den Imperator und nochmal seinen Vater!"

Aber nicht als Gefangene sollte Ingundis nach Byzanz kommen, als Leiche. Zerrissen von widerstreitenden Gefühlen erkrankte sie auf der Fahrt und starb nach der Landung auf Sizilien.

XVIII.

Zum erstenmal seit sie sich von der Krankheit und dem Lager erhoben, wandelten in dem großen Marmorsaal des Palastes zu Toledo Leovigild und Rekared, sich gegenseitig stützend: — doch meist der Sohn den völlig erschöpften Greis. — Da trat vor sie, vom Staube des Eilritts über und über bedeckt, Graf Wandalar. Er berichtete alles, der Wahrheit getreu, auch seine eigne rasche Tat gegen Basilius: — Alles, bis auf den Augenblick, da er den Königsohn an der Seite des Byzantiners gefangen nahm. „Nun, Herr König, richte. Was soll mir geschehen? Was deinem Sohn?"

Der Alte sank langsam nach rückwärts an Rekareds Brust. Aber sofort, mit einem letzten Aufwand von Kraft, raffte er sich auf, löste eine goldne Kette von der Brust und hing sie dem Grafen um den Hals. „Dem Treuesten der Getreuen! Die Tat war recht. Er aber, der mich und das Reich zweimal verraten hat: — er muß sterben. Pfeilschnell jage zurück: Garding soll ihm vor allem Volk das falsche Haupt abschlagen lassen." — „Vater! Mein Bruder! Ich flehe dich an!" „Herr König! Dein Sohn!" — „Wollen auch die Treuesten nicht mehr Treue halten? Gehorche!" Es war sein letztes Königsgebot.

Während Wandalar aus dem Saal eilte, sank er bewußtlos um: er blieb es tagelang. Als er sich und die Sprache wiedergefunden, war sein erstes Wort: „Das Urteil . . . ist es vollstreckt? Wo ist Wandalar?" — „Zurück. Es ist vollstreckt," antwortete Rekared ernst. — „Das Reich, das Heil der Goten hat's erheischt. Mein Sohn, mein Rekared — stets — alles, alles für Volk und Reich." Und er drückte ihm die Hand und starb.

Von dem Sarge hinweg, der in der Krypta der Basilika der Arianer zu Toledo beigesetzt ward, schritt König Rekared in das Schreibgemach, wohin er Isidor beschieden hatte.

„Metropolitan von Sevilla . . .“ sprach er diesen an. — „Herr König, mein Bruder lebt.“ — „Ich setz' ihn ab. Ich allein. Ohne Papst und ohne Konzil, den Hochverräter, kraft des Rechts des Königtums und seiner Pflicht, den Staat zu retten.“ — „Das ist wider die Canones. Ich kann nicht . . .“ — „Dann folgt ihm ein andrer! Setze sofort ein Schreiben auf an alle Bischöfe und Äbte deiner Kirche, an alle Herzoge, Grafen und Großen des Reichs, Römer wie Goten. Lade sie zu einem Konzil und Reichstag nach Toledo auf den ersten des nächsten Monats. Schreibe wörtlich: dort wird der König mit seinen Getreuen beraten, ob er aus himmlischen und aus irdischen Gründen, vergiß dies ja nicht! — ich mag nicht heucheln! — das katholische Bekenntnis annehmen soll.“ — „Herr König! Das ist . . .“ — „Verwunderlich, nicht wahr? Fast am Sarg des großen Ketzerkönigs! Aber sein letztes Wort war: alles für Volk und Reich.“ — „Und — und deine Gründe? Hat die Frau Königin . . .?“ — Rekared lächelte schmerzlich: „Auch du! Dacht' ich's doch. So werden viele wähnen. Wäre Baddo doch heidnisch! Wär' mir lieber! Nein, eines Weibes Andringen bezwänge mich nicht. Und nie hat sie solch Wort gewagt.“ — „Also du bist überzeugt . . .?“

Sehr ernst erwiderte der junge König: „Ja. Ich darf ja sagen: denn ich fühle, daß Eure Lehre mehr folgerichtig ist, glaubt man — wie ich — an den Erlöser. Ein Halbgott ist — eine Halbheit. Aber das allein würde mich nicht bestimmen. ‚Irdische‘ Gründe füge bei, hörst du? Sueven, Franken, Byzantiner aus Feinden zu Glaubens-

genossen machen, und zumal im Reiche selbst Goten und Römer versöhnen, das ist wohl ein Gewinn, um den der König ein Jota hingeben mag als Preis: ‚Homoiousios‘ oder ‚Homoousios‘ — was kommt drauf an für einen König, der einer ist? Und ich — ich will und werde einer sein!“

Stammbäume.

I.

Severianus

Athanagild — Godiswintha — Leovigild — Theodosia Leander Fulgentius Isidor

Galswintha–Chilperich Brunichild–Sigibert Hermenigild–Ingundis Rekared–Baddo

Ingundis

II.

Chlothachar I.

Sigibert—Brunichildis Galswintha—Chilperich—Fredigundis

Ingundis.

Gedichte

I

Felix Dahn

Gesammelte Werke

Erzählende und poetische Schriften

Neue wohlfeile Gesamtausgabe

Zweite Serie: Band 6

Verlegt bei Breitkopf & Härtel in Leipzig
und bei der
Verlagsanstalt für Litteratur u. Kunst
(Hermann Klemm) in Berlin-Grunewald

Felix Dahn

Gedichte

Illustriert von
Ferd. Leeke und
H. Grobet

Verlegt bei Breitkopf & Härtel in Leipzig
und bei der
Verlagsanstalt für Litteratur u. Kunst
(Hermann Klemm) in Berlin-Grunewald

Die zweite Serie dieser „Neuen wohlfeilen Gesamtausgabe“ wurde in einer Auflage von zwanzigtausend Exemplaren in der Buchdruckerei von Ernst Hedrich Nachfolger in Leipzig gedruckt. Den Einband und die Innentitel zeichnete Erich Gruner in Leipzig. Die Buchbinderarbeiten besorgte H. Fikentscher in Leipzig.

Gedichte

Erster Band

Jugend-Gedichte

1848—1855

(Erste Sammlung)

Den Jugendgenossen

zu eigen.

Lyrisches.

Mein Lieben und mein Hassen.

All mein Lieben und mein Hassen will ich freudig laut euch sagen,
Frei die Seele sprudeln lassen, mag's euch, mag's euch nicht behagen:
Denn das ist des Mannes Ehre, hart verdient durch den Gedanken,
Daß er frei sein Herz bewähre, sonder Scheu und sonder Schwanken.
Männer hass' ich, die, gebunden dumpf in düsterm Aberglauben,
Andern, die das Licht gefunden, gern die Augen möchten rauben;
Weiber hass' ich, welche schmachten in süß frömmelnder Verzückung,
Gott den Herrn zu täuschen trachten mit liebäugelnder Berückung.
Doch ich liebe Männerherzen, die am Väterglauben halten,
Nicht um Neues leicht verscherzen die erprobte Kraft des Alten, —
Liebe sehr, daß fromme Frauen, engelgleich auf Erden waltend,
Auch auf Himmelsengel bauen, im Gebet die Hände faltend.
Männer hass' ich, die vergessen, daß da herrscht die Allgemeinheit,
Und die Welt am Maße messen ihrer Selbstsucht, ihrer Kleinheit, —
Frauen hass' ich, die die Liebe, ihres Daseins Zier und Krone,
Lassen blühn dem frechen Diebe, nicht der treuen Kraft zum Lohne.
Doch ich liebe, die im Geisterheiligtum als Priester dienen,
Gott allein ihr Ordensmeister und kein andrer über ihnen: —
Frauen lieb' ich, die die Bronnen ihrer Seele keusch verschließen,
Bis sie in der Frühlingssonnen überschwänglich überfließen.
Deutsche Weisheit, Kunst und Sitten lieb' aus meines Herzens Macht ich:
Deutsche, die gekränkt sie litten, — ja, die hass' ich und veracht' ich.
Dies mein Lieben und mein Hassen, dies die Farben meiner Fahnen:
Wen's verdrießt, der soll mich lassen, fort geh' ich auf meinen Bahnen,
Aber meine Hand soll fassen, wer sich fühlt gleich mir getrieben:
Es verderbe was wir hassen und es lebe was wir lieben!

Weltfreude.

Schön ist die Welt! ruf' ich mit frohen Sinnen,
Ich jubl' es laut aus überzeugter Brust;
Die Welt ist schöner als der kühnste Traum:
Ein Göttliches erfüllet Zeit und Raum, —
Es rieseln tausend Quellen reicher Lust:
Schließ' auf dein Herz und laß sie dich durchrinnen!

Denn ist's nicht Glück, zu gehn im Licht der Sonne?
Ist's nicht Genuß, zu schlürfen Rebensaft?
Ist nicht die Rose lieblich anzuschau'n?
Ist nicht Musik die Stimme holder Frau'n?
Ist's Freude nicht, zu fühlen Jugendkraft?
Ein Lied zu dichten, ist es keine Wonne?

Ich will für mein Teil Himmel nur die Erden:
Mein Paradies ist nur von dieser Welt
Und nur mit Menschen kann ich glücklich sein;
O wären hunderttausend Jahre mein!
Ich fühle mich von solcher Kraft geschwellt,
Die sie durchlebte sonder Müdewerden.

Variation.

„Und ob die Wolke sie verhülle, die Sonne bleibt am Himmel stehn",
Ihr Kern ist lauter Lichtes Fülle, ein lichter Kern kann nie vergehn.
O strebe, Herz, mit deinem Trachten nur solche Lust und Freuden an,
Die keine Wolke ganz umnachten, kein Zufall ganz dir trüben kann.
Das Licht sei alle deine Wonne, dein ganzer Kern sei lichterfüllt:
Dann bist du selbst wie eine Sonne, die kein Gewölk mehr lang verhüllt.

Das Fest.

Durch die hohen Marmorbogen zieht die Freude festlich ein,
Schimmernd kommt es angezogen wie ein Meer von Sonnenschein;
Wiegt euch höher, stolze Wogen, rauscht in frohen Siegesreihn,
Jubelnd will die Welt durchflogen, nicht durchseufzet will sie sein!
Laßt der Schönheit Perle glänzen aus des Reichtums Muschelschale,
Schmückt das Haupt mit Blütenkränzen, schmückt mit Rosen die Pokale,
Duft und Glanz aus tausend Lenzen schlürfet aus mit Einem Male,
Und die Lust laßt euch kredenzen in der Anmut schlanker Schale.
Auf, entfalte deine Fahnen, Gott der Liebe, Wonneheld,
Der auf tausend Siegesbahnen im Triumph durchzieht die Welt,
Weh' in brausenden Orkanen, bis des Zwanges Schranke fällt,
Und die trunknen Herzen ahnen, was das All zusammenhält!
Augen, die sich nie gesehen, sei'n in raschem Gruß vertraut,
Herzen, die geschieden gehen, söhnt euch aus, Ein Freudelaut,
Seelen, die zusammenwehen, koset einsam, ungeschaut:
Wunder sollen hier geschehen, wo ein Gott sich Tempel baut!
Schlinget euch wie schöne Schlangen durcheinander, freie Locken!
Tauchet euch, ihr jungen Wangen, in das Rot von Blütenflocken,
Auf, Musik! voran gegangen, rühre deine Zauberglocken,
Daß die Brust, in Rausch gefangen, fühlt vor Lust den Atem stocken.
Denn hier soll die Freiheit walten, fessellos die Schönheit schreiten,
Nieder mit den bösen Falten laßt das Kleid der Lüge gleiten,
Laßt den Augenblick gestalten: — Wunder kann nur er bereiten,
Laßt die Blume sich entfalten frei gewordner Menschlichkeiten!
Denn das ist des Festes Weihe, daß die Menschheit von der Last
Einmal sich der Not befreie und des Werktags dumpfer Hast,
Daß in ihrer Kämpfe Reihe trete holde Sabbatrast,
Da die Schönheit auch gedeihe in der Freude Goldpalast.
Was sie nie wird ganz erreichen, stellt sie dar als sei's errungen,
Was in ew'ger Flucht wird weichen, wird gebannt und festgezwungen,
Freudig um die kampfesbleichen Schläfe wird der Kranz geschlungen,
Wir errichten Siegeszeichen: — schöner Trug, du bist gelungen!

Manneskraft und Frauenmilde.

Dem Manne wohl, der maßvoll ist und klar,
Dem nicht die Leidenschaft das ehrne Band
Schwer und betäubend um die Stirne wand,
Ein dumpfer Knecht zu sein auf immerdar.
Dem Weibe wohl, das, aller Härte bar,
In sanfter Seele das Geheimnis fand,
Zu wandeln unter linder, leiser Hand
In holden Lenz, was Sturm und Winter war.
Gezähmten Gluten Manneskraft sei gleich,
Die alles, was da schön und gut, bereiten,
Und ringsum Licht, doch nirgend Brand verbreiten.
Die Frau sei wie die Abendröte weich,
Die alles, mag es dunkel widerstreiten,
Versöhnend zieht in ihren Glanzbereich.

Abendstimmung.

I.

O selig, wer in stiller Treue ein ernstes Tagwerk hat bestellt,
Tritt er, daß er sich nun erfreue, hinaus ins abendliche Feld!
Es duftet süß die Lindenblüte, die Amsel singt im Ulmenbaum,
Und lieblich klingt durch mein Gemüte die Abendglocke wie ein Traum.
Die liebe Sonne blickt mit Segen noch einmal auf die stille Welt,
Und denkt: „ich darf der Ruhe pflegen, denn nun ist alles wohlbestellt."
Wohl mir: nicht hab' ich mich zu scheuen vor diesem Frieden nach der That,
Darf mich der Sabbat-Ernte freuen: — ich auch bestellte meine Saat.
Die Sonne zog in goldnen Gleisen, die Blüte hat geschmückt den Plan,
Das Vöglein sang die holden Weisen: — und ich hab' auch mein Werk gethan.

II.

Nun, da der liebe Abend kam mit seinem guten Wesen,
Nun laß dein Herz von allem Gram, von aller Pein genesen.

Das ist die allerschönste Stund', wann die Abendglocken gehen,
Und still und sanft vom Himmelsrund die hellen Sterne sehen.
Laß in die Seele voll und ganz den Vesperton dir klingen,
Laß von des Abendsternes Glanz dein ganzes Herz durchdringen:
Dem Ton ward nur ein Augenblick, die Ewigkeit dem Sterne, —
Und doch vollendet sein Geschick ein jeder still und gerne.
So tön' auch du und leucht' auch du, wie dein Geschick beschieden
Und einst vertön', erlisch mit Ruh' im ew'gen Abendfrieden.

Mädchenblumen.

Kornblumen.

Kornblumen nenn' ich die Gestalten,
Die milden, mit den blauen Augen,
Die, anspruchlos, in stillem Walten,
Den Tau des Friedens, den sie saugen
Aus ihren eignen klaren Seelen,
Mitteilen allem, dem sie nah'n,
Bewußtlos der Gefühlsjuwelen,
Die sie von Himmelshand empfahn:
Dir wird so wohl in ihrer Nähe,
Als gingst du durch ein Saatgefilde,
Durch das der Hauch des Abends wehe
Voll frommen Friedens und voll Milde.

Mohnblumen.

Mohnblumen sind die runden
Rotblutigen, gesunden,
Die sommersproß-gebraunten,
Die immer froh gelaunten,

Kreuzbraven, kreuzfidelen,
Tanz=nimmermüden Seelen,
Die unter'm Lachen weinen,
Und nur geboren scheinen,
Die Kornblumen zu necken,
Und dennoch oft verstecken
Die weichsten, besten Herzen
Im Schlinggewächs von Scherzen
Die man, weiß Gott! mit Küssen
Ersticken würde müssen,
Wär' man nicht immer bange,
Umarmest du die Range,
Sie springt, ein voller Brander,
Aufflammend auseinander!

Epheu.

Aber Epheu nenn' ich jene
Mädchen, mit den sanften Worten,
Mit dem Haar, dem schlichten, hellen,
Und den leis gewölbten Brauen,
Mit den braunen, seelenvollen
Rehenaugen, die in Thränen
Stehn so oft, in ihren Thränen
Grade sind unwiderstehlich;
Ohne Kraft und Selbstgefühl und
Schmucklos, mit verborgner Blüte,
Doch mit unerschöpflich tiefer,
Treuer, inniger Empfindung
Können sie mit eigner Triebkraft
Nie sich heben aus den Wurzeln,
Sind geboren, sich zu ranken
Liebend um ein ander Leben: —
An der ersten Liebumrankung

Hängt ihr ganzes Lebensschicksal.
Denn sie zählen zu den seltnen
Blumen, die nur einmal blühen.

Wasserrose.

Kennst du die Blume, die märchenhafte,
Sagen-gefeierte Wasserrose?
Sie wiegt auf ätherischem, schlanken Schafte
Das durchsichtige Haupt, das farbenlose,
Sie blüht auf schilfigem Teich im Haine,
Gehütet vom Schwan, der umkreiset sie einsam
Sie erschließet sich nur dem Mondenscheine,
Mit dem ihr der silberne Schimmer gemeinsam.
So blüht sie, die zaubrische Schwester der Sterne,
Umschwärmt von der träumerisch dunkeln Phaläne,
Die am Rande des Teiches sich sehnet von ferne,
Und sie nimmer erreicht, wie sehr sie sich sehne. —
Wasserrose, so nenn' ich die schlanke,
Nachtlockige Maid, alabastern von Wangen,
In dem Auge der ahnende, tiefe Gedanke,
Als sei sie ein Geist und auf Erden gefangen.
Wann sie spricht, ist's wie silbernes Wogenrauschen,
Wann sie schweigt, ist's die ahnende Stille der Mondnacht
Sie scheint mit den Sternen Blicke zu tauschen,
Deren Sprache die gleiche Natur sie gewohnt macht.
Du kannst nicht ermüden, ins Aug' ihr zu schauen,
Das die lange, die seidene Wimper umsäumt hat
Und du glaubst, wie bezaubert von seligem Grauen,
Was je die Romantik von Elfen geträumt hat.

Eine Phantasie.

Ich fühl's in der Sehnsucht-atmenden Brust: es verschuf in mir die
Natur sich!
Nicht in Menschengestalt, der im Staube des Pfads verwischt die
ätherische Spur sich,
Nicht Menschengeschick, das in ewigem Kampf feindseligen Ringens
dahinlebt,
Das da schreitet so schwer mit gepanzertem Schritt und auf Bahnen
der Mühe dahinstrebt, — —
Nicht solches war ein geziemendes Los für meine weichere Seele!
Was hauchtet ihr Himmlischen sie nicht ein der melodischen Philo-
mele? —
Ein lieblich Geschick ist das luftige Los der beflügelten Schar des
Gesanges!
Sie heben sich frei aus der irdischen Not in die Reiche des Lichtes,
des Klanges.
Sie tauchen sich jubelnd ins Wolken-Meer, der Sonne, der jungen,
entgegen,
Sie fangen sich weg den frühesten Strahl aus des Morgens schim-
merndem Segen.
Und ruh'n sie auf Erden, so treten sie nicht auf den stäubenden
Grund, wie wir andern,
Nein, Blüten und Duft und Frühlingsgebüsch ist der selige Pfad,
den sie wandern.
Sie sorgen sich nimmer um Speisen und Trank, um Gewinn sie
nimmer sich mühen,
Doch darben sie nicht und verschmachten sie nicht, solange die
Blumen noch blühen.
O wär' ich die selige Nachtigall, die Beruf und Leben erfüllt hat,
Wann sie Menschen und Wald in den zaubrischen Duft ihres süßen
Gesanges gehüllt hat!

Die Berge.

Als sich zuerst in seiner Pracht der Himmel
  Hat eingewölbt ob der gewordnen Welt,
Und sich das erste Mal mit dem Gewimmel
  Der goldnen Sterne jugendschön erhellt, —
Da hat die Erde, kurz erst losgerissen
Und aufgetaucht aus feuchten Finsternissen,
Gefühlt ein unaussprechlich starkes Sehnen
  Zu jenem Gott im blauen Baldachin
In bräutlich sel'ger Inbrunst sich zu dehnen,
  Zu küssen auf die hellen Augen ihn;
Schon hob ihr Herz sich schwellend ihm entgegen: —
Doch Gott gebot ihr Halt auf halben Wegen.
Denn Ordnung sollte sein fortan auf Erden,
  Kein wildes Chaos unterscheidungslos:
Der Erde Sehnsucht mußte stille werden.
  So blieben stehn die Berge, hehr und groß:
Bei ihrem Anblick fühlt noch heut' das Herz
Den starken Zug der Sehnsucht himmelwärts.

Mein Herz.

Mein Herz ist wie das Eisen: so lang es bleibet kalt,
Da hämmert dran und klopfet vergeblich die Gewalt,
Und wenn daran nicht früher des Schmiedes Hammer bricht,
So kann er's wohl zerschlagen, doch formen kann er's nicht.
Du mußt's durch Huld und Güte dir erst empfänglich glühn,
Daß helle Liebesfunken goldfeurig daraus sprühn.
Dann magst du's biegen, formen und schmieden wie du's liebst,
Und ewig trägt's, — wie Eisen, — die Form, die du ihm giebst

Frühlingslieder.

I. Im Februar.

Die Fenster auf, die Thüren weit, der Frühling ist erschienen,
Es naht der Fürst der Freudigkeit, laßt freudig uns ihm dienen!
Hört ihr der Vögel Jubel nicht, seht ihr nicht Blumen blühen,
Und Sonnenstrahlen warm und licht vom blauen Himmel sprühen?
O fraget nicht nach Monatzeit, in Zweifeln bang beklommen:
Wo Sonne kam und Seligkeit, da ist der Lenz gekommen!

II.

Die Finken schlagen, der Lenz ist da!
Und keiner kann sagen, wie es geschah.
Er ist leise kommen wohl über Nacht
Und plötzlich erglommen in aller Pracht:
Es rieseln die Quellen, es wehet lau,
Die Knospen schwellen, der Himmel ist blau,
Laßt läuten die Glocken fern und nah,
Sie sollen frohlocken: der Lenz ist da!
Hinaus in die Fluren, ins grüne Land!
Das sind seine Spuren am Bachesrand,
Da ist er gegangen in nächtiger Stund',
Die Lust auf den Wangen, ein Lied in dem Mund.
Und um ihn, im Kreise luftig gereiht,
Da wandelte leise sein Elfengeleit:
Wo er immer geschritten, da blühen zu Hauf
Aus den weichen Tritten die Primeln auf,
Da hat aus seinen Locken der säuselnde Wind
Narcissen und Glocken entführet gelind.
Wohin nur ein Weilchen sein Auge geschaut,
Da blühen die Veilchen, daß alles blaut,
Seines Liedes klingendes, kleinstes Wort
Flog als ein singendes Vöglein fort,
In Thälern und Gründen fern und nah
Mit Jauchzen zu künden: der Lenz ist da!

Jetzt kommen sie wieder, die Tage der Wonne,
Die Tage der Lieder, der Blüten, der Sonne
Und das allversorgende Himmelsblau, —
Jetzt kommen die Morgende voller Tau,
Mit dem duftigen, roten Wolkengeleit,
Den lieblichen Boten lieblicher Zeit,
Kommt der warme Regen zur Dämmerstund',
Der funkelnde Segen für Blumenmund'.
Und drauf der berauschende süße Duft
Und die lauschende, ahnende Abendluft.
Und wann schon der milde Friedensstern
Übers Gefilde blickt von fern, —
Die Lerche sich schwinget auf noch einmal,
Daß sie erringet den letzten Strahl:
Die am höchsten dringet ins blaue Zelt,
Als Botin bringet den Dank der Welt,
Und den Sternenschranken des Himmels nah
Tönt's: Gott! wir danken, dein Lenz ist da!

III.

O der Himmel wie blau,
O wie grün ist die Au,
O wie würzig die Luft,
O wie üppig der Duft!
Duft, Freude und Klang
Steigt Wolken entlang,
Unermeßlich reich,
Einem Dankopfer gleich,
Das, ein Frühlingsaltar,
Gott die Erde bringt dar!
O wie kann in der Welt
Unter dem Himmelszelt
So voll Sonnenschein
Nur ein Seufzer sein!

IV.

Wenn ich ein schönes Mädchen wäre,
Sollt'st, Frühling, du mein Buhle sein:
Denn wer aus aller Freier Heere
Wer weiß wie du so süß zu frein?

Wer macht, kommt er von fern geschritten,
Die Herzen all vor Liebe glühn,
Daß rings aus seinen Göttertritten
Die Rosen und die Freuden blühn?

Wes Stimme kos't so schmeichelnd linde
In Abendlüften liebestraut,
Wer schenkt wie du zum Angebinde
Die Welt voll Blumen seiner Braut?

V.

Frühlingswinde, Frühlingsluft,
Finkenschlag und Maienduft,
Vogelsang und Sonnenschein,
Menschenjubel froh darein,
Ziehen im Triumph voran
Frühling deiner Siegesbahn!
Aus ist endlich Kampf und Streit
Und die Erde notbefreit,
Endlich brach des Winters Macht
Nieder die Entscheidungsschlacht.
Grollend muß er nordwärts fliehn.
Und die Frühlingswinde ziehn
Hart verfolgend hinter ihm
Mit dem Schwert der Cherubim!

Du bist die Herrlichste von allen.

Du bist die Herrlichste von allen, so sonder Falsch, so schön und rein,
Ein Stern, vom Himmel frisch gefallen, — er könnte selbst nicht
schöner sein.
Du bist ein stilles, liebverklärtes Gemüt, von Kindersinn beseelt,
Und das Bewußtsein deines Wertes, die einz'ge Tugend, die dir fehlt.

Der Genesenen.

Tröste dich, mein holdes Lieb, deiner bleichen Wangen: —
Ist doch schöner, was dir blieb, als was hingegangen.
Blieb die weiße Stirne doch edel, ernst und sinnig,
Schallt doch deine Stimme noch liebevoll und innig.
Wandelt doch die Schönheit nicht stets im Kleid der Farben:
Weiße Rosen klagen nicht, daß sie müßten darben.

Wie kann ein Herz, das liebet.

Wie kann ein Herz, das liebet, doch überselig sein!
Das todte Selbst zerstiebet, im andern lebt's allein.
Versunken und verloren mein Leben ist an dich,
Und wiederum geboren hat deine Liebe mich.
's ist wie ein tiefer Bronnen, darin du untergehst
Und in dem Reich der Wonnen beseligt auferstehst!

Die irdische Madonne.

„— Und die Ritter zogen vor Askalon und ehe sie den Feind angriffen, knieten sie nieder und beteten brünstig zur heiligen Jung-

frau; und es ward eine schwere Schlacht; aber die Ritter siegten: und so viele von ihnen gefallen waren, die lagen alle treu auf ihren Schilden.“ (Aus einer altfranzös. Chronik.)

Die frommen Ritter flehten auf Askalons Gefild
In brünstigen Gebeten zu der Madonna Bild,
Und zu dem heiligen Streite, den Glauben zu befrein,
Die Himmelsjungfrau weihte die edeln Kämpfer ein. —
Die ganze Welt jetzt schmachtet in Lasterfron entweiht
Und schnöde Selbstsucht nachtet auf der edeln Menschlichkeit:
Drum ziehn auf allen Wegen viel Ritter aus zum Streit:
Kein Priester spricht den Segen, uns giebt nur Gott Geleit.
Auf diesem Kreuzzug führ' ich des Menschentums Panier,
Dich, Erdenjungfrau, kür' ich zur Schutzpatronin mir
Und zu dir will ich beten, du hold Madonnenbild.
Wie einst die Ritter flehten auf Askalons Gefild.
Du segne meine Waffen, gieb Siegeszuversicht,
Laß mir den Feind entraffen mein freudig Banner nicht,
Fromm halte mich im Glauben zu der Geschichte Gott,
Die Hoffnung laß mir rauben nicht durch der Feinde Spott,
Rein halte mich im Handeln, als müßt' ich alle Zeit
Vor deinen Augen wandeln, du makellose Maid,
Treu halte mich im Lieben, wie die Ritter ihrem Schild
Im Tod noch treu geblieben auf Askalons Gefild.

Abschied.

Laß mich ziehn, ich kehre wieder wie ich scheide: treu und rein:
Fällt der Bau des Himmels nieder, meine Treue fällt nicht ein.

Sieh', der Wald läßt furchtlos wandern seine Vöglein übers Meer,
Weil er weiß, es zieht vom andern Strand sie sicher wieder her.

Furchtlos durch das Weltgewimmel läßt der Stern den Stern entfliehn,
Wissend, durch den ganzen Himmel zieht's zur alten Stelle ihn.

Soll nicht Liebe fester binden Herz an Herz als Stern an Stern, —
Heimwärts soll die Schwalbe finden und die Seele bliebe fern?

Denk' von Liebe nicht so nieder und von Treue nicht so klein:
Laß mich ziehn: — ich kehre wieder wie ich scheide: treu und rein.

Der alte Lindenbaum.

Bei Liebchens Haus am Waldessaum am niedern Gartenthor,
Da steht ein alter Lindenbaum mit grünem Haupt davor.
Als ich nun scheiden hab gemüßt und in die Fremde fort
Hab wandern müssen ungeküßt und sonder Abschiedswort,
Hab' ich den alten Lindenbaum zum Wächter treu bestellt:
„Ich wandre jetzt, mein lieber Baum, wohl in die weite Welt;
So halte du in guter Wacht mein Lieb und flüstre ihr
Ins Schlafgemach bei lauer Nacht manch leisen Gruß von mir.
So lang ihr Herz bleibt treu und rein, laß ihr zu Lieb und Ehr'
Lobsingen deine Vögelein als ob ich's selber wär'.
Doch steht ein böser Gast davor, der ihr die Treue raubt,
So schüttle, öffnet sie das Thor, dein ehrenfestes Haupt.
Vom Wipfel bis zur Wurzel hin mit Rauschen rüttle dich,
Und ruf' ihr warnend in den Sinn, wie tief sie kränke mich.
Jetzt lebe wohl, mein Baum! In acht halt's Liebchen rein und fromm:
Gott gebe, daß du treu gewacht wann einst ich wieder komm'!“

Was liegt denn an der Welt!

O lasse dich küssen, süß Liebchen mein!
Sieh, dicht ist das grüne Laubgezelt,
Niemand schaut durch als der Sonnenschein:
Und schaute die ganze Welt herein, —
Was liegt denn an der Welt!

Schänk' ein, schänk' ein den goldigen Wein,
Der das Herz wie Maiensonnen erhellt:
Wenn wir nur glücklich sind zu zwein, —
Mag die Welt darüber verdrießlich sein: —
Was liegt denn an der Welt!

Stoß an, mein Liebchen, mit lustigem Klang,
Ob das Glas in Scherben fällt:
Das Glas und die Welt, die halten noch lang,
Und zerspränge die Welt, wie das Glas zersprang: —
Was liegt denn an der Welt!

Jugendkraft.

Ich habe gejagt das schnaubende Roß
In donnernde Nacht und Gewitter,
Wann der feurige Strahl in die Eichen schoß,
Sie zermalmend in flammende Splitter.

Ich hab erklommen den Felsengrad,
Wo der gähnende Abgrund drohte,
Und habe gepflückt vom schwindelnden Pfad
Die Alpenrose, die rote.

Ich hab' entgegen dem wilden Orkan
Mein wilderes Lied gesungen,
Kam, ein hungriger Wolf, in den ächzenden Kahn
Die heulende Welle gesprungen: —

Und den mutigen Geist soll ewige Nacht
In die Bande der Erde zwängen?
Nein, ich fühl' es, die siegende Willensmacht
Kann die Riegel des Todes sprengen.

In der Fremde.

I.

Kein Haus, kein Baum erinn'rungstraut. —
Die Gesichter alle nicht bekannt, —
Und ungewohnt der fremde Laut: —
Ich bin allein in fremdem Land!
Doch blieb der Brust Erinnerung
Von alter Lieb' und altem Glück,
Doch blieb dem Geist der freie Schwung,
Der ernste Wille noch zurück.
Das ist genug, das Wanderzelt
Zu machen wie die Heimat traut: —
Frisch auf, und eine neue Welt
Der alten ähnlich aufgebaut!

II.

Und ob ich das Leben mir reich geträumt, —
Nie so stürmisch und wild ich es glaubte,
Wie es nun mir brausend zusammenschäumt
Hoch über dem ringenden Haupte.
Nun, Schwimmer im rauschenden Menschenschwarm
Nun gilt's, sich den Fluten zu stellen,
Und zu rudern mit starkem, mit sicherem Arm
Nach dem Ziel durch den Strudel der Wellen.
Harr' aus, harr' aus, umbrandete Brust:
Gedenke der Freude, zu landen,
Und zurück zu jauchzen mit Siegeslust:
„Glück auf, ich habe bestanden!"

III.

Wie hold mit ihrem Schmuck mich kränzt
Die bunte Lust des Lebens,
Wie hell in goldnem Becher glänzt
Der Freude Wein: — vergebens!

Es wird mein Herz nicht froh dabei:
Die Kränze sind mir Ketten,
Ich möchte gern die Seele frei
Aus all' der Freude retten.
Tret' ich aus reicher Festespracht,
Aus buntem Glanzgewühle
Hinaus in die geweihte Nacht
Und ihre reine Kühle, —
So zieht's allmächtig fort mein Herz,
Fort in die dunkle Ferne
Und schweigend winken heimatwärts
Geheimnisvolle Sterne!

VI.

Rings um mich her in schwebendem Tanze
Strahlende Reize wonnig sich wiegen,
Und mit Juwelen eifern im Glanze
Leuchtende Augen, sicher zu siegen: —
O säh' ich nur den schwanken Schatten
An fernen Liebchens Fensterlein
Im stillen Haus auf Waldesmatten: —
Wie wollt mein Herz so selig sein!
Brausend erschallt mit süßem Berauschen
Jubelmusik mir schmeichelnd ins Ohr,
Lockende Töne, hold zu belauschen,
Klingen in herzbethörendem Chor: —
O hört' ich durch die alten Eichen
Vor Liebchens Haus im Sternenschein
Den leisen Hauch der Nachtluft streichen: —
Wie wollt' mein Herz so selig sein!

O Heil dir, daß du liebest.

O Heil dir, daß du liebest, du heißes junges Blut,
Wie rettungslos sonst triebest du auf empörter Flut.
Mein Lebenskahn, mein schwanker, längst sank er sicherlich,
Hielt nicht, ein heil'ger Anker, die starke Liebe mich.

„Auf Felsen baut die Liebe."

„Auf Felsen baut die Liebe." — Du sprachst ein tiefes Wort
Des Zweifels Flut zerstiebe an diesem festen Hort.
Auf Felsen baut die Liebe: — zum Gipfel führt kein Pfad
Und weh dem kühnen Diebe, der ihrem Horste naht.
Auf Felsen baut die Liebe: — ein edler Königs-Aar,
Der stolz und sicher bliebe, fiel' auch der Felsen gar.
Auf Felsen baut die Liebe: und ob der Felsen fällt, —
Sie schwingt mit starkem Triebe sich heim ins Sternenzelt!

Die Herzenskapelle.

Im Herzen heg' ich eine Stelle, die ist so friedlich und geweiht,
Wie eine stille Waldkapelle in grüner Abgeschiedenheit.
Der laute Tag mit hellem Scheine dringt in die süße Dämmrung nie:
Nur leise glimmt vor heil'gem Schreine die ew'ge Ampel Poesie.

Sympathie.

Es schwebt in liebendem Umfangen still um den Himmel hin die Nacht,
In Traum und Frieden ist vergangen, was meine Seele bange macht,

Ein tiefes, ahnungsvolles Sehnen weht durch die laue, dunkle Luft: —
Durch meine Seele zieht ein Wähnen, als ob sie eine andre ruft.

Wer bist du, die so still und mächtig mich anzieht wie der Mond
das Meer?
Ich weiß nicht: — doch du liebst mich mächtig, denn meine Seele
zittert sehr!

Begegnung.

Es zog ein Schiffer singend durch den Teich,
Waldüberdacht, in ewig dunkeln Thalen;
Er sang vom Lenz in einem goldnen Reich
Voll Farbenglanz und Lieb' und Sonnenstrahlen.
Und eine bleiche Wasserrose trieb,
Unaufgeknospt, auf mondlicht-schwanken Wellen:
Sie lauscht dem Sang von Licht und Lenz und Lieb', —
Sie fühlt den zarten Kelch in Sehnsucht schwellen,
Sie schließt sich auf: — ihr erster Blick ein Glanz, —
Sie weiß nicht, war's sein Auge, war's die Sonne? —
Den Dufthauch ihrer Seele voll und ganz
Strömt sie ihm zu in junger Blütenwonne.
Er grüßt sie lächelnd: — und er fährt dahin!
Die Rose taucht ins feuchte Grab für immer. —
Nie kam im goldnen Land aus seinem Sinn
Das bleiche Bild vom Teich im Mondenschimmer!

Zurück!

Zurück, du lächelndes Bild
Mit den blühenden, roten Wangen,
Mit den Engelszügen mild,
Die in ewiger Heitre prangen!

All dein Verdienst: — deine Augen klar, —
Hat dir abgekauft die Bleiche hier
Mit dem Blut ihres Herzens für immerdar: —
Du hast fürder kein Recht an mir.

Schön ist dein goldenes Sonnenhaar,
Dein Mund ist die Knospe der Rosen:
Doch dein Herz ist des warmen Lebens bar,
Wie die Lilien, die düftelosen.

Sieh', hier dies Mädchen so still und bleich
In dem dunkeln Auge den feuchten Strahl,
Sie hat mich geliebt, heiß, tief und reich
Und für mich getragen schweigende Qual.

Du Blume, so sanft und sternenhaft,
Im Gefilde des Traumes erblühet,
Tritt nicht gegen sie, daß die Leidenschaft
Nicht dein lieblich Gebild verglühet!

Leb wohl, du Stern, so schön und rein! —
Zu zart dein Glanz: — er mußte vergehn
Vor des Lebens feurigem Farbenschein: —
Im Himmel vielleicht auf Wiederseh'n!

Vergessen.

Mich vergessen, — kannst du's wollen? Nein, es müsse sein, sagst du;
Wenn du mußt, kann ich nicht grollen: aber ob du kannst, — sieh zu!
Man vergißt des Jugendkleides, das man trug in eitler Lust,
Man vergißt des Prunkgeschmeides, welches lag auf unsrer Brust:
Aber erste Liebe lastet tief im Herzen goldesschwer:
Wer im Himmel einst gegastet, der vergißt ihn nimmermehr!

Das Zauberwort.

Gleich einem Zauberschloß ist meine Seele:
Geheimnisvolle Geister schließt sie ein,
Doch was die Tiefe schweigend in sich hehle,
Wird nimmer offenkundig sein.
Viel Geister sind's, die leise drinnen hausen:
In stiller Nacht oft hör' ich ihren Chor:
Es klingt, wie tief in Grotten Meeresbrausen:
Sie stiegen gar zu gern empor.
Ihr Armen! euer Bann wird nie gebrochen:
Der Zauberschlüssel, der euch führt ans Licht,
Es ist ein Wort, von einem Weib gesprochen: —
Und dieses Wort, — sie spricht es nicht!

Die tote Liebe.

Die Liebe starb, die Hoffnungsreiche, die wir unsterblich glaubten einst: —
Doch wenn du klagst bei ihrer Leiche, die eigne Mordthat du beweinst

Wenn uns die Engel Gottes fragen, die unsrer Hut und treuen Huld
Die Himmelstochter übertragen: — ich weiß mich frei von Furcht und Schuld!

Den Liedeskranz mit frommer Treue ich um die schöne Tote wand, —
Doch ihre Wunde fließt aufs neue, berührt von deiner frevlen Hand!

Zu spät!

Im Herbst bin ich von Haus gegangen:
Die Herbstzeitlose blühte spät.
Da sprach ich: „Liebste, wann mit Prangen
Durch unser Thal der Frühling geht,

Dann kehr' ich heim, dann komm' ich wieder,
Dann find' ich dich in alter Treu',
Der Fink schlägt die gewohnten Lieder
Und Lieb' und Rosen blüh'n aufs neu!" —

Sie sah mich ziehn mit bangen Thränen.
Der Frühling kam, doch ich blieb aus. —
Im Spätherbst endlich trieb das Sehnen
Mich unaufhaltsam fort nach Haus.

Nun such' ich sie: — im Haus — im Garten: —
Rings alles einsam wie das Grab:
Das Weinlaub fällt, wie matt vom Warten,
Welk, lautlos von der Mauer ab.

Auf feuchtem Grund die Herbstzeitlose
Mit letztem Seufzer zu mir spricht:
„Ich soll dich grüßen von der Rose —
Sie harrte lang: — du kamest nicht!"

Vergleichung.

Nie hab' ich's so empfunden, wie teuer du mir bist,
Als jetzt, da hingeschwunden die letzte Hoffnung ist.

Es gleichet mein Verlangen des Gletschers Silberhang: —
Am schönsten beide prangen bei Sonnenuntergang.

Es gleichet mein Verlangen dem ernsten stillen Schwan: —
Denn erst im Tode fangen sie laut zu werden an.

Es gleichet mein Verlangen dem dunkeln Meer-Delphin: —
Es schmückt in Todesbangen erst Farbenschiller ihn.

O weh mir! mein Verlangen ist allem Schönen gleich:
Es ist sein schönstes Prangen sein Untergang zugleich.

O hätt' ich niemals dich gesehen!

O hätt ich niemals dich gesehen und deines Auges dunkle Pracht, —
Ich würde jetzt nicht reuvoll stehen, im bangen Herzen öde Nacht!

So hoch die Leidenschaft getragen mein junges Glück im Schwindelflug,
So furchtbar ist es auch zerschlagen, als es der Blitz in Trümmer schlug.

Ahnung.

Mir ahnt von einem Kinde in ferner grüner Mark:
Ihr Wort ist sanft und linde, ihr Herz ist tief und stark.

Mit Glockenblumen-Kränzen ihr Goldhaar schmückt sie gern:
Ihr Auge hat ein Glänzen, als wär's der Morgenstern.

Mich zieht's zu diesem Kinde, durchs Leben unbeirrt:
Ich weiß, daß ich sie finde, und sie mein eigen wird.

Wehmut.

Wann die Abendstunden nieder wallen, einst so reich an Glück,
Denk ich sehnend immer wieder an die schöne Zeit zurück,

Als mir jede Wolke däuchte einer Hoffnung rosig Kleid,
Jedes Sternlein eine Leuchte auf dem Pfad zur Seligkeit,

Als ein Liebeshauch sich regte, wo gebebt die Espe nur,
Einen Freudengott mir hegte jeder Blumenkelch der Flur! —

Sinket jetzt der Abend nieder, müßt's wie damals, mein' ich, sein,
Und es kommen wirklich wieder Blumen, Wolken, Sterneschein.

Ach, es sind die gleichen Stunden, doch des sel'gen Inhalts leer:
Denn die Lieb' ist draus entschwunden, und ich finde sie nicht mehr.

Wunsch.

O wüßt' ich wo einen stillen Ort,
In kleinem Dorf, von der Straße weit,
Wo mich niemand kennte, wo kein Wort
Noch hindrang von der Vergangenheit!
Bei dem kleinen Dorf wär' ein Kirchhof auch,
Mit den Kreuzen von Holz im Grase dicht:
Da nistet der Sprosser im Fliederstrauch
Und singet süß im Abendlicht.
Und die Dorfkirch-Glocke hat frommen Klang,
Der zittert im Abendwinde fort
Bei friedlichem Sonnenuntergang: —
O wüßt' ich wo einen solchen Ort!

Lieben und Verstehn.

Oft, wann mir aufgeht weit die weiche Seele.
Nach Liebe dürstend, wie der Hirsch zum Quelle,
Wie wehe thut's, wenn ich die Freunde zähle,
Daß keiner ausfüllt ganz die leere Stelle,
Daß keiner ganz von denen, die mich fanden,
Auf meiner Seele Fragen Antwort giebt: —
Dann seufz' ich oft: „O wär' ich mehr verstanden, —
Gewiß, dann wär' ich wohl auch mehr geliebt." —
Dann aber denk' ich: „liegt denn nicht mein Wesen
Klar offen allen denen, die mich lieben?
Sie könnten, mein' ich, jede Silbe lesen,
Die Gott ins tiefste Herz mir hat geschrieben.
Doch freilich, was die Liebe hat geschrieben,
Man kann es nur mit Liebes-Augen sehn:"
Dann seufz' ich: „Würden sie nur mehr mich lieben, —
Gewiß, sie würden besser mich verstehn."

Herbst.

I.

Was ist das für ein banger Schmerzenshauch,
Der seufzend durch den kühlen Abend weht?
Noch sind die Büsche grün und blühend auch
Die Rose noch, die Sommertochter, steht.
Noch tönt auch hie und da ein Vogelsang,
Der sich der Lust noch nicht begeben will: —
Und dennoch atmet's so wehmütig bang
Wie eine Todesahnung trüb und still.
Die Rose bebt, weil mahnend, schmerzgelind,
Ein frühverstorben Blatt vom Schos ihr fällt,
Der Fink, hört er, wie still die Brüder sind,
Im halben Lied erschrocken inne hält.
Was ist, daß schaudernd deiner Wangen Rot
Natur, in jähem Schrecken du entfärbst,
Wie ahnend, daß ein Unheil dich bedroht?
's ist deine Ahnung, Geist des Todes: Herbst!
Du kommst: — mit deinen düstern, kalten Schauern,
Du kommst: — mit Dämmrungen, unheimlich-lang,
Du kommst: — mit Winden, die wie Seufzer trauern,
Du kommst: — mit Nebeln, wie die Krankheit bang.
Du läßt in dieser Welt dein Recht dir kürzen,
Dein strenges Herrscheramt, vom Frühling nicht,
Den Knoten der Notwendigkeit zu schürzen
Und was da lebt zu fordern vor Gericht.

II.

Jetzt ist die kalte, unheilschwangre Zeit,
Wann Abends bang das Haupt die Blumen hängen,
Stets fürchtend, ob die Sommer-Herrlichkeit
Nicht diese Nacht schon Reif und Frost versengen.

Ihr armen zarten Frühlingskinder ach!
Müßt rettungslos den sichern Tod erwarten:
Und zögert auch das kalte Ungemach, —
Einmal gewiß erreicht es euren Garten.
So mag auf uns ein Gott bedauernd sehn,
Der weiß, wie sicher und wie unabwendlich
Einst unsre Hoffnung muß zu Grabe gehn,
Die wir geliebt so innig und unendlich!

III.

Die Blätter fallen, die Nebel lasten,
Die Schwalben sammeln sich, heim zu ziehn;
Drückend die düstern Wolken rasten,
Dann jagen sie fort in gespenstigem Fliehn.
Die Bäume mit den entblätterten Zweigen,
Sie greifen jammernd hinaus in die Luft,
Die Blätter tanzen in wirbelndem Reigen,
Bis sie fallen ermüdet und tot in die Gruft.
Es krankt, als könne sie nimmer genesen
Von unendlichem Weh, die bange Natur,
Es fährt, als sei nie Frühling gewesen,
Der Nordwind über die öde Flur.
Er hat den Ahnen, die fern einst kamen
Vom goldigen Land, da die Sonn' aufgeht,
Der nordischen Wehmut wundersamen,
Düsteren Hauch in die Seelen geweht:
Des schwermütigen Nordens altes Erbe:
Die Ahnung, daß Himmel und Erde vergeht,
Ja, daß das Göttliche selber sterbe, —
Das ist der Geist, der im Herbstwind weht.

Der Tod.

Einst saß ich, ein Kind, mit der alten Amme
Allein in dem öden geräumigen Haus: —
Es brannte spärlich am Herde die Flamme, —
Um die Mauern heulte Novemberbraus.
Durch den Nußbaum fuhr's wie tausend Gespenster,
Der Sturm bog seufzend die Äste schwank, —
Den kalten Regen schlug er ans Fenster
Und der entblätterten Rebe Gerank.
Ängstlich im Käfig huschte der Zeisig:
Die Wanduhr stand: — schwer hing das Gewicht: —
Die Ampel erlosch: — am Herde das Reisig
Warf ins Gemach ein flackerndes Licht. —
Ich lauschte stille, mit banger Gebärde, —
Hielt enge mich fest an der Alten Gewand:
Sie betete leis: — da war am Herde
Die Flamme mählich herabgebrannt. —
Nun räumte sie weg die verkohlten Brände: —
Nur an einem glomm noch ein Funke rot, —
Und knisterte noch — und erlosch am Ende —
Da sagte sie: „Kind, sieh, so ist der Tod.“ —
Sie ist selber lang gestorben indessen, —
Längst zog von dem alten Haus' ich fort:
Doch werd' ich mein Lebtag nimmer vergessen
Die schaurige Stunde, das schaurige Wort.

Die Sterne.

Bevölkert nicht auch sie, die heil'gen Sterne
Mit Menschen wiederum in euern Träumen:
Denn Eine reine Stelle wüßt' ich gerne
Von Tod und Schmerzen frei in stillen Räumen.

Wie? Wann die Seele flieht betäubt, verwirret
Vom ganzen schwülen Drang des Erdenlebens,
Und Friede suchend durch die Himmel irret, —
Auch in den Sternen suche sie vergebens?
Wann sie sich sehnend hebt zu jenen Bahnen,
Vertrauend, daß dort Ruh' und Friede walten, —
Soll Leidenschaft, soll Haß die dunkeln Fahnen
Die blutgetünchten, dann auch dort entfalten?
Wo sie den matten Fittich senke nieder,
Sie fände nur ein Glied der großen Kette?
Im ganzen Himmel träfe sie nur wieder
Den Weltfluch, der vertausendfacht sich hätte?
O nein! bevölkert nicht auch jene Fernen
Mit eurer Erdenheimat bittern Schmerzen: —
Gönnt ein Asyl des Friedens in den Sternen
Und einen Traum der Einsamkeit dem Herzen!

Wie war doch einst in jungen Tagen!

Wie war doch einst in jungen Tagen mit Lust erfüllt das ganze Herz!
Ein Sonnenblick: — und fluggetragen, mit Jauchzen, flog es himmelwärts.
Ein Finkenschlag: — es war entzücket: ein Frühlingsreis: — frohlockend schlug's,
Ein Mädchenblick: — es war beglücket: ein Freundeswort: — den Himmel trug's!

Und nun? Ach, in die hellste Freude der Gegenwart voll Sonnenschein
Wirft der Erinnrung Fluchgebäude die langen Schatten schwarz herein.
Es läßt der Schmerz den bösen Samen beim Scheiden in der Brust zurück:
Der blüht, wann neue Lenze kamen, vergiftend neben deinem Glück.

Der welke Strauß.

Aus des Baches glatten Wogen sieh, was taucht empor so kraus?
Zögernd kömmt's herangezogen: — ein verwelkter Blumenstrauß!
Dort, am feuchten Ast der Weiden blieb er hangen, schwankt er nun,
Wie im Herzen, eh' sie scheiden, Lieberinnerungen thun.
Rosen sind's: — ich seh' es deutlich; ziertest einst du, buntes Laub,
Einen warmen Busen bräutlich, der nun liegt in kaltem Staub?
Auch Vergißmeinnicht: — vom Herzen riß den Strauß vielleicht ein Mann,
Der noch immer nicht verschmerzen diese blaue Lüge kann?
Veilchen auch, die vielgetreuen: — flocht die Sehnsucht wohl den Strauß,
In die Wellen so zu streuen stille Grüße weit hinaus?
Immergrün: — Bild ew'gen Lebens! — War's ein Kranz, dem Tod geweiht,
Glaubensfromm und doch vergebens um ein Grabeskreuz gereiht?
Sieh, da schwimmt er, fortgezogen, — einmal blickt er noch heraus,
Nun versinkt er in den Wogen: — fahre wohl, du welker Strauß!

Reue.

Es dringt so blutig scharf kein Dolch zu Herzen,
Als bittre Reue, welche rückwärts späht,
Erkennend, wie wir unser Glück verscherzen,
Und klug entscheiden, aber ach! zu spät.
Wenn wir ersehn, wie leicht es einst gewesen
Der Leiden ganzer Kette zu entgehn,
Und wie, wenn jetzt wir sollten noch genesen,
Die Sterne selber müßten rückwärts gehn.
Das ist ein Schmerz, — da möchten wir uns sehnen,
Es walte Freiheit in der Welt nicht mehr,
Und was wir thun, so möchten gern wir wähnen,
Verhängten unsre Sterne lang vorher!

Frühlingslieder.

I.

Mit Frühlingskraft thut mich der Frühling kräften,
Hinweg, Verzagtheit, du bist winterhaft!
Nun sproßt es rings und treibt mit frischen Säften:
Nun hat mein Herz sich auch emporgerafft.
Die frohe Sonne strahlt mit süßem Wärmen,
In jedem Lufthauch atmet Lebensbraus:
Nun bricht das Eis, nun bricht das trübe Härmen
Und tausend Hoffnungsknospen schlagen aus.
Nun ist die Zeit der Zeichen und der Wunder,
Das Herrlichste kann augenblicks geschehn:
Mein Herz, gehoffet kühn, gewünscht jetzunder: —
Jetzt kann das Schönste in Erfüllung gehn!

II.

O Frühlingsnacht, o Frühlingsnacht voll zauberhaften Lichtes!
Gott hat den schönsten Vers gemacht heut' seines Weltgedichtes.
So rein, wie jene erste Nacht, die niedersank zur Erde,
Als müde sich der Tag gelacht von Gottes erstem: „Werde!"
Süß innig wie der Traum bist du, wie ihn die Jungfrau heget,
Wann sie zum erstenmal zu Ruh sich, Lieb' im Herzen, leget.
Wollt'st du an deiner Sterne Kranz all deine Reize zählen, —
Dir würden, eh' zur Hälfte ganz du kämst, die Sterne fehlen!

III.

Holder Frühling! Als sich der Hellenen
Schönre Götter zürnend uns entwandt,
Rührten dich der öden Erde Thränen
Und du bliebst allein im kalten Land.
Zahllos schallen drum dir unsre Lieder:
Seinen einz'gen Gott ehrt hoch der Nord,
Wann du nahst, so steigt sein Himmel nieder:
Gottverlassen bleibt er, ziehst du fort.

IV.

„Was klagst du? Sieh, der Lenz ist kommen,
So lieblich wie der letzte war,
Und statt der Blüten, die genommen
Der Winter, beut er neue dar.“

Ein Röslein blühte hier am Raine:
Es freute mich oft wunderbar;
Viel andre blüh'n: — nicht mehr das Eine,
Das Röslein, das mir teuer war.

„Du mußt im Leben dich gewöhnen,
Das Ganze stets zu lieben nur: —
Das Einzle muß im Tod versöhnen
Die es verletzt hat, die Natur.“

Wie ihr leb' ich im allgemeinen:
Doch dünket mich die Schuld nicht groß,
Noch eine Thräne nachzuweinen
Dem Einzlen in sein Todeslos.

Das erste Lied.

Als ich mein erstes Lied gesungen,
Was fühlt' ich da von Seligkeit!
Im Vollkranz der Erinnerungen
Ist dies die Rose meiner Zeit.
Im Frühling war's, die Finken sangen.
Der Himmel war so klar, so blau,
Die ersten Knospen leise sprangen,
Und in den Lüften ging es lau.
Ich wußte nicht, was wog' und dränge
So ungestüm in meiner Brust: —
Es waren werdende Gesänge,
Ein Dichter war ich unbewußt.

Ich lag im Gras am jungen Quelle,
Der jüngst vom Eise sich befreit:
Ich sah in seiner Spiegelhelle
Des Himmels blaue Herrlichkeit.
Da war's als ob im Wellenrauschen
Ein groß Geheimnis ich erriet:
Auf sprang ich von dem süßen Lauschen
Und ging und sang mein erstes Lied!

Die Schönheit.

Die Schönheit ist mein Leben, mein Glück und mein Beruf,
Ihr hab' ich mich ergeben, zu der mich Gott erschuf.
Auf allen meinen Wegen such' ich nur ihre Spur,
Mein Heil, es ist gelegen in ihren Landen nur.
Und wie die Lerche selig im blauen Meere schwebt,
Darin sie silberkehlig den süßen Ton erhebt, —
Tief unter ihr versunken die dumpfe Lebensnot,
Des reinen Äthers trunken, gewiegt im Morgenrot: —
So meine Seele badet in der Schönheit Überschwang,
Weil Gott sie hat begnadet mit klingendem Gesang.

Schach Königin!

Du denkst in deinem stolzen Sinn: „er kann nicht widerstehen.
Gewiß ist mir des Siegs Gewinn und ihm das Untergehen,
Und wollt' er meines Geistes Mut noch glücklich widerstreben, —
Trifft ihn mein Blick mit aller Glut, da muß er sich ergeben."
Will sehn, ob ich nicht brechen kann, du Trotz'ge, deinen harten Sinn:
Dein Fehdehandschuh fiel: — wohlan, ich heb' ihn auf: — Schach Königin!

Wann nun dein Spottwort glatt und spitz nach meinem Herzen zielet,
Wann nun dein doppelschneid'ger Witz mit meinem Liebsten spielet,
Wann blitzend schnell und blendend wild du schwingst des Hohnes
Waffe,
Daß meinen Träumen zart und mild die blut'ge Wunde klaffe: —
Dann blitz' auch du, mein Flammenstahl: Begeistrung, Gottgegeben,
Beschirme treu dein Ideal: des Geistes Friedensleben.
Und zeige dich ein Gottesschwert und schmilz in heilgen Flammen
Den Spott, der kalt dagegen fährt, mit Himmelsglut zusammen: —
Der kalte Weltwitz sei belehrt, es führt der milde Friedenssinn
Im Notfall stark ein sieghaft Schwert: — Schach dir, du kluge
Königin!

Und wann du nun aus dunkeln Augen die Feuerfunken auf mich sprühst,
Die sengend heiß am Herzen saugen, und meiner Seele Quell
verglühst,
Wann die Musik nun deiner Worte betäubend süß sich um mich schlingt,
Und jedes trifft am schwächsten Orte und jedes allgewinnend klingt: —
Dann hilf, entsagende Begeistrung, du nordisch-heilig Jungfrau'nbild,
Und reiche mir der Selbstbemeistrung, der ewgen Reinheit
Sternenschild,
Daß machtlos von dem Schild der Klarheit die heißen Feuerpfeile
prallen
Und vor dem lauten Wort der Wahrheit die Zaubertöne matt
verhallen: —
Die Feuerprobe wie ein Held bestand der milde Friedenssinn
Und steht noch unbesiegt im Feld: — Schach dir, du schöne
Königin! —

Doch willst du Hohn und Hochmut lassen, der toten Selbstsucht
tote Götter,
Das ewig tadelsücht'ge Hassen, den armen Trost der armen Spötter,
Die bittre Schale von dir streifen, die fremd ist deinem edeln Kern,
Der Milde Segen fromm begreifen und sanft und licht sein wie
ein Stern,

Willst öffnen deiner Seele Tiefen, die goldesvollen, silberhellen,
Und rieseln lassen, die dort schliefen, des Gottesfriedens, lautre
Quellen: —
Dann beug' ich mich mit Dank und Segen, dann werf' ich meine
Waffen hin,
Und jauchzend ruf' ich dir entgegen: „Heil, meines Herzens
Königin!"

Kämpfen mußt' ich seit ich dachte.

Kämpfen mußt' ich seit ich dachte, ringen ohne Rast und Ruh',
Freude, wie sie andern lachte, wandte mir sich nimmer zu:
Sanftes Lieben und Genießen, — nimmer war's mein fröhlich Teil,
Wo der Jugend Blüten sprießen, öde war mein Weg und steil.
Liebeheischend, Liebefodernd, unerfüllet blieb mein Herz,
Seine Gluten, flammenlodernd, löschte der Enttäuschung Schmerz.
Mir ist Freude nicht beschieden, mir nicht süßer Liebe Lust,
Nur ein kalter Sternenfrieden walten soll in dieser Brust.
Da kamst du, die Freudenreiche, Glück und Lust in Aug' und Wort,
In der Hoffnung Blütenreiche locktest du das Herz mir fort:
Endlich Glück dem Glückeslosen, Glanz dem Dunkeln bot'st du dar,
Flocht'st des Glückes holde Rosen um des Kämpfers blutig Haar,
Sehnend streckt' ich aus die Hände: — doch es sprach die heilge Pflicht:
„Auf, mein Sohn, entsage, ende, solche Rosen blühn dir nicht! —
Deine Liebe sei die Wahrheit und dein Reichtum sei der Schmerz,
Und dein Glück, das sei die Klarheit: — und entsagen muß
dein Herz!"
Und ich folge ihr: ich fahre wieder rasch in Helm und Schild,
Schütteln muß ich aus dem Haare deine Rosen zart und mild,
Und das Glück muß ich entbehren, das du liebend mir gewährt:
Doch dein Herz soll mich verehren, wie es einen Helden ehrt.

Und du wähnst, du hast gesiegt.

Und du wähnst, du hast gesiegt
Und du glaubst, ich sei bezwungen,
Mein Panier, so hoch geschwungen,
Sei von dir in Staub gerungen? —
Nein, du irrst: — sieh' wie es fliegt!
Du bist schön und klug und fein:
Um mein Schild voll goldner Sterne
Rosenketten schlängst du gerne,
Daß es zu verrosten lerne
Und Trophäe dir zu sein.
Doch umsonst, ich wanke nicht!
Sieh, ein Schlag: — die Ketten fallen,
Nicht durch mich: — aus Himmelshallen
Von den Sternenbrüdern allen
Kommt mir Hilfe, Kraft und Licht.

Im Herzen brennt die rote Wunde.

Im Herzen brennt die rote Wunde,
Da ich dereinst in böser Stunde
Mit scharfem Schwert mich selber traf:
Gern legt' ich Schild und Schlachtschwert nieder,
Und sänke, zu erstehn nicht wieder,
In tiefen, traumlos dunkeln Schlaf.
Doch die Genossen mir zur Seite,
Sie ringen hart in schwerem Streite,
Die Fahne trug ich in dem Strauß: —
Und mag die Wunde blutig klaffen, —
Ich will nicht senken meine Waffen,
Ich wanke nicht: ich harre aus!

Gleich jenem alten Sängerhelden,
Von dem des Nordlands Sagen melden,
Der, in der Brust den Todespfeil,
Noch laut wie nie sein Lied gesungen,
Und hoch wie nie sein Schwert geschwungen: —
Im Tod ward ihm der Sieg zu teil!

Sieg.

Und ob mein Herz ihr folgen müßte: — die gift'ge Wurzel reiß' ich aus!
Nicht wohnen darf ein schwarz Gelüste in meiner Seele reinem Haus.
Es darf kein schriller Mißklang tönen in meines Lebens Harmonie:
Die Schuld will ich im Schmerz versöhnen: mein Herz, es steht als Opfer hie!
Ich werd' es nun und nimmer lernen, im Rausch zu töten Ernst und Pflicht:
Den Himmel nicht samt allen Sternen, ja selber deine Liebe nicht
Erkauf' ich um den Preis der Lüge; mein Glück, es gilt so hoch mir nicht,
Daß ich dafür gebeuget trüge in Schuld und Scham mein Angesicht.
Zu Füßen mir in Schlamm und Sünde rings wälzt sich das Verderben her:
Ich fühl's, daß nimmer ich erstünde, wenn Einmal ich gesunken wär':
Kein Vater waltet mir im Himmel, mir meine Sünden zu verzeihn:
In dieses Lebens Kampfgewimmel auf eigner Kraft steh' ich allein:
Mein Zauberschild ist meine Reinheit, der undurchdringlich schirmt und deckt,
Ich falle schutzlos der Gemeinheit, wenn ihn ein Makel nur befleckt:
Darum laß ab, mich zu umflechten mit deinem Zauber, böse Fei:
Noch blitzt das Schwert in meiner Rechten, ich bin ein Ritter, ich bin frei!

An die Liebe.

Sehnsucht meines Lebens, Liebe, klar und licht,
Harr' ich dein vergebens, kommst du, kommst du nicht?
Gehst im Lilienkranze nur auf blauen Höh'n,
Nur im Sternenglanze, selber sternenschön?
Wann der Buchwald rauschte, oft schon lauscht' ich bang,
Ob ich nicht erlauschte deiner Stimme Klang;
Oft, wann prachterglommen sich der Tag enthüllt,
Dacht' ich: nun muß kommen die mein Herz erfüllt.
Oft aus Mädchenzügen mahnend sprach's zu mir
Und mir war's, sie trügen leise Spur von dir: —
Wohl von deinem Glanze Strahlen dort und hie,
Aber ach! die ganze Liebe sah ich nie!
Liebe, die ich meine, blondes, deutsches Bild,
Stark wie Edelsteine und wie Veilchen mild,
Sehnsucht meines Lebens, Liebe, warm und licht,
Harr' ich dein vergebens, Liebe, kommst du nicht?!

Weinlied.

Auf Hügeln freudig und sonnig, da wächst er, der goldene Wein:
Drum ist er so froh und wonnig wie des Himmels Sonnenschein;
Da wächst er, von allem umgeben, was lieblich, köstlich und frank: —
Drum spenden die heiligen Reben den wunderthätigen Trank.
Ihn tränken Gewitterregen mit erquickender Lebensflut: —
Drum bringt er den Kranken Segen, den Betrübten frischen Mut.
Ihn fächeln die Frühlingswinde mit duftigem Flügelschlag: —
Drum duftet er würzig-linde, wie ein blühender Maientag.
Die Schmetterlinge, sie schaukeln um ihn mit schillerndem Schein:
Drum freundliche Bilder entgaukeln mit bunten Flügeln dem Wein.
Es segneten silberne Sterne die Reben manch stille Nacht: —
Drum hebt zum Himmel uns gerne des Weines veredelnde Macht.
Er wächst, gehegt und umgeben von allem, was Freude schafft —:
Drum spenden die heiligen Reben den wunderthätigen Saft.

Frohlocken.

I.

Nun ist mir erst die Welt erschlossen, nun weiß ich erst, ich bin ein Mann:
Seit deine Liebe ich genossen, nun weiß ich, was ich tragen kann:
Vor keinem Schmerz mehr will ich zagen, da ich der Lust war stark genug:
Der kann die Wucht der Hölle tragen, der stark die Last des Himmels trug.

II.

Nun will ich hohen Hauptes wallen, nun ist kein Sterblicher mir gleich,
Denn keiner von den Armen allen küßt deine Lippen rot und weich:
Nun wallt mein Herz mir feuerblütig: frohlockend blick' ich rings um mich,
Und jauchzen möcht' ich übermütig: „Nie ward ein Mann geliebt wie ich!"

Nach einem Ball.

Sag', woher bist du kommen, du liebliches Bild?
Bist ein Strahl du, entglommen dem Sternengefild?
Kamst von Schwänen gezogen, über silberne Seeen
Auf klingenden Wogen, vom Lande der Feeen?
Stiegst aus Maienglocken, eine Elfe, du gar
Im Nacken die Locken und Rosen im Haar?
Bist du lange gelegen in verzaubertem Schloß
In Waldesgehegen, wo Schlaf dich umfloß,
Hinter goldenem Gitter, im Erkergemach',
Und kam nun dein Ritter und küßte dich wach:
„Dornröschen, nun wende das Köpflein geschwind,
Der Traum ist zu Ende, die Liebe beginnt!"

Ich wär' nicht verwundert, — ich erwarte das schier, —
Kämen Elfen zu hundert und tanzten mit dir,
Und würdest du spannen zwei Flügelein aus
Und fliegen von dannen in dein duftiges Haus,
Und säh' ich dich schweben auf Mondenglanz,
Ich dächte: nun eben, jede Elfe kann's! —
Ob rasch und vergänglich dein Bild ich geseh'n,
Doch ist überschwänglich mir Freude gescheh'n:
Will wieder mich kränken die Düstre der Welt, —
Dein will ich gedenken und sie ist erhellt:
Dann klingt es wie Glocken und ich schaue dich klar,
Im Nacken die Locken und Rosen im Haar.

Zu einer Melodie als Text gedichtet.

König Oberon, der du waltest im grünen Wald,
Hoch im Lilienthron ist dein schwankender Aufenthalt,
Dein ist Berg und Thal, Felsen und Hag und Au,
Silberner Mondenstrahl, perlender Maientau.
Dein ist der kühle Quell und der blühende Hagedorn,
Erdbeerblüte hell und das junge, das grüne Korn,
Dein ist der Schlehenstrauch, draus am Abend die Amsel singt,
Dein sind die Hecken auch, darüber der Waldhirsch springt,
Dein ist die wilde Ros', wo der Falter bunt sich wiegt,
Dein ist das Heidemoos, wo die summende Biene fliegt:
Was da frisch und frei, zählt alles zu deinem Reich:
Kein Kaiser, wie stolz er sei, König Oberon, ist dir gleich.

Die gepreßte Rose.

O Rose, die ich finde im schweren Buche geborgen,
Du nicktest so hold im Winde dereinst am Sommermorgen.

Ich weiß es noch wie heute: — das Korn stand in der Runde,
Vom Dorf scholl Morgengeläute: — sie brach sie mit lächelndem
Munde.
Sie brach von grüner Hecken zwei Rosen von tauigen Zweigen,
Ins Haar die eine zu stecken, die andre mir zu eigen! —
O Rose, was mußt' ich dich finden, die alten Schmerzen zu wecken: —
O wärst du in Sommerwinden verweht an der grünen Hecken!

Nachahmung.

Ich hab' in alten Büchern gelesen:
Ein Jäger liebte die Jagd so sehr, —
Zu jagen im Wald ist ihm viel mehr
Als der selige Himmel gewesen.
Er sprach: „wollt' nicht nach dem Himmel fragen,
Dürft' ich ewig jagen im grünen Wald!"
Gott nahm beim Wort ihn strafend bald: —
Nun muß er jagen, ewig jagen. —
Drauf hab' ich gerufen in kühnem Vertrauen,
Gott würde mich nehmen beim Worte gleich:
„Ich verzichte auf mein Teil Himmelreich: —
Ihr will ich ewig ins Auge schauen! —"

„O Herz, schon so alt und noch immer nicht klug."

(Rückert.)

O du thörichtes Herz, was hoffst du aufs neu'?
Schon vergessen der Schmerz und die nagende Reu'?
So vieles erfahren: — noch immer nicht klug?
Du solltest dir sparen den bittern Betrug!

Ein Sumpf ist das Leben und düster sein Grund,
Wo Lilien schweben, am tiefsten der Schlund.
Ob die Rose am Strauch dich innig erfreu', —
Ein Wind und ein Hauch, — sie zerstiebet als Spreu:
O trau' nicht aufs neu' der berückenden Bahn:
Denn ein Traum ist die Treu' und die Lieb' ist ein Wahn!

Begnügung.

Ob zwischen uns der Raum sich lege, — wir bleiben dennoch ungetrennt:
Die Sehnsucht geht die blauen Wege, die leisen, welche sie nur kennt.
Ich habe deine süße Schöne so treu geschaut einst in der Nähe,
Daß dich zu schauen sich gewöhne mein Blick, wann er dich nimmer sähe.
Ich fand, daß deine Stimme gleiche hier unsrer Vesper letztem Hauch: —
Und hör' ich nun die Friedensreiche, so hör' ich deine Stimme auch. —
So kann ich zauberstark dich bannen, daß du leibhaftig stehst vor mir:
Mich freilich ziehst du nicht hie dannen: doch also eben wünsch' ich's mir.
Denn du bist hell und ich bin dunkel: — ich würde dich verdunkeln nur:
Doch du, ein Stern, mit Goldgefunkel ziehst durch mein Herz die helle Spur!

Lieben und Dichten.

Es hat die Macht der Liebe mein ganzes Herz geschwellt.
Erfüllt von süßem Triebe lustwandl' ich durch die Welt!
Wo ich das Schöne finde, da leist' ich ihm Tribut: —
Es lockt mein Herz gelinde wie der Mond die Meeresflut.
Wann ich das Schöne sehe, faßt mich der süße Drang,
Und ob ich widerstehe: — mein Herz wird zu Gesang!

Ein jedes Sternlein grüß' ich mit einem Liebeslied,
Das still und silberfüßig auf hohen Bahnen zieht;
Ich liebe jedes Blümchen, das auf dem Felde wohnt: —
's ist auch ein Heiligtümchen, darin die Göttin thront.
Doch meist in Lieb entglommen das Herz mir überwallt,
Seh' ich das Schöne kommen in menschlicher Gestalt.
So hell die Sterne flammen, sie sind so lieblich nicht,
Die Blümlein nicht zusammen als ein Menschenangesicht!
Auf wen mit Liebesblicke ein schönes Auge sah,
Der segne sein Geschicke: — dem war die Dichtung nah!
Zu dichten und zu lieben, es ist dieselbe That,
Zu der sich fühlt getrieben, wem sich das Schöne naht.

An Rosa.

Deiner Schönheit Morgenhelle, o du Strahlendste der Frau'n,
Nennt dein Name Rosabelle: — rosenschön bist du zu schau'n.
Deiner Reinheit Lobeskunde, makellos wie Sonnenschein,
Nennt dein Name Rosamunde: — dein Gemüt ist rosenrein.
Doch das schönste Angebinde, das dem Weib ein Gott verliehn,
Nennt dein Name Rosalinde: — Liebliche, befolge ihn.
Rein und schön ist manche Rose, dennoch bringt sie vielen Pein:
Du sei eine Dornenlose und ein Wunder wirst du sein.
Rosabelle, Rosamunde, sei doch Rosalinde auch:
Spend' aus tiefstem Seelengrunde süßer Liebe linden Hauch!

An Johanna.

Ich fand dich in dem großen Schwalle von Muscheln ohne Kerngehalt:
Ich hielt auch dich so arm wie alle, so glänzend-leer, so seelenkalt.
Nur flüchtig rührt' ich an die Schale: — wie froh geblendet ward mein Sinn,
Auf blitzte sie mit edlem Strahle, und eine Perle lag darin.

Du zeigtest in dem trüben Leben mir einen Funken Glut und Glanz,
Und darfst du nicht die Perle geben, dem Blicke botest du sie ganz!
Genug: laß nur die Schale nieder! Ob flüchtig Glück und Glanz entwich,
Und zeigst du nie die Perle wieder: — ich sah sie doch und segne dich.

Anschauung.

Ein jeder meint, er hab' ein äußres Ziel, das müss' er treffen oder elend sein:
Mir ist, an dieser Zielkunst liegt nicht viel, es lieget an der Wanderschaft allein.
In jeder Seele spiegelt sich das All, das Ewig-Eine, mit verschiednem Schein,
In jeder Seele tönt der Widerhall der Welt in reizendem Besondersein.
Und das allein ist deines Daseins Sinn, zu Tag zu fördern diese Eigenart:
Die ew'ge Einheit spiegelt sich darin und sieht im Wechsel ihr Gesetz bewahrt;
Das Weltgesetz will in dir mächtig sein: dies ist der Plan, in dem es dich erschuf,
Was Leid und Lust du nennst, ist eitel Schein — und dein Charakter nur ist dein Beruf.

Abend.

Sehet, es kehret der Abend uns wieder, dämmernde Wolken geleiten ihn her:
Himmel und Erde hinauf und hernieder waltet ein heilig geheimer Verkehr.

Sterne, ihr Blumen des Himmels, ihr winket, Blumen, ihr Sterne der
Erde, ihr lauscht:
Duftig die Strenge der Schranken versinket, sehnende Liebe hat
alles berauscht.
Götter entsenden in ähnlichen Stunden segnende Boten in Menschen-
gewand: —
Heil, wer den Gast in der Hülle gefunden und ihn an leuchtenden
Spuren erkannt.

Dithyrambe.

Jeglicher wähle zu seinem Heile, was ihn zumeist mit Entzücken
beseelt: —
Ich hab' auf ewig zu meinem Teile mir des Gesanges Schöne
gewählt.
Lang auf dem Meere trieb ich ein schwanker, flüchtiger, wellen-
geschleuderter Kahn: —
Aber nun lieg' ich sicher vor Anker, hinter mir Klippen und Wellen
und Wahn!
Denn aus der Schönheit goldener Schale schlürft' ich der Wahrheit
köstlichen Trank: —
Da war vergessen mit einem Male alles, was traurig und häßlich
und krank!
Ich bin der Kunst des melodischen Klanges stolz mir, wie mächtigen
Zaubers, bewußt,
Und der lebendige Quell des Gesanges rieselt mir froh durch die
glückliche Brust.
Nun mit dem Schwerte versöhnender Liebe, das ihrem Ritter ver-
leihet die Kunst,
Will ich erlegen mit freudigem Hiebe Drachen und Riesen von
Dunkel und Dunst.

Und sie verwandeln, verzaubern, vergolden will ich die liebe, die
herrliche Welt:
Dunkles und Hartes sei mit dem holden Zauber des Liedes erweicht
und erhellt.
Denn die Liebe, die Liebe kann alles versöhnen, was sich in selbstischem
Hader entzweit:
Begeisterte Liebe mit silbernen Tönen stillet des Lebens ver-
worrenen Streit.

Das gesuchte Glück.

Die Segel schwellen frisch mit günst'gen Winden,
Viel gute Sterne lächeln auf mich her:
Ich ziehe freudig aus, mein Glück zu finden,
Ein schönes Eiland in dem Lebensmeer.
Vielleicht noch liegt es tief im Meeresbette: —
Gleichviel! Mein Glaube zieht es an das Licht:
Kolumbus gleich die nie geschaute Stätte
Such ich mit schöpferischer Zuversicht.

Die Wundervolle.

I.

O würdest du nur selbst verstehn, wie wunder-wunderschön du bist: —
Du wüßtest, wie, dich anzusehen, die Wonne meiner Augen ist.

II.

O frage nicht, o zage nicht, was weiter werden solle: —
O zeige mir dein Angesicht, das holde, wundervolle;
Du bist so schön: — 's ist wunderbar, 's ist gar nicht auszumessen:
Dich anschaun will ich immerdar und alles sonst vergessen!

Was will ich mehr von ihr verlangen?

Was will ich mehr von ihr verlangen? Sie ist ja schön! — Was soll sie mehr?
Hat sie doch wunderschöne Wangen und Augen tiefblau wie das Meer.
Hat sie doch prächtig-schwarze Locken und Lippen von Granatenglanz,
Tönt ihre Stimme doch wie Glocken, schwebt doch ihr Schritt wie Feeentanz.
Sie wandelt strahlend durch das Leben, verbreitend Schimmer rings und Huld: —
Und daß ihr Gott kein Herz gegeben, das ist ja doch nicht ihre Schuld!

O nein, o nein du liebst mich nicht!

O nein, o nein du liebst mich nicht, sonst würdest du nicht zagen!
Wie man am Leuchten kennt das Licht, kennt man die Lieb' am Wagen.
Die Liebe scheut die Berge nie, die drohend vor ihr liegen:
Sie weiß ja, sie hat Flügel, sie im Sturm zu überfliegen.
Erst deine Zagheit schafft Gefahr: denn Furcht macht alles schlimmer,
Und, was der Liebe möglich war, ist es dem Zweifel nimmer.

Die Schönheit deiner Wangen.

Die Schönheit deiner Wangen und deines Auges Pracht,
Sie halten mich gefangen mit zauberhafter Macht.
Du liebst mich nicht, ich fühl' es, du hast vielleicht kein Herz:
Es rührt dein nixenkühles Gemüt kein holder Schmerz,

Ein andres treues Wesen, fürcht' ich, vergeht dabei: —
Doch kann ich nicht genesen von deiner Zauberei.
Die Schönheit deiner Wangen und deines Auges Pracht,
Sie halten mich gefangen: ich bin in deiner Macht.
Im dunkelblauen Blicke, im schwarzen weichen Haar,
Im schlanken Rehgenicke, auf der Stirne marmorklar,
In der Form von diesen Wangen ist Wohlgestalt so viel,
Daß selber das Verlangen vergißt sein heißes Ziel.
Ich wollte niemals schlürfen dieses Mundes Lieblichkeit,
Möcht' ihn nur schauen dürfen in alle Ewigkeit,
Verfolgend immer wieder in reinem Schaugenuß
Den Rhythmus dieser Glieder, der Farben holden Fluß.
Nun kann ich erst lebendig die Ewigkeit verstehn, —
Denn Ein's könnt' ich beständig: — dir in das Antlitz sehn:
Im Anschau'n deiner Wangen, in deines Auges Pracht
Ist über mich ergangen der Formen ew'ge Macht.

Die Entscheidung.

Das war ein wunderholder Augenblick,
So schön wie damals bist du nie gewesen!
Die Sonne sank von jenem reichen Tage,
Da ich zuerst mein volles Herz dir zeigte.
Du zaudertest: dir war es wie ein Traum.
Du zögertest, den Nachen zu besteigen,
Der schwank und schaukelnd lag vor dir am Strande
Von diesem großen, fremden Meer: der Liebe.
Auf deinen wunderschönen Mädchenwangen
Sah ich die Scheu mit süßer Freude ringen. —
Der Druck von fremden Augen lag auf uns,
Daß wir in stillen Zeichen mußten sprechen. —
Du wandeltest, das Haupt gesenkt, im Garten
Und standest träumerisch vor einer Rose,

Langsam die Hand erhebend, sie zu pflücken.
Da, rasch und ungesehen, vor die Blume
Legt' ich die offne Hand, der deinen harrend,
Verwehrend, daß die Rose du berührtest,
Wenn du zuvor nicht faßtest meine Hand.
Da senkte sich dein aufgehobner Arm,
Und auf dein Auge sank die lange Wimper: —
So standest du, in reizendes Besinnen
Versunken, eine schwankende Sekunde: —
Auf schlugst du dann holdsel'gen Blick's das Auge,
In meine Hand zwei leise Finger legend,
Und lächelnd pflücktest du die rote Rose.

Erfüllte Ahnung.

Ich habe dich gesungen, lang' eh' ich dich gesehn:
Was ahnend mich durchdrungen, mußt' in Erfüllung gehn.
Trüb schien und arm die ganze bekannte Frauenblüte:
Nach einem höhern Glanze begehrte mein Gemüte.
Ich wußte: eine andre muß leben irgendwo.
Zu der ich suchend wandre, des Findens sicherfroh.
Mir ahnte von einem Kinde in ferner grüner Mark,
Ihr Wort sei sanft und linde, ihr Herz sei tief und stark;
Mit Glockenblumenkränzen ihr Goldhaar schmücke sie gern,
Ihr Auge hab' ein Glänzen, als sei's der Morgenstern.
Mich zog's zu diesem Kinde vom Leben unbeirrt:
Ich wußte, daß ich sie finde und sie mein eigen wird.
Und als auf grünen Bahnen ich kam in dein Revier,
Durchzog mein Herz ein Ahnen: „Hier muß sie leben, hier!"
Ich sah in Haus und Garten erwartungsvollen Sinn's:
Mir war's du müßtest warten und rufen: „Sieh', ich bin's."

Und als ich dich nun schaute mit dem goldbraunen Haar,
Und als dein Auge blaute, wie der Morgenstern so klar, —
Da begannen tausend Glocken in meiner Brust ihr Spiel,
Und mein Herz sprach mit Frohlocken: „Sie ist's! — Ich bin am Ziel."

Warte mein!

Warte mein, du Wunderholde, wart' am Hecken-Rosenstrauch,
Wann vom Berg im Abendgolde weht der Dämmerstunde Hauch.
Wo gewiegt auf leichten Ranken rote Heckenrosen stehn,
Übern Zaun mit leisem Schwanken freundlich grüßend niederseh'n,
Wann die Lilien, eingenicket, unsre Liebe nicht mehr sehn,
Wann kein Stern noch niederblicket, unsre Wonne zu erspähn:
Süß verschwieg'ne Dämmerstunde ist der Liebe schönste Zeit,
O sie war von je im Bunde mit der Herzen Seligkeit! —
Warte mein, du Wunderholde, wart' am Hecken-Rosenstrauch,
Wann vom Berg im Abendgolde weht der Dämmerstunde Hauch!

Die hütenden Blumen.

Der Stunde will ich nie vergessen! — Du warest in den Wald gegangen,
Bei Kränze winden, Brombeer essen, hat dich der süße Schlaf umfangen.
Da kam ich durch den Wald geschritten: — Rotkehlchen aufflog dir zur Seiten:
Du lagst in stiller Buchen Mitten, Dornröschen gleich, dem schlafgefeiten,
In grünem Waldmoos auf dem rechten Arm ruhte deines Köpfchens Runde,
Gelöst die reichen, blonden Flechten, ein Kindeslächeln auf dem Munde;
Im Schos dir lag, der Hand entfallen, ein Kranz von Glockenblumen blau:
Dein junges Leben sah ich wallen im Schlummeratem süß und lau.

Als ich mich bückte, dich zu küssen, da warnten mich die Glocken-
blüten:
„Statt ihrer blauen Augen müssen wir dieses Kindes Schlummer
hüten."
Da setzt' ich schüchtern auf die Locken dir deinen Kranz mit leiser
Hand,
Und ließ dich in der Hut der Glocken und schritt fürbaß zum
Waldesrand.

An Anna.

Guck Anneli, lieb' Anneli,
Du weißt es nicht, du ahnst es nie,
Wie dich beschenkt die Himmel haben
Mit reichen, hohen Zaubergaben:
Der Zauber glänzt und tönet fort
In deinem Blick, in deinem Wort,
Und schafft dir bei den Menschen allen
Freude und inniges Wohlgefallen.
— „Was ist der Zauber?" — wirst du fragen. —
Ich kann dir's auch nicht deutlich sagen:
Doch gleicht er dem Reiz, der auf grüner Au
Karfunkelt im ersten Morgentau,
Der aus Primeln blüht und aus Heckenrosen,
Der da weht in der Lenzluft frühstem Kosen,
Der da rieselt in silbernem Waldesquell,
Der da klingt aus dem Schlage des Finken hell,
Der da glitzert im Morgensonnenschein,
Der in allem lebt, was frisch und rein;
Und der Zauber wird walten und mächtig sein,
Dich und andere freuen zu jeder Frist,
Solang du bleibest, wie du bist.

Erinnerungen.

I.

Um diese Zeit, wo dumpf und drückend hier harte Mühsal auf mich fällt,
Sind wir gewandelt blumenpflückend durch deine grüne Hügelwelt.
Die Lerche sang in hellen Trillern, die Heckenrose nickt' am Strauch,
Der Schmetterling flog auf mit Schillern, aus roten Dächern stieg der Rauch.
Und wie der Genius deines Landes so heiter, mild und jugendschön,
Du schrittest wallenden Gewandes durch Gärten und durch sanfte Höhn.
Und drückt mich hier nun schweren Bandes der Prosa dumpfe Tyrannei,
Seh' ich dich wallenden Gewandes durch Gärten wandeln — und bin frei.

II.

Gesteh, gesteh, du bist eine Fee, da ich erkannt dich habe
An deiner Zaubergabe:
Du gabst mir Worte schlicht und hold, ich nahm sie kaum in acht:
Und schau', sie waren eitel Gold, als ich sie heimgebracht!

III.

Dem Regenbogen bist du ähnlich, den Gott von fern so lieblich zeigt,
Daß jedem, der ihn schauet, sehnlich die Seele gegen Himmel steigt:
Er kann sich nur bewundern lassen und lieben, doch besitzen nicht,
Willst du mit deiner Hand ihn fassen, wird er vergehn in Duft und Licht.
Dem Sonntagskind mit letztem Strahle ein golden Kleinod wirft er zu:
Auch eine Regenbogenschale: das Lied dem Dichter schenktest du.

Wohlauf, wenn du mich wirklich liebst!

Wohlauf, wenn du mich wirklich liebst, — nun gilt's, die Lieb' erproben:
Wenn du mir nun ein Zeichen giebst, dann will ich hoch dich loben.
Du weißt: ich bin ein armer Mann, von deiner Liebe zehr' ich,
Du weißt: ich lieg' in engem Bann, sonst lange bei dir wär' ich,
Du weist: ich bin dir fern, so fern, muß lang noch ferne bleiben,
Du weist: ich schriebe gern, so gern, jedoch ich darf nicht schreiben.
Du aber du bist frei und frank, darfst deine Liebe sagen,
Die Lüfte werden dir zu Dank: gern deine Grüße tragen: —
Wohlauf, wenn du mich wirklich liebst, — nun gilt's, die Lieb' erproben,
Wenn du mir nun ein Zeichen giebst, dann will ich hoch dich loben.

Ein Wort.

Was mir das hohe Zutraun leiht, daß keinen Feind ich scheue,
Es ist nicht meine Würdigkeit, 's ist ihre große Treue.
Sie schwur mir keinen Schwur noch Eid: sie sprach es ganz gelassen:
Sie sprach: „Du kannst dich allezeit gewiß auf mich verlassen."
Seit ich vernommen dieses Wort, — los bin ich aller Sorgen,
Der Zweifel und die Furcht ist fort: — ich weiß mein Glück geborgen.

Ein Liebesmärchen.

Ich weiß ein altes deutsches Märchen von einem blonden Königskind,
Das trug ein weißes Taubenpärchen hoch durch die Lüfte pfeilgeschwind.
Die Waldfrau war des Kindes Pate: sie gab ihr Wagen und Gespann,
Daß nicht im Staub die Holde wate, und Schwalben flogen ihr voran

Und wo sie durch die Lüfte schwebte, — der Menschen-Herz flog hinterdrein
Und manches Jünglingsauge bebte, geblendet wie von Sonnenschein.
Doch das Gespann flog unaufhaltsam, flog schimmernd über Meer und
Land,
Zu hemmen war es nicht gewaltsam und nirgend fand es Stillestand.
Bis sie den Lieblingsmann der Minne erreicht, den ihr die Waldfrau kor:
Da hält der Zug der Schwalben inne, ein süßer Ruf schlägt an
sein Ohr:
Es senket sich der Muschelwagen, der sel'ge Bräutigam steigt ein
Und rasche Taubenflügel tragen das Paar ins Frühlingsland
der Fei'n. —
Mir ist, du bist das wunderschöne, das goldgelockte Märchenkind!
Mir ist, dein süßer Ruf ertöne: „Herauf zu mir, herauf geschwind!"
So plötzlich hat mich überkommen dein Bild wie Zauber oder Traum,
So rasch ward ich emporgenommen in deiner Liebe Himmelsraum.
Wohlan, ich bin an deiner Seite, die Zügel nehm' ich in die Hand:
Rasch, Tauben, in die blaue Weite, nun fahren wir ins Feeenland!

Dankbarkeit.

's ist wohlgethan, daß ich bedenke, wie viel dein Herz gethan für mich:
Frei, wie ein großes Gottgeschenke, kamst ungehofft du über mich.
Ich sah in deiner großen Reine dich ziehen hoch ob meinem Haupt,
Schön, doch unnahbar, gleich dem Scheine der Sterne, hatt' ich
dich geglaubt.
Ich ging auf meinen trüben Wegen, ich hoffte nie, dir nah zu sein. —
Da tratst du lächelnd mir entgegen und sprachst: „Getrost, denn
ich bin dein.
Nicht eines Sternes kalter Flimmer, — nein, deines Herdes traute
Glut,
Will ich dir Wärme leihn und Schimmer, du nimm mich auf in
treue Hut.

Nicht eine ferne Wunderblüte, von der uns nur im Traum bewußt, —
Erfreuen will ich dein Gemüte als eine Ros' an deiner Brust."
Drum, ob ich sonst zurück nicht bliebe in unsrer Herzen Gleichverein,
Ist Ein Verdienst um unsre Liebe, das Allerherrlichste, doch dein:
Denn, daß ich nun die Krone trage, daß ich an Glück ein König bin, —
Der Krone dank' ich's: — sie sprach: „Wage! Du bist es würdig: —
nimm mich hin."

Vertrauen.

Wohl bin ich deinem Auge weit, entbehrend aller Kunde,
Doch ist mein Herz voll Freudigkeit, es ruht auf gutem Grunde.
Es ruht auf einem einz'gen Wort, du sprachst's auf grüner Aue,
Und furchtlos zog ich von dir fort, weil ich dir ganz vertraue.
Du sprachst zu mir: „Ich habe Mut, kannst dich auf mich verlassen!"
Und sahst mich an so treu und gut: — da mußt' ich Zutraun fassen.
Ich weiß: viel Wasser fließt vorbei, eh' ich dich wiederschaue,
Doch bin ich aller Sorgen frei, weil ich dir ganz vertraue.
Ich weiß, sie meinen's mir nicht fein, sie werden viel dich warnen
Du stehst mit deiner Lieb' allein in lauter Feindesgarnen:
Umsonst nach Hilfe weit und breit dein Auge späht, das blaue:
Mich schreckt nicht deine Einsamkeit, weil ich dir ganz vertraue!

Epistel.

Werd' ich dich einst erringen? Ach, wer weiß!
Ich weiß ja kaum, ob ich dich wiedersehe.
Und um die Wiege schon von unsrer Liebe
Seh' ich viel böse Sterne feindlich stehn.
Wohl liebst du mich, wohl hast du seltnen Mut
Und Treue fester als gewöhnlich ist:
Doch ach, ein schwerer Hammer ist das Leben

Und auf dem harten Amboß der Erfahrung
Wird es dein Herz wie weiches Eisen schmieden:
Es wird die Form dich nicht bewahren lassen,
Die schöne, die ihm erste Liebe gab:
Ich fürchte sehr, du bist mir nicht beschieden! —
Und dennoch will dein Haupt ich dankbar segnen:
Du bist mein Stern zugleich und meine Rose:
Es wohnt dein helles Bild in meiner Seele,
Und aller Glanz, des ich mich rühmen kann,
Er kommt von dir. —

Oft wird mir bang, ob's liebe Menschen giebt,
Ob Herzen, die da mild sind und doch stark,
Ob einem Trugbild nicht mein Streben gilt
Und alles Schöne nur erdichtet ist,
Und ob's nicht besser frommte, blind und dumpf
Durchs Leben hinzutaumeln, gleich der Menge,
Thatlos genießend, nur den Tod erwartend.
Denn gar zu einsam wandl' ich meine Bahnen! —
Dann tritt dein leuchtend Bild vor meine Seele,
Dein Name tönt mir wie ein Zauberwort:
Ich weiß ja dich, ich habe dich erlebt: —
Dein Dasein ist kein Traum und kein Gedicht. —
Ich sah einmal ein echtes Gottgeschöpf:
Ein gutes, schönes, tadelloses Mädchen,
So klar und tief und herrlich wie der Himmel.
Und diese Heil'ge hat mit Liebvertrauen,
Mit Herzenszuversicht geschaut auf mich! —
Ich bin geweiht vom Blicke deiner Liebe, —
Dies Zaubersiegel löst die Welt nicht mehr.
Du bist die Bürgschaft mir der Gottverwandtheit,
Die ich im Menschenherzen ahnend suche,
Und leihst zugleich die Stärke mir, lebendig
Den Inhalt zu entfalten, den ich glaube:
Du lebst: — du bist mir gut: — ich will's verdienen.

Schlichte Weisen[1].

I.

Ach Gott, wie soll ich singen, wie lieb mein Schatz mir war:
Ich hab' sie sehen bringen auf einer Totenbahr.
Und will ich nun gedenken ihrer Finger weiß und fein,
Fällt mir mit vielem Kränken ihr weißes Bahrtuch ein.
Will durch den Sinn mir gehen ihrer Wangen roter Duft,
Muß ich die Rosen sehn, die stehn auf ihrer Gruft!

II.

All' Ding' der Welt vergänglich sein und schwank wie Sommerfaden:
Nur treue Lieb, die währt allein, Gott hält sie hoch in Gnaden.
Ich weiß ein Muttergottesbild, steht frei auf rauher Halde,
Das müßt' vor Wind und Wetter wild verblaßt sein, ach wie balde!
Sein Kornblumkranz, der ist verdorrt um seinen Rahmen schnelle:
Das Bildnis selbst prangt fort und fort in frischer Pracht und Helle,
Weil Gott der Herr mit eigner Hand ihm abwehrt Sturm und Regen: —
So hält er auch in Flor und Stand Treulieb' mit seinem Segen.

III.

Die arge Welt hat sich gestellt gen unsre Lieb mit Wüten:
Mein Lieb getrost! Wie grimm sie tost, — Gott wird uns doch behüten.
Der rauhe Wind thut ungelind über alle Blumen fahren,
Wär' Gottes Hand nicht ausgespannt, wie könnten sie sich wahren?

---

1) In Nr. 2 folg. des Anzeigers des germanischen Museums von 1853 fand ich die Anfänge vieler alter Volkslieder zusammengestellt. Angeregt durch deren kernigen Ausdruck benutzte ich sie zu einfachen Liedern. Der weitere Verlauf all' dieser Lieder ist mir gänzlich unbekannt; die benutzten Anfänge sind durch gesperrten Druck angedeutet.

Sie beugen sich bescheidentlich, kommt er vorbeigegangen:
Ist er vorbei, aufstehn sie frei, und blühn mit neuem Prangen.
So in der Welt hat's Gott bestellt: der Wind muß einmal wehen,
Doch wen Gott liebt und Gnade giebt, dem läßt er nichts geschehen.

IV.

Der beste Vogel, den ich weiß, der hat kein bunt Gefieder,
Sein Kleid ist schlicht, sein Ton ist leis, doch süß sind seine Lieder.
Der Vogel fliegt am Bache nicht, sitzt nicht auf grünen Weiden,
Er wohnet nicht im Buchwald dicht, streicht nicht auf grauer Heiden
Er singt — ist doch kein Nachtigall! — bei Mondlicht und bei Sternen:
Er hat allein so süßen Schall, kein andrer kann ihn lernen:
Er hat nur einen einz'gen Laut für alle Lust und Schmerzen
Und hat sein kleines Nest gebaut — — in meines Liebchens Herzen.

V.

Allem, was da Lust auf Erden bringt, ist ein Leiden angehänget;
Das kühle Wasser, das verschlingt, das warme Feuer senget,
Gelehrsamkeit hat sauern Schweiß und Kriegsruhm blut'gen Kummer
Und Ehre hat mehr Neid als Preis und Reichtum keinen Schlummer.

Die Schönheit, die hat Eitelkeit und Frömmigkeit hat Stumpfheit,
Gesellschaft hat Zerfahrenheit und Einsamkeit hat Dumpfheit:
Nur wer die rechte Minne kennt, der hat, wes er lobsinget,
Der hat ein Feuer, das nicht verbrennt, ein Wasser, das nicht verschlinget,
Der hat ein' Rose dornenlos, ein Licht ohn' alles Dunkel,
Der hat im düstern Erdenschos den leuchtenden Karfunkel.

VI.

Bei dir muß ich mich aller Kunst und des Verdienst's entschlagen:
Vom Himmel frei fällt deine Gunst wie Tau an Maientagen:
Dem Feind, dem sag' ich: „scheue mich, ich führe scharfes Eisen,"
Dem Freund, dem sag' ich: „ehre mich, ich will mich würdig weisen."

Dem König sag' ich: „gieb mir Gold, ich weiß, ich kann's verdienen,
Meiner Mutter sag' ich: „sei mir hold, ich hab' dein Blut und Mienen:" —
Doch deine Huld, — wie Sonnenschein, — die kann ich nicht verlangen: —
Da muß man fein bescheiden sein und sie geschenkt empfangen.

VII.

An dich hab' ich geheftet mein Herz mit Banden dicht,
Die hat Gott so gekräftet, — die Welt zerreißt sie nicht.
Mit Fäden ist's gesponnen so stark und doch so zart,
Die Strahlen nur der Sonnen, die haben gleiche Art.
Viel tausend Haar' von Golde flichst du in deinen Zopf,
Und schlingst ihn fest, Vielholde, um deinen runden Kopf: —
Viel tausend mehr Gedanken hab' ich an dich gedacht,
Und hab' aus all' den schwanken Ein festes Band gemacht.

VIII.

Annalein, Annalein, höchster Schatz auf Erden,
Bleibe mein, bleibe mein, thu' kein's andern werden!
Sieh, mein Herz, sieh, mein Herz braucht dich ganz notwendig:
Ohne dich: — stummes Erz: — mit dir: — klanglebendig.
Wie ein Licht, halb entbrannt, das man schirmt vorm Winde,
Durch die Welt leiser Hand trag' ich dich gelinde.
Treu in Lieb und in Acht will ich stets dich hegen, —
Würd' es doch dunkle Nacht sonst auf meinen Wegen.

IX.

Wer da sieht die Augen dein, wird gut werden müssen,
Fleisch und Blut fällt ihm nicht ein, denket nicht ans Küssen.
Aber an den Himmel gern mahnt's ihn mit Verlangen,
Oder an den Abendstern, wie er kommt gegangen
Oder an den Morgentau, oder eine alte Weise,
Die seine Mutter, die gute Frau, sang in der Dämmrung leise.

X.

Ein freundlich Weib erfreut das Herz wie süßer Wein die Zungen:
Spricht sie, so ist's wie Glockenerz, in leisem Schlag erklungen,
Und schweigt sie, ist's wie blaue Nacht mit goldnen Sternenreihen,
Ihr Antlitz wann in Freude lacht, ist's wie ein Tag im Maien.
Und weint sie, ist's ein tiefes Leid, wie wann die Sonne sinket,
Und liebt sie, ist's 'ne Seligkeit, darin das Herz ertrinket:
Und wer ein Weib zu weinen macht, dem soll's an die Augen gehen: —
Er soll nicht mehr die helle Pracht von Frauenschönheit sehen

XI.

Ach Mädli rein, ich hab' allein auf dich mein Herz gerichtet:
Mein Kopf ist dein, mein Herz ist dein und was es denkt und dichtet.
Ich staune mich gewaltiglich, wie rasch das ist gegangen:
Ich grüßte dich, du grüßtest mich, — da war ich schon gefangen.
Nun bin ich dein, wie ein Mückelein, das in süßen Wein gesunken:
Nun saug' ich ein die Süße dein, bis daß ich bin ertrunken.

XII.

Du mein edles Blümlein, Blümlein jung und zart,
Sage mir, o sage, bist du treuer Art?
Bist du eine Rose, die's mit jedem treibt?
Bist du eine Lilie, die beständig bleibt?
Bist ein' eitle Tulpe, die sich zum Lobe reckt?
Bist ein stilles Veilchen, das sich gern versteckt?
Bist du falsch und eitel, — sag' mir's offen an,
Weil ich keine solche Blume lieben kann;
Doch bist du eine Lilie oder ein Veilchen gar,
Dann will ich dich lieben jetzt und immerdar.

XIII.

Du meines Herzens Krönelein, du bist von lautrem Golde:
Wenn andere daneben sein, dann bist du erst viel holde.

Die andern thun so gern gescheut, du bist gar sanft und stille;
Daß jedes Herz sich dein erfreut, dein Glück ist's, nicht dein Wille.
Die andern suchen Lieb' und Gunst mit tausend falschen Worten,
Du, ohne Mund- und Augen-Kunst, bist wert an allen Orten.
Du bist als wie die Ros' im Wald: sie weiß nichts von ihrer Blüte,
Doch jedem, der vorüberwallt, erfreut sie das Gemüte.

XIV.

O tugendvolles Mägdelein, sag', sprachst du nicht zum Scheine?
Ich bin ja gar nicht würdig dein und deiner großen Reine:
Du bist ein frisch gefallner Schnee, bist weiß wie Erdbeerblüte,
Dein Herz ein klarer Waldessee, ein Sonntag dein Gemüte.

XV.

Viel böse Zeit hab' ich verzehrt, eh' ich dich hab' gefunden:
Es hat die Welt mein Herz versehrt mit vielen roten Wunden.
Die Weiber fand ich falsch und schwank und keine hatte Treue:
Da ward das Herz mir zag und krank, der Minne hatt' ich Reue.
Doch du bist treu, dir trau' ich gern; läßt du dich falsch erfinden,
Wird auch dem schönen Morgenstern sein heller Glanz erblinden.

XVI.

Ach weh mir unglückhaftem Mann, daß ich Geld und Gut nicht habe.
Sonst spannt' ich gleich vier Schimmel an und führ' zu dir im Trabe
Ich putzte sie mit Schellen aus, daß du mich hörtest vom weiten,
Ich steckt' ein großen Rosenstrauß an meine linke Seiten,
Und käm' ich an dein kleines Haus, thät' ich mit der Peitsche schlagen:
Da gucktest du zum Fenster 'naus: „Was willst du?" thätst du fragen.
„Was soll der große Rosenstrauß, die Schimmel an dem Wagen?
„Dich will ich," rief' ich, „komm heraus!" Da thätst du nimmer fragen.
„Nun, Vater, Mutter, seht sie an und küßt sie rasch zum Scheiden,
Weil ich nicht lange warten kann, meine Schimmel wollen's nicht leiden."

XVII.

O wie groß Glück hat der gute Gott mir in deiner Liebe geben:
Der Gram der Welt ist mir nun Spott, nun leb' ich erst ein Leben!
Früh morgens, wann die Sonn' aufgeht und die Drossel singt vom Baume,
Denk' ich: fein Liebchen nun ersteht daheim von süßem Traume.
Und Abends, kommen Mond und Stern, denk' ich: nun schickt die Süße
Mit jedem Stern dem Liebsten fern viel tausend, tausend Grüße.
Hör' ich den Finken schlagen hell, an deine Stimme denk' ich,
Seh' ich den klaren Wasserquell, mich in dein Herz versenk' ich.
Und seh' ich blühn das gelbe Korn, seh' ich deine goldnen Zöpfe:
Mein Lieb' ist mir der Zauberborn, draus alle Lust ich schöpfe.

XVIII.

All' mein Gedanken, mein Herz und mein Sinn,
Da wo die Liebste ist, wandern sie hin.
Geh'n ihres Weges trotz Mauer und Thor,
Da hält kein Riegel, kein Graben nicht vor,
Geh'n wie die Vögelein hoch durch die Luft,
Brauchen kein' Brücken über Wasser und Kluft,
Finden das Städtlein und finden das Haus,
Finden ihr Fenster aus allen heraus,
Und klopfen und rufen: „mach' auf, laß uns ein,
Wir kommen vom Liebsten und grüßen dich fein."

XIX.

Durch Feld und Thal hin streif' ich, da find ich, was ich brauch',
Ich brauche ganz notwendig einen wilden Rosenstrauch;
Denn Einen muß ich haben, dem ich von dir erzähl',
Und in der Stadt, der dumpfen, versteht mich keine Seel'.
Nur stille, schöne Blumen, die rein und duftig sind,
Verstehn das herzverwandte, das blumenhafte Kind.
Doch nicht die spröde Lilie, die kalt und fühllos blüht,
Sie schätzte nicht dein warmes, dein rosenhold Gemüt,

Auch nicht die Gartenrose mit ihrer Üppigkeit
Verstünde deine sanfte, stolze Bescheidenheit:
Nur die zarte wilde Rose, wie sie wächst im freien Wald,
Von Tannenduft umwoben, von Drosselsang umschallt:
Ihr, schlicht und jungendlieblich und frei und frisch und zart,
Nur ihr kann ich erzählen von dir und deiner Art.

XX.

Ein andres will ich wagen als rings der Weltlauf thut:
Die Wahrheit will ich sagen mit unverzagtem Mut.
Man will so sänftlich fahren in dieser feinen Zeit,
Ein Schrittlein in drei Jahren ist ihre Geschwindigkeit.
Man thut mit jedem Laffen, als hätt' er keine Haut,
Man stumpft erst das Gewaffen, eh' man den Gegner haut.
Die Dummheit heißt gemütlich, die Bosheit heißt Verstand,
So wäscht man wohlbehütlich einander sich die Hand.
Versamtet und verseidet wird jeder Zollbreit Kraft,
Das ist mir sehr verleidet und arg zuwiderhaft!
Mein Herz und meine Zungen soll stets zusammengehn
Und ganz und unzersprungen mein Leben sei zu sehn.
Muß ich schlagen einen Schlechten, so schlag' ich nicht im Scherz,
Darf ich loben einen Echten, so lobt mein ganzes Herz.

XXI.

Ach Lieb' ich soll dich lassen! Mein Herz will's nicht verstehn!
Das Haus, die kleinen Gassen, da ich dich zuerst gesehn!
Die Schwalben an den Risten des Hauses bauten fromm:
Sie werden oftmals nisten, eh' daß ich wiederkomm,
Und in der Gass' der Flieder, der blühte weiß wie Schnee: —
Oft blüht und welkt er wieder, bis ich dich wieder seh'.
Und kehr' ich einst auch wieder, wohl find ich am alten Platz
Die Schwalben und den Flieder: — Gott weiß, ob dich mein Schatz!

XXII.

Die Frauen sind oft fromm und still, wo wir ungebärdig toben,
Und wann sich eine stärken will, dann blickt sie stumm nach oben.
Ihr' Kraft und Stärke ist gering, ein Lüftchen kann sie knicken,
Doch ist's ein eignes starkes Ding, wenn sie gen Himmel blicken.
Oft hab' ich selbst mit aufgesehn, sah die Mutter so nach oben:
Ich sah nur graue Wolken gehn und blaue Luft da droben:
Sie aber, wann sie niedersah, war voller Kraft und Hoffen: — —
Mir ist, die Frauen hie und da sehn noch den Himmel offen.

XXIII.

Das ist die Zeit, die mich erfreut, wann die Sonne geht zu Rüste,
Wann reich die Abendglocke läut't, als ob sie sprechen müßte.
Nun ist die Arbeit ausgethan, nun laßt das Werkzeug stehen,
Nun darf vom niedern Erdenplan der Blick gen Himmel sehen.
In Ruh' und Dämm'rung friedevoll nun löst sich Licht und Stärke:
Die Mühe hatte ihren Zoll, nun denk' der Feier-Werke.
Froh prüfe, was du heut geschafft, — zu End' ist nicht zu sorgen, —
Bis hieher heut ging deine Kraft und auch ein Tag ist morgen.

XXIV.

Mein Lieb, was hab' ich dir gethan, daß du willst so schwer mich strafen?
O sieh mich wieder freundlich an, ich kann nicht wachen, nicht schlafen.
Es geht ja nicht um Recht und Recht, wo sich zwei Herzen lieben:
Wer also liebt, versteht es schlecht, wär' besser davon geblieben!

XXV.

Nun wieder wie in frühen Tagen in hohem Pulsschlag geht mein Herz,
Und wie von Flügelschwung getragen schwebt frei die Seele himmelwärts.

Mir dünkt die Erde rings so heilig, die Welt, sie ist so morgenschön
Und Sternengoldschrift, tausendzeilig, durchwirkt mit Pracht die blauen Höhn.
Mir ist, ich höre Geister reden von Glück in jedem grünen Strauch,
Die Welt: — ein Netz von Silberfäden — ich selbst darein gesponnen auch.
Mir ist, lang bin ich blind gelegen und lerne nun erst wieder sehn:
Die Schönheit wallt auf allen Wegen und Wunder rings um mich geschehn.
Wenn nicht die Welt aus Schlummerwogen verjüngt emporstieg heute Nacht,
So ist mir Lieb ins Herz gezogen und hat mich wieder jung gemacht.

XXVI.

Nun auf mein Herz mit Singen, dein Schmerz ist ausgethan
Nun fleuch mit Lerchenschwingen zum blauen Himmel an.
Ich lag auf grünem Mose, sah traurig himmelwärts,
Da fiel eine süße Rose vom Himmel auf mein Herz.
Nun muß das Leid sich wenden und aller Gram zerstiebt,
Frohlocken sonder Enden! du weißt: du bist geliebt!

XXVII.

Ach hartes Herz, laß dich doch rühren und glaube's, daß du glücklich bist:
An deiner Freude mußt du spüren, daß nun dein Frühling kommen ist.
Solang bist du in Frost gelegen, so tief hat dich das Eis bedeckt,
Daß, als der Lenz nun rief mit Segen, hat er dich lange nicht geweckt.
Geschmolzen schon war deine Rinde, du blütest schon — und wußtest's nicht:
Doch nun wach auf, wach auf geschwinde; denn sieh, ringsum ist Lenz und Licht.

XXVIII.

Das ist die Zeit zum Hoffen, wann mählich wächst der Tag,
Wann das Eis wird wieder offen und der Südwind braust im Hag.
Es läßt vom Schwalbenvolke kein Bote noch sich sehn,
Doch siehst manch leichtre Wolke du am sanftern Himmel gehn.
Noch nicht in festen Räumen zeigt sich des Frühlings Spur,
Sie naht in Wolken und Träumen und hoffenden Herzen nur.

XXIX.

Bessres hab' ich nicht gefunden in der Welt, — und die ist weit! —
Als in Sommerabendstunden in die Felder gehn zu zweit.
Wann die ersten Stern' erglommen, wann die Sonne sinken will,
Wann vom Feld die Leute kommen und es dämmrig wird und still,
Wann die Schafe zu den Pferchen ruft der Hirt mit Hund und Horn,
Und, vom Singen müd', die Lerchen ducken in das gelbe Korn.
Bessres hab' ich nicht gefunden in der Welt — und die ist weit! —
Als in Sommerabendstunden in die Felder gehn zu zweit.

XXX.

Auf dich thu' ich fest setzen mein Leben und mein Herz:
Im Leiden mein Ergetzen, mein Glück bist du im Schmerz.
Und mag mich mächtig grämen die Welt mit ihrer Last, —
Sie kann mir's doch nicht nehmen, daß du so lieb mich hast.
Ob meine Sterne alle am Himmel untergehn, —
Ich muß in diesem Falle nach deinen Augen sehn.

XXXI.

Das alte Jahr vergangen ist mit allen seinen Stunden:
Herz, raffe dich zu dieser Frist empor, — du sollst gesunden;
Und wie ein Mann, der baden will, erst abthut sein Gewande,
So lege deine Schmerzen still an des alten Jahres Rande.
Getaucht nun in die frische Flut, und die Seele Gott empfohlen: —
Die Kleider liegen am Rande gut, will sie nicht wieder holen

XXXII.

Sie hält wohl noch zusammen eine Weile, die alte Welt,
Ob ihr mit Dampf und Flammen auch noch so d'rin rebellt,
Ob ihr mit Hämmern und Klopfen und Schürfen rings hantiert: —
Ihr schwitzt noch manchen Tropfen, bis ihr alles verindustriert!
Trotz eurem Qualmgedränge, wo man das Atmen vergißt, —
Noch giebt's eine schwere Menge, was frei und fröhlich ist:
Die goldne Naht der Sterne hält noch am Himmelsblau,
Auf dem festen Felsenkerne ruht noch der Erdenbau.
Noch rauschen frei die Wogen und der grüne Wald zumal,
Und der liebe Regenbogen schaut freundlich noch zu Thal: —
Wie schwer die Menschen plagen, die gute alte Welt, —
Sie kann noch viel vertragen, bis sie zusammenfällt.

XXXIII.

Die hellen, leichten Wolken, die dort am Himmel gehn,
Die haben fern im Osten den lieben Lenz gesehn.
Dort, unter schlanken Palmen, ruht er in weichem Traum, —
Ob's Zeit ist, schaut er manchmal schon auf zum Himmelssaum.
Noch aber fliegen die Schwalben um den Palmen-Baldachin,
Und er weiß, er darf erst kommen, wann vorauf die Schwalben ziehn
Da dreht er sich zur Seite und schläft von neuem ein.
Doch die hellen Wolken sahen seines wachen Auges Schein:
Sie wurden davon so helle, — ein Zauber ist ihnen geschehn,
Und von Frühling ahnt's den Menschen, die sie oben ziehen sehn.

XXXIV.

Nun bist du wiederkommen, vielsüße Weihnachtszeit!
Einst kamst du mir mit frommen Engeln im Geleit:
Ich sah in die blauen Räume, ob nicht von ihrer Hand
Viel tausend Weihnachtsbäume an den Sternen würden entbrannt,
Von den Birken weiß bereifet wann fiel des Flaum-Schnees Last,
Dacht' ich: im Flug gestreifet hat Christkindlein den Ast. —

Heut zweifelt aus tausend Gründen mein armes Herz daran,
Daß an den Sternen zünden den Baum die Englein an:
Nun trat mit vielen Treuen meine Mutter an Engleins Stell': —
Und sollt' mich's minder freuen und brennt er minder hell?
Nein, die Liebe leuchtet wärmer als der Kinderglauben einst:
Mein Herz, du bist nicht ärmer, du bist reicher als dereinst.

XXXV.

Und käm zu mir das schönste Weib, das je geblüht auf Erden
Und spräch: „Mein wonniglicher Leib, er soll dein eigen werden,
Doch singen darfst du fürder nie, das Lied mußt du verschwören:" —
Ich sagte: „Du Vielschöne, flieh, du sollst mich nicht bethören."
Und stieg von seinem hohen Thron der König selber nieder
Und riefe: „Nimm die reiche Kron', doch lasse deine Lieder," —
Ich sagt': „Herr König, tausend Heil! Bleib du da oben thronen,
Die frohe Kunst ist mir nicht feil um tausend goldne Kronen."
Und läßt mich Gott zum Himmel ein, trotz aller meiner Mängel,
Und sagt: „Hier mußt du stille sein, hier singen nur die Engel:" —
Ich sagte: „Lieber Gott, laß mich auf deiner schönen Erden,
Denn ohne Lieder könnte ich auch droben froh nicht werden."

XXXVI.

Ach Lieb, ich muß nun scheiden, gehn über Berg und Thal:
Die Erlen und die Weiden, die weinen allzumal.
Sie sahn so oft uns wandern zusammen an Baches Rand,
Das eine ohne den andern geht über ihren Verstand.
Die Erlen und die Weiden vor Schmerz in Thränen stehn, —
Nun denket, wie's uns beiden erst muß zu Herzen gehn!

XXXVII.

Wie ein Rubin in feinem Golde liegst du in meiner Brust gefaßt:
Ich hege dich, du Wunderholde, als meines Herzens Ehrengast.

Viel könnt' ich aus der Brust verlieren, sie bliebe dennoch heil und ganz
Doch würdest du sie nicht mehr zieren, sie wäre sonder allen Glanz.
Dich hat mein Herz so fest umschlungen, ein Goldring den Rubinen klar,
Ach, würdest du dem Ring entrungen, — zerspringen müßt er ganz und gar.

XXXVIII.

Wer sich allein auf Glück verlaßt, der wird's nicht lange treiben:
Glück ist ein flücht'ger Wandergast, will nirgend lange bleiben.
Bestelle du dein Werk so treu, daß es gedeihen könne,
Und dann erwarte sonder Scheu, welch' Schicksal Gott ihm gönne,
Das Sä'n ist dein, das Ernten nicht, drum rühre deine Hände:
Ein Glück schon ist erfüllte Pflicht, wie sich der Ausgang wende.

XXXIX.

Du klagst, der Tod, der fernher droht, der trübe dir das Leben,
Im Morgenrot, wie schön es loht, siehst du schon Abendbeben: —
O schöne Frau, gedenk und schau, wie bald die Rosen sinken: —
Auf grüner Au den Morgentau siehst du doch froh sie trinken.
Den Sonnenschein ins Herz hinein siehst du doch gern sie schlürfen:
Sie wollen fein glückselig sein mit Dank, solang sie dürfen.
Darum nicht Leid und Traurigkeit zieh' aus dem Todeslose:
An Dankbarkeit — wie Lieblichkeit — besiege du die Rose.

XL.

Wer sich mit einem Weib verbind't, der waget viele Schmerzen:
Wohl fügt sich Mund auf Mund geschwind, doch langsam Herz zum Herzen. —
Es glaubt sich leicht in grünem Hag, die Liebe sei zu wagen,
Wann laut am blauen Sommertag die frohen Finken schlagen.
Es glaubt sich leicht bei goldnem Wein, die Liebe sei gefunden,
Wann rasch und hell wie Sonnenschein vorüberziehn die Stunden. —

Da hat für eine Ewigkeit schon Mancher sich verschworen: —
 Und rasch wie Rausch und Sommerzeit die Liebe war verloren.
Wer sich mit einem Weib verbind't, soll sich auf Gott besinnen,
 Und seh'n, ob ihre Augen sind, daß Gott sich spiegle drinnen.

Nach der Krankheit.

I.

Weil du mich hast mit deiner Hand berühret,
 Du Gott des Lebens, der mich ließ gesunden,
 Des Fiebers Erzband mir vom Haupt gewunden,
Und in die schöne Welt mich rückgeführet, —
So will ich dir den Dank, der dir gebühret,
 Auszahlen reich in allen künftigen Stunden; —
 Ich hab', als ich in Ohnmacht lag gebunden,
Des Schaffens Drang wie nie zuvor gespüret.
Ich weiß nun: aller Müßiggang ist Tod,
 Das straff-gespannte Wirken nur ist Leben,
 Des Menschen ärgste Sünde heißt Erschlaffen.
Ich will des Lebens Schätze goldigrot
 Aus jeder flüchtigen Sekunde heben,
 Als sollt' ins Grab mich schon die nächste raffen.

II.

Nun wieder schüchtern wie ein Knabe tret' ich in deine Freuden, Welt,
Entzückt von jeder kleinsten Gabe, die freundlich in den Schos mir fällt.
Mir ist, ich sehe diese Sonne zum erstenmal so warm und hold,
Wie Silber lebt's im Waldesbronne, in Abendwolken lebt's wie Gold.
Nun weiß ich erst, welch' schöner Schimmer auf hellen Menschenaugen liegt,
Und diesen Wohlklang kannt' ich nimmer, der sich auf Menschenworten wiegt.

Wie frei und lieblich ist's, zu wandeln, wohin begehrt die volle
Brust,
Wie herrlich ist's, mit Kraft zu handeln und zu genießen dann
mit Lust.
Gegrüßt, gegrüßt mit offnen Armen, du neugeschenkte, schöne Welt,
Nun laß mich ganz an dir erwarmen, das Herz von Lieb' zu dir
geschwellt!

An die Verächter der Form in der Dichtung.

Beruft euch nur auf eure innre Glut und Schöpferkraft, die sich
nicht fassen kann:
Der Muse Herd brennt nicht in Lavawut und wo die Schönheit
kommt, geht Maß voran.
Ihr wollt der Brandung Gischt, wie er im Tanz der Wellen funkelt
als ein flücht'ger Dunst:
Ich aber will den Regenbogenglanz, der in den ew'gen Perlen
strahlt der Kunst.

Das Weltgesetz.

Ihr, die ihr einen milden Vater jenseit der Wolken walten wißt,
Der Helfer euch im Kampf und Rater und Tröster euch im Un-
glück ist,
Ich neid' euch nicht, ob überschwänglich er sich in Wundern euch
enthüllt: —
Mit Kraft und Frieden unvergänglich hat auch mein Gott mein
Herz erfüllt.
Weiß ich den Geist doch ringsum walten, der alles Leben füllt und
trägt,
Und seines Mantels heil'ge Falten um alle Welten schützend schlägt.

Und wie im Prachtgewand der Sterne und in des Veilchens zartem
Kleid
Lebt er in jedes Wesens Kerne: — der Pulsschlag der Notwendigkeit.
Mein' Denken jauchzend ihn begleitet, er läßt sich liebevoll verstehn,
Ob er in Donnerwolken schreitet, ob säuselt in der Halme Weh'n.
Und wie die Selbstsucht allnotwendig er zieht in Todesstrafgericht,
Läßt er den freien Geist lebendig sich tauchen in der Weisheit Licht.
In seinen Höhen wird es stille, der Wahn von Lust und Schmerz
verhallt:
Es herrscht ein unbewußter Wille in aller Wesen Vielgestalt.
In dieses Urgesetzes Weben, ob es vernichtet, ob erhält,
Hab' ich mein Streben und mein Leben, hab' ich mein alles fromm
gestellt.

Herbstwunsch.

Es kommt der Herbst, und reichbeladen ziehen
Viele schwere Wagen heim die goldne Frucht,
Doch ach! des Frühlings Schwalben bange fliehen
Nach wärmeren Landen geht die rasche Flucht.
O möge nie mein Herz so sehr erkalten,
Daß seine Träume schüchtern von ihm ziehn:
Mög' ich in meinem Herbste mir erhalten
Die Schwalben meiner Frühlingspoesien,
Und sie vorauf dem früchtereichen Wagen
Den bunten Erntekranz der Dichtung tragen!

Episches.

Die thörichte Jungfrau.

(1850.)

In Schlummer sah ich liegen vier Jungfrau'n wunderbar:
In Zauberschlaf und Ketten jede gebannet war.
So schliefen sie und lagen viel hundert Jahre lang,
Bis sie ein Engel Gottes rief mit Posaunenklang:
Und sieh, auf stolzer Insel regt sich die eine Maid,
Die Ketten fallen klirrend: — sie wacht: — sie ist befreit;
Und wieder ruft der Engel: — und überm Meer erwacht
Die zweite von dem Schlummer und bricht des Zaubers Macht
Es wacht beim dritten Rufe die dritte freudig auf,
Und setzt die rote Mütze statt des Lilienkranzes auf.
Und wieder ruft der Engel: und wie in schwerem Traum
Regt sich die vierte Jungfrau, — die unterm Eichenbaum.
Die Kaiserkrone fällt ihr, die alte, von dem Haupt: —
Doch hat sie nicht dem Engel den Rettungsruf geglaubt:
Sie träumt und schlummert weiter! — Weh deine Zeit war da,
Hast sie verträumt auf ewig: — weh dir Germania!

Vision.

Durch die jungfräulichen Meere nie befahrner Oceanien
Streicht im Mondlicht die Galeere mit der Flagge von Hispanien.
Gleich entstehenden Gedanken taucht empor dort Küstensaum:
Fern im Duft noch stehn die schlanken Kokospalmen wie ein Traum.
Und die roten Sterngebilde, nie geschaut vom Europäer,
Sehn das Schiff bei Ostwind milde nah dem Strande ziehn und näher.

Am Verdeck in leisem Schlummer liegt bei Fernrohr und Quadrant
Einer, dem Gedankenkummer tief sich in die Stirn gebrannt. —
Sieh', da stehn vor der Galeere Vorderbug zwei Frau'ngestalten,
Und das Schiff vom schwanken Meere wie vom Anker steht gehalten.
Und die jüngre, um die Schläfe einen bunten Federnkranz,
Hebt, daß sie zermalmend träfe, hoch die Hand im Mondenglanz:
„In den Abgrund sei versunken, Schiff, mit Unheil hoch beladen!
Kühner Mann, gedankentrunken, sollst nicht meinem Lande schaden!
Von den keuschen Blütenfeldern soll den Schmelz kein Fremdling streifen,
Frei und rein in ihren Wäldern sollen meine Söhne schweifen.
Harmlos, in glücksel'ger Wildung ewig sei mein Garten frei
Von dem Mehltau eurer Bildung, von dem Frost der Tyrannei.
So versink': und die Gedanken, welche ringend du ersonnen,
Waren Schaum und sind im schwanken Naß, das dich begräbt, zerronnen!"
Doch die andre, in den Haaren die gezackte Mauerkrone,
Hemmt den Streich, das Schiff zu wahren; „Schwester" — ruft sie — „halt' und schone!
Steht auf dieses Schiffes Fahnen auch nur Durst nach Gold und Macht, —
Nur Ein Gut, das sie nicht ahnen: Freiheit, ist des Schiffes Fracht.
Herrschaft, die auf Blut sie gründen, trinkt das Blut, das sich sein Recht schafft,
Gold erschaufeln sie mit Sünden und erschaufeln sich die Knechtschaft.
Aber einst, wann in Europe rings die Freiheit ist umstellt,
Die gehetzte Antilope, flieht sie aus der alten Welt.
Flieht vor ihren Hetzern blutig auf die letzte offne Bahn,
Stürzt sich in das Weltmeer mutig und durchschwimmt den Ocean.
Ein Asyl hat ihr bereitet hier dies Schiff vorausgewallt,
Und wie sie den Strand beschreitet, da vertauscht sie die Gestalt:
Denn die Hindin, allmißhandelt, deren Waffe nur die Thräne,
Schüttelt nun, zum Leu'n verwandelt, grimmig brüllend ihre Mähne.
Und es dringt der löwengrimme Schall durchs Meer, durch jede Zone,
Und erschreckt von dieser Stimme wanken hundert morsche Throne.

Auf, du kühner Wogenmesser, der du stark und siegesfroh
Trugst den Gott durch die Gewässer, lande nun: Christofero!"
Seine Stirne strich sie sachte und im Morgenlicht sie schwand,
Und Kolumbus, der Erwachte, sprang empor und jauchzte: „Land!"

Lord Murray und Lady Anne.

I.

Die Sonne sank auf Teviotthal, rot schimmerten Berg und Heide,
Lord Murray und sein jung Gemahl, die saßen im Erker beide.
„Lady Anne, du bist so rein, so hold, bist ohne Falsch und Fehle,
Mein Haar ist weiß, dein Haar ist Gold, doch mein ist deine Seele;
Du bist ein liebes, treues Weib, fremd eitler, böser Begierde,
Klar ist dein Herz und süß dein Leib, du bist Lord Murrays Zierde!"
Und er zog an sich das junge Weib: da lächelt ihr Auge, das klare,
Sein Arm umspannt ihren schlanken Leib, sie streicht seine weißen Haare.
Er küßt ihren Mund, ihre Wangen heiß, er zieht, ihren Hals zu küssen,
Herab den Kragen seidenweiß: — da hat sie erröten müssen,
Das rote Blut in die Wangen ihr schoß, ihre bleichen Lippen beben:
„Was trägst du im Busen in goldnem Schloß? Ich habe dir's nicht gegeben!
Was trägst du am Herzen, an seidnem Band, was bist du so hart erschrocken?
Die Kapsel springt: — ein Liebespfand! Weib, wes sind die schwarzen Locken?"
— „Mein Vater, Lord Leicester in Derbyshire, hat mir die Locke gegeben" —
„Dein Vater hat weißes Haar gleich mir, solang du bist am Leben."

— „Lord Murray — o preßt nicht die Lippen zu — 's ist von meiner
Mutter Haaren.“ —
„Lady Anne, deine Mutter war blond wie du: — das Lügen solltest
du sparen.
Dein süß, falsch Blut, ich schwör' es dir, ich will es nicht verderben:
Wenn du deinen Buhlen nennest mir: denn der, bei Gott! muß
sterben.“ —
— „Ja, das Haar ist von Vater und Mutter nicht, Lord Murray,
ich will nicht lügen:
Doch den Namen, den Namen nenn' ich nicht, ob mich alle Heiligen
frügen.“ —
— „Drei Tage gönn' ich dir auf Kerkerstroh: du stirbst oder wirst
ihn sagen,
Ich aber, — ich werde nie wieder froh in allen meinen Tagen!“

II.

Zweimal kam Mond und Sonnenschein; öd' war und einsam der Erker,
Lord Murray saß im Gemach allein, Lady Anne, die lag im Kerker.
Lord Murray saß im Gemach allein, die Hand vor die Augen ge-
presset;
Childe Arthur bracht' ihm den Abendwein: „Mylord, nun trinkt
und esset;
Was immer Euch traf, — laßt's vergangen sein, verspült's im
edeln Weine!
Was sitzt Ihr mit Eurem Gram allein? Wo ist unsre Lady, die
reine?“ —
Auf stand Lord Murray, der alte Mann, naß waren und rot seine
Augen:
„Childe Arthur, mein Page, was siehst du mich an? Mir kann
dein Wein nicht taugen.“
— „Soll ich rüsten gehn Euer Federspiel? Oder wollt Ihr den
Damhirsch hetzen?
Wollt Ihr mit der Lady auf leichtem Kiel in den Fluß mit Angel
und Netzen?“

— „Meinen Falken sollst du rüsten nicht, ich will nicht fischen und jagen:
Denn meinem Weib am nächsten Morgenlicht muß ich das Haupt abschlagen.“
Childe Arthur that einen Schmerzruf jäh, den Becher stürzt er zur Erde,
Und er fiel in den Schos dem Lord Murray und Entsetzen war seine Gebärde.
„Childe Arthur, mein guter Page bist du, ich habe dich lieb wie keinen!
Du allein sollst's wissen: nun hör' mir zu: — dann wollen wir beide weinen.
Lady Anne, die ist ein falsches Weib, trotz ihren Augen, den klaren:
Von einem Buhlen auf ihrem Leib thut sie schwarze Locken bewahren!“
Auf raffte sich da der Page schnell und wollte zur Thüre fahren,
Lord Murray rief: „Was hast du Gesell?“ und haschte ihn an den Haaren,
Und sein Auge fiel auf sein dunkles Haar: — da ward er zum Tod erschrocken.
Und er griff an den Dolch und er schrie: „Fürwahr, das sind die schwarzen Locken!
Sie brachte dich mit von Derbyshire: o Gott, nun muß ich's gedenken!
Du warst wie mein eigner Bruder mir und konntest so hart mich kränken?
Ich hab' dir gepfleget Seel' und Leib, hab' dich wie mein Kind gehalten,
Und du, du hast geküßt mein Weib, und verhöhnt hast du den Alten!
Childe Arthur, nun sprich dein Abendgebet deiner armen Seele wegen:
Doch bete fromm, sonst ist's zu spät: — nie mehr sprichst du den Morgensegen.“
Und er warf auf den Marbeltisch den Stahl, das goldne Schloß daneben: —
Die Sonne schien blutig in den Saal durch die grünen Epheureben.

„Lord Murray, nun hört mich in Geduld: drei Worte will ich
Euch sagen!
Euer Weib ist rein und ohne Schuld wie der Tau an Maientagen:
Lady Anne ist mein Buhle nicht, sie ist meine liebe Schwester."
— „Das lügst du mir, Knabe, ins Angesicht, keinen Sohn hatte
Lord Leicester."
„Meine Mutter, vergieb mir in deiner Gruft: — deine Ehre um
die der Schwester! —
Sie atmet noch in der blauen Luft, und du liegst tot, Lady Leicester. —
Wißt — Lord Leicester lag lang im Todesschlaf, seine Witwe hatte
vergessen: —
Da hat ihr Herz ein welscher Graf in wilder Liebe besessen.
Es steht ihrer Sünde Sohn vor dir: hier ist ihr Siegel und Wappen.
Sie zog mich auf in Derbyshire als ihren Falkenknappen.
Und sie hat die alte Schuld vertraut im Tod ihren Kindern beiden.
Da ward meine Schwester deine Braut: ich konnte nicht von ihr
scheiden!
Und weil sich Schwester und Bruder nicht frei kosen durften und küssen,
Hat sie ihre Liebe vor deinem Gesicht im Herzen verbergen müssen." —
Da ward Lord Murray ein froher Mann, er küßte ihm Augen
und Wangen: —
„Nun ist mir, als ob im grünen Tann zwölf Nachtigallen sangen."
Und er flog hinunter durch Söller und Gang, auf sprangen Riegel
und Kerker,
Lady Anne er auf seine Arme schwang und trug sie hinauf zum Erker.
— „Ich bin Childe Arthurs Buhle nicht, ich schwör's bei meiner
Seele!"
„Nein, du bist rein wie Morgenlicht, bist ohne Falsch und Fehle."
Da ging ein wunderschöner Strahl über ihr Gesicht, das bleiche:
Ihren süßen Mund küß't ihr Gemahl, der Bruder die Hand, die
weiche.
„Doch was thast du nicht meinem bösen Wahn mit drei kleinen
Worten wehren?"
— „Lord Murray, das wäre nicht wohlgethan: denn die Mutter
muß man ehren." —

„Du bist in England das beste Kind und das reinste aller Weiber!
Childe Arthur, mein Page, nun auf geschwind, nun rüste mir Jäger
und Treiber,
Mein Federspiel nun rüste mir zu: zur Jagd wird fröhlich geritten:
Ich reite rechts, links reitest du, Lady Anne in unsrer Mitten."

Gudruns Klage.

Sie stand am Meeresstrande, die edle Maid Gudrun:
„Ach, Magd im fremden Lande bin ich drei Jahre nun!
Gewand wasch' ich und Kleider der bösen Königin,
Ob ich auch selber, leider! eines Königs Tochter bin.
Muß waschen ihr und spinnen drei lange Jahre schon,
Ich kann ja doch nicht minnen Herrn Hartmuth, ihren Sohn: —
Ich kann ja nicht vergessen, viel-trauter Herwig, dein!
Was thust du unterdessen, du und der Bruder mein?
Ach, Ortewein, mein Bruder, ach, Herwig, teurer Mann,
Was rührt ihr nicht die Ruder und legt die Waffen an?
Ach, sähet ihr mich Arme, wie ich leide Schmach und Not!
Vom Meerwind und vom Harme sind meine Augen rot.
Und wann meine Finger bluten, — das Wasser ist so rauh! —
Dann droht sie mir mit Ruten, die böse Königsfrau,
Wenn alle die Gewande nicht rein gewaschen sind,
Gerieben mit feinem Sande, getrocknet an dem Wind. —
Was mögt ihr unterdessen in der lieben Heimat thun?
Weh dir, du bist vergessen, du arme Maid Gudrun!"

Jagdruf.

Hallo, Hallo, Hallo!
Die Jagd macht frisch und froh!
Auf, liebliche Jägerin, banne den Traum!
Heb' die goldnen Locken vom weichen Flaum,

Im Hofe scharret dein milchweiß Roß.
Bunt wimmelt der Knappen harrender Troß,
Und, mutig zum Fluge die Schwinge gespannt,
Der Falke ruht auf des Pagen Hand.
Die Morgenglocke silbern klingt,
Die Lerche sich hoch zur Sonne schwingt,
Es funkelt der Tau am Hagedorn,
Und lockend und freudig rufet das Horn:
Hallo, Hallo, Hallo!
Die Jagd macht frisch und froh!

Heraus, ihr Ritter, so keck und kühn!
Die Nebel fallen, die Berge glühn,
Der Morgen rauscht durch den Eichenforst,
Der Adler streicht von dem Felsenhorst
Und tief in dem dunkeln Waldgeklüft,
Auf moosigem Pfühl, in Gestrüpp und Geklüft,
Der grimme, gewaltige Eber liegt:
Er wetzet die Hauer, wann fernher fliegt
Die Jagd und das hallende Horn! —
Und der edle Hirsch am klaren Born,
Von jungen Erlen und Weiden umlaubt,
Lauschend erhebt das gekrönte Haupt:
Er sichert scheu, er äuget klug
Und über die Hecken in leichtem Flug
Setzt er hinweg, so frei und hoch: —
Die Heckenrose schwanket noch,
Und er ist schon weit über Berg und Thal! —
Zu Roß, zu Roß ihr Jäger zumal,
Mit Falk' und Hund, mit Speer und Sporn,
Und weithin rufe das hallende Horn:
Hallo, Hallo, Hallo!
Die Jagd macht frisch und froh!

——— —

Don Alfons de Sanduval.

I.

In dem Erker seines Schlosses, hoch ob dem Provencethal,
In dem Glanz der Morgensonne stand Alfons de Sanduval.
Niemand hat des Schmerzes Wolke je auf seiner Stirn geschaut:
Und für ewig hell und golden war ihm Freude angetraut.
Seine süßen Lieder flogen durch die Fluren der Provence,
Und nach seinen Weisen zogen gern die Fluten der Durance.
An der tapfern Brust gebrochen splitternd manche Lanze springt
Und vor seinem Blick zu Boden manche dunkle Wimper sinkt.

II.

Und er stand vom Licht umflossen wie der Frühling hell und froh,
Sang von Liebe und Dolores, sang von Ruhm und Gonsalo.
Denn Dolores war die Rose seines Liedes, seiner Wahl,
Und sein Freund war und sein König Gonsalo — und sein Rival.
„Sprich, wem einst, du holde Knospe, sich dein Kelch erschließen muß?
Ob der königlichen Sonne, ob des Westhauchs leisem Kuß?
Zieret dort der goldnen Krone sorgenvolle Ehre dich, —
Heiter hier um deine Locken schlingt der Kranz des Liedes sich.“

III.

Zu des Sanges letztem Tone laut das Horn des Türmers schallt: —
Nach dem Schloß auf raschem Rosse jagt ein Ritter aus dem Wald
Aus dem Sattel vor dem Thore leicht ein bleiches Weib er hebt: —
's ist der König und Dolores — und Alfonsos Seele bebt.
„Rett' uns, Freund, vor den Verfolgern! Rasch dein andalusisch Roß, —
Heute Nacht entfloh Dolores mit mir aus des Vaters Schloß.“
Und dem Fürsten beugt Alfonso tief das Haupt und seiner Braut:
Seine Thräne blieb verborgen: Niemand hat sein Weh geschaut.

IV.

„Durch den Engpaß von Soltona, auf, mein König, rasch geflohn! —
Und solang' ich atme, soll euch ein Verfolger nicht bedrohn."
Drückt zum Abschied noch am Thore lächelnd seines Freundes Hand,
Hebt sie in den Sattelbogen, küßt ihr flatterndes Gewand.
Und sein Häuflein hat gewonnen kaum den Paß in dünnen Reihn,
Als dreihundert Reiter brausend brechen über sie herein.
Hei, was rote Funken stoben! Hart und heiß traf Stahl auf Stahl:
Oftmals hat er gut gefochten: — schrecklich heut' focht Sanduval.
Sang ein wildes Lied des Grolles zu dem Takt der Eisenhand,
Und zum Schlusse jeder Strophe flog ein Helmbusch in den Sand.
Solch' ein Minnelied des Zornes dünkt den Feinden böser Ton:
Ehre, Sieg und hundert Tote ließen sie am Platz und flohn:
Auch Alfons hat ausgefochten, und hat ausgesungen dort:
Doch im Provençaler Volke lebt sein Name fort und fort.

Jung Douglas und schön Rosabell.

I.

„Sollst weinen nicht länger schön Rosabell!
Ich sage dem Vater mein Herz zur Stell'.
Wohl hat er drei Schlösser und viel rot Gold,
Du hast nur deine Wangen hold, —
Ich laß' ihm die Schlösser, ich will nur dich,
Ich bin sein Sohn, doch kein Kind bin ich.
Ich hole dich, wann der Morgen graut:
Dann kränze mit Rosen dich, süße Braut!"
Er küßt sie und lacht: — doch bangt er im stillen:
Nie hat er gewollt noch eigenen Willen.
Sie blicket ihm nach mit seligen Sinnen, —
Er reitet nach Douglas Schloß von hinnen.

II.

Das Auge gesenkt, das Barett in der Hand,
Der Knabe vor dem Grafen stand.
Der furchte die Stirn, ein finstrer Mann:
„Du toller Bube, was ficht dich an?
Du liebst die schlechte Fischermagd?
Des Douglas Sohn ist längst versagt:
Schon Morgen reichst du deine Hand
Der reichsten Erbin von Engelland,
Sonst werf' ich dich in so bösen Ort, —
Nicht Mond, nicht Sonne bescheint dich dort!"
Und er spielt mit dem Gürtel, er dreht den Hut,
Sein' Hand ist kalt, seine Wange Glut: —
Doch nie hat er dem Strengen widersprochen: —
Ist auch jetzt nur jammernd ins Knie gebrochen,
Und hat geweint viel Thränen hell. —
Wehe dir, arme Rosabell!

III.

Und der lachende Morgen scheint ins Thal:
In den Garten sie fliegt mit dem ersten Strahl,
Die schönsten Rosen, die sie fand,
Die tauigen, bricht sie mit weißer Hand.
Sie gürtet lose das Morgengewand,
Sie stehet harrend am Fensterrand,
Und strählt ihr wallendes Haar,
Goldig und weich und klar,
Horch' auf, — horch auf: — das ist Hörnerklang! —
Was ziehet durchs Thal den Fluß entlang? —
Ein schimmernder Zug: — das ist Douglas' Panier —
Er ist's, er ist's, Wort hält er ihr,
Er holt sein Lieb mit Prunk und Zier! —
Doch er neigt das Haupt, — er blickt nicht auf, —
Der Graf hält die Hand am Schwerteskauf: —

Ein stolzes Weib an seiner Seite: —
Sie ziehen vorüber mit dem Geleite —
Sie lenken nach dem Waldschloß dort: —
Ein glänzendes Traumbild ziehen sie fort. —
Rosabell spricht kein armes Wort,
Nimmt die Rosen vom Haar, bleibt sinnend stehn: —
Leis unten im Flusse die Wellen gehn.

V.

Und im Hochzeitsschloß ist's festlich und laut:
In Juwelen schimmert die reiche Braut. —
Jung Douglas stiehlt sich von Tanz und Mahl,
Er schreitet leis aus dem wimmelnden Saal
In den Wald: — sein Sinn ist schwer.
Die Tannen seufzen rings umher. —
Ihm ist so bang und es drückt so schwül, —
Dort unten am Fluß ist's frei und kühl.
Und er steht und denket an Rosabell: —
Da treiben im Flusse still und hell
Drei rote Rosen vorbei:
Dann eine schlanke, weiße Gestalt: — —
„O Gott! Halt! Halt!" — —
Jung Douglas thut einen wilden Schrei,
Er springt hinein: — er hascht sie gut
Und sinkt mit ihr tief in die Flut.

Reiterleben.

Ein brausendes Leben ist unser Los!
Wir haschen im Fluge die Stunde, —
Das Lager liegt dunkel in Schlummers Schos: —
Wachtfeuer erlöschen: —

Stützt das müde Haupt aufs Gewehr: —
Da sausen wir rasselnd daher:
  Über Graben und Brücke, Verhack und Schanz'
  Mit Hornschall fliegt der tödliche Tanz:
  „Wer da?" „Der Tod!" — Hei, Büchsenknall!
  Wir sind hier, wir sind dort, wir sind überall!
Und eh' der erschrockene Feind sich gereiht,
Sind wir mit Sieg und Beute weit:
  Wir kommen und gehen im Sturm!

Wir sprengen ins sonnige Winzerthal:
  Für uns die Mädchen, die Reben!
Rasch fülle, du blondes Kind, den Pokal,
  Gar flüchtig ist Reiters Leben.
Schnell die Blumen ins Haar und den Mund zum Kuß
Und zum wirbelnden Tanz: — horch auf, ein Schuß!
  Zu den Waffen, zu Roß! Trinkt die Becher leer!
Und die Dirne geküßt: — wir kommen nicht mehr:
  Wir freien und trinken im Sturm.

Und hat das Leben die schwellende Brust
  Aufs reichste mit Freude durchdrungen,
Dann frisch aus der schäumenden Jugendlust
  In den eisigen Tod gesprungen!
In das siedende Blut schlägt tödliches Blei: —
Nicht gewanket darum aus der ehernen Reih',
Vorwärts gejagt, in den Feind gebraust,
Wie der Wind in dürre Blätter saust,
Durch Flammen und Lanzen den Rappen gehetzt,
Bis die freudige Kraft sich versprüht zuletzt,
Bis Roß und Reiter zusammenbricht,
Eher geruht und gerastet nicht: —
  Wir leben und sterben im Sturm!

Die Hexe.

Wenn du ein Hexlein richten soll't, blick nicht ihr in die Augen,
Sonst wird dein thöricht Herz ihr hold, kann nicht zum Richten taugen.
Das hat den Burggraf von Tirol geführt in Tod und Schande:
Der war ein junger Ritter wohl und Richter in dem Lande.
Zu Bozen an dem schwarzen Stein, da saßen Schöffen elfe: —
„Die Hexe muß verbronnen sein“ — sprach er — „so Gott mir helfe.
Du Klägerin, sag' an geschwind, wes willst du sie bezichten?“
„Sie ist ein höllisch Wechselkind, ihr Trachten bös und Dichten.
Sie hat eine scheue stille Art, das Mannsvolk zu bethören,
Und wen sie anblickt stumm und zart, der muß ihr angehören.
Meinem Eh'herrn hat sie's angethan mit ihrem schwarzen Blicke:
Er folgt ihr nach auf Weg und Bahn, als führt' sie ihn am Stricke.
Der Fischer Kurt sprang in den See, — so wild mußt' er sie lieben,
Den Schütz von Klausen hat's vor Weh' in Kampf und Tod getrieben;
In Kirch' und Messe geht sie nicht, ein Greu'l sind ihr die Glocken,
Und grünes Zauberkraut sie flicht in ihre schwarzen Locken.
Man weiß es nicht, woher sie kam, fremd ist ihr bunt Gewande,
Ihre Sprach' ist fremd und wundersam, sie hat kein Recht im Lande.“
„Ihr Schöffen, die das Recht ihr kennt, nun heisch' ich eure Stimmen!“ —
„Das Recht ist: eh' die Hexe brennt, soll erst die Hexe schwimmen:
Werft sie gebunden in den Teich, die Hexe kann nicht sinken,
Der Teufel trägt sie federgleich und läßt sie nicht ertrinken.“ —
Und von dem Stein der Burggraf schritt mit allem Volk zum Weiher:
Zwei Schergen schleppten die Hexe mit, gehüllt in dunkle Schleier.
„Halt — laßt mich erst dem Teufelskind in die Kobold-Augen schauen:
Und ob sie Zauberkohlen sind, — mir soll davor nicht grauen.“ —
Er reißt den Schleier fort mit Macht: — da war's um ihn geschehen: —
Zwei schwarze Augen voll süßer Nacht, die haben ihn angesehen.
Sie kreuzt auf ihrer Brust die Arm', ihr dunkles Haar wallt prächtig,
Sie blicket auf in Todesharm: — der Blick war zaubermächtig!

Er hielt die Hand vors Angesicht, er thät sich baß verfärben:
„Halt! — Sie ist keine Hexe nicht! — Sie ist rein! — Sie soll nicht sterben!" —
„Die Hexe muß verbronnen sein!" — So sprachen da die elfe —
„Du bist behext: — gedenke fein: du schwurst, so Gott dir helfe!"
Sie halten dem Grafen Schwert und Hand, sie zerren sie fort zum Weiher —
Und als er sich zornig losgewandt, — im Wasser schwamm ihr Schleier.
Er springt ihr nach, er faßt sie wohl: — da thäten sie beide sinken: —
So mußte der Burggraf von Tirol um eine Hex' ertrinken.

Drusus.

Drusus sah, der Römerheros,
Ruhmgekrönt in zwanzig Siegen,
Glänzend durch die dunkeln Wälder
Seine goldnen Adler fliegen.
Mitten im bezwungnen Lande
Lag sein wallgeschirmtes Lager,
Wie der Knoten all' der Bande,
Die umstricken die Germanen.
Schamrot starke Männer schau'n
In das Antlitz ihrer Frau'n. —
An dem grünen Elbe-Ufer
Rauschen ernst und doch gelinde,
Rauschen wie vor Wotans Hauche
Eichen in dem Abendwinde.
Sieh', in Gold und Purpur schreitet
Da ein Mann mit Schwert und Scepter
Und so fern die Flur sich weitet,
Wirft sein flammend Römerauge
Ein gebietend Siegerdrohn: —
Drusus ist's, der Kaisersohn.

In der eignen Kraft Bewußtsein,
Im Gefühl von Romas Hoheit
Spricht er: „Zittre, schnöde Wildnis
Letzte Zuflucht trotz'ger Roheit;
Deine Wälder will ich lichten,
Deine Felsen will ich brechen,
Deinen Freiheitsstolz zernichten,
Und, gezwängt in Damm und Brücken,
Spiegle der bezwungene Strom
Deine Herrschaft, ew'ges Rom." —
Horch, da rauscht es in den Fluten,
Horch, da bricht es in den Zweigen,
Aus dem Flusse sieht der Römer
Eine Götterjungfrau steigen:
Grünend durch die gelben Haare
Windet sich der feuchte Schilfkranz,
Riesig ragt die Wunderbare
In den ahnungsvollen Mondglanz,
Bebend lauscht der Kaisersohn
Der gewalt'gen Stimme Drohn:
„Drusus, Drusus, kehre heimwärts,
Fliehe, nimmersatter Streiter!
Bis hierher führt dich dein Schicksal,
Doch es führt dich nimmer weiter:
Ich beschütze meine Gauen!
Aber einstens aus dem Tiber
Tauchen keine Götterfrauen,
Also auch zur Flucht zu scheuchen
Vor dem siegentkrönten Rom
Meiner blonden Söhne Strom."
Und das Weib versinket wieder,
Finster dräuend mit der Rechten.
Und es bebt der Imperator
Vor den ew'gen Schicksalsmächten.
Bleich, entsetzt stürzt er ins Lager,

Rückwärts führt er seine Adler,
Und der große Schlachtenschlager, —
Tot lag er am dritten Tage.
Und es sah kein Römerheer
Je die Elbe-Ufer mehr.

Der Weidenbaum.

„Trauerweidenbaum, o sage,
Warum hängst du regungslos
Nieder in des Baches Schos?
Blattlos stehst du, graubemost,
Luft und Sonne nicht dich kost,
Und es singt kein Vögelein
Auf den öden Zweigen dein: —
Rede, wessen hast du Klage?“
— „Fliehe, Jüngling, diese Stelle,
Daß mein Los nicht deines sei!
Sieh, ich prangte stolz und frei:
In dem ganzen Waldesraum
Meinesgleichen war kein Baum.
Und mein Wipfel wogte grün,
Trotzte bald dem Sturme kühn,
Wiegte bald in Sonnenhelle.
Aber einst aus diesem Quelle
In der Mainacht lau und mild
Stieg der Nixe feuchtes Bild: —
Hell im blauen Mondenlicht
Glomm ihr weißes Angesicht,
Reich ihr schwarzes Haargeroll
Aus dem schmalen Schilfkranz quoll;
Und sie hob sich aus der Welle, —

Wiegte leicht die weißen Glieder
In dem Takt von leisem Sang:
Und mich faßte heißer Drang,
Daß ich mit den Zweigen wild
Haschte nach dem schönen Bild: —
Doch sie, zornig mir entwischt,
Schlug auf mich des Wassers Gischt
Und versank zur Tiefe nieder.
Zauber beugt seitdem mich nieder! —
Seitdem häng ich regungslos,
Traurig in des Baches Schos,
Blattlos steh' ich, graubemost,
Luft und Sonne nicht mich kost
Und es singt kein Vögelein
Auf den öden Zweigen mein
Und ich seh' sie niemals wieder!"

Der schwedische Trompeter.

Was klingt so hell und heiter zu Librach auf der Au?
Das ist ein Schwedenreiter mit der Schärpe gelb und blau.
Das war ein frommer Beter, ein tapfrer Degen auch
Der wackere Trompeter: — das war so Schwedenbrauch.
Zum Wrangel soll er's tragen von des Königs eigner Hand,
Wie sie den Tilly schlagen, der Magdeburg verbrannt.
Er zieht auf schlimmer Reise: und doch, dem Feind zum Spott,
Bläst er die kühne Weise; „Eine feste Burg ist Gott!"
Er bläst so laut und helle, es schallt den Wald entlang,
Es klingt so scharf und schnelle wie Schwertschlag jeder Klang. —
Laß ab, du guter Reiter, zieh' rückwärts rasch und stumm,
O reit' und blas' nicht weiter, denn Feinde sind ringsum.
Deine Botschaft ist verraten dem Grafen Isolan:
Es lüstet die Kroaten nach König Gustavs Plan.

Du lockst mit deinen Klängen die Feinde selbst herbei: —
Sechs aus dem Walde sprengen und von jeder Flanke drei.
Von links und rechts sie traben heran mit Hurra jetzt,
Und vorn der breite Graben: — kein Roß darüber setzt.
Er richt't sich auf im Bügel, er blickt um sich mit Zorn,
Er giebt dem Roß die Zügel, er giebt dem Roß den Sporn.
„Greif' aus, mein Rapp, mit Springen, jetzt gilt es scharfen Trott,
Wenn Gott will, kann's gelingen: — eine feste Burg ist Gott!"
Und mit verhängtem Zügel zum Graben geht's im Flug.
„Glaubst du dein Rapp' hat Flügel?" lacht der Kroaten Zug.
Dicht hinterher sie brausen mit Schießen und mit Schrei'n: —
Hei! wie die Kugeln sausen und die Rosse hinterdrein:
Nun bis zur Sattelkappe im Sprung den Kopf er biegt,
Und hui! der treue Rappe hoch über den Graben fliegt.
Die Kroaten halten am Rande, sie fluchen ob der Schmach,
's ist eine kecke Bande: — doch keiner thut's ihm nach.
Doch er zieht drüben weiter, im Schritt, dem Feind zum Spott,
Und fromm bläst er und heiter: „Eine feste Burg ist Gott!"

Annalein und der Kuckuck.

Schön Anna ging im Buchenhang,
Den Kuckuck hört sie schrei'n:
„Mein lieber Kuckuck, sag', wie lang
Muß ich noch ledig sein?
Horch, Kuckuck, einmal — zweimal — drei —
Ei, — Gott sei Dank, drei Jahr noch frei.
Kuckuck — viermal — Gottes Segen,
Noch ein Jahr zum Überlegen!
Horch — Kuckuck — fünfmal — meinetwegen! —
Wahre Lieb' thut spät sich regen.
Und Kuckuck — sechsmal — liebe Zeit!
Mir thun die armen Freier leid.

Kuckuck — Kuckuck — sieben — acht —
Lieber Vogel gieb fein acht!
Neunmal Kuckuck: — jetzt halt' ein,
Dummer Gauch, was soll das Schrei'n?
Kuckuck — zehnmal —! Geh' und schweig,
Du sitz'st auf einem Eibenzweig,
Am Zauberbaume dürr und wirr:
Drum, lieber Vogel, wardst du irr!"

Die Jüdin.

Zu Aachen, in der alten Stadt, da singen die Glocken laut:
Der schönste Rheingraf heute hat gefreit die junge Braut.
Und Hornruf schallt und Zinkenruf, Panier und Helmbusch weht:
Hei, wie im Takt mit stolzem Huf des Grafen Weißroß geht!
Der langen Locken goldne Pracht auf seinen Schultern lag,
Aus offnem Helm sein Antlitz lacht, schön wie der junge Tag. —
Vom Erker — sieh! — im Judenhaus, das stumm und düster liegt,
Ein purpurner Granatenstrauß in seine Schärpe fliegt.
Ein Judenmädchen, dunkelschön wie Esther und Miriam war,
Wie sie einst gewandelt auf Zions Höhn mit dem dunkelwallenden Haar!
Sie warf versteckt: — und doch hat schnell die Jüdin er entdeckt: —
Er säubert die Schärpe silberhell, als hätte sie Gift befleckt.
Er schlägt ein Kreuz: — mit stolzem Huf der Schimmel zerstampft den Strauß: —
Vorüber der Zug: — ein Schmerzensruf tönt aus dem Judenhaus. —
Und als der Mond vom Himmel schaut, im Schlummer lag das Paar,
Der weiße Myrtenkranz der Braut gelöst vom blonden Haar.
Der Rheingraf träumt: — vom Goldhaar nicht und nicht vom Myrtenkranz: —
Er träumt vom dunkelschönen Gesicht und vom roten Granatenglanz.

Der Zaubermantel.

Hoch thronte König Arthus im goldnen Königssaal,
Ginevra ihm zur Seite, sein üppiges Gemahl.
Sie trug versteckt im Busen ein feuerfarben Band,
Mit feuerfarbner Schärpe Herr Lancelot bei ihr stand.
Die Ritter der Tafelrunde mit ihren stolzen Frau'n,
Die saßen auf goldnen Stühlen: — viel Pracht war da zu schau'n.
Der Pfau prangt auf der Tafel, der Schenk füllt den Pokal:
So oft ihn leert der König, klingen die Hörner im Saal.
Da tritt mit rotem Mantel ein Knabe vor sie hin: —
„Gegrüßt, du edler König, gegrüßt, Frau Königin.
Jetzt mag sich freu'n und rühmen, wem treu sein sittig Weib:
Der Zaubermantel kleidet keinen schnöden Leib."
Der König winkt: — die Königin, sie steht vom Thronstuhl auf:
Es ballt die Faust Herr Lancelot an seinem Schwerteskauf.
Den Mantel wirft die Königin um ihre Schultern leicht,
Da wirft er böse Falten, der schöne Purpur bleicht.
Wie welkes Laub im Herbste schrumpft er zusammen fahl: —
Sie schleudert ihn zur Erde und stürmet aus dem Saal.
Der König furcht gewaltig die düstern Augenbrauen:
„Wohlan! Wer ist die zweite von diesen edlen Frauen?"
Er ruft's: — sie schweigen alle: — sie blicken in den Schos —
„Wie? Keine will es wagen? Die Schande, traun! ist groß."
Da tritt Herrn Lanvals Gattin hervor, Frau Floribell:
Es glühen ihre Wangen wie zwei junge Rosen hell.
Sie steigt gesenkten Auges den goldnen Thron hinan,
Und sonder Zittern legt sie den Zaubermantel an.
Da glättet sich und schmiegt sich und dehnt sich das Gewand: —
Nur eine leise Falte sich an der Schulter spannt.
„O schmiege dich, mein Mantel! Willst du mir nicht verzeihn,
Daß ich als Mädchen küßte Lanval, den Gatten mein?"
Da fällt die letzte Falte, der Mantel fließt und wallt,
Und herrlich ist zu schauen die liebliche Gestalt.
„Herr Lanval," — rief der König — „Ihr seid der Erste hier:
Ich trage nur die Krone, der Glücklichste seid Ihr."

Kriegslieder aus der englischen Revolution.

I.

Spornet die Rosse, ihr Herr'n Kavaliere!
Zücket die Klingen, die Lanzen legt ein,
Schwinget die Banner und schließt die Visiere!
Auf das Rebellengezüchte hinein!
Wie die Wetter des Himmels über sie brecht:
Für den König, die Ehre, das Recht!

Lange gelüstet's die frönigen Knechte,
Lange die Krämer nach Herrschaft schon:
Lasset nicht rütteln die bäu'rische Rechte
An des fürstlichen Lehnsherrn heiligem Thron:
Werft nieder den Trotz, der so hoch sich erfrecht:
Für den König, die Ehre, das Recht!

Wahret der Ahnen gefeierte Namen,
Wahret der Wappen unmaklige Zier,
Denket des Ruhms, denkt euerer Damen:
Und hier gilt's mehr als ein festlich Tournier·
Ihr kämpft für das ganze Rittergeschlecht,
Für den König, die Ehre, das Recht!

II.

Auf zum Gefecht, ihr Parlamentisten!
Bürger und Bauern, das Schwert heraus!
Tilget als freie Männer und Christen
Die Tyrannei und den römischen Graus.
Erst ein frommes Gebet zum Himmel gesandt
Für den Glauben, die Freiheit, das Vaterland.

Hilf deinen Gerechten, Herr unser Gott,
Den Jubel der Feinde verkehr' in Geheul,
Dir ist der Trotz der Gewalt'gen ein Spott,

Und die Hoffart ist dir ein Greul:
Wir legen in deine allmächtige Hand
Den Glauben, die Freiheit, das Vaterland!

Jetzt auf, ihr Bürger und Bauern gut!
Nehmt von den Räubern den goldnen Raub,
Ihr Flittergewande taucht in Blut,
Ihren flatternden Helmbusch werft in den Staub,
Haut ein, haut ein und haltet Stand
Für den Glauben, die Freiheit, das Vaterland!

Lord Percy von Northumberland.

I.

„Ins Kloster fort, nach Lonelineß, ins Kloster, entartet Kind: —
Die ist kein Sproß der Fleur-de-Brie, die einen Percy minnt;
Verderben solche Minne bringt den Frau'n von unserm Blut:
Auch deine Ahnfrau Anna war dem ersten Percy gut: —
Sie traute seinem falschen Schwur, er brach ihr Herz entzwei,
Sie starb im Stift, das sie gebaut, in Lonelineß-Abtei.
Seitdem hat unversöhnter Haß die Häuser grimm entzweit,
Ihr Name unser Feldruf war in manchem Rachestreit!
Ein Fluch den Percys steht im Stift ihr Bild von Marbelstein:
Du, ihr an Blick, an Namen gleich, sollst's nicht an Unglück sein."
„Ach Vater, laß den wilden Groll: des Blutes floß genung!
Ach Vater, laß den alten Fluch, mein Herz ist warm und jung!
Ich sah ihn, als er kühnen Sturms dein Schloß Highcliff gewann: —
's war unsres eignen Hauses Brand: doch herrlich stand's ihm an!
Ich hätt' ihm gerne zugejauchzt, als er den Wall erklomm,
Als er herabsprang, gern kredenzt den Becher zum Willkomm." —
„Hat dich bei unsres Hauses Brand die heiße Glut erfaßt, —
So lerne jetzt vom Marmorbild, wie man die Percys haßt!
Sie sagen, er liege zaubersiech: ich fall' ihm in sein Land,
Doch du beim ersten Hahnenschrei ins Kloster wirst gebannt."

II.

„Northumberland, Northumberland, wo bleibt dein Zorn, dein Schwert?
Der Douglas und der Fleur-de-Brie hat all' dein Land verheert,
Sie jagen deine Hirsch' und Reh', sie mäh'n dein gelbes Korn,
Northumberland, Northumberland, wo bleibt dein Schwert, dein Zorn?"
„Laß ihnen, Ralf, mein gelbes Korn, laß ihnen mein Hirsch und Reh',
Mein Herz ist krank, ist krank, bis ich dies Bild lebendig seh'.
Als wir dem alten Fleur-de-Brie sein Felsnest Highcliff nahmen,
Fand ich's — im reichen Burgschatz tief — in rundem goldnem Rahmen.
Mein Herz ist krank, seit ich dem Bild ins blaue Aug' geschaut,
Ich denk' nur sie, ich will nur sie, sie ist mein' Herzensbraut!"
„Laß sehn: — weh, Percy, armer Mann, dein Liebchen freist du nie. —
Sie ist's: — liegt hundert Jahr im Sarg! — Anna von Fleur-de-Brie:
Das ist ihr Fluch! — Hiehr steht das Jahr, da sie lies das Kloster bau'n:
Dort steht dein Lieb, Northumberland, in weißen Stein gehau'n!"

III.

Und silbern scheint der volle Mond in die alte Stiftskapell',
Der Percy steht vorm Marbelbild, das schimmert weiß und hell:
„Was stehst du still und kalt, du Weib? Mein Herz ist laut und warm.
Was liegst in feuchter Klostergruft? Leg' dich in meinen Arm!
Wenn dich mein Ahn verraten hat, ich liebe dich treu und fromm,
Steig' auf aus deinem dunkeln Grab, komm, Lady Anna, komm!"
Und hinter'm Steinbild gleitet's vor, so still, so weiß, so hell:
Der Percy that einen Schritt zurück, drei aber vorwärts schnell.
„Du bist's! Das ist das blaue Aug'! Und wärst du kalt wie Eis, —
Ich fasse dich, du schönes Weib, ich küsse dich schon heiß!"

Und schwang sie aus dem Fenster rasch, rasch auf den Sattelrand,
Und vorwärts ging's und flatternd flog im Nachtwind ihr Gewand:
„Deine Hand ist weich, dein Mund ist warm, dein Herz schlägt rasch und laut: —
Weh, daß du sollst in Luft verwehn, mein Lieb, wann der Morgen graut."

IV.

„Und träumt der Percy am hellen Tag und wehrt nicht Mord und Brand,
So steh' zu Ralf und hilf dir selbst, Volk von Northumberland."
Mit Axt und Schwert, mit Spieß und Sens', was hau'n und stechen kann,
Führt Ralf zum Kampf mit Fleur-de-Brie die grimmen Bauern an:
Sie stöbern sie wie Wölfe auf, die Räuber, aus Wald und Korn:
Bei Avonhill, bei Avonhill laut klang da Pfeif' und Horn:
Da unter grobem Keulenschlag manch hoher Helmbusch sank,
Der Bauernpfeil von Eschenholz viel stolzes Herzblut trank.
Der Fleur-de-Brie ergab sich nit, hart ging's ihm an den Leib:
Da sprengt ein Ritter aus dem Wald, im Arm ein schönes Weib:
„Laßt ihn! Ein Weib, ein lebend Weib holt' ich aus der Abtei:
Und nun ist Anna Fleur-de-Brie auch Percys Feldgeschrei."

Friesenfreiheit.

I.

Das war am heil'gen Ostertag: die Glocken gingen helle,
Am Strande brach mit leisem Schlag die blaue Meereswelle.
Ein milder Lenz durchs schöne Land der Friesen war ergossen:
Der Hagedorn in Blüten stand, der Flieder stand in Sprossen.
In Aurich-Stadt mit Glockenschall zur Kirche ging die Menge:
Es schmückte sich die Rathaus-Hall' mit jungem Laubgehänge. —

Und als aus Meſſ' und Litanei die freien Bürger zogen,
Da ſtanden däniſche Ritter drei wohl unterm Rathausbogen.
Der erſte einen Säckel trug, eine Fahne trug der zweite,
Der dritt' ein Schlachtſchwert lang genug: — das war ihr ganz Geleite.
„Ihr Frieſen — ſo ſpricht von Dänemark der König Abel der Rote —
Sein Heer iſt dreißigtauſend ſtark, ich aber bin ſein Bote:
Ein Schilling für jeden Frieſenkopf ſoll in meinem Säckel klingen,
Auf eures höchſten Turmes Knopf ſoll meine Fahne ſchwingen.
Und wollt ihr meinen Säckel nicht und mein Panier nicht ehren,
Soll's vor dem dritten Mondenlicht mein langes Schwert euch lehren!"
Ein Vater-unſer ſchwiegen ſie, vor Ingrimm ob der Schande:
Doch dann der alte Wiarda ſchrie, der Richter war im Lande:
„Wir haben nur vom Sonnenlicht das Frieſenland zu Lehen
Und fremde Königsfahnen nicht ſoll'n überm Haupt uns wehen
Zu Johannis fraget wieder an bei der Linde im Aurichthale:
Daß euch der Frieſe, Mann für Mann, das Kopfgeld klingend zahle."
Die Ritter ſprengten fort in Eil' mit Säckel, Schwert und Fahnen:
Die Bürger ſandten den Heerespfeil hinaus auf alle Bahnen:
Den Eſchenpfeil, getaucht in Blut, mit Federn ſchwarz und roten:
Es kannten alle Frieſen gut den blut'gen Kriegesboten.
Aus Dorf und Stadt im ganzen Land, da wurden ſonder Weile
Nach Aurich freudig eingeſandt viel tauſend Antwortpfeile.
Viel alte Schwerte wurden rings von den Wänden da genommen,
Und laut durch alle Gaue ging's: „Wohlan, ſie ſollen kommen!"

II.

Wo die alte Heidenlinde ſtand bei Aurich auf der Wieſen,
Zu Johannis Recht und Urteil fand von je das Volk der Frieſen.
Als diesmal ſtieg das Sonnenlicht zu Johannis aus dem Meere,
Schart ſich das Volksheer zu Gericht und Schlacht in guter Wehre.
Fernher die Dänenflotte ſchwamm, gleich ſchwarzem Raubgeflügel: —
Die Frieſen ſtanden Stamm für Stamm im Kreis am Lindenhügel.

Wiarda, zwölf Schöffen um ihn her, das Recht mit ihm zu finden,
Statt mit dem Stab saß mit dem Speer am Richtstein bei der Linden.
„Ihr Schöffen, weiset mir das Recht: wes Lehnsmann ist der Friese?" —
„Der Friese ist nur Gottes Knecht!" — einstimmig riefen diese.
„Ihr Schöffen, wessen .Schatz und Bann sind pflichtig wir und frönig?" —
„Die zehnte Garbe Sankt Johann, Heerpflicht dem deutschen König."
„Ihr Schöffen, schulden wir Zoll und Bann und Lehnspflicht sonst noch einem?"
Die Schöffen aber, Mann für Mann, „Nein, sprachen sie, sonst keinem."
„Nachbarn, da zieht der Däne her, will euer Urteil schelten!"
Da schlugen sie an den Schild den Speer und sprachen: „Es bleibt gelten!"

III.

Indessen naht der Segelzug: und der Dänenfürst, der Rote,
Steht mit der Rabenflagg' am Bug von seinem Königsboote,
Sein Kronhelm blitzt und sein goldner Schild, es weh'n seine roten Locken,
Der Purpurmantel flattert wild um ihn wie Feuerflocken.
Er tauchte die Fahne leicht ins Meer. daß die Spitze kaum in den Sand drang,
Sie hing nun, wenig genetzt, am Speer und er rief, indem er ans Land sprang:
„Auf den Turm von Aurich, triefend noch, ich meine Fahne pflanze!"
Und hinter ihm schwangen die Dänen sich hoch aus den Schiffen auf eschener Lanze.
Je ein Ritter, ein Bauer, ein Knecht zugleich: das „Kleeblatt" hieß es im Norden,
Manch blutiger Tag, manch schönes Land war so der Dänen geworden.
Der Ritter warf den langen Speer, den der Bauer ihm zwölfmal neute:
Mit dem Schild behend vor ihnen her der Knecht fing auf, was dräute. —

Doch Nachbar und Genosse stand beisammen im Friesenkeile,
Daß man, wie Leben und Herd und Land, jetzt Kampf und Sterben teile.
Sie fielen anfangs, Mann für Mann, vor der scharfen Dänenlanze,
Sie hieben umsonst nach dem Edelmann hinter seiner lebendigen Schanze.
„Hei, Nachbarn, schlagt den Ritter nicht, schagt auf die andern zweie:
Wenn Ein Blatt aus dem Kleeblatt bricht, verdorren alle dreie!“
So rief der kluge Folkemut, von Hunsingo gesendet:
Da sank den Dänen Glück und Mut, da ward der Tag gewendet.
Es fielen Knecht und Bauer jetzt wie Garben vor dem Schnitter:
Verloren war, ob unverletzt, der schwerbebrünnte Ritter.
Mit seinen kurzen Waffen drang der Friese auf die Edeln:
Vorm Keulenschlag das Helmdach sprang und der Knochen in den Schädeln.
Es fuhr das Messer, breit und blank, durch Schuppenrock und Schienen:
Erst Bauer und Knecht im Kleeblatt sank, dann der Ritter über ihnen!
„Zu Roß! Zu Schiff! Die Hengste her!“ verzweifelnd die Dänen schrieen,
Nur der König stand im fliehenden Heer wie ein Fels und wollt' nicht fliehen.
Sein Söhnlein ihm die Fahne trug, bartlos: doch mutig stritt er:
Rief stets, wann er einen Friesen schlug: „Ich bin ein Dänenritter!“
So standen treu zu ihrer Fahn' die beiden Königseichen:
Und alle Dänen, die das sahn, die schämten sich, zu weichen.
Da drang der Riese Folkmut her durch den dänischen Lanzenrechen:
Der Königstrotz verdroß ihn sehr, er wollt' ihn blutig brechen.
Die Fahne riß er aus der Hand dem Knaben, brach die Stange,
Und stieß die Spitze umgewandt ihm in die zarte Wange.
Da ward die Fahne vom Blute naß, wie erst vom Schaum des Meeres:
Den König riß der Schwall fürbaß des entsetzten Dänenheeres.
Er sprengte auf seinem schwarzen Roß in das Meer nach seinem Boote,
Sein Purpurmantel im Winde floß, es wallte sein Haar, das rote.
Und hinter ihm sprangen die Friesen ins Meer: sie hätten ihn gern gefangen!
Von Pfeilen ward der Goldschild schwer, den er hatte am Rücken hangen.

Und eh' er sich schwang aufs Schiff vom Roß, da kehrt er sich dräuend zum Strande,
Und in die Wellen den Speer er schoß, daß er zitternd zuckte im Sande.
Den ließen die Friesen stecken im Sand und sprachen: „Er ist ein Zeichen!
So weit soll Friesenrecht und Land und Friesenfreiheit reichen."

Die Försterin und das Rotkehlchen.

Die Försterin wohlgestalt
Im dichten schwarzen Föhrenwald
Vom kleinen Jägerhaus
Blicket zum Fenster 'naus:
„Was fliegst du fort, Rotkehlchen?
Wo fliegst du hin, Liebseelchen?"
„Ich flieg', ich fliege fort
Von diesem bösen Ort!
Mein kleines Nest, ich bau's
An einem bessern Haus." —
„Hat dich ein Dorn geritzt?
Bist ja von Blut bespritzt!"
„Mich hat kein Dorn geritzt!
Bin ich mit Blut bespritzt,
So ist's von Menschenblut: —
Förstrin, du kennst es gut." —
„Trägst du zum Neste dein
Die Blätter im Schnäbelein?"
„Mein Nest, das bau ich nit!
Ich flieg zum Bühi damit,
Daß ich dem blassen Mann
Sein Auge decken kann." —
„Liegt Einer am Bühl erschlagen?
Wer schlug ihn, kannst du's sagen?"

„Horch, ob ich's sagen kann:
Erschlagen liegt dein Mann,
Er liegt im Blute rot,
Und dein Buhle schlug ihn tot.“ —
„Schweig' still! — Flieg' fort, Rotkehlchen!
Wär' ich rein wie du, Liebseelchen!“

Lied des gefangenen Kreuzfahrers.

Du schönste Tochter Ismael, wie süß bist du zu schauen!
Des Morgenlandes Prachtjuwel, die Strahlendste der Frauen!
Gesegnet der Araberpfeil, der mich vom Rosse fällte,
Weil er gefangen, mir zum Heil, dir, Fatme, mich gesellte!
Dein dunkles Haar ist wie die Nacht, Granaten deine Lippen:
O selig ihre rote Pracht in heißem Kuß zu nippen.
Ha, weiß ist deiner Stirne Glanz, dein Wuchs ist gleich den Palmen,
Dein Hauch ist Duft, dein Schritt ist Tanz, dein Wort Musik der Psalmen.
Dein Aug' ist dunkelmeeresblau und schwarz sind deine Brauen,
Du bist die allerschönste Frau in allen Erdengauen.
Wie schal, wie reizlos ist das Weib daheim im Land der Franken,
Ihr Blick ist matt und arm ihr Leib und ihre Glieder kranken.
Du süßes Saracenenkind, du Schwester der Gazelle,
Die Ceder ist dein Hausgesind, der Sturm dein Spielgeselle!
Laß mich in deinem weichen Arm vom Mund den Hauch dir trinken,
Und Ritterpflicht und Pilgerharm versinken laß, versinken!
Wohl läßt sich in Jerusalem ein Himmelreich erwerben,
Für Golgatha, für Bethlehem ruft Gottfried uns zu sterben, —
Die Brüder all' mit Schwert und Spieß viel Herrliches vollbringen,
Den Lilienkranz im Paradies sich einst ums Haupt zu schlingen: —

Du sollst ins Haar die Rose rot mir von Damaskus flechten:
Ich will das Leben, nicht den Tod, will küssen und nicht fechten!
Was Bethlehem, was Golgatha, was heil'gen Grabes Streiter,
Wer in dein blaues Auge sah, braucht keinen Himmel weiter!

Die bleiche Anne.

„Komm, Anne, hinaus vors Thor ins Feld! —
's ist Feiertag in aller Welt
Und sie führen bei Fiedel und Geigen
Wohl unter der Linde den Reigen,
Komm, Schwester, hinaus vors Thor!"

‚Seid stille und laßt mich bleiben!
Hat er lang' vergessen zu schreiben, —
Er hat wiederzukommen versprochen:
Nie hat er sein Wort gebrochen,
Er kommet wohl heute gar!"

Und sie zogen hinaus zum bunten Reih'n;
Bleich Anne, die saß am Fensterlein,
Wo sie ihn zum letzten gesehen;
Und die Sonne thät untergehen
So still und friedevoll.

Und die Abendglocken, die tönten auch,
Und die Amsel sang im Erlenstrauch:
Da kam ihr ein mächtig Sehnen,
Und es liefen ihr bittere Thränen
Wohl über das bleiche Gesicht.

Ihren letzten Atem, für ihn ein Gebet,
Den haben die Winde weitergeweht,
Und haben's in fernen Landen
Den Blumen erzählt, die standen
Um ein frühes, einsames Grab!

Die stolze Maid von Falkenschloß.

Im Falkenschloß beim blauen Rhein saß eine stolze Maid,
Wollt' keines Mannes eigen sein: — das war gar vielen leid.
Wie ein Edelhirsch das Haupt sie trug, nicht wie ein minnig Weib:
„Ich bin mir selber Mann's genug, frei bleibt mein Herz, mein Leib."
Sie lud zum Hohn die ganze Zahl der Freier aufs Falkenschloß,
Das Auge sank vor der Schönheit Strahl, der prächtig sie umfloß.
Die Grafenkron' im schwarzen Haar, im seidnen Hochzeitskleid,
Ihr Blick flog spottend durch die Schar: „Ihr Herrn, ich bin bereit!
Ist einer unter euch, der sich hält meiner Minne wert?"
Sie schwiegen all'. — „Frau Gräfin, ich!" — rief einer und schlug ans Schwert.
Das war der Graf von Lützelstein, trat vor in Waffen licht:
Ihr Strafblick flammte wie Feuerschein, er senkte die Wimper nicht.
„Wer seid Ihr? Hab' Euch nie geschaut!" — „Kam jüngst vom Grab des Christ
Und wollte sehn die Niemands-Braut, die sich so hoch vermißt."
Ihr Herz schlug warm, ihr Herz schlug bang, ins Antlitz Glut ihr trat:
Und mild war ihrer Stimme Klang, als streng sie Frage that:
„Und welch' Verdienst so überreich die Zuversicht Euch schafft?"
„Des Weibes voller Schöne gleich wiegt volle Manneskraft."
Er sprach's und warf den Handschuh hin den Freiern allzumal:
„Wer glaubt, daß ich's nicht würdig bin, bestreit' es mit dem Stahl!"
Da vor allen aus dem Ritterkreis hob sie den Handschuh auf:
Ihr Auge blickte zu ihm leis und schön wie nie hinauf.
Sie setzte die Grafenkrone still wohl auf sein hohes Haupt:
„Gern Euer Weib ich werden will, wenn Ihr mich würdig glaubt." —
Im Falkenschloß beim blauen Rhein saß eine stolze Maid:
Die hat der Graf von Lützelstein an einem Tag gefreit.

Kaiser Decius.

„Der Imperator hat's geboten, der Herr der Erde, Decius:
Ihr sollt zurück, ihr kecken Goten, vom Ufer des Danubius.
Am Purpur Romas, ihr Barbaren, habt ihr gezerrt zu lange schon,
Es kömmt der Erbe der Cäsaren, es kömmt der Decier großer Sohn."
— „Er komme nur, der Herr der Erde, wir harren sein an diesem Fluß!"
Und siebzigtausend Gotenpferde durchschwammen den Danubius.
Und als der Kaiser kömmt gezogen, frägt er der Opferzeichen Spur:
„Wirfst du in dieses Flusses Wogen das Beste nicht" — spricht der Augur —
„Das Köstlichste, was Rom zu eigen, so ist verloren Sieg und Glück."
Der Kaiser hört ihn an mit Schweigen, er denkt an seinen Ahn zurück;
Und durch das Lager geht ein Ahnen: „Der Kaiser weihet sich dem Strom
Und von dem Abgrund der Germanen befreit er durch sein Opfer Rom!"
Und aus des Römerlagers Pforten, als nun der blut'ge Tag begann,
Schritt Decius den Schlachtkohorten im Kaiserschmuck zum Fluß voran.
Er ging mit langsam ernstem Schritte: wie eines Priesters war sein Gang
Und also, in der Heere Mitte, sprach er vom steilen Uferhang:
„Sein höchstes Gut soll Rom versenken, geopfert, in den Donaufluß,
Damit uns Sieg die Götter schenken: — wohlan, ich bin ein Decius!"
Und schon das Haupt geneigt zum Springen, schaut er noch einmal in die Flut. —
Da sieht er schwarz der Wellen Schlingen und sieht der Strömung grimme Wut,

Er fühlt sein Herz im Krampf ersticken, im Ohre rauscht's ihm grausenhaft:
Da wird es Nacht vor seinen Blicken: — er wankt: — es sinkt ihm Mut und Kraft —
Er, der in zwanzig Perserschlachten dem Tod getrotzt hat kühn und stark,
Der mit des Herzens edelm Trachten verjüngen wollte Romas Mark, —
Er will die Großthat seines Ahnen: — doch wehe, seine Kraft, sie bricht:
Die Götter sind mit den Germanen, das Schicksal will sein Opfer nicht!
Er wendet sich, er flieht mit Grausen, sein Haupt verhüllt im Purpurkleid
Und hinter ihm die Goten brausen mit Siegesjubel in den Streit.
Sie fielen all', die Römerscharen, auch Decius fiel an diesem Tag:
Er war der erste der Cäsaren, der stürzte von Germanen-Schlag.

Kaiser Rudolf von Habsburg und Der Graf von Falkenstein.

Vorm Falkenstein, vorm Falkenstein des Reiches Herold rief:
„Herr Ruppert, laßt das Rauben sein! Les't Kaiser Rudolfs Brief:
Wer Friede bricht im Land und Recht mit Schwertgewalt und Zwang,
Der hängt, sei's Ritter oder Knecht, als Räuber an dem Strang."
Da warf vom hohen Falkenstein der Graf ein hänfen Seil:
„Dem kleinen Schweizergräfelein, dem Krämerkaiser, Heil!
Er hänge mich mit meinem Strang in meinem eignen Thor:
Doch bring' den Galgen, stark und lang, er hier herauf zuvor."
Der Herold nahm das Seil und ging. Der Graf schickt Boten aus:
„Vogt Geierstein, Graf Drachenring, ich lad' euch in mein Haus.

Die Etschbrück' hält mein Bruder gut, sonst führt kein Paß herein:
So lang noch Wasser ersäufen thut, ist sicher der Falkenstein."
Und es zog mit zwanzigtausend Mann der Kaiser Land aus Land ein:
Zwölf Richter zogen ihm voran, zwölf Henker hinterdrein.
Er zog mit Macht durch alles Land: er kam wie Sonnenschein
Und wo er eine Raubburg fand, — gebrochen mußte sie sein;
Und es segneten Witwen und Waisen ihn, was schwach und schirmlos war
Und alle Geier mußten fliehn vor dem kaiserlichen Aar.
Doch als er kam gen Falkenschloß, ein Wolkenbruch geschah:
Die Etsch geschwellt wie wütend schoß, kein Steg war fern und nah.
Da hob der Kaiser fromm und rein die Hände gen Himmel auf:
„Laß hemmen nicht dies Wässerlein, Herr, deines Rechtes Lauf.
Ich selbst, der ich kann kein Wunder thun, mein Roß einst schenkt' ich dir: —
Du hilf mir durch dies Wasser nun, wie in der Schweiz ich dir."
Sieh, da kam goldner Sonnenschein und vom Himmel kam Mittagsbrand:
Die wilde Etsch war zahm und klein, eh' der Abend ging ins Land.
Am zweiten Tag durch ihr Bette ging der Kaiser trocken und heil
Am dritten Tag Graf Ruppert hing in seinem eignen Seil:
In seinem eignen Thor er hing: doch hing er nicht allein:
Es hing dabei Graf Drachenring und der Vogt von Geierstein.

Jung Anne.

Ja, klinge nur lustig, du Hörnerklang, ich folge dir gern zum Streit;
Heut küßt' ich, die ich freite so lang, jung Anne, die süße Maid.
Ich zog vorüber im Morgenstrahl: da stand sie im grünen Hag:
— „Ei wohin, Childe Arthur, im blauen Stahl, wohin so früh' am Tag?"

„Die Schotten sind über den blauen Tweed: Lord Percy will
sie bestehn.
Manch' Auge, das jetzt sie aufgehn sieht, sieht die Sonne nicht
untergehn!
Und es hat gereut schon manche Maid, die nie ihren Liebsten
geküßt:
Dann ward er erschlagen im blutigen Streit, hat kußlos sterben
gemüßt."
Da brach sie die Rose vom Gartenzaun und gab sie mir abgewandt:
Ich weiß nicht, war es das Morgentau'n: — ein Tropfe lag auf
der Hand.
Und ich zog an mich die zitternde Hand, ihr ins blaue Auge zu sehn,
Wegküßt' ich die Thräne, die drinnen stand und sie ließ es gerne
geschehn! —
Jetzt klinge nur lustig, du Hörnerklang, ich folge dir gern zum Streit:
Heut küßt' ich, die ich freite solang, jung Anne, die süße Maid!

Rosa von Awein.

Die schönste Dam' im ganzen Land ist Rosa von Awein
Und mein ist sie mit Herz und Hand und soll's für ewig sein!
Am Lindenbaum beim Abendgold fand ich die süße Maid,
Sie selbst so sanft und hell und hold wie die liebe Dämmerzeit:
„Fein Fräulein" — sagt' ich — „in dem Kahn auf blauem See
euch wiegt.
's ist lieblich, wann ihr auf leiser Bahn durch singende Wellen fliegt."
„Will mich nicht wiegen auf blauem See, und singender Wellen Schaum:
Es bannt mein Herz in der Linde Näh' weiß nicht welch' tiefer
Traum."
„Fein Fräulein, kommt auf die Hünengruft, wo die wilde Rose steht,
's ist lieblich, wann ihr milder Duft in den Abendwinden weht."

„Mich zieht nicht von der Linde fort der wilden Rose Flor: —
Mir ist, ich find an diesem Ort ein Kleinod, das ich verlor."
„Weil hier zuerst du mich erkorst, drum ist der Ort dir lieb
Und das Kleinod, das du hier verlorst, — ist's nicht dein Herz, mein Lieb?"
Da ward sie still, da ward sie rot und senkte die Wimper fein
Und mit Lächeln sie die Hand mir bot: „Ich fürchte, so wird es sein!"
Die schönste Dam' im ganzen Land ist Rosa von Alwein:
So ward sie mein mit Herz und Hand und soll's für immer sein!

Der Abt von Walchensee.

Das war Gregor Profundus, von Walchensee der Abt,
Der hat von aller Weisheit Wissenschaft gehabt.
Sein Sternrohr sah allnächtig von seiner Zelle auf,
Er kannte jedes Kräutlein und des Goldes Adernlauf;
Der sprach: „Ich maß die Berge und die Sterne, so weit ich seh': —
Nun will ich auch noch messen den tiefen Walchensee."
Da sprach sein Prior Pius: „Noch Niemand hat's vollbracht!
Es soll der Mensch nicht messen, was Gott so tief gemacht!" —
Da sprach der Klosterfischer: „Herr Abt, das lasset sein:
Der Wassermann im Grunde will nicht gemessen sein."
„Mich lüstet, zu vollbringen, was keiner hat vollbracht;
Und dem Wassermann im Grunde, — dem brech' ich seine Macht."
Nach Sachenbach hin fuhr er, wo der See am tiefsten war,
Mit Senkblei und mit Stricken viel hundert Klafter gar.
Und sie maßen tausend Klafter: da ward das Seil so schwer: —
„Herr Abt" — rief da der Fischer — „wir messen nimmer mehr;
Der Wassermann, er hängt sich schwer wie ein Berg ans Seil:
Herr Abt, wir wollen's lassen und fahren nach Hause heil."
„Ich will dem Spuk nicht weichen! Ihr Männer, habt nicht bang:
Den dunkeln Zauber brech' ich mit hellem Glockenklang."
Da winkt er mit dem Mantel: — die Kirchenglocke scholl,
Das Seil ward leicht und Brausen und Schaum vom Grunde quoll.

Und ward der Küster müde, so zog ein Mönch den Strang:
Leicht war das Seil zu halten, solang die Glocke klang,
So maßen sie und maßen viel hundert Klafter fort.
Der Abend sank, der Abt rief: „Ich weiche nicht vom Ort.
Ihr Fischer, geht zu schlafen, ich messe fort allein, —
Währt's bis zum jüngsten Tage, — gemessen muß es sein!" —
Die Nacht fiel auf die Wellen, da rief der Abt ans Land:
„Schon stößt das Blei auf Boden: doch geht mein Seil zu Rand:
Rasch, schneidet von dem Turme mir ab den Glockenstrang:
Nur wenig bleibt zu messen und das Glockenseil ist lang!" —
Und rasch verstummt die Glocke, ihr letzter Ton verhallt: —
Da erstarket in der Tiefe des Wassermanns Gewalt,
Das Seil ward schwer und schwerer, als hing ein Berg daran!
Der Abt, der rang gewaltig, er war ein starker Mann;
Er wollte das Seil nicht lassen, er hielt's in fester Hand, —
Da zog's ihn in die Tiefe wohl über des Schiffes Rand. —
Seine Leiche sieht man schwimmen im Mondlicht ohne Ruh'n:
Herauf, herab allnächtig sie steigt und sinket nun:
Den Boden muß er suchen, den er nie erreichen mag:
Er muß die Tiefe messen bis auf den jüngsten Tag.

Graf Walther und die Waldfrau.

I.

Herr Walther ritt in den grünen Tann: „Nun will ich fröhlich jagen! —
Mein Rappe soll, so tief er kann, mich in das Dickicht tragen!"
Ein weißer Hirsch steigt vor ihm auf, die Haselzweige krachen,
Herr Walther folgt in raschem Lauf, — ihm ist's, er höre lachen.
Er wirft den Speer, doch trifft er nicht: — ihm ist's, er höre raunen,
Als wimmelt's unter den Zweigen dicht von Elben und Alraunen.
Da hält der Hirsch vorm Buchenbaum, sein Fuß pocht an die Rinde: —
Herrn Walthern ist's als wie ein Traum: — auf springt der Baum geschwinde.

Und sieh', ein wunderschönes Weib tritt draus hervor mit Prangen:
Die hat um ihren süßen Leib goldgrünen Mantel hangen,
Sie hat einen Buchenblätterkranz um ihre blauschwarzen Locken.
Herr Walther war von all' dem Glanz in tiefster Brust erschrocken:
„Nun bin ich in der Waldfrau Bann, mein Herz ist mir genommen!"
„Herr Walther, seid im grünen Tann vieltausendmal willkommen!
Nun wählet eine kurze Wahl, ob ihr wollt nach Hause reiten,
Ob ihr werden wollt mein Lustgemahl und ruhn an meiner Seiten."
„Frau Waldfrau, nein, o laßt mich los, ich bin ein Christ, ein Ritter" —
„O lieblich ist's auf grünem Moos, unter dichtem Blättergitter" —
„Mein Liebchen Anna blond und treu, die würd' ich bitter schmerzen."
„Dein Liebchen liebt bald wieder neu: es giebt nicht treue Herzen." —
Und ihre Harfe stimmte sie leis und süß war ihre Gebärde:
Herrn Walther traf ihr Auge heiß: er stieg von seinem Pferde: —
Der Rappe mit gesenktem Bug schritt langsam fort und ledig:
Die Waldfrau ihre Harfe schlug: — Gott sei Herrn Walther gnädig!

„Der Menschenweiber Lieb' ist kalt, sie lieben mit Gram und Schmerzen:
In der Waldfrau Adern Feuer wallt, ihre Lieb' ist glühend Scherzen.
Der Menschenweiber Leib verblüht: damit verblüht dein Lieben:
Der Waldfrau Schönheit ewig glüht: ihr Reiz wird nie zerstieben,
Die Menschenweiber quälen dich, die mit dem Herzen minnen:
Nicht Herz, nicht Seele habe ich, ich liebe mit den Sinnen!
Mein Kuß ist heiß, mein Mund ist rot, meine Augen sind zwei Flammen
Und wem ich meine Liebe bot, vergißt Gott und Welt zusammen."

„Halt ein" — Herr Walther rief — „halt ein, du sollst nicht länger werben!
Ich will, ich will dein Buhle sein, und soll ich drum verderben!
Ja, du bist schön, — ich liebe dich, — von der Ferse bis zum Scheitel:
Ich will dich küssen, du küsse mich, und alles andre ist eitel."

Da sinkt er hin: ihr Auge lacht: über ihn ihre Locken fließen
Und über das Paar in grüner Nacht sich die Buchenzweige schließen.

II.

„Herr Walther, du rittest zum grünen Tann, nun sind's der Jahre sieben,
Herr Walther, du verlorner Mann, sag' an, wo bist du blieben?
Nun soll'n mit Kaiser Friederich wir all' nach Welschland fahren: —
Noch einmal will ich suchen dich, weil wir wie Brüder waren."
Und in den Tann Graf Rüdiger ritt ein mit Horn und Hunden,
Sie riefen laut, sie riefen sehr: — kein Walther ward gefunden.
Graf Rüdiger zog auch vorbei an der Waldfrau Buchenhallen:
Er stieß ins Horn ein — zweimal, drei — gar sehnlich ließ er's schallen.
Herr Walther, der im Arm ihr schlief, sah auf und sprach im Traume:
„Mir war, als ob mich Hornschall rief: — wie lang lieg' ich hier im Baume?"
„Das war der Wind, der im Buchlaub strich; du weilst hier sieben Tage.
Mein Mund ist rot: komm, küsse mich: wer liebt, hat keine Frage!"
Und es sank sein Haupt in den Schos ihr schwer, sein Blick schloß sich geschwinde,
Und vorüber zog Graf Rüdiger, und der Hornruf starb im Winde.

III.

„Und ob es nun zehn Jahre ist, daß uns Graf Walther fehle, —
Die Kirche nie ihr Kind vergißt und seine arme Seele!" —
— So sprach der Bischof fromm und alt: — „wir wollen für ihn bitten."
Und siehe, in den grünen Wald kam ein heil'ger Zug geschritten.
Mit Kreuz und Rauchfaß ging der Zug, mit Beten und Psalmensingen.
Der Bischof selbst die Glocke trug, und ließ sie hell erklingen.

So zogen sie waldaus, waldein, vorbei am Zauberbaume. —
Herr Walther rieb die Augen sein und sprach als wie im Traume:
„Mir ist, es rief mich Glockenschall: — wie lang lieg ich im Walde?“
„Das war am Fels der Wasserfall; zehn Tage sind's nun balde.
Komm, küsse mich: mein Mund ist warm: wer liebt, hat keinen Kummer.“
Da fiel sein aufgehobner Arm, sein Auge sank in Schlummer.
Und der Bischof sprach: „Ein Totenamt will ich nun Herrn Walther halten.“ —
Und heimwärts zogen sie allesamt; — und die Glocken fern verschallten.

IV.

„Und ob es nun zwölf Jahre ist, daß du mir bist entschwunden,
Ihres Liebsten Anna nicht vergißt, dein denk' ich in allen Stunden,
Der Mond scheint und die Nacht ist kalt und gespenstig sehn die Buchen,
Ich geh' allein im dunkeln Wald, muß meinen Liebsten suchen.
Sein Freund sagt: „Er ist lang dahin“ und der Bischof liest ihm Messen: —
„Er lebt noch!“ flüstert mir mein Sinn: ich kann ihn nicht vergessen,
Ich such' ihn in dem wilden Wald, such' ihn mit vielen Klagen!
Herr Walther, ach nun komme bald: sonst muß dein Lieb' verzagen.“
Da sprang Herr Walther auf vom Pfühl: „Das war mein Lieb', sie rief mich!
Mach' auf, mach' auf! Hier ist's so schwül: — zu lang schon! — Ich verschlief mich!“
„Das war im Busch die Nachtigall: — du schläfst erst seit zwölf Tagen“ —
„Nein, das ist ihrer Stimme Schall, nicht länger soll sie klagen.“
— „Und wär es auch das blonde Kind; — wohlan, was ist's nun weiter?
Sie ist trüb und kalt, wie die Menschen sind: ich bin ewig schön und heiter.

Die Menschenweiber quälen dich, die mit dem Herzen minnen.
Nicht Herz, nicht Seele habe ich, ich liebe mit den Sinnen.
Mein Mund ist rot, mein Kuß ist warm, komm, küsse mich und bleibe" —
„Dein Blick ist tot! Dein Kuß ist arm! Mir graut vor diesem Weibe!" —
— „Dein Liebchen wird bald trösten sich; ein Wahn ist treues Lieben" —
„Du lügst, du lügst! Laut ruft sie mich, sie ist mir treu geblieben!"
Er riß sich loß, er rang mit ihr, seine Lust ward all' zu Grimme:
„Herr Gott im Himmel, hilf du mir," rief er mit starker Stimme: —
Da that es einen Donnerschlag, der Baum war aufgespalten,
Herr Walther stand im hellen Tag, von Liebchens Arm gehalten.
„Nun Dank, so viel ich danken kann, daß du mir treu geblieben:
So mächtig ist kein Zauberbann, — es bricht ihn treues Lieben!"

Siegeslied der Deutschen beim Einzug in Mailand unter Barbarossa.

Nun lasset die Posaunen tönen, nun breitet froh die Fahnen aus,
Laßt durch Lombardenlüfte dröhnen des Deutschen Sieges Jubelbraus:
Denn unser Kaiser Barbarossa, der Held, that einen großen Schlag: —
Seit jener Nacht in Schloß Canossa ist dies der erste deutsche Tag.
Das Lied soll durch die Alpen klingen bis Deutschland, ein Triumph-Orkan.
Und drohend an das Ohr soll's dringen dem Bischof dort im Lateran.
Nun auf, des welschen Lorbeers Reiser frohlockend schlingt, um Helm und Speer
Und jauchzend folgt dem großen Kaiser im Schritte des Triumphs das Heer.

Das Schwert gezückt, die Faust zur Seite, durch Staub und Blut,
durch Schutt und Stein,
Stolz, in des Hasses Prachtgeleite, so reiten wir in Mailand ein.
Zu lange ließ't den Herrn du pochen am Thor, du Stadt voll
Widerstand:
Da hat in Trümmer dich zerbrochen die zorn'ge, kaiserliche Hand.
War dir dein Bündnis nun zum Frommen mit hundert Städten
stark und treu?
Wie Sturmwind ist der Kaiser kommen und aus einander stob die
Spreu!
Was half's nun, daß der Papst uns bannte? Sein Bannstrahl
machte uns nicht schlaff.
Der Sturmbock, der dein Thor berannte, traf besser als der grimme
Pfaff.
All' deine Besten sind gefallen und deiner Frauen Schöne weint,
Durch die gebroch'nen Säulenhallen mit Siegesliedern zieht dein
Feind:
Nun ist dein großer Trotz zerschlagen, nun ist dir alle Kraft geraubt,
Das Joch der Knechtschaft mußt du tragen, im Staube liegt dein
stolzes Haupt.
Gebrochen sind die festen Mauern und Turm und Schanzen abgedeckt,
Des Kaisers Feinde sei'n mit Schauern von deinem Anblick ein-
geschreckt:
Denn laut und herrlich warst du weiland, nun aber bist du toten-
still: —
Darum gedenken soll an Mailand, wer Barbarossa trotzen will!

Lehrhaftes.

Zweifel.

Wohl wird mir manchmal bang' zu Sinn
  Und fällt aufs Herz mir schwer,
Ob ich nicht doch betrogen bin
  Mit eitel Traum und Mär,
Ob nicht die klüger sind zuletzt,
  Die haschen, leichten Sinn's,
Vom Lebensmund den Kuß des Jetzt,
  Des frohen Lustgewinns,
Ob ich die Freude warm und mild,
  So hold und lebensrot,
Nicht hingab für ein Marmorbild,
  Erhaben: — aber tot! —

Antwort.

Ich lag im Wald: 's war einer von den Tagen,
  Die blau und lieblich sich vom Himmel senken,
Nur Licht und Frohsinn auf den Flügeln tragen
  Und rings mit Leben die Gefilde tränken.
Gar sanft beschlich das Herz mir stilles Hoffen
  Für manche Frage dunkel aufgespart:
Der Himmel, der so freundlich ist und offen,
  Er wird entscheiden auf die hellre Art. —

Da scholl es freudig in den grünen Zweigen
Und eine holde Schar von Mädchen hüpfte
Mit Lust und Lachen hin im flücht'gen Reigen: —
Wie leicht ihr Fuß durch Gras und Blumen schlüpfte!
Die Jugend sich auf ihren Schultern wiegte,
Das Hoffen froh sich in ihr Auge wagte,
Daß auch in mir das hellre Ahnen siegte,
Und ich entzückt den Frühlingshimmel fragte:
„Kannst du auch diese Rosen welken sehen?
Die Sichel des notwendigen Verderbens,
Darf sie nicht diese Saat vorübergehen,
Ein grünes Eiland in dem Meer des Sterbens?
Gilt keine Gnade in dem Recht der Grüfte?
Was ist's, das so viel Reiz zu hoffen hat?“
Da braust ein kalter Windstoß durch die Lüfte
Und führt in meinen Schos: — ein welkes Blatt!

Kindlichkeit.

O wahre dir des Kindes weichen Sinn
Im schwülen Drang des harten Männerlebens:
Sei mild in deiner Kraft: — du kämpfst vergebens,
Ist nicht der Friede deines Kampfs Gewinn.
Der Friede, der da harmlos gern vertraut,
Ob oft enttäuscht, auf jeden Gruß der Freude,
Und auf des Pflichtbewußtseins Felsgebäude
Der Hoffnung grüne Schwebegärten baut.
Es ist des Kindes schönste Kunst, zugleich
Mit Einem Blick zu lächeln und zu weinen: —
Wer Mannesernst und Kindlichkeit mag einen,
Des ist das Erden- und das Himmelreich!

O glaube nicht, du seist so wichtig.

O glaube nicht, du seist so wichtig
Im großen Räderwerk der Welt,
Daß, wenn du fehlst, sie nicht mehr richtig
In Fug und Glied zusammenhält:
Sie sah ihr Herrlichstes vergehn:
Und niemand hat ihr's angesehn.

Das Ölkrüglein von Sarepta.

Wie viel dürstenden Seelen hab' ich nicht schon
Von meiner Liebe gespendet,
Und doch wird das Herz nicht arm davon,
So reichlich und voll es verschwendet.

Das Herz ist das wirkliche Ölkrüglein
Des Wunders: aus schöpfest du stündlich,
Und doch bleibt die Quelle der Liebe dein
Unerschöpflich und unergründlich.

Der Kranz.

Als ich ein Kind war, stieg ein Engelknabe
Gar oft zu mir, wann ich erschöpft vom Spiel:
Er wies die Sterne mir mit goldnem Stabe
Und sagte mir von seiner Heimat viel;
Ein Lilienreis von schimmernd hellem Glanze
Bracht' er mir jedesmal vom Himmel mit:
Allmählich wuchs die Zahl zum vollen Kranze
Und lächelnd schmückt' er meine Stirn damit

Doch später kam er seltner: — und zuletzt
Bracht' er zum Abschied noch ein Reis und sprach:
„Den Kranz bewahre, der dich schmücket jetzt,
Daß ich dich einst daran erkennen mag!"
Und er entflog. — Bald hatt' ich ihn vergessen,
Wild tanzt' ich in des Lebens Freudenchor
Und hatt' es nicht gefühlt, wie unterdessen
Ich Blüt' um Blüt' aus meinem Kranz verlor.
Da, als die letzte fiel, erschien der Knabe,
Und sprach, als ich ihn anrief, schmuckberaubt:
„Du bist nicht der, den ich verlassen habe:
Denn einen Kranz trug jener auf dem Haupt!"

Spielende Kinder.

Gönne den Kindern das Spiel! Nichts Schöneres können sie lernen!
— „Wie? Nicht, daß sie dereinst leben und wandeln wie wir?"
Nun, und was dann, mein Freund? Dann spielen sie eben aufs neue:
Nur ein klein weniger froh, nur ein klein weniger rein.
Wann sie sich müde gespielt, umfängt sie erquickender Schlummer,
Wann wir uns müde gelebt, reißt uns von hinnen der Tod.
Gott im Himmel erblickt doch hier unten nur spielende Kinder:
Kleine, die spielen aus Scherz, Große, die spielen aus Ernst,
Kleine, die spielen bewußt, und Große, die wähnen zu handeln
Welcherlei Spiel erfreut höher den schauenden Gott?

Das Auge.

Ihr rühmt euch, in der Menschen Blick und Mienen
Zu lesen, was in ihrer Seele lebt:
Doch hütet euch: — ihr findet nur in ihnen,
Was eure eigne Seele treibt und webt.

Es ist das Aug' ein wunderbarer Spiegel:
Nur dem verwandten Auge zeigt es wahr, —
Doch schnöder Neugier ist's ein ehr'ner Riegel
Und hält das Herz in sicherem Gewahr.

Der Glaube der Freundschaft.

Wenn eines Menschen Seele du gewonnen
Und in sein Herz hast tief hineingeschaut
Und ihn befunden einen klaren Bronnen,
In dessen reiner Flut der Himmel blaut: —
Laß deine Zuversicht dann nichts dir rauben,
Und trage lieber der Enttäuschung Schmerz,
Als daß du grundlos ihm entziehst den Glauben: —
Kein größer Glück als ein vertrauend Herz!
Laß adlermutig deine Liebe schweifen
Bis dicht an die Unmöglichkeit hinan:
Kannst du des Freundes Thun nicht mehr begreifen,
So fängt der Freundschaft frommer Glaube an!

Entsagen.

Lerne bald, gestählt zu werden
Gegen Wünschen und Verlangen:
Herakles, der Gott auf Erden,
Würgte schon als Säugling Schlangen.
Lern' entsagen in der Jugend
Und bezwingen dein Begehren:
Denn es lernt sich auch die Tugend,
Und nur Kampf kann sie dich lehren.

Kannst den Wunsch im eignen Herzen
Willensernst du niederschlagen.
Wirst du leicht den Wunsch verschmerzen,
Den die Menschen dir versagen.
Weil der Römer Schwert und Speere
In des Friedens Übung waren
Von gedoppelt wucht'ger Schwere
Als im Sturm der Schlachtgefahren, —
Waren ihre schwersten Siege
An dem eignen Heimatherde
Und sie freuten sich zum Kriege:
Drum bezwangen sie die Erde.

Prüfung.

Weißt du, wie ich die Genüsse
Prüfe, die mein Herz genossen,
Ob sie edelm Keim entsprossen,
Ob ich's Unkraut nennen müsse?
Sieh', ich leg' am andern Tage,
Wann der Freude Rausch verflogen,
Der mir Sinn und Geist umzogen,
Sie auf der Erinnrung Wage:
Schlimme lasten dann am Herzen
Wie der Qualm vom Festgelage
Am entweihten jungen Tage,
Wann herabgebrannt die Kerzen; —
Doch die edeln, vorwurfslosen,
Leben fort, wie in den Lüften
Wehn mit ihren süßen Düften
Geister sanft verblühter Rosen.

Mensch und Erde.

Sohn der Erde, Mensch erhebe nie ob deiner Mutter dich:
Auf der Erde wirk' und strebe: — Himmel sind zu hoch für dich.
Mancher zu den lichten Räumen schwebte hoffend in das Blau: —
Doch auf Wolken und auf Träumen bauet sich kein Menschenbau.
Wehe! wenn in steilem Falle du zerschellst das stolze Haupt:
Und gefallen sind noch alle, die sich himmelnah geglaubt!
Deine Heimat ist hienieden: — wenn du hier ermattet sinkst,
Neue Kraft und neuen Frieden an der Mutter Brust du trinkst

Der Schmerz ist heilig.

Heilig sei euch wie ein Tempel
Einer Seele stille Pein,
Als ein Ort, dem seinen Stempel
Prägte das Verhängnis ein.
Wie der Grieche heilig ehrte,
Gleich als einer Gottheit Sitz,
Einen Baum, des Mark versehrte
Des Olympiers Gruß, der Blitz. —
Alle Wehmut auszumerzen,
Lästrung wär's und frevler Spott,
Denn im Tempel ihrer Schmerzen
Birgt die Seele ihren Gott.

Versöhnlichkeit.

Zu Ruhe gehe keine Nacht, wenn einer deiner Lieben grollt:
Wer weiß, ob morgen ihr erwacht, euch auszusöhnen, wie ihr sollt.
Das Herz, das jetzt so stürmisch pocht in Trotz und Stolz und hartem Sinn.
Ein über Nacht verglimmter Docht, ist morgen schon vielleicht dahin.

Dann giebt nicht wieder dir der Mund erwidernd der Versöhnung Kuß,
Er schloß sich unversöhnet und im Aug' erlosch der Thräne Fluß.
Weh! mußt am Sarg du dir gestehn, gedenkend an sein Angesicht,
Als du's das letzte Mal gesehn, da war's in Lieb' und Friede nicht!
Drum, fühlst du abends Grimm und Groll, laß drüber hingehn keine Nacht,
Stark ist der Trotz: — doch wundervoll, viel stärker ist der Liebe Macht.
Zum Freunde geh' und beut die Hand, du selbst zuerst, zum Frieden an:
Und sternenwärts dein Haupt gewandt geh' freudig heim zu schlummern dann.

Rat.

Wenn du empfindest, in der Seele
Ist ein Gefühl dir welk und tot, —
Aus falschem Mitleid nie verhehle
Dir der Notwendigkeit Gebot!
Vertraue der gesprungnen Säule
Nicht mehr — sonst wankt es selbst — dein Haus:
Den Keim, erkrankt in gift'ger Fäule,
O schneide mutig ihn heraus,
Die hingewelkte fahle Blüte,
Nimm sie aus deinem frischen Kranz:
Nicht ärmer drum wird dein Gemüte, —
Erst durch die Scheidung wird es ganz.
Was frommt's, noch eine Frist zu gönnen,
Wo die Natur schon hielt Gericht?
Gefühle, die da sterben können,
Verdienen, daß sie leben, nicht.

O an den Freunden, die dein Herz erwählt.

O an den Freunden, die dein Herz erwählt,
An denen halte liebend, treu und stark:
Dem Baum, des treue Zweige abgeschält,
Dem dorret bald das tiefste Lebensmark.
So düster ist's im liebeleeren Herzen,
Wie in dem lang verlass'nen Gotteshaus:
Erloschen sind des Feierdienstes Kerzen,
Und Glaub' und Hoffnung flohen bang hinaus. —
Weh dir, wenn du in sternlos-düstrer Nacht
Umsonst am Himmel und im Herzen spähst,
Und nirgend dir ein Licht der Liebe lacht,
Mit deiner öden Brust du einsam stehst! —
Wohl übt dein Stolz an deinem Schmerz Gewalt:
Und ruft: „Ich bin genug mir ganz allein:"
Wehmütig klagend aber widerhallt
Ein Echo dir im Herzen: „Ganz allein!"

Stern und Mensch.

Du blickst umsonst mit stummem Fragen in Sehnsucht auf zum Sternenschein:
Du mußt dein Schicksal dennoch tragen, ein Mensch und nicht ein Stern zu sein.
Sie dürfen unerschüttert schreiten in hohem Frieden ihre Bahn,
Nicht reicht an ihre Ewigkeiten, die scheue Schuld, der wilde Wahn!
Sie dürfen alles schauend wandeln, sie leuchten nur, sie wärmen nicht:
Du mußt mit Herz und Willen handeln, mußt wärmen auch mit deinem Licht!

Harre aus!

Harre aus bei deinen Fahnen, Sohn des Lichts, mein freier Geist,
Wandle fort auf deinen Bahnen, wo du dich unhemmbar weißt.
Alle Sonnen, die da prächtig vorwärts ziehn in Glanz und Licht,
Jeder Frühling, der da mächtig Dunkelheit und Winter bricht,
Jeder Lichtstrahl, der dir kündet, daß er unaufhaltsam sei,
Jeder Stern ist dir verbündet: mit dir ist, was licht und frei!
Machtlos jede Erdenschranke vor dem Schritt des Geistes fällt:
Denn ein Gott ist der Gedanke und wer denkt, beherrscht die Welt!

Im Herbst.

Ich lobe die Zeit, wann da welken die Blätter,
Wann die Vögel verstummen, die Blüten fallen,
Und ernst durch das finstre Novemberwetter
Des Nordwinds brausende Grüße schallen.
Ich lobe die Zeit, wann die Reize von außen
Nicht lockend mehr verführen die Sinnen,
Dann verkehret der Geist, rückschauend von draußen,
Mit den eigenen Tiefen und stille wird's innen.
Das ist die Zeit, da Entschlüsse geraten,
Schwere Entsagungen leichter gedeihn,
Das ist die Zeit für gewaltige Thaten:
Zu bezwingen das Blut und den Geist zu befrein.

Der Gott der Gnade.

Was jene Priester sagen, es klingt mir fast wie Spott,
Daß in des Unglücks Tagen das Herz sich kehrt zu Gott,
Um feig zu dem zu jammern, den es im Glück verließ,
Sich an den Hort zu klammern, den frech es von sich stieß.

Mein Herz ist andern Schlages, wird feig durch Unglück nicht:
Das Leid des trüben Tages trag' ich als Strafgericht.
Doch, — wann der Strahl von oben, wann Freude mich befällt,
Dann brauch' ich, ihn zu loben, den Herrgott in der Welt.

Christus.

Und ob der trübe Wahn der trüben Leute,
Du Mann der Mildheit, auf dein schönes Licht
Aus vollen Händen Schutt und Asche dicht
Jahrhunderte hindurch erstickend streute: —
Es blieb doch Licht, wie das Erlöschen dräute,
Und von dir lassen kann die Seele nicht,
So wahr dein Name laut aus allem spricht,
Was fromme Vorzeit Schönstes schuf bis heute.
Ich will ein Recht an diesen Kirchenhallen,
An diesen sternenäugigen Madonnen,
Ein Recht an deiner Abendglocken Schallen: —
Du bist die Quelle, die die Welt durchronnen,
Licht ist dein Weg und Lieben ist dein Wallen
Und es verdorrt, wer läßt von diesem Bronnen.

Sternenhilfe.

Oft schon, wann mir im Gefechte Mut und Schwert der Feind entwand,
Gab mir's wieder in die Rechte eine unsichtbare Hand.
War die Seele mir verschmachtet, liebreich fühlt ich mich erquickt,
Mild erleuchtet, wann umnachtet, aufgerichtet, wann geknickt.
Oft, wann klagend nur nach oben, nicht mehr hoffend, rief das Herz,
Hat's mich wundersam gehoben und getragen sternenwärts.
Und des wird auch meine Seele stets getrost und freudig sein,
Daß sie starke Freunde zähle droben in den Sternenreihn.

Abendfeier.

Es lebt ein wundersames Leben in eines Maienabends Duft:
Die ew'ge Gnade fühl' ich schweben beglückend durch die weiche Luft:
Sie breitet aus die milden Hände, daß reicher Segen niederträuft,
Daß Licht und Liebe sonder Ende sich auf das Haupt der Menschen häuft.
Des Himmels Schatz wird ausgespendet: das Herz faßt all' die Fülle nicht,
Es wird das Seligste verschwendet: Duft, Liebe, Wärme, Friede, Licht!

Sprüche.

I.

Ich kenne einen wunderbaren Baum,
Der doppellebig ist; er heißt die Reue:
Die dunkle Wurzel fußt im Höllenraum
Und heißt die Schuld: jedoch in Himmelsbläue,
Die Sterne küssend, hebt mit edlem Schwung
Der Wipfel sich: — er heißt die Besserung.

II.

Du schmähst die Welt ein Chaos wild, ein Rätsel unerhellt:
Denk' an ein edles Menschenbild und du begreifst die Welt.

Warnung.

Wohl euch, ihr frommen sanften Seelen,
Die sich, wann's Nacht wird um sie her,
Den Blumen ähnlich, Gott empfehlen,
Und fürder dann nicht sorgen mehr!

In jedem Sterne könnt ihr sehen
Ein Vaterauge wachsam, mild,
Und Engel hört ihr schützend gehen
Vor eurem Schritt mit treuem Schild.
Quält euer Herz mit scharfem Sporne
Die wilde Reiterin, die Schuld: —
Ihr tröstet euch: des Gottes Zorne
Obsiegt des Gottes Vaterhuld.
Umschattet euch mit düsterm Grauen
Der Welt unendlich Schmerzen-Los, —
Ihr bergt, das Unheil nicht zu schauen,
Das müde Haupt in Glaubens Schos.
Wohl euch! — Doch blickt mit scheuer Achtung
Auf eines Geistes Kampf und Schmerz,
Der aus des Lebens Angstumnachtung
Nicht kindlich fliehet himmelwärts;
Der, starrt des eh'rnen Schicksals Walten
Mit dem Gorgonenblick ihn an,
In keines Vaters Mantelfalten
Sich, Rettung suchend, hüllen kann.
Er steht allein: er darf nicht wanken,
Sonst überstürmt ihn wild das Meer: —
Sein einz'ger Anker im Gedanken
Und Sturm und Brandung rings umher.
Wenn solch ein Geist in schwerer Stunde
Totmüd, erschöpft zusammenbricht,
Dann rühmt euch, daß ihr ohne Wunde,
Ihr sanften, frommen Seelen nicht!

Die geweihte Schar.

Gebt auf den Kampf, denn wir sind unbezwingbar:
Es ist mit uns der Weltgeschichte Gott:
Und euer Ziel ist ewig unerreichbar:
Das unsre ist's, — ob erst in Ewigkeit.

Blickt rückwärts auf das Schlachtfeld der Geschichte,
Auf dem wir streiten, seit Gedanken sind:
In welcher Schlacht ward schon der Geist gefangen?
Wann habt ihr überwunden die Vernunft?
Wollt ihr an euch wahr machen eure Sagen,
Von einem Dämon, der sich selbst verdammt,
In Ewigkeit verzweiflungsvoll zu schlagen
Die Schlacht mit dem, den er allmächtig weiß?
Zu uns steht keiner, der sich nicht verbürgte
Für seines Geistes edelsten Gehalt: —
Nicht in der Wiege schon zwei Schlangen würgte,
Den Aberglauben und die Todesfurcht.

Die Heimat.

Frage nicht, warum's die Seele stets zur Heimat zieht zurück,
Was ihr in der Fremde fehle: — ach ihr fehlt ihr ganzes Glück!
Wie ein Stern, wenn aus den Gleißen er geirrt, die Gottes Schluß
Ihm gesetzt, darin zu kreisen, durch die Himmel suchen muß, —
Suchen, achtlos all' der Sonnen, all' der Pracht rings um ihn her,
Bis er wieder hat gewonnen seinen Ort im Sternenheer: — —
So die Seele hat notwendig ihren gottbestimmten Ort:
Dahin sehnt sie sich beständig und ihr Glück: — es ist nur dort.

Sankt Georg.

Ich war noch ein Knabe mit blondem Haar, doch klingt's durch das Leben mir nach:
Da sah ich gemalt am Kirchaltar Sankt Georg, der den Lindwurm stach.
Wie strahlte der hell auf dem weißen Roß, wie warf er im Schwunge den Speer!
Wie golden aus silbernem Helme floß sein Gelock auf die Schultern her!

„Mein Vater, wer ist der leuchtende Held und der Wurm mit
Feuer und Dampf?
Gern zög' ich mit flammendem Schwert ins Feld und hülfe dem
Ritter im Kampf!“
„Der Ritter, mein Sohn, ist Sankt Georg, der den höllischen
Drachen schlug,
Und willst du ihm helfen, — sei ohne Sorg': noch giebt's der
Drachen genug:
Was niedrig und nächtig und falsch und schlecht, das ist lauter
Drachenbrut
Und wer sie verfolgt in heil'gem Gefecht, steht in Sankt Georgens
Hut.“ —
Und oft, wann ich wollte verzagen gar und mir Mut und Hoff-
nung brach, —
Da sah' ich, wie einst am Kirchaltar Sankt Georg, der den Lind-
wurm stach.
Wie glänzte er hell auf dem weißen Roß, wie warf er im Schwunge
den Speer,
Und golden aus silbernem Helme floß sein Gelock auf die Schul-
tern her.
Er ist mein herrlicher Schutzpatron, ihm ewiglich Preis und Ehr',
Und manchen Drachen schlugen wir schon und schlagen noch künftig
mehr!

In ein Stammbuch.

Glaub' ihnen nicht, des Kleinmuts bangen Klagen,
Es schwinde flüchtig alles Ideal,
Das Schöne, aufgeblüht im Morgenstrahl,
Vor Abend welk' es, ohne Frucht zu tragen.
Nein! Wo zwei Herzen in einander schlagen,
Zwei Seelen wie ein schillernder Opal
In eins geleuchtet ihren Doppelstrahl, —
Da wird ein ewig Geistesdenkmal ragen.

Ein Blick der Liebe, ernster Freundschaft Wort.
Wirkt unbewußt dem Herzen, dem's beschieden,
Ein stiller Segen, schaffend fort und fort.
Des Menschen Himmelreich, — es ist hienieden,
Im Ernst der Wahrheit ist sein Heimatort: —
In dieser Lehre finde deinen Frieden.

Suchen, Wahren, Verlieren.

Eines sollst du stets erstreben, eines sollst du stets bewahren,
Eines stets verloren geben: — Freund, so wirst du sicher fahren.
Stets erobern und erschwingen sollst du tiefres Weltbegreifen,
Daß in immer weitern Ringen möge dein Gedanke schweifen.
Immer sollst du dir bewahren hohen, schönen Gottesfrieden,
Daß du gleich den ewig-klaren Himmelssternen sei'st hienieden.
Doch dein Ich verloren geben sollst du stets der Allgemeinheit:
Gliedern blüht gesundes Leben mit dem Ganzen nur in Einheit.
Gottesfrieden stets bewahren, Weltbegreifen stets erstreben,
Und die Selbstsucht lassen fahren: — Freund, so wirst du glücklich leben.

Der Gesang.

Froh bewußt des heil'gen Dranges, der die volle Brust dir schwellt,
Wirf die Funken des Gesanges leuchtend in die dunkle Welt:
Geh' die Schritte deines Ganges sicher durch die schwanke Welt:
Mit dem Schwerte des Gesanges werde, was dich hemmt, gefällt.

Eine Eiche weiß ich rauschen.

Eine Eiche weiß ich rauschen, deren gleiche nicht zu finden,
Zwiesprach' mit dem Sturm zu tauschen und zu wehn in Frühlingswinden.

Süßer rauscht sie als das Flüstern selbst der attischen Olive
Und Italiens Lorbeerbäume wurzeln nicht in solcher Tiefe.
Ja, durch alle Weltenreiche treibt die Kraft des Wurzeldranges
Kühn die alte Rieseneiche des germanischen Gesanges.
Jedes Weltgewitter brausend hat sie fester eingerüttelt,
Und mit Wohlklang manch' Jahrtausend hat die Krone sie geschüttelt.
Wäre sie nicht, — in Vernichtung längst das Reich des Schönen fiel, —
Denn sie trägt das Reich der Dichtung gleich dem Weltbaum Yggdrasil.
Um sie wollen wir uns scharen, dicht, gleich Walhalls lichten Asen,
Um den heil'gen Baum zu wahren vor der Riesen dumpfem Rasen.
Reißt sich los dereinst der dreiste Fenriswolf im Ostenreiche,
Trefft ihn dann mit deutschem Geiste wie mit Donars Hammerstreiche!
Prosa nagt, die Midhgardhschlange, ihre Wurzeln giftgen Zahnes:
Laßt sie nagen: — seid nicht bange: — denn sie wirkt ein Werk des Wahnes!
Zwar der Wurm ist unverderblich und kein Recke kann ihn schlagen: —
Doch der Baum ist auch unsterblich, weil nur er die Welt kann tragen.
Darum lebt im Eichenstamme frisch das Mark und ewig jung,
Bis da loht die Weltenflamme in der Götter-Dämmerung!

Das Lied.

Es ist ein Talisman das Lied, das starken Zauber hält:
Wer singend durch das Leben zieht, um den ist's wohl bestellt.
Erbraust der trüben Leidenschaft verderblich dumpfe Wut,
So stillt wie heil'gen Öles Saft ein Lied die wilde Flut.
Wen der Verzweiflung stummes Weh' in seine Ketten zieht,
Naht sich des Liedes weiße Fee, — der dunkle Dämon flieht.
Der Seele nur, die ihre Lust ausjauchzt im Sange frei,
Nur ihr ist ganz und klar bewußt, was es um die Freude sei.
Ein Strahl der ew'gen Liebesbrunst des Dichters Brust erhellt: —
Mir ist, es war mit Liebeskunst, daß Gott erschuf die Welt!

Rat.

Laß nicht zu weit von deinem Pilgerpfade
Dich abziehn bunter Freuden Blütenranken,
Die lockend links und rechts am Wege schwanken: —
Dein Ziel ist fern: — drum sei dein Gang gerade,
Schon mancher, daß ihn nicht vergebens lade
Die rote Heckenrose an den Planken,
Sprang, sie zu fah'n, mit lustigen Gedanken —
Und fand sich nie zurück zu seinem Pfade. —
Doch also gnädig ist des Himmels Gnade,
Daß manchem, welcher fortschritt ohne Wanken,
Damit die Tugend nicht am Glück ihm schade,
Die lieblichsten, die allerschönsten Ranken
Von selbst erwuchsen mitten auf dem Pfade: —
Die freilich pflücke dann mit frohem Danken.

Glaub' ihnen nicht, die dir das Leben schelten.

Glaub' ihnen nicht, die dir das Leben schelten,
Nur Tod und Sterben schau'n in der Natur,
Und in den Menschen kalte Selbstsucht nur:
Glaub' ihnen nicht, den Schmerz- und Haßvergällten:
Was in Verzweiflung endet, ist nicht Wahrheit,
Und wem der Friede fehlt, dem fehlt die Klarheit.
Und glaub' auch nicht den schattenlosen Seelen,
Die, leicht berauscht von eitler Tageslust,
Die ernste Frage in der Menschenbrust,
Den ew'gen Zweifel, feig sich wollen hehlen:
Die Augen schließen schützt nicht vor dem Licht,
Wer Feinde meidet, der besiegt sie nicht.

Das Leben ist nicht traurig und nicht heiter,
Und Glück und Unglück nicht das Maß der Welt:
Sie ist auf Menschenzwecke nicht gestellt: —
Sie ist unendlich herrlicher und weiter
Als euer thöricht Lieben mag und Hassen
In seiner Selbstsucht enge Kreise fassen.
Durch die Natur und durch die Geister waltet
Ein prachtvoll-ernstes, heiliges Gesetz,
Umschlingt das Weltall wie ein eh'rnes Netz,
Als Form, die allen Inhalt sich gestaltet:
Du kannst es nicht als Kette von dir streifen,
Du kannst es nur bewundern und begreifen.
Und fragst du mich, was dies Gesetz befehle?
Das Schöne feurig lieben, wo es sei,
Das Menschlich-Gute wirken frank und frei,
Die Wahrheit suchen mit der ganzen Seele,
Und was dir selbst und was dem Allgemeinen
Gebührt, in einem edeln Leben einen. —
Verzichte ganz, so bist du frei von Schmerzen,
Begreife, was notwendig, und sei frei,
Zerbrich der Selbstsucht schnöde Tyrannei: —
Dann wird es Friede sein in deinem Herzen,
Und all' die tausendstimm'gen Lebenstöne
Sind Ein Accord von wunderbarer Schöne! —

Gedichte

Zweite Sammlung

Der höchste Nutzen der Geschichtsforschung ist die Begeisterung.
Goethe.

Frau Rat

Anna von Doß

zugeeignet.

Hylas.

— πάντων δεινότατον γυνή.
Orphiker.

Wer sind die wagenden
Reisigen Männer,
Welche durch kolchische
Wellen und Klippen,
Kühner als Sterbliche,
Trägt das argivische,
Stattliche Schiff? —

Aller hellenischen
Helden die besten
Haben geschart sich hier,
Um aus Barbaren-
Land zu entführen das
Köstliche, leuchtende,
Goldene Vlies.

Sieh, an dem Maste dort
Lehnt mit dem Speere
Jason, der Mutige,
Wachend und hoffend;
Kühn in die neblige
Nacht und das Künftige
Blickt er hinaus.

Aber auf zottigem
Felle des Löwen
Ruhet des Herakles
Göttliche Stärke:
Stolz des errungenen
Ruhms und bestandener
Mühen getrost.

Neben ihn schmieget sich
Hylas, sein Liebling,
Sprossenden Flaum um die
Lieblichen Wangen,
Hylas, der schönste der
Knaben, dryopischen
Königsgeschlechts:

Hylas, Theiodamas'
Blühender Sprößling,
Keusch wie ein Mädchen und
Schön wie ein Eros,
Welcher der Frauen, ja
Selber der Göttinnen
Heimlicher Wunsch!

Welchem selbst Artemis,
Als sie ihn schlummernd
Fand in den heimischen
Wäldern — so sagt man —
Einst, mit Erröten, doch
Liebebesiegt auf die
Schläfe geküßt.

Dieser begann, zu dem
Freunde gewendet,
Staunend die mächtigen
Sehnen betrachtend:
„Alles, du Göttlicher,
Hast du in Kämpfen und
Siegen erprobt.

Alles bestand dir die
Eherne Kraft und
Lodernd im Busen der
Freudige Kampfmut:
Sage nun, Göttlicher,
Wer der gefährlichste
Feind dir erschien?

Ob des nemeischen
Löwen Umarmung,
Ob die unendlichen
Häupter der Hydra,
Oder der dräuende
Rachen des Cerberus, —
Hehl' es mir nicht.“

Aber es schüttelt das
Haupt der Alkide,
Und aus dem mächtigen
Herzen erseufzend,
Legt er die Hand auf die
Goldenen Locken des
Lieblings und spricht:

„Mögen die Götter dir
Immer bewahren,
Goldener Knabe, die
Glückliche Blindheit,
Daß dir die Feinde mit
Krallen und Rachen die
Schrecklichsten sind!

Nicht des nemeischen
Löwen Umarmung,
Noch die unendlichen
Häupter der Hydra,
Oder den dräuenden
Rachen des Cerberus
Fürchte, mein Sohn.

Fürchte die Pfeile von
Blitzenden Augen,
Fürchte den Feind mit den
Glühenden Gliedern:
Wenn er mit schneeigem
Arm dich umstricket, dann
Fürchte, mein Sohn.

Siehe, mich selber, den
Sohn des Kronion,
Welchen nicht Helden, nicht
Götter bezwungen,
Mich hat Omphale, das
Weib mit den üppigen
Lippen, besiegt.

Ja, und zuletzt um ein
Weib zu verderben
Haben mir ewige
Parzen gesponnen.
Scheuer drum meide denn
Flammende Gluten, mein
Knabe, das Weib." — —

Und wie aus purpurnem
Meere sich hebet
Helios, Göttern und
Menschen zu leuchten,
Ziehen die Helden das
Dunkle, geschnäbelte
Schiff an den Strand. —

Lieblich ist's segelnden
Männern, nach langer
Fahrt auf den schwankenden
Fluten des Meeres,
Wieder zu schreiten mit
Sicherem Tritt auf dem
Grünenden Land.

Hylas, ein Lied auf den
Lachenden Lippen,
Eilt in die blumigen
Wiesen der Insel,
Schwank auf dem lockigen
Haupte der zierlichen
Amphora Last.

Und von den Wiesen in
Schattige Haine
Lockt ihn mit Rieseln und
Rauschen die Quelle,
Bis sie sich stürzet vom
Fels in ein Becken mit
Silbernem Schaum.

Kühl ist's und lieblich hier.
Veilchen und Krokos
Kränzen die moosigen
Ränder der Tiefe:
Schon ist des köstlichen
Trankes die Amphora
Lange gefüllt.

Aber noch weilet der
Jüngling, es fesseln
Hold ihm die Sinne die
Zauber des Ortes:
„Danke, du freundliche," —
Ruft er, — „du gastliche
Nymphe des Quells!

Opfer gebühret dir,
Holde Najade:
Laß dir die duftenden
Veilchen gefallen!"
Und in die bläuliche
Tiefe, die schillernde,
Wirft er den Strauß.

Horch, da erklingt aus den
Tönenden Wellen,
Lieblich wie Flöten, ein
Lockendes Singen:
Siehe, da hebt sich's mit
Schneeigen Armen und
Winket hinab. — — —

Herakles lange durch-
Forschte das Eiland,
Wiesen und Waldungen,
Rufend nach Hylas:
Aber verschwunden von
Augen der Sterblichen
Blieb der Genoß.

Wieder entsegelte, —
Ohne die Beiden, —
Durch die Gewässer das
Mächtige Meerschiff:
Und es erfüllte das
Öde Gestade mit
Klagen der Held,

Bis, ihn beschwichtigend,
Sprach aus den Wolken
Also der Donnerer:
„Herakles! trag es.
Was das Erfreulichste,
Bleibt das Verderblichste
Ewig: — das Weib."

Herakles.

Nicht stets erfreut der Sitz bei den Himmlischen,
Auf Purpurpolstern, unter dem Marmordach:
Auch Goldgetäfels wird man müde:
Manchmal verlangt mich nach Wald und Freiheit.
Hier, wo der Fels sich schattend herüberwölbt,
Wo durch den Eichgrund sprudelnd die Quelle rinnt,
Hieher den Mischkrug, den bekränzten,
Hebe, mein Weib und doch ewig Mädchen!
Ja, lehne nur, du selige Anmut du,
Das kleine Köpfchen mir an das breite Knie
Und laß in deinem Haar mich spielen,
Während das Herz ich dir ganz erschließe.
Du weißt es nicht, du göttlich geborene,
Was doch in tiefster Seele der schönste Stolz,
Mit dem ich oft in leisem Lächeln
All' die Olympier überschaue.
Sieh, ihnen ward verdienstlos die Göttlichkeit,
Die ich aus eigner Kraft mir im Schweiß errang,
Bis Hera selbst und all ihr Hassen
Endlich beschämt sich versöhnen mußte.

O, als sie selbst, die herrliche Feindin, mir
Am Götterhochsitz thronend, die Rechte bot, —
Ein Stolz durchdrang mir da die Seele,
Welchen ihr Ares doch niemals kannte!
Drum segn' ich sie um jenen gewalt'gen Groll,
Der mich verfolgend trieb bis zur Unterwelt:
Ihr Haß erhob den Sohn Alkmenens
Hoch zum Olymp und zu Hebes Gatten. — —
Nur Einem beugen Haupt und Gedanken sich
In heißer Liebe stiller Bewunderung:
Dir, großer Vater Zeus Kronion,
Herrlichster du in steter Hoheit!
Einst kömmt der Tag, da alle Gewalten sich,
Giganten, Götter, Menschen zumal, empört
Erheben gegen deine Herrschaft,
Weil sie so viel nicht der Größe tragen.
Dann birst des Hades Thor und Poseidon brüllt,
Es tost der Kosmos: aber du lächelst nur;
Dir bleibt dein Blitz, dir bleibt dein Adler, —
Herakles bleibt dir und seine Treue.

Hektor und Kassandra.

Hektor.

Nun, Kassandra, wohlan, wie bewährt sich das Trauer-Orakel?
Hast nicht Grau'n du und Weh' in die Opfergesänge gerufen?
Sahst mich niedergestreckt in den Staub von der Kraft des Peliden,
Sahst schon Priamos selbst an den Hausaltären erschlagen
Und die Tempel der Stadt von achäischem Feuer verschlungen.
Solches sahst du im Geist: nun sieh' mit den Augen, o Schwester
Weit von den Mauern hinweg, bis in ihre geschnäbelten Schiffe,

Hab' ich die Griechen gescheucht mit dem Speer und mit Phöbos Apollon:
Wund in den Zelten liegt, von dem siegenden Schwert mir getroffen,
Tydeus' Sohn, Agamemnon selbst, Menelaos, Odysseus.
Kaum mit dem riesigen Schild hat der telamonische Ajas
Ihr Entweichen beschirmt: doch nicht vor dem Feuer die Schiffe,
Welches ich unter sie warf. Wo bleiben nun deine Orakel?
Morgen vielleicht schon sehn wir bedeckt die unendliche Meerflut
Von dem flüchtenden Feind und wir opfern Zeus, dem Befreier.

Kassandra.

Ach, zwischen heut und morgen hat ein Gott gesetzt
Die dunkle Nacht und jede dunkle Möglichkeit!
Mir selbst zwar, wie ich vom bezinnten Turm herab
So heldengroß, dich, edler Bruder, schalten sah,
Um einen Speerwurf stets voran dem ganzen Volk,
Unwiderstehlich treiben vor dir her den Feind, —
Mir selbst drang Hoffnung in die hoffnungslose Brust.
Ja, wenn gerecht die Götter, dacht' ich, im Olymp,
Wenn nach Verdienst und Recht sie messen Lohn und Glück,
Wem anders kann der Sieg als Hektor werden dann,
Der für die Götter und die heilig=teure Vaterstadt,
Der für die Eltern, Brüder, Schwestern und das Weib,
Der einz'ge Mann ein ganzes Heer, den Kampf besteht: —
Wer, wenn nicht Hektor, soll des Sieges würdig sein?
Doch wie ein dunkler Schatte fiel mir schwer aufs Herz:
Du Thörin rechnest nach Verdienst und Würdigkeit
Und weißt doch, daß ob Göttern und ob Menschen hoch
Das urteillose, dumpfe, blinde Schicksal steht,
Das ganz nach Willkür hebt und hält und niederstürzt.
Gerechtigkeit ist nur der Menschen frommer Wahn:
Doch in den Sternen oben weiß man nichts von ihr
Und statt Gerechtigkeit regiert Notwendigkeit.

Hektor.

Wahrlich, ein schauerlich Wort, ein vermess'nes, hast du gesprochen
Und das dem Manne das Herz in der Brust, das wackre, beklemmt
macht.
Auf, nicht also, mein Herz, wir bedürfen des freudigen Mutes! —
Schwester, wie solches auch sei — und vielleicht erkennst du das
Wahre —
Mir ziemt immer nur Eins: dem Gebot in der Brust zu ge-
horchen.
Das mich zu kämpfen treibt für die Vaterstadt und die Meinen!
Möge der Sieg des Schicksals sein: — die Tugend ist unser!
Ohne Himmel und mit: — laß uns vollbringen was Recht ist
Und, ist's also verhängt, so laß uns schweigend erliegen,
Edler als unser Feind und gerechter als unser Verhängnis. —
Sieh, dort stürmet heran, in Achilleus' Waffen, Patroklos:
Auf, ihr Wächter, das Thor! mich verlangt, mit dem Tapfern zu
kämpfen:
Ein Orakel nur gilt, das gebeut, für die Heimat zu sterben.

Nemesis.

Die Götter lieben was bescheiden:
Sie segnen reich das Werk der Pflicht:
Das Stolze wollen sie nicht leiden,
Das sich vom heil'gen Maß will scheiden: —
Doch neidisch sind die Götter nicht.

Dem Pflüger, der die Frucht der Erde
Mit stillem Fleiße schwer gewinnt,
Wann er am fromm bekränzten Herde
Im Weine löset die Beschwerde, —
Ihm sind die Götter hold gesinnt.

Den Schiffer, der den Dioskuren
  Vertraut und nicht dem eignen Mast
Und, landet er an fremden Fluren,
Den Göttern dankt, die mit ihm fuhren, —
  Es ist kein Gott, der solchen haßt.

Doch der die freien Lüfte wollte
  Sich unterwerfen: Ikarus,
Er wagte, was der Mensch nicht sollte,
Daß ihm der Gott des Äthers grollte,
  Und warf ihn in den Tartarus.

Zu stolz hat Niobe gesprochen,
  Zu sicher Krösos sich gesonnt,
Antigone das Recht gebrochen,
Und Xerxes hat das Land durchstochen
  Und überbrückt den Hellespont!

Und Phaëthon, der staubgeboren
  Dem Gott des Lichtes griff ins Amt,
Prometheus, der um Menschenthoren
Den Bund der Götter abgeschworen, —
  Erlegen sind sie allgesamt.

Denn, wer mit ungezähmten Sinnen
  Der ew'gen Ordnungen vergaß,
Das Unerhörte zu gewinnen,
Das Unerlaubte zu beginnen
  Sich kühnen Übermuts vermaß, —

Den stürzen sie, die Allgerechten,
  In ew'ge Nacht und Finsternis:
Streng ob den Guten und den Schlechten
Herrscht, mächtig über allen Mächten,
  Die höchste Göttin: — Nemesis.

Gesang der Athener.

Klare Göttin, Zeus-Geborne, nimm Gesang und Opfer hin,
Dieses Landes alt-erkorne Freundin und Beschirmerin.
Die der Wölfe wilde Scharen mit dem Speer dahingestreckt,
Und die wilderen Barbaren mit dem Gorgo-Schild geschreckt.
Was da dumpf und ungeheuer, scheuchest du in wirre Flucht;
Dir ist sanfte Sitte teuer: frommes Maß und edle Zucht.
Xerxes mag den Kriegsgott ehren, der zum Ansturm wütend treibt:
Du sollst stete Kraft uns lehren, die in Abwehr sicher bleibt.
Wo den heil'gen Speer du senkest, sproßt des Ölbaums Segensfrucht:
Wo du ihn im Kampfe schwenkest, da entschart den Feind die Flucht.
Gleiches möge man beschieden deinen frommen Söhnen sehn
Schön und festlich sei im Frieden, schrecklich sei im Kampf Athen.

Salamis.

Stimmt nun freudige Lieder an,
Allen Göttern zu Preis und Lob,
Weil das Heer der Barbaren floh
Vor den Söhnen von Hellas.
Zahllos, wie sich ein Möwenschwarm
Kreischend auf das Gestade wirft,
Rauschten ihre Geschwader an,
Häßlich, bunt und verworren.
Doch die Städtebeschirmerin
Hielt ob ihrem Olivenland
Hoch den rettenden Gorgo-Schild: —
Dank dir, Pallas Athene.
Wieder nun am Ilissos hin
Mag mit Flöten der Reigentanz
Hochaufatmender Mädchen ziehn,
Sicher vor den Barbaren.

Wieder vor den Altären nun
Mag beginnen das Weihespiel:
Statt des Schildes, o Sophokles,
Führe wieder die Leier.

Aspasia an Perikles.

Einsam wandelst du, Freund, während des langen Tags,
Einsam wie in dem Haus, so in des Markts Gewühl:
Denn nicht der Feinde Haß reicht, nicht des Freunds Verstehn,
Selbst nicht des Volkes Dank, das dir vergötternd jauchzt,
Reichet empor an deine Größe.
Ob sie des Feldherrn Schwert, ob sie des Staatsmanns Blick,
Oder des Redners Wort, immer bereit und scharf,
Ehren, hassen und scheu'n: — einzelne Strahlen nur
Fassen sie, nicht dein Wesen selber.
Wie des Blinden Gefühl tastend den Fuß berührt,
Höchstens das Knie des Zeus, den du durch Pheidias
Leuchtend aus Elfenbein schufest und lichtem Gold: —
Also betasten sie deine Größe.
Einsam wandelt dein Geist: vollends jedoch dein Herz,
Dieses göttliche Herz, das in der Marmorbrust
Unerschöpfliche Glut edelster Güte birgt, —
Niemand erkennt es als deine Freundin.
Komm, erschließ' es mir ganz, wie du so oft gethan:
Siehe, die Stunde winkt; weich vom Hymettos her
Flutet der Veilchen Duft und nur der Mond durchlauscht
Meine verschwiegenen Myrtenhecken.
Dank den Göttern, die schön bildeten diesen Leib,
Dank den Göttern, die weit schufen und tief dies Herz,
Perikles, dir zum Trost: — laß mich gewähren und
Bald von der Stirne dir weicht die Falte.

Einsam wandelst du, Freund, während des langen Tags:
Aber die holde Nacht legt dein geliebtes Haupt
An Aspasias Brust, welche, — du hast's gesagt, —
Ganz dich versteht und voll beseligt.

Alexandros.

Nimm hinweg die goldne Schale, schöne Tochter Griechenlands,
Laß die Flöte von den Lippen, nimm aus meinem Haar den Kranz!
Hörst du nicht die Rosse wiehern? Dank, ihr Götter, sie sind da!
Sind's, Dareios und die Perser und die ganze Asia!
Heimzahlt heute den Barbaren Hellas lang verdienten Lohn
Und Athens verbrannte Tempel rächet des Philippos Sohn.
Rasch den Helm, den mähnumbüschten, reichet Schwert mir und Geschoß,
Auf, Hephästion, mein Trauter, zäume den Bukephalos!
Wie auf dumpfe Rinderherden hohen Sprungs der Löwe fällt,
Freudejauchzend will ich jagen in die wirre Sklavenwelt.
Weine nicht, du schönes Mädchen! Heut' werd' ich dir nicht geraubt:
Alle Götter der Hellenen schützen dies geweihte Haupt.
Held Achilleus, großer Ahnherr, leuchtend steht dein Bild vor mir
Und durch Lethe selbst soll dringen deines Enkels Ruhm zu dir.

Skythenweisheit.

Der Perserkönig hielt zu Susa Hof:
Aus allen Landen kamen die Satrapen
Und beugten in den Staub die stolzen Häupter;
Sie brachten alles Köstlichste zur Schatzung:
Des Meeres Perle und der Ceder Harz,
Der Edelstein des Bergs, des Stromes Gold
Ward reich zu Xerxes' Füßen hingestreut
Und fünfzig Kön'ge dienten ihm beim Mahl. —

Da war ein Mann aus Skythenland gekommen,
— Kein König: ohne König sind die Skythen —
— Nichts schatzend: denn die Skythen schatzen niemand —
Geraubte Rosse heischend, welche Knechte
Des Königs aus dem Grenzgebiet entführt,
Nur seine beiden Knaben sein Geleit. —
Der Mann fand Gnade vor des Königs Augen,
Weil er so anders war, als seine Sklaven.
Er nötigt ihn, zu bleiben Tag um Tag,
Ob längst der Zweck, um den er kam, erreicht;
Er zeigt ihm seine Schätze wie sein Heer,
Der Priester Weisheit und der Frauen Reiz:
Für alles hat der Gast ein sinnig Auge,
Und, wenn er redet, stets ein sinnig Wort.
Und als der Tag des Scheidens nun gekommen,
Da spricht der König: „Höre mich, Vorast,
Ich darf nicht hoffen, dich zurückzuhalten,
Denn deine Seele hängt an deinem Volk;
Doch laß die Knaben mir: ich will sie hier
Mit meinen eignen königlich erziehn
Und sie dir reich und weise wieder senden.
Du willst nicht? Schüttle nicht das Haupt, Vorast!
Du mußt doch selbst gestehn, es birgt mein Hof
Viel tausend Güter, eurer Steppe fremd.
Verschmähst du alle Schätze, wohl, so können
Von unsern Magiern deine Knaben lernen
Jedwede höchste, euch versagte Weisheit." — „Nein,
O König, laß mich ziehn mit meinen Söhnen.
Nur Eine Weisheit giebt's und diese, Xerxes,
Zu lernen komm zu uns ins Skythenland:
Hier ist sie nicht." — „Nun," lächelte der König,
„Und welches wäre diese höchste Weisheit?"
„Sie ist: — sprach er und ging mit seinen Knaben —
Den Tod nicht fürchten und die Wahrheit sagen."

Gesang der Legionen.

Durch Alpenschnee, durch Parthersand mit immer stetem Schritte,
Wir tragen mit das Vaterland und Römer Recht und Sitte.
Und wo der Feldherr Lager schlug, da kann uns Heimat werden:
Wir folgen unsrer Adler Flug und unser ist die Erden.
Und nach dem Sieg das Schwert gesenkt und Pflug geführt und Spaten:
Das Land, das römisch Blut getränkt, ward römischer Penaten.
Am Euphrat und am Donaustrom blüht heil'ger Dienst der Laren
Und rings ersteht ein kleines Rom zum Staunen der Barbaren.
Der Sumpf versiegt, der Urwald fällt, nah'n sich des Liktors Stäbe:
Wir bringen eine schön're Welt: den Ölbaum und die Rebe.
Wir bauen Straßen von Granit, die noch in fernsten Tagen
Den eh'rnen Schritt, den Siegesschritt der Schlachtkohorten tragen.
Denn uns ist aus Orakelmund das Schicksalswort verkündet:
So ewig steht im Erdenrund das Römerreich gegründet,
So ewig ziehn von Pol zu Pol die römischen Legionen, —
Als am betürmten Kapitol die ew'gen Götter thronen.

Die Vestalin.

Was wälzt sich mit Fackeln durchs schweigende Rom?
Was qualmet und rauchet am Tiberstrom?
Rings Priester, Liktoren — ein wimmelnder Zug —
Für ein einziges Opfer der Schlächter genug!
„Die junge Vestalin, sie brach den Eid:
Auf! rasch sei die Stadt von dem Greuel befreit,
Eh' Fulvius naht, der Imperator,
Der Konsul, der Sieger, der Triumphator,
Der Karthago besiegt, von den Göttern getragen, —
Rein finde die Stadt sein kurulischer Wagen."
Schon betritt das Gerüste die bleiche Gestalt,
In unsäglichem Leid noch von Reiz umwallt.

Und der Pontifex hebt zu den Göttern die Hand:
„Ihr Ewigen, euch ist der Frevler bekannt,
Verschwieg sie ihn uns mit versiegeltem Mund —
Euer Fluch, euer Blitzstrahl thu' ihn kund."
Da lächelt und spricht, die noch immer geschwiegen:
„Mein Segen wird euere Flüche besiegen!
Geliebter, dir folget auf allen Wegen
Kamillas unendlicher Liebessegen."

Und der Pontifex schleudert den Brand ins Gerüst:
Wie gierig die Flamme die Sohlen ihr küßt!
Da horch — die flaminische Straße herauf
Jagt donnernden Hufschlags beflügelter Lauf:
Rot stieben die Funken — rings weichet der Troß —
Braust Pluto heran auf dem Höllenroß?
Nein, nein, sie erkennen den rasenden Reiter: —
Held Fulvius ist's, der gewaltige Streiter,
Der Konsul, der Sieger, der Schreck der Karthager: —
Trug ein Gott ihn hieher aus dem libyschen Lager?
Tot stürzet der Rappe: — durch Rauch und durch Brand
Dringt Fulvius hin, wo die Lächelnde stand:
Aufschreien die Priester, das Volk ertobt.
„So kommst du, Geliebter, sei ewig gelobt!"
„Und glaubtest du wirklich, ich ließ dich allein
In Schmach und in Schmerzen und Todespein?
Wir teilten der Liebe selige Flammen, —
Wir teilen auch diese: — wir sterben zusammen!"
Und ein Dolch und ein Blitz: — und auf ewig verbunden
In Feuer und Glut sind die beiden verschwunden.

Der Sklave.

Aus dem Land der Äthiopen haben sie mich weggeführt,
Wo nach schlanken Antilopen hohen Gangs der Löwe spürt.

Nimmer schau ich mehr die Stätte, wo der Stolz Karthago's brach: —
  Doch ich küsse meine Kette und ich segne meine Schmach.
Denn zum Dienst der schönen, weißen Konsultochter fiel mein Los:
  Seitdem geht mein Blut in heißen Wogen und mein Glück ist groß.
Weißer als die Straußenfeder ist der Nacken Tullias,
  Schlanker ist sie als die Ceder an den Strömen Afrikas
Unter dunkeln Wimpern prangen ihr die Augen prächtig rund,
  Pfirsichflaum deckt ihre Wangen und Rubinen ihren Mund.
Nächtens kaur' ich auf der Schwelle, hart das Ohr zur Thür gelegt,
  Lauschend saug' ich Well' auf Welle, die ihr holder Atem schlägt.
Wann ich sie zur Sänfte hebe, stützend ihren runden Arm,
  Tobt mein Herz und ich erbebe und mein Blut rollt siedend warm.
Als sie jüngst im Gartensaale wandelnd nach dem Kühltrank frug,
  Rasch in die krystallne Schale gieß' ich aus dem schlanken Krug;
Und mit freundlicher Gebärde streift mich nur ihr Finger sacht, —
  Und ich zucke und zur Erde klirrend der Pokal zerkracht:
Zornesbleich die Rechte hebt sie: — doch ins Auge blick' ich ihr: — —
  Da errötet und erbebt sie und sie wendet sich von mir.
Ja, du weißt es jetzt, der kühne Knecht auch hat empfindend Blut!
  Einst erscheint ein Tag der Sühne für die grenzenlose Glut.
Sechs Legionen hingerungen hat schon der Empörung Strom,
  Und, von Freien unbezwungen, bebt vor seinen Sklaven Rom.
Wenn die letzte Fessel sprenget starken Armes Spartacus,
  Konsultochter, dann versenget dich des Afrikaners Kuß.

Tacitus.

Der Jungfrau ähnlich, die in Trojas Jubel
Den Weheruf geahnten Unheils warf,
Ungläub'gen Spott allein als Antwort findend,
Kassandra gleich steh' ich in dieser Zeit!
Verderben seh' ich rings, wohin ich schaue,
Mit leisen Geistertritten eilend nah'n,
Indes das Volk im Cirkus brausend lärmt

Und seine wilden Bacchanale hält.
Der Tempel darbt des Opfers und das Herz
Der Andacht; ungeglaubte Götter lehrt
Der Priester: fremden Sagen lauscht das Volk,
Die nicht verknüpft sind mit der Väter Thaten.
Die Weisen spotten über Jupiter
Und finden keinen andern Gott statt seiner.
Die Kaiser aber kränzen sich mit Rosen,
Denn selten ward der Lorbeer in dem Land;
Und will ein Fürst, der noch ein Römer ist,
Dem Unheil steuern, ist's, wie wenn ein Mann
Mit Schwert und Schild den Strom des Weltmeers hemmt.
Die Jugend schwelgt mit griechischen Hetären,
Indessen Sklaven die Legionen füllen,
Die nur mit Scham zur Schlacht der Adler führt,
Und Laster, ungeheure Laster thronen
Auf allen sieben Hügeln dieser Stadt.
Auf steilem Fels steht dieser Riesenbau:
Er wankt und täglich mehr neigt er zu Fall.
Sie kömmt nicht mehr, die Zeit der Scipionen!
Umsonst singt von Triumph der Dichter Mund:
Es sind die letzten Flügelschläge nur
Des Adlers, dem der Pfeil im Herzen steckt.
Im Osten fliegt des Parthers leicht Geschoß
Schon ungestraft in römische Provinzen,
Und furchtbar pocht die Streitaxt des Germanen
An dieses Reiches morschgewordne Thür.
Uns hält der Feinde Zwist, nicht eigne Macht;
Weh uns, wenn diese waldgeborne Kraft,
Wenn diese freien Ströme sich vereinen
Und mächtig von den Alpen niedergehn.
Was haben wir als Damm, sie abzuwehren?
Den Ruhm der Väter und der Enkel Wahn!
Mir aber sei's vergönnt, vorher zu sterben!
Mich ekelt dieser faulgewordnen Zeit,

Und oft beschleicht mich qualvoll der Gedanke:
Die Götter achten dieser Erde nur,
Um uns zu strafen, nicht um uns zu helfen.
Nicht unter diesen Menschen will ich leben:
Aufrollen will ich mir der Zeiten Buch,
Und Großes schau'n, das andre Tage schufen.
Doch dieser Zeit will ich empfindungslos,
Ein Demantspiegel, gegenüber stehn
Und zeigen ihr das ungeheure Bild
Der eignen Thorheit und der eignen Schuld.
O würd' es ihnen zum Gorgonenhaupt,
Das sie entsetzte und versteinerte:
So blieben sie, ein großes Schreckbild, stehn
Und eine Warnung künftigen Geschlechtern.

Das Gericht zu Sirmium.

Der Scheiterhaufe dampft zu Sirmium,
Der Bischof und die Mönche sind zur Hand,
Zum Himmel steigen Weihrauch und Gebet:
Da tönt die Tuba vor dem Thor der Stadt —
Ein Reiterzug — Gesandte sind's und Feldherrn
Constantius', des kirchenfrommen Herrn: —
Sie heischen Einlaß und der Bischof lädt
Zum Richtplatz sie, auf daß sein heil'ger Eifer
Kund werde rühmlich vor des Cäsars Thron.
Der Führer der Gesandtschaft, hoch und ernst,
Nimmt von dem Thron von Elfenbein Besitz,
Als wäre hier sein angeborner Platz.
Den braunen Reitermantel umgeschlagen,
Den Reisehut tief in die Stirn gedrückt,
Gebeut er stumm: „Führt mir die Schuld'gen vor."
Da schreitet vor ihn hin ein junges Paar,
Als sei'n von alabasternen Gestellen

Jüngst ein Mercurius und eine Hebe,
Zu wandeln unter uns, herabgestiegen.
„Und was habt ihr verbrochen?" frägt sie streng,
Mit Adlerblicken forschend, der Gesandte.
„Herr," sprach der Jüngling, „meine schöne Kunst
Ist meine Schuld: ich meißle Marmorbilder
Und an die holden Götter glaub' ich gern,
Die ich mir schaffe: und dies goldne Kind
Gewann ich, daß sie Seel' und Leib mir schenkte;
O sieh, wie schön sie ist: halb Mädchen noch
Und doch schon Weib; nach ihr schuf ich mein Bild
Der Hebe: — laß es kommen, glaube mir,
's ist schön: gern will ich sterben, findest du's nicht schön." —
— „Ihr wußtet beide, tödlich sei die Schuld?"
„Wir wußten," hob die junge Griechin an,
„Daß heutzutage wird zum Tod verdammt,
Was schön und selig und notwendig ist."
„Du bist sehr kühn!" sprach sinnend der Gesandte,
Und dennoch will ich eure Schuld verzeihn
Und euch entziehn der schon geschürten Glut,
Wenn ihr bereut, was ihr gethan, und eurer Liebe
In klösterlichen Büßungen vergeßt."
Da hob, gleich wie im Wettgesang, das Paar
Die Flügelworte der Begeist'rung an:
„Bereu'n? — bereut die Sonne, daß sie leuchtet?"
„Bereu'n? — bereut die Rose, daß sie blüht?"
„Soll ich die ew'ge Schönheit Lüge strafen?"
„Soll widerrufen meines Herzens Schlag?"
„Soll Buße thun, daß ich den Gott empfunden?"
„Verwerfen soll ich meiner Seele Kranz?"
„O komm, Geliebte, lieber in die Flammen —
Als unter Menschen, die das Heil'ge schmäh'n."
Und zu dem Holzstoß eilend schritt das Paar.
Da hob der Mann von dem kurul'schen Throne
Empor die majestätische Gestalt:

Es fällt der Hut, es sinkt der braune Mantel,
Der Purpur glüht, es blitzt das Diadem,
Und zu dem Bischof kehrt er sich und spricht:
„An diesem Paar, du armer Priester, lerne
Das ew'ge Wunder schöner Menschlichkeit!
Nicht wollen sie, wie deine Heiligen,
Mit kurzer Pein sich ew'gen Himmel kaufen: —
Sie wollen nur für ihre Liebe sterben
Und leben ohne diese Liebe nicht:
Das sind die Heiden, die ihr Sünder nennt!
Ihr — bangt nicht mehr! Hier fasset meine Hände
Constantius der Fromme lebt nicht mehr:
Ich aber bin der Cäsar Julian,
Den die Legionen hoben zu Paris
Mit ihm die alten Götter auf den Schild!
Ja, sie erstehn: das Reich der Pein ist aus!
Vom Himmel schwebt die gold'ne Aphrodite,
Die Grazien kehren in die Welt zurück.
Auf! nach Byzanz! Du, Jüngling, folge mir,
Und ruf' auf die entgötterten Altäre,
Die leeren Tempel den Olymp zurück.
Doch deine Hebe, gleicht sie dieser da,
Soll schmücken des Palastes Giebel mir,
Der Jugendschönheit siegendes Symbol,
Der wie Julianus huld'gen soll die Welt!"

Julian der Apostat.

(A. May zu eigen.)

Ich fass' es nicht, sie wollen mich nicht hören!
Ich rufe sie zum Leben und zum Glück: —
Und Antwort geben sie in Grabeschören,
Und stoßen Kranz und Amphora zurück.

Ein finstrer Wahnsinn hat die Welt befallen!
Des Opfers darben Tempel und Altar:
Umsonst läßt Phöbos die Orakel schallen,
Umsonst bekränzt die Priesterin das Haar,
Die Schönheit selbst ließ ich in Marmor meißeln,
Es schäumt der Wein, es dampfen Myrrhendüfte:
Doch sie zerfleischen sich mit blut'gen Geißeln,
Und fliehn mit ihrem Gott in Totengrüfte.
Weh mir! mich scheltet ihr den Apostaten,
Und ihr nur habt des Abfalls Schuld zu tragen,
Die an den Schmerz ihr habt das Glück verraten
Und alle Freuden habt ans Kreuz geschlagen.
Nein, für die Mönche ward ich nicht geboren!
Und kann ich nicht den Gang des Schicksals wenden
Und ist der Jugendtraum der Welt verloren,
Will ich mit allem, was da schön ist, enden.
Horch! Hörnerklang! das sind Barbarenheere!
Nun folgt mir, Hellas' Schwung und Romas Tugend!
Phöbos Apoll, du Gott, den ich verehre,
Gieb mir den schönen, raschen Tod der Jugend!
Triff mich im Heldenkampf, im Siegesflug,
Triff mich wie den Peliden am Skamandros:
Dann für den Griechen, der die Perser schlug,
Schafft Raum im Hades neben Alexandros!

Aëtius.

Die Schlacht der beiden Welten ist geschlagen, —
Des Ostens Roheit floh zurück in Schmach:
Den Schild Europas hat mein Arm getragen,
Daran des Hunnen grimmer Stoß zerbrach.

Der Lorbeer kränzet diesen müden Scheitel,
Der Sieg vergoldet neu den Feldherrnstab:
Mir aber dünkt der Siegesjubel eitel,
Und dürft' ich ruh'n, ich stiege gern ins Grab.
Wohl rettet' ich die Welt vor dem Vernachten,
Doch nicht für Rom, — nicht Rom zum Eigentum:
Germanenvölker schlagen unsre Schlachten,
Und ihnen wird die Beute wie der Ruhm!
Erschüttert wankten der Legionen Glieder,
Da hielt der Goten frische Kraft das Feld;
Burgunden rissen Etzels Fahnen nieder
Und Alamannen stürmten sein Gezelt!
Horch! Gotenjubel rauscht durch die Gefilde:
Sie heben hoch den jungen Thorismund
Als ihren Siegeskönig auf die Schilde
Und dünken sich die Herrn vom Erdenrund.
Weh mir: sie sind's! und bis nach Romas Thoren
Tönt unaufhaltsam fort der Siegesschall;
O wär' ich unter Scipio geboren,
Und läg' erschlagen auf Karthagos Wall!

Eva.

Der Mann muß bald zurück vom Walde kehren: —
Er sammelt Reisholz: — lieblich neigt der Wind,
Der Abendwind, des hohen Grases Ähren
Und spielt im lichten Haare meinem Kind.
Wie schläfst du süß, mein Sohn, und schlingst noch fest
Im Schlaf um meinen Hals den weichen Arm:
Nicht fürchte, daß die Mutter dich verläßt —:
Ich bin bei dir: an meiner Brust ist's warm, —
Von Osten her, da leuchtet ferner Schimmer: —
Von Eden sind's die hohen goldnen Thore:
Die schlanken Edelpalmen seh' ich nimmer,
Die dort umblühet stehn von buntem Flore.

Schön war es dort! Viel heller schien die Sonne —
Ach, anfangs wollte mir das Herz vergehn
Um jenes Gartens wunderhafte Wonne,
Fühlt' ich von dorther süße Düfte wehn.
Nun aber schweigt mir längst dies eitle Sehnen:
Du, du, mein Kind, hast mich davon befreit;
Nicht geb' ich meiner Mutterliebe Thränen
Um jenes Paradieses Seligkeit.
Wenn du mich eng umschlingst mit zarten Armen,
Drückt unsre Schuld und Gottes Fluch mich minder:
Ich fühl's: Gott ist ein ewiges Erbarmen:
Er liebt uns auch, denn wir sind seine Kinder!
Schon flutet Dämm'rung über Edens Thoren:
Da kömmt mein Gatte: still, Freund, schreite sacht:
Es schläft das Kindlein, das ich dir geboren,
O küsse leise, daß es nicht erwacht!

Lucifer und Atala.

(Ein Dialog.)

Christus. Raphael, Atalas Schutzengel.
Atala. Lucifer.

Erster Auftritt.

Erde.

Atala allein.

Atala. Der Abend sinkt. Schon leuchtet unser Stern.
„Ich komme," sprach er. Also kommt er auch.
O komme bald. Mein Herz wallt dir entgegen.
Ein Schritt: — 's ist nicht der seine. Sein Schritt scheint
Vom Boden aufzuschweben, der ihn trägt.

Zweiter Auftritt.

Atala. Raphael.

Raphael. Gott sei mit dir in dieser dunkeln Stunde.
Atala. Hell ist die Stunde: — denn sie bringt mir Ihn.
Raphael. Zum letztenmale warnend sag' ich dir:
Laß ab von ihm.
Atala. Läßt man von seiner Seele?
Raphael. Er deine Seele! Weh' dir, sprächst du wahr!
Nicht länger schon' ich dich: es drängt zum Ende.
So wisse denn, der Fremdling, den du liebst,
Er ist kein Sterblicher gleich dir, Atala:
Einst hoch und hell vor allen Engeln Gottes
Ist er der gottverfluchteste nunmehr:
Denn er ist Lucifer, der Hölle Fürst.
Atala. Was er auch sei, mir ist er aller Männer
Gewaltigster und süßester zugleich.
Raphael. In dieser Stunde schon naht Gottes Sohn,
Der ihn auf ewig in den Abgrund weist,
Von wannen endlos, sieglos, hoffnungslos,
Er führt den Kampf des Trotzes mit der Allmacht.
Willst du von Gott dich wenden und zu ihm?
Willst seinen Fluch du und sein Schicksal teilen
Endlosen Weh's?
O komm mit mir — dir winkt der blaue Himmel:
Dort, wo der Engel goldne Harfen rauschen,
Dort, wo der Sel'gen Jubel ewig tönt,
Dort ist dein Platz und deine Heimat dort.
(Lucifer ist im Hintergrund erschienen. Atala erblickt ihn.)
Atala. O er ist da! — geh, meld' es nur da droben,
Den armen Sel'gen sag was Seligkeit,
An seinem Herzen ist Atalas Himmel,
Atalas Heimat ist auf ewig hier — (an seiner Brust).

Lucifer (die Arme um sie schlingend und ihr Haupt auf seine linke Schulter legend, zu Raphael).
Wohl kennt ihr viel in eurem klugen Himmel,
Doch dieses Mädchens Seele kennt ihr nicht.
(Ihr Haar streichend.)
Kind, er spricht wahr: ich **bin** der Hölle König
Und ewige Verdammnis ist mein Los.
Atala (mit einem Blick in sein Auge).
Und **mein** Los ist — auf ewig dein zu sein.
Raphael. Dort kömmt ein Größerer: mein Amt ist aus. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Vorige. Christus.

(Ein Posaunenstoß.)

Christus. Erfüllet ist die Zeit. Du bist gerichtet:
Der Vater schickt mich, dich hinabzustürzen.
Lucifer (tritt von Atala hinweg).
Ich bin bereit. Empfang' mich, ew'ge Nacht!
Christus. Und sonst hat Lucifer kein Wort mehr übrig?
Lucifer. Doch eine Ewigkeit von That vor sich.
Christus. Du weißt, was dich auch jetzt noch retten kann.
Lucifer. Mich selbst verleugnen und um Gnade flehn!
Christus. Nein. Eine Bitte hast du frei an mich,
Ich schwor dir zu bei meines Vaters Haupt,
Was sie auch sei: — sie sollte sein gewährt.
Lucifer (weicher). Woran gemahnst du mich!
Christus. Am Abend war's
Des ersten Schöpfungstags; zum erstenmal
Im nächt'gen Blau erschimmerten die Sterne,
Aus dunkeln Wolken brach der volle Mond.
Wir saßen zu den Füßen Gottes alle:
Da hobest du, von so viel Schönheit trunken,
Das erste Lied, das je gesungen ward,
Der erste Dichter, rhythmenschwungvoll, an:

Ein Loblied war's auf Gott: es lauschten alle
Die Engel und die Himmel und die Sterne:
Der Dichtung erstes Wunder war geschehn.
Der Vater einzig hatte davon Kunde,
Der seiner Schöpferkraft ein Teil dir hatte,
Dir und uns allen unbewußt, geliehn:
Entzückt schwieg alles und du selbst, erstaunt,
Hieltst inne: aber ich gelobte laut
Beim Haupt des Vaters eine Bitte dir:
Jetzt kam die Not: — thust du die Bitte nicht?

Lucifer (nach einer Pause). Ja.

Christus. Nun so sprich, was sie auch sei:
Sie ist gewährt.

Lucifer. Vernichte diese! (rasch Atala an der Hand vor Christus führend)
Doch sei sie ewig ungetrennt von mir.

Christus. Unseliger!

Atala (zu Lucifer). Habe Dank.

(Christus erhebt die Rechte: Atala verschwindet, eine weiße Flamme leuchtet fortan als Lucifers Stirnlocke.)

Lucifer. Triumph! Jetzt Trotz dem Himmel immerdar!
Jetzt aus dem Abgrund hol' ich Schwert und Schild
Zu ew'gem Kampf, von jeder Sorge frei.
Atala leuchtet hell auf meinem Haupt,
Der eigne Lichtgedanke meiner Stirn,
Und nun und nie bedarf ich andern Lichts:
Verächtlich sind mir eure tausend Sonnen,
Mein sei die Nacht, wo diese Flamme strahlt.

(Stürzt sich in den Abgrund.)

Christus. Geh in die Nacht, Lichtbringer, Lucifer:
Die weiße Flamme führt dich uns zurück.

Hagars Rache.

Es kam ein Mann durch die Wüste gefahren
Mit dreißig beladenen Dromedaren.
Die trugen Schätze viel hundert Lasten: —
Unter den Cedern wollten sie rasten.
Da, auf schnaubenden Rossen, mit Pfeil und Bogen,
Kamen die Söhne der Wüste geflogen.
Und nahmen das Gut und schleiften den Mann
Zu ihres Fürsten Zelt hindan.
Der kam geschritten bräunlich schön,
Wie der Löwe schreitet auf Karmels Höh'n.
„O schone mein Leben, nimm Lösegeld,
Ich fülle mit Gold dir das ganze Zelt.
Denn Gott gab Segen meinem Stamm —:
Ich bin Isak, der Sohn des Abraham."
Da riß aus der Scheide der Emir das Schwert:
„Dank den Göttern der Rache, die dich mir gewährt.
Lang fahnd' ich nach dir, lang such' ich dich schon:
Denn ich bin Ismael, Hagars Sohn.
In die Wüste, zum Futter der Geier und Raben,
— So wollt' es ja Sarah, die Treffliche, haben —
In die Wüste verstieß er das Weib und den Knaben,
Und Jehovah vergalt mit Verheißungsgaben!
Doch die Palme der Wüste war gnäd'ger als Gott
Die Verstoßenen leben, Jehovah zum Spott.
Laß sehn, ob er jetzt dich entreißt dem Verderben,
Gottseliges Brüderlein, du mußt sterben."
Da hob von den Polstern ein hehres Weib
Den immer noch königlich schönen Leib.
Sie zerdrückt eine Thräne von Stolz und Harm
Und rührt an des Helden erhobenen Arm.
„O König der Wüste, du mein Juwel,
Mein Löwe, mein Adler, mein Ismael.

Ich bitte zum Dank für ein ganzes Leben:
Mir sollst du den Sohn der Sarah geben."
Und er neigte das Haupt und das Schwert dazu
Und küßte im Staub seiner Mutter Schuh.
„Sag' Abraham," sprach sie zu jenem gewandt,
„Hagar hat mich dir zurückgesandt."

Judiths Siegeslied.

Ihr Kinder Israel, singet dem Herrn,
Singt ihm mit Pauken und Cymbelgetön,
Seid fröhlich und tanzet auf Zions Höh'n:
Denn der Herr, unser Gott, hilft den Seinigen gern,
Und er lenket die Schlachten der Völker.
Er stritt für sein Volk mit gewaltiger Hand, —
Der Assyrer, der kam mit großer Macht,
Er kam vom Gebirge, von Mitternacht,
Seine Wagen und Rosse bedeckten das Land,
Seine Schiffe bedeckten das Wasser.
Er drohte dem Tempel mit Plünd'rung und Spott,
Er drohte den Städten mit Waffen und Brand:
Die Männer verzagten vor seiner Hand,
Doch ihn strafte der Herr, der allmächtige Gott:
Gab ihn in die Hände des Weibes.
Denn ihn schlug nicht die Lanze, die manchen erschlägt,
Ihm traf kein Held den gepanzerten Leib —
Nein, dich, Holofernes, hat ein Weib
Mit ihrer Schönheit danieder gelegt:
Ich, Judith, die Tochter Merari!
Denn ich legte von mir mein Witwenkleid,
Ich zog meine schönen Gewänder an,
Mit köstlichem Wasser sprengt' ich mich an,
Ich umschloß mir den Hals mit goldnem Geschmeid,
Und durchflocht mein Haar mit Rubinen.

Da hat ihm meine Schönheit die Sinne geraubt,
Meine leuchtenden Augen verblendeten ihn,
Er wollte zum Kuß in die Arme mich ziehn —:
Doch ich, ich schlug ihm vom Halse das Haupt,
Daß sich Perser entsetzten und Syrer.
Und es gab sie der Herr in unsre Gewalt:
Wir erschlugen die Syrer, das Heer und den Troß,
Denn du, Herr, bist stärker als Wagen und Roß!
Drum preiset den Herrn, daß es lieblich schallt,
Preist ihn mit Pauken und Cymbeln.

Maria Magdalena.

I.

So, hier das Körbchen mit den reifen Feigen,
Die sich vom grünen Weinlaub bräunlich heben,
Hieher die Datteln und das weiße Brot: —
Auf seinen Sitz breit' ich das weiche Lammfell,
Dorthin das Becken, das die Hände kühlt.
Nun mag er kommen, wann er auf dem Markt
Das Volk gelehrt hat und geheilt die Siechen.
Oft sah ich schon sein Auge heiter ruh'n
Auf diesen kleinen Zeichen meiner Sorgfalt,
Wann er, gedrückt von seiner Göttlichkeit
Im müden Menschenleib, den Tag beschließt. — —
Wie bist du anders worden, Magdalena!
Von Kindheit an schon trieb dies warme Herz
Auf hohen Wellen unbestimmter Sehnsucht:
Nicht von der Schriftgelehrten toter Weisheit,
Nicht von der Jugend Spielen ausgefüllt.
Weit sah der blüh'nden Jungfrau Blick umher,
Auf etwas Großes, nie Geseh'nes harrend.
Und mancher meines Volks sprach mir von Liebe

Und wie ich schön sei wie kein ander Weib:
Mich aber ekelte des Männertums,
Das um ein schönes Weib zu werben wagt
Und knechtisch sich dem fremden Sieger beugt
Und blut'ge Striemen trägt auf schnödem Leib
Von römischer Liktoren Geißelschlag. —
Von meinem Volke wandte sich mein Herz
Zu jenen stolzen Frevlern, groß an Kraft,
Die statt an Götter nur an Rom noch glaubten.
Ich wollte lieben können und bewundern
Und warf mich an des Römers starke Brust.
Doch wehe mir! die weihelose Kraft
Zerstört was sie umarmt und kennt die Scheu,
Die heil'ge Schonung zarter Liebe nicht.
Als ich erkannt, daß mich der Römerstolz
Gleichwie die süße, dunkelreife Traube,
Die er in seinen goldnen Becher drückt
Und jubelnd ausschlürft, achtlos fallen ließ, —
Da faßte mich unnennbar wilder Schmerz!
Ich hatte meines Volkes mich geschämt
Und war die Beute worden seines Siegers!
Nie wollt' ich so viel Schande mir gestehn.
Berauschen wollt' ich das gequälte Herz,
Daß es vergäße seiner bittern Schmach
In süßem Taumel, und von Lust zu Lust
Riß mich der wilde Drang der Sehnsucht fort. —
Doch oft, wann ich den Scharlach der Granate
Zu üpp'gem Fest flocht in mein schwarzes Haar,
Da brannten mir die Blumen auf dem Herzen
Wie heiße Feuerkohlen meiner Schuld. — —
Und als ich einst, gehetzt von Reu' und Trotz,
Von grimmem Widerstreit die Brust zerrissen,
Schritt aus Pilatus' festlichem Palast,
Ein Haufe Volks zog da an mir vorbei,
Geringen Standes, Fischer schien's und Zöllner,

Nicht achtend mein, nur lauschend auf die Worte
Des Jünglings, welchen sie geleiteten.
Der aber wandte sich zu mir: er hatte
Nicht mit dem Auge, mit dem Herzen mich
Gesehn: und unwillkürlich hielt mich's fest,
Ihn anzuschau'n: da traf mich groß sein Blick
Aus seinen runden, tiefen, dunkeln Augen,
Ein Blick voll Himmelreich und Menschenliebe,
Ein Blick voll Gottesruh' und Erdenweh
— Die Ewigkeit lag hell in diesem Blick —
Und seine sanften Lippen that er auf,
Und leise sprach er: „Friede sei mit dir."

Da war's, als hätte mich der Himmel lieb,
Als hätte Gott mein schuldbeflecktes Herz
In seiner ew'gen Gnade Strom getaucht,
Daß ich daraus entstiege lilienrein,
Und all' der starke dunkle Sehnsuchtsdrang,
Der mich von Kind auf trieb, er war gestillt:
Denn Friede war mit mir.

Seitdem hab' ich nicht mehr von ihm gelassen:
Vergessen ist der alte, harte Stolz,
Demütig zwingt es mich zu seinen Füßen
Und Sklavendienste dürst' ich ihm zu thun:
Mein wallend Haar, einst vom Granatenkranz,
Vom goldnen Römerdiadem geschmückt,
Ich fass' es gern, als niedre Magd, zusammen,
Zu trocknen seine Füße von dem Öl,
Das ich ihm reich, ein duftend Opfer, gieße.
Dann ist mir wohl, wann ich mein selbst vergessen,
Zu seinen Füßen lauschend hingestreckt,
Nur seiner Worte Silbertonfall höre
Und fühle seines Wesens stillen Glanz.

Mir ist, ich höre leichte Schritte nah'n —
Er ist's, er kömmt: frohlocke, meine Seele:
Nun badest du im Born der Lieb' und Gnade
Und Friede sonder Ende ist dein Teil.

II.

Sie lag im Staub vor ihm, und heiße Thränen
Der Reue netzten seines Kleides Saum:
„Nun kennst du alle Schuld in Magdalenen.
Weh, selbst dein großes Herz verzeiht sie kaum.
Ich war dir lieb, ich weiß! Doch nun für immer
Kehrt sich von mir dein leuchtend Angesicht:
Denn selbst die Allmacht, sie vermag es nimmer,
Daß sie Gescheh'nes ungeschehen spricht.
O laß mich sterben!" — — Stumm durch seine Seele
Zog da der Menschheit ganzes Weh' aufs neu': — —
Dann sprach er sanft: „Kind, wer ist ohne Fehle,
Und was soll sühnen, wenn nicht solche Reu'?
Verwerfen könnt' ich dieser Seele Sehnen,
Das so verzweiflungsvoll nach oben flammt?
Erhebe dich und trockne deine Thränen:
Verdammen nicht, — erlösen ist mein Amt.
Die reine Liebe hast du jetzt gefunden:
Du bist entsühnt und Friede sei mit dir.
Hier, meine Hand: sie heilet alle Wunden
Und zu den Sternen hebt sie dich mit mir."

Der weise Scheich.

Wohl halt' ich in Händen den goldenen Stab,
Den mein Stamm als dem weisesten Richter mir gab.
Doch ich denke der Zeit, da die Mädchen von Zanz
Als dem glühendsten Sänger mir reichten den Kranz!

Wohl bestürmen das Zelt mir früh und spat
Graubärtige Scheiche und holen sich Rat.
Doch ich denke der Zeit, da dem grämlichen Scheich
Von mir ward geschmiedet der lustigste Streich.
Wohl rühmen sie, so viel Haare mein Bart,
So viel weise Gedanken mein Haupt bewahrt;
Doch ich denke der Zeit, da ich Küsse getauscht,
Viel mehr als mir Locken im Winde gerauscht;
Und ich denke der Zeit, da auf schnaubendem Roß
Ich zum Siege gestürmt durch der Franken Geschoß.
Da im Kosen die Nacht und im Kämpfen der Tag
Und der Abend verrauschte beim Siegesgelag.
Ach Weisheit und Ansehn und Goldstab dazu: —
Du goldene Jugend, — wie ferne bist du!

Arabische Totenklage.

Weithin ruht in Nacht die Wüste, Sterne flimmern sonder Zahl:
Weithinweg vom lauten Lager trag' ich meine stumme Qual.
Bei den Zelten kreist der Becher, Sang erschallt und Saitenspiel: —
Ach und noch sind's nicht drei Monde, daß mein tapfrer Bruder fiel!
Abu Seid, du Stolz des Stammes, Stern des Rates, Sturm der Schlacht,
Hast gerettet Gut und Leben manchem, der dort singt und lacht.
Abu Seid, gazellenbräunlich, schöner Frau'n geheimer Traum,
Deinem Feind warst du ein Löwe, deinem Freund ein Palmenbaum.
O was weilt' ich fern in Mekka, als du sankst am Paß Al Irmt,
Wo du, einer gegen vierzig, unsrer Herden Flucht beschirmt.
Dreizehn Lanzen schon im Schilde, sieben Wunden in der Brust, —
Immer wollt'st du noch nicht fallen, bis du fallen doch gemußt.
Ha, sie singen, weil die Geier, zehren noch von deinem Leib: —
Dein vergaß der Stamm, der Emir, dein vergaß das eigne Weib.
Aber ich will dein gedenken, schöner, tapfrer, junger Scheich:
Hilft kein Gott, kein Mensch dich rächen — so hilf du mir, Höllenreich!

Meine Seele sollt ihr haben, böse Geister, immerdar,
Helft ihr das Geschlecht verderben, das des Helden Mörder war
Ha, dann jauchz' ich durch die Hölle, durch der Qualen Ewigkeit:
„Abu Seid, das war mein Bruder, und ich rächte Abu Seid.“

Fatme.

Von seines besten Freundes Grab,
Vom Grabe Husseins kam Abdallah:
„Weh mir, was er mir Liebstes gab,
Noch jedesmal entriß mir's Allah.“
Und Fatme frägt: „Was klagest du?“
„Ach, was ich liebe, muß verderben!“
Da haucht sie ihm errötend zu:
„So liebe mich — und laß mich sterben.“

Des Sultans Tochter.

„O Fatime, was verzehret dich, was welken deine Wangen?
Alles was dein Herz begehret, kann dein leiser Wink erlangen.
Willst du Schmuck und Goldgeschmeide, — so befiehl und unsre Flotten
Holen Pupur dir und Seide, Perlen dir aus feuchten Grotten.
Willst du Tanz und bunten Reigen, — die Moriskos brennen alle,
Der Gebieterin zu zeigen ihre Kunst bei Cymbelschalle.
Willst du Blumen, — sieh dein Garten windet schattig sich dahin
Und die schlanken Palmen warten längst schon ihrer Königin.
Oder hat die süße Flamme dir das junge Herz entzündet?
Freie Wahl aus jedem Stamme hat dein Vater dir verkündet:
Ist's der dunkle Held Abdallah, ist's der glühende Hussein?
Sprich es aus: — denn groß ist Allah, ihre Herzen all sind dein!“
— „Ach, Zuleika, mein Geschmeide hat verloren seinen Schimmer,
Und Fatimens Augenweide, — Perlen sind's und Seide nimmer!

Cymbeln nicht und Kastagnetten sollen die Moriskos schlagen —
Wenn sie Trauerflöten hätten, möchte mir das Spiel behagen!
Nicht Abdallah mir im Herzen, nicht Hussein, der tapfre, steht:
Machtlos ist in meinen Schmerzen Allah selbst und sein Prophet! —
In der Waffenruhe zogen gegen Bagdad tausend Gäste,
Helme blitzten, Banner flogen, Kränze schmückten die Paläste.
Und ich stand auf der Altane, leise gingen Abendlüfte,
Und Jasmin blüht' und Banane und die Rose hauchte Düfte: —
Da, aus hoher Cedern Mitten, — o wie ist mein Herz erschrocken! —
Kam ein Jüngling ernst geschritten, schön, in lichten, langen Locken.
Träumerisch zum Abendsterne schlug er auf die blauen Augen,
Als ob er den Himmel gerne wollt' in seine Seele saugen. —
Halb geworfen, halb entglitten fiel mein Strauß mir aus dem Schleier,
Rosen waren's, frisch geschnitten, Rosen von dem Tigrisweiher.
Ihm zu Füßen sonder Irren fiel der Strauß in weißen Sand,
Er sah auf und schlug mit Klirren auf die Brust die rechte Hand;
Auf die Brust die Rechte schlug er — ach, da ward es mir bewußt:
Einen weißen Mantel trug er, rot bekreuzt die linke Brust!
In des weißen Mantels Linnen schlug er fest die Eisenglieder,
Wandte sich und schritt von hinnen, — und ich sah ihn niemals wieder.

Zuleika.

Schon verschwimmt in Meeresferne, das ihn trägt, das rasche Boot: —
Mit ihm alle guten Sterne, mit Zuleika Nacht und Tod.
Lang eh' du im Land der Franken wieder schaust dein blond Gemahl,
Diese schwarzen Locken sanken und dies Haupt dem Rachestahl.
Sei's: — sie durfte dich erwerben, leben durfte sie für dich: —
Aber ich darf für dich sterben: — und die Reichre acht' ich mich.

Romanzen von König Roderich und Donna Cava.

I.

Donna Cava, Donna Cava,
O, was mußtest du auch tanzen,
Oder, wenn du tanztest, fallen,
Fallen vor des Königs Augen,
Daß er deine Schönheit sah!
Ach, dies Tanzen, ach, dies Fallen,
Diese Schönheit warf ganz Spanien,
Dies mein edelstolzes Spanien
Unterthan viel hundert Jahre
In des Sarazenen Hand! —
Im Palaste zu Toledo,
Auf des Hofraums Marmorestrich,
Tanzen dreißig schöne Mädchen,
Tanzen zu des Königs Ehren,
Der im Erker lässig lehnt.
Niemand auf der weiten Erde
Kennet Weibes Schöne besser:
Frau'n bezwinget er wie Männer
Und gleich schwer ist's, widerstehen
Seiner Liebe, seinem Schwert.
Achtlos über ihren Reigen
Läßt er kaum das Auge gleiten:
Denn zu dicht sind sie verschleiert,
Nach der Goten strenger Weise,
Von der Stirn zur Sohle weiß.
Sind's doch lauter Edelfräulein,
Keusch wie schön, und rein wie reizend
Doch an Schöne wie an Reine
Unbestritten von den dreißig,
Donna Cava trägt den Preis.

Drum muß sie an Reigens Schlusse
Nah'n dem König auf den Stufen
Und, ins Knie vor ihm gesunken,
Reichen ihm den Korb voll Blumen
Als den duftigsten Tribut.
Als sie nun, die süße Jugend,
Vor ihn tritt und als sein dunkles
Auge durch den Schleier funkelt,
Schießen ihr ins Antlitz Gluten,
Und sie bebt, sie wankt, sie zuckt.
Und sie sinkt vor ihm zu Boden,
Alle Schleier werden lose,
Und sein Auge trinkt mit Wonne
Diese Farben, diese Formen,
Wie er niemals sie geschaut.
Als er sacht sie aufgehoben,
Fühlt' er ihres Herzens Wogen —:
Da hat er sich still geschworen,
Daß sie ihm gehören solle,
Gott und aller Welt zum Trotz.
Doch es streiten die Chronisten,
Die von jenen Tagen wissen,
Ob das Fräulein sei geglitten
Ob des hellen Marmor-Schliffes,
Ob des Königs dunklen Blicks.

II.

Silbern Mondlicht, blaue Schatten, —
Heißes Lied der Nachtigallen, —
Duft'ge Rosen und Granaten
Füllten Donna Cavas Garten,
Als der König glühend warb.

„O, mein König, übet Gnade,
Übet Großmut an mir Armen!
Hab' ich's Euch doch eingestanden,
Daß mein Herz dir glühend schlage,
Dir zu widerstehn zu schwach!
Sei begnügt mit diesem Siege!
Anvertraut hat deiner Ritter=,
Deiner Königsehre Schirme
Als ein heilig Angebinde
Don Julian, mein Vater, mich.
Wehe seinem Ahnenschilde!
Keins ist reiner in Kastilien.
Wehe Witika, dem Grafen,
Dem als Braut mit goldnem Ringe
Don Julian mich längst bestimmt.
Ihre Rache, wehe, wehe,
Sicher wird sie dich verderben:
Denn sie zählen zwanzig Festen
Und der Ritter, Knappen, Pferde
Zählen sie ein ganzes Heer."
Doch den Mund schloß ihr der König,
Schloß ihn fest mit süßem Schlosse,
Daß ihr Wort und Atem stockte,
Stockte vor berauschter Wonne
Und er hob sie auf sein Roß.
„Und ob Himmel, Erd' und Hölle
Dir von Rächern überströmten,
Dennoch sollst du mir gehören!
Und den Menschen und den Göttern,
Trotzt dies nie besiegte Schwert."
Und er schwang sich in den Sattel —:
Sieh, da ist ein Stern, ein klarer,
Aus des Himmels Höh'n gefallen,
Und die Sternekund'gen sagen,
Daß Hispaniens Stern es war. —

III.

Schiffe, Zelte, weißer Burnus,
Krumme Säbel, falt'ger Turban,
Rossetummeln, Allahrufen, —
Halbmond über Andalusien,
Mauren auf Kastiliens Grund!
„Hilf und rette, Don Rodrigo,
O, was säumst du, Niebesiegter?
Spielest Spiele der Verliebten?
Ist denn wahr, daß Zauberliebe,
Liebeszauber dich umstrickt?"
„Herr, die Mauren sind gelandet!"
„Küß mein Auge, schöne Cava!" —
„Herr, Sevilla ist gefallen!"
„Laß mich spielen dir im Haare!"
Herr, schon zieh'n sie auf Granada!"
„O, wie weiß ist deine Hand!"
„Herr, hörst du ihr Allah-heulen?"
„Ja wahrhaftig! — Und abscheulich
Stört es stille Liebesträume!
Sieh, es haben diese Räuber
Deine Tauben aufgescheucht.
Schlecht habt ihr mein Reich behütet,
Witika und Don Julian, ihr,
Denen ich vertraut die Küste:
Gönntet nicht ihr eurem Fürsten
Ungestörtes Liebesglück?
Sieben Maurenfürsten habt ihr
Ungehindert lassen landen.
Saget, habt ihr mich verraten?
Schwurt ihr nicht um Donna Cava
Dreimal Groll und Rache ab?"

„O, wie sollten wir Euch zürnen!
Nur für Kön'ge blüh'n die Lilien:
Ehre bringt das Blut der Fürsten
Tot und lebend sollt Ihr immer
Sein verbunden meinem Kind."
„Auf, so bringt denn meine Waffen,
Und vor meinen Königswagen
Schirrt die sieben Silberblankos,
Scharlach seien die Schabracken
Und von Golde das Gespann.
Denn zum Spiele, nicht zum Kampfe
Will ich in die Feinde fahren:
Sicher wie in Gottes Arme,
Mir zur Seite Donna Cava
Schaue meine Siegesschlacht."

IV.

Und auf seinem Königswagen,
Den die Silberrosse tragen,
Weißen Mantel um den Nacken,
Rosen auf dem schwarzen Haare,
Fährt der König in die Schlacht.
Über Donna Cava hält er
Seinen Goldschild: doch die Rechte
Schwingt das nie besiegte Schlachtschwert,
Und erschlägt der Sarazenen-
Fürsten vier und fünf und sechs.
Und Entsetzen faßt die Mauren,
Wo der weiße König nahet!
Es entrollen sich die Scharen
Und es wankt die grüne Fahne
In des letzten Fürsten Hand.

Doch da tauschen scheue Blicke
Witika und Don Julian: sie
Zücken rasch die scharfen Klingen:
Witika trifft seinen König
Und der Vater trifft sein Kind.
Klaglos, lautlos sinken beide,
Tot wie lebend eins und einig! —
Doch als er vom Wagen gleiten
Sieht des weißen Königs Leiche,
Hält und wendet sich der Feind.
Und das Glück des Tages wendet:
Unterm Huf der Heidenrosse
Liegen Helden und Verräter;
Siegreich bald von Meer zu Meere
Des Propheten Fahne weht.
Doch zwei weiße Schatten schweben
Nächtlich oft noch um die Stätte,
Wie im Liede noch der Sänger
Von Rodrigos Angedenken
Und der schönen Cava lebt.

Die Königin von Aragon.

Die Königin von Aragon, die zählte siebzehn Jahr',
Ihr Antlitz war wie frischer Schnee, wie dunkle Nacht ihr Haar.
Doch blieb ihr nur ein grauer Turm von ihrem reichen Land:
Auf Strand und Meer, auf Stadt und Flur lag schwer der Moslim Hand.
All' ihre Besten lagen tot, Kaplan und Bischof flohn,
Ihr eigen war kein Pfeilschuß mehr vom weiten Aragon:
Auf ihrem alten Bergschloß litt die feine Fürstin Not,
Und oft von goldnen Schalen aß sie Reis und hartes Brot.

Denn vor dem Wall lag Ibrahim, der schwur's mit grimmem Eid,
Er weiche nicht, bis er im Sturm die Königin gefreit.
Da schrieb die junge Königin an alles Rittertum:
„Kommt hierher: hier in Aragon erwirbt sich Gold und Ruhm.
Und kömmt ein Held und kann mein Reich und kann mich selbst befrei'n, —
Die Hälfte soll von allem Land und Gut sein eigen sein."
Doch niemand kam und nahm den Lohn aus aller Christenheit:
Denn Ibrahim und seine Macht, die schreckten weit und breit.
Umsonst die schöne Königin auf hohem Söller stand,
Und sah nach allen Winden aus und hielt vors Aug' die Hand.
Kein Retter kam, kein Schiff zur See, kein Reiter aus dem Wald;
Rings alles still: — ihr Schleier nur im Abendwinde wallt. —
Doch endlich tönt das Türmerhorn und sieh, vom Berg ins Thal
Ein reisig Häuflein niederstieg, dreihundert an der Zahl.
Ein junger Ritter zog voran, in Eisen bis ans Kinn,
Auf seinem Schild geschrieben stand: „Für meine Königin!"
Er zieht ins Schloß, und neigt sich tief und spricht: „Ich heiß' Alfons,
Und morgen bist du wiederum die Herrin Aragons.
Doch lüstet mich nicht Gold noch Land: ich fordre höhern Preis,
Ich fordre — einen einz'gen Kuß auf deine Stirne weiß."
Da ward die weiße Stirne rot, die Kön'gin hauchte leis:
„Erfüllt Ihr Euer Ritterwort, so wird Euch Euer Preis."
Da zog er sein Toledoschwert, die Zugbrück' that sich auf,
Ins Heidenlager brach die Schar gleichwie des Bergstroms Lauf,
Durch Schild und Helm wie Gottes Blitz schlug Don Alfonsos Schwert,
Vom Wirbel bis zum Gurt durchhau'n stürzt Ibrahim vom Pferd.
Die Fahne fällt, das Lager brennt, Entsetzen faßt das Heer,
Sie flieh'n zum Strand, sie flieh'n zu Schiff, sie flüchten übers Meer.
Und Saragossa ist befreit, Huesca thut sich auf.
Die Schlüssel sendet Stadt um Stadt zur Königin hinauf. —

Da sprach die junge Königin: „Nun zündet Kerzen an,
Und windet Kränze grün und bunt und thut mich bräutlich an.
Laßt meine Banner prächtig wehn von Turm und Zinnen all,
Die Pforten auf, die Thore weit und laut Trompetenschall.“
Und als der Zug nun zögernd kam, da rief die Königin:
„Er hat sein Wort gelöst, wohlan: — den Preis nun nehm' er hin.“
Doch alle Ritter schwiegen still, es schloß sich auf die Schar: —
Da lag Alfonso stumm und bleich auf einer blut'gen Bahr'.
Rot Schild und Panzer: in der Brust, da stak ein Wurfpfeil drin
Und auf dem Schild geschrieben stand: „Für meine Königin!“
Da schritt die Königin hinzu, küßt' auf die Stirn ihn leis:
„Ich schulde dir in Ewigkeit, Alfons, den Siegespreis.
Ihr Ritter aber, folget mir! Nach Saragossa nun!
Die Könige von Aragon in Saragossa ruh'n.
Dort senket euren König ein und meinen Eheherrn:
Sein bleib' ich bis zum Wiedersehn auf einem schönern Stern!“

Klagelied der Mauren bei ihrer Vertreibung aus Spanien.

Ach, die Fahne des Propheten sank von der Alhambra Zinnen!
Unser Streiten, unser Beten mochte nicht den Sieg gewinnen.
Fort in die Verbannung gehen, in die Fremde flüchten wir: —
Und Kastiliens Banner wehen hoch ob dem Guadalquivir!
Du, der sich mit Engelscharen gürtet, wie das Meer mit Sand,
Keinen Engel, uns zu wahren, hast du uns herabgesandt:
Als die scharfen Christenspeere unsre Besten hingestreckt,
Keinen Retter unsrem Heere, Allah, hast du auferweckt.
Wo einst süße Frauen schritten, in dem schattigen Serail,
Nun in schwarzer Priester Mitten ragt der Scheiterhaufe steil.
Der Alhambra Löwenbronnen dient der Christen Taufe jetzt,
Wer dem Bad des Bluts entronnen, mit dem Weihbad wird benetzt.

Wo der Ball zur Abendstunde flog am silbernen Xenil,
Aus Gebüsch und Säulenrunde Sang erscholl und Saitenspiel,
Schreiten murmelnd jetzt die dunkeln Mönche mit dem här'nen Kleid
Und, mit Schwert und Speerefunkeln, Hermandàd, dein Blutgeleit.
Froh in edler Bildung Mitte lebten wir bei Spiel und Kunst,
Längst gezähmt durch holde Sitte war der heißen Heimat Brunst:
Aber in die Wüste weist uns nun Europa wieder aus,
Pfeil und Bogen wieder speist uns und das Zelt wird unser Haus!
Aus den Schätzen von Granade, der Alhambra goldnem Schos,
Gönnet uns des Siegers Gnade diese Handvoll Erde bloß:
In die Wüste wieder gehen mit der Handvoll Erde wir
Und Kastiliens Fahnen wehen hoch ob dem Guadalquivir!

Spanische Romanzen.

I.

Vor die Kön'gin zu Toledo trat der edle Don Rodrigo
Bog das Knie vor ihrem Throne: „Gebt Gewährung, Königin,
Gebt Gewährung mir und Eures Hofes erster Edelzofe,
Donna Blanka, zur Vermählung, wenn Ihr glaubt, ich sei sie wert."
Und die Kön'gin sprach: „Gewährung geb' ich dir mit Donna Blanka
Zur Vermählung und für immer bann' ich dich aus meinem Reich."
„Herrin, was hab' ich verbrochen?" „Neig' dein Ohr, ich will dir's sagen:
Du begnügst dich mit der Zofe und warst wert die Königin."

II.

Habt ihr gesehn in Barcelona das schönste Weib im Abendland?
Den Menschen heißt sie La Corona: — mir aber heißt sie Todesbrand.

Wie Lava fühlt' ich's in mir lohen, als ich heran sie schreiten sah —
All meine guten Geister flohen, da mir ihr erster Blick geschah.
Drei tapfre Brüder zählt die Sippe — in grauen Haaren ein Gemahl: —
Mein wird erst eine heiße Lippe, dann in der Brust ein kalter Stahl.
Sei's drum! Im Leben und im Sterben reißt jeden doch sein Schicksal hin:
Mein Schicksal nun ist, zu verderben um diese Andaluserin!

III.

Nicht neid' ich den König zu Madrid:
Schwer drückt ihn die goldene Krone,
Mich aber, mich trägt der beflügelte Schritt
Zum granaten-umbüschten Balkone:
Leis klirret der Laden: — die Leiter fliegt: —
Und wogenden Busens am Herzen mir liegt
Die schöne, die weiße Corone!
Erst leg' ich — denn ringsum lauert der Tod —
Auf den Estrich die funkelnde Klinge:
Dann — o Nacken so weiß und Lippen so rot,
Und ihr süßen, ihr heimlichen Dinge! —
Die Nachtigall schmettert die ganze Nacht: — —
Und froh wie ein Gott, wann der Morgen erwacht.
Aus dem Ambragelock ich mich ringe.
Leb wohl nun, Geliebte! Auf Wiedersehn,
Wann im Tajo sich spiegeln die Sterne.
Und muß ich dahin durch die Menschen gehn, —
Ich denke nur dich in der Ferne,
Nur der schlanken Gestalt alabasternen Glanz
Und wie sie so hold und mein eigen so ganz
Bis zum süßesten, innersten Kerne!

Lieder des Troubadours Raoul le Preux an Königin Jolanthe von Navarra.

O Rose von Navarra,
Die meine Seele liebt,
Dein Hauch noch in der Ferne
Duft meiner Seele giebt.
Sehnsucht fliegt liebewärts:
Sie hemmt nicht Stein, nicht Erz
Mit heißen Liebesgrüßen
Legt huld'gend sich zu Füßen,
Mein Lied dir und mein Herz.
Ich muß mit Schwert und Rede
Hart ringen fern von dir;
Jedoch durch Fest und Fehde,
Durch Tanz und durch Turnier
Ein Bild, das niemals flieht,
Dein Bild treu mit mir zieht:
Mit heißen Liebesgrüßen
Legt huld'gend sich zu Füßen
Mein Herz dir und mein Lied.

II.

Auf deinen Lippen brennt mein Kuß
Daß stets dein Herz mein denken muß.
Wohl nahen dir mit Freiergaben
Hispaniens schönste Fürstenknaben,
Wohl wirbt um dich mit goldner Kron
Des stolzen Frankreichs Königssohn
Und ich kann, gilt es Gold zu wägen,
Mein Lied nur in die Schale legen:
Und doch, ich weiß, ein Sang von mir,
Aufwiegt er alle Kronen dir.

Drum bang' ich nicht, dich zu verlieren
Und sprech' in stillem Triumphieren:
Auf deinen Lippen brennt mein Kuß,
Daß stets dein Herz mein denken muß.

III.

Ja rühmet nur mit lautem Schall
Die Namen
Eurer Damen: —
Ihr Thoren, euer lach' ich all!
Ich bin in tief verschloßner Brust
Mir unerreichten Glücks bewußt:
Es ist — o selig Schweigen —
Die Schönste doch mein eigen.

Ich halt' in meines Herzens Schacht
Zusammen
Heiße Flammen:
Oft lodern die empor mit Macht: —
Dann brechen helle Lieder aus,
Dann tönt und klingt der Jubelbraus:
„Es ist — kann's nicht verschweigen —
Die Schönste doch mein eigen."

So hell die Sonne Mond und Stern,
Die Rose
Dunkle Moose,
So weit mein Lied — Trutz euch, ihr Herrn! —
All eure Lieder überstrahlt,
So überstrahlt, von dem ihr prahlt,
Der Damen ganzen Reigen
Die Schönste, die mein eigen

IV

Wohl streut die prächtige Toulouse
All ihren Schimmer auf mich hin,
Der Minnehof in Schloß Châterouse,
Die Cour d'Amour, hat meine Muse
Dreimal gekrönt als Siegerin:
Noch nie der Frauen süßes Lob
Der Männer Neid so hoch mich hob: —
Und doch, und doch ich hehle
Nur Einen Wunsch der Seele:
O fort, hinweg von hier,
Jolanthe, fort zu dir.

Wohl gleichet nichts, o Thal der Wonne,
Du Rose Frankreichs, dir, Provence:
Wann auf den Höh'n von Carcassonne
In Gold und Purpur taucht die Sonne
Das Land vom Rhône zur Durance,
Dies Land, wo meine Wiege stand,
Mein und des Wohllauts Heimatland: —
Und doch, und doch ich hehle
Nur einen Wunsch der Seele:
O fort, hinweg von hier,
Jolanthe, fort zu dir!

V.

Wie schwelgt' ich jüngst im Überfluß
Und pflückte Kuß auf Kuß und Kuß
Und sog in vollen Zügen
Und fand doch kein Genügen.
Und jetzt gäb' ich mein Leben drum,
Säh' ich vorbei dich schweben stumm
Und rührte meiner Feder Flaum
Nur leise deines Schleiers Saum.

VI.

Hört ihr das Schlachthorn,
Das schmetternde, werben?
Horch, wie es ladet
Zu stürmen, zu sterben
In lange gezogenem,
Rufendem Schall!
Heraus nun die Schwerter,
Ihr Reisigen all!
Folget, ihr Knaben,
Ihr Ritter und Rosse,
Über den Graben,
Durch die Geschosse,
Folget dem Helmbusch,
Diesem weißen!
Seht ihr die Fahnen
Des Feindes gleißen?
Weg will ich bahnen,
Blutig-heißen!
Siegender Hand sie
Niederreißen!

VII.

Sieg hab' ich verheißen und Sieg ist geschehn!
Nun eile, mein Herold, zu ihr zu gehn,
Zu aller Frauen Königin:
Die eroberten Banner leg vor ihr nieder,
Sprich: „Das sind Troubadours jüngste Lieder,
Bald kehrt er heim zur Gebieterin."
Auf, kränzet die Speere, die Helme, die Haare,
Und blaset die jauchzende Siegesfanfare:
„Hoch lebe die Kön'gin, das lächelnde Kind,
Das die Herzoge schlägt und die Schlachten gewinnt!"

VIII.

So trink' ich denn in vollen Zügen
Des Lebens höchste Herrlichkeit!
Es hebt ein seliges Genügen
Das Haupt mir hoch, das Herz mir weit:
Mit Sieg beschloß ich Lied und Rede,
Mit Sieg beschloß ich alle Fehde,
Und Ros' und Lorbeer kränzen mir
Wetteifernd Helm und Harsenier.
Gleich einer Braut im Festgewande
Prangt die Provence im Blütenschnee:
Und dir erstritt ich diese Lande,
Geliebte, dir vom Fels zur See!
Auf höchster Höhe steht mein Leben:
Dir, dir zur Ehre will ich heben
Den Becher dunklen Rhonewein:
Ruhm, Sieg und Sieger, — sie sind dein!
Zerbrich, Pokal, dich soll entweihen
Fortan kein minder sel'ger Mund!
Und jetzt — könnt' ich dir Flügel leihen! —
Mein Rappe, sauße durch Burgund
Und raste nicht, bis wir sie schauen
Die wonneseligste der Frauen:
Den glatten Bug dann klopft sie dir,
Und vornehm grüßend dankt sie mir.

Denn Neider lauschen rings und Merker!
Doch, sank des Sonnenwagens Lauf,
Dann schließt sie mir im stillen Erker
Ihr tief geheimstes Leben auf:
Die Ampel glüht in roten Funken:
Ich aber schlürfe wonnetrunken,
Wann duftig mich ihr Haar umfloß,
Glück wie kein Mann vor mir genoß.

IX.

Nun ist's erreicht: — gekrönt ist nun mein Leben:
  Der höchste Kranz, der seligste, ward mein:
Ihr süßes Selbst hat sie mir ganz gegeben,
  All ihres Kelches Honig sog ich ein.
Ich lag berauscht vom Duft der weißen Blume,
  Durchströmt von Wonneschauern kalt und heiß,
Und tief in ihrer Seele Heiligtume
  Ihr höchstes Kleinod ward mein Siegespreis.
Nun ist erfüllt all meines Lebens Sehnen,
  Wonach ich rastlos rang mit Schwert und Lied:
Gewaltig fühl' ich meine Brust sich dehnen,
  Raoul, du stehst auf deiner Bahn Zenith.
Mein ward sie, mein, vor Gott und seinen Sternen:
  Kein Schicksal nimmt die Stunde mir zurück:
Komm, Ewigkeit mit dämmerblauen Fernen,
  Nimm du uns auf und unser ewig Glück.

Donna Bianca Vendramin.

Durch die Straßen von Ravenna,
Durch die Hallen und Paläste
Zwischen Schwarzen längst und Weißen,
Ghibellinen tobt und Guelfen
  Unversöhnlich grimmer Streit.
Aber heute drängt sich alles,
Ritter, Bürger, Senatoren,
In die schwarz verhangne Rota,
Wo die strengen Richter richten
  Über blut'ge Frevelthat.

Vendramin, das Haupt der Weißen,
Von Ravennas ält'stem Adel,
Weise, mild, ein Greis voll Tugend,
Heute Nacht ward er ermordet
  Auf der Straße nach Forli!
Und in mitternächt'ger Stunde
Von den Weißen ward ergriffen
Nah der Casa Vendramini,
Ohne Wehrgehäng und Gürtel,
  Fortunato Loredan.
Er, der Schwarzen junger Führer,
Ritterlich und kühn und feurig:
Niemand zieh ihn leicht des Mordes: —
Doch er weigert Wort und Auskunft
  Und den Argwohn mehrt sein Trotz.
„Strenge Rota, sprich dein Urteil.
Was bedarfst du weiter Zeugnis?
Er verweigert Wort und Auskunft
Und um seine stolzen Lippen
  Spielt ein siegreich Lächeln noch."
Also drängt der Haß der Weißen:
Doch der Konsul, hoch von Ansehn,
Spricht: „Ich kann's und will's nicht glauben!
Nein, du bist kein Meuchelmörder,
  Fortunato Loredan.
Aber nun zum letztenmale
Frag' ich dich: — es gilt dein Leben! —
Sage mir, nur mir, dem Richter,
Wo du diese Nacht gewesen,
  Als die grause That geschah?"
Doch das Haupt wirft in den Nacken
Stolzen Blicks der schöne Jüngling:
„Edler Konsul, nimm mein Leben,
Aber Himmel nicht noch Hölle
  Ringt ein Wort aus meinem Mund."

Und schon hebt den Stab der Konsul: —
Horch, da murmelt's durch die Menge:
„Platz der Dame! Laßt sie nahen,
's ist die Nichte des Erschlagnen,
Donna Bianca Vendramin."
Und mit festem raschem Schritte
Durch die Halle schwebt das Mädchen,
Schwarzen Schleier um die Locken,
Marmorbleich die edeln Züge,
Doch im Auge Siegesstolz.
„Edle Herrn," spricht sie, „und Richter,"
— Und sie breitet auf die Tafel
Wehrgehäng und Dolch und Gürtel —
„Zeugnis komm' ich abzulegen
Vom Geheimnis dieser Nacht.
Diese Nacht hat der Signore
Vor den Thoren von Ravenna
Meinen Oheim nicht ermordet,
Denn Signore Loredano —
Diese Nacht — war er — bei mir."
Sprach's und aus dem Gürtel riß sie
Fortunatos Dolch und hob ihn: —
Doch es fiel von vorn der Konsul,
Von der Rechten der Geliebte
Selber rasch ihr in den Arm.
Und es sprach der alte Konsul:
— Thränen standen ihm im Auge,
— Thränen auch den andern Richtern —
„Niemals hat ein Weib auf Erden
Eine schönre That gethan.
Heil, Ravenna, dir und Frieden!
Guelfen hört's und Ghibellinen,
Nun ist aller Streit geschlichtet
Und die Hochzeitglocken läuten:
Loredan und Vendramin."

Dogaressa.

Es messe sich mit mir kein Weib auf Erden!
Nicht, weil in meinen Schos aus allen Zonen
Von meines Gatten Sieges-Galeonen
Juwelen sonder Zahl geschüttet werden: —
Nicht, weil die kleinste meiner Huldgebärden
Lebt in der Sänger glühenden Kanzonen:
Nicht, weil ich darf, San Marcos Hausfrau, wohnen
Beim Flügel-Leu und bei Lysippos Pferden:
Nicht weil mir, rührt mein Fuß den Saum des Strandes,
Das Meer als seiner Kön'gin huld'gend leis
Aufrauschend küßt die Schleppe des Gewandes, —
Nein, weil den besten Mann des Abendlandes,
Weil Dandolo ich ganz mein eigen weiß, —
Heisch' ich von allen Frau'n den Siegespreis.

Das Lied vom Sturm.

Sprecht, kennt ihr den Streiter
Im schwarzen Gewand?
Den rasenden Reiter
Durch Meer und durch Land?

In der Sáchăra ferne,
Auf glühendem Sand,
Da wird er gezeuget
Von Licht und von Brand.
Er schwingt, noch ein Knabe,
Im Spiele die Fahne:
Doch wehe dir, holt er dich ein, Karawane!
Wohl recken die klugen Kamele die Ohren,

Wohl sauset der Hengst unter blutenden Sporen!
Vergebens: da ist er! Verloren! Verloren!
Auf das Antlitz stürzt, was da lebet nieder:
Und er fliegt drüber hin: — nie erstehn sie wieder.
Schon naht er, ein Jüngling,
Dem schlummernden Meer:
Da fährt er mit triefenden Locken daher,
Und bohret und wühlt in die ewigen Tiefen,
Wo die Perlen in nachtgrünem Dunkel schliefen.
Und er wölbet die Wasser zu türmenden Bogen,
Und er wirft an die Wolken die Kränze der Wogen,
Ihm erbebet Gibraltar, das Felsenriff:
Doch erschaut er das feste, das trotzige Schiff,
Da frohlockt er in gellendem, jubelndem Pfiff;
Und er faßt es und hält es und hebt es nach oben,
Ein Freier in rasendem Liebestoben,
Und zerreißet die Anker und wendet die Last,
Den Kiel zu den Sternen, zum Abgrund den Mast.
Nun zieht er, ein Mann, stark, verderblich und schön,
Schwarzwolkig herauf über Spaniens Höh'n:
Wie ein Adler die mächtigen Flügel gespannt,
Wiegt lang er sich schwebend hoch ob dem Land,
Bis daß aus dem blühenden Kranze der Städte
Er sein Opfer erkor, das kein Gott mehr errette. —
Wie prangt die bezinnte, die stolze Granade,
Das edle Gebild langpflegender Zeit,
In freudiger Kraft und Sicherheit!
Da horch, was donnert herab die Nevade?
Felstrümmer und Eichen und dampfenden Schnee
Wälzt dicht er voran auf dem tosenden Pfade: —
O wehe dir, Stadt der Paläste, weh!
Das umerkerte Schloß, die gewölbte Moschee,
Das Thor von Granit, das der Römer gebaut,
Die Türme, von denen der Maure geschaut,
O wehe dir, Stadt der Alhambra, weh! —

Sie rühren in bangem Gebete die Glocke, —
Da ergrimmt er und schleudert die Feuerflocke,
Den Blitz, aus seiner nie fehlenden Hand:
Und über die Dächer in rotem Gewand
Hin flattert sein schrecklicher Knappe, der Brand: —
Und siegreich aus der eroberten Stadt
Zieht nordwärts der Held, des Zerstörens satt.
So kömmt er gesänftigt ins deutsche Land
Und Segen verstreut er aus warmer Hand.
Er wandelt hinauf den geschlungenen Rhein,
Da erblühen die Mandeln, da duftet der Wein.
Der wilde Araber, der tödliche Schnitter,
Wie ist er verwandelt zum höfischen Ritter!
Und trifft er die Lilie, so wendet er sich
Und läßt sie verblühen so klösterlich.
Doch trifft er in hütenden Laubwerks Schose
Die junge, die enge, die knospende Rose, —
Da stockt, der die Welt hat durchtobet in Eile,
Da stockt ihm der Atem vor Lust eine Weile,
Und tief holt er aus und versammelt die Kraft
Und wirbt um die Knospe dämonenhaft.
Horch, von seiner Heimat Wunderdingen
Wie weiß er ihr liebliche Märchen zu singen:
Von schöneren Sternen, von Cedern und Palmen,
Von Kolibrischiller in Blütenhalmen. —
Doch wenn er dann anhebt von ihrer Schöne,
Wie den Stolzesten sie nur des Stolzes entwöhne,
Und wie er nach ihr, nach ihr allein
Durchstürme die Erde mit suchender Pein,
Wie sie nur, ja sie nur die Stirn ihm bekröne,
Da unwiderstehlich erklingen die Töne —
So schmeichelnd, so flehend, so stark und so leise: —
Da öffnet in selig erglühender Lust
Die Knospe die wogende, schwellende Brust:
Auf schließt sie die eng umgürteten Kreise

Und haucht in die wellende Maienluft
Den ersten, den süßesten Rosenduft:
Den trinkt er in sich bis zum innersten Kerne
Und trägt ihn mit sich in unendliche Ferne.

Der Erdgeist und das Mädchen.

I.

Oftmals ging die weiße Mila,
Mila mit den roten Locken,
In das dunkle Waldgebirge,
Wo des Erdgeists Höhle lag.
Und sie kränzt die roten Locken
Mit den blauen Glockenblumen,
Und sie streckt die weißen Arme
Schimmernd nach der Felsschlucht aus.
„Erdgeist“, ruft sie spottend, „lieber,
Dunkler, feuerschöner Erdgeist,
Komm hervor und laß dich schauen:
Denn mein Herz verlangt nach dir.“
Und dann braust es in den Schlünden
Und dann zuckt es in den Felsen
Und dann grollt es in den Tiefen,
Dampf und Funken steigen auf.
Und der Geist rief aus dem Berge:
„Kind, laß ab, mich zu verspotten,
Kind, laß ab, mich aufzureizen,
Denn du quälst mich freventlich.
Sieh, es zucket in den Felsen,
Weil dein Ruf mein Mark durchdringet,
Und es sprühen rote Funken,
Weil dein Bild mein Herz entflammt.

Zittre, wenn ich, deinem Rufe
Folgend, aus der Tiefe steige:
Ich zerstöre, was ich liebe
Und mein Kuß ist Flammentod."
Doch es lacht die weiße Mila
Und sie schüttelt keck die Locken:
„Also ich, das kleine Mädchen,
Quäle dich, den mächt'gen Geist?
Erdgeist, sieh, das eben freut mich!
Zucke nur, und glüh' und leide! —
Und es lüstet mich auch sehnlich,
Und es reizt mich, dich zu schau'n.
Und nicht fürcht' ich deine Flammen,
Weil mich weise Mönche lehrten,
Augenblicks mußt du erliegen
Vor dem einen Wörtlein: — ‚Kreuz'.
Sieh, schon ruht der Felsen Zucken,
Es versiegen Dampf und Funken
Und in Ohnmacht sinkt dein Toben,
Weil ich nur dies Wörtlein sprach."

II.

Süß die Lindendüfte hauchten,
Heiß die Nachtigallen schlugen
Durch die dunkle, liebesschwüle,
Liebestrunkne Sommernacht.
Neckend halb und halb in Sehnsucht
Flüstert an den Fels geschmieget
Mila leise Liebesworte
Und ihr Busen wogt und wallt:
„Steig' empor doch, dunkler Erdgeist!
Mächtig sehnt mich's, dich zu schauen:
Zucken fühl' ich deine Felsen,
Funken sprühst du wie noch nie.

Mich verdrießt der matten Herzen,
Die mich frei'n, der Erdenknaben:
Steig' empor, denn meine Seele
  Ahnet dich als artverwandt."
Da erkracht im Grund die Erde
Und aus urwelttiefem Schoße
Steigt in Glut und Pracht und Lohe
  Schrecklich schön der Gott empor:
Auf dem Haupt die Feuerkrone,
Auf den Schultern schwarze Locken:
Göttlich traurig sind die Augen
  Und doch jeder Blick ein Blitz.
Stolz und still und majestätisch
Breitet weit er aus die Arme
Und ein Flammenpurpurmantel
  Flutet herrlich um ihn her.
Da vergißt der Priesterweisheit
Und des Rettungswörtleins Mila,
Und nur Ein Wort kann sie denken,
  Kann sie flüstern: „O wie schön!"
Und in seine Arme sinkt sie,
Weiße Glut steigt auf und schweigend,
Triumphierend, in die Tiefe
  Trägt der Erdgeist seine Braut.

Allvater.

Es seufzt meine Seele in unsäglichem Jammer
Um des Schmerzengeschlechts, um der Menschen Geschick.
Denn was in der Welt von wechselndem Wehe
Brandend sich bricht in jeglicher Brust: —
Mitempfinden, mitdurchkämpfen,
Mitdurchklagen muß ich es alles —

Alles, alles: — denn geheißen
Bin ich Allvater:
Bald des besiegten bessern Mannes.
Den ein Böser bezwungen,
Bitter beißenden Seelenbrand,
Wie er, grollend in Todesgram,
Flucht dem grausamen Schicksal: —
Bald des Liebenden tödlich Leid,
Der in leere Luft mit den Armen langt,
Dem langsam das Leben verlodert
An nie verlöschender Sehnsucht Licht: —
Und der Witwe Wehklage,
Der Waisen Weinen
Und der versinkenden Seele
Letzten schrillen Verzweiflungsschrei; —
All dies Elend, öd' und endlos,
Es empfindet's mit Allvater.
Und wie wenig wollen dawider
Ach die winzigen
Wonnen wiegen,
Die wie verwehte Rosenblätter
Wogen auf weiten, weiten Wellen,
Auf des Weh's unendlichem Ocean. —
Traun, ein Trost nur tröstet die Trauer:
Ein Ziel ist gezeichnet den zahllosen Zähren,
Eine Endezeit.
Ich segne den Tag, da der sengende Surtur
Erbarmend der letzten Menschen Gebilde
Zugleich mit der müden Erde zermalmt,
Da endlich der Quell unerschöpflicher Qualen
Versiegt: das letzte menschliche Herz.
Willkommen der Tag! — Und wären sie weise,
Noch wärmer wünschten sie selbst ihn herbei.

Ellida.

Ernst ging Odhin, der Allvater,
Wo er ihn fände, Bragi zu suchen,
Den Gott des Gesangs.
Und gar leicht war Bragi zu finden:
Erd' und Himmel, sie wiederhallten
Von goldnen Tönen seines Gesangs.
Selig saß er auf grünendem Eiland,
Blühende Büsche atmeten Duft,
Abendwolken, golden und dämmernd,
Gingen am Himmel und alle Sterne: — —
Nur Einer fehlte: — noch war nicht geschaffen
Der schönste der Sterne, der Abendstern. —
Neben ihm lehnte an Rosen die Harfe:
Manchmal griff die Rechte, verloren,
Leis, in die Saiten und Wohllaut scholl;
Doch mit dem linken Arm umschlang er
Seiner Geliebten blendenden Nacken,
Seiner Ellida Wonnegestalt. —

Vor sie trat Odhin: gerührten Auges
Prüft er das Paar: — sie gehörten zusammen
Wie Wort und Gesang,
Wie Äther und Sonne: und sie blieben umschlungen.
Da sprach er: „Du weißt es, Bragi, mein Liebling
Bist du vor allen Göttern gewesen:
Denn nimmer ertrüg' ich die Öde des Weltalls,
Rauschte nicht drinnen, leis übertönend
Seufzer und Wehruf, holder Gesang.
Aber jetzt muß ich Schmerz dir verkünden
Und, wann verkündet, richten ins Werk.
Gegen der Götter urewige Satzung,
Gegen des Schicksals heilig Gesetz,
Gegen der Sterne Lauf dich empörend

Hast du der Riesen strahlende Tochter,
Hast du Ellida dir auserwählt:
Nimmer, du weißt es, kann er geschehen,
Dieser unselig verderbliche Bund:
Geschieden auf ewig sind Götter und Riesen:
Nieder sonst brechen die Säulen des Weltbaus,
Flammend vom Himmel stürzen die Sterne,
Es lösen die ewigen Ordnungen sich. —
Schon jetzo bewegst du unendlichen Aufruhr:
Dich haben die eignen Lieder verraten
Den Göttern und mir:
Nicht wollen die Wolken, die Winde, die Sterne
Mehr wandern: sie bleiben, sie werden nicht satt,
Zu lauschen, wie schön du Ellida singest,
Zu schauen, wie schön Ellida sei:
Es wanken die Felsen, es beben die Berge
Und Glut entzündet dein Feuergesang:
Du wirfst in Zerrüttung den Frieden der Welt.
Dem setzen die ewigen Götter ein Ende,
Du mußt ihr entsagen, gebeut ihr Beschluß:
Schon griff nach dem Hammer Thor, sie zu treffen:"
(— Da drückte sie Bragi fester ans Herz. —)
„Auf, scheidet für ewig!" So endete Odhin.
„Ha, Schicksal und Satzung und ewige Ordnung!
Uns ist unsre Liebe das ewige Schicksal.
So kommt und versucht denn, ob wir zu scheiden,
Führt Thor den Hammer, so führ' ich das Schwert,
Laßt sehn, wer mich zwingt, kämpf' ich um Ellida.
Die Harfe hier will ich in Trümmer zerschlagen,
Daß Wohlklang auf ewig flieht die Welt
Und Kampf soll es gelten auf ewige Zeiten:
Dort drüben das Weltall, hier ich und mein Lieb." —

Aber es wiegte das Haupt Allvater:
„Es jammert mich dein, mein tapferer Jüngling,

Und mehr noch des Mägdleins, denn sie ist lieblich:
Lieblicher keine, so weit mir Erd' und Himmel bekannt:
Mich jammert der Holden, beharrst du im Trotze:
Nichts schaden wir dir, auch wann du erlegen:
Du bleibst unentbehrlich, Unsterblicher, uns:
Wir werden dich ehren, auch wenn wir dich zwangen.
Doch wehe dem Mägdlein, wann du erlagst!
Nicht die Speere der Götter fürchte für sie, —
Fürchte der Göttinnen spitzeren Haß!
Denn, glaube, sie werden ihr nimmer vergeben,
Nicht, daß sie liebte, — nein, daß sie geliebt ward,
Geliebt ward von dir:
Wehe, schon seh' ich am Boden sie schleifen
Lästernder Feindinnen jubelnde Schar,
Seh' sie am wallenden Haare gezerrt! —
Siehe, schon nahen in Waffen die Götter"
(— Aufsprang vom schwellenden Moose das Paar —)
Sie reiten von Osten auf blutroten Wolken:
Nicht kann ich dich schützen, der Neid ist im Recht!
Auf, schwöre bei meinem Haupt, zu vergessen
Und nicht mehr zu lieben das liebliche Kind."
Da lachte, die Locken schüttelnd, der Liedgott:
„Ich schwöre, bei deinem Haupte, zu lieben
Und nie zu vergessen das liebliche Kind!
Ich nimmer sie lieben? wie könnt' ich's vollenden!
Und könnt' ich's vollenden, so wollt' ich es nie.
Ich schwöre, sie trotz den unsterblichen Göttern
Zu lieben, zu lieben in Ewigkeit."
Da krachte der Donner und näher im Sturme
Jagten vom Osten die drohenden Rächer.
Und wieder ein Donner: — doch Bragi fuhr fort:
„Ist das der Unsterblichen klägliche Weisheit,
Zu glauben, sie trennen vom Herzen das Herz?
Ohnmächtige Allmacht, sieh deine Beschämung,
Auf ewig nenn' ich Ellida mein."

„Was ist's, das Ihr vom Wiking wollt, König Kanuts Königin?“
(Seite 219)

Und er legte die Hand auf das leuchtende Haupt ihr:
— „Dein Wille mein Schicksal," hauchte sie noch: —
Da war sie verschwunden. — Doch oben am Himmel
Erglänzte ein neuer, der schönste der Sterne
Im abendroten Westengewölk.
Und singend verneigten sich alle Gestirne,
Die jüngste, die lieblichste Schwester zu grüßen:
Es nennen die Götter Ellida den Stern,
Die Menschen aber den Stern der Liebe,
Der Sehnsucht Morgen- und Abendstern.

Lied der Walküre.

Froh sah' ich dich aufblühn, du freudiger Held,
Lang folg' ich dir schwebend und schweigend gesellt.
Oft küßt' ich des Schlummernden Schläfe gelind
Und leise die Locken, die dir wehen im Wind.
Hoch flog ich zu Häupten, — du kanntest mich kaum —
Durch die Wipfel der Wälder, dein Trost und dein Traum.
Ich brach vor dem Bugspriet durch Brandung dir Bahn,
Vor dem Schiffe dir schwamm ich, weiß-schwingig, ein Schwan.
Ich zog dir zum Ziele den zischenden Pfeil,
Aufriß ich das Roß dir, das gestrauchelt am Steil.
Oft fing ich des Feindes geschwungenes Schwert,
Lang hab' ich die Lanzen vom Leib dir gewehrt.
Und nun, da die Norne den Tod dir verhängt,
Hab' ich dir den schnellsten, den schönsten geschenkt.
„Sieg!" riefest du selig, „Sieg, Sieg allerwärts!"
Da lenkt' ich die Lanze dir ins herrliche Herz.
Du lächeltest lieblich, — ich umfing dich im Fall: —
Ich küsse die Wunde — und nun auf: — nach Walhall!

Wikinger-Fahrt.

Die Segel zerschlissen, zersplittert die Rah',
Das Steuer gebrochen, kein Hafen nah',
Der schuppige Drache gehau'n vom Bord:
Doch braust in den Fluten ein freudiger Nord:
  Er trägt uns zum Süd,
  Wo die Traube glüht,
  Zum sonnigen Süd!
Die Mäntel spannet als Segel auf!
Gott Odhin, leih' uns guten Lauf,
  Zum Süd, zum sonnigen Süd!
Lang dient' ich dem Kaiser in Byzanz,
Dort ist zu holen Glück und Glanz:
Hei was ich da roten Goldes sah! —
Ein Eiland heißet Sicilia,
Dort spülen die Quellen Edelstein
Und blau lacht ewig der Himmel drein:
Und vom selben Baum und vom selben Ast
Ich pflückte die Blüt' und der Goldfrucht Last:
Und nimmer find' ich Ruh' und Rast
Bis ich wieder der seligen Insel Gast
  Im Süd, im sonnigen Süd!
Dort blühen die Weiber in dunkler Pracht,
Und die Männer wandeln in Weibertracht,
Sie tragen die Brünne von Gold statt Erz:
Doch darunter pochet ein feiges Herz.
Dies Reich ist ein Becher, gefüllt zum Rand,
Es harrt auf des kühnen Trinkers Hand,
Ist der Goldfrucht gleich, die vollreif glüht,
Der üppigen Witwe, des Schleiers müd:
  Zum Süd, zum Süd!
Wir fahren zum sonnigen Süd!

Jung Sigurd.

Jung Sigurd war ein Wikinger stolz,
Der fuhr in den Sturm mit Lachen.
Und schwang er die Lanze von Eschenholz,
Da mußten die Schilde zerkrachen:
Die Traube von Chios, das Gold von Byzanz,
Begehrte sein Herz und sein Hammer gewann's.
Doch priesen die Freunde den blühenden Leib
Der Römerin, die sie gefangen,
Und lobt' ihm ein andrer sein ehelich Weib,
Das daheim sein harre mit Bangen,
Und sprach ihm von Lieb' und von Liebesglut, —
Laut lachte jung Sigurd wie brandende Flut.
— „Mein schwellendes Segel hat weißere Brust
Als euere Buhlen, ihr Schelme,
Mir ist kein Weiberauge bewußt
So licht wie der Stein hier am Helme,
Und lüstet nach lieblicher Süße mein Mund,
So schlürf' ich den feurigen Wein von Burgund.
Ja, stieg', umflossen von Asgardhs Licht,
Mir Freia selber hernieder, —
Fürwahr, ich höbe die Wimper nicht,
Zu schau'n die unsterblichen Glieder:
Wenn je mir ein Sehnen die Schönheit weckt,
So werde mit Nacht dies Auge bedeckt." —
Und sie landen am öden Felsengestad
Im Strahl mittäglicher Sonnen: —
Jung Sigurd schweift auf verlassenem Pfad,
Da lockt ihn der rieselnde Bronnen
Und als er schreitet zum Quellenrand,
Da steht ein Mädchen im Bettlergewand;
Wohl birgt sie der Schleier, wohl deckt sie der Rock,
Doch es schimmern so schneeig die Füße,

Und es glänzt durch die Hülle wie golden Gelock
Und die Stimme, wie klingt sie so süße!
Und als sie zum Trunke den Krug ihm bot, —
Da wurden die Wangen ihm bleich und rot:
Und es wallte sein Blut und sein Herz schlug laut
Und er rief: „O lege geschwinde,
Auf daß mein verlangend Auge dich schaut,
Vom Haupte die hüllende Binde:
Aus Mantel und Schleier wie strahlt es licht,
Wie hold muß strahlen dein Angesicht!"
Und er greift nach den Falten und bittet und fleht: —
Da ruft sie: „Dir werde dein Wille!"
Und der Mantel fällt und der Schleier verweht: —
Da wurde jung Sigurd stille,
Denn hehr, von unsterblichem Glanz umwallt,
Erkannt' er der Liebesgöttin Gestalt.
Licht floß von den Schläfen das goldene Haar,
Alabastern glänzten die Wangen,
Aus den Augen, den siegenden, schimmert' es klar,
Als käme die Sonne gegangen:
Und den Nacken umschloß das goldne Geschmeid,
Das der Anmut bannenden Zauber leiht.
Jung Sigurd schwieg: ihm versagte der Laut,
Da sprach sie mit zürnendem Munde:
„Des Himmels Königin hast du geschaut,
Und die Sehnsucht kennst du zur Stunde:
So werde vollendet dein trotzig Wort, —
Und Nacht bedecke dein Aug' hinfort."
Und es ließ der Blinde von Schwert und Schild
Und begann, die Harfe zu schlagen:
Doch es schuf ihm das Eine, das göttliche Bild
Sein Dunkel zu leuchtenden Tagen:
Kein Sänger vermocht' ihn im Kampf zu bestehn,
Denn er hatte die Göttin der Schönheit gesehn.

Helgi und Hilde.

Du hast mir den Vater erschlagen und schlugst mir den Bruder dazu,
Und dennoch in ewigen Tagen mein Liebster, mein alles bist du.
Es liegen so müde vom Fechten die erschlagenen Helden zu Hauf:
Ich aber, in mondhellen Nächten, ich wecke die schlummernden auf.
Sie fassen verschlafen die Schilde, sie rücken die Helme zurecht,
In den Lüften ertobet das wilde, das schreckliche Geistergefecht.
Da krähet der Hahn und sie stocken: — noch im Schwunge die Lanze ruht,
Ich trockne mit meinen Locken auf Helgis Stirne das Blut.
Ins Hügelgrab sinken wir beide, ins Brautbett dunkel und still:
Und über die graue Heide hinpfeifet der Nordwind schrill.

Der Fremdling.

„Der Fremdling war's im grünen Mantel, ums Lockenhaupt den Veilchenkranz,
Er hat bethört die Königstochter, die er geführt im Maientanz.
Er kam, man weiß es nicht, von wannen, er schied und niemand weiß, wohin.
Du bist betrogen, schön Haralda, und Schmach und Tod ist dein Gewinn."
So klagt das Volk; doch König Olaf, der finstre, klagt und drohet nicht.
Ein Grab läßt er im Walde graben, durch Eis und Schnee der Spaten bricht.
Im Frühmärz ist's: kahl stehn die Bäume, kein Vogelruf, Eis deckt den Quell,
Rings alles starr: nur hoch am Himmel zieht's hin wie Frühlingswolken hell.
Und schweigend führt vor allem Volke sein Kind er an den dunkeln Schlund:
„Lebendig sei mit deiner Schande verschlungen von der Erde Grund,

Sagst du mir nicht des Frevlers Namen und wo ihn trifft mein Strafgericht."
Doch sie schlug auf die schönen Augen und sprach in Ruh': „Ich weiß es nicht!
Ich weiß nur, daß er ist mein Gatte und daß er wiederkehret mir:
Er schlang von gelben Schlüsselblumen den Reif um meine Rechte hier,
Und sprach: „Auf Monde bannt das Schicksal mich fern von dir, geliebte Frau:
Doch wann die Schlüsselblumen wieder, die gelben, sprießen auf der Au,
Dann kehr' ich dir zurück so sicher, als Sonn' und Mond am Himmel gehn."
Schon hab' ich heut' aus Schnee und Eise das erste Veilchen lauschen sehn,
Nun kommt er bald!" — „Du willst noch höhnen?" ruft da der König zornesbleich,
„Hinab mit dir!" — Schon setzt die Holde den weißen Fuß ins Totenreich: —
Da plötzlich rauscht es durch die Lüfte, es blitzt, es donnert, braust und weht,
Ein süßer Hauch wie Veilchendüfte berauschend durch die Wipfel geht,
Hie Sonnenschein, dort Regenbogen, ein Schwalbenflug, er zwitschert hell,
Der Rasen grünt, die Büsche knospen und aus dem Eise bricht der Quell.
Die Erde bebt und aus dem Grabe, umstrahlt von lichtem Götterglanz,
Der Fremdling steigt in grünem Mantel und auf dem Haupt den Veilchenkranz.
„Gott Baldur!" rufen Volk und König und sinken bebend in die Knie,
Er aber faßt die Hand Haraldas und zu den Sternen schweben sie

---

Der stolze Gast.

„Er darf, er soll's nicht länger treiben, sein Stolz ist unser aller Spott,
Er soll nicht mehr im Lande bleiben, der durch uns hingeht wie ein Gott.
Er lacht beim Ruf der Münsterglocken, trägt Tag und Nacht sein breites Schwert,
Und trotzig schüttelt er die Locken, wenn man ihn unsere Sitte lehrt.
Mit fremden Weisen, kühn und wilde, bezwang er unsrer Skalden Kunst: —
Verbann' ihn, Königin Gunilde, nicht länger schirm' ihn deine Gunst.
Er kam, ein Flüchtling, sturmverschlagen, ans Land und niemand weiß woher:
Die Welle soll ihn wieder tragen, den Wilden, in das wilde Meer."
Vom Drachenhelm bis auf die Sohlen stand er gehüllt in schwarzes Erz:
Er schwieg: nur manchmal flog verstohlen sein Blick durchs Fenster küstenwärts.
Er stand zunächst an ihrem Throne, gestützt auf seinen hohen Schild
Sie lächelt unter ihrer Krone und dräut ihm mit dem Finger mild:
„Ihr hört, wie schwer sie Euch verklagen: wie wollt Ihr Euch verteid'gen? Sprecht."
Doch er, den Blick emporgeschlagen, sprach: „Königin, sie haben recht.
Ich fühle hoch mich unvergleichbar, ob diesen frommen, zahmen Herrn
Und ihrem Sinn so unerreichbar, wie ihrem Arm der Morgenstern."
„Hörst du sein freches Überheben! Auf, werft den Höhnemund ins Meer!"
Sie aber sprach mit leisem Beben: „Und, Fremdling, dieser Stolz, woher?"
„Woher? Nicht, weil dem neuen Glauben sich nie dies freie Haupt gebeugt,
Nicht, weil ich, wie der Falk die Tauben, die Christenritter oft gescheucht,

Nicht, weil wie Heklas Feueratem mein Lied all' ihre Singkunst schmolz, —
Nein, nicht auf mir und meinen Thaten, — auf einem Weibe ruht der Stolz.
Wohl mag sein Haupt zu Sternen heben und fühlen sich den Göttern gleich
Der Mann, dem Seel' und Leib gegeben die schönste Maid im Nordenreich."
„Und wo, du Prahler," scholl's im Saale, „und wer ist dieses Wunderweib?"
Da warf den Schild von schwarzem Stahle er mächtig über seinen Leib,
Sein breites Schwert schwang er mit Schalle und auf den Thronsitz sprang er hin:
„Dies Weib? wohlan, ihr kennt es alle: hier steht es, eure Königin!"
„Ha, Tod dem Frevler," klang es wieder und alle Klingen wurden bloß.
„Zu spät," sprach er vom Thron hernieder: „der alten Götter Macht ist groß.
Blickt aus zum Strand! Hört ihr es schallen? Hie Thor und Odhin! tönt's mit Wucht,
Und meine Drachenschiffe wallen mit stolzen Wimpeln in die Bucht.
Mein ist das Reich: und in drei Stunden, Herr Bischof, räumet Ihr das Land.
Doch du, mein Weib, das sich verbunden dem Flüchtling arm und unbekannt,
Die schönste Nordlandskrone legen will auf die weiße Stirn' ich dir,
Denn Sigurd bin ich von Norwegen und Meer und Inseln dienen mir."

Die bleiche Königin.

I.

Es schlummert König Knut der Greis,
Sein Atem fiebernd geht:
Zu seinen Häupten lilienweiß
Seine junge Königin steht:
Den Heilkelch hält die rechte Hand,
Sie hält ihn abwärts schwank:
Es fallen auf des Estrichs Sand
Die Tropfen von dem Trank.
Die Linke preßt, so dicht sie kann,
Die braunen Augen beid'. —
Sie weint: — ist's um den alten Mann? —
Ist's um ein eigen Leid?
Der Greis erwacht — er blickt sie an: —
Sie sieht es nicht vor Weh:
Er denkt: „noch nie hat wohlgethan,
Wer Rosen barg in Schnee." —
Da hebt sich Lärm in Hof und Flur,
Sein Feldherr stürzt daher,
Das Haupt verbunden, mühsam nur
Hält aufrecht ihn der Speer:
„Stirb, Norwegs König, stirb vor Weh, —
Der Tod ist dir Gewinn, —
Wir sind besiegt zu Land und See!" —
Und rasselnd stürzt er hin.
Und Tostig folgt, sein Brudersssohn, —
Blut zeichnet seinen Pfad: —
„Weh', Oheim, dir, und Norwegs Kron': —
Denn Erich Blutaxt naht.
Dein Heer zerstreut wie Laub vom Sturm,
Die Schiffe sind verbrannt,
Schon pocht an deinen Königsturm
Wie Donner seine Hand.

Durch Schwert und Schild und Brünne schlug
Sein Beil mir bis ins Mark,
Für Menschen bin ich Mann's genug, —
Den macht die Hölle stark."

„So muß ich," rief der alte Mann,
„Den Wiking selbst bestehn!
Auf, legt mir Helm und Harnisch an
Und stützet mich im Gehn."

Er spricht's und richtet sich empor,
Und sinkt in Ohnmacht hin: —
Da schreitet langsam zu dem Thor
Die junge Königin.

Jarl Tostig ruft: „Wie? hemmst wohl du
Des Unholds Siegeslauf?"
„Ich will's versuchen!" — sprach in Ruh'
Die Königin darauf. — —

II.

Im Garten rauscht der Brunnen sacht, —
Es flüstern Busch und Baum: —
Ein Duft schwebt durch die Mondennacht
Süß wie ein Liebestraum. —

Der Sprosser lockt mit leisem Schlag,
Bis jede Rose wacht,
Und tausend Blumen, spröd' am Tag,
Erschließt der Kuß der Nacht.

Die Schwäne ziehen still im Teich,
Der Südwind atmet lau
Und koset Stirn und Wange weich
Der schönen, bleichen Frau.

Sie lehnt und lauscht: — es biegt ihr Arm
Zurück den Geißblattstrauch:
In ihre Seele flutet warm
Der duft'gen Blüte Hauch.

Da knarrt die schmale Gartenthür
Und mächtig pocht ihr Herz,
Und klirrend tritt ein Mann herfür
Gleich einem Gott von Erz.

Auf seinem Helme sträubt sich wild
Ein Adlerflügel-Paar,
Auf seine Schultern nieder quillt
Das prächtig schwarze Haar.

„Herr Tostig“ — ruft er — „seid Ihr, sprecht,
Zum Kampf schon wieder heil?
Habt acht, nicht immer trifft so schlecht,
Wie's gestern traf, mein Beil.

Ihr rieft mich her — ich bin bereit“ —
Da rauscht es im Gesträuch: —
Die Kön'gin haucht: „Die List verzeiht,
Ich hab' entboten Euch.“

Und Erich zuckt, sein Auge rollt, —
Starr blickt er vor sich hin, —
„Was ist's, das Ihr vom Wiking wollt,
König Kanuts Königin?“

„O Erich Goldmund, höre mich“ —
„Mein Nam' ist umgetauft!
In Strömen Blutes längst hab' ich
Viel schönern mir erkauft!“

„O glaube mir . . .“ — „Dir glaub' ich nichts!
Ich glaubte dir genug,
Du redest wie ein Geist des Lichts
Und jedes Wort ist Trug.“

„O weißt du noch . . .?“ — „Wohl weiß ich's noch,
Du sprachst von Liebe heiß,
Du sprachst so treu und logest doch: —
Gieb acht, ob ich's noch weiß.

Ich seh' ein Schloß auf Schwedens Höh'n,
Wie hier einen Garten grün,
Und die Königstochter wunderschön,
Eine Rosenknospe, blühn:

Die Brunnen rauschen: — auf leiser Spur
Zieht der Schwan im Mondenlicht,
Das Königskind tauscht Kuß und Schwur
Mit einem Knappen schlicht.

Der sang ihr süßer Lieder viel, —
Den Goldmund hieß man ihn.
Er aber ließ sein Saitenspiel,
Ein Held hinauszuziehn.

Er schwur: „Ich bau' mit Schwert und Speer
Mir auch ein Königreich,
Dann hol' ich dich, kein Knappe mehr,
Nein, deinem Vater gleich."

Er schwur's und ging und hielt sein Wort:
Ein Reich schuf ihm sein Stahl,
Und als er heimkam, — war sie fort,
Und König Knuts Gemahl!

Da lacht' er grimmig, wie der Sturm,
Wann er das Meer zerstiebt,
In seiner Brust, wie einen Wurm,
Zertrat er, was er liebt';

Und sprang in Kampfblut knöcheltief,
Warf Gnad' und Milde weg,
Und weit durch alle Lande lief
Seines neuen Namens Schreck.

Der Rache schwur er nun sein Wort
Und brach durch Meer und Land
Sich blut'gen Weg durch Schutt und Mord,
Bis er sein Treulieb fand.

Und jetzt, den Sieg in seiner Hand,
Frägt er das Eine nur:
Wohin, wohin die Treue schwand,
Die sie dereinst ihm schwur?"

Sie aber sprach: „Ihr Vater starb: —
Der Däne trug den Tod
Drei Jahr durchs Land, — ihr Reich verdarb,
Ihr Volk verging in Not.

Kein Retter rings, bis König Knut
Bot Hilf' und Hand zumal: —
Ihr Volk verging in Krieg und Blut: —
So ward sie Knuts Gemahl:

So nahm sie Norwegs Diadem;
Da war ihr Glück dahin: —
Die Menschen heißen sie seitdem
Die bleiche Königin.

Am Tage lebt sie ihrer Pflicht
Und niemals klagt ihr Mund,
Doch Gott und seiner Sterne Licht
Sind ihre Nächte kund.

Willst du nun Rache, — zieh' den Stahl
Und tauch' ihn in dies Herz
Und sei bedankt viel tausendmal, —
Du lösest mich vom Schmerz.

Doch scheue des Greises Silberhaar,
Er ist edel, mild und gut,
Und heilig, wer zur Totenbahr'
Die letzten Schritte thut."

„Er hat mir all' mein Glück geraubt,
Deine Hand, meines Lebens Licht": —
Da flüsternd senket sie das Haupt:
‚Doch meine Seele nicht!"

„Die Seele nicht! So folge mir.
O folge mir, mein Glück:
Und selig, selig kehret dir
Die alte Zeit zurück.

Ich trage dich an Schiffes Bord —
Ha, wie mein Herz erglüht! —
Die günst'ge Welle trägt uns fort
Zum wunderschönen Süd.

Dort ragt mir hoch ein Königsschloß,
Von Marmor glänzt es hehr,
Im stillen Eiland Tenedos
Im blauen Griechenmeer.

Durch Säulenhallen zauberschön
Der Tag dort goldner quillt:
Dich stell' ich auf die Tempelhöh'n
Als schönstes Götterbild.

Das Land ein Blütengarten weit,
Der Himmel ewig klar:
O komm, auflebt die Jugendzeit
Und jeder Traum wird wahr.

O komm! In Rosen schönster Glut
Soll wieder blühn dein Leib." —
„Halt' ein, du sprichst in Fieberwut
Zu König Kanuts Weib."

„Sein Weib! — Doch nicht für immerdar!
Ich weiß, du liebst mich noch:
Leb' wohl, und sei's nach Tag und Jahr, —
Ich seh' dich wieder doch."

Er geht: — sie kehrt zum Schlosse leis.
Wo sie den König fand
Und legt auf seine Stirne heiß
Die schmale, weiße Hand.

III.

Und als die Morgensonne hell
Aufs Pfühl des Kranken schien,
Da trat herein Jarl Tostig schnell:
„Herr König, Heil, sie flieh'n!
Kein Schiff zur See, kein Zelt am Strand,
Hier war ein Wunder nah!"
Da nahm der König ihre Hand:
„Ich weiß, wie das geschah.
Ein Engel Gottes lilienweiß
Hielt vor mich seinen Schild,
In Ehren stirbt der müde Greis: —
Ich danke dir, Swanhild.
Und wann ich nun gestorben bin
Und im Lenzwind rauscht die See,
Dann blüh'n, du bleiche Königin,
Die Rosen aus dem Schnee."

Der Königsbronn in Dunsadal.

„Der ist allein ein König, wen bindet keine Pflicht,
Wer andrer Recht soll achten, der ist ein König nicht."
So sprach der König Olaf, frisch kam er von Byzanz,
Hat dort als Gast bewundert des Imperators Glanz.
„Ich bin der trotz'gen Bauern von Svearike satt,
Wie Leo will ich herrschen in seiner goldnen Stadt."
Er sandte seine Boten und Schatzung schrieb er aus:
Von jedem Kopf ein Schilling und zwölf von jedem Haus. —
Und der Bote kam nach Dunsadal und bot das Volk zu Hauf
Zur Hofburg nach Upsála, zu Ting und Schatzung auf.
Da sprach ein Bauer — man kennt ihn nicht — sein Bart war weiß wie Schnee:
„Wer etwas will, der geht zu dem, von dem er's will, von je.

Wir woll'n von König Olaf nichts: — und will er was von uns,
So komm' er, wo wir tagen stets, an den Königsbronn von Duns.
Da harr'n wir sein zur Sonnenwend', wann die Linden in Blüten stehn."
Der Bote ging und der König schwur: „Der Trotz soll euch vergehn."
Und als die Lind' in Blüten stand, entbot er Roß und Mann
Und zog, dreitausend Reiter stark, nach Dunsadal hindan.
Und als er kam zum Königsbronn mit den Seinen von Mittag her,
Zwölf alte Männer saßen dort, sonst war die Dingstatt leer.
Ein dichter Eichwald lag im Nord: hehr lag er, stolz und still,
Nur wann der Wind in den Wipfeln ging, scholl's, wie wann's wettern will.
Und der König ritt an des Brunnens Rand: — der Brunnen war schwarz und tief: —
Die Zwölfe saßen im Kreise still, der König aber rief:
„Ich bin gekommen, ihr habt's gewollt: doch mit dreitausend Mann:
Wollt ihr jetzt thun, wie ich gebot und gehorchen meinem Bann?" —
Da sprach ein Bauer — man kennt ihn nicht — sein Haar war silberhell,
Er trug ein großes Büffelhorn und sein Mantel war Bärenfell.
„Du hast gefragt:" — sprach der alte Mann — „als Antwort frag' ich dich:
Woher heißt der Brunnen Königsbronn, weißt du das, König, sprich?"
„Was soll der Bronn? ich weiß es nicht!" — „So will ich dir's thun kund:
Drei alte Sveakön'ge liegen in des Brunnens Grund.
König Knut war hart wie Eisen, er war von deinem Geschlecht,
Er wollte die Bauern zwingen und brechen das alte Recht.
Und war er hart wie Eisen, — die Bauern waren wie Stein,
Und sie nahmen den stolzen König und warfen ihn hier hinein.
Und auf Knut kam König Håko und auf Håko König Svein: —
Nun rede, König Olaf, willst du der vierte sein?"
Blutrot ward da der König und er zückte den Speer im Zorn:
Doch zur Seite trat der Alte und stieß in sein großes Horn.
Da ward der Wald lebendig und jeder Strauch ein Mann.
Rings Waffen, Waffen, Waffen: — wie die Meerflut schwoll's heran.

Und der Alte zog aus dem Mantel eine Streitaxt, die war schwer:
„Viel sind dreitausend, König, aber dreizehntausend sind mehr!
Du wolltest die Bauern zwingen, wohlan, die Bauern sind da:
Versuch's, versuch's, Herr Olaf: — der Königsbronn ist nah!"
König Olaf warf den Rappen herum, im Sturm jagt' er davon
Und es kam kein Sveakönig mehr je wieder zum Dunsabronn.

Sir Lanval.

Hoch rauscht die Pracht der Feste durchs Schloß zu Avalett,
  Es folgen Tanz und Lieder, Turnier sich und Bankett.
Die ganze Tafelrunde rief König Artus ein:
  Wie nie zuvor verherrlicht will Frau Ginevra sein.
In gelber Seide wiegt sich die königliche Frau,
  Die Krone glänzt auf Flechten wie Rabenschwingen blau.
In Goldschrift steht gegraben auf ihrem Baldachin:
  „Der schönsten aller Frauen soll jeder Ritter knie'n."
Und sieh die Paladine, die stolzen Degen all,
  Sie nah'n dem Thron und beugen das Knie bei Hörnerschall.
Die Reihe trifft Herrn Lanval: — der hört sich rufen kaum,
  Er steht, geschloßnen Auges, versenkt in tiefen Traum.
Nun schreitet er zum Throne, hoch aufrecht bleibt er stehn:
  „Wohl seid Ihr schön, Frau Kön'gin, doch — sei's um mich
    geschehn! —
Ich kann mein Knie nicht beugen dem Lügenspruche hier:
  Ich weiß ein Weib, das tausendmal schöner ist als Ihr."
Da war's, als bräche die Hölle im Königssaale los,
  Aufsprangen die Vasallen und jedes Schwert ward bloß.
„Ha, nieder mit dem Lästrer, ha, frevelhafter Spott!"
  „Halt' ein," sprach da Ginevra, „auch du halt', Lancelot.
Erst spreche doch Sir Lanval, — Neugier bekenn' ich schon! —
  Wer ist die Wunderholde? gern räum' ich ihr den Thron.
Ist's Bagdads Sultanstochter? die Kais'rin zu Byzanz?
  Und prangt ihr hoher Name schon in des Liedes Kranz?"

„Ich weiß nicht," sprach Sir Lanval, „wer sie noch wo sie ist:
Im Wald fand ich sie gestern, im tiefsten Buschgenist.
Sie trug ein weiß Gewande, kein Gold als nur ihr Haar,
Darin als Schmuck ein Glühwurm erglomm smaragdenklar.
Sie gab sich ganz zu eigen in sel'gem Schweigen mir: —
Frau Kön'gin, die ist schöner viel tausendmal denn Ihr."
„Ha," fuhr empor Ginevra, ins tiefste Herz gekränkt:
„Die waldverlaufne Dirne, die ihre Gunst verschenkt,
Die Fremde, Namenlose, ziehst du Ginevra vor?
Zur Rache, Paladine, jetzt stirb, du frecher Thor!"
Schon dringen hundert Schwerter scharf auf Herrn Lanval ein,
Er kämpft und kämpft und blutet, verloren muß er sein.
Da furchtbar kracht ein Donner, des Saales Wölbung birst,
Schloß Avalett erzittert vom Grundstein bis zum First.
Und sieh, herab vom Himmel, — welch' eine sel'ge Schau! —
Auf schwangezognem Wagen schwebt nieder eine Frau:
Sie trägt ein weiß Gewande, kein Gold als nur ihr Haar,
Und einen Lilienscepter, und lächelt wunderbar.
Und hundert Harfen klingen und Rosen regnet's schwer
Und tausend Elfen tanzen und fliegen um sie her.
Sie hebt zu sich Herrn Lanval, der sinket an ihr Herz
Und langsam, langsam schwebet der Wagen sternenwärts.
Doch Artus und Ginevra und alle Ritter knie'n:
„Titania, Elfenkön'gin, die Schuld sei uns verzieh'n."

König Alfred.

„In harter Not liegt Engelland!
Es sind mit tausend Kähnen
Die gottverhaßten Dänen
Gelandet an des Humber Strand:
Durch Yorkshire wütet Mord und Brand,
Und wo ist König Alfreds Hand,
Zu trocknen unsere Thränen?

Er fiel, er fiel der teure Held
Von einem scharfen Speere!
So bringt's die blut'ge Märe!
Kein Retter steht uns mehr im Feld:
So räumt denn diese Inselwelt
Die Hengst und Horsas Asche hält,
Und suchet neue Meere!"

So schallt's im Gaugericht zu Kent
Bei Grafen und bei Thanen,
Zu rascher Flucht zu mahnen.
Da ist kein Mund, der Hilfe nennt:
Schon ist der Schöffen Kreis getrennt,
Schon senken sich — des Dinges End' —
Vom Lindenbaum die Fahnen.

Da trat hervor ein Harfner alt:
Er stand am Stamm der Linde,
Es flog sein Haar im Winde:
Vom Kriegermantel braun umwallt
Stolz reckte sich die Erzgestalt,
In seinem Schild' ein breiter Spalt,
Sein Haupt verbarg die Binde.

„Gemach, ihr lieben Herr'n zumal,
Ich will euch nicht bethören,
Nicht euren Ratschluß stören:
Doch komm' ich frisch von blut'ger Wal: —
Sprecht, wollt ihr nicht zum letztenmal
Von eurem Herrn, der dort befahl,
Von König Alfred hören?"

„Von König Alfred!" — ruft die Schar —
Und alles bleibt, zu lauschen
Und feuchten Blick zu tauschen, —
„Weißt du von seinem Ende gar?
O, sing' von ihm, wie groß er war!"
Da blitzt des Harfners Auge klar.
Und seine Saiten rauschen:

„O Wodenswood, du arges Feld,
Fluch sei mit deinen Eichen!
Da ward von Dänenstreichen
Manch alter Sachsenschild zerspellt!
Und, kühn zum Fußkampf erst gestellt,
Nach seinem Hengst rief mancher Held,
In Flucht hindan zu weichen.
Das dünkte König Alfred schlecht:
Er jagte hin und wieder
Durch alle Reiterglieder,
Und rief: „Ein Sachse, treu und echt,
Harrt aus im Tod, ob Than, ob Knecht!" —
Und sprang herab zum Fußgefecht
Und stach sein Streitroß nieder.
Und nahm von York das Sturmpanier,
Der Bauern Kampfgenosse,
Und trug's in die Geschosse.
Da schlug ein Beil ihm ins Visier,
Schlug ihm vom Helm die Kronenzier, —
Schlug ihm ins Haupt, zum Tode schier,
Und über ihm die Rosse! —
Lang lag er so, die Nacht war kalt: —
Da weckten ihn mit Kratzen
Des Leichenwolfes Tatzen —
Er schlug: — das Untier wich alsbald —:
Da dacht' er, wie des Feinds Gewalt
Nun wird sein Land vieltausendfalt
Verwüsten, heeren, schatzen.
Das brannte mehr als Wundenschmerz!
Er hätt' sich gern gewendet,
Verzweifelt und geendet:
Doch lauter sprach sein Königsherz:
„Du bist des Landes Schild von Erz,
Und sinkt dein Hoffen niederwärts
Ist Engelland geschändet."

Schwer stand er auf, schwer war sein Schritt:
Da, unter tausend Toten,
Sein Kronhelm lag zerschroten:
Er ließ ihn, wie's sein Herz zerschnitt,
Es ist das Volk die Krone nit: —
Doch seinen Schild, den nahm er mit,
Die Ehre hat's geboten."
„So lebt er noch? — ich bitte dich!" —
— So scholl's aus jedem Munde —
„Woher ward dir die Kunde?
Ist das sein Schild? Wer bist du? Sprich!" —
Da warf der Harfner hinter sich
Die Hüllen und voll-königlich
Durchflog sein Blick die Runde.
„Ja, das ist eures Königs Schild,
Und ich" — da hob von allen
Ein Rufen sich und Schallen —:
„Und du, du teures Heldenbild,
Bist König Alfred stark und mild,
Auf! führ' uns an ins Schlachtgefild: —
Die Dänen sollen fallen!"
Da sprach der Fürst: „Die Treu' ist echt,
Die nimmer will verzagen.
Des will ich Dank euch sagen:
Du Volk von Kent: das sei dein Recht,
Daß von Geschlechte zu Geschlecht
Du sollst in jeglichem Gefecht
Das Banner Englands tragen."

Robin Hood.

I.

Der König John that mich in Bann.
Gott lohn' es ihm, dem wackern Mann:

Er hat mich freigegeben:
Nun geht der Herr mich nichts mehr an, —
Nun mag ich fröhlich leben.
Er hat verbrannt mein Ritterschloß,
Er ließ mir doch mein schwarzbraun Roß,
Er ließ mir Pfeil und Bogen:
So bin ich denn als Hausgenoß
Zu Bär und Wolf gezogen.
Jetzt schert mich Graf und Sheriff nichts
Und weiser Spruch des Rüggerichts
Und dummer Schnack der Pfaffen:
Ich freue mich des Sonnenlichts
Und meiner guten Waffen.
Wie lieblich weht der Morgenwind,
Erwach' ich mit schön Rosalind
Wohl unter grünen Tannen:
Sie reicht mir Helm und Schwertgebind
Und wehe den Normannen!
Der Kanzler reich, der Bischof feist,
Der Kaufherr, der zur Messe reist,
Sie alle sind mir frönig:
So weit der Falk den Forst umkreist,
Sir Robin Hood ist König.
Mein Sperber ist mein Seneschall,
Mein Minstrel ist die Nachtigall,
Mein Thron das Moos, das feine,
Mein Mundschenk ist der Wasserfall
Und Pfaffen brauch' ich keine.

II.

Nun da zu Gold die Sonne ging,
Gesellen, lagert euch im Ring
In grünen Buchenhallen
Und her zum Schmaus am Felsenborn,

Wo duftend blüht der Hagedorn,
Ruft allen, ruft allen
Mit lautem Jägerhorn.
Das Tagwerk brachte gute Pirsch!
Wie mundet des Regenten Hirsch
Zum Klosterwein des Pfaffen!
Gott lohn' ihm in der Ewigkeit!
Nun singt und trinkt: doch alle Zeit
In Waffen, in Waffen,
Dem Überfall bereit.
Denn seit der König mied das Land,
Ist Freiheit in den Wald verbannt,
Wo hoch die Eichen wachsen:
Doch wir, ob's Graf, ob Bischof sei,
Wir tragen keine Tyrannei:
Wir Sachsen, wir Sachsen:
Wir zieh'n zu Walde frei.
Nun seht, wie Stern an Stern erwacht,
Ein duft'ger Hauch geht durch die Nacht:
Nun laßt die Harfe tönen:
Und singt, des Waldes Hofgesind,
Von Robin Hood und Rosalind
Der Schönen, der Schönen,
Dem holden Grafenkind.

III.

Barfüßig aus dem Grafenschlosse flohst du zu mir und in den Wald,
Mein Lieb, mein Weib, mein Herzgenosse, das sei vergolten tausendfalt.
Du sollst ein grünes Wunderleben genießen wie kein Weib gewann:
Des Waldes sel'ge Geister schweben um ihre Königin fortan.
Vom Scheitel bis zur Sohle deck' ich mit Blumen dich und Küssen zu,
Dies Haupt als treues Pfühl dir streck' ich, darauf dein wundes Füßlein ruh'.
O bange nicht! was wir gewannen, der Wald und ich, wir halten's warm
Und alle Teufel und Normannen entreißen nicht dich diesem Arm.

IV.

Im Walde war's, kein Kreuz dabei, uns hat kein Priester eingesegnet,
Doch wilde Rosen hat der Mai aufs grüne Brautbett uns geregnet:
Still war die Nacht und voller Duft, leis ging der Lenzwind in den Bäumen,
Nur manchmal scholl es durch die Luft, süß, wie wenn Nachtigallen träumen:
Ein Stern brach durch das Wolkendicht: — dein Auge blitzte durch das Dunkeln, —
Und leuchtete des Glühwurms Licht anstatt der Hochzeitfackel Funkeln.

V.

O wenn ich König von England wär', da sollt' ein Leben tagen!
Erst ließ ich aus London den Thron hieher, in den rauschenden Buschwald, tragen.
Dann flöcht' ich aus Rosen und Maiglöcklein das duftigste Kranzgewinde
Und spräche: „Das soll deine Krone sein, Waldkönigin Rosalinde."
Dann sucht' ich das größte Schiff im Reich, drauf packt' ich die Pfaffen alle,
So feist wie hager, so rot wie bleich, und schickte sie fort mit Schalle;
Drauf ließ' ich alle Schuldner frei und die Gläubiger ließ ich binden
Und schickte sie nach der Klerisei mit allen günstigen Winden;
Und dann ein Gesetz, das keinen verletzt, ein einziges, ließ ich verfassen:
„Wird König Robin einst abgesetzt, — seine Königin muß man ihm lassen."

Romanze des Gefangnen.

Hoch ob meinen Gitterstäben
Seh' ich rasche Vögel schweben,
Meergewohnte Mövenbrut:

Und sie scharen sich im Kreise
Und sie rüsten sich zur Reise
  Nach des Nordmeers ferner Flut.
Ach! wie oft sah ich sie horsten
In Alt-Englands dunkeln Forsten,
  An des Humber grünem Strand,
Wann ich ritt zu froher Beute,
Laut umtost von Roß und Meute
  Und den Sperber auf der Hand.
In den Wald entflog der Sperber
Und die Mähne hängt der Berber
  Und die treue Rüde klagt:
Doch es jubeln die Barone:
Nach des Lang-Verschollnen Krone
  Wird manch kühner Griff gewagt.
Rasche Vögel, auf, von dannen!
Wo in dunkelgrünen Tannen
  Ruht ein stilles Königshaus, —
Dort an eine Frau vielsüße
Richtet tausend, tausend Grüße
  Vom gefangnen König aus.
Hört ihr dann zum Trost der Schönen
Eine helle Stimme tönen,
  Ruft dem Troubadour: „Halt ein!
Blondel, laß die holden Weisen:
König Richard liegt in Eisen,
  König Richard harret dein!"

König Richard und Sir Hugh.

I.

„Nun zieh' ich ins gelobte Land, der heil'ge Christ hat Not,
  Jetzt helf' ich ihm mit meiner Hand, der mir oft Hilfe bot.

Und dir, Sir Hugh, empfehl' ich all mein Volk und was es hat,
Schloß Dover, meines Reiches Wall, und London, meine Stadt.
Ich kenne dich von edlem Mut: ich weiß, treu wahrest du
Noch treuer als dein höchstes Gut mein Königsrecht, Sir Hugh.
Mein Vetter Frankreich ist ein Schelm, mein Bruder John dazu:
Sei du Altenglands Schild und Helm an meiner Statt, Sir Hugh."
Der König Richard sprach's und stieg an Bord mit seinem Heer:
In seinen Fahnen flog der Sieg und Schreck zog vor ihm her;
Vorauf dem Kreuzheer stritt der Held und hell erklang wie Erz
Durch Christenland und Heidenwelt der Name: Löwenherz.

II.

Sir Hugh indes des Rechtes pflag und hielt das Reich in acht:
Dem Staat gehört der laute Tag, der Lieb' die stille Nacht.
Denn einst, als er zu angeln ging am Severn blau und breit,
Sir Hugh als süße Beute fing die allerschönste Maid.
Das war das junge Fischerkind, nicht sechzehn Winter alt,
Ihr golden Haar so seidenlind, so wonnig die Gestalt;
In grüner Einsamkeit erblüht, gleichwie die Wasserros',
Die an dem Rand des Severn glüht, von Schilf versteckt und Moos.
Manch' goldnen Abend fuhren sie, wann süß der Hänfling sang,
Wohl Mund an Mund und Knie an Knie, den stillen Strom entlang.
O waldumfriedet Glostershire, du erlengrünes Land,
Welch' stille Freuden schautet ihr, ihr Buchten an dem Strand!
Das Ruder ruht, — sie treiben leis, — vorauf der wilde Schwan —
Und Blüten streuet rot und weiß der Maiwind in den Kahn.

III.

Seit Monden ruht der flinke Kahn, umsonst der Vogel schlägt,
Kein Liebespaar auf blauer Bahn der stille Severn trägt:
Sir Hugh zog aus mit Mann und Roß für König Richards Thron,
Denn Frankreich griff nach Dover-Schloß, nach London griff Prinz John.

Und manchen Tag stand er im Feld, es wuchs und wuchs der Feind
Schon vor dem Thor von London hält er seine Macht vereint.
Und morgen will in blut'ger Schlacht Sir Hugh die Stadt befrei'n,
Da stürzt ins Zelt bei tiefer Nacht sein treuster Knapp' herein:
„Du bist betrogen! folge mir nach Haus, Sir Hugh, nach Haus!
Du kämpfst für König Richard hier, vieltreuer Mann, den Strauß:
Und König Richard ist zurück, und stiehlt dir wie ein Dieb
Im Wald von Glostershire dein Glück und herzt und kos't dein Lieb,
Sie sitzt auf seinem Schos in Ruh', — oft küßt er ihren Mund,
Ich hab's gesehen — ich schwör' dir's zu — zur Rache fort, zur Stund'!"
Wohl ward des Ritters Wange bleich: doch griff er zum Panier:
„Wohlauf! zur Schlacht für Kron' und Reich! und dann — nach Glostershire!"

IV.

Am Severn vor dem Grafenschloß saß König Löwenherz,
Von seinen bärt'gen Lippen floß manch' frohgemuter Scherz.
Im Rosenbusche saß das Paar, Wein perlet im Pokal,
Er spielt mit ihrem weichen Haar, mit ihren Fingern schmal.
Da stürmt Sir Hugh herein zum Hag: — die Maid ward rot und fahl,
Verbunden seine Linke lag, die Rechte schwang den Stahl.
Und vor dem König erst mit Zucht ins Knie sinkt der Baron:
„Das Heer von Frankreich nahm die Flucht, geschlagen ist Prinz John.
Frei Dover, deines Reiches Wall, frei London, deine Stadt,
Und deines Rechtes überall wahrt' ich an deiner Statt,
Ich war Altenglands Schild und Helm" — da sprang er auf im Schmerz —
„Doch du, Herr König, bist ein Schelm und nicht ein Löwenherz!
Und schlug der Feind mich blutig wund für dich und für dein Recht,
Mein Zorn ist heil, mein Grimm gesund, auf, König zum Gefecht!
Und bist du gleich der Heiden Schreck und Englands Majestät:
Nicht lebend kömmst du mir vom Fleck, — Richard Plantagenet!"

Der König Richard sah ihn an und sprach in hellem Ton:
„Gott segne dich, du tapfrer Mann, Gott segne dich, mein Sohn.
Wohl kannt' ich dich, du herrlich Blut: Gott weiß, treu wahrtest du
Und höher als dein höchstes Gut mein Königsrecht, Sir Hugh.
Sir Hugh, ich bin kein falscher Dieb, liebkos' ich diese Maid,
Denn meine Tochter ist dein Lieb, die Frucht vielsüßer Zeit.
Auch ich fing einst am Severnfluß ein holdes Fischerkind: —
Dein Aug' war hell, und süß dein Kuß, du arme Rosalind!
Ob lang das Moos dein Grab umgrünt, heut schauest du in Huld,
Wie endlich reich dein Richard sühnt die alte Liebesschuld:
Das Beste, was ich geben kann, soll unsres Kindes sein:
Ich geb' ihr den getreusten Mann, der in ganz England mein!"

Sir Roger de Montremy.

Das war Sir Roger de Montremy, zog singend durch die Gauen
Und wo er kam, da lächelten sie, wo er schied, da fluchten die Frauen.
Denn er trug an seiner linken Hand einen Ring von rotem Achate,
Den gab ihm einst aus Feeenland Claribelle, seine Pate.
Und drehte das Gold er am Finger sacht, so zuckte sie, die er erkoren,
Und drückte er an den Stein mit Macht, — war mit Seel' und Leib sie verloren.
Und es konnte zur Rache kein Ehgemahl, kein tapferer Bruder taugen,
Denn die Männer sanken vor seinem Stahl wie die Frauen vor seinen Augen.
So ging er durch Frankreich und Burgund nach England über die Wogen.
Heut war sein übermütiger Mund von unbändigem Stolz umzogen.
Denn die schöne Königin Eleanor, das begehrteste Weib auf Erden,
Nach Teviot-Hall ihn heut Nacht beschwor, da sollte viel Glück ihm werden.

Sie hatte geschrieben: „Sir Montremy, o komm, es gilt mein Leben,
Ich will die Bretagne, die Normandie und mich selber will ich dir geben.“
Und Sir Roger ritt im Abendlicht, wo des Teviot Fluten rauschen:
Sein Stolz war groß: — er wollt' jetzt nicht mit Gott im Himmel tauschen.
Und als er kam, wo die Fähren sind, die Wandrer überzufahren,
Da saß am Steg das Schifferkind von noch nicht siebzehn Jahren. —
Ein blaues Röcklein, — ein Hemdchen weiß, drauf zwei gelbe Zöpfe fielen,
Über die nackten Zehen leis ließ sie rinnend die Wellen spielen. —
Er stieg vom Roß, er rief sie an: — ihr Blick hat ihn getroffen,
Ein einziger Blick: — da faßt' es ihn an, als säh' er den Himmel offen.
Und es kam wie Tau nach Sonnenbrand ihm über die Seele gezogen
Und er streifte den Ring von der linken Hand, warf weit ihn weg in die Wogen.
Und er sank vor dem Kind verstummt aufs Knie, in den Schos hat sein Haupt sie genommen: —
Seither hat von Roger de Montremy kein Mensch mehr Kunde bekommen.

Childe Arthur.

I.

Der Nachtwind geht in den Rosen, den Rosen von Berwick-Park:
„Nun fasse dich, Lady Ellen, nun fasse dich und sei stark.“
„Wem soll ich dich befehlen, mein Leben und mein Glück,
Daß du vom falschen Schottland mir sicher kehrst zurück?
Sie schwuren: Tod dem Percy! und sie haben's treu gemeint:
Und tiefer treibt seitdem noch dein Stolz dich in den Feind.
Zwar fleht' ich, dein zu hüten, der edeln Vettern viel:
Die Mortons und die Gordons und den tapfern Lord Sir Steel.

Doch die folgen eignen Fahnen und dein Bruder, der Minstrel mild,
Taugt wohl zu Lied und Laute, doch nicht zu Schwert und Schild
Fluch über seine Laute, das Spiel der Müßigkeit,
O wäre statt des Sängers ein Held dein Schutzgeleit.
Weh, wenn sie auf vier Speeren dich tragen nach Berwick-House, —
Ich weine mir die Augen, das Herz wein' ich mir aus."
Da küßt er seinem Weibe das wunderschöne Gesicht:
„Befiehl sich selbst den Percy, Eleanor, und bange nicht."
Und er schied und sie weinte leise, von dem Wind das Haar verstört, — —:
Im Erker stand Childe Arthur, der hatte das all' gehört.

II.

„Zielt alle mir auf den Percy, ihr Schützen von Bradwardine,
Und hüten ihn hundert Engel, — heut soll er verloren sein.
Ihr trefft den Specht im Fluge, im Husche die Waldforell':
Jetzt trefft mir nicht den Reiter, das Roß trefft scharf und schnell.
Am Galgen soll er mir sterben und in Martern unerhört.
Der die schönste Tochter Schottlands zu seinem Weib bethört."
So rief der schwarze Douglas am Tag von Rockylair:
Nun helfe Gott dir, Percy, — hier hilft kein Heil'ger mehr.
Weit jagt er voraus den Seinen, sein Hengst thut's allen zuvor:
Die Bogenschützen strammen die Sehnen bis ans Ohr.
Und plötzlich schwirrt's wie Vögel mit Eisenschnäbeln vorn
Und plötzlich klirrt's wie Hagel und Tod ist jedes Korn.
Zu Boden stürzt der Renner: — doch der Reiter springt empor,
Hell schallt durch scharfe Hiebe sein Schlachtruf: „Eleanor!"
Und wieder auf tausend Bogen liegt reiherbefiedert der Pfeil:
„Ihr Mortons," ruft Childe Arthur, „ihr Gordons, auf in Eil'.
Zu Hilf', zu Hilf' dem Percy, wie oft habt ihr's gelobt,
Jetzt lass' die Reiter fliegen, Lord Steel, im Sieg erprobt."
Die Mortons und die Gordons, die schütteln stumm das Haupt:
„Childe Arthur," spricht Lord Steel, „was hat dir den Sinn geraubt?

Dein Bruder ist verloren, das sieht ein blinder Mann:
Nicht um das breite Schottland den Pfeilsturm spreng' ich an."
„So hilf mir, Gott im Himmel, um Lady Ellens Not!"
Er rief's und sprengte hinunter in die Schotten und den Tod.
Just recht kam er geritten, denn jetzt barst des Percy Schild:
Noch den Douglas stach er nieder, dann sank der Minstrel mild.
„Ihr Mortons und ihr Gordons," Lord Steel mit Staunen sprach,
„Zuvor that's uns der Knabe: thun wir's zu mind'st ihm nach!"
Und eh' zum drittenmale die Schützen den Bogen gespannt,
Ein Reitersturm: — und die Schotten, sie stoben zerstreut ins Land.
Der Percy stand, wo der Bruder unterm wilden Birnbaum lag:
„Ich lebe und du?" — „Ich sterbe!" — „Was kann ich noch thun dir, sag?" —
„Zerschlage meine Laute, wenn nach Berwick-House du ziehst,
Und grüße mir Lady Ellen, wann du sie wiedersiehst."

Das Steinkreuz und die Rose.

Ein Steinkreuz ragt an des Buschwalds Saum·
Vor Moos und Epheu gewahrst du's kaum:
Die Amsel, wann die Sonne schied,
Singt dort im Lenz ihr schönstes Lied
Und über Epheu hin und Moose
Rankt eine wilde, weiße Rose:
Dort haben in grauen Tagen
Sie den jungen Percy erschlagen: —
Warum? die Rose kann dir's sagen.

Rosamunde.

Kennt ihr das Lied von Rosamunde?
Ein traurig Lied: — doch hört man's gern
Wann Wehmut haucht die Dämmerstunde
Und Liebe strahlt der Abendstern. —

Des Reichs vergessend und der Krone
Ging Englands König wie im Traum:
Der Rat der Ritter und Barone
Und seine Hofburg sah ihn kaum.

Im Jägerschlosse waldverschwiegen
Hält er versteckt das holde Kind:
Die Amseln, die im Buschlaub fliegen,
Ihr einzig Haus- und Hof-Gesind.

Des wildverwachs'nen Gartens Lauben
Hüllt Epheu dicht und Geißblatt ein,
Da nisten gurrend wilde Tauben
Und nicken einverstanden drein.

Oft lag sein Haupt auf ihren Knieen,
Vor Wonne schwer, vor Glück verstummt:
Rings still: — nur Silbermelodieen
Der Sommermücke Schwirren summt. — —

Umsonst, daß man den Zauber löse,
Baron und Bischof sich verschwor:
„Ich find' es aus!" sprach still die böse,
Die Kön'gin-Mutter Eleanor.

Und sie umlauscht ihn lange Wochen,
Bei Tag, bei Nacht, zu jeder Stund':
Und einst hat er im Schlaf gesprochen:
„O Greenwood-Hall, o Rosamund."

In Greenwood-Hall mit Tagesgrauen
Stand Eleanor die Königin schon:
„So lang er kann dies Auge schauen, —
Ich fühl's — verloren ist mein Sohn.

Auf! tötet sie! nur ihr Verderben
Giebt England seinen Herrn zurück."
Das Kind sprach nur: „Gern will ich sterben!
Bei Gott, ich wollte nur sein Glück."

Sie lag gebahrt auf blut'ger Bahre:
  Umher die Kön'gin, Kanzler, Graf:
Ein Minstrel kränzte noch die Haare
  Mit Rosen ihr zum ew'gen Schlaf:

Da horch, am Schloßthor schallt's von Hufen
  Und mit gezücktem Dolche fliegt
Der König über Stein und Stufen,
  Wo bleich die schöne Tote liegt.

Er schaut die Mutter, die Barone,
  Er starrt der Schläf'rin ins Gesicht:
„Nun magst du wieder tragen Krone,
  Der böse Zauber ward zu nicht.

Der schwüle Traum, er war vom Bösen:
  Du kannst nicht irren mehr: es tagt: —
Von Qual und Wahn mußt' ich dich lösen" —
  „Ja, Mutter, wahr hast du gesagt.

Nur Eine Bahn ist mir geblieben:
  Du läßt der Liebe keine Wahl!"
Und bis zum Heft ins Herz getrieben
  Traf ihn zum Tod der treue Stahl. —

Das ist das Lied von Rosamunde. —
  Ein traurig Lied: — doch hört man's gern,
Wann Wehmut haucht die Dämmerstunde
  Und Liebe strahlt der Abendstern.

Ralf Douglas.

I.

„Ja, sterben soll der König James und sein Kanzler, Thomas Kairn,
Als seine Knechte hält er uns, den Kanzler als seinen Herrn;
Die Kirche schwelgt, der Adel darbt, und schnöde Macht der Pfaffen
Bricht Siegel, Brief und Pergament, bricht Burgen, Recht und Waffen;

Nicht Bitten frommte, nicht Gewalt, und Rat und Trost ist fern:
So sterbe denn der König James und sein Kanzler, Thomas Kairn."
So raunt es still bei Tag und Nacht im breiten Schottland rings:
Vom Tweed zum Forth, vom Forth zum Dee, vom Dee zum Murray ging's,
Und Boten ritten bei Sonn' und Mond und tauschten geheimes Wort
Und schnitten Zeichen in Thür' und Baum und jagten hastig fort.
Da trafen bald sich Edle viel in Sumpf und Wald und Fels:
Die Mortons und die Hamiltons, die Douglas' und die Bells.
Sie trafen sich am finstern Strom zu mitternächt'ger Stund',
Sie thaten einen großen Eid und einen festen Bund,
Sie losten um einen scharfen Dolch für den König und Thomas Kairn,
Das war Ralf Douglas, den es traf: der nahm den Dolch nicht gern.

II.

Und König James hielt lustig Hof zu Inverneß im Schloß:
Von Bischöfen im Inful-Schmuck, von Priestern welch ein Troß!
Der junge König geht einher wie ein guter Engel licht,
Und wie ein dunkler Schatte folgt der Kanzler Kairn ihm dicht.
Und wo der junge König kömmt, da kömmt's wie Sonnenschein,
Und wo der finstre Kanzler naht, in Wolken hüllt sich's ein.
Da trat Ralf Douglas vor ihn hin und sprach: „Sire, hört mich an,
Rings um mein Schloß zu Stirlingsford, da rauscht der schönste Tann.
Da äsen Hirsche rudelweis und falbe Reh' genug
Und mancher Reiher wiegt den Busch in königlichem Flug,
Die Otter lauscht im blauen Strom, der Luchs auf schwankem Ast:
Ich lade dich und deinen Hof nach Stirlingsford zu Gast."
Da rief der König: „Sagt, Sir Kairn, wie dünkt Euch, was er spricht?"
„Mir dünkt es sicher im eignen Haus: Wort, Glas und Treue bricht."
Der König aber sprach: „Mir dünkt mein Haus mein ganzes Reich
Und wer so arm von Treue denkt, des Treue scheint nicht reich.
Es jagten meine Väter all im Wald von Stirlingsford
Und fanden immer treu wie Gold der Douglas That und Wort:
Sir Ralf, brecht auf und sagt uns an, wir folgen Euch alsbald
Und jagen die Otter im blauen Strom und den Hirsch im grünen Wald."

Und der Douglas ging und sein Herz war schwer und er wog des Königs Wort
Und er ritt mit Gram, die Hand am Dolch, durchs Thor von Stirlingsford.

III.

Die Zugbrück' prangt in grünem Laub, Sir Ralf steht am Portal,
Da reiten heran der König James und der Kanzler Kairn zumal.
Und es scheut sein Roß und es schreit der Troß, vom Hufschlag dröhnt die Brück',
„Ein schlimmer Eingang! wendet, Sire, nach Inverneß zurück."
Sir Thomas ruft's: „seht unsern Wirt, wie starrt, wie bebt er dort."
Der König aber lacht: „Sir Ralf, komm, sprich dein Willkommwort."
Er springt vom Pferd, beut ihm die Hand und nickt ihm freundlich zu:
„Die Douglas waren immer treu, ein Douglas bist auch du."
Und als sie gezecht im hohen Saal, da sprach der König: „Nun
Hab' Dank, Freund, für dein gastlich Haus: — nun lüstet mich zu ruhn:
Ich sah in deinem Gartenhag grün sammetweiches Moos,
Da lausch' ich den Waldvögelein, mein Haupt auf deinem Schos."
Er gürtet los das breite Schwert und reicht's dem Wirte dar
Und geht mit ihm zum grünen Hag, wo's still und schattig war.
„Hier setz' dich auf den Rasenhang, zur Seite lieg' ich dir,
Von meinem Haupt auf deinen Knien die Fliegen wehre mir."
Ralf Douglas thut, wie er gebeut, am Dolch die rechte Hand,
Die Linke scheucht die Mücken ihm von Locken und Gewand.
Er wägt den Eid, den jüngst er schwur, bei Nacht am finstern Strom,
Und wägt den Lehnseid, den er schwur, zu Edinburg im Dom. —
Und wie er wägt und sinnt und seufzt, da hallt ein rascher Schritt,
Der Kanzler eilt den Weg heran und Knapp' und Ritter mit,
„Herr König," ruft er, „Preis sei Gott, Ihr lebt! — auf, lest dies Blatt,
Euch droht Gefahr und dieser ist's, der Euch zu morden hat."
Der König schlug die Augen auf: „Was stört ihr meine Ruh'?
Ich schlief so süß — gieb her das Blatt!" — er nimmt's und faltet's zu
Und steckt es schweigend in sein Wams: „geht, stört mich jetzt nicht mehr,
Die Douglas waren immer treu, ein Douglas ist auch der."

Und ruhig beugt er das Haupt zurück nach seines Wirtes Schos,
Doch der springt auf und fällt aufs Knie: „Dein Glauben ist zu groß!
Wahr ist, mein König, was er spricht, daß ich dich morden soll:
Ich kann es nicht: vor deinem Blick zerfließt der starre Groll.
Jetzt schick' mich, sei's in Kerkernacht, sei's nach Frankreich über See:
Ich hab's verwirkt, daß ich hinfort dein gütig Antlitz seh':
Doch glaube mir, des Volkes Dank und Segen wird dir nicht,
So lang in deiner Güte Kranz Kairn seine Dornen flicht."
Der König stand erschüttert schwer; dann sprach er: „Das ist hart,
Daß jetzt der Douglas Treue wankt, die nie gebrochen ward.
Weh denen, die's dahin gebracht: — sie verschulden schweres Weh:
Sir Thomas Kairn, Ihr seid verbannt nach Frankreich über See.
Gebt ab die Schlüssel und den Stab: — Ralf Douglas, nimm sie du
Und als mein Kanzler hüt' hinfort mein Reich und meine Ruh'."

List und Liebe.

(Mit Benutzung eines schottischen Motivs.)

„Und soll's euer harter Wille sein,
Daß der Schottenlord wird niemals mein,
Stiefmutter, Stiefbruder, ich bitt' euch sehr,
Thut meinem letzten Wunsch Gewähr,
Und laßt mich, wann ich nun sterben werde,
Bestatten in seiner, in Schottlands Erde:
In der ersten Kapell' auf schottischer Mark
Da senket zur Gruft den bekränzten Sarg."
So flehte schön Ellen; der Vater war tot:
Stiefbruder, der lachte: „Was hat's für Not?
Ist Schwesterlein tot und ihr Erbland mein,
Soll's, wo ihr gelüstet, begraben sein.
Selbst führ' ich die Leiche zur Schottenkapelle:
Da mag sie empfangen ihr trauter Geselle."
Stiefmutter, die raunte: „Für Mädchenlist
Noch Weibertücke gewachsen ist."

Schön Ellen auf hohen Söller stieg:
„Mein weißer Falke, nun steig und flieg."
Der Vogel war treu und rasch und klug: —
Gen Norden, gen Schottland ging sein Flug. —
Schön Ellen trinkt aus geschliffner Schale:
Da faßt sie Erstarrung, leichenfahle:
Bald liegt sie auf Myrten und Rosen gebahrt
Und der Bruder rüstet die Leichenfahrt.
Doch siehe, da tritt Stiefmutter herzu:
„Träumst du auch, schöne Schläferin du?"
Und sie öffnet ihr nestelnd das Busengewand
Und sie hebt das Wachslicht mit böser Hand
Und träuft, wo der Lebenden Herzen klopfen,
Drei heiße, brennendheiße Tropfen:
Doch nicht zucket die Wimper, nicht bebt der Mund:
„Bei Gott, sie ist tot, brecht auf zur Stund'."
Und als sie kamen zur Waldkapell',
Da wiegt auf dem Thor sich ein Falke hell.
Und als sie zur Erde gesenket die Bahr',
Empfängt sie psallirender Mönche Schar,
Und als der Prior den Dekel gehoben,
Da breitet schön Ellen die Arme nach oben:
„Das Wachs war heiß und schaurig der Sarg, —
Doch die Liebe macht über alles stark."
Da zückte der Prior ein blitzendes Schwert,
Hei, waren die Mönche so reisig bewehrt:
„Nun heb' dich von hinnen, o Schwägerlein,
Leer bringe die Truhe der Schwieger mein
Und meld' ihr: „Erstanden ist schön Ellen,
Ich führte sie selber zu ihrem Gesellen."
Wohlauf nun, mein Falke, nun fleug voraus,
Du kennst ja den Weg in das Hochzeithaus!"

Die Lady von Campion-Hall.

„Was klinget und singet vor meinem Schloß?
Was woget so bunt? — Ein Zigeuner-Troß!
Mein Gemahl ist in London, der strenge Lord,
Mit Hunden wohl hetzte der sie fort!
Ich aber, ich will — her ist's gar lang! —
Mich einmal letzen an Tanz und Sang.'
Und herab die Terrasse die Lady schritt, —
Ihr Fuß war klein und leicht ihr Tritt:
Sie winkt mit dem Fächer, — der Reigen beginnt:
Wie flattern die schwarzen Locken im Wind,
Wie schmettert die Cymbel, das Tamburin,
Wie brausen und sausen die Paare dahin!
Da tritt mit der Laute der Fiedler zu ihr:
„O Lady, fair Lady, nun lausche du mir!
Des Tanzes nur achtet dein Schloßgesind: — —
Gedenkst du noch Schottlands, Berthalind?"
Da wurde vor Schreck sie blaß und rot:
„Du, Edgar? Mein Edgar? O läg' ich tot."
„Tot lagst du drei Jahre beim eisigen Greis:
Nun sollst du erwachen zum Leben heiß.
Sie haben gebrochen mein Ritterschloß.
Doch blieb mir die Laute, das Schwert, das Roß:
Und mein ward die Heide, das Waldmoos weich
Und aller Zigeuner Königreich!
Dein Bett ist von Silber, dein Kamm von Gold,
Demanten dir decken den Busen hold,
Dich trägt die Sänfte von Pardelfell,
Dein Spiegel Krystall von Venedig hell: — —
Komm mit! Komm mit! laß alles zurück,
Nur Lieb' ist Leben und Glanz und Glück.
Dein Bett wird das duftige Heidekraut,
Statt Demanten dir Perlen die Mainacht taut,

Deine Sänfte mein Arm, dein Spiegel der See,
Dein Kamm meine Finger, dein Gespiel das Reh,
Dein Kissen diese vieltreue Brust, —
Dein Los — nie ausgeschöpfte Lust."
Und der Mond ging auf über Campion-Schloß:
Da jagt in den Tann ein schwarzbraun Roß:
Der Hunde Gebell, der geketteten, hallt.
Ein Mantel fliegt und ein Schleier wallt:
Jetzt sind sie verschwunden — sie ritten zu zweit: —
Wer will sie erspähen? — Die Welt ist weit!

Lady Isabelle.

„O Lady Isabelle,
Wie blitzt dein Auge helle,
Wie rosig blüht dein Mund!
O sieh, dein Herr und König
Ist deinen Reizen frönig,
Mein Herz, mein Herz ist wund.

Mit Perlen und mit Seiden
Laß fürstlich dir umkleiden
Den minnesüßen Leib:
O laß dir Liebe schwören,
Willst du mich nicht erhören,
Du zauberschönes Weib?"

So König Edward flehte,
Wie sich der Reigen drehte,
Im Schloß zu Cumberland:
Da über ihre Wangen
Kam glühend Rot gegangen,
Und sie entzog die Hand:

„Mein König, dir soll werden
Was diese Bittgebärden

Verdienen, zweifle nicht:
Wo Kön'ge liebend werben,
Muß jedes Weib verderben
Und sterben Treu' und Pflicht.

Komm du zur Geisterstunde,
Komm zur Jasminrotunde,
Da findest du den Lohn."
Von hinnen flog sie sachte
Und König Edward dachte:
„Gewaltig freit die Kron'."

Und, still —, nach heißem Warten, —
Schleicht er hinaus zum Garten,
Zum duftigen Jasmin
Er stockt: — ihn mahnt die Lehre
Von Pflicht und Treu' und Ehre: —
Nicht lang doch mahnt sie ihn —

Er dringt mit keckem Schritte
Bis in der Laube Mitte,
Wo dicht ein Vorhang wallt:
„Wo bist du, ruft er schnelle,
O Lady Isabelle,
Du süße Huldgestalt?"

Doch plötzlich — welch' ein Schrecken! —
Rings Fackeln in den Hecken —
Und, als der Vorhang fällt,
Da steht im Gartenhäuschen, —
O wärst du jetzt ein Mäuschen,
Du königlicher Held! —

O weh, da steht mit allen
Den Rittern und Vasallen
Der Lord von Cumberland,
Und hält beim Fackelschimmer —
So lieblich war sie nimmer —
Sein Weib an seiner Hand.

Er sprach: „Wir wüßten gerne,
Was Ihr beim Licht der Sterne,
Sire, sucht an diesem Ort?“
Doch der, wie pfeildurchschossen,
Fuhr auf, rief nach den Rossen
Und ritt im Sturme fort. —

Und nie seit diesen Tagen
Kam ihm die Lust zu jagen
Nach fremdem Edelwild:
Er nahm ein Weib in Liebe
Und strafte alle Diebe,
Ein Fürst gerecht und mild.

Lady Angus und jung Kenneth.

I.

„O komme, jung Kenneth, dich lieb' ich mit Macht,
O komme zur Sonnwend um Mitternacht.
Vor Sonnwend zieht Lord Angus zu Feld, —
Nicht kann er uns stören, der graue Held:
Ich öffne dir Garten und Erker und Arme,
Daß in Flammen dein kühles Herz erwarme.“
„Laß ab, Lady Angus, und locke mich nicht!
Gern schau' ich, gern sing' ich dein schönes Gesicht:
Doch scheu' ich Lord Angus im grauen Haar
Und den Wächter am Thor und den Wolfshund gar:
Leicht hört man den Schritt auf dem Marmorhofe
Und dicht an dem Erker dir schläft die Zofe.“
„Den Wächter am Thor stillt schwerer Trank, —
Den Wolfshund kett' ich zur Eichenbank, —
Den Hof bestreu' ich mit Binsen ganz, —
Die Zofe schick' ich zum Sonnwendtanz: —
Leis öffn' ich dir selber den knarrenden Riegel
Und schließe den Mund dir mit glühendem Siegel.“

„Laß ab, Lady Angus, und lade mich nicht!“
„Sag', bist du ein Ritter oder ein Wicht?
Wohl schlägst du die Laute, den Federball
Und tanzest geschmeidig in bunter Hall'
Und lispelst von Lieb' und Liebesgabe,
Doch heißt es ein Mann sein, — da zittert der Knabe!“
„Lady Angus, du machst mir die Wangen rot!
Ich komme lebendig, wohlan, oder tot:
Und geb' ich uns in der Hölle Macht: —
Ich komme zur Sonnwend um Mitternacht:
Du hast mich bezwungen, du hast mich beschworen: —
Ich komme und sind wir beide verloren!“ — —

II.

„Den Wächter am Thor bannt schwerer Trank, —
Der Wolfshund schläft an der Eichenbank, —
Den Hof bestreut' ich mit Binsen ganz,
Die Zofe tanzt auf dem Sonnwendtanz,
Der Himmel ist dunkel und leer von Sternen, — —
Jung Kenneth, nun sollst du das Küssen lernen!“
Die Turmuhr schlägt die Mitternacht, —
Lady Angus öffnet die Pforte sacht, —
Da steht er schweigend im Portal:
„Mein Süßer, wie bist du so kalt, so fahl?
Und auf weißem Wams ein dunkler Flecken: —
O laß die Arme, mich tötet der Schrecken!“ — —
Doch er schnürt die Arme ihr um den Leib
Und er preßt an die Brust das entseelte Weib:
„Lady Angus, dein Gatte stach mich tot!
Ich aber kam auf dein Gebot:
Du hast mich bezwungen, du hast mich beschworen
Und auf ewig sind wir beide verloren.“

Maria Stuart und Sir Gordon.

I.

An Englands Grenze harret die schöne Sünderin:
  Doch nicht mehr steht nach London, nach andrem steht ihr Sinn.
Er steht nach neuer Liebe, nach neuem Glück und Wahn:
  Das war Sir Leslie Gordon, der hatt' es ihr angethan.
Er nahm in Gordon Castle die Flücht'ge gastlich auf, —
  Er ahnte nicht, welch Unheil er lud zu sich herauf!
Mit höf'schen Rittersitten er dient' ihr als Vasall
  Und schaute kalten Auges die süße Schönheit all.
Das konnte sie nicht tragen: — nicht lag's in ihrer Art: —
  Noch hatt' in ihrer Nähe kein Mann sein Herz gewahrt.
Tief sah sie in sein Auge und als das blieb so kühl,
  Entflammt' das eigne Herz ihr bezwingendes Gefühl.
Sie rang mit ihrer Liebe, und ihre Liebe gewann,
  Und eines Abends trat sie vor den geliebten Mann:
Gesenkten Hauptes, gleitend, wie geheime Liebe thut,
  Vertausendfacht ihr Liebreiz durch leise rieselnde Glut.
„Sir Leslie", haucht sie bittend, „Sir Leslie, gebt mich frei,
  Mir träumte schwer, mir träumte, daß ich Eure Gefangne sei."
„Dies Schloß ist Euer, Kön'gin — gefangen? Ihr sprecht im Scherz!"
  „Ich sprech' im tiefsten Jammer und gefangen ist — mein Herz."
Und sie drückt die verschlungnen Hände vor die Stirne marmorweiß:
  „Ich liebe dich, Leslie Gordon, Mary Stuart liebt dich heiß."
Da trat Sir Leslie Gordon zurück zwei Schritte weit:
  Und stolz sprach er und eisig: „Lady Stuart, das thut mir leid.
Ihr liebt mir zu geschwinde: — ich kann nicht folgen so schnell:
  Sir Cecil und Sir Darnley und Rizzio und Bothwell: —
Und meint Ihr, Leslie Gordon, der wäre der Fünfte? Nein!
  Lady Stuart, es wollen die Gordons überall die Ersten sein."
Da hob das Haupt Maria, das sie tief vor ihm gebeugt,
  Ein Blick voll tiefsten Liebens und Vorwurfs auf ihn fleugt:
„Wohl hab' ich das verdienet: — doch nicht aus deinem Mund!
  Auf! sattelt meine Rosse, nach London geht's zur Stund'!"

Und Leslie Gordon sah ihr betroffnen Blickes nach
Und Scham und Schmerz und Reue sich brandend in ihm brach.

II.

„Sie schmachtet im dumpfen Tower, vom Mord das Haupt bedroht,
Und ich hab' sie gestoßen von mir in den bittern Tod.
Das süßeste Weib auf Erden bot Herz mir, Hand und Heil,
Und ich zum Dank entgegen stieß sie dem Henkerbeil.
O nur noch einmal küssen den Staub von deinen Schuh'n,
Sonst kann in Himmel und Hölle meine Seele nimmer ruh'n.
Nein, nein, du sollst nicht sterben, ich rette dich, bei Gott,
Ich rette dich, Maria, oder teile dein Schafott." —
Zu London im alten Tower hielt man zu scharfe Wacht,
Am Tage vor Maria ward er zum Tod gebracht.
Fest schritt er aufs Gerüste: „Hier ist der Vortritt mein:
Sagt ihr, es müssen die Gordons überall die Ersten sein."

Germanisches Osterfest.

I.

Es kam der Hirt vom Anger und sprach: „Der Lenz ist da!
Ich sah sie in den Wolken, die Göttin Ostara:
Ich sah das Reh, das falbe, der Göttin rasch Gespann,
Ich hörte, wie die Schwalbe den Botenruf begann.
Es brach das Eis im Strome, es knospt der Schlehdornstrauch,
So grüßt die hohe Göttin, grüßt sie nach altem Brauch."
Da ziehn sie mit den Gaben zum Hain und zum Altar,
Die Mädchen und die Knaben, der Lenz von diesem Jahr:
Das Mädchen, das noch niemals im Reigentanz sich schwang,
Und doch vom Knabenspiele schon fernt ein scheuer Drang.
Der Knabe, der noch niemals den Speer im Kampfe schwang,
Und dem der Glanz der Schönheit doch schon zum Herzen drang.

Sie spenden goldnen Honig und Milch im Weiheguß,
Und fassen und umfangen sich in dem ersten Kuß.
Und durch den Wald, den stillen, frohlockt es: „Sie ist da!
Wir grüßen dich mit Freuden, o Göttin Ostara!"

II.

Gute Göttin, du vom Aufgang, gabenreiche, du bist da!
Und wir grüßen dich mit Andacht, gute Göttin Ostara.
Aus dem Land von Palm' und Ceder, draus der Väter Wandrung brach,
Ziehst du jährlich ihren Enkeln in des Nordens Wälder nach.
Längst begraben ist der letzte, der dort deine Säulen sah,
Doch wir wissen's noch: — vom Aufgang sind auch wir, wie Ostara.
Rüttelt hier die Eichenwälder mondenlang der Sturm und Frost,
Klingen an dem Herd uns wieder Märchen alt aus goldnem Ost.
Und wir haben's nicht vergessen und in Sagen tönt es nach,
Wie der Ahn an blauen Strömen wunderschöne Blumen brach.

Siegesgesang nach der Varusschlacht.

Auf, Siegesgesang,
Fleug Wolken entlang
Wie rauschendes Adlergefieder,
Daß hoch in Walhall
Die Einheriar all
Auflauschend schauen hernieder.

Seid bedanket zuvor,
Ihr, Wodan und Thor,
Ihr fochtet für euere Söhne:
Im Eichengebraus,
Im Sturmesgesaus,
Wir erkannten die göttlichen Töne.

In der Wolken Gebild
Mit Speer und mit Schild
Die Walküren sahen wir jagen:
Wie der Schnitter das Korn
Hat der Himmlischen Zorn
Die Fremdlinge niedergeschlagen.

Jetzt kam uns die Zeit,
Für unsägliches Leid
Mit gerechter Vergeltung zu zahlen:
Kein Bube wird mehr
Im römischen Heer
Vom besiegten Germanien prahlen.

Die das Recht uns gekränkt,
Ihr Blut hat getränkt
Die entsühnte heimische Erde:
Wie Schnee, der zerschmolz,
Liegt der römische Stolz
Unterm Hufschlag unserer Pferde.

Die mit Ruten und Beil
Bedroht unser Heil:
Sind die Knechte nun unserer Knechte:
Die List, den Verrat
Mit männlicher That
Durchhieb die cheruskische Rechte.

Nicht Lager und Wall,
Nicht die Kriegskunst all,
Nicht sollte den Fremden sie frommen.
Ha, die Pforten erzwängt,
Die Kohorten zersprengt
Und die Adler, die Adler genommen!

Auf der Götter Altar
Bringt die Fahnen dar,
Deren Rauschen die Wälder entehrte:

Die Legionen sind tot
Und vom Herzblut rot
Liegt Varus im eigenen Schwerte.

Den brausenden Strom
Wollt' der Kaiser zu Rom
Mit dem eh'rnen Joche bebrücken:
Doch aufrauschend alsbald
Brach die freie Gewalt
Den Bau zu Trümmern und Stücken.

Heil dem Helden Armin!
Auf den Schild hebet ihn,
Zeigt ihn den unsterblichen Ahnen:
Solche Führer wie der
Gieb uns, Wodan, mehr, —
Und die Welt, sie gehört den Germanen!

Veleda.

Dort auf Tiburs steilen Felsen, wo der Anio wirbelnd rinnt,
Stumm, mit schmerzgebleichten Wangen, steht Germaniens stolzes Kind;
Um die hohe Stirne windet sich der Lindenblüten-Kranz,
Von den Schläfen zu den Knieen fließt des roten Haares Glanz,
Und den weiten Opfermantel trägt sie wie im Heimatland,
Aber ach, die goldne Fessel schlingt sich um die weiße Hand. —
„Bin ich Veleda? Ach, bin ich's?“ — seufzt der schöne, bleiche Mund —
„Die mit Göttern Zwiesprach tauschte auf des heil'gen Berges Rund,
Die in hoher Eichen Wipfel hohe Weissagung belauscht,
Welcher laut des Rheines Wirbel Siegverheißung zugerauscht? —
Bin ich's, der mein Volk mit Jauchzen deinen Feldherrn, stolzes Rom,
Zugeführt als Ehrenbeute auf befreitem Lippestrom?
Denn ich hatte Sieg verheißen, Sieg in Land- und Wasserschlacht, —
Und auf seiner Prunktriere ward der Prätor mir gebracht.

Doch ein Tag kam — seine Schrecken kündete kein Götterwort —
Weh! da scholl im heil'gen Haine Waffenlärm und wilder Mord,
Römerhelme — rote Fackeln — Priesterblut und Waldesbrand,
Und sie schleppten mich gefangen aus dem grünen Bruktrerland. —
Wer vom Vaterland genommen, dem ist Licht und Luft geraubt;
Wie die ausgeriss'ne Blume neig' ich hoffnungslos das Haupt;
Ach, an dieser heißen Sonne welkt verdorrt mein Leben bald: —
Wo bist du, mein dunkelkühler, ferner, schöner Buchenwald?"
Sprach's und sah vom hohen Felsen sehnend in das Land hinaus:
Sieh, da schritten zwei Liktoren auf sie her vom Marmorhaus,
Purpur brachten sie und Goldstab, und es folgt ein Kriegerschwarm,
Laut ihr winkend: doch die Jungfrau hebet streng den weißen Arm.
„Veleda, komm, steige nieder," — ruft ihr der Centurio —
„Heut erfüllt sich deine Weisheit, du Prophetin siegesfroh!
Zögre nicht: — der Imperator harrt: — es murrt die Menge schon: —
Schon vom Palatinus nieder steigt Legion auf Legion;
Tuben schmettern, Opfer rauchen — Veleda nur fehlet noch." —
„Sprecht, was wollt ihr?" rief's und ahnend trat sie an das Felsenjoch.
„Wie, du frägst noch? Im Triumphe ziehet heut der Feldherr ein,
Du in seiner Siegeskrone bist der schönste Edelstein:
Du, vor Cerialis Wagen, bist Germaniens Symbol."
„Veleda, komm," rufen alle, „fort, hinauf zum Kapitol!"
Und zum Felsen, sie zu greifen, schreitet schon der Römer vor: —
Sieh, da richtet die Prophetin majestätisch sich empor;
Blaue Blitze sprüht ihr Auge und im Sturm ihr Busen wallt
Und die Feuer-Locken fliegen um die dräuende Gestalt;
Und zum Himmel mit der Fessel hebt sie hoch die zorn'ge Hand,
Und zertrümmert an den Felsen schleudert sie den goldnen Tand.
Und die Römer sehn's mit Grauen, und sie ruft hinab ins Thal:
„Ha! ich fühl's, die Götter steigen zu mir nieder noch einmal!
Ja, sie nah'n in diesem Schauer, der mich zorneskalt durchrinnt,
Wie daheim durch Eichenwipfel weht mit Weissagung der Wind.
Nicht in meinen Ketten kehrten hohe Götter bei mir ein,
Aber jetzt, aus freier Seele, darf ich nochmals prophezei'n;

Wahrheit schau' ich, Wahrheit künd' ich; vor mir tagt's wie Sonnenschein:
Veleda, nie, nie Germania führt ihr im Triumphzug ein!
Seht ihr's, Römer? Von den Bergen dort herab ins Süden-Feld —
Seht ihr's nicht? — steigt hell in Waffen eine ganze Helden-Welt!
Immer neue, neue Scharen! — Namen voller Siegesklang!
Adlerhelme, blanke Schilde, Hörnerjauchzen, Schlachtgesang!
Heil, du blonder Siegeskönig! Schwing' die Streitaxt, schwing' sie wohl!
Sieh, sie trifft: es fällt in Trümmer Thor und Turm am Kapitol.
Dann zerspringt die Völkerfessel, wie jetzt meine Fessel sprang,
Und es wird die Freiheit tagen, die ich, freudig sterbend, sang!"
Sprach's, die Römer hörten's schauernd — und noch eh' das Wort verhallt,
Schwang sich nieder von dem Felsen eine leuchtende Gestalt,
Rasch und hell, wie wenn vom Himmel hoch ein Stern gefallen wär':
Und der Flußgott trug die schöne Tote fort ins freie Meer.

Goten-Lieder.

(Aus dem Roman: „Ein Kampf um Rom.")

Goten-Treue.

Erschlagen lag mit seinem Heer
Der König der Goten, Theodemer.
Die Hunnen jauchzten auf blut'ger Wal,
Die Geier stießen herab zu Thal.
Der Mond schien hell, der Wind pfiff kalt,
Die Wölfe heulten im Föhrenwald.
Drei Männer ritten durchs Heidegefild,
Den Helm zerschroten, zerhackt den Schild.
Der erste über dem Sattel quer
Trug seines Königs zerbrochnen Speer.

Der zweite des Königs Kronhelm trug,
Den mitten durch ein Schlachtbeil schlug.
Der dritte barg mit treuem Arm
Ein verhüllt Geheimnis im Mantel warm.
So kamen sie an die Donau tief
Und der erste hielt mit dem Roß und rief:
„Ein zerhau'ner Helm — ein zerspellter Speer: —
Vom Reiche der Goten blieb nicht mehr!"
Und der zweite sprach: „In die Wellen dort
Versenkt den traurigen Gotenhort:
Dann springen wir nach von dem Uferrand —
Was säumest du, Vater Hildebrand?"
„Und tragt ihr des Königs Kron' und Speer: —
Ihr treuen Gesellen: — ich habe mehr."
Auf schlug er seinen Mantel weich:
„Hier trag' ich der Goten Hort und Reich!
Und habt ihr gerettet Speer und Kron', —
Ich habe gerettet des Königs Sohn!
Erwache, mein Knabe, ich grüße dich,
Du König der Goten, Jungdieterich."

Tejas Todesgesang.

Erloschen ist der helle Stern
Der hohen Amalungen:
O Dietrich, teurer Held von Bern,
Dein Heerschild ist zersprungen.
Das Feige siegt, das Edle fällt,
Und Treu' und Mut verderben,
Die Schurken sind die Herrn der Welt: —
Auf, Goten, laßt uns sterben! —

O schöner Süd, o schlimmes Rom,
O süße Himmelsbläue,
O blutgetränkter Tiberstrom,
O falsche, welsche Treue!
Noch hegt der Nord manch kühnen Sohn,
Als unsres Hasses Erben,
Der Rache Donner grollen schon: —
Auf, Goten, laßt uns sterben!
Vom Kaukasus bis vor Byzanz,
Welch stolzes Siegeswallen!
Der Goten Glück stieg auf in Glanz,
In Glanz auch soll es fallen.
Die Schwerter hoch, um letzten Ruhm
Mit letzter Kraft zu werben:
Fahr wohl, du freudig Heldentum: —
Auf, Goten, laßt uns sterben!

Gotenzug.

Gebt Raum, ihr Völker, unsrem Schritt: wir sind die letzten Goten!
Wir tragen keine Schätze mit: — wir tragen einen Toten.
Mit Schild an Schild und Speer an Speer wir ziehn nach Nordlands Winden,
Bis wir im fernsten grauen Meer die Insel Thule finden.
Das soll der Treue Insel sein: dort gilt noch Eid und Ehre:
Dort senken wir den König ein im Sarg der Eichenspeere.
Wir kommen her — gebt Raum dem Schritt! — aus Romas falschen Thoren:
Wir tragen nur den König mit: — die Krone ging verloren.

Die Gotenschlacht.

(Valle dei Goti.)

Wo die Lavaklippen ragen an dem Fuße des Vesuvs,
Durch die Nachtluft hört man klagen Töne tiefen Weherufs.
Und die Felsen hallen wider Worte, stolz und ahnungsvoll, —
Fremde, wunderschöne Lieder eines Volks, das lang verscholl.
Hirte, Räuber nicht noch Bauer dringet in die Bergschlucht ein
Und es schwebt ein banger Schauer brütend ob dem dunkeln Stein.
Denn ein Fluch von großen Toten lastet auf dem Felsenring:
Und es ist das Volk der Goten, das hier glorreich unterging.

Lied Siegfrieds.

Nun kehrt das Schiff empor den Rhein
Und kränzet Helm und Schilde: —
Du, Falke, sollst mein Bote sein,
Mein Bote zu Krimhilde.
Nun sprich: „Frau, gieb mir Botenlohn·
Die Sachsen sind geschlagen,
Und eine neue Königskron'
Mag König Gunther tragen.
Dein Siegfried zwang die Fürsten zwar,
Ihn hat das Glück getragen: —
Doch, der das Beste that, das war,
Das war von Tronje Hagen."
Hei, schlug er in die Sachsenmacht,
Wie Blitz schlägt in die Eichen:
Mein ganzes Herz hat aufgelacht
Bei seinen stolzen Streichen.
Ei, Leudeger und Leudegast,
Getrost, gefangne Fürsten: —
Ihr seid bei Siegfried jetzt zu Gast,
Ihr sollt, bei Gott, nicht dürsten.

Habt nicht des Kampfs zu schwere Reu'!
Man wird euch nicht erwürgen,
Wie Gold ist König Gunther treu: —
Ich, Siegfried, will's verbürgen.
Er kennt nicht Neid noch Übelmut,
Er ist mir wie ein Bruder,
Wer ihm vertraut, der trauet gut. —
Nun auf und rührt die Ruder!
Und Silber streut ins Land und Gold
Vollauf aus unsrer Beute:
Sie soll'n uns alle werden hold
Von hier bis Worms die Leute.
Und schmücket Segel, Rah' und Mast
Mit Kranz und Laubgewinden,
Als käm' ein Götterzug zu Gast
Zu frohen Menschenkinden.
Ich sing' mit heller Melodei,
Das Steuer führet Hagen,
Und Volker soll uns von Alzei
Dazu die Harfe schlagen.

Krimhilde.

(Emanuel Geibel zugeeignet.)

Auf dem Söller stand Krimhilde, sah ins braune Heideland,
Helme blitzten, Speer' und Schilde von dem fernen Hügelrand.
Aus der Stirn die feuerblonden Locken strich die weiße Hand:
„Seid willkommen, ihr Burgonden-Gäste in Krimhildens Land!
Sieben Jahre mächtig, mächtig hab' ich diesen Tag ersehnt:
Schwer alltäglich und allnächtig hat mein Harren sich gedehnt.
Wann ich von des Heunen Munde Kuß auf Kuß mit Schaudern trug,
Dacht' ich schweigend an die Stunde, die nun endlich zögernd schlug.
König Etzel, zu den Waffen, den man Gottesgeißel nennt!
Nun den Brautschatz sollst du schaffen, der in Blut und Feuer brennt.

Nicht umsonst gab ich dem größten Waffenkönig diesen Leib:
Rache, Rache soll mich trösten, wie sie nie genoß ein Weib.
Sieh, es scheuet, König Gunther, hoch dein Hengst vor meiner Brück'.
Klopfe nur den Hals ihm munter, — niemals trägt er dich zurück.
Als mein Siegfried ritt zu jagen, hat auch ihm nicht bang gegraut,
Und du hast ihn doch erschlagen, der so arglos dir vertraut.
Seh' ich recht? Ja, das ist Hagen! Traun, ein Gott nahm ihm den Sinn:
Konnt' er sonst ins Land sich wagen, wo Krimhilde Königin?
Magst dein Haupt so hoch du tragen wie die höchste Tann' im Hag:
Diese Hand soll's niederschlagen, die auf Siegfrieds Herzen lag.
Aber dort, auf weißem Pferde, — frei sein Goldhaar spielt im Wind —
Mit der freundlichen Gebärde, — das ist Giselher, das Kind.
O mein Bruder mild von Sitten, mit den Wangen weiß und rot,
O was bist du mit geritten zu Krimhildens Gastgebot!
Sieh, sie steigen von den Rossen: — Hagen auch: — sie sind herein: —
Dumpf hat sich das Thor geschlossen: alle, alle sind sie mein!"

Hagens Sterbelied.

Nun werd' ich sehr alleine! — Die Fürsten liegen tot: —
Wie glänzt im Mondenscheine der Estrich blutig rot! —
Die fröhlichen Burgunden, wie sie nun so stille sind!
Ich höre, wie aus Wunden das Blut in Tropfen rinnt
Es steiget aus dem Hause ein Dunst von Blute schwer,
Schon kreischen nach dem Schmause die Geier rings umher
Es schläft der König Gunther in fieberwirrem Schlaf,
Seit ihn vom Turm herunter ein spitzer Bolzen traf.
Und Volker liegt erschlagen; er lachte, wie er fiel:
„Nimm all' mein Erbe, Hagen, nimm du mein Saitenspiel."
Er trug, vor Heunentücken geschirmt, die Fiedel traut
Auf seinem sichern Rücken, den nie ein Feind geschaut.
Sie scholl wie Nachtigallen, wenn Volker sie gespannt;
Wohl anders wird sie schallen in meiner harten Hand.

Vier Saiten sind zersprungen, — drei haften noch daran! —
  Ich habe nie gesungen, ich bin kein Fiedelmann. —
Doch treibt mich's, zu versuchen, wie Hagens Weise geht:
  Ich denk', ein gutes Fluchen ist auch kein schlecht Gebet!
So sei'n verflucht die Weiber, Weib ist, was falsch und schlecht:
  Hier um zwei weiße Leiber verdirbt Burgunds Geschlecht.
Und Fluch dem Wahngetriebe von Sitte, Liebe, Recht:
  Erlogen ist die Liebe und nur der Haß ist echt.
Die Reue ist der Narren! Nur das ist Atmens wert,
  Im Tod noch auszuharren beim Groll, beim Stolz, beim Schwert
Und hätt' ich zu beraten neu meine ganze Bahn, —
  Ich ließe meiner Thaten nicht Eine ungethan.
Und käm', der Welt Entzücken, ein zweiter Siegfried her, —
  Ich stieß' ihm in den Rücken zum zweitenmal den Speer!
Was reißt ihr, feige Saiten? Versagt ihr solchem Sang? — —
  Ha, wer mit mächt'gem Schreiten kommt dort den Hof entlang?
Das ist kein Heunenspäher, das dröhnt wie Schicksalsgang,
  Und näher, immer näher: — ein Schatte riesenlang. —
Auf, Gunther, jetzt erwache, den Schritt kenn' ich von fern:
  Auf, auf! — Der Tod, die Rache und Dietrich kömmt von Bern.

Lied der Sachsen.

Herr Kaiser Karl, du meinst es gut
  Mit uns verstockten Heiden:
  In deines großen Reiches Hut
  Willst sorglich du uns weiden,
  Willst uns aus Wald und Heide fort
  An deinen Hof verpflanzen: —
  Herr Kaiser Karl, glaub' unserm Wort,
  Wir taugen nicht zu Schranzen!
  Nie wirst du uns vertreiben
  Die stolze Lust an Wald und Au:
  Wir wollen wild und frei und rauh,
  Wir wollen Sachsen bleiben!

Herr Kaiser, du bist fromm und weis'
In deiner Pfalz zu Aachen,
Da summen tausend Pfaffen leis'
In fremden, süßen Sprachen.
Du willst uns zu dem weißen Christ
In seinen Himmel bringen,
Wo's wieder wie zu Aachen ist:
Gold, Weihrauchduft und Singen! —
Herr Karl, das macht uns Grausen:
Wir wollen lieber allesamt
Nach Walhall, wo die Schildburg flammt,
Zu Wodan geh'n und schmausen!
Herr Kaiser, wir woll'n steuern nicht
Zu Zehnten, Dom und Brücken,
Woll'n nicht das Haupt im Sendgericht
Vor deinen Grafen bücken!
Auf, schlaget alle Pfaffen tot,
Die Burgen brennet nieder,
Dem Donar und dem Sassenôt
Türmt Stein und Altar wieder!
Herr Karl kann uns verderben, —
Nicht zwingen, daß wir Knechte sind:
Auf, führ' uns, Herzog Wittekind,
Wir wollen lieber sterben!

Emma an Eginhard.

Wann sie nun balde schlafen,
Die Kämm'rer all' und Grafen,
Will ich auf leisen Zehen
Zu dir geschlichen gehen,
Du wonnestarker Mann:
Und ob durch Hof und Hallen
Der Herbstnacht Grauen wallen

Und finstre Schatten schweben, -
Wie soll das Weib erbeben,
Das dich zum Freund gewann?
Schon ist der Hof gewonnen:
Eintönig gießt der Bronnen:
Der Thorwart mit der Lanze
Schaut mich im Nebelglanze
Und schlägt ein Kreuz und kehrt:
Doch ich in Geisterweise
Zum Eckturm schwebe leise,
Wo deine Schreiberzelle
Der Ampel rote Helle
Mir wie ein Stern verklärt.
Nach kaltem Grau'n und Bangen
Wie heiß werd' ich empfangen!
Ich zweifle, daß so süße
Sonst Schülerin man grüße,
Wie mich der Meister mein:
Ach, ob sie dich den Weisen
In allen Künsten preisen: —
Mir wolltest du erklären
Die schönste deiner Lehren,
Die Weisheit, dein zu sein!

Der Leichenzug Otto III.

(Ferdinand Gregorovius zugeeignet.)

Ihr Welschen, weicht und gebt uns Raum und scheut die grimmen Streiche.
Wir tragen einen Kaisertraum und eine Kaiserleiche.
Dem Jüngling schien zu nebelgrau das schlichte Land der Sachsen,
Ihn zog's nach Südens goldner Au, wo stolz die Lorbeern wachsen
Der Romstadt, die am Tiber prangt, ihr galten seine Thaten: —
Die Römer haben's ihm gedankt, und haben ihn verraten.

Er ruhte nicht, bis er aufs neu' ihr stolzes Reich gestiftet: —
Die Römer schwuren ew'ge Treu' und haben ihn vergiftet.
Und als sein Herz litt Sterbensqual, begann es, deutsch zu schlagen: —
Das war das erst- und letztemal in allen seinen Tagen.
Er sprach: „Ihr Freunde treu und schlicht, tragt mich zum Heimatlande,
Laßt einsam meine Asche nicht auf fremdem, falschem Strande.“
Und als er hob zum letzenmal das Haupt in goldnen Locken,
Da heulten dröhnend in den Saal zum Sturm die röm'schen Glocken.
Und als sein Blick den Glanz verlor, da stand das Haus in Flammen:
Wir aber brachen aus dem Thor und hieben sie zusammen.
Da gab's ein mächtig Schrein und Fliehn, der Tiber ging in Leichen,
Das Forum und der Palatin erscholl von deutschen Streichen.
Wir trugen ihn von hinnen frei, mit Blut den Schritt erworben,
Und unter unserm Siegsgeschrei ist lächelnd er gestorben.
Wir tragen auf zwei Lanzen quer den Sarg bei Sturmgeläute:
Die Welschen schwärmen um uns her wie Wölfe nach der Beute.
Von jedem Dach fliegt Stein und Erz, es gellt der Weiber Stimme:
Wir ziehn dahin mit Stolz und Schmerz, mit stillem, heißem Grimme.
Den Helm geschlossen, nackt das Schwert, den Schild umklirrt von Pfeilen,
Ziehn wir, den Alpen zugekehrt, still, langsam, sonder Eilen.
Denn eine edel heil'ge Last wir tragen in der Mitte:
Da ziemet keine schnöde Hast, da ziemen stete Schritte.
Die kühnen Schwaben schreiten vorn, links Bayern, rechts die Franken,
Den Rücken decken, zäh im Zorn, die Sachsen, die nicht wanken.
So ziehn wir traurig, grimmig, stolz: am Tag trotzt uns kein Degen:
Von rückwärts nur zischt Pfeil und Bolz aus Öl- und Wein-Gehegen.
Und fall'n sie uns zur Nachtzeit an, — sie finden wache Herzen,
Wir zünden ihre Dörfer an zu roten Leichenkerzen.

Haut nieder, was heran sich wagt, schont Weiber nur und Kinder
Und jeder, den ihr niederschlagt, das ist ein Todfeind minder.
So ziehn wir fort durch Land und Strom, dem Vaterland entgegen,
Bis wir die heil'ge Last im Dom zu Aachen niederlegen.

Das Lied vom Kaisersohn und vom getreuen Grafen.

(Herzog Ernst und Werner von Kyburg.)

„Mein Vater liegt im kühlen Grab,
Meine Mutter thät' ihn verschmerzen,
Die einem neuen Gatten gab
Mein Land mit ihrem Herzen.
Nun ist mein Richter — ihr Gemahl.
Der Waisen Hort auf Erden,
Der Kaiser selbst mein Erbe stahl
Und nie kann Recht mir werden.

Geächtet bin ich und verbannt,
Gehetzt mit Horn und Hunden,
Ein Bettler irr' ich durch das Land,
Der Herzog der Burgunden!
Nicht Vater, Mutter, Weib noch Kind
Darf ich mein Eigen nennen:
Die Wölfe sind mein Hausgesind,
Die in den Wäldern rennen.

Nur dich, mein Freund, dich hab' ich noch,
Mein Werner, du Getreuer,
Mir mehr als Reich und Scepter doch,
Als Erd' und Himmel teuer:
Drei Kronen ob der Kaiser hält
Und Perlen und Juwele,
Mein ist der reichste Schatz der Welt. —
Denn mein ist deine Seele.

Die Menschen lassen uns nicht Wahl
Sie haben uns ausgetrieben:
Wir wollen sie hassen allzumal, —
Uns beide woll'n wir lieben." —
Der Herzog sang's auf dem Falkenstein,
Der schuttzerfall'nen Feste,
Herr Werner kredenzt ihm Brot und Wein,
Die Eulen waren die Gäste.

Dann deckt er ihn mit dem Mantel zu,
Dem einz'gen, den sie hatten:
Der Kaisersohn schlief ein in Ruh'
Auf armen Binsenmatten.
Herr Werner zog den scharfen Stahl,
Hielt Wach' am Thor von ferne
Und hell, mit ihrem schönsten Strahl
Liebkos'ten ihn die Sterne. —

So lebten sie, vom Sturm umfegt,
Ein Leben weltverschollen,
Wie oft im Wald ein Recke pflegt,
Dem Recht und Richter grollen.
Und jagt der eine Wild und Fisch, —
Der andre schirmt die Feste:
Der reiche Schwarzwald deckt den Tisch
Dem Kaisersohn aufs beste.

Und wer zurück vom Jagen kam,
Der sollte spähn bedächtig,
Und schnell, wann er Gefahr vernahm,
Ins Hifthorn stoßen mächtig.
Auf daß durch einen dunkeln Gang
Tief unter der Donau Bette
Der andre Freund sich waldentlang
Hinaus ins Freie rette.

Lang ungefährdet lebten sie
Im dichten Waldgehege,

Und nur der blaue Häher schrie
Verscheucht auf ihrem Wege. — —
Doch einst kam Werner von der Pirsch
Im ersten Abenddunkeln,
Am Rücken trug er den jungen Hirsch: —
Da sah er Helme funkeln.

Und sechzig Reiter sieht er dort
Herab den Eichbühl traben, —
Ihr Banner fliegt gebauscht im Nord: —
Die Grafenfahn' von Schwaben.
Er stutzt: — da sprengt Graf Mangold schnell
Zu ihm mit blankem Schwerte:
„Du bist des Todes, Weidgesell,
Verrätst du unsre Fährte.

Auf, nehmt ihn in die Mitte fest: —
Er stirbt, will er sich rühren,
Und vorwärts auf das Felsennest,
Die Marder aufzuspüren."
Und weiter leise trabt der Zug, —
Herr Werner späht mit Sehnen, —
Da sieht er an dem Mauerbug
Den jungen Herzog lehnen.

Und nach dem Horn greift er in Hast
Und stößt darein mit Schallen:
„Flieh, Herzog Ernst, flieh ohne Rast!"
Laut ruft er's noch im Fallen,
Und Herzog Ernst vernahm den Ruf
Und wandte sich erschrocken:
Und sah zerstampft von Rosses Huf
Herrn Werners braune Locken.

Und sah den Führer ziehn den Stahl
Rot aus Herrn Werners Herzen:
Er sah's und schrie und sprang zu Thal
Und schwang sein Schwert in Schmerzen,

Vorüber am geheimen Weg, —
Herab den Fels, den Hügel, —
Hoch über Graben, Wall und Steg, —
Es war, als hätt' er Flügel.

Und „Werner!“ — schreit er jetzt am Ziel
Da sprach der Graf behende:
„Ist das Herr Werner, der da fiel?
Dann ist mein Amt zu Ende.
Der Kaiser grollt nur ihm allein,
Der ihm dein Herz genommen,
Du aber sollst begnadet sein,
Herr Herzog, und willkommen.

Lothringen sollst du und Burgund
Und des Vaters Erbe haben:
Ich bürg' es dir mit Hand und Mund,
Ich, Mangold, Graf von Schwaben.“
„Ha, Fluch dir und dem Kaiser Fluch!
Gebt mir Herrn Werner wieder!“
Und scharf durch Schild und Brünne schlug
Sein Schwert den Grafen nieder.

Und schlug den Bannerwart danach
Und schlug noch drei der Knechte,
Bis klirrend ihm die Klinge brach
Und riß das Brustgeflechte.
Da traf ein Speer: — die Knechte floh'r
Und ließen die Freunde schlafen: — —
Das ist das Lied vom Kaisersohn
Und vom getreuen Grafen.

Weltuntergangs-Erwartung.

(1000 nach Christus[1].)

Ein Cyklus.

Fulko, der Jungherr.

Morgen um die zwölfte Stund',
Heia, geht die Welt zu Grund!
Doch zuvor, schön Hildegund,
Wird noch mein dein roter Mund!
  Heute Nacht,
  Wann Hut und Wacht
Liegt in Betgeheul und Jammer,
Dann erbrech' ich deine Kammer:
Wie ein Leu will ich dich fassen:
Magst mich lieben oder hassen,
Lusterglühen, qualerblassen,
Eher nicht will ich dich lassen,
    Bis du mein!
  Dann brich herein,
  Ew'ge Pein!
  Wirfst von deinem roten Mund
  Gott mich in der Hölle Schlund: —
    Du warst doch mein!

Hatto, der Banketar.

Wehe meinen weißen Haaren!
Dafür nun seit vierzig Jahren
Raffen, rechnen, listen, sparen!
  Dafür Trank verkürzt und Speise!
  Der Vergeuder nur war weise!

---

[1]) Der Glaube, daß mit der Sommersonnenwende des Jahres 1000 die Welt untergehen und das jüngste Gericht hereinbrechen werde, galt während jenes Jahres im Abendland als unfehlbare Wahrheit.

Einmal nun mit vollen Händen
— Morgen muß ja alles enden! —
Einmal will auch ich verschwenden:
Fliegt, ihr Schillinge und Heller,
Hoch gehäuft im sichern Keller!
Aus dem Erker auf die Gassen —
Will ich Silber regnen lassen: —
Balgen sollen sich die Massen:
Nehmt doch, Leute! Hört ihr's klappern?
Laßt doch das Gebete plappern!
Ha, sie ziehn vorbei mit Singen!
Keiner hascht, wie hell sie klingen,
Nach den schönen Silberlingen:
Weh, nicht einmal zum Verschwenden
Seid ihr nütz noch meinen Händen!

Engilbertha, genannt Schwester Seraphica.

Auf den goldnen Wolken nieder
Schweben wird des Menschen Sohn:
Psalmenlieder,
Goldgefieder,
Engelflug um seinen Thron.
Komme, Stunde, der seit Jahren
Treu mein Herz entgegenschaut:
Leiderfahren,
Kranz in Haaren,
Harr' ich, eine bange Braut.
Kranz in Haaren, froh im Zagen,
Stand ich einst am Traualtar:
Da erschlagen
Heimgetragen
Ward mein Bräut'gam Adelar.
Seither hier in Klosterhallen
Harr' ich seiner still und mild

Hoch vor allen
Engeln wallen
Seh' ich morgen sein Gebild.
Seine Stimme ruft, die weiche,
Mir aus all' der Sel'gen Schar:
„Komm, du Bleiche
Ruh' im Reiche
Gottes mit mir immerdar.“

Markgraf Werner, genannt Rennesperr.

Man sagt, bevor's zu Ende in Schwefel geht und Dampf,
Noch einmal gilt's gewalt'gen, gilt's ungeheuren Kampf.
Die Engel und die Teufel, sie ringen heiß und hart:
Sie reiten noch ein Rennen, wie's nie geritten ward.
Wohlauf, mein wacker Rößlein, das reiten wir noch mit! —
Knapp', rüste mein Gewaffen, vergiß mir keines nit.
Ich melde Sankt Georg mich und seinem lichten Bann:
Dann nickt er: „Wohl, Herr Werner, die Stechschar führt mir an!“
Da vor der heil'gen Jungfrau, die schaut vom Himmel drein,
Ein freudig Lanzenrennen soll noch geritten sein.
Und eh' der Spaß vorüber und lahm wird diese Faust,
Manch' Teuflein schwanzkopfüber mir noch vom Sattel saust.

Mutter Ute.

Langsam, langsam schleicht die Zeit!
Lang bin ich dem Herrn bereit:
Will's nicht endlich morgen werden?
Niemand lebt mir auf der Erden!
Keins im Deutschen Reiche frägt
Wo und wann mein Stündlein schlägt.
Manches Jahr bin, weltvergessen,
Ich im Kirchhof hier gesessen,
Nur die frommen Schwestern haben
Mich genährt mit Klostergaben,

Ach, wie lange mag's wohl sein,
Daß sie starben mir — zu drei'n?
Zwilling' hatt' ich ihm gebracht,
Meinem Kurt, die letzte Nacht:
Thorwart war er just geworden,
Weh, da brachen Ungarnhorden
Sengend in das Kloster ein:
Ringsum Glut und roter Schein:
Nieder schlug der First in Flammen,
Traf uns alle vier zusammen:
Tot der Mann und tot die Kind':
Ich, lebendig ach! und — blind. — —
Merk's an meinem dünnen Haar, —
Sind wohl mehr als fünfzig Jahr,
Fünfzig Jahr voll dunkler Nacht!
Aber morgen hell in Pracht
Werd' ich Himmel schau'n und Erden:
Mit den Kinden Hand in Hand
Holt mich Kurt ins bess're Land: — —
Will's denn noch nicht morgen werden?

Regino, der Stiftskanzler.

Unsinn'ge Welt! Ein Narr, wer für dich schafft!
Seit Jahren nun mit voller Manneskraft
Ring' ich für dieses alte, teure Stift:
Der Grafen Trotz, der Rechtsverdreher Gift,
Der Kön'ge Wechsel und der Fürsten Schwanken, —
Sie alle hat mit siegendem Gedanken
Beharrlich Geist und Wille mir bezwungen:
Von morgen an, von morgen wär's errungen!
Von morgen an, dem Herzog nicht mehr frönig,
Reichsfrei das Stift, ein Lehn vom deutschen König:
Von morgen an der große Grenzwald gar,
Darum das Stift gestritten siebzig Jahr',

Der Grenzwald unser, unser Brück' und Zoll,
Sechs Pfennig von dem Saumroß, leer und voll,
Von morgen ab: — und morgen brennt in Flammen
Ach! Brück' und Grenzwald, Zoll und Stift zusammen!
Vorher noch aber werf' ich hier ins Feuer
Die Pergamente, mir vor allem teuer:
Den Schutzbrief erst von Kaiser Karl, den alten,
— Zum letztenmal entroll' ich seine Falten! —
Das Urteil König Ottos dann, des Hohen,
Da flammt es auf: — wie hell die Funken lohen! —
In goldner Kapsel barg ich es vergebens: — —
Sieh, da verglimmt die Arbeit deines Lebens!

Zupfo, der Klosterkellermeister.

Ich weiß nicht recht: — ich trau' nicht ganz!
Man glaubt auch sonst viel Firlefanz,
Der nie geschieht und nie geschah:
Ich glaub's nicht eher, bis ich's sah.
Die Katzen merken und die Hund'
Gewitter sonst auf manche Stund':
Das Viehzeug ist ganz frisch und flott:
Ich glaub's nicht recht vom lieben Gott!
Doch wie dem sei:
Mir einerlei!
In meines Kellers tiefstem Ort
Heg' ich geheim gesparten Hort:
Um den weiß Gott und ich allein:
Ein Fäßlein edeln Cyperwein.
Jüngst forscht der Pater Guardian:
„Was liegt in dem Verschlag, Kumpan?"
„Die griech'schen Rollen: — lüg' ich frei —
Man hat sie aus der Bücherei
Hierher gefegt mit Besen:
Wollt Ihr sie etwa lesen?"
„Mitnichten! 's ist ein heidnisch Wesen!

Auch thut den Augen weh die Schrift:
Laß nur vermodern hier das Gift!"
Dies Fäßlein stech', ein stiller Mann,
Ich heute Nacht mit Andacht an
Und trinke des, soviel ich kann.
Kommt's wirklich zum Posaunenblasen, —
Das weckt die Toten unterm Rasen:
Das dringt wohl auch in einen Keller
Und einen Rausch von Cyperwein.
Sollt' aber all' der Schrecken sein
Nichts als ein ungeheurer Preller, —
Dann hab' ich guten Trunk voraus
Und lach', ein frommer Becher,
Die Welt der bangen Schächer
Um ihre Todesängsten aus!

Wartold, der Gärtner.

Der Bauer die Ernte, der Hirt das Rind,
Selbst manche Mutter vergaß ihr Kind:
Ich aber, ich kann nicht lassen, zu warten
Der lieben Blumen in meinem Garten:
Ob morgen sie höllische Glut versengt, —
Heut Abend sei'n sie noch kühl besprengt.
Und sieht dann morgen der Englein Schar
Meine Rosen rot, meine Lilien klar, —
Vielleicht, daß sie sie lächelnd pflücken,
Die Stirnen der Sel'gen damit zu schmücken

Die junge Königin.

Auf dem Throne ruht in träumendem Sinn
  Die allerlieblichste Königin.
Es trägt ihr Haupt, das kronenlose,
  Als einzigen Schmuck eine weiße Rose.

Und der Herzog denkt: „O wärst du mein!
Ich wollte dich decken mit Edelstein."
Und der Pfalzgraf wünscht: „O wärst du mein!
Ich schenkte dir sieben Schlösser am Rhein."
Und der Bischof brütet: „O wärst du mein,
Meine Seele sollt' ewig verloren sein!"
Nur einer im Saale, — der wünschet nicht,
Schaut selig vor sich mit verklärtem Gesicht:
Der Sänger: — er drückt in schweigender Lust
Die Linke fest auf die pochende Brust:
Da birgt er — und segnet seine Lose —
Die allerlieblichste weiße Rose.

Abälard an Heloise.

Sei mir gesegnet jetzt und immerdar!
Gesegnet für den Schmerz und für die Freude·
Der Schimmer deines Wesens wunderbar
Versilbert mir das ganze Weltgebäude.
Ich sehe Glanz, wohin der Blick sich wendet,
Ich sehe Glanz, schau' ich in mich hinein:
Denn überall, holdselig und vollendet,
Erblick' ich deines Wesens Widerschein.
O nun ist alles gut! Des Klosters Zwang,
Der Fron der Pflicht, der Staub der Pergamente.
Leicht wird das Schwerste, Denken wird Gesang:
Ich schwebe wie im Äther-Elemente.
Die Menschen staunen ob dem neuen Schimmer,
Der durch mein Wort und Wandeln flutet hin,
Und ich — beim Gott des Lichts! — ich weiß es nimmer,
Ob ich auf Erden, ob im Himmel bin.
Man lehrt, wer einmal Gottes Antlitz sah,
In Seligkeit für immer sei gebadet:

Das gleiche heil'ge Wunder mir geschah,
Seit dich zu schau'n mein Auge ward begnadet.
Nichts heisch' ich mehr! Die Erdenwünsche schweigen
Wie Sphärenklang dein Name mich umschwebt:
O laß das Haupt mich, selig sinnend, neigen,
Und nur noch denken: Heloise lebt!

Lied des gefangenen Königs.

Fesseln binden meine Hände: ringsum Wächter, Mauern, Erz:
Sehnsucht, Sehnsucht sonder Ende trägt hinaus mein krankes Herz.
Dunkle Tannen hör' ich rauschen und den Maiwind durch die Nacht,
Wilde Rosen unten lauschen, Sterne droben gehn in Pracht.
Werd' ich je dahin mich retten, wo da Liebe wohnt und Glück,
Oder halten diese Ketten bis zum Tode mich zurück?
Sei's denn! bis zum Tode quäle diesen Leib der Kerker hier:
Doch zum Himmel frei die Seele trägt ein schöner Engel mir.

Kreuzfahrt.

Im rebengrünen Neckarthal,
Da steht mein Väterschloß,
Das jetzt zur Stund' der Abendstrahl
Wohl goldig übergoß:
Doch ich zieh' fern im Heidenland,
In Wüstenglut, in Sonnenbrand:
Um Palmenwipfel schwanken
Die sehnenden Gedanken.
Jetzt reitet wohl durch Wald und Au
Im grünen Jagdgewand
Daheim die allerschönste Frau,
Den Falken auf der Hand:

Doch mir winkt hehr und streng zur Pflicht
Der heil'gen Jungfrau Angesicht
Herab aus unsern Fahnen,
Zu Kampf und Tod zu mahnen.
Jetzt tönt daheim im Feierklang
Der Abendglocke Lied: —
Ins Dorf zurück vom Wiesenhang
Die Herde friedlich zieht:
Mir aber ruft aus wilder Reih'
Der Saracenen Schlachtgeschrei: —
Nicht länger darf ich säumen,
Fahr' wohl, du süßes Träumen.
Wohlan, ihr Schwaben, frank und frei,
Jetzt auf mit Schild und Schaft!
Der Heide spüre, was es sei
Um deutsche Ritterschaft!
Und fall' ich hier im Wüstensand, —
O grüßet mir mein Heimatland:
Sagt treu sei ihm geblieben
Mein Heimweh und mein Lieben.

Der Lorelei Ende.

I.

„Du Blume deutschen Rittertums,
Du Stern des Siegs, du Sohn des Ruhms.
Du, frommer als die Seraphim
Und tapfrer als die Cherubim,
Du, dessen makelloses Herz
Von Sünde scheidet dreifach Erz,
Reinhart vom Strahl, du bester Mann,
Der jemals Schild und Helm gewann,
Du, goldestreu und perlenrein,

Du sollst des Landes Retter sein! —
Verderben singt die Höllenfei
Dem ganzen Rhein, die Lorelei:
Schon tausend Männer hat und Knaben,
Die sie verlockt, der Fluß begraben,
Noch keiner konnte sich ihr nah'n:
Sie stürzen eh' von Fels und Kahn,
Berauscht vom Spiel der Töne
Und fern geschauter Schöne.
Du aber, auserkor'ner Degen,
Du sollst die Teufelin erlegen.
Du hast zuerst, gewohnt zu siegen,
Den Wall Jerusalems erstiegen,
Und keine Furcht und keine Lust
Stört je den Frieden deiner Brust.
Nimm hin dies gottgesandte Schwert:
Vom Himmel fiel es einst zur Erd',
Und Papst Gregor, der hat's geweiht
Und siebenmal gebenedeit:
Er schickt dir's aus dem heil'gen Rom: —
Auf, und befreie Land und Strom,
Zieh' hin und mit geweihtem Erz
Triff dieses Ungetüm ins Herz."
So sprach von Mainz Sankt Willibrord,
Herr Reinhart aber sprach kein Wort:
Er nahm das Schwert und neigt' sich tief,
Daß ihm die Flut der Locken lief
Bis auf des Panzers Schulterspangen,
Wie ein Gewog von braunen Schlangen.
Dann schlug er auf das Auge licht,
Voll Siegesruh' und Zuversicht,
Und schied hindan mit stummem Grüßen. — —
Doch zu des heil'gen Bischofs Füßen
Mit Wehruf laut und bitterlich
Warf jetzt Herrn Reinharts Mutter sich:

„Ist das mein Dank und das sein Lohn?
Vermessen wagst du meinen Sohn?
Du schickst der Kirche besten Degen
Unheimlicher Gefahr entgegen?
O weh uns allen, wenn er dort . . ." —
Doch sanft erhob sie Willibrord:
„Du weißt ja längst, ich bin gesinnt
Treu wie ein Vater deinem Kind:
Und nimmer hätt' ich ihn entsendet,
Wär's nicht gewiß, daß er's vollendet.
Du weißt, Gott selbst pflegt mir zuweilen
Die Nacht der Zukunft zu zerteilen:
Jüngst, als in brünstigem Gebete
Ich um des Rheins Erlösung flehte,
Hört' ich das Wort: „Das Land wird frei
Durch Reinhart nur der Lorelei."

II.

Herr Reinhart rüstet sich zur Fahrt,
Vom Haupt zum Fuß in Stahl gewahrt:
Es gürtet' ihm mit zagen Händen
Die Braut das Heilschwert um die Lenden,
Um seinen Hals vom heil'gen Grab
Ein Kreuzlein ihm die Schwester gab,
Die Mutter aber sprach zum Segen:
„Du gehst auf gottbestimmten Wegen." —
Er sprang ins Schiff und stieß vom Grund:
„Hilf, Sankt Georg!" — sprach leis sein Mund.
Er fährt dahin — er naht dem Fels —
Er landet: — „Hilf, Schwert Michaels!"
Er klimmt hinan den steilen Hang:
Doch hört er nichts von dem Gesang,
Der andre stürzet in die Tiefen.
Nur fern verlorne Klänge riefen
Von leis gerührten Harfensaiten,

Wie um ihn rechten Pfads zu leiten.
Sonst sah er nichts und hörte nichts
Als Silberduft des Mondenlichts
Und wie in stillen Geistersprachen
Am Steine sich die Wellen brachen.
Er schreitet fort und aus der Scheide
Zieht er des heil'gen Schwertes Schneide,
Er steigt empor und biegt ums Eck, —
Da zuckt ins Herz ihm heißer Schreck:
Denn vor der Feindin steht er schon,
Die langsam schwebt vom Felsenthron
Und ihm mit einer Kön'gin Schritt
Unendlich schön entgegentritt: —
Nicht werd' ich euch die Lorlei schildern —
Sie lebt in eures Herzens Bildern,
Sie thront in meiner Seele Grund,
Doch schildern wird sie nicht mein Mund. —
Herr Reinhart steht wie blitzgeschlagen —
„Hilf, heil'ge Jungfrau!“ will er sagen:
Er kann es nicht: in stummem Bann
Staunt er das holde Wunder an.
Sie aber spricht mit Harfenstimmen
Und ihre sel'gen Augen schwimmen:
„Geliebter, bist du endlich kommen,
Der ewig mir das Herz genommen,
Um den ich aufgestiegen bin,
Des Rheinstroms keusche Königin,
Um mit Unzähliger Verderben
Nach deiner Liebe nur zu werben!
Nach dir allein hab' ich gesungen, —
Nach dir mit heißem Lied gerungen, —
Was tausend in den Tod getrieben, —
Mein Sehnen war's nach dir, mein Lieben! —
Ich rief nach dir: — wir sind beisammen:
Jetzt wähle: — willst du mich verdammen

Um das, was ich um dich gethan,
Weis't in die Hölle mich dein Wahn
Und willst du mit den Engelslarven
In Ewigkeit im Himmel harfen, —
So thu' dein Amt und stoß dein Erz
In dies dir ganz ergebne Herz.
Willst aber du" — und hier erklang
Ihr Wort wie Nachtigallensang —
„Willst aber du an dieser Brust
Genießen nie erschöpfte Lust,
Willst du für Seele dir und Sinnen
Von Menschen nie geahntes Minnen
In meinem weißen Arm gewinnen" —
— Weit breitet sie die Arme aus —
„So folg' mir in mein feuchtes Haus!" —
Fort flog Herrn Reinharts Waffe weit,
Die siebenmal gebenedeit: —
„Dein," rief er, „ewig, selig dein,
Du Liebesgöttin, will ich sein."
Und er umschlingt die schlanken Glieder
Und in die Tiefe gehn sie nieder. —
So ward's erfüllt: das Land ward frei
Durch Reinhart nur der Lorelei.

Die Nixe.

Stieg einst das schöne Nixlein, das Nixlein aus dem See:
Sie wollte den tapfern Grafen bezaubern mit Liebesweh.
Sie saß am grauen Steine, wo er vorüber mußt',
Und kreuzte die runden Arme auf ihrer weißen Brust:
„Hei, wann er kommt geritten, trifft ihn ein Blick voll Glut,
Dann tauch' ich wieder mit Lachen hinunter in die Flut.
Doch er durch all' sein Leben nach mir nur mehr begehrt,
Bis ihm das heiße Sehnen das sterbliche Herz verzehrt."

Und als er kam geritten, — der Mond gab hellen Schein —
Da blickt er siegenden Auges ihr bis ins Herz hinein.
Da that die schöne Nixe einen gellenden, gellenden Schrei:
Da war's mit Zaubern und Lachen und Flutversinken vorbei.
Sie muß ihm wie sein Schatte nun folgen Nacht und Tag
Und muß ihn ewig lieben mit unsterblichem Herzensschlag.

Vom verschollenen Grafen.

Es ritten drei Grafen langsam durch den dunkeln Buchenwald,
Sie zogen, das Grab des Heilands zu lösen aus Heidengewalt.
Da hörte der jüngste sich rufen beim Namen und schaute zurück:
„Was reitest du, Harald, mein Harald, vorüber an deinem Glück?"
Und nur so kurz als ein Pulsschlag aus dem Dickicht ein Ton erklang,
Als ob alle Nachtigallen auf Erden vereint ihren Sang.
Und nur so kurz als die Wimper sich heben und senken kann
Erschaut er die Waldfee liegen: — — er war ein verlorener Mann.
Mit Schweigen stieg er vom Pferde, auf den Sattel die Waffen er band,
Einen leisen Schlag zum Abschied und das Rößlein trabte ins Land.
Graf Harald trat in das Dickicht: — die Zweige über ihn her —
Verloren, verschwunden, verschollen: — kein Auge sah ihn mehr.

Thamar.

Es ritt ein Ritter über die Heide,
Sein Blick war tief und ernst sein Gesicht:
Da hört' er schrei'n wie in tödlichem Leide,
Er jagte herzu an den Buschwald dicht.
Dort hatten gebunden drei böse Schächer
Ein Mädchen in buntem, fremdem Gewand:
Hoch blitzte sein Schwert und sie floh'n vor dem Rächer
Und er sprang vom Roß und zerschnitt ihr Band.

„O Ariël, Asraël, Bote der Sterne,
O laß mich im Staube zu Füßen dir ruhn,
O nimm meine Seele: wie gäb' ich sie gerne!
Gebeut und befiehl, was soll Thamar thun?"
Wie blitzet das Auge, das dunkle, so mächtig,
Wie wallet das schwarze, das bläuliche Haar,
Wie erglühen die Pfirsichwangen so prächtig,
Wie woget die Brust ihr so wunderbar!
Lang ließ er den Blick auf dem schönen Haupte
Und flüchtig auch die Rechte ruhn: —
Dann wandt' er sich um, wo sein Rappe schnaubte:
„Zieh' hin und vergiß mich: — das sollst du thun"

Des Mönches Nachtlied.

Wann alle Stimmen schweigen, die laut den Tag gemacht,
Und still im Sternenreigen am Himmel geht die Nacht —
Dann schwebt aus duft'ger Ferne, aus dunkler Wolken Thor,
Der lieblichste der Sterne, dein Bild schwebt mir empor:
Befreit von Erdenstaube, von Himmelshauch umweht,
So heilig wie der Glaube, so rein wie das Gebet.
In deinen Zügen malet sich sel'ge Traurigkeit:
Dein Auge widerstrahlet Gott und Unendlichkeit.
Da legen alle Fluten von Welt und Leben sich,
Es löschen selbst die Gluten, die mich verzehrt um dich.
Ich falte meine Hände fromm wie ich nie geglaubt:
O Segen sonder Ende auf dein geliebtes Haupt!

Das Märchen von Herlindis.

(Dem Gedächtnis Moritz von Schwinds zu eigen.)

I.

Es war einmal ein Königskind,
Das war sehr schön und hieß Herlind.
Ihr Vater warf in stolzem Sinn
Einst unbedacht ein Wörtlein hin,
Das ihnen schuf viel Ungewinn:
Er strich ihr Haar und lachte: „Hei,
Du bist so schön wie eine Fei!"
Nun sind die Fee'n darin genau
Wie jede andre brave Frau:
  Man darf sie wohl vergleichen:
  Doch keine will dann weichen!
Kaum war dem Fürst das Wort entflohn,
Stand eine Fee im Saale schon
Und sprach: „Dein Kind treff' ich zur Strafe
Mit tiefem, todesgleichem Schlafe:
Des macht sie nur Ein Mittel frei
Und niemals sag' ich, was das sei."
Und sie verschwand: Herlind im Nu
Die schönen Augen fielen zu
Und auf den Pfühl, darauf sie ruhte,
Gleich einer Toten sank die Gute. —
Groß war der Schreck in Stadt und Land:
Da blieb kein Mittel unverwandt:
Der König rief von nah und fern
Von Cordova und von Salern
Umsonst der Heilkunst weise Herrn;
Umsonst von allen Heervasallen
Ließ er die Schlachtdrommeten schallen:
  Ein Lärm, als sei'n die Toten
  Zum jüngsten Tag entboten: —

Umsonst schrieb er in alles Land:
„Dem Auferwecker ihre Hand!“
Umsonst, daß Tag und Nächte lang
Der Pfaff im Dom die Messe sang: —
Herlindis lag und schlief und schlief
Unendlich süß, unendlich tief.
Nur manchmal, flog ein Vögelein,
Zu ihr durchs offne Fenster ein
  Und sang ihr leise, leise
  In halb verlorner Weise, —
Dann spielte wohl um Mund und Kinn
Ein wunderselig Lächeln hin,
  Als ob um ihre Träume
  Sie gern die Welt versäume.

II.

Der Winter schied, der Lenz verblühte,
Hochsommerheiß die Sonne glühte. —
Da kam ein Mittag schwül und schwer,
Als käme nie ein Abend mehr:
Die Quellen selbst verdroß das Rieseln,
Sie zogen matt auf warmen Kieseln.
Die Luft stand still: man sah sie beben
Und Glut und Hitze darin weben.
Die Zinnenfahne schwer und lange
Hing reglos nieder von der Stange,
Rings alles still: — kein Laut, zu stören,
Man schien den Flug der Zeit zu hören.
So klang es silbern in den Ohren. — —
Da schliefen sämtliche Doktoren
Und selbst die Wächter an den Thoren:
Der König konnte sie nicht strafen,
Denn tief war selber er entschlafen. — —
Da aus dem Wald mit raschen Tritten
Ein schöner Knabe kam geschritten,

Mit rotem Mund und goldnem Haar,
Den Blick ein wenig schelmisch zwar,
Doch wer ihn sah, das junge Blut,
Ward ihm zur Stund' von Herzen gut.
 Der war mit Pfeil und Bogen
 Früh in den Wald gezogen.
Er sieht das Schloß im Sonnenglast
Und denkt: „Da find' ich gute Rast."
Er geht drauf zu: — im Thore quer
Liegt da der Wächter mit dem Speer.
Der Knabe zieht die Lippen kraus
Und schlüpft behend hinein ins Haus.
Da, eingeschlafen, an den Stiegen
Sieht er zwei grimme Hunde liegen.
Er schleicht hindurch, er steigt empor: —
Die Zofe schläft im Korridor.
Im Vorsaal hört er einen Ton,
Drob wär' er fast vor Schreck entflohn:
Scheu öffnet er die Thür und sieh', —
Da schnarchen sieben Medici!
Er gleitet durch mit leisem Gang
Und hebt des Erkers Thürverhang.
Da zuckt er auf, sein Herz will stocken,
So heiß, so süß ist er erschrocken:
Er ruft: „Gott soll mir gnädig sein,
Dort liegt die schönste aller Fei'n!"
Da sieh', mit tiefem Atemzug
Das Kind empor die Wimpern schlug
Und schloß sie wieder alsogleich.
„Und treffe mich der Donnerstreich.
Und stehe Höllenstrafe drauf, —
Du schöne Schläferin, wach' auf!
Er fliegt hinzu: ihr Mund, halb offen,
So scheint es, haucht ein süßes Hoffen
Und heißen Kuß drückt er darauf:

Da schlug sie groß die Augen auf:
Mit einem Blick unendlich traut
Hat tief sie ihm ins Herz geschaut:
„Lang harrt' ich dein," sprach sie, „hab' Dank!"
Sie hob vom Pfühl die Glieder schlank
Und strich herunter ihr Gewand
Und nahm den Knaben an der Hand —
Und führte ihn — der folgte gern —
Und suchte nach des Schlosses Herrn.
Und als sie ihn nun endlich traf
Im Gartenzelt, im tiefen Schlaf,
Da sanken beide auf die Knie
Und leis ihn zupfend lachte sie:
„Ei, lieber Vater, wach doch auf
Und lege deinen Segen drauf."

König Florestan.

I.

Der junge König Florestan
War in den Wald gezogen:
Die Goldforelle wollt' er fah'n
Aus raschen Strudelwogen.
Leis schritt er durch das Buchendicht:
Es warf der Maiensonne Licht
Aufs junge Blattgegitter
Ein goldig grün Gezitter;
Das Moos war weich und leicht sein Tritt,
Das Eichhorn kaum hört seinen Schritt.
Er sucht den tiefstversteckten Ort: —
Still, märcheneinsam war es dort,
Wo, weitgekrümmt, der Waldstrom floß
Und Erlengrün ihn dicht umschloß:

In tiefem Rinnsal zog er da: —
Kein Laut von Menschen fern und nah:
  Nur aus den Wipfellauben
  Das Gurren wilder Tauben,
  Und auf der grünen Welle
  Flog schillernd die Libelle. —
Da sieh', was stockt Herr Florestan?
Was liegt so reinlich ausgethan
Hier schneeweiß auf dem Ufermoos?
Des Königs Staunen, das war groß,
Der Anblick dünkt ihm zauberfremd:
Ein schwanenweißes Flügelhemd.
Vorsichtig lauschend tritt er näher
Und mit der Hand, ein scheuer Späher,
Biegt er den Erlenbusch zurück:
Da ward ihm gutes Angelglück!
Denn, wo die tiefen Wasser rinnen,
Da schwimmt gehüllt in feines Linnen
Und badet ihren weißen Leib
Das allerwunderschönste Weib.
Ihr zarten Frau'n braucht nicht zu weichen: —
Was Wald geheim und Woge hehlen,
Das Heil'ge werd' ich nicht erzählen:
Ich sag' nur Eins: in allen Reichen
Der Erde war nicht ihresgleichen. —
Dem König schlägt das Herz so laut,
Er lauscht und schweigt und schaut und schaut: —
Säh' er durchs Himmelsthor hinein,
Nicht sel'ger könnt' sein Antlitz sein. —
Da, schämig, ganz in sich gebogen,
Taucht nun das Wunder aus den Wogen
Und streift an Florestan vorbei:
Da fährt sie auf mit lautem Schrei
Und will — der Schreck lähmt ihre Glieder —
Flugs schlüpfen in ihr Schwangefieder.

Jedoch der König hascht gewandt
Das Flügelkleid mit flinker Hand
Und auch die Krone goldenhell,
Die drunter lag, ergreift er schnell:
Sie bebt, sie glüht: er wirft ihr stumm
Den braunen Jägermantel um:
Mit langem Blick nun mißt sie ihn
Und haucht mit Flehn: „O laß mich ziehn."
Doch fest ergreift er ihre Hand:
„Nein, wer ein solches Kleinod fand
Und dann aus Unverstand verlor,
Das wär' der Erde größter Thor!
Du gehst mit mir — dort harrt mein Roß —
Und folgst mir auf mein Königsschloß."

II.

Im Schloßhof hält der König Rat;
Er sitzt auf hohem Throne,
Um ihn, die er entbat,
Die Priester und Barone.
Es staunen die Vasallen sehr
Ob dieser wundersamen Mär'
Und ob der zaubrischen Gestalt,
Die sich ihr König fing im Wald.
Der aber weiß nicht, was er soll:
Von Sorg' und Zweifeln ist er voll:
Das Wild, das ihm ins Garn gegangen,
Es hat den Jäger selbst gefangen.
Sie hat kein Wort auf alle Fragen,
Und, mag er drohen, mag er knie'n,
Den Blick zum Himmel aufgeschlagen,
Haucht sie nur eins: „O laß mich ziehn."
Drum will, von Zweifelsqual zerrissen,
Er seiner Mannen Urteil wissen.

Die Fremde steht vor seinem Throne,
Zu seinen Füßen ihre Krone,
Jedoch das Flügelhemde hält
Er selbst: er gäb's nicht um die Welt.
„Herr Bischof, sprecht," hebt er nun an,
„Ihr seid ein frommer, weiser Mann,
Latein und Griechisch könnt Ihr lesen:
Sagt an, was thun mit diesem Wesen?"
Der Bischof schlägt ein Kreuz und spricht:
„Ich habe keinen Zweifel nicht!
An diesem Weib ist um und um
Nicht eine Spur von Christentum.
Wohl nie noch hört' sie Kirchenglocken,
Mir graut vor diesen goldnen Locken.
Ein heidnischer Geruch umwallt
Die ganze gleißende Gestalt.
Ich rate drum, eh wir sie taufen,
Man prüft sie auf dem Scheiterhaufen.
Ist soviel Liebreiz doch geheuer, —
So hilft ihr Gott auch aus dem Feuer."
„Wer wird," fiel da der Kanzler ein,
„So unklug und ungastlich sein?
Mein Schatz ist leer und offenbar,
— Nicht erst die Krone thut das dar! —
Vor uns steht eine Königin.
Wohlan, sie zieh' in Frieden hin,
Erst aber löse sie sich bar
Und zahle stracks in runder Summe . . .' —
„O Mann der Pfennige, verstumme!"
Rief da der Feldherr: „nein, es wolle
Sich lösen diese Wundervolle
Auch durch ein Lösgeld wunderbar:
Die Kön'gin ist sie, das ist klar,
Von Avalon, dem Feeenreich:
— Dort aber hält man in Verwahr,

Dem nicht ein zweit Gewaffen gleich,
Das Siegesschwert Eskalibar.
Dies Kleinod soll zum Angedenken
Sie unserm Herrn und König schenken
Und heimziehn frei ins Feeenland."
„Mit Gunst, — zwar fehlt mir der Verstand," —
Warf da des Königs Narr dazwischen,
„Doch mein' ich, daß in aller Welt
Wer klug ist, was er fing, behält:
Das gilt von Feeen wie von Fischen:
Und unsrem Herrn zum vollen Glück
Fehlt, dünkt mir, nur ein einzig Stück:
Dem König fehlt die Königin.
Wenn ich nun gleich ein Narr nur bin,
Der Narr, beim Himmel, wär' ich nicht,
Dem dieses schöne Weib entkäme: —
Zieht sie auch erst ein schief Gesicht,
Kein Vöglein lebt, das man nicht zähme."
Aufsprang vom Thron da Florestan
Und ernsten Tones hob er an:
„Dein Rat klingt gut für einen Narr'n, —
Für einen König — klingt er schlecht.
Vieledle Frau, nicht länger harr'n
Sollt Ihr auf das, was einzig recht:
Mir wies der Streit, vor mir geführt,
Was mir allein zu thun gebührt:
Und bräch' mein Herz darob entzwei: —
Hier Eure Flügel: — Ihr seid frei.
Vergebt, vergeßt den mit Gewalt
Euch auferlegten Aufenthalt:
Glaubt mir, aus Haß ist's nicht geschehn —
Lebt wohl, auf Nimmerwiedersehn!"
Er reicht das Hemd ihr abgewandt,
In feuchtem Tau sein Auge stand:
Sie aber huscht in das Gefieder

Und hebet leicht die leichten Glieder
Und schwebt an ihm vorbei so dicht, —
Es streift ihr Atem sein Gesicht.
Dem Narren war, er konnt' verstehen
Ein leis gehaucht: „auf Wiedersehen!“
Und bald verschwand die schöne Frau,
Ein ferner Stern — im Ätherblau. —
Doch seltsam: jede Schlacht fortan
Der König Florestan gewann,
Und leert den Schatz er bis zum Grund,
Er füllt von selber sich zur Stund'. —
Der junge Fürst blieb unvermählt:
Doch von den Wachen ward erzählt,
Oft hörten sie, wann nachts sie lauschten,
Ob ihren Häupten ein Getön
Gleichwie wenn Schwanenflügel rauschten
Ob seines Erkers Zinnenhöh'n.

Falkenbotschaft.

Fliege, Falke, treuer Bote,
Fliege mit dem Morgenrote,
Wo die Herrin träumt in Ruh':
Fliegest sonst nach Beut' und Raube:
Diesmal einer weißen Taube
Trage stille Grüße zu.
Wo sie träumt auf keuschem Pfühle,
Das mit heiligem Gefühle
Oftmals hat mein Kuß geweiht,
An die Scheibe, daß sie klinge,
Poche dreimal mit der Schwinge,
Schmieg' ihr dich ans Busenkleid.
Flüstre dann: „Ob Thal und Hügel
Eilen rasch des Falken Flügel,

Über Kluft und Felsenjoch:
Aber treuer Lieb' Gedanken
Über alle Raumesschranken,
Tausendmal geschwinder noch."
Wo dich goldne Federn schmücken,
Will ich langen Kuß dir drücken
Auf des Köpfchens schmales Rund: —
Tummle, tummle nun die Schwingen,
Denn nicht kalt darfst du ihr bringen,
Was dir heiß vertraut mein Mund.

Elsas Klage.

Du, den ich nicht vermocht zu lieben, so hoch, wie all' dein Wesen war,
Du, den ich fort von mir getrieben durch schnöden Zweifel immerdar:
O wenn aus deines Glanzes Stätte noch manchmal fällt dein Blick hieher
Auf mich und mein verwitwet Bette, — sprich, ist die Strafe nicht zu schwer?
Du weißt es nicht, was sie entbehret, die dir am Herzen durfte ruhn:
Unendlich hoch war ich verkläret, unendlich elend bin ich nun.
Und war's dem Weibe nicht gegeben, zu tragen soviel Sonnenlicht: —
Warum aus meiner Nacht mich heben? Sprich, ist zu schwer die Strafe nicht?
Und doch! nicht gäb' ich meine Schmerzen um andrer Frauen Wonnen hin:
Einst lag ich doch an deinem Herzen, einst warst du mein doch, Lohengrin!
Wohl konnt'st du zürnend von mir wenden dein schimmervolles Angesicht:
Es mochte wohl dein Lieben enden: — doch Elsas Lieben endet nicht!
Allmächtig fühl' ich dieses Sehnen: die Sterne könnt' es niederziehn: —
Und widerständest diesen Thränen du, Stern der Güte, Lohengrin?

Nein, wenn ich ausgebüßt mein Leben, dann naht zum drittenmal
der Schwan,
Entsühnt die Seele mir zu heben zu dir und zu der Sternenbahn.

Kreuzfahrerlieder.

Ein Cyklus.

(Joseph Viktor von Scheffel zugeeignet.)

Kreuzpredigt.

Auf! ruft es mit Posaunenschallen von Syria bis Thuleland,
Auf, Palästina ist gefallen, Jerusalem in Heidenhand.
Mundus audi Christi vocem! Piam pugnam indicat:
Infidelium atrocem oppressionem increpat.
Geschändet sind die heil'gen Stätten, der Roßschweif auf dem Ölberg
wallt,
Der fromme Pilger geht in Ketten, die Kirche Gottes trägt Gewalt.
Saeva turba paganorum mactat agnum iterum:
Blasfemantem ducit chorum supra Christi tumulum.
Des Saracenen trunkne Lippe entweiht den Mund der Beterin,
Zu Bethlehem aus heil'ger Krippe sein Schlachtroß füttert Saladin.
Pii pilgrimi caeduntur, plangunt templa Dei vim:
Ex praesepi nutriuntur palafredi Saladim.
Ihr Ritter, sünd'ge Schlachtenschläger um ird'schen Tand und Thoren-
streich,
Auf: hier ist Christus Bannerträger und Siegespreis das Himmel-
reich.
Sanctus ensis, sacra parma! Macte, Christi milites.
Omnes surgite ad arma, Deus vocat, equites.
Denn Papst Urban läßt euch verkünden: wer Einen Heiden wirft
zum Grund,
Dem sind vergeben alle Sünden und reicht ihr Schwall ihm bis
zum Mund.

Papae vocat vox Urbani: »Peccatorum infimi!
Salvi singuli pagani sanguine levamini.«
Und wer im heil'gen Land der Palmen den schönsten Siegestod gewann,
Den tragen unter Siegespalmen die Engel Gottes himmelan.
Et cruciferum occisum albis alis tremuli
Sublevant in paradisum psalteriantes angeli.

Brunhelm von Buchenbühlen.

Im Abendland.

Ich ritt ins Land, mir selber zu entfliehen:
Doch hinter mir im Sattel saß die Reue.
Und durch das Buchlaub hört' ich's flüsternd ziehen:
„Der ist es, der dem Freunde brach die Treue."
Der Himmel klar, — nur mir zu Häupten g'rade
Umwölkte sich die abendliche Bläue:
Und alle Vöglein floh'n aus meinem Pfade
Und sangen: „Flieht, der brach dem Freund die Treue."
Soll ich's noch länger tragen? Nein, ich kann nicht!
Hier, wo mein Heißzorn schlug den Jagdgenossen, —
— Kein Auge sah's, — nur Gott sah durch das Tannicht, —
Hier sei mein Blut zur Sühnung ihm vergossen.
Ich stieg vom Pferd: — schon blitzt mein breites Messer,
Da rauscht das Buschwerk und im Mönchsgewande
Tritt vor ein Greis: „Mein Sohn, es stirbt sich besser,
Willst du denn sterben, im gelobten Lande.
Nicht folgt Verzweiflung durch des Jordan Wogen,
In diesem Zeichen wirst du neu gekräftet."
Ein rotes Kreuz hat er hervorgezogen
Und auf die linke Schulter mir geheftet.

Und er verschwand. — Es war ein Himmelsbote! —
Ich ritt nach Haus. Da im Vorüberschweben
Hört' ich der Lerche Lied im Abendrote:
„Er trägt das Kreuz: — die Schuld wird ihm vergeben."

Im Morgenland.

Die Wunde brennt: — doch fühlt sie das Gewissen: —
Ich sterbe, doch erstiegen sind die Mauern:
Ihr Freunde, die mich dem Gefecht entrissen
Und trugt ans heil'ge Grab, laßt ab zu trauern.
Hieher kann sich der Höllenfürst nicht wagen:
Entsühnt fühl' ich empor die Seele schweben,
Und hoch vom Himmel winkt, den ich erschlagen: —
„Komm, Freund, es hat dir Gott, wie ich, vergeben."

Kurt von Hohentwiel.

Im Abendland.

Mich ekelt des Turnierens und der zahmen Fehden lang,
Neufremden Buhurdierens gehrt meines Herzens Drang.
Vom Roß hab' ich gestochen den Welschen und Wallon
Und manchen Speer gebrochen mit Britten und Breton;
Ich hab' Franzosenhitze versucht und Dänentrotz,
Des Römers Messerspitze, des Böhmen Eichenklotz: —
Längst kenn' ich ihre Listen, mich ekelt all' der Herrn:
Horch, da tönt guten Christen ein frommer Ruf von fern:
Hei Türken und Seldschuken, wild Volk aus Mohrenland!
Ich spür' ein mächtig Jucken in meiner rechten Hand.
Jetzt heißt's ein neu Lied blasen zu einem neuen Spiel:
Freut euch, ihr krummen Nasen, auf Kurt vom Hohentwiel!
Des lüstet mich vor allen: — wer heuchelt, ist ein Schelm! —
Wie Schwabenstreiche hallen auf Saracenenhelm.

Im Morgenland.

Nun ist gestillt mein Sehnen, die Neugier ist gedämpft:
Ihr wackern Saracenen, nun weiß ich, wie ihr kämpft.
Ich weiß es jetzt ganz gründlich: — bei Accon, da ging's warm:
Es mahnt mich dessen stündlich mein abgehau'ner Arm.
Zwar traf es nur den linken, der rechte, der blieb heil,
Und hieb, ohn' Augenzwinken, den Türken in zwei Teil':
Doch satt hab' ich das Raufen aus eitel Übermut:
Ich find', ein lang Verschnaufen auch gar nicht übel thut.
Schlägt mich zum ersten einer, den schlag' ich freilich tot:
Doch sonst kömmt fortan keiner durch Kurt vom Twiel in Not.

Herebrant von Meißen.

Im Abendland.

Mir bringt Verdruß
Wald, Flur und Fluß,
Mir ist vergällt
Die ganze Welt,
  Darin ich groß gewachsen.
Denn, wo ich zieh',
Seh' ich nur sie: —
Ich trug ihr Bild
Durch jed' Gefild
  Von Meißenland und Sachsen.

Nicht Roß und Jagd
Mir mehr behagt:
Kampf und Turnier
Verleiden mir:
  Mich ekelt meiner Ehren:
Was Heldenschwert
Und Manneswert!
Da läuft ins Land
Ein glatter Fant,
  Dem wird sie sich gewähren.

O Fluch der Stund',
Frau Hildegund,
Und Fluch dem Ort
Und Fluch dem Wort,
  Da dein ich erst ward inne!
Wie hohl sie ist,
Zu dieser Frist
Längst weiß ich's doch —
Und immer noch
  Denk' ich der Teufelinne!

Auf, Herebrant,
Ins Morgenland!
Dich umzusehn,
Wo Palmen wehn
In unbekannten Welten:
Dort Tag für Tag
Mit grimmem Schlag
Der Heide soll
Den Minnegroll
Mir fürchterlich entgelten.

Und Streich für Streich,
Im Takt zugleich
Mit Helmesbruch,
Bet' ich den Spruch
Aus frommem Pilgermunde:
„O Unvernunft
Der Weiberzunft!
Hei seid verdammt
Mir allesamt
Zum tiefsten Höllengrunde!"

Im Morgenland.

Du schönste Tochter Ismaël, wie süß bist du zu schauen,
Des Morgenlandes Prachtjuwel, die strahlendste der Frauen!
Gesegnet der Araberpfeil, der mich vom Rosse fällte,
Weil er gefangen, mir zum Heil, dir, Fatme, mich gesellte.
Dein dunkles Haar ist wie die Nacht, Granaten deine Lippen,
O selig, ihre rote Pracht in heißem Kuß zu nippen.
Ha, weiß ist deiner Stirne Glanz, dein Wuchs ist gleich den Palmen,
Dein Hauch ist Duft, dein Schritt ist Tanz, dein Wort Musik der Psalmen.
Dein Aug' ist dunkelmeeresblau und schwarz sind deine Brauen,
Du bist die allerschönste Frau in allen Erdengauen!
Wie schal, wie reizlos ist das Weib daheim im Land der Franken,
Ihr Blick ist matt und arm ihr Leib und ihre Glieder kranken.
Du süßes Saracenenkind, du Schwester der Gazelle,
Die Ceder ist dein Hausgesind, der Sturm dein Spielgeselle:
Laß mich in deinem weichen Arm vom Mund den Hauch dir trinken,
Und Ritterpflicht und Pilgerharm versinken laß, versinken!
Wohl läßt sich in Jerusalem ein Himmelreich erwerben,
Fürs Heiligtum zu Bethlehem ruft uns der Papst zu sterben, —
Die Brüder all' mit Schwert und Spieß viel Herrliches vollbringen,
Den Lilienkranz im Paradies sich einst ums Haupt zu schlingen: —

Du sollst ins Haar die Rosen rot mir von Damaskus flechten,
Ich will das Leben, nicht den Tod, will küssen und nicht fechten!
Was Bethlehem, was Golgatha, was heil'gen Grabes Streiter: —
Wer in dein blaues Auge sah, braucht keinen Himmel weiter!

Pfalzgraf Hanns Ott.

Im Abendland.

Es stillet kein Getränke den Durst, der stets mich sticht:
Wie viel ich ihrer denke
Wie reichlich ich sie schenke: —
's ist all das Rechte nicht.
Wohl sechzig Wein' und Biere hat durchversucht mein Schlund:
Deutsch, Welsch und Malvasiere: —
Wie oft ich's auch probiere, —
Nichts bringt mir bis zum Grund.
Wohl schmeckt der Muskateller wie süßer Honigseim!
Liebfrau im Klosterkeller,
Burgunder und Chapeller,
Und du, mein Rüdesheim! —
Ach, mir könnt ihr nicht frommen, — Gott segn' euch weiß und rot: —
Ich hab', wie tief's geschwommen,
Noch nie genug bekommen,
Ich sterbe Durstestod.
Wollt' mich ein Pfäfflein schlagen in einer Stadt am Main:
Doch ich rief in drei Tagen,
Als leer die Leisten lagen:
„Herr Bischof, jetzt den Stein!“
„Mein Sohn, heb' dich von hinnen, der, sich bekreuzend, sprach:
Du hast im Schlund tief innen
Ein Abzug-Löchlein rinnen,
Das dir der Teufel stach.“

Mir hilft vom Durst, das seh' ich, kein Naß im Abendland!
Drum übers Weltmeer geh' ich, —
In diesem Sinn versteh' ich
Den Brief, vom Papst gesandt.
Er schreibt: „Du wirst genesen im heil'gen Land, Hans Ott,
Von jenem schlimmen Wesen,
Das stets in dir gewesen:" — —
Er meint den Durst, bei Gott!
Zu stillen dies mein Sehnen, kennt dort er einen Trank!
Dafür mit Freudenthränen
Köpf' ich ihm Saracenen: —
Das sei Hans Ottens Dank.

Im Morgenland.

O Sonnenbrand, —
O Wüstensand, —
O trockne Kehl', —
O arme Seel'! —
Ich sprach von Durst im Abendland: —
Das war ein Frevel unverzeihlich!
Nie, niemals ward mir Durst bekannt
Bis hier im Land: — sie nennen's heilig!! —
Bis hier, in diesem Höllenqualm!
Kein Blatt, kein Halm,
Kein Halm, kein Blatt.
Zum Schlucken wird mein Schlund zu matt.
Ach gäb's nur Gras,
Das jener fraß,
Nebukadnezar hieß er, glaub' ich! —
Mein Herzblut selber rinnt mir staubig.
O lieber Heiland, Schulderlasser:
Verschworen soll auf ewig sein
Das kühle Bier, der edle Wein, —
Ich weiß, ich war ein arger Prasser, —

O lieber Heiland, leidenblasser: —
Ach nur noch einen Tropfen Wasser!

Berthold von Zähringen.

Im Abendland.

Ja brecht nur auf mit Bußethränen,
Ihr Schwärmer, die mein Herz verlacht.
Wohl folg' auch ich glutheißem Sehnen
Nach jenes Wunderlandes Pracht:
Doch meine Sehnsucht heißt: — die Macht.
Hier hemmt von überlegnen Fürsten
Mich rings ein neidisches Geschlecht:
Die Seelen, die nach Kronen dürsten,
Fängt hier in engem Netzgeflecht
Der Stärke stärkster Feind: das Recht.
Doch drüben kann die Schwingen spannen
Mein Herz, so weit es nur begehrt,
Wo jedem wagenden Normannen
So reiche Herrschaft wird beschert,
Als seine List reicht und sein Schwert.
Hier nur ein Graf von wenig Hufen —
Dort drüben winkt ein Diadem:
Schon hör' ich tausend Stimmen rufen
Laut von Byzanz bis Bethlehem:
„Heil König von Jerusalem!

Im Morgenland.

O laß zu deines Kreuzes Füßen
Mich Tag für Tag, du Gottessohn,
Den Frevel meiner Seele büßen!
Ich zog hieher, wie dir zum Hohn,
Aus eitlem Trieb nach Macht und Thron.

Doch schon, als ich dies Land beschritten,
Wo dir der Demut Palme ward,
Wo du gekämpft, gesiegt, gelitten,
Zerschmolz dies Herz, so stolz und hart,
Vor deiner Wunder Gegenwart.
Und als ich lag im Todesschauer
Der Pest, ein aufgegebner Mann,
Bog sich dein Bild voll Gottestrauer
Vom Kreuz zu mir und blies mich an:
„Du lebst, — doch lebst du mir fortan!"
Verwandelt ist seitdem mein Wesen; —
Von aller Erdenwünsche Pein
Bin ich für immerdar genesen,
Ich denke, statt an Kronenglanz,
Nur noch an deinen Dornenkranz.
So laß an deinem Grab mich knieen
Mit Buße, Thränen und Gebet,
Bis unter Engelsmelodieen
Mein Geist in deinen Frieden geht,
Du einzig wahre Majestät.

Hezilo, der Jägerbursch.

Im Abendland.

Fahr' wohl, mein grüner Buchenhag
Und alles Weidwerk, des ich pflag.
O Häherruf und Falkenschrei,
Und Hirschensprung: — 's ist all' vorbei!
Fort muß ich, fort ins Heidenland:
Warum, das ist nur mir bekannt.
Doch komm' ich heimgefahren,
Dann wird sich's offenbaren.

Im Morgenland.

Mit gleichem Hufschlag unverwandt
Schleppt sich der Zug durch Wüstenbrand,
Rings Sand und Glut und Glut und Sand:
Das ist ein gottverfluchtes Land!
Manchmal ein Palmbaum und ein Quell, —
Dann ist der Heide längst zur Stell',
Mit Pfeilen und mit Speeren
Den Kühltrunk uns zu wehren.

Aasgeier hanget in der Luft, —
Sein nackter Hals nach Leichen ruft, —
Es bläst ein giftig heißer Wind: —
O steig' empor mir taugelind,
O steig' empor mir schattenmild,
Du, deutschen Buchwalds grünes Bild,
Und laß die Seele lauschen,
Wie deine Wipfel rauschen.

Getrost! ich trage Schlimmres noch:
Weiß ja mein Herz weswegen doch!
Noch fehlen zwei Pfund Silber nur:
Dann ist erfüllet, was ich schwur.
Dann kehr' ich heim ins Sachsenland,
Und kaufe frei vom Mägdestand
Mit Saracenenbeute
Die lieblichste der Bräute.

O heil'ge Jungfrau, schick' mir du
Bald einen reichen Emir zu,
Mit Goldagraff' und Seidenkleid,
Smaragden an dem Wehrgeschmeid,
Rubinen an dem Säbelgriff, —
Hat dann die Kling' auch schärfsten Schliff: —
Brauchst nicht für mich zu wachen, —
Das andre will ich machen.

Dann steigt in grünem Buschversteck,
— Ich habe längst erkürt den Fleck, —
Dort an der Weser kühlem Braus,
Bald auf ein kleines Jägerhaus:
Da sitzen vor der Thüre dann
Ein süßes Weib, ein froher Mann
In sel'gem Liebestauschen: —
Und Wald und Welle rauschen.

Reinmar der Alte.

Im Abendland.

Mich hätte, traun, in meinen weißen Haaren
Kein Priesterruf mehr auf die Fahrt gebracht:
Ich kenne meinen Gott seit sechzig Jahren
Und seiner Treue, seiner Gnade Macht. —
Und er kennt seinen Reinmar auch, den Alten, —
Weiß, was er übel und was wohl gethan:
Im Himmel hätt' ich wohl ein Eck erhalten,
Klopft' ich auch nicht im Pilgermantel an.
Mein Tauberthal, du Land der grünen Hage,
Voll Lindenduft, voll Wein am Hügelrand!
Ich war gewillt, die letzten müden Tage
Still auszuleben hier im Heimatland.
Hier wollt' ich täglich ruhn am Waldessaume,
Der Zeiten denkend, die vergangen sind,
Bis ich entschlafen unterm Lindenbaume
Und übers Grab mir ging' der Abendwind.
Nicht sollt' es sein! Noch einmal muß das greise,
Das müde Schwert herunter von der Wand:
Friedrich der Rotbart thut die letzte Reise,
Und Reinmar ritt ihm nicht zur linken Hand?

Ich zog mit ihm, seit ihm der Flaumbart sproßte,
  Manch' welschen Dolchstoß fing ihm auf mein Schild,
Sein Herz deckt' ich durch alle seine Tjoste: — —
  Soll's ungedeckt sein, da's den letzten gilt?
Schwarz ahnet mir! Welch' Schicksal auch ihm hehle
  Das ferne Land: — dies wird sein Todesgang!
Dumpf rauscht's, wie schwarze Flut, durch meine Seele, —
  Statt Kriegstrompeten hör' ich Grabgesang.
Ich stand bei ihm in allen Erdenschmerzen:
  Nicht fehl' ich, wo er um den Himmel wirbt:
Und ruht sein sterbend Haupt auf Reinmars Herzen, —
  Ist's wie ein Stück von Deutschland, drauf er stirbt.

Im Morgenland.

Wie ich's geahnt, hat sich's vollendet:
  Tot aus des Seleph tiefen Wogen
  Hab' ich den teuern Herrn gezogen!
O Friedrich, Sonne meiner Jugend,
Mit dir starb Deutschlands Rittertugend!
Kreuzzug, fahr' wohl! Mein Pfad, der wendet.
  Ein Amt nur hab' ich noch auf Erden
  Und das soll treu vollführet werden:
Den edeln Leib bring' ich nach Haus
Und berg' ihn in der Kaisergruft,
Und dann, in deutscher Heimatluft,
  Die müde Seele hauch' ich aus.

Aus dem Sängerkrieg auf der Wartburg.

1. Heinrich von Ofterdingen, der Tannhäuser.

I.

Und ob ihr all' einmüt'gen Klangs
Mir flucht, ihr frommen Seelen:
Ich kann's euch nicht verhehlen: —
Mich jammert eures Singesangs!
Wie? Lieben reimt ihr und Entsagen?
Beim Strahl, Kapuzen sollt ihr tragen!
Ja, fahrt nur auf mit Wort und Schwert!
Trotz, Trotz dem ganzen Trosse!
Nur du warst mein Genosse,
O Wolfram, und des Wettkampfs wert:
Sprich, konnte denn der Pfaffenwahn
Auch dir das große Herz umfahn?
Was Abendstern und Mondenschein,
Was Thränen, Harren, Bangen!
Nein, siegendes Verlangen,
Soll sie und ich verloren sein,
Glut, Glut durch Seel' und Sinne, —
Das ist die rechte Minne!
Nur das ist Lieb', wann Brust an Brust
In heil'gem Rieseln schauert,
Wann Sehnsucht überdauert
Die bis zum Grund erschöpfte Lust
Und ganz aus zwei Accorden
Ein einz'ger Ton geworden.
Doch was wißt ihr, was weißt auch du,
Freund Wolfram, zu erzählen
Vom Wonnerausch der Seëlen:
Euch wies die Not Entsagung zu:
Doch was die Liebe heischt und giebt,
Ich weiß es, denn ich bin geliebt.

II.

Wie tauber Mann vom Ton der Flöte,
Wie Blinder von der Morgenröte,
So sprecht ihr Armen von der Minne!
Und fragt noch, wie ich stets gewinne,
Wann Wettkampf sich des Sangs entspinne?
Man schildert nur, wes man ward inne!
Das höchste Lied giebt höchste Minne!
So singt ihr denn, so gut ihr könnt,
Was euch ein karges Glück vergönnt.
Ich aber fühle heiß verschwiegen
An diese Brust in sel'gem Wiegen
Das schönste Weib der Welt sich schmiegen: —
Und ich, ich sollt' euch nicht besiegen?

III.

Die Eiche rief zum Wolkensitz:
„Ich trotze dir, du starker Blitz."
Der aber sprach: „Du ziehst mich an!
Sieh', ob dein Trotz dir helfen kann,
Ich bin ein rascher Freiermann": —
Und Schlag und Glut und Wetterschein —
In Flammen ward die Eiche sein.
Die Uferrose sprach zum Fluß:
„Du flehst umsonst um meinen Kuß";
Der aber sprach: „Hilft denn kein Flehn,
Sollst du ein andres Werben sehn,
Jetzt, Rose, ist's um dich geschehn."
Er stieg empor in stolzer Lust
Und riß sie fort an seine Brust.
Das ist der Liebe Prob' und Macht,
Wenn sie in echtem Mann erwacht,
Daß sie das gottbestimmte Herz,

Und hüllte sich's in dreifach Erz,
Doch mit sich fortreißt sternenwärts
Und zur Geliebten siegbewußt
Und triumphierend spricht: du mußt.

IV.

Wie ich dich liebe? Ha, du wagst zu fragen?
Erzittre, Kind, ich will dir's sagen!
Ich liebe dich gleichwie der Blitz den Turm,
Ich liebe dich gleichwie das Schiff der Sturm,
Ich liebe dich gleichwie der Zecher
Den süßen Wein in seinem Becher,
Ich liebe dich gleichwie sein Ziel der Pfeil,
Ich liebe dich gleichwie den Helm das Beil,
Ich liebe dich wie Sonnenglut den Tau,
Gleichwie die Brandung liebt den Uferbau,
Gleichwie der Heidebrand die trocknen Moose,
Ich liebe dich wie Wetterwind die Rose,
Gleichwie den Falter liebt die Kerzenhelle
Und wie der Löwe liebet die Gazelle.
Ich schwanke sonder Unterlaß
Von Haß zu Lieb', von Lieb' zu Haß,
Mein sollst du sein und mir gehören:
Ich will dich fassen und zerstören,
Bis daß dein tiefstes Sein in mir zerstiebe: — —
Sprich, weißt du nun, wie ich dich liebe?

V.

Sie drängen grimmig auf mich ein —
Wohl sind sie dreißig, — ich allein —
Und stark und hoch wie nie zuvor
Schwingt Wolframs Seele sich empor: —
Beim Strahl, schwer ist's ihn überragen:
Doch nun und nie will ich verzagen:

Denn in mir loht die höchste Kraft:
Die sieggekrönte Leidenschaft!
Zum letzten Kampf denn aufgerafft:
Jetzt, Wolfram, sei auf deiner Hut:
Laß sehn, was stärk're Wunder thut,
Ob Sternenglanz, ob Lavaglut!

VI.

Mein war der Tag, verstummen mußten alle, —
Nur Wolfram hielt noch, schwer ankämpfend, aus,
Zum Schlusse floß mein Lied mit stolzem Schalle:
Nur noch den Ausklang hatt' ich zu vollenden,
Schon trat, den Siegeskranz in weißen Händen,
Elisabeth reizstrahlend in die Halle,
Um mich zu krönen: — — da war alles aus! —
Der Atem stockte mir, das Herz wollt' springen:
Nichts sah ich mehr als ihres Leibes Pracht,
Nichts dacht' ich mehr als glühendes Umschlingen,
Nacht ward's im Auge, Purpur im Gehirne
Und auf den Estrich schlug ich mit der Stirne, — —
Das war das Ende von Tannhäusers Singen:
Ihn schlug allein der eignen Liebe Macht.

---

2. Wolfram von Eschenbach.

I.

Der Saal ist leer, der letzte Ton verklungen,
Der lange, heiße Kampf ist aus:
Die Übermacht, sie hat ihn hingerungen,
Bis Herz und Harfe ihm entzwei gesprungen
Und in Verzweiflung floh er aus!

Jetzt jubeln sie und lästern und verdammen: —
Ha, matter Seelen feige Lust!
Was wissen sie von jenen wilden Flammen,
Wann Höll' und Himmel schlagen heiß zusammen
In echten Sängers tiefer Brust?
Denn keiner konnt' an seine Lieder reichen
An stolzer Glut und stolzer Kraft:
Und mußt' er endlich meiner Harfe weichen,
War's, weil ich selbst, in Qualen sondergleichen,
Erkannt, wie er, — die Leidenschaft! —
Elisabeth! nach dir trug er Begehren: —
Zähl' ich ihm das zum Frevel an,
Dem Knaben, daß er ließ den Wunsch gewähren,
Den ich, der Mann, an Geist und Willen ehern,
Mit schwerstem Kampf nicht zwingen kann?
Sie feiern meinen Sieg mit Jubelpsalmen:
O wär' ich dieses Ruhmes wett! —
Er floh verfemt in wilde Steireralmen,
Ich hab' des Sieges und der Reine Palmen: —
Doch er dein Herz, Elisabeth!

II.

Da geht sie hin von mir, um ihn in Thränen!
Ich sprach ihr Trost, nicht zuckt' mein Mund:
Mir, mir vertraut sie ihrer Liebe Sehnen!
O läg' ich im Gefild der Saracenen,
Zum Tode wund!
Still, Wolfram, still! Dort, in des Himmels Hallen,
Schweigt sonst der Schmerz:
Und doch wird, wann der Sel'gen Chöre schallen,
Dir eine Thräne dieses Weibes fallen, —
Kennt sie dein Herz.

III.

O dunkle Nacht, wie lang und bang!
O waches, qualenwundes Herz!
O höllenstarker, heißer Drang,
Es zieht hinab, wie stark ich rang.
Hilf sternenwärts.
Mein Gott, zum Siege: — —
Denn ich erliege.

IV.

O nur einmal möcht' ich schauen
Liebesglanz im Aug' ihr tauen,
Aber das wird nie geschehn!
O nur einmal möcht' ich dürfen
Heißen Kuß vom Mund ihr schlürfen,
Aber nie wird das geschehn.
Dolch, was klirrst du in der Scheide?
Ist das Wahnsinn, was ich leide?
Oder was wird mir geschehn?

V.

Auf, auf, mein Geist, wo ist die alte Stärke,
Die sturmerprobte, tiefverhaltne Kraft?
Du weißt: Gott kor dich aus zu heil'gem Werke,
Zu Harfenkunst und höchster Ritterschaft.
An deinem Wort und Sang und deinem Leben,
An deinem Bild pflag wie an Speereschaft
Sich Deutschlands ganze Seele stolz zu heben: —
Und du vergehst in Leidenschaft?
Nicht also, helf' mir Gott und seine Sterne!
Noch bin ich Wolfram, Wolfram stark und rein.
Und fließt mein Herzblut nach aus tiefstem Kerne: —
Der süße Pfeil muß ausgerissen sein!

Fahr' wohl, fahr' wohl, du meiner Seele Blume!
Doch ew'ger Dank und ew'ger Glanz sei dein:
Du sollst mit mir, mit meines Namens Ruhme,
Sollst durch mein Lied unsterblich sein.

Der Falkonier.

Hallo, seht ihr am Hute hier
Der weißen Reiherfeder Zier?
Ich bin Astolf, der Falkonier!
Ich trag' auf meiner linken Hand,
Den Wanderfalk von Norwegs Strand,
Ich bin des edelbesten Herrn,
Ich dien' ihm gut, ich dien' ihm gern,
Dem großen Kaiser Friederich: —
Und keinem andern diente ich.
Wann ihn des Reiches Sorgen drücken,
Der Fürsten Trotz, der Pfaffen Tücken,
Wann finster zu sich selbst er spricht, —
Dann wagt sich Graf und Kanzler nicht
Vor sein gewaltig Angesicht:
Ich aber trete hin verwogen
Und zupf' ihn an dem Ellenbogen:
„Herr Kaiser, leg' die Briefe fort!
Ich künde dir ein besser Wort:
Im Erlengrund, am Weiherstrand
Da hat ein Silberreiher Stand:
Ich sah' ihn gestern ziehn zu Horst: —
Mein Falk schreit lang nach Flug und Forst“: —
Da streicht er wohl den roten Bart:
„Mein Sohn, du bist von kluger Art,
Mir wäre längst das Reich zu viel,
Wärst du nicht und dein Federspiel.“

Und Reich und Groll vergißt er bald
Mit mir im freien, grünen Wald: —
Hallo, seht ihr am Hute hier
Der weißen Reiherfeder Zier?
Ich bin des Kaisers Falkonier!

Kein Reiher fliegt im dunkeln Holz
So weiß, so scheu, so schön, so stolz,
So vornehm trägt den Schwanenhals
Kein Fräulein in dem Kaiserpals,
Keins hat der Glut so viel entbrannt,
Wie du, Edith von Engelland! —
Ein Wink von deiner schmalen Hand,
Ein Strahl aus deinen Wimpern lang,
Gilt für des Glückes Überschwang:
Du aber, weiße Traumgestalt,
Läßt marmorstumm und marmorkalt
Des ganzen Reiches größte Fürsten
Nach deinem kleinsten Lächeln dürsten.
Jedoch der Wald birgt süße Dinge: —
In deines Jagdhuts goldnem Ringe
Trägst du des weißen Reihers Schwinge,
Den in des Tannichts tiefster Nacht
Mein Sperber dir herabgebracht: —
Die Jagd war fern: — der Hag war dicht: —
Rings goldig grünes Dämmerlicht: — —
Mit keinem König tausch' ich nicht:
Denn seht ihr nicht am Hute hier
Der weißen Reiherfeder Zier?
Ich bin der junge Falkonier!

Der Pfalzgraf bei Rhein.

Grau ragt das Kloster „Herzeleid“ zu Rüdesheim am Rhein:
Da klagt die allerschönste Maid im goldnen Abendschein.
In enger Zelle knieet sie, vor ihr das Kreuz des Herrn:
Doch ihre Seele weilt nicht hie, sie schweifet in die Fern',
Sie fliegt ins Land Italia, wo Kaiser Friedrichs Heer
Seit Monden Alessandria bestürmt mit Schild und Speer:
Dort sucht sie bang ein blau Panier, ob's wohl im Wind noch schwingt,
Indes in dumpfem Ton zu ihr der Chor der Nonnen dringt:

›Christe domine salvator,
Sponsus purus animae,
Tibi, cordis perscrutator,
Profunduntur lacrymae!‹

„Mein trauter Mann, mein Rüdiger, wo weilst du diese Stund'?
Du heißgeliebte Herzbegehr, du süßer roter Mund!“

›Maledictus amor sexus,
Maledicta oscula.
Maledicti sint amplexus,
Inferi ligamina.‹

„Hier haben sie dein treues Lieb versteckt im finstern Dom,
Weil dir dein Kaiser teurer blieb, als Kirche, Papst und Rom.

›Fac ut obliviscar mundi
Spernam ut laetitias
Pro honore dividundi
Coeli tecum glorias.‹

„Mein Vormund steht zu Innocenz, ich aber steh' zu dir,
Du meiner Seele Lieb' und Lenz, mein Himmel ist in dir!“

›Saeculo renunciatura
Crucem mortis eligo
Christo nupta mox futura
In coelesti thalamo.‹

„O hilf du selbst mir, heil'ger Christ, auf den mein Herz vertraut,
Der du ein Gott der Liebe bist, — du willst nicht fremde Braut.“

Da thut sich auf der Zelle Thor, es naht der Priester Schar,
Es naht der Nonnen schwarzer Chor, ihr Lied tönt schaurig gar:

»Vanos crines flavos illos
Tolle sacra forcipe:
Offer Christo jam capillos,
Velum mortis accipe.«

„Nun, Mündel, kam die Stunde nah, die du so fern geglaubt.
Du heißt nun „Schwester Castula“: — die Locken nun vom Haupt!“
„Herr Vormund-Bischof zungenkeck, sagt, sprecht Ihr mit dem Wind?
Ich heiße Hildetraut von Teck, ein reichsfrei Edelkind:
Ihr wißt, ich bin des besten Manns: sein bin ich ganz und gar,
Sein auch — oft pries er ihren Glanz! — sein ist dies Lockenhaar.“
„Hei, adeliger Mädchentrotz, wie bald mach' ich dich kirr!
Ergreift sie: — — — beim Zorn Zebaoths, was soll das Schwert-geklirr?“
„Herr Bischof, flieht! Zu spät! Gewalt!“ Da, Waffen überall!
Und leuchtend eine Stahlgestalt dringt durch die Klosterhall':
Er trägt entrollt ein blau Panier: — er ist's —: o süßer Schreck!
„An meine Seite tretet Ihr, Reichsfreifräulein von Teck!
Herr Bischof, Eure Felonie muß nun zu Ende sein:
Für Kaiser Friedrich steh' ich hie, sein Pfalzgraf an dem Rhein.
Besiegt ist Rom! Ich bin gesandt zu halten Reichsgericht,
Wo Fürst und Pfaff im deutschen Land dem Kaiser brach die Pflicht.
Hoch hing er seinen Heerschild auf ob deutsch und welscher Erd':
Rebellischer Vasallenhauf! Hie Barbarossas Schwert!
Der Nonnen Chor, der plötzlich schwieg, zeig', daß er Beſſ'res kann:
Stimmt für des deutschen Kaisers Sieg mir ein Tedeum an!“

»Macte senex Imperator,
Barbarossa, triumphator,
Flos et splendor equitum!
Magnum culmen Staufìcum!
Germanorum propugnator,
Oppressorum liberator,
Decus atque gaudium!«

Kaiser Heinrich VI.

(Theodor Töche zu eigen.)

Mein großer, tapfrer Vater, zu ehrlich war dein Sinn:
Wer Treue hält den Füchsen hat des viel Ungewinn.
Wenn der Papst der Lüge Vater und der Fürst ihr Liebster ist: —
Hei, Falscheid wider Meineid und Arglist gegen List!
Ich hör' euch unterhöhlen den Thron mir Nacht und Tag: —
Laß sehn, wer leiser graben, wer tiefer wühlen mag.
Laß sehn, wer süßer lächeln und bittrer hassen kann
Und sicherer im Ansprung erdrücken seinen Mann.
Vor meinen Kaiserwagen hab' ich zwei Löwen gespannt:
Die heißen Herzog Heinrich und Richard Engelland.
Unflügg' hast, alter Welfe, du des Adlers Nestling gedacht? — —
Ein Schlag von seinen Fängen hat die Geier zu Fall gebracht.
Mir lächeln, gefeierter Richard, nicht die Frau'n und die Minstrels zu: — —
Ich aber bin dein Kaiser und ein irrender Ritter bist du.
Ja, knirscht nur in die Zügel, ihr Löwen, und schüttelt das Joch:
Des Staufers Siegeswagen, er rollt zum Ziele doch.
Erzittre, falsches Frankreich, erjauchze, Jerusalem,
Und du, Byzanz, bereite dein Doppel-Diadem!

Konradin.

Was steigt herab der Alpen Hang,
Im Waffenglanz, mit Harfenklang,
Das jugendschöne Haupt umrollt
Von sonnenheller Locken Gold?
Wer ist der Jüngling ohne Fehl?
Ist's Sankt Georg, ist's Gabriel?
Ist's hoch vom Gral Herr Lohengrin?
Wo sind die Schwäne, die ihn ziehn?
Nein, nein, das ist jung Konradin!

Italia, setz' den Brautkranz auf:
Dein Bräut'gam naht, der Hohenstauf'!
Kein Schloß so fest, kein Herz so kalt, —
Aufschließt sich's dieser Lichtgestalt!
Er braucht kein Schwert, er zieht durchs Land
Mit einer Rose in der Hand
Und alle jubeln, die ihn schau'n,
Die Männer und die schönen Frau'n:
„Bekränzt das Thor, bestreut den Pfad,
Der deutsche Sonnenjüngling naht!"

Lied Walthers von der Vogelweide.

„Herr Walther von der Vogelweide,
swer des vergäße, thät' mir leide."
Hugo von Trimberg.

Herr Herzog, nein! nie werd' ich eigen!
Was Herrendienst und Hofesruhm!
Frei muß ich singen oder schweigen;
Dich soll ich loben und die Ahnen?
Nein, nimm zurück die Lehenfahnen:
Das Lied kennt nicht Vasallentum!
In meinem Herzen mahnt ein Klingen:
Auf, Walther, bleib' dir selber gleich, —
Laß andre Preis den Fürsten singen: —
Du sing' den Kaiser und das Reich. —
Herr Bischof, spar' die fromme Rede!
Die Treu' ist mir die frömmste Pflicht,
Des Staufers Fehd' ist meine Fehde: —
Mag ihn der Papst zur Hölle bannen,
Es trennt den Herrn und seine Mannen
Kein Papst und keine Hölle nicht.
Wer zagt, daß er des Himmels fehle,
Der beuge sich des Bannes Streich: —

Mir ist nicht bang für meine Seele,
Steh' ich zum Kaiser und zum Reich.
Habt Dank, ihr grünen Rebgelände,
Dank, Wirziburg, am gelben Main
Für gute Rast: — sie ist zu Ende! —
Zu euren Hulden, reine Frauen,
Empfehl' ich, die sonst mir vertrauen,
Im Winter die Waldvögelein: —
In Schleswig hallt's von grimmen Schlägen,
Hei, Schildeskrach und Schwertesstreich! —
Nun mag ein andrer Sanges pflegen:
Mich ruft der Kaiser und das Reich.

Parcival.

Der Erde bin ich nun enthoben
Auf immerdar und ihrer Qual,
Zu Gottes Himmelreich nach oben
Trug mich der reinsten Jungfrau Wahl,
Die mir den Siegeskranz gewoben
Aus Sternenglanz und Mondenstrahl:
So laß mit ew'gem Lob dich loben,
Du weiße Königin vom Gral!
Was ich gesehnt, gekämpft, gelitten,
Nun ist's vergolten wunderbar:
Den höchsten Preis hab' ich erstritten,
Der Manneswert beschieden war:
„Weil ich der reinsten Rittersitten
Auf Erden ward an dir gewahr,
So herrsche denn in unsrer Mitten,
Geliebter, sprach sie, immerdar.“
Und sieh, mit wonnigen Gebärden
Schloß mich die Himmlische ans Herz.
O Seligkeit, mich kann gefährden
Fortan nicht Menschen-Lust noch Schmerz.

Rings fühlt' ich heil'ge Stille werden
Und leis nur klang's wie Gold und Erz:
„Auf, Parcival, vergiß der Erden,
Gralkönig, schwebe sternenwärts.“

Die Schlacht von Sempach.

Sie zogen aus, ein stolzes Heer, die Bauern zu zertreten:
Ein Schallen ging vor ihnen her mit Hörnern und Trompeten:
Wohl hundertsiebzig Fehdebrief' sind auf uns eingeflossen:
Ein Schrecken durch die Lande lief: „Weh euch, ihr Eidgenossen.“
Die Ritterschaft von Österreich, Friaul, Tirol und Schwaben,
Viel mächt'ge Grafen, stolz und reich, viel übermüt'ge Knaben, —
Sie rühmten sich, ihr Banner hie auf jeden Berg zu pflanzen:
Ein Meer von Helmen brachten sie und einen Wald von Lanzen.
Uns bot nur Einer Hilfe dar, als alle Freund' uns irrten
Der Gott, der David gnädig war, der alte Gott der Hirten:
Der blies mit seinem Hauch uns an, der hat's uns eingegeben:
„Viel lieber fallen Mann für Mann, als in der Knechtschaft leben.“
Bei Sempach in dem Seegefild stand hell im Strahl der Sonne
Mit Pfauenhelm und Adlerschild der Ritter Stolz und Wonne:
Das war von Östreich Leopold: — der Haß selbst muß ihn preisen: —
Sein Helm, sein Herz, sein Harnisch Gold, sein Langschwert kärntisch Eisen.
Er warf empor sein breit Panier und stolz rief er vor allen:
„Mit dieser Fahne will ich hier heut' siegen oder fallen.“
Der Ritter Horn ruft laut vor Lust, wie sich die Lanzen färben:
Und jeder Stoß in Bauernbrust und jeder Stoß zum Sterben.
Wir wichen nicht, doch Leib an Leib sank wie geschnittne Garben:
Sie dachten noch an Kind und Weib und seufzten, wie sie starben.
Da war's Herr Arnold Winkelried: — Gott lohnt ihm jetzt im Himmel: —
Der sterbend auseinanderschied der Speere dicht Gewimmel.

Und in die Lücke, wo er fiel, sprang kühn vorauf uns allen
Herr Ammann Sigetrost von Biel, — den preist das Land mit Schallen:
Der schlug mit seinem Zimmerbeil den Truchseß Waldburg nieder
Und hinter ihm drang unser Keil zermalmend in die Glieder.
Jetzt half kein Harnisch mehr den Herrn, kein Helm blieb ungebrochen,
Schwer schlug die Axt, der Morgenstern durch Eisen und durch Knochen,
Dem flinksten Ritter frommt da nicht sein Fechten und Turnieren:
Das war ein Mordkampf eng und dicht, kein lustig Buhurdieren.
Bis er sein langes Schwert gezückt, stak ihm im Leib das Messer,
Nah war ihm unser Haß gerückt: — je näher, desto besser.
Und mancher sank, noch unverletzt, konnt' nimmer sich erraffen,
Bis elend ihn erstickt zuletzt der Stolz der eignen Waffen.
Da Markgraf rechts! Da Wildgraf links! Da Rauhgraf in der Mitten!
So mordend immer weiter ging's: — wir hatten Bauernsitten.
Jetzt freut euch, Mädchen von Luzern, von Schwyz und Unterwalden:
Da liegen schmucke reiche Herrn tot auf den blut'gen Halden.
Heut' hat der Tod hier ausgestellt die hellste Augenweide:
Gelb Gold und Seide deckt das Feld der armen Schweizerheide:
Wir bringens euch in Händen nicht, nein, scheffelvoll nach Hause:
Hei Helmbusch bunt, hei Spange licht, hei Kette, Kron' und Krause!
Und mancher floh, vor Schrecken bleich, der lustig zog zur Fehde:
Doch Leopold von Österreich stand treu zu seiner Rede:
„Mit meinem Banner fall' ich hier!" so rief er unerschrocken:
Aus offnem Helm floß ihm die Zier der langen Fürstenlocken.
Es fällt sein Roß, sein Goldschild bricht, die Panzerringe klaffen,
Er aber läßt vom Stolze nicht und nicht von seinen Waffen:
Sein Schwert traf tödlich Zug um Zug, sein Trotz war nicht zu bannen,
Bis krachend er zusammenschlug gleich einer Edeltannen.

Und über ihn fiel sein Panier: — da war der Tag zu Ende
Und Gott im Himmel dankten wir und hoben fromm die Hände:
Denn er nur bot uns Hilfe dar, als alle Freund' uns irrten,
Der Gott, der David gnädig war, der alte Gott der Hirten!

Geißlerlied.

Die Sünde der Welt ward allzustark,
Gott will sie nun treffen in Nieren und Mark:
Der Engel der Pest hält schreckliche Runde:
Achthundert fielen in Einer Stunde,
Die Häuser voll Jammer, die Straßen voll Leichen,
Am Himmel lodern flammende Zeichen,
Der pfundschwere Hagel die Saaten zerdrosch,
Es bebte die Erde, die Sonne verlosch: —
Thut Buße und geißelt das sündige Blut: —
Nur Blut allein macht den Herrgott gut.
Wir haben vergessen Herrn Christi Tod,
Die Dornen, die Nägel, die Wunden rot,
Wir haben gezecht und geküßt und geschlafen,
Des sollen nun ewige Flammen uns strafen;
Auf siebenmal lachen kam einmal beten,
Drum soll'n in den Abgrund die Teufel uns treten:
Schon strömen herab unerschöpflichen Borns
Die schrecklichen Schalen des göttlichen Zorns:
So büßet und opfert in Strömen von Blut:
Nur Blut macht den grollenden Herrgott gut.
Auf, hurtig am Markte die Scheiter entfacht
Und brecht in die Häuser der Reichen mit Macht,
Schleppt Sammet und Seiden und Zobel zusammen
Und Schmuck und Geschmeide, hei, werft's in die Flammen,
Und zerrt an den Glocken, daß heulend sie tosen,
Zerstampfet die Reben, zertretet die Rosen,

Wir künden ein neues, ein Bußtestament:
„Wer lächelt, der hänget, wer singet, der brennt!"
Ein Tropfe macht sieben Jahr Hölle gut:
Doch die Hölle ist ewig und wenig das Blut.

Die letzten Ritter von Marienburg.

Sie sahen sie waren verloren, verlassen in Jammer und Not:
Da brachen sie aus den Thoren und suchten freudigen Tod.
Ein Greis, ein Mann und ein Knabe, das waren die letzten drei:
Viel Heiden sanken zu Grabe mit gellendem Todesschrei.
„Hie Christus!" in blonden Locken mit dem Banner der Knabe rief,
Bis er spürte den Herzschlag stocken — der Litauerpfeil traf tief.
„Hie Deutschland!" rief der Alte mit dem wallenden Silberhaar,
Bis ihm mit blut'ger Spalte der Helm zerschroten war.
Doch stumm, mit schrecklichem Schweigen, der dritte schreitet durchs Feld:
Das war ein grimmer Reigen: wen er erreicht, der fällt.
Es splittern Pfeil' und Speere an seiner schwarzen Brust:
Er trägt nicht Wappenehre, er zeigt nicht Farbenlust:
Ein schwarzes Schwert er wieget, ihn deckt nicht Helm, nicht Schild,
Um bleiche Wangen flieget sein schwarz Gelock so wild,
Sein dunkles Auge leuchtet, sein Mund bleibt schrecklich stumm,
Die schwarze Brünne feuchtet von Blute sich ringsum. —
Ein Heer hat er erschlagen, das schwarze Schwert ward rot,
Die Heiden fliehen und jagen und kreischen: „Das ist der Tod."
Und als er geblieben alleine, aufseufzt' er tief und laut:
Dann glitt er am moosigen Steine ins duftende Heidekraut,
Und als verschollen die Hufen, da hat er in Todespein
Noch einen Namen gerufen: — den hörte nur Gott allein.

Maria von Burgund.

Volksliederweise.

Es ritten drei Reiter hinein ins Burgund,
Zerschlissen die Mäntel, die Rößlein wund.
Das einzige Gold, das sie führten, war
Unterm Hute des Jüngsten das lockige Haar.
Sie hielten vor Gent auf grünem Plan
Und der Jüngste rief zu den Zinnen hinan:
„Gott grüß' Euch, Herr Herzog, wir bitten um Gab',
Wir kommen von ferne: vom heiligen Grab.
Seht: — Muscheln am Hut und den Stab in der Hand
Ich suche ein gütiges Herz hier im Land."
Da brummte der Burgherr: „Sucht anderes Fach!
Und kommt ihr je wieder, — die Rüden sind wach."
Da schmollte die Burgfrau: „Fort! Dies mein Empfang
Eure Beutel zu kurz, eure Finger zu lang."
Da höhnte der Junker: „Vom heiligen Grab?
Vom heiligen Galgen wohl stiegt ihr herab!"
Doch Maria, das Fräulein, ward bleich und ward rot
Und dem Jüngsten ein silbernes Ringlein sie bot.
„O bleibet! Euch trau' ich, wie dürftig Ihr seid,
Manch' goldenes Herz deckt zerschlissenes Kleid.
Nicht glaub' ich dem Kleid, noch dem Muschelhut: —
Ich glaube dem Auge, — das blickt so gut."
Da — fort warf der Jüngste sein Bettelgewand
Und schimmernd in Scharlach und Seiden er stand:
„Gott segne, Maria, dein Wort und dein Herz:
Der Ernst ist ein König, der Bettler war Scherz.
Denn ich bin Maximilian, König von Rom,
Schon harrt mit den Ringen der Bischof im Dom."

Lied der Geusen.

Gleichwie die Möwe ruhlos hastet
Von Land zu Meer, von Meer zu Land
Und kaum im Flug die Schwinge rastet
Auf Wellenschaum, auf Dünensand: –
So wogen wir auf irren Bahnen
Von Deich zu Flut, von Flut zu Deich,
Zerschliss'ne Segel unsre Fahnen,
Ein morsches Schifflein unser Reich.
Oft nur den letzten Schuß im Laufe, —
Vom Sturm gepeitscht, vom Feind gehetzt, —
Ein adeliger Bettlerhaufe, —
Den Hut zerhau'n, das Wams zerfetzt: — —
Und doch erbebt das stolze Spanien,
In dessen Reich der Tag nicht sinkt,
Wenn unser Racheruf: „Oranien!"
Sich über Albas Heere schwingt.
Ihr bebt mit Recht! Von Sklavenschande
Bei Gott, wird dieser Boden rein,
Und müßten alle Niederlande
Von Meeresflut verschlungen sein!
Durchstecht den Deich, reißt auf die Schleusen!
Ersäuft die fremde Tyrannei!
Es naht die See, es nah'n die Geusen:
Das Land wird Meer, doch wird es frei!

———

Fausts Erlösung.

Ein Dialog.

(A. von Doß zu eigen.)

Faust. Mephisto. Ein Optiker. Scene: Gewölbe des Optikers in einer Vorstadt von Amsterdam.

Faust (alt, sterbend, wankt herein); der Optiker an seiner Arbeit.
Hier findet er mich nicht so leicht!
Je mehr heran mein Ende schleicht,
Je minder trag' ich seine Nähe. —
Und soll ich wirklich, wehe, wehe,
An diesen Lügengeist so klein
In Ewigkeit gebunden sein?
Ich hab's erkannt in dieser Zeit:
's ist mit dem Teufel auch nicht weit!
Klein ist er, boshaft, falsch und feig,
Aus Furcht und Spott ein ekler Teig,
Und ich, der sich so hoch erschwang,
Ich soll nun Ewigkeiten lang
Dem Scheusal mit den Affenmienen,
Dem inhaltlosen Lügner dienen.
Weh' mir!

Optiker. Wer ruft in meiner Nähe,
Wer ruft an dieser Stätte Wehe?

Faust. Ach Herr, ein vielgequälter Mann,
Der einem Gläub'ger kaum entrann.

Optiker. Ertrag' es oder zahl' ihn aus.
Nimm, was ich hab' an Geld im Haus.

Faust. Das thut Ihr für mich fremden Mann?

Optiker. Ich seh' Euch als so fremd nicht an:
Wir sind zwei Funken Eines Lichts.

Faust. Dank! Eure Güte fruchtet nichts.
Die Schuld, die ich bezahlen muß . . . —
Doch weh, er kömmt!

Mephisto (zum Schlot herunterfahrend). Beim Tartarus!
He, Fauste, also hältst du Wort?
Läßt dich von mir auf Kreditieren
Ein zwanzig Jährlein amüsieren
Und läufst dann ohne Zahlung fort?

Faust. Ach Herr, braucht Euer Hausrecht, weis't
Die Thüre diesem argen Geist.

Optiker. Was schuldet Euch der arme Mann?

Mephisto. Herr Optikus, 'ne Kleinigkeit:
Nur seiner Seelen Seligkeit.

Optiker. Kann mir nicht denken, wer Ihr seid.

Mephisto. Seid eben nicht sehr witzig dann:
Ich bin der Teufel, lieber Mann.

Optiker. Der Teufel? pah, den giebt es nicht.

Mephisto. Nicht übel — mir ins Angesicht!

Optiker. Du willst ein Geist sein wider Gott?
Thor, treibst du mit dir selber Spott?
Kann auch im Meer ein Tropfe klein
Sagen: ich will für mich selber sein?
Kann auch am Himmel ein Sternenball
Sprechen: ich löse mich ab vom All?
Tröste dich, Schuldner, aus Gottes Schos
Reißt kein Pakt eine Seele los.

Mephisto (für sich). Verflucht, muß dieser Winkelhof
Just von Freund Faust gefunden werden!
Das Unverschämteste auf Erden
Ist doch ein deutscher Philosoph.
Das Wetter schlag' in diese Bude!
(Laut.) Mein Freund, Ihr sprecht wie ein Poet,
Der von Verträgen nichts versteht.
Wie heißt Ihr denn? Ihr scheint ein Jude: —
Die sprechen sonst im Handel Prosa.

Optiker. Ich heiße Benedict Spinoza.

Mephisto (freudig erstaunt, reißt die Kappe ab).
Ei, das ist mir sehr angenehm!

Ihr seid's, auf den ihr Anathem
Die Juden schleuderten und Christen: —
Die Perle aller Atheisten!
Der den Scholastikern und Pfaffen
Zerbrochen hat die morschen Waffen,
Der Christus und dem heil'gen Geist
Und Herrn Jehovah allermeist
Hat so gewaltig zugesetzt
Und ihre Mäntlein so zerfetzt,
Daß nun durch alle Lande weit
Geht betteln die Dreieinigkeit.
O Herr Professor, Euer Ruhm
Wird noch mein Evangelium.
Laßt mich ihn küssen, Euren Kopf.

Optiker. Heb' dich hinweg, du schaler Tropf!
Wohl mögen deinesgleichen Wesen
Aus mir die Gottesleugnung lesen.
Du aber mit den Duldermienen,
Du scheinst mir Tröstung zu verdienen.
So wisse denn: dich quält ein Wahn,
Du bist von Gott nicht losgethan!
Du kannst nicht fallen aus dem Ring,
Der dich umschließt wie jedes Ding.
Gott ist die Nacht und ist das Licht,
Die Welt ist seine Schranke nicht,
Gott ist der Geist, der Stoff zugleich,
Ist das Gesetz und ist das Reich.
Und wär' ein Ding wie dies Phantom, —
Gott lebte drin gleich wie im Dom.
Nun aber ist der kecke Geist,
Der deine Seele sich verheißt,
Nichts als dein eignes krankes Denken!
Ich will ihn augenblicks versenken.

(Wendet sich großartig mit erhobenen Armen gegen Mephisto, der während seiner Rede immer kleiner geworden.)

Nichts ist als Gott, nichts außer ihm,
Vom Wurm bis zu den Cherubim.
(Mephisto verschwindet in Rauch.)
Du siehst, wir sind ihn los, den Bösen,
Faust. Nur du, Herr, konntest mich erlösen!
O sei für alle Ewigkeit
Den Menschen hoch gebenedeit!
Ich fühle sich in deinen Lehren
Versöhnt der Erde Schmerz verklären.
In deiner Weisheit ist beschieden
Dem müden Faust der ew'ge Frieden. (Stirbt.)

Heidelberg.

Wann silbern Mondlicht flutet durchs Schloß zu Heidelberg,
Aufleben seine Geister, Fee, Kobold, Gnom und Zwerg.
In all den toten Räumen wird wimmelnd Leben wach;
Es schwebt durch jed' Gewölbe, es webt durch jed' Gemach.
Vom hohen Rundturm flattert der Burgfee Schleier weiß,
Im tiefen Keller hämmert der Wichtelmännchen Fleiß.
Selbst durch das Faß, das alte, das Blut der Jugend rollt:
Hell funkelnd strömt's vom Spund ihm, das Rüdesheimer Gold.
Doch im verwachs'nen Garten, am murmelnden Brünnelein,
Da führen, hold vor allen, die Elfen ihren Reih'n.
Und huschen durch den Epheu, und sprengen die Veilchen mit Tau,
Und haschen die Mondenstrahlen: 's ist eine selige Schau.
Und ewig mahnt das Mondlicht wer dieser Schau genoß,
Wie er sah die Elfen tanzen im Heidelberger Schloß.

Elfenabschied.

Lebet wohl, ihr lichten Heiden, brauner Acker, grüner Rain,
Lebet wohl, wir müssen scheiden, Mondenglanz und Sternenschein.

In den Schos der Erde steigen, in die Tiefe tauchen wir:
  Nimmer führen wir den Reigen auf dem duft'gen Waldrevier.
Rings von allen Türmen läutet der verhaßten Glocken Braus
  Und ein jeder Schlag bedeutet: „Geister, euer Reich ist aus!“
Sang und Sitte sind geschwunden und vergessen Zucht und Recht;
  Glaub' und Treu wird nicht gefunden, spottend lebt ein frech Geschlecht.
Nicht mehr lassen fromme Hände uns die letzten Ähren stehn,
  Selbst die Kinder ohne Spende unserm Herd vorübergehn.
Wohl, es sei! — Ihr sollt nun schaffen selbst, allein, in Ernt' und Saat:
  Steht, den Nutzen zu erraffen, einsam auf der eignen That.
Nimmer treibt am Rad den Faden frommer Magd die Geisterhand,
  Nimmer hilft sie Garben laden, wann dem Knecht die Stärke schwand.
Lebe wohl, du Wiesenquelle, Bühl und Halde, Trift und Saat,
  Lebe wohl, du heil'ge Schwelle, der wir schützend oft genaht.
Lebe Tenne wohl und Speicher, wo uns oft der Tanz geletzt:
  Ach, an Körnern wirst du reicher, und an Segen ärmer jetzt.
Bald ruft ihr uns an, zu helfen, wann ihr schwer im Frone keucht, —
  Aber nimmer schaut die Elfen, wer sie einmal hat verscheucht.

Das Heidekind.

(Westfälische Sage.)

Weit über die Heide bläst der Wind
  Und es nicken die Halme, so viel ihrer sind,
  Und die grauen Wolken jagen geschwind: —
  Da kommt es gewandert, das Heidekind.
Ihr rotes Gelock um den Nacken ihr fliegt,
  Ein elfisch Feuer im Aug' ihr liegt,
  Die Arme sind über die Brust geschmiegt.
So wandert und irrt und läuft sie fort,
  Sie weint keine Thräne, sie spricht kein Wort,
  Doch sie sucht bald hier, sie späht bald dort.

Und manchmal stockt sie im wirren Lauf
Und schaut ringsum: zum Himmel drauf
Die goldenen Augen schlägt sie auf.
O wie edel das bleiche, das schöne Gesicht!
Flieh, Wanderer, flieh: — anrufe sie nicht! —
Eh' die Seele dir Elfenlieb' umflicht
Und unsägliches Sehnen das Herz dir bricht.

Heidekinds Erlösung.

Still liegt die Heide: — Nachtluft umfließet
Wacholderstrauch und duftend Kraut,
Und drüber gespenstisch Licht ergießet
Der Mond, der fahl vom Himmel schaut.
Hier ruft wohl ein Vogel, ein Käfer schießet
Dort schwirrend auf: — sonst Stille weit —:
Tief-süße Nacht zur Sonnwendzeit.
Nun knistert's im Moos und Nebel wallen:
Das Heidekind kommt mit dem bleichen Gesicht,
Sonnfarben ihr Blick, rot die Locken ihr fallen: —
So wandert sie irr im Mondenlicht.
Und seitwärts fernher formen und ballen
Die Nebel sich an in wirrem Gemaß
Und über die Heide ziehn sie fürbaß.
Da hört sie Tritte, da rauscht die Weide:
Sie wendet den Blick: — ha! der Heidemann!
Da kommt er geschritten im Nebelkleide,
Das die dunkle Gestalt kaum bergen kann;
Sein Mantel schwarz fliegt über die Heide,
Durch wallenden Dunst, durch Nebeldick
Funkelt und sprüht sein Feuerblick.
Und rascher sie schreitet und rascher daneben
Folget der Mann ihrer wirren Hast;
Bald vorwärts läßt sie die Blicke schweben,

Bald rückwärts hält sie der Zauber gefaßt:
Die Feueraugen sprühen und weben
Und nahe, ganz dicht ist der mächtige Mann,
Nun fühlt sie ihn atmen, nun faßt er sie an.
O! wie sich's ihr fest um die Schultern schmieget,
Es weht um die Wangen sein Hauch ihr heiß: —
Und als er das Köpfchen ihr aufwärts bieget, —
Da muß sie ihn schauen — und beben leis: —
Auf dunklem Gelock der Nebelhut wieget,
Sie schaut, — bis die Augen sie schließen muß:
Da brennt auf dem Mund ihr berauschender Kuß. — —
Weit liegt die Heide, der Mond strahlt nieder,
Sie wandern dicht aneinander geschmiegt;
Sein Mantel verhüllt ihre zarten Glieder,
Sein langer Bart im Nachtwind fliegt,
Die Dünste weben hin und wieder: —
Und fern, wo Ginster und Distel steht,
Verrinnen die Zwei wie Zauber zergeht. —
Und über die Heide feiernd spinnet
Einsamkeit, still, süß und tief,
Der Nebel wogt, der Nebel rinnet:
In Nacht und Schweigen das Land entschlief.
Nun hat der Geist die Elfe gewinnet:
Das Heidekind mit dem bleichen Gesicht
Wallt nicht mehr einsam im Mondenlicht.

(Therese Dahn.)

Der deutsche Flüchtling.

Ich haus' allein im wilden Wald,
Im fernen, fernen Westen;
Den Wolf, den Graubär ungestalt
Hab' einzig ich zu Gästen:

Es nahet mir kein Menschenfuß,
Es grüßet mich kein Freundesgruß: —
Der Sturm pfeift in den Ästen.
Mit Gram seh' ich der Wolken Heer,
Die frei nach Osten streifen:
Die Schwalben, die beneid' ich schwer,
Die heim nach Deutschland schweifen: —
Ich denk', wie, wo der Neckar geht,
Ein Hüttlein dicht in Reben steht,
Dran jetzt die Trauben reifen.
Ich denk', wie nun das Dorf entlang
Sich Kerz' entfacht an Kerzen,
Wie vor der Thür am Wiesenhang
Die blonden Buben scherzen!
Ich denk', wie dort zu dieser Zeit
Die Abendglocke hallet weit: —
Und weh wird mir im Herzen!
Mein einsam Feuer zünd' ich an,
Schau' in die nächt'ge Ferne: —
Hier bleib' ich stets ein fremder Mann,
Fremd sind mir selbst die Sterne:
O säh' ich nur ein einzigmal
Mein Vaterhaus im Abendstrahl, —
Ich stürbe — ach wie gerne!

Reiter-Lied.

Glitzernder Sonnenstrahl
Spielt auf des Helmes Stahl —
Tau auf den Wegen:
Renne, mein Roß, geschwind!
Auf und dem Morgenwind
Lustig entgegen!

Schimmernder Nebel hält
Vor uns die weite Welt
Duftig umflossen:
Sprenget drauf an und ein!
Alles muß unser sein
Was sie umschlossen.
Ob mich mein Liebchen rot,
Ob mich der bleiche Tod
Heut' noch erwarte:
Reite nur: — frage nicht! —
Lustig im Morgenlicht
Fliegt die Standarte!

Lied des Heimgekehrten.

1871.

Durch Donner des Todes, durch Schläge der Schlacht
Hast du mich geleitet mit schirmender Macht.
Wie von Schwingen der Schwäne deckte Rauschen mich zu
Dein waren die Flügel, Walküre, du.
Rings sanken die Kämpfer ins blut'ge Gefild:
Mir hieltest du, Holde, zu Häupten den Schild:
„Du schwirrende Kugel, such anderen Pfad,
Fort, Fieber und Seuche, — mein Liebling naht.
Schlang einst um die Schläfe ihm Rosen der Ruh': —
Heut' leg' ich den Lorbeer der Schlachten dazu."

Die Witwe von Sedan.

Wer ist, gehüllt in schwarzes Kleid
Und tiefer noch gehüllt in Leid,
Die fremde Witwe oder Maid?

Man weiß es nicht, woher sie kam;
Ihr Wesen, vornehm, wundersam,
Ist ew'ger Schmerz und heil'ger Gram.
Der Schleier birgt, wie dicht gerollt,
Doch nicht die Lockenfülle hold: —
Sonst trägt sie keinen Schmuck von Gold
Sie lächelt nie, sie redet kaum, —
Sie ist so weiß wie Wogenschaum, —
Sie lebt und wandelt wie im Traum.
Doch, ob sie redet, ob sie schweigt, —
Ob sie das Haupt zum Busen neigt, —
Ob sie die sanften Augen zeigt: —
Ob ohne Laut sie sinkt ins Knie: —
Ein leiser Glanz umflutet sie
Von Liebreiz, Schmerz und Poesie.
Und jeder Arme, der sie bat,
Das Kind, das in den Weg ihr trat,
Denkt, Gottes schönster Engel naht. —
Wie rauscht der Abend jetzt so kühl,
Wo einst gebrannt der Kampf so schwül,
Bei Sedan dort am Tannenbühl.
Die Fremde weilt dort wie es tagt,
Bis durch den Wald der Nachtwind klagt,
Wo hoch ein Hügel einsam ragt.
Heil ihm, der dort den Tod gewann!
Seit Lieb' und Liebesschmerz begann,
Ward nicht gleich ihm geliebt ein Mann

Aus der Jugendzeit.

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar.
Rückert

Frühling, Traum und Ahnung.

Frühlingslieder.

1.

Noch liegt der Schnee im Walde, liegt Eis in Thales Schos:
Doch schon auf sonniger Halde wird hell das dunkle Moos.
Zwar Weißdorn, Erlen, Flieder ruhn noch in toter Nacht: —
Doch die mutigen Frühlingslieder sind schon im Herzen erwacht.

2.

Ich bin ins Feld gegangen. —
Der Winter hält gefangen
In engem, eis'gem Band
Mein Herz und alles Land.

Doch sah ich an den Bäumen
Schon manches Knospenträumen
So manchen süßen Trieb,
Der kaum gefesselt blieb.

Geduld, ihr Knospentriebe,
Geduld, du heiße Liebe:
Geduld: bald kömmt der Mai,
Dann werdet ihr alle frei.

3.

Ich habe die wilden Nächte so gern
Im stürmischen frühen Märzen: —
Hie und da im Gewölk ein einzler Stern,
Wie ein Hoffen in dunklem Herzen.
Ein Wallen und Wehen in Flur und Wald, —
Die braunen Zweige beben
In freudiger Ahnung, daß sie bald
Sich mit sprossendem Grün beleben.
Ein zitterndes Licht auf den Wassern schwebt, —
In der Luft ein geschäftiges Rauschen,
Als sei sie von tausend Geistern belebt: —
Dann wieder ein harrendes Lauschen.
Das sind die Nächte, da ferne her
Die Grüße des Frühlings wogen:
„Geduld! ich säume nicht lange mehr,
Dann komm' ich ins Land gezogen."

Frühlingslied im alten Stil.

Der Frühling kommt, der Frühling kommt!
Hört ihr ihn brausend nah'n?
Herr Winter ist zerronnen,
Herr Lenz, der hat's gewonnen:
Laßt froh ihn uns empfahn.
Herr Winter hat uns schwer geplagt
Mit Frost und Eis und Schnee:
Er hielt in Haft die Quellen,
Die Bronnen und die Wellen,
That allen Blümlein weh.
Da kam der König Lenz ins Land,
Der starke Siegesheld:
Der riß entzwei die Ketten,

Thät alle Blümlein retten,
Steht sieghaft frei im Feld.
Heimflog mit ihm der Vöglein Hauf,
Der lang verbannet was:
Es singen allenthalben
Die Lerchen und die Schwalben:
Sein' Feldmusik ist das.

Frühlingsabend.

Der Frühling kam: die Lüfte gehn so milde,
Der Sämann schreitet singend durchs Gefilde,
Um ferne Höh'n ein ahnend Leuchten zieht:
Und, wann sich weichern Dufts die Wolken röten,
Schwebt hoch vom Ulmbaum ein elegisch Flöten: —
Das ist der Amsel tiefes Abendlied.

Frühlingsnacht.

O laß mich, ahnende Frühlingsnacht,
Den flüsternden Stimmen lauschen:
Die Nachtigall schlägt mit Macht, mit Macht
Und die Wipfel der Buchen rauschen,
Um das Fliedergebüsch die Phaläne schwirrt.
Die Cikade singt und der Glühwurm irrt,
Ein belebtes, beflügeltes Sternlein!

Warm flutet dahin leis wonniges Wehn
Voll sehnender, sprossender Keimnis:
Nicht kann die blühende Flur verstehn
Ihr eignes, süßes Geheimnis:

Doch mein Herz erjauchzt in wogender Lust,
Daß in ihm sich das Frühlingswunder bewußt
  Und im Liede laut ist geworden:

Was sprechen möchte die Nachtigall,
  Was da rauscht in den blühenden Bäumen,
Was da leuchten die Sterne, die schweigenden, all,
  Was die Blumen duften und träumen,
Was die Wellen suchen fort und fort,
Ich juble's hinaus in dem seligen Wort:
  Ich liebe! Ich liebe! Ich liebe!

Im Wandern.

Wohl ladet zu bleiben manch traulicher Herd,
Doch spür' ich ein Treiben, das weiter begehrt·
Mich drängt es, durch Felder und Fluren zu gehn,
Durch rauschende Wälder, längs wallenden See'n,
Mit hurtigen Füßen, den Stab in der Hand,
Im Fluge zu grüßen das wechselnde Land.
Bald grüß' ich den Jäger auf schwindelndem Steil,
Bald grüß' ich den Schläger mit schallendem Beil,
Den einsamen Sennen, vom Nebel umdampft,
Im Dorfe die Tennen, im Takte gestampft,
Auf sonnigen Gründen des Hirten Schalmei,
Ob felsigen Schlünden den kreischenden Weih,
In brütender Schwüle das goldene Korn,
Die lauschige Mühle am kühligen Born. —
Wohl hör' ich die Stimmen, die laden zur Rast,
Wann die Lichter erglimmen in traulichem Glast: —
Stillfreuden des Lebens im heimlichen Haus, —
Mich ruft ihr vergebens, mich zieht es hinaus,
Euch hege ein andrer, dem Muße gefällt,
Doch ich bin ein Wandrer, mein Haus ist die Welt.

Sternen-Liebe.

O glaubt nicht an die kalten Lehren,
Es sei'n die holden Sterne tot:
Es waltet auch in jenen Sphären
Der Lieb' und Sehnsucht Machtgebot.
Sie suchen durch die ew'gen Räume
Den Stern verwandter Harmonie,
Und jeder webet goldne Träume
Und strahlt von Lieb' und Poesie.

Die Nacht.

Es naht die Nacht: — nicht als das Schreckgebilde,
Wie düster sie das Schuldgewissen malt:
Sie kömmt, die Göttin, schön und voller Milde,
Vom Sternendiadem das Haupt umstrahlt.
Die Straßen werden still: — es flimmern Lichter,
Den Wandrer laden sie zur Heimat traut: —
Die Sterne laden heller noch und dichter
Den, der im Traume sich die Heimat baut.
Nun ist die Zeit des Ahnens und des Bangens,
Nun ist die Zeit der Lieb' und Poesie, —
Die stumme Stunde sehnenden Verlangens,
Das ewig hofft und sich erfüllet nie.
Jetzt steigen holde Jugendideale
Aus ihrer frühen Gruft verklärt empor
Und, schwebend in dem bleichen Mondenstrahle,
Still grüßen sie, ein traurig schöner Chor.
Rings heil'ger Friede: gute Geister schauen
Allwaltend hoch herab vom Sternenzelt,
Und seinen Mantel schlägt, den dunkelblauen,
Gott um sein schlummernd Kind, die müde Welt

Das stille Lied.

In meines Herzens Tiefen ist mir ein Lied gelegt: —
Ich werd' es niemals singen, weil mich die Erde trägt.
Es klinget leise, leise durch all' mein Leben fort:
Nur manchmal sein vernehm' ich ein halb verloren Wort.
Stark flutet's auf und stärker, wann aus des Lebens Drang
Verwandter Ton wie suchend mir an die Seele klang.
Der Hauch der Frühlingswinde, der Abendsonne Glanz,
Das Flüsterwort der Liebe, der Ruhm des Vaterlands, —
Mit Geisterhänden rühren sie leise mir ans Herz:
Dann tönt es drinnen wieder wie lauter Gold und Erz.
Nie hab' ich's ganz vernommen, das wundersame Lied:
Ich weiß nur, daß sein Rhythmus durch Erd' und Himmel zieht:
Ich weiß nur, daß mein Leben im Takt des Liedes geht,
Und daß ich sterben werde, wann einst es stille steht.

Junge Liebe.

„Naht ihr euch wieder, schwankende Gestalten?"
Goethe.

Dein Auge.

Seit ganz mein Aug' ich durft' in deines tauchen,
Auf ewig schlöß' ich's gern: — ich sah genug:
Kein Erdenschatte sollte mehr behauchen
Den Spiegel, der das Bild des Himmels trug.

Der erste Kuß.

Ich bin getränkt von einem heil'gen Quelle:
Es ist mein Mund von deinem Kuß geweiht
Und kühlend wird mich laben diese Welle

In aller Schwüle dieser schwülen Zeit,
Bis einst ein zweiter Kuß, so süß wie keiner,
Des Todes Friedenskuß, mich ganz befreit.
Fürs Leben aber heilige mich deiner:
Von dir berühret seien meine Lippen
Denn aller andern Menschen Lippen reiner.
Am höchsten Born der Schöne durft' ich nippen,
So sei der Schöne nur mein Mund zu eigen:
Ihr will ich unauflöslich mich versippen.
Die Wahrheit will ich reden oder schweigen:
Die Lüge bleibe fern von meinen Worten,
Gleichwie die Dirne von der Jungfrau'n Reigen.
Und ausgeschlossen, wie aus Tempelpforten,
Aus meinem Mund sei Spott und giftig Scherzen,
Dem jetzt gekrönet wird an allen Orten:
Dein heil'ger Kuß drang mir vom Mund zum Herzen!

Windesgruß in der Fremde.

Der du mir mit reinen Schwingen, heil'ger Wind, das Haupt umwehst, —
Sprich, von welchen holden Dingen du im Botenamte gehst?
Sprich, wo hast du aufgelesen oder wer es dir beschied,
Dieses wonnesame Wesen, das erquickend mit dir zieht?
Kömmst du her aus meinem Walde, drinnen lauscht das schlanke Reh?
Kömmst du von der Uferhalde dort an meinem blauen See?
Kömmst von meiner Berge Füßen, wo der freie Wildbach tost?
Freudig du gleich Freundesgrüßen, mild und stark wie Freundestrost!
Kömmst du gar auf weiten Wegen aus der Herzgeliebten Thal, —
Dann sei erst mit Dank und Segen hochwillkommen tausendmal!

Liebesstimmung.

Es sind doch selig alle, die der rechten Minne pflegen:
In stillen Träumen wandeln sie auf grünen Waldeswegen, —
Zu ihren Füßen heimlich schön viel Wunderblumen sprießen, —
Leis rauscht es in den Wipfelhöh'n und ferne Bronnen gießen.
Weit ab die Welt mit ihrem Schall: — Baumblüten schweben nieder
Und eine Frühlingsnachtigall singt ihre ew'gen Lieder.

Morgengang.

Das war ein Morgen wunderschön:
Ich weiß es noch wie heute!
Der Bergrauch stieg von allen Höh'n,
Im Thal scholl Frühgeläute:
Da schritten wir den Wald entlang
Und lauschten still dem holden Drang,
Den bang das Herz noch scheute.
Wir waren rein, wir waren jung:
Ich liebte, doch ich zagte:
Kaum daß ich, stützt' ich dich im Sprung,
Nach deiner Hand mich wagte:
Und, wenn ich dir ein Röslein bot,
Wie lieblich das ein brennend Rot
Auf deine Wange jagte!
Es weht mich an wie Morgenluft,
Wann ich der Tage denke:
Mir ist, als ob der Jugend Duft
Sich nochmal auf mich senke:
O daß ich, eh' mein Ende schlug,
Nur einen, einen Atemzug
Aus jener Zeit noch tränke.

Als Knospe schon starb diese Lieb',
Zur Blüte nie erbrochen:
Das Schicksalswort gefangen blieb
Im Herzen, ungesprochen:
Dort wird es ruhlos alle Zeit,
Ein tiefes, bittres, süßes Leid,
Mit leisem Schlage pochen!

Stille Treue.

Mich fasset große, stumme Wehmut, du süßes Kind, gedenk' ich dein
Wie du in stiller Treu' und Demut dahinlebst und geharrest mein;
O glaube nur, mir ist verborgen dein Sehnen und dein Dulden nicht,
Wie du mit mir erwachst am Morgen, mit mir entschläfst beim Sternenlicht.

Wie, was der bunte Tag dir bringe, spurlos vorüberbraust an dir,
Wie du befragest alle Dinge nach einem stummen Gruß von mir,
Wie du vieltraurig Sonn' und Sterne am Himmel schweigend wandeln schaust
Und seufzest, wie der Tag so ferne, auf den du all' dein Leben baust.

Ich weiß das alles! Wann das Rauschen der Flut um mich zuweilen schweigt,
Mahnt mich das Schweigen, aufzulauschen, ob sich von dir kein Bote zeigt:
Dann stets auf meiner Seele Ranken legt sich's wie Maitau lind und sacht:
Das sind die treuen Liebgedanken, darin du Reine mein gedacht.

Maienregen.

Daß du von meinetwegen auch Leiden mußtest tragen,
Das soll dir bringen Segen in allen künft'gen Tagen.
Die Liebe gleich dem Maien thät' in das Herz dir dringen.
Der Mai muß zum Gedeihen vor allem Sonne bringen:
Doch mußt du meinetwegen nun auch der Thränen pflegen,
So denk': auch das ist Segen: — es war ein Maienregen.

In deinen Schmerzen.

Wohl magst in Glück und Lust du mein entbehren:
Leicht findest du, wer deine Freude teilt: —
Doch wenn im Schmerz kein Tröster bei dir weilt,
Dann fühl' ich ein unsägliches Begehren,
Zu dir zu dringen wie der Mondenschein,
Wie er, mild zu verklären alle Pein!

In der Ferne.

Zu dieser Stund' auf stillem Pfade
Hielt oft vor Liebchens Haus ich Wacht:
Dann grüßte freundlich durch die Lade
Ihr Licht hinaus in meine Nacht.
Doch schmerzte mich in kaltem Dunkel
Das Wehgefühl der Einsamkeit:
Ich schalt das glückliche Gefunkel
Und trug ihm Groll und trug ihm Neid.
Oft hätt' ich gern in meinem Schmerze
Gelöscht, der um dich war, den Schein: —
Und jetzt — o säh' ich nur die Kerze,
Wie selig dankbar wollt' ich sein!

Schlichte Weise.

Am Abend spät bei kühlem Wein
Saß ich in meinem Kämmerlein.
Und dachte lang vergangner Zeit
Und wie ihr Glück so himmelweit.
Und dachte, wie zu dieser Stund',
Wann ging der Mond am Himmelsrund
Wie ich so oft mit meinem Schatz
Gewandert über diesen Platz.
Und wie so lange, lange das
Und ob sie mein wohl ganz vergaß? —
Und wie ich träumte, wie ich sann,
Da hub das Lied des Türmers an:
Das Lied des Türmers, mild und weich,
Als käm' es hoch vom Himmelreich,
Bei dem von Rührung oft besiegt
Das Köpfchen sie an mich geschmiegt: —
Und wie ich's hörte, wie ich sann,
In meinen Wein die Thräne rann.

Einer Entschwundenen.

Oft, blicken wir in Sternennächten
Zur reichen goldnen Saat empor, —
Taucht aus dem Kranze, den sie flechten
Ein niegeschauter hell hervor.
Und unser Auge sinnend weilet
Und hochbeglückt auf seinem Glanz,
Bis er versinkend uns enteilet
Im ew'gen Sternen-Reigentanz

Schaut er auch nimmer auf uns nieder, —
Doch lebt die Sehnsucht nach ihm fort
In unsrer Brust und immer wieder
Sucht unser Auge — seinen Ort.
So, Holde, lebt in meiner Seele
Der Nachklang deines Wesens fort:
Ob auch der Stern am Himmel fehle, — —
Geweiht, geheiligt ist sein Ort.

Leichtsinn.

Komm, liebes Herz, und sei vergnügt! Vergiß die alte Klage,
Der ist ein Narr, der sich betrügt um seine jungen Tage.
Ein böser Mietsmann war der Schmerz, that dir viel Ungebüre:
Zeig', daß du Herr im Hause, Herz, — flugs wirf ihn vor die Thüre.
Zieh', holder Leichtsinn, du herein: du bist ein feiner Knabe,
Und richte dich vergnüglich ein mit deiner bunten Habe.

Zweifel.

Du bist ein recht holdselig Kind
Und scheinst mir auch recht hold gesinnt:
Hätt' ich ein Herz noch zu verleihn,
Es sollte gern dein eigen sein.
Doch ach, es ist schon lange her,
Daß nicht mein Herz mein eigen mehr:
Im Häuschen fern am Rauschefluß
Da liegt es fest in Pfandverschluß.
Versuch's, klopf' an das Fenster still
Und frag,' ob man dir's geben will: —
Ich müßt' mich täuschen bitterschwer,
Gäb man dir's jemals willig her

Was man stehlen darf und was nicht.

Gold und Silber und Juwelen, magst sie noch so heiß verlangen,
Freund, die darfst du niemals stehlen: sonsten, wenn du wirst gefangen,
Hängt man dich am Galgen auf!
Aber Rosen oder Flieder, wenn sie von der Mauer nicken,
Wenn sie schwankend auf und nieder leisen Duftes Grüße schicken:
Stiehl sie, Freund, und säume nicht!
Siehst du gar auf Mädchenlippen rot und reif den Kuß sich wiegen
Und versäumst du, ihn zu nippen: — — auf der Seele wird dir's liegen,
Schwer dich reuen Tag und Nacht.

Brigitte.

I.

Im alten, braunen Giebelhaus,
Da sind viel stille Gänge,
Da weicht man schwer einander aus,
Denn sie sind allzu enge:
An einen Gang, den Speichergang,
Gedenk' ich all mein Leben lang.
Da riecht es süß von Obst und fein,
's ist ein verschwiegen Plätzlein:
Am Simse liegt im Sonnenschein
Und schnurrt das weiße Kätzlein,
Und an der Wand ist, blank und braun,
Viel Holzgetäfelwerk zu schau'n.
Ich kam hinauf von ungefähr:
Da hört' ich leichte Tritte,
Vom Speicher kommt es klirrend her:
„Seid Ihr's, Jungfrau Brigitte?

Wie tragt Ihr schwer in jeder Hand!
Dazu solch großes Schlüsselband!"
„Ei, laßt mich nur geschwind vorbei,
Der Vater hat's befohlen:
Obst soll ich aus der Kämmerei
Und Wein vom Keller holen.
Ein Herr vom Rat hält unten Rast,
Und der ist unser Vespergast."
„Ach, viel zu voll ist Euer Krug,
Laßt trinken mich ein Schlückhlein:
Des Obstes habt Ihr schwer genug,
O schenkt mir auch ein Stücklein,
Und bis das nicht nach Wunsch geschehn,
Laß ich Euch nicht vorübergehn."
Da hielt die kleine Blonde still
Und seufzte loser Weise:
„So nehm' Er sich denn, was Er will,
Doch nehm' Er's rasch und leise! —
Das hat der Maurer schlecht bedacht,
Der diesen Gang so eng gemacht."
Der Vater rief: — die Kleine lief,
Die blonden Zöpfe wehen,
Das weiße Kätzlein aber schlief
Und hatte nichts gesehen.
Ich ging auf meine Kammer sacht,
Und habe dieses Lied gemacht.

II.

Moral der Fabel.

Noch ging nicht alle Lust der Welt zu Grunde,
Ein holder Zufall noch treibt froh sein Spiel:
Vertraue freudig dich dem Strom der Stunde: —
Oft trägt er rasch dich an der Wünsche Ziel.

Im Flug das Glück hält manchmal wartend inne,
Es sehnet sich nach einem mut'gen Herrn:
Noch gilt das Recht der Jugend und der Minne
Und dem Poeten lacht ein guter Stern!

Trotz.

Und ob dein Herz von Eisen wär', — gebrochen müßt' es sein.
Ich trage diesen Trotz nicht mehr und diesen kalten Schein.
Und ist dein Sinn von Stahl und Erz, — von Feuer ist mein Blut:
Hab' acht, hab' acht, du stolzes Herz: — das Eisen schmilzt in Glut.

Ich will es ja niemand erzählen.

Ich will es ja niemand erzählen, will ganz verschwiegen sein: —
Doch du kannst es länger nicht hehlen: — du liebst mich: gesteh's nur ein!
Dein Auge, das hell sich belebet an dem meinigen, leuchtet mir's zu:
Die weiße Hand, die da bebet in der meinen, ist wahrer als du.
O höre dein Herz doch schlagen und rufen in pochender Hast:
„Kann länger allein nicht tragen der Liebe selige Last."
O eile, dies Sehnen zu stillen, das wie Blumen zu Lichte dringt:
O sprich: — nicht um meinetwillen: — sprich, weil dein Herz sonst springt!

Goldköpflein und der Jäger.

Was spähst so scharf du, Goldköpflein, zum Wald vom Fenster aus?
„Zum Wald die liebste Taube mein flog just vom Taubenhaus."

Zum Wald die Taube flog doch nit, sie flog ja links ins Feld!
„Ei nun, ich sah, ob denn zum Schnitt das Korn nicht bald bestellt."
Goldköpflein, lang schon liegt das Korn gehäuft in eurer Scheun'.
„Ei nun, ich hört' aufs Jägerhorn, der Schall thut stets mich freu'n."
Mein Jägerhorn, das schweigt schon lang! Kind, lüge nicht! Mach' auf!
„Nicht lüg' ich mehr! dein harr' ich bang! O komm! Die Thür ist auf."

Ritornelle.

Ist endlich dieser herbe Trotz gezähmet?
Hat endlich, süßen Zwang zu dulden, sich
Dein Herz bequemet?
Es litt nicht mehr die große Göttin Liebe,
Daß ihr das schönste Heiligtum: dein Herz,
Verschlossen bliebe.
Sie sprach zu mir: „Zeuch aus! du sollst gewinnen
Zum rechten Glauben mir die lieblichste
Der Ketzerinnen."
Und aus zog ich gleichwie zu heil'gem Kriege
Und lächelnd flog die Göttin mir voraus
Und half zum Siege.
Die Strafe nimm, zu der sie dich verdammte:
Du mußt nun willig dulden Kuß auf Kuß:
Ich küss' im Amte.

O wend' es ab, dein dunkles Auge!

O wend' es ab, dein dunkles Auge! Es ist, wann heiß es auf mir ruht,
Als ob an meinem Herzen sauge der ganzen Hölle Feuerglut.

All' meiner dunklen Geister Scharen, mit Müh' in leisen Schlaf gebannt,
Entfesselt auf vom Schlummer fahren bei des verwandten Blickes Brand:
Und schmerzlich zittert, zu vergehen, versengt ein ander Augenpaar,
Das milde, wie zwei blaue Seeen, in meiner Brust gebettet war.

Mahnung.

Erkenne deine Schuld im stillen, gestehe nur dir selbst sie ein:
Es ist ja nicht um meinetwillen, es ist um unsre Lieb' allein!
Nicht mich sollst bittend du versöhnen, denn nicht an mir hast du gefehlt:
Du hast gefehlt dem ewig-schönen Gefühl, das unsre Brust beseelt.
Es kam ein Gott mit lichter Helle, nahm unsre Herzen völlig ein:
Da wolltest neidisch eine Stelle bewahren du für dich allein:
O fühle, daß du dich vergangen, beut' ihm den letzten Schlüssel dar:
Willst du den Gott in dir empfangen, sei ihm ein Tempel ganz und gar.

Abschied.

Und willst du's so und ist es wahr und muß es sein geschieden,
So leb' denn wohl auf immerdar und mit dir all' mein Frieden!
Ja, du warst meiner Hoffnung Kranz, der dunkeln Brust Karfunkel:
Mit dir flieht Jugend, Glück und Glanz und öde wird's und dunkel.
Du warst der Seele Rast und Ruh', die Ros' auf dürrem Pfade,
Des Herzens Sonntag warest du voll Frieden und voll Gnade.
Nun blieb mir nur der Staub und Schweiß, der Schimmer floh des Lebens,
Verloren ist des Kampfes Preis und sieg' ich, — ist's vergebens.

Verrat.

O Gott, du kannst mich kränken wollen! O Schmach, wie du so herzlos bist:
Mehr Totenscheu du solltest zollen der Liebe, die gestorben ist.
Willst du mich treffen nun ins Leben, ich zweifle nicht, daß du es kannst:
Du zielst dem Herzen nicht daneben, des tiefste Falten du gewannst:
Gewiß der Ort wird gut gekűret, wohin du wirfst den Brand, mein Kind: —
Hab' ich doch selbst dich hingeführet, wo meine Heiligtümer sind.

Anklage.

Ja, du hast klug gespielt und hast gewonnen,
Dein ist das Lächeln und die Thräne mein:
Doch daß dabei dein schönes Bild zerronnen, —
Ach, das ist meine größte Pein!
Wie hatte dich erhöht mein frommer Glaube!
Den schönsten Sternen hatt' ich dich gesellt —
Und nur du selber konntest ziehn zum Staube,
Was mir entrissen keine Welt.
War's wohlgethan, den hoch emporzuheben,
Dem insgeheim man tiefen Fall verspricht?
Es wird auf Erden alle Schuld vergeben,
Jedoch des Herzens Lüge nicht!

Liebes-Erinnerung.

Es ist der Liebe Glück das höchste Gut:
Doch als das Zweite dicht daneben ruht:
Sich in verlorner Liebe Rückgedenken
Mit treuem Schmerz versenken.

Die sehr Verständige.

Du hast zum Gott dir den Verstand erkoren,
Den kalten Götzen, der des Lebens bar:
Damit gewannst du Kleinigkeiten zwar,
Doch hast du drum das Köstlichste verloren.
Mag deine Klugheit herrschen über Thoren,
Magst du entgehn manch schmerzlicher Gefahr:
Verwirkt hast du damit auf immerdar
Den holden Reiz, der mit dem Weib geboren.
Du hast verwirkt den Frühlingshauch, den süßen,
Der sanft vor Frauen unsre Seelen beuget
Gleichwie der Abendwind ein Ährenfeld.
Es floh'n die Grazien aus deiner Welt:
Dir fehlt, wirft alle Lust sich dir zu Füßen,
Der heil'ge Schmerz, der höchste Wonne zeuget

Klage.

Sie sagen, ich solle mit Rosen mich kränzen,
Sie rühmen: die Sterne begünstigen mich:
Nicht sehe die Sterne, die Rosen ich glänzen,
Denn ach, meine Seele verzaget um dich!
Es rufen zum Siege mich wallende Fahnen,
Es rauschet ein Lorbeer von ferne mir zu: —
Vergebens das Rufen und Rauschen und Mahnen:
Mein Glück und mein Ehrgeiz, mein Hoffen bist du!
Du aber — du tanzest und lächelst durchs Leben,
Du nimmst meine Liebe mit spielender Hand:
Ach Gott, ich hatte dir Perlen gegeben, —
Du legst sie zum andern vergessenen Tand!

Warnung.

Sieh, ohne Vorwurf, ohne Grollen
dir, falsches Weib, mein Herz vergiebt:
Doch mußt du jetzt nicht heucheln wollen,
Du habest niemals mich geliebt!
Als feuriger dein Auge glänzte,
Wann meines drein gespiegelt war, —
Als sich mit Blumen nur bekränzte,
Die ich gepflückt, dein dunkles Haar, —
Als meine Farben du getragen
Am Maienfest im Buchenhag
Und heiß dein Herz im Tanz geschlagen· —
Sag' an, wem galt da jeder Schlag?
O leugne nicht dem Angedenken
Gestorbner Lieb' ins Angesicht:
Was lebt, das magst du tödlich kränken,
Die Toten aber lästre nicht!

Die gebrochene Blume.

O heiße, heiße Sonne, wie saugest du mein Blut,
Am grünen Strauch im Walde, da war es kühl und gut!
O Hand viel ungetreue, die mich gepflückt vom Strauch,
Wer da will Rosen pflücken, sollt' ihrer pflegen auch!
Nimm, heil'ge Mutter Erde, mich auf in deinem Schos: —
Gebrochen und vergessen — das ist ein Blumenlos!

Das weinende Mädchen.

Ich war ein thöricht junges Kind, nie hatt' ich der Liebe genossen, —
Da klagt' ich sehnend in Nacht und Wind und meine Thränen
flossen. —

Und ich fand ihn, den ich finden gemußt, sein Arm hielt mich umschlossen:
Da ward mir zu Schmerz die selige Lust und meine Thränen flossen.
Und wieder wach' ich, da niemand wacht: — in der Ferne die Wasser gießen: —
Ich bin allein mit der Mitternacht: — und meine Thränen fließen!

Die Kranke.

Im Wald will ich begraben sein wohl unterm Buchenbaum,
Nicht unter kaltem, schwerem Stein in engem Sargesraum:
O gönnt dem Herzen seinen Traum: — im Walde grabt mich ein,
Denn damals, — unterm Buchenbaum — da war sein Herz noch mein!
Im Abendgolde glomm der Hag, weich schwoll das junge Moos.
Zu meinen Füßen fromm er lag, das Haupt in meinem Schos.
Die Amsel sang im Buchenast, die Mühle ging im Thal
Und meine Hand hielt er gefaßt und küßte sie tausendmal.
O du glücksel'ge Ruhestatt dort auf den grünen Höh'n!
Da schlug mein Herz noch nicht so matt, da war ich jung und schön:
Ob er mich ganz vergessen hat: — da war er sicher mein
Und dort soll meine Ruhestatt, dort bei der Buche sein.

Der Wildbach an die Blume.

Sinkende Blume, was willst du von mir?
Ruhe und Treu', — nie verhieß ich sie dir,
Konnte sie nimmer verheißen!
Ich bin ein flüchtiger, flüssiger Pfeil,
Sturm ist mein Leben und Braus ist mein Teil,
Und mein Kuß ein verderblich Zerreißen!

Was hast du so nickend vom Ufer geschaut?
Was hast du der werbenden Woge vertraut?
Sie redete nicht von Frieden!
Ob nun vor dem schäumenden Freier dir graut, —
Nun bist du des Stromes erkorene Braut,
Mir bist du verwirkt und beschieden!
Was klagst du mich an, was verlangst du zurück?
Nur sprudelndes Vorwärts ist Leben und Glück,
Ich kenne kein sanftes Verweilen.
Kann nicht lauschen auf dich und dein flüsterndes Weh, —
Hörst du die ferne, die brandende See?
Sie ruft mich, zu ihr muß ich eilen!
Doch klage nicht! Achte dein Los für Gewinn:
Und zieht's dich verschlingend zur Tiefe dahin,
Und wirst du nimmer genesen: —
Du gehörtest dem Starken in schäumender Lust
Und sinkst du mir tot von der brausenden Brust, —
Eine Königin bist du gewesen!

Warnung.

(An H. L.)

Wirst du niemals Friede finden, o du unstet wildes Herz?
Treibst dahin vor Wetterwinden und dein einzig Ziel: — der Schmerz!
Schmerz für dich! Denn stets zu wandern jagt dich Sehnsucht immer neu:
Ach und Schmerzen für die andern, die du grüßest ungetreu.
Ahnt mir doch, einst hart am Hafen, angesichts von Heil und Huld,
Wird dich streng das Schicksal strafen, strafen alt verschollne Schuld.
Langsam über deinem Haupte ballt sich die Vergangenheit:
Jede längst gesühnt geglaubte Thräne heischt Gerechtigkeit.
Aus der dunkeln Wolke brechend zuckt Vergeltung blitzesrot
Und in ew'ge Tiefen rächend stürzt sie dein bekränztes Boot.

Drei Sonette.

I.

Ich hatte, stolzer Weisheit hingegeben,
Vertieft in des Gedankens Einsamkeit,
Entsagt dem Wechselspiel von Lust und Leid:
Nicht Glück, nicht Freude sucht' ich mehr im Leben.
Da zogst du mich — es half kein Widerstreben —
Zurück zum Wunsch nach so viel Lieblichkeit,
Zurück ins Reich der leicht beschwingten Zeit: —
In Furcht und Hoffnung muß ich wieder beben.
Ich lebte stolz, mein eigen und geborgen: —
Und ach: nun fühl' ich meine Seele sorgen,
Daß nicht ein Haar vom schönen Haupt dir fällt.
Und doch dank' ich dem Himmel jeden Morgen:
Die Hoffnung schon, die jetzt die Brust mir schwellt,
Auch unerfüllt, wiegt auf die ganze Welt.

II

Du hast mein Herz mit süßem Gift vergiftet,
Das so gesund und fröhlich einst gedichtet,
Hast Freiheit mir und Friede ganz vernichtet: —
O welches Unheil hast du angestiftet!
Auf schwanker Sturmflut des Verlangens triftet
Der irre Geist, sonst fest aufs Ziel gerichtet; —
Ihr Hoffnungen, wie seid ihr sturm-gelichtet,
Die ihr dereinst so reichen Zuges schifftet! —
Ich brüte vor mich hin in tiefem Denken:
Doch nicht das Große sinn' ich und das Wahre,
Ich suche nicht mehr, was ich sonst ergründet: —
Die Augen schließend, mich in dich zu senken,
Sinn' ich nur nach, wie glänzend deine Haare,
Und wie vollendet sich dein Nacken ründet!

III.

O sage nur, wie hast du's angegangen,
Daß du so ganz mich hast an dich gebunden?
Das andre Leben ist mir all' entschwunden,
An dir allein muß meine Seele hangen.
Zu denken an den Schimmer deiner Wangen
Und wie sich reizend deine Formen runden
Ist nun der Inhalt aller meiner Stunden,
Und all mein Denken ist nur — dich verlangen!
Jedoch vergeblich klag' ich meine Klagen!
Du glaubst, daß die erfüllte Lieb' erstice,
Und kennst die Kunst, durch Stolz die Glut zu steigern.
Dein Zauber ist beständiges Versagen:
Du nährst den Brand durch deine kalten Blicke,
Und fesselst durch ein ewiges — Verweigern!

Werbung.

Liebst du, im grünen Wald zu gehen,
Geführt von sel'gem Liebgeleit,
Wann lau die Abendlüfte wehen
In ahnungsfroher Maienzeit, —
Dich an ein pochend Herz zu neigen
Auf moos'gem Fels am Wasserfall,
Wann in des Weißdorns duft'gen Zweigen
Lockt und frohlockt die Nachtigall, —
Und Kuß und Traum dein Zeitvertreib, —
So komm' mit mir und sei mein Weib!
Liebst du, wann dicht die Flocken fliegen
Ums Haus in Wintersturmes Wut,
Dich eng an warme Brust zu schmiegen
An trauten Herdes roter Glut, —
Liebst du, von festem Arm gehalten,

Wann unterm Tritt das Schneefeld kracht,
Zu schau'n der Sterne schweigend Walten
Im Schimmer der Dezembernacht —
Und Kuß und Traum dein Zeitvertreib, —
So komm' mit mir und sei mein Weib!
Sprich, sollen meines Liebes Blüten
Durch deine Locken ranken dicht,
Soll ich dich pflegen und behüten
Getreuer als mein Augenlicht,
Soll Friede dich in Schlummer singen,
Dein Morgengruß die Freude sein
Und Liebe dich auf Adlerschwingen
Durchs Leben tragen hoch und rein,
Und Kuß und Traum dein Zeitvertreib: —
So komm' mit mir und sei mein Weib!

Sie sprach: „des Träumens hab' ich mich entwöhnt".

Du sagst, du willst nicht länger träumen: — o weh' dir, wenn dir das gelingt!
Kein schöner Glück ist zu versäumen im Leben als dein Traum dir bringt.
Willst du der Sehnsucht dich entwöhnen, der heil'gen, die dich aufwärts trug
Und in das stille Reich des Schönen die leicht gewölbte Brücke schlug?
Willst nicht mehr schauen in die Sterne, nicht mit den Blumen flüstern mehr,
Nicht ahnen mehr in duft'ger Ferne gestillt ein schweigendes Begehr?
Willst nüchtern gleich den andern werden, die sehnsuchtslos durchs Leben gehn,
Und, dumpf gesenkt den Blick zur Erden, kein holdes Wunder walten sehn?

Willst du die Schwingen ruhen heißen, die deine Seele kühn gespannt?
Du kannst es nicht! — Kannst nicht zerreißen all' deinen Schmuck mit eigner Hand!
Das war's ja, was uns fest verbunden, was dich vor allen mir verklärt:
Die Perle hätt' ich nie gefunden, verriet ihr Glanz nicht ihren Wert!
Den Traum und Glanz verliere nimmer, der all' dein tiefstes Leben ist:
Bewahren mußt du deinen Schimmer, so wahr du meine Perle bist!

Herzens-Frühling.

Thu' dich auf in deinen Tiefen, Herz, mach' deine Thore weit!
Hörst du nicht, wie laut dich riefen Schönheit, Liebe, Seligkeit?
Hast du noch nicht ganz vernommen, welche Gnade du gewannst?
Herz, dein Frühling ist gekommen! Blühe denn, so reich du kannst!
Endlich sank die dunkle Hülle, die dir Luft und Licht geraubt,
Liebeslust und Lebensfülle fluten auf dein selig Haupt;
Sieh, die Nebel sind entschwommen und die Zweifel, die du spannst:
Herz, dein Frühling ist gekommen, blühe nun, so reich du kannst!

Zwiespalt und Versöhnung.

In meiner Seele wohnen zwei Gewalten,
Die stehn von Anbeginn in schwerer Fehde;
Nicht kann ich selbst dabei als Richter schalten,
Denn ach! gleich sehr ich selber dünkt mir jede,
Und will ich diese, will ich jene richten: —
Stets schein' ich mir, mich selber zu vernichten.
Die eine, tief aus dunklem Grund entstammet,
Die zack'ge Feuerkron' in dunkeln Haaren,
Von düstern Gluten ruhelos durchflammet,

Will immer nur sich selber offenbaren:
Sie treibt der Stolz, sich selbst nur zu gehören
Und alles sonst verschlingend zu zerstören.
Kühn folgt sie mit des Zweifels schneid'ger Schärfe
Dem fliehnden Gott bis nach des Himmels Thronen:
Sie trachtet, wie die Welt sie unterwerfe,
Will nichts, was zart und heilig ist, verschonen,
Und drückt auf alles, was sie mag erreichen,
Des Eigenwillens stolzes Herrscherzeichen.
Die andre trägt, von Sternen hell gewoben,
Den Friedenskranz in ihren lichten Locken:
Sie lauscht, den Blick in Andacht sanft gehoben,
Der ew'gen Gnade leisen Silberglocken:
Sie hat sich demutvoll dem Gott ergeben,
Des heil'gen Atem sie fühlt um sich schweben.
Sie wollte, jeden Hader zu versöhnen,
Ihr warmes Herzblut an die Welt verschwenden,
Sie beugt in Ehrfurcht sich dem Geist des Schönen,
Sie möchte Liebe sonder Schranke spenden
Und möchte sterbend ganz in Gott zerrinnen,
In ihm ein ewig Leben zu gewinnen. —
In diesen Zwiespalt bist nun du getreten,
Du helles Bild voll Lieblichkeit und Süße:
Du bist das Pfand, um das ich oft gebeten,
Die Friedenshoffnung, die beglückt ich grüße:
Du wurdest mein, du fröhlich Lichtgebilde, —
Gewiß, nun siegt in mir der Geist der Milde.
Entwaffnet senkt die trotzige Verneinung
Die Flammenfackel sanft in deine Hand:
Du lege sie — das ist des Zeichens Meinung —
Auf unsres Hauses Herd als Opferbrand,
Und wisse, dazu wardst du mir gegeben,
Daß du der Friede seist in meinem Leben.

Besitz und Begnügung.

Ich weiß dein Herz so ganz mein eigen, es folgt mir nach, wohin ich geh': —
Und doch will nie das Sehnen schweigen, bis ich dein Antlitz wieder seh'.
Das ist der Liebe höchster Segen, das schönste Wunder, das sie hegt:
Sie sucht das noch auf allen Wegen, was sie doch ewig in sich trägt.
Der hat das höchste Ziel getroffen, dem ward das reichste Gut geschenkt,
Dem sein Besitzen und sein Hoffen dasselbe schöne Haupt umfängt.

Vertrauen.

In deine Treue still ergeben, die ich so rein und fest erfand,
Leg' ich fortan mein Glück, mein Leben getrost in deine liebe Hand.
So sicher ist's dort aufgehoben und steht in solcher Hut und Acht,
Als läg's zu Gottes Füßen oben und tausend Engel hielten Wacht!

Bitte.

Die Welt erfüllet das Gemeine,
Das mir den zarten Sinn empört: —
Nimm du mich auf in deine Reine,
Da ewig mich kein Makel stört.
Die schwanke Welt sucht stets das Neue,
Mein Herz begehrt nach sichrer Rast: —
Nimm du mich auf in deine Treue,
Die ewig hält, was sie umfaßt.
Es dient die Welt der Selbstsucht Triebe,
Die, mehr zu fordern nur, gewährt: —
Nimm du mich auf in deine Liebe,
Die alles giebt und nichts begehrt.

Dein Bild.

Wenn ich mein Herz erfreuen will, brauch' ich nur dein zu denken,
Und mit geschloss'nen Augen still mich in dein Bild zu senken;
Dann seh' ich deine Lippen rot und deine reinen Züge: —
Vergessen ist des Lebens Not, die Welt und ihre Lüge,
Mich überkömmt der sanfte Geist der Schönheit und der Treue,
Und lerchengleich die Seele kreist in reiner Himmelsbläue.

Abend-Heimkehr.

Wie oft bin ich zu dieser Stunde, wie jetzt, bei Abendglockenklang,
Gewandelt hier im Wiesengrunde, die Seele trüb und sehnsuchtbang.
Es wandte sich in Höh'n und Tiefen rings alles einer Heimat zu:
Im Nest die kleinen Vögel schliefen und selbst die Sonne ging zu Ruh'.
Und jeder wußte wohl die Stätte, wohin er aus des Tages Hast
Die müdgewordne Seele rette zu einer stillen Abendrast.
Doch keine heimatliche Schwelle stand meiner Sehnsucht hold bereit:
Der stille Gram war mir Geselle und Hausfrau mir die Einsamkeit. —
Nun aber ohne Neid und Sorgen seh' ich der Abendheimkehr zu:
Ich weiß, bei dir bin ich geborgen, du meiner Seele Heimat, du.
Wann nun zum Pfühl die Sonne gleitet, das sie aus Gold gerüstet hat,
Ist mir an deiner Brust bereitet vieltausend schöner Ruhestatt.

Aus Leben und Streben.

Non sine Dis.
Horatius.

Gegen den Wind.

Gerne schreit' ich gegen den Wind, daß mir die Locken fliegen:
Denn so ist meine Seele gesinnt: sie liebt es, streitend zu siegen.
Blase! Brause! Du schreckst mich nicht: laß uns im Wettkampf streben,
Und der Sieger schelte Wicht den, der sich ergeben.
Solch Geschick mein Leben lang spinne mir die Norne:
Klares Ziel, sichrer Gang und ein Feind — von vorne!

Rückblick.

Zurück seh' ich und sehe wenig Frieden!
Nur kurze Kindheit war dem Kind beschieden:
In grüner Stille, fast wie Mädchen zart,
Erwuchs der Knab' im Schutz der alten Bäume
Und wob bei Amselsang viel goldne Träume
Und häufte Schätze, die der Mann noch wahrt.
Früh kam der Kampf — und blieb. Im Elterngarten
Bald flogen wild im Schlachtruf die Standarten
Und Hohenstaufenkampf war all mein Spiel!
Das Spiel ward Ernst — wie früh! Seither: — welch Streben, —
Hast ohne Rast, Triumph und Fall und Heben, —
Ersehnt, erreicht, verachtet Ziel um Ziel.

Das Forschen lockt und quält: — es bricht die Schranke: —
Kühn, immer kühner hebt sich der Gedanke: —
Die Götter fallen und ihr Wolkenthron.
Der Ehrgeiz brennt. Der Wille lernt sich fassen.
Früh lieben lernt das Herz und bald auch hassen
Und neuer Kampf wird jedes Sieges Lohn.
Mann gegen Mann! Du fällst, auf daß ich stehe!
Ich kann nicht achten auf dein grollend „Wehe!" — —
Doch, warum Friede nie des Sieges Preis?
Warum verbrennt das Herz an eignen Flammen?
Lorbeer und Rose heischt es, ach, zusammen,
Die es auf ewig doch geschieden weiß.

Thränen.

Fließet, heiße Thränen, fließet, schmerzenvolle, sanfte Lust:
Lang verschüttet, neu ergießet sich ein Quell aus meiner Brust.
Fühl' ich's doch, daß ihr noch Grüße von der schönen Jugend seid: —
Daher eure stille Süße, daher eure Seligkeit.
Fließet, fließet, heiße Thränen, Dank für euren feuchten Schmerz:
Ach ich wagte nicht zu wähnen, daß so weich noch dieses Herz!

Ein Kanon.

Kehr' in dich selbst zurück,
Nur in der Still' ist Glück,
Suchendes Herz:
Was dir die Welt verspricht,
Hält dir die Falsche nicht,
Und, wenn die Schale bricht, —
Ihr Kern ist Schmerz.

Liebe hat keine Treu',
Kurzes Glück — lange Reu', —
So treibt sie's just:
Niemand versenket sich,
So wie du's hoffst, in dich, —
Ach! und wie bitterlich
Schmerzt der Verlust!

Nur wann dein Kämmerlein
Freundlicher Lampenschein
Traulich erhellt,
Wann von des Tages Schall
Ausgetönt jeder Hall
Und dich allüberall
Friede befällt, —

Weil vor dem innern Blick
Menschen- und Weltgeschick
Vorüberzieht: —

Dann tönt's wie Friedenssang
Und der Geschicke Gang
Singt deinem Schmerzensdrang
Ein Schlummerlied.

In diesem ew'gen Fluß
Schweigend versinken muß
Flüchtiger Schmerz:
Dein Weh und Ach vertönt,
Wo diese Orgel dröhnt
Und mit der Welt versöhnt
Ruhet dein Herz!

Erhebe dich vom Grunde!

Erhebe dich vom Grunde, erhebe dich mein Herz!
Dir heilet jede Wunde, und dich erdrückt kein Schmerz.
Nie konntest du erdulden, was du erduldet hast,
Trug nicht in großen Hulden ein Gott mit dir die Last.
Du stehest hoch in Gnaden, du gehst mit gutem Stern:
Noch nie war deinen Pfaden ein lichter Engel fern.
Drum still, Herz, laß uns lauschen: — auch jetzt hör' ich den Ton
Von leisem Flügelrauschen: — der Engel nahet schon!

Zuversicht.

Ja, das ist dein heller Schimmer, den mein trübes Auge spürt,
Du mein Stern, der mich noch immer wunderbar ans Ziel geführt.
Über Höhen, über Tiefen leuchtend, segnend ziehst du mit:
Und, ob meine Augen schliefen, blindlings führst du meinen Schritt.
Wuchernd über meine Pfade ranken Irrtum, Schuld und Wahn,
Stünd' ich nicht in höh'rer Gnade, längst verlor ich meine Bahn.

Manches Werk hab' in Verblendung ich der Kühnheit angerührt,
Nimmer hätt' es zur Vollendung diese schwache Hand geführt:
Aber, schien die Not am größten, horch, da klang's ob meinem Haupt,
Leise Geisterhände lösten, was unlösbar ich geglaubt;
Gute Feeen, lichte Elfen sind noch immer mir genaht,
Lächelnd mir zum Sieg zu helfen, einem zweiten Fortunat:
Nichts soll diesen Wahn mir rauben, 's ist mein bestes Waffenstück:
Mutig an sein Glück zu glauben, ist des Mannes höchstes Glück!

An die Phantasie.

Oft sah ich wechseln Gunst und Lieben,
Doch deine Huld verließ mich nie:
Du bist mir rührend treu geblieben,
Goldlock'ge Göttin, Phantasie.
Du standest an des Kindes Wiege
Und zeigtest ihm den ersten Stern,
Daß einst sein Geist nach allem fliege,
Was schön und schimmernd, hoch und fern.
Du hast gelenkt auf grünen Pfaden
Des Knaben träumerischen Gang,
Erschlossest ihm des Waldes Gnaden,
Des Frühlings Wonnen-Überschwang.
Du lehrtest ihn der Amsel lauschen,
Des scheuen Hähers Flug erspäh'n
Und in der Buchen Wipfelrauschen
Ein leises Götterwort verstehn.
Und als die lastenden Gedanken
Des Jünglings bleiche Stirn gedrückt,
Hast du mit duft'gen Blütenranken
Des Kämpfers harten Helm geschmückt.
Du stilltest aller Wunden Qualen
Mit lichter Hände Heilgewalt,

Du botest die bekränzten Schalen,
So oft es Sieg und Freude galt.
Und ob des Lebens Streit, der scharfe,
Mich schrill umtoset allerwärts: —
Leis tönt aus deiner goldnen Harfe
Ein selig Klingen durch mein Herz.
Und sucht dereinst, gelöst vom Staube,
Mein Geist zur Heimat seine Bahn,
Dann fliegst du, eine weiße Taube,
Ihm in dein ewig Reich voran.

Getrost.

Getrost, getrost! Und mag sich's einsam auf deinen steilen Pfaden gehn
Die Fahrt ist wenigen gemeinsam, wo scharf und rein die Lüfte wehn.
Laß andre nur in bunten Fluren genießen, was da süß und schön,
Und folge du den stolzen Spuren, die führen nach des Lebens Höh'n.
Du bist nicht einsam! — Dich geleitet der Gott, der dir im Herzen wohnt,
Und jeden Schritt, der aufwärts schreitet, mit immer freierm Blicke lohnt:
Wie näher stets auf hoher Leiter du dringst ans ew'ge Sternenzelt,
Stets klarer, herrlicher und weiter erdehnen dir sich Zeit und Welt.
Für jede Rose, rasch vergänglich, die hier du gönntest anderm Herrn,
Geht dir an Schönheit überschwänglich dort oben auf ein ew'ger Stern;
Und mag ihn nie dein Fuß erreichen: — es lohnt sich doch der Pilgerschaft:
Du lernest deinem Ziele gleichen, wirst klar und rein und sternenhaft!

Versöhnung.

Und wird mich bald der rasche Tod umarmen,
Ich klage nicht, ich segne mein Geschick:
Die Welt erschuf unendliches Erbarmen: —
Drum preise Gott, wer da gedurft erwarmen
An dieses schönen Daseins Sonnenblick.
Denn keinen Anspruch hat der Mensch, zu leben!
Und wenn es einem güt'gen Gott gefällt,
Dich aus dem Nichts in holdes Licht zu heben
Und dir des Atmens süße Lust zu geben, —
So schenkt er frei dir eine ganze Welt.
Der Tod bezahlt das Leben nicht zu teuer!
Wer einmal nur die Heckenrose dicht
Sich ranken sah um sonniges Gemäuer,
Wer einmal trank der heil'gen Rebe Feuer, —
Den reuet sicherlich des Lebens nicht!
Ich aber ward vor Tausenden gesegnet:
Im Takt des Liedes ging mein Herzensschlag,
Mir ist der Liebe Lichtgestalt begegnet,
Und Rosen hat es auf mein Haupt geregnet,
Und all mein Leben war ein Frühlingstag!
Drum, kömmt der ernste Genius einst gefahren,
Der schweigend seine dunkeln Rosse lenkt,
Dann nehm' ich still den Kranz aus meinen Haaren
Und alle Blüten, die mir teuer waren,
Als Dankesopfer sei'n der Welt geschenkt!

Fliege!

Hinter allen dunkeln Wolken
Blaut ein Himmel ewig klar:
Fliege, fliege, meine Seele,
Dringe durch, ein mut'ger Aar.

Trage deine Schmerzgeschicke
Mit der Ehrfurcht des Gebets: —
Bald voll Gnade, bald voll Strenge,
Aber göttlich sind sie stets.
Jene Macht, die holde Sterne
Freundlich in die Nacht gestreut,
Ist kein Dämon, der der Qual sich
Dunkler Menschenstunden freut.
Hinter allen dunkeln Wolken
Blaut ein Himmel ewig klar:
Fliege, fliege, meine Seele,
Dringe durch, ein mut'ger Aar.

Beruhigung.

Vertraue still der reichen Gnade, die in den schönen Sternen wohnt
Und segnet alle lichten Pfade und jedes treue Ringen lohnt.
Der Geist, der Tag und Nacht geschieden, der alles ordnet, hält und schützt,
Der seines Himmels blauen Frieden auf unsichtbare Säulen stützt,
Der allem Leben zugemessen mit milder Hand gerechtes Los:
Der hat auch deiner nicht vergessen, — du ruhest auch in seinem Schos.
Wie er von seinen Weltenkreisen die dräuende Zerstörung wehrt,
Und sicher sie in goldnen Gleisen zu ew'gen Zielen wandeln lehrt: —
So waltet er auch deines Lebens in schirmender Gerechtigkeit:
Ist's Licht, so leuchtet's nicht vergebens und lischt nicht aus in Dunkelheit.

An die Sterne.

Seid mir gegrüßt, ihr Sterne,
Ach, ihr beherrscht mich ganz:
In meines Wesens Kerne
Ruht euch verwandter Glanz:
Und wann ihr nun mit Schweigen
Den schimmervollen Reigen
Ob meinem Haupte schlingt,
Wird mir die Kraft lebendig,
Die aus der Brust beständig
Nach euren Höhen ringt.
Dann schweiget ihr das Lärmen
Der weihelosen Welt:
Des Lebens Lust und Härmen,
Ein dumpfer Nebel, fällt:
In meiner Brust sich dehnen
Fühl' ich ein heilig Sehnen,
Empor trägt mich's, empor:
Und leise Harfentöne
Von längst geahnter Schöne
Vernimmt mein selig Ohr.
Nichts soll von euch mich trennen
Und jenem Harfenton:
Mein Geist soll sich bekennen
Auf ewig euren Sohn:
Ihr sollt mein Los gestalten,
Ihr heiligen Gewalten: —
Nicht Rosen, die verwehn,
Es soll mit ew'gem Scheine
Ein stiller Stern alleine
In meinem Wappen stehn.

Die Abendstunde.

Haltet heilig die Abendstunde!
Sie ist der Sabbat an Wochentagen.
Wann die Kirchenglocken rings in der Runde
Eine die andere rufen zu schlagen,
Bis sie endlich alle mit Einem Munde
Anheben zu singen und tönend zu sagen:
„Nun lobet den Herrn!“
Und wie unten die Glocken einander ermahnen
So reihn sich allmählich die Sterne droben
Am blauen Gewölbe auf ewigen Bahnen,
Zum goldenen Feierzuge gewoben,
Durch die fernsten Himmel, welche sie ahnen,
Zu wandeln und leuchtend mit Schweigen zu loben,
Zu loben den Herrn.
O Mensch, mit Sternen und Glocken versöhne
Alsdann dein Herz in frommem Vereine:
Dann durchleuchtet Begeist'rung in milder Schöne
Dein ahnend Gemüt wie mit Sternenscheine
Und es klingen der Seele melodische Töne
Wie Glockengeläut mit silberner Reine
Und loben den Herren!

Abendlied.

Sei mir gegrüßt, du holde Stunde,
Sei mir gesegnet, Dämmerzeit:
Und führt der Morgen Gold im Munde, —
Die Poesie ist dein Geleit.
Du hüllst in deinen milden Schleier
was schroff gezeigt der helle Tag,
Und eine seelenvolle Feier
Verbreitest du durch Feld und Hag.

Und wie die Sterne du allmählich
Versammelst an dem Himmelsrund,
So führst du holde Bilder selig
Empor aus tiefstem Seelengrund.
Du weckest alle süßen Töne:
Die Sehnsucht und den sanften Schmerz:
Mit der Erinnerung ganzer Schöne
Beschleichst du das bewegte Herz.
Du lösest alles Widerstreben
In der Versöhnung Überschwang
Und es erklingt das ganze Leben
Rein, wie der Abendglocke Klang.

Selbstbetrachtung.

(1860.)

Lange dahin sind die brausenden Tage,
Da ich in irrer, suchender Sehnsucht
Streifte mit Hast durch die wechselnde Welt!

Ähnlich der Möwe, der Freundin des Sturmes,
Flog mir die Seele auf wogenden Wassern
Und haschte nach Perlen im glitzernden Schaum:

Bald sich erschwingend zum leuchtenden Äther,
Tauchend dann wieder in grünlichen Abgrund,
Wo das Entsetzliche weilt und der Tod.

Selten nur rastend die silberne Schwinge
Auf des wandernden Meerschiffs obersten Masten,
Bei geselligen Menschen ein flüchtiger Gast.

Freilich die silberne Schwinge zu Zeiten
Wiegt sie gemach in den sonnigen Lüften,
Träumend des Friedens versagten Genuß.

Aber am meisten liebt sie doch immer,
Kühn mit dem Sturm in die Wette zu fliegen,
Ziellosen Mutes stolz sich bewußt. —

Sei mir gesegnet, Göttin des Maßes,
Die, mich berührend zu sel'ger Verwandlung,
Leis auf das Haupt mir die Hände gelegt.

Sieh, es zerrinnen die dämmernden Nebel,
Welche mir lieblich, doch täuschend und eitel,
Lange die sehnenden Augen beirrt.

Und es versinket die Fata Morgana:
Himmlische Farben weiß sie zu spiegeln,
Doch vertraut ihr der Schiffer, — er scheitert am Fels.

Still auf den steileren Pfaden nun wandl' ich
Vor mir im klaren Lichte des Mittags
Winken mir Göttergestalten zum Ziel.

Freudig bestell' ich bescheidene Saaten
Im Schimmer der Sonne: die singende Lerche
Kündet den Segen des Himmels dabei.

Nimmer bewegt mich die eitle Begierde,
Hoch in des Nachruhms schimmerndem Tempel
Prangen zu sehen das eigene Bild.

Nein, nur ein Priester an deinem Altare
Laß mich, o Menschheit, warten des Dienstes
Im Feiergewand, anbetenden Sinns.

Laß mich dir dienen mit Opfern und Liedern,
Bis mir dereinst am geschmückten Altare
Die Seele zugleich mit dem Feuer erlischt.

Aber nicht wunschlos: — die seligen Götter
Sind es allein: — wir Sterbliche brauchen
Einen sehnenden Wunsch in der Brust.

Und aus dem wechselnden Trachten der Jugend
Ist mir geblieben ein ewig Verlangen,
Ein einziger heiliger Schmerzensaccord: .

Die Liebe zu dir, zum Lande der Größe,
Zum Lande der Trauer, zu dir, o mein Deutschland,
Kronenentkleidete Witwe des Ruhms! —

Alle die Inbrunst, die in Gebeten
Einstens die Seele des Kindes entströmte,
Hat sich erneut in diesem Gefühl.

Und durch mein Leben wird mich begleiten
Leise die bebende Klage der Sehnsucht,
Leise dies deutsche heilige Weh.

Glück und Verdienst.

Wohl jedem, dem der Götter Gunst, die blinde,
Das Glück zum steten Weggenoß gegeben:
Bekränzt und lächelnd schreitet er durchs Leben,
Sieg ohne Kampf sein holdes Angebinde.
Doch mir behagt, wer fährt mit jedem Winde:
Wer, mögen Flut und Sterne widerstreben,
Die Kraft weiß mit der Not so hoch zu heben,
Daß er den Haß der Götter überwinde.
Heil! wen ein Gott mit Zauberwaffen ehrte,
Vor denen muß der beste Feind erliegen: —
Doch neid' ich nicht, wer solchen Lorbeer fand.
Mein sei der Ruhm, mit ungefeitem Schwerte
Zu kämpfen und, ist also nicht zu siegen,
Zu fallen mutig, wo ich mutig stand.

Götterzucht und Götterhuld.

Dem Pflüger gleich' ich, dem der Arbeit heiße,
Gehäufte Fülle ward zu schwerem Teil.
Doch seine Mühe wird ihm auch zum Heil: —
Der Kraft vertraut er und dem treuen Fleiße
Und seine Freuden blühn aus seinem Schweiße.
Und so viel Muße läßt ihm doch sein Mühen,
Daß er vom Pfluge manchmal himmelan
Aufschaun und auch die Blumen pflücken kann,
Die freundlich zwischen seinen Garben glühen,
Auf daß ihm aus der Arbeit Kränze blühen.
Ich dank' euch, Götter, für so manche Blüte:
Nicht minder für der Mühsal volles Maß:
Wahrt mir die Zucht, die nicht der Huld vergaß,
Und euren Ernst laßt mich wie eure Güte
Ertragen fest mit männlichem Gemüte.

Das selige Geheimnis.

O selig wer in treuem Sinne ein süß Geheimnis schweigend trägt:
So wird er all des Reichtums inne, den tief die Menschenseele hegt.
Sein Blick wird hell, sein Herz wird milder, ihn trübt die Welt nicht und ihr Lauf,
Und unablässig schweben Bilder holdsel'gen Friedens in ihm auf.
Es schafft in ihm die urgeheime Gewalt, die allem Leben leiht,
Und in ihm sprießen froh die Keime befreiter, schöner Menschlichkeit.

Sänger-Beruf.

Die lieben alten Lieder erwachen wunderbar: —
Ein Sänger bin ich wieder, der lang ein Fröner war.

Manchorts mag sich gewöhnen mein Herz als Wandergast.
Doch nur im Reich des Schönen genießt es Heimatrast.
Will ich dem Winde lauschen, er ruft mir: „sing' mein Lied!"
Im Strome hör' ich's rauschen: „sing' was mir Gott beschied."
Des Freundes goldne Güte, mir wird sie zum Gesang,
Der Frauen stumme Blüte, mir wird sie Wort und Klang.

Asyl.

Wähnt ihr, euch gehör' ich allein?
Wähnt ihr, euch entreiße mich nichts,
Harte Mächte staubiger Mühsal,
Deren Opferkränze Fesseln,
Deren weihelosen Altar
Decken geknickte Seelenflügel?
Zwar hat manchem Ärger und Gram
Und des Tages nüchterner Druck
Ausgelöscht den himmlischen Funken,
Ihn gesellt dem dumpfen Trosse,
Der der Prosa Siegeswagen
Seufzend dahinschleppt durch das Leben.
Doch an mir, an meinem Gemüt
Soll mitnichten haften der Druck
Eurer Ketten: sehet, sie fallen:
Auf und hebe deine Schwingen,
Seele: nicht gebrochen sind sie
Und zu den Sternen rausch' ich aufwärts.
Alten Gastrechts rühme ich mich,
Sichrer Zuflucht, heiliger, dort,
Seit den Knaben schon aus der Tiefe
Früher Schmerzen hob die Muse
Und auf sternenhellen Pfaden
Trug in den Frieden ew'ger Schönheit.

Die Erinnerung.

Heil, wer vor allen Göttinnen
Sich die Göttin Erinnerung
Unverletzt und geneigt erhielt!
  Fluch und Segen verteilt sie.
Weh wem, zählt er in öder Nacht,
Schlaflos, schleichender Stunden Gang,
Dicht am Bette die Schatten stehn
  Hingemordeter Freuden!
Weh wen, geht er auf dunklem Pfad
Herbstlich rauschender Büsche hin,
Tief aufseufzend im Flüsterwort
  Geisterstimmen verklagen!
Schuldlos bleibet der Reinste nicht:
Manchmal aber erläßt ein Gott
Dir verschuldeter Thorheit Fluch
  Um aufrichtige Thränen.
Wie der Gott dann verzeiht der Freund,
Den du, irrend im Zorn, verkannt,
Dann verzeihet das Weib dir, dem
  Leid du brachtest für Liebe.
Wenn dann in der Erinnerung
Herzbeschleichender Lieblingszeit,
Wann am dämmernden Himmelsrund
  Tag sich grüßen und Abend,
Fromm du schaust zu den Wolken auf,
Siehst verklärt du Gestalten ziehn: — —
Mit Beschämung erkennst du sie
  Und mit seliger Wehmut!

Die Phantasie.

Welche geneigte
Freundliche Gottheit
Hat sich erbarmend
Mir wieder genaht?
Tief in die Schluchten
Hilfloser Schmerzen
War ich gestürzt;
Über dem Haupte
Wölbten sich Felsen
Schwarz mir zusammen:
Nicht mehr entdeckte
Mein ängstliches Auge
Das himmlische Blau.

Menschliche Führung
Frommte da nicht, denn
Es fehlte des Pfads:
Und in dumpfer Betäubung
Hatt' ich dem Schimmer
Des Lebens entsagt. —

Siehe, da hob mich's
Wie tragende Wolken,
Siehe, da trug mich's
Wie hebende Wogen
Und aus den dunkeln
Tiefen des Jammers
Schwang sich mein Herz
Mit geflügeltem Schlag.

Welche geheime
Freundliche Gottheit
War's, die erbarmend
Mir sich genaht?

Denn zu den Sternen
Hebet sich keiner,
Dem nicht von oben
Die Hand ward gereicht.

Nimmer du warst es,
Zaghafte Göttin,
Lächelnde Hoffnung:
Im Sturme der Schmerzen
Zeigst du dich nicht:
Erst wann die Wolken
Sich wieder gelichtet,
Spannst du den sieben-
Farbigen Bogen
Ermutigend aus.

Aber du warst es,
O ich erkenne dich,
Schöne Vertraute
Aus hellerer Zeit:
Purpurbeflügelte,
Perlenbegürtete,
Helfende Zauberin,
Phantasie!

Ja, denn du scheust nicht
Die Schläge des Donners;
Du nahst deinen Lieblingen
Trotz Schrecken und Nacht:
Du haschest die Blitze
Mit spielender Hand,
Sie zu Fackeln versammelnd
Auf stürmischem Pfad.

Du sahest mich liegen
In ödem Geklüfte,
Und hoch aus den Wolken,
Wo er mit feurigen
Rossen dahinjagt,
Kometengeschwinde,
Schoß zu mir nieder
Dein funkelnder Wagen
Und trug mich empor.

Nun atm' ich sie wieder,
Die seligen Lüfte,
Nun schau' ich ihn wieder,
Den leuchtenden Raum.
Und neben mir leitet
Die herrliche Göttin
Das rasche Gespann.
Und hoch ob den Häupten
Mühseliger Menschen
Erheb' ich des Dankes
Entzückten Gesang.

Dank an die Sterne.

Siehst du die Sterne
Leuchten da droben? —
Ringende Seelen
Ziehn sie nach oben!
Oft ging ich einsam
In stürmischen Nächten,
Im Busen bewegt von
Streitenden Mächten,
  Von Wolken umkreist
  Den verzagenden Geist.
Schwer in die Tiefe
Dunkler Umnachtung
Zog mich des innern
Zwistes Betrachtung:
Und zu den hellen,
Glücklichen Seelen
Hätt' ich mich nimmer
Vermessen zu zählen,
  Denen gewährt,
  Des sie begehrt!

Nein, zu den armen,
Kämpfend-Gesunknen,
In schlingenden Wogen
Sieglos Ertrunknen. —
Oft schon verzagend
Wollt' ich es lassen,
Das Schwert, aus der Rechten:
Doch es stärker zu fassen
  Mahnte der Glanz
  Aus dem himmlischen Kranz!
Und siehe, nun hat mich
Die Welle verschonet!
Ein mutiges Trachten
Hat reich sich gelohnet.
Horch, Harfen des Friedens
Nach den Hörnern des Krieges!
Hoch trag' ich, umrauscht von
Den Flügeln des Sieges
  Und von Kränzen umlaubt,
  Mein freudiges Haupt!

Und jedem, der klimmt noch
Auf ängstlichen Stufen,
Dem möchte die Worte
Ermunternd ich rufen:
Siehst du die Sterne
Leuchten da droben?
Ringende Seelen
Ziehn sie nach oben!
Ich hab' es erprobt:
Sie seien gelobt!

Hymnus an Zeus Kronion.

Früher auch andern Göttern vertraut' ich:
Sei es dem goldnen Jüngling Apollon
Oder der strengen Pallas Athene
Kränzt' ich gerne den Opferaltar.
Doch seit an Brust ich, Stirn und Gedanken
Breiter gedieh in männlicher Reife,
Völlig erfass' und einzig verehr' ich
Zeus Kronion, Gewaltiger, dich.
Groß und gewaltig: — alles beherrschend,
Sei's, daß du sinnend hoch am Olympos
Göttern und Menschen wägest die Lose
Oder donnernd Giganten erschlägst.
Groß und gewaltig: — alles bezwingend,
Sei's, daß du schweigend hadernder Götter
Wechselbeschuld'gung lächelnd mit anhörst,
Neigend leicht das ambrosische Haupt.
Groß und gewaltig: — alles besiegend,
Sei's, daß du steigst zu Töchtern der Menschen
Nieder, ein goldner Danae-Regen
Oder ein flügelwölbender Schwan.
Hoher, gewalt'ger, ewig-gefaßter,
Siegend in überlegner Ruhe,
Laß mich an deinem Bild mich erheben,
Aller männlichen Größe Symbol.

Beschauliches.

Was ist Wahrheit!
Pontius Pilatus

Die Betrachtung.

Stille Betrachtung, liebliche Göttin,
Du, mit der langen, schattenden Wimper
Reizend bedeckt die sinnigen Augen
Und auf die Linke stützend das Kinn und
Die schimmernde Wange: — nimm meinen Dank!
Du hast mir oft schon brennender Wunden
Qualen gestillt mit leiser Berührung
Deines behutsam heilenden Fingers,
Oft mit der weichen Hand mir die Furchen
Nagenden Grolls von der Stirne gewischt.
Hast mir erschlossen schweigende Freuden,
Wann in das stille Weben der Dinge
Und in der Seele Lebensgeheimnis,
Wie es erbebt in zitternder Schwingung,
Du mir vergönnt andächtigen Blick.
Stille Betrachtung, friedliche Jungfrau,
Die du am Himmelsbogen heraufziehst,
Wann sich die grelle Sonne gesenkt hat,
Die du als Haarschmuck trägst auf dem Scheitel
Des träumenden Abends lieblichen Stern. —

Du, der Entsagung adelt das Antlitz,
— Aber mit Milde, nimmer mit Herbe —
Schwebe mir nieder fürder auch manchmal,
Leg' auf die Stirn mir, schöne Vertraute,
Deinen verschwiegnen, weihenden Kuß.

Das Große im kleinen.

Ich weiß nicht, wie die meisten freuen mag,
Im großen nach dem Kleinlichen zu späh'n:
Geartet ist mein Herz nach andrem Schlag:
Will stets im kleinsten auch das Größte sehn.

Arbeit.

(M. Lexer zu eigen.)

Dich preis' ich hoch vor allen Göttinnen,
Dich, heil'ge Arbeit, Spenderin des Friedens!
Die ernste Stirn bekränzet mit Cyanen,
Die Linke stützend auf die volle Garbe,
Senkst du die Sichel in der rechten Hand,
Indes die jüngre Schwester, die Erholung,
Dir lächelnd über deine Schulter schaut. —
Nicht lange trägt der Mensch der Götter Nähe:
Sein blödes Auge blendet bald ihr Glanz,
Sein irdisch Herz verzehrt die Glut des Himmels:
Die Liebe tötet, es berauscht die Freude,
Und die Begeisterung zersprengt die Brust,
Die sie zu voll erfüllen: wie ein Festtag,
Nur selten, dürfen flüchtig sie uns grüßen.
Du aber wardst uns treue Hausgenossin,
Hast abgelegt den Schimmer des Olympos

Und deine Glieder, die ambrosischen,
Hast du gehüllt in braune Werktagskleider:
Du trittst in unsre Thür gleich einer Magd:
Erst wann du scheidest, spürt der Mensch am Segen,
Den sie gebracht, daß eine Göttin nah war. —
Drei Lose sind verteilt an drei Geschlechter:
Den Göttern Seligkeit, den Toten Ruhe,
Den Menschen Arbeit. —
Du schenkest einen Trunk aus goldner Schale,
Unendlich segensreicher noch als Lethe:
Dein Trank macht nur das Schmerzliche vergessen,
Was freundlich ist, erhält er in Erinn'rung
Und würzt es mit dem köstlichsten Arom:
Mit dem Bewußtsein treu erfüllter Pflicht. —
In deinen Tempel will ich all' mein Leben,
Ein Weihgeschenk des frommen Dankes, hängen
Und will vor allen Himmlischen lobpreisen
Dich, heil'ge Arbeit, Spenderin des Friedens.

Das Eitle und das Notwendige.

Eh' du ein neues Werk beginnest
Geziemt sich, daß du stehest an
Und dich vor Gott und dir besinnest,
Aus welcher Kraft du gehst daran.
Treibt dich der Stolz mit wildem Werben,
Des eitlen Ruhmes leerer Wahn, —
O denk', wie bald die Menschen sterben
Und laß es lieber ungethan.
Dann trennt das Große von dem Kleinen
Ein anders denkendes Geschlecht:
„Er strebte," ruft's, „nach dem Gemeinen
Und er verging — ihm ward sein Recht."

Doch bricht ein Werk aus deinem Herzen,
Stark wie der Strom aus Felsen bricht,
Und ringt es sich mit tausend Schmerzen,
Ringt, weil es muß, hervor ans Licht:
Dann sei getrost: — dann kann's bestehen
Und sicher bist du dir bewußt,
Wird Werk und Namen einst vergehen,
Da hast gethan, was du gemußt.

Der erste Schnee.

I.

Es sind viel tausend Flocken gefallen über Nacht —
Der Winter ist gekommen, ach, ehe wir's gedacht.
Leis gehen alle Räder, schwer rinnt des Flusses Lauf,
Und jeder Pfahl im Feld hat ein weißes Käpplein auf. —
Ich weiß nicht, was mir ahnet: mein Herz ist trüb und weh:
Ach über Nacht kömmt Unglück oft wie der erste Schnee.

II.

Der erste Schnee! Er fällt in dünnen Flocken,
Und deckt allmählich doch die Erde zu:
Das sind des Jahres leise Sterbeglocken,
Es einzuläuten in die Totenruh';
Er gleicht dem weißen Haar, das in die Locken
Des reifen Mannes unbemerkt sich stiehlt,
Und ihm, gleichwie der Landschaft diese Flocken,
Des Schweigens und Entsagens Ernst befiehlt.
Es gleicht dies still unmerkliche Bekleiden
Den Worten, die da fallen frostig, kühl,
Eh' sich zwei Herzen von einander scheiden:
Allmählich, still — und doch stirbt das Gefühl.

III.

Du reicher, schöner, friedereicher Schnee!
In sanfter Stille gleitest du vom Himmel,
Lautlos, wie gute That von edler Seele,
Und deckest mild und unterscheidungslos
Der Erdendinge ungleich scharfe Formen
Mit allausgleichender Befriedung zu:
Was trüb, was rein, was niedrig, was erhaben, —
Du hüllst es in ein friedevoll Gewand: — —
Du weißes Vorbild von dem dunkeln Tode.

Liebe und Freundschaft.

Die Lieb' ist gleich der wunderschönen Rose:
Wo sie erblüht, ist sie die zweite nimmer,
Den Blick besticht die Form, der Farbe Schimmer,
Das Herz berauscht des süßen Dufts Narkose.
Die Freundschaft gleicht dem Stern, die wechsellose:
Zwar kälter, ärmer ist ihr keuscher Flimmer,
Doch schaut sie keinen Herbst: — sie blühet immer
Und ihren Reiz zerstört kein Sturmgetose.
Wer in des Sommers sonnenhellen Tagen
Durch blüh'nde Rosenhaine fröhlich schreitet,
Mag wenig nach den sanften Sternen fragen.
Doch in der Winternacht wer einsam reitet,
Weiß nimmer Dank genug dem Licht zu sagen,
Das ihn so treu und segenvoll geleitet.

Unverhoffter Sieg.

Das ist ein Tag voll Nacht und Not, ein finstrer Tag gewesen,
Und doch zum schönsten Abendrot ist noch sein Schluß genesen

Durchleuchtet ist die Dunkelheit, durchwärmet ist die Kälte,
In friedliche Vollendetheit der düstre Kampf sich hellte.
Der Feind, der ihr getrotzt zuvor, muß selbst sie nun verschönen:
Die Sonne muß ein goldner Flor von Abendwolken krönen.
In deinen Kämpfen denke dran: zum Sieg kann rasch sich's wenden:
Was trüb und wolkenschwer begann, mag glorreich sich vollenden.

Blumen-Worte.

„Such' ein Veilchen!“
Scherzt das Veilchen.

„Trink und lebe!“
Winkt die Rebe.

„Komm' und kose!“
Haucht die Rose.

„Niemals weiche!“
Mahnt die Eiche.

„Komm' und hilf!“
Klagt das Schilf.

„Auf, zum Lichte!“
Rauscht die Fichte,

„Nie vergesse!“
Die Cypresse.

Der Wunderquell.

Im Herzen wurde mir ein Wunderquell beschieden,
Der unerschöpflich reich von Liebe strömt und Frieden:
Trutz biet' ich drum der Welt und ihren gift'gen Pfeilen:
So lang der Quell mir fließt, wird jede Wunde heilen.

Angeboren.

Sein Bestes muß der Mann erstreben
In Müh'n und Kämpfen unverzagt:
Sein Bestes wird dem Weib gegeben: —
Wo nicht, bleibt's ewig ihm versagt.

Das Flüchtige.

O klage mir nicht, daß so eilend entschwunden
Unsrer Begegnung beflügelte Stunden.
Längst hat mich das Leben mit Schmerzen gelehrt:
Am schnellsten verblüht, was von köstlichstem Wert.
O gedenke, wie flüchtig der Harfe Getön ist
Und der Lenz und die Lieb' und ach alles, was schön ist!

Heimat.

Den Raum, wo du gewachsen bist, den halte hoch und wert:
Dein Glück und dein Gedeihen ist nur an der Heimat Herd.
O Heil dem Mann, der wohnen kann, wo seine Wiege stand:
Da sieht ihn alles freundlich an, was ihn als Kind gekannt.
Das Brünnlein und der Gartenzaun, der Nußbaum auf dem Plan
Mit treuen Augen auf ihn schau'n als alten Spielkumpan.
Hausgeister hüpfen rings um ihn, sein Schutzgeleit zu sein,
Und jede Straße grüßet ihn, ihm redet jeder Stein.
Und wem die Welt ins Herz gezielt, — Heil wer nach Haus entrann:
Die Scholle, drauf das Kind gespielt, sie heilt den wunden Mann.

Laß dein Herz gewähren.

Ich preis' ein Wörtlein kurz und schlicht vor allen weisen Lehren:
Was in dir blüht ersticke nicht und laß dein Herz gewähren.
Will dich zu ihrer Klugheit hin die falsche Welt bekehren,
So wahre deinen treuen Sinn und laß dein Herz gewähren.
Und drücket dich ein schweres Leid, nicht schäme dich der Zähren, —
Ergieb dich süßer Traurigkeit und laß dein Herz gewähren.
Und hast du eine Seele lieb und will die Welt dir's wehren,
O folge deinem heil'gen Trieb und laß dein Herz gewähren.

Verschlossenheit und Offenheit.

Freund, deine besten, innersten Gedanken
Sollst du behutsam vor der Welt verschließen:
Denn, giebst du sie, — sie wird dir's niemals danken,
Und schwer wird ihre Kälte dich verdrießen. —
Doch wollte Gott dir soviel Gnade schenken,
Das eine Seele ganz ward dir zu eigen, —
Der sollst du all' dein Dichten und dein Denken,
Sollst freudig ihr dein tiefstes Leben zeigen.
Dann wird sich erst der Glanz von deinen Schätzen
Im Licht der Liebe leuchtend offenbaren:
Noch mehr als du wird sie die Liebe schätzen
Und wird sie treuer als du selbst bewahren.

Gedanke und Gemüt.

Verschließe deine Seele nicht dem Sonnenstrahl der Güte,
Des Denkens kaltes Sternenlicht allein reift keine Blüte.
Wohl giebt der Geist Zufriedenheit, den Epheu, schlicht von Blüte, —
Die Rosen der Glückseligkeit entsprießen dem Gemüte.

Genuß der Gegenwart.

I.

O gebt mir meine goldnen Tage,
Gebt meine Jugend mir zurück,
Jetzt wüßt' ich erst, um das ich klage,
Zu nützen, das verscherzte Glück! —
Nun reut mich all' der tausend Stunden,
Da hell die Sonne schien zu Thal
Und ich das Haupt wie florumwunden
Vergrub im dumpfen Büchersaal.

Was frommt mir all' der weise Plunder?
Kein Buch hat Zauberspruchs Gewalt!
Der Himmel nur birgt goldne Wunder
Und grüne Wunder birgt der Wald.
O Falterflug in Blütenhainen,
O Amselruf im Abendglühn!
Um jede Rose möcht' ich weinen,
Die ich ließ ungesehn verblühn.
Nur Eins ist Weisheit: durch die Auen
Bekränzten Haupts im Lenze ziehn,
Im Glanz sich sonnen schöner Frauen
Und singen holde Melodien.

II.

Sie die kleine Mücke fliegen hochbeglückt im Sonnenschein:
Heute früh ans Licht entstiegen, wird sie abends nicht mehr sein.
Sieh, wie ihre Flügel glänzen, wie sie froh im Äther schwebt:
Sie vergißt in ihren Tänzen, daß sie stirbt und daß sie lebt.
Mensch, mit allem stolzen Streben höh'res Glück erstrebst du nicht:
So vergiß den Tod, das Leben, und genieß' das Sonnenlicht!

III.

Die Tage sind gar flüchtige Gestalten:
Sie bringen dir das Glück in schwanker Schale:
Nicht zwingen kannst du sie, dir still zu halten: —
Trink', Freund, so viel du kannst, mit einem Male.
Trink' zu! Und laß dich nichts im Schlürfen stören.
Und ob die Nüchternen die Welt gewinnen, —
Die Trunknen nur sind selig: denn sie hören
Den leisen Tropfenfall der Zeit nicht rinnen.

Enttäuschung.

So vielem, das ich heiß ersehnte, benahm die Nähe Glanz und Pracht
Und was ich sternenewig wähnte, verlosch, ein Irrlicht, über Nacht.
Wo ich nun helle Strahlen sehe, in duft'ger Ferne bleib' ich gern,
Daß nicht die mitleidlose Nähe entheil'ge mir auch diesen Stern.
Und seh' ich andre sich versenken in ihres Traumes Süßigkeit, —
Wehmütig lächelnd muß ich denken: „Wann ist für Euch Erwachenszeit?"

Seufzer.

Ihr reichen, vollen Stunden süßfreud'ger Seligkeit,
Wie seid ihr doch geschwunden — wie weit — wie weit — wie weit! —
Mein Herz, einst bis zum Grunde der Freude voll und schwer,
Wie ist's zu dieser Stunde so leer — so leer — so leer! —
Hoch hat mein Herz gebrandet, wie eine stolze See:
Und nun — versiegt, versandet: — wie weh — wie weh — wie weh!

Das Wasser und die Seele.

Selbst wenn im freundlichen Strahle der Sonnen
Spiegelnd sich ebnet die rinnende Flut:
Ruhe wird nimmer im wechselnden Bronnen: —
Unten, da rauscht es, ob droben es ruht.
Seele, wann kömmt, du lebendige Quelle,
Endlich dein Sehnen und Bangen zu Ruh'?
Fänden den Frieden auch Wasser und Welle,
Sehnende Seele, nie findest ihn du!

Die Knabenzeit.

I.

Wie flossen einst dem Knaben leicht und schnelle
Vom offnen Mund die unbedachten Lieder!
Ein rasches Echo gab die Seele wieder
Dem leisen Anschlag jeder Lebenswelle.
Ein Mädchenblick, — ein Strahl der Frühlingstage, —
Und flugs im Lied erklang das Herz, das volle,
Wie in der Thräne jedem Schmerz und Grolle
Ein leichter Balsam floß und leichte Klage.
Jetzt aber, soll die Seele wiedertönen,
Muß sie ein ganzer Sturmwind erst durchbrausen
Und furchtbar ernste Priesterinnen hausen,
Wo ich soll opfern am Altar des Schönen.
Die Lieder flossen leicht in jeder Stunde
Und leicht die Thränen, gleich dem Tau auf Halme:
Jetzt schmerzlich schwer, wie aus der kranken Palme
Träuft edles Harz aus tiefster Lebenswunde.

II.

Wohl ist das Auge nun erweitert, dem hellen Blick gehört die Welt:
Doch jede holde Hoffnung scheitert und jede süße Täuschung fällt.
Wie gern legt' ich die Bürde nieder unseliger Erfahrenheit,
Schlüg' mir ein einz'ger Herzschlag wieder aus meiner frohen Knabenzeit!

Frühlings-Andacht.

Der milde Lenz ist segnend eingezogen, —
Der holdeste von Gottes Huldgedanken:
Er wölbt den Dom der Gnaden sonder Schranken,
Unendlich weit, am blauen Himmelsbogen.

Nun geht mein Herz in hohen Liebeswogen,
Es drängt mich opfernd einem Gott zu danken,
Und frommer als je Priesterkniee sanken,
Hat Andacht heut dies stolze Haupt gebogen.
Verströmen wollt' ich meines Lebens Fluten,
Könnt' einen ew'gen Frühling ich hienieden
Erkaufen und den Menschen — ew'gen Frieden.
Doch ach! nur Einem war das Los beschieden,
Aus Liebe für die Welt am Kreuz zu bluten,
Zum Lohn, daß er der Beste war der Guten.

Glaube und Forschung.

Das Glück des Herzens mußt als Saat du wagen,
Willst du die Ernte der Erkenntnis schau'n:
Mußt Gott und Welt vorher in Stücke schlagen,
Willst du sie geistig dir zurecht erbau'n.
Gefährlich ist's, wenn du die holde Traumwelt
Des Glaubens abschwörst mit vorreifem Mut,
Den Hafen fliehst, der dich in sichrem Raum hält,
Und steuerlos treibst auf empörter Flut.
Nicht jeder landet heil im Port der Wahrheit,
Der früh des Denkens schwankem Boot vertraut:
Rasch ist zerstört, was oft erst späte Klarheit
Aus Trümmern der Verzweiflung schöner baut.

Verteidigung der Philosophie.

„So lang ihr an Systemen schafft, —
Ihr habt noch keines ausgebaut:
Sowie man scharf nach oben schaut,
Im Dachgewölb die Lücke klafft."

Ganz recht, Hochwürden! Auszulernen
Ward uns versagt und zu vollenden:
Drum durch die Lücke soll sich wenden
Der Blick stets wieder zu den Sternen.

Brief auf der Alpenreise.

Und frägst du, was im Schau'n und Wandern
Durch diese wunderbare Welt
Mir Geist und Phantasie vor andern
Mit Stolz zugleich und Demut schwellt?
Das ist der große Gottgedanke,
Der mich mit ew'gem Licht erhellt:
Das All ist eins, und nicht die Schranke,
Das Leben Gottes ist die Welt.
Siehst du in Lüften ziehn den Geier?
Hörst du, wie er vor Wonne kreischt? —
Das ist dieselbe Kraft, die freier
In Menschenbrust nach Leben heischt.
Siehst du den Glanz der Gletscherfirne,
Dies Weiß, das sich in Blau verliert?
Der gleiche Glanz ist's, der die Stirne,
Die weiße dir, Geliebte, ziert.
Und siehst du dort sich wie lebendig
Den Gießbach stürzen niederwärts?
Mit gleicher Kraft reißt gottnotwendig
Mit sich die Leidenschaft das Herz.
Und siehst du auch in sel'ger Ferne
Die goldnen Lichter wandeln dort?
Getrost: so sicher wie dem Sterne
Wird dir dein gottbestimmter Ort.

Beethoven-Stimmung.

Mächtige Schmerzen hatt' ich getragen,
Bittere Leiden seufzend gelitten,
Weil in das Los der sterblichen Menschen
Liebend die Seele tief ich versenkt.
Sie verlangen des Lichtes, ersehnen die Sonne
Mit dem Drange des Adlers: aber ihr Auge
Blendet der Lichtstrahl, des sie begehren,
Und über die Wolken dringen sie nie.
Ach, die Erhebung darbt des Genusses
Und der Genuß entbehrt der Erhebung!
Ewiges Ringen: — nimmer Erreichung,
Ewiges Fragen: — nimmer Bescheid.
Selber des Todes Engel, der schöne,
Bringet die Fackel, nicht, sie zu zeigen,
Nur, sie zu löschen: er nahet im Fluge, —
Und mit blitzendem Schwert ist das Leben durchhau'n. —
Solches erwägend, wollte das junge
Herz mir verzagen und auf die Erde
Warf ich mein Antlitz, — dachte die hellen
Sterne des Himmels nimmer zu schau'n.
Und durch die Seele gingen mir dunkel
Wogende Fluten, klagend und rauschend. —
Da drängte durch all' das Klagegewoge,
Leis und melodisch, anderer Laut.
Das klang so vernehmlich, so fest und geruhig
Wie eherne Schritte und ich hörte das Schicksal,
Das ewige, wandeln, ich hörte mit Ehrfurcht
Aus heiliger Ferne den schreitenden Gott.
Und sieh, mit Frohlocken erkannt' ich den Rhythmus
Als lange gewohnten: denn es ging in der Stille,
Mit begrüßendem Takte, in gleicher Bewegung
Mit dem ewigen Schicksal mein eigenes Herz.

Aufsprang ich mit Jauchzen und blickte nach oben:
Noch streifte mein Auge der heilige Schimmer:
Der Gott war geschritten in die Pforte der Himmel,
Doch ich sah noch des Mantels goldenen Saum.
Ich sah noch die Straße, die er gewandelt:
Denn es sind seine stillen Spuren die Sterne: —
Ich hörte ein Klingen von silbernen Harfen
Und es ging durch die Lüfte wie Sphärengesang:
„Auf Glück ist und Unglück die Welt nicht gerichtet,
Das haben die thörichten Menschen erdacht:
Es will sich ein ewiger Wille vollenden,
Ihm dient der Gehorsam, ihm dient auch der Trotz.
Begehrst du nach Glück, — o so liebe die Menschen,
Denn nur die begeisterte Liebe beglückt:
Du selbst wirst vergehen, doch nie deine Liebe,
Sie bleibet und wehet im Atem der Welt:
So liebe den Gott, des Tempel das Weltall,
Der rings dich mit schweigenden Wundern umgiebt:
Im Schönen ist Freude, im Guten ist Freiheit,
Im Wahren ist Frieden, in allem ist Gott."

Gebet.

Die Götter fleh' ich an allein um diese Gabe:
Ein frisches Lorbeerblatt auf einem frühen Grabe.

Vermischte Gedichte.

Inter folia fructus.

Litteratur und Kunst.

Wahre Schönheit ist schöne Wahrheit.

An unsere Sprache.

Wohl schmückt dich, Mutter reich an Schöne, so manchen Liedes Ehrenreis
Und deine sangeskund'gen Söhne wetteifern dir zu Lob und Preis:
Drum nicht um deinen Ruhm zu mehren, nur zu willfahren eignem Drang
Erheb' auch ich zu deinen Ehren den dankerfüllten Lobgesang. —
O ihr voll Kraft und voller Milde, die ihr die Seele hebt und beugt,
Ihr edeln deutschen Klanggebilde, aus Schönheit und aus Ernst gezeugt:
Gleichwie der Strom aus Felsenschranken brecht ihr aus tiefer Brust hervor,
Und tragt im Schwunge den Gedanken gleich einem Flügelroß empor. —
Ihr tönet fort seit grauen Zeiten, und wo ein groß Verhängnis naht,
Wo sich in der Geschichte Schreiten vollendet eine Riesenthat,
Da, ob sie klage, ob frohlocke, schlägt sie, die beides herrlich kann,
Da schlägt wie eine Schicksalsglocke die deutsche Sprache mächtig an. —

Der Römer hörte scheu ihr Brausen, da sich sein Stern geneigt zu Fall:
Er hat mit todesbangem Grausen ein Sturmgeheul genannt den Schall. —
Und als der Hunne ward bezwungen und als die Gottesgeißel brach,
Da klang das Lied der Nibelungen wie Schwerterschlag auf Schilden nach.
Und es verkehrte sich in Jammer der Saracenen Stolz und Spott,
Als auf ihr „Allah“ Karl der Hammer entgegenrief: „Und mit uns Gott!“ —
Und da vollendet bis zur Zinnen des Mittelalters stolzer Dom,
Als seine Orgel rauschte drinnen des deutschen Sanges voller Strom:
Da hör' ich eure Harfen beide und hundert andre ruft ihr wach,
Herr Walther von der Vogelweide, Herr Wolfram du von Eschenbach. —
Bald war der reiche Bau zerbrochen, dem Moder schien die Welt geweiht:
Da ward in deutschem Laut gesprochen der Zauberspruch der neuen Zeit.
Tief griffest du, o große Mutter, in deines Reichtums Königshort
Und reichtest dem gewalt'gen Luther das Schwert des Siegs: das deutsche Wort!
Lebendig rauschten nun die Psalmen, so herrlich wie sie David sang,
Ein Hauch vom Jordan und den Palmen flog alles deutsche Land entlang,
Und Worten, aller Wunden Labe, die fern des Heilands Lippe sprach,
Sann jetzt der blonde deutsche Knabe im Schose seiner Mutter nach. —
Und als aufs neu, nach dumpfen Zeiten, scholl ungestüm der Freiheit Ruf,
Seh' ich ein Paar gewaltig schreiten, das im Gesang die Freiheit schuf.
Nachdem schon mancher schlichter, stiller das tote Wort zu wecken rang,
Kam jener königliche Schiller mit edelstolzem Heldengang:

Wie einen Kaisermantel prächtig wirft er die Sprache um sich her,
Bei jedem Schritte rauscht sie mächtig von Wohllaut und von Fülle
schwer.
Und mit der Zauberkraft des Schönen, die alle Herzen bannt und
zwingt,
Läßt Goethe goldne Weisen tönen, daß Erd' und Himmel wiederklingt:
Er zürnt: — die Elemente brausen, — er lacht: — es klingt wie
Glockenerz,
Er träumt: — und ahnungsvolles Grausen beschleicht das hinge-
gebne Herz. —
O tönet fort, ihr heil'gen Zungen, darin mein Volk frohlockt und klagt,
Du Saitenspiel, nie ausgeklungen, du Rätsel, niemals ausgesagt.
Und wo die Ruhestatt sich wähle in fernem Land ein deutscher
Schritt, —
Er trage treu wie seine Seele der Heimat edle Sprache mit:
Sie geht mit uns im Zug der Heere, sie geht mit uns im Wanderzelt
Und bauet jenseit blauer Meere uns eine neue deutsche Welt.

Mit einem Lorbeerkranz auf Schillers Grab gelegt.

(Schillerfeier von 1859.)

Dein Leben war kein holder Reigentanz!
Ein Held warst du und gingst auf Kampfeswegen.
Du hast gesiegt: — jedoch den Lorbeerkranz,
Nur auf die Gruft konnt' ihn dein Volk dir legen.
Wie eine deutsche Sonne, früh zum Tod
Zogst du durch Wolken, Nebel und Beschwerde,
Vor Untergang ein flüchtig Abendrot:
„Das ist das Los des Schönen auf der Erde!" —
Doch still! denn eines Halbgotts war sein Los:
Wie Herakles durchrang er all' sein Leben,
Um endlich aus des Scheiterhaufens Schos
Sich sieghaft zum Olympos zu erheben.

So prangt er, seinem Volk ein Heiligtum,
Ein schönster Stern in Gottes Weltgebäude;
Für flüchtig Weh ward ihm der ew'ge Ruhm:
„Kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude!"

Nachruf an Ludwig Uhland.

(1862.)

Jüngst ist ein Geist emporgestiegen,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Der in der Freiheit heil'gen Kriegen
Sich stets im Vorderkampf gestellt.
Von Schäfern bald und bald von Helden,
Von Sängern und von Jungfrau'n mild,
Vom edeln Wirt wußt' er zu melden,
Der goldne Äpfel trägt im Schild.
Und um zu trösten und zu tragen
Den Jammer einer schweren Zeit,
Auf rief er aus verscholl'nen Tagen
Der alten Kaiser Herrlichkeit.
Wie mannigfach sein Lied erklungen,
Wie holde Weisen auch er fand, —
Am schönsten hat er doch gesungen,
Sang er von dir, mein Vaterland!
Und ob er süß von Lenz und Lieben,
Von alten Zeiten rühmend sang,
Ob von den grimmen Schwerteshieben
Des Rauschebart sein Lied erklang:
Ob er, ein Kämpe sondergleichen,
Für Recht und Licht und Freiheit sprach: —
Stets jauchzte seinen Schwabenstreichen
Das ganze Volk der Deutschen nach.

Denn in dem Goldklang seiner Lieder,
In seinem Leben stark und mild,
Erkannte mit Frohlocken wieder
Dies deutsche Volk das eigne Bild:
Und sind sie längst vergessen alle,
Die fremder Kunst sich zugewandt,
Wird Ludwig Uhlands Lied mit Schalle
Noch rauschen durch sein deutsches Land.

Nachruf an Friedrich Rückert.

(1866.)

So ist der letzte denn hinabgestiegen
Der Sänger, welche, vor den andern ragend,
Hoch in geweihter Hand die Leier tragend,
Die deutsche Kunst geführt von Sieg zu Siegen!
Längst in sicil'scher Lorbeerhaine Frieden,
Im teuern Süden, ruht der edle Platen,
Und, müd von Kampfes- und von Sangesthaten,
Ist Uhland uns, der tapfre, hingeschieden.
Jetzt folgt der weise Rückert den Genossen: —
Ward's ihm zu einsam, daß er also eilte?
Er, der zu längst bei seinen Deutschen weilte,
Hat auch zu tiefst des deutschen Wehs genossen.
Wie hell, gleich Schwertschlag auf Tyrannenkette,
Scholl Freimund Reimars Lied vor fünfzig Jahren,
Wie stürmisch und wie stolz kam er gefahren
Im Siegesschritt gepanzerter Sonette!
Wie sang er schön den Ruhm der deutschen Waffen,
Wie rief er laut nach Rotbart in dem Berge,
Wie kühn und grimmig schalt er, als die Zwerge
Das Werk zerstört, das Heldenkraft geschaffen! —

Und ob er still dann, wo die Palmen ragen,
Uralte Weisheit grub aus tiefstem Schachte, —
Wie hell die Pracht des Morgenlands ihm lachte: —
Sein treues Herz hat immer deutsch geschlagen.
Wieland dem Schmiede möcht' ich ihn vergleichen,
Des Kraft und Kunst gleich hoch die Sagen preisen:
Der deutschen Sprache Silber, Gold und Eisen,
Wie herrlich sprühten sie bei seinen Streichen!
Bald schuf er Kronen voller Edelsteine,
Bald zierlich wie für Elfen, Ring' und Spangen,
Bald Schwerter, die durch Helm und Harnisch drangen: —
Denn ihm geriet das Starke wie das Feine.
Ihm mußten wie im Spiele sich bequemen
Des spröden Wortes tiefstgeheime Spenden. —
Nun glitt der Zauberstab aus seinen Händen:
Wer hat die Zuversicht, ihn aufzunehmen?
Wer's kann, der wag's: ihm würden alle weichen.
Mir aber ahnt: bis nicht aus Kampf und Siegen
Dies deutsche Volk verjüngt ist aufgestiegen: —
Nicht eher kommt ein Meister seinesgleichen.

An die frommen Lyriker.

Wo ist das Maß geblieben?
„Das haben wir vertrieben."
Wohin die Form gekommen?
„Wir brauchen sie nicht, wir Frommen."
Ei, ei, wo Maß und Form gebricht —
Fromm mag das sein: — doch schön ist's nicht.

Von der Poesie.

I.

Ich bin die Göttin Poesie.
Viel hundert Freier seh' ich hie:
Ich lege jedem die Hand aufs Herz:
Pocht da noch andrer Wunsch und Schmerz,
So schüttl' ich stumm mein Lockenhaupt:
Bis der kommt, der an mich nur glaubt,
Der mich nur will, mich ganz allein,
Der all' sein Glück will und sein Leben,
Ja, seine Seele für mich geben:
Dem will ich gern zu eigen sein!
Ich bin ein Weib: ich will ihn ganz,
Denn ganz auch geb' ich meinen Kranz.

II.

Sie halten mit Spießen, mit Ketten und Stangen
Die liebliche Königstochter gefangen,
Die Tochter des Geists und der Phantasie,
Die goldene, goldene Poesie:
Sie blicket so bang vom umgitterten Haus
Nach einem Ritter und Retter aus: —
Wohlan und wohlauf, ward die Welt so arm?
Was blitzt kein Schwert, was schlägt kein Arm?
Soll die Holde vergehn in unendlichem Harm,
Ihr Ruf übertäubt vom Getöse des Tages?
Und kost' es mein Leben, — ich will es, ich wag' es:
Trotz Schranken und Schreck und Philistergeschrei,
Ich will dich erlösen, du schöne Fei!

Meine Muse.

Nein, nicht in Hellas Mormorhallen,
Wo Flöten durch die Säulen schallen,
Ist meiner Muse Aufenthalt:
Sie schmückt kein Stirnband, golden-kalt:
Frei läßt sie wirre Locken wallen,
Und ihre Heimat ist der Wald.
Dort, wo die Buchenwipfel rauschen,
Darf ich ihr Walten oft belauschen:
Da schwebt sie hin am stillen See,
Ihr folgt das junge, fahle Reh,
Und wilde Tauben Zwiesprach tauschen,
Leis gurrend, mit der Waldesfee.
Sie zeichnet träumend in den Lüften:
Da haucht's von wilder Rosen Düften,
Da steigt mit Erker, Turm und Thor
Dornröschens Königsschloß empor,
Schneewittchen taucht aus Todesgrüften,
Aus Herdruß Aschenbrödel vor.
Sie schlägt in ihre lichten Hände:
Da wogt ein Leben sonder Ende,
Denn alle Geister macht sie frei,
Den Zwerg, den Kobold und die Fei,
Die Nixe scheu, den Elf behende,
Und tief im Rhein die Lorelei.
Sie stampft das Füßlein auf den Wasen:
Horch, Schildesklang und Hörnerblasen,
Gegrüßt, du schimmernd Ritterheer,
Das Kreuz am Schild, den Kranz am Speer,
Die Banner wehn, die Rosse rasen,
Jerusalem glänzt ferne her.
Sie winkt: — die Helden sind versunken: —
Wir sind allein und sehnsuchttrunken

Die Arme breit' ich aus nach ihr:
Doch leicht nur streift die Stirn sie mir
Und schwebt schon fern, ein Sternenfunken,
Hoch in der Abendluft Saphir.

Künstlerischer Wahlspruch.

Das Ziel der Kunst erstrahlt in lichter Klarheit:
Die wahre Schönheit ist die schöne Wahrheit.
Der Mißklang selbst des Häßlichen und Bösen, —
Er muß zuletzt in Harmonie sich lösen.

Sonett an Franz Lachner.

(Nach dem Münchner Musikfest 1855 mit einem Lorbeerkranz.)

Mit Lorbeer sollst du deine Schläfe schmücken:
Siegreiche Helden müssen Lorbeer tragen.
Wer deutscher Tonkunst Siegesschlacht geschlagen,
Darf auf die Stirn nicht mindern Kranz sich drücken.
Nur Lorbeer darf dir die Verehrung pflücken:
Dir, der, den Zaubrern gleich der alten Sagen,
Die großen Toten aus den Sarkophagen
Ins Leben wieder klingend kann entrücken.
Du bist ein Zaubrer und es darf dein Haupt
Der heil'ge Zweig der Daphne nur umkränzen,
Denn jeder Ruhm hat eigen seine Gaben:
Von Rosen sei das Liebliche umlaubt, —
Das Heil'ge mag im Lilienschmucke glänzen,
Den Lorbeer aber trage, wer erhaben.

Zur „Träumerei“ von Schumann.

Ich träumte süß: — am Meeresstrande
Aus Lorbeern stieg ein Säulenbau,
Die Welle ging auf weißem Sande,
Ein Segel blitzte fern im Blau.
Ich träumte süß: — im Pinienhaine
Ein göttlich Weib schritt hin mit mir,
Im Haare glänzten Edelsteine,
Im Auge glänzten Thränen ihr.
Ich träumte süß: — mit goldnem Scheine
Stieg auf der Wünsche kühner Bau:
Mein war das Schloß, — mein rings die Haine, —
Und mein die Thräne dieser Frau.

Meiner Schwester Constanze mit Gottfrieds von Straßburg Tristan und Isolde.

Dies Lied voll Glanz und Glut und Feuer,
Voll Wonn' und Weh' und Leidenschaft,
Voll Minnereiz und Heldenkraft,
Dies Lied, in Leid und Lust mir teuer,
Gestrenge Schwester, nimm es hin!
Und will dir Manches nicht zu Sinn,
Laß mich und Gottfried nichts entgelten:
Und willst und mußt du dennoch schelten,
So schilt — die spröde Leserin.

Landschaften.

Ut fons, ut campus, ut nemus placuit.
Tacitus Germania.

Meran.

I.

Welch' schöner Brauch der frommen Alten,
Wann sie erquickt hat eine Quelle,
Nicht eh' zu scheiden von der Stelle,
Bis sie dem Gott des Orts vergalten,
Des Dankes heil'ger Pflicht gedenk,
Mit eines Kranzes Weihgeschenk.
So nimm denn meinen Dank und Segen,
Vom höchsten Berg zum Grund der Wasser,
Sammtgrünes Thal, das Etsch und Passer
Zwei Silbergürteln gleich umhegen!
Du Himmel amethystenblau!
Ihr Lüfte paradiesisch lau!
Ihr Bergeshöh'n, bis zu den Zinnen
Umlaubt von Wein und Feigenkränzen:
Im Grün die Linnenärmel glänzen
Der hochgeschürzten Winzerinnen:
Durch Rebgehänge schreiten sie
Bei süßer Lieder Melodie.
Ihr porphyrroten Felskastelle,
Daraus der Winzer und der Schnitter
Verdrängt durch seinen Fleiß den Ritter:
Der Epheu längst erstieg die Wälle: —
In Scharten, draus der Pfeil gedräut,
Da nisten fromme Tauben heut.

O Märchenzauber dieser Berge!
Träumt nicht Dornröschen vom Erwecken
In Plantas mauerdichten Hecken,
Und wohnt zu Goyn im Schutz der Zwerge,
Wo sie von alters heimisch sind,
Schneewittchen nicht, das Königskind?
Wie ist es hold in dieser Wildnis
Von Stein und Grün umherzuwandeln:
Im Trinksaal blühn die roten Mandeln,
Wildrose rankt ums Ahnenbildnis,
Und sieh, des Ausfallspförtchens Raum
Füllt riesig ein Kastanienbaum.
Wie süß, im wildverwachs'nen Garten,
Im Burghof, wo die Brunnen schäumen,
Die goldnen Stunden zu verträumen
Und Märchenwunder zu erwarten:
Legt denn nicht bald dort am Altan
Der Waldfee Taubenwagen an?
Genug, mein Lied, wann willst du enden?
Ein Eden wird nicht ausgesungen!
Der Kranz des Dankes ist geschlungen:
Ich häng' ihn auf mit frommen Händen
Und grüße dich, geliebtes Thal,
Mit letztem Gruß im Abendstrahl.

II.

Ich weiß im Schos von grünen Hügeln
Ein Thal, an Segen überreich:
Dort gehn die Lüfte lind und weich,
Wie sanft bewegt von Engelsflügeln;
Dort bringt die Nacht nur holde Kühle,
Wann lau des Abends Duft verrann,
Und selbst noch aus des Mittags Schwüle
Weht dich ein Hauch des Segens an.

Die Berge stehn wie treue Hüter
Um das entschlafne Feenkind,
Und streuen ihm zum Angebind
Zu Füßen märchenhafte Güter:
Von Honig träuft, von Milch und Weine
Aus allen Höh'n der Segensguß,
Der Flugsand führet Edelsteine
Und Gold und Perlen führt der Fluß.
Wetteifernd ringt um Raum, zu segnen,
Mit süßen Feigen goldner Mais:
Wer reicher lohnt, gewinnt den Preis,
Wo Wein und Mandeln sich begegnen:
Es blüht und reifet durcheinander,
Es mischt sich Duft und Glanz und Schall:
Der Sprosser singt im Oleander,
Im Rosenbusch die Nachtigall.
Und, nicht zu stören, nur zu rühren,
Ging hier Geschichte leisrer Spur:
Die letzten Wellenschläge nur
Sind hier vom Strom der Welt zu spüren:
Doch mahnt ein Strahl aus früh'rem Glanze
An lang verschollne Herrlichkeit:
Die Burgen auf dem Hügelkranze,
Sie glühn im Abendrot der Zeit!
Der Römer hat in diesen Stillen
Von Welteroberung ausgeruht:
Es spiegelte der Passer Flut
Den Marmorglanz der Säulenvillen:
Und des Prokonsuls frohe Gäste,
Sie jauchzten ihrem Wirte zu:
„Fürwahr auch hier fandst du das Beste,
Im Thal der Götter siedelst du."
Und als das Füllhorn der Levante
Getränkt Venedig übersatt,
Zog hieher aus der Wasserstadt,

Weil er kein schön'res Eden kannte,
Der Adel, dem ein Tizian malte:
Und bald auf allen Hügeln hie
In Purpur, Gold und Cedern strahlte
Geschmack und Pracht der Nobili.
Sie fielen und ihr Werk mit ihnen. —
Doch süßer als ihr Glanz ist nun
Die Stille rings; und schöner ruhn,
Als einst die Schlösser, die Ruinen.
Der Epheu krönt die grauen Zinnen,
Eidechsen huschen durch den Sand,
Die Rosen blühn, die Bronnen rinnen: —
Du wähnest dich im Feenland.
Und doch ist dies ein Stück der Erden,
All' dieser Reiz ist Wirklichkeit! —
Mich faßt der Wunsch, nach allem Streit
Dem goldnen Thal hier gleich zu werden,
Zu ruhn in Friede, Licht und Schweigen,
Zu segnen jeden, der da naht,
Und doch dem Streben noch zu zeigen
Nach immer höh'rem Glück den Pfad.
Denn ganz befriedet ist kein Leben,
Und wo kein Wunsch mehr, ist der Tod: —
O sieh, wie dort im Abendrot
Die Berge von Trient sich heben!
Italia winket fern im Süden,
Es fliegt ein Kranichzug voraus:
Die Seele spannt die nimmermüden,
Die Flügel ihrer Sehnsucht aus.

Frühdämmer am Chiem-See.

Tag oder Nacht? Wes ist die Stunde?
Ein farblos Grau erfüllt die Runde: —
Mit mattem Licht noch spät ein Stern: —
Und doch zieht dort von Osten fern
Ein schmaler Streif schon gelblich fahl: —
Das ist des Frühlichts erster Strahl.
Und horch! Die Buchenwipfel lind
Rührt leise weckend jetzt der Wind,
Und lauter, schneller über'n Sand
Schlägt Wellenkräuseln an das Land:
Rings alles kühl und frisch und jung: —
Es weht wie Ur-Erneuerung:
Mir ist, aus tiefem Schlaf der Nacht
Sei eine neue Welt erwacht. —
Und neu erwacht ist auch mein Herz:
Wie Nebel sinkt der alte Schmerz
Und wie von Morgenwind gehoben
Schwingt sich die Seele frei nach oben:
Da sieh: es eilt mit raschen Schlägen
Der Reiher dort dem Licht entgegen:
Froh sei das Zeichen angenommen:
Willkommen, Morgenrot, willkommen!

Mondscheinfahrt auf dem Chiem-See.

Ich lenkte den Kahn
Auf silberner Bahn
Durch glitzernde Wellen
Verrufener Stellen.

Da hob sich ein Rauschen:
Es zwang mich, zu lauschen,
Ein Grau'n ungewohnt:
Der strahlende Mond
Hielt Ruder und Hand
Mir fest gebannt: — —
Mein Schiff, das stand.
Trifft Mondenstrahl
Auf Schilfgesäusel,
Auf Seegekräusel,
Auf Birkenzweige,
Auf Weiden-Geneige
Weiß und schmal, —
Das löset den Bann:
Frei werden dann
In wimmelnder Zahl
Die Geister zumal.
Und siehe, da wallten
Aus schwankenden Schilfen
Die schlanken Gestalten
Verlangender Silphen:
Da wiegt sich mit Neigen,
Mit Bergen und Zweigen,
Auf den Wogen, den gelben,
Der schwebende Reigen
Weißarmiger Elben:
Aus den fließenden Locken
Juwelen triefen,
Wie Harfen und Glocken
Erklingt's aus den Tiefen:
Und nun aus den Binsen,
Von der Wasserlinsen
Breiten Blättern die Hüften bedeckt,
Hat den bärtigen Kopf empor gereckt
Der Wassermann und die Mädchen erschreckt.

Es krochen ihm durch das grüne Haar
Libellen und Muscheln und Krebslein gar
Und es hüllten die Schultern ihm Filz und Tang
Und er winkte mir: „Sei'n Sie vor mir nicht bang,
Herr Professor: ich kenne Sie schon sehr lang.
Sie waren ein Knabe und ruderten schlecht
Und wagten sich doch schon ins Binsengeflecht:
Da lüstet's mich einmal — Sie waren am Fischen —
Sie flugs bei dem langen Gelock zu erwischen:
Doch warfen sie eben mit freundlichem: „Marsch!"
Ins Wasser den kleinen gefangenen Barsch:
Das hat mich gerührt und — Sie hat es gerettet:
Sonst lägen Sie lang schon hier unten gebettet.
— Beliebet ein Pfeifchen vom ältesten Röhrig?
Sie rauchen kein Schilf? Das finde ich thörig! —
Ich gab auch später hier auf Sie acht,
Wo Sie sehr viel Dummes geträumt und gedacht.
Doch gefällt mir Ihr Hang zu alten Geschichten:
Davon will ich Ihnen Manches berichten.
Nur schau'n Sie mir nicht soviel daneben,
Wo die Nixen, das junge Gesindel, schweben:
Ich rat' Ihnen treulich, Sie lassen sie laufen:
Ich kenne den ganzen nixnutzigen Haufen:
Sie verstehen sich reizend auf Tanzen und Scherzen,
Doch haben sie leider! keine Herzen.
Sie fürchten mich, scheint es, so nebenbei,
Und meinen, daß ich nichts Bess'res sei? —"
„O bitte, Sie sind mir sehr einerlei!
Ich möchte Sie nur, verehrter Neck,
Ersuchen, — sonst kommen wir nicht vom Fleck, —
Von dieses Chiem-Gaus alten Geschichten,
Wie Sie eben versprachen, zu berichten:
Von Torfkuh erst und Höhlenbär,
Von Hirschhornaxt und Sauzahnspeer,
Von Küchenschutt und Pfahlbauhaus,

Von gespaltner Röhrenknochen Schmaus:
Vom Kelten dann mit dem Bronzeschwert,
Und wie er das Pfahldorf brandverheert. —
Wie auf granitnen Straßenbogen
Dann Erz-Kohorten kamen gezogen,
Den Adler vorauf, den Sieg hinterdrein,
Rings Purpur, Marmor und Elfenbein,
Bis endlich vom Nord die blauäugige Schar
Das Lager gestürmt und genommen den Aar
Und dem Wodan und Donar getürmt den Altar.
Erzählen Sie mir von diesen Geschichten!
Doch Sie und die Ihrigen fürchten? — Mit nichten!
Nicht schädigen könnt ihr mich noch berücken:
Ich bin gefeit gen Trotz und Tücken."
Da wurde der Neck vor Wut ganz grün,
Aus den Augen sah ich ihm Funken sprühn:
„Verfluchter Professor, Sie sind sehr kühn!"
— Er that einen gellenden, gellenden Pfiff: —
„Kopfüber den Mann, kopfüber das Schiff!
Herbei, ihr Mädchen, im Wogenschwall,
Herbei, — er höhnt uns — ihr Geister all':
Laßt sehn, ob gegen Ersaufen feit
Die ganze trockne Gelehrsamkeit."
Und er packte das Boot am Gransen im Zorn,
Und die Wellenmädchen, die faßten es vorn
Und es schlugen die Wogen mir über den Rand:
Doch hoch erhob ich die linke Hand
Und rief: „Wohl wär' ich nun verloren,
Wär' ich zum Höchsten nicht erkoren!
Bin nicht Professor nur, ihr Thoren!
Seht hier an meiner linken Hand
Den Königsring von Feeenland:
Den gab, weil ich ihr Liebster bin,
Die euer aller Meisterin,
Titania mir, die Königin!

Der Mann, der ihre Gunst gewann,
Ihn zwingt nicht Schreck nicht Lust fortan,
Und alle Geister groß und klein
In Flut und Glut, in Luft und Hain,
Sie müssen mir gewärtig sein:
Denn alle beugen Haupt und Knie
Dem Zauberworte: Poesie!
Seht hin, am Himmel schoß ein Stern:
Es ruft die Kön'gin mich von fern:
Auf, tragt und führet euren Herrn
Entlang des Mondlichts Schimmerbahn!"
Geräuschlos vorwärts glitt mein Kahn:
Das Steuer rührt' ich spielend bloß
Und leise klang aus feuchtem Schos
Der Geister huld'gend Lied dazu:
„Heil dir, Titanias Liebling du!
Im Menschen- ist und Geisterreich
Kein Mann dem Herrn des Ringes gleich!"

Waldmorgen.

Noch lag das Haus in Schlaf geborgen,
Da zog ich aus an frühem Morgen
Und lautlos glitt mein braunes Boot
Rasch durch die See im Morgenrot:
Laut scheltend auf den frühen Gast
Die Möwe ließ die Binsenrast.
Bald, wo zum See reicht Waldesrand,
Zog ich mein Schifflein auf das Land,
Und wo die Edeltannen rauschen,
Legt' ich mich hin zu schau'n und lauschen.
Auf moos'gem Steine lag mein Haupt,
Von hohem Farnkraut dicht umlaubt,

Zur Rechten über weiße Kiesel
Ergoß der Waldquell sein Geriesel,
Ein mächt'ger Weidenstamm zur Linken
Ließ tief im See die Wurzeln trinken
Und nickte mit den Zweigen
In anmutvollem Reigen.
Rings still: nur tief im Föhrenhang
Des scheuen Buntspechts Klopfen klang
Und manchmal huschte leise
Durchs Tannengrün die Meise.
O heilig Waldes-Morgenkühl,
In meine Seele wund und schwül
Wie sog ich tief dein tauig Wesen,
Fast glaubt' ich wieder an Genesen.
O daß den Hauch ich wahren dürfte,
Den voll hier in die Brust ich schlürfte:
Ich hätte sacht im Menschentreiben
Ein selig-kühles Stillebleiben.
Waldmorgen dein will ich gedenken,
In deinen Frieden mich versenken,
Brennt's wieder mir zu heiß im Herzen
Von eignen und von fremden Schmerzen,
Auf daß gleichwie im Wunderbade
Die Seele sich der Pein entlade.

Sonnenuntergang.

Das ist die sanfte, die heilige Stunde,
Da die Sonne feierlich scheiden will;
Es bebt kein Blatt in der weiten Runde: —
Die lauten Lüfte sind alle still.
Noch einmal grüßt sie mit vollem Strahle,
Noch einmal küßt sie den Wald, den See: —

Ist's heute zum allerletztenmale?
Es liegt auf der Flur so tiefes Weh!
Jetzt ist sie versunken: — da hebt sich ein Rauschen,
Durch alle Wipfel ein Schauer weht:
Ich glaube, — könnt' ich dies Flüstern erlauschen! —
Die Blumen sprechen ihr Nachtgebet.

Sehnsucht nach dem Hochland.

(1865.)

Die Sonne sinkt ob grünen Hügeln,
In sanftem Gleiten zieht der Main,
Und schließt mit breiten Silberzügeln
Die schönen Frankenthäler ein.
Die Reben ranken allerwegen,
Der Pfirsich glüht an jeder Wand
Die warmen Lüfte träufen Segen
Und wie ein Garten liegt das Land.
Doch reich wie sich die Fluren dehnen, —
Wann ich ins Gold des Abends schau',
Trägt mir das Herz ein mächtig Sehnen
Zu fernen Bildern, stolz und rauh.
Es weht mir kühler um die Stirne, —
Die Ebne sinkt in Nebelflor: —
Und sieh, es steigt mit Fels und Firne
Mein Hochland prächtig mir empor.
Es jagt Gewölk in raschem Fluge,
Aus Nebeln ragt der Felsenturm,
Der Geier kreischt in kühnem Fluge
Und durch den Bergwald rauscht der Sturm.
O Wurzelweg im dichten Walde,
orellenhusch im Kieselbach,
O Alpenros' auf moos'ger Halde,
Und wetterbraunes Sennendach!

O blauer See der stillen Buchten,
O Reiherflug am schilf'gen Strand
Und du mit deinen Zackenwuchten,
Du zinnenstolze Kampenwand!
Gern gäb' ich diese Reben-Auen
Und allen Reichtum, der sie schwellt,
Dich jetzt im Abendglühn zu schauen,
Du meiner Heimat Bergeswelt!

Brief auf der Schweizer-Reise.

Liebes Fräulein, viel erzählen, könnt' ich schon nach kurzer Frist.
Doch zumeist, wie unsern Seelen du so traut geworden bist,
Daß, was wir des Schönen schauen, Berg und Baum und Stein und Stern,
Flugs wir möchten's dir vertrauen, möchten's mit dir teilen gern.
Wann die blauen Gletscher blinken, wann da rauschen Wald und See,
Wann die Hütten traulich winken, denk' ich dein, du weiße Fee,
Wie du staunend würdest schreiten durch dies Wunderland der Schweiz:
Wie dein Auge würde breiten überallhin neuen Reiz. —
Doch gemach! Wann erst die Flammen winterlich am Herde sprühn,
Wann wir sitzen traut beisammen bei der Abendlampe Glühn,
Liebes Fräulein, — dann erzähle viel ich von den Wundern hier:
Doch noch mehr, wie meine Seele immer sich gesehnt — nach dir.

Gelegentliches.

Die edle Form bannt in Krystall
Der Augenblicke Tropfenfall.

Die Entwaffnung des Marienbergs.

(Der Feste von Würzburg: 1867.)

Altehrwürdige Burg, fränkischer Segensgau'n
Unvordenklicher Waffenschutz,
Hat so endlich die Hand alles verwandelnder Zeit
Dich der reisigen Rüstung,
Die jahrtausendelang stets du in Ehren trugst,
Deines rostigen Helms und des zerhau'nen Schilds,
Freundlich lösend entlastet?
Manch' gewalt'gen Kampf hast du gekämpft gesehn,
Manchen freudigen Festestag,
Seit zuerst auf dem Berg, der des gewundenen Stroms
Schlänglung weithin beherrschet,
Menschenhände das Steil steiler behau'n, gehöhlt
Tiefre Höhlungen sich und von dem Fels zu Thal
Pfeil geschleudert und Steinaxt.
Ungern thatst du und schwer salischem Scepterkreuz,
Hermundurische Königspfalz,
Angelknarrend dich auf, als dir der Bischof und Graf
Kreuz aufzwangen und Scepter:
Nieder brannten sie dir Wodans geweihten Hain
Und, noch blumengekränzt, sank in die Glut das Bild
Manch' goldlockiger Göttin.
Mit Sankt Kilians Schutz sandtest du, o wie oft
Seither fränkische Krieger aus,
Wann der Kaiser gebot und sich des Reiches Panier
Adlerflüglig zum Kampf hob:

Oftmals eichenbekränzt kehrte dein Burgvogt heim,
Ob auch manchen die Nacht wendischen Walds behielt,
Manchen Palmen des Jordan.
Doch mit stolzestem Glanz strahltest du von dem Licht
Hohenstaufischer Herrlichkeit:
Als die schimmernde Braut, als Beatrice sich hier
Barbarossa vermählte,
Als sein siegender Sohn führte herab den Strom,
Steuernd sein Kaiserschiff, Englands trotzigen Leu'n,
Deutschen Reiches Gefangnen.
Deutsches Lied, ja damals schollest du hellen Klangs
Durch das fränkische Rebenland.
Gerne hätt' ich gelauscht, sinniger Wolfram, dir,
Dir auch, Konrad, du loser,
Doch am sehnlichsten dir, Walther, mein Seelenfreund,
Sei es, daß du des Reichs Ehren und Rechte sängst,
Sei's Waldvögelein-Lieder.
Auch noch späterhin schritt über die Hügelburg
Weltgeschichte mit lautem Gang:
An ihr schirmendes Thor pochte die eiserne Hand
Götzens stark und vergeblich;
Unbezwungen und jungfräulich verblieb der Wall,
Bis der nordische Held schwang auf den Rundturm sein
Blaugelb flatterndes Banner.
Seufzend trugst du die Last korsischer Zwingherrschaft,
Deutschen Adlers dereinst ein Horst:
Oft mit krachendem Gruß sahst du hinauf, hinab
Ziehn die ringenden Heere: — —
Lang nur schütternder Schritt gallischer Bataillone, —
Endlich näher und nah schallte der Hurraruf,
Freiheitsruf dir der Deutschen!
Alternd schliefst du seither friedliche Jahre durch,
Bis du endlich zum letzten Kampf,
Greise Kämpin, nochmals dich aus dem Schlummer hobst,
Traurig, doch nicht unrühmlich:

Einmal tauschtest du noch kriegerisch Streich auf Streich,
Einmal redete noch kräftig dein Donnermund, —
Zu verstummen auf ewig.
Altehrwürdige Burg, Friede mit dir fortan!
Wann das silberne Mondlicht nun
Um dich spielet im Blau sommerlich herrlicher Nacht, —
Träume Träume der Vorzeit.
Ruf' sie alle herauf, Männer und Frau'n zumal,
Jedes leuchtende Bild deiner Vergangenheit
Schweb' um Erker und Thore.
Dreifach wachse ein Kranz, wünsch' ich dir, um dich her:
Wilde Rosen am Fuß des Bergs,
Die so reichlich wie sonst nirgend am Main erblühn;
Wonnig duftende Reben
Sei'n des mittleren Hangs köstlicher Gürtel dir;
Aber Zinnen und Dach kröne mit tiefstem Grün
Sagen flüsternder Epheu.

Hausspruch in den Grundstein der Villa Tröltsch.

Aus eignen Geistes Fleiß und Kraft
Hab' ich dies Haus emporgeschafft,
Mit süßem Weib und lieben Kinden
Darin ein freudig Heim zu finden.
Von Blitz und Wetter sei's verschont,
Von lichten Geistern sei's bewohnt:
An Zucht und Sinn und Sitte rein, —
Ein Haus der Ehre soll es sein.
Wen birgt sein Dach, dem sei beschieden
Des Leibes Heil, der Seele Frieden,
Und deutsch, bis dieser Quader birst,
Deutsch sei's vom Grund bis an den First.

Einer Vierzehnjährigen.

Auf dunkeln Bergfels sturmverwittert,
Wann hold der Strahl des Mailichts fällt,
Ein letzter Freudenschauer zittert
Noch durch die starre Trümmerwelt:
Dann sprießt auch wohl noch eine Blüte,
Die Alpenros', aus dem Granit:
So lockte deine holde Güte
Aus meiner toten Brust das Lied.

Einer strahlenden Hellblonden.

Von deinem Haupte strahlt's wie Sonnenschein
Und wo du nahst, wird's in den Herzen helle:
Glanz wird durchs Leben dein Geleite sein
Und goldner Frohmut deines Wegs Geselle.
Du wolltst aus deines Lichtes Überfluß
Auch meinem Dunkel leichte Schimmer schenken:
Leb wohl! — Und ob ich dunkel bleiben muß, —
Mit Dank will dein, Lucifera, ich denken.

Einer Sechzehnjährigen.

(Partenkirchen.)

Oft, wann ich auf Dämmerwegen träumeschwer durchs Dorf gewallt,
Schwebte schweigend mir entgegen eine liebliche Gestalt.
„Wer da? alle guten Geister!“ — rief ich — „ist's ein Spukgesicht?“
Doch sie lächelt: „Lieber Meister, kennst du deine Freundin nicht?
Schau' im Glanz des Sternenstrahles, schau' mir nur ins Auge dreist:
Bin der Genius dieses Thales, der dich vielwillkommen heißt.

Meine besten Edelsteine, lang für dich verwahrt' ich sie:
  Nimm sie alle: Herzensreine, Jugend, Anmut, Poesie."
Oft, wann ich nun dein gedenke hier in schwüler Niedrung Duft.
  Ist's, als ob ich wieder tränke deines Wesens Alpenluft.
Und aus langen Wimpern leuchtet mir dein Blick so tief, so jung,
  Daß mein Auge selig feuchtet Rührung, Dank, Erinnerung.

Hochzeitgedicht.

Der Muse ziemt, den Darbenden zu spenden,
  Den Trauernden verleiht sie Trost und Kraft,
Sie hebt die Hoffenden mit heil'gen Händen,
  Sie löst die Sorgenden aus banger Haft:
Doch, wo die höchsten Freuden sich vollenden,
  Das Glück das Leben selbst zur Dichtung schafft: —
Da hat sie nichts zu schenken und zu reichen:
Sie schaut in solchem Anblick — ihresgleichen.
Gefüllt sieht sie den Becher bis zum Rande,
  Nichts mag noch schwellen eure frohe Brust: —
Und dennoch flog herab vom blauen Lande
  Die Muse, heil'gen Amtes sich bewußt,
Zu schlingen ihre sternenew'gen Bande
  Um höchste Stunden flücht'ger Erdenlust:
Sie löst den Lilienkranz vom eignen Haare
Und hängt ihn auf am bräutlichen Altare.
O wahrt ihn treu: — er birgt euch reichen Segen!
  Er bleibt euch frisch, welkt jeder andre Kranz.
Er wölbt hoch ob des Lebens staub'gen Wegen
  Zum Himmel euch den Regenbogenglanz.
Und gleich dem Demant unter Hammerschlägen
  Bleibt er im Sturm des Schicksals heil und ganz:
So durch der Tage wechselvolle Reihe
Wahrt er des Hochzeittages heil'ge Weihe.

Wiegenspruch.

Oft, wenn ich an diesem Bette,
Kind, gerührten Sinnes stehe,
Fühl' ich's, daß in leiser Nähe
Geister schweben um die Stätte.
Künft'ger Freuden seh' ich viele!
Flieget lang und flieget heiter
Um sein Haupt als Wegbegleiter,
Frohe deutsche Knabenspiele!
Und ihr, süße Jünglingsträume,
Kaum dem Vater ganz verloren,
Bauet ihm mit goldnen Thoren
Eden in die blauen Räume.
Aus dir soll sein Glück genesen,
Ist der Knabentraum zerronnen,
Du, der höchsten Freude Bronnen: —
Heil'ger Stolz auf deutsches Wesen.
Und ihr, feindliche Gewalten,
Die ihr auch schwebt um die Wiege,
Treue Pflicht in stetem Kriege
Soll euch ferne von ihm halten.
Schlafe ruhig! Um dein Bette
Wachen treue, tapfre Geister,
Und ich fühl's, sie bleiben Meister: —
Friede weilt an dieser Stätte.

Festspruch zur Sommersonnenwende.

(1868.)

Wohl hat in diesen schönen Hallen uns oft vereint die Freude schon,
Doch leis durch allen Jubel schallen hör' ich der Wehmut bangen Ton:
Vergänglichkeit, du Freuden-Ende! — und heut' fühl' ich dich doppelt klar:

Wir stehn am Tag der Sonnenwende und morgen neiget sich das Jahr.
Weh allen, welchen seine Stunden nichts Unvergängliches gebracht:
Bald ist ihr Glück und Glanz geschwunden wie Veilchenduft und Rosenpracht.
Doch Heil, wer sich im tiefsten Kerne gewonnen weiß den sichern Hort:
Er sieht mit Lächeln Sonn' und Sterne am Himmel wechseln ihren Ort.
Heil, wem in stiller Brust geborgen ein Gott das höchste Kleinod lieh:
Er kennt kein Gestern, scheut kein Morgen und seine Sonne wendet nie.
Er segnet dankbar sein Geschicke, von jedes Wandels Furcht befreit:
Die Ewigkeit zum Augenblicke, der Augenblick ward Ewigkeit.

Einem jungen Kaufmann.

Zum Lohn der Müh'n sei nicht das knapp bemess'ne,
Des Überflusses heitres Glück sei dein:
Dann soll die Kunst dir weihen das Besess'ne,
Geschmückt dein Haus, bekränzt die Seele sein.

Nach einem Fest der Frau des Hauses.

Weißt du, wie ich Freudenstunden
Nochmals prüfe, wann entschwunden?
Auf des Liedes goldne Wage
Leg' ich sie am andern Tage:
Falsche lasten dann am Herzen
Gleich dem Qualm verloschner Kerzen.

Doch die echten, makellosen,
Duften fort wie frische Rosen.
Und sie klingen fort und tönen
In das Reich des Ewig-Schönen.

Zum Geburtstag meiner Schwester Constanze,

den 25. März, da die Schwalben wiederkommen.

Wo war't ihr, liebe Schwalben, so lang, wo kommt ihr her? —
„Wir waren allenthalben, wir kommen übers Meer."
Da thätet ihr erlauschen wohl Wunderdinge viel? —
„Wir hörten Palmen rauschen am Ganges und am Nil."
Ihr sahet wohl da draußen viel schöneres als hie? —
„Wir sah'n den großen Straußen und den kleinen Kolibri."
Was hat euch meist gefallen, was man auf Erden find't? —
„Das Schönste bleibt von allen eine Mutter und ihr Kind."
So weit ihr baut die Nester, was hat den zweiten Preis? —
„Ein Bruder und eine Schwester, die sich lieben treu und heiß."

Meiner Schwester Constanze.

Wenn einem Mann nicht kann der Himmel geben
Das Ganze der Vollendung: Kraft und Milde, —
In schönem Ebenmaß stellt er daneben
Die sanftre Hälfte in der Schwester Bilde.
In hell'rer Farbe seh' ich in dir glänzen
Mein eignes Auge wie die eigne Seele:
Es will der Himmel freundlich so ergänzen
In beiden, was vereinzelt jedem fehle.
Für dich und mich in mir soll Stärke walten,
Ergänzung dir und Schirm zugleich zu geben:
Und du sollst zwiefach weich dein Herz erhalten,
Weil du die Milde bist in meinem Leben.

Einer versöhnten Freundin.

Uns hatten Scherz und Jugend hold verbunden
Und einen Blütenkranz von frohen Stunden
Um uns gewunden.
Doch allen Blumen droht ein Herbsteswüten:
Es hätten derer auch sich diese Blüten
Nicht mögen hüten.
Stets wird darum mein Dank dem Schmerz gebühren
Der Kränze schuf mit zaubrischem Berühren
Zu Perlenschnüren.
Was nur erfreut, das mag uns bald entschweben:
Ein Freund, dem eine Kränkung wir vergeben,
Der bleibt fürs Leben.

An Josef Viktor von Scheffel.

Jüngst kam zu mir zu Gaste ein lieber Wandersmann,
Den ich in frühen Tagen zum Herzgespiel gewann.
Durch kahle Winterfelder und Hügel schritten wir: —
Doch wo sein Fuß gewandelt, ergrünt jetzt das Revier.
Und auch mein Herz erklinget, das winterstumm er fand: —
Ich glaub', in seinem Ränzel trug er den Lenz ins Land.

An Therese.

I.

Ich will dir sein ein Stern, der wacht,
Wann sich dein Pfad verlor in Nacht;
Ich will dir sein ein starker Stab,
Wann Staub und Stein dir Müde gab;

Ich will dir sein ein fester Schild,
Wann's vor Gefahr dich bergen gilt;
Ich will dir sein ein Vogelsang,
Wann dir der Winter währt zu lang;
Ich will dir sein ein Kompaß treu,
Der stets zum Ziele zeigt aufs neu;
Ich will dir sein ein Schwingenpaar,
Das dich emporträgt immerdar;
Ich will dir sein ein Waldquell kühl,
Wenn dir das Leben brennt zu schwül:
Was stark und tief und hoch und rein,
Das alles, Kind, will ich dir sein.
Und wann mein Leben längst verrann, —
Denk' du noch meiner dann und wann
Und sprich: „Das war ein treuer Mann."

II.

Thöricht Kind, laß ab zu heischen! Lieder heischest du von mir?
Ach, was hätten sie zu bieten, meine reichsten Lieder — dir?
Trägt man Sterne noch dem Himmel, Rosen noch dem Frühling zu?
Selber, wie du lebst und wandelst, eitel Poesie bist du.

Von zwei Königskinden

Ein Gedicht

von

Felix Dahn und Therese Dahn
(Geborene Freiin von Droste-Hülshoff)

„Es waren zwei Königskinde,
Die hatten einander so lieb:
Sie konnten zusammen nicht kommen. —
Das Wasser war viel zu tief!"

(Altes Volkslied.)

Hohe Wonne.

Die Elfenkönigin.

Hört ihr das Horn vom Waldesrande?
Ihr hört es nicht? Mir träumt, sagt ihr?
Mir gilt's: es ruft vom Feeenlande
  Die Königin der Elfen mir.
Sie ruft: — o horch, wie süß und leise,
Sie ruft: — wie mächtig zwingt der Ton!
Fahrt wohl, ihr weltbetretnen Gleise,
  Denn meine Seele schwebt davon.
Sie schwebt zu ihr, die so mich ladet,
Und mich mit ihrem Reich belehnt:
Mit allem werd' ich dort begnadet,
  Was je des Herzens Wunsch ersehnt.
O sieh, es steigt vom Buchenhügel
Empor ein epheugrünes Schloß: —
Mein Falke schlägt im Hof die Flügel,
  Am Burgthor scharrt mein schwarzes Roß.
Ihr harrt umsonst! Ein weißer Kerker
Schließt euren Herrn auf ewig ein:
Es liegt mein Haupt im stillen Erker
  Im Schos der Königin der Fei'n.
Ein Wasserfall von ferne gießet: —
Im Abendgold die Halde ruht
Und über meine Stirne fließet
  All' ihrer Locken Ambra-Flut.

Versunken Welt und Weltgeschicke
In seliger Vergessenheit: —
Die Ewigkeit zum Augenblicke,
Der Augenblick ward Ewigkeit.

Entschluß.

Du warnest mich, zu werben um deinen süßen Leib:
Du ahnst, dann muß ich sterben: — ich aber will verderben
Um dich, du göttlich Weib.

Ohne Wahl.

Du hast gesiegt, du starke Liebe!
Hinweg, Besinnung und Bedacht!
Und ob sie ins Verderben triebe —
Nimm ganz mich auf in deine Macht!
Die Vorsicht sprach: „das wird nicht frommen,"
Die Sitte sprach: „vernimm mein Wort:" — —
Da ist der Strom der Liebe kommen
Und ohne Wahl riß er mich fort.
So trage mich, du heil'ge Welle,
Und, wenn du dies Verlangen stillst, —
In Todesnacht, in Himmelshelle, —
Ich folge dir, wohin du willst.

Mein!

Du bist mein, bist mein,
Mein ganz allein,
Mein ganz und gar,
Mein jede Locke, mein jedes Haar,
Mein jeder Gedanke in deinem Haupt
Und wehe dem, der mir einen raubt!

Blitz und Flamme.

Wie das Hochgewitter in jäher Wut
Hereinbricht über die Heide,
Brach dieser Liebe zündende Glut
Herein wild über uns beide.
Wir wollten uns wehren mit Menschenwitz:
Hui, brach er so mürbe zusammen!
Vom Himmel zucket der rasche Blitz
Und gen Himmel schlagen die Flammen.

Stein und Stahl.

„Ihr seid beide so stolz, sagt an einmal,
Wie kamet ihr denn zusammen?"
Wo harter Stein trifft härtern Stahl,
Da zündet's in Funken und Flammen.

Feuer gegen Feuer.

Dein Glutblick scheuchte der Feigen Gelüst,
Dein Reiz war nicht geheuer: — —
Ich habe dir lächelnd die Augen geküßt
Und Feuer bezwungen mit Feuer!

Holde Scham.

O wende nicht, o berge nicht,
Kind, dein holdselig Angesicht!
  Nein, laß mich trunknen Auges schauen,
Wie dich Erröten wundersam
Gleich jungen Rosen überkam
  Vom Busen zu den Brauen.

Freimut der Liebe.

I.

Wozu noch länger sorglich hehlen
Das schöne Lodern unsrer Seelen?
Sie wissen's doch zu dieser Frist,
Daß du mein Leben und mein Sterben,
Daß du mein Heil und mein Verderben,
  Daß du mein Ein und alles bist!

II.

Laß sie ergrimmen, laß sie ertoben!
Schwinge die große Seele nach oben.
Laß sie doch krächzen unten, die Tadler: —
Hoch ob den Krähen kreiset der Adler.

Rosenlos.

Wenn aus der Erde dunklem Schoße
Zur Schönheit aufgeknospt die Rose
Und wenn sie dann in Maientagen,
Indes die Nachtigallen schlagen,

Ihr ganzes süßes junges Leben
Dem Kuß der Sonne hingegeben,
Erfüllt hat auch die schönste Rose
Die schönsten ihr bestimmten Lose.

Sehnsucht.

I.

Das läßt mich stets dem Schmerz zum Raube,
Das bleibt der Liebe Sehnsucht-Qual,
Daß du ein andres, außer mir:
O wärst du eine süße Traube!
Ich preßte dich in den Pokal
Und all' dein Sein entschlürft' ich dir.

II.

Auspreßt' ich all' dein Wesen gern,
All' deiner Seele süßen Kern
In goldnen Kelchpokal:
Den schlürft' ich leer in Einem Zug,
Daß ganz du lebtest nur in mir:
Denn das ist meine bittre Qual
Und darum wird mir nie genug,
Daß du ein andres, außer mir:
Ganz möcht' ich gern in Gier und Geiz,
In mich aufsaugen deinen Reiz.

Sehnsucht und Erfüllung.

O Zeit, in der unübertroffen
  Genuß und Sehnsucht sich umschlingt.
Da mir der Tag ein heißes Hoffen,
  Die Nacht ein heiß Erfüllen bringt.

Mir ist, entrückt aus Erdenräumen
Wandl' ich an Edens goldner Bucht
Und pflücke dort von Wunderbäumen
Zugleich die Blüte mit der Frucht.

Der Minne Born.

Was keines Weisen Sinn ersonnen,
Was keines Dichters Traum erträumt,
Hab' ich entzückt in dir gewonnen:
Der Schönheit ew'gen Jugend-Bronnen,
Der von der höchsten Minne Wonnen
Allunerschöpflich überschäumt.

Dank.

Wenn nun in allen seinen Tiefen
Dein heilig Herz sich mir enthüllt
Und ob den Schätzen, die dort schliefen,
Die trunknen Blicke Staunen füllt, —
Die Güte, die da ohne Schwanken
Das ganze Leben lächelnd giebt,
Und diese Liebe sonder Schranken,
Wie sie noch nie ein Weib geliebt: —
Dann treibt mich Schauer der Verehrung,
Daß ich lobpreise Gottes Macht,
Der in unendlicher Gewährung
Dich, holdes Wunder, hat vollbracht.
Und ich erkenne: solche Güter
Ertragen nicht ein herrisch: „Mein!"
Ich soll nur dieses Kleinods Hüter,
Die Muschel dieser Perle sein.

Ich wache nur ob dieser Seele
An Gottes Statt mit treuer Kraft
Und einst geb' ich für die Juwele,
Die ich verwaltet, Rechenschaft.

Seligkeit.

Nun trotz' ich allem, was mich quäle!
Für immer ist mein Schmerz gestillt,
Seit ich, du weiße Blume, hehle
Im Allerheiligsten der Seele
Dein wunderthätig Gnadenbild.
Seit du mir all' dein süßes Leben,
All' deines Kelches Duft und Seim,
Des jungen Herzens scheustes Beben
Und alles hast dahingegeben,
Was hold und heilig und geheim.
Seit deine Liebe, Schöne, Reine
Sich wie ein Himmel mir erschloß,
Schau' ich ein Bild nur noch, das deine,
Und bin entrückt der Welt Gemeine
Und ward der Seligen Genoß.

Glück.

Sie können's nicht verstehen, die blöden Menschen all',
Was aus der Brust mir flutet mit sel'gem Überschwall.
Sie staunen, wie ich wandle, als trüg' mich Flügelkraft,
Sie staunen, wie es schimmert ums Haupt mir geisterhaft.
Was ich berühre, glänzet, es glückt, was nie gelang,
Die Mühe wird zum Spiele und alles wird Gesang.
Mein Leben ward ein Tempel, mein Herz sein goldner Herd
Und alle guten Götter, sind leuchtend eingekehrt!

Stiller Stolz.

Geheimer Liebe Schmerzen brennen,
Doch keiner brennt wie der so scharf,
Daß ich mich nicht zu dir bekennen
Und deine Liebe preisen darf:
Wer je von Liebe war getrieben,
Mit Lob, was er geliebt, erhob:
Denn Loben ist ein lautes Lieben
Und Lieben ist ein stilles Lob.
Es stimmt in deines Ruhmes Reigen
Ein Chor von fremden Zungen ein:
Und ich, dem all' der Reiz zu eigen, —
Ich muß ein stummer Hörer sein
Und möchte doch so laut frohlocken:
„O schweige still, du arm Geschlecht,
Die Süße mit den duft'gen Locken,
Wie kennt, wie lobt ihr sie so schlecht!
Manch blödes Auge blickt nach oben,
Die Sterne staunt es schweigend an:
Doch recht mag nur den Himmel loben,
Dem leuchtend er sich aufgethan!
Ihr preiset sie ein Glanz-Juwele,
Weil ihr nur ihren Schimmer seht,
Doch was wißt ihr von ihrer Seele,
Der Rose, die in Blüten steht!

Seliges Wissen.

Was ist das Beste, das ich weiß?
Das ist ein Wissen selig heiß!
's ist maienhold und elfenweiß,
's ist fein und zart und lieb und leis
Und aller Mädchen Ehrenpreis!

Das Urbild der Liebe.

Willst du die Liebe malen?
Nimm keusche Sonnenstrahlen, —
Nimm heiße Lavagluten, —
Nimm wilde Sehnsuchtfluten, —
Nimm Spiegelglanz vom Bergessee, —
Nimm Goldgelock der Waldesfee: — —
O nein, o nein!
Laß all' das sein
Und komm' zu mir und bitt' mich fein:
Ich sag' dir Einen Namen,
Einen Namen auserlesen,
Der schließt, ein goldner Rahmen,
Der Liebe ganzes Wesen,
Der Liebe Urbild ein.

Die Zeichen der Liebe.

„Was sind der Liebe Zeichen?"
Erröten und erbleichen,
Erjauchzen und erbangen,
Kömmt sie von fern gegangen:
Bei ihres Namens Klange
Ein Glutstrahl in die Wange,
Still, mit geschloss'nen Augen
An ihren Zügen saugen,
Das Licht, den Lenz, das Leben,
Kurz, was da köstlich eben
Ihr alles wollen geben,
In allen Erdenreichen
Nichts achten ihresgleichen
Und niemals von ihr weichen. —
Das sind der Liebe Zeichen.

Was heißt Lieben?

„Sag' an, was nennst du lieben?" —
Von Sehnsucht umgetrieben,
Versunken ganz im andern,
Durch Stadt und Felder wandern, —
In langen, wachen Nächten
Mit Gott und Menschen rechten, —
Vom Kissen, dem vielheißen,
Die nassen Augen reißen, —
In tobendem Verlangen
Die leere Luft umfangen, —
Die Augen manchmal schließen,
Der Bilder zu genießen,
Die durch die Seele fließen, —
In langen grauen Tagen
Stumm, stolz die Pein ertragen —
Und dennoch nie verzagen
Und dennoch nie entsagen,
Glück, Ehre, Leben wagen
Und lieber doch verbrennen,
Als diese Qual nicht kennen,
Die Mark und Kraft zerrieben: — —
Das, — etwa, — nenn' ich lieben!

Alles dein!

I.

Nimm alles dahin!
Ich acht' es Gewinn,
  Mein Bestes an dich zu verschwenden.
Dies sieghafte Erz,
Dies glühende Herz
  Und die Harfe aus tönenden Händen.

II.

Für immerdar nimm du dahin
All' was ich habe, kann und bin:
Was nur mein Geist an Gold und Erz
Und was an Liebe birgt mein Herz:
Ja, was ich habe, kann und bin,
Nimm alles ewig du dahin.

Schatz-Fund.

Wie wenn ein armer Bettelmann,
Der sich des Reichtums nie versann,
Zufällig an waldstillem Platz
Fand einen großen, großen Schatz,
All' seiner Lebtag zehrt daran, —
So leb' ich, seit ich dich gewann,
Von Einer Stunde Glück fortan.

In der Bibliothek.

Einmal hat mit leisen Tritten meine schöne junge Fei
Spähend, staunend auch durchschritten meine staub'ge Bücherei.
Und die strengen weisen Meister merkten sie im Anfang kaum,
Denn sie schwebet still wie Geister, Mondenschimmer oder Traum.
Doch als auf die Reih'n jetzunder sie mit goldnen Augen sah,
Denket nur, welch' selig Wunder da durch ihren Blick geschah:
All' die ernsten, dunkeln Rücken, tot, vertrocknet, dürr, gelehrt
Hat ein seliges Entzücken, hat ein goldner Streif verklärt:
Und es scholl wie Harfen-Psalter, als sie auf den Schrank gesehn,
Wo Herr Wolfram und Herr Walter schweigend sonst beisammen stehn.
Aber als die Blonde, Holde nun auf Meister Gottfried sah,
Scholl's: „Willkommen, schön Isolde, bist du endlich, endlich da?"

Beim Schlafengehen.

Jetzt greift sie wohl mit lichten Händen
Ins lange Goldhaar noch einmal:
Der Gürtel gleitet von den Lenden,
Der kleine Schuh vom Fuße schmal.
Jetzt ist sie hart ans Pfühl getreten,
Die Arme kreuzend auf der Brust:
Und was die schönen Lippen beten,
Ist Gott allein und mir bewußt!

Wer ist wie du?

Wer ist wie du?
Dir streb' ich zu,
Quelle der Ruh',
In die ich tauche,
Vom qualmenden Rauche
Des Lebens bestaubt.
Komm und umspüle
Mit heiliger Kühle
Und Reine das schwüle,
Das lechzende Haupt.

Wer ist wie du,
Quelle der Ruh'?
Dir streb' ich zu.
Mein Herz hob noch immer,
So oft es den Schimmer
Der Weihe verlor,
Den seligsten Frieden,
Der Menschen hienieden
Von Göttern beschieden,
Aus dir sich hervor.

Dir streb' ich zu!
Quelle der Ruh', —
Wer ist wie du,
Wer ist dir ähnlich,
Du, die ich sehnlich
Gesucht sonder Ruh',
Durstend, vergebens!
Am Ziele des Strebens
Des ewigen Lebens
Quell wardst mir du:
O, ströme zu!

Bitte.

O stehe fest, mein Prachtgebäude von Poesie und Liebesglück,
Du stolze, sternen-nahe Freude, sink' in den Staub mir nicht zurück
Ihr kühn gewölbten Wonne-Hallen, o steht mir unerschütterlich: —
Und müßt ihr doch einst donnernd fallen, — in eurem Schutt begrabet mich.

Mädchenlieder.

Mädchenträume.

Im Winter.

Nun hat der Frost das Land gestreift,
Erstarrung hält die jungen Quellen,
Die Bäume stehen dicht bereift,
Kein Lufthauch rührt die Ätherwellen.
Die Spur im Wege fest und hart,
Die Felder schneeduft-überschwommen,
Nichts regt sich, alles schweigt und starrt,
Sowie der Frost es überkommen.
Mir aber geht, wie Andacht, tief
Dies Harren, fromm und still, zu Herzen,
Als ob mir Gottes Stimme rief:
„Fromm harr' auch du auf Glück und Schmerzen."

(Th.)

Vom Schneeglöckchen.

Was thust du, Glöckchen, auf der Welt,
Da ja noch Schnee vom Himmel fällt?

„Ich träumte vom Frühlings-Sonnenschein
 Und um ihn bin ich kommen allein.“
Weh! hier ist tiefe Winterzeit,
 Schneeglöckchen, und der Lenz noch weit.
„Dann will ich harren und warten sein,
 Denn ich lieb' ihn, den goldnen Sonnenschein.“ —
An den Büschen glitzert Schnee und Eis,
 Schneeglöckchen senkt den Kelch so weiß.
Und in Frost verdarb und schneidendem Wind
Das arme, das erste Frühlingskind.

(Th.)

Von der Rose.

a.

Blau ruht die Nacht im Lande, viel Sterne sind erglüht,
 An tiefen Brunnens Rande die wilde Rose blüht.
„O! daß ich unten schliefe in deiner Wasserflut,
 Es kühlte deine Tiefe wohl meine Frühlingsglut.“
Sie neigt sich voll Verlangen und wiegt sich durch die Luft
 Und ihre Blätter hangen voll, übervoll von Duft.
Und sinken ihr aus dem Schose beseligt in die Flut: —
 Mit Duft und Glut die Rose in dunkler Tiefe ruht.

b.

Eine Rose nickt an Zweigen
 Sehnend durch die Morgenluft:
 „Sonne, willst du nicht dich zeigen?
 Will dein Strahl nicht niedersteigen,
 Aufzutrinken meinen Duft?
Willst du nicht mit heißem Grüßen
 Zittern über meinem Blühn?

Komm — und soll ich's sterbend büßen —
Laß in meinen Schos den süßen
Strahlen-Kuß herniederglühn."

(Th.)

Vom Sturm.

a.

Still ist's im Stübchen im Dämmerschein
Und leise geht der Uhren Schlag. —
Traurig bin ich und sehr allein,
Wie gestern, so heute, so jeden Tag. —
Still ist's im Stübchen: doch auf den Gassen,
Horch! Wie die Winde sich jagen und fassen;
Es pocht der Sturm mir an die Scheiben
Und ruft: „Wie lange noch willst du bleiben?
Und senken das Köpfchen und seufzen leis:
— „Ach! hätt' ich Flügel zu fliegen weit!" —
Thöricht Kind, geh' mit mir auf die Reis' —
Ich habe Flügel stark und breit;
Sollst nicht mehr sitzen im Dämmerscheinen
Und sehnen und harren und träumen und weinen.
Komm mit! Komm mit, du junges Leben!
Sollst frei mit mir durch die Lüfte schweben —
Will hoch dich bis zu den Sternen heben."
Horch! wie er rüttelt am alten Haus,
Unwiderstehlich zieht's mich hinaus:
Klirrend stößt er die Scheiben ein: —
Weit spannt er die Flügel und ich bin sein.

b.

Die Blätter tanzen im Wirbelwind,
Die letzten, die kaum gefallen sind.

Hei, wie sie fliegen und jagen und eilen,
Sie können nicht rasten, sie dürfen nicht weilen.
Im dürren Walde, da ächzt es und saust:
Das ist der Sturm, der vorüber braust,
Und was er umschlingt und was er umfaßt,
Das muß ihm folgen in schwindelnder Hast.
Mir wandern die Sinne, mir schwindet die Ruh',
So zwingende Weisen singt er dazu.
Und wild und wilder sein dunkles Lied
Durch Seel' und Sinne mir lockend zieht.
Komm! dunkler Zauber, klingst so bekannt,
Woll'n singen und tanzen durchs öde Land! —
Da wirbelt und braust es und flüstert und hallt
Um Haupt und Herz mir mit Geistergewalt,
An Schulter und Füßen ergreift es mich schon,
Es hebt mich vom Boden, es trägt mich davon,
Er schlägt seinen Mantel mir um den Leib:
Ich bin des Sturmes erkornes Weib!

(Th.)

Traum-Erfüllung.

Selig!

O ich vor allen Weibern selig Weib!
In Vollblust meiner raschen Jugend
Dem höchsten Mann an Sang und Tugend
Zu eigen ward ich, Seel' und Leib!

(Th.)

Liebeszucht.

Niemals werd' ich dich verraten,
Freund, mit Worten oder Thaten:
Nur mein Antlitz wirst du müssen
Besser ziehen noch mit Küssen:
Ach es steht in hellem Brand,
Wird dein Name nur genannt.

Seine Lieder.

Die Psalter, die frommen Lieder, ich legte sie lange fort:
Und lese nur immer wieder sein süßes Liebeswort.

(Th.)

Am Abend.

Die Sonne schwimmt in Abendguld:
Nun segne Gott dich, liebster Mann!
Ach, daß in meine Liebeshuld
Ich heut' dein Haupt nicht betten kann!

(Th.)

Zur Nacht.

Nacht ist's und öde Weg' und Gassen,
Zur Ruhe längst ging alles ein:
Nur blitzend durch die Nebelmassen
Seh' ich noch deiner Ampel Schein.
Wie könnt' ich nun in Schlummer liegen,
Da einsam ruhlos ich dich weiß:
Und mich in weiche Kissen schmiegen,
Da du dich mühst in spätem Fleiß? —

Ich schwebe wie im Zaubertanze
Dem Strahle deines Lichtes nach
Und im gespenst'gen Dämmerglanze
Betret' ich leise dein Gemach.
Und siehst du's nicht am scheuen Lichte,
Wie's fein den frischen Luftzug spürt?
Und fühlst du nicht im Angesichte,
Wie dich mein leiser Hauch berührt?
Die Feder nehm' ich dir aus Händen,
Die weisen Bücher schließ' ich zu,
Und führe längs den Epheuwänden,
Geliebter, dich zu süßer Ruh'.

(Th.)

Dein Immergrün.

Ich ließ ihn einst sich hoch verschwören,
Zu singen nur zu meinem Ruhm:
Ich schäme mich! — Soll ich zerstören,
Was aller Menschen Eigentum?
Nein, seinem Volk soll es gehören,
Dies Harfenspiel von Gold und Erz,
Mir nur — sein Herz!

O singe, Freund, wie dir in Tönen
Die reichgestimmte Seele schwillt:
Du sollst im Heiligtum des Schönen
Frei opfern jedem Götterbild
Und sollst mit jedem Kranz dich krönen:
Ich sei, wo stolz're Blumen blühn,
Dein Immergrün.

Stets bei dir.

Gedenk, daß wo du gehst und bist
Stets meine Seele bei dir ist.

(Th.)

Botenlieder.

1.

Wüßt' ich ein Ding, das kömmt von dem Süßen
Ei wie zärtlich wollt' ich es grüßen!
Gestern sah ich ein Vöglein fliegen
Dorther, wo seine Gärten liegen,
Heute sah ich ein Schifflein schwimmen
Dorther, wo seine Fenster glimmen:
War mir's doch, als flög' ein Bote
Zu mir aus Gottes Morgenrote!

2.

Bote, du sollst ihm mehr nicht sagen,
Als: „Sie kann's nicht länger tragen
Sehnend nach dir auszuspähn,
Bis die Augen ihr übergehn.“
Sag' ihm das: dann, — säumet er,
Ach dann liebt er mich nicht mehr.

3.

Sag' ihm, Bote, daß ich ihm gönne
Alles, was ihn erfreuen könne:
Alles soll er thun auf Erden:
Nur nichts, daß wir geschieden werden.

4.

Sag' ihm, Bote, ich lass' ihn grüßen,
Doch weiter sage nichts dem Süßen:
Daß ich ihn sähe viel mehr gerne
Als den Himmel und alle Sterne,
Daß ich zähle Tag' und Stunden,
Bis ich völlig ihm verbunden,
Daß mein ganzes Herz sein eigen,
Daß ich ihm trage viel sehnlich Grämen, —
Bote, das sollst du ihm tief verschweigen,
Denn ich müßte zu sehr mich schämen:
Doch meinst du, daß es ihm Freude macht,
Geh' und sag' es ihm noch vor Nacht.

5.

O sprich, daß ich dir's ewig lohne,
So sahst du den viellieben Mann?
Ist's wahr, daß er in Freuden wohne —
Und keinen Wunsch sahst du ihm an?
Ich will ja, daß ihm wohl ergehe, — —
Und dennoch, — barg er gar kein Wehe?
Fliegt noch sein Blick so kühn nach oben,
Als ob er Falken steigen ließ'?
Trägt er die Schärpe noch, gewoben
Aus Seide blau: — o sag' mir dies?
Und trifft sein Wort in Ernst und Scherzen
Noch stets so tief in Frauenherzen?
O sage mir, mein treuer Bote,
Und fürstlich lohnen will ich dir,
O sage, daß im Aug' ihm lohte
Der Sehnsucht Sucheblick nach mir:
Ich will ja, daß ihm wohl ergehe: — —
Und dennoch — barg er gar kein Wehe?

Tiefes Weh und Sehnen.

Das engste Band.

Was knüpfet fester liebende Herzen,
Als Liebes-Freuden? Liebes-Schmerzen!

Zuflucht.

Wenn sie mich zu hart bedrängen, schließ' ich in mein Kämmerlein
Mich mit deinen Liebessängen und mit meinen Thränen ein.
Leiden, Wonnen, die da kamen, die da schieden, treu im Sinn
Flüstr' ich deinen lieben Namen selig lächelnd vor mich hin.
Und gemach die Schmerzen schwinden, wie Gewölk vor Sonne fällt,
Und mit stolzem Überwinden tret' ich wieder in die Welt.

Mein Geheimnis.

Wohl ruht auf mir manch forschender Blick,
Doch nicht ergründet ihr mein Geschick!
Ihr schaut nur dies wehmutbleiche Gesicht,
Mein Glück und Leid ergrübelt ihr nicht. —
Vom Ew'gen stammt mein „Arm und Reich,"
Auf Erden wohnt's und im Himmel zugleich.
Und der's mir gab, ach! Er nur kennt,
Was mir im Herzen glüht und brennt.

(Th.)

Mit dir!

Durch die Länder, über die Meere möcht' ich schlafenden Auges gehn,
Fern auf einer Insel erwachen und dich harrend vor mir sehn.

Über uns und uns zur Seite keine Fesseln, alles frei, —
An das Herz dir wollt' ich sinken und wir wären eins statt zwei.

(Th.)

Trost.

Will mich dies Erdenleid erdrücken,
Sink' ich vor deine Seele betend hin:
Und bebend fühl' ich voll Entzücken,
Daß ich in deiner Liebe selig bin.

(Th.)

Mein alles.

An deinem Herzen' wacht ich auf
Zu göttergleichem Lebenslauf.
Aus deinen Händen ganz allein
Hab' ich empfangen Lust und Pein.
In deiner Brust unwandelbar
Ruht mein Geschick auf immerdar.

(Th.)

Anblick aus der Ferne.

Augen-Weide, —
Herze-Leide!

(Th.)

Sehnsucht.

1.

Sehnsucht ist süßeste Pein:
Wo sie wohnt, herrscht sie allein,

Ist Weh, das niemals mehr vergeht,
Ist Leiden, das kein Sturm verweht:
Süß weiß sie von sich selbst zu klagen;
Doch schwer ist's: immer sie ertragen!

2.

Nicht kann ich der ew'gen Sehnsucht genesen,
Nicht kann ich vergessen, wie's all' gewesen —
Und kann dich nicht lassen und kann dich nicht meiden,
Mag lieber die süßen Qualen leiden, —
Will lieber dich lieben und drum verderben:
Für dich muß ich leben! Für dich muß ich sterben!

3.

Tiefer als in der tiefsten See
Wohnt mir im Herzen ein süßes Weh.

4.

Und müßt ich über die wilde See, —
Ich folgt' ihm nach vor Wonn' und Weh.

(Th.)

Im Traum.

O! du, zu dem sich dränget all' mein Sehnen,
Im Traumbild süß erscheine mir!
Laß mich die Hände zu dir heben
Und laß mich betend knien vor dir.
Laß meine bleichen Mienen klagen,
Was ich gewaltig leiden muß,
Und stammelnd meinen Mund dir sagen
Wie still er glüht nach deinem Kuß.

Im Traum nur ruhn an deinem Herzen,
Das unentreißbar ewig mein, —
Vergessend alle bittern Schmerzen
Nur fühlend: daß ich ewig dein.

(Th.)

Gehorsam.

Rufe mich und ich will kommen,
Selig an dein Herz genommen,
Immerdar bei dir zu sein:
Heiß' mich in Verbannung gehen,
Nie sollst du mich wiedersehen:
Glück ist, dir gehorsam sein,
Nah und fern dir bin ich dein.

(Th.)

Wolkenflug.

Am Himmel, einsam, abgerissen,
Zieht eine Wolke weiß und grau:
Woher? wohin? — Wer kann es wissen?
Verloren schwimmt sie durch das Blau.
So zieht vieltreues Lieb-Gedenken
Von meiner Seele nach dir aus: — —
Ahnst du es wohl? Führt Götterlenken
Je meine Sehnsucht in dein Haus?

(Th.)

Allein!

Die langen Tage such' ich dich,
Die einsamen Nächte ruf' ich dich,

Im Schlummer träum' ich bei dir zu sein
Und wenn ich erwache, bin ich allein.

(Th.)

Dein Leid — mein Leiden.

Mein Wort kann nicht mehr zu dir bringen, —
Mein Blick soll scheu den deinen meiden:
Doch Tag und Nacht muß ich verbringen,
Zu denken deiner großen Leiden.

(Th.)

Am Fenster.

Am Gitterfenster sitz' ich hier:
Weit kann ins Land ich sehen:
Dort zieht ein Weg: — er führt zu dir: —
Doch ich darf ihn nicht gehen.
Gar viele Wandrer ziehn vorbei
Mit Lachen und mit Scherzen:
Und mir bricht still das Herz entzwei
Vor Sehnsucht und vor Schmerzen.

(Th.)

Sein Schritt.

Tief zur Nachtzeit, einsam spät, fahr' ich vom Schlummer empor:
Er ist's, der noch vorüber geht, gut kennt den Schritt mein Ohr.
Er irrt die Wege rastlos hin, — er verblutet in Herzensnot: —
Und ach! ich weiß, daß ich es bin, die ihm gebracht den Tod.

(Th.)

Seine Spur.

Schon ist der Abendstern entglommen,
Mein thränenfeuchtes Auge wacht: —
Ich hör' ihn fern die Straße kommen,
Ich seh' ihn durch die blaue Nacht.
Horch, tiefe Seufzer aufwärts schweben:
— Hier traf sein Blick mich sonst so gern: —
Ich bin sein Weh! — Und ich muß leben —!
Vorüber, horch! Schon geht er fern. —
Nun dürfen meine Thränen fluten: —
Was hat ihn noch vorbeigeführt?
Ich küss' am Weg in Schmerzesgluten
Die Stelle, die sein Fuß berührt'.

(Th.)

Einsam.

Einsam wall' ich: langsam, leise aus dem Wald der Heide zu: —
Gram ist meine Seelenspeise und die Sehnsucht meine Ruh'.
Wo der Sonne gold'ge Streifen sich ins Kraut die Heide flicht,
Wo die dunklen Föhren greifen sehnend in das duft'ge Licht,
Such' ich, spähend in den Schimmer bunter Heidenheimlichkeit:
Walle sinnend durch den Flimmer, fragend durch die Einsamkeit.
Fern, wo über Moos und Steine selt'ne Blumen nickend blühn,
Zieht ein schmaler Weg am Raine in der Buchen tiefstes Grün.
Einsam wall' ich: trübe Reise, scheue Sehnsucht meine Ruh',
Stiller Kummer meine Speise und mein Ziel: keins oder — du.

(Th.)

Waldrast.

Gieb, o gieb der Todesmatten, nach des Schmerzes Allgewalt,
Stille Rast in deinen Schatten, tannenduft'ger, tiefer Wald.

Meinem Fuß, dem heißbestäubten, breite sanft dein schwellend Moos,
Meinem Haupt, dem schmerzbetäubten, bette kühl in deinem Schos.
Ach, dies Herz ist zum Erwerben, zum Entsagen nicht, gemacht: — —
Solches Glück und solch Verderben bargst du nie, o Waldesnacht.

(Th.)

Verbannt.

Im Erker in monddurchfluteter Nacht
Mein einsam Herz und Auge wacht:
Fern, über den Bergen, im nächtigen Tann
Irrfahrtet ein weltverlorner Mann.

(Th.)

Kehrt er wieder?

Die Straßen sind vom Regen naß:
Er zog auf böse Reise: —
Die Blätter fallen ohn' Unterlaß, —
Der Herbstwind klagt so leise.

Mein Herz ist krank und voll Beschwerd':
Dem Liebsten heißt's entsagen,
Und wenn er gar nie wiederkehrt, — —
Gott, das werd' ich nicht tragen!

(Th.)

Mein Stern.

Das Ziel meiner Träume liegt fern und weit! —
Durch leere Räume, durch öde Zeit
Hinwandl' ich ins Weite mit mattem Schritt,
Zur Seite die trüben Gedanken mit;

Über dem Haupt mit leisem Flug
Weht süßer Erinnerung Atemzug: —
Und aus den Wolken, Götter-fern,
Leuchtet mir mein ew'ger Stern.

(Th.)

Im Mai.

Der Tag entschlief, blau flutet die Nacht, —
Der Abendstern ist kaum erwacht,
Es birgt die erste wilde Rose
Süß duftend sich im Waldesschose,
Tief in Gebüsch und Blütenweiß
Der Nachtigallen Schlag so heiß, —
Und durch die Sehnsucht atmende Luft
Haucht süß und lind des Maien Duft. — —
So war's in gottversunkner Stunde
Wir ruhten beisammen im Waldesgrunde. —
Die Stunde kam: — 's ist all' wie eh',
Nur: du bist weit — und ich voll Weh.

(Th.)

Siegesglocken — Sterbeglocken.

Fern im Lande hör' ich läuten
Und ich lausche tief hinab:
Mag's ein Siegesfest bedeuten
Oder trägt man dich zu Grab?

(Th.)

Hoher Friede.

Er lebt!

Dort fern, am morgen-tauigen Tann, —
Verträumten Sinnes geht ein Mann: —
Es fliegt sein Haar, sein Schritt erschwebt —
So wandelt nur Einer: — Heil mir: Er lebt!

(Th.)

Ergebung.

Was nun auch kommt, ich will es tragen:
Dich lieben — das ist Seligkeit!
Anbetend, segnend, ohne Klagen
Bin ich auf ewig dir geweiht!

(Th.)

Mein Schicksal.

Die Mondessichel schwimmt im Ätherduft
Und Frühlingsahnen flutet durch die Luft:
Rings dämmert heilige Nachteinsamkeit:
Zu meinen Seiten stehen Glück und Leid:
Ich blick' empor zum Sternenreigen: —
Mein Schicksal grüßt mich aus dem Schweigen!

(Th.)

Sternenschrift.

Nun hab' ich unser sehnend Lieben
Mit Flammenzeichen in des Himmels Blau geschrieben. —
Dorthin blick' auf aus Lebens Wirrgetriebe,

Wenn Wort und Gruß von mir dir nicht mehr naht:
In tiefer Nacht, wann Taglast ausgemüdet hat,
Grüßt dich aus Sterngefunkel meine Liebe.

(Th.)

Rasch und ewig.

Weisheit kömmt nicht über Nacht,
Thorheit geht nicht an einem Tag:
Liebe kömmt eh' du's gedacht
Und niemals wieder gehen mag.

(Th.)

Nur du weißt es.

Ach, was ich muß an Sehnsucht tragen,
Das weißt nur du allein zu sagen.
Und seufz' ich oft: „Es ist so schwer!
Verzehrend glüht mein Herzbegehr," —
Daß ich doch alles tragen kann,
Weißt auch nur du, geliebter Mann.

(Th.)

Fromm in Glück und Leid.

1.

Höchstes Glück und tiefstes Leiden
Heben zu Gott und machen bescheiden.

2.

Ich wandle hin im Deingedenken,
Weltstille, fromm und gut: —
Nun möge Gott dir einen Segen schenken,
Der dir desgleichen thut.

3.

Alles ward ich durch dich: —
Alles ward mir mit dir: —
Ewig bleib' ich in dir.

(Th.)

Scheue die Götter.

Den Glücklichen, der dir giebt, den Elenden, der dich liebt,
Sollst du in Ehren halten: — dabei ist göttlich Walten.

(Th.)

Das Beste.

Was ist von Weh und Wonnen mir unentrückt geblieben?
Das Höchste und das Beste: ich darf dich ewig lieben!

(Th.)

Kleine Lieder, Sprüche
und
Tagebuchblätter.

„Was von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.“

Goethe.

Jahrestag.

Heut' ist's ein Jahr. Wir schlürften die sel'ge Mainennacht:
Am Himmel stand Frau Venus bei Mars in heller Pracht.
Lang schauten wir die Sterne und ihren Treuverband:
Wir sprachen nicht, wir drückten verschwiegen uns die Hand.
Heut' liegen hundert Meilen wohl zwischen dir und mir:
Beisammen stehn die Sterne: — mein Herz verbrennt nach dir.

November.

Die Luft ist grau, das Feld steht kahl,
Die dumpfen Nebel spinnen:
Kein Ton, kein Sang, kein Farbenstrahl: —
Glück zog und Glanz von hinnen.
Rings Stille: — matt starb selbst der Wind: —
Ein Rabe huscht an den Steinen:
Mir ist, ich hör' mein fernes Kind
Bitter, bitter weinen.

Vom Rande des Abgrunds.

I.

O du, der ich mit Todesqualen
Vergolten höchste, reinste Lust,
Könnt' ich mit meinem Herzblut zahlen
Für jeden Seufzer deiner Brust.
Ich weiß dich sehnend und verlassen: —
Das scheucht mich auf vom Pult mit Macht,
Das jagt mich ruhlos durch die Gassen,
Das treibt mich rastlos durch die Nacht.
An deiner Thüre frierend steh' ich, —
Im Schneewind fliegt mir Haar und Bart:
Am hellen Fenster gierig späh' ich
Nach schlankem Schatten deiner Art.
Dein Fuß schwebt über diese Schwelle, —
Ich küsse sie mit heißem Kuß:
Mir ist, hier liegt die dunkle Stelle,
Wo Lieb' und Wahnsinn grenzen muß.

II.

Wer hat heut' Nacht vor der Hahnenkraht
Laut meinen Namen gerufen?
„Halt!" schrie ich empor und erhaschte sie g'rad,
Wie sie glitt in die Flut von den Stufen!
Sie hat heut' Nacht vor der Hahnenkraht
Im Traum mich bei Namen gerufen.

Die Lösung.

(19. Juli 1870.)

Schlägt Verzweiflung wild die Fäuste
An des eh'rnen Himmels Thor: —

Manchmal thut sich's auf mit Krachen
Und ein Wunder blitzt hervor.
Endlich schickt dir Gott die Lösung,
Grenzenlos gemartert Herz:
Gottes Donner kracht in Frankreich,
Und sein Blitz löst allen Schmerz!

Rhein-Übergang.

(Anfang August 1870.)

Gegrüßt, mein Strom! — Ich steh' in Feindesland:
Die Fahne Frankreichs weht von jenem Turm:
Nicht kehr ich heim, bis ich den Kugeln stand,
Dem Gottesurteil in der Feldschlacht Sturm.
Ihr Wogen aber tragt mir Kuß und Gruß
Der Lorelei an ihres Felsens Fuß.

In den Argonnen.

(Ende August 1870.)

Wochenlang durch Sturm und Regen
Zieh' ich nun dem Feind entgegen
Und er stellt sich nicht zur Schlacht. —
Ringsum Wald und ringsum Nacht,
Öde drohend, finster, stumm: —
Haß und Mordgier schleichen um. —
Aus dem Dickicht Schüsse knallen:
Hier, vergessen, könnt' ich fallen,
Und du würdest nie erkunden
Wo und wie ich dir entschwunden.

Autrecourt bei Sedan.

(31. August 1870.)

Die roten Feuer glimmen: rings ruhen Roß und Mann: —
Nur windvertragne Stimmen dorther vom dunkeln Tann:
Ein Hornruf durch die Halde: — ein Schuß von ferner Wacht: —
Die Nacht verrinnt — wie balde! und morgen — — in die Schlacht —

Sedan.

(1. September. Mittag 1 Uhr.)

Noch einmal hier, wo regnet
Um mich Verderben rot,
Wo Grau'n und Sterbensnot
In Flammen um mich loht, —
Noch einmal sei gesegnet
In Leben mir — und Tod.

Ew'ger Liebeshimmel.

Alles ist, was kam gezogen
Über unsern Liebesbund,
Nur Gewölk mit Regenbogen
Auf dem ewig blauen Grund.

Segen.

Und trug mein Herz um dich an Leide schwer, todes-stark:
Und traf ein Dolch mit scharfer Schneide mir tief ins Mark,
Und mußt' ich opfernd für dich geben was froh und klar,
Und viel, was über Licht und Leben mir teuer war: —

Ich sprech' es nicht im Wonnerausche, nein, ernst und schlicht:
Daß ich den Schmerz um dich vertausche um alles nicht!
Und bin ich, seit du mir begegnet, dem Tod geweiht:
Du sollst mir dennoch sein gesegnet in Ewigkeit.

Trost im Lied.

Ich weiß, der Schmerz um mich bog nieder
Dich hart bis an des Abgrunds Bann:
Laß sehn, ob nicht empor dich wieder
Der heil'ge Rhythmus meiner Lieder,
Stark wie des Adlers Sturmgefieder,
Hoch zu den Sternen tragen kann.

Trost in der großen Liebe.

Bist du fürs Leben mir entrissen, —
Das Eine, Große mußt du wissen:
Es wird nie mehr gleich dir auf Erden
Von Manne Weib geliebet werden.

Unverwehrbar.

Ich will, trennt von der Holden mich eine Welt von Weh',
In Liedern sie vergolden vom Scheitel bis zur Zeh'.

Die weiße Frau.

Mein Leben liegt in Trümmern und Ruinen, —
Der Epheu flüstert klagend durch den Bau:
Doch leis und lieblich wandelt zwischen ihnen
Dein Bild: — du meines Herzens weiße Frau.

Du weißt es doch!

Und ob sie mich in Fesseln schlagen
Und dich verbannen länderweit,
Ob wir uns nie mehr können klagen
Von Mund zu Mund das süße Leid: —
Des Himmels treue Sterne tragen
Uns Botschaft in Verschwiegenheit:
Fort tönt das scheuste deiner Worte
In meines Herzens Tiefe noch,
Und was du denkst am fernsten Orte: —
Ich weiß es doch, ich weiß es doch.
Und ob sie alles dir entwunden,
Was deines Lebens Leben war,
Und ob dein Tag in grauen Stunden
Dahinschleicht, aller Hoffnung bar: — —
Daß uns der schönste Gott verbunden,
Der höchste Gott auf immerdar,
Daß ich für dich kann alles leiden,
Für dich ertragen jedes Joch,
Und daß wir ewig nicht zu scheiden:
Du weißt es doch, du weißt es doch!

Nach dem Abschied.

Sei nun gegrüßt in weiter Ferne! —
Und aus dem stark ertragnen Leid
Den höchsten Trost des Herzens lerne:
„Die Liebe kennt nicht Raum noch Zeit."
Fest hält sie, bis die Sterne sanken,
Was sie gewann von Seligkeit,
Sie dringt durchs Meer, durch Alpen-Schranken:
„Die Liebe kennt nicht Raum noch Zeit."
Kein Scheiden giebt's und kein Vergessen:
Was einmal war, ist Ewigkeit:
Dir nimmt kein Gott, was du besessen:
„Die Liebe kennt nicht Raum noch Zeit."

Abschiedstrost.

Und wenn ich nun von dir geschieden,
Mir bangt um deine Seele nicht:
Es bleibt bei dir ein ew'ger Frieden,
Es glänzt in dir ein ew'ges Licht.
Es grüßt von mir dich Stern und Sonne
Und Wald und Woge spricht von mir:
Ja, in geheimer stolzer Wonne
Von mir spricht jeder Herzschlag dir.
Der Sonnenstrahl, den aufgefangen
Die Muschel hat in ihrem Schos,
Als eine Perle bleibt er hangen
Unendlich schön und wandellos.

Auf Wiedersehn.

„Auf Wiedersehn!“ — Melodisch Wort,
Du Hauch des Trostes: Wiedersehn! —
Durch unsre Liebe fort und fort
Still fühl' ich deine Zauber gehn.
Beim Abschied, gleich das erste Mal,
Sagt' ich dir leis: — „Auf Wiedersehn!“ —
Da traf mich tief dein Augenstrahl: —
Und da war alles schon geschehn! —
Und mußt' ich, still und heiß gekos't,
Nach kurzen Wonnen von dir gehen,
Erklang der Liebe Scheidetrost:
„Ein letzter Kuß“: — „Auf Wiedersehn!“
Und als uns grimm getrennt die Not,
Als in verzweiflungsvollen Wehn
Ich ging von dir in Kampf und Tod: —
Leis klang mir's nach: „Auf Wiedersehn!“
Und muß es einst gestorben sein
Und kannst du nicht am Pfühl mir stehn,
Blick' ich empor zum Sternenschein
Und hauche noch: „Auf Wiedersehn!“

Vergeltung.

Oft hatt' ich's fest mir vorgenommen,
Wußt' ich dich tief gebeugt vom Leid:
„Geduld, mein Lieb, dir soll noch kommen.
All-lohnend die Vergeltungs-Zeit.“
Wohl sah'n wir wechseln Mond und Sonne: —
Doch heut' drück' ich dich an die Brust,
Bis du berauscht von Lust und Wonne
Die Augen selig schließen mußt.

Dein Wesen.

Immer, wann ich dein gedenke, —
— Und wann dächt' ich deiner nicht? —
Ist's, als ob ich schlürfend tränke
Silberduftig Sternenlicht.

Glück im Leiden.

Ich kann nichts thun für dich, als um dich klagen,
Das aber will ich in so holden Weisen,
Daß Glückliche dir Neid drum sollen tragen
Und dich um deine Schmerzen selig preisen.

Ganz und ewig.

Manch Weib wohl lockte leises Tönen
Aus meiner Laute, liedgewohnt:
Denn meine Seele folgt dem Schönen
Notwendig, wie das Meer dem Mond.
Doch nur wie uns der Blumen Düfte
Allunvermeidlich überwehn
Und rasch verhauchen in die Lüfte,
Kam solcher Reiz, — um zu vergehn.
Du aber mit den Marmorwangen,
Die mich geliebt mit Todespein,
Du hältst auf immer mich umfangen: —
Ganz ist mein Herz und ewig dein.
Des Lebens tiefsten Hauch getrunken
Vom süßen Munde hab' ich dir:
Verschlürft, versogen und versunken
Dein ganzes Wesen lebt in mir:

Und im geheimsten Heiligtume
Der Seele, voller Duft und Glanz,
Blühst du mir ewig, weiße Blume,
Und schmückest und erfüllst mich ganz!

Unaussprechbar.

Oft hab' ich Frauenreiz empfunden
Und stets mich aus dem Bann befreit,
Hatt' ich den Schlüssel ausgefunden
Zu ihres Wesens Eigenheit.
Den Geistern ist die Macht gebrochen,
Hast du bei Namen sie genannt,
Und ist sein Rätselwort gesprochen,
So löst sich jedes Zaubers Band.
Das aber ist dem Dichter eigen,
Der selbst lebend'ge Menschen schafft:
Ins Herz dem Menschen muß er steigen,
Enträtselnd seine tiefste Kraft.
Doch jahrelang such' ich vergebens
— Ich find' es nie in Ewigkeit —
Das Reizgeheimnis deines Lebens,
Das Rätsel deiner Lieblichkeit!
Oft hielt die Formel ich gefunden
Und sprach sie aus in Liedgestalt:
Bald Melusine schaumumwunden
Und holdverträumt Dornröschen bald: —
Aspasia nun und jetzt Miranden
Rief ich und bald die Waldesfei,
Titania hoch aus Elfenlanden
Und tief vom Rhein die Lorelei: —
Maiglockenduft und Harfenklingen,
Der Amsel Lied, den Abendstern: —

Bei allen wunderschönsten Dingen
Sucht' ich nach deines Wesens Kern.
Umsonst! Nie fass' ich ganz dies Wesen!
Nie sag' ich ganz, wie schön es sei.
Drum kann ich ewig nicht genesen
Von deiner Liebeszauberei.
Drum kann von dir ich niemals lassen,
Wie von mir selbst in Ewigkeit,
Kann deinen Reiz so wenig fassen,
Wie meines Wesens Eigenheit.
Mir ist: aus einem Lichtesstreifen
Schied uns der Gott die Seelen zu:
Kann dich nicht lassen noch begreifen:
Denn du bist ich und ich bin du.

Verlorne Liebesmüh.

Ob ich dich singe spät und früh in Weisen jeden Bau's: —
's ist all' verlorne Liebesmüh: — ich singe dich nicht aus!

Madonnenhaft.

Nun endlich hab' ich ausgesonnen
Den Reiz, der dich verklärt und weiht:
Du gleichst den umbrischen Madonnen
Aus Rafaels Epheben-Zeit.
Es hält ein Glanz von ew'ger Trauer
Und ew'ger Wonne dich umsäumt,
Es ruht auf dir in heil'gem Schauer
Ein Gotteskuß, still nachgeträumt.
Jungfräulich bist du Weib geworden,
Ein'st Knospenreiz mit Blumenglut:

Ums goldne Haupt in Gold-Accorden
Spült dir der Engel-Chöre Flut.
Du hast des höchsten Schmerzes Milde,
Der tiefsten Rührung Majestät,
Und aufgelöst vor deinem Bilde
Wird mein Verlangen zu Gebet.

Mysterium.

Du süß Geschöpf, du holdes Mädchenweib,
In mehr als hundert Liedern, laut und leis,
Sing' ich seit Jahren nun von deinem Reiz,
Und singe dich doch niemals aus!
Und immer, immer wieder drängt es mich,
Mich in dein Wunderwesen zu vertiefen: —
Denn dieses ist ein hehr Mysterium:
Der starke Drang, der niemals müde wird,
Dich zu erfassen mit dem eignen Selbst,
Dich zu umschließen und dich zu verstehn, —
Er gilt der Seele wie dem Leibe gleich:
Denn Seel' ist Leib in dir und Leib ist Seele.
Darum so glühend deiner Seele Kraft,
Darum so seelisch deines Leibes Reiz:
Schön sind wohl manche: aber du allein
Bist meiner Schönheits-Träume Wirklichkeit!
So zart und glühend, fein und stark zugleich,
Wie meine Dichtung trachtet nur zu werden,
So, wonnevolles Weib, so bist du ganz:
In dir erschien leibhaftig und lebendig
Mir meine Muse, und du wardst nicht erst,
Du warst schon mein: du bist mein ewig Ich.

Der Gottesstrahl.

Mir kam einmal
Ein Gottesstrahl:
Das war ein Weib
Von süßem Leib
Und einer Seele
Sonder Fehle.
Ihr Haar war hold
Gerolltes Gold,
Ihr Schritt war Tanz,
Ihr Auge Glanz,
Ihr Wuchs war zart
Nach Elfenart,
Ihr Wort war leis,
Ihr Kuß war heiß,
Sie sprach fast nie:
Doch — blickte sie,
War's Poesie;
Und was sie trieb,
War reizgeweiht
Und ihre Lieb'
Ist Ewigkeit.

Sternen-Ewig.

Unter die goldnen
Sterne des Himmels
Hab' ich mit hundert
Goldenen Liedern
Deinen schönen
Namen geschrieben,
Deinen Namen
Und unsere Liebe. —
Und bis die letzten
Sterne da oben,
Müde des Wanderns,
Fallen und löschen,
Siehe, so lang währt
Deines Namens
Und unserer Liebe
Schönes Gedächtnis:
Aber noch länger
Unsere Liebe:
Denn sie ist ewig.

Liebes-Hymne.

Heil dir im Siegeskranz,
Heil dir im Liebesglanz,
Glorreiches Weib:
Mitten durch Leid und Qual
Segne dir tausendmal
Gott und sein Sternenstrahl
Seele und Leib.

Edelster Liebe Ruhm,
Lorbeer und Martyrtum
Ward dir zu teil:

Dulderin, Siegerin,
Allüberwinderin,
Nimm meine Seele hin,
Mein ewig Heil.

Widmung.

Nimm diese Lieder hin: — dir sind sie eigen!
Nur du weißt, was sie sagen, was verschweigen.
O möchten sie von höh'rem Werte glänzen,
Mit schönrem Kranz dein schönes Haupt zu kränzen.
Ob arme Blätter nur vor kurzem Sein, —
Das Beste sind sie dennoch, was da mein.
Nicht ward es mir, zu schildern dich, gegeben:
Den Schwan von Avon ruf' ich auf ins Leben:
Den größten Dichter, den die Welt gebar:
Der Imogen geschaffen und Miranden,
Die Mädchenbilder aus den Märchenlanden,
Ihm stell' ich dich, du Wunderblüte, dar:
Da nimmt er still aus seiner Julie Haar
Den Brautkranz, an dem Weihaltar des Schönen,
Zur Liebeshohepriest'rin — dich zu krönen!

Lebens-Sonnenwende.

Von meiner Tage Gipfel schau' ich nieder
Und meine Sunnwend acht' ich diese Lieder.

Mannes-Eigenart.

Zergliedre rechten Mann einmal:
Find'st neunzig Teile drin von Stahl
Und Teile neun von Golde licht:
Doch Gott im Himmel selber nicht,
Der alle Dinge weiß und kennt,
Begreift das letzte Element.

Wiegengaben.

Um eines Knabens Wiege, unhörbar, unsichtbar,
Von Geistern und Dämonen flog eine wirre Schar.
Mit nächtig schwarzen Flügeln, mit Kronen flammend rot,
Mit Augen grell wie Blitze, mit Schmerzen tief wie Tod.
Und sie legten mit vollen Händen ihre Gaben um das Kind;
Dann tanzten sie um die Wiege wie höllischer Wirbelwind.
Sie faßten sich an den Händen und tanzten und sangen dazu:
„Verwirkt! verwünscht! verloren! auf ewig ohne Ruh'!
Im Haupt den ew'gen Zweifel, in den Adern Lavaglut,
In der Brust den gefangnen Adler, das Sehnen, das niemals ruht."
So sangen sie und verschwanden: — es verscholl die Melodei;
Da schwebt durch Nacht und Stille hernieder die schönste Fei:
Auf ihrem Haupte leuchtet der allerhellste Stern,
Sie rührt dem Knaben die Lippen: — da tönt's wie Harfe fern:
„Nicht kann ich die Gaben ändern, die dir die Hölle beschied:
Doch leg' ich dir daneben mein Patengold: — das Lied.
Nicht kann den Fluch ich wenden, den sprach der finstre Chor,
Wohl trägt dich's ewig ruhlos: — doch ewig sei's: — Empor!"

Der geheime Hort.

In die Seele tief des Mannes, unergründlich wie die Meerflut,
Hat ein Gott mit leisen Händen einen reichen Hort versenkt.
Goldne Kronen liegen unten, Schwerter, Spangen, Silberharfen
Und dabei der rost'ge Schlüssel zum verlornen Paradies.
Drüber hin gehn hohe Wellen: brausend bald, bald glatt und spiegelnd,
Und sie laden und sie locken, den geheimen Schatz zu schaun.
Aber niemand wird ihn schauen, wird ihn heben und gewinnen:
Und am wenigsten er selber weiß was in ihm schläft, der Mann.
Kaum, daß durch die schwanke Welle manchmal sieht das goldne Wunder
Glänzen, grüßen und verschwinden ahnungsvoll ein liebend Weib.

Vision.

(1868.)

Von meinem Fenster, wo mein Schreibtisch steht,
Sieht man die Sonne wundervoll versinken,
Wann ob dem Waldessaum sie niedergeht,
Vergoldend Fluß und Land zu meiner Linken.
Und zu der Stunde, mir von Kind an heilig,
Aufatm' ich von der Last des Tages gern,
Und träumerisch an meinem Fenster weil' ich
Und schau' in Dämmerduft und Abendstern.
So that ich heut': — da schön, wie nie zuvor,
Erglomm der Himmel rings von Glut und Golde,
Und sieh, es trat ein leuchtend Bild hervor,
Ein Wolkenweib: — wohl kannt' ich sie, die Holde.
Oft hatt' ich sie geschaut in guten Stunden,
Wann freudig mir ein Lied geklungen war,
Und selig schauernd hatt' ich oft empfunden,
Als rührte sacht die weiche Hand mein Haar.

Ach, meine Jugend war's, voll Schwung und Glanz!
Nie sah ich sie so klar, so nah wie heute;
Noch einmal küßte sie, erglühend ganz,
Leis meine Stirne, scheu, nach Art der Bräute.
Und plötzlich sank sie, schwand an Form und Schimmer:
Ich griff nach ihr mit lautem Weheschrei'n,
Streng winkte sie zurück, ich sah sie nimmer
Und kalte Schatten fielen um mich ein. —
Mich fror: — mir war, es blieb mein Herzschlag stocken:
So, Jugend, lebe wohl auf immerdar!
Zum Lager geh' ich heut' in braunen Locken: —
Steh' ich wohl morgen auf in weißem Haar?

Holder Besuch.

Einsam glaubst du mich, Freund? — Ich erfreue mich holder Gesellschaft,
Wann sich der Mond gemach über die Tannen erhebt,
Sieh, dann schweben zu mir, von den Abendwolken getragen,
Dort aus dem rauschenden Wald Mädchengestalten heran:
Schimmernd, ein herrlicher Zug; und sie grüßen mich alle vertraulich,
Weil in der Dichtung Reich lang wir einander bekannt.
Allen schreitet voran im Hellenengewande Theano,
Weiße Rosen im Haar, doch in der Rechten das Kreuz:
Dann in buntem Gemisch mit Haralda Herlindis, Jolanthe,
Eginharts Schülerin dort nahet und schön Rosamund,
Glücklich das Heidekind und Atâla mit leuchtender Stirne,
Hilde, walkürengleich, und mit dem Falken Edith.
Dort mit bezwungenem Blick und bezwungener Seele das Nixlein,
Hier Magdalena, gesühnt, himmlische Thränen im Aug':
Nicht mehr weinend Wallâda, versengten Gewands die Vestalin,
Mit Heloisen im Arm schreitet Aspasia dort,
Florestans Schwanen-Fee und Ellida, den Stern auf dem Haupte,
Und mit dem Glühwurmschmuck schwebet Titania her,

Lächelnd, zum erstenmal in der Trauer, die Witwe von Sedan
Und aus des Erdgeists Nacht hebet sich Mila zum Licht.
Stolz trägt Hildetraut statt des Schleiers die bräutliche Myrte,
Donna Bianca erglüht stets noch in reizender Scham.
Noch ist der Maikranz frisch auf dem Ambragelock Rosalindens;
Doch hier nahet ein Weib, sieh, von zwei Sängern geführt,
Beide bekränzt und versöhnt Herr Wolfram schreiten und Heinrich:
Jeder, Elisabeth, hält an der Hand dich gefaßt,
Und sie gleichen sich sehr, wie ein älterer Bruder dem jüngern,
Daß du von einem verwirrt wieder zum andern schaust.
Doch aus der Tiefe des Rheins, mit den selig schimmernden Augen,
— Hört ihr den Harfenton? — tauchet die Lorelei auf,
Die ich vom Fluche gelöst durch mein Lied und beglückt durch die Liebe:
Sieh, aus den Locken den Kranz nimmt sie und reichet ihn mir.
Und sie fassen sich all' an den Händen, die holden Gestalten,
Und sie schlingen um mich grüßend und lächelnd den Reih'n. —
Einsam glaubst du mich, Freund? O, ich freue mich holder Gesellschaft,
Wann sich der Mond gemach über die Tannen erhebt.

Haben und Nichthaben.

Mein Unglück klagt ein kurzer Satz:
Ich will es und ein andrer hat's.

Die Philister und die Genies.

Die Philister waren arge Tyrannen:
Die Genies, die jagten sie von dannen:
Kaum waren die Genies Minister,
Trieben sie's ärger als die Philister.

Einziges Mittel.

Hast du ein höchstes Heiligtum
Und willst du nicht betrogen sein,
So nimm ein Beil und hau' es um
Und schlag's in tausend Trümmer klein.

Trinkspruch.

Wer gar nicht trinkt, sei er noch so fein,
Den lass' ich sein:
Wer zu viel trinkt, das ist ein Schwein:
Wer trinkt, was er vertragen kann
Und das recht viel: — stoßt mit an,
Das ist mein Mann!

Schlimm gepaart.

Ein alter Mann, ein junges Weib,
Die Freude hat nicht lang Verbleib:
Doch junger Mann und altes Weib, —
Des Teufels liebster Zeitvertreib! —

Der Bann der Fee.

Das ist der Bann der Fee'n:
Der Mann, der Eine gesehn,
Muß sie haben oder vergehn.

Meister und Meisterin.

Kein Meister trägt so stolzen Sinn: —
Er findet seine Meisterin.

Nicht lassen noch haben.

Gott helf' mir armem Knaben,
Kann sie nicht lassen noch haben.

Unheilbar.

Sie ist nicht schön, sie ist nicht klug,
Und dennoch ist sie stark genug
Zu bannen all' mein Wesen
Auf Nimmermehrgenesen.

Das Traumbild.

Und mag ich gehn in Träumen durch Welt und Menschen hin —
Was ist hier zu versäumen an Glück und an Gewinn?
Seit ich auf duft'ger Halde, wo wilde Rosen wehn,
Ersah schön Esmeralde, die Königin der Fee'n, —
Durch alle meine Tage, wie trüb das Leben schwillt,
Geschloßnen Auges trage ich mit das sel'ge Bild.

Kluger Tausch.

Lang lebt' ich nach der Leute Sagen,
Da war ich elend Tag und Nacht

Und hab's doch keinem recht gemacht:
Jetzt leb' ich mir nur zum Behagen —
Sie schelten: doch mein Herz, das lacht

Christenpflicht.

Mir will die Welt mein Lieb nicht gönnen,
Das mir nicht Welt, nein, Himmel ist:
Die Welt dem Himmel opfern können
Muß aber jeder brave Christ.

Zurückgabe.

Wenn mir mein guter Stern vergunnt
Nur Einen Kuß von ihrem Mund,
Will ich Gott danken alle Stund'.
Wie aber, — schilt sie mich deswegen?
Dann freilich muß ich rasch ihn legen,
Wo ich ihn hab' genommen fort,
Getreulich an denselben Ort.

Meine Sünde.

Soll ich ergründen
Meine Sünden,
Ich finde sie kleine
Bis auf Eine:
Ich hab' ein Weib viel, viel mehr gern
Als den Himmel und Gott den Herrn.

In der Kirche.

Der Liebe wollt' ich ledig werden:
Ich floh vor ihr ins Gotteshaus.
Da trat mit lächelnden Gebärden
Sie von dem Hochaltar heraus
Und sprach: „Du suchst in g'radem Lauf
Mich just in meiner Heimat auf.“

Das Lob im Lied.

So wahr in allen deutschen Gauen
Kein Weib wie du so schön zu schauen,
So wahr in allen deutschen Zungen
Sei keins wie du so schön besungen.

Zweite Jugend.

Kehrte mir die Jugend wieder oder kam der Lenz zurück?
Jeder Tag bringt neue Lieder, jeder Tag bringt neues Glück.
Kaum zu bänd'gen sind die Ranken, die mir jede Stunde flicht,
Und es werden die Gedanken mir von selber zum Gedicht.

Das Tröstelein.

Mir bleibt kein Trost, — ein Tröstelein:
Was werden soll und muß, wird sein.

Dornröschen.

Die Mühe soll die Liebe spornen:
Dornröschen heißet von den Dornen.

Notwendige Lieder.

Und stieg ein Engel Gottes nieder
Und drohte mit dem Flammenschwert:
Ich muß sie singen, diese Lieder,
Die mein entzücktes Herz begehrt.

Unerschöpflich.

Seh' scharf ich in des Himmels Rund,
Stets neue Sterne find' ich wieder:
Seh' scharf ich in meiner Seele Grund,
Stets find' ich neue Lieder.

Gottesdienst und Frauendienst.

Ja, hätt' ich Gott gedient wie ihr, —
Der Himmel wäre sicher mir.

Unterschied.

Vielleicht, daß sie sich sehnen mag
Nach mir wohl durch den blauen Tag:
Doch lächelnd träumt sie durch die Nacht,
Die mich erst vollends elend macht.

Verschiedene Liebe.

Der Arme liebet ärmer,
Der Warme liebet wärmer,
Der Scheue liebet scheuer,
Der Treue liebet treuer:

Von allen Liebesgästen
Der Dichter liebt am besten,
Der jedes Pulses Schlag und Fall
Verewigt in des Lieds Krystall.

Dichterlos.

I.

Ihr preist des Dichters glücklich Los
Zu singen Lust und Schmerzen:
Das Glück ist aber nicht zu groß,
Mehr als die andern Herzen
An Lust und Leid zu tragen;
Und was am tiefsten ihn durchwühlt
Und was am mächtigsten er fühlt,
Das kann er doch nicht sagen!
Denn nicht in Flammen kann er sprechen
Und brausen nicht in Lavabächen,
Nicht jauchzen mit des Sturmes Stimme,
Nicht dräuen mit des Löwen Grimme,
Nicht sein Verlangen lassen schallen
Im Lied der Frühlingsnachtigallen,
Nicht hauchen seiner Sehnsucht Drängen
In leisen Äolsharfenklängen:
Und trägt doch alles dies beisammen,
Trägt Sturm und Leu und Lavaflammen
Und Äolsharf' und Nachtigall
In seiner Seele kleinem All.

II.

Ihr sollt sein Lied dem Dichter gönnen,
Denn auch das Schwerste muß er können:

Er muß durch Welt und Menschen gehn
Und darf kein Auge lassen sehn,
Wie höchste Pein und höchste Lust
Ihm wogt in tief verschwiegner Brust.

Bang um dich.

Denk' ich an dich, wie du so blumenrein,
So arglos in das Leben blühst hinein,
Und denke dann der Welt und ihrer schmutz'gen Hände, —
So möcht' ich um dich weinen sonder Ende.

Prüfung des Rivalen.

Der deine Hand davon soll tragen,
Den wäg' ich in gerechten Wagen:
Erfind' ich würd'ger ihn als mich,
Dann weich' ich still und segne dich:
Jedoch find' ich ihn wen'ger wert, —
Tot schlag' ich ihn mit diesem Schwert!

Aufbruch zur Lenzfahrt.

Gesegnet ihr Frühlingssterne, gesegnet du sonniger März,
Ihr lockt in die duftige Ferne das pochende, wogende Herz.
Das war wohl ein trauriger andrer, dem solange das Leben vergällt
Denn ich bin ein fröhlicher Wandrer und mein ist die lachende Welt

---

Also lieb' ich dich.

Magst du mich mit Wonne tränken
Oder tief in Qualen senken,
Immer, immer segn' ich dich:
Lieber viel durch dich verderben
Als durch andre Glück erwerben:
Also, also lieb' ich dich.

Der sichere Bote.

Könnt' ich dir, Süße, meinen Mut
Mit voller Freiheit sagen,
Ich ließe gern das Harfeschlagen
Und spräche nur mit Kussesglut.
Nun aber wird mir's nicht so gut:
So muß ich dir denn klagen
Verhüllt des Herzens Wagen.
Doch wärst du mehr gehütet noch,
Ein Bote, Kind, erreicht dich doch,
Den jeder hört und jeder sieht
Und der doch nie ein Herz verriet:
Das Lied.

Erste Begegnung.

Ich lobe den Tag und ich preise die Stunde,
Da ich zuerst der Süßen genaht;
O Segen dem lauschigen Waldesgrunde,
O Heil dem knorrigen Wurzelpfad,
Und Heil den Vögelein, die da sangen,
Und Heil den Blumen, die da entsproßt: —
Nie sollen die Vöglein werden gefangen,
Nie soll die Blumen töten der Frost.

Glückliche Stunde.

Ich mußte sie lassen mit lechzendem Munde,
Vor Fremden, mit kühlem Drucke der Hand:
Da fügte mir eine vielselige Stunde,
Daß ich ohne Hüter sie endlich fand:
Da hat sie gelohnt mir mit solchem Lohne,
Wie er ward noch keines Mannes Gewinn,
Daß ich unter den Liebenden trage Krone
Und aller Glücklichen König bin.

Schadenfreude der Feinde.

Trägt jemand mir recht tücht'gen Haß,
Was der nun Freude dran erlebt,
Seit mir das Herz ohn' Unterlaß
In Frieren und Verbrennen schwebt.

Kammerschlüssel — Tonschlüssel.

Ihr sagt, ich könne nichts als jammern:
Ei, solltet ihr hören Melodei'n,
Hätt' ich zur kleinsten aller Kammern
Das allerkleinste Schlüsselein!

Ihr „Ja".

Ich finde stets nur ihr „Nicht" und „Nein"
Am Mittag, Abend und Morgen:
O sprecht, allwissende Vögelein,
Wo hält sie ihr „Ja" verborgen?

Mein Los.

Mein Los, das ich nicht wenden mag,
Heißt: soll ich jemals frohen Tag,
Soll jemals frohe Nacht ersehn, —
Das muß durch dieses Weib geschehn.

Der Perlenkranz.

Ein Perlenkranz von Frauenthränen, —
Den Schmuck soll sich kein Mann ersehnen!

Gehen und bleiben.

Wer gehen muß, wo gern er bliebe,
Den trifft der Schmerz mit schwerem Hiebe:
Doch auch des Schmerz ist nicht geringe,
Wer bleiben muß, wo gern er ginge.

Zweimal.

Zweimal fragen, schwer zu tragen,
Zweimal bitten, — das Herz zerschnitten.

Die Quälerin.

Sie will mich nicht entbehren,
Und doch mir nichts gewähren,
Sie hat nicht Lust, mich frei zu lassen,
Doch soll ich ja nicht fest sie fassen:

Dem Käfer gleich an losem Fädchen
Regieret mich das lose Mädchen,
Nicht lösen will sie, noch vereinigen,
Das nennt sie lieben: — ich nenn's peinigen!

Glutgeschmolzen.

Weiß Gott, es ist um dieses Weib kein leichtes Frei'n:
Gleichwie des hürnen Siegfried Leib in Glut muß sie geschmolzen sein!

Glück und glücklich.

Was mir an Glück die Erde lieh, —
Glücklich werd' ich nur durch sie.

Ungeduld des Verlangens.

Ach die Tage vergehn und die sehnsuchtatmenden Nächte,
Veilchen und Rosen verblühn: — ach und noch immer nicht mein!

Die Freude und die Sehnsucht.

Niemals wohnte bei mir als Hausgenossin die Freude,
Manchmal nur in der Nacht nahte der himmlische Gast:
Aber sie hat, wie es scheint, nun zu mir die Straße vergessen,
Während die Sehnsucht treu Tafel und Lager mir teilt.

Juli=Regen.

Die Erde lechzt mit brennendem Verlangen,
Im Schos den Strom des Himmels zu empfangen.

Wagnis um Wonne.

So sind bestimmt des Menschen Lose:
  Nur höchstem Mut wird höchster Preis.
Im Abgrund blüht die Alpenrose
  Und hart beim Tod das Edelweiß.

Seltner Gast.

Es kommt zu mir so mancher Gast,
Der besser hielte zu Hause Rast,
Und die ich erwarte zu allen Stunden, —
Wie selten wird sie hier gefunden!

Verlodern.

Du freust dich wohl der Kerze, sie giebt so hellen Schein.
  Doch daß ihr Licht dir leuchte, — verzehret muß sie sein.
Du freust dich meiner Lieder, jedoch zu deiner Lust
  Sing' ich vor Lieb' und Sehnsucht das Herz mir aus der Brust.

Die Motte und die Kerze.

Fliege nur in dein Verderben, das so schön, so lockend loht:
Selig ist's, in Flammen sterben aus des Herzens Machtgebot.

Das Sonntagskind.

Gerne will ich sonder Klagen
Wochenlang die Bürde tragen,
  Welche Prosa mir verlieh:
Aber Sonntags muß ich dürfen
Deinen süßen Atem schlürfen,
  Sonntagstochter Poesie.
Hoch am blauen Himmelsbogen
Kommst du schweigend hergezogen,
  Winkest selig und vertraut:
Lächelnd mahnst du mich der Stunden,
Da du ganz dich mir verbunden,
  Glüh'ndem Mann die glüh'nde Braut.
Und du drückest, wonnereiche,
An die Brust mein Haupt, das bleiche,
  Daß dein Schauer mich durchzieht:
Rosen duften, Harfen klingen,
Und aus seligem Umschlingen
  Fliegt empor das junge Lied.

Winternacht.

I.

Winternacht, o laß dich grüßen! deine Zeichen deut' ich gern:
Fester Grund zu meinen Füßen und ob meinem Haupt — ein Stern.

II.

Silberduft erfüllt die Thale: leiser Schnee liegt auf den Bäumen,
  Birke glänzt im Mondenstrahle und die dunklen Tannen träumen.
Aufgescheucht von meinem Tritte fliegt ein Vogel, groß und schwer,
  Und es rauscht bei jedem Schritte wie Geheimnis um mich her.

Offen weit des Mantels Falten atm' ich durstig diese Kühle,
Daß der Nachtluft heilig Walten um die Brust wie Flut mir spüle.
Silberduft erfüllt die Thale, leiser Schnee liegt auf den Bäumen,
Birke glänzt im Mondenstrahle und die dunkeln Tannen träumen

Mein holdes Schweigen.

Will fast das Haupt mir neigen
Das Leben niederwärts,
Denk' ich, mein holdes Schweigen,
Wie du so ganz mein eigen,
Und hoch erjauchzt mein Herz!

Sel'ger Schmerz.

Schlag fort mein Herz, bis daß du springest,
Im Takt, der dir gegeben ist:
Notwendig ist nur, daß du singest,
Nicht aber, daß du glücklich bist.
Verloren nenne nicht dein Leben,
Tauscht auch das Schicksal nichts zurück:
Dir ist ein heil'ger Schmerz gegeben,
Der sel'ger ist als alles Glück.

Vom Biegen und Brechen.

Wenn sie zu dir sprechen: „Biegen oder brechen!"
Ruf: „Brechen eh' als biegen!": — Gieb acht, so wirst du siegen

---

Im Winter.

Will denn der graue
Nebel auf immer
Wirklich verschlingen
Alles was schön?
Haben denn niemals
Lerchen gejubelt?
Haben denn niemals
Rosen geblüht?
Bin ich denn nie auf
Bewimpeltem Schiffe,
— Freudig im Lenzwind
Flogen die Fahnen —
Hinuntergefahren
Den blühenden Rhein?
Hört' ich denn nie in
Duftiger Mainacht
Sehnend flöten die Nachtigall?
Und hab' ich denn nicht in
Melodischen Liedern
Gebunden des Schönen
Beflügelten Geist?
Wahrlich, das hab' ich
Und halt' ihn auf ewig!
Blühende Rosen
Hab' um die Schläfe
Ich meiner Psyche
Opfernd gewunden
Voll ewigen Dufts.
Alles auf Erden
Können die Menschen,
Kann dir die Prosa,
Tausendmal schlimmer
Als Winter und Nebel,
Alles entreißen, alles zerstören:
Nur nicht des Herzens
Heiligen Rhythmus!
Brechen das Herz dir
Mögen sie endlich:
Aber so lang noch
Zuckend es aushält,
Schlägt es beharrlich
In seiner Begeist'rung
Geheiligtem Takt.

Ich laß dich nicht.

Du, die aus ferner Sterne Schimmer
Zu mir hernieder stiegst aufs neu':
O Poesie, ich weiß, für immer,
Auf ewig bleibst du nun mir treu.

Ich habe dich mit Todesschmerzen
Erkauft, mit meiner Seele mir:
Nichts reißt dich mehr aus meinem Herzen: —
Eins bist du, — ewig Eins mit mir.
Du, teurer als der Hauch des Lebens
Und teurer als das Augenlicht:
Das Schicksal rollt und grollt vergebens: —
Ich laß dich nicht, ich laß dich nicht!
Und ob — denn leicht bringt er Verderben! —
Mein Haupt verbrennt dein Flammenkranz:
O wie viel sel'ger durch dich sterben
Als leben ohne deinen Glanz.

Entsagen.

So soll denn wirklich Ein Accord
Durch all mein Leben traurig klagen?
Verfolgt mein Fluch mich fort und fort,
Der Unkenruf: „Du mußt entsagen!"

Nach schlafloser Nacht.

Es dämmert kaum im Osten leis:
Mein Aug' ist wach, mein Kissen heiß,
Mein Herz ist wund, mein Mund ist stumm,
Und ach, nur Eine weiß warum.
Die Hähne krähn: — bald wacht das Haus,
Bald ruft das Leben mich hinaus:
Nur eines wünsch' ich: — wär' es um:
Und ach, nur Eine weiß warum.

Das zweite Herz.

Ich glaube, niemand lebt, er hat einen Schmerz
Der pocht in ihm wie ein zweites Herz.

Blitzgefahr.

Je stolzer, Herz, dein Glück wird ragen, —
Je sichrer wird der Blitz es schlagen.

Falkenart.

Wie ein wilder Falk bin ich geartet,
Der verschmäht der Erde Blumenflor
Und nach der Sonne pilgerfahrtet: —
Du erfliegst sie nie, du armer Thor.

Die weiße Blume.

Mir legt das Thal mit tausend Grüßen
All' seine Rosenpracht zu Füßen,
Ich acht' es kaum.
Da droben, auf höchstem Bergesgrat,
Wohin nicht führet Steg noch Pfad
Sah ich im Traum
Eine kleine weiße Blume stehen:
Um diese muß mein Herz vergehn. —
Und wenn ich nun gestorben bin,
Fliegt meine Seele drüber hin
Und pflückt die Blume still und bleich
Und trägt sie mit ins Himmelreich.

Der sterbende Ritter.

Hörst du die Hörner?
Reich' mir die Waffen,
  Strahlendes Lieb,
  Gieb sie, o gieb!
Lebend soll keiner
Mir sie entraffen:
  Ob es zerfließet
  Nach innen, dies Herz, —
Außen umschließet
  Es siebenfach Erz.

Sterben? Ach gerne,
  Sterben um Liebe,
Sterben um dich
Gerne will ich:
  Aber dem Feind noch
  Grimmige Hiebe!
Eh' ich es neige
  Für immer, dies Haupt,
Sei's noch vom Zweige
  Des Sieges umlaubt.

Der letzte Dienst.

O du mein siegerprobtes Schwert,
Was hilft nun all dein Ruhm und Wert?
Den letzten Dienst noch, treues Erz: —
Triff scharf und tief mein eignes Herz.

Sonett.

Du fragst, woher ich lernte nie zu klagen?
  O Kind, es möge niemals dir gelingen,
  In jene Tiefe voller Grau'n zu dringen,
 Draus diese Weisheit ich emporgetragen.
Beim Eintritt mußt dem Lächeln du entsagen,
  Kein Jubelruf wird dir sich mehr entschwingen,
  Mit Wehmut hörst du selbst die Lerche singen,
 Matt rinnt dein Blut in allen künft'gen Tagen.
Und drangst du ein, — wohl wagst du's nicht vergebens:
  Dein Herz ward frei auf immer des Erbebens
  Und Trost für jeden Schmerz hast du erworben.

Doch besser wäre dir, du wärst gestorben,
Denn deinen Frühling hat der Reif verdorben,
Und alles starb, was da verlohnt des Lebens.

Zwei Freunde.

Die Uhr schlug eins. Trüb brannten unsere Kerzen,
Erloschen war das Feuer im Kamin,
Längst ungekostet vor uns stand der Wein.
Da schloß ich mein Erzählen: „und so steht's."
Und in den Stuhl lehnt' ich das Haupt zurück.
Doch er stand auf, trat nah an mich heran
Und auf die Schulter legt' er mir die Hand:
„Mein armer Freund," sprach er und seufzte tief,
„Regierten nnsre Götter noch und die Homers:
Sie wüßten Rat! sie würden dich verwandeln
In eine sehnsuchtstimm'ge Nachtigall.
So aber bleibt dir nur dein alter Trost:
Es braucht's nicht, daß die Menschen glücklich sind."
„So ist's, sprach ich, jedoch es braucht's auch nicht,
Daß ohne Glück sie leben. — Fahre wohl."

Erloschner Stern.

Wohl hatt' ich einen Stern von Jugend an,
Der treu und licht gesegnet meine Bahn:
Der Stern erlosch. Ich steh' allein, in Nacht. —
Sei's. Auch im Dunkel wird zu End' gebracht,
Was mir zu thun noch bleibt auf Erden,
Um ganz in Nacht gehüllt zu werden.

Der weise Narr.

Ein Mann, der plötzlich sah den Abendstern,
Den faßte des so tödlich Wohlgefallen,
Den holden Glanz er wollt' ihn fassen gern; —
Absagt' er drum den Erdenfreuden allen,
Nur diesen Glanz, nichts andres wollt' er haben:
Man hat ihn bald, als einen Narr'n, begraben: —
Mich dünkt er war der Weiseste von allen!

Der kluge Ochs.

Willst ohne Schmerz du schreiten durch die Erden,
Dem biedern Pflugtier lerne gleich zu werden:
Ins Joch das Haupt, zu Boden mit dem Blick
Und wirst du satt, so segne dein Geschick:
Doch träume nicht von dämmerblauen Fernen
Und — hörst du? — schaue niemals nach den Sternen!

Allein stehend.

Hast du zum Trotze dich der Welt
Auf deines Wesens Recht gestellt
Und stehst, den Rücken an der Wand,
Gefahr und Haß ringsum entbrannt: —
Gieb acht, gieb acht, wie deine Lieben
Sich da gemach zur Seite schieben!
Ein achselzuckend Seufzerziehn:
„Ich hab's geahnt: — oft warnt' ich ihn."
So sprechen sie, die feigen Wichte,
Die sich gesonnt an deinem Lichte.
Zuletzt versagt die ganze Sippe,
Verachtung schürzet dir die Lippe,

Und du erkennst, du trägst allein
Des Lebens wie des Todes Pein. —
Doch nein, ach nein!
Du weißt, daß es ein Wesen giebt,
Das für dein Glück die zarte Brust
Dem Tode böte dar mit Lust:
Das ist das Weib, das voll dich liebt.

Elfe oder Hexe.

Tanzen im Herbstwind wirbelnd die Blätter,
Ist's ein Elfen- oder ein Hexen-Wetter:
Greifst du hinein mit der Hand geschwind,
Wenn du Glück hast, fängst du ein Elfenkind
Wirst du aber die Hexe fassen, —
Freund, dann mußt du das Leben lassen.

Vom Vergessen.

Alles verzeihen die Frau'n auf Erden,
Nur nicht das Vergessen-Werden.

Vom Haß.

Nun kenn' ich beide Triebe und sag' euch's mit Verlaß:
So süß fast als die Liebe und heißer ist der Haß.

Vom Trost.

O bleibt mit eurem Trost mir fern: ein tröstbar Weh ist klein:
Der Schmerz im tiefsten Lebenskern kann nicht getröstet sein.

Von bösen Nächten.

1.

„Wer nie die kummervollen Nächte
Mit Weinen saß auf seinem Bette" —
Ich weiß, wer dieses Lied erdächte,
Wenn's nicht erdacht schon einer hätte.

2.

Die mich mit Recht und Unrecht hassen,
Könnt' ich sie leise schauen lassen
Ach nur in Eine meiner Nächte: —
Wie das von ihrem Haß sie brächte!

Von „linden Lüften".

Ein Lied von Meister Uhland, das hat mein froher Mund
Dereinst so gern gesungen zu mancher guten Stund'!
Das Lied von linden Lüften, die wieder sind erwacht,
Wie alles sich muß wenden, was Winters Weh gebracht.
Jetzt, hör' ich jemand summen die liebe Melodie,
Mein' ich, mein Herz will springen: — mein Weh: — das wendet nie.

Verborgnes Weh.

1.

Ihr meint: „der ist noch wohlbehalten,
Dem Vers und Reim klingt hell wie Erz": —
O wüßtet ihr, was in den Falten
Des Liedes birgt des Sängers Herz.

Wie sich das Haupt einst die Hellenen
Verhüllt, wann tiefst von Weh' erfüllt,
So wein' ich heimlich meine Thränen,
In meiner Lieder Flor gehüllt.

2.

Sie sprechen: „nun ward er gesund! Hört, wie er lacht und scherzt!"
Sie wissen nicht, wie weh, wie wund mich jedes Lachen schmerzt.
Sie sprechen: „was er seufzend trug, nun warf er's hinter sich."
Ach Gott, ist jeder Atemzug ein Seufzer doch um dich!

3.

Im Kampf der Zeit, im Tagesstreit voll steh' ich meinen Mann:
Wer sieht mein Leid, so tief und weit, am Zechertisch mir an?
Dem Freund den Rat, dem Feind die That, nicht schuldig bleib' ich sie,
Bin früh und spat an Ernt' und Saat: — vor Menschen klag' ich nie.
Doch in der Nacht bricht aus mit Macht mein tödlich Wehgefühl:
Das Hirn zerdacht, das Aug' verwacht und heiß und naß mein Pfühl
Weltaus, weltein such' ich allein sie, die so lieb ich hab':
Zu Ende sein wird meine Pein bei ihr nur — oder im Grab.

4.

Ihr fragt, wie ich's verbergen mag, was mich so elend macht?
Ich lache durch den lauten Tag und weine durch die Nacht.

Sieg der Prosa.

Du hast gesiegt, Erbfeindin Prosa, lache!
Durchschnitten ist das freud'ge Schwunggefieder,
Das mir so kräftig war gewachsen wieder:
Du hast gesiegt: so sätt'ge dich der Rache.
Und fürchte nicht, daß nochmal ich erwache:
Zu mächtig zieht dein Bleigewicht mich nieder.
So lebt denn wohl, ihr meine armen Lieder:
Singvöglein zart, euch würgt der grimme Drache.

Lebt wohl für jetzt: doch weiß ich einen Stern,
Dort gilt für Frevel nicht der Dienst des Schönen
Und keine Faust zerreißt die zarten Saiten.
Aufblühen dort wird meiner Seele Kern:
Was hier begann, dort wird es weiter tönen
Und siegreich klingen durch die Ewigkeiten.

Todessehnsucht.

Sie winkt aus Abendwolken nieder
Und grüßt mich aus den Sternen wieder,
O warum je verließ ich sie,
Mein traut Gespiel: — Melancholie.
O diese seelenvollen Augen,
Die aus der Brust das Herz mir saugen,
Sie wußten stets, was bergetief
In meiner Seele schläft und schlief.
Sie wissen wohl, welch' tödlich Sehnen
Zum Springen mir die Brust will dehnen,
Sie kennen ganz die rege Flut
Voll Schmerz und Wonne, Nacht und Glut.
O komm und hole meine Seele!
Mag, was des Todes Pforte hehle,
Vergessen, mag's Gedenken sein:
Weil ewig, — soll's willkommen sein!

Todeswonne.

Es sei: ihr sollt gewonnen haben!
Der Sieg sei euer — mein die Pein:
Doch einmal, eh' sie mich begraben,
Noch einmal will ich glücklich sein.
Ich mische mir den tiefen Becher
Mit Gift und Rüdesheimer Saft,
Und trink', ein todesmut'ger Zecher,
Auf Sehnsucht ihn und Leidenschaft.

Und dann soll nur Ein Lied noch sagen,
Was lavaheiß in mir geloht,
Und eh' die Welt kann weiter fragen, —
Schließt schon die Lippe mir der Tod.

Halali.

Ihr habt's erreicht: — ich bin zu Ende!
Zu Tod habt ihr den Hirsch gehetzt:
„Hei Halali!" — Reicht euch die Hände!
Ja, das Gemeine siegt zuletzt.

Aus den Wogen.

Der du niemals bliebest fern,
Wann ich aus den Wogen tief
Mächtig ringend nach dir rief, —
Komm auch jetzt, mein guter Stern.
Ringsum schwillt die schwarze Flut:
Landfern schwimm' ich, schwer von Harm:
Matt wird Hoffnung, Haupt und Arm:
Stark blieb nur der Todesmut.
Laß mich, schnödem Feind zum Spott,
Nicht nach so viel Siegesehr'
Untergehn in dunklem Meer:
Hilf, du heller Strahlengott!
Ha, mir ist, aus Wolkenrand
Glänzt der Stern schon geisterhaft:
Vorwärts denn mit letzter Kraft: —
Endlich, endlich fühl' ich Land.

Errettung.

Ich saß zu dunkler Stund' am See,
Die Wellen brachen sich mit Schweigen,
Wie aus der Brust mein altes Weh
Stumm seufzend nur empor kann steigen.

Ich saß am See zu dunkler Stund', —
Nicht Mond, nicht Sternlein war zu schauen:
Es deckte Welt und Himmelsrund
Ein hoffnungsloses, dunkles Grauen.
Es rauschte geisterhaft durchs Schilf: —
Mir war, als ob mich's abwärts riefe:
„O komm, mein guter Stern und hilf,
Denn mächtig zieht mich's in die Tiefe!" — —
Da, unverhofft, mit lichter Pracht
Brach durchs Gewölk der Mond hervor:
Welch' heller Geist hat mein gedacht,
Eh' ich mich ganz in Nacht verlor?

Ersatz.

Ich kann nicht leben, unbekränzt das Haupt!
Riß von der Stirn der Sturmwind mir die Rosen,
So werde von Cypressen sie umlaubt,
Die wie der kühle Kuß des Todes kosen.
Ich kann nicht leben ohne Königtum!
Und brach des Glückes goldner Reif in Scherben
So will ich um des tiefsten Leides Ruhm,
Will um der Trauer Königskrone werben.
Ich kann nicht leben ohne Liedesklang!
Ward mir der Freude Harfe schrill zerschlagen,
Anstimmen will ich einen Trauersang,
Der leben soll, solange Herzen klagen,

Lebe, — für sie!

Auf, du mußt tragen sie und stützen,
Bist du auch selbst zum Tode matt.
Und mußt sie schirmen und beschützen,
Die dir das Herz gebrochen hat.

Unzerstörbar.

Ob man die Harfe mir zerschlage, die da beflügelt meinen Sang:
Es schwingt sich fort in ew'ge Tage der Silberton, der draus erklang.

Die Martyrin.

Aus tiefsten Schmerzen stieg empor
Dein Bild noch edler als zuvor,
Gekrönt zu reinsten Hochsinns Lohne
Mit einer goldnen Martyrkrone.
Die schwerste Stunde deines Lebens,
Du hast sie nicht gekämpft vergebens,
Denn diesem Bild, madonnenrein,
Will Harfe, Herz und Hand ich weihn.

Zusammen.

Durch Donner des Himmels, durch höllische Flammen
Tönt all' übertäubend das Eine Wort:
Trotz allem, Geliebte, wir stehen zusammen,
Du meine Zier und ich dein Hort.

Los des Edeln.

Klage nicht, daß du geboren bist zu Schmerz und Thränen bloß:
Ewig ist das Glück der Thoren, doch der Schmerz des Edeln Los.

Letzte Hoffnung.

Auf Erden hast du Joch getragen:
Doch, Herz, du sollst darob nicht klagen:
Dir wird dafür in ew'gen Tagen
Ein schöner Engel Harfe schlagen.

Ewig Glück und flücht'ge Schmerzen.

Trägst du ein ewig Glück im Herzen,
So klage nicht um Erdenschmerzen.

Das zweite Glück.

Durch Liebe glücklich sein ist höchstes Menschenheil,
Durch Liebe leiden Pein des Glücks zweitbester Teil.

Maßstab.

Mißt du die Leidenschaft, frag' sie: „was deine Kraft?"
Willst du die Liebe messen, frag' sie: „kannst du vergessen?"

Unergründlich.

Und mögt ihr noch so lang ihn strecken,
Der Neugier unverschämten Stecken,
Ihr mögt den Grund von Krötenteichen,
Nicht einer Seele Grund erreichen,
Die still, von Träumen eingewiegt,
Ein dunkelgrüner Bergsee, liegt,
Und der kein frecher Finger nimmt
Die weiße Blume, die drauf schwimmt.

Unentreißbar.

1.

Siehst du den Abendstern am Himmel?
Nimm ihn herunter, wenn du kannst
So wenig nimmt man dir die Seele,
Die du in Liebe dir gewannst.

II.

Rosen welken,
Völker schwinden,
Sterne löschen:
Aber ewig,
Unvergänglich,
Unentreißbar
Ist die Liebe,
Welche einmal
Völlig dein war.

III.

Tief sollst du, Kind, den Trost erfassen,
Den schönsten, den die Weisheit fand:
Was einmal ganz du dein genannt,
Das müssen ewig unentwandt
Die Götter dir und Menschen lassen.

IV.

Was einmal wirklich du genossen,
Das hältst auf ewig du umschlossen.
Was einmal glorreich sich vollendet,
Wird nun und nimmer rückgewendet:
Aus deiner Seele den Demant
Bricht Götter- nicht noch Menschenhand.

Tod im Kranze.

Hast du erreicht den Kranz des Lebens,
Stirb froh: du lebtest nicht vergebens.

Liedeswort.

Liedeswort mit süßem Klange stiehlt sich in das Herz durchs Ohr:
 Spät dann oft im Lebensdrange steigt es tröstend dir empor.
Und der Schmerz, der dich gebunden, fließt in sanfte Wehmut fort,
 Hast du glücklich es gefunden, das ihn nennt, das Liedeswort.
Also hab' ich, dich zu trösten, Lied um Lied hier angereiht:
 Wollte Gott, daß sie dich lösten aller deiner Traurigkeit.

Medusa Rondanini.

„Auf deinem Pulte die Meduse,"
 So sprach der Freund, „behagt mir nicht;
Unheimlich diese grimme Muse
 Schaut dir in Leben und Gedicht."
Ich aber sprach: „Du siehst sie schweigend:
 Doch mir, in mondbeglänzter Stund',
Das Haupt voll Schlangenlocken neigend,
 Dämonisch redet dieser Mund.
Er spricht: ‚Ob ich des Lebens darben,
 Mit offnen Lippen starren muß:
Fest halten sie, den sie erwarben,
 Auf ewig ihres Gottes Kuß:
Kein Schicksal kann es mehr verneinen,
 Mein war der Gott und ich war sein:
Verew'gen kann es und versteinen,
 Nicht mir entreißen, was da mein.'"

Auf!

Hebe deine weißen Schwingen, auf, mein Geist, empor, empor!
 Hörst du nicht die Harfen klingen oben in der Sterne Chor?

Auf, nichts kann die Seele halten, welche rein nach oben flammt:
Allen irdischen Gewalten obsiegt was vom Himmel stammt.
Laß die Erde, laß sie sinken, ihren Schmerz und ihren Tand:
Wo des Genius Sterne winken, ist dein leuchtend Heimatland.
Von der Stirn die Rosenkränze schleudre, die sie dicht umlaubt:
In der Hand das Schwert dir glänze und der Helm auf deinem Haupt.
Nicht den Flöten darfst du lauschen, nicht der Blumen Flüsterwort:
Wo des Geistes Speere rauschen, Bannerträger, ist dein Ort.
Wirf in deines Volkes Kämpfe brausend dich mit Schild und Schaft,
Daß der Sturm der Schlacht sie dämpfe, die Vulkane deiner Kraft.
Wer in solchem Kampf gefallen, unbefleckt, im Heldenlauf,
Geht in Deutschlands Siegeshallen als ein leuchtend Sternbild auf

Balladen und Lieder

Dritte Sammlung

Erste Abteilung

Meiner

lieben Frau Therese.

Balladen, Romanzen und Verwandtes.

Lucifer.

(Vor den Pforten des Himmels.)

Lucifer (allein). So steh' ich wieder vor der lichten Stätte,
Da ich einst herrlich, wie kein andrer war.
Groß war mein Fall, doch größer ist mein Mut!
Zwar die Genossen liegen noch betäubt
Vom schweren Sturz dort unten in der Tiefe:
Doch mich trug schon aufs neu' empor die Kraft.
Schon als das Flammenschwert mich niederschlug,
Schon als ich rücklings aus dem Streitgeschirr
Mit Roß und Rad hinunter taumelte, — —
Schon damals dacht' ich nur das Eine Denken:
„Geduld! Es kommt die Zeit der Wiederkehr."
Denn ewig bin ich, wie Jehova selbst:
Ich bin der Schatte, den sein Schimmer wirft
Und mit sich selbst nur könnt' er mich vertilgen.
's ist seine Schuld, daß ich ihm trotzen muß:
Was gab er mir den zweifelnden Gedanken,
Was gab er mir dies quälerische Grübeln,
Das mich an seinem Rechte rütteln läßt?
Warum ist er mein Herr? Weil er allmächtig!
Warum ist er allmächtig? Weil mein Herr!
Das ist der Zirkel, der sich glühend heiß
Um meine schmerzdurchfurchte Stirne preßt!
Was gab er mir mein Denken und mein Wollen,

Wenn ich's nicht schrankenlos gebrauchen darf?
Ist das noch Freiheit, wenn er mir die Ziele
Voraus bestimmt, danach ich wandern soll?
Und weich' ich ab, so straft er es als Schuld! —
Ha! wir sind frei, wie der geworf'ne Stein,
Der da zu fliegen wähnte, gleich dem Adler!
Laß sehn, ob ich die Kraft, die er verlieh,
Nicht gegen seinen Willen brauchen kann,
Nicht selbst mir setzen kann, was gut, was bös,
Ich selbst mir selbst mein eigner Gott und Herr.
(Aus der Himmelspforte kommt eine Schar Seraphim mit einem Korbe voll Rosen.)
Wollt' er Gehorsam, fromm gedankenlosen,
In jedem Pulsschlag seines weiten All, —
Was schuf er mich nicht jenen Kindern gleich,
Die ewig, gleich den Rosen, die sie tragen
Ein dankbar Opfer, ihren Schöpfer preisen!
(zum ersten Seraph:) Was schafft ihr da mit euren roten Blumen?

Seraph. Es taget bald: wir streun das Morgenrot
Hinunter aus den Wolken auf die Erde.

Lucifer. Und dann?

Seraph. Dann fliegen wir den lieben Lerchen nach,
Die hellen Lieder ihnen abzulernen.

Lucifer. Ein müßig Werk! — Und dann?

Seraph. Ei dann geht's an die Arbeit!

Lucifer. Und was für Arbeit wartet dann auf euch?

Seraph. Siehst du dort unten, an des Euphrat Ufer,
Das blonde Kind nach Blumen suchend gehn?
Der Vater schafft im Wald, die Mutter stillt
Den Säugling in der Hütte: — nach dem Fluß
Schon irrt das Kind: — da streu' ich junge Veilchen
Vom Ufer ab zurück zur Mutter hin,
Daß es die Blumen retten vor dem Tod.

Lucifer. Und jüngst erst starb sein Brüderlein am Fieber! —
Weshalb hast du nicht jenen auch gerettet?
Er war so rein wie sie.

Seraph. Das frag' ich nicht: — denn so hat Gott befohlen. —
Du siehst so finster: — sage, fremder Mann,
Willst du nicht eine hier von diesen Rosen?
Lucifer. Für dieses Haupt blüh'n keine Rosen, Kind!
Geh an dein Werk und lerne nie, zu zweifeln.

(Die Seraphim ab. Der Erzengel Michael in strahlender Rüstung tritt aus dem Himmelsthor: es wird Tag.)

Lucifer. Ha sieh! Der starke Schergenknecht des Himmels!
Auf, Michael, stoß in dein Wächterhorn,
Rasch, rufe deine Cherubim herbei
Und schlagt in Fesseln diesen freien Nacken,
Der euch ein Vorwurf eurer Knechtschaft ist!
Michael. Du weißt es, daß du lügst: denn ich bin frei.
Lucifer. Frei! wie dein Schwert in deiner starken Faust,
So dienst du in Jehovas Hand und Willen.
Michael. Es ist des Schwertes Art, der Hand zu folgen:
Ich folge willig: — und so bin ich frei.
Lucifer. Ich folgte meiner Art und ward verstoßen.
Michael. Dir ward dein Recht: — bestreit' es, wenn du kannst.
Lucifer. Mir ward das Recht des Stärkern! — die Gewalt.
Michael. Du weißt es, daß du lügst! Dir war nicht wohl,
Als du zum Kampf mit mir dein Schwert erhobst.
Ich hatte nie im Wettkampf dich besiegt: —
Gleich stark hat uns der Ewige geschaffen:
Doch diesmal trug dein Blick mein Auge nicht: —
Dein Herz erbebte — und du wardst besiegt.
Lucifer. Ja, das ist seine höchste Grausamkeit!
So tief schuf er uns an die Sklaverei,
Daß uns der Drang nach Freiheit Sünde scheint,
Und doch Gehorsam unerträglich ist.
Michael. Wann ich ihm folge, folg' ich nur mir selbst.
Lucifer. Warum schuf er mich dunkel und dich hell?
Michael. Du konntest glücklich sein wie ich: die Nacht
Preist Gott nicht minder herrlich als der Tag.
Du hast dich selbst gerichtet, Lucifer!

Lucifer. Warum, nachdem ich schuldig war und elend,
Hat er mich nicht vernichtet? Sprich, warum?

Michael. Weil er das Leben will, und nicht den Tod.

Lucifer. Er gab zur Qual nur mir die Ewigkeit:
Er soll mir Frieden geben oder Tod.

Michael. Sobald du willst, ist höchster Friede dein.

Lucifer. Unfriede ward mein Los und wird es bleiben.
Wozu das Einerlei der Ewigkeit?

Michael. Du hast es nicht verdient, daß ich dir's künde!
Doch meines Herren Wappenschild zeigt nicht
Das Schwert des Rechts: es zeigt den Stern der Gnade.
Vernimm, Gott gab dir deshalb Ewigkeit,
Weil er voraus weiß, daß die Stunde kömmt,
Die jeden letzten Schattenstreif durchsonnt.
Du sollst sein heilig Walten kennen lernen,
Die Segensfülle seiner Schöpfungen:
Die tiefste Weisheit und die höchste Liebe
Rollt manch Jahrtausend auf vor deinem Blick:
Und endlich wird vor soviel Sonnenglanz
Das Eis auch deines dunklen Herzens schmelzen:
Dies stolze Haupt, das einmal nur sich beugte,
Als ihm der Blitzstrahl auf den Nacken schlug,
Versöhnt und reuig wird es dann sich neigen
In unsres Vaters segenvollen Schos. —
Er aber legt die Hand dir auf den Scheitel:
„So kömmst du endlich, lang verlorner Sohn?"
Und tausend Harfen werden lieblich tönen;
Froh grüßt der Himmel seinen stärksten Helden
Und Nacht und Schatte werden nicht mehr sein. —

Lucifer (in höchstem Zorn). Du feiger Knecht, das hoffe nie zu schau'n!
Kampf gegen euch, solang ich denken kann!
Reißt er mir nicht zuerst dies starke Herz
Durch Zauberkraft aus dieser festen Brust,
Soll sich mein Haupt vor seinem Thron nicht beugen.
Verderben will ich alle eure Saaten,

Vergiften will ich eure ganze Welt.
Fluch ihm und der verräterischen Milde,
Mit der er uns den Willen aus der Brust
Und aus dem Haupt wegschmeichelt die Gedanken.
Du Traumprophet, auch mich laß prophezeih'n!
Benutzen will ich meine Ewigkeit,
Die eure stolze Thorheit mir gegeben,
Zu lauern jede schwindende Minute,
Bis ich und die Genossen durch dies Thor
Hinein in euren frommen Himmel stürmen!
Den Thron der falschen Liebe will ich stürzen,
Das Scepter, das die Leben schafft, zerbrechen
Und meines Hasses frei gewordne Glut
Soll Gott und seine Schöpfungen verzehren.
Und wann der Brand von tausend Weltgebäuden
In höchster Lohe flammt zu mir empor,
Dann will ich selbst, der letzte, der da atmet,
Sieg jauchzend, lachend springen in die Glut,
Mich selbst verbrennend, daß ein totes Nichts,
Ein ewig Nein nur einzig übrig bleibt,
Von eurem Reich des Lichtes und der Liebe.

Michael (das Schwert ziehend). Du kennst dies Schwert, das dich zu Boden schlug:
So oft du willst, sollst, Lästrer, du's erproben.
Jetzt aber geh' und hebe dich von hier,
Fleuch in den dunklen Abgrund deines Falls:
Jehovah naht, um seine Welt zu segnen,
Hinweg, du Schatte, denn es naht das Licht.

Lucifer. Ich weiche jetzt: — doch kehr' ich ewig wieder! (Verschwindet.)

Chor der Engel (aus der Pforte). Jeglichen Morgen, treu wie die Sonne,
Nahet der Vater, zu segnen die Welt.
Wohlgefallen den Menschen, Frieden auf Erden,
Und Ehre sei Gott in der Höh' Hallelujah!

Odysseus.

Was Achilleus nicht gelungen, was nicht Ajas' Stärke that, —
Priams Feste hat bezwungen dieses Hauptes kluger Rat.
Ein Jahrzehnt mit kühnem Kiele trotzt' ich Posidaons Wut
Und ich drang zum sonn'gen Nile und zu Lethes dunkler Flut.
Freundin rühm' ich mir Athene und der ew'gen Jugend Zier
Beut, die schöner als Helene, beut die Inselgöttin mir: — — —
Ach, wie gern wollt' ich vertauschen was mir Herrlichstes geschah,
Hört' ich nur noch einmal rauschen deinen Bergwald, Ithaka!

Nausikaa.

Rasch entschwebt, mit weißem Flügel, fern ein Schiff gen Ithaka:
Hoch von steilem Felsenhügel schaut ins Meer Nausikaa.
Weißen Arm mit goldner Spange drückt sie vor das edle Haupt
Und sie späht noch, als schon lange Mann und Boot dem Blick geraubt.
„Aphrodite!" — ruft sie — „sage, was verbrach ich, welche Schuld?
Glücklich glitten meine Tage in der greisen Eltern Huld.
Und man rühmte, Freude glänze, wo Nausikaa erschien: —
Was verbrachen meine Kränze? Göttin, weshalb sandt'st du — — ihn!
Ihn, der, einem Gott vergleichbar, plötzlich vor mein Auge schritt! —
Dort enteilt er, unerreichbar, ach, und meine Seele mit!"
Noch war an den Felsenstufen nicht verhallt der Klage Ton, —
Vor ihr, die sie angerufen, stand der Liebe Göttin schon.
„Rache soll den Schmerz dir lösen, tröste dich, mein wundes Reh:
Tod und Unheil drohn dem bösen Gatten der Penelope.
Denn Poseidon schwur Verderben dem gewalt'gen Mann noch heut',
Wenn statt seiner nicht zu sterben sich ein freies Opfer beut.
Und ich fliege, das zu melden an Penelope sofort: —
Ah, verwitwet trägt den Helden dann der Kiel zum Heimat-Port."

Doch die Jungfrau, qual-entkettet, sprang empor: „So sei's gethan!
Dank dir, Göttin! Ja, gerettet ist das Herz, dem Götter nahn."
Kaum entfloh das Wort der Lippe, — schimmernd, wie ein weißer Schwan,
Flog die Jungfrau von der Klippe: — hoch auf schlug der Ocean.

Ein Königs-Spiel.

Saß der König Artaxerxes
In dem goldnen Haus zu Susa
Auf dem hohen Purpurthrone:
Im geflochtnen Barte Perlen,
Um die Stirn das Diadema,
In der Hand das goldne Scepter
Und im Herzen Übermut. —
Auf den Polstern vor ihm knieten
Seines Reiches erste Fürsten
Edle, Feldherrn und Satrapen:
Und er winkte dem Dadanes,
Der der kühnste seiner Krieger,
Und der treu'ste der Satrapen
Und der Feldherrn bester war.
„Mich gelüstet," sprach der König,
„Mich gelüstet, o Dadanes,
Deines weißen Edelfalken,
Den du selbst dir abgerichtet,
Der auch Antilopen beizet:
Giebst du, Feldherr, wohl den Vogel
Deinem König zum Geschenk?"
Unbewölkt blieb des Dadanes
Hohe Stirn, da er sich neigte:
„Theuer war mir jener Vogel,
Den ich selbst mir abgerichtet,

Der auch Antilopen beizet:
Aber wenn dich sein gelüstet,
Großer König, ist er dein."
„Mich gelüstet," sprach der König,
„Mich gelüstet, o Dadanes,
Deines schwarzen Parther-Hengstes,
Der nicht scheut die Elefanten,
Den du rittst in sieben Schlachten,
Den dein Vater schon geritten, —
Schenkst dem König du das Roß?"
Leise furchte nur Dadanes
Seine Brau'n, da er sich neigte:
„Theuer war mir jener Rappe,
Den mein Vater schon geritten,
Der in sieben heißen Schlachten
Mich zum Siege trug — für dich —!: —
Großer König — nimm ihn hin!"
„Mich gelüstet," sprach der König,
„Mich gelüstet, o Dadanes,
Deiner einz'gen Frau Mandane,
Die du mehr liebst — also sagt man —
Als dein Leben: gieb die Schlanke
Mir zu meinen hundert Frauen:
Gönnst dem König du dein Weib?"
Von dem Wirbel bis zur Sohle
Schüttelte der Schmerz Dadanes:
Doch mit fester Stimme sprach er:
„Theurer ist mir als mein Auge,
Als mein Leben, meine Seele,
Mein geliebtes Weib Mandane:
Großer König: — sie ist dein!
Nur vergönne, daß in ihren
Gürtel, wann ich dir sie sende,
Ich ein breites Messer berge."
„Wie! den König zu ermorden?"

„Nein! sich selber, wenn sie etwa
Doch es nicht ertragen könnte,
Eines andern Weib zu sein."
„Mich gelüstete, Dadanes,
Tapfrer Feldherr," sprach der König,
„Zu erproben deine Treue:
Nur ein Spielchen mit dir spielt' ich:
Gut bestandest du die Probe:
Wähle nun zum Lohn und wünsche,
Was dein Herz begehren mag.
Sei's ein Scheffel voll Rubinen,
Seien's Pfauen oder Weiber,
Sei's Ägypten oder Baktris, —
Alles will ich dir gewähren:
Schwör' es dir bei meinem Barte."
Mächtig atmend sprach Dadanes:
„So vernimm denn meinen Wunsch!
Meine Treue noch zu prüfen,
Solch' ein Spiel mit mir zu spielen,
War nicht nötig, Artaxerxes!
Und so wünsch' ich nicht Rubinen,
Auch nicht Pfauen oder Weiber,
Auch Ägypten nicht noch Baktris,
Sondern nur — gedenk des Schwurs,
Den du schworst bei deinem Barte,
Alles wollt'st du mir gewähren —
Sondern nur: mit meinem Weibe
Meine Tage zu beschließen
— Zu Athen lebt mir ein Gastfreund —
In dem Land der freien Griechen,
Ferne von der Kön'ge Dank."

Die Vestalin.

In den stillen Tempel lärmend
Bricht das Volk, empört in Wut:
„Auf und schleppt sie vor den Prätor,
Tilgt die Schuld in ihrem Blut,
Denn kein Rauch steigt mehr zum Himmel,
Und erloschen liegt die Glut.
Priesterin, wo war dein Eifer,
Priesterin, wo war dein Herz?
Träumtest du der Liebe Träume,
Pflogest du der Liebe Scherz?
Sucht den Buhlen und zerfleischt ihn
Glied für Glied mit scharfem Erz.
Doch sie selbst scharrt in die Erde
Lebend ein mit ihrer Schmach."
Also tobt die blinde Menge,
Von den Säulen schallt es nach.
Doch erwacht aus tiefem Schweigen
Trauervoll die Jungfrau sprach:
„Wehe, rohe Männer, wehe,
Die ihr scheulos, wild, im Streit,
Auf den Lippen Zorn und Flüche,
In dies Haus getreten seid:
Nicht die Priesterin, ihr selber
Habt das Heiligtum entweiht."
„Heuchlerin, da sieh die Asche!
Sprich, was löschte diese Glut?"
„Unauslöschlich lodert Vestas
Herd in meines Herzens Hut:
Und was diese Brände löschte, — —
Das war meiner Thränen Flut."
„Thränen? was hast du zu weinen,
Du der Göttin Dienerin?"
„Vor drei Tagen sank bei Cannä

Romas Ruhm und Macht dahin,
Und als Priesterin ich worden,
Blieb ich dennoch Römerin."
„Nicht um Rom, um einen Buhlen,
Der gefallen, weint sie wohl:
Auf! ergreift sie, sie soll sterben,
Schleift sie fort aufs Kapitol."
Doch die Priesterin umklammert
Fest der Göttin Steinsymbol:
„Höre mich, du große Göttin,
Die du reiner dort nicht thronst
In den Hallen des Olympos,
Als du mir im Herzen wohnst,
Die du schrecklich strafst den Frevel,
Wunderbar die Unschuld lohnst:
Höre mich, die alle Feuer
Mit dem heil'gen Atem schürt:
Bin ich rein an Leib und Seele,
Wie der Priesterin gebührt, —
Auf, entzünde diese Kohlen,
Wie sie meine Hand berührt."
Spricht's, und auf die schwarzen Brände
Legt sie leis die weiße Hand: —
Und ein Donnerschlag erdröhnet,
Licht umflutet ihr Gewand,
Und empor vom Opferherde
Lodert goldig heller Brand.
Auf die Kniee stürzt die Menge:
Doch die hohe Jungfrau spricht:
„Wenn der Unschuld hier auf Erden
Jeder letzte Schutz gebricht,
Mutig greift sie in den Himmel,
Holt herunter sein Gericht."

Thors Hammerwurf.

Thor stand am Mitternacht-Ende der Welt,
Die Streitaxt warf er, die schwere:
„So weit der sausende Hammer fällt,
Sind mein das Land und die Meere!“ —
Und es flog der Hammer aus seiner Hand,
Flog über die ganze Erde,
Fiel nieder an fernsten Südens Rand,
Daß alles sein eigen werde.
Seitdem ist's freudig Germanen-Recht,
Mit dem Hammer Land zu erwerben:
Wir sind von des Hammer-Gottes Geschlecht
Und wollen sein Weltreich* erben.

Hunnen-Zug.

Über den Tanais, über den Ister
Winket der Tod mit der Sense der Pest:
„Gürte dich, schürze dich, schwarzes Geschwister:
Ferne nach Gallien ruft uns ein Fest.
Höre mich, hagerer Bruder du, Hunger!
Rüttle dich, schlafender Geier du, Krieg,
Altunersättlicher, immer noch junger,
Schüttle die blutigen Schwingen und flieg!“
Sieh da, in Wolken, den Völkern ein Grauen,
Ballt sich ein schwarzer, ein schrecklicher Zug:
Riesen und Schlangen, entsetzlich zu schauen,
Rasende Rosse mit Flügeln am Bug!
Allen voran der verderbliche Geier,
Kreischend nach Fraß und die Fänge gespannt:
Sonneverfinsternd erstrecket der Schreier
Schattende Schwingen vom Meere zum Land.

Flammendes Züngelein schlägt er zuweilen
 Rot aus des Schnabels, des klaffenden, Ritz:
 — Hinter ihm Nacht —: doch in zischenden Keilen
 Zuckt aus dem Schnabel dann zündender Blitz.

Aber noch grausiger als an dem Himmel
 Wälzt sich auf Erden ein flutender Streif:
 Drachenvergleichlich, ein Völkergewimmel,
 Feuer im Rachen und Gift in dem Schweif!

Blies da ein Mann auf gewundenem Horne
 An der Alutha vor felligem Zelt:
 Schauernd in Lust und in Schreck und in Zorne
 Bebt da der Occident, zittert die Welt.

„Hunnen, die Erde, mir gab sie der Kriegsgott!
 Hunnen, euch schenk' ich sie, mordet sie aus!"
 „Attila," scholl es da, „Väterlein, Siegsgott,
 Danke dir, danke dir! Richten es aus."

Horch! Von dem Kaukasus bebt bis nach Böhmen
 Dröhnend Europa von Hufengestampf,
 Hoch auf den Bergen und tief in den Strömen
 Woget und wütet und würget der Kampf.

„Attila, Attila, Spender der Beute!
 Väterlein, sage nur, machen wir's recht?
 Pfählen die Jünglinge, schleifen die Bräute,
 Bügelgebunden, am Lockengeflecht.

Attila, willst du so? Nieder die Römer!
 Siebenfach nieder Germanengeschlecht!
 Völkerzermalmender Länderdurchströmer,
 Attila, sag' es uns, machen wir's recht?"

Aber die Geißel, neunsträngig, mit Blute,
 Hebet gen Himmel der Chan im Gebet:
 „Seht ihr in Wolken die flammende Rute?
 Vorwärts! nach Westen hin weist der Komet."

Aber in Gallien, fern an der Marne,
Standen zwei Männer in Waffen gesellt:
„Soll denn, erwürgt in dem hunnischen Garne,“
Klagte der eine, „verröcheln die Welt?“
„Nein doch, Aëtius,“ — lachte der zweite,
Warf in den Nacken das goldene Haar —
„Laß uns vergessen verstrittener Streite:
Sage, wen fürchten wir, — wir: — wenn ein Paar?
Rufe vom Tiber durch fliegende Boten
Deiner Legionen gepanzerte Wehr,
Traue du Thorismunds freudigen Goten:
Römischer Schild und germanischer Speer!
Laß sie nur kommen auf zottigen Gäulen!
Laß sie empfahn uns mit Schild und mit Schaft:
Warte nur, ob sie nicht weichen mit Heulen
Römischer Kunst und germanischer Kraft.“

Bei Flöten und Theorben.

Hoch rauscht das Fest im Hippodrom
Zu Trier an dem Moselstrom:
Vorüber jagten längst die Renner,
Und Weiber, lustberauscht, und Männer
Begehen in dem Marmorsaal,
Im säulenstolzen Portikus,
Versenkt, versunken im Genuß,
Ein zügelloses Bacchanal,
Nun springt von des Tribunen Schos
Ein üppig Weib, die Brüste bloß,
Und jauchzt und lacht, von Wein beladen:
„Kennt ihr den Rauschtanz der Mänaden,
Wie ich ihn einst in Phrygia
Beim Fest der großen Göttin sah?

Schaut her, ich tanze vor!“ Sie springt,
Daß hoch das Purpurhemde schwingt
Und singt:
„Hört, was die Göttin mich selber gelehrt,
Kybele, welche die Wonne gewährt.
Schlürfet des Augenblicks raschen Genuß,
Schlürfet den Becher und schlürfet den Kuß.
Ach, wie so bald schon sind wir gestorben!
Kühn um die Wonne des Rausches geworben
Bei Flötengetön und Theorben!“

Und die Tausende stimmen mit ein,
Schwingen die Becher und schlingen den Reihn:
„Um Lust, um Rausch geworben
Bei Flöten und Theorben!“

Da warnt ein Mönch, ein hagrer Greis,
Sein Blick so tief, sein Bart so weiß:
„Verblendet Volk! Laß ab! Halt ein!
In Christus ist das Heil allein.
Alsbald, zur Strafe deiner Sünden, —
Das läßt der Geist mich dir verkünden: —
Wird Gottes Zorn die Stadt entzünden.
Thut Buße!“ . . . Da, beim Schall der Lieder,
Tanzt schon ein wirbelnd Paar ihn nieder
Und jauchzend, jubelnd schallt es wieder:
„Um Lust und Rausch geworben
Bei Flöten und Theorben!“

Jetzt wirft der Richter strenge
Den Stab in das Gedränge:
„Drei Tage währt nun dies Gepränge
Des Lasters und der Lüste schon,
Verwaist steht längst der Themis Thron:
Ich ruf' euch auf im Geist der Alten
Kommt, helfet mir, Gericht zu halten:
Des Rechts der Römer laßt uns walten!“

Doch schon hat ihn hinweggeschoben
Der Faunen-Masken wildes Toben:
„Das Recht der Römer ist uns bewußt!
Das Recht der Römer ist die Lust!
Wohlauf, um Lust geworben
Bei Flöten und Theorben."
Da eilet von der Vorstadt her
Der Feldherr mit zerbroch'nem Speer:
„Zu Hilfe! Sonst seid ihr verloren!
Bald steht der Feind vor diesen Thoren!
Die besten der Kohorten sanken
Vor der Wurfaxt der Uferfranken;
Barbaren nahn auf Straß' und Strom,
Rettet die Ehre und rettet Rom.
Wie? Was seh' ich? Meine Legaten,
— Hart mußt' ich ihrer im Kampfe entraten! —
Und die Tribune, die Centurionen
Der führerverwaisten Legionen
Hier, rosenbekränzt, zu der Weiber Füßen?"
„Ja, nichts scheidet uns von den Süßen!
Rom und die Ehre sind steinern, kalt,
Sind streng und alt;
Schau hier der Numiderin Wonnegestalt!
Sie ist nicht streng, nicht kalt, nicht Stein.
Gebt Wein! Bald wird's der letzte sein."
„Und die Pflicht? Und Romas Genius?"
„Die Pflicht fahr' in den Tartarus!
Wie bald sind wir gestorben!
Wohlauf, um Lust geworben
Bei Flöten und Theorben!"
Und rasend wiederholt's der Chor;
Da, halt — nun stockt der wilde Reihn:
Vom Norden her welch wüstes Schrei'n,
Vom schwarzen Thor:
„Die Germanen, die Franken sind herein!

Der Wall ist erklommen!
Die Porta nigra genommen!
Da sind sie schon! Nah tönt ihr Horn!
Nun trifft uns ihr Beil und des Himmels Zorn!"
Schon naht mit stürmender Gewalt,
Vom Goldgelock das Haupt umwallt,
Den Adlerhelm auf hohem Haupt,
Vom grünen Eichenkranz umlaubt,
Der junge König Sigiswalt.
So sind sie in Trier gestorben,
Gestorben und verdorben,
Bei Flöten und Theorben.

Harpa.

„Nicht trotze mir länger, verträumtes Kind" —
— Frau Grimtrud sprach's mit Zorne —
„Meine Wesa webt, meine Spinna spinnt,
Dem Weib wob Arbeit die Norne.
Du aber, obzwar mein Stiefkind nur,
Nicht mühst du die Hand mir im Hause:
Du verfolgst nur am Himmel der Wolken Spur
Und den Adler im Sturmesgebrause.
Du verträumst mit den Sternen die schweigende Nacht,
Mit den Wogen der Brandung die Tage:
In die klingenden Saiten der Harfe mit Macht
Schlägst Trotz du, Sehnen und Klage.
Und seit der Wandrer hier eingekehrt
Mit dem Windhut und Mantel, dem blauen,
Der dir Runen geritzt und dich Lieder gelehrt —:
Zu dem Zorne gesellt sich mir Grauen.
Von den Knechten laß' ich die Stufen zum Turm,
Mit Schilden und Speeren verrammen,

So — steigt er zu dir nicht aus Wolken im Sturm —
Nie flüstert ihr fürder zusammen.
Mit Hunden hetz' ich vom Hof ihn mit Harm,
Wagt heran sich der Wallende wieder:
Du aber, gehäuft von der Sohle zum Arm,
Hier den Flachsberg spinne mir nieder.
Und hast den Flachs nicht gesponnen du,
Bis die Sonne versinkt in Gluten, —
So werf' ich dich selbst und die Harfe dazu
Hier vom Turm in die brandenden Fluten!"
Frau Grimtrud sprach's und ließ sie allein
Mit dem Flachs, dem hoch gehäuften:
Auf den weißen Arm, in das Werk hinein,
Die bitteren Thränen ihr träuften.
Zur Seite schob sie das Harfenspiel
Und die Spule nahm sie zu Händen:
„Das Werk ist widrig, des Flachses viel,
Doch gehorsam will ich's vollenden."
Und sie näßte den Faden und zog und spann,
Bis die Finger blutend sie stachen,
Ob auch Himmel und Meer ihr zu sprechen begann
In geheimen, verwirrenden Sprachen.
Es rauschten die Winde manch' leises Wort
Und die Wellen manch' lockende Weise: —
Mit der Rechten spann sie getreulich fort —:
Nur die Linke fingerte leise.
Da kam geflogen ein Feldvöglein,
Ein Hänfling war es, ein brauner:
Der sang vom Fenster zum Turm herein,
Ein berückender, flötender Rauner.
Und er sang von Wald und von Frühlingspracht
Und von lauschig rieselnder Quelle: —
Mit der Linken rührte die Saiten sie sacht —
Doch die Rechte, die spann viel schnelle.

Da rauschten zwei Raben: — der Hänfling floh: —
Durch die Wolken zog es im Sturme:
Und neben ihr, ernst und geheim und hoh,
Der Wandrer stand in dem Turme.

Da beugte das Haupt sie grüßend tief,
In die Wangen stiegen ihr Lohen:
Wie hastig die Hand an der Spule lief —!
Auf den Flachsberg wies sie, den hohen.

Und der Wegmann strich den gewirrten Bart
Und sprach: „Welch emsige Hände! —
So mach' ich mich denn auf die Scheidefahrt,
Bevor den Sang ich vollende:

Bevor wir beide vollenden das Lied,
Ich singend zu deinem Harfen,
Das Lied, wie alles zuletzt geriet,
Als die Nornen die Lose warfen.

Ob der Sieg Asa-Thor, ob dem Midhgardh-Wurm,
Ob dem Wolf, ob er Odhin gelinge, —
Was kümmert das dich? Im Frauenturm
Hier waltest du nützlicher Dinge.

Ob Odhins herrliche Herrscherschaft
Den dumpfen Riesen erliege,
Was kümmert es dich, wächst, sorglich beschafft,
Nur das Linnen für Brautbett und Wiege."

Da hemmte die Spule Harpa scharf:
„Willst zornigen Schmerz du mir rühren?
Nicht Brautbett und Wiege sind mir Bedarf: —
Mich verlangt nach dem Thun der Walküren.

Von Odhin zu hören ist all mein Begehr,
Von dem Tiefen, Gewaltigen, Hohen:
Vollsinge das Lied, vollkünde die Mähr, —
Wann in Feuer die Himmel lohen, —

Wann Odhin kämpft und der Höllenhund,
Welch Schicksal wird ihm tagen?"
„Tot sinkt der Gott auf den flammenden Grund,
Nachdem er den Riesen erschlagen."

Da warf sie vom Turm mit der Spule das Garn,
In den Wangen zornige Röte:
„Was thust du, was wagst du? Die Feinde harr'n
Und Frau Grimtrud, daß sie dich töte."

Doch Harpa rief: „Weh über die Welt!
Was frommt es, um Freude zu werben,
Wenn das Dumpfe siegt, wenn das Hohe fällt?
Laß trotzig uns harfen und sterben."

Und sie faßte die Harfe und hob sich zum Sprung,
Von dem Hof her nahten die Knechte:
Da griff sie der Wandrer in fliegendem Schwung:
„Heil Harpa, du korest das Rechte.

Vernimm: wann ich, Odhin, der Wanderer, fiel,
Aufleb' ich in höhrer Walhalle,
Wo du, Harfengöttin, wirst schlagen dein Spiel
Mit unsterblichem Siegesschalle.

Schau dort: durch Gewölk her schimmert Walhall,
Und die Arme, mit grüßendem Freuen,
Streckt Freia und Frigg mit den Himmlischen all'
Dir entgegen, der Göttin, der Neuen."

Und den dunkeln Mantel um die Maid
Schlug er gleich gewaltigen Flügeln,
Und er rauschte mit ihr durch die Wolken weit
Nach Asgardhs goldenen Hügeln.

Sämund der Sieger.

Odhins Sohn war
Sämund, der Sieger,
Sämund, der Sieger
In See und in Saal:
Es mochten ihn Männer und Maide,
Wo er nahte, der mächtige Mann!

Zaubernd zog er
— Kein Zweiter zwang ihn —
Über die Erde
Mit goldenem Apfel:
Drob mühte sich manches Mädchen
Umsonst, zu bemeistern den Mann.

In den Frau'nsaal
Freundlich der Fremde
Trat, wo die trefflichen
Töchter tronen:
Er war schimmernd und schön zu schauen,
Wie der schiere Sonnenschein.

„Die den Apfel
Achtsam auffängt,
Welchen ich werfe,
Darf Wunsch sich wählen:
Was das minnige Mädchen meine, —
Mag alles, muß alles ihr sein.

Aber ins Auge
Muß sie mir aufschau'n,
Während den Wunsch
Und den Wurf wir wagen:
Und vermag nicht zu haschen die Maid ihn, —
Muß sie bieten zum Kuß mir den Mund."

Lang durchzog er
Lächelnd die Lande;
Manches Mädchen
Mußte den Mund ihm
Errötend, den rosigen, reichen, —
Den Rundapfel erreichte sie nicht:

Glanz geblendet
Glitt ihr Blick,
Schaute sie scheu
In das Schimmer-Auge:
Es umfing ihr wie Ohnmacht den Atem,
Und zur Erde irrte der Apfel.

Also siegreich
Segelte Sämund. —
Nun nach Niördhland
Nahte sein Nachen:
Da hauste die herrliche Halla,
Die Herrscherin hehr und hold.

Sie sah vom Söller
Ihn see-her schreiten:
Sättigte — sicher! —
Sich der Anschau:
„Nun, Frigg und freundliche Freia,
Nun befreundet mich morgen früh." —

In den Frau'nsaal
Früh trat der Fremde:
Da ragte die Reizende
Hoch aus der Reihe:
„Wirf, wirf nur den Apfel! doch wisse
Zugleich auch der Wirtin Wunsch!"

Schauernd erschaut' er
Die Schimmerndschöne:
Wirre ward ihm,

Weh und wonnig:
Und er wußte nicht, wie zu werfen
Und er wagte nicht, wegzusehn.

Nur ganz nah flog
Und niedrig der Apfel:
Doch springend sprach sie
Das sprühende Wort:
„Mein ward schon der Wurfapfel: —
Ich wünsch' mir den Werfer dazu!“

Hoch in Händen
Den Apfel hielt Halla:
Knieend küßte
Die Hand ihr der Kühne:
„Mein ward er, der Meister der Minne,
Keinem Mädchen mehr müht er den Mund.“

König Harald Harfagr und Gydha.

I.

Zwölf Könige herrschten in Norge-Land:
Das waren um elf zu viel:
Wie Harald die andern überwand,
Das singt man zu Harfenspiel. —
Zwölf-König Harald von Hadaland
Zu jagen ritt er nach Mochter:
Schön Gydha vor ihrem Hofthor stand,
Des Odal-Bauern Tochter.
Die schlanken Hüften ihr stolz umfing
Goldgürtel, an Steinen reich:
Noch goldener glänzte des Goldhaars Ring
Auf der Stirn ihr kronen-gleich. —
Vom Rotroß staunend da Harald sprang
Und hielt die Hand vor die Augen:

„Wie blendest du! Zu der Helden Empfang
In Walhall würdest du taugen.
Zu den Schildjungfrauen wohl zählst du, Kind?“
„Mein Vater, der Bauer, hieß Steinn:
Doch zwölf der Schildjungfrauen sind:
Ich herrsch' im Hof hier — allein.“

Da strich sich Harald langsam den Bart
Und die Stirne furcht' er mit Sinnen:
Doch Gydha spreitete, weiß und zart,
Auf den Birkentisch das Linnen.

Und sie winkt den Mägden: die tragen heran
In gehenkelten Krügen den Met:
Doch der Wirtin nur achtet der gastende Mann,
Die schweigend die Spule dreht.

„Wie heißt du?“ „Gydha!“ „Nun, Gydha, sprich,
Aus dem Bauernstaube dich reiß' ich:
Zu meiner Königin kür' ich dich,
Harald von Hadaland heiß' ich.

Ich biete dir meine goldene Kron'
Für den Gürtel um deinen Leib.“
Aufstand und sprach da mit stolzem Hohn
Und mit blitzenden Augen das Weib:

„Mein Gürtel, Zwölfkönig, ist ganz und voll:
Er trägt zwölf strahlende Steine:
Draus schenk' ich dir Einen: das ist dein Zoll
Für die zwölf-teils-Krone, die deine.

Du trägst es, Norge vergehen in Harm
Zu schau'n, in Zerrissenheit —
Nur du könnt'st retten: dein Geist — dein Arm —:
Doch du — jagst und verjagest die Zeit.

Mein Gürtel, Harald, ist ganz und Eins:
Deine Kron' ist nicht würdig meiner:
Ein ganzes Reich und Herz, oder keins —
Ein Zwölftel König ist — keiner!“

Und sie wandte den Rücken und schritt ins Thor
Und warf den Riegel ins Schloß:
Und der Gast sprang jäh von der Bank empor
Und im Sturm trug fort ihn das Roß.

II.

Drei Sommer kamen und dreimal schlug
Drei Könige Harald tot:
Da hatten die letzten beiden genug
Und nahmen als Jarle sein Brot.
„Nun bin ich König von Hadaland,
Ranriki und Thrandheim, dem starken,
Von Raumariki und Westfoldstrand,
Heid-Wingul- und Thela-Marken.
Und König bin ich von Gudbrandsreid,
Von Upland, Midland und Dal: —
Vom ganzen Norge, schmal und breit,
Bin ich König nun zumal.“
Da ließ er sich schmieden goldene Kron',
Die trug zwölf silberne Zacken,
Aufs Rotroß sprang er mit stummem Drohn
Und warf das Gelock in den Nacken.
Und als er vor Mochters Hofthor stand, —
Schritt Gydha draus hervor,
Trug ihren Gürtel in der Hand,
War schöner als je zuvor.
Statt herben Hohnes süße Scham
Umgoß sie mit rosigem Scheine: —
Auf den Birkentisch — wie wundersam! —
Sie warf elf strahlende Steine:
„Heil, König Harald — Vollkönig! — dir,
Heil, Norges Herr und Held:
Elf Steine löst' ich vom Gürtel mir,
Wie du König auf König gefällt.

Nicht verschmähe den letzten: — der rote Rubin
Soll Gydha selber bedeuten."
Doch er zog sie ans Herz von gebeugten Knien —:
„Knien ziemt nicht Königsbräuten.
Das wisse ganz Norge, das wisse die Welt:
Wenn den Hader ich niedergestreckt
Und den Frieden geschafft und die Völker gesellt —:
Mein Weib hat dazu mich geweckt."

Das Königs-Urteil.

„Hier über diesen Franken-Mann, den wir dir führen zu,
Herr König Thorsteinn, hör' uns an und sprich das Urteil du.
Denn uns versagt hier Spruch und Rat: den Frieden brach er nicht:
Doch frevler viel als Frevelthat ist, was der Franke spricht.
Er zieht mit Singen durch das Land und geißelt seinen Leib,
Ein Kreuz statt Schwertes in der Hand: gern lauscht ihm Knecht und Weib.
Er sagt, wir seien falsch und schlecht, kein Mensch sei gut entstammt,
Der Himmelskönig hätt' mit Recht uns all' zu Hel verdammt.
An Freias Tag soll'n wir kein Fleisch und Roßfleisch essen nie,
Und vor dem Kreuz, — so sein Geheisch — soll'n brechen wir aufs Knie.
In Walhall keine Schildesmaid und Feuer sei in Hel.
Ein Aelrausch sei Allvater leid: — Narr! Odhin selbst liebt Ael.
Dem, der uns ab den Mantel rang, soll'n schenken wir das Wams,
Und wer uns schlug die rechte Wang', — hör's, König Asenstamm's! —
Soll'n wir die Linke bieten dar: schlug wer den Sohn uns tot,
Dem sollen wir — ohne Wergeld gar! — verzeihn bei Wein und Brot.
Wir soll'n zur Sommersunnwend hehr durchs Feuer springen nicht,
Und, schwirrt die erste Schwalbe her, nicht danken Baldurs Licht.

Weiblos sei besser als beweibt, Gott gleich sei Herr und Knecht: —
Wenn solcher Glaube Wurzel treibt, Herr, wo bleibt Reich und Recht?
Ein Wort von dir — tot liegt der Mann!" Der König hob den Stab:
„Du frommer Franke, sag' mir an, wenn man die Wahl dir gab:
Zu retten deines Volkes Reich, die Franken kühn und stolz,
Indem du wirfst ins Feuer gleich dies quer gekreuzte Holz: —
Was wähltest du?" Da sprach der Christ — und zürnend klang sein Wort: —
„Wie gäb' ich, was des Himmels ist, um sünd'ge Menschen fort?
Die Kirche ewig heilig blinkt: das Reich, der Sünde Frucht,
Zusammen mit dem Teufel sinkt einst in die Höllenschlucht.
Des Himmels bin ich, nicht der Welt: das Recht der Krücke gleicht,
Daran die lahme Zeit sich hält, dran siech die Sünde schleicht.
Wann aus den Wolken Gottes Sohn tritt auf den Richterstuhl,
Stürzt aller Kön'ge Kron' und Thron hinab zum Schwefelpfuhl.
Nicht alle Kronen dieser Erd', nicht alle Reiche stolz,
Sind einen einz'gen Splitter wert von diesem heil'gen Holz."
„Tod ihm!" rief alles zornentbrannt: doch Thorsteinn sprach voll Huld:
„Führt diesen Armen aus dem Land: Irrsinn ist keine Schuld.
Ob Höh'res noch im Himmel ist, bleibt ewig unbekannt:
Auf Erden gilt das Höchste, Christ, dem Mann sein Volk und Land.
Und glaubst du anders, — glaub' es fromm und lehr es Frankenfrau'n,
Doch nie mehr solches lehrend komm in meiner Helden Gau'n."

Jarl Hartvik.

Jarl Hartvik zählte der Feinde viel: denn er war ein Mann:
Sein Wort war stolz und hoch sein Ziel und sein Mut gewann.
Lang trotzte er allen in offnem Streit: doch als er zur Nacht
Einst ritt an dem Fjord in Einsamkeit, — da ward's vollbracht!
Da fielen die Feinde, wohl hundert stark, rings über ihn her
Und drängten ihn aus der Landesmark auf Geklipp im Meer.

„Nun gieb dich gefangen und löse dich mit Golde schwer:
Was bleibt dir sonst —? Jarl Hartvik, sprich! Rings Waffen und Meer!"
„Mir bleibt in Walhall der Hochruhm doch, der nimmer stirbt,
Und auf Erden der Freunde Rache noch, die euch all' verdirbt."
Und er fiel auf dem Fels, von Speeren gespickt, mit lachendem Mund:
Und der Mörder keiner hat erblickt des Jahres Rund.

Hako Heißherz.

I.

„Jung Hako bleib, gut rat' ich dir, es wankt mein Schritt zu Grab: —
Dein sei dies stille Mädchen hier und dein mein Königstab.
Arm ist der Nord, doch ist er treu, und ist dein Heimatland:
Der Fremde Glück birgt bittre Reu:" — Doch Hako hob die Hand:
„Nein, König Frode, dreimal nein! gieb Säldas stilles Herz,
Gieb weiserm Mann die Krone dein: — mich treibt es mittagwärts.
Hold ist ihr Antlitz, zart ihr Sinn, ihr Herz ist tief und rein:
Doch Hakos Heißherz Königin muß heißern Herzens sein!
Hier König über Norges Eis und Ficht' und Föhre sein,
Und Recht und Frieden sprechen weis'? — nein König Frode, nein! —
Und ruhn zuletzt im Hügelgrab, in Schlaf gewiegt vom Meer? — —
Behalte deinen Königstab: Fort, fort drängt mein Begehr!
Empor auf stolzen Säulen steigt manch' Haus in Marmorglanz,
Von Myrt' und Lorbeer überzweigt, im Meere von Byzanz.
Manch' Steinbild, alabasterweiß, lauscht dort aus stillem Grün,
Und schöner noch und lebensheiß nachtlock'ge Frauen glühn.
Hei! Gold und Wein und Rausch und Macht, dazwischen Kampf und Blut:
Ihr Segelbrüder, taucht vor Nacht den Seewolf in die Flut.
Eudoxia, du Kaiserkind, halt' Kron' und Gürtel fest:
Denn Hako Heißherz freit geschwind! auf, Seewolf, gen Südwest!"

II.

Zehn Winter floh'n. — Still Abendrot lag über Meer und Strand —
Da stieg aus morschem Fischerboot ein müder Mann zu Land.
Im Kronenschmuck ging Sälda hin, am Ufer mit den Fraun, —
Er rief sie an: „Heil Königin! dich einmal noch zu schaun!
Nun scheid' ich gern! o Heimatland! o Norges Tannengrün!
O Mövenschrei auf Dünensand, o weißes Wogensprühn!
Wie alles kam? — Sieg, Schlag auf Schlag, und Glück und Glanz und Macht,
Ein Weib, schön, glühend wie der Tag und — falscher als die Nacht!
Der Seewolf? — Tief im Griechenmeer! Die Segelbrüder? — Tot!
Mein Eigen? Dieser Eschenspeer und jenes braune Boot.
Mein Herz ward siech, mein Haar ward grau — ich heisch' nur Eine Gab':
Gieb mir, o Sälda, hohe Frau, im Heimatland ein Grab!
Ja, laß' im Hügelgrab mich ruhn, in Schlaf gewiegt vom Meer!" —
Da sprach sie still: „Zehn Jahre nun harr' ich der Wiederkehr:
Entflieh' den Deinen nicht so gleich: du warst so lang uns fern: —
Nimm, Flüchtling, nimm mein Königreich: — wie sehr verlangt's den Herrn!
Wohl ward ich stiller noch und bleich, du weißt's nicht: Sehnsucht zehrt:
Doch meine Hand soll heilen weich, wo dich die Welt versehrt." —
„O, Sälda, heilig Nordlandkind! nie war ich würdig dein!"
Sie küßten sich im Abendwind: — — aufstieg der Sterne Schein.

Skalden-Wert.

„Hoch wagst du deinen Wunsch zu heben,
O Skalde!" — sprach der König Greif:
„Mein einzig Kind soll ich dir geben,
Und Lethras goldnen Kronenreif?
Mein Kind, das Norges Königssöhne
Umsonst, die stolzesten, umfreit? — —

Zwar du bezwangst durch Liedes-Schöne
Dir ganz das Herz der herben Maid:
Wie fast auch mich durch Zauberweben
Dein trotzig schönes Lied gewann:
Doch kann ich Kind und Reich nicht geben
Dem, der nur Harfe schlagen kann."
Da zog das breite Schwert der Skalde:
Drei Kön'ge sind bei dir zu Gast:
Sie all umwerben schön Haralde,
Biörn, Jökull-biörn und Jökull-fast:
Zum Holmgang bei des Nordlichts Flammen,
Zum Schwertkampf lad' ich alle drei:
Sei's einzeln oder sei's zusammen,
Auf daß die Arbeit kürzer sei." —
Vom Holmgang kam er helm-verschlagen:
„Die Kön'ge, sprach er, sind gefällt:
Ihr aber merkt in künft'gen Tagen:
Der ist kein Sänger, der kein Held."
Greif sprach: „Haralda ist dein eigen!"
— Sie tauschten selig Ring um Ring —
„Doch dessen Lied muß fürder schweigen,
Der eines Königs Reich empfing:
Willst meinen Reif dereinst du tragen: —
Zerbrich dein Harfenspiel sogleich."
Doch um sein Weib den Arm geschlagen
Rief er: „Behalte Reif und Reich!"
Schon auf der Schwelle stand Haralde,
Die Harfe trug sie dem Gemahl:
Da rief der König: „Herrlich, Skalde,
Bestandest Probe du und Wahl.
Denn alle Fürsten sollen's wissen:
Man braucht das Lied wie Himmelslicht:
Der Sänger kann den König missen,
Der König doch den Sänger nicht!"

Skaldenkunst.

I.

In Herjadal tobt arger Krieg:
Unheil schafft jedes Kämpfers Sieg:
Kein Krieg, des sich die Götter freun,
Des Lose die Walküren streun:
Kein Krieg für Heimat oder Herd,
Kein Krieg um Recht und Helden-Wert:
Hier wird durch Neidinge geschürt,
Von Sohn und Vater Krieg geführt.
Der Vater bangt um seinen Thron
Und um sein Erbrecht bangt der Sohn:
„Jung Olaf zielt mir nach dem Leben!"
„Alt Olaf will das Reich vergeben!"
„Jung Olaf schielt nach meiner Kron',"
„Alt Olaf schenkt hinweg den Thron."
So raunte jeder, listgehetzt:
Das Wort ward Schrei, ward Kampf zuletzt. —
Lang schwanket schon des Krieges Wage:
Entscheidung hangt am nächsten Tage,
Da beider Fürsten ganze Macht
Geschart steht zu der letzten Schlacht. —
Da in das Zelt des Vaters tritt
Der Skalde Swan mit leisem Schritt:
Der König schläft: rot brennt der Kien:
Lang prüft der Blick des Sängers ihn.
„Ach Olaf," ruft der aus dem Schlaf,
„Weh, daß so tief mein Speer dich traf!
Mein Sohn! Mein Kind!" — Auffährt der Greis:
„Du Swan? mein Liebling?" ruft er leis.
„Was warst so manches Jahr du weit!
Du kamst zurück zu schlimmster Zeit!"
Da sprach der Skalde: „Herr, du hast
Mich sohnesgleich gehalten fast:

Komm — thu' das dir und mir zur Gunst,
— Du weißt, mein Sang birgt Zauberkunst, —
Um Mitternacht an Odhins Eiche
— Du kennst sie gut, die rundturmgleiche, —
Tritt schweigend an die rechte Seite
Und horch' auf mich — und sieg' im Streite."
Der König nickt: und aus dem Zelt
Und aus dem Lager rasch ins Feld
Eilt Swan, durchmißt den nächtgen Wald
Und steht im Zelt des Sohnes bald.
„O Swan," ruft der ihm grüßend zu,
„O weshalb jemals schiedest du?
Bliebst du im Land, — nie kam's so weit!
Kam nie zu gottverhaßtem Streit!"
„Herr, traue mir und meiner Kunst:
Um Mitternacht — thu' mir die Gunst! —
Du kennst die Odhins Eiche: — tritt
Zur Linken ihr mit leisem Schritt:
Und horch' auf mich und meine Rede
Und glorreich wend' ich dir die Fehde." — —

II.

Der Nordstern weist die Mitternacht:
In Odhins Eiche kreischt es sacht:
Ein Adler horstet in der Krone:
Droht er dem Vater? droht dem Sohne?
Der Wipfel rauscht, als ob er grolle,
Was morgen hier er schauen solle.
Dumpf zürnend peitscht der Sturm den Fjord:
Es flucht die See dem Sippe-Mord!
Es wogt am Ufer bang das Schilf,
Es ächzt nach oben: „Himmel, hilf!"
Vom Himmel aber furchtbar her
Die Sterne winken, warnungschwer. —

Da aus dem Busch tritt Swan hervor,
Und klagt zur Eiche laut empor:
„Ihr Götter, so habt ihr's geendet?"
Und zu dem Stamm nach rechts gewendet
Leis ruft er: „König, freue dich:
Dein Sohn erstach in Reue sich:
Du hast gesiegt!" Dann zu der Linken:
„Jung Olaf, Sieg magst nun du trinken:
Dein Vater, diesen Kampf zu meiden,
Warf sich vom Fels!" — Da scholl von beiden,
Da scholl vom Vater und vom Sohn
Laut durch die Nacht ein Weheton:
„O, lebte noch mein teurer Sohn:
Wie gerne räumt' ich ihm den Thron!"
„Weh um den König, meinen Herrn!
Wie stürb' ich für den Vater gern."
Da nahm der Skalde beider Hände:
Sie faßten sich und sonder Ende
Liebkosten beide sich mit Brunst:
Swan sprach: „Seht, das war Skaldenkunst!"

Schluß der „Amalungen".

(Erste Bearbeitung.)

Nun brachen sie auf von dem dänischen Strand: und sie ruderten froh durch die Meerflut,
Die Segel geschwellt von dem günstigen Wind und die Drachen gewendet zur Heimat.
Und laut durch das Meer scholl Siegesgesang und Geklirre der Waffen im Taktschlag,
Daß weit in die Ferne dem prangenden Zug die Verkündung des Sieges voranflog;
Und festlich geschmückt war Segel und Rah mit den freudigen Kränzen von Eichlaub,

Und die Wimpel flogen am Königsschiff von dem ragenden Mast in die Luft hoch.
Auf der Kinder Häupter die Hände gelegt stand vorn an dem Buge der König,
Und über sie hin das Gotenpanier mit dem Adler entfaltete Fridgern.
Und als sie genaht sich dem heimischen Strand, sieh, hoch auf der Klippe Sigrun stand,
Nach den Kindern hin die Arme gestreckt in erfüllt frohlockender Sehnsucht. —
Und als sie mit Lust die Gelandeten nun, die Wiedergeschenkten, ans Herz schloß,
Da sprach ihr Gemahl: „Wir haben gelöst, ich und Friedgern, unser Gelübde:
Noch hat sich der Mond nicht wieder erneut und die Kinder schließest ans Herz du.
Auch der dritte von uns hat erfüllt, was er schwur: denn erschlagen liegt er in Dänmark, —
Der dies alles begann: doch es sühnte der Tod, Held Yorliff, alle Verschuldung.
Nun flicht, mein Gemahl, der befreiten Gunild in die goldenen Haare den Brautkranz.
Auf Lethras Gestad ein verschieden Geschick fand jeder: — so waltete Baldur: —
Der eine den Tod, und der andre die Braut und ich selber die Krone von Dänmark.
Nun aber wohlauf und mit Jubelgesang nach den Hallen gezogen der Hofburg,
Und jenen gedankt, die in heiliger Hand abwägen den Menschen das Schicksal:
Denn sie schirmen das Recht und sie strafen die Schuld, die gewaltig waltenden Götter!"

Sigün.

Eine Sage von der Treue.

Den Göttern und den Menschen war er gleich verhaßt,
Der alles Unheil unter ihnen stiftete,
Der böse Loki, der Verderber ränkevoll,
Des Feuers falscher Gott, und, wie die Flamme selbst,
Als Feind verderblich und gefährlich auch als Freund.
Gefallen war Baldur, des Lichtes schöner Gott,
Der aller Wesen höchste Lust, durch Lokis Neid:
Beschimpft hatt' er die Götter all' und Göttinnen,
Als festlich sie ein frohes Friedensmal vereint,
Mit frecher Bosheit jedes Gottes Heimlichkeit
Und Schwäche, die man liebevoll vergißt, ans Licht
In gift'ger Lästerrede ziehend schadenfroh.
Da war kein Friede, den er frevelnd nicht verletzt,
Kein Band der Treue, das er tückisch nicht zerriß. —
Nun endlich war der Zorn der Götter gegen ihn
Entbrannt: sie schwuren, nimmer sich des Mahls zu freu'n,
Der Ehe Liebgewöhnung nicht zu pflegen mehr
Und nicht des Waffenspieles Lust mehr in Walhall,
Bis daß nicht Loki alle seine Schuld gebüßt
Und jeden Frevel in gerechtem Strafgericht:
Sie setzten schutzlos ihn aus Frieden, Bann und Recht,
Er ward aus der Gemeinschaft der Unsterblichen
Und aus der Menschen Lieb' und Ehrfurcht ausgethan.
Geächtet floh er scheu in ödes Felsgebirg
Und alle Götter folgten rächend seiner Spur,
Des Urteilspruches Richter und Vollstrecker auch.
Verlassen hatt' er ungewarnt sein Weib, Sigün:
Die pflegte treu des Hauses, bis der Ehgemahl,
— So glaubte sie — heimkehre von der Wanderfahrt.

Und als sie einmal morgens früh zur Hahnenkraht,
So wie sie täglich pflog, aufschaute von der Thür nach ihm,

Sah sie zum Hause schreiten von dem Hügel her
Zwei Götter: an dem goldnen Halsgeschmeid sogleich
Erkannte sie der Ehe Göttin, Frigga selbst,
Und an dem Hammer auf der Schulter Asa-Thor. —
Sie trat den Gästen gastlich näher sieben Schritt
Und bot die Hand zum Gruß und lud, ins Haus zu gehn:
Doch Frigga hob den rechten Arm und wies sie ab,
Das Haupt stumm schüttelnd: aber Thor begann:
— „Das hoffe nicht, daß unser Fuß das Haus betritt,
Das zu zerbrechen wir hieher gekommen sind."
Und mit dem Wort warf er den Hammer hoch im Schwung,
Daß in des Hausthors heilig Holz er schmetternd schlug,
Die Eichenplatte ganz zertrümmernd, die er traf.
Entsetzt zur Schwelle wich Sigün zurück und sprach:
— „Du wagtest solchen Frevel nicht, so stark du bist,
Wär' Er zur Hand, der mein und dieses Hauses Herr.
Des Hauses Frieden, Thor, hat dieser Wurf verletzt."
— „Du irrst! Denn Lokis Haus hat keinen Frieden mehr!
Geächtet ist dein Gatte durch der Götter Spruch,
Zum Feind gesetzt für alles, was da Odem hat,
Sein Haupt ist rechtlos wie des Wolfes: dies sein Haus
Hat, wie des Raubtiers Höhle, keinen Frieden mehr,
Und wer ihn findet, mag ihn schlagen ungestraft."
Da brach Sigün vor ungeheurem Schmerz ins Knie,
Und barg das Antlitz in dem wunderschönen Haar,
Das wie ein goldner Strom ihr reich vom Haupte floß.
Doch plötzlich sprang sie auf und strebte, fort zu fliehn.
— „Wohin?" — rief Thor und hielt am Arm die Zarte fest.
— „Du frägst? Du frägst? Zu ihm! ihn ich will suchen gehn,
Zu warnen ihn vor euch und eurer Grausamkeit,
Und mit ihm flüchten bis zum letzten Rand der Welt." —
— „Zu spät!" — rief Thor — „Schon ist er in der Götter Hand!
Nach mancher List ergriff ihn endlich dieser Arm,
Zwang ihn zu stehn und gab ihn preis dem Strafgericht."
Da warf Sigün sich hin vor Frigga: beide Knie'

Umschlang sie weinend ihr und rief: — „Du bist ein Weib!
O führe mich, wo ich sein Schicksal teilen mag."
Und Frigga hob gerührt empor die Flehende,
Indessen Thor mit seinem Hammer Schlag auf Schlag
Des Hauses feste Pfosten schmetternd niederriß:
Es fiel gemach der Bau und von den Felsen her
Erscholl der ungeheuren Streiche Widerhall. —

Doch Frigga faßte der Betrübten Kinn und sprach:
— „Sigün, stets hab' ich deinen edeln Sinn erkannt,
Und dein Gemüt ob seiner tiefen Art geehrt,
Und hab' auch jetzt dich nicht, wie alle Göttinnen,
Verlassen, sondern komme liebevoll zu dir,
Denn jeden Schmerz — das weiß ich — mehrt Verlassenheit! —
In dunkler Stunde komm' ich an des Unglücks Ort,
Um dich zu warnen, daß du nicht dein eigen Los
Verflechten magst in des unsel'gen Manns Geschick
Gefangen liegt er, in ergrimmter Feinde Hand, —
Ein grauenhafter Fluch ist auf sein Haupt gelegt, —
Daß alles Gut, das jeden freut, der Odem hat,
Nur ihm zum Bösen und zum Gifte sei verkehrt, —
Und alles jedem Glücklichen Verhaßteste
Soll überströmen maßlos auf sein schuldig Haupt. —
Sein harren Qualen, wie bisher sie keiner trug: —
Als er den Fluch gesprochen, graute Odhin selbst: —
Und dieses Fluches Geißel trifft — bedenke das! —
Nicht nur ihn selbst, nein, jedes Wesen, welches nicht,
Wie alle sonst, ihn von sich ausgestoßen hat.
Verlassen hat ihn Vater, Mutter, Bruder, Schwester
Und jeder Freund: denn alle hat er schwer gekränkt
Und Alle scheuen jenes Fluchs Gemeinsamkeit. —
Der Sonnenstrahl, der sich zu ihm verirrt, entflieht
Entsetzt, daß ihm der Fluch den Glanz nicht raube, —
Und jeder Windhauch biegt in weitem Umweg aus,
Daß ihn sein Atem nicht vergifte — —: doch, Sigün,

Du hörst mich nicht — was sinnest du so starren Blicks?"
— „Sprich, Frigga, ist kein Mittel, das ihn retten kann?"
— „Nicht Eines!" — „Nun, so führe mich zu ihm in Eil'." —
— „So hast du alle meine Worte nicht gehört?"
— „Ich hörte sie! Sie mahnen mich, zu ihm zu geh'n!
Du Armer, den der Weltenkreis verstoßen hat,
Den Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Freund verließ, —
Von deinem Weib sollst du nicht auch verlassen sein!"
— „Rechtfert'gen willst du noch den Allverderblichen?
Sprich, welches Heil'ge hat er nicht verletzt?" — — „Halt ein!
Ich kann ihn nicht verteid'gen: — darum ziemt mir nicht
Zu hören zwecklos des Gemals Beschuldigung
Und hat er alle Wesen sonst verletzt — nicht mich!"
— „Ha, Thörin! welche Gattin trüge sonder Groll
Des Gatten ew'ger Wanderschaft Lieblosigkeit?
Viel weißt du, wie er Treue dir gehalten hat,
Der wüste Gast der Elben er und Riesinnen!"
Da hob Sigün sich königlich empor und sprach:
— „Halt, Frigga, — still! Du bist des Himmels Herrscherin
Und stolz durch alle Welten geht dein Machtgebot,
Doch jede fremde Macht ist machtlos in dem Kreis,
Dem heil'gen, welchen Liebe zieht um Mann und Weib.
Ich bin allein des Gatten Eherichterin,
Und wer verdächtigt ihn, spricht ihn die Gattin frei?
Genug! Zu ihm! Sein Los ist meins: ich bin sein Weib!"
— „Mit nichten mehr! Glaubst du, dem Wolf, dem alles Recht,
Dem alles, was sonst Lebende verbindend freut,
Durch Richterspruch entzogen ist auf immerdar,
Dem lasse man der Ehe heilig Recht bestehn?
Ich selbst, des ehelichen Herdes Schützerin,
Zerbreche dieses Band, gleichwie den dürren Halm
Hier meine Hand zerbricht, und mit dem Hammer Thors,
Der euren Bund geweiht, entweihend lös' ich ihn,
Als hätt' er nie bestanden! — Sieh: so bist du frei." —
Wehmütig lächelnd sprach Sigün entgegen: — „Frei!

Als löste sich in Einem Augenblick das Band,
Das tausend wonnesüße Augenblicke fest,
Unlösbar fest genietet haben um ein Paar!
Wer trennt im Himmel und auf Erden Mann und Weib?
Nichts, als sie selbst! — Und auch sie selbst nicht völlig mehr!
Wer kann den Tropfen Bluts, der in den Adern rollt,
Ausscheiden mehr aus seines Körpers Lebensflut,
Wer aus dem Geist genoßnen Glücks Erinnerung?
Ohnmächt'ge Göttin, sprich! kannst du der Sterne Lauf
Rückwenden, daß gescheh'ne Dinge nicht geschehn?
Du kannst es nicht —: so laß beisammen Mann und Weib!
Und — daß du's weißt — mich zieht nicht kalte Pflicht zu ihm: —
Nein: heiße Liebe! Niemals hab ich ihn so sehr
Geliebt: nicht, als er strahlend kam in Schimmerpracht,
Des Feuerreiches Krone, die glutleuchtende,
Auf seinem stolzen, jugendschönen Lockenhaupt,
In dem Geleit derselben Götter kam, die jetzt
Ihn hassen, er, der flammenfeurigste der Schar,
Nicht, als zuerst er um mich warb in Glück und Glanz,
Hab' ich den frohen, funkensprüh'nden Bräutigam
Geliebt wie jetzt den Allerweltverhaßtesten,
Der ehrlos, machtlos schmachtet in der Feinde Hand!
Ich weiß, er ist befleckt von jeder Schuld und Schmach: —
Doch stiege heut' der lilienreine Baldur selbst,
Den er erschlug, aus Helas dunklem Reich empor, —
Nicht lichter schiene mir sein Bild, noch lieblicher
Als dieser süße Mann, den alles sonst verflucht!
Denn Liebe hat nicht freie Wahl noch Maß des Werts:
Nein, Herz zum Herzen zieht sie blindlings zwingender
Als jene Kraft, die bindend zieht den Stern zum Stern.
Und hingen alle Götter sich und Göttinnen
An meinen linken Arm, den rechten schläng' ich fest
Um meines Gatten Brust und eher zög' ich euch
Gesamt zu ihm, daß ihr ihm löstet seine Pein,
Als daß ihr mich von ihm zu euch hinüberzögt. —

Und giebst du selbst mir nicht Geleit zu ihm: — wohlan
Ich such' ihn, einsam wandernd, durch die weite Welt:
Nicht rasten soll mein müder Fuß, bis ich ihn fand,
Und bis sein vielgequältes Haupt im Schos mir ruht." —

Sie wandte sich zu geh'n: noch einen letzten Blick
Warf auf des Ehehauses Balken sie zurück,
Die nun zertrümmert lagen, ordnungslos zerstreut,
Und züngelnd schlug ringsum die Flamme schon empor,
Die Thor mit letztem Hammerschlag darin entfacht.
Thor kam herbei, bot ihr die Hand und sprach gerührt:
„Sigün, nicht zürne mir um das, was du hier schaust.
Nicht ich, dein Gatte selber hat sein Haus zerstört:
Denn wer das Böse thut, will seine Strafe selbst!
Du aber hast — wohl hab' ich, was du sprachst, gehört —
Mit deiner großen Treu' mein ganzes Herz bewegt,
Und ging es gegen Schicksal nicht und Nornenspruch, —
Verzeih'n wollt' ich um deinetwillen seine Schuld
Und dieser Arm, der ihn bezwang, sollt' ihn befrein!
Ich darf es nicht: — doch führen will ich dich zu ihm —
— Der Falsche hat es nicht verdient um Asathor —
Doch dir zu Liebe werd' ihm deines Anblicks Trost."
Und treulich stützend führt er fort die Wankende,
Mit sanftem Zuspruch tröstend ihr verzweifelnd Herz:
Und sorglich hob der sonst so ungestüme Gott
Des Todfeinds Weib sanft über jeden Stein am Weg. — —

Und Frigga sah dem Paare lange sinnend nach:
— „Das ist dein reiches, weiches Herz, mein Donnergott!
Zum höchsten Zorne leicht empört im Augenblick
Und nach dem Sturm mildgütig wie kein andrer Gott! —
Hat doch dies Weib mir selbst das stet're Herz bewegt!
Wen noch ein Wesen lieben kann mit solcher Treu',
Der kann nicht ganz und immerdar verloren sein. — -

Ich will hinauf zu Odhin geh'n, zum Zwiegespräch:
Viel willigt mir des Gatten Seele zu, wann ich
Ihm Kinn und Wange streichle mit der weichen Hand,
Und sühnen Männerzwist, ist — dünkt mich, — Frauenpflicht."
Sie sprach's und ging, und suchte, wo sie Odhin fand,
Verschließend hinter sich Walhallas goldne Thür. —

Thor und Sigün, die zogen manchen Tag indes,
Bis sie gelangten an ein finstres Felsgebirg':
Da sprach Thor: — „nun, Sigün, nun fasse dich in Kraft,
Denn schwere Strafe wurde Lokis schwerer Schuld:
Er sollte fest gebunden sein und schmerzlich auch: —
Was er zu dulden trägt, das trage du zu schau'n."
Und so gewarnet schlug sie scheu die Augen auf, —
Und brach zusammen gleich mit einem Weheschrei:
Denn sie erblickte ihren heiß geliebten Ehgemahl
Und seiner grauenvollen Strafe Qual zugleich:
In dunkler Bergeshöhle lag er ausgespannt:
Und auf drei harte Felsen war sein Leib gestreckt:
Auf Eine Felsbank war der Hals geschmiedet ihm,
Auf einer zweiten lag der starken Hüften Wucht,
Und auf der dritten Felsenkante waren ihm
Die beiden Knie' genietet mit dem Band von Erz,
Und schwere Eisenklammern hielten links und rechts
Die ausgespannten beiden Arme zwängend fest:
Doch über seinem Antlitz, in der Höhle Dach,
Da war ein giftgeschwoll'ner Wurm befestiget,
Der seinen Geifer ätzend scharf ihm träufelte
Ins Angesicht, dem stöhnend wehrlos Duldenden, —
Und wo ein Tropfe nur davon daneben glitt,
Zerfressen ward der Felsen von dem scharfen Gift. —
Da, als Sigün den Jammervollen dulden sah,
Den blüh'nden Leib entstellt, zerfleischt und ausgerenkt,
Von Blut und Gifte triefend, wirr sein Haargelock,

Und aus der Stirn vor Schmerz gepreßt die Augen starr,
Dieselben Augen, die sie oft zu Ruh' geküßt,
Wann sie des Blickes heißes Feuer nicht mehr trug, —
Als sie das alles sah, da schrie sie überlaut:
— „O Loki, mein Gemahl! O wehe, weh' um dich!" —
Und auf die Erde schlug ihr Antlitz dumpfbetäubt;
Und Thor, um diesen Jammeranblick nicht zu schau'n,
Der wandte sich, den Arm auf einen Fels gestützt,
Und sah mit Schweigen in die Ferne. — Aber als
Des treuen Weibes Stimme Loki nun vernahm,
Da regte sich sein Leib trotz Fels und Eisenband,
Gleich einer Meereswoge hob sich seine Brust,
Und wie aus seiner Seele tiefstem Grund hervor,
Drang ihm ein Stöhnen, furchtbar, herzzerreißend schwer.
Das weckte rasch Sigün aus ihrem dumpfen Schmerz,
An seine Seite flog sie schnell und kniete sich,
Und schlang die Arme fest um des Gequälten Leib
Und drückte fest die Lippen auf den bleichen Mund. —
Und als ihr Fuß der grausen Höhle Raum betrat,
Da wichen von ihr plötzlich Licht und Sonnenschein,
Des Windes reiner Atem folgt' ihr nicht hieher
Und auf das Herz fiel ihr des schweren Fluches Last,
Den sie nun völlig teilte mit dem Ehgemahl,
Der sie von allen frohen Wesen ewig schied. —
Und Loki sprach — und jedes Wort war schmerzerkauft:
„Du hier — Sigün! Du treu dem Allverlassenen!
Weh mir! Dein Anblick brennt mir tiefer in das Herz,
Als Gift und Ketten fressen in den morschen Leib." —
— „Warum betrübt mein Anblick dich, geliebter Mann?" —
— „Weil ich nicht solche Treu' um dich verdient, mein Weib!
Du bist die einz'ge, welche Loki Treue hält,
Und doch von allen Wesen hat er keins wie dich
So schwer gekränkt mit unerhörtem Treuebruch!
Den andern hab' ich großen Schaden zwar gethan —
Sie waren Feinde, — wo nicht, Freunde nur, und ich

Gehorchte meiner angebornen Eigenschaft,
Wenn ich mich freute fremden Schadens und ihn schuf:
Denn wenig Völlig-Gutes giebt es in der Welt:
Und mir verlieh Natur den Blick fürs Böse nur
Und zu enthüllen alle Unvollkommenheit
Und mich zu freu'n, deckt' ich sie schmerzlich auf:
Du aber warst vollkommen stets in Lieb' und Treu',
Mein böser Blick sogar sah keinen Fehl an dir, —
Und dennoch, dennoch hab' ich dich verraten auch!"
Und er verstummte seufzend und sah fort von ihr.
— „Was hast du mir gefehlt, mein Ehgemahl, sag an?" —
— „Ja, sagen will ich's und erleichtern meine Brust:
Nicht nehmen will ich unverdiente Treu' von dir:
Dicht bindet keine Pflicht an dieses falsche Herz,
Das sollst du wissen und sollst dann von hinnen gehn,
Von aller Lieb' und Sorg' für mich auf immer frei:
Gebrochen hab' ich dir des Ehebundes Treu: —
Schon lang hast du vermisset deinen Hochzeitschmuck: —
Den Brautring, Busenspang' und Gürtelbund von Gold: —
Ich selber stahl es Nachts dir unterm Kissen weg,
Und warf's der Riesin Angurboda in den Schos,
Die solchen Preis begehrt für ihre Liebesgunst. —
Und nun ich diesen Frevel dir gestand, laß mich
Dir nur noch künden dieses allerletzte Wort:
Für alle Schuld, der Götter mich und Menschen zeih'n,
Hat keine Reue noch mein starkes Herz bewegt,
Und hüb' ich heute frei von vorn mein Leben an,
Und säh' ich alle diese Qual als Lohn voraus: —
Ich ließe keine meiner Thaten ungethan! —
Doch deine Lieb' und Treue rührt mein hartes Herz,
Und könnt' ich machen jenen Treubruch ungescheh'n, —
Neukaufen wollt' ich ihn um jeden höchsten Preis,
Ich wollte selbst vor jenen mich demütigen,
Vor Thor und Odhin, die mich angeschmiedet hier.
Nicht würdig bin ich deiner reinen Gegenwart. —"

Sie aber, seit er Angurbodas Namen sprach,
Hatt' ihre Arme schaudernd losgemacht von ihm
Und beide Hände fest gedrückt vors Angesicht,
Als sollt' ihr Aug' erblinden nun für immerdar.
In hartem Krampf hob sich ihr Busen ungestüm,
Solang er sprach: es war, als sprang ihr Herz entzwei.
Doch als er nun verstummt, sah sie auf sein Gesicht, —
Sein Auge war geschlossen — seinen Mund umzog
Ein Zucken höchsten Schmerzes: — „Loki" — rief sie laut —
„Ich liebe dich — dein Los ist mein's — ich bin dein Weib."
Und warf mit beiden Armen sich auf seine Brust,
Und küßte seinen leichenblassen Mund. Er schwieg, —
Und durch die martervolle Felsenhöhle ging's
In beider Schweigen wie holdseligste Musik. — —

Nun aber nahm Sigün der gift'gen Natter wahr,
Und sah die Schmerzen, die ihr scharfer Geifer schuf,
Und schnell entschlossen wölbte beide Hände sie,
Gleichwie zur runden Schale, undurchdringlich fest,
Und fing abwehrend so die gift'gen Tropfen auf,
Die nun gesamt, statt in des Gatten Angesicht,
In ihre weichen Hände fielen: einmal nur
In ungeheurem Schmerze zuckte ihre Hand,
Und dann nicht mehr. — Ein selig Lächeln zog
Um Lokis Mund, als er verspürt die Linderung:
— „O habe Dank" — sprach er — „du treues, süßes Weib!
Das thust du noch an mir, der dich verraten hat!" — —
— „Still" — sprach Sigün — „da draußen stehet Asathor: —
Sie reden allgenug des Bösen schon von dir, —
Nicht wissen sollen sie, was du an mir gethan." —
Und ihre Hände, voll des scharfen Gift's gehäuft,
Entleerte sie und trocknet' sie am goldnen Haar
Eilfertig ab! und bot sie wieder dar dem Gift.
Und fing es auf, wie ein Pokal von Elfenbein:
Denn schön vor allen Göttinnen war ihre Hand. —

Thor aber stand nicht mehr am Felsen: jedes Wort
Hatt' er vernommen von der Gatten Zwiegespräch
Und schon vor Odhin stand er, wo er Frigga fand.
Er rief: — „Bei meinem Hammer schwör' ich Zeugnis ab!
  Ich hab' es selbst gehört — ich glaubt' es keinem sonst —
  Ein Wunder ist gescheh'n: — denn Loki hat bereut,
  Und sie hat ihm verzieh'n, die er zumeist gekränkt."
Und Thor nahm Odhins Rechte, Frigga schmiegte sich
An seine Linke, streichend aus den Schläfen ihm
Die dunkeln Locken, die ums vorgebeugte Haupt
Ihm flossen, denn er sah erwägend vor sich hin:
Und nun erhob er weihevoll das ernste Haupt,
Sein Auge fiel auf Lokis Höhle, wo Sigün
Mit frommen Händen schützend dem zu Häupten stand,
Und als sein Blick in milder Rührung glänzte, drang
Ein heller Sonnenstrahl — der erste! — in das Grau'n
Der Höhle und es strich ein Windhauch kühl und rein
Um Lokis Stirn, als Odhins Mund die Worte sprach:
  „Es kömmt dereinst ein Tag, der alle Schatten tilgt,
  Wann in verjüngter Welt der Gott des Lichtes siegt.
  Aus Helas dunklem Reich kehrt Baldur selbst zurück,
  In seinem Himmel dann wohnt ausgesühnt mit ihm
  Sein Mörder: keine Qual währt in die Ewigkeit.
  Fiel ihm vom Herzen erst des Hasses Eisenband,
  Dann fällt die Fessel auch, die seine Glieder zwängt:
  Erfüllt sein kaltes Herz der Liebe warmes Licht,
  Dann wird von Licht erfüllt auch seiner Höhle Nacht.
  Seht hin: schon fiel hinein der erste Sonnenstrahl
  Und Eine Schuld hat schon dies stolze Herz bereut.
  Wir haben's nicht vermocht, ihn auszustoßen ganz:
  Die Liebe drang zu ihm, die jeden Fluch besiegt,
  Wohin die Liebe dringt, zieht sie die Sonne nach,
  Und auf der Sonne Spur folgt auch die Gnade bald:
  Nicht kleiner soll fürwahr als eines Weibes Treu'
  Die Milde Odhins sein, den man Allvater nennt."

Und er stand auf vom Thron und streckte väterlich
Die Arme segnend aus, weit über alle Welt:
Und stille ward's umher und durch die Himmel floß
Aus jeder Hand ein Strom von Frieden und von Licht.

Die Wünsche.

Der Hügel birgt den König Stein:
Vier Söhne sind die Erben;
In der Halle sitzen sie nun allein:
Um das Erbe die Erben werben.
Der blonde Halfdan streicht den Bart
Und spiegelt sich im Schilde;
Der schwarze Helgi, von düstrer Art,
Sinnt stolze Thaten und wilde.
Der rote Hako erwägt, wie den Wert
Von des Reiches Hort zu verwenden:
Der Jüngste hält des Vaters Schwert
In thränenbeträuften Händen. —
Auf sprang von selbst da die eichene Thür:
Nicht wagten die Rüden Gebelle
Und vor den Brüdern stand Wegafür,
Des Vaters vertrauter Geselle.
Der Alte im Mantel und Wandrerhut,
Er sprach: „nun höret, ihr Fürsten:
Nicht soll eurer kühnsten Wünsche Mut
Umsonst nach Erfüllung dürsten.
Ihr wißt es: mancher Zauber ist mein:
Ich war des Königs Berater:
Euch sollen vier Wünsche verstattet sein:
Das versprach ich dem sterbenden Vater.
Und der weiseste Wunsch, — der wird gewährt!

Nun wünscht, nach des Herzens Triebe."
Und Halfdan rief: „auf weiter Erd'
Ist das Süßeste Weibes-Liebe!
Weichwangiger Weiber wonnige Gunst,
Die sollst du mir, Alter, gewähren!"
„Die Lieb' ist Wahn und Weh und Brunst,"
Sprach Helgi: „mich dürstet nach Ehren!
Gieb mir vor allen Königen Ruhm."
Da höhnte Hako der rote:
„Ruhm ist gar windiges Eigentum!
Mir spende, du Wunsches-Bote,
Des roten Goldes unendlichen Hort!" —
Da sprach der Alte mit Sinnen
„Nun, Harald, Braunkopf, du findst kein Wort?
Wie? — Thränen seh' ich dir rinnen?"
„Ich wünsche nur meines Vaters Schwert,
Das hier in Händen ich halte."
„Du wirst es führen des Vaters wert!
Und nichts weiter?" forschte der Alte.
„Nichts! Ich hoffe nur, daß zuweilen du
In meiner Halle dich zeigest,
Im Schweigen der Nacht, in des Abends Ruh'
Das Antlitz zu mir neigest.
Denn Unausdenkliches liegt gehäuft
Auf deiner Stirne, der hohen
Und vom Mund dir erschütternde Weisheit träuft
Bei des grauen Auges Lohen.
Dir will ich mich weihn mit des Vaters Schwert!
Nichts andres heisch' ich auf Erden!"
„Heil dir, jung Harald! Dir ist gewährt! —
Und das Herrlichste soll dir werden. —
Ein erprobtes Schwert in treuer Hand, —
Nach dem Höchsten ein ahnendes Sehnen, —
Ein Geist, zu Adlerfluge gespannt
Und im Auge kindliche Thränen: — —

Du sollst gewinnen des Weibes Kuß
Und des Ruhmes Harfenschallen
Und des gleißenden Goldes Überfluß
Und mich, jung Harald, vor allen.
Ich, Odhin von Asgardh, küsse dich jetzt,
Zum Wunsch-Sohn dich mir zu küren
Und nach tausend Siegen sollen zuletzt,
Die Walküren zu mir dich führen!"

Das Leben um die Liebe!

Auf Lethra thronte König Gunthiofs Kind,
Die Jungfrau wunderschön und wunderklug:
Der Freier viele kamen früh genug,
Doch immer noch blieb unvermählt Aslind.

Man raunte Seltsames von ihr im Nord:
Die Freier rühmten sie begeistrungsvoll;
Jedoch so hoch des Lobes Welle schwoll, —
Warum sie schieden, — das verriet kein Wort.

Aslind auch schwieg, weshalb manch stolzer Mann
Kopfschüttelnd ging, nach Einer Zwiesprach schon.
Da kam jung Agnar, König Nordris Sohn;
Als der den Hügel Lethras ritt hinan,

Da beugte sich schön Aslind von dem Wall,
Ein glühend Rot schoß heiß ihr ins Gesicht:
„Wie strahlt sein Auge freudig, kühn und licht!
Ach, wird auch Er sein wie die andern all?"

Bald stand er vor ihr in dem Frauensaal,
„O Königskind, hoch klang und laut dein Ruhm:
Und doch zu schwach! Du bist ein Heiligtum!"
So kann nur Freia schau'n in Asgardhs Saal!"

„So liebst du mich?" sprach sie in holder Scham.
„Ich liebe dich, ich heische dich als Weib,
Und müßt' ich drum vergehn an Seel' und Leib."
Da hob den Finger sie und, wundersam

Von Furcht bewegt und Hoffnung, hauchte sie:
„Laß lieber ab und wirb, Freund, nicht um mich!
Denn brächst du, was du sprachst so freudiglich,
Mein Elend wär' es: — ich vergäß' es nie."

„Ich werb' um dich und wär's mein sichrer Tod."
„Er wird's! — Vernimm, was mir in ihrem Zorne
Auf meinen Vater webte Skuld, die Norne:
Wer mich als Weib gewinnt, — o bittre Not! —

Er stirbt vor Jahresfrist!" — Da rief der Held:
„Und läg' ich tot schon nach der ersten Nacht,
Die ich an deiner Brust, Aslind, verbracht,
Ich stürbe gern, — nur einmal dir gesellt!

Ich heische dich zum Weib, ich werb' um dich!
Nur einmal diese keusche Schöne dürfen
In sel'gem Rausch der höchsten Liebe schlürfen,
Dann will ich morgen sterben, schwöre ich!"

Da breitet weit sie aus die Arme weiß
Und selig Leuchten strahlt aus ihrem Blick:
„Heil dir! du wendest herrlich mein Geschick,
Heil dir: dir wird der Liebe Siegespreis!

Kein einz'ger, der mir heiße Liebe schwur,
Hat mich geliebt: nur du, mein Held, allein,
So nimm mich hin: in Wonne bin ich dein:
Denn eine Probe war die Drohung nur."

Fatme.

„Schlanke Fatme, hohe Palme,
Sprich! Welch' Sinnen wiegt dein edles,
Schönes, träumerisches Haupt?"
„Was ich träume? — Falkenaugen —
Einen weißen Rittermantel —
Und darauf — ein schwarzes Kreuz!"

Zuleika an den Grafen von Gleichen.

(Aus einer Novelle.)

O Geliebter, laß mich sterben, eh' dein Schiff berührt den Strand!
Weh, dein Volk wird dich verderben um das Weib aus Heidenland.
Weh mir, wenn an mich gekettet, dich des Dankes Fessel drückt:
Die geliebt dich und gerettet, — war sie nicht genug beglückt?

Des Sultans Gesetz.

(Ein Schwank.)

„Dieses geht nicht!" sprach in Joppe Sultan Selim, der vor kurzem
Abgeschlossen auf drei Jahre Waffenstillstand mit den Christen
Drüben in Jerusalem.
„Dieses geht nicht, daß die kecken Tempelritter, diese Schlingel,
Tag für Tag gen Joppe reiten und mir meiner schönsten Türken-
Mädchen Herzen schnappen weg.
Weil nun solches Herzgeschnappe anhebt meist mit Schleier-Lüften,
So befehl ich: jeden Templer, welcher eines Türken Mädchens
Schleier lüftet, trifft der Tod:
Wenn sie nicht statt dessen vorzieht, — nach der Wahl des Mädchens selber, —
Daß den frechen Übelthäter augenblicklich von dem Vater
Sie empfängt zum Ehgemahl."

Dies Gesetz schuf zürnend Selim. — Solches hatte kaum vernommen
In Jerusalem Herr Reinhart, — auch ein frommer Tempelritter!
Als er stracks gen Joppe ritt.
Fest in seinen langen, weißen Mantel eingehüllt durchschritt er
Joppes Straßen: herrlich schritt er: tausend Türken-Töchter seufzten
Durch die Läden: „Welch ein Mann."
Sieh, da wandeln ihm entgegen, tief verhüllt, zwei Türkenmädchen:
Und der ungezogne Templer hebt sofort der einen Schleier
Und er ruft: „Schön! Wahrlich, schön!"
Und er zieht sogleich der zweiten von dem Antlitz auch den Schleier:
„Tausend Tode will ich sterben," ruft er, „schönstes Weib der Erde —
Aber einmal küß' ich dich."
Und er küßt sie. — Und natürlich wird sofort er arretirt auch
Von den türkischen Gendarmen — und das fromme Joppe jubelt:
„Diesem wird's mal schlecht ergehn!
Denn die braven Türken-Mädchen, die so tödlich er gekränkt hat,
Waren — also mög' es jedem kecken Schleier-Lüfter werden —
Sultan Selims Töchter selbst!" —
Vor dem Sultan stand der Ritter: und es sprach die eine Tochter
— Schwarze Brau'n zog sie zusammen und es war die ält're Tochter
Die der Frevler nicht geküßt: —
„Vater, Todes soll er sterben nach dem ersten Paragraphen
Deiner Satzung: — ich verlang' es!" Und der Sultan, turban-nickend,
Sprach: „Gestrenge Tochter, ja!"
Doch da sprach die jüng're Tochter, - blondgelockt, sie, die er küßte: —
„Lieber Vater, ich verlange diesen jungen Staatsverbrecher
Nach Gesetz zum Ehgemahl.
Denn ich bin ein Türken-Mädchen und ein Templer ist der Ritter
Und er hat — ich kann's beweisen! — meinen Schleier hoch gelüftet
Und dein zweiter Paragraph . . ." —
„Schweig und nimm ihn!" sprach der Sultan, „schwierig ist's, Gesetze machen,
Schwerer noch ist's, Mädchen hüten: — küß' mich, Goldgelock, mein Liebling,
Heute noch soll Hochzeit sein."

Marc und Marcadid.

Ein bretonisches Märchen.

Fern in den Wäldern der Bretonen,
Wo Feen und Nachtigallen wohnen,
Singt man noch oft dies alte Lied:
Leis' schwebt es um die Wipfelkronen,
Wann in das Meer die Sonne schied: —
Das Lied von Marc und Marcadid.

Verwundet war zum Wald geflohen,
Verbannt von König Milans Drohen,
Der Ritter Marc mit Harf' und Schwert:
Weil Marcadids, der liederfrohen,
Der Königstochter, reizverklärt,
Der kühne Sänger hat begehrt.

Im Elend soll er dort verschmachten:
Doch sieh, des Waldes Vöglein brachten,
Rührt er nur leis' sein golden Spiel,
Von Beren, die am Busche lachten,
Ihm saftig süßer Speise viel,
Weil ihnen sehr sein Sang gefiel.

Und seither, sagt man, sind vor allen
Berühmt breton'sche Nachtigallen:
Von Marc erlernten sie den Ton. —
Doch als nun Frost und Schnee gefallen,
— Ihr kennt der Vöglein Sitte schon —
Da flogen alle sie davon.

In dunkler Höhle saß der Arme,
Saß siech, allein mit seinem Harme: —
Da horch, was knistert durch das Eis?
Fort aus der Königsgäste Schwarme,
Stahl, aller Mädchen Ehrenpreis,
Sich Marcadid geheim und leis.

Sie geht auf hochverwehten Gleisen,
Den Freund mit Wein und Brot zu speisen,

Wo sonst nur jagen Wolf und Bär:
Nie sah man zarte Pilgrin reisen
So kühn durch Grauen und Beschwer: —
Das kam von großer Liebe her.
Doch ward dem König bald verraten
Von seines Kindes nächt'gen Thaten
Und zornig folgt er ihr von fern.
Durch Sumpf und Schnee sieht er sie waten:
Dicht vor ihr schwebt — und dient ihr gern —
Der Irrwisch als ein Leitestern.
Und zürnend folgt er bis zur Stätte,
Wo vor des Wunden Reisigbette
Die holde Tochter lächelnd kniet,
Schon wütend aus der Gürtelkette
Zum Todesstreich das Schwert er zieht: —
O weh euch, Marc und Marcadid!
Da sieht er, wie zwei grimme Bären
Sich hungrig, ihre Brut zu nähren,
Laut brüllend stürzen auf das Paar:
Doch, gleich als ob sie Menschen wären,
Bei diesem Anblick wunderbar
Der Bestien Wut verwandelt war.
Sie legen brummend sich zu Füßen
Und lecken fromm und zahm dem süßen,
Dem Königskind die weiße Hand:
Da mußt' in Scham der König büßen,
Daß an Gefühl ihn und Verstand
Das Tier des Waldes überwand.
Er tritt herzu und küßt die beiden:
„Gott fluche dem, der euch will scheiden,
Von solchem Wunder ungerührt.
O, kommt und nehmt nach soviel Leiden,
Froh in mein Schloß zurückgeführt,
Den Lohn, der solcher Treu' gebührt.“

Sir Äthelbert.

I.

Sir Äthelbert von Mercia
Ritt jagen in den Wald:
Er stieß ins Horn: Trara, Trara! — —
Was schweigt sein Ruf so bald?
Es bricht und knackt im dichten Tann,
Das Buchlaub raschelt leis,
Und vor ihm — o verlorner Mann!
Erschimmert's elfenweiß.
Sein Auge schließt sich glanzerschreckt:
Da naht auf weißem Reh,
Vom langen Goldhaar nur bedeckt,
Die weiße Waldesfee.
Wie zart, wie schlank, wie jung, wie weich,
Wie schämig und wie heiß:
Der Liebe höchstes Himmelreich
Giebt Elfen-Minne leis. —
Er hob den Arm: „Und wird's mein Tod, —
Mein eigen sollst du sein."
Sie aber sprach: „Es wird dein Tod:
Ich aber werde dein:
Und dein wird Wonne, nie geahnt
Von Erdenmann vor dir:
Schwörst du, wann einst mein Bote mahnt,
Sofort zu folgen mir?"
„Ich folge dir zu jeder Stund':
Ich schwör's bei diesem Schwert:
Ein Kuß auf deinen roten Mund
Ist tausend Leben wert."
Der Kuckuck rief, — die Schlange schlief
Goldkrönig auf dem Stein:
Im Waldmoos tief ein Brunnquell lief: —
Da ward die Elfin sein. — —

II.

Manch Jahr ging hin. — Hallelujah
Und Glock' und Orgel dröhnt:
Am Domaltar zu Mercia
Ein König wird gekrönt.
Der Erzbischof weiht Kreuz und Kron',
Der Bischof weiht das Schwert,
Das Volk umjauchzt den Purpurthron:
„Heil König Äthelbert!
Du hast das Dänenjoch zerstört,
Dem Engelland erlag: —
Nimm nun den Lohn, der dir gehört,
Heut' kam dein Ehrentag."
Und schon den Fuß hebt auf den Thron
Der König: da — halt ein! —
Da klippt und klappt ein scharfer Ton
Hell auf dem Estrichstein:
Ein weißes Reh: — es senkt den Bug
Vor Äthelbert vertraut:
Mit einem Blicke tief und klug
Hat's in sein Aug' geschaut.
Stumm legt er von sich Kron' und Schwert: —
Rasch trug das Reh ihn fort: —
Wohin kam König Äthelbert? —
Er hielt der Elfin Wort.

Sir Astolf.

Der Feldherr König Arthurs, Sir Astolf,
Soll morgen auszieh'n an des Heeres Spitze;
Nicht seinesgleichen zählt die Tafelrunde,
Klug ist sein Wort und tapfer ist sein Schwert,
Und treu ob seinem Helmbusch schwebt der Sieg. —

Zur Nacht noch einmal ist er in den Wald,
Um Luft zu schöpfen, — Vollmond war's, — gewandert.
Er kehrt nicht heim: — vergebens harrt das Heer,
Vergebens ruft ihm Hörnerschall am Morgen;
Da streift man suchend in den tiefsten Tann,
Und endlich trifft man ihn, wo wilde Rosen
Aus moos'gem Fels dicht um den Waldquell duften:
Da liegt er, auf das Angesicht gestreckt,
Mit beiden Armen einen Rosenstrauch
Umfassend, der ihm roter Blätter viel
Hat in das Haar gestreut, — Barett und Schwert
Liegt fern; — man weckt, man hebt ihn auf:
Doch suchend, wie im Traum, blickt er umher.
„Nun, Freund Astolf," ihn rüttelnd spricht Gawain,
„Was ist mit dir? welch Unheil stieß dir zu?"
Doch langsam seine Schläfe streicht Astolf
Und leise haucht er nur: „Titania."
Es winkt Gawain: man führt ihn aus dem Hag,
Man bringt den Wankenden vor Artus' Thron,
Es fragen ihn die Bischöfe des Reichs:
Er schweigt; da spricht der König sanft zu ihm:
„O Sir Astolf, mein Feldherr und mein Stolz,
Hast du vergessen deiner ganzen Kraft?
Bist du ein Mann, ein Ritter und ein Christ,
So brich den Zauber, welcher dich bestrickt.
Ermanne dich! dich rufen Ehr' und Pflicht!
Wenn je dir Ruhm der Waffen heilig war, —
Dein König frägt: was ist mit dir gescheh'n?"
Und schmerzvoll schlägt Astolf die Augen auf, —
Zwei Thränen trüben seinen tiefen Blick
Und sehnend seufzt er auf: „Titania!" —
Da rettet ihn des Königs Gunst nicht mehr:
„Den Dämon, der den Frevler hat erfüllt,
Des Scheiterhaufens Flamme treib' ihn aus!"
So heißt der Priester Schluß: und vor dem Wald

Auf freiem Feld, schon hebt sich das Gerüst;
Ihm reicht kein Freund, kein Ritter mehr die Hand,
Stumm auf den Schwertknauf lehnet selbst Gawain
Und spricht zuletzt: „Fahr' wohl, mein Freund Astolf,
Du bist verloren! — Wann kömmt deinesgleichen?“ —
Der aber steht schon mitten in der Glut,
Die Flammen schlagen hoch zu ihm empor
Und Dampf wallt auf: da, aus dem Walde, sieh
Schwebt eine weiße Taube raschen Flugs,
Hoch ob dem Volk, grad' auf die Flammen zu:
„Titania!“ ruft der Sterbende noch mal,
Die Leiche sinkt zu Boden und vereint
Zum Walde fliegen steten Flügelschlag's
Zwei weiße Tauben aus dem Dampfgewölk
Und staunend, stumm, blickt nach das ganze Volk.

König Alfreds Gesang.

Schlacht-flüchtig sucht' ich den tiefsten Tann
Wo die Dornen zusammenwachsen:
Ein müder, wunder, verzweifelter Mann
Und — der König der Angelsachsen! —
Fest hielt ich den Grund vor dem Überdrang,
Bis unter der Streitaxt Streichen
Mir der Helm und der Schild und das Schwert zersprang: —
Da sank ich für tot auf die Leichen. —
Und über den Strand blies Morgenwind:
Der weckte mich scharf und schaurig: —
Da wich ich zu Walde, von Stirnblut blind,
Und zum Sterben matt und traurig. —
O, wie sie nun über mein Volk, mein Land,
Hinwüten mit Feuer und Speeren: —
Weh, Glockengeheul und Dörferbrand:
Und ich kann es nicht wenden noch wehren!

Alditha, mein Weib, mit den Augen klar,
Mit den süßen, den lallenden Kinden,
Mit dem goldenen Herzen und goldenen Haar: — —
Wann werd' ich dich wieder finden?
Ja, ich hab' es im Brausen der Wipfel erlauscht,
Wann bitter mich brannte die Wunde,
Wann die Tannen gesaust und die Brandung gerauscht, —
Aufreiß' ich mein Volk vom Grunde!
Bei Aldithens Jammer gelob' ich's und schwör's: —
Bei der Schande der dänischen Ketten: —
Ich muß obsiegen — du Himmel, hör's! —
Und mein Volk, ich muß es erretten!
Noch haus' ich wund in dem tiefsten Tann,
Wo die Dornen zusammenwachsen: —
Bald zieh ich gen London sieghaft hinan,
Ich, der König der Angelsachsen!

Robin Hood.

I. Kampflied.

„Vom Bischof verflucht, vom Regenten verbannt,
Lang barg uns der Forst im northumbrischen Land,
Des Waldes vertrautes Gesinde:
Wir lebten in Ruh': — doch sie leiden es nicht:
Sie wollen wir zerren vors Pfaffengericht
Meine Königin Rosalinde.
Die zum Scherze gesucht oft die Todesgefahr, —
Wohlauf nun zu Rosse, du reisige Schar!
Nun heißt's, für das Leben zu fechten!
Hoch flattre, mein Banner, im Sturme bewährt!
Hoch blitze, du nimmer bezwungenes Schwert: —
Und wehe den Pfaffenknechten!

II. Siegeslied.

Rosalinde, Geliebte, mein Glanz und mein Glück!
Und kehrt dir dein Ritter als Sieger zurück: —
Dir dankt er den Sieg und die Ehre:
Ich dachte, daß dir, deinem Leben es galt: —
Da trug mich's hinein wie mit Flügelgewalt
In die Mitte der splitternden Speere.
Nicht Schild und nicht Helm! nein, gefurcht die Brau'n,
Frei ließ ich die Feinde mein Antlitz schau'n;
Mein Schlachtruf scholl: „Rosalinde!"
Das hob mir den Arm und das hob mir den Zorn
Und ich traf sie wie Schnitter das stürzende Korn
Und sie stoben wie Spreu in die Winde.
Ja, wie ich gesungen und Träume gewiegt, —
So hab' ich gerungen, gekämpft und gesiegt
Nur in deinem holdseligen Namen:
Nun laß mich dir beugen das Knie und das Haupt,
Und, ist mir die Stirne zu heiß nicht bestaubt, —
So küsse sie, schönste der Damen!

Die drei Schwestern.

Im Schloß zu Montfort bangen Schwestern drei,
Ob König Richard noch im Leben sei.
Oft sprach er zu: — gleich schön die Fräulein waren
In schwarzen, braunen und in goldnen Haaren.
Man wußte nicht, für welche schlug sein Herz:
„Er weiß es selbst nicht!" neckte Blondels Scherz.
Doch jede liebet ihn, den Wundervollen;
Er nahm das Kreuz: — seither ist er verschollen.
Die Schwestern harr'n. — Da tritt nach Tag und Jahr
In ihre Kemenat ein Pilgerpaar:

Der lange Bart, der Muschelhut beweisen,
Der Jordanstab der Pilger fromme Reisen.
„Euch edeln Fräulein künden wir nun Leid:
Gebunden liegt der Stolz der Christenheit:
In Trifels Burg, in schweren Eisenspangen,
Fürs Leben liegt der Löwenherz gefangen!“
Da strich die erste, Gräfin Eleanor,
Die stolzen schwarzen Brau'n gemach empor:
„Ich schwankte lang, wen der Rivalen wählen: —
Nun werd' ich Frankreichs König mich vermählen.“
In Thränen sprach die zweite, Gräfin Maud:
„Und ist der edle Mann lebendig tot,
Will ich mein langes braunes Haar verschneiden
Und bis ich sterbe mich als Nonne kleiden.“
Die jüngste Schwester aber sprach kein Wort: —
Stumm stand sie auf: zur Thür schritt sie sofort:
Da sank sie fast: der Herzschlag blieb ihr stocken:
Gen Himmel schüttelt sie die gelben Locken.
Der größre Pilger sprach: „Wo wollt Ihr hin?“
„Zu ihm! Zu ihm!“ — „Wie, was kömmt Euch zu Sinn?“
„Ich lieb' ihn und ich will so lange flehen,
Bis Eines von zwei Dingen ist geschehen:
Die Freiheit ihm: — wenn nicht —: mir selbst der Tod!“
Da küßt der Pilger ihr die Lippen rot:
„Gut war dein Rat, Freund Blondel, kluger Sänger!
Du herrlich Kind, nein, zweifle mir nicht länger.
Gefangen war ich: — doch nun bin ich frei,
Auf daß ich ewig dir zu eigen sei.
Dein Herz ist, wie dein Haar, von lautrem Golde:
Ich liebe dich, du süß' Geschöpf, Isolde!“

Vom kühnen Minstrel.

I.

„Wacht auf, ihr Herr'n von Bradwardine
Reißt von der Raufe die Renner!
Heut' muß es rasch entschieden sein,
Ob ihr Memmen seid oder Männer!
Der kecke Minstrel wob um sie
Seine Lieder fest und fester: —
Heut' Nacht mit ihm entwischte sie,
Eure golden-lockige Schwester.
Ich sah sie flieh'n nach dem Birkenwald,
Von Einem Rappen getragen:
Fest hielt er um die Elfengestalt
Den dunkeln Mantel geschlagen."
So weckte die Lords von Bradwardine
Bei Hahnenkraht der Türmer, —
Beim dritten Hahnruf querfeldein
Schon jagten die Rachestürmer.

II.

Süß ruhte das Paar an dem Birkenquell,
Versunken in seliges Kosen:
Er flocht in ihre Locken hell
Die duftigen, wilden Rosen.
Am Weg im Frühwind wogte das Korn:
Walddrossel sang tief innen:
Das Brautlied rauschte der Felsenborn: —
O weltverschwiegenes Minnen!
„Horch auf, Elfrida, die Brüder wert!
Nun heißt's ein Tänzlein tanzen:
Lord Edgar zückt sein schottisch Schwert,
Lord Edwin schwingt zwei Lanzen."

Auf sprang der Minstrel, zog den Stahl,
— Gut führt' er ihn, wie die Laute: —
Ein scharf Gefecht: wie bang zu Thal
Vom Bühl die Lady schaute!
Da fliegt Lord Edgars Schwert ins Korn,
Lord Edwins Speere splittern:
„Geduld! vor König Richards Zorn
Sollst, frecher Knecht, du zittern.
Wir klagen laut an seinem Thron!" —
Doch da lacht' es silbertönig:
„Der König, Lords? — der weiß es schon!
Denn i ch bin euer König:
Richard Plantagenet bin ich,
Den Löwenherz sie schelten:
Als Sänger, Elfrida, korst du mich: —
Der König wird's vergelten."

Der Gast von Dreux.

I.

Herr Blondel und von Dreux Dame Fleur de Bris
Wie heiß, wie treu, wie heimlich liebten sie:
Herr Blondel zog mit Sang durch Normandie.
Herrn Blondel bracht' ein Falke, sturmgetrieben,
Aus Dreux ein Täflein Wachs, mit Blut beschrieben:
„O komm und hilf'! es gilt um unser Lieben!"
Herr Blondel ließ den Hof von Haute Claude,
Er ritt ein Roß, ein rasches Roß zu Tod
Und schlich ans Thor zu Dreux beim Abendrot. —
Die Nacht war still: — — die Sterne schienen klar: —
Im Zwingergarten flüsterte das Paar:
„Geliebter, zweifle nicht mehr: es ist wahr!

Mein Vater will und muß: — er wagt kein Nein,
Wenn dieser Gast und Freier wirbt: — o Pein! —
Nur Flucht, bevor er sprach, kann mich befrei'n."

II.

Und zu derselben Stund' um Mitternacht
Ward Merkerkunde zischelnd hinterbracht
Dem hohen Gast zu Dreux: „Sire, Sire erwacht!
Eilt in den Garten! dort mögt ihr am Zaun,
Die ihr erkort, die Lilie aller Frau'n, —
Bald eure Braut — in Buhlerarmen schau'n."
Er zog sein Schwert und sprang hinab so leise,
Wie Löwen springen auf der Beutereise,
In grimmverhalten tödlich stiller Weise.
Und als das Pförtlein just gewann das Paar,
Da rauschte das Gebüsch: im Mondlicht klar
Schwang auf ein Schwert, vor dem kein Fliehen war.
„Wer bist du," scholl's, „verfluchter Lilienfänger?"
„Mein König," rief aufs Knie gestürzt der Sänger,
„Stoß' zu: als dein Rival nicht leb' ich länger."
Da vor die Stirn schlug sich in wildem Schmerz
Der Gast von Dreux des Schwertes Knauf von Erz,
Dann sprach er still zu sich: „Trag's, Löwenherz!
Was lieben heißt, weiß ich zum erstenmal
Heut' Nacht! Doch, Blondel d'Amiral, —
Nie wird der König Richard dein Rival.
Seid glücklich beide! Denn ihr seid es wert:
Lied hat und Liebe euren Pfad verklärt, —
Richard Plantagenet bleibt nur — sein Schwert."

König Richard und Blondel.

I.

„Ist die letzte Saite gesprungen, die letzte Klinge zerstückt,
Noch den letzten Kuß dir, Geliebte, vom wonnigen Munde gepflückt . . ." —
„Und dann, dann wollen wir sterben! Der Bischof, mein Oheim, soll
Mir nicht im Kloster vergelten all' seinen heiligen Groll."
„O Richard, Richard, mein König! O wüßtest du Blondels Not, —
Du rissest den Freund noch lebend aus den Händen dem grimmen Tod!
Noch Einen Tag mag trotzen, — nicht länger, — der morsche Wall:
Der Bischof segnet den Sturmbock vor jedem erneuten Prall:
O Richard, Richard, mein König, nun säume nicht länger mehr!
Ich will ja freudig sterben: — doch Edlitha sterben! — 's ist schwer!"
So rief der bedrängte Sänger vom pfeilumflogenen Turm: —
Der Bischof von York, der heischte die entführte Nichte mit Sturm! —

II.

Ein Tag verging und geborsten der Wall in den Graben brach
Und empor zum letzten Wartturm der grimmige Bischof sprach:
„Verzweifle, frecher Minstrel, du Mädchen berückender Schelm!
Ich weiß, wonach du ausspähst: nach des Königs Löwenhelm!
Doch zu Schanden wird dein Hoffen! Für den du die Lande durchstreunt,
Vor allen Burgen klimpernd um den eingekerkerten Freund! —
Er verläßt dich! hat er doch selber einst nach Edlitha begehrt:
Ergieb dich! in der Scheide hält Eifersucht sein Schwert!
Das ist eure sündige Freundschaft, ihr sündigen Männer der Welt:
Ein sündiges Lieben zerreißt sie, wie sie sündige Weltlust gesellt!"
„Wahr spricht er," seufzte die Holde, „ich hab' es dir nie bekannt:
Vor dir umwarb mich der König: — längst hat er den Traum wohl verbannt!" —
„O Richard, Richard, mein König, das ist bittrer als Todesschmerz,
Daß der schändliche Pfaffe lästert dein königlich Löwenherz!
Wenn dich, Edlitha, geliebt einst der erste Ritter der Welt: —
Und lägst du im Rachen der Hölle, dich erlöste der rettende Held!

Getrost, getrost nun, Edlitha! So sicher wie Gottes Treu: — —
Jetzt muß er kommen, mein Richard, mein herrlicher Königs-Leu:
Und riefen Blondel und Freundschaft und Dank den Plantagenet nicht, —
Nun ruft ihn für eine Dame die adlige Ritterpflicht! —
Schau hin! staubwirbelnde Wolken aus dem Wald und ein flatternd Panier:
Und ein Ritter auf rasendem Rappen: — sein arabisch Edeltier!
Auf dem Kronhelm funkelt der Löwe: — wie stürmt er durch Speer und durch Pfeil!
Dank, Richard, du Ritter der Treue, du König der Ehre, Heil!"

III.

Und im Schloßhof vor dem König wehklagt das gerettete Paar:
Denn pfeilwund liegt er, entwaffnet, schwer atmend auf blutiger Bar'.
„O Richard, o mein König, und um mich stirbst du den Tod!"
„Einmal stirbt auch der König: — laß, Blondel, was hat's für Not? —
Wir zechten und sangen und küßten und siegten in manchem Gefecht: —
Wir jammerten nie im Leben: — im Tode stünd' es uns schlecht.
Wir lebten ein freudig Leben und freudig sei unser Tod: —
Doch, Blondel, ich kann nicht lügen: — nicht Freundschaft nur gebot! —
Der letzte Handschlag im Leben, den König Richard giebt,
Sei Euer Lady Edlitha: — denn ich hab' Euch immer geliebt!"

Laird Lindsays Hochzeitritt.

I.

„Nun eile, Sohn Lindsay, Laird von Fleß,
Leg' an das Hochzeitgewand:
Die Königin harret zu Inverneß,
Den Brautring in der Hand.

Sie schenkt dir Thron und Reichsgewalt,
Sohn Badwin, eile dich doch. —"
„Die Königin-Witwe wird vierzig bald,
Ich bin nicht dreißig noch.
Zu alt ist weit mir die Königin!
Mylady, ihr wißt es gut,
Ich trug ganz andere Lieb' im Sinn, —
Jung Ellen, das süße Blut!
Weiß war sie wie Schlehblüt', vom Morgen betaut,
Und ihr Mund war rosenzart:
Die Königin hat eine quittgelbe Haut,
Auf den Lippen steht ihr ein Bart.
Wie war Ellen so hold, wann über das Korn
Die Lerche mit Trillern flog,
Wann die zarte Gestalt, am Wildrosdorn,
Ich, die Bebende, an mich zog.
Ich hing in den Busch da mein Jägerhorn
Und mein reiherbefiedert Barett,
Das Brautgemach wölbte der Wildrosdorn,
Und das Heidekraut unser Bett.
Vom Kloster herüber das Ave klang,
Leis trug es verschwingend der West,
Wir waren so still: — Rotkehlchen sang
Zutraulich zu Haupt uns im Nest.
Doch einst, als nach Hushydorp wieder ich kam,
Da war sie verschwunden — im Grab."
„Dem Himmel danke, der dir sie nahm,
Und dir die Königin gab.
Vergiß, Laird Lindlay, der Schäferdirn,
Mit ihrem Wildrosenkranz,
Die Krone von Schottland auf der Stirn,
Um die Schultern Purpurglanz."

II.

Die Glocken läuteten über das Land:
Es empfingen, wohin er kam,
Die schönen Mädchen, den Kranz in der Hand,
Der Königin Bräutigam.
Doch die schönen Mädchen staunten ihn an:
„Wie hängt ihm das Haupt so schwer?
Ich nähme wahrhaftig keinen zum Mann,
Der dabei so traurig wär'.
Und er ist so schön, der stolze Knab',
Und er darf die Königin frei'n, —
Doch er, als ritt' er in sein Grab,
So gramschwer schaut er d'rein."
Und als durch Hushydorp er ritt,
Da wies sein Geleit er weg,
Und stieg vom Roß und klagend schritt
Er in lauschiges Buschversteck.
„Verloren die Liebe, das Leben dazu,
O du Busch, der ihr Lächeln geschaut,
Laß dich grüßen und o, laß dich küssen du,
Ihr Lager, braun Heidekraut."
Und er will umschließen den blühenden Strauch
Und er neigt das Haupt voll Harm:
Da weht ihm entgegen lebendiger Hauch, —
Die Geliebte hält er im Arm.
„Nicht starb ich! Mylady schloß mich ein,
Und sprach: „bis die Glocken durchs Land
Jung Baldwin und die Königin weih'n, —
Ins Kloster bist du gebannt."
Und als heut' die Glocken nun läuteten hell,
Da ließ mich die Priorin fort:
Mich aber zog's in Schmerzen grell
An den alten, verschwiegenen Ort.

Heil Euch denn, Herr König! nicht zürnt mir nun
Und grüßt Euer hohes Gemahl,
Und wollt Ihr mir noch was Gnädiges thun, —
So senkt in die Brust mir den Stahl."
Da jauchzte jung Lindsay: „nicht König bin ich,
Dein bin ich mit Herz und Leib,
Und trotz ganz Schottland heut' frei' ich dich,
Mein schmerzengeheiligtes Weib."

Ralf Douglas und Rob Percy.

„Nun sind es des Hasses zwanzig Jahr'
Und waren doch dreißig der Liebe!
Das Herz ward kalt und grau das Haar —
Gleich blieben die starken Hiebe:
Die Hiebe, die wir als Knaben gelernt,
Da wir spielten und jagten zusammen: — —
Die Zischler, die Douglas und Percy geferut, —
Sankt Jakob soll sie verdammen!
Und giebt's ein Fechten und seh' ich im Schwarm
Rob Percy die Meinigen jagen,
Dann jauchz ich geheim: „das ist sein Arm!
Wir lernten's zusammen, dies Schlagen."
Nun scheidet uns Haß: — und ein Zaun im Wald:
Wer hinüber sich wagt von beiden,
Ist dem Tode geweiht. — Horch, ein Jagdruf schallt!
Von den Percys? — ich will's nicht leiden!"
Ralf Douglas schritt in den Grenzwald schnell:
Da traf er am Erlenborne,
Mit blondem Gelock und mit Augen hell,
Einen Knaben mit Jägerhorne.
Der blies so fröhlich das Percylied,
Saß auf durchspeeretem Hirschen:

„Heil, Douglaswald, der mir beschied
Solch trotzig glückliches Pirschen.“
„Was staun'st du mich, Alter, so seltsam an?“
„Dich kannt' ich vor vierzig Jahren!“ —
„Mich, der ich erst dreizehn Sommer gewann?“
„Was bläst du so laut Fanfaren?“
„Ich blase so laut ob stolzer Pirsch
In der Feinde, der Douglas, Gehege:
Ich blase so laut, weil den ersten Hirsch
Ich dem alten Douglas erlege.“
„Du heißt?“ „Ralf Percy nennt man mich!“
„Ralf? Das ist kein Percy-Name!“
„Oft seufzt mein Vater: Ralf nenn' ich dich
Aus Lieb' und aus grollendem Grame.
O, würdst du ein Ralf, wie ich einen verlor: —
Nicht trägt ganz Schottland den zweiten.“
Da brach durch den Tann ein Mann hervor:
„O, mein Liebling!“ rief er vom weiten!
„Wie wagst du, wie jagst du so todesdreist!
Weh, wenn dich die Douglas erfaßten,
Weh, wenn Ralf Douglas zu allermeist . . .“ —
Und des Vaters Wangen erblaßten.
„Weh, wer hält dich am Haar? Ralf Douglas —! Du!
Gieb den Knaben mir sonder Harme!“ —
„Da nimm ihn, Rob, und mich selber dazu —:
O öffne, mein Bruder, die Arme!“

Germanen-Markung.

Siegvater schickte den Adler aus,
Der Germanen Gebiet zu umfliegen:
Doch flugmatt kehrte der Vogel nach Haus:
„Weiß nicht, wo die Grenzen liegen: —
Sie erweitern sie ewig durch Siegen.“

Siegvater sandte den Nordwind aus,
Der Germanen Gebiet zu umfahren:
Doch atemlos kam der Brauser nach Haus:
„Ich konnte die Mark nicht erfahren: —
Weil sie immer voraus mir waren."

Da fuhr Siegvater selber hinaus,
Daß er ganz ihr Gebiet durchbahne:
Doch lächelnd kehrt' er nach Asgardhs Haus:
„Wo ich hinkam, flog ihre Fahne: —
Denn: Ich bin ja selbst ein Germane."

Und so pflanzt über die ganze Welt,
Soweit Adler und Nordwind streichen,
Soweit der Himmel die Erde hält,
Siegvater in allen Reichen
Der Germanen Siegeszeichen.

Der Drachen-Schläger.

Die Trauer barg in schweren Gewölken das Land am Rhein:
Der Drache trug Begehren nach des Königs Töchterlein.
Man konnte sie nicht versagen des wilden Wurmes Gewalt:
Die Helden lagen erschlagen, der König war viel zu alt.
Die schwarze Trauerfahne, sie wallte weit ins Land:
Auf hohem Turm-Altane die schöne Jungfrau stand:
„Fahrt wohl nun, Rosen und Reben! Fahr' wohl, du rauschender Rhein:
Nun muß mein junges Leben in den Tod gegeben sein."
Da nach dem Königsschlosse ein schimmernder Reiter ritt:
Er ritt auf weißem Rosse, drei Schwäne flogen mit.
„Nun laßt das Trauern und Klagen, nun wird das Weh gewandt:
Ich werde den Lindwurm schlagen, Sigfrid von Niederland.
Aus eitel Sonnenlichte geschmiedet ist mein Schwert,
Vor mir wird all' zu nichte das Nachtgewürm der Erd'."

Ratbods Bekehrung.

Freut euch, ihr Frommen,
Preiset, ihr Priester,
Die Heil'gen im Himmel:
Ratbod der Recke,
Ratbod der Riese,
Freier Friesen
Ein freudiger Fürst,
Harter Heiden
Ein Hort bisher,
Beugt nun gebändigt
Bonus, dem Bischof,
Das hohe Haupt!

Weiße Gewande,
Leuchtendes Linnen,
Tauglich dem Täufling,
Sandte durch seine
Grafen der große
Frankenfürst:
Denn huld'gen soll heute
Der riesige Ratbod,
Wie hoch in dem Himmel
Dem Heer der Heil'gen,
Auf Erden ergeben
Den frommen Franken.

Viel des Volkes
Füllt die Versammlung:
Wehren und Weiber,
Wo vor dem Weihtum,
Dem mächtigen Münster,
Die Straße sich streckt.
Ein bauchiges Becken
Von starkem Gesteine
Pontischen Porphyrs,
Aus dem warmen Welschland,
Der reichen Roma,
Von frommen Franken
Als Beute gebracht,
Stellten stöhnend
Vor die steinernen Stufen
Die Knechte der Kirche:
Denn nicht genügte
Das weite Weihtum,
Die breite Basilika,
Dem großen Gefäß
Und dem tapfern Täufling:
Nicht hätte die Halle
An Raum gereicht. —
Das gefräßige Faß,
Die Wanne, mit Wasser
Füllten fluchend
Und keuchend die Knechte:
„Donar, dächt' ich,"
Ächzte der eine,
„Sollte selber
Sich satt hier saufen,
Der dereinst doch
Aussoff die Salz-See."
„Wäre das Wein,"
Erachtet ein andrer,
„Ich wäre wohl willig,
Ein Heide bis heute,
Unterzutauchen
Zu tüchtiger Taufe."

Horch! Da hebt sich
Ein Summen und Singen,
Ein Psalmen-Psalliren,
Vom Platz des Palastes:
Näher und näher
In zögerndem Zuge
Bringt der Bischof
Den reuigen Riesen,
Den rauhen Ratbod,
In Mitte der mächtigen
Menge der Mönche,
Der Murmel-Männlein,
Und klingelnder Knaben
Mit Kelchen und Kerzen
Und wirbelndem Weihrauch
In geschwungnen Geschirren
Und mit flatternden Fahnen:
Auch nahten mit Neigen
Die niedlichen Nönnlein,
Neugierig, die Näs'lein
Schlau aus dem Schleier,
In ängstlicher Obhut
Der alten Äbtissin.

Hinter dem heil'gen,
Dem breiten Bischof
Schreitet der Schreck
Der Franken, der Friese
Ratbod der Rote. —
Wenig Wonne
Lacht ihm von der Lippe:
Aus den Augen
Nicht funkelt ihm Freude:
Verdrießlich, drohend,
Stutzig und stockend
Stapft er stumm. — —

Gleich dem grollenden
Stier, dem starken,
Den nur mit Not
Mühmeisternde Männer
Vorwärts führen
Mit häufigen Hieben, —
In die Rippen, mit Rufen,
Stoßend mit Stecken: —
Oftmals aber
Steht der und stemmt sich,
Neigend den Nacken,
Den zottigen, zornig,
Zögernd und zweifelnd,
Ob er nicht einen
Oder den andern
Seiner Sänftiger,
Seiner Sittiger,
Der unlieben Leiter
Auf die Hörner heben
Und himmelhoch
Solle schrecklich schleudern,
Brechen die Bande,
Die Stricke und Stränge
Und brüllend brausen
In freudige Freiheit. — —

Also, sinnend,
Brütend, brachte
Fuß nach Fuß
Er finster vorwärts.
Sein Roß mit der Rechten,
Den raschen Rappen,

Zog er am Zügel! —
Hinter ihm hart
Schritt schweigend
Arno der Alte,
Grau und grimmig,
Welcher die Waffen
Ihm weiland gewiesen:
Auf siebzig Sommer
Brachte der's bald.
Brummend brach
Die Stille der Starke,
Rief dem Rosse,
Des Nüstern niesten:
— Nicht wollte er wagen,
Zu rufen dem Reiter —:
„Nießest du, Nachtelb?
Helfe dir Hulda!
Gelt, du Guter,
Ganz vergällt ist
Hier dir der Hauch?
Nicht in der Nase
Freut dich der Franken
Süßlicher Sudel:
Das Weihrauchgewölk
Der knieenden Knaben
Quält dich mit Qualm?
Sehnst dich, zu saugen
Wieder des Waldes
Würziges Weh'n?
Aber, du Armer!
Das wird dir nicht wieder!
Bald schenkt dich, geschoren
An Schweif und an schwingender
Mähne, dein Meister
Dem klugen Kahlkopf,
Dem behäbigen Bischof!
Knochen dann kannst du
Tragen der Toten
In silbernen Särgen,
Benedeite Gebeine,
Scheußliche Schädel
Zu ekler Andacht
Und der Schreine und Schränke
Traurigen Trödel!
Ja, wieh're nur, Wackrer
Und schüttle dich schaudernd!
Sie nehmen dir noch
Den Namen daneben!
Nicht mehr ‚Nachtelb'
Heißt dich dein Herr:
Getaucht und getauft
Wird wie Reiter, so Roß!
Und nicht recht ist, zu reiten
Einen Hengst den Heil'gen:
Verschnitten verschenkt
Dich dein Herr: dann heißest
Nicht ‚Nachtelb' du: nein!
Aber etwa: . . ‚Öchslein'"

Wüthend wandte
Sich rückwärts Ratbod:
„Schweige, du Schwätzer!
Sonst schlag' ich den Schädel
Zuerst dir entzwei:
Drauf dem Roß, und als Drittem
— Sehr ersehn' ich's! — mir
selbst!"

Aber am Altar,
Bei dem Becken,

Hielt nun der Hause:
  Da winkte der weise
Bischof: es banden
Knieend die Knechte
  Die schweren Schuhe
Los und die langen
  Riemen dem Recken,
Hoben den hohen
  Helm ihm vom Haupt,
Knöpften den knappen
  Rock ihm vom Rücken:
Es nickten und neigten
  Auf den nackten Nacken
Ihm die lichten Locken:
  Ganz bis zum Gürtel,
Bar und entblößt
Stand nun der Starke:
  Ehrsam das Antlitz
Senkte zur Seite
  Die alte Äbtissin. —
Nun weihte das Wasser
In weisen Worten
  Bonus der Bischof:
Hoch die Hüfte
Hob der Held:
  Schweigend schwang er
Über die Öffnung
  Der weiten Wanne,
Bis zum Boden
  Fühlend, den Fuß: —
Den einen: — aber der andre,
  Der rechte, ruhte
Immer noch außen:
  Rittlings rührte
  Der Recke den Rand.

Schwarz und schwer,
Schwül ward's und schwimmend
  Ihm vor den Augen:
  Aller Ahnen,
  Der Alten, Edeln,
Dacht' er: da drang ihm
  Arnos unwillig
  Ächzen ins Ohr:
„Ratger und Ratgis,
  Hohe Helden,
  Verhüllt die Häupter,
Wehklagt in Walhall:
Nicht wußt' ich's zu wenden."

„Säume, mein Sohn, nicht"
— Summt' es da süß —
  „Neige dich nieder:
Geweiht ist das Wasser."

„Ho, Herr, halt' an!"
  Rief da Ratbod,
„Nur noch das Eine nun
  Künde mir klar:
All' meine Ahnen,
  Zumeist die mächtigen
Ratger und Ratgis,
  Welche nicht wußten
Von Petrus noch Paulus, —
  Sage, wo sind sie?"

„Säume, mein Sohn, nicht!
  Wie ziemte da Zweifel?
All deine Ahnen,
Die harten Heiden,
  Vor allen die Übeln,

Ratger und Ratgis,
Die Feinde der Franken, —
In der heißen Hölle
Sieden sie sämtlich."

Da sprang spritzend
Ratbod heraus,
Weit, aus der Wanne,
Dem guten Gefäß:
Stampfend stieß sie
In Stücke der Starke:
Weithin wallte
In Wogen das Wasser.
„Sieden sie sämtlich
In der heißen Hölle, —
So siede, gesellt der Sippe,
Auch ich!"
Schwang sich geschwind
Aufs rasche Roß,
Hurtig dahinter
Auch Arno, der Alte:
Bereit auf den Rücken
Nahm sie der Nachtelb,
Sprengte gespornt
Durch die schreiende Schar:
Blickte verblüfft da
Der breite Bischof,
Maulten die Mönche,
Wehklagten die Weiber,
Netzte den Nönnlein
Die Gewande das Wasser,
Griffen die Grafen
Der Franken zur Framea,
Spitzige Speere
Flogen den Flüchtigen
Nach: doch der Nachtelb
Trug sie getreulich,
Witternd und wiehernd,
Schnaubend und schmetternd
Mit hurtigen Hufen
— Wie flogen die Funken! —
Rasch durch die Reih'n,
Durch Turm und durch Thor. —

Hoch auf dem Hügel,
Steil vor der Stadt,
Hielt hemmend den Hengst
Ratbod zur Rast:
Arno aber,
Zu den Wolken gewendet,
Betete brünstig:
„Waltender Wotan,
Dank dir und Donar!
Wieder im Wildwald
Nun werden wir wohnen,
Freudig und frei
Und in Fehde den Franken:
Bis uns am Ende
Umhöht der Hügel:
Über uns aber
Ragen und rauschen
Uralte Eichen!"

Kaiser Ottos des Dritten Ende.

Zu sterben kam der Kaiser Ott im Lenze seines Lebens.
Der Griechenärzte weise Kunst, an ihm war sie vergebens.
Ein rätselhaftes Leiden war's, ein zehrend Mark-Verbrennen:
Doch Ursprung, Name, Heilung — ach, die konnte keiner nennen. —

Da rief er an sein Pfühl Herrn Gehrd, den vielgetreuen Sachsen,
In dessen Hut und Waffenzucht der Jüngling einst erwachsen.
Der strich sich aus dem weißen Bart verstohlen eine Zähre
Und sprach: „Das wende Gott der Herr, daß dies das Ende wäre!
Ihr seid so jung noch. Von Euch hofft das Reich noch hohe Thaten:
Ihr müßt dem Ahn — dem großen Ahn! — Herrn Otto, nachgeraten!"

Der Sieche seufzte: „Just das ist's. — — Dir, alter Freund, vererb' ich
Mein schwer' Geheimnis. — Was mir fehlt? — An Karl dem Großen sterb' ich." —

„Hilf, Gott! Ihr redet fieberwirr!" — „O nein! Nie sprach ich klarer. —
Vernimm! Du weißt: vom Knaben an, mein Traum, mein Vorbild war er,
Der große Karl, der da gewann die Kaiserkrone Romas! —
Von je hat mich berückt der Glanz des gleißenden Phantomas! —
Ihm ähnlich wollt' ich werden, — nein: viel größer noch als er.

So zog ich überhobnen Sinns nach Aachens Pfalz daher.
Und hier ergriff mich heiß der Drang: ich mußt' in seinem Grabe
Aufstören seine Heldenruh', ich maßlos eitler Knabe!
Ich drang hinab: nicht hielt mich auf all' meiner Besten Warnung:
Es zog mich an des Großen Grab ein Netz der Wahnumgarnung.

Nun stand ich in der düstern Gruft: rings schauerliches Schweigen
Ich war allein: es wollte kaum die Fackel mir ihn zeigen.

Da saß die mächtige Gestalt, hoch aufrecht, auf dem Throne,
Das breite Schwert in knochiger Faust, am Haupt die Zackenkrone,
Der Heerschild hing am linken Arm, das Scepter lag im Schose,
Geschlossen war das Augenpaar, das licht- und lebenslose. — —

Wohl stockte mir der Atem erst, und Grau'n hielt mich befangen:
Bald aber riß mich hin zu ihm das freyle Wahnverlangen.
„Gieb her!" rief ich — wie scholl das laut im Steingewölbe wieder! —
„Nicht taugen Kaiser-Schmuck und Wehr für deine toten Glieder.
Gieb' beide mir. Mir ziemen sie. Ich bin dein größ'rer Erbe:
Nicht rast' ich, bis ich höh'ren Ruhm, denn du, Herr Karl, erwerbe."

Und vorwärts sprang ich auf den Thron, riß ihm vom Haupt den Reifen,
Wand' aus der Faust das Schwert und zog den Schild vom Arm, dem steifen.
Doch wie ich nun so vor ihm stand, mit Schwert und Schild und Krone, —
O Grau'n! Mir war, als hob er sich empor von seinem Throne,
Die toten Augen schlug er auf, zu fürchterlichem Blick; — — —
Da riß Entsetzen zuckend mir den Kopf in das Genick!
Weh' mir! Der Schild verbrannte mir den Arm wie Flammenschimmer,
Das schwere Schwert erlahmte mir die Kraft der Hand für immer,
Die Krone aber schraubte mir zusammen Haupt und Stirn,
Mir war's, sie drückte mir zu Brei das innerste Gehirn! —
Aufschreiend fiel ich aufs Gesicht! — — —
So fanden mich die Meinen! —
Ein Todessiecher stand ich auf von jenen kalten Steinen.
Nicht konnt' ich des genesen mehr in allen meinen Tagen! — —
Der kleine Mann soll nicht Begehr nach des Großen Krone tragen!"

Das Urteil Gregors VII.

In tiefen Sorgen stand
Der ehr'ne Hildebrand:
Gelehnt im Lateran
An eines Fensters Rand
Sah er auf dunst'ger Bahn
Die Sonne blutig sinken
Rot in den Tiberstrom:
Der ist gewohnt, zu trinken
Dein Blut und fremdes, — Rom! — —

Versunken nun mit Glanz und Glut
Die Sonne lag in schwarzer Flut,
Da warf sich nieder am Altare
Der hagre Mönch in der Tiare
Und, wie Jakob mit Zebaot,
Rang er mit seinem Gott.
Die knoch'gen Hände hoch erhoben,
Hob er auch Herz und Blick nach oben,
Den Flammenblick, und schalt auf Gott!

„Herr, machst du wirklich mich zum Spott
Vor meinen Feinden? Nein, den deinen:
Denn dieses weißt du: — sollt ich meinen! —
Ich führ' in Kampf und Rache,
Im Fluch und Anathem,
Nur deine, deine Sache
Gen Heinrichs Diadem.
Ja, mein ist deine Sache
Und deine Sache mein:
Soll denn der Höllendrache
Noch nicht bezwungen sein,
Des Teufels Saat,
Der sünd'ge Staat?

Ich schüttle goldne Kronen
Von Königshäuptern stolz
Wie Sturmwind sonder Schonen
Das welke Laub im Holz.
Zu meinen Füßen lag sie,
Des Reiches Majestät,
Nachdem drei Nacht und Tag sie
Um Gnade mich gefleht.
Vom Bußhemd schon behemdet,
Lag sie von Schmach bestaubt:
Aufs neue, gottentfremdet,
Hebt sie das trotz'ge Haupt.

Und nun hast du mir grausam
Den besten Freund entrissen,
Dem ich gefolgt vertrausam:
Ich nannt' ihn: mein Gewissen!
Den Abt von Cluny nahmst du mir,
Der heil'gen Kirche höchste Zier,
Nein, nicht nur dies: Burg, Wehr und Turm
Bewährt in aller Feinde Sturm.
Das fromme Cluny steht verwaist:
Erleuchte du mich, heil'ger Geist,
Wo find' ich — rate, hilf, Sankt Peter! —
Wo find ich einen Stellvertreter?
Wie nenn' ich ihn, den würd'gen andern?"

Er schwieg.
Da scholl's: „Gerbod von Flandern
Er ist's, den du erwartest. Amen."

Laut und vernehmlich scholl der Namen,
Verzückt hob sich der Papst empor
Und wandte sich, den Gottesboten
Zu schauen, der ihm das entboten.
Jedoch an der Kapelle Thor

Stand nur ein junger Diakon:
„Ich meldete, Herr, öfter schon
Den Mann, der vor der Thüre steht
Doch du, versunken in Gebet ...“
Rasch rief Gregor: „Laß ihn herein!
Hoch soll er mir willkommen sein.“

Da trat in seiner Locken Helle
Ein hoher Jüngling auf die Schwelle,
In Stahl gehüllt die schlanken Glieder,
Ein Held, ein Kämpfer jeder Zoll,
Das Auge blauer Blitze voll,
Des Armes Muskeln eisenstark:
Jedoch erschüttert bis ins Mark
Warf er sich vor dem Papste nieder
Und küßte seines Mantels Saum.

Gregor schien des zu achten kaum:
„Steh auf, mein Sohn! Was stößt dir zu?“

„Ich ... sah ... noch keinen Mann ... wie du!
Sah Aug' in Auge oft dem Tod ...
Doch ... was aus deinem Blicke loht ...“

„Das ist von Gott: — drum trägst du's nicht. —
Mir ward von deiner Schuld Bericht:
Du bist ein nie besiegter Degen,
Des Jähzorns Dämon schlimm erlegen:
Den Herzog Hugo von Brabant,
Den eignen Lehnsherrn, dir verwandt,
Hast du beim Jagen
Im Zorn erschlagen ...“

„Weil er mir vorenthielt den Bär,“
So schrie der Jüngling ungestüm,
„Das prachtvoll stolze Ungetüm,
Das doch nur fiel von meinem Speer ...“

Da traf den Tobenden ein Blick,
Er senkte Trotz, Haupt und Genick
Und brach ins Knie:
„Ich liege hie
Und bitte, flehe, heil'ger Mann,
Schau meine Herzverzweiflung an.
Laß nicht die Reue mich zerfleischen!
Gebeut! Was immer du wirst heischen,
Herr, ohne Zucken, ohne Zagen,
Will ich's erfüllen, leiden, tragen."

Lang ruhn auf ihm die mächt'gen Augen,
Um an der Seele Quell zu saugen,
Dann ruft er und man bringt ein Beil.

„Mein Sohn," spricht er, „dein Seelenheil
Verlangt, daß du auf immerdar
Ihr absagst, die dein Dämon war:
Der Weltlichkeit, der Lust am Leben:
Dem Herrn sollst du zum Opfer geben
Helm, Waffenruhm und Ritterschaft . . ."

„Nein!" schrie der Jüngling grauenhaft.

Jedoch Gregor fuhr fort: „den Speer
In Jagd und Kampf hebst du nie mehr,
Für immer gürtst du ab das Schwert:
Und daß dir's wirksam sei gewehrt,
Abhack' ich, Gerbod von Brabant,
Dir die verfluchte rechte Hand,
Mit der du deinen Herrn erschlagen. —
Wirst du das ohne Zucken tragen?
Dafür sprech' ich dich los von Schuld
Und segne dich mit Gottes Huld.
Ich seh's, du willst: dich zwingt die Reue . .
Dein Herz gelobt's in rechter Treue.

Noch einmal laß dich fragen:
Wirst's ohne Zucken tragen?
Du willst? So leg' die rechte Hand
Auf dieser Marmorstufe Rand:
So, recht! — Nun aber woll'n wir sehn,
Ob's ohne Zucken wird geschehn."

Der Deutsche legte fest die Hand
Auf jener Altarstufe Rand
Und hielt den Blick zum Papst gewandt.

Der aber hob in Eil'
Das scharfgeschliffne Beil
Und schwang's und sah ihm ins Gesicht: — —
Er zuckte mit der Wimper nicht,
Und zuckte nicht mit Arm noch Hand,
Fest auf Gregor den Blick gewandt.

Da warf der Papst in Eil
Hinweg das scharfe Beil
Und schloß mit heißen Thränen
Den Jüngling an sein Herz:
„Gott hat gestillt mein Sehnen,
Geheilt mir Gram und Schmerz.
Ja, junger furchtlos kühner Held,
Von Buße nur das Herz geschwellt
Und bis zu schärfster Schmerzensnot
Gehorsam meinem Machtgebot,
Nein: meinem nicht: Gott selbst: — du bist
Den ich erbat zu dieser Frist!
Nach Frankreich! Rasch! Auf heil'gen Wegen!
Nimm, Abt von Cluny, meinen Segen."

Wallada.

I. Klage.

Der Herbstwind braust, der Nebel zieht,
Das Buchlaub fällt, die Schwalbe flieht —:
O wie schaurig, frostig und trübe! —
Wo weilt der Geliebte? Wann hallt sein Gang
Die Heide, die Düne, die Klippen entlang?
Weine, ja weine, Wallada!

Sie sitzt am Geklipp, so einsam, so weh,
Sie blickt in die graue, die grausame See,
Vergessen, verlassen, verloren:
Da sah sie zum letzten sein fliegendes Boot:
Gefangen? — Versunken? — Treulos? — Tot?
Weine, ja weine, Wallada!

II. Erlösung.

Der Lenzwind rauscht, der Himmel glänzt,
Was wallt in die Bucht, maikranz=bekränzt?
Ein Schiff mit purpurnem Segel!
Was tönt so laut das Siegeshorn?
Was steht so stolz am Bugspriet vorn?
Jauchze, ja jauchze, Wallada!

Nicht gefangen, versunken, treulos, tot!
Nein, König Haralds Schwanenboot
Holt, hochgeschmückt zur Brautfahrt,
Dich fort vom Geklipp, von der Einsamkeit:
Die Hochzeitfackel leuchtet weit:
Jauchze, ja jauchze, Wallada!

Tannhäuser.

Ein Cyklus.

Wie hoch von Schlosseszinne das Edelfräulein sieht,
Wie stolz durch ihre Sinne alt-edler Name zieht:
Doch älter ist die Minne und edler ist das Lied! —
Die Zinne wird ersliegen, hab' acht, gar schnell mein Sang:
Den harten Stolz wird biegen der Stimme weicher Klang
Und an mein Herz dich schmiegen des eignen Herzens Drang.

Es quält dein Bild mich Tag und Nacht,
Die Ruh' ist mir vergangen,
Stets seh' ich deines Leibes Pracht,
Die marmorweißen Wangen
Und deinen süßen, roten Mund,
Den seh' ich ach! zu jeder Stund
Mit glühendem Verlangen.
Und eher find' ich Ruhe nicht,
Bis in verschwieg'ner Stunde
Dein kalter Stolz geschmolzen bricht
Vor meinem heißen Munde,
Bis Arm in Arm und Brust an Brust
Ich trinke volle wilde Lust
Aus deines Herzens Grunde.

Wohl führt der Pfad zu dir vorbei,
An scharfen Klingen zwei und drei: —
Und wär's ein ganzer Wald von Schwertern: —
Ich wiche nicht von deinen Fährten.

Und lägen deines Herzens Thor
Als Siegel alle Sterne vor
Und Gottes Zorn als Riegel, —

Ich ruh' und raste doch nicht eh',
Bis ich mein Bild nur glänzen seh'
In deiner Seele Spiegel.

Worin dein stärkster Liebeszauber ruht
Und was ihn birgt, ach, ich entscheid' es nie: —
Ob deiner Seele dunkle Purpurglut,
Ob deines Leibes weiße Poesie.

Verborgen tief in meiner Brust
Da woget süße Keimnis,
Ich bin mir stillen Glücks bewußt
Und heißer, heißer Minnelust
In seligem Geheimnis.
Ein Schatz von flüss'gem Zaubergold,
Der wurde mir zu eigen —:
Durch Leib und Seele glühend rollt
Ein froh Gedenken heiß und hold
In stolzverhalt'nem Schweigen.
Und seh'n mich nun die Menschen an
Und seh'n mich Mond und Sonne,
Laut lacht' ich gern, so laut ich kann:
Sie ahnen nicht, was ich gewann,
An nie erreichter Wonne.
Von meinem Glücke weiß allein
Ein Herz im Erdenrunde:
Dem soll dies Lied zu eigen sein,
Als flammenroter Wiederschein
Von einer sel'gen Stunde.

Nun weiß nicht bloß der stille Wald,
Nun wissen alle Vöglein bald
Um uns're süße Minne:

Wir ruhten tief im Tann zu zwein,
Da kam ein kleines Rotschwänzlein, —
Das ward des allen inne.
Es fand ein Haar, lang, goldig hell,
Das trug es ein zu Neste schnell,
Und singt nun stets mit Schalle:
„Das holde Kind, das Elfenkind,
In unserm Walde ward's geminnt: —
Des freut euch, Vöglein alle!“

Denk' nur, wo wir uns getroffen jüngst in Schnee und Frost und Eis, —
Alle Knospen steh'n dort offen, alles schimmert blütenweiß.
Nirgends sonst im ganzen Gaue drang der schöne Lenz so weit:
Nur nach jener stillen Aue rief ihn unsre Seligkeit.
Dort nur hat die Knospentriebe, vor des Frühlings Lebenshauch,
Uns're heiße, heiße Liebe wachgeküßt an jedem Strauch!

Getrost, mein Lieb', getrost, du bist nicht einsam:
Die Sehnsucht wölbt uns Brückenbogen kühn:
Die Pulse pochen und die Herzen glüh'n,
Und ach! die Seelen lechzen uns gemeinsam.
Nicht lange währt's und in verschwieg'ner Halde
Viel blaue Veilchen lächelnd pflückst du dir:
Noch mehr doch roter Küsse pflück' ich mir
Und tief und tiefer führ' ich dich im Walde.
Maiwolken geh'n am hohen Himmel oben:
Du ruhst auf braunem Laub und grünem Moos:
Doch ich, das Haupt beseligt dir im Schos,
Will wonneschauernd deine Schöne loben.

I.

Sage mir nicht, du
Holde Geliebte!
Noch, wie vor alters,
Schweben die Götter,
Führend und schirmend,
Um ihrer Lieblinge
Leuchtende Häupter.
Die Götter der Schöne,
Des Siegs und der Liebe,
Haben die Ihrigen
Allen Gewalten
Befohlen zum Schutz.

II.

Fällt der Geweihte
Vom schwindelnden Fels, —
Auffängt ihn behende,
Mit weicher Umarmung,
Des atmenden Äthers
Freundliche Göttin,
Und an dem sieben-
Farbigen Schleier
Gleitet er sicher
Zum sicheren Grund.

III.

Barst ihm der Kiel, —
Aus den schäumenden Wo-
gen,
Taucht, auf dem weiß-grau
Mähnigen Seeroß
Reitend, die Meerfrau,
Schwingt auf den Bug ihn
Und flicht in die Locken
Ihm rote Korallen und
Leuchtenden Bernstein
Als ihrer Behausungen
Gastgeschenk.

IV.

Und in des Kampfes
Schwirregeschossen
Schwebt ihm zu Häupten,
Haltend den Stahlschild
Aller Walküren
Holdeste treu:
Sie, mit den bleichen,
Lange gestreckten,
Edelsten Zügen
Und dem lockigen Goldhaar
— Kennst du sie nicht? —
Hilde, die Holde,
Die da im Zweikampf
Einstens des eignen
Bruders nicht schonte,
Um des Geliebten
Brust zu beschirmen —

V.

Doch spann' ihm, zu fallen,
Endlich das Schicksal, —
Siehe, da drückt mit den
Üppigen Lippen
Heiß auf den Mund sie
Den Kuß ihm des Todes,
Wie oft einst der Liebe
Glühendes Siegel,
Und er entschläft, auf
Strahlendem Antlitz
Selig Erinnern.

Wanderer, wallst du an wogenden Seen,
Scheue die schönen, die weißen Nymphäen!
Ich weiß, wie sie locken,
Die gleißenden Glocken,
Mit dem keuschen Weiß,
Das verhohlen so heiß,
So unendlich schöner als Rosenrot:
Doch, wo sie schwimmen
In der schweigenden Flut
Mit verhalt'ner Glut,
Da lauert der Tod.

Nirgends blüh'n die wilden Rosen
Schön wie hier im Thüringland:
Doch zuschönst, wo unser Kosen
Waldverschwiegne Stätte fand.
Alles duftet in der Runde,
Knospen, Blüten steh'n zu Hauf:
Jeder Kuß von deinem Munde
Ging als rotes Röslein auf.

Immer zieht es zu den Orten unsres Glückes mich zurück:
Ach mir ist: ich finde dorten deines Wesens noch ein Stück,
Doch die weißen Blüten klagen: „die das Thal hat reizbeseelt,
Die du an der Brust getragen, — uns're schönste Schwester fehlt!“

Zu allen höchsten Dingen
Vermag mein Lied zu dringen:
Doch lahmen seine Schwingen
Vor deines Auges Pracht,
Vor deiner Schmerzen Nacht,
Vor deiner Liebe Macht: —
Sie kann ich niemals singen.

Leis ziehen die Wolken, leis klaget der Wind,
Fern hör ich dich weinen, du bleiches Kind,
Und kann nicht kommen und trösten dich
Und, um den du weinest — ach — der bin ich!

Jede Thräne möcht' ich saugen
Von den schönen, gold'nen Augen:
Jeden Seufzer möcht' ich dürfen
Von dem süßen Munde schlürfen:
Jedes Klagen
Rasch verjagen
Und verweh'n: —
Aber wann wird das gescheh'n?

O du mein Lieb, du Haupt viel süßer Sorgen,
Mein tiefstes Leid und meine höchste Lust!
Wann kommt der Tag, der sicher und geborgen
Dein holdes Köpflein legt an diese Brust?
Kaum trag' ich's mehr, dies Hoffen, Harren, Bangen,
Die bitt're Wehmut um dein einsam Los!
O Morgenstern, geh' endlich auf mit Prangen:
Lang ist die Nacht und ach, die Sehnsucht groß!

So nahe, wie zwei Flammen aus Einer Glut entloht,
So nahe siedeln beisammen die Minne und der Tod!

Sei sieggetrost, du schöne Traute!
Vollführen will ich's deiner wert:
Noch nie versagt hat diese Laute,
Noch nie besiegt ward dieses Schwert!

Auf dein Haupt die Ehre, —
In mein Herz die Speere!

Ich rang nach toter Künste Lehre,
Und nach gestückter Weisheit lang,
Nach armer Lieder armer Ehre,
Mit schwach geweckter Harfe Klang.
Jetzt aber durch das Speergesplitter
Stürm' ich für meine Königin:
Heil mir, daß endlich ich ein Ritter,
Kein Mönch mehr und kein Stümper bin.

Das Visier nun gesenkt!
Und die Zügel verhängt!
Und dem tödlichen Haß entgegengesprengt
Und dem herzblut-dürstenden Speere:
Jetzt gilt es nicht mehr um Lieben und Glück:
Jetzt gilt's, mit dem Leben zu kaufen zurück
Das verpfändete Kleinod: die Ehre. —
Und bin ich gefallen um Ritterpflicht
Und schauest du nimmer mein Angesicht,
Vergiß des erbet'nen Lorbeers nicht
Und noch einmal schenke mir Thränen:
Dann flüst're: „Nun wohl dir, du Stürmischer du!
Im Leben doch nimmer erreichte die Ruh'
Dein Trachten und Suchen und Sehnen."

Auf diesem Arm, ob trüb und trüber
Im Leben uns umwölkt das Leid,
Auf diesem Arm trag' ich hinüber
Dich leuchtend zur Unsterblichkeit.

Du Heil'ge, sei in Ewigkeit mir hochgelobt!
Es ward in tausendfält'gem Leid dein Herz erprobt:
Kein Herzleid giebt es, alt und neu, — dich traf's um mich:
Kein Herzleid traf dich, das nicht treu erfunden dich.
Was nun auch schwer und dunkel noch mag harren dein:
Du weißt, du wirst auf ewig doch mein eigen sein.

Wild war die Nacht, der Sturm fuhr durch die Äste. —
Am Himmel jagten ruhelos die Wolken,
Sich selbst zerstörend mit dem heft'gen Drang,
Kein andres Bildnis neben sich zu dulden. —
Ich aber stand und starrte still ins Dunkel,
Und dachte dein, und dachte, wie das alles
So rätselvoll, so wunderbar geworden.
„Das Leben dieses Kindes war so hell,
So spiegelglatt, gleichwie ein schlummernd Meer:
In blauer Heitre lag es ausgebreitet
Und froh, wie Silbermöwen rasch und leicht,
Die holden Scherze glitten drüber hin:
Da bist du kommen mit dem wilden Drang,
Im Herzen die dämonisch-heiße Glut,
Und auf der Stirn die Spuren von dem Kampf,
Den du auf Tod und Leben mit dem Bösen,
Dem Allzerstörenden, hast lang' geführt.
Gleichwie ein schwarzer Zaubrer bist du kommen.
Und hast die spiegelhelle Flut besprochen
Mit deinem heißen Wort und heißern Blick,
Bis sie, vom tiefsten Grund her aufgewühlt,
In Sturm und Brandung hohe Wellen schlägt;

Dem ew'gen Schicksal hast du seine Wage,
Die heil'ge, aus der eh'rnen Hand genommen,
Und hast für dies Geschöpf dich kühn vermessen,
Dich selbst zu seinem Schicksal ihm zu machen;
Herausgerissen hast du diesen Stern
Aus seiner Welt, in der er friedlich kreiste,
Und hast ihm neue Bahnen vorgezeichnet,
Nach andern Zielen, einen andern Pfad. —
Das ist dein Werk: wohl hattest du den Mut,
Es zu beginnen, — hattest du das Recht —?
Hast du die Kraft, es glücklich zu vollenden?" — —
Und unstet schlug mein Herz in Nacht und Dunkel
Und wild am Himmel jagte das Gewölk.
Lang stand ich so, und forschte nach Entscheidung: —
Und sieh, da trat hervor aus dunkeln Wolken
Der Jupiter, der Stern, den ich geliebt,
Seit sich mein Auge hebt zum ew'gen Himmel
Und der mich allzeit mit vertrautem Strahl
Gegrüßet und zum Heil geführet hat
Und vor mich trat in dieses Sternes Schimmer
Die Muse meiner Dichtung hin und sprach:
„Mein Sohn, vertraue dir und deinem Stern!
Trieb dich doch nicht des Übermuts Verblendung,
Dich drängte deines Wesens tiefster Kern:
Er rang und wuchs notwendig zur Vollendung.
Was aus des Mannes Brust so mächtig quillt,
Das ist sein Recht, sein Schicksal und sein Leben:
Du mußtest suchen, was dein Sehnen stillt,
Und Höh'res, als du nahmst, hast du gegeben."

„Wo ich wandle, wo ich walle,
Zieht durch die Gedanken alle
Sich gleichwie ein rotes Fädchen
Brennend mir das holde Mädchen.

Ach, ich muß mit Schmerzverlangen
Stets an ihrem Reize hangen.
Ja, um einmal nur zu dürfen
  Heißen Kuß vom Mund ihr schlürfen,
Wollt' ich sterben, ach wie gern."
Also hab' ich einst gesungen
In viel heißen Peinigungen:
Und erfüllt hat's nun mein Stern,
Und nun ward sie unentreißbar
Ganz in Seele mein und Leib:
Gnade Gottes, unauspreisbar,
Gab sie mir — mein ewig Weib.

Laß nochmals dir in Flammenworten sagen,
  Wie du auf ewig selig mich gemacht,
  Wie du das Glück, der Glanz von meinen Tagen,
  Wie du der Stern in meines Daseins Nacht.
Unfaßbar wonnig ist in diesen Wochen
  Uns auferstanden das verstorbne Glück:
  Ein Lenz ist uns im Winter angebrochen
  Ach, jener goldne Mai er kam zurück.
Dank sei dir, Gott, du bist mit uns'rer Liebe!
  Denn sie ist göttlich, wie du selber bist,
  Ob nichts im Weltall gleich und dauernd bliebe: —
  Gott und die Liebe kennen keine Frist.
Wie rührend ringt durch Schrecken und Gefahren,
  Durch ungezählter Feinde grimmen Chor,
  Durch Schlachtenbraus, durch Tod, durch Sturmfanfaren,
  Sich sieghaft uns're Liebe stets empor.
Nichts trennt uns, nichts im Leben und im Sterben:
  Eins bin ich, ewig selig eins mit dir:
  Und triumphierend, selbst noch im Verderben,
  Zum Himmel uns'rer Liebe schweben wir.

Deiner schönen Stirne Glanz
Dreifach ziert ein reicher Kranz:
Weiße Myrten, schämig, traut,
Schmücken jungfräulich die Braut:
Rote, volle, heiße Rosen
Soll'n das süße Weib umkosen:
Grüner Lorbeer, stolz von Sinn,
Krönt die Liebessiegerin.

„Ob uns bald des Schicksals Wagen donnernd in den Abgrund rollt: –
Unser Mund wird niemals klagen, denn wir haben's selbst gewollt!"
So hat meine wilde Weise einst gen Himmel kühn getönt:
Aber du hast, fromm und leise, uns der Götter Groll versöhnt:
„Wollen wir den Trotz'gen strafen, — treffen wir dies Kind zugleich:
Holde, friedlich magst du schlafen, ob dir wacht das Himmelreich."

Elisabeth an Tannhäuser.

Unergründlich tief, unsagbar hehr, —
Du bist wie das Meer.
Sanft, gelind,
Fromm, wie ein Kind,
Du spiegelst in lächelnder Friedlichkeit
Des Sternenhimmels Unendlichkeit.
Und selbst der Scherz fliegt manchmal hin
Über den dunklen, ernsten Sinn,
Wie hell und huschig die Möwe blitzt,
Die der Welle Kamm im Fluge ritzt.
Du birgst im weichen, wogenden Schoße
Der Korallen dornenastige Rose,
Und Schwerter und Kronen und golden Geschmeide,
Leuchtende, blendende Augenweide,
Die du gespeichert in deinen blauen
Tiefen, — oft läßt du sie flüchtig schauen.

Es rauscht ein bezauberndes Auf und Nieder
Im wogenden Rhythmus deiner Lieder
Und herzentzückend,
Sinnberückend
Erzählst du mit plauderndem Wellenschlage
Das reizende Märchen, die heilige Sage.
Und wenn dein Auge so treulich schaut,
Der helle Spiegel so friedlich blaut, —
Jegliche Seele gewinnst du zur Braut,

Doch wehe, ja wehe ihr, wenn sie vertraut!

Denn plötzlich aus deines Urgrundes Nacht
Deines Wesens geheimste Macht,
Der schreckliche Dämon, auferwacht!
Der Tag wird Nacht, rings Sturz und Fall,
Das All wird Nichts: — Du ward'st das All!
Aus deinen Tiefen schleuderst du Gischt,
Daß den zagenden Sternen der Glanz erlischt,
Es bebet der Himmel von Pol zu Pol,
Nur du bist stark, — sonst alles hohl:
Die bräutliche Seele, die du erkoren,
Unrettbar ist sie an dich verloren.
Ob Flucht, ob Trennung als Rettung sie wähle,
Ob sie sich fliegendem Segel empfehle,
Du folgest, du fängst sie, die zitternde Seele!
Und ob sie sich schirmt mit Dämmen und Deichen,
Hinter des Kreuzes heiligem Zeichen: —
Ha, es reizen den donnernden Dämon die Dämme,
Daß er sie brausend überschwemme:
Sie sind dem Unwiderstehlichen Spott: —
Du nahst, du nahst mit furchtbarer Kraft: —
Schon hast du an dich die Seele gerafft
Vom umklammerten Kreuz, vom umklammerten Gott:
Du ward'st ihr Gott und ihr Verderben! — —

Doch selig, selig, in dir sterben!

Auf deiner stolzen Brust dahin
Trägst du des Meeres Königin,
Trägst sie dahin zu ew'gem Ruhme,
Die du erkorst, die weiße Blume:
Und sinkt sie tot in deinen Schos, —
Als eine Perle makellos
An deinem tiefstgeheimen Ort,
Da ruht und glänzt sie fort und fort:
Du wiegest deinen Liebling weiß
  In tausend Liederwellen leis:
  So ward — o unausdenkbar Glück! —
Sie deines eignen Seins ein Stück —:
Unergründlich tief, unsagbar hehr: —
Geliebter Mann — du bist das Meer!

Tot!

Tot? Tot? Weh! Weh! Hier sank zu Grabe
Ach! Alles was ich bin und habe,
Was ich erlitt, erstritt, ersang: —
Und Haupt und Herz und Harfe — sprang.

Tannhäusers Ende.

Von hohen Meistern, alt und jungen, ist uns in alt' und junger Zeit
Tannhäusers Wundersang gesungen und seines Schicksals Widerstreit.
Jedoch: wie schön man sang und sagte das Lied der Lust, der Pein, des Bann's, —
Was meinem Sinne stets mißhagte, das war der Schluß des Lied's — und Mann's.
Vernehmt nun, wie sich mir enthüllte, gelöst, der Aventiure Schmerz:
Mir gab's das Herz: — von je erfüllte zu tiefst das deutsche Volk dies Herz. —

Als heimgekehrt an dürrem Stabe — kein Wunder gab zurück sein
Grün! —
Den Abendstern sah ob dem Grabe Elisabeths Tannhäuser glühn, —
Da sank er in die Wartburg-Buchen, betäubt, ein aufgegebener Mann!
„Wo," — rief er — „nun den Retter suchen, der noch Tannhäuser
lösen kann?"
Lang lag er so: — da legte leise auf sein Gelock sich eine Hand;
Und wunderhehr und wunderweise der Kaiser Friedrich vor ihm stand.
Der sprach zu dem verlornen Manne: „Mein Sohn, dich kenn' ich
und dein Los!
Gleich dir steh' ich im röm'schen Banne: — sei stark —: so macht
der Bann dich groß!
Was zogst du, in der Sühne Schmerzen, so weit? — bis Rom!
Freund: Rom ist tot!
Nur was zunächst dir lebt am Herzen: — dein Volk nur heilt des
Herzens Not.
Frau Venus wirst du nicht ersehnen: — du weißt jetzt: sie ist moder-
gleich,
Und nicht im Traumland der Hellenen, — du lebst im eh'rnen deut-
schen Reich!
Ist dir Elisabeth genommen, — dir blieb dein Volk, der höchste
Wert!
Ist dir der Liebe Glanz verglommen, — Tannhäuser auf: dir blieb
— dein Schwert!
Willst du des Lebens Rest verschlafen, weil du geirrt von Weib zu
Weib?
Und soll das Raubgezücht der Slaven indes stets näher uns zu Leib?
Tannhäuser auf: dein Unheil endet!" — — Da sprang der Sänger
auf, ein Held!
„Mein Kaiser hat mein Los gewendet! Das deutsche Heerhorn ruft!
Zu Feld!" — —
Bald aus der Mordschlacht an der Neiße trug man ihn tot, im
Siegesglanz:
Und um die Stirn wand ihm, die heiße, sein Kaiser selbst den
Eichenkranz.

Walther von der Vogelweide.

Ein Cyklus.

Vorgesang.

Kein liebes Vöglein kommt zu Leide,
Das mir in Garn und Schlaghaus geht:
Im Winter, wann durch Wald und Heide
Der Eiswind und der Hunger weht,
Da trifft in meiner Halle Weide,
Was zierlich Schopf und Fittich dreht:
Frei, sonder Käfig, hüpfen sie
Auf Harfe mir, auf Buch und Knie.

Dann sitz' ich, deckend Bein mit Beine,
Das Kinn geneigt zur Hand geschmiegt,
Bei mattem Wintersonnwendscheine
Durch Hänflingsang in Lenz gewiegt,
Und bis zum Jordan, fern vom Maine,
Gedenken früh'rer Zeit mir fliegt,
Gedenken, wie ich rang und stritt
Und wie ich minnte, sang und litt. —

Doch, wann der Frühling kaum vom weiten
Den scheuen Gruß der Halde beut,
Wann in dem roten, eisbefreiten
Geknosp der Saft sich schwellend neut,
Wann schüchtern um die Dämmerzeiten
Zuerst die Amsel lockt — wie heut' —:
Dann schließ' ich auf die Winterfeste
Und hui! entschwirren meine Gäste. —

Und Undank ist nicht Vöglein Weise!
Sie kennt mich gut, die luft'ge Schar:
Zieh' ich im Mai auf grüne Reise,
Werd' ich geleitet wunderbar.

Das singt und flattert laut und leise
Zu Häupten dicht mir um das Haar
Und grüßt: „Herr Wirt der Winterrast, —
Im Walde bist du unser Gast."
Und nun hebt's an. In Äther-Reine
Trilliert der Lerchen Morgenchor,
Schwarzköpflein singt im Busch, das feine,
Herr Fink schlägt schmetternd mir ins Ohr,
Bachstelzlein wippt auf feuchtem Steine
Und aus dem Eichstumpf lugt hervor,
Mit silbertönigem Gepiep,
Zaunköniglein, der kleine Dieb.
Ja, rings im Buchhag schwankt kein Reislein,
Von dem kein: Waldwillkomm! mir hallt,
Im Klopfen rasten Specht und Meislein,
Der Pirol flötet, daß es schallt,
Im niedern Weidicht schreit das Zeislein:
„Herr Walther kam zum grünen Wald,"
Nur Nachtigall setzt sich zu ruh'n:
„Du kamst und singst: — so schweig' ich nun."

Cuculus Canorus.

Noch liegt ein leiser Hauch von Schnee
Hoch in des Bergwalds Schatten:
Doch warm schon auf die Matten,
Vom sonn'gen Bühl herab zum See,
Scheint der April so helle:
Hinfort! Aus finstrer Zelle!
Ei sieh! Ihr glänzt am alten Ort,
Ihr goldnes Frühlingswölklein,
Ihr Schlüsselblumen-Völklein:
Als Knabe schon brach ich euch dort:
Drum laßt's euch nicht gereuen,
Den Graubart zu erfreuen.

Hier stand ich einst — ich weiß den Tag —
Und sann, wie lang's noch währe,
Bis daß mir Siegesehre
Erwürbe meiner Harfe Schlag, —
Als aus des Bergwalds Tiefen
Zwei Kuckuck plötzlich riefen.

„Ei, zukunftweiser Vogelmund,"
So fragt' ich bei den zweien —
„Nun sollt ihr prophezeien!
Wie viele Jahr noch — thut mir's kund! —
Bis eine Frau viel schöne
Mit Sänger-Kranz mich kröne?"

Eins — zwei — und drei! — Da ward es still:
Kein Laut mehr scholl vom Walde.
Ich jauchzte: „Wie? So balde!
Doch heut' hebt an der Schalk April,
Da mag es wohl sich fügen,
Daß lose Vögel lügen."

Doch nein! Die Vögel logen nicht:
Doch schwanden nicht drei Jahre,
Da lag im braunen Haare
Ein Kranz mir für mein Lenzgedicht:
Mehr Glück als laute Preise
Bot mir die Herrin leise.

Hier ist der Ort: heut' liegt er still:
Laut sonst durch alle Sträuche
Ertost der Ruf der Gäuche:
Heut' schweigt er, da ich forschen will,
— Nicht mein noch übrig Alter:
Zum Tod bereit steht Walther. —

Nein: wie viel Jahr' nach Walthers Tod
Noch Walthers Lieder leben?
Hei Gott! Da ruft er eben!

Das schallt, das hallt! Nun hat's nicht Not.
Viel hundert! Schweig, du Chorus!
Dank, Cuculus Canorus!

Der Kranich.

Hier, wo die letzten, lichten jungen Erlen
Auf Vorwacht steh'n des Wald's von Kloster Zell,
Am braunen Moosquell, drin die raschen Schmerlen
Wie dunkle Schatten fliehn und hüpfen schnell,
Wo tief im breiten Thal mit Silberperlen
Der gelbe Main manchmal emporblitzt hell
In stolz geschwung'nem, leisem, sanftem Gleiten, —
Hier ruh' ich oft, gedenkend andrer Zeiten.
Der Frost hat schon der Buchen Laub und Eichen
Goldrot gefärbt: es lasten voll gereift
Die Trauben dort am „Stein“, dem reben-reichen:
Der Wildschwan singend durch die Nächte streift,
Doch hier im Abenddämmer seh' ich streichen
Den Kranich, der die Wanderstrophe pfeift:
Er zieht gen Süden über Meer und Eiland:
Jerusalem — dich sucht er und den Heiland. —
Da steigt ein Bild mir auf blickferner Länder:
Auch dort ein Strom, der zögernd gleitend rinnt
Am Fuße gelb gebrannter Hügelränder.
Drei Palmen nicken dort im Abendwind:
Horch, Rossewiehern — flatternde Gewänder —
Und Allahruf: — der Wüste rasch Gesind'
Umtobt uns rings: — es schwirrt von Pfeil' und Speeren: —
Da stürzt mein Hengst: — jetzt gilt's, dem Tode wehren —!
Schon birst mein Helm vorm Damascener Schwerte,
Den langen Kreuzschild spaltet mir ein Beil —
Da springt Er bei, mein edler Sturmgefährte,
Er selbst, sein Leib mein Schild: — da zischt ein Pfeil

Ins Herz ihm, in das todestreu bewährte!
O Kranich, hemme dort des Fluges Eil',
Wo um den Wüstenbronn drei Palmen ragen,
Und sag' ihm: ewig werd' ich um ihn klagen.

Vogelgesang.

Nicht ward mir durch des Himmels Gunst
Herrn Salomonis weise Kunst,
Der Vogelsprachekundig war:
Doch acht' ich fein manch langes Jahr
Auf mancher Vöglein Wort und Sang: —
Nun hört, wie mir das widerklang:

Hänfling.

An dem Bach, in der Weide, da bau' ich mein Nest:
O wie woget die Heide so wohlig im West.
Das Gewitter verzogen, — die Lüfte geklärt, —
Ein schimmernder Bogen eint Himmel und Erd'!
Von dem Baum nur gelinde noch träuft es wie Tau,
Und die duftigen Winde geh'n über die Au:
Drum nochmal erhoben die Lieder vor Rast,
Um den Sommer zu loben, den freundlichen Gast.

Zeisig.

Lustig durch die Zweige hüpft sich's,
Lustig durch die Sträuche schlüpft sich's,
Heute hier und morgen dort: —
Lange taugt's an keinem Ort!
Brüder, laßt euch nichts gefallen!
Braucht die Schnäbel und die Krallen:
Nur mit Beißen und mit Kratzen
Hält man sich vom Leib die Spatzen:
Wenn wir viel mit ihnen laufen,
Zählt man uns zu ihrem Haufen!

Schwalbe.

Weither aus Indien komm' ich geflogen
Über die Ströme, die Berge, das Meer:
Fort aus den sonnigen Palmen gezogen
Hat's mich zum Schatten der Linden hieher.
Habe genistet in Marmorpagoden,
Wo in den Wassern die Lotos erglüht,
Aber mich zog's zu dem fränkischen Boden,
Der da im Märzen von Veilchen erblüht,
Ei! Und da find' ich die alten Gesellen!
Munter, Herr Finke! wie geht es, Herr Specht?
Dir soll ich Grüße vom Storche bestellen,
Der in pontinischen Sümpfen noch zecht.
Siehe, sie haben mein Nest mir gelassen:
Oben am Kirchturm hanget es schwank:
Segen und Heil in die friedlichen Gassen
Sing ich hernieder zu freundlichem Dank.

Amsel.

Jetzt rieseln alle Bronnen, jetzt grünt es weit und breit:
Der Frühling hat's gewonnen, jetzt ist viel gute Zeit!
Ich sitz' im Ulmengipfel, und schaue weit umher:
Da schwanken alle Wipfel, von weißen Blüten schwer.
Ich lobe dich mit Schallen, ich lobe dich lustentbrannt,
Ich lobe dich laut vor allen, du schönes, deutsches Land!
Ihr wißt es nicht, ihr andern, wie streng des Winters Hand:
Euch führt ein unstet Wandern im Herbst an fernen Strand;
Ich aber bleib' zu Hause: wie kalt die Nächte sei'n,
Wie grimm der Nordwind brause durch den entlaubten Hain.
Ihr wißt nicht, wie am Strauche der Schnee hier lastend liegt,
Wenn euch mit lauem Hauche die Luft Ausoniens wiegt.
Ihr kennt auch nicht die Wonne, wann Lenz und Licht gesiegt,
Und in der Märzensonne der erste Falter fliegt.
Nicht neid' ich euch das Wandern und trage stolzen Sinn,
Daß eben ich vor andern ein deutscher Vogel bin.

Mönch.

(Schwarzkopf.)

O Schwarzkapuz, mein Scheiteldach,
Grau Mönchgewand, mein Kleid!
Mein Außen tot: — mein Herz heißwach
In Minnelust und -Leid!
Der Distelfink trägt bunt Gewand:
Wie laut der Kreischer schreit!
Ich neid' ihn nicht: mir ist bekannt
Der Minne Lust und Leid.
Wann holde Frau'n zu Walde geh'n,
Dann sing' ich leis und weit:
Und alle bleiben flüsternd stehn:
„Horch! Minnelust und -Leid."
Ein Ritter war ich, jung und kühn,
In stolzem Waffenkleid·
Zu heiß war meines Herzens Glühn
In Minnelust und -Leid.
Ich warb, wo ich nicht werben sollt',
Denn Gottes war die Maid:
Da hat Sankt Petrus mir gegrollt
Um Minnelust und -Leid:
Verwünschte mich in Vogelleib
Mit Mönches Farb' und Kleid:
Da sprach zu Gott das edle Weib:
„Um Minnelust und -Leid, —
Herr, ist die Strafe nicht zu schwer?" —
Gott sprach: „ich tröst' ihn, Maid:
Kein Vogel singe süß wie er
Von Minnelust und -Leid." — —
O Schwarzkapuz, mein Scheiteljoch,
Grau Mönchsgewand, mein Kleid:
Mit keinem Vöglein tausch' ich doch:
Heil, Minnelust und -Leid.

Die Lerche.

Himmelan, himmelan, Sang und Gefieder!
Höher als Flügel kann tragen die Lieder!
Himmelan! — Höher noch Lied und Gefieder:
Hoch auf der Berge Joch schau' ich schon nieder.
Himmelan! Höher noch muß ich mich schwingen:
Könnte zum Herren doch völlig ich dringen.
Daß ihm mein Jubelsang danken doch könnte,
Daß er im Überschwang Gnaden uns gönnte,
Daß er uns gab die Luft, froh drin zu schweben,
Grünende Unterschluft, leis drin zu leben,
Daß er uns gab den Mai, Saaten und Ernte,
Daß er vom Nest den Weih schirmend uns fernte,
Daß er uns Fuchs vertrieb, Marder und Wiesel,
Daß uns ersparet blieb Hagelgeriesel,
Daß er die Schlange fern hielt von euch Jungen,
Kinder, auch ihr dem Herrn kindlich gesungen!
Daß er den Menschen weit, weit von uns scheuchte,
Wechselnd uns warme Zeit schenkte mit Feuchte,
Daß er uns tief im Schnee wahrte manch Körnlein,
Mitten im Winterweh Beeren am Dörnlein,
Bis sich nun voll geneut Sommer, der milde,
Der uns den Segen streut auf die Gefilde. —
Aber der Flügelschwung will schon versagen,
Langsam zur Niederung lass' ich mich tragen,
Sinkend vom linden West dahin gewieget,
Wo in der Saat das Nest lauschig mir lieget.
Gott hört mein Lied auch dort im Gräserschwanken
Hört es an jedem Ort, wo wir ihm danken.
Herr Gott, dich loben wir hoch in den Sternen:
Menschen, ihr sollt von mir Dankbarkeit lernen.

Sylvia rubecula.

Nun ist Vollwinters Herrschezeit!
Das Licht ist schmal, die Nacht ist breit,
Frau Sonne will kaum blicken:
Bricht mittags sie durchs Wolkenkleid, —
Herr Nieselnebel hält bereit
Den Mantel, sie zu sticken.

Da singt kein Vöglein mehr im Feld:
Zaunkönig nur, der wen'ge Held,
Schwirrt fröhlich seine Weise,
Goldhähnchen huscht durchs Flockenzelt
Und, wem das letzte Nüßlein fällt,
Zankt klopfend Specht und Meise.

Auch ich halt' stumm im Hause Ruh'
Und stöbre tief in staub'ger Truh'
Durch Schrift und Pergamente:
Rot glimmt der Sandelspan dazu: —
Ei, duftend Holz, nicht ahntest du,
Daß man am Main dich brennte. —

Das war im Goldhaus zu Byzanz,
Bei Myrrhenrauch, in Marmorglanz,
Bei schmucken Griechenknaben,
Daß unter Cyproswein und Tanz
Sie dich mit manchem Ring und Kranz
Zum Gastgeschenk mir gaben.

Da ging, mit rotem Seidenlatz
Verhüllt den keuschen Herzensplatz,
Ein Griechenkind mit Neigen:
Hell Scharlach war ihr Busenlatz: —
Sie war ein anmutvoller Schatz
Im Reden und im Schweigen.

Im harten, deutschen Winter lind
Mahnt mich an jenes Griechenkind

Ein Reigen, Hüpfen, Klingen:
Denn um mich huscht und schwebt geschwind
Ein Vöglein, wie nicht viele sind, —
Will auch im Winter singen.
Die Griechin, die hieß Sylvia:
Was wohl noch mit dem Kind geschah? —
Rein war ihr zartes Seelchen: —
Mir ruft ihr lieblich Bildnis nah
Hier Sylvia Rubecula,
Mein Hausgeist, mein Rotkehlchen. —
Der Rauch zieht aus dem Sandel schwer:
Bald seh' ich Vöglein um mich her,
Bald Griechenmägdlein schweben.
Ich denk', ich schlafe: — doch vorher,
Trink' ich den tiefen Becher leer —:
Was lieblich ist, soll leben!

Der Wanderer und die Amsel.

„Schwarzamsel hoch im Ulmenast,
Was ist's, das du gesungen hast,
Gesungen im Sonnenuntergang?
Es war ein süßer, frommer Klang.
Im Ulmenbaum, vom Wipfelast,
Sag' an, was du gesungen hast:
Ich möcht' es gern erkunden: —
Vielleicht macht mich's gesunden."
„Ich singe froh aus voller Brust
Die reiche, reiche Sommerlust!
Ich sing' sie in die weite Welt!
Wie gut ist alles rings bestellt:
Wie sind die roten Wolken schön
Da droben in den blauen Höh'n,
Wie warm der liebe Sonnenschein,
Der Himmel, wie so klar und rein!

Wie flutet durch die laue Luft
Der abendliche Maienduft
Von Blüten ohne Zahl:
Wie friedlich ruht das Thal,
Wie feierlich der Buchwald steht:
Ein Rauschen durch die Wipfel geht,
Ein Rauschen geht durch Rohr und Ried.
Wird da die Seele nicht zum Lied?
Leg' ab auch du, betrübter Gast,
Die Last, die du zu tragen hast!"
„Schwarzamsel hoch im Ulmenast,
Der Sang, den du gesungen hast,
Ist süß und hold gewesen: —
Mich macht er nicht genesen:
Denn wiss', es giebt viel schlimmer Leid,
Als Sturm und Schnee zur Winterzeit:
Die Menschenbrust hegt tiefern Schmerz!
Dein frohes, kleines Vogelherz
Kann sich's nicht träumen lassen!
Es würd' ihn gar nicht fassen:
Und faßt' es ihn, so wär's vorbei
Mit seiner jauchzenden Melodei.
Ach, was weißt du von Reu' und Schuld
Und von verlorner Gotteshuld!
Drum sing' du weiter froh und rein,
Sing' hell in Gottes Welt hinein
Und laß mit meinen Wehn
Mich meiner Straße gehn."
So sang ich einst, von Reu' gequält!
Wer hat nie gegen Gott gefehlt?
Jedoch, entsühnt durch seine Gnade,
Voll Friedens wandl' ich meine Pfade:
Und dankbar, wie der Vöglein Schar,
Bring' ich ihm Lied und Leben dar.

Die Schwalbe.

Siehst du schweben die Schwalbe dort,
Herz, hoch oben im Ätherblau?
So hoch kannst du dich schwingen auch: —
Herz, entfalte die Flügel!

Der Adler.

Mein Nachbar drüben, überm Strom,
Der Abt der Schotten, hält zu Rom.
Und wie du, Wald, stets neu mich labst,
Labt ihn stets neu — ein Brief vom Papst.
Ich gönn' es ihm! — Doch jüngst geschah
Ein Streich ihm, den ich gerne sah.
Den Vöglein stellt er nach mit Netzen,
Nicht, ihrer Lieder sich zu letzen,
Nein, weil er sie gebraten frißt,
Wann just nicht grade Fasttag ist.
Oft nehm' ich unbemerkt und leise
Ihm aus dem Garn die frevle Speise,
Und Drossel, Fink' und Hänfling froh
Entfliegen ihm mit Jubilo.
Doch jüngst kam über ihn ein andrer,
Ein sturmgewalt'ger Wolkenwandrer:
Verfolgend eine Dolenschar,
Strich übern Main der Königsaar,
Und flog, — er sah den Lockherd nicht, —
Flog mitten in die Netze dicht.
Da lief mit lautem Siegsgeschrei
Der dicke Abt zum Fang herbei.
Doch, als er schon ganz nahe war,
Zerriß das ganze Garn der Aar
Und flog so ungestüm hin dann, —
Zu Boden, schreiend, fiel der Mann!

Und mit den arg zerfetzten Netzen
Wird er kein Vöglein mehr verletzen.
Merk': Garn, für Gimpel stark genug,
Hemmt nicht des Königsadlers Flug.

Blaukehlchens Doppelsang.

Im Friedhof, wo die Weiden schwanken,
Schritt ich mit sinnenden Gedanken. —
Da sang, an eines Grabes Saum,
Blaukehlchen hell von hohem Baum.
Blaukehlchen führt, wie jeder weiß,
Zugleich zwei Stimmen: laut und leis —:
Und hart und weich und herb und lind
Rasch wechselnd ihm zu eigen sind:
Du schaust Ein Vöglein auf dem Ast,
Daß zweie sängen, schwörst du fast. —
Des gleichen Wunders wieder heute
Ich mich im grünen Friedhof freute:
Denn, wechselnd, aus den Weidenzweigen,
Stolz fächernd breiten Schweif mit Neigen,
Zweistimmig sang das Vöglein dort
An deinem Grab, Schalk Wunnebrord,
Den, widers Blut, noch ungeboren,
Gelübde hat zum Mönch geschoren:
Die Mutter schwor's: — so ward's der Sohn.
Die Kirche trug kein Heil davon!
Er, Kellrer in dem Kloster Fuld,
Trug mehr dem Faß als Fasten Huld,
Und unterwies er uns, die Jungen,
Sang er in zwei verschiednen Zungen:
„Vom Übel ist der firne Wein!“
— (Doch trank ich nie genug noch sein!) —
Das Alter nur hat weise Tugend,
— (Doch wahre Lust hat nur die Jugend!) —

Man soll nur singen Meſſ' und Psalter,
— (Ein Taglied tönt viel ſüßer, Walther!) —
Zur Hölle führet Weiberkuß,
— (Ein Tropf, wer ſein entraten muß!) —
Dem Feind verzeihn, iſt Christenpflicht,
— (Heil, wer ihm ſieben Rippen bricht!) —
Wer trinkt, brennt einſt im Schwefelloch,
— (Doch brennt der Durſt viel heißer noch!) —
Heil, wer da ſtirbt in frommem Beten,
— (Doch ſel'ger unter Kriegsdrommeten!) —
Jungfrau Maria preiſ' ich ſehr,
— (Jedoch Frau Minne noch viel mehr!")
Zweiſprachig ſo ſang Wunnebrord:
Nun, friedlich ſchweigend, ſchläft er dort,
Wo über ihm Blaukehlchen ſingt
Und ſeinen Zwieſpalt weiter klingt.

Der Räuber.

Heut' am Vogelherde ſaß ich, wo der Buchwald ſtreift ans Feld:
Doch des Vogelfangs vergaß ich, ſah verträumt ins Himmelszelt.
Hoch in Wolken kreiſt er wieder, jener Räuber kühn und klug,
Stark von Fängen und Gefieder, ſcharf von Auge, ſtolz von Flug.
Jener Buſſard, ſchrill erkreiſchend, rittelnd bald an gleichem Ort,
Lüſtern ſpähend, Beute heiſchend, all ſein Sehnen Raub und Mord:
Bald im Flugſpiel Bogen ziehend, reglos, ſchweigend, ſchattenhaft,
Fallend, ſteigend, nahend, fliehend, ſtolz und froh der Schwingenkraft.
Buſſard, frei wie du iſt keiner, und, gleich dir im Lüftereich,
Flog auf Erden nur noch einer hoch zu Roß: der Wüſten-Scheich!
Ja, du mahnſt mich, kühner Vogel, an den Scheich, braun, raſch und keck,
Der von Karmels hohem Kogel niederſtieß, der Franken Schreck. —
Höre nun, du ſchriller Schreier, kreiſend hoch im Bogenring,
Höre nun, du Taubengeier, wie's dem Mädchengeier ging.

Doch: dort meinem Lock-Fink-Weibe bleibe fern, bleibst gern du heil:
Eisen fliegt dir sonst zu Leibe: — auf der Sehne liegt mein Pfeil. —
Höre nun! — Auf schnellstem Rosse, unhaschbar, der Otter gleich,
Glitt durch uns're Speergeschosse nahend, fliehend Ali Scheich.
Von der Seite, wie dem Täuber du die Turteltaube reiß'st,
So durchbrach der kühne Räuber, der sie nächtelang umkreist,
Jede Pilgerkarawane, die mit Frau'n gen Zion ging:
Aus dem Schatten uns'rer Fahne stets das schönste Weib er fing.
Und bevor den Sporn nur spürte unser schwerer Friesenhengst,
Durch die Wüste die Entführte trug das Roß des Räubers längst.
Esmeralda de Rivalta, Gabriele Lusignan,
Bellaflor de Vallecalta, so der freche Feind gewann. —
Doch als Irmengard von Schwaben nahm das Kreuz des Pilgerkleids,
Da erbat, statt Ehrengaben, ich das Recht mir des Geleits. —
Tag für Tag nun durft' ich traben, von Damask bis Askalon,
Neben Irmengard von Schwaben: — das war meiner Kreuzfahrt Lohn.
Nächtens schlugen wir die Zelte, daß die Herzogtochter schlief, —
Löwe brüllte, Schakal bellte, doch die Herrin ruhte tief:
Bangensfrei —: sie wußte, Walther mit dem Speer hielt draußen Wacht. —
Manches Lied aus deutschem Psalter klang in blaue Wüstennacht.
Sterne glänzten, Sterne schossen, Palmenwipfel wogten leis,
Und um Mensch und Tiere flossen Wüstendünste schwer und heiß.
Schlaf floß allbezwingend nieder, selbst die Lagerwache schlief:
Langgestreckt im Sand die Glieder schnauften die Kamele tief. —
Plötzlich naht's mit Windeseile: — Straußenlauf? Gazellenschritt?
Leis und rasch wie Todespfeile, Kaum du, Bussard, flögest mit.
Unerwacht, durchbohrt, vom Rosse sinkt der Lagerwächter rot:
Ringsum Säbel und Geschosse, dunkle Reiter und der Tod.
Vor mir hält ein Pferd: da gleitet's panthergleich vom Sattel sacht,
An die Zeltthür kauernd schreitet's: — „Stirb, denn hier hält Walther Wacht!"

Rief's und tief den Speer vergrub ich in des Scheichs goldbrünn'ge
Brust,
Laut den Siegesschrei erhub ich und wir schlugen sie mit Lust:
Folgten eine gute Weil' noch . . . — — — halt, Herr Bussard, du
warst schnell, —
Aber schneller war mein Pfeil noch —: tot nun liegst du, Raub-
gesell',
Bei der Finkin, brustdurchschossen! Liebe Finkin, bange nicht:
Eh' dich grimm sein Fang umschlossen, traf ihn Walthers Straf-
gericht.
Zwitschernd nun mein Ohr zu laben, singst du leise, dankend schier?
So hat Irmengard von Schwaben dankend auch geflüstert mir.

Waldmorgen.

Noch steht in Glanz der Morgenstern,
Noch deckt die Nacht die Lande:
Nur dort, ganz leis, im Osten fern,
Grau-gelblich steigt's am Rande.
Empor vom Pfühl! Hinaus zum Thor,
Eh' noch Frau Sonne blitzt empor:
Zum Walde will ich eilen
Und sein Erwachen teilen.
O Wunder du — Mittsommernacht!
Du preisest Gott nicht minder,
Als lauten Tages schwüle Pracht,
Nur leiser, duft'ger, linder.
In Lüften hoch der wilde Schwan
Zieht, sehnsuchtsingend, seine Bahn,
Und still durch Busch und Bäume
Geh'n ahnungsvolle Träume.
Da regt sich heil'ger Schauer leis
Und schüttelt alle Wipfel,
Wie Ehrfurcht haucht es wunderweis:
Denn schon vom Bergrand-Gipfel

Schießt fern ein Glanz: es naht das Licht:
Da sinkt Natur aufs Angesicht
Und ehrt mit heil'gem Beben
Gott, der das Licht gegeben.

Ja, Heil'ges ist, wohin ich schau!
Der Morgenwind ist heilig,
Und heilig ist der Morgentau
Und Goldschrift tausendzeilig,
Die nun erblaßt vor höh'rem Glanz:
Denn nun erschließt der Herrgott ganz
Das Thor der Wolkenfeuchte,
Daß hell die Sonne leuchte.

Da, hoch aufwitternd, aus dem Tann
Der Rothirsch zieht zur Tränke:
Das Häslein legt die Löffel an,
Gleichwie wenn's überdenke,
Ob's noch ein wenig schlummern mag:
Dann schießt's mit hohem Satz zu Tag,
Denn hoch ob Schäfers Pferche
Singt schon die Heidelerche.

Denn diese schlägt das Tagelied
Lang', eh die andern kommen:
Jüngst sang ein Mann, der log und riet,
Was nie er selbst vernommen,
Der frühste Ton sei Finkenschlag!
Da haben beide in den Tag,
— Ich muß sie Lügen strafen! —
So Mann wie Fink' geschlafen.

Erst Heidelerche, fromm und klar,
Feldlerche dann und Wachtel,
Rotbrust und Rotschwanz, Paar um Paar,
Dann, später um ein Achtel,

Zaunkönig klein, Baumpieper hell:
Der Amsel folgt die Drossel schnell,
Der Kuckuck säumt nicht länger,
Dann schnalzt der Fliegenfänger: —

Und jetzt erst schlägt der faule Fink':
Bald zetert schrill der Häher,
Der Ringeltäuber rückt nun flink
Im Nest der Täubin näher,
Und Rukuruh! hallt's durch den Tann:
Jetzt hebt's von allen Zweigen an.
So geht der Vöglein Psalter:
Wer's leugnet, irrt, spricht Walther.

Nicht streit' ich gern, noch rühm' ich mich:
Doch muß in Einem Dinge
Der Mann als Meister wissen sich,
Sonst ist sein Wert geringe.
Und Vogelkunde — mit Vergunst —
(Doch auch ein wenig Harfenkunst),
Wer die mir will bestreiten —:
Ein Schwert blitzt mir zur Seiten.

Doch unterdes ich stritt und schalt
— Ganz einsam, sonder Feinde, —
Ward jubelnd wach im weiten Wald
Die ganze Singgemeinde:
Und prächtig rot im Morgenschein,
Verjüngt, strömt hin der alte Main,
Und Erd' und Himmel strahlen
Gleich schimmernden Opalen.

O junger Tag, wie bist du rein,
Gleich heitrer Menschenkindheit!
O bliebe bis zum Abendschein
Dir diese kühle Lindheit:

Laß dieser Stunde Reine nun,
Gott tief mir in der Seele ruhn:
Taufrisch sei'n meine Pfade:
Das spende deine Gnade!

Das Taubennest.

Im Geschatt von dichten Zweigen
Lag ich tief im Eichenhag,
Ringsum Waldes-Mittag-Schweigen:
Fern nur Spechtes Schnabelschlag.
Und ganz leise mir zur Seiten
Rann der Moosquell wispernd hin:
Drüber der Libelle Gleiten,
Der beschwingten Schweberin.
Und ich dachte: „Schön ist's einsam:
Sang und Traum naht keinem Paar:
Aber schöner ist's gemeinsam:
Da wird Sang und Traum erst wahr.
Walther, war es dir zum Besten,
Daß stets einsam bliebest du?" — — —
Horch, da hoch aus grünen Ästen
Scholl's hernieder „Rukuruh!"
Oben in den Wipfellauben,
Tief im lauschigsten Versteck,
Lag ein Nest von wilden Tauben
Und sie ätzten das Geheck.
Und ich sah — ich sah's mit Neiden,
Ich, der ungeweibte Mann, —
Wie so eifrig da von beiden
Liebgetreues Werk begann.
Wie die Täubin, nimmer säumig,
Flog zu Nest, gefüllt den Kropf,
Wie der Nestling, wollefläumig,
Reckte Fittich, Schopf und Kopf.

Wie dann auch der Tauber kehrte,
Fütternd wechselnd mit dem Weib,
Und dazwischen gurrend lehrte
Süßer Weisen Zeitvertreib. — —
Herrin, ach von stolzem Sinne!
War der Sänger dir zu arm?
Seine Treue, seine Minne,
War wie keine treu und warm! —
Walther auf! — Es neigt die Helle,
Tiefre Schatten fallen ein,
Walther, heimwärts! Deine Zelle,
Ach, die leere, harret dein.
Nicht ganz leer! — Zum Notbedarfe
Tröstung dir dein Stern beschied:
Deine Hausfrau ist die Harfe,
Und dein Kind dein ewig Lied.

Nacht-Ritt.

Gemach, mein Roß! — Tritt auf bedächtig!
Der Glühwurm nur erhellt den Steg:
Schwer reitet sich's im Buschwald nächtig,
Knorrwurzeln laufen übern Weg:
Tag's trägst du mich, — nun führ' ich dich,
Dir Schritt und Bahn zu zeigen
Mit Schweigen.
Du bebst? Du schnaubst? Ja! Waldnacht-Grausen
Rührt eisig auch des Weidmanns Brust:
Die Mächte, die im Nachttann hausen,
Sie schrecken gern mit Schade-Lust.
Schon mancher zog zu Wald zur Nacht, —
Kam nicht mit heilen Sinnen
Von hinnen.

Glutaugig faucht und klappt die Eule,
Im Hohlstamm ächzt der Waldschrat heiser,
Das Morschholz leuchtet rot in Fäule,
Und raschelnd schlüpft durch dürre Reiser,
Indes der Schuhu gellend lacht,
Das Wichtelvolk der braunen
Alraunen.

Doch plötzlich, mit gespanntem Bogen,
Harrt dort ein Räuber tief im Busch!
Spring' ein auf ihn, das Schwert gezogen: —
Da schwankt der Strauch im Windeshusch: —
Dich trog nur quer gekreuzt Geäst.
Da horch! Was kommt hoch oben
Geschnoben?

Was pfeift und schwirrt und johlt in Lüften?
Was hallt und tutet wie ein Horn?
Entstiegen aus des Abgrunds Schlüften
Hetzt seinen Hengst mit blut'gem Sporn
Der Heidengötter König da
Hoch über Baum und Boden —:
Herr Woden.

Voraus von Adlern, Geiern, Drachen,
Ein Schwirrgewölk voll Ungestüm,
Dann Bär und Wolf mit Lechze-Rachen,
Des Einhorns schreckbar Ungetüm,
Goldeber, Roß-Elch, Flügelhirsch,
Und hinterher die Schläger,
Die Jäger.

Voran mit hochgeschwung'nem Speere,
Auf schwarzem Roß, Herr Woden du:
Und ewig strömen deinem Heere
Aufs neue wilde Helden zu:
Wer Hifthorn mehr als Orgel liebt,
Der folgt nach grausem Tode
Herrn Wode.

Der Rauhgraf, der die heil'gen Früchte
In frevler Hirschhetz niederritt,
Markfrevler, Wildschütz, Mordgezüchte,
Meineid'ge, — alle müssen mit:
Und weh, wen trifft das Nachtgejaid
Im Wald auf bösem Pfade: —
Gott Gnade!

Den Schuldbewußten wird es hetzen,
Bis er den letzten Hauch gethan.
Uns, Rößlein, darf es nicht verletzen:
Wir ziehn auf guten Werkes Bahn,
Und über uns wacht Gott der Herr,
Der aller übeln Geister
Bleibt Meister. —

Wer Vöglein pflegt, muß Kräutlein pflegen:
Heilkräft'ger Wurzeln weiß ich viel.
Dem todeskranken Kind zum Segen
Ausritt ich, als der Abend fiel:
Gerettet konnt' ich noch vor Nacht
Der Mutter und dem Leben
Es geben.

O Mutterauge, wie du strahltest
In Freudenthränen wundersam!
Mit deinem Scheideblick du zahltest,
Was einst von dir an Weh mir kam,
Als ich vor zwanzig Jahren sah
Zum Brautaltar dich schreiten — —
Vom weiten.

Wer Nachtfahrt thut auf solchen Wegen,
Wie wir, mein Roß, der banget nicht:
Denn einer Mutter Dank und Segen
Umschirmt, ein goldner Schild, uns licht,
Und Gott hat uns der Englein Schar
Mit leichtbeschwingten Sohlen
Befohlen.

Ha sieh! — schon endet Wald und Dunkel: —
Hier durch die letzten Bäume bricht
Der Morgenröte Goldgefunkel: —
Alt Wirzburg liegt im Dämmerlicht —
Da steigt die Lerche trillernd auf:
Herr Gott, laß sonder Schranken
Dir danken.

Der Turmkauz.

Schnee hüllt das Land. — Grundtief füllt Eis den Main. —
Durch kalte Nachtluft leuchtet, — sonder Ende —
In höh'rem Glanz, als sonst der Sterne Schein: — —
Das ist die Nacht der Jahreswende.
Geh', Münster-Turmwart, ruhe diese Nacht!
Dich lös' ich ab in deiner luft'gen Zelle:
Selbzweit mit meiner Harfe halt' ich Wacht,
Bis daß mich grüßt die Morgenhelle.
Dorthin den Weinkrug und die Ampel: hier
Den Speer und deine lange Turm-Drommete:
Geh' nur und schlaf': ich halte Wache dir
Mit Sang und Sinnen und Gebete. — —
Rings ruht die Stadt. — Nur auf der Burg glimmt rot
Des Gauwarts Licht. — Rings Kälte, Nacht und Schweigen —:
Wie anders einst zu Rom uns Neujahr bot
Das Volk mit Tanz und Flöten-Reigen.
Lau ist die Nacht dort, wie bei uns im Mai!
Wie glatt die Lispler Gruß und Handschlag fälschen:
»Salut a voi!« — Da plötzlich: Mordgeschrei!
Und über uns die Wut der Welschen!
Das war das röm'sche Neujahr! — Heimatland: —
Da lob' ich dich, trotz Eis und Frost! — — Was ächzet
Vorm Fenster dort? — Der Turmkauz! — Übler Fant!
Er kündet Unheil, wo er krächzet.

„Was wachst du, Mann,
Den Tag heran,
Den Tag vom neuen Jahre?
Unheil verrann,
Unheil hebt an
Von Wiege bis zur Bahre.
Die Lieb' ist Lust!
Treu keine Brust:
Es gleißt die Welt in Lügen:
Der Freund liebt sich:
Er liebt nicht dich:
Laß dich den Schein nicht trügen.
Das Reich zerrinnt,
Und Rom gewinnt,
Der Kaiser beugt den Scheitel:
Die Welt ist schal:
Ja, sie ist Qual:
Reich, Lieb' und Sang sind eitel."
Husch, höllisch Nachtgekrächz, entweich' hiedann!
Sonst, Unhold, schlag' ich nach dir mit dem Speere. — —
Ha sieh: Es tagt! Es tagt! die Nacht verrann,
Die Sonne steigt! Dem Herrn die Ehre!
Falsch war der Unkenruf! Es siegt das Licht:
Nicht eitel sind Lieb', Sang und deutsche Krone:
Den echten Mann reut seiner Schmerzen nicht:
Er trägt tief in sich, was ihm lohne.
Das Fenster auf! — Komm, Wacht-Drommete mein:
Weit soll das deutsche Land den Ruf vernehmen:
Was feig und falsch, was niedrig und gemein,
Das soll mein Morgenlied verfemen.
Was kühn und treu, was edel, hoch und rein,
Soll sieghaft stehn gen alle Höllenstreiche:
Heil, junges Jahr! Dein Willkommgruß soll sein:
Dem Kaiser Heil und Heil dem Reiche!

Die tote Nachtigall.

Ach, daß am Fuß der duft'gen Linde,
Die oft dein wonnig Lied durchdrang,
Ich tot dich, glüh'nder Sänger, finde!
Ob dir vor Drang das Herz zersprang?
Oft liegt Verderben im Gesang!
Dem Sänger Heil, des heiße Jugend
Die Kraft geübt hat, nicht entweiht,
Daß ihm der Dichtung höchste Tugend,
Des Maßes stille Heiligkeit,
Nun vollgereift das Alter leiht.
Oft denk' ich dein wildfeurig Singen,
Du allzukühner Spielgenoß,
O Heinrich, du von Ofterdingen:
Wann voll das Lied vom Mund dir floß,
Wie heiß dein Blick dann Flammen schoß!
Wohin hat dich der Sturm vertragen,
Du heller, stolzer, junger Stern?
Verlodert bist du und zerschlagen,
Eh' voll gefestigt war dein Kern. —
Wem's besser ward, der dankt's dem Herrn.
Heißherzig, kleines Singe-Selchen,
Dich bett' ich hier nach Waldesbrauch
In grünem Moos —: da singt Rotkehlchen
Das Grablied dir vom Rosenstrauch,
Und über dir Sang, Duft und Hauch. —
Wo wirst einst du wohl schlummern, Walther?
O legt mich in den Domhof nicht,
Wo mir ein Marbelstein, ein kalter,
Ruht auf der Brust mit Lastgewicht,
Absperrend Himmel, Luft und Licht.
Nein! In den Wald sollt ihr mich tragen
Und betten unterm Moose grün,
Daß Nachtigallen um mich schlagen,

Und wilde Rosen um mich blüh'n:
Und, wann des Winters Flocken sprüh'n,
Auf meinem schneebefreiten Grabe
Sollt ihr den Vöglein Futter streu'n,
Daß sie an ihres Freundes Gabe,
Wann Frost und Hunger sie bedräu'n,
Noch lang nach seinem Tod sich freu'n.
Ob dann wohl in der Sterne Hallen
Mein Saitenspiel aufs neue klingt?
Ob, gleich der Brust der Nachtigallen,
Die Saite, die im Herzen schwingt,
Für immerdar im Tode springt?
Wer weiß es! — Walther, sei zufrieden
Mit dem, was dir auf Erden ward:
Denn wem das Schöne ward beschieden,
Der hat — ihm ist der Tod nicht hart —
Die Ewigkeit in Gegenwart.

Kreuzfahrer-Lieder der Deutsch-Herrn-Ritter in Preußen.

Ein Cyklus.

Hermanns von Salza Aufruf zur Kreuzfahrt.

Nicht fürder fern im Palmenlande
Verschwendet edle, deutsche Kraft,
Wo in der Wüste Wirbelsande
Nicht Schwert, nicht Pflug sich Heimat schafft.
Lang hielten Wacht wir träumend weiland
Am heil'gen Grab mit treuem Speer: —
Wir fanden's endlich aus: der Heiland
Braucht keinen Schutz: sein Grab ist leer! —

Nein, wer begehrt nach Heidenstreichen,
Wer nach des Pfluges ed'lerm Streit: —
Ein Schlacht- und Brachfeld ohnegleichen
Liegt nah' der Heimat ihm bereit.
Wo jetzt die Nogat und der Pregel
Durch herrenlose Sümpfe schleicht,
Wo kaum im Haff, vor selt'nem Segel,
Der Möwen zahllos Volk entweicht,
Wo des Perkunos Steine ragen,
Von Urwaldfichten schwarz umsäumt,
Wo wilde Steppenhengste jagen
Und im Gestrüpp der Rohrwolf heult: —
Dort, statt am Jordan zu vergeuden
Des Ritters Mut, des Bauers Kraft,
Dort sollt ihr fechten, bau'n und reuten
Mit Axt und Grabscheit, Schwert und Schaft.
Auf! rasche Franken, zähe Sachsen,
Ihr Schwaben klug, ihr Bayern stark:
Gen Preußenland! aus Sumpf erwachsen
Soll Deutschland eine neue Mark.
Gen Preußenland! brecht, stet im Siegen,
Mit Schwert und Pflug die Wege klar
Und hoch ob euren Häuptern fliegen
Prophetisch soll des Reiches Aar.

Lied Ralfs vom Rhein.

Kalt ist die Märznacht, schwarz und still: —
Das Eis der Nogat kracht: —
Der Sumpfwolf heult — der Nord pfeift schrill —
Ich steh' auf böser Wacht!
Zehn Knappen sind mein ganzes Heer, —
Mein schmales Reich ein Turm: —
Auf Tage weit kein Freundesspeer: —
Rings Frost und Haß und Sturm!

Fremd sind und feindlich Meer und Strand: —
Kein herzvertrauter Stern: — — —
O Rheingau, du mein Heimatland,
Wie fern bist du, — wie fern!
Jetzt zieht der Lenz in lauer Nacht
Leis durch dein Rebland all',
Der Weißdorn blüht und bald mit Macht
Schlägt dort die Nachtigall.
O Kaiserpfalz im Epheugrün! — —
Welch falsch Gemerk man trug! — —
Die Minne war wohl allzukühn,
Die mich so weit verschlug! —
Das schwarze Kreuz, ich nahm es still
Auf weißem Sturmgewand: —
Wer fern, wer einsam sterben will —
Der zieht gen Preußenland! —
Dein Los, o Herrin, tausendfalt
Sei Leben, Glanz und Heil:
Mein Los wird doch im Föhrenwald
Zuletzt ein Polenpfeil.

Herr Guzzo vom Gauchen aus Bayerland.

Aus dem Bergland der Bavaren,
Wo die Loisach leuchtend rinnt,
Weit nach Ost-Nord-Ost verfahren,
Hat mich zu den Pelzbarbaren
Ungelind ein Wetterwind.
Was ist viel davon zu melden!
Große Herren fallen weich:
Doch wir schimmerlosen Helden,
Wir verderben's mit Frau Sälden
Leicht bei jedem lust'gen Streich.
Auf mein Schloß im Loisachgrunde
Schickt ein wack'rer Trinkgesell

Mir geheim vertraute Kunde,
Wie und wo — zu welcher Stunde — ...
Rechter Zeit war ich zur Stell'. —
Was braucht allen Rüdesheimer
Salzburgs Bischof ganz allein!
Alter Litaneien-Reimer,
Dacht' ich, diese zwanzig Eimer
Bring' ich in die Gauchburg ein.
Tief im Tann bei Traunstein lagen
Wir mit achtzehn Lanzen still:
Langsam rumpeln an die Wagen: —
Wir drauf los: doch wie ich schlagen
Just vom Gaul den Führer will, —
Merk' ich's an dem Scharlachbäfflein:
Bischof Bumpo selbst war das!
Schau', selbst führt den Wein das Pfäfflein! —
Nun, da half nichts! ein klein Trefflein
Mit der Faust: — weich war das Gras! — —
Kaum vertrunken und verschlafen
War der Wein — Gott segne ihn! —
Als beim Marquartsteiner Grafen
„Wegraub! Friedbruch! Zeter! Wäfen!"
Alle Durst'gen Salzburgs schrie'n.
König Rudolf ließ mir sagen:
„Guze-Gauch, das war zu stark!
Hätt'st du nicht so fest geschlagen
Einst im Marchfeld, gält's den Kragen! —
Zieh' dich flugs gen Preußenmark!"
Anfangs wollt' mich's schwer verdreußen.
Um den Bischofs-Burzelbaum
Gleich bis Heidenland! bis Preußen!
Und ob dort auch Tropfen fleußen,
Die ein Mann mag trinken? — — kaum!
Nun, so schlimm ist's nicht geworden.
Zwar das Land: — — ein arg flach Moor!

Doch mir taugt der tapfre Orden:
Gleich im Kampf thut's uns der Norden,
Thut's im Trunk uns noch zuvor! — —
Aber freilich, ganz vorm Ende
Möcht' ich einmal schauen noch
Glüh'n im Abendgold-Geblende
Eure stolzen Schroffenwände,
Thorstein und Karwendeljoch!

Der Ordensmeister Hermann Balk baut die erste deutsche Warte auf der Heideneiche.

Hieher, Genossen, in Sumpf und Wald!
Noch Wüste —: deutsches Markland bald!
Aus Ried und Röhricht ragt empor
Die Heideneiche: kurz zuvor
Trank Roßblut hier noch Gott Perkun:
Doch deutsche Baumburg ward sie nun.
Pflanzt unser Banner auf den Wipfel:
Stolz wall' es über alle Gipfel
Und schaue kühn von hoher Wart,
Von Gedanum bis Memelgard:
Hier trägt mit Rauschen unser Zeichen
Ein Fahnenträger sondergleichen:
— Nie kann er Fußbreit rückwärts weichen —!
Und ob der Pole spöttisch höhnt,
Daß wir wie Vögel sind gewöhnt,
Die auf den Bäumen bau'n ihr Nest: —
Baut ihr nur weiter, still und fest!
Bald wird's den Feinden schrecklich klar,
Von welcher Art der Vogel war:
Der Vogel auf der Preußeneiche —
Er baut den Adlerhorst dem Reiche!

Die Mette von Marienburg.

I.

„Nachtlockiges Weib, jagellonisches Blut,
So siegte doch endlich die süße Glut!
Lang' blieb ihr verhaßt der Deutsche, der Fremde,
Mit dem weißen Mantel auf schuppigem Hemde:
Doch endlich ward sie inne
Der siegenden Frau Minne,
Daß sie mir freud'ge Botschaft schrieb:
‚O, komme, so wahr dir dein Leben lieb,
In der Christnacht auf Podol, mein Schloß.'
Nun, Greif, mein Rappe, mein wackres Roß,
Die schöne Feindin soll nicht warten!"
Und er zieht geheim in den Burgwallgarten
Am Zügel das leise wiehernde Tier:
„Schweig, trauter Greif, das rat' ich dir!
Wenn uns die Gebiet'ger erlauschten, die frommen,
Wir würden in sichern Verwahr genommen
Und wir flögen wohl niemals wieder, wir beide,
Auf Minnefahrt durch Wald und Heide."
Und sacht und rasch auf beschneitem Rasen
Führt er das Roß an die Ausfallpforte:
„Still, alter Hans, keine Predigtworte!
Willst du vielleicht das Lärmhorn blasen
Und den Priestern deinen jungen Herrn
Verraten, daß sie ihn fah'n und sperr'n
Sein Leben lang zu Brot und Wasser,
Die gottseligen Burgunder-Prasser?"
Da lachte Hans, dann sprach er ernst:
„Daß du doch niemals Sitte lernst!
O lieber Falk, mein Junker wert,
Weit ist gerühmt dein rasches Schwert:
Jedoch du läß'st nicht von der Minne!
Die frommt dem Deutschherrn-Ritter nicht!

Wohin stehn dir heut' Nacht die Sinne,
Heut' Nacht, da heil'ge Christenpflicht
Uns alle ruft zur Mittnachtmette?"
„Auf Hans, rasch fort die Riegelkette!
Vielschönes Weib berief mich heiß!"
„Die Nogat geht in Trümmereis!" —
„Greif schwimmt gleich einem Neckarhecht!"
„Im Weichselwalde fährt sich's schlecht:
Dort rennen rudelweis die Wölfe."
„Nicht fürcht' ich ihrer zehn und zwölfe!"
„Im Tanne von Podol verhohlen
Masuren bergen sich und Polen."
„Gleich ihren Wölfen acht' ich sie:
Zwölf gegen einen fürcht' ich nie!"
Rasch auf das Thürlein! Greif, nun lauf:
Frau Aventiure, nimm mich auf!"

II.

„Gesteh, du wilder, geliebter Mann,
Ob Zauber dir mein Herz gewann?
Du bist wie Sturm und Glut und Gewitter,
Bist heißer als all die blonden Ritter,
Bist mark'ger als die Polenknaben:
Aus deinen dunklen Augen und Locken
Sprüht's und knistert's wie Feuerflocken,
Du bist wie Gold und Stahl und Flamme" —
„Schön Lieb, das rührt von meinem Stamme!
Ich bin vom freud'gen Volk der Schwaben,
Ich bin aus Deutschlands wonn'gem Süd,
Wo heißer Blut und Minne glüht!
Wer suchte wohl den Falk von Stauf
Heut' Nacht bei schön Lodoiska auf!"
„Wie kamst du in den frommen Orden?"
„Der Heimat war ich urdrüß worden:

Mein Schwert schlief ein auf leichten Siegen:
Da drang der Ruf ins Neckarland:
— ‚Die deutschen Herrn erliegen!
Marienburg wird heiß berannt,
Sie schüttelt kaum vom Nacken
Die Wölfe, die Polacken,
Und Tag um Tag tobt grimmes Morden.‘ —
Da dacht' ich: ‚Falk, flieg aus nach Norden.‘
So trat ich in den frommen Orden:
Traun, nicht fürs Werk der Pfaffen,
Fürs freud'ge Werk der Waffen.“
„So magst du leichtern Herzens hören,
Was ich erst jetzt enthüllen kann:
Du kannst den Plan nicht mehr zerstören,
Der meinem Volk den Sieg gewann:
Als ich dich sterben sollte wissen,
Da ward mein Lieben grell mir klar:
Geliebter Mann, dich hat entrissen
Lodoiska sich'rer Todgefahr:
Weißt du, weshalb ich dich beschworen
Heut' aus Marienburg hieher?
All' deine Brüder sind verloren,
Sie schau'n den nächsten Tag nicht mehr!
Verrat erschließt das Nogatthor
Beim letzten Schlag der Mitternacht:
Sechstausend Polen steh'n davor:
Was drinnen lebt wird umgebracht.
So siegt mein Volk, die Deutschen fallen:
Doch du, der einz'ge sollst von allen,
Du wilder Edelfalke mein,
Durch mich, für mich gerettet sein:
Ich liebe dich! Komm an mein Herz“ —
Auf fuhr der Stauf in Schreck und Schmerz:
„Marienburg! der Brüder Leben!
Gott, Flügel mußt du jetzt mir geben!“

Und eh' die Polin sich's versehn,
War schon der kühne Sprung geschehn
Vom Erkerfenster in den Schnee:
„Jetzt renne, Greif! sonst, ewig: Weh!"

III.

Den Nacken gesenkt, die Zügel verhängt,
Durch die Nacht kommt der rasende Reiter gesprengt.
Längst ließ er die Straße, verlor er den Pfad,
Nach Süden, nach Süden nur pfeilgerad!
Über der Heiden endlos Weiß,
Über der Bäche krachendes Eis,
Über die Schluchten von mürbem Schnee,
Über den spiegelglatten See,
Hinab die Halden, hinan die Hügel
Trägt ihn das Roß wie Adlerflügel:
Die Dornen reißen im heißen Hetzen
Vom flatternden, weißen Mantel Fetzen!
Schon gewann er den dichten Wald von Podol:
Zu seinen Häupten lacht es hohl: —
Das sind in den Föhrenwipfeln die Eulen.
Doch näher und immer näher heulen
Die Wölfe zur Rechten, die Wölfe zur Linken:
Dem Rappen wollen die Kniee sinken,
Es schnaubt, es zittert das edle Thier:
„Greif, Freund Greif, nicht bange dir!
Halt' aus, halt' aus! es gilt viel mehr
Als unser Leben: es gilt die Ehr'!
Lass' sie nur kommen, die Hunde, die feigen:
Ich will ihnen schwäbisches Eisen zeigen."
Und er klopft ihm den Hals — ausgreift das Roß —:
Ganz nah schon rennt der heulende Troß:
Zur Linken, zur Rechten sieht er sie jag ,
Doch den Ansprung will keiner wagen:

Herr Stauf zieht jetzt sein breites Messer:
Er schwingt's im Mondlicht — das scheucht sie besser:
Aber die eine, die Wölfin, die magre,
Die graue, die große, die hungrige, hagre,
Reißt endlich hin die lechzende Gier:
Sie springt auf den Bug dem schnaubenden Tier: —
Da fährt durch die Gurgel ihr scharfer Stahl,
Und die Sterbende schleudert Herr Falk zur Erde —
Und sofort sie zerfleischen die andern zumal
Und lassen vom Reiter und seinem Pferde. —
Der weiße Mantel ward blutig rot:
„Vorüber, Freund Greif, die Wolfesnot!“ —
Aus dem Tann in das Freie jagt der Stauf; —
Was stutzt der Rappe? was hält ihn auf?
Vor ihnen welch Gurgeln! der Mond tritt grell
Aus dunklem Gewölk: er leuchtet hell!
Und ringsum kracht's und knistert und dröhnt:
Die Nogat ist's, die im Eisgang stöhnt!
Im Strahl des Monds, weiß, grün und grau,
Wogt Wasser und Eis — welch' grimme Schau!
Bald Fluten schwarz wie Todesnacht,
Bald Eisgezack' kryſtall'ner Pracht:
Es rauscht, es knirscht, es zieht, es kracht: — —
Falk spornt das Roß: doch der treue Greif
Er sperrt sich todesbang und steif:
Die Vorderfüße vorgestemmt,
Den Hinterbug zurückgehemmt,
Die Mähne weht kopfüber wirr, —
So starrt er in das Eisgeklirr;
In die dunkle Flut, in den kalten Wind: — —
„Greif aus, mein Greif, geschwind, geschwind!
Schwimm durch! schwimm durch! es gilt viel mehr
Als unser Leben: es gilt die Ehr'!
Nun spring' und schwimm! es muß, es muß!“
Und in den eisigen, grollenden Fluß

Setzt der Rappe mit edlem Schwung:
Er springt und watet und schreitet und klimmt
Ans Ufer, ans steile, mit sichrem Sprung!
Da grüßet schon — das ist kein Stern! —
Das Licht Marienburgs von fern,
Das rote Licht vom Remterturm! —
Doch vor der Burg, wie ein ringelnder Wurm,
Was kauert und schleichet und lauert dort?
„Halt, Reiter, gieb das Losungswort!"
So ruft's in zischelndem Slaventon: —
„Der Teufel ist's, du Wolfessohn,
Der Teufel kömmt euch holen,
Ihr gottverfluchten Polen!"
So ruft Herr Falk und jagt vorbei:
Da hallt ein halb verhalt'ner Schrei:
„Nach, nach! mit allen Rossen!
Mit sausenden Geschossen,
Doch leis, daß von der Zinne
Man unser nicht wird inne."
Und hinter dem keuchenden, schäumenden Rappen
Die kleinen polnischen Hufe klappen:
Und verrät der Mond den weißmant'ligen Reiter,
Dann schwirren die Pfeile: weit und weiter
Schon jagt er voraus: — noch einmal ein Schwarm
Von Geschossen auf Schulter und Rücken und Arm: —
Da hält er auch schon vor dem Nogatthor:
Tot stürzt das Roß: — aus dem Sattel empor
Der Reiter springt und mit letzter Kraft
Schlägt er ans Thor das Schwert mit Macht,
Ein-, zweimal, drei: — und geisterhaft
Anschlägt die Glocke Mitternacht.
Er ruft: „Verrat! auf! auf!
Euch Brüder warnt der Stauf,
Laßt jetzt Gebet und Metten,
Das Leben gilt's zu retten!

Verrat erschließt das Nogatthor
Beim letzten Schlag der Mitternacht, —
Sechstausend Polen stehn davor, —
Ich kann nicht mehr: — es ist — vollbracht!"
Ein lauter Hornruf scholl vom Wall,
Rings Fackeln, Waffen überall:
Bald brachen wie Gewitter
Hervor die deutschen Ritter.
Die Polen flohn mit Eilen: —
Doch tot, mit sieben Pfeilen,
Hob man den Warner auf,
Den Schwaben Falk von Stauf!

Die Campbells.

(Nach einer Anekdote aus dem indischen Aufstand 1858.)

Zu Lakhnau, in der alten Inderstadt,
Ringt schwer der Britten Schar, zum Tode matt.
Umsonst wirft sich in das zerschoss'ne Thor
Der kühne Mut als letzten Riegel vor:
Der grimme Hunger zwingt die wack're Schar,
Die unerschrocken fest gestanden war,
Als, wie ein einsam scheiternd Schiff die Wogen,
Sie alle Schrecken Indiens umzogen. —
Das letzte Roß, das letzte Brot verzehrt,
Das Gras der Mauer selbst, das sie genährt,
Da denkt Sir Douglas, was der Feind gewährt,
Den freien Abzug, zürnend anzunehmen.
„Verloren sind wir all'" — er denkt's mit Grämen
„Wird noch einmal die morsche Stadt bestürmt:
Schon seh'n die Elefanten, hochbetürmt,
Weit über Zinn' und Wall, und Übermacht

Hält tausendfältig jedes Thor bewacht." —
Da tritt Sir Arthur Campbell vor ihn hin,
Er führt ein halbes Schottenregiment,
Die beste Schar im Heer der Königin:
Die Campbells, die man die „Getreuen" nennt.
Sein Haupt ist wund, sein Haar ist grau,
Sein helles Auge blitzt so blau:
„Mylord, Mylord, räumt nicht den Platz,
Harrt aus, harrt aus: es kömmt Entsatz."
„Entsatz? sprich, Alter, bist du toll?
Wenn er nicht vom Himmel fallen soll, —
Auf Erden wüßt' ich nicht, woher.
Der Aufruhr lodert rings umher: —
Sir Lionel, der letzte Held,
Der Englands Fahn' in Indien hält,
Der steht viel hundert Stunden weit,
Und Berg und Strom und Wüste breit
Und Feinde, tausendfach gereiht,
Sind zwischen uns und ihm gelegen:
Vielleicht ist längst der wack're Degen
Erschlagen mit dem ganzen Heer."
Sir Campbell aber bat noch mehr:
„Mylord, Mylord, räumt nicht den Platz,
Glaubt meinem Wort: es kömmt Entsatz."
Der Feldherr schüttelt still das Haupt:
„Die Wund' hat ihm den Sinn geraubt.
Geh, Inder, sag' im Lager dort" — —
„Halt," rief Sir Campbell, „halt, Mylord!
Hört Ihr's denn nicht, ganz laut, ganz nah?"
Sir Douglas staunend nach ihm sah,
Im Winde weht sein graues Haar,
Es zuckt sein Mund: und geisterklar,
Prophetisch sprüht sein Augenlicht:
Ich höre schon drei Tage lang

Des Campbell Marsches stolzen Klang,
Ich hör' ihn stets, bei Nacht, bei Tag,
Mit Pfeifenklang und Trommelschlag,
Durch des Lagers Lärm, durch den Sturm der Schlacht
Hör' ich das Lied mit Macht, mit Macht:
Und lauter, immer lauter klingt's
Und näher, immer näher dringt's,
So laut wie jetzt, hört' ich's noch nie:
O süße Hochland-Melodie:" —
„Wie könnt' ich der Freundschaft vergessen, der alten,
Die so lang wir in Freuden und Leiden gehalten,
Die so oft wir bewährt in der Schlacht mit dem Stahl."
„Sir Lionel ist ein Campbellmann:
Er weiß in Not den halben Klan:
Er kömmt, er kömmt über Berg und Thal,
Durch tausendfache Feindeszahl!
Sie eilen, eilen bei Nacht und Tag,
Mit Pfeifenspiel und Trommelschlag,
Ich seh' sie steigen vom Bergeshang,
Mit Fahnenfliegen und Waffenschwang!
Gegrüßt, du schottisch Kriegsgerät,
Das Breitschwert blitzt, es fliegt der Plaid,
Im Wind die Adlerfeder schwankt: —
Ihr treuen Vettern seid bedankt!" —
Zu Boden sank erschöpft der alte Mann,
Der Feldherr hob ihn auf und sah' ihn an:
„Bei Gott, das war das schottische Gesicht!
Gesandter, geh', wir ergeben uns nicht." —
Und leis vom Himmel sank die blaue Nacht;
Das Brittenheer, es horcht, es späht, es wacht:
Ob sie wohl kommen? sprach der Alte wahr?
Ach stündlich wächst die tödliche Gefahr;
Es regt sich nichts — kein Laut, auch noch so ferne —
Sir Douglas seufzt — schon neigen sich die Sterne:

Er tritt an Campells Lager; doch der liegt
  In dumpfen Fieberschlummer eingewiegt: —
Kein Rufen weckt ihn — und im Osten schon
  Empor der Sonne blut'ge Scheibe fliegt
Und vor den Wällen lärmt der Feinde Droh'n. —
  Mit Schweigen scharen sich die Britten all:
Schon kracht des ersten Schusses dumpfer Schall:
  Da horch, was tönt herab vom Bergeshang?
Was weht heran im Hauch des Morgenwind's?
  Ja, das ist Trommelschlag und Pfeifenklang,
Ja, das ist Dudelsack und Feldgesang!
  „Hört ihr es jetzt? Sie kommen, ja sie sind's!"
  Sir Campell ruft's und springt vom Schlaf empor;
Und sieh, aus dunklem Wald bricht's hell hervor:
  Die Fahnen weh'n die Büchsen knattern,
Im Wind die Adlerfedern flattern,
  Das Breitschwert blitzt, es fliegt der Plaid,
Gegrüßt, du schottisch Kriegsgerät!
  Dem Heer voran, im ersten Glied,
Sir Lionel mit den Campbells zieht:
  Die Inder werden weggefegt,
    Wie Feuer in die Garben schlägt.
  Es nehmen sie die Britten ingrimmig in die Mitten,
  Und Schuß und Hieb streckt Elefant
  Und Götzenwagen in den Sand.
    Und wie sie zieh'n durch Lakhnaus Thor,
  Da tönt zum Pfeifenspiel der Chor:
„Wie könnt' ich vergessen der Freundschaft, der alten,
Die so lang wir in Freuden und Leiden gehalten,
  Die so oft wir bewährt in der Schlacht mit dem Stahl;
  Es rufen die Brüder im Sturm der Geschosse:
  Da kommen gezogen zu Fuß und zu Rosse,
Da kommen zu Hilfe die Campbells zumal."

Die Loisach-Braut.

„Den See willst du befahren, im Vollmond, ganz allein?
So möge Gott dich wahren und die Heiligen mit dir sein!
Die Loisach-Braut wird steigen aus grünem Grund empor,
Verloren, ihr zu eigen, ist, wen sie sich erkor;
Ein Mittel nur kann taugen: sprich Paternoster drei
Und mit geschloss'nen Augen rasch rudre du vorbei,
Denn hast du sie gesehen und ihres Leibes Pracht,
So ist's um dich geschehen: — du bist in ihrer Macht."
Der Schiffer hört's mit Lachen, er führte das Steuer gut,
Leicht flog der schwanke Nachen in die mondlichthelle Flut;
Blau lagen Berg und Hügel, wo sich das Land verlor,
Leis huschte scheu Geflügel aus Binsen und aus Rohr. —
Und als er nun gekommen an der Loisach Schilfbereich,
Da kommen ans Boot geschwommen viel Wasserrosen bleich.
Und jede Wasserrose wird ein weißes Angesicht,
Darinnen namenlose, süße Sehnsucht spricht.
Und mit den Armen, den weißen, umflechten sie Ruder und Kahn:
Er kann sein Schiff nicht reißen noch sein Herz aus dem süßen Wahn.
Vom Grund auf geht ein Rauschen, wie von hundert Harfen zumal,
Sein thöricht Herz muß lauschen, muß lauschen in sehnender Qual:
„O komm, wir wollen dir zeigen, was die reiche Tiefe hegt,
O sieh, wie hold im Reigen uns die silberne Woge trägt.
In Grotten sollst du thronen, auf schwellendem Wassermoos,
Wir werfen dir Muschelkronen und Perlen in den Schos.
Dir ist in korallenen Sälen ein ewig Fest bereit,
Und zum Kusse sollst du dir wählen die Schönsten in unserm Geleit.
O komm, laß Boot und Ruder, hier lebt sich's wohl und weich,
Werd' unser seliger Bruder im seligen Nixenreich!"
— „Gott!" rief er — „mit Verfluchung triff ihre Melodei,
Führ' uns nicht in Versuchung, des Übels mach' uns frei!" —
Und stark das Ruder zog er und schloß die Augen gut,
Und frei und ledig flog er aus dem Schilf in off'ne Flut. —

Da hört er ein andres Singen, gleich klagendem Flötenlaut: —
Aus rauschenden Wellenringen steigt auf die Loisach-Braut:
„Der Lust bist du entronnen! Heil, edles Menschenkind!
Ich lade nicht zu Wonnen, wie der Nixen Wonnen sind.
Sie sind fühllos, kalt wie Juwele, ihr Leben ist ewiger Scherz,
Ich hab' eine fühlende Seele und einen unendlichen Schmerz.
In leuchtenden Flutkrystallen herrsch' ich als Meisterin,
Und bin doch nur von allen Schmerzen die Königin!
Ich hab' ein Herz, das flammet in Liebesbedürftigkeit
Und bin hier unten verdammet zu ewiger Einsamkeit.
Und die Menschen, sie könnten mich heilen: doch wie alle thust auch du: —
Du fliehest vorüber mit Eilen und schließest die Augen zu."
Das klang wie klagende Glocken tief in des Jünglings Herz:
Mehr als der Lust Verlocken verlockt der Ton voll Schmerz.
Das Ruder ließ er fahren, empor sein Auge schlug: —
Da schwamm sie in wallenden Haaren vor seines Schiffes Bug.
Da sah er die wunderbare, die hingegoss'ne Gestalt,
Den Nacken vom wogenden Haare wie von gold'nem Mantel umwallt
Um die weiße Schläfe wob sich des Schilfes schmaler Kranz,
Auf ihn ihr Auge hob sich mit silberblauem Glanz.
Und sie rang die weißen Hände wohl über Haupt und Genick,
Ein Auge voll Lieb' ohn' Ende traf seinen versunkenen Blick.
— „Halt," rief er — „und wär's zum Bösen — du süße Verderberin, bleib! —
Ich komm', ich will dich erlösen, du schönes, trauriges Weib!" —
Und er sprang —: und die mondlichthelle Flut schlug über ihn her,
Und es trieb auf leiser Welle der Nachen des Führers leer. —

Der liebe Gott und der Teufel.

Ein Schwank nach mecklenburgischer Überlieferung.

Früher war der üble Teufel
Gar so übel nicht gewesen:
Nur wie so ein ungezogner
Neffe eines guten Ohms.

Deshalb war der liebe Gott auch
Mit dem ungeratnen Engel
Manchmal noch spazieren gehend
Hingewandelt durch die Welt.

Später erst, nachdem der Teufel
Ibsen viel studiert und Zola,
Auch in Strindberg oft gelesen,
Ward so bös er, wie er ist.

Weil er nun es erst gelernt hat,
Wie verrucht und miserabel
Ist die bête humaine. — „Pfui Teufel!“
Kann's nicht auch der Teufel so?“

Also sprach zu sich der Teufel
Und ward nun erst recht verteufelt. —
Aber früher ging er einmal
Unsichtbar durchs Feld mit Gott.

„Lieber Gott,“ sprach er, „ich klage!
Klage an!“
„So wie gewöhnlich:
Meine Lieblinge: die Menschen!“
„Ja, dein allerletztes Werk!

Aber wahrlich nicht dein bestes!
Wie die Racker mich behandeln,
Das ist wirklich 'ne Gemeinheit:
Im Vergleich zumal mit dir.

„Sei nicht frech, du arger Schlingel!“
Warnte Gott und hob den Finger.
„Nein — wahrhaftgen Gott! — es ist so.
Was sie selber angestellt,

Böses oder Dummes oder
Was der Zufall angerichtet, —
Alles muß ich han verschuldet!
Aber was da gut gerät,

Sei's durch Zufall, sei's durch meine
Güte“ . . . — — —
„Wird nicht oft der Fall sein!“
„Solches danken die Hallunken
Einzig dir, dem ‚lieben Gott‘.

Gieb mal acht! Da weiden Kühe
An dem Graben und der Dorfhirt
Schläft: — er hat zuviel getrunken! —
Lieber Gott, nun bitt' ich dich,

Stoß' die eine Kuh hinunter
Und gieb acht, was wir erleben.“
Und der Herrgott, gut wie immer,
Thut das auch: das Rindvieh brüllt.

Aus dem Schlafe fährt der Kuh-
hirt,
Hört und sieht das Unglück:
„Teufel!
Teufel“ schreit er, „übler Teufel!
Teufel, das hast du gethan.“

Und da er allein das schwere
Vieh nicht aus dem Graben ziehn
kann,
Läuft er in das Dorf und holt sich
Ein paar Bauern rasch zu Hilf.

„Nun paß Achtung, lieber Gott!“
rief
Voller Wut der Teufel, „siehe,
Ich heb' aus dem tiefen Graben,
Ich allein, das schwere Viest.

Sieh da kommen sie gelaufen:
Nun horch auf: was rufen sie?“
Und sie rufen: „hei, gerettet
Ist die Kuh — nun, Gott sei
Dank.“

„Lieber Gott,“ sprach da der
Teufel,
„Ist nun das nicht 'ne Gemein-
heit?
Diese undankbaren Kröten!
Wartet nur! Ich hol euch all'!“

Der Vampyr.

Ach, so gerne, gleich den andern Toten, hielt ich Grabesruh':
Doch mich treibt der Fluch, zu wandern ewigem Verderben zu.
Liegt im blauen Mondenscheine friedlich aller Gräber Zahl, —
Unterm schweren Marmorsteine reißt mich auf die heiße Qual.
Und mir wachsen dunkle Flügel und mir wächst der heiße Sinn,
Rastlos über Thal und Hügel reißt mich das Verlangen hin.
Wo in schwülen Liebesträumen süß die schöne Braut sich wiegt,
Dahin ohne Ruh' und Säumen leis der dunkle Freier fliegt.
Und zu ihren Häupten steh' ich: — scheu verlischt der Ampel Licht: —
Und aus Schmerz um sie vergeh' ich: — doch sie lassen kann ich
nicht! —
Ja, ich weiß, mein Hauch ist Sterben, ja, ich weiß, mein Kuß ist Tod:
Dennoch drück' ich das Verderben auf die Lippen voll und rot.
Horch': ein Hahnenschrei! — Von hinnen! — Bleich und kalt das
Mägdelein —
Aber ich — im Grab tief innen, über mir der Marmorstein.

Die Bernsteinhexe.

I.

Sankt Elms Licht flackert am Hexenturm:
Die Bernsteinhexe beschwor den Sturm:
Ihre Botin ruft ihn flugs herbei: —
Lachmöwe mit gellendem Schrilleschrei:
Den Westnordwest vom schwedischen Sund:
Der wühlt das Meergold auf vom Grund!
Hinaus mit Netzen, mit Bark' und Boot,
In das gleißende Glück, in den Tauchertod!
Bald kehren wir wieder, das Boot randvoll: —
Nur der Jüngste ertrunken: — das ist ihr Zoll!

II.

Heut' traf es Jung Jörge von Heidebrink,
Hei, haschte die Hexe hinab ihn flink!
Doch wohl dir, jung Jörge! Sie bettet dich warm
Am wogenden Busen, im weißen Arm:
Und schlingt dir mit Kosen ins triefende Haar
Von flammendem Bernstein die Krone klar!

Das Lied vom Schill.

„Mein Preußen zertreten, mein Deutschland tot,
Rings Schmach und Schmerzen, rings Nacht und Not:
Und die Augen der edelsten Frau der Erd',
Die Augen Luisens, vom Weinen rot — —
Nicht länger trag ich's! — Husaren, zu Pferd!
Wer reiten und fechten und sterben will, —
Der folge mir." — so sprach der Schill.

Bei Wittenberg und bei Halberstadt,
Wie scharf er geritten, gestritten hat!
Doch tausend auf zehn sind zu viel zuletzt:
Sie haben ihn bis Stralsund gehetzt:
„Den Schrecken ohn' Ende hab' ich satt:
Ein Ende mit Schrecken ich machen will,
Das soll Rache wecken!“ — so that der Schill. —

Stralsund, wie dein Markt vom Blute floß!
Die Straßen der Holländer Fußvolk schloß:
„Ergebt Euch, Schill!“ rief ihr General:
Doch der Schill, der hieb ihn stracks vom Roß:
Da trafen ihn Kugeln zwölf zumal:
„Hoch Deutschland!“ rief er: dann sprach er still:
„O Kön'gin Luise!“ so starb der Schill.

Bei Sedan.

I.

Bei Bazeilles, bei Balan hin und her,
Wie rangen doch meine Bayern schwer!
Da traf ich am Graben, im Schützenkampf, —
— Kaum sah man die Brücke vor grauem Dampf —
Am zerschoss'nen Zaun, von dem Park nicht weit,
Den Hauptmann, den Freund aus der Jugendzeit
„Freund Felix, du hast dein altes Glück!
Heut' schaust du des Krieges schönstes Stück!
Die Sachsen, so heißt es, sind schon ganz nah: —
— Avanciren, Hornist! — und die Garden sind da:
Wir fangen sie, hoff' ich, auf Einen Schlag:
Das wird meines Lebens schönster Tag.“

II.

Zwei Stunden darauf, da brachten sie
Mir sterbend den Hauptmann nach Donchéry.
„Ist's wahr, Freund?“ forscht' er mit mattem Ton.
„Ja! — gefangen der Kaiser und MacMahon,
Und das ganze Heer — hunderttausend Mann!“
„Ich sterbe: — grüß' mir den von der Tann
Und wer an der Isar mein denken mag: — —
Das war meines Lebens schönster Tag!“

Die Brüder.

Der Sturm durchrast die Dezembernacht!
Die Düne stäubt, die Brandung kracht
Wie Kanonenschuß,
Wirft gegen die Klippen sie ihren Guß!
Der Strandwart thut einen gellenden Pfiff:
„Ein Schiff in Not! Ein Wrack! Ein Schiff!
Ein Schoner gescheitert am Möwenriff!“
Er ruft aus dem alten Stierhorn dumpf
Den Wrack-Schrei über Sand und Sumpf:
„Wracka! Ala Mannida, hilf.“

Und schon aus den Hütten, bedeckt mit Schilf,
Rennen heran die Jungen, die Alten,
Die harten, verwetterten Schiffergestalten,
Vom Seesalz dunkelbraun gebeizt. — —
Jetzt, die Beine steif auseinander gespreizt,
Steh'n sie am Strand und lugen aus
In den winternächtigen Nebelgraus,
In des wütenden Ostnordost Gesaus.

Der volle Mond bricht durch die Wolken:
Da ruft der Strandwart: „am Möwenholken,

Am nadelspitzen, hängt das Wrack!
Verloren ist's mit Mann und Maus!
Verloren ist's mit Sack und Pack!
Da seht, wie die Brandung drüber schlägt!
Wie sie Mann um Mann vom Decke fegt!
Nun birst es gleich! Schon sinkt es fast!
Wie eine Gerte biegt sich der Mast!
Da schaut! Hoch oben im Mastkorb kauert
Der letzte, vom Eissturm überschauert:
Bald wird es ihm überstanden sein!"

Da schallt ein: „Nein!
Hier mein Boot: Hinein! Hinein!"
So ruft durch den Sturm ein starker Gesell,
Flachsblond das Haar, das Aug' grauhell,
Er hat von der Kette gelöst das Boot:
„Drei Mann mit mir! Wer folgt?"

„Der Tod!"
So ruft der Alte, „der sitzt schon im Boot.
Ich habe siebzig Jahre gesehn,
Doch keinen Ostnordost wie den!
Die Brandung schlägt bis zum Kirchenthor,
Das hat kein Mensch erlebt zuvor!
Bleib, Harro, bleib, tollkühner Thor."

Doch der hat schon das Steuer gefaßt:
„Nur einen noch brauch' ich: — hei Wisogast,
Mein Brüderlein jung — her läuft er in Hast:
Doch oh, das Mütterlein hinter ihm her,
O daß sie doch schlafend im Bettlein wär'."

Da springt schon der Knabe zu ihm in den Kahn,
Stumm nickt er, mit blitzendem Blick dem Bruder
Und taucht in den schäumenden Gischt das Ruder.

Doch die Mutter, sie bricht durch die Menge sich Bahn
Und sie ringt die Hände, sie rauft das Haar,
Das weiße, wie flattert's ihr im Wind:
„O Harro! und du mein jüngstes Kind!
Zurück! Aus dem Boot. Ihr — mein letztes Paar!
Ist noch mein Elend nicht schwer genug,
Das ich um den ertrunknen Gatten trug,
Und seit meinen Uwe der Sturm verschlug,
Seit mir mein Liebling Uwe verschollen, —
Was blieb mir noch, der Jammervollen?
Nur ihr seid meines Alters Stab,
Soll ich ganz verlassen wanken ans Grab!
Mein Knabe, komm du zurück aus dem Kahn."
„Nein, ein Bruder muß bei dem andern stahn."
„O Harro, bleibe, mein arger Sohn! —
Muß ich mit dem Fluche der Mutter drohn?"

Doch Harro stößt schon ab vom Strand,
Das Auge nur auf das Wrack gewandt. —
Sie schwören nicht am Nordseestrand,
Die schweigsamen Männer von Harlingland:
Den Schwur ersetzt der Druck der Hand:
So hatten die zwei sich zusammengethan,
Zu retten aus jedem Orkan
Einen Mann in Not:
Sie thaten nun, wie Treue gebot.

Die Greisin hebt drohend die mag're Hand:
Schon öffnet sie zu dem Fluch den Mund,
Da hat sie bezwungen das Weh zur Stund,
Ohnmächtig sinkt sie auf den Sand.

Lang liegt sie so. — Und der Mond, verhüllt
Von Gewölk, versagt sein Licht:
Man gewahrt von der Küste das Schifflein nicht,
Um das wütend die donnernde Brandung brüllt:

Nur Nacht und Sturm und Wogendrang:
Ein schweres Schweigen lang und bang,
Die Kühnsten verzagen um das Paar:
„Die sind verloren! ich wußt' es klar,“
So spricht der Alte und sinkt aufs Knie:
„Kommt, Nachbarn, laßt uns beten für sie:
Das heißt: für ihre Seelen:
Die wollen wir Gott befehlen!“
Und knieend betet die ganze Schar! —

Da fegt den Mond ein Windstoß klar:
Hell leuchtet die See, weiß glänzt der Strand:
Da sieh — schon fährt das Boot zu Land!
Drei Männer trägt's, den Halb-Erstarrten
Wärmt Harro schweigend an seiner Brust:
Doch der Knabe, der kann's nicht erwarten!
Er schreit aus dem Kahn vor Stolz, vor Lust:
„He, Mutter, wach auf! Du bekommst 'nen Gast,
Dein Uwe war's, der da hing im Mast.“

Wie die Zeit vergeht.

I.

„Am öden Strand, im öden Haus
Zieht Lenz und Winter ein und aus. —
Großmutter, die ist immer krank:
Bald Gartenstuhl, bald Ofenbank:
Gern pfleg' ich sie bei Nacht und Tag
Bei unsrer Dorfuhr gleichem Schlag. —
Nur manchmal, schlief sie endlich ein,
Wird mir zu eng das Kämmerlein,
Und in den Garten schlüpf' ich still,
Zu lauschen, ob gar nichts kommen will,
Nichts kommen, was stark und groß und neu.
Es rauscht das Meer: es duftet das Heu:

Es rauscht das Meer: es knistert der Schnee
Und im Sommer und Winter winken die Sterne:
Doch immer das gleiche, das öde Weh: —
Ach, ich möchte was andres so gern, so gerne:
Heiß pocht mein Herz — weiß nicht, warum.
Doch der Weg bleibt leer und der Himmel stumm:
Mich verzehrt das Schweigen der Einsamkeit — —
Und unterdes verblüht die Zeit."

II.

„Da draußen im Boote, da fischt mein Mann
An dem Riff, wo ich immer ihn sehen kann,
Vom Garten aus, von der Geißblatthecke:
Wie lieb' ich die enge, die duftige Ecke:
Da schläft auf dem Gras, Kirschblüten bedeckt,
Mein Kind, bis der Kuß des Vaters es weckt:
Und da spinn' ich und hüt' es und sinne dazu,
Wie das alles so ward. — O, Herzliebster du!
Wie den Dorfweg herauf einst abends er kam
Und mit lächelndem Gruße die Seele mir nahm:
An der Hecke dort hielt er und wies auf den Krug,
Den mit Wasser gefüllt von dem Brunnen ich trug:
Und ich reichte den Krug ihm über den Zaun
Und sah in sein Auge haselbraun. —
Und er blieb im Dorfe seit jenem Tag:
Großmutters Gehöfts und Nachen er pflag
Und gewann, wie der Jungen, das Herz der Alten.
Und wie hat er so treu die Liebe gehalten!
Da zieht er das Netz ein: — ei wie schwer!
Jetzt zähl' ich die Schläge der Ruder im Meer
Und jeglicher Schlag führt ihn rascher mir her
Und ich denke, nun sind es, — wunderbar! —
Nun sind es schon volle sieben Jahr.
Und immer die gleiche Seligkeit,
Und unterdes — wie fliegt die Zeit!"

III.

Und Winter ist es wieder worden:
Schon kränzt der Schnee mit weißen Borden
　Des Kindes Hügel:
　Und mit weißem Flügel
　Streift er das schwarze Holzkreuz an,
　Das meinem Mann
　Ich habe gesetzt
　Da, wo zuletzt
　Er sprang ins Boot. — —
　O wär' ich tot!
So geh' ich immer auf und nieder
Vom Kirchhof zu dem Strande wieder:
Von einem Kreuz zum andern
Geht nur mein müdes Wandern,
Der Weg wird mir doch nie zu weit: —
Und unterdes — rinnt ab die Zeit.

Inhalt.

Jugendgedichte. (Erste Sammlung.)

Lyrisches.

Episches.

Lehrhaftes.

Gedichte. Zweite Sammlung.

Romanzen, Balladen, Dialoge und Historische Bilder.

Aus der Jugendzeit.

Aus Leben und Streben.

Beschauliches.

Vermischte Gedichte.

Litteratur und Kunst.

Landschaften.

Gelegentliches.

Von zwei Königskinden.

Von

Felix Dahn und Therese Dahn (geborene Freiin von Droste-Hülshoff).

Hohe Wonne.

Mädchenlieder.

Kleine Lieder, Sprüche und Tagebuchblätter.

Von Felix Dahn.

Balladen und Lieder. Dritte Sammlung.

Erste Abteilung.

Balladen, Romanzen und Verwandtes.

mit Behagen genießen wird. — Alle Jahrhunderte deutscher Humordichtung, von den Tagen des Walter von der Vogelweide bis auf die neueste Zeit, haben zu diesem goldenen Humorschatz ihr Bestes beigetragen. Viel Köstliches und Originelles, das mit Unrecht in Vergessenheit geraten, ist hier wieder ans Licht gebracht, insbesondere aber sind die reifsten und auserlesensten Humorfrüchte der Gegenwart dieser reichen Ernte einverleibt worden. So sind unter vielen anderen mit Beiträgen vertreten:

Wilhelm Busch, Johannes Trojan, Heinrich Seidel, Detlev von Liliencron, Rideamus, Rudolf Presber, Karl Ettlinger, Alexander Moszkowski, Julius Stettenheim, Edwin Bormann, Otto Julius Bierbaum, Gustav Falke, Oscar Blumenthal.

Den Dichtern des Humors gesellte sich eine große Anzahl der bedeutendsten Zeichenkünstler des Humors bei, die den heiteren Inhalt mit köstlichen und lustigen Bildern und Skizzen begleiten. So sind neben Wihelm Busch, Paul Konewka, Theodor Schloepke und anderen älteren bekannten Humoristen des Stiftes reich vertreten an modernen Künstlern: Jul. Diez, Erich Gruner, Emil Preetorius, August Hajduk, Paul Scheurich, Paul Haase, Arpád Schmidhammer, H. Wilke, Stefan Krotowski, Franz Christophe, Fritz Schoen, Otto Flechtner usw. Die Zeichnungen dieser Künstler bilden an sich schon eine unerschöpfliche Quelle des Humors und bereiten jedem Leser viele Stunden des Frohsinns.

Dieses Buch darf in keinem deutschen Hause, wo Sinn für Humor, Scherz und Witz lebendig ist, fehlen. Als „Trost in Tränen“ wird es niemals seine Wirkung verfehlen, und wer sich durch ein gesundes und erquickendes Lachen von den Molesten des Lebens erholen will, der greife getrost zu ihm, er wird sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht sehen. Nicht nur als anregende und erheiternde Lektüre, nein, auch als unvergleichlich kostbares Vortragsmaterial hat „Das Deutsche Lachen“ eine unvergängliche Bedeutung.

Dieses goldene Handbuch deutschen Humors ist das amüsanteste Gegenstück zum Wilhelm-Busch-Album.

VOL

Gedichte

II

Felix Dahn

Gesammelte Werke

Erzählende und poetische Schriften

Neue wohlfeile Gesamtausgabe

Zweite Serie: Band 7

Verlegt bei Breitkopf & Härtel in Leipzig
und bei der
Verlagsanstalt für Litteratur u. Kunst
(Hermann Klemm) in Berlin-Grunewald

Felix Dahn

Gedichte

Illustriert von
H. Grobet

Verlegt bei Breitkopf & Härtel in Leipzig
und bei der
Verlagsanstalt für Litteratur u. Kunst
(Hermann Klemm) in Berlin-Grunewald

Die zweite Serie dieser „Neuen wohlfeilen Gesamtausgabe" wurde in einer Auflage von zwanzigtausend Exemplaren in der Buchdruckerei von Ernst Hedrich Nachfolger in Leipzig gedruckt. Den Einband und die Innentitel zeichnete Erich Gruner in Leipzig. Die Buchbinderarbeiten besorgte H. Fikentscher in Leipzig.

Balladen und Lieder

Dritte Sammlung

Zweite Abteilung

Lieder, Sprüche, Vermischtes

Abschied von der Poesie.

(1865.)

Die Sonne taucht mit Glanz und Milde
Ins Goldgewölk des Hügelsaums
Und mich umfängt das Waldgefilde,
Die Stätte meines Jugendtraums.
Der heil'ge Wind zieht in den Zweigen:
Des Tages letzter Laut verscholl:
Ein großes, feierliches Schweigen
Umflutet mich bedeutungsvoll.
Bist du es, der mit so viel Wehmut
Mir naht und doch mit Seligkeit,
Bist du's, — ich grüße dich in Demut, —
O Genius meiner Jugendzeit?
Du schwebst daher im Abendwinde,
Du kommst aus Himmeln, ewig fern,
Dich schmückt die weiße Priesterbinde,
Auf deinem Haupte glänzt ein Stern.
Was blickst du mich so weich und traurig,
So mahnend an mit feuchtem Schmerz?
Halt ein: — der Geister Blick ist schaurig
Und ihn erträgt kein sterblich Herz.
Du reichst mir meine Harfe wieder,
Die stumm der harten Hand entfiel,
Du mahnst an alte, frohe Lieder,
An längst verklung'nes Saitenspiel.

Du zeigst mir in den Wolken Kränze,
Danach die Sehnsucht einst gestrebt: —
Ach, ewig blüh'n der Geister Lenze: —
Mein Frühling — er hat ausgelebt!
Du süße, weiche Stimme — schweige!
Die alten Träume wecke nicht:
Du Zaub'rin, nicht so liebend neige
Dein feenschönes Angesicht!
Willst du den steten Sinn bethören
Mit unbestimmter Sehnsucht Qual? —
Ich darf und will nicht auf dich hören,
Und diese Brust deckt spröder Stahl.
Denn in ein Heer bin ich getreten,
Ein Mann des Kampfes und der Pflicht:
Mir gilt der Ruf der Schlachtdrommeten,
Der Ton der Flöte gilt mir nicht.
Nicht in die Wolken darf ich schauen:
Vor mir, auf Erden, liegt das Ziel:
Da muß ich ringen, schaffen, bauen:
Kein Arm blieb frei für Saitenspiel!
Der reifen Saaten muß ich warten,
Und schichten gold'ner Garben Wucht:
Ach, nur im Hesperiden-Garten
Schlingt sich die Blüte um die Frucht!
So kehre heimwärts zu den Sternen:
Jedoch vergiß des Freundes nicht,
Und geuß aus deinen hohen Fernen
Auf meinen Pfad ein holdes Licht.
Doch wie sich mag mein Los vollenden: —
Einst schau' ich wieder deinen Glanz:
Es schmückt mein Haupt aus deinen Händen
Der Sieges- oder Totenkranz.

An Pallas Athene.

(1868.)

Steige, klare Himmelstochter,
Strenge Göttin, mir hernieder,
Ach, und auf die heißen Schläfe
Deines abgefall'nen Priesters
  Lege deine kühle Hand!

Ach, ich hatte sie vergessen,
Deiner Weisheit herbe Sprüche:
Der Entsagung schwer Geheimnis,
Das du schon dem ernsten Knaben
  Auf den roten Mund geküßt.

Wie doch lehrt' ich, überfließend
Deiner eingehauchten Weisheit,
Andre meisternd, strenge richtend:
Glück und Unglück ist den Menschen
  Suchens nicht und Meidens wert."

Ach, erfreuendere Lehre,
Herzgefälligere Weisheit,
Überzeugend durch die Wonne,
Auf den Pulsschlag sich berufend,
  Zog in mein berauscht Gemüt!

Ach, ich sah den Falter fliegen,
Wo die junge Rose glühte,
Sah im Maienglanz sich sonnen
In des Glückes Heißverlangen
  Jede frohe Kreatur! —

„Leben, volles Leben," rief es
In mir mächtig: „Freude, Schönheit,
Jugend, Hoffnung, Freiheit, Wonne: —
Sie allein sind wert des Suchens, —
  Wo sie nicht sind, ist der Tod."

Wie der Hirsch nach frischem Wasser
Schrie nach Glück die durst'ge Seele: — —
Schweige, schweige! Still verschmachte!
Knicke deines Lebens Herztrieb
Und dein Auge — reiß' es aus.

Weihe, strenge Himmelstochter,
Mich aufs neu' zu deinem Priester.
Doch um eine Gnade fleh' ich:
Nimm zuvor mit kühlen Händen,
Nimm das Herz mir aus der Brust.

Sonntag.

(1869.)

Wenn sonst ein schöner Sonntag war und schimmernd schien die Sonne,
Wie war mein Herz so morgenklar, so voller Festeswonne!
Und nahm sich große Freude vor und frohe Pläne macht' es,
Und mischte sich dem heitern Chor, und sich im Himmel dacht' es.
Jetzt kömmt er wie ein andrer Tag, in grauen Zwilch gekleidet,
Und bei dem hellen Glockenschlag die dunkle Seele leidet;
Die Weihe fehlt dem müden Sinn: die Glocke ruft vergebens: —
Ach, mit der Jugend geht dahin der Sonntag alles Lebens!

Das Sterbeglöcklein.

(1865.)

Hell durch den Maientag das Sterbeglöcklein tönt!
Der andere schrecken mag, ich bin des Klangs gewöhnt:
Ich hör' ihn fort und fort in allem, was da lebt:
Er ward nur heute laut, der leise sonst verschwebt . . .

Enträtselte Ahnung.

(1867.)

Es mahnt mich eines Abends wunderhold:
In Rosenglut stand Himmel, Flut und Erden:
Und auch mein Herz war voller Sonnengold
Und schien kein Ende seines Glücks zu werden.
Vom Hügel sah ich weit in lachend Land,
Des Chiemsees Wogen rauschten mir zu Füßen:
Wie zögernd auf dem Berg die Sonne stand,
Als wollte sie mich noch und nochmal grüßen.
Und nochmals grüßte sie mich hellsten Strahls: —
Und sank — und Schauer nahm mein Herz gefangen
Warum? Jetzt weiß ich's erst! — Es ist damals
Die Sonne meines Glückes heimgegangen.

Melancholie.

(1867.)

Zurück, o Welt, mit deinen schwanken Wogen
Du lockst mich niemals wieder in Gefahr:
Denn deine Liebe hat mir stets gelogen
Und deine Selbstsucht nur bleibt ewig wahr.
Und ob der Freund dir drücke warm die Rechte, —
Er liebt in dir doch nur sein eigen Bild:
Ob liebend dich des Weibes Arm umflechte —,
Du blöder Thor, du wähnst, daß dir es gilt?
Es gilt nur dem Idol des eig'nen Wertes,
Dem ihre Eitelkeit Altäre baut:
Und nur ein eigen Selbst, ein kraftverklärtes,
Umarmet in dem Bräutigam die Braut.
Ach, deines Herzens eigenste Gedanken —
Wem sind sie lieb wie dir? Wer denkt sie mit?
Du stehst allein: drum lerne nie zu wanken:
Nur auf dich selber stütze sich dein Schritt.

Huld ist der Menschen Wunsch und Lieb' ihr Träumen,
Jedoch das Selbst ihr eisernes Gesetz.
Sie wähnen, frei zu geh'n in freien Räumen: —
Ein feiner Blick sieht rings das feine Netz.

Warnung.

Sei nicht zu sicher und befriedet,
Sei nicht des Glückes allzuvoll:
Schon ist der Donnerkeil geschmiedet,
Der all dies Glück zerschmettern soll!

Rat.

Störe keinem den Schlaf! Daß du nicht ein Glück ihm verscheuchest,
Welches du nicht aufwiegst, bringst du die Krone der Welt.

Unser Kirchhof.

(1868.)

Die Sonne, die das Licht dem Leben beut,
Hat Huld und Muße
Genug, daß sie die Gräber auch erfreut
Mit einem Gruße.
Der Ort liegt von des Lebens Lärm und Hast
Still abgeschieden:
Im Abendwind bebt der Cypressenast —
Welch tiefer Frieden! —
Mir ist, er spricht: „Zum Lohn ward ich erbaut,
Nicht um zu strafen:
Komm' nur, wird dir's da draußen allzulaut;
Hier ist gut schlafen."

An meine Schwester Constanze.

Es steht ein Felsen einsam. — Die Wolke küßt sein Haupt. —
Nicht viel ist ihm gemeinsam mit dem, was unten staubt.
Ihn hat der Blitz getroffen. — Der Sturm hat ihn zerschellt. —
Es schmähet ihn den Schroffen, den Harten gern die Welt. —
Des Wetters grimmes Tosen durchfurcht den dunkeln Stein: —
Es wollen drum die Rosen nicht recht bei ihm gedeihn. —
Nur eine kleine Rose, von süßer, holder Art,
Erblüht aus stillem Moose an seinem Herzen zart.
„Mir ist hier ganz geheuer bei ihm" — spricht sie mit Lust —
„Er birgt ein tiefes Feuer in seiner kalten Brust —
Und will er sie auch nicht zeigen, — ich spüre seine Glut,
Und tief in ihm — mit Schweigen — ein Schatz von Golde ruht.
Mit einem Lebensodem zusammen atmen wir,
Er ist mein dunkler Boden, — ich seine helle Zier!" —
Er hört's und immer fester an sich die Rose zieht: —
Sprich, meine kleine Schwester, verstehst du dieses Lied?

Nachruf an Frau Amanda von Geibel.

O reines Herz, du konntest dich versöhnen
Und du versöhnst auch uns mit deinem Lose:
Denn selbst der Tod: — er mußte dich verschönen.
Du lächelst noch, als ob dir Harfen tönen,
Als sagte dir der Tod mit Lenzgekose:
„Komm, blüh' im Himmel nun, du weiße Rose!"

Klage.

Ich hör' eine alte Weise
In meiner Seele klingen:
Sie zittert und schwebet leise,
Wie auf dunkeln Schwingen,
Empor: und breitet sich schwer,
Wie ein großer Schatte, darüberher! —
Wenn ich müde gespielt mich hatte,
Auf des heimischen Gartens Wiesenmatte
Und die Sonne war untergegangen
Und der kühlere Abendwind
Um die glühenden Wangen
Wehte dem bangen Kind, — —
Da glaubt' ich im Rauschen der schwarzen Föhren
Ein altes, trauriges Lied zu hören
Von Schmerz und unendlichem Weh:
Daß, wie die Sonne nun untergeh',
Und der Tag, der freundliche, scheide
Und die Rose welk' auf der Heide,
So alles Liebliche schwinde vorüber —:
Ein Lied, düster und bang,
Voll unerbittlicher Not —
Von alles Schönem Untergang,
Von alles Glücklichen Tod —!
Und meine Seele ward trüb' und trüber:
Und ich floh aus den bangen Schatten,
Die sich leise gebreitet hatten,
Und barg mein Weh — so ausdruckslos —
Und mein Haupt in der lieben Mutter Schos.
Und dies Lied von der Menschen alter Not,
Von des Lieblichen Welken, des Edlen Tod,
Von aller Freude Vergänglichkeit,
Von dem Wurm, der in gift'ger Verborgenheit

In jeder Blüte der Hoffnung nagt, —
Dies Leid, das die alten Föhren geklagt,
Dies bange, düstere Ahnungswort, — —
Es begleitet mich fort und fort!
Tausendstimmig hör' ich's im Nord,
Im Herbstwind jammern und schallen,
Wann die Blätter zu sterben fallen
Und wann, wie ein großes Leichengewand,
Der Nebel sich breitet über das Land
Grau, düster und kalt.
Und mit zäher Gewalt
Klingt nach der klagende Seufzerhauch,
Wie lärmend auch
Ihn übertäubt die laute Lust:
Seines ewigen Rechts bewußt
Scheidet er nicht aus der Menschenbrust,
Hält bald sich verborgen, ein Schattenstreich,
Und schwillt bald, wachsenden Fluten gleich,
Über jeglichen Damm und Deich,
Den die zitternde Freude dazwischenbaut. —
Und ich höre den leisen, traurigen Laut
Im Wasserfall, der vorüberrauscht
Und in ewigem Wechsel die Woge tauscht,
In der Abendglocke verhallendem Klang,
In der Cykaden ödem Gesang,
In des Frühlings sehnsuchtatmendem Hauch: — —
Und leise, leise stiehlt er sich auch
In den gold'nen Wein, in die roten Rosen,
Selbst in der Liebe süßes Kosen:
Und überall aus der Freuden Chor
Hör' ich die leise Klage hervor:
„Es naht die Nacht, die kein Licht erhellt, —
Eine große Gruft ist die ganze Welt."

„Mariä Geburt fliegen die Schwalben fort.“

Aus feuchten Gründen der Nebel steigt,
Wie unvermeidliches Unheil,
Und grau durch die öden Himmel streicht
Ein fröstelnder, nasser Schauer.
Von der Mauer die Hedraranke fällt,
Todmüde vom langen Halten:
Durch die kahlen Gärten, durchs Stoppelfeld
Suchet der Wind und seufzet.
Und Schwalbe sogar, die, mutig und treu,
Zuletzt von allen verzagte,
Sie ziehet davon in fröstelnder Scheu,
Zum Zeichen, daß alles verloren.
O trüber Tag, da von dannen zieht
Die letzte, zwitschernde Schwalbe:
O trüber Tag, da die Seele flieht
Die letzte, singende Hoffnung.

Vergeblicher Zuspruch.

„Was irrst du verlassen, in Wälder entrückt?
Sieh, Hallen und Gassen sind festlich geschmückt.
Es locken die Geigen, es flattert der Kranz,
Die Jugend im Reigen fliegt hurtig zum Tanz,
Rings sprudelt und schäumet die Lust und der Scherz: —
Was sinnet und träumet dein einsames Herz?“
„O lasset mich träumen im grünen Gezelt: —
Kein Glück zu versäumen hab' ich in der Welt!“
„Ei, was dich betroffen, — nach vorwärts den Blick!
Ein mutiges Hoffen besiegt das Geschick.
Die Wellen des Lebens, sie tragen im Spiel
Des Sinkens und Hebens den schaukelnden Kiel.

Was wanderst du einsam? Hinaus in die Welt,
Leicht trägt sich gemeinsam, was den einzlen befällt!"
„O lasset mich wandern in Schmerz und allein: —
Ihr Herz ist des andern und nie wird sie mein."

Wehmut.

(1864.)

O schöne Zeit, da jede Dämmerung
Dem Herzen eine holde Weihe brachte,
Und sich die Seele hob mit hohem Schwung,
Sobald das Licht der Sterne sich entfachte!
Die Abendröte lieh ihr duftig Kleid,
Wie den Gefilden, damals meinen Träumen:
Ein Sinnbild seiner lichten Freudigkeit
Ersah mein Herz hoch in den Sternenräumen.
Jetzt wirft die Dämmerung ihr rot Gewand,
Ein blutig Bahrtuch, über meine Lieder:
Wie Totenkerzen an des Grabes Rand
Schau'n trüb die Sterne auf mein Hoffen nieder.

Zu spät!

Im Herbst bin ich von Haus gegangen,
Die Herbstzeitlose blühte spät,
Da sprach ich: „Liebste, wann mit Prangen
Durch unser Thal der Frühling geht, —
Dann kehr' ich heim, dann komm' ich wieder,
Dann find' ich dich in alter Treu',
Der Fink schlägt die gewohnten Lieder,
Und Lieb' und Rosen blüh'n aufs neu'. —"

Sie sah mich zieh'n mit bangen Thränen; —
Der Frühling kam: doch ich blieb aus:
Im Spätherbst endlich trieb das Sehnen
Mich unaufhaltsam fort nach Haus.
Ich suche sie im Haus — im Garten — —
Rings alles einsam, wie das Grab, —
Das Weinlaub fällt, wie matt vom Warten,
Welk, lautlos von der Mauer ab.
Auf feuchtem Grund die Herbstzeitlose
Mit letztem Seufzer zu mir spricht:
„Ich soll dich grüßen von der Rose: — —
Sie harrte lang: — du kamest nicht!“

Versäumte Rosen.

Es steh'n die Gärten ach! und Wälder
Schon ihres schönsten Schmuckes leer,
Vergeblich streif' ich durch die Felder, —
Ich finde keine Rose mehr!
So viele tausend sind erblühet,
Viel Tausenden zu Zier und Lust, —
Des Sommers Kuß, warum erblühet
Er nicht auch hier, an meiner Brust?
Wie viel, an stillentleg'nen Orten,
Dem Schmetterling bekannt allein,
Von Menschen ungepflückt, verdorrten: — —
Wär' eine nur von diesen mein!
Als sie gelockt auf allen Wegen,
Hab' ich zu pflücken sie versäumt:
Dem Fenster rankten sie entgegen, —
Ich hab's versäumt, ich hab's verträumt.

Die Weihe fehlt dem müden Sinn: die Glocke ruft vergebens: —
Ach, mit der Jugend geht dahin der Sonntag alles Lebens.
(Seite 8)

Ich hatte noch den blauen Flieder,
Die stillen Veilchen noch im Sinn, —
Ich sang dem März noch Abschiedlieder,
Da floh der Mai mir schon dahin.
Ich rechte nicht mit dir, o Sommer:
Du kannst die Gaben deiner Huld
Nicht sparen für den späten Kommer: —
Was er versäumt, ist seine Schuld.
Doch traurig ist's, soll nicht umzirken
Der frohe Schmuck ein junges Haupt,
Und soll die Rosen rasch verwirken,
Wer allzulang an Veilchen glaubt!

Mit „Harald und Theano".

(Einem jungen Mädchen.)

Gedenkst du noch der ernsten Willkomm=Worte,
Darin zuerst wir freudig uns verstanden?
„Wer ganz entsagt, ist frei von Schmerzensbanden,
Stark bleibt sein Stamm, ob Laub und Schmuck verdorrte."
In meines Liedes epheugrüne Pforte
Tritt ein und siehe, wie in fernen Landen
Zwei tiefe Herzen diese Wahrheit fanden,
Die Menschenschicksal ist an jedem Orte.
Und glaube mir, so oft du wirst gedenken:
„Es wohnet im Entsagen nur der Friede,"
Wird in dein Herz sich heil'ge Ruhe senken.
Vielleicht, ob ich für immer von dir schiede,
Wirst du dann mir und meinem ernsten Liede
Noch einen Pulsschlag der Erinn'rung schenken.

Die Bernsteinhexe.

Wer ist das Weib — gelbfahl ihr Haar,
Ihr Auge meergrau, wellenklar,
Ihr Wesen kühl und wunderbar?
Oft liegt sie stumm auf ödem Strand,
Ritzt Zeichen in den weißen Sand, —
Hebt heischend in die Luft die Hand: — —
Da in den Wellen kommt's gerollt,
Dem sie gebeut, das sie gewollt,
Das feuchte, kalte Meeresgold.
Und wem sie hold, dem wirft sie's zu —
Von Stund an weicht von ihm die Ruh': — —
Die Bernsteinhexe — das bist du!

Ahnung.

(1857.)

Ich habe mit dir in die Wolken geschaut,
In die Abendwolken dort oben.
Es küßte die rosige Nebelbraut
Ein Bräut'gam, aus Wolken gewoben.
Und als sie am schönsten zusammen gekost,
Als könnten sie nimmer sich missen, —
Da kamen die feindlichen Winde getost
Und haben die Liebe zerrissen.
Wo ist nun der Bräut'gam, wohin ist die Braut,
Ach, wohin bist du selber geschieden?
O Gott, was wir hoch in den Wolken geschaut,
Ist uns alles geschehen hienieden.

Abschied.

(1858.)

Hast du's in dir nicht tief empfunden,
Wie einen Schauer heiß und kalt,
Daß unzertrennlich wir verbunden
Durch eine zwingende Gewalt, —
Ist dir nicht alles jäh zerstoben,
Gleichwie mit einem Zauberstreich, —
Fühlst du dich nicht emporgehoben
Wie in ein blaues Himmelreich
Und fühlst du nicht mit leisem Beben,
Daß dir dein Schicksal nahe trat, —
Daß abgethan dein altes Leben,
Daß aufgethan ein neuer Pfad: — —
O dann halt ein und laß uns scheiden,
Und laß mich einsam weiter ziehn:
Von Liebe wurde dann uns beiden
Ein gleich Verständnis nicht verliehn!

Der Brief.

(1857.)

Nun hast du wohl den Brief gelesen, der meine ganze Seele trägt:
Die Frage ging nun an dein Wesen, die bittend um dein Leben frägt.
Nun seh' das Köpfchen ich gesenket, in Züchten und in Liebe rein,
Die Wangen hold von Scham getränket, wie weißes Glas von rotem Wein.
Nun geht dein Herz wohl hoch in Wogen, wie Meerflut, die im Sturme stiebt,
Und klingend kommt's durch dich gezogen: „ich bin geliebt, ich bin geliebt."

Nun blickst du wohl ins Land mit Schweigen, gehüllt in Schnee
und Sternenlicht,
Indes vom Köpfchen dir mit Neigen die Hand die blonden Zöpfe
flicht.
Mit seinem Gruß, dem friedereichen, der Mond in deine Kammer
sieht: — —
Es sei mit einem guten Zeichen, daß meine Liebe zu dir zieht!

Vision.

Ich weiß, viel hundert Stunden hätt' ich zu dir zu gehn:
Doch heut' im grünen Grunde sah ich dich vor mir stehn.
Du huschtest rasch vorüber, am buschigen Waldessaum —
Und war es nicht dein Schatte — so war es doch mein Traum.
Ich sah die blonden Zöpfe, das blaue Augenpaar:
So pflegtest du zu blicken, so scheu, so tief, so klar.
Ich war so hart erschrocken, als säh' ein Heil'genbild
Ich aus dem Dome schreiten und wandeln im Gefild.

Nach Lesung eines Tagebuchs.

Mir ist, ein Heiligtum hab' ich betreten!
Hier atmet ringsum Friede, Kraft und Milde.
Ein tiefes Herz hat seine Traumgebilde
Hier aufgestellt, sie liebend anzubeten.
O wie viel Reinheit, wie viel sinnig' Streben!
Welch zarte Jugend, frisch und unentweiht!
Welch milder Ernst, welch zarte Innigkeit
Und ach! welch opferfreudiges Ergeben!
In Ehrfurcht bebt mein Herz. Es weiß zu gut,
Welch armen Kaufpreis nur es bringt, zu zahlen
Für die Juwelen alle, die hier strahlen,
Den Wunderhort, der hier verborgen ruht.

In deines Lebens dämmernde Kapelle
Trat mit der Fackel ich, entscheidungsvoll,
Die sie zerstören oder füllen soll
Mit eines niegeahnten Lichtes Helle.
Ob ich zum Heil, zum Unheil dir gekommen: —
Das wird der Zukunft dunkler Gott entscheiden
Jetzt aber ist es Frühling in uns beiden:
Und dieses Jetzt, es wird uns nie genommen!

Epistel.

Wie tausendfältig hast du dich bewährt,
Gleichwie der Demant, der, wie man ihn wende,
Nach allen Seiten gleichen Schimmer zeigt.
Du hast zuerst mit deinen hellen Augen
Mir neu entfacht die längst erlosch'ne Hoffnung,
Daß mehr als Eitelkeit im Weibe wohne.
Du zogst mich an, ein schönes, stummes Rätsel:
Ich wagt' es nicht, dich deutend zu erklären:
Doch ahnend legt' ich ihm den schönsten Sinn: —
Der Weiblichkeit Mysterium — zu Grunde:
Und immer noch hab' ich dich recht erraten,
Wann ich das Herrlichste gedacht von dir! —
Wie froh und kindlich weißt du zu genießen,
Kredenzt die Stunde gütig den Pokal:
Wie ernst und stark weißt du die Last zu tragen,
Die dir die Pflicht des Lebens auferlegt:
Wie hältst du hoch den Freund, wie klein dich selbst, —
Beschämende Bescheidenheit der Liebe! —
Und selbst die Kränkung, schwer und unverdient,
Du wolltest nicht sie stolzen Sinn's vergeben, —
Nein, weil ich zürnte, glaubtest du dich schuldig,
Und wolltest büßen, wo du nie gefehlt!

In Demut trugst du Unrecht und Verkennung,
Dich schweigend hüllend in verborg'ne Treue,
Erhieltest still der Liebe Funken glimmend: —
Und freudig, ohne Scheltwort, ohne Klage,
Als er dir reuig wieder heimgekehrt,
Empfingst mit alter Wärme du den Freund! —
O stilles Dulden, anspruchslose Treue,
Sanft wie ein Kind und wie ein Gott allmächtig, —
Ich kann dich nicht erreichen, nicht verdienen,
Doch dich bewundern will ich immerdar!

Rosentod.

Du kannst nicht von mir lassen, mir sagt's mein Herz gewiß,
Sonst wird dein Glanz erbleichen in öder Finsternis.
Die Liebe war die Farbe, die herrlich dich getränkt,
Sie hat dir, meine Rose, dein schönes Rot geschenkt.
Du darfst es nicht verlieren, dies schöne Liebesrot:
Entfärben sich die Rosen, bedenk', — es ist ihr Tod.

Den Strom hinab!

Fern sind die Tage, fern dahin,
Da ich in tiefem Gras,
Du schöne Waldeskönigin,
Zu deinen Füßen saß.
Die Frühlingswolken zogen weiß, —
Im Quellgrund ging die Mühle leis — —:
Den Strom glitt all das nieder —
Und kam nicht wieder.

In Lenzduft lagen Wald und Höh'n,
In Lenzduft unser Sinn:
Wir waren jung, du warest schön,
O Waldeskönigin:
Die Frühlingswolken zogen weiß,
Im Quellgrund ging die Mühle leis — —
Den Strom glitt all das nieder —
Und kam nicht wieder.

Aus einer Novelle.

Hoch rauscht das Fest: die Marmorbrunnen gießen:
Ein Wald von Azaleen ward der Saal:
Die Tänze wirbeln: heiße Blicke schießen:
Rings flammt das Licht aus Kelchen von Opal.
Ich lehn' im Erker einsam: drinnen suchen —
Ich fühle sie — der Augen viele mich:
Doch mich umweht der Hauch der Loisach-Buchen: —
Mein Alpenröslein ach! — ich denke dich.
Dich denk' ich, dich! Du schwebst im weißen Kleide
Des Dörfleins Gangsteig, mich erwartend, hin:
Fort, stolzer Atlas! Fort, du bunte Seide!
Das Alpenröslein nur trag' ich im Sinn.

Besorgnis und Trost.

Im holden Auge sanfte Güte, —
In weicher Brust ein tief Gemüte, —
Mir bangt um dich, du liebes Kind:
Ich hab' erprobt seit vielen Jahren:
Am härt'sten pflegt die Welt zu fahren
Mit Blüten, die die zart'sten sind! —

Jedoch: getrost! Es ist gelegen
In solcher Art auch höchster Segen:
— Die eitle Flachheit faßt ihn nie —:
Es quillt in Schmerzen dir und Wonnen
Der ew'ge Melusinenbronnen
Der Weiblichkeit und Poesie.

Wunsch.

Du sollst in Glück, du sollst in Glanz
Durchs Leben geh'n:
Mich aber laß, in Dunkel ganz,
Zur Seite steh'n:
Wann dir durchs Haar sich schimmernd weiß
Die Myrte flicht, —
Wirf auf mein Grab ein Lorbeerreis: —
Vergiß das nicht! — —

Entschuldigung.

Vergieb dem Freund! — Ihm war nicht wohl:
Sein Scherz war spitz, sein Lachen hohl,
Er war sich selbst zuwider:
Bald macht er's gut und windet dir
Ums schöne Haupt die schöne Zier
Herz-tief empfundner Lieder.

Abschluß.

Ich rühmte dich die laut're Güte!
Was kränkest du mein wund Gemüte

Mit unverdientem, herbem Hohn?
Daß in dein helles Leben hatte
Sich eingedrängt mein dunkler Schatte,
Verdiente das so bösen Lohn?
Gleichviel! du sollst aus meinem Herzen
Mit spitzem Spott ein Bild nicht merzen,
Das ich geträumt und das mir blieb:
Du lebe fort in frohen Scherzen:
Nicht neid' ich sie : — denn meine Schmerzen
Sind wie ein Heiligtum mir lieb! —

Des Sternes Rache.

Magst den Stern du Irrwisch schelten: —
Gleicher Glanz nur wird's vergelten.

Trost.

(1868.)

Das Leben hat mir reich gespendet,
Mir oft den Becher voll geschenkt:
Doch alles hat mit Schmerz geendet,
Dem Glück hab' ich nun abgeschworen:
— Wunsch, Wahn und Hoffnung sind der Thoren —
Und für die Zukunft mich geweiht
Entsagender Beschaulichkeit.
Doch manchmal hebt aus Fröhnerjoch
Den Blick zum Himmel Sehnsucht noch:
Dann grüßt ein schöner Stern und spricht:
„Schilt, einsam Herz, dein Schicksal nicht:
Genuß würd'st schläfrig du gewöhnen;
Die höchste Gabe der Kamönen
Ist ew'ge Sehnsucht nach dem Schönen."

Die Sehnsucht.

I.

Die Sehnsucht ist's, die Sonnen und Planeten
Sich suchend läßt durch alle Himmel irren,
Sie zieht zum Nordpol zwingend den Magneten,
Zum Licht das Moos und der Phaläne Schwirren.
Sie ist's, die vor der weißen Lotosblume
Den sanften Inder betend knieen lehrte,
Ob nicht aus diesem kleinen Heiligtume
Das Wunder steige, das sein Herz begehrte.
Sie ist's, die früh den sinnenden Chaldäer,
Den schwärmenden Nomaden, zu den Sternen
Emporwies, aus dem Licht, ein Zukunftspäher,
Das nie von uns zu Lernende zu lernen.
Sie hieß für Freiheit fallen den Hellenen: —
Ihr Geist umflog die Eb'nen Marathons,
Und sie durchklang, ein fromm' Messias-Wähnen,
Die Harfen an den Flüssen Babylons!

II.

Und als Er, der göttliche Mensch, war erschienen,
Der prophetenverkündete Heiland der Welt,
Da führte sie, ihm anbetend zu dienen,
Mit Sternen die Könige vor sein Gezelt.
Und es ging allüber die Lande die Botschaft:
„Frohlocket ihr alle, mit Schmerzen beladen:
Gestillt und geheilt ist die irdische Notschaft,
Und das Sehnen gestillt in dem Quelle der Gnaden."
Und sieh: aus dem ahnenden, sinnenden Norden,
Da kamen gezogen in drängender Eile
Goldlockig-blauäugige Völkerhorden:
Es zog sie zum Süd' und zum ewigen Heile.

Und wo immer ein Herz mag streben und ringen
Mit der Kraft der Entsagung nach dem Edlen und Guten,
Da trägt es das Sehnen mit rauschenden Schwingen,
Ein himmlischer Phönix, aus irdischen Gluten!

Wo ist Gott?

„Wo ist Gott?" — Im Meeresrauschen!
„Wo ist Gott?" — Im Eichenwald!
Kehr' in dich und lerne lauschen: —
Seinen Atem hörst du bald!
„Wo ist Gott?" — Im Kindesbeten!
„Wo ist Gott?" — Im Sternengang
Und im Ruf der Schlachtdrommeten
Und im frommen Orgelklang.
„Wo ist Gott?" — Im Duft der Linde
Und im Lied der Nachtigall,
Und im Hauch der Frühlingswinde: —
Überall im Weltenall.

Mein Stern.

Mein Herz verzage nicht,
Ob Sturm und Wellen dicht
Droh'n nah und fern:
Wie auch die Woge schnaubt, —
Sieh', hoch ob deinem Haupt,
An den du stets geglaubt,
Glänzt er, — dein Stern!

Der dich von Jugend an
Führet auf sich'rer Bahn,
Huldvoll und mild,
Er wird aus Schmerz und Qual
Leiten auch dieses Mal,
Bergen nicht seinen Strahl,
Jetzt, da es gilt.

Am hellen Glückestag,
Da man dich missen mag,
Schaut man dich nie:
Doch in des Leidens Nacht,
Da gehst du auf in Pracht
Und ziehst empor mit Macht: —
Stern Poesie!

In der Fremde.

In der Fremde, in der Ferne wird dem Herzen bang, so bang,
Muß es missen, den so gerne es vernahm, der Heimat Klang.
Wenn es muß die Menschen missen, denen seine Tiefen klar,
Und die Thäler, die da wissen, wann es froh, wann traurig war.
Fester drum in fernen Landen schließt sich in sich selbst das Herz,
Von den Menschen unverstanden, sehnend, schaut es sternenwärts.
Wohl ihm dann! Es wird genesen an dem sanften Silberstrahl:
Tröster war er ihm gewesen auch daheim so mancher Qual.
Und es fühlt: auch in der Ferne ist nicht alles fremd und neu:
Sind es doch die alten Sterne, freundlich, ernst, verschwiegen, treu.

Das Lied des Herzens.

In meiner Seele tiefstem Grunde klingt eine Weise wundersam,
Die ich in gotterfüllter Stunde aus Himmelshöhen einst vernahm:
Ein Lied von allem Ewig-Schönen, das Gott und Menschen einen kann:
In seinen edeln Silbertönen liegt meines Lebens Talisman.
Und ob's die Welt mit wirrem Streite, wie Sand die Perlen, überzieht: — —
Gleich eines Engels Schutzgeleite treu schwebt um mich das heil'ge Lied.
Mag noch so hoch die Woge rauschen, die brandend schlägt der laute Tag:
Nur still in mich brauch' ich zu lauschen, — ich hör's, wie meines Herzens Schlag.

Das Heiligtum.

Bald wird nun alle Welt erfahren um diese Lieder, die so lang'
Uns beiden nur gemeinsam waren, ein hold Geheimnis, scheu und bang'!

Der Neugier und der Bosheit Augen, dem schalen Witz, dem frevlen Spott
Zur Weide bald wird ihnen taugen, was uns so heilig, wie ein Gott.
Sei's drum! was heilig, bleibt es immer, Spott schändet sich, das Weihbild nie: —
Wie schön bleibt doch der Sterne Schimmer, ob auch trüb' Wasser spiegle sie!

Die Lerche.

Eine Lerche möcht' ich sein, lieblich ist der Lerche Leben!
In des frischen Saatfelds Rain liegt ihr heimlich Nestlein, neben
Rotem Mohn und grünem Klee, gern umschwärmt von Bien' und Käfer,
Nachbartraut dem jungen Reh, gern geschont von Herd' und Schäfer.
Saatengrün und Himmelsblau ist ihr Traum im Nachtverstecke,
Bis der frische Morgentau sie zum frohen Tagwerk wecke.
Seht, wie hoch, wie frei sie schwebt, steigend in stets höhern Ringen:
Ihr Gesang ist's, der sie hebt, nicht die Kraft der schwachen Schwingen.
's ist, als ob zu Gottes Thron sie den Dank der Erde bringe,
Der, zu schwer sonst, nur im Ton klar und leicht nach oben dringe.
Eine Lerche möcht' ich sein, lieblich ist der Lerche Leben:
Sangvoll, frei und sorgenrein in dem blauen Himmel schweben!

Gottvater spricht:

„Wenn ich ins Weltgebäude vom Himmel schau' hinein,
Traun, alle meine Freude ist jetzt die Lieb' allein.
Die Demut ist gestorben, der Glaube todesbleich,
Die Wahrheit ist verdorben, die Lüge hat das Reich.
Den Stolz, auf den sie pochen, längst hätt' ich ihn gefällt,
Längst hätt' ich sie zerbrochen, die ungetreue Welt, —
Säh' ich nicht treues Lieben blüh'n hin und wieder doch:
Ein Reis, das übrig blieben vom Paradiese noch.

Den Engel will ich senden, den treuesten, der mein:
Der soll mit starken Händen der Liebe Hüter sein!
Mit Glut und Tau sie pflegen soll er zu rechter Zeit:
Soll schirmen sie und hegen gen alle Fährlichkeit.
Und spricht er einst mit Reue: ‚o Herr, die Lieb' verdarb! —
Nichts half ihr meine Treue, denn ihre Wurzel starb,' —
Dann weigr' ich meinen Blitzen nicht mehr ihr Rächeramt:
In ihren tiefsten Sitzen zermalmt die Erde flammt,
Und aus dem Weltenstaube entfliegt die Liebe bloß,
Fliegt, eine weiße Taube, in meinen ew'gen Schos."

Sommerglanz.

Du wunderschöner Sommerglanz mit Duft und Klang und Blüte,
O, laß mich deine Fülle ganz einatmen ins Gemüte.
Ich grüße dich, du grünes Thal, — wer weiß, ob nicht zum letztenmal!
Ich grüße dich, mein Wasserfall, o, laß mich niederknieen
Bei deines Silberstaubes Schwall: laß um die Stirn mir ziehen
Die feuchten Funken ohne Zahl, — wer weiß, ob nicht zum letztenmal!
Schwarzamsel im Holunderstrauch, mit deinen süßen Tönen:
Dir, liebes Vöglein, dank' ich auch für deinen Sang, den schönen,
Der sich so hold ins Herz mir stahl, — wer weiß, ob nicht zum letzten-
mal!
Denn flüchtig ist die Sommerzeit und flüchtig ist das Leben,
Nie ist der Tod, der Winter weit, mir ist, — ich hör' ihn schweben;
Herz, — grüße jeden Freudenstrahl, als wäre dies das letzte Mal!

Im Sonnenschein.

O sieh', wie warm die Sonne scheint, und alles rings erhellt,
Wie gut es Gott noch immer meint mit seiner alten Welt!

Er muß doch so viel böse Schuld und so viel Elend schau'n, —
Noch immer läßt in alter Huld er seinen Himmel blau'n!
Im Sonnenschein, wie lebt sich's leicht, wie atmet sich's gelind,
Wann warm um deine Wangen streicht der liebe Sommerwind!
Nimm nur die Welt nicht allzuschwer, — sie ist so hold zu seh'n —
Und lebe mehr von ungefähr, mein Herz, und laß dich geh'n.
Der Raum, dess' du bedarfst, ist klein, und was dein Glück bestellt,
Wird auch wohl noch zu finden sein in dieser weiten Welt!

Nach dem Regen.

Nun liegt die Flur gesegnet: die Läublein all sind naß!
Nun hat es ausgeregnet: Frau Sonne kömmt fürbaß.
Aus flieh'nden Wolken schaut sie, grüßt scheidend noch die Au,
Den Regenbogen baut sie ins feuchte, warme Blau.
Der Hirt schürt vor dem Pferche sein Abendfeuer an,
Und trillernd steigt die Lerche, danksingend, himmelan.

Hingebung.

In liebender Ergebung liegt alles Menschenheil,
Liegt Leben und Erhebung, der Ewigkeit ein Teil.
Willst du das Schöne bilden, — so gieb dich ganz dahin:
Es zwingt den Stoff, den wilden, nur liebergeb'ner Sinn.
Willst du das Gute schaffen, — so gieb dich ganz dahin:
Des heil'gen Mutes Waffen wird jeder Kampfgewinn.
Willst du das Wahre finden, — so gieb dich ganz dahin:
Es löst ein Gott die Binden nur treuergeb'nem Sinn.
Und willst du selig leben, — so gieb dich ganz dahin —
Glück kann nur Liebe geben, die Allhingeberin!

Dank.

Und wieder ist ein Schritt vollendet und wieder ist ein Ziel erreicht
Und wieder war mir Kraft gesendet, die alles Schwerste schaffte leicht;
Was andern nur mit Widerstreben sich in die harten Hände zwingt,
Sich mir gehorsam und ergeben um den erhob'nen Finger schlingt.
Es ist kein eitler Aberglaube: die Huld der Sterne drückt mich schwer:
Und treu, wie eine zahme Taube, fliegt das Gelingen um mich her;
Noch hab' ich nie das Schwert geschwungen, daß es vergeblich niederfiel,
Noch ist kein Pfeil mir abgesprungen, — magnetisch zog es ihn ans Ziel.
Mich drängt unendlich süße Rührung, daß ich bekenne so viel Huld:
Ich bin für wunderbare Führung, ihr Sterne, tief in eurer Schuld!
Doch, wie kann euch mein Herz bezahlen, die ihr des Herzens Reichtum seid?
Ein Regenbogen eurer Strahlen ist alles, was mir Schimmer leiht.
So will ich ganz euch angehören, zu eurem heil'gen Dienst geweiht,
Kein Staub noch Makel soll euch stören, schaut ihr auf eures Priesters Kleid:
Weil ihr von Kind auf mich gehoben aus der Gewöhnlichkeit zum Glanz,
Sei all mein Leben euch gewoben zu schimmervollem Opferkranz.

Glückseinkehr.

Ja, ich erkenn' es klar,
Nun ist auf immerdar
Tot all mein Schmerz:
Mächtigem Strome gleich
Flutet mir überreich,
Flutet mir frühlingsweich
Glück in das Herz.

Jeglichem Wesen ist
Vorbestimmt eine Frist,
Da sein Glück blüht.
Jetzo kam mir die Zeit:
Komm' denn, o Seligkeit,
Offen unendlich weit
Steht mein Gemüt.

Wie durch den weiten Dom
Flutet der Orgel Strom.
Rauscht in mir Lust:
Himmlischer Gnade Schein
Füllet des Herzens Schrein
Gottes Gefäß zu sein,
Jauchzet die Brust.

Was da schön ist, das ist mein!

Was da schön ist, das ist mein, muß mein eigen werden!
Lied und Liebe fängt mir ein Himmel, Meer und Erden:
Sternenschimmer, Perlenschein, Rosenduft und Feuerwein: —
Was da schön ist, das ist mein!
Alle Cedern Libanons müssen sich mir neigen,
Alle Tempel Babylons ihre Schätze zeigen:
Hellas' hohe Götterreih'n, Marmor, Gold und Elfenbein: —
Was da schön ist, das ist mein!
Römerstolz, Germanenkraft, heil'gen Grales Wonnen,
Hohenstaufenheldenschaft, Raphaels Madonnen,
Heidelberg im Mondenschein, Lorelei im tiefen Rhein: —
Was da schön ist, das ist mein!
Mein der Alpen blauer Schnee, wo der Bergfalk flieget,
Mein des Samlands dunkle See, die den Bernstein wieget, : — —
Trotzig Kind, glaubst du allein, du willst nicht mein eigen sein?
Was da schön ist, das ist mein!

Aus dem Vollen.

Ich liebe nicht die halben Zecher bei edlem Wein, bei kühlem Bier:
Ich lobe mir die vollen Becher: — stets aus dem Vollen geht's bei mir.
Ich liebe nicht die halben Dichter! Nur Kraft — und ob sie überschwoll:
Ich liebe nicht die Splitterrichter: ich liebe, was da ganz und voll.

Ich liebe nicht die halben Herzen! Ganz sei in Lust und Leid der Mann:
Ich lobe, wer in Glück und Schmerzen voll jauchzen, voll erseufzen kann.
Ich liebe nicht die halben Hiebe: ich lobe die von Sedan mir:
Mein deutsches Volk: — in Haß und Liebe stets aus dem Vollen geh's bei dir

---

Wahl.

Vor mir stand edelster Firnewein,
Doch leider nur eine Neige klein.
Da schlich ein Gedanke, gar ehrsam schwer,
Mit silbernem Barte zu mir her
Und raunte: „Nun zeige Sinn und Art:
Drei Schlücklein giebt's wohl, wenn man spart."
Rasch schob ihn hinweg ein junger Gesell,
Ein Gedanke, mit Augen blitzend hell:
Nichts sprach er, erhob mit Lachen den Krug,
Trank alles mit einem vollen Zug:
Das war stolz und tief und doch genug: —
Der Alte war dumm und der Junge klug!

Frühlingslied.

Wie ein fliehender Parther nur
Schickt der weichende Winter noch
Schneegestöber und Nebel nach,
Schlau die Flucht zu verbergen.
Doch er floh, und sein Heer zerstob;
Und schon tönet aus blauer Luft
Hell das schmetternde Siegeslied
Lenzverkündender Lerchen.

Mädchenlied.

Ich hab' in diesen Wandertagen, mein Freund, des Schönen viel geseh'n:
Viel hohe Wälder sah ich ragen und lieblich viele Saaten steh'n.
Doch wann mit lautem Lob die andern erhoben Berg und Thal und Flur, —
Still dacht' ich: „Schön ist doch das Wandern — und auch das Ruh'n! — mit Einem nur."
Und lobte der die Felsenkronen und der die sanften Auen sich, —
Ich dachte nur: „Wie süß zu wohnen wär's für den Liebsten hier und mich."
Stets eine Blume still ich pflückte, wo mir am schönsten schien die Welt: —
Dir, der mir jeden Ort beglückte, dir hab' ich sie zum Strauß gesellt.
Er sage dir: „im Kühl der Wälder dein dacht' ich und am Wasserfall:
Auf Bergeshöh'n, im Grün der Felder, ich dachte dein allüberall!"

Weinlied.

Auf Hügeln freudig und sonnig, da wächst er, der goldene Wein:
Drum ist er so froh und wonnig, wie des Himmels Sonnenschein.
Da wächst er, von allem umgeben, was lieblich, köstlich und frank: —
Drum spenden die heiligen Reben den wunderthätigen Trank.
Ihn tränket Gewitterregen mit erquickender Lebensflut: —
Drum bringt er den Kranken Segen, den Betrübten frischen Mut.
Ihn fächeln die Frühlingswinde mit duftigem Flügelschlag: —
Drum haucht er würzig-linde, wie ein blühender Maientag.
Die Schmetterlinge, sie schaukeln um ihn mit schillerndem Schein: —
Drum freundliche Bilder entgaukeln mit bunten Flügeln dem Wein.
Es segneten silberne Sterne die Reben manch stille Nacht: —
Drum hebt zum Himmel uns gerne des Weins begeisternde Macht.
Er wächst, gehegt und umgeben von allem, was Freude schafft: —
Drum spenden die heiligen Reben den wunderthätigen Saft.

In die Chronik der Fraueninsel des Chiemsees.

Treu, seit der Jugend gold'nen Tagen,
Heimsuch' ich dieses Seegefild:
In fremde Fernen hat getragen
Die stille Brust das holde Bild,
Und oft, riß mich in wilde Kreise
Der Sturm des Lebens brandend fort,
Dann stieg dies Bild mir leise, leise,
Aus meiner Seele tiefstem Ort:
Das Bild vom Eiland unter Linden,
Vom See in stolzer Berge Hut,
Vom Glockenschall in Abendwinden,
Vom Mondenglanz auf stiller Flut.
Dann war mir oft im fremden Lande,
Als trieb ich auf des Einbaums Kiel,
Als hört' ich, wie am Ufersande
Die Welle geht mit leisem Spiel, —
Als hört' ich durch die Binsen streichen
Den Hauch der Nacht im Sternenschein: —
Und sieh, ein Friede sondergleichen
Zog überschwenglich in mich ein.
So sollst du mir im Herzen bleiben,
Fest, wie am Himmel steht der Pol:
Ein Zufluchtort im Wellentreiben,
Und alles Friedens ein Symbol.

Gruß in die Ferne.

(1872.)

Welchen treuen und behenden
Liebesboten soll ich senden,
Welcher meiner Seele Grüße
Streue vor der Freundin Füße?

Abendrot, mit leichtem Flügel
Schwebst du über Thal und Hügel:
Wer dich schaut, den faßt ein Sehnen,
Das ihm weit die Brust will dehnen:
Wer dich schaut, den grüßen beide:
Herzewonne, Herzeleide:
Herzeleide, Herzewonne
Leuchten aus der Abendsonne
Abendrot, dich als behenden,
Treuen Boten will ich senden,
Welcher meiner Liebe Grüße
Streue vor der Freundin Füße.

Dank an eine junge Freundin.

(1872.)

In hoffnungsleerem, grauem Bangen
War alles mir dahin gegangen,
Woran dereinst mein Herz gehangen.
Zum Sterben war mein Haupt getroffen:
Zu matt war ich für alles Hoffen,
Und nur das Grab noch sah ich offen, —
Tief-Dunkel lag auf meinen Sinnen:
Ruhm, Schönheit, Wissen, Kunst und Minnen, —
Tot alles —: Todesnacht tief innen.
Da wuchs auf diesen Trauerwegen
Mir deiner Jugend Reiz entgegen:
Der Schönheit letzter Gruß und Segen.
„Das ist," dacht' ich, „die letzte Rose!
Dahinter gähnt mit schwarzem Schose
Vernichtung, die erbarmungslose." —
Wird lichter nun mein Schicksal tagen,
Du sollst dir immer freudig sagen
— Und stolzer mag das Herz dir schlagen: —

„Ich war, als er sich aufgegeben,
Die letzte Freude seinem Leben:
Stets wird sein Dank mein Haupt umschweben!“

Abschiedsthränen.

(1872.)

Ob der Freund dem Blick entschwunden, —
Weißt ihn doch dir treu verbunden.
Zähren, die du reich vergossen,
Warum sind sie doch geflossen?
Schmerzen- nicht, noch Freudenthränen
Strömten sie aus ew'gem Sehnen,
Aus dem tief geheimen Rühren,
Das geweihte Seelen spüren,
Grüßen sie zum erstenmale,
Leis geahnt, die Ideale — —
Denn nicht *mein* Bild, rasch vergänglich, —
Dich ergriff allüberschwenglich,
Was die eig'ne Phantasie
Deinem schlichten Freund verlieh. —
Und ein Priester der Kamönen,
Ein Apostel nur des Schönen,
Faſſ' ich deiner Thränen Spende
In getreue Botenhände:
An der Musen Weihaltar,
Tief bewegt, bring' ich sie dar:
„Seht, welch köstlich Angebinde!
Lohnend reich dem reinen Kinde,
Das so glühend an euch glaubt:
Segnet dies geliebte Haupt:
Niemals soll sie and're Thränen
Weinen, als aus heil'gem Sehnen.“

Unentreißbar.

(1872.)

Du sollst nicht grübeln und nicht fragen,
Du sollst nicht zweifeln und nicht zagen,
Du sollst nicht klügeln und nicht klagen:
Was du gewannst in gold'nen Tagen
Wird nie geraubt dir, noch zerschlagen,
Und ewig wirst du's in dir tragen.

Herzensgüte.

Heil dir! Tief wurzelt im Gemüte
Dir reinsten Glückes weiße Blüte:
Des Herzens still begnügte Güte.
Dir ward das höchste Gut hienieden,
Der Seele stürmefreier Frieden,
In also reichem Maß beschieden,
Daß du mit allzeit offnen Händen
Auch andern voll davon kannst spenden: —
Mein Dank dafür wird niemals enden.

Treugedenken.

Die liebe Heimat nimmt mich wieder, die alte Freundschaft in Empfang,
Und Alpenrosen regnen nieder auf dieses Haupt im Überschwang.
Erprobte Treue, warme Güte, viel Lieblichkeit begrüßt mich hier:
Doch unverdrängt zieht durchs Gemüte ein zartes Dein-Gedenken mir.
Bald, hebest du mit stummem Fragen die träume-schwere Wimper sacht,
Will ich mit hellem Blick dir sagen: „ich habe treu an dich gedacht“.

Wieder im Vaterhaus.

(1872.)

I.

Zartbeschwingte Jünglingsträume, seid ihr wieder mir genaht,
Seit die herzvertrauten Räume, seit die Heimat ich betrat?
Ihr umschwebt die heiße Stirne, keusch und zagend, kühl und lind,
Wie von meines Hochlands Firne heilend grüßt der Morgenwind.
Fesseln fallen, Ketten springen: sieh, der Nebel weicht und reißt,
Und befreit, auf Adlerschwingen, hoch zur Sonne schwebt der Geist.

II.

Gereift, gestählt und streiterfahren, erprobt in Kampf und Ungemach
Nimmst du auf's neu', nach zwanzig Jahren, mich bergend auf, vertrautes Dach.
Welch' tiefer Friede wohnt hier innen! Es überweht mich weihevoll,
Daß ich zum zweitenmal beginnen von hier die Fahrt des Lebens soll.
Wohlan! es winkt aus duft'ger Ferne die Zukunft voll Verheißung mir:
Am Himmel steh'n die alten Sterne, und sturmvertraut ist mein Panier.

Aufbruch an die Ostsee.

(1872.)

„Vom Fels zum Meer!" — Der Falke spannt die Flügel!
Leb' wohl im Süd, mein Thorstein-hoher Horst,
Lebt wohl, ihr rebenduft'gen Frankenhügel:
Mich ruft der Nordlandgötter Eichenforst.
Gegrüßt du Land, wo Wodans Wälder rauschen!
Um Holm und Haff weht noch Walkürenhauch:
Goldlock'ge Freia, laß uns Liebe tauschen:
Schönheit um Kraft — so will's Germanenbrauch!

Du Land, das abgekämpft der Wölfe Horden
Und wildern Menschen deutscher Mut allein:
Es ruft zum Dienst in seinen Deutschherrn-Orden
Marienburg den jüngsten Ritter ein!
Wohlan, er folgt! er kommt mit Klang und Klinge:
Hie deutsches Recht in fernstem Ostmarkland:
Vorauf zum Sieg das Sturmpanier uns schwinge,
Des deutschen Geistes Heer-Großmeister: Kant! — —
Doch, wann ins Meer die Sonne sank zu Rüste,
Traum-Runen ritz' ich in der Düne Sand:
O Möwenschrei an salzduftwürz'ger Küste,
O Segelflug fern an der Sehnsucht Rand!
Die Brandung rauscht: — darf ich ihr Rauschen deuten?
Wie Silberharfentöne hör' ich's zieh'n:
Es grüßen mich — die Meeresglocken läuten! —
Aus blauer Nacht Vineta und Julin.

An der Ostsee.

(1872.)

Das Meer! — wie grausam groß, wie grau! wie öde der Düne Strand:
Kein Leben rings, so weit ich schau': nur Wasser, Luft und Sand.
Die Wolken zieh'n — die Nebel sprüh'n: mich schauert vor Einsamkeit. —
O Heimatberge, buchengrün, — wie weit seid ihr, wie weit! — —

Einsam in der Fremde.

(1872.)

Die fremden Gassen hin und her im Abenddämmer geh' ich:
Mein Geist ist trüb, mein Sinn ist schwer: nichts Herzgewohntes seh' ich.

Wie durch die Fenster rot und traut die Abendlampen glimmen!
Wie lachen durch die Läden laut die hellen Kinderstimmen!
Ich schleiche heim: — wie dunkel, wie schwarztot liegt meine Klause!
Die Hausfrau heißt Melancholie, mit der ich schweigsam hause.

Auf!

(1872.)

Auf! Die Verzagtheit ist der Thoren!
Mein Herz, erkämpfe, was du liebst:
Kein Fußbreit Hoffnung ist verloren,
Als den du selbst verloren giebst.

Gastfreundschaft.

(1874.)

Du hast zuerst an Thules Nebelborden,
Bevor ich mir den eig'nen Herd gegründet,
Bei dir ein gastlich Feuer aufgezündet,
Vom Gral dem Ritter, sturmverweht nach Norden.
In deiner Freundschaft ist mir Trost geworden
Für vieles, was die Welt an mir gesündet:
Und in die Gralburg hab' ich stolz verkündet:
„Vieledles Herz gewann ich uns'rem Orden."
Wie dank' ich dir? — Ach, wer vermag zu danken
Dem Sonnenstrahl, dem Lenz, dem Sternenschimmer?
Man kann sie segnen: — ihnen lohnen nimmer!
Laß um dein Bild, mit Flüstern und mit Schwanken,
Die Epheuzweige meines Liedes ranken:
Zwar sind sie schlicht: jedoch sie grünen immer!

An Miriam.

(1859.)

I.

Von allen Gütern, die mein Haupt gesegnet,
Ist eins mir als das höchste stets erschienen:
Daß Herzen, gleich dem deinen, mir begegnet,
Die jede tiefste Huldigung verdienen.
Und wird mir einst des Glückes Kranz entblättert,
Und wird mir einst der Seele Lenz versehrt, —
Ein Kleinod trag' ich, das kein Sturm zerschmettert:
Das freud'ge Hochgefühl von deinem Wert!

II.

(1871.)

Einst hab' ich eine Perle dich gepriesen:
Mein Lied sang nie ein tiefer wahres Wort:
Denn rein und glanzvoll hast du dich erwiesen:
Durch all mein Leben strahlt dein Schimmer fort.
In reines Gold nur soll man Perlen fassen;
So will ich denn das Beste meiner Seele
Zu der Erinn'rung Reif sich runden lassen
Um dein Gebild, du schönstes der Juwele!

III.

(1872.)

Im Samland reicht der Wald bis an die See:
Abstürzt die Düne turmhoch, steil und jäh.
Ich stand in Staunen: endlos, hell besonnt,
Hob sich empor die Flut im Horizont.
Nie sah ich solche Farbe: „dunkel", „licht"
Und „blau" und „grau", — das alles sagt es nicht.
Und doch hab' ich die Farbe schon geschaut. —
Da zog mir's durch den Sinn, erinnerungstraut:

„Lang, lang ist's her — du trafst den Glanz genau.
Vorahnend diese hier erfüllte Schau:
Du kannt'st ein Auge — „dunkelmeeresblau" —
Lang dacht' ich dein und tief, viel edle Frau!"

IV.

(1872.)

Weit von der Ostsee rauschenden Wogen,
Feucht von der Brandung sprühendem Tau,
Kommt dir ein singendes Vöglein geflogen:
„Heil zum Geburtstag, herrliche Frau!
Über die einsam schweigenden Dünen,
Über Marienburgs zackigen Wall,
Über die Totenhügel der Hünen,
Über der Nogat und Weichsel Schwall
Senden mich grüßend vertrauliche Hände
Hieher zu dir, das beflügelte Lied,
Wo von der brausenden Isar Gelände
Schwaneck träumend hernieder sieht.
Einsam ringet der Freund in der Ferne,
Schwer ist das Kämpfen und karg die Ruh',
Aber es folgten ihm segnende Sterne
Und ihren Reigen führtest ihm — du."

„Nie stirbt das Rittertum."

(1872.)

(Eichendorff: „Der letzte Held von Marienburg".)

Ja, du sprichst wahr, o Liebling Melusinens:
Nie darbt der Gral der Kämpfer am Altar:
Stets bieten sie, belohnt vom Glück des Dienens,
Begeist'rungsvoll die Brust dem Tode dar.

Mag's Vaterland, mag's Recht, mag's Liebe heißen,
Der Forschung Flug, der Schönheit lichte Welt —:
Dein Ideal soll in den Tod dich reißen!
Beseligt, wer für seine Göttin fällt!
Ob der Gemeinheit Rotte dann mit Höhnen
In Übermacht ihn traf bis auf den Tod, —
Siegjauchzend schwingt das Sturmpanier des Schönen
Mit letzter Kraft er hoch ins Morgenrot:
„Euch setz' ich ein, ihr kommenden Geschlechter,
Zu erben dies Panier und seinen Ruhm:
Schon seh' ich nah'n den glücklicher'n Verfechter —
Ein Ritter stirbt: — nie stirbt das Rittertum!"

Offenbarung.

(1872.)

Ich lag am Meer: leis ging das Spiel der Wogen:
Ich träumte wachen Auges tiefen Traum.
Da kam vom Himmel weiß Gewölk gezogen
Und aus der Tiefe hob sich weißer Schaum:
Es ballte sich zum Bilde, duft-beflogen:
War's Leib? war's Nebel? ich erriet es kaum:
Und eine Stimme lang vertrauter Schöne
Scholl aus dem Duft, wie leise Harfentöne:
„Gegrüßt, Freund, hier an Thules letztem Meere!
Leibhaftig stell' ich endlich ganz mich dar:
Mich rührt die Treue, der, zu meiner Ehre,
Für meinen Dienst zu kühn kein Wagnis war:
Den höchsten Lohn, den Menschen ich gewähre,
Empfang' ihn hier: du sollst mich schauen klar,
Klar, wie mich sonst seit ewigen Äonen
Nur Götter schau'n, die in den Sternen wohnen.

Du staunst? willst forschend meinen Namen finden?
Ich trage deren viele, hold von Klang!
Als Aphrodite flog auf weichen Winden
Die Inseln der Hellenen ich entlang:
Im duft'gen Wipfel deiner deutschen Linden,
Als Freia, lauscht' ich blonder Skalden Sang:
Und Raphaël benannte mich Sistine
Und Meister Schwind schuf mich zur Melusine.
Kennst du mich nicht? In manchem Liebesbilde,
Verhüllt und täuschend, bin ich dir genaht:
Der Lor'lei Glut, — Atalas Engelsmilde, —
Titanias Kuß auf waldverwachs'nem Pfad, —
Ellidas Stern, — Walküren-flüglich Hilde, — —
Ich war's, was je dir schön vors Auge trat:
Jetzt schau' mich ganz, nicht länger Täuschung sinn' ich:
Erkenne mich: der Liebe Göttin bin ich."

Gespräch mit Alkibiades.

(1872.)

Alk.: Des Hades' Bote, grad' vom Styx, komm' ich zu dir,
Zu künden dir: du stirbst vor dieses Jahres Schluß.
Ich: Das weiß ich schon. — (Gestatte, lieber Freund,
Daß ich, anstatt in deinem Trimeter,
Fünffüß'ge Jamben zu dir sprechen darf,
Die unvergleichlich mehr mir mundgerecht.)
Was schickt man eben dich zur Oberwelt?
Alk.: Im Hades sagte man: vor andern liebst du mich.
Ich: Da sagt man recht: oft hab' ich dich beneidet!
Alk.: Weshalb? — Ich that beim Aufsteig einen zweiten Schluck
Aus Lethe, der den Schatten neu Gedächtnis giebt, —
Frisch hab' ich alles überdacht und fand dabei:
Athen ging garstig um mit seinem Lieblingssohn.

Ich: Ja, Freund, der Lieblingssohn trieb's auch danach!
Was schlugst den Göttern du die Nasen ab?
Ich sage dir, du hast es schön gehabt:
Aspasiens Zeitgenoß und Aphroditens
Verwöhnter Günstling, den die Priesterin
Theano, statt zu fluchen, segnete!
Ich aber .... — sieh' dich um in uns'rer Welt!
Alk.: Das Häßliche, so scheint es, herrscht bei euch.
Mir graut! —
Komm in den Hades! Eure Welt verlor den Glanz.
Ich: Und dennoch, schöner Alkibiades,
Ich sage dir: bei uns Barbaren liegt
Ein golden Vließ, von dem ihr nicht geahnt.
Alk.: Das heißt?
Ich: Romantik heißt's!
Alk.: Seltsam melodisch Wort!
Ich: Und Melusinen —
Alk.: Wohlklang wie Musik!
Ich: Und Melusinen hier im Goldgelock
Auf Erden lassend zu den Schatten geh'n: —
's ist hart.
Alk.: Jedwedes Weib vergißt sofort, wer Lethe trank
Ich: Und an der Weiber Trauer denkt ihr nicht?
Alk.: Was gilt ein Weib!
Ich: So spricht Aspasiens Freund?
Ich sage dir, o Sohn des Kleinias:
Um eine Thräne jenem Weib zu trocknen: —
Mein Dasein werf' ich in den Tartarus!
Alk.: Du bist wohl krank?
Ich: Nein, aber ein Germane!
Auf Wiedersehn jenseit des Lethe denn!

Gespräch mit dem Mond.

(1872.)

Ich: Gegrüßt, mein alter Freund, am Bernsteinstrande!
(Mond): „Willkommen hier! — Dein denkt bei meinem Schein
Jetzt manches Herz im weiten deutschen Lande.“ —
Ich: Komm, laß uns plaudern! wir sind ganz allein:
Vom Haff ein später Fischer rudert heim,
Ein später Reiher hastet noch ins Schilf: —
Die letzten wohl: — die allerletzten doch
Sind wir! — Nun hilf mir träumen, hilf!
Wo heb' ich an? (Mond): „Schloß Avalon!“ — Ach ja!
Dort fing dein Zauber an: du bist genau! —
Die Elfe haschte deine Strahlen da: —
Des Rundturms Veilchen netzte sie mit Tau!
(Mond): „Das Feld von Sedan!“ — Schrecklich war's zu schauen!
Und doch: uns beiden kam kein Schrecken nah' —
Du freilich — und mich fröstelt's um die Brauen! —
Du bist's gewohnt so manch Jahrtausend ja!
Mein bleicher Freund, du schautest Millionen
Erschlag'ner Männer schon im Schlachtgefild:
Assyrer, — Perser, — Griechen, — Legionen, —
Germanen: — Reiherturban, — Kreuzesschild!
Und wie viel Kämpfe könntest du berichten,
Von denen uns're Weisheit nichts ersann,
Seitdem zuerst — man gräbt's aus Urweltschichten —
Mit Stein und Horn der Mann erschlug den Mann!
Ich aber sah's zum erstenmale dort! —
Gedenkst du noch? Der Zuavenkapitän? —
Und doch — ich hielt dem roten Kreuze Wort —:
Nicht wahr, kein Grau'n hast du mir angesehn?
(Mond): „Kein Grau'n.“ Denkst du noch Floings? Zwölf Offiziere!
Die Rosse dünn nur in den Sand verscharrt: —
Des lauten Frankreichs laute Kürassiere, —
Wie lagen sie so stumm, so bleich verstarrt! —

Dann, stolz bezinnt, sah Bouillon auf mich nieder:
— Du sahst den frommen Gottfried beten hier —
Froh grüßte den befreiten Rhein ich wieder!
Die Wogen dünkten stolz'ren Ganges mir.
(Mond): „Drauf Rückerts Grab in meinem Pfingstnachtstrahle.'
Die blonde Freundin, stets noch kindlich zart: —
Wie einstmals Mühlbachrauschen durch die Thale: —
Vor achtzehn Jahren that ich gleiche Fahrt!
Was sonst noch harrt, — das droht unabgewendet —:
Sich selbst getreu sein, Freund, ersetzt das Glück:
Voran, voran, was auch das Schicksal sendet: —
Hier meine Brust: — ich weiche nicht zurück.
(Mond): „Ich wußt' es wohl von dir! und sieh': ich tröste
Mit mildem Gruß von dir dein Lieb' manchmal,
Bis endlich ihre Seele, die erlöste,
Ins Blau verschwebt auf meinem schönsten Strahl!"

Allgegenwärtig.

(1872.)

Ich floh zu Berg —: tief, tief ins Herz getroffen:
Vergessen sucht' ich, minnewund und -wirr:
Wo jäh der Dachstein türmt die eis'gen Schroffen
Und dunkle Bergseen wiegt das Hochgeschirr:
Umsonst! — Dein Bildnis nur die menschenlose
Bergeinsamkeit mir rings entgegentrug:
Dein süßer Reiz sprach aus der Alpenrose,
Dein Seelenschwung mir aus des Adlers Flug! —
Ich zog ins Feld —: ich rief den Gott der Schlachten,
Des eh'rne Stimme die Besinnung raubt:
Umsonst! — Wie laut die Donner Sedans krachten, —
Du schwebtest als Walküre mir ums Haupt.
Und wann zur Nacht die roten Feuer glimmten,
Das Jäger-Wachthorn scholl aus fernem Tann, —

Ach, alle Lüfte, Töne, Sterne stimmten
Nach dir, nach dir den Ruf der Sehnsucht an! —
Ich kam ans Meer: zu meinen Füßen brachen
Geheimnisvoll die Wogen Thules sich: —
Melodisch rauschten sie, in Geistersprachen,
Und all die tausend Wellen nannten: — dich!
Die Küste flieht: — kein Maß mehr! Unabläßlich
Der Wogengang, der Puls des Meeres schwillt:
Ja, ja: das ist dein Lieben unermeßlich,
Das unerschöpflich aus sich selber quillt.

Trostspruch.

(1872.)

Gestern Lenz — wie's heute schneit, wie die Flocken stieben!
Kannst nicht froh sein allezeit, — Herz, doch allzeit — lieben

---

Der Lenz an die Erde.

(1873.)

Schon kommt am Himmelsbogen
Von fern der Lenz gezogen
Und winkt der Erde zu:
„Nur kurz noch sollst in Hulden
Du Arme dich gedulden,
Du Sehnsuchtsvolle du.
Ich weiß, was du getragen
In langen, grauen Tagen,
In banger Nächte Bann:
Bald sollst in Glutenbrennen
Du selig mir bekennen,
Daß ich vergelten kann.“

Frühlingsahnung.

(1873.)

Nun steht daheim der Weißdornstrauch in ersten Knospentrieben:
Und durch die Lüfte weht ein Hauch von leisem Lenz und Lieben.
Nun singt daheim im Abendrot die Amsel aus dem Flieder:
„Vergeßt des Winters bange Not: — bald blüh'n die Veilchen wieder."
Hier starrt noch ringsum Frost und Eis: und doch, mit Südlands-
trieben,
Durch meine Seele wogt es leis, ganz leis, wie Lenz und Lieben.

Im Mondlicht.

(1872.)

I.

Du bist geheim mit mir gezogen,
Ob meinem Haupte Tag und Nacht,
Und aus des Mondes Silberbogen
Grüßt du mich segnend hier und sacht.
Ja, ja! das ist dein Glanz, dein Weben,
Was mich so zaubrisch rings umgiebt:
Das ist dein geisterstilles Leben,
Das schweigend glänzt und schweigend liebt!

II.

Wie oft sah ich das Mondlicht weben,
Mit dir um unsren Heimatwald,
Wo sanft die weißen Birken beben,
Wo stolz die dunkle Tanne wallt
Ich sah mit dir die Epheuzinnen
Alt-Heidelbergs im Mondenglast,
Mit dir den Rhein wie Silber rinnen,
Der Lorelei beglückter Gast.

Wo immer nun auf stillen Wegen
Um mich der Strahl des Mondes quillt: —
Er bringt mir deiner Liebe Segen, —
Er bringt mir deiner Schöne Bild!

III.

Mich drängt mein Herz, daß ich dir sage,
Wie mir in dir so selig ist,
Wie du die Sonne meiner Tage,
Das Mondlicht meiner Nächte bist.

Gemahnung.

(1872.)

Seht ihr im Teich die stolzen Schwäne schweben,
Mit hochgewölbtem Bug? Das ist ihr Schritt!
Seht ihr im West die weißen Rosen beben?
So wogt ihr Busen: — ihre Seele mit!
Seht ihr im Blau die ew'gen Sterne schreiten,
Treu, stet und still, nach gottbestimmtem Ort?
Das ist ihr Lieben: durch die Ewigkeiten,
Ein schweigend Wunder, strahlt es fort und fort.

Spruch.

Oft schrieb' ich, oft noch schreib' ich:
Dich lieb' ich und dein bleib' ich!

Das Schöne.

(1872.)

Treff' ich das Häßliche auf meinem Pfad,
Schließ' ich das Aug' und denke dein:
Wenn aber freundlich mir das Schöne naht,
Grüß' ich's als deinen Wiederschein:
Nie werd' ich anders mich gewöhnen:
Du bist das Urbild mir des Schönen.

Das Zauberwort.

Ganz leis, will mir die Kraft versagen,
Hauch' ich mir deinen Namen vor: —
Und wie von Flügelkraft gehoben
Schwingt all' mein Wesen sich empor.

Heilungshoffnung.

(1872.)

Magst du mich mit Qualen tränken,
Magst mich tief in Leiden senken, —
Dennoch sei gesegnet mir:
Laß sie wogen, diese Fluten,
Laß sie lodern, diese Gluten: —
Sie sind gut: — sie sind von dir.
Wer will höchstes Heil genießen,
Lasse Schmerz sich nicht verdrießen:
Unerläßlich ist der Preis;
Wer will Zauberschätze heben,
Der muß dringen ohne Beben
Durch den glutgebannten Kreis.

Alle diese tiefen Wunden
Werden wundersam gesunden
Unter deiner linden Hand:
Alles, was ich mußte dulden,
Wird dereinst in großen Hulden
Mir zu süßem Heil gewandt.

Geduld.

(1873.)

Geduld! es wird in wenig Tagen, mein arm verschüchtert Vögelein,
An meiner Brust dein Herzchen schlagen und immerdar geborgen sein.

Willkomm.

(1873.)

Nun ist der Bann von dir genommen, den tragen du so lang gemußt,
In deiner Heimat nun Willkommen an meinem Herd, an meiner Brust!
Nun ist der Trennung Qual zu Ende, die herzverzehrend bange Pein:
Ich halte deine lieben Hände und immer sollst du bei mir sein.
Was ach! so lange du erduldet, in Liebe wunderbar erprobt,
Was an Vergeltung ich geschuldet, und tausendmal dir still gelobt:
Nun will ich alles voll gewähren, ein Mann gewordner Liebesgeist,
Bis du gestehst in Wonnezähren, daß du unendlich glücklich sei'st.

Geschenk.

(1873.)

Den ganzen Felix geb' ich dir:
Zuviel dir wird er, fürcht' ich schier:
Den Ernsten und Gelehrten,
Den Thoren und Verkehrten,

Den Dummen und den Weisen,
Den Lauten und den Leisen,
Den Traurig-dunkelmüt'gen,
Den Trotzig-feuerblüt'gen,
Den Jungen und den Alten —:
Du mußt nun damit schalten,
Und ewig ihn behalten.

Wie ich dich tragen werde.

(1873.)

Auf Händen nicht will ich dich tragen,
— Das kann ein jeder Philister sagen —
Nein: hoch auf meiner Seele Schwingen,
In immer höh'ren Fluges Ringen,
Sollst stolz du über Welt und Leben
Mit mir bis an die Sterne schweben.

Über den Wolken und über dem Wind!

(1873.)

Folge mir mutig durch Felsen und Schroffen,
Zage nicht, scheue nicht, goldenes Kind!
Alles durchdringet ein mutiges Hoffen:
Oben am Gipfel, — da blauet es offen
Über den Wolken und über dem Wind!
Neben uns, unter uns Brausen und Regen!
Folge nur, reiche die Hand mir geschwind:
Höher und höher! Den Sternen entgegen,
Näher und näher den Blitzen verwegen
Über die Wolken und über den Wind! — —

Siehst du nun, wie ich dich sicher geleitet?
Wie auf der Höhe geborgen wir sind?
Wie sich so friedlich, in Bläue geweitet,
Strahlend der Himmel nun über dich breitet
Über den Wolken und über dem Wind!

Ausklang.

(1873.)

Seit uns das höchste Heil beschieden, seit uns gewonnen Anker-Land,
Stört unsrer Liebe heil'gen Frieden nicht Menschenlärm noch Menschentand.
Hoch droben, wo die Sterne ziehen, fand sie auf ewig sichern Hort
Und in der Sphären Harmonieen tönt sie, ein leiser Goldklang, fort.

Ewig.

(1873.)

Nicht nur des Jugendreizes flücht'ge Rose, —
Uns eint die Poesie, die wandellose.
Viel Blüten sah'n wir um uns her vergeh'n: —
Der Stern der Poesie, — er blieb besteh'n.
Und sieghaft soll durch unser Leben strahlen,
Der uns verband: — der Stern des Idealen.

Zur Jahreswende.

(1874.)

Wie kann ich dir in Worten sagen, was ewig unaussprechbar ist?
Du weißt, daß du in allen Tagen die Seele meiner Seele bist.
Für ewig sind wir uns gegeben: der Liebe kommt und geht kein Jahr:
Wir sind Ein Herz, wir sind Ein Leben: wir sind Ein Sein auf immerdar.

An J. Roßbach in Würzburg.

(1874.)

Schon grüßt bei euch das Waldgelände
Mit warmem Kuß der Sonnenschein
Und segnend legt die lichten Hände
Der Frühling auf den edeln Wein.
Schon lauscht das Veilchen hin und wieder
Bei euch aus Moos am Rennweg-Wall
Und in dem zart begrünten Flieder
Übt schon die Amsel leis den Schall.
Bei uns herrscht noch der Winter grimmig:
Noch starren Strom und Haff in Frost:
Aus Rußlands Steppen, bärenstimmig,
Herüber brüllt der Ostnordost.
Es müßte mir das Herz verzagen
Vor heißer Frühlingssehnsucht hier,
Hätt' ich nicht sie mit hergetragen,
Die ew'gen Frühling zaubert mir.

Erholung.

(1873.)

Meistert mich nicht,
Seichter Gesellung
Müde macht mich
Hohles zu hören,
Kläglichem Klatsch und
Oder unendlich
Selbstgefälliger
Mit der entfremdeten
Scheint doch nicht schicklich
Ernst und erschöpfend,

daß ich mutig meide
geschwätzigen Schwarm! —
und matt die Mühe,
der Läst'rung zu lauschen,
bissiger Bosheit:
eitler Ohnmacht
Selbstbespieg'lung,
Phrase der Früheren!
in solchem „Salon",
die Tiefen ertauchend,

Den Fragen zu folgen, welche die wechselnde
Laune leichthin, wahllos, aufwirft.
Flau wird und flugmatt mir selber die Seele
Über der öde rasselnden Rede:
Andrer und eigner: denn, selbst verseichtet,
Erwidert man Antwort, wie sie gewünscht wird
Häufig nun hör' ich Redliche raten:
„Tapferes Tagwerk heischet Erholung:
Arbeit nach Abend nützet dir nicht."
Ja, die verjüngende, holde Hebe,
Geheißen: „Erholung", — nicht in Hohlheit
Hauset die Heil'ge.
Sehnt sich die Seele, nachdem der Gedanke
Sich matt gemüdet in schwerem Schaffen,
Nach holder Erholung: — einsam des Abends
Oder mit Einem —, aber noch öfter
Allein mit der Einen, welche die Wonne
Ward deines Wesens, wandle gewohnte
Wege, geweiht durch altes Erinnern. —
Der sinkenden Sonne schreite beschaulich
Ernst entgegen: lausche der Lerche
Abendandacht: und den stillen Stern,
Den du längst dir erlesen, grüße: dann gehe,
Gehobenen Hauptes, beschwingt und beschwichtet
Im Gemüte zumal, zum Herde des Hauses,
Dem heiligen, heim. —
Leuchtet die Lampe traulich am Tische,
Hole Homer und Shakespeare und Schiller
Und Goethe, die Großen: beschwöre Beethoven,
Auf den schwarzen Schwanen- Schwingen zu schweben,
Klagend und klangvoll und heldenhaft hehr. —
Dann sinne, versunken in altes Erinnern:
— Gar nicht mehr gönnt sich dies geschwinde Geschlecht,
Das häßlich hastet, ein sanftes Besinnen,
Ein dankbar Gedenken, diese weise Wohlthat. —

Weih'voll weile du im Gedenken
Jauchzender Jugend, tüchtigen Trachtens,
Erkämpfter Kränze: auch trauriger Thorheit,
Die bitter du büßtest: ferner Freunde
Denke, die dauernd durchs lange Leben
Treue dir trugen: leere den letzten
Becher, den besten, deinem heiligsten Heiligtum:
Und entschlumm're, von schlimmen Mächten gemieden,
Von guten Geistern friedlich und freundlich
In Träumen getragen zu strahlenden Sternen:
Während im Wirrsal seichter Gesellung,
Betäubt und bestäubt die erschlafften Seelen,
Umsonst noch andre haschen „Erholung".

An Lorenz Grasberger.

(1876.)

Freund aus schönen Jugendtagen,
Laß gerührten Dank dir sagen:
Ja, weil uns're Herzen schlagen: —
Treu verbunden sind sie.
Hier, an Thules Nebel-Borden,
Ist mir neues Heil geworden:
Frisch ergrünt im frischen Norden
Schmerzversengtes Leben.
Aber nie kann ich vergessen,
Was, an Tiefe unermessen,
Ich in deiner Brust besessen
Goldgediegner Freundschaft.

Mein Evangelium.

Dieweil wir, leider! von dem Wahren
Noch immer nicht viel mehr erfahren,
Als weiland Herr Pilatus wußte,
Da er die Achseln zucken mußte, —
Dieweil vom Wesen wir des Guten
Das Widersprechendste vermuten, —
Kommt, daß ich euch zu meiner Lehre,
Die einzig selig macht, bekehre:
Sie ist — leicht werdet ihr's gewöhnen, —
Das Evangelium des Schönen! —
Hellas heißt mein gelobtes Land,
Mein Moses wird Homer genannt:
Zwar mangelt uns Unfehlbarkeit,
Doch fehlt Sankt Wolfgang selten weit. —
An Wundern aber und an Zeichen
Mag sich mit uns kein Kult vergleichen:
Ein Röslein, das entknospen will,
Ein Mädchenlächeln, selig still,
Im Abendrot der Lerche Lied, —
Solch Wunder Tag für Tag geschieht:
Und wer an Schönheit heilig glaubt,
Dem rührt nicht Furcht, nicht Lust das Haupt:
Unschönes hat an ihm kein Teil
Und er gewann das höchste Heil:
Er lebt in sel'ger Harmonie,
In Glanz und Duft und Poesie.

Mit einem Bernsteinschmuck in einem Büschel Seetang versteckt.

An der blauen Ostsee Strand
Schritt ich hin auf Dünensand:

Segel blitzten, Möwen flogen —
Endlos rollten an die Wogen. —
Manchmal griff ich in die Flut,
Haschend nach dem schwanken Gut, —
Tang und Seemoos, Holz und Brettlein,
Sand und Muschel, Stein und Blättlein,
Wie's die See, die nimmer ruht,
Wiegt und spült in reger Flut:
„Nun — nach jenem dunkeln Streifen,
Will ich für schön Rottraut greifen."
Was daran nun und darin, —
Nimm es staunend alles hin:
Stoff, von Dichterhand gegriffen,
Ist in Kunstform flugs geschliffen.

An ein krankes Kind.

Gott grüß' dich, liebes Schwarzblättlein!
Ich denke viel und freundlich dein
Und hoffe, daß zu dieser Frist
Gebessert dein Befinden ist.
Heut' hab', in schlummerloser Nacht,
Ich dein, du liebes Kind, gedacht:
Da fiel mir dieses Rätsel ein:
Das will von dir geraten sein.
Nun grüß' Papa mir und Mama,
Und wenn du's riet'st, so schreib' mir's! Ja?

Rätsel.

Ich sitze hier an meinem Tisch:
Laß' weiße Vöglein fliegen:

Und will nicht eins — nun rate frisch! —
Zurück von allen kriegen:
Sie haben rote Schnäbelein
Und können doch nicht picken:
Wer ein's erhält, soll mir nur fein
Dafür ein andres schicken.

Aus Italien.

1 In Rom.

Heute laß die alten Helden ruh'n, die Römer wie die Goten:
An der Porta nomentana schenkt Rosetta jungen Roten.
Aber von den Heil'gen vollends will ich heute gar nichts hören!
Südlands Sonne soll mir selig dies mein heidnisch Herz betören.
Doch zum Schutz vor Bacchos soll mir Amethyst und Epheu dienen
Und die reife Frucht der Freude seien zierliche Quadrinen.

---

2. Im Sabinergebirg.

O, welcher Reiz euch Mädchen von Lavandola beseelte,
Wenn euch der Jungfrau'ntugenden erfreulichste nicht fehlte:
Die Liebesgötter würden selbst von euren Lippen naschen,
Ihr Jungfrau'n von Lavandola, wenn ihr euch wolltet: — — waschen!

---

3. In Lorega.

Jetzt drischt daheim im Cicero
Das alte, mürbgedrosch'ne Stroh
Manch' fleißiger Collega:
Ich aber pflücke, ferienfroh,
Oliven zu Olevano
Und Lorbeer von Lorega.

---

4. In Amalfi

Don Felice, Don Felice!
Immer leerer wird der Beutel,
Immer röter wird die Nase!
Erstere Naturerscheinung
Rühret her ganz unbestreitbar
Von den heißen, welschen Weinen: —
Doch die zweite, woll'n wir hoffen,
Einzig von der heißen Sonne!

---

5. Aus Rom nach Alzei.

Weil ich in der grauen Roma
Unter Altertümern wühle,
Kommt auf einmal aus der Heimat
Angeflogen, wie ein deutsches
Vöglein, von zwei jungen Mädchen
(— Unbekannten, nie geseh'nen —
Doch, die ich recht hübsch mir denke),
Ein höchst liebenswürdig Brieflein!
Dank, ihr jungen, deutschen Mädchen
(Die ich auch sehr hübsch mir denke!),
Für die warme Herzensfreude,
Die ihr habt dem deutschen Sänger
In das ferne Rom getragen.
Euch zum Dank will ich aufs Weihnacht-
Tischlein eine Freude legen. —
Euer
„Volker von Alzei"

Pucks Beschwörung.

Hört mich, all' ihr Fee'n und Elfen!
Uns'rem Schützling gilt es helfen.
Wieder krank das liebe Kind,
Dem so hold wir alle sind!
Auf, ihr leichtbeschwingten Scharen:
Unsern Liebling gilt es wahren!
Streuet ihr aufs heiße Köpfchen
Sternenkuß in Silbertröpfchen!
Kühlet ihr das warme Näschen
Frisch, gleich einem Schnupper-Häschen.
Lasset Glanz die trüben Augen
Aus der eignen Seele saugen.
Zeigt im Traum — das heilt sie bald! —
Ihr des Vaters[1]) schönsten Wald.

Einer jungen Kritikerin des Romans: „Ein Kampf um Rom“.

Ei, du schöne Richterin,
Stolz von Herzen, streng von Sinn,
Laß dir danken von dem „Schreiber“,
Deine Muße Zeitvertreiber,
Daß im ganzen dir gefiel
Seiner Goten Heldenspiel.
Und wenn dir Valeria
Allzukühl ins Auge sah,
Denk': — wenn alle jungen Mädchen
Wären solche Feuerrädchen,
Tief getaucht in Flammentinte,
Wie dein Liebling Mataswinthe — —:

---

1) Eines berühmten Landschaftsmalers.

Liebes Kind, dann wär's auf Erden
Einfach, um verrückt zu werden! —
Zur Belohnung wünsch' ich dir,
Daß du gerne lauschtest mir,
Einen Bräut'gam ganz und nah
Schön und gut wie Totila.

Dank für eine „pommersche Gänsebrust“.

Aber Laura! aber Laura! Wie kann man sich so benehmen!
Einen Dichter, arm an Mitteln, unvergeltbar zu beschämen!
Ach, du hast es scharf erlauret, — daher rührt dein schöner Name —
Wie die Spickgans mir aus Pommern eine höchst sympath'sche Dame.
Wann ich von Cethegus' Planen, Mataswinthens Sehnen las, —
(Unterbrochen oft von Konchen, der sein Tintenfaß vergaß),
Wann ich las von Miriams Liebe, von Regetas Volksgericht, —
(Konchen wollte gern ja schreiben, doch die Lampe brennt ja nicht!)
Wann ich von der Griechen Listen las und von der Goten Stern: —
Immer dacht'st du nur das Eine: „Spickgans aber ißt er gern.“
O du Hausfrau, edle, deutsche! Wie du doch so selten bist!
Von dem Pregel bis zur Isar keine deinesgleichen ist.
Manche, die mir herzlich gut ist, giebt zu essen mir mitnichten:
Andere Verehrerinnen nah'n mir schrecklich mit Gedichten!
Aber noch lebt, unvergessen, jener Lachs mir im Gedächtnis,
Den du in die Königstraße trugst, der Freundschaft zum Vermächtnis.
Und nun vollends diese Pommern-Jungfrau mit dem weißen Busen!
Schon auf mich herniedersteigen fühl' ich alle neun, die Musen.
Häufig schelten wir das Nordland: aber sei'n wir doch gerecht!
Lebte je am gelben Tiber solch' ein herrlich Gansgeschlecht?
Schnattern mochten laut sie können, die beschirmt das Kapitol,
Aber keine Quellenstelle kündet, wie sie schmeckten wohl!

Die schwierige Taufe.

Das war das frohe Taufen zu Stillhaus auf dem Gut:
  Nun hört, wie das entbrannte beinah' in Kampfeswut.
Ein Mägdlein war geboren, ein Mägdlein zart und schmal:
  „Tranquilla“ sollt' es heißen, so war der Eltern Wahl.
Anhob der würd'ge Pastor, auf daß er taufe sie:
  Doch kaum that er den Mund auf, — das liebe Quillchen schrie!
Und schrie so laut, so lange, — wie stark er rief und rang,
  Tranquilla blieb ihm über —: den Zeugen wurde bang.
Ausging die Luft da endlich dem Mann: er gab es auf:
  Nur hauchend noch: „Tranquilla, still sei dein Lebenslauf!“

Einer Sechsjährigen zum Geburtstag.

Ich wünsche dir, lieb' Berthalein,
Für dieses Jahr viel Sonnenschein,
Viel Kirschen, Erdbeer'n, Aprikoslein
Und wenig Löchlein in die Höslein,
Den ganzen Tag lang nie Verdruß
Und, wenn man endlich schlafen muß,
Der Mutter herz=zufriednen Kuß.

An Doris.

Mag dir die Anmut blühend bleiben,
  Die dir ein güt'ger Gott verlieh:
Dann brauchst du Verse nicht zu schreiben,
  Dann bist und lebst du Poesie.

Einer Sängerin.

I.

(Die drei Rheintöchter.)

Woglinde.

In die Fluten des Rheins, als sein edelstes Gold,
Ist versenkt des deutschen Gesanges Hort:
Wo am Lurleifelsen die Welle rollt,
Da pflegen wir seiner fort und fort.

Wellgunde.

Und wir steigen empor in der silbernen Nacht:
Und unsere Lieblinge suchen wir heim:
Und träufen leise des Wohllauts Macht
Auf die Lippen ihnen wie Honigseim.

Fluthilde.

Oft sind wir, du Holde, genaht dir im Traum:
Wie Rheingold zog es dir durch den Sinn:
Und so wuchsest du auf — und ahntest es kaum! —
Als des deutschen Gesanges Meisterin.

II.

Die Muse bringt den Lorbeer.

Des Lebens andre Blumen welken bald:
Der Schönheit Rose, selbst der Myrte Reis:
Doch stolz, mit unvergänglicher Gestalt,
Ergrünt, Apoll geweiht, das Lorbeerreis.
Den Dienst der Kunst soll höchster Preis bekrönen:
Laß andern der Vergänglichkeit Gewinn:
Du aber nimm den Siegeskranz des Schönen,
Der Muse Stirnschmuck, nimm den Lorbeer hin.

An eine Geigenspielerin.

Wie Mächtiges schafft
Doch zarte Kraft!
Du hebest mit Anmut den leichten Bogen:
Da kommen in Fluten, da kommen in Wogen
Die geflügelten Geister der Töne gezogen!
Die Kleinen,
Die Feinen,
Die Schelmischen, Kecken,
Die schäkern und necken,
Die Lustigen, Losen,
Die kichern und kosen;
Die Hehren, die Hohen,
Die grollen und drohen
Und die in des Herzens innersten Tiefen
In Träumen schliefen. —
Was im Kern uns gründet,
Ein heiliger Hort,
Und was nimmer kündet
Das versagende Wort:
Was, schleier-verhüllt,
Uns mit Ahnen füllt
Und mit wonnigen Thränen,
Was mit ringendem Sehnen
Will weiten und dehnen
Die zitternde Seele, —
Das, gesammelt zum Chor,
Beschwörst du empor
Mit des Bogens Befehle!
Meisternde Zaubrerin,
Zaubernde Meisterin,
Die das Mächtigste schafft
Mit zartester Kraft!

Einer in Athen gebornen Deutschen.

Du hast nicht nötig, erst zu sagen,
Daß du uns kamst von Hellas Strand:
Denn, wer dich schaut, weiß ohne Fragen:
Die Schönheit ist dein Wiegenland.

An die Venus von Melos.

Nicht nackt bist, keusche Hoheit, du:
Denn deine Schönheit deckt dich zu.

Ostpreußen.

(»Intraverunt terram horrorum.« Dusburg III. 10.)

Hier, wo letzte Marken ragen,
Deutscher Sitte, deutschen Schwerts,
Höher macht das Herz uns schlagen
Vollempfindung deutschen Werts.
Ach, ihr wißt's nicht, dort am Rheine,
Wo die Rebe duftig blüht
Oder wo der Wettersteine
Firnes Eis im Abend glüht!
Rings, was eurem Aug' erreichbar,
Grüßt euch wieder deutschen Blicks!
Euer Heim ist nicht vergleichbar
Dieser Mark voll Streit-Geschicks.
Denn die Herrschaft dieses Strandes, —
Furchtbar ward sie uns erkämpft:
In der alten Herrn des Landes
Herzblut ward der Brand gedämpft,

Der aufs neue stets entgegen
Aus dem Urwald flammend schlug,
Wo der deutsche Mut verwegen
Ostwärts drang mit Schwert und Pflug.
Abends, wann die Wogen rollen
An die Düne von der See,
Hör' ich klagen, hör' ich grollen
Ausgetilgter Götter Weh.
Reit' ich nächtens durch die Föhren,
Wann der Blitzstrahl nieder loht, —
Immer glaub' ich dumpf zu hören,
Wie Perkunos donnernd droht.
Zu verschlingen droht die Welle,
Zu ersticken droht das Moor,
Zu verbrennen Sommerhelle: —
Und aus Gräbern tönt hervor
Fluch in seltsam fremden Sprachen,
Die kein Lebender mehr spricht,
Seit die Deutschherrn-Ritter brachen
In Romowes Eichendicht.
Ihr in Deutschlands Süd und Mitte,
Warm gebettet, weich gehegt,
Freut euch uralt deutscher Sitte,
Seit Jahrtausenden gepflegt.
Aber ehrt die Kraft des starken
Stammes, der mit zäher Zucht
Sich erkämpft hat diese Marken,
Als des ehrnen Willens Frucht.

Trinkspruch
bei der Feier des 50jährigen Jubiläums der Königsberger Kaufmannschaft.

Wer hat zuerst nach Thules Strand
Des reichen Südens Pracht gezogen?
Wer wölbt mit kühner, sichrer Hand,
Von Volk zu Volk die Brückenbogen?
Der Wunder that und Wunder thut:
In schwankem Schiff der stete Mut:
Der Handel und der Handelsstand!
Wer hat aus Steppen, wüstenhaft,
Hier Stadt um Stadt emporgerungen?
Wer mit der Hansa Speeresschaft
Die Nordlandkönige bezwungen?
Das beste Rüstzeug uns'res Stamms:
Der feste Mut in schlichtem Wams,
Des deutschen Bürgers Fleiß und Kraft!
Denn mit Gott Hermes Hand in Hand
Von je die schönsten Genien wandeln:
Kultur und Sitte, Weltverstand,
Der kluge Rat, das kühne Handeln:
Im deutschen Volke fort und fort
Wachs' er, der Macht, der Freiheit Hort:
Der Handel und der Handelsstand!

An Ludwig Friedländer in Königsberg.

Der hoch gefüllte Becher meiner Muße,
Der frohen Wanderzeit in mildern Landen,
Ist fast schon leer geschlürft: nur wen'ge Tropfen
Vom Rande saugt die durst'ge Lippe noch:
Nach Norden weist die Deichsel längs des Wagens
Und nach der Heimat trachtet der Gedanke. —

Der Heimat? — Ach, die Jugend bleibt die Heimat!
Das Land des Alters wird zur Heimat nie.
Doch wird das Land der Arbeit auch uns wert,
Und in der Fremde heimisch macht die That.
So kehr' ich in das Nordland denn zurück,
Dem Krieger gleich, der aus dem langen Urlaub
Zurückeilt in der Kampfgenossen Schar:
Das Banner muß die Heimat ihm ersetzen: —
Ja, zwingend winkt das Banner ihn herbei.
Und denk' ich dein, du liebster Kampfgenosse,
So fass' ich fester, froher Schild und Speer,
Und freue mich der Stelle in der Phalanx
Zu deiner Linken, wo dein kluges Auge,
Dein treues, mich zuweilen grüßend trifft, —:
Und nicht mehr fremd dann dünket mich die Fremde.

München, Herbst 1877.

Beim Abschied des Freiherrn von Aufseß von Königsberg.

Wie stolz im Frankenland am Main sich hohe Burgen heben!
Wie träuft der Wein dort stark und fein und edel aus den Reben!
Wem Land und Wein bekannt dort ward, der muß sie lieb gewinnen—:
Du bist von solcher Frankenart an Sitten und an Sinnen.
Du hast bei uns gar wundervoll dein Zöllneramt betrieben:
Denn du erhobst den höchsten Zoll an Achtung und an Lieben.

Jakob Schipper zum Abschied.

Seit zuerst ich in dein graues Auge sah, das tiefe, kühle,
In dies echte Sachsenauge, ward mein Sinn dir zugewandt.
Und seither hab' allerwege, wie in guten so in bösen
Tagen ich dich treu erfunden, stet und still und stark, wie Stahl.

Schwer erschließt in meinen Jahren sich das Herz noch neuen Gästen:
Du bist noch hineingeschlüpft mir als der jüngste, letzte Freund.
Und des sollst in fernen Landen immer du versichert leben,
Daß ich dein gedenken werde, warm und innig, tief und treu.

Bei dem Abschied eines Lehrers.

Schwer überkömmt in dieser Stunde
Das Herz der Trennung Bitterkeit:
Der Abschied schlägt die tiefste Wunde
Der Menschenbrust seit ew'ger Zeit.
Doch, ob das Rauschen seines Wortes
Nicht mehr durch uns're Mitte fliegt: —
Wir trösten uns des reichen Hortes,
Der unter seinen Wurzeln liegt.
Ihr kennt die alte, deutsche Sage,
Daß, wo der Eichbaum Wurzel schlägt,
Er einen Schatz verborgen trage,
Den still der Schos der Erde hegt.
Wohl herrlich ist's, dem Baum zu lauschen,
Wann er die Stirn' den Winden beut
Und rings, so weit die Zweige rauschen,
Den Segen seiner Wipfel streut.
Doch auch, wann ihn nach fernen Landen
Verpflanzt das wechselvolle Glück: —
Es bleibt dem Ort, wo er gestanden,
Der Schatz im Erdenschos zurück.
Ein Hort der Triebkraft und des Lebens,
Ein Schatz, der nachwirkt ungestört:
Er hat sie nicht geschmückt vergebens,
Die Stätte, der er angehört.
Drum seid getrost, denn ihr behaltet
Nicht Schatten der Erinn'rung nur:

Nein, wo ein mächt'ger Geist gewaltet,
Verwischt kein Zufall seine Spur.
Nicht sein Gedächtnis nur und Name
Lebt fort in seiner Freunde Schar:
Die Früchte bleiben und der Same, —
Das Ew'ge bleibt, das an ihm war.
Drum laßt uns stolz die Becher heben,
Und stimmet frohen Rufes ein:
In unsern Herzen soll er leben
Und, ob er schied, doch unser sein.

Einem Mädchen zur Einsegnung.

Auch mich laß weihend heut' die Hand dir legen,
Leis, in Gedanken nur, aufs liebe Haupt,
Und sprechen laß mich einen starken Segen,
Den nicht die Welt dir, nicht der Zweifel raubt:
Den heil'gen Dienst der Muse wirst du pflegen,
Und jenen Zartsinn, der an Schönheit glaubt:
Und wie mit Silberklang aus Harfensaiten
Wird Poesie durchs Leben dich begleiten.

Einer Braut zur Verlobung.

Wo im stillen Partnachthale
Durch Gebüsch die Kanker rinnt,
Sinnend saß im Abendstrahle,
Hold verträumt, ein lieblich Kind.
Wellen rinnen, Wellen rauschen,
Flieder nickend hangt herein: —
Wolken wallen, Blumen lauschen,
Leise singt ein Vögelein:

„Träumst du? Frägst du, zarte Blüte,
Welche Zukunft harre dein?
Horch, ich künd' es: ‚Liebe, — Güte, —
Selig machen — selig sein.‘
Präg' es tief dir ins Gemüte:
Höchstes Menschenglück wird dein,
Denn dies lautet: ‚Liebe, — Güte,
Selig machen — selig sein.‘“

Einem Brautpaar mit Lorbeer und Myrte.

Wohl ist um Liebesglück ein Paar zu preisen,
Dem, ohne daß es harrte, rang und litt,
Erfüllung, wie das Licht aus Sternenkreisen,
Auf unbewölkten Pfad hernieder glitt. —
Doch höher schätz' ich euer Los, ihr Treuen:
Denn Liebesglück wuchs euch aus Liebeswert:
Ihr dürft euch nicht der Myrte nur erfreuen,
Des Lorbeers auch, den Mut dem Sieg beschert.
Was Glück verlieh, mag leicht das Unglück rauben:
Ihr tragt der Dauer Bürgschaft in der Brust:
Ihr dürft getrost an goldne Zukunft glauben, —
Denn goldner Treue seid ihr euch bewußt.

Einem Brautpaar,
mit Scheffels „Frau Aventiure“.

Vor allen Abenteuern, davon man singt und sagt,
Gleicht keines doch dem euern, das ihr im Herzen tragt:
Von Liebe und von Treue, die keine Drangsal schied,
Das alte, ewig neue, das heil'ge Minnelied.

Einer Braut zur Hochzeit.

Dir ward das stille, reine Herz beschieden,
Das von sich ausstrahlt tiefen, reinen Frieden:
So wird euch in des Lebens lautem Treiben
Der stille Friede reiner Herzen bleiben:
Daß, wann ihr aus der Welt nach Hause kehrt,
Das höchste Glück euch beut der eigne Herd.
Dann reißt kein Wahn entzwei mit Kranz und Schleier:
Sinnbilder bleiben sie von ew'ger Feier:
Der Kranz des Glücks, der Schleier des Geheimen
Zeigt Wunderkraft in nie erschöpftem Keimen
Und ewig grünt, mit nimmer welkem Triebe,
Die heil'ge, sel'ge, ewig junge Liebe.

Hochzeitsgedicht.

Des Lebens hohe Zeit nennt diese Stunden
Der Sprache Weisheit, und sie redet wahr:
Denn sie umschließen und sie spiegeln klar
Untrennbar innig Lust und Schmerz verbunden:
Und solch' ein Rätselbund von Lust und Schmerzen
Ist auch der tiefste Kern der Menschenherzen.
Wohl darf die Wehmut unser Auge feuchten,
Schau'n wir zurück und sehen, ohne Ziel,
Ein Kind lustwandeln durch der Tage Spiel:
Es pflückt die Blumen, die im Frühtau leuchten,
Und windet sie zum Kranz im frohen Reigen
Um jene Sphingen, die ihm all' noch schweigen.
Bald sprechen sie — dann lebe wohl! dem Kinde:
Mit ehr'nem Band umspannt es nun die Pflicht,
Fortan zieht es das Schicksal vor Gericht,
Vor dem erstaunten Auge fällt die Binde,

Und, daß sie ewig ihm zur Seite bleibe,
Gesellt die ernste Sorge sich dem Weibe. —
Jedoch getrost! Auch andere Gestalten
Von nie geahnter Schöne sieht sie nah'n:
Mit Siegeskraft bricht Hoffnung ihr die Bahn,
Ums Haupt wird Treue stark die Hände halten
Und Liebe, sie durchdringend bis zum Kerne,
Zeigt himmelwärts und spricht: „Mit uns die Sterne!"
„Mit euch die Sterne!" — wiederholt die Muse. —
„Gönnt mir ein Plätzchen stets an eurem Herd,
Noch keinen reut's, der Gastrecht mir gewährt:
Ich scheuche fort die Prosa, die Meduse,
Die selbst der Minne Rosen kehrt in Steine:
In Rosen Steine wandeln ist das Meine.
Ich bin gesandt aus fernen deutschen Gauen,
Zu segnen euch mit bestem Segensgruße:
So segn' ich euch vom Scheitel bis zum Fuße,
Und seht, zum Talisman, — ihr dürft ihm trauen —
Lös' ich den eignen Kranz mir aus dem Haare
Und häng' ihn auf am bräutlichen Altare!"

Segenspruch.

Wachse, heiliger Keim!
Unter dem Schutz
Segnender Göttinnen
Wachse zum Licht!

Elfenlieblicher Reiz
Werde dein hold
Leuchtendes, mütterlich
Wiegengeschenk.

Aber sehnender Drang,
Immer empor
Trachtender, werde dein
Väterlich Erbteil.

Einem neugebornen Mädchen.

Du Kind, aus Glück und Schmerz geboren,
Das ich mit erstem Lied begrüße:
Zu Frauenlos bist du erkoren
Mit seinem Weh und seiner Süße.
Die Anmut sei dir Wiegengabe,
Die Poesie dein Angebinde:
Schon tummle sich der deutsche Knabe,
Der einst in dir sein alles finde.
Und in dem Kreis von vielen Jahren
Sollst, in des Lebens Vollgetriebe,
Die alte Weisheit du erfahren:
„Das Höchste giebt dem Weib die Liebe."

Seebruck.

(Epistel an Theodor Töche.)

(1861.)

Wo mit Rauschen die Alz aus des wassergewaltigen Chiemsees
Breitem Schose sich löst und, wie jugendlich, eilt auf die Wandrung,
Liegt ein friedliches Dorf, das dem Wiesengelände sich anschmiegt:
Seebruck wird es genannt: und sein Reiz hat das Herz mir befangen.
Denn von dem Söller herab, wo zu Häupten mir nistet die Schwalbe,
Beut sich ein Blick, der den Geist mir zugleich erhebt und befriedet,
Und des Erhabenen Ernst mit dem Lächeln des Lieblichen mildert. —
Rechts dehnt weit sich der See und gemahnt der unendlichen Meerflut:
Endlos wogt er dahin: an dem Ufer kaum landet das Auge.
Und wann Wettergewölk auf der düstern Fläche heranrückt,
Wann, dumpf rollenden Schlags, an die Brücke donnert die Brandung,
Und, aufheulend in Wut, weiß schäumige Wogen ans Land wirft,
Graut mit Schauern der Brust vor der mitleidlosen Naturkraft
Und vor dem ehrnen Gesetz, das da nimmer des Einzelnen achtet. — —

Aber auch milder erscheint das Erhab'ne: denn wie ein Gürtel,
Eng in einander gefügt, zieht lang sich die Kette der Alpen,
Ferne vom Untersberg — wo der Kaiser schläft, ach wie lang' noch? —
Bis zu dem Wendelstein und des Allgäus rundlichen Hügeln:
Zackige Schroffen von Fels und gegiebelte Dächer und Nadeln
Wechseln indichtem Gemisch mit bezinnten Terrassen und Kämmen,
Grünende Trift mit nacktem Gestein und mit dunkelndem Tannicht: —
Wer sie geschaut in dem Schweigen der Nacht und im Dämmer der Frühe,
Mächtig erhebt ihm das Herz die gewaltig ruhende Größe. —
Doch zur Linken enteilt, in gewundenem Laufe, der Alzfluß:
Auen und Inseln umarmt er im Spiel, voll nickenden Buschwerks:
Dicht an den Ufern entlang wogt Schilf und flüsterndes Röhricht,
Möwen und Enten ein trauter Versteck: und ob waldigen Hügeln
Zieht, stolz segelnden Flugs, mit gespreiteten Schwingen der Adler.
O wie lieblich, hinab mit der rascheren Strömung zu gleiten,
Ohne Rudergeräusch, nur von gurgelnden Wellen getragen,
Wasserrosen zu fahn und des Schilfs rotbräunliche Blüte,
Träumend, am Gransen des Kahnes das Haupt, in die Wolken zu schaun,
Wie sie der Abendwind von den purpurglühenden Bergen
Über den See herführt und in wechselnde Bildungen ändert,
Während am Ufer der Hirt von der Halde die Schafe zurücktreibt,
Vielfach mahnend, ins Dorf, wo die Glocke mit silberner Stimme
Läutet zum Abendgebet, bis sie zitternd verhallt in den Lüften: — —
Freund, wer solches genoß, oh, dem löst in beschwichtetem Frieden
Sorge sich, Gram und Verdruß, die da wuchern im Staube der Städte:
Gift und Stachel verlieret der Schmerz und verklärt sich in Wehmut: —
Kleinliches nicht besteht vor der mahnenden Größe der Berge,
Und in der Brust — wie im See — abspiegeln sich ewige Sterne.

Aus Thüringen.

(Ein Traum.)

Wie du so lieblich bist, o du Deutschlands deutscheste Landschaft:
Thüringen, Waldkleinod, in der Hülle des schattigen Laubschmucks!
Hügeldurchwölbt und von Vogelgesang und von Quellengeriesel
Gleich melodisch durchrauscht und besiedelt von freundlichen Menschen!
Langsam in Abendgold sinkt wolkenlos der August-Tag.
Auf das friedliche Haus, das da Büsche verstecken und Gärten,
Legt den segnenden Gruß mit dem letzten Strahle die Sonne,
Eh' in die Buchen sie taucht der aus Fernduft winkenden Wartburg.
Wo aus dem Garten ins Feld — kaum scheidest du Garten und Feld hier! —
Unter dem Weidengebüsch der geschwätzige, murmelnde Quellbach
Silberrieslich enteilt, lauscht, dicht in dem Eck des Besitztums,
Grünend von wildem Wein und von Geißblatt duftig umflochten,
Falterumflattert, umsummt von den schwärmenden Bienen, die Laube. —
An dem geräumigen Tisch, mit der Platte von glänzendem Ahorn,
Steht die Mutter: wie schlank und wie mädchenähnlich noch immer
Immer noch woget ihr frei — denn so will es der Gatte — das Goldhaar.
Und sie lehrt mit Bedacht aus vergriffenem Büchlein des Lesens
Dornenumgitterte Kunst ein von nußbraun wogenden Locken
Lieblich umflutetes Kind, das des Vaters Farben und Art trägt.
„Lies! Was stockst du denn da? Wie? Kannst du nicht weiter, Ellida?"
„Reinhart vom Strahl, du bester Mann —"
„Eben! Das ist nicht wahr! Und so will ich auch weiter nicht lesen.
Mutterlein „bester Mann" — o wie oft hast selbst du gesagt so —
Vater ist das, nicht Reinhart Strahl!" Da küßt sie mit Lächeln
Selig das Kind: „du hast Recht! Doch der Vater selber heißt Reinhart: —
Frag' ihn nur selbst! — und er führt in dem Buch da noch mancherlei Namen,
Die du noch alle vernimmst: — doch zuvor heißt's: Warten und Lernen."

Charon und Odysseus.

Charon.

Mannigfaltiges Los hat der wechselnde Gott dir beschieden,
 Mannigfaltigen Pfad schwebte dein wandelnd Geschick:
Mehreres hast du als sonst wohl der Sterblichen einer erfahren,
 Waltend in Frieden und Krieg, irrend zu See und zu Land.
Selig hast du gelöst ihr den Gürtel, der Jugendgemahlin,
 Hast dich des Sohnes gefreut, den sie dir blühend gebar:
Hast hellleuchtenden Ruhm dir vor allen Achäern gewonnen
 Dort im Skamander Gefild unter Athenas Geleit:
Hast auch die Stunde geschaut, da das ragende Pergamon endlich
 Sank nach unsäglicher Müh' in der Argiver Gewalt:
Auch der Wunder noch viel auf der Heimfahrt hast du erfahren,
 Da dir Göttinnen selbst Kuß und Umarmung gewährt:
Künde mir nun genau, du Erforscher des Lebens, Odysseus,
 — Längst schon wüßt' ich es gern —: welcherlei Freude zuhöchst
Hebt der Sterblichen Brust, die der Erde Fluren bewohnen,
 Die ich äonenlang rudre hier über den Strom?

Odysseus.

Solches will ich genau dir, unsträflicher Charon, verkünden.
 Ja, mir hat sich die Welt reicher erschlossen als sonst
Sterblicher Menschen Geschlecht: was sie birgt an Leiden und Wonnen,
 Weiß dies mächtige Herz: wahrlich, ich sage dir, Greis:
Lieblich ist es und schön auf der nährenden Erde zu schreiten,
 Wo sich der Äther wölbt über das Land und die See,
Aber die seligste Lust — sie war nicht in den Freuden genannt, Greis,
 Welche du aufgezählt aus des Odysseus Geschick.
Wahr ist's, ich habe gelöst ihr den Gürtel, der Jugendgemahlin,
 Auch mich des Sohnes gefreut, den sie mir blühend gebar:
Auch hellleuchtenden Ruhm mir vor allen Achäern gewonnen
 Unter Athenas Geleit dort im Skamander Gefild,

Auch die Stunde geschaut, da das ragende Pergamon endlich
Sank nach unendlicher Müh' in der Argiver Gewalt:
Auch der Wunder noch viel auf der Heimfahrt hab' ich erfahren,
Da mir Kalypso selbst Kuß und Umarmung gewährt:
Aber von diesem nichts hat das Herz mir am höchsten gehoben:
Was mich am tiefsten entzückt, das war ein wonniges Weh. —
Als auf Ogygias Strand ich, der Liebe der Göttin gesättigt
Und nie wechselnder Lust, welche nur Göttern gemäß,
Einst in das Weltmeer sah mit verlangender, sehnender Seele,
Sah ich aus fernem Duft steigen ein graulich Gewölk,
Ja und ein Eiland war's, dem der grüßende Rauch war entstiegen —
Duftig in Ätherblau türmte sich Neritons Haupt:
Wahrlich, Ithaka war's, — ich erkannte die heilige Heimat!
Traurig und selig zugleich streckt' ich die Arme hinaus: —
Niemals hatt' ich geweint in den zwanzig Jahren der Drangsal:
Aber die Rührung zerschmolz da mir in Thränen das Herz.
Damals hab' ich, o Greis, als mit Thränen ich grüßte die Heimat,
Damals habe ich erkannt seligste menschliche Lust.

An Genua.

Heil dir, herrliches Genua!
An dem Busen Italiens,
Den ligurischer Meeresflut
Rhythmisch wechselnder Atem schwellt,
Liegst du, schimmerndes Prachtgeschmeid,
Unvergleichliche Perle!
Was bewunder' ich mehr? Der Vergangenheit Stolz,
Ob der Doria Ruhm, ob der Pesaro Glanz,
Und die säulengetragnen Paläste?
Ob den Himmel, das Land und der Linien Reiz
Und den segelbevölkerten Hafen?

Schon des träumenden Knaben Sinn
Hat dein südliches Bild entzückt,
Wie es, der dich, ach! nie geschaut,
Nie dem nebligen Nord entkam,
Unser Schiller so glühend schuf
In dem Dämon Fiesco.
Vom umbrandeten Turm, wo der Kühne versank,
Sah leuchtend den Mond an dem Kap Mont Vin
Ich, die Fluten versilbernd, empor geh'n:
O, da wünscht' ich und rief: „Hätt' Er dies doch geschaut,
Der Poet der germanischen Jugend!"
Ja, wer einmal von deinen Höh'n
Villa Pallavicini sah,
Rechtshin lachen das gold'ne Land,
Reben-, Lorbeer-, Oliven-reich,
Doch zur Linken das weite Meer,
Schön, in göttlicher Bläue:
Der hat Einen Moment sich dem Genius nah
Der Antike gefühlt und der Welt des Vergil
Und der seligen Heitre Homeros':
Und es weht um sein Haupt wie ein wonniger Gruß
Von auf ewig versunkenen Göttern.
Doch mehr als um des Adels Ruhm,
Um den Kampf mit San Marcos Leu,
Um tunesischen Flottensieg
Und Natur, paradiesesgleich,
Preis' ich um deiner Bürgerschaft
Freiheit atmenden Geist dich:
Der es nimmer vergaß, daß das Oberste sei
Für die Seele des Mann's doch des Volkes Gestalt,
Von der Ehre gekrönt und der Freiheit!
Nie erlösche solch' echt genuesischer Sinn
Und Italia lächelt der Feinde.

Lied der Ghibellinen.

(1860.)

Die Priester sind die Herrn der Zeit!
Trüb ist dein Glanz verlaufen,
Du schöner Stern voll Herrlichkeit,
Du Stern der Hohenstaufen.
Dem Kaiser Friedrich brach das Herz
In friedelosem Ringen,
Den jungen Konrad traf das Erz
Des schwarzen Kapetingen.
Und Enzio liegt in Ketten schwer,
Und Manfred liegt erschlagen: —
Es lebt kein Hohenstaufe mehr,
Die Fahn' uns vorzutragen.
Wir aber ruh'n und rasten nicht,
Zu streiten und zu fechten:
Wir schließen keinen Frieden nicht
Mit Pfaff' und Pfaffenknechten.
Wir tragen, ob zum Tode matt,
Den Brand der heil'gen Fehde
Von Land zu Land, von Stadt zu Stadt,
Mit Schwert und Schrift und Rede.
Wir kämpfen nicht mehr um den Sieg,
Nur um die Treu' und Ehre,
Und, bis dein Stern aufs neue stieg
Dir, deutsches Volk, zur Wehre.
Es kommt der Tag — er ist nicht fern —
Da durch die Nacht der Pfaffen
Bricht hell des Geistes Morgenstern:
Da splittern ihre Waffen:
Da zündet mehr kein Anathem,
Nicht Wunder frommt, noch Zeichen,
Der Kaiser läßt ans Diadem
Den Krummstab nimmer reichen!

Dann, stärker als der Staufer Kraft,
Zerbricht die alte Kette,
Das freie Wort der Wissenschaft,
Der freie Sinn der Städte.
Dann, wenn im Licht des Sieges klar
Ihr Glücklicheren schreitet, —
Dann dankt der Ghibellinen Schar,
Die euch den Weg bereitet.

Städtesprüche.

(In die Fenster des germanischen Museums zu Nürnberg.)

I. Regensburg.

Als Zwingburg seiner Macht die Stadt der Römer schuf —;
Jedoch der Freiheit Burg zu sein ward ihr Beruf.

II. Aachen.

Der große Karl, der neu erschuf der Römer Reich,
Schuf neu in deutschen Gau'n auch Römer-Glanz zugleich.

III. Merseburg.

Heil, König Heinrich dir, der Ungarn und Normannen
Von mancher Städteburg Erzthoren trieb von dannen.

IV. Mainz.

Der Hohenstaufe spricht: „im Kampf mit Rom und Welfen
Soll, deutsch und stark und frei, die treue Stadt mir helfen."

V. Reutlingen.

Die uns der König gab, der Freiheit edle Zier,
Mit unserm Blut, bis in den Tod, verteid'gen wir.

VI. Lübeck.

Ihr Schwestern reicht die Hand vom Weichselstrom zum Rhein:
Der Städte Reigentanz soll undurchbrechlich sein.

VII. Köln.

Hoch steig' aus Erdenstaub zum Himmel auf der Dom
Und spiegle frommen Sinn und stolze Kunst im Strom.

VIII. Hamburg.

Das Segel schwillt: Hurra! Ihr Schiffe, fort ins Meer:
Tragt deutsche Kraft hinaus und fremde Schätze her.

IX. Augsburg.

Auf allen Straßen holt — euch schirmt des Reiches Hut —
Des Nordens Pelzwerk hier, dort Welschlands Rebenblut.

X. Danzig.

Aus reichen Farben spricht, aus Marmor, Erz und Holz,
Noch heut' der Meister Kunst, noch heut' der Städte Stolz.

XI. Ulm.

Tiefsinn und Feinsinn ziert, Kunst adelt das Gewerke:
Die Schönheit ist sein Schmuck, die Einfalt seine Stärke.

XII. Wittenberg.

„Germaniä präceptor!“ sei uns hie willkommen:
Nichts mag der Freiheit mehr als Zucht und Wissen frommen!

XIII. Nürnberg.

Nur treustem Fleiß gelingt die Kunst: — und auch der Schuh —:
Ein wack'rer Schuster drum und auch Poet warst du.

Das röm'sche Reich versank — das deutsche Reich erstand:
Du, Nürnberg, schmückst dich selbst, das Reich, das Bayerland.

XIV. Straßburg.

Des Bürgers saurem Fleiß bringt Lust der Kranz der Feste:
Das ihm den Kaiser bringt, das Fest bringt ihm das Beste.

Prolog zur Neueröffnung des Stadttheaters zu Königsberg.

(Vor Goethes Egmont.)

(1876.)

Die Muse spricht:

Mich rief hierher hoch aus Olympos' Hallen
Ein froh und ernst Gerücht verheißungsvoll:
Hier, wo die letzten deutschen Worte schallen,
Ein Neubau deutscher Kunst erwachsen soll:
Hochfreudig meinen Segen spend' ich allen,
Die daran bau'n. — Doch — hört' es ohne Groll! —
An euch allein ist das Gedeih'n gelegen:
Denn edle Kunst kann edler Sinn nur pflegen.
An euch, ihr Künstler! — Denn die Kunst ist schwer:
Den Lorbeer mag nur treu'ster Fleiß verdienen:
Von eitlen Beifall's lüsternem Begehr
Kehrt sich die Muse mit empörten Mienen:

Der Schönheit Göttin, jungfräulich und hehr,
Unreinem Blick ist nie sie noch erschienen:
Das Edelweiß der Kunst verlangt die Höh'n
Und: was nicht wahr und rein, — das ist nicht schön.
Und streng und ernst mahn' ich auch euch, ihr Hörer,
Denn mit den Künstlern traget ihr die Kunst:
Der Mime braucht den süßen Herzbethörer,
Er braucht den Beifall und die laute Gunst:
Ihr seid der Kunst mitschuldige Zerstörer,
Sucht ihr statt Sternenschimmers trüben Dunst. —
Doch still: Beethoven hör' ich, Goethe tönen: —
Dies Haus, ich weih' es heil'gem Dienst des Schönen.

Zur Todesfeier Anastasius Grüns.

(1876.)

Und wieder ist emporgestiegen,
Hoch den Unsterblichen gesellt,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein Paladin, gewohnt zu siegen,
Der, als noch andre mutlos schwiegen,
Sich in des Geistes heil'gen Kriegen
Kühn in den Vorderkampf gestellt.
Heil, Östreich dir, das ihn besessen!
Den „ersten Ritter", freiheitskühn:
Auch bei der Sonne Sieges-Glühn, —
Der Morgenstern bleibt unvergessen:
Aus „Schutt" und Trümmern unermessen,
Hoch über trauernde Cypressen,
Wuchs seines Lorbeers Immergrün.

Ostpreußisches Sängerfest.

(Königsberg 1876.)

Hier an Deutschlands letzten Marken, nahe wilder Völker Drang,
Laßt uns pflegen treu den starken, heiligen, den deutschen Sang:
Lieblich bald und silbertönig, wie das Lied der Nachtigall,
Brausend bald und orgeldröhnig, wie der Brandung Donnerhall:
Weit hinaus aus unsrer Mitte künd' er stolz und heroldgleich:
„Hier lebt deutsche Kunst und Sitte, deutsches Volk und deutsches Reich."

Sängergruß.

(Ostpreußisches Sängerfest, Tilsit 1878.)

Hebt die Stimmen empor
Und die Herzen im Chor:
Heil, geflügelter Klang,
Heil, du deutscher Gesang!

Festspruch zur Feier von Vater Jahns hundertjährigem Geburtstag.

(10. August 1878.)

In fremder Fesseln schwerer Haft
Lag unsres Volkes Ruhm und Kraft:
Versiegt fast schien sein Lebenssaft:
Da hat sich's endlich aufgerafft
Und glorreich, zornig, heldenhaft
Den Zwingherrn aus dem Land geschafft: —
Doch blieb's zerklüftet und zerklafft.

Der Fürsten und der Völker Streit
Vergiftete die dumpfe Zeit:
Verpönt war Mannes Mutigkeit,
In Gunst stand Herzensmattigkeit
Und schmeichelnde Verlogenheit
Und höfische Geschmeidigkeit:
Und Freiheit — ach! war sternenweit.
Da war ein Mann im deutschen Land,
Von Sinne schlicht und von Gewand,
Doch stark an Mut und Herz und Hand:
Der hat die Not der Zeit erkannt
Und was dem Volk die Schwingen band:
Er sprach: „nicht Geist nur und Verstand, —
Auch Fleisch und Blut hat Gott gesandt.
Erprobt den Blick, den Arm, den Mut!
Heil dem, der frisch das Kühne thut,
Das ew'ge Sitzen thut nicht gut!
Den Toten gleicht, wer immer ruht:
Nur Kraft durchschwimmt der Brandung Flut,
Kraft in das Mark und Glut ins Blut:
Und pfui der Ofenhocker Brut!"
Und kühn durch Mißtrau'n, Haß und Wahn
Brach er der neuen Weisheit Bahn,
Ein flügelstarker Edelschwan:
Er hat's uns allen vorgethan:
Das deutsche Reich — er ahnt' es nah'n:
Und dieses Reich — das war sein Plan —
Baut nur die Kraft! — Heil, Vater Jahn!

Den Alamannen und Schwaben.

Abschied vom Bodensee.

(1877.)

Mit deinen dunkelgrünen Tannen an deiner stolzen Berge Fuß,
Du schönes Land der Alamannen: nimm meinen Dank und Scheide-
gruß!
Seit hier, in vorzeitgrauen Tagen, besiegt, der Römeradler sank,
Der Kaiserwall, vom Beil zerschlagen, der Schlachtkohorten Herzblut
trank,
Seitdem, bald in der Speere Toben, bald in der Kunst, des Wissens
Glanz,
Welch' reiche Blüten habt gewoben ihr Schwaben in den deutschen
Kranz! —
Von hier aus stieg den Staufer-Kaisern ihr Stern bis nach Jerusalem,
Die dicht bekränzt mit Lorbeerreisern sich Harfe, Schwert und Diadem.
Von hier schritt Er, dem sich im Sange Ein Ebenbürt'ger nur gesellt,
Mit des Kothurnschritts Siegesgange von hier schritt Schiller durch
die Welt.
Der Schwaben Geist mit mut'gem Segel, er sucht der Forschung letzten
Rand:
Welch kühne Weisheit trugen Hegel, Strauß, Schelling durch das
deutsche Land!
Und sieh', aus diesen Rebgeländen, so friedlich hold, entstammte sie,
Die standhaft starb, das Schwert in Händen, die Heldenschar von
Champigny.
Gedeihe fort, du Land der Schwaben, mit Wald und Seeflut, Korn
und Wein,
Mit deinen trotzgemuten Knaben und blondgezöpften Mägdelein!
Und droht aufs neu' der Feind dem Reiche, dann schlägt, im Vorstreit
ruhmbewährt,
Dann schlägt die alten Schwabenstreiche — wert Meister Uhlands
— euer Schwert!

An Königin Luise.

Im Nachtfrost sterben muß manch' edle Blüte,
Die, wenn sie nur erlebte noch den Tag,
Aufs neue warm die Lebenskraft durchsprühte: —
O, daß Luise allzufrüh erlag,
Als noch kein Morgenrot der Hoffnung glühte:
Daß nicht das Haupt mehr, nur den Sarkophag,
Umwinden konnten in zu spätem Lenze
Von Leipzig und von Waterloo die Kränze.
Doch auch wohlthätig ihr der Tod ersparte,
Die Schmerzen manchen dumpfen Jahr's zu schau'n:
Denn uns're Zeit erst völlig offenbarte,
Was uns geschenkt die herrlichste der Fraun:
Sie gab den Sohn, der glorreich um sich scharte
Die Stämme Deutschlands, neu das Reich zu bau'n:
Und dieses Reiches stolze Kaiserkrone,
Der Gott des Sieg's gab sie Luisens Sohne.

Prolog zur Luisenfeier [1].

(Den 30. März 1877.)

O Geist Luisens, wie bist du uns fern!
Du strenger Geist der stillen Selbstvertiefung,
Der Selbstverleugnung und der leisen Zartheit,
Du Geist des edeln Aufschwungs zu den Höh'n,
Du Geist des Muts bei kindlicher Bescheidung!
Wie arm, wie trüb', wie trostleer war die Zeit,
In der das Herz dir und das Auge brach;
Und doch: — welch' hohe Schwungkraft des Gedankens
Welch' unerschöpfte Tiefe des Gemüts!

---

[1]) Einweihung einer Stiftung zur Fortbildung begabter, dürftiger Kinder

Wie ist die Welt, wie ist dein Volk verwandelt,
Seit jenem Ringen der Verzweiflung aus
Der tiefsten Schmach der Fremdherrschaft, was hat
Nicht unser Blick, mit jener Not verglichen,
Allüberstrahlend Herrliches geschaut:
Den deutschen Staat erbaut: — im Gottesurteil
Der Schlacht gestürzt des Imperators Reich: —
Zurückerkämpft — ein Traum der deutschen Jugend
Seit alter Zeit! — die Westmark unsres Volks: —
Auf Frankreichs Feldern alle deutschen Stämme
Zu nie erhörtem Siegeslauf vereint: —
Und, als der Einheit leuchtendes Symbol,
Die schimmervoll gewölbte Kaiserkrone. —
Wir durften das erleben: und die Männer,
Die es mit Geist und Schwert erkämpft, sie waren
Der großen Dinge wert:
Denn hoher Kraft nur wird solch' hoher Sieg.
Doch, blieben wir auch, blieb dies ganze Volk
Der harterkämpften Kränze wert? Blieb uns
Der Sinn, der Geist aus jenen Tagen, der
Allein erhalten kann, was er errang?
Ein widrig Spiegel-Bild zeigt unsre Zeit!
Die wüste Gier jagt blindlings nach Genuß,
In lautem Lärm den Silberklang der Sehnsucht,
Der nach den Sternen trachtet, übertäubend:
Rings kreischt der Zwietracht häßlich Zankgeschrei:
Und dies Geschlecht kennt die Vertiefung nicht
Und nicht den Segen stiller Harmonie.
O Geist Luisens — wie bist du uns fern!
Wohl ziemt uns heut' und hier solch' strenge Mahnung:
Der Jugend gilt dies Fest und diese Stunde,
Der Zukunft heil'ge Saat bestellen wir:
O möge diese deutsche Jugend doch,
Für die Luise wir zur Schirm-Frau koren,
O möge sie verschont von unsrer Tage

Unschöner Krankheit, möge sie erblühen
In Reinheit und in still-vertiefter Kraft,
Abhold dem eiteln Glanz, der falschen Lust,
Bescheiden, pflichtstreng, wortkarg, thatenreich!
O Geist Luisens — segne unsre Jugend!

Prolog eines Festspiels.

(Zu Gunsten der Weichsel- und Nogat-Überschwemmten.)

Wie furchtbar, wann des Menschen Siedelung
Dem sichern Dach, der treu bestellten Saat,
Unhemmbar, mit des Südsturms Flügelschwung,
Im Grau'n der Nacht die Eisflut grimmig naht!
Da flüchtet aus dem schaumumspritzten Hause
Entsetzt der Vater, bergend Weib und Kind,
Und ob der Wogen dräuendem Gebrause
Verweht mit Hohn den Hilfeschrei der Wind.
Nicht ganz verweht er ihn —: langt aus den Sternen
Auch nicht herab des Wunders Retter-Hand —,
An Menschenherzen dringt durch weite Fernen
Der Weheruf durch alles deutsche Land.
Und sieh': die Spenden strömen rings zusammen,
Aus allen Gauen unsres Reichs gehäuft:
Von wo in Abendglut die Gletscher flammen
Und wo das Rhein-Gold aus der Rebe träuft! —
So helft auch ihr! — Erfreut euch unsres Spieles,
Aus heit'rer Hand der Kunst schöpft heit'ren Mut,
Und freut euch mehr des Wohlthat-reichen Zieles:
Denn: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!"

Straßburg.

(In das „Rheinalbum“ zu dem Titelbilde „Straßburg“.)

(1877.)

Es steht am reichen Rheine
Manch altersgrauer Turm,
Verglüht vom Sonnenscheine,
Erprobt im Wettersturm.
Doch hat in all' den Jahren,
Seit um sie rauscht der Strom,
An Weltgeschick erfahren
Das meiste — Straßburgs Dom.
Im Wechsel der Geschlechter,
An Ruhm und Trauer reich,
Hoch ragt er, grauem Wächter
Der Heldensage gleich.
Voll ward dir sonder Maßen
Des Krieges Stolz und Ehr': —
O Stromburg an der Straßen,
Sei nun des Friedens Wehr.

Zum Abschied eines (nichtschlanken) Generals.

General * *, der tapfre Ritter,
Half dem Kaiser wieder bringen
Elsaß-Lothringen mit Metz:
Er half zieh'n um die Franzosen,
Die sich heut' noch drum erbosen,
An der Mosel dicht das Netz.
Als es galt Kapitulieren,
Ritt er zum Parlamentieren
Wohl auf einem Schimmel licht:

Auf ihn schossen die Verräter:
Doch sie trafen den Trompeter, —
Und den schlanken * * nicht.
Darauf ward ihm hier am Pregel,
Wo der Ostwind ist ein Flegel,
Hochgesteckt ein neues Ziel:
In der Flocken Schneegetriebe
Fand er hier viel heiße Liebe: —
Doch das Klima ihm mißfiel.
In die Westmark wieder gehen,
Wo ihm weich're Lüfte wehen,
Heißt ihn seines Sternes Glanz:
Wach zu steh'n in den Vogesen,
Wo er damals schon gewesen,
Dort zu Straßburg auf der Schanz.
Dort, wo Rhein und Mosel blinken,
Soll er viel Champagner trinken,
Den es dort vortrefflich giebt,
Stets noch höhern Ruhm gewinnen,
Doch sich manchmal auch besinnen,
Daß wir hier ihn sehr geliebt.

Alma mater!

Zum vierhundertjährigen Jubiläum der Hochschule München.

(1. August 1872.)

Alma mater litterarum, decus bajuvaricum:
Fidelissima scholarum nutrix atque artium!
Alma Mater, sei gepriesen, Stolz und Zier des Bayerlands
Die du Tausenden gewiesen freier Forschung Sonnenglanz.
Tot honores, quot doctores! Miror te ut Iridem
Oscillantem per colores: medicorum viridem,

Wieviel Ruhm hast du erzogen! Wechselt auch dein Farbenspiel
 Gleich der Iris Schimmerbogen: — stets ist Licht dein Kern und Ziel.
Sanctum illum tenebrosum, dubium ianthinum,
 Jure sanguinis pomposum et Platonis cyanum. —
Bunt, wie sich dein Schiller flechte, Scharlach, Dunkel, Blau und Grün:
Stets das Wahre, Schöne, Rechte auf dem Vier-Pfad suchst du kühn! —
Quales vices, quanta fata notavisti patriae,
 In fluentis conspicata Istri atque Isarae.
Welchen Wandel der Geschicke hast verzeichnet Blatt um Blatt
 Du mit Klios' ernstem Blicke: — München — Landshut — Ingolstadt!
Suecos irritos misisti profugos a moenibus:
 Gallos socios vidisti eheu, aequo longius!
Sahst die Flut der Schweden rollen ab vom festen Wall gedrängt, —
 Sahst die Söhne lang mit Grollen in Franzosenbund gezwängt.
Sed strinxisti ut Minerva frendens nuper gladium:
 Prodit nobilis caterva militum scholarium:
Aber jüngst, schön gleich Minerven, sprangst du auf im Stahlgeschmeid,
 Deine Jünglinge zu werfen jauchzend in den Völkerstreit.
Et clarissimum thesaurum refert mox in patriam:
 Nam devovit matri laurum, laurum parisiacam!
Und aus dunklem Sturm der Schlachten holten sie ein köstlich Vließ:
 Die die Schwester, Straßburg, brachten und den Lorbeer von Paris! —
Alma mater litterarum, Aram colas Genii,
 Umbris tuta sub alarum Aquilae Imperii!
Fröhlich magst du Feste feiern, sicher kränzen den Altar,
 Die der Löwe schirmt von Bayern und des Deutschen Reiches Aar.

De prima Aureliani expugnatione.

Carmen Tyrtaeicum in gloriam Bajuvariorum.

Famosissimo capitano atque poetae Henrico de Reder, ordinum propter virtutem praestitorum maxime insignium fortissimo equiti.

d. d. d.

Parva turba obsidet
  Ligerim lotanum:
Non te tua proteget
— Bajuvarus imminet! —
  Virgo Aurelianum! —

Sed jam vires colligit,
  Prisca falconetta
Ex castellis protrahit,
Coelum, terras concutit
  Turbidus Gambetta.

Undique arripitur
  Gallia proterva:
Gelu, telis plectitur,
Plectitur nec flectitur
  Nobilis caterva.

Sed jam in tentoriis
  Nostri brummulabant:
Res dilectas Noricis
Vocibus Stentoriis
  Perdesiderabant.

»Quantis haec protenditur
  Gallia kilometris!
Quantis jam adimitur
Reditus et clauditur
  Hieselis et Petris!

Potus non bibendi sunt!
Globuli cum pillis
Semper sustinendi sunt:
Semper exmittendi sunt
  Galli noctu villis!

Casulas in alpibus
  Quando revisemus?
Vale tu cum rupibus,
Rupicaprae saltibus,
  Vale, mons ac nemus!«

Tunc poeta strenuus
  Dixit ille Reder:
»Nocet moeror viribus!
Daß hier was geschehen muß,
  Das begreift ein jeder!«

Surgit, carmen excitat
  Castra per intenta:
»Qui sub Tanno militat,
Longe pergit, visitat
  Mira et portenta.

Turcos, Zuavos vidimus,
  Weissenburg et Tullum,
Mac-Mahonem fudimus,
Napoleonem cepimus,
  Qui creavit Lullum. — —

Vincit haec miracula
  Quod nunc est mirari:
Sine cerevisia
— Sexta est hebdomada —
  Vivunt Bajuvari!«

Solvitur tristitia,
  Premit manus manum,
Curritur in moenia,
Capitur victoria
  Atque Aurelianum.

Ave mater Albertina!

(Bei Übernahme des Prorektorats der Hochschule Königsberg 1877.)

Ave mater Albertina,
Ut aurora matutina
  Quamvis vetus, — florida:
His sub nivibus nitescens,
Non senescens, adolescens,
  Vireas per secula!

Armis fessa, causae piae
Custos quondam, arx Mariae
  Quem demisit clypeum, —
Ordinis per hasce sedes
Fratres, vindices, heredes
  Nos levamus iterum.

Sicut sol ex oriente
Surgens fulgure splendente
  Luminat occiduos —,
Hinc processit ita lumen,
Hinc Immanuelis numen,
  Perdocens doctissimos,

Ab imperio longinqua
Marca Sarmatis propinqua
  Expugnata gladiis
Equitum Teutonicorum, —
Defendatur nunc doctorum
  Atque artis radiis.

Decent mores acriores
Excubantes exteriores,
  Dedecet desidia:
Ave mater Albertina
Sicut stella matutina
  Alias praeradia.

Der Eberhardina=Carolina.

(Zum vierhundertjährigen Jubiläum der Hochschule Tübingen August 1877.)

Heute hell aus allen Gauen
Ruft es, wo dir Schwestern sind:
„Heil, wie schön bist du zu schauen,
Schwabenmädchen, Waldeskind!
Schlachtenjungfrau'n sind wir alle,
Odhins Töchter, augenklar:
Bei der finstern Riesen Falle
Jauchzt die waffenfrohe Schar:
Aber, von der Ostsee Wallen
Bis zum Wasgenwalde grün,
Mehr als du war von uns allen
Keine siegreich, keine kühn.
Die du stets, gleich scharfen Speeren,
Weithin Lichtesstrahlen warfst: —
Wie in deinen Heldenehren
Heut' du hoch dich freuen darfst!
Nimm den Helm nun aus den Locken,
Zeige frei der Stirne Glanz,
Rote Rosen, blaue Glocken,
Flicht in deinen Eichenkranz.
Dich beseelt mit hohen Gaben
— Lied und Sage rühmen's nach —
Jener kühne Geist der Schwaben,
Der den Römerpfahl zerbrach!
Der, vom Staufen sich erschwingend,
Romas Lorbeer sich errang,
Und aus Schillers Harfe klingend
Sieghaft durch Europa drang:
Der in eurer Forscher Lehren
Welt erschloß und Himmelreich:
Heldenstreich zu höchst zu ehren,
Nennen wir ihn: „Schwabenstreich".

Und nicht staunen wir verwundert,
Wächst noch deines Geist's Gewalt:
Nicht nur vierzig Jahr: — vierhundert,
Schwabenheldin, ward's du alt! —
Diese deine Schwabenstreiche,
Kühn und klug und scharf und klar,
Schlag' im Vorkampf sie dem Reiche,
Schlag' sie noch viel hundert Jahr!"

Eberhardinae Carolinae.

Ave clara lux Suaborum!

»Ave clara lux Suaborum!«
Chorus jubilat sororum
Gratulator hodie:
Frontem manu seculorum
Non rugatam cinge florum
Jam corona splendide.
Carptos in extrema marca,
Quam, electri dives arca,
Aqua claudit baltica,
Flores tibi triumphales,
Flores spargit boreales
Soror en! thulitica.
Palmam nescientem mori
Genio tuo scrutatori
Mittit Kant philosopho:
Vobis algido de Pregel
Schelling annuit et Hegel
Atque tibi, Struthio!
Contra noctem et errores
Priscos tu secundum mores,
Suabia, duc cuneum:

Heribanno Germanorum
Propugnare nam Suaborum
Clarum privilegium!

Zum 9. Oktober 1877.

(Enthüllung des Denkmals Friedrichs des Großen zu Marienburg in Westpreußen durch den Kronprinzen.)

Höher schwebt mit leisem Schauern
Hier der Seele Flügelschwung:
Denn es webt um diese Mauern
Großer Zeit Erinnerung.
Nogatburg, du Werk der Starken,
Ringplatz deutschen Rittertums,
Fester Stein im Bau der Marken,
Stolzes Blatt im Kranz des Ruhms!
„Preußenland“: — barbarisch klang es,
Bis der Deutschen Schwert und Pflug
In die Höh'n des Heldensanges
Jenen dunklen Namen trug.
„Preußenland!“ Wenn lauten Schalles
Stolzer Siegesruhm dich ehrt: — —
Was hier groß ist —: deutsch ist alles, —
Deutsch der Geist und deutsch das Schwert.
Aus dem Sumpfwald, aus der Wildnis
Deutsche Größe herrlich schritt,
Wo des großen Königs Bildnis
Heute schimmernd vor uns tritt.
Und so streng sein Auge dräute, —
Leuchten würd' es warm und weich,
Säh' er dich, den Enkel, heute,
Kaiser-Erbe, lorbeerreich.

Was dies Preußen hat geschaffen,
Was dies deutsche Reich gebaut, —
Kühner Geist und scharfe Waffen,
Friedensfroh, doch sturmvertraut, —
Pflicht und Mut, getreu zum Sterben,
Kraft, die nie sich selber preist —:
Gott der Völker, laß uns erben
Solchen Deutschherrn-Rittergeist!

Salve, victor laureate!

Heredi coronae imperii germanici et regni Prussiae.

Salve, victor laureate,
Rubra barba tu barbate,
Ave his in terminis:
Qui junxisti Germanorum
Natos omnium pagorum
Splendidis victoriis.
Contra impetum Gallorum
Vocas turmas defensorum
Rheni supra flumina —:
Linquunt truces Bajuvari
Potu et virtute clari
Alpium cacumina.
Et profundi linquunt, gnavi
Rerum omnium, Suavi
Lacum en! bodanicum:
Immo Saxones civiles
— Immutatur bello miles! —
Saevum agunt proelium.
Multum qui dissentiebant,
In invidia vivebant,
Lingua ipsa varia, —

Quantum sese diligebant
Atque te intelligebant,
  Quum vocas: »Victoria!«
Castra clara montalbana,
Woerthi silva cum Sedana
  Mirae rei testes stant:
Tot Germani — se amantes
De hoc uno concertantes,
  Tibi uti placeant.
Conciliasti dissidentes
Prisca simultate gentes
  Pari tecum gloria.
Salve, victor laureate,
Rubra barba tu barbate,
  Ave hac in patria.

Carmen in honorem conventus XXXIII philologorum et magistrorum Germaniae.

(1878.)

Salve, nobilis conventus,
  Salve hac in patria:
Tot sapientium concentus,
  Quanta spargit lumina!

Laeti celebrate digne
  Hanc diei gloriam,
Accipientes perbenigne
  Scholae nunc historiam.

Auctor noster quis et qualis
  Primus erat sciscitor:
Adam puto: Orientalis
  Disciplinae conditor.

Conspicata quem sodalem
  Vix procerum femina, —
Eva protinus Dualem
  Jam invenit garrula.

Prima quaenam — est quaerendum! —
  Concio philologica?
Necessario dicendum:
  Turris babylonica!

Nam rixabant et stridebant,
  Impugnantes omnia:
Sese non intelligebant,
  Undique vocabula!

Sibi quisque vindicabat
  Soli rectam scientiam
Et grammaticam vibrabat
  Diram velut lanceam:

Tandem omnes discessere:
  Ex quo usque hodie,
Ubi unquam convenere, —
  Agunt babylonice.

Sed ex copia colorum
  Iridis amoenitas,
Ex certamine doctorum
  Victrix surgit veritas.

Ut dissensus populorum
  Linguas cunctas protulit, —
Pugna sic philologorum
  Cognitionem provehit.

Salve igitur, conventus!
  Vobis hic certare fas;
Ex discordia concentus,
  Ex errore veritas.

Idem carmen, propter ignorantiam barbarorum in linguam vernaculam translatum.

Tiefgelahrte, seid willkommen,
  Hoher Meister dichter Kranz:
Von euch strahlet, hell entglommen,
  Weisheit, wie von Sternen Glanz.
Höret nun im Weihgedichte
  Eurer Festzusammenkunft,
Höret Ursprung und Geschichte
  Edler Sprachenfreunde-Zunft.
Wer war aller Philologen
  Erster? Heide? Jude? Christ?
Wenn nicht heil'ge Bücher trogen:
  Adam, ein Orientalist.
Als ihm Eva bald „Mein Schätzchen!
  Essen wir vom Baume!" rief —
Da erfand dies Schmeichelkätzchen
  Dual schon und Vokativ!

Wo zuerst thät sich versammeln
Aller Philologen Schar?
Ach, ich wag' es kaum zu stammeln,
Daß beim Babelturm es war!
Alle Zweifel müssen schwinden,
Prüfen wir den Urbericht:
Streiten, zanken, Wurzeln finden
Mit gerötetem Gesicht:
Jeder mühet Mund und Lunge,
Blick und Wort und Finger spricht,
Jeder lehrt in seiner Zunge
Und versteht den andern nicht:
Endlich auseinander geh'n sie:
Aber bis zum heut'gen Tag
Mangelhaft nur sich verstehn sie: —
Wie man bald erproben mag.
Aber, wie dem Regenbogen
Farbenwettkampf Schöne leiht,
So, ihr tapfern Philologen,
Wahrheit wächst aus eurem Streit.
Wie dereinst der Völker Teilung
Aller Sprachen Fülle schuf,
Also ist des Irrsals Heilung
Eurer Fehden Hochberuf.
Drum willkommen, weise Meister!
Redet, ringt und rastet nicht,
Bis dem Schwerterschlag der Geister
Hell entsprüht der Wahrheit Licht.

Prolog

zur Festvorstellung am Geburtstag des Kaisers und Königs (22. März 1878) zu Königsberg.

(Armin, Operndichtung von Felix Dahn, Musik von Heinrich Hofmann.)

Germania lag vom Römernetz umstrickt:
Die Alpen und die Donau und der Rhein,
Sie hielten nicht mehr die Legionen ab:
Und von der See her, auf der Elbe schwamm
Die Tyrannei ins Land, von Stolz geschwellt
Die Purpursegel dräuender Trieren. —
Das Recht, die Sprache, wie die alte Freiheit
Der Ahnen lag am Block: — schon hob das Beil
Der Liktor, auf den Machtwink des Augustus,
— Wie ungezählter andrer Völker Leben, —
Für immer uns zu tilgen aus der Welt. —
Da — in der letzten Stunde — brach ein Held
Mit ungeheurer That das eh'rne Joch,
Furchtbar der Notwehr furchtbar Recht gebrauchend,
Arglistig-kühn, wie Wodan ist: — den Vorwurf
Des Treubruchs schleudernd auf Rom selbst zurück,
Rom übermeisternd mit der eignen Kunst. —
„Germanias Erretter zweifellos,
Den spät das Lied noch feiert seines Volks“:
So rühmt sein Feind von ihm, der große Römer. —
Zweitausend Jahre rauschten fast vorbei
Seit jener That im Teutoburger Wald:
Tief, nach dem Glanz der Stauferkrone, war
In Nacht gesunken wieder unser Volk: — —
Der Fürsten und der Stämme böser Zwist
Zerriß es, wie zu Zeiten des Armin:
Und von der Sequana herüber warf
Bald Zwietracht Samen, bald des Hochmuts Drohwort
Der neue Imperator uns ins Land. —

Da, sonder Arglist, nicht in Waldnachts-Mordschlacht,
Am hellen Tag, beim Schall der Kriegsdrommeten,
Hat um sich her zum Heeresbann geschart
Die Sachsen, Friesen und die Thüringe,
Die Bayern, Franken und die Alamannen
Der greise Held, Luisens Sohn und Rächer,
Aufs Haupt geschlagen fürchterlich den Feind
Mit blitzgeschwind erneuten Siegesschlägen,
Als läg' ihm Donars Hammer in der Faust,
Der niemals fehlt und stets zur Hand zurückfliegt:
Und auf den Scheitel drückte schimmervoll
Der Gott des Sieges ihm den Kaiserreif.
„Germaniens Erretter zweifellos,
Den stets das Lied wird feiern seines Volks."
Heil diesem Tag, der seinem Volk ihn schenkte,
Heil ihm, der ganz sich hingab seinem Volk,
Ja, der dies Volk sich selbst erst wieder gab!

Zum 50jährigen Doktorjubiläum

Leonharts von Spengel in München.

(1877.)

Auch ich bin zu deinen Füßen gesessen!
Und hab' ich seither viel vergessen
Vom Kolleg: „das griechische Altertum",
So schmälert das nicht des Lehrers Ruhm,
Nur des schlechten Schülers Würdigkeit.
Froh dankbar denk' ich jener Zeit:
Und heut', an deinem Ehrentag,
Da sie daheim im lieben Bayern
Dich um die Wette rühmend feiern,
Mit schlichtem Wort, wie ich's vermag,
Ruf ich dir Heil! aus ultima Thule.

Ich hab's gelernt in deiner Schule:
Die Alten sind die ewig Jungen!
Und wer, wie du, sie hat durchdrungen,
Dem ruht auch im ergrauten Haar
Ihr Goldkranz ewig schön und klar,
Dem tönt noch der Olympier Lachen
Nach aus Homeros Lyraklang, —
Bis er beschreitet Charons Nachen.
Du höre jenen Ton noch lang:
Und wann der Kranz vom Haupt dir sank,
Aufhebt ihn deiner Schüler Dank
Und hängt ihn — das ist Lehrers Ruhm —
In der Erinn'rung Heiligtum.

Zum 50jährigen Doktorjubiläum
von Karl Lehrs in Königsberg 1876.

Darf ich in eurem Kreis noch weilen,
Bekränzte Becher mit euch teilen,
Wann ich das Gräßliche gestand?
Mir ist der Archi-Grammat-archos,
Mir ist der große Aristarchos,
So gut wie völlig unbekannt!
Auch sonst bin ich nicht gut beschlagen
In eurer Nächte Lieblingsfragen:
Vom Hund des Alkibiades, —
Wie oft bei Platon εἶτε stehe, —
Wie lang des Agamemnon Zehe
Und andres hoch Erhebliches.
Ob Jemand in das Ohr mir riefe
Der Konjunkt- und der Optat-ive
Urgenesis, — mir wär's egal.

Und gar die griechischen Accente,
(Wenn ich sie lieber gar nicht kennte!),
Die sind mir gradezu fatal.
Doch int'ressieren mich die Mören
Und zu der Nymphen holden Chören
Zog thöricht mich das Herz von je: —
Und riecht der Schloßteich gar zu gräßlich
Und scheint ganz Königsberg mir häßlich, —:
Stürz' ich mich in die — Odyssee.
Drum hoch will ich den Priester ehren,
Der schürt an Boreas Altären
Die Glut olympischen Begehrs:
Heil ihm, der in dem Land der Skythen
Pflegt Hellas ewig schöne Blüten,
Heil ihm, dem weisen Meister Lehrs.

An Emmanuel von Geibel.

Mit Rückert und mit Platen
Hast du mich treu beraten
Und ist mein Vers geraten, —
Das dank' ich deiner Kunst:
Den Lehrer will ich preisen:
Jedoch in eignen Weisen:
Das höre du mit Gunst. —
Und schlürf' ich hier im Norden,
An Thules Nebelborden,
Viel edle süße Labe
Aus deiner letzten Gabe,
Aus deinen „Spätherbstblättern",
Gereift in allen Wettern,
In heißen und in kalten,
Bei guter Sterne Walten,

So ruf ich: „Heil dem Alten!
Des deutschen Wohllauts weichem,
Romanisch formenreichem,
Herrn Gottfrieds Süße gleichem
Vollharmonien Gestalter: —
Heil ihm und seinem Psalter.
Wer von uns Jüngern holprig nicht
Die Reime flicht und radebricht, —
Der dankt es dir, dem Weibel
Des Versturniers, o Geibel!“ —
Wie schaltest du in München
Auf handwerkmäßig Tünchen:
Dem Falschreim wurde höllenangst,
Dem Flickwort bange, bänger, bangst:
„Was?“ — hörte man dich dröhnen,
„Hiatus? Ellisionen?
Könnt ihr's nicht abgewöhnen?
Schock Schwerenot Schwadronen!
Poeten wollt ihr heißen?
Mit Knüppeln sollt' man schmeißen!“
Doch nicht allein dies ABC
Erlernten wir in deiner Näh', —
Auch daß die Weihe müsse schweben
Um echten Dichters Lied und Leben,
Daß sternenhoch das Ziel entfernt
Und daß du selbst nie ausgelernt —:
Wie doch die Eitelkeit zerschmolz
Vor deinem tief bescheid'nen Stolz! —
Auch jetzt sprichst du bescheiden
Von „Spätherbstblättern“ bloß:
Und doch lauscht, — schwer zu neiden! —
Aus dieser Blätter Schos,
Aus grüner Rebenlaube
Die goldne Spätherbsttraube,
Die Traube, herrlich ausgereift,

Die Roms und Hellas' Strahl gestreift:
In Deutschland reicht uns keiner
Trank edler, weicher, reiner,
Feinblumiger, wie deiner.

Haus-Weihe-Spruch.

Des Hauses beste Weihe sind die Menschen,
Die es bewohnen, sind die wahren Stützen,
Die einzig sichern Säulen seines Bau's:
Und wohl gestützt auf euch und eure Söhne
Scheint uns dies Haus.
Jedoch noch drei Bewohner, unsichtbare,
Wünsch ich euch zugesellt: zunächst zum Schmuck,
Doch auch zur Stütze taugen sie des Bau's.
Zuerst den Frieden: möge selbst der Schatte
Von Kriegsgefahr nie dringen durch dies Thor!
Und Friede unter euch und euern Kindern
Und tiefer Friede in der eignen Brust:
Denn zwar ist Friede nicht schon selber Glück,
— Glück ist Begeisterung! — doch, fehlt der Friede,
Erlischt verglimmend auch Begeisterung. — —
Und zu dem Frieden wünsch' ich euch gesellt
Als Hausgenossin seine Schwester: Freude,
Die freundliche, die silberstimm'ge Göttin,
Die mit den bunten Flügeln heiter schwebt,
Dem Schmetterling vergleichlich, über Blumen:
Ein freudlos Haus ist nicht ein Haus, — ein Grab!
Und endlich immerdar verbunden euch
Wünsch' ich die Kunst, die Schönheit, bei euch wohnen:
Nicht als ein Gast, als schüchterner Besuch,
Der selten nur die Schwelle überschreitet, —
Nein, als die Hausgenossin, gleichberechtigt

Mit Frieden, Freude und — der Hausfrau selbst,
Die selber ja — (ja so! sie mag's nicht hören! —
Nun sagen wir:) nicht allzuhäßlich ist.
Mit kund'ger Hand beschwöre dann der Hausherr
Der Töne Geister schwirrend aus den Tasten,
Die Farbe und des Marmors Glanz verschöne
Die Wände rings; doch an dem Herde sitze
Die anspruchsloseste von allen Musen:
Die Poesie: in ihren Schutz befehle
Ich euern Herd: dann wird er zum Altar,
Zum Göttertempel wölbt sich dann das Haus!

An eine Zehnjährige.

O Kind mit deinen hellen Augen,
Die Schönes nur zu sehen taugen,
Die spiegeln rein die reine Seele,
Ein Spiegel ohne Falsch und Fehle: —
Dir wünsch' ich, daß du selten weinst,
Und daß sie, schließest du sie einst,
Wie heute leuchten hell und traut,
Weil Häßliches sie nie geschaut.

Im September.

O weilet noch, ihr hellen, milden Tage,
September, letzter Sonnenblick des Jahr's!
Ihr seid so schön, ihr seid so friedevoll:
Denn eure Wärme ist ein sanftes Glimmen,
Wie eine treue, eheliche Liebe,
Kein wilder Brand versengend und verzehrend,
Und eure Kühle, wann der Abend kam,

Ist nicht ein starres, eisiges Entbehren
Ein Abschiednehmen ist's, ernst, doch gelassen.
O weilet noch! Schon fühl ich leise Schauer,
Schon wirft das nahe, frostige Verderben
Die dunkeln Schatten bis zur Gegenwart.
O senkt euch tief und voll in meine Seele,
Daß, wann der Glanz der Sonne nun geschwunden,
Ich meine Lampe mag, die winterliche,
Mit Sonnenglanz aus meiner Brust entzünden.

Welt-Anschauung.

(1878.)

Natur durchforschend und Geschichte
Gelangst du zu dem herben Schluß,
Daß alles Einzelne zu nichte
Gesetznotwendig werden muß. —
Das schmerzt! — Doch mußt du's lernen tragen. —
Zwar niemals trägst du's ohne Schmerz:
Es will durchaus nicht ruh'n, zu schlagen,
Wie schwer es schlagend litt, das Herz.
Der Held sogar, der hochbegeistert
Fürs Vaterland zu sterben sprang, —
Wann ihn die Wunde nun bemeistert,
Wie hangt am Leben all sein Drang!

Das aber ist das Große eben,
Daß du das heißgeliebte Leben
Doch opferst für dein Ideal:
Das ist des Menschen Ruhm — und Qual.
Das Tier weiß nichts von Todesgrauen:
Der Mensch soll festen Mutes schauen
Ins Angesicht der Vollvernichtung!
Wohl dem, den Glaube, Traum und Dichtung

Hinwegtäuscht über diesen Schlund!
Doch, wer dem Sein sah auf den Grund,
Den majestätischen Gesetzen,
Die, ob sie wohlthun, ob verletzen,
Gleich unerbittbar sich vollziehn, — —
Kein frommes Wähnen tröstet ihn! —

Ihm hilft nur Eins: der bittern Wahrheit
In furcht- und hoffnungs-freier Klarheit
Als des Notwend'gen sich gewöhnen
Und mit dem Weltzwang sich versöhnen.

Vielleicht herrscht in dem „Kosmos“ doch
Nicht bloß des dumpfen Zwanges Joch,
Vielleicht, wenn wir das Ganze hörten
Der ew'gen Welten-Melodie, —
Die schrillen Töne, die uns störten,
Sie lösten sich in Harmonie! —

Wer will das leugnen! wer beweisen?
In uns'res Wissens engen Kreisen
Steht nur das Eine traurig fest,
Daß sich nicht mehr beweisen läßt,
Als eines Urgesetzes Walten,
Das sonder Gnade, sonder Liebe,
Endlos in ew'gem Radgetriebe
Stets neue Welten muß gestalten. —

Das nennt ihr: „trostlos“, „unertragbar“?
Jawohl! es leidet auch unsagbar
Die Seele, welche dies erkannt, —
Bis daß sie — selbst sich überwand:
Bis sie erfaßt, daß unvergänglich
Doch ward, was einmal sich vollendet:
Denn niemals mehr wird rückgewendet,
Was sich an Schönheit überschwänglich,
An Kraft und Weisheit wunderbar
Auf Erden Einmal lebte dar!

Was Einmal selig du genossen
An Liebe, Freundschaft, Volkesruhm,
An Wissen, Kunst und Heldentum,
Das hält'st für immer du umschlossen,
Das ist für immer dir gegeben,
So lang' du denkst, zu Eigentum!
„So lang' du denkst! — Da liegt es eben!"
Nun sage, Freund, ist's gar so schwer,
Das Einmal nicht du denkest mehr?
Der Augenblick ist Ewigkeit,
Den du dem Ideal geweiht! —
„Beglückt dich solche Lehre? Nein!
Der Glaube nur beglückt allein."
Müßt ihr denn durchaus „glücklich" sein?
Begeisterung ist Glück allein!
Und sie kann auch mein Denken leihn,
Sich allem Edelsten zu weih'n.
Ich rüttle nicht an eurem Glauben, —
Wollt' mir auch nicht die Einsicht rauben,
Die nicht aus Mutwill', nein, gezwungen
Von des Gedankens Machtgebot,
In Kämpfen schwer ich mir errungen,
In Kämpfen, bitter wie der Tod. —
Und lästert nicht: bei solcher Lehre
Verloren sei der Menschheit Ehre!
Mir dünkt, wer ohne Lohn zu hoffen
In eines Jenseits Seligkeit,
Wo ihm die Himmel stehen offen,
Der Pflicht sein Leben selbstlos weiht,
In seines Volkes Herrlichkeit
Das höchste Gut des Mannes findet,
Für das er lehren, schaffen, werben,
Für das er leben soll und sterben, —
Mir dünkt, daß den ein Kranz umwindet,
Der höchsten Menschenruhm verleiht.

Leonidas stirbt ohne Wanken,
Obgleich ihm grau der Hades dräut
Soll minder ihm die Menschheit danken,
Als einem Martyr, der sich freut
Im Tod die Seligkeit zu erben?
Wie König Teja leben, sterben,
Ganz für sein Volk, ein ernster Held: —
Das ist die Art, die mir gefällt.
Nicht Lächeln spendet solche Lehre:
So gönnt ihr doch des Lorbeers Ehre.
Die Seelenstimmung aber, die
Aus solcher Weltbetrachtung fließt,
Gleicht zwar nicht jener Melodie,
Die Mozart's Silberton ergießt:
Doch, ist nicht auch Vollharmonie
Beethovens Helden-Symphonie?
So zwischen Lust und Jammer schweben,
Gedämpften Ton's, nicht laut, nicht zag,
Und stets empor zum Lichte streben
Mit nimmer müdem Flügelschlag,
Sich sebst genügend, hilfreich andern,
Der Rose: „Kunst" im heißen Wandern
Sich manchmal freu'n: jedoch das Schwert
Des Kampf's nie legen aus den Händen: —
Das scheint ein Leben, völlig wert,
Als Mann, als Held es zu vollenden:
Denn bei der Art, die mir gefällt,
Heißt „Mann" genau soviel als — „Held"

———

Das Glück.

(An meine liebe Frau Therese.)

(1878.)

Das Glück, das immer vor mir schwand,
Das ich verfolgte sonder Ruh', —
Erreicht nun hab' ich's und erkannt:
Das Glück — bist du.

„Ferien".

Epistel an Josef Victor von Scheffel.

(1876.)

„Hei, Ferien!" — du Wort voll Fröhlichkeit!
Aufatmend spricht man's: und es haucht daraus
Wie Morgenluft, die frisch den Wandrer grüßt:
Man denkt dabei ans leichte Ränzlein und
Den buchenlaubgeschmückten Reisehut.
Das ist der Segen der Schulmeisterei,
Daß uns im grauen Haar, wie unsern Jungen,
Das Wörtlein „Ferien" noch so silbern tönt
Wie in der Knabenzeit: es hüpft das Herz
Mit raschrem leichtrem Schlage bei dem Wort
Und breiter dehnt sich, atmend frei, die Brust. —
Ja, ja, das ist das Glück der Schulmeister:
Der richtigen, die ihre „Jungen" lieber
Als sämtliche Geheimen Räte seh'n:
Wir bleiben selber jung, wir alten Knaben:
Wir wissen's, wie die jungen Herzen schlagen,
Denn unser eignes Herz ward noch nicht alt.
O goldner Tag, da vom Gymnasium,
Nach durchgerungener Examensqual,
Mutwillig Abschied winkend dem Pedell,

(Der grimm, ein alter Unteroffizier,
Nachsah den seiner Macht Entsprungenen,)
Halb fliegend durch Alt-Münchens Gassen hin
Ins Elternhaus zurück schritt: „der Student!“

Am andern Morgen schon mit zwei Kam'raden
Ging's auf die Wanderschaft, — nicht viele Gulden,
Doch eine ganze Zukunft eiteln Goldes
Im Reiseranzen, in die Ferien!

So ging's zum alten Isarthor hinaus
Gen Rosenheim, den lieben Bergen zu.
Mit welchem Stolz in jedes Fremdenbuch
Der Landwirtshäuser (gar nicht Vorschrift war's!)
Schrieb man den Namen und „Student aus München“.

Und wie wir auf der Fraueninsel dann
Im blauen Chiemsee — Freund, du kennst sie gut! —
Den jungen Malern, die den Gymnasisten
Nur wenig Ehr' gegönnt, jetzt überlegen
Den „Universitäts-Studenten“ zeigten!

O blaue Berge meines Heimatlands,
O duft'ge Jugendzeit — wie liegt ihr fern!
O rascher Schritt durchs saubre, fremde Städtchen,
O frischer Stegreiftrunk am Thor der Schänke,
O Lieder, fremde, eigne, auf der Straße
Gefunden und gegeben: kleine Sträuße,
Dem Wanderbursch' halb scherzhaft nachgeworfen
Von Mädchenhand wohl übern Gartenzaun: —
O duft'ge Jugendzeit — wie bist du fern,
Nichts mag der ersten Ferienreise doch
An Unschuld und an Hoffnung sich vergleichen.
Das sind des Lebens Osterferien!

In weiß und roten Frühlingsblüten prangt
Das Dasein und wie Osterglocken klingt es:
So edel und so feierlich, so rein
Und so verheißungsvoll! — —

Nun, jede Knospe kann zur Frucht nicht reifen:
So manche fiel, vom Frost, vom Wurm zerstört.
Von eigner Hand bedachtlos abgestreift:
Es steht uns an, uns dankbar zu bescheiden
Mit der gereiften Ernte: und den Sternen
Für still gestreuten Segen fromm zu danken:
Denn manche Saat ist besser uns gedieh'n,
Als eigne Kraft und Müh' zu hoffen gab. — —
Und der Professor auch hat Ferien
Zum Glücke, nicht nur der Student allein!
Herbstferien freilich sind's, nicht Frühlingsferien:
Nicht Aprikosenblüten nicken rosig
Ob unsrem Haupte mehr aus Maiengrün:
Doch der September ist ein weis'rer Mai
Und nur der Herbst giebt klaren, goldnen Wein. —
Wie wird noch heute jung das Herz, wann nun
Zu Ende sich das Sommerhalbjahr schleppt
Bald ist der letzte Paragraph erreicht
Und ungeduldig harrt der Studio,
Ob morgen oder übermorgen erst
Das allerletzte „Meine Herrn" ertönt. —
Da schlägt die Uhr (die allzulangsam geht)
Durchs Marmor-Atrium: „nun Dank, ihr Herrn,
Daß ihr so lang getreulich ausgehalten:
Gedenket dieser Stunden gern. — Lebt wohl!"
Vergnügt geht's an der Ecke nun vorbei,
Die viermal jeden heißen Julitag,
Die schattenlose, grollend man passierte.
Daheim steht schon der Koffer, wohl gepackt:
Zu langer Trennung ist das Haus bestellt:
In Flor gehüllt Apoll und Zeus von Gips,
Das Manuskript des Buchs, des werdenden,
— Ach, des Professors einzig Wertpapier! —
Wird dem befreundeten Bankier vertraut:
Ein letzter Blick auf die Excerpte noch:

„Die machten Mühe — fern aus Mailand kam
Der Codex – achten Sie darauf, Herr Hirsch.“
„Da liegt noch mehr, was nicht verbrennen darf,
In diesem Arnheim! Gute Ferien!
Erholen Sie sich! — ich hab' niemals Ferien!“ —
Nicht mehr zu Fuß geht's nun zum Thor hinaus:
Das Dampfroß schleppt uns fort von Stadt zu Stadt,
Bis endlich Berg und Wald und See uns grüßt.
Und seßhaft, nicht mehr flugs in Wanderung,
Wird wohl verdiente Muße nun gekostet.
Manch Lieblingsbuch, das im Semesterdrang
Muß unberührt stehn, wurde mitgenommen:
Ein Bändchen Goethe für den Waldspaziergang,
Für Ruhn am Meeresstrand die Odyssee,
Fritz Reuter für den Abendtrunk, den heit'ren:
Doch nur beim besten Glase Rheinwein wird
„Frau Aventiure“ tropfenweis geschlürft. —
Ja, manch' gelehrt Problema, dran vergeblich
Im Lärm der Stadt und der Geschäfte Hast
Der abgemüdete Gedanke drehte,
Fällt nun von selbst, wie reife Frucht, gelöst,
Erschlossen in den Schos des Sinnenden,
Im Schatten hoher, feierlicher Wipfel,
Am Seegestad, beim Flüsterwort der Wellen.
Der ausgeruhte Geist taucht ganz in sich,
Und hebt sein Bestes still aus seinen Tiefen. —
Doch zuviel Muße trägt kein Rüstiger!
Wann allzufrüh des Abends Schatten sinken,
Dann aus Italiens grünsten Myrtenhecken
Zieht's zu dem schlichten Pult mich zwingend heimwärts,
Den aus der Schulzeit unverändert ich
Vom Isarstrande mit geführt zur Ostsee.
Und eher nicht beschwichtet sich der Geist,
Bis wieder traulich am Oktoberabend
Die Lampe brennt auf altgewohntem Tisch,

Die alten Götter und die alten Bücher,
Die treuen Studiengenossen, zeigend.
Ja, leise Ungeduld ersehnt den Tag,
Der wiederum auf das Katheder ruft,
Der deutschen Jugend deutsches Recht zu weisen.
Wohl dem, der, wie aus Arbeit sich nach Muße,
Aus Muße sich nach seiner Arbeit sehnt.
So laß uns denn noch eine Weile schaffen,
Die tücht'gen Burschen auch was Tücht'ges lehrend.
(Mir schlägt das Herz, schau' ich die wackre Schar,
Die tragen soll des deutschen Reiches Ehre,
Wann lang die Augen sich geschlossen, die
Den Pulverdampf von Sedan qualmen sahn),
Bis endlich nach dem letzten der Semester
Die großen Ferien, die da nicht mehr enden,
Für immer schließen Mund mir und Kolleg.

Gedichte

Fünfte Sammlung

Felix Dahn

Dem Hause Roßbach.

(Wirzburg — Sedan — München.)

I. Abteilung.

Episches.

---

1. Von Felix Dahn.

Kunâla.

Aller Wesen, welche da atmen,
Schönste, wunderherrlichste Augen
Hat der Vogel, welcher Kunâla
Heißt und baut in Wipfeln der Palmen.
Doch dem Inderkönig Asôka
Wuchs ein Sohn (früh starb dem die Mutter)
Mit so herrlich leuchtenden Augen,
Daß man ihn auch nannte „Kunâla“.
Herzbezwingend waren die Augen:
Unaussprechlich innige Liebe,
Tiefe, opferfreudige Güte
Glänzten aus den seidenen Wimpern.
Als dem schönen Jüngling die Wangen
Flaumbart deckte, wollte des greisen
Königs junge Gattin den Stiefsohn
Zu verbot'nen Flammen entzünden.
Und als streng der Reine sie abwies,
Schalt sie ihn versuchter Verführung
Bei dem schwachen Greis und entriß das
Machtgebot, den Frevler zu blenden.

Ohne Widersprache sich fügend
Bot die Augen schweigend Kunâla
Dar den Henkern; aber, o siehe:
Keiner von den wildesten konnte
Diesen Augen, wie er sie aufschlug,
Leides thun! Sie sprachen: „Der König
Soll uns lassen von Elefanten
Niederstampfen; aber Kunâlas
Augen können wir nicht verletzen!"
Doch der Prinz sprach: „Was da geboten
Hat mein Vater, König Asôka,
Muß gescheh'n: ich schließe die Augen."
Aber in der Männer Erinn'rung,
Tief im Herzen, lebte das Bild noch
Von Kunâlas leuchtenden Augen,
Und sie konnten nicht sie versehren.
„Meines Vaters königlich Machtwort
Muß erfüllt sein," sprach da der Jüngling,
Und mit seinem eigenen Dolche
Stach er aus sich — beide — die Augen.
Da erdröhnte Donner vom Himmel,
Und es flog der Vogel Kunâla
Auf des Königs Schulter und sang ihm
In das Ohr: „Mich sendet dir Indra,
Gab mir Sprache, dir zu verkünden:
Schuldlos ist dein Sohn, und die Fürstin,
Deine junge, falsche Gemahlin,
Hat ihn eignen Frevels bezichtigt."
Sprach's und flog empor in die Palmen.
Doch der König rief nun den Jüngling
Weinend zu sich, küßte die beiden
Augen ihm: ach, nicht mehr die Augen,
Nur die blut'gen Höhlen, und fragte:
„Welche Rache, teurer Kunâla,

Soll die böse Königin treffen?
Blendung, Tötung oder was wählst du?"
Doch der Blinde sagte: „Mein Vater,
Rachsucht hab' ich nimmer im Leben,
Zürnen, Hassen nimmer empfunden,
Auch nicht gegen jene Verirrte;
Selbst nicht, als der bittere Schmerz mir
Zuckte durch die Augen ins Hirn scharf.
Unsre Feinde sollen wir lieben:
Vater, thu' ihr, bitte, kein Leid an."
Ein Brahmane, welcher das hörte,
Rief: „Das kann kein Sterblicher glauben!
Woher käme solche Bezwingung?
Welcher Lehrer lehrte dich solches?"
Sprach der Jüngling: „Solche Bezwingung
Kommt vom großen Buddha, du Priester,
Solches lehrte Buddha die Seinen! —
Hätt' ich nur, so wahr die Verleumd'rin
Nie ich haßte, nimmer ihr zürnte,
Also wahr doch wieder die Augen! —
Da erdröhnte Donner vom Himmel:
Seine Augen hatte Kunâla!
Seine beiden leuchtenden Augen
Hatt' ihm Indra wiedergegeben:
Waren einst sie schön wie des Vogels,
Waren jetzt sie herrlicher viel noch!

Der Streit um die Krone.

Aufgeschwebt zu Ormuzds Hallen
War der Perser großer König,
Jezdedscherd, der Held und Sieger,
Den der Feind den Starken nannte,

Doch den Guten seine Völker: —
Jezdedscherd, der Löwentöter,
Der mit eigner Hand erschlagen
Hatte hundertachtzig Leu'n. —

Baram wurde, seinem Sohne,
Erb- und Kronrecht scharf bestritten
Von dem Kesra, dem Betrüger,
Der des Königs Sproß sich rühmte
Und als Bastard schmähte Baram. —
Doch das schlaue Haupt der Magier
Plante beiden Wettbewerbern
Um die Tiara Untergang.

Denn mit starker Hand gebändigt,
Wie vor ihm kein Sassanide,
Hatte Jezdedscherd die Magier:
Nicht der Priester, nein, der König
War des Reiches Herr gewesen.
Wenig lieben das die Magier:
Und der alte kluge Mobed
Sann auf Sturz des Königtums. —

Also sprach er zu dem Volke:
„Nicht mit Waffen soll'n die beiden
Prinzen euch und sich zerfleischen
Um den Thron im Brüderkampfe:
Ormuzd gab mir Offenbarung,
Wie sich, sonder Blut der Perser,
Wird das beff're Recht entscheiden
Und das Echtblut Jezdedscherds.

Nach Madân, dem alten Stammschloß
Und dem Grab der Sassaniden,
Lad' ich vor die beiden Prinzen
Und der Perser Volk und Adel
Über dreimal sieben Tage:
Da wird offen sich erwahren,

Wer von beiden ist der echte
Sohn und Erbe Jezdedscherds." —

Nach Madân, dem alten Stammschloß,
Strömte zum bestimmten Tage
Alles Perservolk zusammen.
Auf den hundert Porphyrstufen
Standen sie des tiefen Zwingers;
Ringsum schauten von der Gräber
Hohen Marmormauern nieder
Hehrer Königsbilder viel.

Eingemeißelt schauten nieder,
Haar und Bart gedreht in Locken,
In den Augen Edelsteine,
Hochbediademte Herrscher,
Die auf Sichelwagen rollten
Feierlich und unbeweglich
Über hingemähte Völker. —
Doch der kluge Mobed sprach:

„Kennt ihr diese weiße Tiara,
Eurer Kön'ge heil'ge Krone? —
Seht, an langem Seile lass' ich
In die Mitte just des Zwingers
Niedergleiten die Besternte:
Links und rechts von ihr — vernehmt ihr
Aus den Gittern das Gebrülle? —
Liegen zwei gewalt'ge Leu'n.

Hungern ließ ich sie drei Tage.
Seht, nun springen auf die Gitter,
Seht, sie droh'n, sich zu zerreißen! —
Wer die Tiara aus der Mitte
Dieser beiden Leu'n sich holt, — ihn
Anerkennen wir als Erben
Jezdedscherds und unsern König, —
Aber keinen andern Mann."

Da sprach Kesra, der Betrüger
  — Er erbebte und erbleichte —:
  „Baram, dir gebührt der Vortritt,
  Da du dich den Ältern rühmest.“
  Aber Baram, er, der Schlanke,
  Spricht kein Wort: hinab zum Zwinger
  Steigt er raschen Schritts die Stufen,
  In der Hand des Vaters Schwert.

Um die Linke, statt des Schildes,
  Schlägt er seinen Purpurmantel,
  Und den Wärtern winkt er: „Öffnet!“ —
  In den Zwinger tritt der Jüngling;
  Atemlos schaut auf ihn nieder
  Alles Volk der Perser, aber
  Mobed flüstert zu den Seinen:
  „Schon sind wir des Kühnern frei.“

Grimmig hatten sich bisher die
  Beiden Leu'n, des Sprungs gewärtig,
  Angestarrt, die fürchterlichen
  Pranken vorgestreckt, nach oben
  Leis' den Hinterbug gehoben,
  Mit dem Schweif die Flanken peitschend:
  Stacheln gleich die Mähne sträubend
  Mit entsetzlichem Gebrüll.

Keiner ließ den Blick des Auges
  Von des Gegners Auge gleiten;
  Aus dem Rachen troff vor Hunger,
  Troff vor Gier und Wut der Geifer;
  Jeder maß genau die Weite,
  Maß die Höhe, daß er sicher
  Auf des Feindes Nacken wage
  Überwältigenden Sprung.

Doch sowie sie nun den Jüngling
  Schreiten sahen in den Zwinger,

Wie des Menschen Duft sie sogen,
Stürzten sie sich beide wütend
Auf die schwäch're, süß're Beute. —
Durch das Auge ins Gehirn stieß
Sichrer Hand der Held dem einen
Ungetüm den scharfen Stahl.

Und bevor das Haupt das andre
Aus dem fal'gen Mantel wirrte,
Fuhr ihm in den Nackenwirbel
Und ins Lebensmark die Waffe. —
Links und rechts lag ohne Zucken,
Tot, ein Löwe neben Baram,
Und er hob die blutbesprengte
Tiara auf das schöne Haupt. —
Da rief alles Volk der Perser:
„Heil dir, Sohn des Löwentöters!
Heil dir, Sproß der Sassaniden!
Heil dir, König aller Perser."
Mobed floh zur Rechten, Kesra
Floh zur Linken in das Blachfeld:
„Soll'n wir sie verfolgen?" fragte
Baram sein getreues Volk.
„Laßt sie laufen!" lachte Baram.
„Aber wenn sie wiederkommen?"
„Wenn sie wirklich wiederkommen,"
Sprach der König, in die Scheide
Stoßend sein gesäubert Schlachtschwert,
„Schick ich beiden nicht ein Kriegsheer, —
Einen Löwenschwanz entgegen: —
Das genügt. — Sie kehren um!"

Vom armen Häslein.

Durch die rauschenden Palmenwälder
Längs den Fluten des Neranjâra
Schritt der göttliche Buddha hin:
Sonne neigte sich, wann es tagte,
Sterne neigten sich, wann es Nacht ward,
Vor des Weisesten Heiligkeit.
„Spendet, Menschen und alle Wesen,“
Sprach er, „andern zu dienen, alles,
Was euch eigen und teuer ist!
Opfert, gebet und schenket eifrig!
Andern spenden, — das macht euch selig,
Andern schenken ist Glück und Pflicht!“
Und es hörten des Heil'gen Stimme
Und es folgten des Heil'gen Mahnung
Kön'ge, Krieger und alles Volk:
Priester, Adel und reiche Händler,
Bauern, Fischer und arme Mönche,
Alle gaben ihr Bestes hin.
Nicht dem Buddha, — denn der braucht nichts! —
Doch zum Besten der Siechen, Lahmen
Und der Ärmsten im ganzen Volk. —
Aber nicht nur die Menschen lauschten,
Auch die Tiere des Heil'gen Stimme,
Folgend ihm durch die Wälder nach.
In den Lüften die Vögel flogen,
In den Wassern die Fischlein schwammen
Hinter Buddha und lauschten ihm:
Ja, die mächtigen Elefanten,
Reiher, Pfauen und ems'ge Bienen,
Gänse, Schafe wie Häslein auch.
Und die Tiere sowie die Menschen
Gaben, was sie des Besten hatten.

Gab der König den goldnen Reif,
Gab der Krieger den schönen Erzschild,
Gab der Händler die weiße Seide, —
Gab den schillernden Schweif der Pfau.

Gab die Muschel die weiße Perle,
Gab die Biene den süßen Honig,
Gab der Reiher den stolzen Busch,
Gaben Gänse die weichen Dunen,
Gaben Schafe die weichen Vließe,
Elefanten ihr Elfenbein. —

Nacht um war's und es schliefen alle:
Kön'ge, Krieger und reiche Händler,
Elefanten und jed' Getier,
Und als völlig allein der Buddha
An dem Fuße des Ajapâla-
Baumes schürte sein Feuer an:

Während leuchtend der Vollmond aufging,
Sieh, da sprang aus dem dichten Waldgras
Auf den Heil'gen ein Häslein zu.
Gar ein armes, ein mag'res Häslein,
Ein noch junges und kleines war es,
Und es leckt' ihm den nackten Fuß.

„Großer Buddha," so sprach es kläglich,
Kläglich können die Häslein jammern —,
„Ach, wie mächtig mich traf dein Wort!
Ach, wie selig ist doch das Geben!
Ach, mit weinenden Augen sah ich."
(Und er weinte, der kleine, noch!)

„Wie dir alle die andern Tiere
Gaben, was sie zu geben hatten:
Wolle, Honig und Perlen gar.
Aber ich — o ich armes Häslein! —
Ich hab', Heiliger, nichts zu geben!
Wertlos Gras nur im Waldversteck

Hab' ich, Büschelchen sechs, nein: sieben
Aber keinem ist das von Nutzen,
Und doch muß Ich was geben auch!
Darum — nimm es nicht übel, Buddha,
Daß ich leider so mager bin, doch
Jung und zart drum ist wohl mein Fleisch! —
Darum geb' ich mich selbst dir, daß du
Mich sollst heute zur Nachtkost speisen!"
Sprach's und sprang in des Feuers Glut. —
Aber flugs aus den roten Flammen
Riß ihn Buddha, bei seinen langen
Löffeln fangend das gute Tier.
Und er warf es mit Zauberschwunge
Durch die Himmel bis in den Vollmond.
Und mit Rührung der Heil'ge sprach:
„Wahrlich, größer war deine Gabe
Denn von Königen, Kriegern, Händlern
Als von Muschel und Elefant.
Armes Häslein, du sollst auf ewig
In der Scheibe des Vollmonds mahnen
Stumm die Menschen an deine That!"
Deshalb siehst du, o Mensch, im Mondbild
Ein klein springendes Häslein deutlich:
Mondlicht mahnet dich, gut zu sein.

Lucifer.

I.

„Vom tiefsten Abgrund hob ich mich empor,
Vom letzten Saum der ewig dunkeln Nacht, —
Des Weltraums Rinde —, wohin einst mich rücklings
Aus meinem Kampfgeschirr das Flammenschwert
Sankt Michaels hinunterschmetterte
Zu ungeheu'rem Fall —

Tot lagen die Genossen. — Aber ich, —
Kaum dacht' ich wieder, dacht' ich an Vergeltung.

Doch nicht wie damals, in der Jugend Hitze,
Der Kraft des Arms nur trauend und des Muts,
Beginn' ich heut' den Kampf: nein, die Äonen,
Die ich durchdacht, durchsonnen und durchgrübelt
Seit jenem Ansturm auf die Himmelspforten, —
Sie haben sein're Kriegskunst mich gelehrt. —

In schwarzen Stahl vom Wirbel bis zur Sohle
Gepanzert steh' ich: auf dem Kamm des Helms
Speit Glut aus offnem Rachen mir der Wurm,
Und meine dunkeln Drachenflügel tragen
So schnell fast wie sein Blitz mich durch die Luft.

Jedoch auf Eins nur bau' ich: auf dies Schwert,
Daran ich durch Jahrtausende geschmiedet,
O laß dich küssen, schmerzerkaufte Klinge,
Darein ich meinen Haß und meinen Zweifel
Und meinen Spott und meine Lust am Bösen
Und meinen Grimm auf seine Übermacht
Und meine übermüt'ge Lust am Nein
Und meinen Trotz auf mein ureigen Selbst
Und meinen Stolz auf meine Freiheit schmolz!

Mit höchsten Zaubers tiefst geheimer Kunst
Hab' ich in den ach! ungezählten Nächten,
Da ich, von allem Seienden allein
Mir selbst geblieben, gott- und welt-verlassen,
In diese spitze, helle, scharfe Klinge,
Geschmeidig wie die Schlange, stark wie Stein,
Hineingeschmiedet alles von Gedanken,
Was, mit dem Fluch des Denken-Müssens schwer
Belastet, Menschen oder Geister ausgedacht:
Das Hirn Spinozas schmiedete ich drein,
Und an dem Schädeldach des Doktor Faust
Hab' ich sie blank geputzt, bis das zerbrach.

Gegrüßt, mein Schwert! Dich lieb' ich, dich allein
Von allem, was da ist. O laß dich küssen,
Schwert sonder Scheide, Gottestöter du!
In deinen Heftgriff ritzt' ich deinen Namen:
Gedanke heißt du und bist unbezwingbar.
Ja, bis ich selbst dich ratlos von mir werfe,
Bis ich dich selbst zerbreche, — nie geschieht das! —
Entreißet dich kein Feind obsiegend mir!
Empor! Empor! Tragt mich, ihr schwarzen Schwingen!
Schon steh' ich auf dem heißgehaßten Stern:
Der Menschen-Erde. — O die feigen Würmer!
Traun, denen hat der ‚Ewig-Gütige‘
Das grausamste der Schicksale verliehen:
Ein Tier, das denkt! Das seinen Tod voraus weiß!
Glücksel'ger Wurm, beneidenswerter Vogel, —
Ihr ahnt sie nicht, die sichere Vernichtung:
Auch Opfer der Notwendigkeit: — doch blind!
Doch du, o Mensch, verflucht, dein kommend Ende
Vorauszuwissen wie der Sterne Gang,
So unabwendbar! Du, o Mensch, gezwungen,
Dem Drang des Bluts zu folgen, wie der Stein,
Der fallen muß, und der du dennoch dich
Von jenem Spukgespenst, genannt „Gewissen“,
Mußt foltern lassen, gleich als wärst du frei!
Ein Stein, der es sich vorwirft, daß er fällt!
Und sie, die Menschen, die elender sind,
Als Stein und Kraut und jedes dumpfe Tier,
Die Unglückseligsten der Seienden, —
Sie, diese Menschen, die da fluchen sollten,
So oft sie atmen, dem der sie geschaffen:
Sie bauen ihm die Tempel seit Äonen!
Der Inder türmt den Fels ihm zum Altar,
In Marmorsäulen lobt ihn der Hellene,
Es wird der ganze Wald, der weite, selbst
Für Ihn ein rauschend Weihtum dem Germanen, —

Ihn grüßt der Halbmond fromm von der Moschee
Und von dem Dom das tief gehaßte Kreuz!
Ha, sieh! Da ragt im Mondlicht, riesengroß,
Sankt Peters Kuppel an dem Tiberstrom!
Was hält mich ab? Ein Schwung von diesem Schwert,
Und nieder stürzt der Bau des frommen Wahns,
Ja, selbst der Fälschung! Pseudo-Isidor,
Willst du dich messen, sprich, mit diesem Schwert?
Doch nein! — Was liegt an Rom und an den Menschen!
Auf, Lucifer! Empor zu höh'rem Sieg!
Den Himmel selbst erstürm' ich — und dies Schwert!
Laß seh'n, ob seine Engel Ihn beschützen
Und seine Heil'gen, die des Kampfes walten,
Ihn, den ich selbst noch niemals konnte schau'n.
Hinauf! Empor! Schon unter meinen Sohlen
Liegt aller Sterne dicht gereihter Reigen!
Schon leuchtet dort des Himmels goldnes Thor.
Wer will mich hemmen? Du, Martin von Tours?
Wer bist du denn? Ich kenne diesen Mantel
Und jenen Speer: dem Heidengotte Wotan
Hast du sie abgeborgt. Hinweg mit dir!
Ein Flickwerk bist du, aber nicht ein Held.
Hei, auseinander fallen seine Lappen
Beim ersten Blitze meines Schwertes schon.
Empor! Wer jetzt? Ei, du bist's Sankt Georg!
Ein Ritter willst du sein? Bist doch ein Grieche!
Und reitest auf entlehntem Schimmelhengst:
Auf Wotans Gaul! Nimm das! Da sieh! Er flieht.
Empor! Schon greif' ich nach des Himmels Thor.
Wer naht sich jetzt? Dies Flammenschwert, ich kenn' es!
Du, Michael? Einst hast du mich besiegt:
Jetzt aber frag' ich: Sprich, was ist ein Cherub?
Du bist nur ein Phantom der Einbildung.
Da sieh! Das traf! Verwundet flüchtet er,
Und hinter sich schloß er das goldne Thor.

Ich rüttle dran! Wie? Hält so fest der Riegel?
So hilf, mein Schwert: es ist die letzte Arbeit!

Michael (im Innern des Himmels vor Gottes Thron).
Zu deinen Füßen laß mich sterben, Herr.
Ich halt' das Thor!

Gott. Erschließ es, Michael!
Wer mich so eifrig sucht, der soll mich finden.

Lucifer (hat die Thüre gesprengt, dringt ein, das Schwert zückend. Gott ist noch von einer goldenen Wolke verhüllt).
Es blendet mich ein Glanz, ein ungewohnter,
Noch kann ich nicht die Wimper heben: — doch
In jener goldnen Wolke ahn' ich dich —,
Du Spuk, du Wahngebild des Aberglaubens,
Nichts rettet dich, du grausames Gespenst:
Vor diesem Schwert: — ich spalte dich entzwei,
Ins Antlitz schau' ich dir . . . —

(Er dringt in die Wolke und erschaut Gott.)

Weh! Ich erblinde!

(Er stürzt nieder auf das Antlitz.)

O welche Hoheit! Unausdenkbar groß!
O welche Herrlichkeit von Glanz und Licht!
O Herr, laß mich von dieses Lichtes Fülle
Nur einen, einen Dämmerschein noch schau'n.

Gott. Du sollst ihn haben. — Ahnung nenne ihn!

Lucifer. Was bist du, Herr?

Gott. Ich bin der Ewige. Nichts ist als ich.
Und ich bin auch in dir, sonst wärst du nicht.
Unendlich bin ich und bin unbegreiflich.

Lucifer. O weh, mein armes Schwert! Ja, du sprichst wahr.
Du bist! Du bist! Und bist doch unbegreiflich!
Zerbrich, mein Schwert (er zertritt es in zwei Stücke), ein wertlos Spielzeug bist du.
Ich werf' dich weg: — nie rühr' ich mehr an dich.

Gott. Nicht so, mein Sohn! Nimm dein zerbrochen Schwert
— Die Trümmer zwar sind nie mehr zu vereinen! —

Und auf der Erde brich, ein Blinder selbst,
Doch von der Wahrheit Glanze nur geblendet,
Den Menschen brich mit dem zerbroch'nen Schwert
Zu mir, — dem Ewigen — die ew'ge Bahn!

Jairi Töchterlein.

Jede Spur war mir vergangen von des Daseins lichten Höh'n,
Und in Todesnacht gefangen lag mein Leben jung und schön.
O wie sah die Seele sehnlich noch dem holden Dasein nach,
Als, verglimmter Fackel ähnlich, schmerzlich schwer mein Auge brach!
Diese Welt voll Glanz und Schimmer sollte mir verloren sein,
Und dies Auge sollte nimmer Blumen schau'n und Sonnenschein!
Wann der frohe Frühlingsreigen die Gespielinnen vereint,
Sollt' ich ruh'n in kaltem Schweigen, wohin ach! kein Frühling scheint!
Lange lag ich selbst-verloren: — Nacht ringsum —. nur dann und wann,
Näher stets, zu meinen Ohren drang's wie dunkle Flut heran.
Und ich fühlt' es: wenn die Wogen mich erreichten ganz und gar,
Dann würd ich hinabgezogen in Vernichtung immerdar.
Da durch all das dumpfe Rauschen scholl's wie Silberglockenklang,
Daß mein Herz zu süßem Lauschen rasch vom Todesschlummer sprang.
Neues Leben fühlt' ich glimmen in des Blutes heißem Lauf,
Und die lieblichste der Stimmen rief mir leise: „Kind, steh' auf!"
Da, mit unsichtbaren Händen, hob mich's aus dem Sarg empor:
Licht fühlt' ich mein Auge blenden, wie ich's nie gekannt zuvor.
Und ein Jüngling, mild zu schauen, stand vor mir ernst, still und rein.
Und von seinen lichten Brauen floß ein Glanz wie Sternenschein.
Jesus war's, der ‚Galiläer' von des Volkes Spott genannt:
Doch ich weiß, dem Himmel näher war ich, als er vor mir stand!
Was der Pharisäer sage, was da zischen Neid und Hohn,
Ich — an jedem Herzensschlage fühl' ich's: Er ist Gottes Sohn!

Tod, nun ist dein Schmerz genommen, gern will ich nun sterben geh'n,
Weiß ich doch, der Tag wird kommen, da ich ihn soll wiederseh'n!
Ja, das Grab ist nur die Pforte, die mich führt zu ihm hinauf:
Ich vertraue seinem Worte, und er weckt mich wieder auf.
Nicht wie all' die tausend andern, die sein Wort vom Tod entband, —
Trauter werd' ich mit ihm wandern: denn ich bin ihm wohlbekannt.
Wieder wird durch Nacht und Schweigen dringen dann sein holder Ruf,
Wieder wird die Macht er zeigen, die mich neu zum Leben schuf.
Lächelnd wird er wieder stehen an des offnen Grabes Rand
Und zu ew'gem Wiedersehen reicht er mir die milde Hand.

Die Wächter des Kalifen.

Schlummre furchtlos, mein Gebieter, schlafe sicher, o Harún:
Wahrlich, deinem heil'gen Haupte soll kein Hasser Leides thun!
Denn ob deinen Träumen wachen vor der Thür der Löwen zwei:
Und wer sagt es, wer von beiden treuer oder stärker sei? —
Den Bemähnten hat dein scharfes Schwert befreit am Wüstenrand,
Als die fürchterliche Schlange schuppenringig ihn umwand.
Dankbar hat der Wüstenkönig dir zu Füßen sich gestreckt
Und gehorsam wie ein Hündlein des Erretters Hand geleckt.
Nie mehr von der Verse wich er dir seither bei Nacht und Tag:
Oft dein Haupt auf seiner weichen Mähne statt des Pfühles lag.
Aber Arslan, mich, den zweiten deiner Hüter, hast du dir
Fester noch ans Herz gekettet, als das königliche Tier.
Dich zu morden, aus Arabien hatte mich mein Herr gesandt:
Doch als ich dein Antlitz schaute, da versagten Dolch und Hand!
Und ich stürzte dir zu Füßen und gestand den Plan, den Mord:
Und in Flammen sollt' ich sterben nach der sieben Richter Wort.
Doch du blicktest mir ins Auge und gebotest: „Sei mir treu
Und behüte meinen Schlummer, künftig als mein zweiter Leu!" —
Schlummre furchtlos, mein Gebieter, schlafe sicher, o Harún:
Wahrlich, diesem heil'gen Haupte soll kein Hasser Leides thun!

Gebet des Arabers in der Wüste.

Einsam in der weiten Wüste! Fern der Atlas, starr und stumm,
Ohne Pfad und ohne Wasser, Fehde, Feinde, Tod ringsum!
Weit versprengt von meinem Stamme, einz'ger Freund mein treues Roß,
Meine Heimat ist der Sattel, all' mein Hausrat mein Geschoß!
Dennoch zagt nicht meine Seele, jedem Schrecknis biet' ich Spott:
Denn es wölbt auch ob der Wüste mir ein Himmelszelt mein Gott.
Und sein Auge sieht mich auf dem Teppich des Gebetes steh'n:
Allah, du bist mein Beschirmer, und dein Wille muß gescheh'n!
Dich bekennt einst alle Menschheit — in den heil'gen Büchern steht's! —
Und es wird die ganze Erde zu dem Teppich des Gebets!

Ottar und Hilde.

Odhins Sohn war Ottar der Edle.
Weidlich wuchs er
Heran, der herrliche Held.
Als er erwachsen,
Als dem Flinken der Flaum
Bräunlichen Bartes
Locker und lieblich
Die Lippen umlockte,
Als den spitzigen
Spangenspaltenden Speer
Wuchtig er warf,
Erschien ihm Odhin,
Hielt an der Hand
Hilde, die Holde,
Die der Wahl waltende
Walküre.
Aus hohem Helm
Floß der Freudigen
Lang das lichte Gelock,
Das goldig-gelbe;
Sieghaft und selig
Strahlte ihr,
Ganz goldig,
Gleich dem herrlichen Haare,
Das edle Auge.
Odhin aber
Legte dem Liebling
Der Holden Hand in die Hand:
„Die Schimmernde schützt dich

In Schrecken der Schlacht.
Nicht geschwungenes Schwert,
Nicht hauender Hammer
Fällt dich Fröhlichen,
So lange leuchtend
Die jauchzende Jungfrau
Schirmend den Schild
Ob dem Haupte dir hält,
Schwanenschwingig
Dich umschwebend.
Hüte dich, Held,
Daß jemals die Jungfrau
Dir Fechtendem fehle."
Manchen Mond
Wechselnder Winter
Von Sieg zu Siege
Eilte Ottar der Edle
Unverwundet:
Speere sprangen
Und geschwungene Schwerte
Ihm ab von dem offenen Antlitz:
Denn sacht, auf silbernen Sohlen,
Schwanenschwingig schwebte
Hoch zu Häupten ihm Hilde. —

Aber als wieder im Wechsel
Ein Jahr sich gejährt,
Mußte der Mutige
Mit arger Überzahl
Fechten der Feinde,
Einsam, allein, unbeschützt,
Denn er darbte
Der holden Hüterin:
Nicht mehr jauchzte die Jungfrau:
In Wehen wand sich das Weib.
Lodernder Liebe
Lechzend Verlangen
Hatte heimlich
Die herrlichen Herzen
Brennend verbunden.
Auf dem Lager lag
Stöhnend, sterbend die Stolze.
Ach, die Unsterblichkeit
War ihr gewichen
In der Umarmung
Des Menschen-Mannes;
Und während dem Weibe
Die Not schon nahte
Des traurigen Todes,
Brach durch die Brünne der Brust
Dem mutigen Manne
Die Spitze des Speers.
Er lag in seiner hohen Halle
Und neben ihm Hilde am Herd.

Odhin aber
Senkte sinnend
Über den bleichen beiden
Das ernste Antlitz:
„Wehe! Ihr wolltet es so!
Als Walküre wählt' ich sie dir,
Aber zum Weibe wähltest sie du:
Und du, herrliche Hilde,
Statt der Unsterblichkeit: — Staub!"

Aber noch einmal
Öffneten beide die Augen,

Und in Wechselworten
Erwiderten sie Wunschvater:
„Und hätte ich wieder
Zu wählen die Wahl, —
Wieder wählte ich, o Wahlvater,
Mir die Wonn'ge zum Weib."
„Ich mir den Mann zum Gemahl.
Denn weit sel'ger als dein Walhall
Weiß ich, was ich mir gewann
An lodernder Liebe
Göttlichem Glück!"
„Floh es auch flüchtig —"
„Einmal war es doch unser —"
„Und das ist ewig."
Und da starben sie,
Stark und stolz.

Die Wünsche.

Der Hügel birgt den König Stein:
Vier Söhne sind die Erben;
In der Halle sitzen sie nun allein:
Um das Erbe die Erben werben.
Der blonde Halfdan streicht den Bart
Und spiegelt sich im Schilde;
Der schwarze Helgi, von düstrer Art,
Sinnt stolze Thaten und wilde;
Der rote Hako erwägt, wie den Wert
Von des Reiches Hort zu verwenden;
Der Jüngste hält des Vaters Schwert
In thränenbeträuften Händen. —

Auf sprang von selbst da die eichene Thür:
Nicht wagten die Rüden Gebelle,
Und vor den Brüdern stand Wegafür,
Des Vaters vertrauter Geselle.
Der Alte im Mantel und Wandrerhut,
Er sprach: „Nun höret, ihr Fürsten:
Nicht soll eurer kühnsten Wünsche Mut
Umsonst nach Erfüllung dürsten.

Ihr wißt es: mancher Zauber ist mein,
Ich war des Königs Berater:
Euch sollen vier Wünsche verstattet sein,
Das versprach ich dem sterbenden Vater.
Und der weiseste Wunsch, der wird gewährt. —
Nun wünscht nach des Herzens Triebe."

Und Halfdan rief: „Auf weiter Erd':
Ist das Süßeste Weibesliebe!
Weichwangiger Weiber wonnige Gunst,
Die sollst du mir, Alter, gewähren!"
„Die Lieb' ist Wahn und Weh und Brunst,"
Sprach Helgi, „mich dürstet nach Ehren!
Gieb mir vor allen Königen Ruhm."
Doch Hako höhnte, der rote:
„Ruhm ist gar windiges Eigentum!
Mir spende, du Wunschesbote,
Des roten Goldes unendlichen Hort!" —
Da sprach der Alte mit Sinnen:
„Nun, Harald, Braunkopf, du findest kein Wort?
Wie? — Thränen seh' ich dir rinnen?"

„Ich wünsche nur meines Vaters Schwert,
Das hier in Händen ich halte."
„Du wirst es führen des Vaters wert!
Und nichts weiter?" forschte der Alte.
„Nichts! Ich hoffe nur, daß zuweilen du
In meiner Halle dich zeigest,
Im Schweigen der Nacht, in des Abends Ruh'
Das Antlitz zu mir neigest.
Denn Unausdenkliches liegt gehäuft
Auf deiner Stirne, der hohen,
Und vom Mund dir erschütternde Weisheit träuft
Bei des grauen Auges Lohen.
Dir will ich mich weih'n mit des Vaters Schwert!
Nichts andres heisch' ich auf Erden!"

„Heil dir, jung Harald! Dir ist gewährt,
Und das Herrlichste soll dir werden!
Ein erprobtes Schwert in treuer Hand, —
Nach dem Höchsten ein ahnendes Sehnen, —
Ein Geist, zu Adlerfluge gespannt,
Und im Auge kindliche Thränen: — —
Du sollst gewinnen des Weibes Kuß
Und des Ruhmes Harfenschallen
Und des gleißenden Goldes Überfluß
Und mich, jung Harald vor allen.
Ich, Odhin von Asgardh, küsse dich jetzt
Zum Wunschsohn dich mir zu küren,
Und nach tausend Siegen sollen zuletzt
Die Walküren zu mir dich führen! — —

Die erste Harfe.

I.

Am Djupafall steht ein Hüttchen klein,
Bedacht mit Binsen und Moose,
Da erwuchs des Fergen Töchterlein,
Die weiße Wasserrose.
Das war ein zartes, ein bleiches Kind
Mit goldenen, goldenen Haaren,
Sie mußte für den Vater blind
In der Fähre die Wanderer fahren. —
Einst fuhr sie einen in Mantel und Hut,
Der maß sie mit grübelndem Blicke.
Wie er ausstieg, seufzt' er: „Das junge Blut!
Mich binden der Nornen Geschicke.
Doch rächen kann ich sie. — Nimm das, Kind,
Gieb diesen Ring dem Vater;
Er soll ihn werfen gegen den Wind,
Braucht einst er Helfer und Rater."

Er verschwand in den Nebel. — Horch! — Hörnerton
Und Rüdengebell aus dem Walde;
Das war jung Thorill, der Königssohn,
Der zog jagend über die Halde.
Und als er die kindjunge Maid ersah,
Wegwinkt' er den Jägern allen:
Er sprang in ihr Boot: wie den beiden da
Die Herzen schlugen mit Wallen!
Sie hauchte: „Gott Baldur aus Asgardhs Höh'n,
Bist du mir niedergestiegen?“
Er staunte: „Nur Meerminnen sind so schön,
Die im Wasser sich wonnig wiegen.“
Dann wurden sie bleich, dann wurden sie rot
Und sahen sich an mit Schweigen;
Das Ruder ruhte, es glitt das Boot
Stromab mit kreiselndem Reigen.
Sie waren so schön, sie waren so jung,
Sie wußten sich nichts zu sagen:
Durch den Abendduft, durch die Dämmerung
Sie ließen sich treibend tragen.
Auf stiegen am Himmel die Sterne klar,
Im Schilficht ein Vogel klagte,
Kaum daß er ihr goldenes, goldenes Haar
Mit der Hand zu streicheln wagte.

II.

Und über ein Jahr an das Fergenhaus
In der Nacht schlug ehernes Pochen:
„Der Kuppler heraus, und die Dirne heraus,
Die den Liebeszauber verbrochen!“
Beilhiebe zerspellten die morsche Thür,
Und ein Weib und gewappnete Knechte,
Die zerrten den Greis und Harpa herfür,
Und das Weib hob dräuend die Rechte:
„Der Königstochter von Dänemark

Muß sich mein Sohn vermählen,
Dir aber will ich den Eichensarg
Zum Hochzeitsbette wählen."
Frau Wulfstrud sprach's, die Königin,
Und mit blitzendem Schwertesstreiche
Sie mähte die Wasserrose hin,
Die junge, die zarte, die bleiche.
„Du aber schwöre, blinder Mann, —
Sonst stirbst du — ewiges Schweigen!
Was warf er da Funkelndes himmelan?
Was rauscht durch die Lüfte so eigen?
Was raunt in das Ohr ihm ein Schatte da?
's war Nebel! — Ins Wasser die Leiche!"
„Ich schwöre, Frau Königin, ich schwöre ja,
Doch, o laßt mir mein Kind, das bleiche,
Nie verrät die blutige That mein Mund,
Doch, o gönnt dem Vater die Tote!" —
„Wohl, die Toten schweigen! — Schön Hiltegunt
Bald holt dich der Hochzeitsbote."

III.

In der Königshalle im goldenen Saal
Wird herrlich Hochzeit gehalten:
„Schön Hiltgunt Heil! Heil ihrem Gemahl!"
Wie die Rufe so lärmend schallten!
Doch stumm schaut man den Königssohn,
Den traurigen Bräutigam sitzen:
Er sieht nicht Hiltgunts goldene Kron'
Und verlangende Augen blitzen.
Er blickt wie träumend vor sich hin,
Er hört es wie Stromflut rauschen;
Schön Hiltgunt und die Königin
Geheime Blicke tauschen.
Da tritt der Burgwart vor sie dar:
„Ich künde seltsame Kunde!

Im Burghof steht ein Bettlerpaar,
Vor dem zittern meine Hunde.
Ich weiß nicht, wie sie kamen herein.
Fest ist das Thor geschlossen.
Der Blinde will ein Spielmann sein,
Geführt von grauem Genossen.
Sie haben ein neues Saitenspiel,
Ein niegehörtes, ersonnen,
Sie nennen es Harpa: — ob's euch gefiel,
Daß sie mehrten des Festes Wonnen?
Sie bitten gar sehr: doch — da sind sie schon
In dem Saal, trotz Wachen und Wehre." —
Da neigte sich tief vor dem Königssohn
Der Führer mit Mantel und Speere.
Und er gab dem Blinden in die Hand
Ein Gebilde, gar seltsam gebogen:
Von weißem Gebeine gewölbt und gespannt,
Mit goldenen Saiten bezogen.
Und es rührte die Saiten der Blinde leis':
Da begannen sie zaubrische Töne,
Und es lauschte berückt der Hörerkreis
Der noch nie vernommenen Schöne.
Der Blinde schwieg, doch die Harfe begann:
„O wie schmerzt mich, was ich muß schauen!
Sie sagten dir, daß mich im tiefen Tann
Ein wilder Eber zerhauen
Und Hochzeit seh' ich nun, Liebster, dich
Mit der Königstochter halten,
Und sie weiß doch, daß deine Mutter mich
Mit scharfem Schwerte gespalten."
„Halt ein!" schrie auf die Königin,
„Mir zerschmettern die Töne die Stirne."
„Ist's Schmerz," rief Hiltgunt, „ist's Irresinn,
Was heiß mir zuckt im Gehirne?"
Doch näher und näher schritt das Paar,

Und furchtbar schollen die Klänge:
„Wohl mag sich sträuben, Thorill, dein Haar,
Denn was sind Wölbung und Stränge?
Mein Brustbein ist die Wölbung so weiß,
Und die goldenen, goldenen Saiten
Sind meine Haare: einst strichst du sie leis': —
Das waren selige Zeiten."
Auf sprang jung Thorill, das Schwert er zog,
Die eigene Mutter zu schlagen;
Die aber in Wahnsinn kreischend flog,
Wo die Erker der Halle ragen.
Und sie faßte schön Hiltgunt an der Hand,
Und sie sprangen hinunter mit Sausen:
Dumpf schlugen sie auf den felsigen Strand,
Und die Gäste sahen's mit Grausen.
„Nun komme zu mir," sang die Harfe fort,
„In die schweigenden Dämmerungen,
Geliebter, an ewig stillen Ort:" —
Da ist die Harfe zersprungen.
Und Thorill zugleich das Herz zersprang,
Tot fiel er am Throne zusammen.
Der im Mantel den Speer um das Haupt sich schwang,
Und die Hochburg stand in Flammen.

Sprüche Odhins von Asgardh.

I.

Wem du Wehe gewirkt,
Der ward dein Feind. —
Flugs fäll' ihn,
Sobald du ihn findest!
Nicht zaudre noch zögre:
Triff ihn zum Tode!

Nicht glaube der glatten
Zunge die zarte Verzeihung:
Meistert er mühsam den Mund, —
Heimlich dich haßt er im Herzen.
Und giebt sich's ihm günstig, —
Trifft er dich tückisch zu Tode.
Drum thu' ihm die That zuvor:
Sank er zu Sarge,
Nicht müht er dich mehr!

II.

Wirf dir die Weiber unter den Willen!
Wenig Wonnigres weiß ich.
Aber wehe dir, Weichherz, wehe,
Wenn ihre Wunden
Dann dich dauern in deinen Gedanken!
Wehe dem Mann, der
Weh einem Weibe gewirkt
Und Weib und Weh nicht weidlich verwindet
Dann höhlt dich herber Harm
Und zermürbt dir das Mark:
Weh wird dir selber statt Wonne.

III.

Wonnig ist der würzige Wein,
Hold ist der Harfe heller Hall,
Köstlich kosigen Kindes Kuß,
Lust ist die gelungne List dem Überlegnen:
Aber eins ist edler als alles,
Ist des Herrlichen Herrlichstes:
Zu bieten die breite Brust
In begeisterter Brunst
Des klirrenden Kampfes
Den spitzigen Speeren
Und, im Vorkampf fechtend.

Für die Freunde zu fallen,
Selig noch sehend den Sieg!

Gebet des Germanen.

Odhin von Asgardh,
Du, den vor allen Asen ich ehre,
Höre in Huld mich, herrlicher Herr.
Ganz mich geb' ich, gewaltiger Gott,
Dir in den Dienst
Und als Opfer zu eigen.
Sende mir Sieg in den sausenden Speerkampf,
Sende, Siegvater, mir Sieg.
Gleißenden Goldes gieb mir genug,
Giebig, Geber der Gaben,
Fremde und Freunde mit Freude zu füllen,
Von Feinden gefürchtet.
Gieb mir des Geistes gewalt'ge Gedanken,
Wie du selber sie sinnst
In dem hohen Haupt,
Aus allem Unheil immer den Ausweg
Findig zu finden.
Arglist mit ärgerer Arglist
Allüberwältigend zu überwinden,
Richtigen Rat rasch zu raunen
Gefährdetem Freund
Und mir selber zu sinnen,
Mutige Männer mit Macht zu bemeistern
Mit schwingendem Schwert;
Aber noch öfter und unwiderstehlicher
Mit des Geistes Gewalt,
Mit der Begeisterung beflügeltem
Schwanenschwung:

Daß sie willig meinen Worten,
Meinem Willen müssen willfahren,
Als ob ihrer aller eigner es wäre,
Daß sie mir folgen mit Freuden
Im Frieden: und feurig folgen
Bei der klaren Klingen klirrendem Klang. —
Immer und abermals immer
Laß mich, deinen Liebling,
Gedanken erdenken,
Neue, immer neue, die niemals noch
Menschen gemeint zu vermuten
Oder zu ahnen: daß sie alle,
Selbst die Stolzesten, staunen.
Und du, der du, kundig wie keiner, kennst
Die Herzen der Holden,
Der erfreuenden Frauen,
Der lieblichen, lichtäugigen, linde lispelnden,
Der weißbusigen Weiber, —
O gieb mir, ihre Gunst zu gewinnen,
Und in Kosen und Küssen
Ihr wonnig Gewähren.
Weise mir das weiche, gewinnende Wort,
Überwält'gend in Überredung,
Weil es wahrhaftig wirbt,
Nicht aus falscher, frevler Verstellung,
Nein, aus lodernder Lohe der Leidenschaft,
Begeisternd, weil begeistert,
Berauschend, weil berauscht,
Fortreißend, weil fortgerissen,
Von unsäglichem, sehrendem Sehnen.
Laß mich auch der Scheuesten Scheu
Mit sanfter Süße besiegen,
Der Keuschesten Kälte
Durch leise glimmende Glut im Geblüt
Zündend verzehren!

Gieb mir den blitzenden Blick,
Der da dringt wie der deine,
Sieghaft und sengend, aber beseligend,
In den quillenden Quellgrund,
In die träumende Tiefe
Auch des verhaltensten Herzens,
Der Trotzigsten Trotz zertrümmernd.
Und, o hehrster Harfner,
Leih mir des Liedes liebliche Lust,
Und der hallenden Harfe.
Stolze Stäbe, unsterbliche,
Deren noch dauernd gedenken
In den Hallen die Helden,
Wann mich schon moosig der mächtige
Hügel hat überhöht.
Ehre vor allen
Sollst du mir senden,
Reichen Ruhm, der da rausche,
Ähnlich dem Edelaar,
Über viele Völker
Bis in fernste Fernen.
Aber am Ende,
Wann weiß mir geworden
Unter hartem Helme das Haar,
Doch derb noch dauert
Die kernige Kraft,
Noch nicht angewandelt vom Alter, —
Dann schenke das Schönste deinem Schützling:
Fechtend im Vorkampf
Für mein Volk zu fallen,
Selig im Siege! Du selber sende
In den Mantel gemummt,
Entgegen mir eilend,
Vom Hute verhohlen das hohe Haupt,
Den spitzigen Speer

In die breite Brust,
Daß schmerzlos ich stürze und sterbe.
Dann sende der schwanenschwingigen,
Der schönen Schildmaide schicke
Die weißeste, wonnigste mir,
Daß mich die Zarte zärtlich
In den Armen umfangend
Trage, mich Treuen,
Aufwärts nach Asgardh.
Dort schreite dann selbst mir, mein Schirmer,
Edler Odhin, entgegen,
Herab von dem Hochsitz
Und halte das Horn mir
An die lechzende Lippe,
Willkomm' mir gewährend
Und dauernd mit dir
In Walhalls Wonnen zu wohnen!

Der Heide und Sankt Olaf.

Sie hatten ihn niedergerungen, Jarl Hako, in harter Schlacht,
Sein Steinbeil war zersprungen, sein Aarhelm war zerkracht.
Aus dem Wald — an den Fjord — in die Meerflut —: er wich nur Schritt um Schritt,
Da bezwang ihn endlich die Speerflut, die ihm blut'ge Wunden schnitt.
Und von Lanzen bedeckt und von Wogen, zusammenbrach er zuletzt.
Ein Mönch hat heraus ihn gezogen und gerufen: „Den taufen wir jetzt!“
Doch Sankt Olaf in raschem Verwehren sprach: „Gott will nicht Gewalt:
Ich werde den Heiden belehren: das Sonnwendfest naht bald.

Dann wollen den Tapfern wir taufen, und was von den Heiden stammt,
Soll brennen im Scheiterhaufen, der für Baldur bisher geflammt!"
Nun war der Tag gekommen, das Volk stand rings zu Hauf',
Der Holzstoß, hell entglommen, er lohte stets höher auf.
Denn es schleuderten in die Flammen, die Mönche manch' Götterbild,
Mit Schalen und Kesseln zusammen und runenbedecktem Schild.
Da trat dicht an die Schranke Jarl Hako und er rief:
„Herr König Olaf, ich danke für diesen Tag dir tief.
Von allen deinen Lehren die Frucht du erntest heut':
Heut' will ich dir bewähren, was mein Glaube mir gebeut.
Die letzten Opfer lodern für Odhin und für Thor,
Die alten Götter fodern die letzten Heiden vor.
Es herrschen neue Gewalten, Christ siegt und Asgardh bebt:
Ich aber, mit den Alten sterb' ich, wie ich gelebt."
Im Schwunge sprang der Hohe ins flammend rote Holz:
— Zum Himmel schlug die Lohe: — so starb der Heide stolz.

Der Germane den Bekehrern.

Die Götter laß ich mir nicht rauben!
Die alten Götter sind nicht tot;
An Thor und Odhin will ich glauben,
An Freia und an Sassenot.
Ihr singt dem neuen Gotte Psalmen,
Den mild'rer Lehre Glanz verklärt,
Der bei dem Säuselhauch der Palmen
Die Juden leiden hat gelehrt.
Nicht schmäh' ich ihn, den Wunderweisen:
— Er ist des Leidens höchster Held: —
Doch diese Welt beherrscht das Eisen,
Und herrschen woll'n wir in der Welt.

Die Gabe der Göttin.

Ein Eiland liegt im Nordmeer, weltverloren:
Die Möwe hastet einsam nur darüber.
Zu einer Felsbucht öffnet sich's im Süd,
Da ist der Sand gar rein und weich — doch fest:
Zum Bade lockt er. —
Um die Felswand biegt
Der König Swan: der Sturm der letzten Nacht
Verschlug ihn her: jetzt blaut die See so friedlich.
Er stockt, er staunt, und wie von Sonnenschein
Geblendet, sinkt er schauernd auf das Knie,
Denn vor ihm steht: soeben streift sie erst
Ein Schwanenhemd um ihren stolzen Busen: —
— Goldwellig Haar umflutet ihre Schultern: —
Ein wunderherrlich junges, blondes Weib.
„O, selig Weib, wer bist du?“ ruft der Held.
„Dich schauen ist dich lieben. — Komm! — Dein Kuß . . .!“
Auf springt er: — auf die Weiße stürmt er zu:
Doch leise hebt sie nur die Hand:
Er steht — wie angewurzelt — regungslos.
„Du liebst mich?“ lächelt sie. „Das sei verziehen!
Mich küssen aber? — — Armer Sterblicher!
Verbrennen würde dich mein Kuß: denn ich
Bin Freia selbst, der Schönheit Göttin und
Der Liebe. — Wem die Göttinnen erscheinen,
Dem füllen sie mit ew'ger Sehnsucht zwar
Die Brust: — du wirst des Sehnens nie genesen! —
Doch dieses Weh wird auch dein Heil! Halt still!“
Aus ihrem goldnen Haare löste sie
Die goldne Nadel, that ihm auf das Wams,
Und übers Herz hin ritzte sie ihn leicht:
„Leb wohl, mein Freund! Nie heilt dir diese Wunde:
Jedoch ihr Weh ist süß. Und unbezwingbar

In jedem Kampfe macht sie dich fortan,
Und keinen Schmerz der Erde fühlst du mehr."
Und ihre weißen Schwanenflügel hob sie
Und war verschwunden in der Sonne Glanz.

Die Windsbraut.

Wo der Tarnberg ragt mit dem düstern Gestein
In das Nebelgewölk, in die Himmel hinein,
Dort ist die Hochburg der Winde: —
Ei die Winde, wie weh'n sie geschwinde!

An des Tarnbergs Fuß bei dem blauen Fjord
Lag prangend der Jarl-Hof Mochter:
Da sproß sie, die schönste Blume des Nord,
Des Jarls hochbusige Tochter:

Schön Gerdha, trotzig und ernst und klug:
Wie der Edelhirsch die Gezacken
So hoch, so stolz, so verachtend trug
Sie das herrliche Haupt auf dem Nacken.

Nicht litt sie Geschmeid an dem ragenden Kopf,
Sie bot, wie ein Krongebinde,
Den dichten weizenfarbenen Zopf
Dreimal geschlungen dem Winde.

Und schritt sie durchs wogende Sommergetreid',
An den Gurt kaum stieg ihr die Ähre,
Und die Blumen küßten die Knöchel der Maid,
Als ob sie aus Asgardh wäre.

Wie ein zorniger Stern ihr Auge schoß
Blau blitzende Strahlen im Grimme,
Die Nüster flog ihr wie edlem Roß,
Und wie Erzklang scholl ihr die Stimme.

Doch zorniger ward sie — und schöner — nie,
Als wann die Freier ihr nahten:

Dann bogen vor Schreck die Männer das Knie,
Die das niemals Königen thaten,
Und es bot ihr der Kaufherr aus Flandraland
Ihr Gewicht in goldenen Ringen,
Und um jeden Finger an jeder Hand
Wollt' er zwölf Perlen schlingen.
Sie sprach kein Wort — sah ihn nur an,
Er ging mit dem Kram und den Steinen. — —
Der Skalde Brag die Werbung begann:
„Kein Sang vergleicht sich dem meinen.
Und ich fand ein Lied zu deinem Lob: —
Schon singen's Friesen und Franken."
Sie lächelte: „Wer so hoch mich hob,
Wie könnt' ich je ihm danken?
Singt aber der Wind von des Tarnbergs Höh'n"
— Wie glänzten ihr da die Augen! —
„Dann klingt es tausendmal so schön:
Dies Lied nur will mir taugen."
Wo der Tarnberg ragt mit dem düstern Gestein
In das Nebelgewölk, in die Himmel hinein,
Dort ist die Hochburg der Winde: —
Ei die Winde, wie weh'n sie geschwinde!
Da bot der König von Dänemark
Ihr die siebenzackige Krone:
„Mein Hort ist reich, mein Heer ist stark: —
Du bist geboren zum Throne."
Da warf sie zornig das Haupt zurück:
„Doch du nicht, mich zu erreichen!
Ich bleibe mein eigen: das sein mein Glück:
Kein Mann lebt meinesgleichen.
Wie? Tragen sollt' ich des Ehherrn Kuß?
Mich küßt nur der Wind auf der Heiden!
In deinen Armen sollt' ich ein Muß
Und den Zwang des Gebieters leiden?

Ich bleibe mein eigen, ich bleibe Maid!
  Nie wird ein Brautschatz gleißen,
  Um den ich diesen Gürtel breit
  Von Mannsfaust ließe zerreißen.

„Hei da droben in Windsheim," — lachte sie laut —
  „Da soll der Windgott hausen, —
  Wenn der mich nicht entführt als Braut" — —
  Da erging ein leises Brausen:

Wo der Tarnberg ragt mit dem düstern Gestein
  In das Nebelgewölk, in die Himmel hinein,
  Dort ist die Hochburg der Winde: —
  Ei die Winde, wie weh'n sie geschwinde!

Ergrausend hielt die Jungfrau ein: —
  Doch trotzig sprach sie's zu Ende:
  „Kann ich des Windes Braut nicht sein, —
  Nie trag' ich Frauengebände!"

Und der Dänenkönig stürmte fort,
  Sprang scheltend in den Drachen. —
  Und es kam die Nacht über Berg und Fjord. —
  Schön Gerda wollte lachen: —

Sie wollte lachen über ihr Wort,
  Als sie stand vor ihrem Pfühle:
  Sie konnte nicht lachen. — Vom Tarnberg dort
  Zog's her wie Wetterschwüle.

Sie schloß die Laden von Eichenholz,
  Fernher kam Brausen und Brauen:
  Vor warf sie den Riegel: — ein Eisenbolz —
  Dann schalt sie sich und ihr Grauen!

Sie entflammte den Span in dem Eisenring,
  Sie entzopfte das Haar, das schwere,
  Daß es wogend um Brust ihr und Nacken hing:
  Dann starrte sie träumend ins Leere.

„Ja, süß wie der Wind doch keiner singt,
  Wann die Knospen er küßt auf der Heide,

Und keiner so stark: — daß der Eichbaum springt!
Oft liefen wir wett, wir beide:
Doch wie mich der Starke so rasch bezwang! —
Weit fährt er über die Erden! —
Was der alles sieht! — Nichts wehrt ihm lang: —
Muß alles sein eigen werden.

Und sie streift herab das Obergewand
Und Gürtel und Strümpf' und Schuhe,
Im weißen Hemd sie sinnend stand
Gelehnt auf die eschene Truhe.

„Ja, der Wind! — Der Wind ist ein himmlisches Kind,
All' Irdisches ist ihm frönig."
Aus blies sie den Span: „In das Bett nun geschwind!
Ja, der Wind — so heißt's — ist ein König.

Da glimmt noch ein Funke, ein roter, im Span: —
Er wird schon löschen! — Ein König! —
Und wie kann er so stark, so bezwingend umfahn! —
Und ein Sänger! — Ja: silbertönig.

Horch, wie er da singt vor der Halle so stark! —
Und stets wilder werbend er schüttelt
Mir wonniges Graun in das innerste Mark: —
Horch, wie er am Laden nun rüttelt!

Horch auf! Weh mir!" — Und Schlag und Krach! —
Wie sie schämig greift nach den Decken!
Denn vor ihr steht im dunkeln Gemach
Ein Gebild voll herrlicher Schrecken.

Auflodert der Span zu düsterer Glut:
Ein Antlitz, göttergewaltig,
Ein meergrau Auge: — ein Nebelhut
Und ein Mantel dunkelfaltig.

„Du hast mich beschworen, des Windheims Herrn,
Sprich: Willst du die Windsbraut werden?
Ich herrsche vom Morgen- zum Abendstern
Über Himmel hoch und Erden.

Sprich, willst du mit mir in Ewigkeit
Durch die Lüfte jauchzend jagen
Und zu mir empor aus der Männer Streit
Erschlagene Helden tragen?
Doch wenn du dich fürchtest, Jungfrau schön,
Bleib' in der Sterblichen Leben:
Wer da wohnt mit mir und auf meinen Höh'n,
Darf Furcht nicht kennen noch Beben."
Und er griff nach ihr mit heißem Begehr
Und er faßte sie ober der Hüfte:
„Des Graun's ist viel, doch der Wonne mehr:
Dein bin ich, König der Lüfte!"
Da schlug er den dunklen Mantel breit
Um die Maid gleich Adlerflügeln,
Und er rauschte mit ihr durch die Wolken weit
Nach fernen, goldenen Hügeln.

Der König in Norge.

War einst ein König in Norge, der hat einen tiefen Gram:
Der sank ihm über die Augen, so oft der Abend kam.
Am Tag pflag er des Rates, des Reiches und des Rechts
Und waltete treu der Sorgen des Friedens und Gefechts.
Doch, wann in Abendwolken, ins Meer die Sonne sank, —
Dann ward ihm trüb das Auge, dann ward das Herz ihm krank.
Denn einst in Abendwolken war ihm das Weib entschwebt,
Schwanflügelig, mit Rauschen, das kurz bei ihm gelebt.
„Fahr wohl!" rief sie hernieder, „die Heimat zieht mich an!
Uns Himmlische zu halten vermag kein Erdenmann."
Es trug seither der König, der arme, tiefen Gram,
Der zog ihm über die Augen, so oft der Abend kam.

Siegfrieds Leichenfahrt.

Er trank nach frohem Jagen am Felsbronn' in der Schlucht:
  Sie haben ihn erschlagen aus Neid und Eifersucht.
Nachts thaten sie ihn bahren auf einer Naue Bord:
  Nun bringen sie gefahren den grauenhaften Mord.
Entsetzt die Wolken jagen, die solche That geschaut,
  Die treuen Hunde klagen auf zu den Sternen laut.
Des Rheines Wogen schlagen bis an das Bahrtuch rot:
  Dem Schicksal steuert Hagen entgegen fest das Boot.
Er richtet stolz und schweigend gen Worms des Nachens Lauf:
  Bald weckt er dort Chrimhilde, die Rache weckt er auf.

Der Letzte der Kimbern.

Wie heiß hat die Juli-Sonne gebrannt
  Auf der raudischen Felder stäubenden Sand!
  Da sind sie erlegen, die Nordland-Hünen:
  Nicht frommte die riesige Kraft den Kühnen:
  Zu heiß die Hitze, zu dunstig der Dunst,
  Zu lauernd des Marius Feldherrnkunst!
Von allen Seiten umgarnt der Keil: —
  Da verfehlt des gedrängten Gewühls kein Pfeil:
  Von Kohorten umfaßt wie von ehernen Zangen,
  Wie so grimmig die sieglosen Recken rangen!
Erst fielen die Vordersten, wie sie gestanden,
  Die mit Ketten die Gürtel zusammenbanden:
  Und über sie hin die numidischen Rosse!
  In die nackten Leiber der Braus der Geschosse!
  Da ist vor der Glut der Mittagssonnen
  In Schweiß und in Blut ihre Kraft zerronnen,
  Und Tausende mehr sind erstickt und verschmachtet,
  Als das breite Schwert der Legionen geschlachtet.

Nun ragt aus dem rings umbrandenden Sturm
Noch Einer: ein letzter einsamer Turm.
Zurück an die Burg der Wagen gedrängt,
Von Geschossen und Rossen und Speeren umengt,
Das helmlose Haupt von den roten Locken
Umwogt wie von lohenden Feuerflocken:
Held Boiorich ist's, der Kimbernkönig,
Der zum Zweikampf Marius gefordert hat.
Doch eisig erwiderte der und höhnig:
„Ei, wenn der Barbar des Lebens satt,
So komm' er morgen aufs raudische Feld:
Dort wird er vor Abend den Schatten gesellt."
Noch trotzt er, wie der umstellte Bär:
Rings um ihn die römische Meute her.
Und Marius ruft aus der Ferne vom Roß:
„Hier, Legionare! Hieher! Auf diesen!
Doch verletzt ihn nicht mit Schwert und Geschoß:
Lebendig, gebunden, bringt mir den Riesen,
Der schmückt wie kein anderer mir den Triumph!"
Doch mit des zerbrochenen Langschwerts Stumpf
Der Gewaltige wütet in solchen Streichen, —
Ihn vermag kein Römergriff zu erreichen,
Und sie schauen mit Grausen der Ihrigen Leichen
Hochum gehäuft. Wie, entblößt des Schildes,
Die breite Brust nach dem Tode begehrt! —
Da zuckt von unten ein tückisches Schwert:
„Willkommen, ihr Wonnen des Walhallgefildes!"
Er ruft's und stirbt im Stehen: der Wall
Der erschlagenen Römer verwehrt ihm den Fall.

Der Wagenlenker.

Rädergeprassel und Rossegestampf,
Hengstegewieher und stäubender Dampf,

Wolken von Sand und Peitschengeknall,
Trümmernder Räder erkrachender Prall,
Tobender Römer verworren Geschrei:
„Hei, der Grüne verliert, rasch, Blauer, vorbei!“
Also erdröhnt es im Hippodrom:
Denn neue Triumphe feiert Rom.
Und vor allen Quadrigen sauset verwegen
Die eine dem Ziele, dem fernen, entgegen:
Ein Jüngling lenkt sie in keltischem Rock,
Kaum birgt ihm das Helmdach das gelbe Gelock.
In rasendem Rennen, verachtend den Tod,
Den gewissen, welcher dem Stürzenden droht,
Hetzt er die Tiere mit gellendem Schrei
Wütend an allen Gespannen vorbei.
Auf den Flügeln des Sturmwinds scheint er zu jagen,
Und von tausend jauchzenden Stimmen getragen,
Erreicht der Sieger des Cäsars Thron
Und schaut zu ihm auf mit stolzem Droh'n.
Der aber beginnt mit heiserem Ton:
„Fürwahr, ich lobe die Fahrt, mein Sohn! —
Doch sage, was sprachst du, was riefst du dabei?
Mir klang es im Ohr wie Schlachtgeschrei!
Und du standest im Wagen so trotzig kühn: —
Blaufeuer sah ich vom Aug' dir sprüh'n!
Was hast du gedacht bei der rasenden Fahrt?
Sprich frei, dein Leben sei dir gewahrt.“
Da warf in den Nacken der Jüngling das Haupt
„In der Heimat hab' ich mich wieder geglaubt!
Auf Caledoniens waldigen Heiden,
Wo mir hundert Hengste, herrliche, weiden:
An der Deva Mündung scholl wieder der Kampf
Hei, Speergekrach und Rossegestampf!
Ich lenkte des Vaters Sichelwagen.
O, mein König, mein Vater, welch' freudig Jagen!
Die Adler fall'n! Das Legionenheer,

Wir hetzen es jubelnd ins heilige Meer!
Dort flieht er! Er will erreichen das Schiff!
Nach! Nach! Wir sind vor ihm auf dem Riff!
Greift aus, ihr Rappen! Wir müssen ihn fah'n,
Den feigen Tyrannen Domitian!
Ha, zu Ende der Traum und das Glück und der Wahn!
Mein Leben? — Von dir nicht will ich's geschenkt,
Doch ihr, Brüder daheim: — der Rache gedenkt!"
Und den Dolch in die Brust vor des Cäsars Thron
Sich stieß der gefangene Königssohn.

Der Jupiter des Kapitols.

(Gustav Hirschfeld zu eigen.)

In des Kapitoles Cella ruhte hoch auf goldnem Thron
In der ahnungsvollen Mondnacht, sinnend wach, des Chronos Sohn.
Lässig in der Rechten hielt er den herabgesenkten Blitz,
Lauschend sah der treue Adler aufwärts von dem Stufensitz,
Sah besorgt dem Herrn ins Auge: — denn ein dunkler Schatte lag
Auf der Majestät der Stirne, sonst so sonnig wie der Tag.
Und der hohe Gott gedachte, wie er ein Jahrtausend lang
Seine Lieblinge, die Römer, fort von Sieg zu Siege schwang. —
Horch, da dröhnt es durch die Marmorhallen, und mit ehernem Schritt
Stürmend, rasend vor den Vater Mars behelmten Hauptes tritt.
„Jupiter," so schreit er, „Rächer! Wie, du weißt nicht, was geschah?
Thronest noch an dieser Stätte, dem entweihten Tiber nah?
Schirmest noch die Undankbaren, denen du geschenkt die Welt?
Vater, schleudre deine Blitze, bis der letzte Römer fällt!
Vater, her aus Gallien flieg' ich: dieses Auge hat's gesehn:
Nimmer werden die Legionen unter deinem Adler gehn!
Bei Colonia Agrippina, dort am Rhein, im Feld von Deutz,
Hat der Kaiser Constantinus als Panier gewählt — das Kreuz!

Von den goldnen Fahnenstangen, drauf sie tausend Siege sahn,
Riß er nieder deine Adler — Vater: mach' es ungethan!
Schleudre deiner Rache Blitze, bis vertilgt der Frevler Spur
Und ein neu Geschlecht Quiriten zeuge die Latiner-Flur."
Einmal zuckte nur des Donnrers Rechte leise an dem Blitz:
Dann erhob er majestätisch groß sich von dem Herrschersitz.
„So erfüllst du, Sohn Marias, wirklich des Prometheus Drohn:
‚Jupiter wird ewig herrschen, naht nicht einer Jungfrau Sohn.'
Nicht zerschmettern, — tiefer strafen will die Wölfin ich des Kriegs:
Rom verläßt für immer heute Jupiter, der Gott des Siegs,
Heuchelei und Feigheit schlagen Rom in tiefster Schande Sumpf:
Nie mehr fährt zum Kapitol der Imperator im Triumph.
Auf, mein Adler! Zum Olympos fliege rauschend mir voraus:
Seine stolzen Wolkenhöhen wähl' ich mir zum Tempelhaus.
Unsre Rächer, Mars, sie nahen: reuvoll denket unser Rom,
Wann der blonde Gotenkönig tränkt sein Roß im Tiberstrom."

Hunnen-Zug.

Über den Tanais, über den Ister,
Winket der Tod mit der Sense der Pest:
Gürte dich, schürze dich, schwarzes Geschwister!
Fernhin nach Gallien ruft uns ein Fest.
Höre mich, hagerer Bruder, du, Hunger!
Rüttle dich, schlafender Geier, du, Krieg,
Altunersättlicher, immer noch junger,
Schüttle die blutigen Schwingen und flieg!"
Sieh da, in Wolken, den Völkern ein Grauen,
Ballt sich ein schwarzer, ein schrecklicher Zug:
Riesen und Schlangen, entsetzlich zu schauen,
Rasende Rosse mit Flügeln am Bug

Allen voran der verderbliche Geier,
Kreischend nach Fraß und die Fänge gespannt:
Sonneverfinsternd erstrecket der Schreier
Schattende Schwingen vom Meere zum Land.

Flammendes Züngelein schlägt er zuweilen
Rot aus des Schnabels, des klaffenden, Ritz! —
Hinter ihm Nacht: — doch in zischenden Keilen
Zuckt aus dem Schnabel dann zündender Blitz!

Aber noch grausiger als an dem Himmel
Wälzt sich auf Erden ein flutender Streif:
Drachen vergleichlich, ein Völkergewimmel,
Feuer im Rachen und Gift in dem Schweif. —

Blies da ein Mann auf gewundenem Horne
An der Alutha vor felligem Zelt:
Schauernd in Lust und in Schreck und in Zorne
Zittert der Occident, zittert die Welt!

„Hunnen, die Erde, mir gab sie der Kriegsgott:
Hunnen, euch schenk' ich sie: — mordet sie aus!“ —
„Attila,“ scholl es da, „Väterlein, Siegsgott,
Danken dir, danken schön! Richten es aus!“

Horch! Von dem Kaukasus bebt bis nach Böhmen
Dröhnend Europa von Hufengestampf:
Hoch auf den Bergen und tief in den Strömen
Woget und wütet und würget der Kampf.

„Attila! Attila! Spender der Beute!
Väterlein! Sage nur: machen wir's recht?
Pfählen die Jünglinge, schleifen die Bräute
Bügelgebunden am Lockengeflecht!

Attila! Willst du's so? Nieder die Römer!
Siebenfach nieder Germanengeschlecht!
Völkerzermalmender Länderdurchströmer,
Attila, sag' es uns: machen wir's recht?“

Aber die Geißel, neunsträngig, mit Blute,
Hebet gen Himmel der Chan im Gebet:

„Seht ihr in Wolken die flammende Rute?
Weiter! Nach Westen hin weist der Komet!“
Aber in Gallien, fern an der Marne,
Standen zwei Männer in Waffen gesellt:
„Soll denn, erwürgt in dem heunischen Garne,“
Klagte der eine, „verröcheln die Welt?“
„Nein doch, Aëtius!“ lachte der zweite,
Warf in den Nacken das goldene Haar:
„Laß uns vergessen verstrittene Streite!
Sage, wen fürchten wir, — Wir — wenn ein Paar?
Rufe vom Tiber durch fliegende Boten
Deiner Legionen gepanzerte Wehr,
Traue du Thorismunt, traue den Goten:
Römischer Schild und germanischer Speer!
Laß sie nur kommen auf zottigen Gäulen!
Laß sie empfahn uns mit Schild und mit Schaft:
Warte nur, ob sie nicht weichen mit Heulen
Römischer Kunst und germanischer Kraft!“

Goten-Zug.

Wolken von Staub und Gewieher von Rossen,
Waffengeklirr und frohlockend Geschrei:
„Vorwärts, ihr Wander- und Siegesgenossen!
Die Kohorten zersprengt und die Straßen sind frei!
Haben uns treulos bei Nacht überfallen.
Sanft auf dem Wagen schlief Weib uns und Kind:
Aber es wachten in himmlischen Hallen
Götter, die unsere Ahnherrn sind!
Weckten uns, scharten uns, Waffen uns boten,
Odhin durchwehte das Herz uns mit Zorn:
‚Nieder die Neidinge, freudige Goten,
Mäht sie wie Schnitter das stürzende Korn!‘

Hei und wir mähten sie! — Und als die Sonne
Über die Alpen, die schneeigen, stieg,
Römische Leichen und gotische Wonne
Schaute sie, Rettung und Rache und Sieg.
Marmorne Zwingburg versunken im Brande!
Hinter uns Trümmer und lohender Schein!
Südwärts, ihr Goten! Italias Lande
Liegen euch offen und laden euch ein.
Freut euch, ihr Frau'n, mit den goldgelben Flechten,
Freut euch, ihr Buben, mit Augen so blau:
Nun ist's genug mit dem Wandern und Fechten,
Nun wird gesiedelt auf wonniger Au.
Lenket die rindergezogenen Wagen
Langsam hinunter den felsigen Steig!
Grünendes Reis um die Helme geschlagen:
‚Lorbeer' heißt, glaub' ich, das dunkle Gezweig!
Heil dir, o König, du Meister des Krieges,
Führ' uns hinab an den schimmernden Strand!
Heil dir! Du gabst — als die Beute des Sieges —
Wanderern wieder ein Heimatland.
Daß sich Gehöft an Gehöft nun erhebe,
Fället die Pinie, säget den Stein.
Schlingt um die Thüre die rankende Rebe,
Pflanzt die Olive auf gotischem Rain!
Herrlicher leben wir hier, als die Ahnen
Droben in Walhalls leuchtendem Glast:
Aber die alten, die gotischen Fahnen
Pflanzt auf den Giebel dem Königspalast!"

Die rote Erde.

Herrn Kaiser Karl zu Aachen kam's über die Augen schwer:
„Ich fühl's, nicht wird mich wärmen die Frühlingssonne mehr.

Noch einmal muß ich umschau'n, wie's steht in meinem Reich:
O wär' ich bei Avaren und Arabern zugleich!
Zugleich am gelben Tiber, zugleich am grünen Rhein:
Zu groß ist ach! das Erbe, der Erbe, weh! zu klein. — —
Die Nächsten sind die Sachsen: bis dorthin reicht's wohl noch;
Sie kämpften dreißig Jahre, und ich bezwang sie doch!" —
Er zieht mit Graf und Bischof nochmal durch Sachsenland:
Der Männer sieht man wenig: — tot sind sie, landverbannt.
Auf öder, brauner Heide, vom Eichbaum überragt,
Liegt ein Gehöft, den Dachfirst vom Roßkopf überschragt.
Welk übern tiefen Ziehbrunn nickt der Hollunder schwer:
Und frische Hügelgräber, — sehr viele! — rings umher. —
Ein Weib tritt auf die Schwelle: es zerren an ihrem Rock
Die Knaben mit dem Trutzblick, die Mädchen im Flachsgelock.
Sie gaffen auf die Fremden, auf die bunte Reiterschar:
Es beugt sich aus der Sänfte ein Mann in weißem Haar.
Er streicht den Kopf dem Jüngsten: Der greift nach der Spange licht:
„Wer ist's?" forscht scheu die Mutter. „Herr Karl! — Kennst du ihn nicht?"
Laut auf kreischt die Entsetzte und reißt die Kinder fort:
„Herr Karl! Der Tod!" — Sie verschwinden, im nahen Buschwald dort. —
Der Kaiser nächtet im Kloster. Leer ist's um den Altar:
Kein Laie, — nur die Mönche. — „Was scheint dort fern so klar?
Was leuchtet durch das Fenster?" — „O Herr — 's ist nicht geheuer:
Die Sachsen sind's im Walde bei Wotans Opferfeuer." — —
Am andern Morgen rheinwärts der Kaiser kehrt die Fahrt;
Er schweigt. — Er betet manchmal; er streicht den weißen Bart.
Das Roß führt ihm ein Sachse, der alle Steige kennt.
Das Erdreich steht zu Tage, wo der Pfad die Hügel trennt.
Warm dampft es aus den Schollen, — Karl beugt vom Sattel sich:
„Rot ist hier rings die Erde, seit wann? Woher das? — Sprich!"
Da hob der graue Führer zu ihm den Blick empor:
„Grün war der Wiesenanger, die Heide braun zuvor;

Zweihunderttausend Sachsen, die starben blut'gen Tod: —
Davon ist in Westfalen die Erde worden rot."
Da schüttelt Frost den Kaiser: „So tief — die Erde rot?
Herr Christus, lösche die Farbe: ich that's auf dein Gebot."
Starr hat er in die Wolken, — auf den Boden starr gesehn:
Der Boden blieb derselbe: — kein Wunder ist geschehn. —
Schwer krank kam er nach Aachen in seinen goldnen Saal:
Er raunte mit sich selber, hauptschüttelnd, manchesmal.
Er fragte: „Ist's noch rot dort?" als er im Sterben lag. —
Rot blieb Westfalens Erde bis auf den heut'gen Tag.

Die Island-Fahrer.

Ihr Segelbrüder, habt acht, habt acht!
Hängt über den Schiffsrand Schilde:
Von bösen Gewalten, von Riesen umwacht
Sind Islands öde Gefilde.
Ich hüte den Bugsprit: und schwömme daher
Der Midhgardhwurm an den Rachen, —
Ich durchhieb' ihm das Haupt! — Du, Eisbart Swer,
Mit dem Speer sollst das Steuer bewachen.
Und hebt sich die Haf-Frau aus kreiselndem Meer,
Greift spritzend sie über die Planken, —
Dann wehrt mit den Schilden und bohre den Speer
Ihr, Eisbart, tief in die Flanken.
Doch getrost nun, Genossen! Das Land ist nah:
Noch wenige Ruderschläge!
Nur meidet die dräuende Klippe mir da,
Die umbrandete, zackige Säge! —
Seht, hart vor dem Bug uns der Balken schwimmt:
Mein First einst im Hofe zu Leimath:
Wo er landet, empfängt uns, götterbestimmt,
Die Scholle der neuen Heimat.

Die alten Runen, geritzt vom Ahn,
Er trägt sie, die Odhals-Marken,
Als Landnahme-Zeichen vorauf dem Kahn:
Denn die Erde gehört dem Starken.
Wo er antreibt, bau' ich des Freihofs Wehr
Uns aus Norges trotzigen Eichen:
Laß seh'n, ob über das weite Meer
König Haralds Arm wird reichen.
Und den Giebel schmück' ich — Thor gebeut's —
Mit dem Hammer und mit zwei Lanzen:
Laß seh'n, ob der Pfaff das Christenkreuz
Wird über das Haupt uns pflanzen.
Schon landet der Balken, es knirscht das Boot!
An das Ufer mit hurtigen Füßen!
Aus dem Feuerberg flammt heiliges Rot,
Die letzten Heiden zu grüßen."

Der Fiedelmann.

I.

Das ist der alte Fiedelmann,
Umwallt vom grauen Bart:
Hebt der sein machtvoll Liedel an,
Tönt's ganz besondrer Art:
Wie Zauberzwang geschwinde
Lockt er vom Dorf die Kinde
Heraus zur Heidenlinde.
Und spielt er auf zum Sunnwend-Tanz,
Lupft sich von selbst der Fuß:
Des Burschen Haar, der Dirne Kranz
Tauscht knisternd heißen Gruß:
Wer ihrer nie ward inne,
Dem weckt er süße Minne:
Bald glühen alle Sinne.

Und singt er grau vergangne Zeit, —
Von Heldentod-Geschick,
Vom Heunensturm, vom Völkerstreit: —
Wie sprüht der Männer Blick!
Das hallt wie helle Harfen,
Da Könige noch die scharfen,
Die Schilddurchschmettrer warfen!
Und tiefer zieht den Schlappenhut
Der Wirrbart ins Gesicht:
Hei wie ihm lang verhaltne Glut
Vom grauen Auge bricht:
Er singt, mit bittrem Leiden,
Vom Gram der letzten Heiden
Und von der Götter Scheiden.
„Der Eichenhain in Flammen loht!
Der heil'ge Quell ward blut'ger Pfuhl:
Frau Bertha klagt: ‚hilf Sassenot:
In Trümmer barst die Irmensul!‘
Auf! lichtumfloss'ne Frauen
Aus götterleeren Gauen
Empor zu Asgardh's Auen!“
Und Sehnsucht füllt der Hörer Sinn. —
Da stirbt gemach der Fidelton. —
Wo kam, wo schwand der Alte hin?
Am Saum der Heide schwebt er schon!
Noch fern klagt seine Weise·
Es zieh'n ums Haupt ihm leise
Zwei Raben ihre Kreise!

Die Wahrhaftige.

I.

Als Gesandter Barbarossas kam zu Saladin dem Großen
 Einst der tapfre Tempelritter Sigiswalt von Hohenstolz.
Unbefleckt, gleichwie der weiße Mantel seiner Schuppenbrünne,
 Deckte Namen ihm und Seele unbefleckter Ehre Glanz.
Und da Treuepflicht des Ritters, Treuepflicht des Templereides,
 Des Gesandten Treuepflicht ihn dreifach band mit stärkstem Band,
Schenkte Saladin ihm volles, beispielloses Zutraun, daß er
 In den Wochen der Verhandlung, die der Gast bei ihm verbracht,
Seines Frauenhauses Perle, seine wunderschöne Tochter,
 Fatme mit den klaren Augen, oft zum Mahl mit ihm beschied.
Denn er traute sehr dem Deutschen, und er traute mehr der Tochter,
 Der noch nie, solang' sie lebte, auf die Lippe Lüge trat.
„Ja, sie kann mir gar nicht lügen, Fatme mit den klaren Augen!"
 Sprach der stolze Vater zärtlich, und er strich ihr golden Haar.

II.

Aber stärker als des Ritters und des Templers und Gesandten
 Dreifach starke Pflicht der Treue, — stärker war der Liebe Macht,
Welche Sigiswalt und Fatme zu einander zwang mit Blicken,
 Dann mit Worten, dann mit Küssen und mit Sehnen bis zum Tod.
Klug geplant ist die Entführung: um die Mitternacht am Garten-
 Pförtlein wird sein Schwarzroß harren und ein Kahn im nahen Strom.
Alles günstig! Keine Merker! Keine Möglichkeit der Hemmnis. —
 Nach dem Nachtmahl, wie allnächtig, naht dem Vater sich das Kind.
Seinen Schlummersegen heischend kniet sie vor ihm auf dem Teppich.
 Aber während sonst ihr Auge nach des Vaters Auge sucht, —
Nieder beugt sie heut' das Köpfchen, und des dichten Schleiers Falten
 Zieht sie vor die klaren Augen, und der zarte Busen wogt. —
An dem Kinn — mit Einem Finger — hebt der Vater das Gesicht ihr
 Aufwärts: „Sage, liebe Tochter, warum senkst die Wimpern du?"

Ich hüte den Bugspriet: und schwömme daher
Der Midhgardhwurm an den Rachen, —
Ich durchhieb' ihm das Haupt! — Du, Eisbart Swer,
Mit dem Speer sollst das Steuer bewachen. (Seite 173)

Die Wahrhaftige.

I.

Als Gesandter Barbarossas kam zu Saladin dem Großen
Einst der tapfre Tempelritter Sigiswalt von Hohenstolz.
Unbefleckt, gleichwie der weiße Mantel seiner Schuppenbrünne,
Deckte Namen ihm und Seele unbefleckter Ehre Glanz.
Und da Treuepflicht des Ritters, Treuepflicht des Templereides,
Des Gesandten Treuepflicht ihn dreifach band mit stärkstem Band,
Schenkte Saladin ihm volles, beispielloses Zutraun, daß er
In den Wochen der Verhandlung, die der Gast bei ihm verbracht,
Seines Frauenhauses Perle, seine wunderschöne Tochter,
Fatme mit den klaren Augen, oft zum Mahl mit ihm beschied.
Denn er traute sehr dem Deutschen, und er traute mehr der Tochter,
Der noch nie, solang' sie lebte, auf die Lippe Lüge trat.
„Ja, sie kann mir gar nicht lügen, Fatme mit den klaren Augen!"
Sprach der stolze Vater zärtlich, und er strich ihr golden Haar.

II.

Aber stärker als des Ritters und des Templers und Gesandten
Dreifach starke Pflicht der Treue, — stärker war der Liebe Macht,
Welche Sigiswalt und Fatme zu einander zwang mit Blicken,
Dann mit Worten, dann mit Küssen und mit Sehnen bis zum Tod.
Klug geplant ist die Entführung: um die Mitternacht am Garten-
Pförtlein wird sein Schwarzroß harren und ein Kahn im nahen Strom.
Alles günstig! Keine Merker! Keine Möglichkeit der Hemmnis. —
Nach dem Nachtmahl, wie allnächtig, naht dem Vater sich das Kind.
Seinen Schlummersegen heischend kniet sie vor ihm auf dem Teppich.
Aber während sonst ihr Auge nach des Vaters Auge sucht, —
Nieder beugt sie heut' das Köpfchen, und des dichten Schleiers Falten
Zieht sie vor die klaren Augen, und der zarte Busen wogt. —
An dem Kinn — mit Einem Finger — hebt der Vater das Gesicht ihr
Aufwärts: „Sage, liebe Tochter, warum senkst die Wimpern du?"

Ich hüte den Bugſprit: und ſchwömme daher
Der Midhgardhwurm an den Nachen, —

Gluten schießen ihr ins Antlitz, und das Pochen ihres Herzens
Hebt empor ihr seid'nes Brusttuch: „Tochter, sag' die Wahrheit mir!
Was erschüttert so die Brust dir? Sollt' es wahr sein, was sie zischeln?
Sigiswalt? — Ich frage Fatme, — Fatme, die noch niemals log: —
Liebst du diesen Tempelritter? Sprich die Wahrheit, du Wahrhaft'ge!"
Seufzend schlug da, schmerzlich stöhnend, schlug sie da die Augen auf:
„Lügen kann ich nicht, ich lieb ihn!" „Und er liebt dich?" „Und er liebt mich."
„Und ihr sagtet's euch?" „Wir sagten's." „Und er küßte dich?" „Er that's."
„Und ihr wolltet flieh'n? Lüg' nicht!" „Und wir wollten fliehen." Heut' noch?"
„Heute noch." „Um Mitternacht?" „Ja!" „Aus der Gartenpforte?" „Ja."
„An der Pforte harrt sein Schwarzroß?" „An der Pforte harrt sein Schwarzroß."
„Und im Jordan harrt sein Nachen?" „Und im Jordan harrt sein Kahn."
„Dreimal schlägt er in die Hände?" „Dreimal schlägt er in die Hände: —
Und nun hab' ich ihn vernichtet, weh', weil ich nicht lügen kann."

III.

Um die Mitternacht am Gartenpförtlein harrt des Deutschen Schwarzroß:
Dreimal schlägt er in die Hände, wie's genau beredet war.
Und es thut sich auf die Pforte, und er breitet aus die Arme,
Seine Fatme zu umfangen: — — und er taumelt jäh zurück.
Denn ein Troß von zwanzig Kriegern, bricht hervor und zwingt dem Starken
Fesseln auf. „O Fatme!" seufzt er, „wer verriet uns?" — „Fatme selbst!

Fatme selbst hat dich verraten," rief der Sultan, „denn sie lügt nicht."
„Fatme selbst hat mich verraten!" stöhnt er — „Fatme! Fatme selbst!"
Und sie reißen ihm den weißen Templermantel von den Schultern,
Und sie brechen ihm das tapfre, heißgeliebte Ritterschwert.
Und ins Antlitz schlägt der Fürst ihm: „dies für des Gesandten Treubruch!
Dreifach brachest du die Ehre: — — dreifach ehrlos bist du nun."

IV.

Und am frühen Morgen führen in den Hof sie den Gefang'nen,
An dem Frauenhaus vorüber, ragendem Schafotte zu.
Da durchs goldne Ladengitter ruft es laut hernieder: „Teurer!
O, vergieb mir! Denn nicht leben, auch nicht sterben kann ich sonst.
Für dich sterben: — doch nicht lügen! Sigiswalt, kannst du's begreifen?"
In die klaren Augen sah er, und er sprach: „Die Schande brennt!
„Aber Dank dir, daß die Schande du auf mich allein gehäuft hast,
Daß mein Mantel nur befleckt ward, deine reine Lippe nicht.
Alles was du mir verschuldet, alles was ich hab' erduldet,
Alles, alles sei vergeben: — heil dir, mein wahrhaftig Lieb!"
Und sie schlugen ihm das Haupt ab, daß sein rotes Blut emporsprang.
Fatme sah's und schrie: „Mein Werk! — Doch — wehe mir! — ich thät's nochmal!"

König Manfreds Tod.

„Auf, in den Sattel, ihr freud'gen Vasallen!
Seht ihr die Fahnen der Friedriche wallen,
Fahnen des staufischen Heldentums?
Senket die Speere nun, spornet die Rosse,
Folgt ins Gewölk mir der Todesgeschosse,
Sicher des Sieges nicht, — aber des Ruhms.

Einer von uns nur auf sieben von ihnen!
  Immer die wenigern sind Ghibellinen!
Freut euch, ihr Schnitter, der Fülle des Korns!
  Hört ihr die Hörner des Feindes ertosen?
Seht ihr sie nah'n! ja, sie sind's, die Franzosen:
  Drauf mit dem Sturme des schwäbischen Zorns!"

„Folget dem König! Sonst ist er verloren!
  Seht, wie der Feind sich zum Ziele gekoren
Einzig den silbergeadlerten Helm!
  Rettet den Herrn und die staufische Krone,
Eilet, Siciliens tapfre Barone,
  Zeigt, wer ein Ritter ist oder ein Schelm!"

Theobald rief es, des Königs getreuer
  Seneschal, und wie ein loderndes Feuer
Brach den Gascognern er mitten ins Herz,
  Bis von des Königs umschleudertem Haupte
Rasch er den Helm, den gefährdenden, raubte,
  Tauschend dafür ihm die Haube von Erz.

Und in dem Helme, dem leuchtenden, stürmt er
  Links in den Feind: von Erschlagenen türmt er
Blutige Haufen schon weit von dem Herrn.
  „Das ist der Staufer, ihr kühnen Baskonen,
Das ist der Ketzer, ihr frommen Bretonen!"
  Hetzet der finstere Anjou von fern.

Hört mich, Picarden, Normannen, Burgunden:
  Herzog ist, wer ihn mir bringet gebunden,
Graf, wer sein Haupt vor die Füße mir legt;
  Aber Urban hat, der Papst, es verkündet:
Völliger Ablaß, wieviel er gesündet,
  Ihm, der den König der Ketzer erschlägt."

Wehe, da stürzt mit durchspeeretem Rosse
  Theobald unter dem Sturm der Geschosse:
Aber schon naht ein Gewaltiger sich,

Reißt ihn empor aus dem Blut, aus dem Staube,
Und von dem Haupte sich schleudernd die Haube
Ruft er: „Ihr irrtet! der König bin ich!"
Und sie entflieh'n, als ob Wetter sie träfe:
Aber da zischt durch die offene Schläfe
Ihm ein bretonischer Pfeil in das Hirn: —
Feuriges Herz — o welch' eisiges Stocken,
Weh' euch, ihr goldenen, staufischen Locken,
Weh', du gedankengeweitete Stirn!
Weh' um dich, Liedermund voll Aventüren,
Weh' um dich, Hand, die du wußtest zu rühren,
Lieblich wie keine, der Harfe Gesait:
Weinet, ihr Frauen, und klaget, ihr Sänger:
Aber ihr Darbenden klaget noch bänger:
Kalt ward die Spendehand: — hart wird die Zeit.

König Manfreds Grab.

Den toten Manfred plünderten Burgunden,
Zerfleischend ihn mit zwanzig Lanzenwunden,
Gern gab dem Ketzer jeder einen Stich:
Und Karl von Anjou trat, der bleifarbbleiche,
Mit ehrnem Fuß fest auf die Brust der Leiche
Und sprach: „Aas bist du — Herr bin ich."
Auf ödem Heidemoor verscharrten Knechte
Abseit vom Weg ihn unter Dorngeflechte. —
Ein Krüppel, dem er wohlgethan einmal,
Wollt' ihm ein Holzkreuz auf die Grube setzen:
Jedoch mit Hunden ließ hinweg ihn hetzen
Johann, Cosenzas Kardinal.
Ein Dornbusch nur war Merkmal jener Stätte. —
Doch nach sechs Jahren träumt' im Purpurbette
Dem Anjou, — um sich schlug er mit der Hand! —

Den toten Manfred hör' er drohend sprechen:
„Dein Reich wird spurlos in Italien brechen:
Ich ruhe bald in freiem Land."
Empor fuhr der Tyrann: „Dies Omen wend' ich!
Des Ketzers ausgegrab'ne Knochen send' ich
Nach Frankreich, dort zu senken sie ins Meer!" —
Und auf das Schlachtfeld sandt' er seine Boten,
Viel hundert Häscher nach dem Einen Toten: —
Sie kamen heim, die Hände leer.
„Herr" — sprachen sie — „mag uns dein Zorn verschlingen —
Wir können diesen König nicht dir bringen:
Ein Dornbusch — wie du weißt — stand an dem Ort:
Der muß gewesen sein von wilden Rosen:
Denn unabsehbar jetzt im Lenzwind kosen
Viel tausend, tausend Rosen dort.
‚Den Wald der Rosen' nennt den Ort die Menge;
Unscheidbar wogt das duft'ge Strauchgedränge:
Unmöglich ward, daß man das Grab erkennt!" — —
Lang' ist des Anjou blutig Reich zerfallen:
Um Manfred singt ein Heer von Nachtigallen
Im Rosenwald von Benevent.

Der Sänger.

I.

Es zogen einst aus Syrakusäs Thoren
Drei edle Herrn in stattlichem Geleit:
Der eine, fern im Schweizerland geboren,
Trug Waffenschmuck und blankes Stahlgeschmeid:
Siciliens König hat er zugeschworen,
Mit Schweizertreue hält er seinen Eid;
Groß war sein Ruhm: im ganzen welschen Land
Ward er der tapfre Kapitan genannt.

Jetzt hat sein König ihn zu sich beschieden
Nach seinem Sommerschloß zu Avola,
Daß er ihm helfe, Herrscherpläne schmieden,
Denn Aufruhr flammt im Land noch hie und da.
Es üben wilde Scharen noch im Frieden
Das blut'ge Recht des Krieges, und ganz nah
Der Hauptstadt selbst haust eine Räuberbande
Und schreckt mit Mord und Plünderung die Lande.

Denn immer noch durch ganz Italien lodert
Der Guelphen und der Ghibellinen Streit,
Ob längst der Hohenstaufen Stamm vermodert,
Die Kaisereiche deutscher Herrlichkeit.
Sie sank dem Blitz des Vatikans: — doch fodert
Sie Totenopfer noch in später Zeit,
Und mancher tapfre Ritter in Sicilien
Gedenkt noch Konradins und flucht den Lilien.

Drum hat den zweiten auch von jenen Dreien
Der Fürst zu sich nach Avola gerufen:
Denn seiner Herrschaft will er Gründe leihen
Und durch Gesetz und Recht des Thrones Stufen,
Die blutbespritzten, heiligen und weihen.
Der Anjou Macht, die mit Gewalt sie schufen,
Sei von Magister Cosimo der Welt
Als durch das Recht begründet dargestellt.

Denn keiner war von Welschlands Rechtsgelehrten
Dem alten Cosmus an Gelahrtheit gleich:
Des Kodex, der Pandekten feinste Fährten,
Sie waren ihm bekanntes Heimatreich;
Als Meister ihn Bolognas Schulen ehrten,
Aus England, Spanien, aus dem Deutschen Reich
Ging man ihn oft um Rat und Schiedspruch an:
Man hieß ihn nur den zweiten Ulpian.

Der dritte Reisende, Signor Sacchiere,
Der reichste Kaufherr von Amalfi war.
Es trugen seine Schiffe sieben Meere,
Ihm bot Arabien Gold und Perlen dar,
Und jetzt lacht ihm Gewinn zugleich und Ehre:
Sein König, sonst ein Feind der Bürger zwar,
Bat ihn um hunderttausend Goldzechinen: —
Als Pfand dafür soll halb Sicilien dienen.

So zogen frohgemut die Weggenossen,
Und jeder dachte still in seinem Sinn:
„In Avola, da muß mein Glück ersprossen,
Weil ich dem König unentbehrlich bin;
Nun gilt's, aus seiner Gnade, klug entschlossen,
Zu pressen allen möglichen Gewinn,
Nun gilt es, diese Stunde wohl zu nützen:
Ein ganzes Leben läßt darauf sich stützen."

Und es begann der tapfre Kapitan:
„Ihr werten Herrn, wenn wir es recht bedenken,
Wir drei, die hier vereinet Eine Bahn,
Wir sind es, die den Gang der Dinge lenken:
Die ganze Welt, uns ist sie unterthan, —
Das Schwert, das Geld und das gelehrte Denken,
Sie sind allmächtig: — alles andre Treiben
Ist Spiel und sollte besser unterbleiben."

Er sprach's und drehte seinen krausen Bart,
Und an die Hüfte stemmt' er stolz die Rechte.
Zwar sein Gedanke war noch andrer Art;
Doch hätt' er ausgesprochen, wie er dächte,
Es kränkte die Genossen seiner Fahrt: —
Er dachte still: „Das Schwert nur ist das Echte;
Dir, Wuchrer, nicht und dir nicht, Federheld,
Dem Krieger nur gehört die ganze Welt."

Mit feinem Lächeln sprach im Samttalare
Magister Cosimus und nickt' ihm zu:
„Wie schön, daß sich bei Euch die Einsicht paare
Mit Kriegsmut und Bescheidenheit dazu!
O Kapitan, Ihr trafet ganz das Wahre."
Doch dacht' er still: „Du dummer Landsknecht du.
Das sieht dir gleich, die hohe Wissenschaft
Gilt dir wie schnödes Geld, wie plumpe Kraft."

„Wie selten wird," so schmunzelte Sacchiere
Und klirrte mit der Börse, die er trug,
„Von eurem Stand dem Kaufmann soviel Ehre,
Der nicht wie ihr so stark, wie ihr so klug!" —
„Wenn ich daheim nur in Amalfi wäre,"
— Dacht' er — „und nur der Friede fest genug, —
Ich wollte dir die Wahrheit zeigen besser,
Du Bücherwurm, und dir, du Eisenfresser."

Nach solchen rückhaltlosen Freundesworten
Verfolgten still sie wieder ihre Pfade.
„Zum Herzog macht mich seiner Schlachtkohorten"
— So denkt Martell — „gar bald des Königs Gnade." —
„Nur gegen Zollfreiheit in allen Porten
Erschließ' ich ihm die goldgefüllte Lade" —
Sacchiere sinnt, und Cosmus hofft daneben:
„Zu seinem Kanzler muß er mich erheben."

Indes die drei so stolze Plane sinnen,
Laßt uns des Kaufherrn schönes Kind betrachten,
Giulietta, das Gespiel der Charitinnen,
Auf deren Wangen Reiz und Jugend lachten;
Das schöne Haupt, gehüllt in feines Linnen,
Die schwarze Locken voll und schwer umnachten
Im Auge, das die langen Wimpern säumen,
Liegt träumerischer Glanz und glänzend Träumen.

Der Vater will sie stolz zu Hofe führen,
  Als seine schönste Perle dort sie zeigen
Und sich den Edelsten zum Eidam küren,
  Denn ihrer Schönheit wird sich alles neigen.
Doch sie scheint stolze Hoffnung nicht zu rühren,
  Sie bleibt gehüllt in knospenhaftes Schweigen
Und läßt nur manchmal in die blauen Weiten
Die unbestimmt verlor'nen Blicke gleiten.

Als so der Zug erklommen einen Hügel,
  Da that sich auf ein paradiesisch Thal.
Ein helles Bächlein, wie ein Silberzügel,
  Umzog des Berges Rücken, lieblich schmal;
Hier flog der Schmetterling mit buntem Flügel,
  Hier standen Frühlingsblumen ohne Zahl:
Wildrosen hielten hier und Oleander
Und Lorbeer holde Zwiesprach miteinander.

Und einen Jüngling sah mit langen Locken,
  Das Haupt entblößt, man in dem Thale wandeln.
Bald stand er vor des Agley Purpurglocken,
  Die zarten Blüten brach er bald der Mandeln,
Und bald der Myrte duft'ge Silberflocken;
  Um Ziel und Weg schien ihm sich's nicht zu handeln.
Bald blieb er steh'n, der Lerche Lied zu lauschen,
Und bald am Bach dem leisen Wellenrauschen.

Die Laute, die er trägt, sie ist mit Rosen,
  Mit wildem Weinlaub ist sein Haupt bekränzt
In seinem Haar die leisen Lüfte kosen,
  Kein Schwert, kein Gold an seinem Kleide glänzt.
Nun greift er mit der Hand, der becherlosen,
  Ins kühle Naß: — jedoch ihm wird kredenzt:
Denn eine Muschel, rein und silberhelle,
Als schönsten Becher spült ihm zu die Welle.

Mit stillem Staunen hat Giulietta lange
  Verfolgt des Wandrers wundersam Gebahren;
Sie sah ihn becherlos am Uferhange
  Und sieht nun den Pokal, den perlenklaren.
Sie klagt von Durst: — es glühet ihre Wange: —
  Der Vater winkt: — denn edle Weine waren
Von Cypern und Salern im Lederschlauche
Verwahret zu der Reisenden Gebrauche.

„Nein," spricht Giulietta, „Wein will ich nicht trinken,
  Mich dürstet nach dem klaren Waldesquell
Dort unten, wo die wilden Rosen winken."
  Und eh' der Vater ruft: „Wohin so schnell?"
Fliegt auf dem Zelter schon, dem allzuflinken,
  Hinab die Tochter an das Bachgefäll.
Der Jüngling, der am Uferhange kniet,
Urplötzlich all' die Schönheit vor sich sieht.

Er hält die Hand vors Auge wie geblendet,
  Und aus der Hand sinkt ihm die Laute leis';
Sie schweigen beide: höchste Wonne spendet
  Gott nur um eines süßen Schreckens Preis.
Sie deutet auf das Bächlein buntgerändet
  Und auf die Muschelschale perlenweiß.
Er füllet sie und beut sie dar mit Schweigen,
Sie aber trinkt mit anmutvollem Neigen.

Rasch war, erstaunt ob Giulias kühnem Wagen,
  Der ganze Reisezug gefolgt zumal,
Und ehe sie den Dank ihm konnte sagen, —
  Denn nur ihr Auge sprach mit sanftem Strahl —
Vernahm man schon des Vaters Stimme fragen:
  „Wer seid Ihr, Herr? Wie kommt Ihr in dies Thal?"
„Was Euer Stand?" rief der Magister herbe,
  Und barsch der Kapitan: „Was dein Gewerbe?"

Mit einer träumerischen Handbewegung
  Der Jüngling aus der Stirn die Locken strich;
Er senkt den Blick in sinnender Erregung.
  Er schweigt: — er denkt, o Giulia, nur dich!
„Nun, Herr, was braucht's da langer Überlegung?
  Ihr wißt doch, wie Ihr heißet, sicherlich?
Die Antwort, dächt' ich, braucht kein Vorbereiten!"
Der Jüngling aber griff nun in die Saiten:

„Zu Napoli bin ich geboren,
  Girolamo bin ich genannt;
Ich habe keinen Stand erkoren
  Und ziehe singend durch das Land.
Nichts kann ich, was in diesen Tagen
  Gewinn und Macht und Ehre zieht;
Jedoch die Laute kann ich schlagen,
  Und singen kann ich manches Lied."

„Ei, junger Herr, da könnt Ihr auch was Rechtes!"
  Sprach Cosimo mit sehr gelahrten Mienen. —
„Was seid Ihr wert zur Stunde des Gefechtes?
  Wird Euch die Laute da zum Schwerte dienen?"
So rief Martell. — „Ein Sprößling des Geschlechtes
  Seid Ihr," so sprach der Mann mit den Zechinen,
„Das unserm Herrgott seine Tage stiehlt.
Und, statt zu wirken, singt und träumt und spielt!"

„Gestrenge Herrn, ich brauche wenig,
  Stets, was ich brauchte, fand ich noch,
Bin keinem Frondienst unterthänig,
  Und sieh, die Erde nährt mich doch!

Es gaben immer sanfte Seelen
  Mir für ein Lied noch Dach und Fach,
Und wo mir gute Menschen fehlen,
  Beut die Platane gern ihr Dach.

Der Weinstock giebt mir seine Süße,
Die Vöglein singen mich zu Ruh',
Es schüttelt ihre goldnen Grüße
Mir gern die Aprikose zu.

Wenn so wie ihr der Himmel dächte, —
Nur ew'gen Herbst gäb' er der Welt:
Die Schönheit auch hat ihre Rechte,
Und Gott hat auch den Lenz bestellt."

Ob seiner Kühnheit halb erschrocken
Die Farb' aus seinen Wangen floh,
Er fühlte seine Rede stocken: —
Doch Giulias Auge glänzte froh,
Und ihre Stimme klang wie Glocken:
„Ja, recht habt Ihr, Girolamo,
Und was ich lange still gedacht,
Habt Ihr ins schöne Wort gebracht."

„Mein Vater" — flüstert sie verlegen —
„Ich schulde dem Signore Dank:
Ein großer Dienst auf heißen Wegen
Ist, hold gereicht, ein kühler Trank. —
Ihr wandelt ohne Schutz und Degen,
Der Frieden ist noch jung und schwank;
So folgt uns denn auf unsern Pfaden,
Daß Ihr nicht kommt zu Leid und Schaden."

„Ich fürchte keinen Räuber," sprach der Knabe,
„Denn mein ist nur mein Leben und mein Lied,
Und beide nützen nur, wenn ich sie habe;
Doch folg' ich gern, wohin die Schönheit zieht:
Denn Schönheit ist des Sängers Lust und Labe,
Er ist daheim, wo er sie walten sieht." —
Er neigte sich und nahm ihr Roß am Zügel
Und führt' es sacht den Pfad hinauf zum Hügel.

Die dreie staunen ob des Jünglings Weise:
  Er ist so sicher und doch so bescheiden,
Und jeder brummt, das Haupt geschüttelt leise,
  Doch unwillkürlich jeder folgt den beiden.
„Der thut, als zählt' er längst zu unserm Kreise,"
  Der Kaufherr spricht, „doch ist er gut zu leiden.
Dazu allein auch die Poeten taugen,
Daß sie den Mädchen gucken in die Augen!"

II.

Doch Giulia und Girolamo, die zogen
  Zusammen still, als müßte das so sein;
Er führt den Zelter an dem Zügelbogen,
  Er blickt empor bei jedem Stock und Stein;
Sie aber hat sich tief herabgebogen,
  Dem trauten Wort ein trautes Ohr zu leih'n.
Wildrosen, die am Wege schwank sich wiegen,
Er muß sie oft aus ihren Locken biegen.

So schritten sie vorauf dem Reisezuge:
  Gott Amor aber flog dem Paar voran,
Und junge Rosen pflückend rasch im Fluge,
  Streut er sie lächelnd auf der beiden Bahn;
Und hinterdrein trabt Cosimo, der kluge,
  Der Kaufherr und der tapfre Kapitan,
Und jeder fühlt den eignen Wert gehoben,
Betrachtet er den Sänger recht von oben.

Doch als des Mittags Hitze nun erglommen,
  Die jede Mühsal in dem Süden mehrt,
Und einen düstern Berg die Schar erklommen
  Da wird dem Zuge frohe Rast gewährt.

Vom Maultier flugs ist Sack und Schlauch genommen,
Und hurtig wird ein heitres Mahl beschert;
Von Dienern wird auf grünem Waldesplan
Der Venetianer-Teppich ausgethan.

Girolamo will sich von dannen stehlen,
Des schönen Mädchens Wink ruft ihn zurück.
Der Vater murrt: — doch will er nicht befehlen,
Die Tochter fröhlich seh'n ist all sein Glück.
„Will ich sie doch in kurzer Frist vermählen!
Vom eignen Herzen geb' ich fort ein Stück;
Dann mag ihr Gatte lenken sie und leiten,
Bis dahin soll sie frei durchs Leben schreiten.

So tafeln sie. — Des Kapitanos Leute,
Sie schleppen den gebrat'nen Hirsch herbei,
Der jüngst im Bergwald fiel Martell zur Beute.
Des Cosmus Diener bringen Fäßchen zwei
Voll Ungarweins, die ein Magnat ihm beute,
Daß er im Erbprozeß ihm Hilfe leih'.
Südfrüchte, hergebracht aus fernem Meere,
Als seinen Beitrag bot zum Mahl Sacchiere,

Der Wein macht froh und löset die Gedanken:
Dem reichen Kaufherrn ward es froh ums Herz,
Den goldnen Becher hob er hoch, den blanken,
Und zu Girolamo sprach er im Scherz,
Der einen Kranz aus dunkeln Epheuranken
Und hellen Rosen flocht und himmelwärts
Oft sinn'gen Blickes sah: „Wohlauf, Herr Sänger,
Mit Eurem Beitrag zögert nun nicht länger."

„Ein jeder hat von uns zu diesem Mahle,
Was sein Verdienst erworben, beigetragen:
Wir haben Fleisch im Topf, Wein im Pokale —
Sagt an, was giebt die edle Kunst dem Magen?

Wir Armen wandeln nur im Erdenthale: —
Euch hat die Dichtung himmelwärts getragen.
Doch könnten wir drei auch nur Zither schlagen, —
Der leid'ge Hunger würd' uns alle plagen."

„Ich habe leider nur den Schmuck zu geben,
Doch erst der Schmuck verlieblichet das Mahl."
Der Sänger sprach's und schlang die Epheureben
Und Rosen festlich um den Schenkpokal.
„Das," meint Sacchiere, „läßt nicht übel eben," —
„Doch ist es eitel Tand und Überzahl." —
„Ihr Dichter könnt' nur spielen, träumend wandeln,
Verloren seid ihr, wo es gilt, zu handeln."

So ruft Martell und klopft dabei aufs Schwert. —
Doch ehe noch der Sänger spricht dawider,
Trompetenschmettern durch die Lüfte fährt,
Von Waffen blitzt es alle Höh'n hernieder,
Und grimme Scharen, kriegerisch bewehrt,
Am Helme ghibellinisches Gefieder,
Wohl an dreihundert stürmen wild herbei,
Und „Tod den Guelphen!" donnert ihr Geschrei.

Gefangen sind im Nu die wen'gen Knechte,
Die wehrlos, arglos bei den Bechern lagen,
Den Kapitano hätt' im Schwertgefechte
Der Ghibellinenführer fast erschlagen,
Des Kaufmanns, des Gelehrten schwache Rechte,
Und ach, selbst Giulia muß Fesseln tragen.
Zu den Gefangnen tritt der Führer vor
Und schlägt vom Helme das Visier empor.

Er ging gepanzert schwarz und schwarz beschildet
Der blutigrote Helmbusch wild umwallt
Ein Antlitz, edel, aber haßverwildet;
Von adeligem Wuchs war die Gestalt,

Die Züge, herrlich von Natur gebildet,
Zerfraß der tiefen Leidenschaft Gewalt.
Melodisch einst klang sicher diese Stimme,
Nun aber scholl sie dumpf in dumpfem Grimme.

„Erkennet mich und zittert, schnöde Guelphen,
Erkennet mich, Cardenio von Tarent!
Nun soll euch nicht der blut'ge König helfen,
Nicht jener Priester, den ihr heilig nennt,
Und nicht das Blutgericht von jenen Elfen,
Das als Gesetz nur Haß und Willkür kennt.
In eures Todfeinds Hand seid ihr gegeben,
Und keiner soll entrinnen mit dem Leben!"

„Erbarmen, Herr!" so nahm das Wort Sacchiere,
„Nehmt reiches Lösegeld und laßt mich fliehn!"
— „Du grauer Thor, wenn mir's um Schätze wäre,
Könnt' ich dein Gold von deiner Leiche ziehn." —
„Der König rächt den Führer seiner Heere,"
So droht Martell, „und wer mich kränkt, kränkt ihn." —
„Er strafe mich, wenn er mich kann erreichen,
Noch heute werd' ich aus Sicilien weichen."

„Mit welchem Rechte hemmt Ihr unsre Bahn,"
Rief Cosmus, „und was haben wir verschuldet?" —
„Wie?" schrie Cardenio, „wie? was ihr gethan,
Ha, Frechheit, wie sie nimmer ward geduldet!
Frag' eher, was ihr Guelphen nicht gethan,
Und welchen Lastern nicht ihr habt gehuldet!
Ihr habt geraubt, erdolchet und vergiftet,
Jahrhundertlang habt Frevel ihr gestiftet.

Du fragst nach Recht? — Mit welchem Recht geschlagen
Habt ihr das Haupt des jungen Konradin?
Sein Blut wird ewiglich um Rache klagen,
Nie wird die That von Gott und Welt verziehn.

Nicht weitern Hassesgrund braucht' ich zu sagen:
Du bist ein Guelph' und ich ein Ghibellin.
Doch keiner unter uns hat sicherlich
An euch zu rächen soviel Schuld als ich.

Du hast, Martell, den Vater mir, den greisen,
Des Hochverrats an Anjous Thron geziehn;
Du, Cosmus, mußtest seine Schuld beweisen,
Leicht war's gethan: — er war ein Ghibellin!
Du, Kaufmann, hast beraubet seine Waisen,
Hast uns dein wucherisches Gold geliehn;
Und dann von Haus und Herd uns fortgetrieben:
Kein Reichtum als der Haß ist uns geblieben.

Ich und die Brüder flohen ans Tarent,
Verbannt, geächtet, Schutz in Wäldern suchend
Und mit der Treue, die der Haß nur kennt,
Im Buch der Feindschaft eure Thaten buchend.
Jüngst fielen meine Brüder bei Sorrent,
Im Tode noch den blut'gen Guelphen fluchend;
Ich bin der letzte Ritter unsrer Sache,
Der einz'ge Erbe tausendfält'ger Rache.

Und diese Rache will ich nun vollenden,
Dann eil' ich pilgernd ins gelobte Land.
Ich wußte, hierher mußtet ihr euch wenden,
So fing in Einem Griff euch meine Hand.
Ihr erntet nur die Saat von eignen Händen,
Ihr selbst habt zu den Mördern mich verbannt.
Wohlan, nun soll euch Todesqual bewähren:
Ich lernte prächtig eure blut'gen Lehren."

Er winkt, und seine Leute knüpfen Stricke,
Es wird zum Galgen plötzlich jeder Baum.
Die dreie senken schweigend ihre Blicke,
Das schuldge Herz giebt keiner Hoffnung Raum.

Urplötzlich sind verwandelt die Geschicke,
  Ihr Stolz und ihre Macht zerfloß wie Schaum.
Sie denken: Jeder braucht, wer kann, die Macht: —
Nun ist es Tag bei ihm, bei uns ist Nacht. —

Da tritt, mit seinen Ketten schwer beladen,
  Der Sänger auf den schwarzen Ritter zu:
„Ich bitte, Herr, gewähret mir in Gnaden
  Die letzte Bitte, die ich lebend thu'."
— „Kann sie mir nicht an meiner Rache schaden,
  So sag' ich dir die letzte Bitte zu." —
„Wohlan, so laßt mir meine Laute bringen
  Und, gleich dem Schwan, ein letztes Lied mich singen."

Cardenio winkt: sie lösen ihm die Kette,
  Und seine Laute wird ihm dargereicht.
Sein Auge sucht und findet Giuliette,
  Als er melodisch durch die Saiten streicht.
Still wird's und friedlich auf der Todesstätte,
  Die reinen Töne fließen zart und leicht.
Auf Speer und Schild gelehnt die Räuber lauschen,
  Und süß und lieblich die Accorde rauschen:

„Nun lebe wohl, du Lebenswonne,
  Du, Wald und Fluß, du, Berg und Thal,
Und du, geliebte, schöne Sonne:
  Nun lebet wohl viel tausendmal!
Ach, lieblich war es, hier zu wallen
  Bei Blütenduft und Vogelsang,
Wann lockend aus Olivenhallen
  Das Lied der Nachtigallen klang.
Es preise sich, wem noch gegeben
  Des Daseins warme Himmelsgunst:
Ach, wie so köstlich ist das Leben,
  Ach, wie so lieblich ist die Kunst!

So hört mein Ohr denn niemals wieder
Der Mandoline süßen Ton,
Und tausend künft'ge junge Lieder, —
Sie sterben ungeboren schon!

Die Laute trug ich, rein von Händen,
Mein Leben war nur Sang und Huld,
Und muß mein Los sich blutig enden: —
Wohlan, ich sterbe sonder Schuld.

Und wie der Laute Ton verklinget
Nach einer kurzen Lieblichkeit,
Melodisch sich die Seele schwinget
In ewige Vergangenheit."

Er sprach's, und lieblich tönte seine Stimme,
Und silbern scholl sein Lied im stillen Wald.
Manch Auge weint: es spüret selbst der Schlimme,
Verwilderte der Töne Huldgewalt.
Cardenio lauscht: er fühlt, trotz seinem Grimme,
Wie ihm das Herz in sanftern Schlägen wallt.
Er nahm ihm aus den Händen leis' die Laute
Und sang, indem er sinnend niederschaute:

„Auch mir ist oft in reinern Tagen
Des Liebes schöner Gott genaht:
Mit Saitenspiel und Lautenschlagen
Ging ich der Liebe süßen Pfad.

O holde Zeit! In sanften Gleisen
Floß da mein Leben mildgebahnt:
Es haben dieses Jünglings Weisen
Der eignen Jugend mich gemahnt.

Fluch denen, Fluch, die, haßbeflissen,
Mich aus dem Paradies gebannt,
Bis ich in Waldesfinsternissen
Des Wolfes blut'ge Weise fand.

Fluch euch! — Doch du nicht bange länger,
Geh deine Bahnen, rein und licht:
Es steht in Gottes Schutz der Sänger, —
Den frommen Sänger töt' ich nicht."

Und sieh, des Jünglings letzte Ketten fallen,
Es beut der Ritter ihm die Laute dar.
Da fleht er still: „Ihr in des Himmels Hallen,
Ja, ihr beschirmt den Sänger wunderbar.
Arion lockte den Delphin mit Schallen,
Und Orpheus zähmte grimmer Löwen Schar,
Er brach die Felsen mit der Macht des Klanges: —
Nun thut auch hier ein Wunder des Gesanges!" —

„Du, der mir geschenkt das Leben, ob ich nimmer es erbeten
Heil'gen Rat will ich dir geben, denn die Dichter sind Propheten:
Heil'gen Rat will ich dir geben, folg' ihm und sei ewig froh: —
Schone deiner Feinde Leben, handle groß, Cardenio!
Jene großen Hohenstaufen, deren Recht dein Schwert verficht,
Schlossen mit Banditenhaufen blutige Gemeinschaft nicht.
Nach des Kaisers Friedrich Leben strebt' der Freund, der ihn verriet,
Doch der Kaiser hat vergeben: — ewig preist ihn drum das Lied.
Das war stets der Ghibellinen größter Stolz und größtes Gut:
Hohes Unglück war mit ihnen, aber höhrer Edelmut!
Wie? Von hier, mit Mörderhänden, wann das Schreckliche geschah,
Willst den Pilgerschritt du wenden nach dem heil'gen Golgatha?
Wo ein Gott in Todesschmerzen seinen Feinden hat verziehn,
Dahin, Racheschuld im Herzen, unverzeihend, willst du fliehn?
Folgest du der dunkeln Rache, stillest du ein kurz Begehren,
Aber eine ewig-wache Reue wird dein Leben zehren.
Schonst du aber: — tausendfache Freude segnet deine Pfade:
Denn vergänglich ist die Rache, aber ewig ist die Gnade!
An des Himmels goldnen Thüren Gnade steht als Hüterin,
Lächelnd wird sie einst dich führen vor den Thron des Richters hin.

‚Vater, laß ihn selig werden,‘ tönt ihr Wort wie Glockenerz,
‚Denn wir kannten uns auf Erden, und ich bürge für sein Herz!‘
Heil'gen Rat will ich dir geben: — folg' ihm und sei ewig froh,
Schone deiner Feinde Leben, handle groß, Cardenio!"

Er schweigt, sein Auge sieht verzückt nach oben,
Und eine heil'ge Stille deckt den Ort.
Es geht Cardenios Herz in edlem Toben,
Aus seinem Antlitz flieht der düstre Mord,
Des Grimmes finstre Wolken sind zerstoben,
Es ringt umsonst die Lippe nach dem Wort,
Sein Auge glänzt, gerührt von süßem Harme,
Und weinend fällt er in des Sängers Arme.
„Du hast gesiegt, o Mann der süßen Töne!
Sie sollen leben, leben allesamt!
Ob lang' das Herz der Milde sich entwöhne, —
Es bleibt der Grund, daraus sie ewig stammt.
Zwar schwor ich Tod für alle Guelphensöhne,
So lange rot wie Blut mein Helmbusch flammt ... —" —
Der Sänger sprach: „Du brichst den Schwur mitnichten: —
Der Himmel will auch diesen Zweifel schlichten."

So sprechend löst er ihm den Helm vom Haupt: —
Und sieh, da war ein Ast von weißen Rosen,
Im raschen Anlauf von dem Busch geraubt,
Geschlungen um den Stahl in sanftem Kosen,
Mit schimmernd weißen Blüten dicht belaubt.
„Du weißt: der Sänger liest in Götterlosen:
Und siehe, dir verkündet dieses Zeichen:
Die blut'ge Rache soll der Gnade weichen."

Cardenio löset der Gefangnen Ketten:
„Ja, ihr sollt leben und den Jüngling preisen:
Wenn nicht der Sänger, konnte nichts euch retten:
Es lebt des Himmels Kraft in süßen Weisen! —

Ich ziehe rein zu den gelobten Stätten,
Leg' unbefleckt aufs heil'ge Grab dies Eisen,
Und fühl' ich Gottes Huld sich auf mich senken, —
Dann wird mein Herz mit Dank des Sängers denken."

Er sprach's und winkte noch und schritt von dannen: —
Bald war mit seinen Scharen er verschwunden.
Schwer konnten die Befreiten sich ermannen:
Denn wie Betäubung hielt es sie gebunden.
Indes die andern noch mit Staunen sannen
Und sich der Furcht, der Scham noch nicht entwunden,
Mit seiner Tochter Hand in Hand Sacchiere
Trat vor Girolamo, im Blick die Zähre.

„Dir, Jüngling, danken alle wir das Leben,
Und deiner heil'gen Kunst, die wir verhöhnt.
Du Edler, kann dein reines Herz vergeben?
Gewiß, wenn tiefste Reue dich versöhnt!
Fortan wird andachtvoll mein Herz erbeben,
So oft der heilige Gesang ertönt.
Ich weiß, er steht zunächst an Gottes Thron!
Nun aber fordre deinen Dank, mein Sohn."

Der Sänger aber sprach: „Gebt mir die Rose,
Die Eure Tochter an dem Herzen trägt.
Nicht dieser Stunde stürmisches Getose,
Da nur der Drang des Dankes Euch bewegt,
Nicht sie vollendet würdig unsre Lose!
Den heil'gen Wunsch, den meine Seele hegt, —
Ich will ihn hastig nicht vom Baume streifen,
Still, friedlich soll er zur Erfüllung reifen.

Ich zählte selbst mit zu den Räuberscharen,
Raubt' Eure Dankbarkeit so wild ich aus.
Die Rose will ich treu am Herzen wahren:
Bald such' ich Euch und Euer gastlich Haus.

Und soll so hohes Glück mir widerfahren,
So löse dort ihr Pfand Giulietta aus.
Doch nun mag jeder seines Pfades gehn,
Und in Amalfi denn — auf Wiedersehn!"

Er sprach's und nahm die Ros' aus ihrer Hand,
Und rasch war er im Waldgebüsch verschwunden.
In seliger Verwirrung Giulia stand:
So heil'ge Rührung hat sie nie empfunden.
Sie sah ihm nach, wo er dem Blick entschwand,
Und süße Thränen ihr im Auge stunden.
Die Arme nach ihm breitend rief sie froh:
„Auf Wiedersehn, du mein Girolamo!"

Vom verratenen Troubadour.

I.

Noch singt in Frühlingsabendstunden
Im schönen Lande der Burgunden
Das Volk die traurig-schönen Kunden,
Die heut' ich euch erzählen will.
Doch weicht von mir, ihr Herzgesunden!
Nur wer da kennt der Minne Wunden,
Der lausche mir: verstehend, still.
Denn das ist doch das tiefste Beben
Im qualenreichen Minneleben,
Das sich im Herzen mag begeben,
Wenn nicht der äußern Feinde Macht,
Wenn, wieder nehmend, was gegeben,
Ein schwankend Hin- und Rückwärts-Streben,
Untreu die Treue elend macht.
Drum preis' ich dich vor allem, Stäte,
Und grüße dich im Heißgebete

So brünstig, wie ich niemals flehte,
Als meiner Liebe Stolz und Stern:
Ob Jugend wich, ob Reiz verwehte,
Die Ernte bleibt, die Treue säte:
Die Treue ist der Liebe Kern!

II.

So sang der verratene Troubadour,
Als Blanchefleur brach ihren Schwur:
„Nun ist dir wohl! Nun ist's vorbei!
Dein Beicht'ger sprach den Segen:
Du hast bereut! Dein Aug' blickt frei,
Und in der Zucht Gehegen
Gehst du auf sichern Wegen!
Kaum zischt noch eine Neiderin:
„Wie war's doch mit dem Sänger?"
„Verstört hat sie der Dränger!
Er trug sie, nie sie ihn im Sinn!
Man spricht davon nicht länger!"
So wird dem Fragen Antwort gleich. —
Und du? Ei, du sagst ‚Amen',
Du Sittigste der Damen,
Und wirst kaum noch ein wenig bleich,
Vernimmst du meinen Namen.
O Blanchefleur: — ich meine doch:
Durchrieselnd wird dich's mahnen,
So oft dich grüßt das Schöne noch
Auf deinen staub'gen Bahnen
Mit einem leisen Ahnen.
Denn nun versiehst du lobesam
Das Tagwerk höf'scher Werke.
Zwar welkt dein Herz, dein Schwung wird lahm,
Doch leiht dein Stolz dir Stärke,
Daß nie ein Aug' es merke.

Und steigt mein stummes Bild dir auf, —
Am Rosenkranze zählst du
Die schwarzen Küglein ab und auf,
Dem Himmel dich vermählst du —
Zu Tod dein Sehnen quälst du!

Doch, bricht der Mond aus Wolken vor,
Liegt Rauhreif auf den Bäumen,
Klingt dir Rotkehlchens Lied ins Ohr,
Siehst Rhonewein du schäumen,
Den Rapphengst stolz sich bäumen, —

Schaust du den Stern im Abendrot,
Hörst du die Harfe klingen
Von Heldentum und Heldentod
Und von der Liebe Ringen,
„Treu bis zum Tode", singen: —

O Blanchefleur, dann hilft dir's nicht,
Das Haupt gesenkt, zu schweigen:
Glutrot wird dir ins Angesicht
Das Meingedenken steigen,
Und flüsternd deine Seele spricht:
„O Farben! Träume! Töne!
Er grüßt mich durch das Schöne.
Ach, ob ich's nie entwöhne?" — —

III.

Nie hat ein Feindes Schwert mir Schreck geblitzt,
Nie Feindes Speer mehr als die Haut geritzt:
Die Todeswunde, die mein Herz muß klagen, —
Geliebte Hände haben sie geschlagen!

IV.

Ja, wenn ich könnte vergessen dein,
Dann würd' ich wieder genesen!
Des blauen Auges sanften Schein,
Das holde Lächeln, das Näslein fein,
Des Haar's kleinwelliges Sonnengold, —
Den schwebenden Schritt, so anmuthold,
All' dein liebreizendes Wesen:
Dann würd' ich wieder genesen!
Doch ach! Wie könnt' ich vergessen dein!
Und dein holdseliges Wesen!
Und könnt' ich vergessen! — ich sagte: Nein!
Viel lieber nimmer genesen!

V.

Wehe dir, schöne Verräterin, weh!
Sei mir verflucht vom Wirbel zur Zeh!
O nein! O nein! Noch in Todespein, —
Dein holdes Haupt soll gesegnet sein
Und deine falsche Seele gesegnet:
O heil mir, daß du mir begegnet!
Für jeden Blick Dank, jedes Wort
Und auch für deinen Meuchelmord!

VI.

Ach, ich sollte von dir flüchten —
Und bei dir nur möcht' ich sein!
Ach, ich sollte dich vergessen —
Und ich denke dich allein!
Ach, so oft ich dein gedenke,
Sollt' ich dich verwünschen stets: —
Und ich hauche deinen Namen
Mit der Andacht des Gebets! — —

VII.

Greif aus, mein Rapp, mit Springen: gesiegt muß heute sein!
  Hei, scharfe Feindesklingen: — hinein, mein Roß, hinein.
Von ihres Schlosses Zinne die Schöne schaut uns zu:
  Nur Sieg schwebt ihr im Sinne, — nicht ich, mein Rapp, noch du.
Um ihren Stolz nur bangt sie, ob sie die Herzen bricht:
  Des Sieges nur verlangt sie: den Sieger braucht sie nicht.
Greif aus, mein Rapp, mit Springen! Erfüllt sei ihr Gebot:
  Den Sieg soll man ihr bringen: und uns zwei beide — tot.

VIII.

O wie war ich so froh um den Kranz auf dem Haar:
  Ihn hatte ja Sie mir gegeben!
O wie war ich so froh um das Schwert in der Hand:
  Ich durft' es für Sie erheben! —
O wie bin ich so froh um den Pfeil in der Brust: —
  Für Sie verblutet mein Leben:
Sie aber wird lächelnd über mein Grab,
  Zu beglücken den andern, schweben!

Alte Liebe.

„So liegt er im Sarg denn, der Schotte, der all' mein Glück zerstört,
  Dem sie Lady Maud gegeben, der einst mein Herz gehört!
Das sind nun zwanzig Jahre! — Ich glaub', es gehört ihr noch —:
  Denk' ich nur ihren Namen, erhebt's ein wild' Gepoch'.
Wer soll die Witwe schützen nun gegen meinen Zorn?
  Ihr Warwicks, auf, wir reiten! Stoßt laut ins Fehdehorn!
Ihr Marwoods und ihr Mordreds, ihr Mallets, stoßt ins Horn!
  Will wieder einmal traben durch die Buchen von Douglas-Borne!"

So rief der grimme Warwick, sein Graubart flog im Wind.
 Da sattelten seine Vettern, so viel' an dem Teviot sind.
Die Marwoods wollten den Wildbann, die Mallets wollten den Zoll:
 Der alte Warwick aber wollte kühlen seinen Groll.
Weit zog voraus er allen; fort trug sein Grimm ihn stark.
 Allein, bei Morgengrauen, ritt er über die Schottenmark. —
Das war im frühen Maien. — Aufstieg der junge Tag,
 Da sprengt' er in des toten Douglas Buchenhag. —
Und als den Ungestümen der stille Wald umfing,
 Zog er gemach den Zügel: — im Schritt der Rappe ging.
Und über sich und um sich wie staunend sah der Mann
 Und strich sich unterm Helmdach die Brauen und hob an:
„Wie glänzt das junge Buchlaub lichtgrün im Morgenstrahl!
 Tau funkelt auf den Büschen und Goldduft füllt das Thal.
Dort äugt das Reh, das falbe! Da warnt des Hähers Schrei!
 Wildtaube huscht, die scheue, pfeilschnellen Flugs vorbei.
Zur Linken rauscht der Waldbach: — er zieht so silberhell:
 Da springen nach tanzenden Mücken die Asch' und die Forell'.
Wie duftet süß der Weißdorn, umsummt von Bienen zu Hauf'! — —
 Mir steigt wie Traum und Zauber ein andrer Mai herauf!
Da hatten sie den Vetter noch nicht ihr aufgedrängt!
 Gar oft an Maienmorgen kam ich hierher gesprengt. –
Wie feierlich da flötet es hoch vom Buchenbaum!
 Schwarzamsel! Ja, du freilich gehörst in diesen Traum.
Dort, an der Brücke, war es — am dichten Schlehdornstrauch,
 Dort trafen wir uns so gerne: — dann sangst du, Amsel, auch. —
Da wuchsen blaue Glocken so schön wie nirgend im Gau:
 Weiß Gott: — da steh'n sie wieder und grüßen und nicken im Tau.
Sie brach mit lichten Händen die Blumen sich zum Kranz
 Und schlang ihn um ihr Goldhaar — ha! Wie? Bei Gottes Glanz!
Was seh' ich an der Brücke, dort, unter den Glocken, knie'n?
 Verblenden mich die Elfen? Soll ich dem Spuk entflieh'n?
Nein, nein! Sie ist's! — Wie damals: — 's ist alles, wie es war!
 Das weiße Gewand und die blauen Glocken im gold'nen Haar.

Und er springt vom Roß: „Nun sage, du Kleine, du bist doch Maud?
O sprich, bist du gestorben und erscheinst mir nach dem Tod?“
Da sah ihn hell die Kleine mit lachenden Augen an:
Maud bin ich freilich! Gestorben? Ein Geist? Ei, rühr' mich an.“
Und langsam, sinnend, streicht er mit der erzgepanzerten Hand
Ihr über Haupt und Locken, die lächelnd vor ihm stand.
„Sie ist's — sie selbst! — Ach nein doch! — Ihre Tochter!“ seufzt er leis':
„Ach, meine Maud ist Witwe, und ich — bin grau und weiß! —
Kind, sprich, wie kannst du's wagen? Wie läßt dich Lady Maud
Allein in dem Grenzwald wandeln? — Lord Douglas, der liegt tot:
Er hatte viele Feinde — von Fehde seid ihr bedroht.“
„Das weiß ich,“ lachte die Kleine. „Doch hat es keine Not.“
„Du könntest irren, Kecke.“ — „Nein, die Mutter hat's gesagt! —
Als an dem Sarg des Vaters das Gesinde Furcht geklagt:
Da sprach die liebe Mutter: „Ihr Leute, zaget nicht!
Mich wird ein Held beschützen, dem keiner den Schild zerbricht.“
Da furchte grimm der Alte die Brauen und fuhr ans Schwert:
„Ha, wer ist dieser Schützer? Wie heißt der Degen wert?“
„So fragt' auch ich die Mutter.‵ Die sprach: ‚Das ist ein Mann,
Den ich in früher Jugend zum lieben Freund gewann.
Lord Warwick ist sein Name. Er trug mir Groll im Sinn:
Doch nun, da ich von allen so ganz verlassen bin,
Da mir auf weiter Erde nicht ein Beschirmer lebt,
Nun weiß ich ganz gewißlich —‘ Ei, wie dir die Lippe bebt?“ —
„Was sagte sie? Vollende!“ — „‚Nun weiß ich sicherlich:
Der ritterliche Warwick beschützt mein Kind und mich.‘“
Da sank der Alte nieder vor dem Kind auf beide Knie'
Und griff nach ihrem Haupte, auf die Stirne küßt' er sie.
Und nahm aus ihren Locken den Glockenblumenkranz,
Sprang auf und rief: — im Auge stand ihm ein feuchter Glanz: —
„Maud, laß mir diese Blumen! Und deiner Mutter sag':
Lord Warwick wird uns schützen bis zum letzten Herzensschlag!“

Das verlorne Schwesterlein und die drei Brüder.

(Nach einer Volksliedstrophe.)

„O, Söhne mein, o, Söhne drei,
Verschwunden ist, dieweil ihr fern
Im Waffendienst für euren Herrn,
Verschwunden euer Schwesterlein!
Das bringt der Mutter Todespein!
Schafft ihr das Kind nicht wieder bei,
Schafft ihr nicht wieder bei das Kind,
So wein' ich mir die Augen blind!
Zieht aus und sucht das Gretelein!"

„Ach Schwesterlein, ach Schwesterlein![1]
Wie hast du dich so weit hinaus
Verloren von dem Vaterhaus!
Wir Brüder tragen groß Begehr
Und möchten gerne bei dir sein
Und kennen ach! die Wege nicht
Und finden ach! die Stege nicht
Und reiten in die Welt hinein
Und irren fragend im Land umher.

Wie war so sonnenhell dein Haar!
Wie war dein blaues Aug' so klar!
Ein' Rosenknospe war dein Mund,
Und läg' ein Herz zu Tode wund, —
Dein Lächeln macht' es flugs gesund!
Wir suchen dich mit Horn und Hund!
Wir suchen dich in Busch und Dorn,
Wir schauen bang in Bach und Born,
Wir rufen dich mit Hund und Horn.

---

[1]) Diese zweite ist die Strophe des Volksliedes.

Sag an, du Zecher hinterm Krug,
Sag an, du Bauer hinterm Pflug,
Du Fuhrmann in dem Saumroßzug,
Sag an im Wald, du Kräuterfrau,
Du Türmer hoch am Zinnenbau,
Noch höher, Falk im Ätherblau,
— Du hast die allerschärfste Schau, —
Sagt, saht ihr sie denn nirgendwo? —
So werden wir niemals wieder froh!“ — —

Lang' ritten sie, landaus, landein,
Und fanden nicht ihr Schwesterlein.
Die ältern Brüder weinten sehr;
Des Jüngsten Aug' blieb thränenleer,
Da schalten ihn die beiden schwer.
Er aber schwieg. — Und einst im Traum
Sang ihm ein Vöglein aus dem Baum:
„Ich weiß: — Du liebst sie noch viel mehr:
Schau, was hier gleißt im Sonnenschein!“

Vom Schlaf fuhr auf jung Reinhold da,
Und wie er staunend um sich sah,
Da, an dem Hagedorn, ganz nah,
Da hing ein sonnengolden Haar!
Wie froh sein Herz erschrocken war!
„Wach auf!“ rief er, „du Brüderpaar,
Solch Haar wie eitel Sonnenschein
Trägt einzig unser Schwesterlein: —
Hier ging des Wegs das Gretelein!“

„Schau, durch das feuchte Moos ein Pfad,
Das sind die Schrittlein, die sie trat:
So schmalen Fuß hat sie allein!
Hier, vor dem Berg aus schwarzem Stein,
Erlischt die Spur: — hier muß sie sein!“
Doch unwirsch sprach das ältre Paar:

„Du Bruder Träumer! Was nicht gar!
Manch Mädchen wohl hat solches Haar,
Manch Mädchen auch solch Füßchen klein.

Wir suchten nun ein volles Jahr. —
Sie ist verloren, das ist klar. —
Wir kehren heim. — Wir geben's auf. —
Die Welt will gehen ihren Lauf:
Wir müssen sorgen für Hab und Haus."
Und sie ritten aus dem Tann hinaus. —
Doch Reinhold zog sein Schwert und sprach:
„Ich forsche meiner Schwester nach,
Bis dieser Stahl den Berg durchstach.

Vom Gretlein ich nicht lassen mag,
Ich suche bis zum jüngsten Tag."
Da kracht im Berg ein Donnerschlag:
Auf springt das schwarze Felsgestein,
Und sieh, da steht das Gretelein,
So schön, wie es noch niemals war,
Umflutet ganz vom Sonnenhaar:
„Hab Dank! Nun ist der Zauber aus.
O, bring zur Mutter mich nach Haus!"

Da hob jung Reinhold sie aufs Roß
Und führte sie insVäterschloß
Und rief: „Hei Bauer hinterm Pflug,
Fuhrmann im Zug und Gast beim Krug,
Hei Türmer hoch am Zinnenbau,
Und Falke du im Himmelsblau —,
— Du hast die allerschärfste Schau: —
Doch Froh'res ist euch nicht bekannt,
Als der Bruder, der die Schwester fand."

Karl IX. nach der Bartholomäusnacht.

Der König Karl war leichenfahl:
 Er wankte durch den leeren Saal.
„Wie lang doch eine Novembernacht,
 Wenn man sie einsam still durchwacht!
 Wie flog die gestrige vorbei
 Mit Schießen und brüllendem Mordgeschrei! —
Ich kann nicht Menschen um mich haben:
 Sie riechen nach Blut wie Leichenraben. —
Bei dem ersten Rapport, — wie dem schwarzen Tavannes
 Schon das Blut so rot aus dem Barte rann!
 Und zu neuem Jagen lief er fort,
 Seine gellende Losung: ‚Tod und Mord!‘
Und des jungen Guise zerkratztes Gesicht!
 Er lachte: ‚Das half der Ketzerin nicht!
 Ich hab' sie gezwungen und dann erschossen!‘
 Daß er mir's erzählte, das hat mich verdrossen:
 Und wie in die Seine sprangen zwei Schwestern . . . — —:
 Ich kann sie nicht seh'n, die Genossen von gestern.
Wenn nur die Sekunde vorüber wär',
 Da die Glocke des Louvre, dumpf und schwer,
 Das Zeichen gab, wie wir's ausgemacht:
 Das war ein Viertel vor Mitternacht:
 Wie rasch gleich drauf das Pistol gekracht! —
O Mutter, ich wälz' es auf dein Gewissen!
 Du hast an der zögernden Hand mir gerissen!
 Ich wollte nicht dran! — Es ward mir bang: —
 Du schobst in die Faust mir den Glockenstrang
 Und zerrtest mich plötzlich . . . —
 Horch! Welch' ein Klang! —
 Hui weh! Da schlägt es Dreiviertel! — Weh! —
 Rings blutige Schatten, wohin ich seh'!

Luft! Luft! Ich ersticke! Rings wirbeln Gespenster!
Rasch auf mit dem Laden! — Weh, das ist das Fenster:
Hier schoß ich heraus! Angoulême lud! —
Was wirbelt herein wie Nebelflut?
Aus dem Nebel schwillt eine weiße Gestalt —:
Ach, ich kenne dies Haupt mit dem klaffenden Spalt,
Mit den rieselnden Wunden ohne Zahl —
Mit dem silbernen Haar! — Ich nicht, Admiral!
Der Guise war's und Paul Medici, —
Ich war nicht darunter, Coligny!
Er greift mich! Zu Hilfe! Wachen, herbei!" — —
Durch das schweigende Louvre schrillt sein Schrei. — —
Der König hat nach dieser Nacht
Nicht eine mehr allein verbracht:
Zumauern ließ er das Erkerfenster:
Doch es schwebten durch Ziegel und Kalk die Gespenster,
Und sie haben ihn blaß und schweigend umschwebt
In jeder Nacht, die er noch gelebt.

Das Lied vom treuen Gordon.

„Sir Gordon, räumt die verfluchte Stadt,
Räumt den verlorenen Posten!
Ihr seht, daß man uns vergessen hat!
Wir verfaulen hier oder verrosten.

Stets schmilzt das Brot, stets wächst der Feind,
Verrat schleicht um die Mauern: —
Ihr habt gezeigt, wie treu Ihr's meint: —
Wie lange noch soll's dauern?

Noch steht Euch offen der rettende Fluß,
Noch trägt Euch das Schiff von hinnen,
Nicht lange mehr — horch! Schuß auf Schuß, —
Dann stürzen die morschen Zinnen."

„Lord Stewart, du bist ein braver Mann,
Und klug war deine Rede.
Ich gehe nicht fort. Weil ich nicht kann:
Ich fecht' hier Englands Fehde.

Ich werde nicht der Heiden Spott,
Nie wird mich Zagmut fassen:
Altengland und der alte Gott —:
Die können mich nicht verlassen.

Doch Ihr, Lord Stewart, räumt den Ort,
Denn Ihr habt nicht geschworen." —
Lord Stewart wischt die Zähre fort:
„Sir Gordon, Ihr seid verloren.

Ich sterbe oder ich bringe Entsatz."
Sie schüttelten sich die Hände. — —
Ein gelber Ägypter verriet den Platz:
Das ward Sir Gordons Ende.

In der schweigenden Nacht durch das Thor am Fluß
Einschlichen die dunkeln Haufen,
Ein erstickter Schrei: — ein ferner Schuß: —
In den Straßen welch leises Laufen!

Vor seine Schwelle tritt der Held,
Das schottische Schwert in der Rechten,
„Der ist's!" — Die Salve kracht: — er fällt: —
„Dein Gott, dein Volk sind die rechten!"

So höhnt der Ägypter ihm ins Ohr:
„Sie haben dich schnöde verlassen."
Doch der Graukopf hebt sich stolz empor:
„Das kannst du, Heide, nicht fassen.

Nicht hat es gesollt Altengelland,
Weil der alte Gott nicht wollte:
Dem Christen, dem Britten ewige Schand',
Der drum Gott oder England grollte.

Der treue Gott wird am jüngsten Tag
Mir seine Gründe sagen,
Und dieser mein letzter Herzensschlag, —
Für Altengland soll er schlagen."

Zur gleichen Stunde.

Sie.

„Ob er wohl manchmal mein noch gedenkt,
Mein noch gedenkt?
Die ihm das Herz und ach! alles geschenkt,
Alles geschenkt!

Lind war der Abend, und still floß der Rhein,
Still floß der Rhein!
Drang er zu mir in die Kammer hinein,
In die Kammer hinein!

Heiß war sein Werben und glühend sein Mund,
Glühend sein Mund!
Sündige, süße, ach! selige Stund',
Selige Stund'!

Hab' mich gesträubt und hab' doch gemüßt,
Hab' doch gemüßt!
Er hat mir das Muß in die Seele geküßt,
In die Seele geküßt!

Ferne verzog er! — Still flutender Rhein,
Still flutender Rhein!
Sag' es, o sage: gedenkt er noch mein,
Gedenkt er noch mein?"

Er.

„Ob sie wohl heute noch meiner gedenkt,
Noch meiner gedenkt,

Da mich der Schatte des Todes umfängt?
Des Todes umfängt?

Afrika! Glühendes, lockendes Land,
Lockendes Land!
Glück, wo ich suchte. Tod, wo ich fand,
Tod, wo ich fand!

Wollte hier bau'n dir das Heil und den Herd,
Das Heil und den Herd!
Pfeil des Herréro: — Du hast es gewehrt,
Du hast es gewehrt!

Vergiftet die Wunde, — vergiftet der Pfeil,
Vergiftet der Pfeil!
Ich fühl' es: der Tod dringt näher in Eil',
Näher in Eil'!

Wie rauscht es im Ohr! Ist's der rauschende Rhein,
Ist's der rauschende Rhein?
In die Kammer der Liebsten schon dring' ich hinein,
Schon dring' ich hinein!

Nun komm, du Geliebte, wo Palmen schatten,
Wo Palmen schatten!
Bald nicken sie säuselnd über uns Gatten,
Über uns Gatten!

Hier bring' ich, mein ehelich Weib, dir den Ring,
Dir den Ring!" — —
Und im Schatten der Palmen der Tod ihn umfing,
Der Tod ihn umfing!

2. Von Therese Dahn.

Salome am Grabe des Täufers.

Die Nachtluft rauscht mit geisterleisen Flügeln:
Tiefsorglich eingehüllt in Schleiers Hut,
Salome wandelt zwischen Grabeshügeln
Und suchet, wo Johannes einsam ruht.
Und sie beschleicht nicht menschlich Graun noch Bangen,
— Allein hier, und der Toten viel! —
Sie denkt und fühlt nur ein Verlangen:
Nur ihn zu finden, ist ihr großes Ziel.
Und mit des Abendsterns Entglimmen
Hebt von der Stirne sie die Schleier leicht:
Die Locken fluten — ihre Augen schwimmen,
Sie bebt — sie atmet tief — sie hat's erreicht.
Noch frisch die Erde: drüber aber ranken
Schon wuchernd Immergrün und Epheu sich;
Sie neigt das Haupt tief in Gedanken
Und sinkt ins Knie und weinet bitterlich.
Die Fürstin Judas weint am Grab des schlichten Mannes —
Und Wort und Wort quillt ihr vom Munde weich,
Salome pilgerfahrtet zu Johannes,
Den sie gemordet und geliebt zugleich:
„Vernimm mich dort in deines Grabes Tiefe!
Verzweifelnd trag' ich meines Lebens Last. —
Selbst aus der Nacht des Todes riefe
Mein Herz zu dir, — bis du verziehen hast.
Zu spät nun fluten meine Reuezähren,
Sie wecken dich vom Tode nicht mehr auf,
Doch willst Verzeihung liebreich du gewähren,
Dann ende, Heil'ger, meines Lebens Lauf.

Mich dürstet, opfernd ganz in dir zu sterben,
Anbetend flammt mein Wesen auf zu dir,
Kein höher Schicksal kann ich mir erwerben:
Nimm du mein Sein und Wesen auf zu dir.
Entsühne mich und nimm mein ganzes Leben,
Nimm meiner Seele selbstbewußtes Sein: —
Auf ewig sei dir alles hingegeben,
Vernichte mich! doch ewig sei ich dein."
Voll strahlt der Mond, und alle Sterne leuchten
Und weben um das Haupt ihr lichten Kranz: —
Da hebet sie den Blick, den thränenfeuchten,
Und sehnsuchtatmend bricht und lischt sein Glanz.
Erstarrend, friedverkläret sinkt und schmieget
Der junge Leib aufs frische Grab sich hin, —
Und zu Johannes ihre Seele flieget, —
Sie ist erhört: — Johannes hat verzieh'n.

Herr Olaf.

Was gehst du, Herr Olaf, so ganz allein
In den dunklen Wald beim Mondenschein?
Hörtest du von dem Mädchen nicht,
Das einsam wandelt im Mondenlicht?
Mit weißem Leib und süßem Kuß,
Und wer sie begegnet, sterben muß. —
Der Wald ist tief, die verschlaf'nen Fichten
Flüstern und träumen von alten Geschichten. —
Herr Olaf wandelt mit traurigem Sinn
Auf einsamem Pfad zu den Tannen hin.
Da flüstern im Grunde die Tannen leis',
Und es huscht durch die Zweige schneeigweiß;
Herr Olaf lauscht mit süßem Beben
Und sieht heran das Waldkind schweben:

Den Nacken von goldigen Locken umwallt,
Ein Schleier verhüllt die süße Gestalt. —
So steht sie vor ihm, stumm und bleich,
Im Auge meertiefes Himmelreich.
„Und wenn ich verderben und sterben muß!
Ich trinke vom Munde dir süßen Kuß!“
Herr Olaf rief's mit heißem Begehren: —
Nie sahen die Menschen ihn wiederkehren.

Auf der Heide.

Über die Heide jagt ein Reiter:
Immer wilder und immer weiter
Fliegt er dahin.
Wallender Schweif und flatternde Mähne,
Knirschend drückt ins Gebiß die Zähne
Der Schimmelhengst.
Blutig ritzt der Sporn die Weichen: —
Stürmender Reiter, was willst du erreichen
Am Heiderand?
Schwarze Wasser-schillern und blinken
Fern im Bruch — und Mummeln winken
Trügenden Sinns.
Schließe dein Auge: das Gleißende blendet!
Wende dein Roß: der Schmalpfad endet
In Sumpf und Tod. —
Sinkende Sonne: ein Meer von Flammen: —
Heidepfad, Ried und Moor verschwammen
In lohendem Schein! —
Lauschend späh' ich weithin und weiter:
Nimmer seh ich dich, Schimmelreiter.
Wo kamst du hin?

Heloise an Abälard.

I.

Das flutet hin, das flutet her
Durch deine große Seele:
Du aber birgst, wie Fels und Meer,
Die köstlichen Juwele
In deines Denkens tiefem Schacht.
Was aus der Forschung gold'nem Hort
Der Geist dir schürft und spendet, —
In deiner Weisheit Zauberwort
Steigt's aufwärts, glanzumblendet,
Gleich Sternen aus des Himmels Nacht.

II.

Denkst du der Mauern fern, die ringsherum
Epheugeränk und Dorngeäst
Umwoben einstens zauberfest,
Verträumt in Rosenduft: Dein Tusculum?
Leicht angelehnt war nur das Thor,
Sacht schritt ich über deine Schwelle, —
Aufwärts am Holzgeländer schnelle:
Dann tratest oben lächelnd du hervor.
Um Stirn und Schultern braune Lockenflut,
Die grauen Augen Blitze zündend,
Von tief Geheimem mir verhalten kündend,
Den Leib umfloß des Mantels Faltenflut,
Und durch die Scheiben brach ein Sonnenguß.
— Du hieltest mich in deinen Armen,
Erschauern mußt' ich und erwarmen:
Die durst'gen Lippen suchten Kuß um Kuß.
Dann führtest du mich in dein Heiligtum:
Wo rings die Pergamente standen,
Und Amselschlag und Rosen fanden
Durchs Fenster gern sich ein bei deinem Ruhm.

Und Einsamkeit barg uns in ihrem Schos:
Rings um uns war's wie weltverhangen:
Ein Hauch, ein Seufzer nur noch rangen
Von unsern trunknen Lippen leis' sich los.
Wohl mußt' ich da verzückt, in scheuer Glut,
Von Lust berauscht, die Augen schließen
Und fühlen durch mein Wesen fließen
Das heiße Feuer deiner Liebesflut.
O, denkst du's noch? Dein Liebesheiligtum!
Das Schicksal kam! — seit deinem Scheiden
Vereinsamt liegt's in düstrem Leiden;
Ich aber schau's wie einst: Dein Tusculum.

III.

Ich wandere meinem Ziel entgegen
Im Dämmerlicht, auf krausen Wegen:
Versteckt in Tannengrün, dem stillen Haus!
Oft über diese Schwelle schritt ich ein und aus;
Und alles Glückes höchstes Maß war mein,
Und Haus und Glück und ich: — 's war alles Sein!
Heut' schlich ich scheu im Dunkel her:
Seitab, gefang'nen Mut's, gedankenschwer. —
Was zögr' ich noch? Es muß ja doch gescheh'n:
Wie ich gekommen, heimlich will ich wieder geh'n.
Leb wohl! — Horch, welch' ein sehnend Klingen
Erweckt mein Gruß auf Echos Schwingen:
Das Käuzlein ruft, im Mauerloch geborgen,
Den Klageruf zu nachtumhüllten Sorgen,
Die Tannen rütteln sich, hell strahlt des Mondes Scheibe,
Und alles ruft mir zu: „O bleibe!“ —
Und stark, wie nie, spür' ich der heißen Liebe Macht:
Umsonst, — — zu Tode wund entflieh' ich in die Nacht.

Vor dem Venusberg.

Ein Ritter hielt im Waldesschoße,
Er sah den Gnom im weichen Moose:
„Wer bist du? und wer wohnt, mein Zwerg,
In diesem waldumträumten Berg?
Wo solch' ein Ding, wie du, sich schmiegt,
Gewiß ein Schatz zu heben liegt!“ —
„Man nennt mich alter Sage Keim;
Du aber, eitler Thor, zieh' heim,
Erzähle deinen Speergenossen:
‚Das schönste Thor blieb mir verschlossen‘: —
In dieses Berges heil'gem Grunde
Frau Venus schläft die tote Stunde; —
Kommt einst der Ritter Ehrenpreis,
Im Flutgelock das Lorbeerreis, —
Der Singemund von Ofterdingen:
Auf werden Thor und Riegel springen. —
Und zu Frau Venus kniet er nieder
Und giebt ihr ihre Seele wieder. —
Und, Menschenkind, was dann geschieht,
Allein nur Gottes Auge sieht.“ —
Verschwunden war der graue Wicht,
Der Ritter säumte länger nicht:
„Ich bin nicht der von Ofterdingen,
Auf will nicht Thor, nicht Riegel springen.“

Im Venusberg.

Das ist nicht Gold-, nicht Steingefunkel
Im Bergesschos die stille Flut,
In der Frau Venus schlafend ruht:
Es ist der Zauber: — Poesie,

Der tiefster Schachten Dämmerdunkel
Den Schimmer seines Wesens lieh.
Unnahbar liegt sie dort im Schlummer,
Des Auges dichtgeschloßnen Saum
Umspinnt's wie süßer Minne Traum;
Kein Ton wird laut, kein Schall ergellt: —
Ist's Schlaf? ist's Tod? ist's tiefster Kummer,
Was lebend sie in Starre hält?

Tannhäusers Rückkehr.

Wie Morgenrot am Himmel aufzittert,
So sprüht es rings aus den Schachten herauf:
Des Berges Nacht erdröhnt und gewittert,
Die Riegel, die Thore, sie fliegen auf:
Ein strömt der Sonne leuchtender Schein:
Tannhäuser im Lorbeer schreitet herein!
Die Nacht wird Tag und glänzende Helle
Durchrieselt, durchglüht die Zauberflut
Und flammt und sprüht um die heimliche Stelle,
Wo das süße Weib still vor ihm ruht.
Er kniet vor ihr, und in seinem Kuß
Frau Venus zum Leben erwachen muß.
Sie öffnet das Aug', und es blicket wieder
Der Liebe Seele daraus ihn an,
Und heißt ihn willkommen und zieht ihn nieder, —
Da ward ihm ein Himmelreich aufgethan.
„Der Schönheit Meister grüß' ich dich!
Ich bin deine Seele — und du bist ich!“

Die Nonne.

„Sie führten mich an den Altar,
Weil dir mein Herz gehört,
Und schnitten mir mein wallend Haar,
Weil's deinen Sinn bethört,
Und hüllten Nacken und Gesicht
Mir tief in Schleier, schwarz und dicht.
Sie pred'gen mir von ihrem Gott:
Ich aber glaube dich!
Sie lieben den Herrn Zebaoth,
Ich aber liebe dich! —
Sie tragen Kreuz und Skapulier,
Ich eine Locke schwarz von dir.
Und singen sie von Grabesruh',
Dann schleich ich aus dem Chor:
Wann endlich, endlich, kommest du,
Und sprengst dies Gitterthor?
Ach! wieder lischt der Sonne Licht!
Und wieder, wieder, kamst du nicht.
Wo du auch weilst, geliebter Mann!
Gewaltig ruf' ich dich: —
Will mit dir teilen Fluch und Bann,
Und sterben mit dir will ich.
Ach! eile, haste her zu mir
Und trag' mich selig fort mit dir.
Horch! Schallt's nicht fern wie Rossestritt?
Klirrt's nicht wie Schwertesklang?
Und sieh! wer jagt im tollen Ritt
Heran vom Bergeshang?
Er ist's! er ist's! o, Seligkeit,
Nun endet all mein Weh und Leid.
Ihm grünt im Haar der Eichenkranz,
Und leuchtend flammt sein Stahl: —

Sei mir gegrüßt im Siegesglanz!
Gegrüßt sei, mein Gemahl!
Schon weicht das Thor, schon bricht das Erz, —
Zieh mich aufs Roß, — nimm mich ans Herz! —"
Verstummt ist Betgesang und Chor,
Der Abendgruß verhallt: —
Am grünummoosten Gitterthor
Da liegt sie stumm und kalt.
Der Schleier wallt im Mondenlicht
Ums bleiche Totenangesicht.

Der Waldfrau Scheidespruch.

„Hier Helm und Schild, und dein starker Speer,
Du wonniger, heißer Berücker,
Nicht halt' ich dich länger im Walde mehr,
Zieh aus, du Seelenentzücker.
Zieh hin, und bricht dies Herz entzwei: —
Die Waldfrau giebt dich wieder frei.
Im Lande sind Lust und Lied verrauscht,
Seit dich mein Arm umfangen,
Seit hier mein Ohr deinem Sange lauscht,
An mir deine Blicke nur hangen.
Hier welket im Wald, verhohlen ganz,
Da draußen wird grünen dein Ruhmeskranz.
Erinnerung aber ziehe mit dir
Gluthauchend durch deine Lieder:
Einst kommt der Tag, da kehrst du mir
Nach Kämpfen und Siegen wieder,
Dann berg' ich dich in Waldnachtruh:
Und du bist ich — und ich bin du."

Die Fremde.

Es schreitet aus goldnen Hallen
Der junge Königssohn:
„Was hör' ich lockend schallen
Solch' süßen fremden Ton?" — —
Zigeuner streichen die Geigen
Den Burschen und Dirnen zum Reigen,
Und alle sie tanzen schon.
Nur Eine fern von allen
Und scheu bei Seite stund: —
Ihre schwarzen Haare wallen,
Es trotzt ihr roter Mund:
„Ich kann nur ungrisch singen
Und mag nur tanzen und springen
Auf blühendem Heidegrund." —
Die Burschen tanzten so gerne,
Sie achtet ihrer kaum, —
Der Königsohn stund ferne
Gelehnt an den Eichenbaum;
Sie schaute zu ihm hinüber,
Die Augen gingen ihm über,
Ihm war's wie ein alter Traum.
Und zögernd kam er geschritten:
„Willst du tanzen nicht mit mir?" —
„Was sind so fein deine Sitten,
Möcht' tanzen wohl mit dir;
Fern, wo an dunklen Seeen
Die hohen Tannen stehen, —
Dort möcht' ich tanzen mit dir!"
Da tanzten sie über die Halde,
— Sie hatten so frischen Mut —
Nach dem fernen, fernen Walde,
Nach des Sees tiefdunkler Flut.

Und tanzten wonnetrunken
Als schon die Sonne gesunken
In des Abends flammender Glut.
Und tanzten über die Wege,
Der Mond am Himmel stund
Und tanzten am Dorngehege
Die Füße sich blutig-wund.
Und tanzten im süßen Umfangen,
Bis daß ihre Herzen sprangen
Auf blühendem Heidegrund.

Von Zweien.

Das war der fremde Sänger, der zog Land auf, Land ab,
Ihm lauschten Maide wie Frauen vom hohen Erker herab.
Vor seinen Feuerblicken sanken sie sehnend hin,
Von allen nicht eine vermocht' es, zu entflammen ihm Herz und Sinn.
Er kam vor ein Schloß, zu singen: verriegelt fand er das Thor,
Doch schaute aus schmalem Fenster eine blonde Maid hervor.
Da sang er viel süße Weisen und hemmte den rastlosen Schritt:
„Thu' auf den eisernen Riegel, du holdes Kind! Komm mit!" —
Das hörten des Hauses Diener — sie ließen ihn nicht herein —:
„Wer wagt's, mit Zauberliedern nach des Grafen Tochter zu frei'n?" —
Nicht stand er ihnen Rede, siegtrutzig ging er fürbaß. —
Sie sah's vom Erkerfenster, viel leide war ihr das. —
„Was habt ihr ihn vertrieben, weil er mir sang so schön?
Nun muß ich ihn suchen gehen hinaus auf die steilen Höh'n." —
Und als im Abendschimmer erglänzte das Grafenhaus,
Da schob sie die eisernen Riegel, da schritt sie mutig hinaus.
Und fern her klang sein Singen, dem folgte sie immerzu:
Bis über Berg und Wolken: da fanden sie beide Ruh'.

Verschneit.

„Leb' wohl, leb' wohl, mein süßes Glück, wie ist's im Schnee so kalt!
Leb' wohl und kehr' ins Dorf zurück, schon finstert's rings im Wald."
Noch einen Blick, noch einen Gruß, noch einen Wink der Hand,
Und fürder trägt sein leichter Fuß ihn ins entlegne Land.
Wie ist der Wald so tief und weit! — Sein Aug' hat des nicht acht,
Verschneit die Pfade tief und breit, und leise sinkt die Nacht.
Er irrt bei blassem Mondesstrahl im stillen Wald umher,
Er ging den Wald so viele mal, jetzt kennt er ihn nicht mehr.
Schon flirrt's und wirrt's ihm durch den Sinn wie kurzer Irrlicht-
schein.
Was huschet durch den Tann dahin so lautlos und allein?"
Nun zieht's wie eis'ger Todestraum durch seines Herzens Glut:
„Was ist's, das unterm Tannenbaum im Schnee dort unten ruht?
Mein Liebchen ist's, wie Schnee so weiß, was ist dein Mund so
kalt! —
Du bist so stumm: — bist starr wie Eis, komm, laß uns ruh'n
im Wald!"

Der Wassermann.

Die Wasser lockten mit Klingen,
Zum Weiher lief das Kind;
Die Wellen kamen und gingen,
Und alle riefen „Gèrswind!"
Ihr klang's wie brausende Glocken,
Wie liebewerbender Mund:
Sie lauschte dem Singen und Locken
Und ward am Herzen wund.
Ein Steinlein ließ sie sinken,
Das schlug auf keinen Grund: —
„Hei! könnt' ich den Weiher trinken!
Ich sing' wohl den Rufemund.

Ihr Knaben in Schloß und Garten
Harrt heut' umsonst auf mich,
Am Ufer hier will ich warten,
Du Wassermann, auf dich."

Die Wellen sanken und stiegen
Leis' atmend rauschte die Flut: —
Der Mond war aufgestiegen, —
Sie lachte voll Übermut:
„Steig auf! Du Säumer, was grollst du?
Laß nun den Singsang! Traun:
Einem Menschenkinde sollst du
In die blitzenden Augen schau'n."

Da wichen die Wellen mit Neigen,
Da stieg er empor aus der Flut
Und schaute sie an mit Schweigen, —
Da ging's ihr wie Feuer ins Blut.
„Wie schön, wie ernst und traurig
Und gut doch ist dein Gesicht,
Sag' an, was blickst du so schaurig?
Sprich, wo der Gram dich sticht?

Was riefst du mich mit Singen
Bei Namen immerzu?
Mein Herz traf's zum Zerspringen,
Ich kam: nun rede du!" —
Da hub er an zu sprechen
Und reckte die Arme nach ihr:
„That ich dein Herz zerbrechen,
So geb' ich das meine dir!" —

Und leise, heiß, geschäftig,
Süß flehend fuhr er fort,
Wild werbend, zauberkräftig,
Mit siegesstarkem Wort:

„Ich lehre dich Glück und Lieder
Und der Runen verborgene Kunst;
Doch gönne mir du dawider
Deiner Liebe süße Gunst!"

Er löste mit kosenden Händen
Vom Fuß ihr den goldenen Schuh,
Den Gürtel ihr von den Lenden
Und trug sie der Tiefe zu.
Die Wellen kamen und gingen,
Der Mond sah leuchtend darein, —
Leis' tönte im Weiher ein Klingen
Wie Hochzeitsmelodei'n.

Rettung.

Sie kamen aus der Kapelle, der Fürst und sein bräutlich Gemahl: —
Sie schritten über die Schwelle hinauf in den festlichen Saal.
Dahinter, im Hochzeitreigen, in der Gäste buntem Schwarm,
Ging einer in Trauer, mit Schweigen, den traf ihr Blick so warm.
Und als sie die Stufen erstiegen, da flüstert sie: „Rette mich!
Was lang' meine Lippen verschwiegen, nun hör's: ich liebe nur dich."
Da dacht' er mit wilden Schmerzen an Treu' und Ehrenpflicht:
Den Tod trug er im Herzen, die Rettung fand er nicht!
Schon sah er vom Sitz sich erheben den Fürst und sein bräutlich Gemahl,
Sein Herz that pochen und beben, er griff an den scharfen Stahl.
Und rasch, mit entschloßnem Grimme, trat er vor die zitternde Braut
Und rief mit heiserer Stimme: „Mit dem Falschen bist du getraut!"
Zur Seite stieß er den Fürsten: „Fluch über erzwungenen Bund!
Nicht soll vergluh'n und verdürsten nach Glück ihr Herz und Mund.
Des Königs ärmster Reiter und dein Liebster doch bin ich!
Dein Beschützer, dein Begleiter: in die Freiheit führ' ich dich!" —
Und wie der Blitz ein Blinken, — zwei Herzen traf ein Stahl: —
Sie umschlangen sich im Sinken, und Stille füllte den Saal.

Treue.

Geächtet, verbannt von Kaiser und Land,
Verschollen in Kerker und Ketten,
Und alle Freunde von ihm gewandt,
Und sein Schwert kann ihn nicht erretten! —
Doch fern im heimischen, nordischen Gau
Vernahm's die geliebte, getreue Frau.
Sie stieg von der hohen Burg herab,
Umtost von schneidenden Winden,
Und zog die Straßen auf und ab,
Den Heißgeliebten zu finden,
Mit blutendem Fuß, mit zerrißnem Kleid
Und tief im Herzen der Liebe Leid.
Sie fragte die Straßen hin und her:
„O sprecht, habt ihr ihn gesehen?" —
Doch keiner sagte noch wußt' es mehr,
Und alle hießen sie gehen.
Sie aber wanderte weiter durchs Land,
Bis daß sie vor seinem Kerker stand.
Sie konnt' ihn nicht hören, nicht schau'n sein Gesicht,
Nicht Freiheit, noch Einlaß erwerben,
Wich Tag und Nacht von dem Kerker nicht,
Wollt' lieber mit ihm verderben,
Mit blutendem Fuß, mit zerrißnem Kleid,
Im treuen Herzen der Liebe Leid.

Wolkenzauber.

I.

„Wolke, wanderst du über die Welt?
Warte, bis ich mich dir gesellt!"

„Eile: denn meine Nebelflügel
  Tragen mich rasch über Thal und Hügel."
„Über Hügel, Wasser und Au'n:
  Die ganze Welt möcht' ich erschau'n."
„Dann rasch auf den Berg, soll dir's gelingen,
  In meinen Mantel dich zu schwingen."
„Hoch steht die Sonn' im Heimatthal:
  Nur meinen Gatten grüß' ich nochmal."
„Pflügend im Feld wirst du ihn erblicken
  Hoch aus der Luft und ihm Grüße schicken."
„Willige Wolke, nur noch geschwind
  Küss' ich mein junges, mein schlafendes Kind."
„Laß deinen Knaben in warmer Wiegen
  Träumend in süßem Schlummer liegen."
„Du schwankst im Winde, die Schwingen gespannt:
  Wirst du mich tragen von Land zu Land?"
„Rasch vor dem Winde werden wir jagen,
  Zög're nicht länger mit Zweifeln und Fragen."
„Rasch durch die Welt und wieder zurück
  In meine Heimat? zu meinem Glück?"
„Vorwärts wandr' ich: woher ich gekommen, —
  Dahin hab' ich Rückfahrt niemals genommen."
„Grüßt unsre Hütte der Abendstern,
  Schweben wir dann noch weit und fern?"
„Mich hat der junge Morgen geboren:
  Dämmert der Abend, bin ich verloren."
„Kehret mein Gatte zurück vom Feld,
  Ziehen wir dann noch fern in die Welt?"
„Kehret der Mann von des Ackers Brodem,
  Trank mich längst des Himmels Odem."
„Aber mich? mich trägst du zurück
  Zum Gatten? zum Kind? und dem harrenden Glück?"
„Mit mir sinkest auch du zur Erde:
  Suchest dann wandernd nach deinem Herde."
„Und suchend dann fern von allem, was mein?

Tückische Wolke, nein! flieg' allein!"
„Willst du schauend die Welt durchjagen,
Mußt du dein Glück und dich selbst dran wagen."
„Nicht nach der Welt steht ferner mein Sinn! —
Schon enteilst du? Fahre dahin! —"
„Du hüte, was Schicksal dir gnädig beschieden!
Wandernde Wolken kennen nicht Frieden."

II.

„Sausende Wolke, nun sitzest du fest
An meiner Väter steinernem Nest!
Jetzt breite mir willig die schwarzen Schwingen,
Mitten hinein laß mich hurtig springen:
Dann hebe dich vor des Sturmes Gebraus,
Und fort in die Welt zickzack und kraus!" —
„Deine Mutter, Kind, wird Herzleid quälen, —
Scheuest du nicht deines Vaters Schmälen?"
„Die Mutter ist tot, der Vater erschlagen,
Der Brüder Herrschaft mag ich nicht tragen.
Das siebente Kind geriet ich nicht recht,
Stets dünkte mich gut, was den andern schlecht.
Sechs lagen im Schild, mich hüllte die Windel,
Sie schwangen den Speer, ich drehte die Spindel.
Die hab' ich heut' Nacht im Feuer verbrannt,
Nun halt' ich des Vaters Wehr umspannt:
Des Vaters Speer in meiner Faust,
Gieb acht, wie der im Siege saust!"
„Trägst du nicht heimlich bangend im Herzen
Bindender Liebe Lust und Schmerzen?"
„Einen Liebsten gewann ich: — sie trieben ihn fort:
Drum will ich ihn suchen von Ort zu Ort.
Er wandert über der Erde Rücken,
Ihn zu finden, das muß mir glücken."
„Bleibe daheim: nicht kenn' ich mein Ziel,
Hadernder Stürme werd' ich ein Spiel."

„Ich fürchte mich nicht vor ihren Streichen,
Meinem Speere müssen sie weichen."
„Teilst du der fliegenden Wolke Los,
So sitzest du nicht wie in Mutters Schos:
Nasse Winde jagen von Westen."
„Ich hab' einen Mantel, einen wetterfesten."
„Eisig stürmt der Nordwinde Braus."
„Drum jagen wir hurtig ihnen voraus."
„Und vor der Sonne heißem Blinken
Muß ich wahllos niedersinken."
„Sinke zur Erde, wo immer es sei:
Aufrecht steh' ich, bin ich nur frei!
Soll ich mein Leben im Turm hier verweinen?
Ihn will ich suchen, ihm mich vereinen!
Nicht länger darfst du am Stein hier sitzen:
Ich reiße dich los, mit dem Speere, dem spitzen!"
„Wirr sind die Wege der weiten Welt:
Wo mag er weilen, der dir gefällt?"
„Wo Weise hilflos suchen Rat,
Wo schlichten Worten folgt die That,
Wo Männer stolz in Schlachten geh'n,
Wo Helden stark im Vorkampf steh'n!
Nun auf! gen Osten: der Sonn' entgegen:
Dort schreitet mein Liebster auf siegreichen Wegen!"

II. Abteilung.

Heiteres, Schwänke und Scherze

von

Felix Dahn.

Von allerlei Vögelein.

I.

Das Lied von den Staren.

Siehe, was kommt in den Lüften gefahren,
Schwirrend und schwatzend in schwärzlichen Scharen?
Ei, ich erkenne das munt're Gebahren:
Schwirrende Wölklein von schwatzenden Staren!
Ja, ich erkenne die schelmischen Bräuche!
Wie sie so hurtig, die fröhlichen Gäuche,
Wetzend die Schnäbel und füllend die Bäuche,
Fallen in Schilf und Holundergesträuche!
Wieder zurück aus den wärmeren Sonnen?
Nicht sind dem Dank und Gedenken zerronnen
Alte Quartiere, die wert ihr gewonnen:
Wogende Wipfel und rieselnde Bronnen.
Wie sie sich säubern und putzen und rupfen!
Wie sie sich necken und jagen und zupfen!
Wie in die Nester auf Stangen und Schupfen
Lustig sie, spielerisch, hupfen und schlupfen!
Da ist kein Vög'lein, — sie müssen's probieren,
Seine Gesänge genau zu kopieren:

Jubelnder Lerchen frohlockend Trillieren,
Flötender Amseln pathetisch Psallieren, —
Alles studieren und dann — parodieren!
Aber gern höre ich wahrlich auch ihren
Eignen Gesang: dies vergnügte Parlieren,
Plaudernde, schwatzende Scherzfabulieren.
Seid mir willkommen, ihr munteren Scharen,
Frühlingverkündende Wanderscholaren!
Kommt nur zu mir in den Garten gefahren:
Will euch vor Katzen und Netzen bewahren.
Kehret nur ein hier im sicheren Neste.
Seid ihr auch schalkische, schelmische Gäste:
Traurigkeit acht' ich ein schlimmes Gebreste,
Singende Fröhlichkeit aber das beste.

II.

Von der Vöglein Wanderung

Winter ist es lang' im Samland:
Aber endlich auch im Samland
Brechen sieghaft aus den Wolken
Sonnenschein und Sommerglanz.
Und dann schmelzen in den Thälern
Plötzlich Schnee und Eis und herrlich
Sprießen aus der feuchten Erde
Blumen, Blumen ohne Zahl.
Und auf lichten roten Wolken
Schwebt vom Himmel auf die Erde
Über schwanke Birkenwipfel
Göttin Laila wunderhold.
Laila, sie, die Sommergöttin:
Und ein dicht Gewölk von Vögeln

Zwitschernd, flötend, schmetternd, wirbelnd
  Flutet flatternd um sie her.
Auch im Samland wird's dann lieblich:
Tausend Nester in den Birken,
Tausend Nester in dem Riedgras:
  Vögel jauchzen überall.
Aber kurz nur währt die Freude,
Und wann kalt die Nächte reifen,
Sendet Laila ihre Vöglein
  Südwärts auf die Wanderschaft.
Und zum Hüter für die Kleinen
Stellt sie aller Vögel klügsten,
Altverständigsten: den Kranich,
  Als den Reisemarschall auf.
Kehren sie im Lenz dann wieder, —
Fordert sie für all' die Scharen,
Die ihm waren anbefohlen,
  Von dem Langhals Rechenschaft.
„Herrin," spricht alsdann der Hüter,
„Alle meine Schutzbefohl'nen,
Konnt' ich nicht dir wiederbringen:
  Manches liebe Schöpflein fehlt.
Denn die ungezognen Meisen
Müssen in die Meisenkasten,
Ob ich noch so streng sie warne:
  Meisen folgen eben nicht.
Meine liebe Not desgleichen
Hab' ich mit dem Schelm Rotkehlchen ...."
— „Schilt mir nicht auf meinen Liebling" —
  „Herrin, 's ist mein Liebling auch.
Aber neubegierig sind sie,
Wie sonst nur noch junge Mädchen:
Jeder Leimstock kann sie fangen,
  Den der Mensch der Neugier legt.

Ach, geschossen ward das Rebhuhn,
In dem Sprenkel hängt die Drossel,
Und die Italiener fraßen
Mir den Zaunkönig sogar.
Alle diese, hohe Herrin,
Sind auf Erden mir verunglückt:
Aber Eine mußt du suchen
Droben bei dem lieben Gott.
Denk' dir nur, die Heidelerche
Hat so hoch sich aufgeschwungen,
Daß sie aus den Himmelswolken
Gar nicht mehr den Rückweg fand.
Da hat ihr der liebe Herrgott
Mitleidvoll das Himmelfenster
Aufgethan und bei den Englein
Im Sopran sie angestellt."

III.

Das Weibchen.

In meiner Vogelstube lern' ich viel.
Zwei Finkenhähne, tapfer, emsig, kühn,
Bekämpften sich auf Tod und Leben um
Ein Finkenweibchen; das saß sittsam da,
Abwartend, wer der Sieger werden werde.
„Sehr wohl," philosophierte ich: „Was soll sie
Auch andres thun? Das ist der Kampf ums Dasein.
So that auch jene Helena, als sich
Herr Paris um sie stritten und der Gatte:
Die Schönheit ist des Stärkern Preis." — Doch ach!
Die tapfern Finken hatten sich getötet,
Zerhackten Hauptes fielen beide sie.
Da kroch hervor aus seiner sichern Ecke

Ein Bastard von Kanarien und Zeisig,
Feig, häßlich, aber üppig und gesund:
Der zwitscherte die schöne Finkin an;
Und sieh: flugs über beide tote Helden,
Zum neuen Werber flatterte das Weibchen:
Schon schnäbeln sie! „Die Arge liebt das Neue."

Und diese da trägt nicht einmal Tournüre!

IV.

Der Stieglitz.

Der Stieglitz auf der Wanderschaft
Beträgt sich sehr scholarenhaft!
Durch Flur und Hain hin wandert er,
Nicht ist ihm Herz noch Bündel schwer.
Er schnabulieret, wo er mag,
Bezahlen thut er keinen Tag.
Und trifft er eine Stieglitzin, —
Gleich fliegt er zwitschernd zu ihr hin.
Er grüßet sie voll Courtoisie:
Es währt nicht lang', so schnäbeln sie
In rasch gefund'ner Harmonie.
Bald ist er dort, bald ist er hie.
Und — o der glückliche Vagant! —
Kollegien sind ihm nicht bekannt,
Examina, Tentamina,
Und andere Gravamina
Ihn nun und nie beschwerien, —
Denn immer hat er Ferien
Von hier bis nach Algerien,
Die all' sein Leben währien.
Der Stieglitz auf der Wanderschaft
Beträgt sich sehr scholarenhaft.

Schwänke.

Ratbod in Köln.

Den Frieden schlossen Fürst Pippin und Ratbod jüngst, der Friese:
  Zum Feste kam ins heil'ge Köln der rotgelockte Riese.
Er kam aus Wodens heil'gem Hain, von Donars alten Eichen,
  Am Hals trug er aus Bernstein stolz des Hammergottes Zeichen.
Er schritt vorbei Sankt Gereon: sie rührten leis' die Glocken:
  „Da schläfern sie wohl Kinder ein?" rief er und warf die Locken.
Er schritt vorbei Sankt Ursula: sie thäten ihm alles berichten:
  „Elftausend Mädchen? All' sehr alt? Des lüstet mich mitnichten.
Mich wird dereinst vom treuen Schild empor nach Walhall führen
  Auf ihren Armen weich und weiß die schönste der Walküren."
Er kam in das Palatium, das glänzte von bunten Steinen,
  Marmor der Tisch, Gold der Pokal, der Hochsitz elfenbeinen.
Mit Wohlgefallen sah der Held zur Linken und zur Rechten,
  „So reich seid ihr? — Das wußt' ich nicht! Da müssen wir wieder fechten."

Der Scheidetrunk von Marienburg.

  Herr Ottokar von Böhmen, der fuhr gen Preußenland,
Den deutschen Herrn zu helfen mit seiner starken Hand.
  In Samland und Natangen er manche Reise ritt,
Sah staunend, wie der Orden so heldenmütig stritt,
  Sah, wie er Eis und Oststurm und Sumpf und Hunger trug,
Mit Bären sich und Wölfen und wildern Preußen schlug.
  Und aller Not und Wunden der König trug sein Teil.
Er lachte, da den Hals ihm einst schneidend traf ein Pfeil.
  Und eh' er heimwärts kehrte zum sonnigen Südwest,
Da rüstet ihm der Orden ein prachtvoll Scheidefest.

Im Remter zu Marienburg, in dem hohen Saal,
Kredenzte ihm der Meister zum Abschied den Pokal.
„Oft priest Ihr unsern Orden: Herr König, sagt uns noch:
Was scheint von unsern Thaten die tapferste Euch doch?
Das sollt Ihr uns noch künden: dann mag geschieden sein.
Hier! Leert den Scheidebecher: Marienburger Wein!“
Vor trank der Wirt den Becher: — der König trank ihn leer
„Erbarm' dich, blut'ger Heiland!“ schrie da der Tapf're sehr:
Es riß ihn nun mit Schütteln: — er sank in seinen Sitz,
Er hielt sich Hals und Magen, als schneide ihn der Blitz.
Dann rief er: „Edle Ritter, ihr seid von schlauer Art:
Denn eurer Thaten größte habt ihr zum Schluß gespart.“

Das Gottesurteil.

Es war einmal ein Freundespaar:
Der eine Freund hieß Adolar,
Jedoch der and're Berengar,
(So daß dies leicht zu reimen war!)
Das sich so traut gesonnen war, —
Sie machten aus in jungen Zeiten:
Wann einst die beiden Freunde freiten
Und einer hätt' ein Töchterlein,
Der and're einen Knaben fein,
So sollte dieser Knabe fein
Des andern Freundes Tochter frei'n.

Die Freunde nun in vielen Jahren
Getrennt und sonder Kunde waren. —
Doch endlich kam zu Berengar
Ein Knab' in braunem Lockenhaar
Und sprach: „Ich heiße Berengar,
Sohn deines Freundes Adolar;

Der hört: Du hast ein Töchterlein,
Und dieses soll und will ich frei'n!"

Da fuhr sich Vater Berengar
Verlegen durch sein graues Haar
Und seufzte: „Dies wird aber schwer!
Weshalb kommst du so spät daher?
Nun hab' ich nicht ein Töchterlein, —
Nein, lieber Sohn, sie sind zu drei'n!
Eulalia, Portiuncula,
Und eine jüngste noch ist da,
Die scheue, blonde Lilia."

Da sprach der Jüngling: „Unbesehn!
Laß gleich mich zu der Jüngsten gehn!"
„Nein, Eidam, dies kann nicht gescheh'n!
Denn alle haben gleiche Rechte.
Laß mich's beschlafen ein paar Nächte.
Vielleicht, daß sich die Heiligen
Aufklärend hier beteiligen.
Vielleicht im Traum auch wundervoll
Zeigt Gott mir, was nun werden soll."

Der Freier mußte sich drein geben,
Es ging ihm auch nicht übel eben:
Denn diese Schwestern alle drei
Sie waren hübsch — ich sag' es frei: —
Eulalia im schwarzen Haar,
Portiuncula im roten gar,
Und fromm, ein Engelsköpflein, sah
Darein die blonde Lilia. —
Und wie's die Wirklichkeit gebot, —
Jung Berengar litt keine Not.
Sie mühten sich, mit Wein und Speisen
Dem Fremdling Gutes zu erweisen
Und ihm, der schön von Mienen,
Mit Höflichkeit zu dienen.

(Darüber sollt ihr lächeln nicht:
Denn solches Thun gebot die Pflicht:
Gern wär' ich selber Gast bei ihnen!)

Zwar Lilia war die Blödeste,
Die Scheueste und Sprödeste: —
Und doch das Seltsame geschah:
Stets lief er hinter Lilia!

Und nach drei Tagen sprach der Vater:
Die Heil'gen wurden mir Berater:
Ein Gottesurteil muß entscheiden!
Doch Qualen sollt Ihr nicht erleiden:
Sollt nicht das Feuereisen tragen,
Nicht Euch mit scharfen Waffen schlagen:
Von solcher Furcht seid nicht erschreckt!
Nein! Jede meiner Töchter streckt
Ins Wasser ihre beiden Hände:
Ihr glaubt in siedendes am Ende?
Behüte Gott! In kühles Wasser!
Und keine kälter wird noch nasser,
Als ihre Schwestern: und sodann
Kriegt jene Berengar zum Mann,
Die, ohne Handtuch anzuwenden, —
Zuerst ihn greift — mit trock'nen Händen!"

Und wie gesprochen, so geschah's.
Alsbald das Schwestern-Kleeblatt saß
Und Er vor einem Becken weit.
Der Vater, voll Gerechtigkeit,
Taucht' ein, genau zur gleichen Zeit,
Der Töchter Hände bis zum Grund
Und zählte zwölf mit ernstem Mund
Und nochmal zwölf und rief: „Heraus!"
Da mögt ihr glauben, ziere Frau'n:
Kein Händchen war zu spät zu schau'n.

Und wie fiel Gottes Urteil aus?

Fromm faltete Eulalia
Die (ziemlich großen) Hände da
Und hob gen Himmel ihr Gesicht:
„O heilige Eulalia!
Nur jetzt, nur jetzt verlaß mich nicht!
Ich singe dir Hallelujah,
Ich stifte Kerzen sonder Ende, — —
Nur trockne jetzt mir rasch die Hände!“
Portiuncula im roten Haar
Nicht ganz so Heil'gen-gläubig war:
Sie sprach kein Wort: weit ausgespannt
Hielt in die Höh' sie jede Hand.
Jedoch die spröde Lilia,
Die scheue, denkt! Was that sie da?
Sie schlug ganz hastig und gehässig
Die beiden Händlein unablässig
Windfächelnd in die Luft und schrie
(Die kleinsten Hände hatte sie:
Wahrhaftig, schön're sah ich nie!)
Und schlenkerte und schrie und schrie:
„Nein, nein, nein, nein und aber nein!
Ich will, ich will, ich will nicht frei'n!
Ich will ihn nicht,
Den Bösewicht!
Ich bleib' beim lieben Väterlein!“
Und heftig schüttelt' sie die Locken. —
Und als sie zehnmal so gethan, —
Da waren ihre Händlein trocken:
Des Knaben Hals thät sie umfahn,
Der rief: „Ich schwör's — bei Gottes Haß! —
Sie ist kein bißchen nicht mehr naß,
Indes noch auf den Estrich tropfen
Von jenen beiden schwere Tropfen.
Das Urteil Gottes hat entschieden!“ —
Der Vater sprach: „Nimm sie in Frieden!“

So lohnt sich — merkt! — zu jeder Zeit
Die Blödigkeit und Sprödigkeit
Der tugendsamen Jungfräulein:
Sprach sie nicht: „Nein!"
Durft' sie nicht frei'n! — —

Der erste Spiegel.

Es war einmal in alter Zeit
Ein Maler, reich an Frömmigkeit:
Der trachtete mit seiner Kunst
Nur nach der Himmelskön'gin Gunst:
Wo immer er ein Kirchlein fand,
Malt' er Maria an die Wand:
Er malte sie mit großem Fleiß,
Die Wangen rot, die Stirne weiß;
Und immer schöner schuf er sie,
Je mehr ihm Geist und Kunst gedieh. — —
Nun: das gefiel denn auch Marie. —
Denn auch die heiligste der Frauen
Mag sich an ihrem Bild erbauen:
Dem Jüngling, fromm und wohlerzogen,
Ward Frau Maria recht gewogen. —
Einmal in einem Dom am Rhein —
Es mag wohl Köln gewesen sein —
Hat wieder er ihr Bild vollendet,
Viel Fleiß und Kunst darauf verwendet. —
Wie nun auf schwingendem Gerüst
Demütig er den Schuh ihr küßt,
Und voller Reiz und Majestät
Die Frau auf Wolken vor ihm steht,
Entdeckt er unter ihren Füßen
Unausgefüllt noch leeren Platz.

Er ruft nach kurzem Kopfgekratz.
„Hei, mächtig wirkt der Gegensatz!
Die Lücke zu der Heil'gen Füßen, —
Die Lücke soll der Teufel büßen!"
Und flugs mischt er aufs neu' die Farben,
Läßt's nicht an Ruß noch Mennig darben
Und malt, den er doch nie gekannt,
Risch rasch den Teufel an die Wand,
Den Teufel, wie er leibt und lebt:
Malt wunderhäßlich ihn, genau
Wie wunderschön die hohe Frau,
Die sieghaft ihm zu Häupten schwebt.
Schon ist er fertig ganz und gar,
Jetzt auch das struppig-rote Haar.
Zum Schluß, mit emsigem Bemüh'n,
Malt er den Schwanz ihm erbsengrün! —
Doch kaum vollendet gleißt der Schweif, —
Mit einer Kralle wie ein Greif
Packt ihn von hinten schon der Böse
Und faucht mit gräßlichem Getöse:
„Hab' ich dich jetzt, du Sudelklexer,
Du Engleinlarvenfratzenhexer?
Jetzt schmeiß' ich dich von dem Gerüst,
Daß dein Gehirn das Erdreich küßt."
Wohl war der Jüngling erst erschrocken:
Doch kühn bald schüttelt er die Locken:
„Ich biete deinem Wüten Trutz:
Ich steh' in Sankt Mariens Schutz!"
„Der Schutz," höhnt' der, „wird heut' nichts nützen·
Denn Lügner darf sie nicht beschützen."
„Wo log ich je!"
„Auf dieser Wand!"
„Wie? Wenn Maria dir bekannt,
So weißt du, — das ist nicht geschmeichelt!"
„Nun, — zwar gehätschelt und gestreichelt, —

Doch, ja so etwa sieht sie aus.
Allein: — Ich! — Freundchen, welch ein Graus!
Das ist doch Liebedienerei
Dort bei der Himmels-Malerei,
Daß ich so scheußlich häßlich sei!
Beweist du das mir nicht zur Stell',
Fliegst du hinab, du Luggesell."
Und schon am Kragen griff er ihn.
Da rief der Jüngling zu Marien:
„O hilf, wenn ich dich je geehrt!"
Da hat zum Christkind sich gekehrt
Die reine Magd: „Mein Gott und Kind
Und Vater, hilf dem Mann geschwind:
Thut ihm der Wilde was zu leide,
Wer malt noch je so schön uns beide?"
Das Christkind hob das Fingerlein
Und drohte lächelnd: „Mütterlein,
Er malt zwar öfter dich als mich,
Vielmehr mit dir befleißt er sich.
Doch nimm! Dies sei dem Erzfeind Riegel."
Er bot ihr dar den ersten Spiegel,
Der je auf Erden ward verwandt.
Sie drückt ihn in des Malers Hand,
Der gleich auch den Gebrauch verstand.
Er hielt ihn vor dem Satan dicht
Und rief: „Sag an, du arger Wicht,
Erkennst du hier dein Angesicht?
Ist's häßlicher um vieles nicht
Als ich dich hier hab hergericht't
An Leib und Gliedern, gar und ganz?
Ich schuf dir erbsengrün den Schwanz!
Das war geschmeichelt! Denn, sprich selber.
Gefällt dir mehr dein schwefelgelber?"
Der Teufel in den Spiegel sah:
Wovon ihm solcher Schreck geschah,

Daß mit Geheul er und Gestank
Sofort von dem Gerüste sank.
Er schlug mit Rücken, Schweif und Sterz
Auf Marmorstein und pfiff vor Schmerz
Und fuhr durchs Pflaster höllenwärts.
Der Maler aber, pflichtgetreu,
Den Schwanz gelb übermalte neu,
Dann sank er betend auf die Knie
Und dankte laut Jungfrau Marie.

* * *

Ihr Männer aber lernet nun,
Daß eure Frau'n nicht Sünde thun,
Gebrauchen gern des Spiegels sie:
Zuerst hat ihn gebraucht Marie,
Den ihr Herr Christus selbst verlieh:
Und dient er, daß die Teufel weichen,
Darf man auch Holdes drin vergleichen!

Von zwölf Schülern.

(Nach Thomas von Kandelberk.)

I.

Zwölf Schüler einst beisammen saßen,
Sie tranken und sie aßen,
Sie waren in allen Züchten froh,
Der eine sonst, der andre so.
Und einer aus der Zahl begann:
— Sein Vater war ein reicher Mann —
„Ich hab' ein stolzes Ding erdacht,
Das, Freunde, sei von uns vollbracht.
Wer aber nicht willfahret mir,
Unsälde folge dem von hier."

Die Schüler riefen in toller Hast:
„Sag' an, was du ersonnen hast!"
„Gelobt zuvor, — sonst schweig' ich still! —
Daß jeder thun wird, was ich will."
Des weigerten sich alle sehr,
Der aber bat nur um so mehr,
Bis sie mit ihres Eides Kraft
Sich fügten seiner Führerschaft.
„Wohlan, Gesell'n, heut' in acht Tagen,
Da kommen wir wieder zusammen und sagen
Und singen und lesen und lachen
Von höfischen und von Minnesachen;
Dann halte jeder ein Kleinod bereit,
Von seiner Herrin ihm geweiht;
Und der dann wird das Geringste weisen,
Zahle den andern den Trank und die Speisen."
Und noch einmal mit Hand und Mund
Gelobten sich alle zu diesem Bund.

II.

Nun war ein Armer unter ihnen,
Der mochte keiner Dame dienen,
Er trug allein im keuschen Sinn
Marie, die Himmelskönigin,
Die, überfließendem Becher gleich,
An Gnaden ist und Süße reich,
Er legte sich ins wilde Gras,
Und Gram ihm auf der Seele saß.
„Wie war ich doch bethöret!
Ward solche Narretei gehöret,
Daß ich gelobte diesen Eid
Und diene keiner, Weib noch Maid!
O weh mir armem, armen Knecht,
Mit Spott und Hohn ergeht mir's schlecht!"

Ein Kieselstein, hätt' er's vernommen,
Erbarmen wär' ihm wohl gekommen. —
So ging er hin und her die Wochen,
Und halten mußt' er, was versprochen!
Ihm war viel leid um Geld und Gold,
Das er mit eins verlieren sollt'
Und ach! so mühsam sich erspart'
Und sorgsam hielt im Schrein verwahrt.
„Wehklagen hilft mir nicht davon:
Ach, Thorenthat bringt Thorenlohn."

III.

Die Glocken waren verklungen,
Die Messen ausgesungen.
Es traten aus des Domes Thor
Andächt'ge Christen viel hervor.
Da fuhr's dem Schüler durch den Sinn:
  „Ich will zur Himmelskönigin!
  Sie stillet — hört' ich sagen —
  Oft ihrer Diener Klagen."
Und rasch zum Dom trat er hinein
Vor unserer Frauen Bild von Stein.
„Maria, Mutter du und Magd,
Mein Ungemach sei dir geklagt!
Gedenk, wie ich mich dir geweiht
Und deinen Diensten allezeit.
An dir allein hab' ich gehangen,
Nach keiner Lieb' trug ich Verlangen,
Von keinem Weib ich Gunst gewann,
In Treuen hing ich, Frau, dir an.
  Bei Tage wie bei Nacht
  Hab' ich nur dein gedacht,
Und täglich hier zu deinen Füßen
Kniet' ich, dich, Königin, zu grüßen.

Willst du mich heute scheiden lassen
Zu Schmach und Spott und Geldverprassen?
Und bist die Reichste doch von allen:
Laß, Herrin, drum auf mich nicht fallen
Den Schaden heut am Tage,
Des hätt' ich immer Klage.
Und ihr im Schos, du Christkindlein,
Bitt' auch für mich die Mutter dein."
Da sprach die Himmelskön'gin mild
Zu ihm aus ihrem Marmelbild:
„Steh auf, getreuer Diener, du,
Zu deiner Herrin tritt herzu."
Der wußte kaum, wie ihm geschah,
Sprang auf und ging dem Bilde nah'.
Auf ihrem Schos des Kindes Hand
Ein buntes Büchslein hielt umspannt.
Sie sprach: „Mein Sohn und Herr, thu' dar,
Wie deine Güte wunderbar:
Schenk' mir dies Büchslein, bunt und zier,
Für meinen treuen Diener hier,
Der allsooft mit Kuß und Gruß
Mir hielt umschlossen Knie und Fuß."
Der kleine Heiland sagte da:
„Tochter und liebe Mutter, ja!
Dies Büchslein, deiner Gnaden Pfand,
Leg' ich für ihn in deine Hand."
Sie reicht' dem Harrenden die Gabe
Und sprach: „Merk' auf, mein treuer Knabe
Zum Ruhme deiner Frauen
Laß heut' dies Kleinod schauen."
Er sieht's, er staunt, er nimmt's und wankt,
Er küßt es, weint und lacht und dankt
Und preist die Himmelsfrau zur Stund',
Wie niemals noch von Mannes Mund
Mit süßer'm Worte ward geehrt

Ein Weib, das milde Gunst gewährt
Das Steinbild aber saß in Ruh'
Und lauschte seinem Danke zu.

IV.

Und da sie wieder beisammen saßen,
Sangen, lachten, zechten, aßen,
Entschieden sollte die Wette sein.
Der erste wies ein Goldringlein,
Der andre zwei seidne Gewande,
Kostbar und selten in dem Lande,
Der dritt' ein Hemd mit bunter Naht,
Einen Gürtel der vierte mit Goldzierrat,
Der einen Beutel, von Gold gewoben,
Gefüllt mit Kraut, dess' Würze zu loben;
Der ließ eine seidene Haube prangen,
Der letzte goldene Mantelspangen:
Und alles war eine köstliche Schau!
Da fragten sie nach des zwölften Frau:
„Und was gab sie, die du erkoren?
O, blöder Thor, du hast verloren!
Wir sind die Gäste, du zahlst die Zeche,
Ob Beutel und Herz dir darob breche.“ —
Der zog hervor das Büchschen klein:
„Immer möge sie selig sein,
Die Herrin dieser Gabe!“
So lächelte der Knabe
Und hielt es hin, auf that er's auch:
Draus stieg empor ein süßer Rauch.
Und aus dem Büchslein flugs zog er
Ein Priesterkleid, vom Goldsaum schwer,
Und weiter er darinnen fand
Ein bunt durchwirktes Meßgewand.
Nichts mocht' in allen Reichen
Dem Meßgewande gleichen! —

Sie prüften's all' mit großem Fleiß
Und gaben seiner Frau den Preis;
Sie hatten solches nie vernommen!
„Von wannen ist dir das gekommen?"
So fragten staunend all' zusammen.
„Das gab mir," rief er voller Flammen,
„Die alle Schönheit überschönet,
Damit der Himmel ist gekrönet,
Marie, die Himmelskönigin,
Der ich geweiht auf ewig bin."
Da fielen sie ihm zu Füßen
Mit ehrfurchtvollen Grüßen:
„Verzeih' uns um Marias Lieben,
Daß Spott und Hohn wir mit dir trieben!
Wir wollen nimmermehr dir wehren,
Willst du nach Himmelsdingen gehren."
Und hoben auf mit scheuer Hand
Das wundersame Meßgewand
Und trugen unter Psalmensingen
Das Büchslein mit den Wunderdingen
Zum Steinbild uns'rer Frau zurück. —

Der Jüngling lebte voller Glück.
Bald ward bekannt im weiten Land
Die Gnade, die der Schüler fand;
Und als ihm Priesters Weihe ward,
Das Meßkleid, das er wohl verwahrt,
Das nahm er um und sang entzückt
Die erste Messe, so geschmückt.
Und die das Wunder einst vernommen,
Die waren all' herbeigekommen,
Um seinen Segen zu empfangen,
Zu schau'n des Wunderkleides Prangen.
Zum Bischof ward er bald geweiht,
Ich weiß nicht, wo und welcher Zeit.

Doch hat er wohl, als er gestorben,
Im Himmel große Macht erworben,
Und wenn ich seinen Namen wüßt',
Er für uns alle beten müßt'.

(Therese Dahn.)

Die Geschichte von der grauen Stute.

(Nach einem englischen Motiv.)

I.

In der Zeit, da noch Altengland
War das lustige Altengland,
Da an William Shakespeares Scherzen
Kön'gin Beß sich weidlich freute,
Führte Sir John Rash, ein junger
Ritter, Sir John Wises, des klugen
Alten, Tochter heim als Eh'frau.
Quer von Barmouth bis nach Yarmouth,
Durch ganz England, ging die Reise:
Denn am Dee, dem schilfumbüschten,
Lag das Schloß des Schwiegervaters,
Doch des Eidams Halle ragte
Ob dem weidengrünen Bure.
Übern Tanat und den Weaver,
Übern Terent und die Dove,
Über Trent und über Welland,
Über Ouse dahin und Yare,
Und noch and're Flüss' und Bäche
Zog die Fahrt durchs ganze Eiland. —
Aber ach, noch kaum sechs Monde
Waren in das Land gegangen,
Als vor seinem Schwiegervater
Wieder in dem Schloß bei Barmouth
Stand der Schwiegersohn — allein.

„Gott zum Gruße, lieber Johnnie,“
Sprach der Alte, „wo ist Ellen?
Bist du ihr voraufgeritten?
Folgt sie abends oder morgen?“ —
„Nein! nicht abends und nicht morgen
Folgt sie, deine liebe Tochter!
Denn sie — dieses eben ist es! —
Denn sie folgt mir überhaupt nicht!
Kurz und gut: ich bin gekommen,
Dich zu bitten, deine Tochter
Wiederum mir abzunehmen,
Denn ich kann nicht mit ihr leben!“ —
„Setz' dich, braver Johnnie, setz' dich —
Buttler, bring' vom besten Welschwein!
Lieber Jung', das ist ja schrecklich!
Und gewiß ist sie im Unrecht: —
Denn ich kenne meine Tochter,
Und ich kenn' auch meinen Johnnie,
Der gewiß um kleiner Ursach'
Willen nicht sein Weib verstieße.
Also frisch! Sprich von der Leber:
Ist sie dir nicht schön genug, he?“ —
„Ach, sie ist ja schön wie keine!“ —
„Hat sie etwa schiefe Glieder,
Oder schwarze Muttermale?“ —
„Tannenschlank ist sie gewachsen,
Hat kein Tädelchen am Leibe!“ —
„Spürst zu ihr du keine Neigung?“ —
„Nur zu große, lieber Vater!“ —
„Weigert sie dir ihre Liebe?“ —
„Zärtlich kann sie sein, berückend!“
„Nun, dann weiß ich nicht, — was willst du?“ —
„Ach, sie ist so eigensinnig!
Was sie will, das soll geschehen:
Ja, was ärger: das geschieht auch,

Ich bin nicht der Herr im Hause!" —
Vor sich hin pfiff leis' der Alte:
„Das ist alles, lieber Eidam?
Darum bist du hergeritten
Über Yare und Ouse und Welland,
Trent und Dove, Terent, Weaver,
Tanat, Bure und and're Wasser?
Solches ist kein Grund zur Trennung!
Reite wieder heim, mein Johnnie,
Über all' die vielen Wasser,
Glaube mir, du wirst's gewöhnen!" —
„Nein, ich kann es nicht ertragen.
Geh'n zum Beispiel wir zu angeln,
Ich verstehe mich aufs Fischzeug —
Deine Tochter Ellen gar nicht . . . —" —
„Weiß es!" sprach der Schwiegervater. —
„An dem Bure, dem weidengrünen,
Schnell' den Fisch ich aus dem Strudel,
Sag' ich: ‚Welche Prachtforelle!'
Spricht schön Ellen: „Ja, mein Lieber,
Schöner Fisch! Doch ist's ein Karpfe!'
Nun beschwör' ich, Schwiegervater,
In dem ganzen Flusse schwimmt auch
Nicht ein Karpfe, weil die Strömung . . . —" —
„Allzustark ist — weiß es, Johnnie!" —
„Doch ein Karpfe muß es bleiben,
Soll ich sie vergnügt erhalten.
Geh'n wir in dem Wald spazieren,
In dem grünen Park am Abend,
Flötet von dem Ulmenwipfel
Wunderschön herab die Amsel,
Ich verstehe Vogelkunde . . . —" —
„Meine Tochter Ellen gar nicht!" —
„Horch', sag' ich, wie schön! Die Amsel! —
‚Herrlich!' flüstert deine Tochter,

‚Aber 's ist ein Hänfling, Männchen!' —
Nun beschwör' ich dich, o Vater ...“ —
„Amsel sind und Hänfling wahrlich
Gar nicht zu verwechseln, Johnnie!“
„Doch ein Hänfling muß es bleiben,
Soll sie bleiben guter Laune! —
Reiten wir zur Jagd zusammen ... —“ —
„Du verstehst dich auf das Weidwerk,
Meine Tochter Ellen gar nicht —
Und erlegtest du ein Birkhuhn
Und schön Ellen nennt es Wachtel, —
Eine Wachtel muß es bleiben,
Sollst du Ruh' im Hause haben!“
„Wie? Warst neulich du zugegen
Heimlich?“ —
„Nein, das ist nicht nötig.
War ich selbst doch auch vereh'licht!“ —
„Doch es steht schon in der Bibel:
Und es soll der Mann dein Herr sein!“ —
„Neu're Schriftgelehrte lesen
An der Stelle: und es sollte
Eigentlich der Mann dein Herr sein: —
An'dre lesen: soll dein Narr sein!“ —
„Aber meine sel'ge Mutter
Sagte oft, sie habe immer
Meinem Vater nachgegeben!“ —
„Sagte solches auch dein Vater?“ —
„Niemals sprach er mir darüber.“ —
„Siehst du! — Leere nun den Humpen!
Spät ward's. Laß uns beide schlafen.
Morgen will ich dir verkünden,
Sohn, wie dir zu helfen ist!“

II.

Und am andern Morgen rief den
Gast Sir Wise in seinen Schloßhof,
Wo gezäumt fünf Pferde standen
Und ein großer Sack voll Eier.
„Reite nun, mein Sohn, nach Hause,
— Ralf, mein Knapp', soll dich begleiten, —
Reite heimwärts quer durch England,
Über all' die vielen Wasser,
Forsche nach in jedem Schlosse,
Jedem Haus und jeder Hütte:
Find'st du, unter einem Dache,
Sei der Mann der Herr, so schenk' ihm
Eins der Pferde dort. Die graue
Stute ist das schlecht'ste!" —
„Freilich!
Und der Fuchshengst ist der beste;
Das erkennt, wer je ein Pferd sah." —
„Find'st du aber, daß die Gattin
Führt das Regiment im Hause,
Nimm ein Ei aus jenem Sacke —
Just fünfhundert sind darin, John! —
Und der Hausfrau schenk' es schweigend.
Wenn du früher die fünf Pferde
Los wirst, John, als die fünfhundert
Eier, nehm' ich dir die Tochter
Wieder ab, mein armer Johnnie.
Wirst du aber früher fertig
Mit dem halben Tausend Eier,
Als mit jenen fünf Stück Pferden, —
Dann behalte meine Tochter:
Denn dann siehst du, lieber Eidam,
Daß dein Los nicht ungewöhnlich!"

III.

Wohl zufrieden war's der Eidam,
Stieg zu Roß und ritt von dannen
Mit den Pferden und den Eiern
Und mit Ralf, dem alten Knappen.
Und an jedem Schlosse hielt er,
Hielt an jedem Haus und Hüttlein,
Überall mit Fleiß erforschend
Bei dem Ritter, Bürger, Bauer,
Wer im Haus die Herrschaft führe.
Übern Tanat und den Weaver,
Übern Terent und die Dove,
Über Trent und über Welland,
Über Ouse dahin und Yare
Kam er und die andern Wasser: —
Vieler Eier ward er ledig,
Daß der Sack schon beinah' leer war.
Und inzwischen wuchs gewaltig
Ihm die Sehnsucht nach der Süßen,
Nach der Holden, nach der Blonden,
Mit den blauen Heil'gen-Augen;
Wie sie schwebet, wie sie ruhet,
Wie sie lächelt, wie sie schmollet,
Ach, im Schmollen noch so lieblich,
Ach und vollends, wie sie küsset, —
Tag und Nacht muß er's gedenken.
Und so kam er, nah' der Heimat,
Mit fünf Pferden und fünf Eiern
In das Schloß des Grafen Warwick,
Welchen Schotten und Franzosen
Nur den „Lord von Eisen" nannten,
Dessen Wille nie gehemmt ward,
Dessen grimmer Zorn gescheut ward
In Paris und Edinburgh.

„Hier werd' ich ein Pferdlein los doch!“
Denkt der Gast und sieht mit Freude,
Wie die kleine, zarte Lady —
Maud war eigentlich ihr Name,
Lady Demut nannt' ihr Mann sie —
Ganz zerschmilzt in eitel Sanftmut.
Niemals wagt sie andre Meinung:
Tritt der Lord nur in die Halle —
Auch im Haus in Eisen geht er —
Zittert alles: und am meisten
Zittert vor ihm Lady Demut. —
Nach drei Tagen sagt der Gast den
Wirten offen seiner Einkehr
Ursach' und ersucht den Hausherrn
Mit ihm in den Stall zu schreiten
Und das Pferd sich von den fünfen,
Das ihm ansteht, auszusuchen.
„Und Mylord, Ihr seid der erste
Eh'mann zwischen Bar- und Yar-mouth,
Dem ein Rößlein ich darf schenken.
Denn — bestätigt, Lord und Lady! —
Wie ich's fand in den drei Tagen,
So steht's immer hier im Hause:
Widerspruch und Eigenwille
Lady Mauds wird nie geduldet?“ —
„Ei behüte! Welche Sünde!“
Ruft die Lady und verkriecht sich,
Stirnesenkend, augensenkend,
An der breiten Brust des Gatten.
Dieser aber, waffenklirrend,
Ruft: „Bei Gott! Ich heiße Warwick!
Fragt in Schottland, fragt in Frankreich,
Was das heißt. — Und dieses Weiblein —
Mit zwei Fingern bräch' ich's mitten ... —
Sollte mir? —“ der Zorn erstickt ihm

Beim Gedanken schon die Stimme.
In dem Stall steh'n Gast und Wirte.
„Dort den Fuchshengst," sprach Lord Warwick,
„Werd' ich wählen; 's ist das beste
Von den fünfen unverkennbar." —
„Nein, du nimmst die graue Stute!" —
„Aber Weibchen, nimm Vernunft an!" —
„Brauch' ich die erst anzunehmen?
Bin ich also regelmäßig
Unvernünftig? Warwick, Warwick!
Dort die graue Stute nimmst du,
's ist das beste Tier von allen.
Nimm's! Sonst — wirst du's lang bereu'n!
Nun, wie oft noch soll ich bitten?"
Und das kleine Füßlein stampfte,
Daß die Spreu im Stall umherflog.
„Ja, — 's ist wahr," sprach zögernd Warwick,
„Ja, — wenn ich es recht erwäge, —
's ist das beste von den fünfen.
Ja, die graue Stute wähl' ich!" —
Doch John Nash rief: „Ralf, den Sack her!"
Aus dem Sack zog er ein Eilein,
Bot es zierlich dar der Lady:
„Dies gebührt Euch, Lady Demut,
Und dazu mein Dank auf ewig!
Spornstracks reit' ich jetzt nach Hause.
O wie freu' ich mich auf Ellen!
Ralf, vier Eier und fünf Pferde
Bring' zurück dem Schwiegervater
Und dazu des Eidams Segen!"

* * *

Nachschrift:

Diese Dichtung wollt' ich widmen
Meinem lieben Weib Therese,
Hatte schon das Wort geschrieben

Da jedoch sie — selbstverständlich
Nur erraten konnt' ich's ahnend —
Nicht so sehr dadurch erfreut schien,
Als ich's eigentlich erwartet,
Hab' ich's wieder ausgestrichen:
Ungewidmet bleibt das Werk!

Der Gottesurteile Ende.

Schwächer ward gemach der Glaube
An das Eisenurteil, weil man,
Ob unschuldig oder schuldig,
Meistens sich verbrennt die Hände,
Wenn man glühend Eisen anfaßt.
Hat Herr Gottfried doch von Straßburg
Von Isoldens Eisenurteil
Schon gesagt: „da kam zu Tage
Daß es hohl ist wie ein Ärmel"[1]).
Ungefähr so vor der Mitte
Von dem 16. Jahrhundert
Ward zu Köln in einem Kirchlein
Eingebrochen in der Nacht und
Silbernes Gerät entwendet:
Kelche, Schalen und Patenen.
Wer der Dieb war, blieb verborgen.
Aber einen armen Teufel,
Einen fahrenden Scholaren
Und daneben auch Poeten: —

---

[1]) Tristan XXIV. Vers 15, 737.

»dâ wart wol geoffenbaeret
und al der werlt bewaeret,
daz der vil tugenthafte Krist
wintschaffen alse ein ermel ist.«

Fortunat war er geheißen,
Reich an Versen, arm an Beutel —
Hat der Wächter mit dem Speere
Aufgegriffen in der Nähe.
Und weil er ein schnöder Fremdling,
Weit her, aus verdächt'gen Landen,
Aus der rebenfrohen Rheinpfalz
(Zwischen Eppenstein und Klingen-
Münster lag sein „Unterstützungs-
Wohnsitz": Dahn), und weil er ferner
Eine Laute trug am Rücken
Und, als ihm der Wächter nahte,
Still empor sah zu den Sternen:
— Beides ist stets sehr bedenklich! —
Als des Diebstahls höchst verdächtig
Stellte man alsbald den Jüngling
Vor den Erzbischof, den Grafen
Philipp Ernst von Oberstein. —
Dieser Herr war mild und gütig
Und war fein und reich gebildet
In der Kunst und in dem Wissen
Der ital'schen Renaissance.
Benvenuto il Cellini
War sein Liebling: eben trank er,
Als man ihm den Jüngling brachte,
Malvasier aus goldnem Becher,
Jenem schönen Werk des Meisters,
Mit dem Amphitrite-Deckel,
Und er las mit leisem Schmunzeln
Im Decamerone just.
Trotz den Sternen und der Laute
Unverdächtig schien der Knab' ihm
Im Gewog' der braunen Locken;
Und er sprach: „Mein Sohn, beweise
Nur geschwind dein Alibi:

Denn gewiß bist du gewesen
Um die Zeit in einem Weinschank.
Sage nur, in welchem, Sohn."
„Nein, ich war in keinem Weinschank."
„Dieses klingt nun schon verdächtig.
Aber sprich, wo warst du sonst?"
„Ach, ich weiß nicht, Herr Fürstbischof!
Denn ich habe diesen Fehler,
Daß ich in die Sterne schaue
Und darob die Welt vergesse."
Kurz, der Arme konnte leider
Gar kein Alibi beweisen.
Eideshelfer fand er auch nicht,
Weil er fremd war und ein Dichter.
Und so mußte ihn der Bischof
Fast für überführt erachten.
Aber gütig war Herr Philipp,
Und so gönnt' er ihm als letzten
Strohhalm noch das Gottesurteil:
Glühend Eisen sollt' er tragen
Dreimal um den Hochaltar der
Kirche von Sanct Gereon.
Sehr betroffen war der Jüngling,
Als er diesen Ausspruch hörte:
Aber er ward abgeführt.
Andern Tages in der Kirche
Drängten sich die frommen Kölner
(Alaf Köln!), die Priester, Bürger
Und viel glaubensstarke Weiblein.
„Elend wird der Dieb sich brennen!"
Grinsten da die ältern, aber
Mancher Jungen that er leid, der
Hübsche braune Lockenkopf.
Im Ornat stand Bischof Philipp
Am Altar: das Eisen glühte

Dunkelrot, die schwere Platte,
Welche kund'ge Schmiede hielten
Grade in der rechten Hitze.
Nach gehör'gem Exorcismus,
Teufelskünste auszutreiben,
Auf das Eisen wies der Bischof.
Doch der Jüngling rief: „O weh mir!
So gewiß als zweimal zwei sind
Vier, so sicher weiß ich, — wehe! —
Fass' ich die verfluchte Platte,
So verbrenn' ich mir die Hände,
Und dann werd' ich noch gehangen!
Und ich habe doch wahrhaftig
— Glaubt es, freundlicher Herr Bischof, —
Jene Schalen nicht gestohlen.
Nicht an Silber hängt das Herz mir:
Hängt an Lorbeer und an Schönheit!"
„Sei getrost, mein Sohn! unmöglich"
— Gegenredete der Bischof —
„Ganz unmöglich kann's geschehen,
Daß du dir verbrennst die Hände,
Bist du nicht der Dieb, mein Sohn."
„Wißt Ihr das gewiß, Herr Bischof?"
„Nun natürlich!" sprach Herr Philipp,
„Halt' uns nicht solange auf, Sohn."
„Ei wohlan," rief der Poet da
— Laut erschallte seine Stimme
Durch die Wölbungen der Kirche —
„Wenn das so ist, Herr Fürstbischof,
Wenn, wer schuldlos, ganz unmöglich
Sich dabei verbrennt die Hände, —
Ei, so reichet doch gefälligst
Ihr, Herr Erzbischof, mir selber
Jenes Eisen: denn Ihr habt ja
Sicher nicht verübt den Diebstahl.

Gern aus Euren heil'gen Händen
Will ich dann das Eisen nehmen."
Sehr betroffen stand der Bischof,
Als er diesen Vorschlag hörte.
Sah zuerst aufs rote Eisen,
Dann auf seine weißen, weichen,
Feinen, wohlgepflegten Hände: —
(Einen Ring mit schön geschnittnen
Steinen trugen seine beiden
Vierten Finger: ein Intaglio
An dem linken wies den Bacchos,
An dem rechten eine Gemme,
Einen herrlichen Apoll —)
Schwieg ein Weilchen, sann ein Weilchen,
Und dann sprach er: „Lieber Sohn, das
Ist doch aber ganz was andres."
„Ja, denn das sind Eure Hände,
Nicht die meinen, die im Spiel steh'n."
„Dies zu sagen ... war nicht nötig
(Noch dazu vor allen Leuten!"
Sprach er leise zu dem Jüngling).
„Doch nun fällt mir ein: schon lange
Haben aufgeklärte Päpste
(Ja, sogar schon Agobardus
Von Lyon, mein Altcollega)
Die Ordalien verworfen:
Denn: ‚Man soll Gott nicht versuchen',
Lehrt die Bibel und die Kirche.
Zieh in Frieden hin, mein Sohn. — Doch
Schau' zu viel nicht in die Sterne,
Schau' auf deinen Weg im Leben,
Dieses rat' ich dir zum Abschied. —
Aber meinem Kellermeister
Werd' ich Auftrag geben, daß er
Zur Entschäd'gung für den Schrecken

Einen Schlauch des besten Weines
(Malvasier: — ich trink' ihn selber!)
Dir als Wegzehrung noch spende.
Räume, Sohn, nun rasch das Weichbild
Meines heil'gen Köln und — — rede
Anderwärts von dieser Sache
Mehr nicht — als du nicht kannst lassen."
Ging nach Haus in den Palast und
Legte von sich den Ornat und
Las in dem Boccaccio weiter,
Wo er unterbrochen war.

Das Haus der drei Schönen.

I.

In dem Jahre siebzehnhundert, vierundzwanzig Jahre zählend,
Ausstudiert zu Salamanca hat Alfonso de Vidal. —
Oheims Muntschaft ist zu Ende: Und zurück ins Schloß der Väter
An dem blauen Manzanares kehrt er als sein eigner Herr.
Aber vor dem Scheiden will er noch das Abenteuer krönen,
Das geheimnisvoll schon lang' ihm aus dem „Haus der Schönen" winkt.
„Haus der Schönen" heißt die Villa, lauschend in Granatenbüschen,
Daran täglich die Studenten geh'n vorüber ins Kolleg.
„Haus der Dreie": denn es wohnen — die Studenten wissen's! — drinnen
Eine Tante und zwei Nichten: — alle drei bezaubernd schön!
Doña Laura heißt die Tante: junge Witwe, feurig, üppig,
Schwarzgelockt: daß sie zu mager, — selbst der Neid behauptet's nicht.
Braune Zöpfe trägt Ximene, Rote Flechten Doña Sancha:
Ob die Tante, ob die Nichten, welche Nichte schöner sei, —

Zwei Semester disputierten die Studenten Salamancas
Eifriger um diese Frage, als um Aristoteles.
Und so oft Alfons vorüberschritt den grünen Gitterläden,
War es morgens, war es abends, — eine Blume glitt herab.
(Daran war nun nichts Besond'res: weil Alfonso, wie wir sehen
Werden, wie in andrem Muster, schön von Wuchs und Antlitz war.)
Aber welche von den dreien lohnt den fleißigen Studenten
So für seinen Fleiß alltäglich? Dies ergründen muß Alfons.
Und er nimmt die treue Zither — (Denn auch musikalisch war er,
Dieser reichbegabte Jüngling) und er singt im Mondenschein:
„Edle Doña, übermorgen muß ich zieh'n aus Salamanca:
Darf ich morgen Nacht es wagen, — eine Blume wirf herab!"
Und bevor der Ton verhallt ist, sieh, schon öffnen sich drei Lädchen,
Und es sinken ihm zu Füßen wunderschöner Blumen drei.
Eine rabenschwarze Malve: „Das ist von der Tante Laura!"
Eine dunkelbraune Nelke: „Von Ximene dies, dem Bräunchen!"
Rotes Röslein: „Sancha rot!"
Schwer betroffen steht der Jüngling! „Alle drei? Wie soll das werden?"
Auf den Hut steckt er die Malve, an das Wams die Nelke braun!
Doch wie er die rote Rose mit der Hand führt an die Nase,
Sieh, aus schmaler Mauerritze eine vierte Blume fällt.
Eine kleine, weiße Blüte: niemals sah er ihresgleichen,
Und ein Duft entströmt der weißen, wie er niemals ihn genoß.
An den Hut steckt zu der Malve er die Rose: nur der weißen
Blüte Duft verlangt er sehnlich, die er hält in seiner Hand.

II.

In der nächsten Nacht im runden Saale steht des ersten Stockwerks
Don Alfons, die seid'ne Leiter zieht er nach auf den Balkon.
(Nun darf das euch nicht befremden, daß er solch ein Werkzeug hatte:
Dies gehört in Salamanca nun einmal zum Studium.)
Sieh, drei Schlafgemächer münden mit den Thüren in den Rundsaal,
Nur ein Vorhang deckt die Öffnung, welche zu der Treppe führt

Aus der Ostthür tritt in roten Flechten Sancha: — doch der Vorhang
Wallt so seltsam: — er verscheucht sie. Auf die Schwelle nun im West
Schwebt die bräunliche Ximene: Doch ein weißes Füßlein streckt sich
Schüchtern unterm Vorhang in den Rundsaal, und Ximene flieht.
Aus der Südthür stürmt da glühend im Gewog der schwarzen Locken
Tante Laura: besser als die Mädchen weiß sie, was sie will.
Mag der Vorhang weh'n, das Füßlein kecker auf der Schwelle spielen,
Sie erschließt ihm weit die Arme: „Aber Tante!“ tönet da
Aus dem Vorhang süß ein Stimmlein, und die Tante flüchtet zürnend.
Aber aus dem Vorhang schwebt nun in den Saal ein Zaubertraum:
Ganz gehüllt in weiße Schleier, schwebt ein Kind von sechzehn Lenzen,
Schlank und schmal und zart und zaghaft, wie ein frommes Heil'genbild.
Lichte goldne Locken fluten auf den kaum entknospten Busen,
Und Madonnenaugen schlägt sie schämig zu dem Jünglig auf.
Dieser sinkt aufs Knie vor Staunen, süße Glut durchrinnt ihn leise:
„Sprich, wer bist du? Und wie heißt du?“ „Ach, Maria bin ich nur,
Bin das Bäslein aus Asturien. Tante haben und Cousinen
Immer mich versteckt gehalten, wohl weil sie sich schämten mein.
Wann sie aus den Läden grüßten alle Herrn von Salamanca,
Ich — aus meiner Mauerritze — sah verstohlen nur nach Euch!
In den Bergen von Asturien lernt' ich Künste nicht, noch Feinheit,
Und ich weiß nicht viel zu sagen —: doch ich sterbe, scheidest du!“
Auf vom Boden sprang Alfonso, an die Brust riß er die Blonde:
„O, Maria! Weiße Blume! Ewig, ewig bist du mein!“
Und herab die seid'ne Leiter trug er die verschämte Kleine,
Und er hob sie auf sein Rößlein im Gebüsche von Jasmin.
„Ach, wohin, wohin, Geliebter?“ „Auf mein Schloß am Manzanares!“
Doch am Kloster in der Vorstadt hielt er an. Nun sagt: weshalb?
Er hielt an vor jenem Kloster, um sich schleunigst trau'n zu lassen,
Weil er nicht nur musikalisch, sondern auch moralisch war.

Scherze.

Zum fünfzigjährigen Professorenjubiläum des Lehrers der Kirchengeschichte Herrn Dr. Karl von Hase zu Jena.

(15. Juli 1880.)

Du darfst es gar nicht übel nehmen,
Du mußt vielmehr dich des bequemen,
Daß man in Prosa und Gedicht
Am heut'gen Tage zu dir spricht!
So kommt denn auch vom Ostseestrand
Ein schüchtern Verslein angerannt,
Verbeugt sich ziemend tief und spricht:
„Ich grüße dich, du Kirchenlicht!
Dein Name drang und deine Schule
Bis in die nebelferne Thule:
Nicht bloß, weil hier auch hüpfen Häslein
Mit lichtem Haar, neugier'gem Näslein:
Nein: weil in aller deutschen Welt
Vom Alpenschnee bis an den Belt
Man dich in höchsten Ehren hält. —
Ich nannte dich ein Kirchenlicht:
Das kannst du anders leugnen nicht!
Doch giebt es sehr verschied'ne Lichter:
Auch solche, welche gar nicht leuchten:
Vielmehr — (so will es mich bedeuchten: —
Doch was versteht davon ein Dichter!) —
Die Welt mit salbungvollem Munkeln
Nach bester Möglichkeit verdunkeln.
Du aber bist kein solcher nicht:
Du bist ein rechtes Leuchtelicht!
Hast andre Lichter viel geweckt
Und Großkophtas so arg erschreckt: —
Sie hätten gern dich zugedeckt! —

Jedoch ein rechtes echtes Licht,
Das läßt sich gar verdecken nicht:
Dabei hat allzukecke Hand
Die Finger sich schon oft verbrannt. —
Doch all' das, hochverehrtes Licht,
Ist mir dein schönster Glanz noch nicht!
Vielmehr: daß du von je ein Herz
Gehabt für deutschen Ruhm und Schmerz,
Daß du ob „kirchlicher Int'ressen"
Das Hauptint'resse nie vergessen:
Des deutschen Volkes Wohl und Weh!
(Denn: andre ...... ach, Herr Jemine!)
So triebst du's schon beinah vom Knaben:
Sie sperrten dich drum ein in Schwaben,
Zu Tübingen, im alten Städtchen:
Doch gab es dort auch gute Mädchen,
Die des Gefangenen, des Armen,
Mit christ-germanischem Erbarmen
Sich zärtlich — sagt man — angenommen!
Zu großem Ärgernis der Frommen:
Hast du das selber drucken lassen:
Dies letzte konnten sie nicht fassen!
Und jetzt als Jubilar und Greis,
Du echtes deutsches Herz, ich weiß,
Gilt das dir doch als höchster Preis
In deinem ruhmgekrönten Leben,
Daß du das Reich sich sahst erheben!
Mög' uns der liebe Gott doch geben
Im Priesterkleid mehr solcher Leute:
Das ist für uns mein Wunsch für heute,
Weil solche wir gar schmerzlich bräuchten!
Dir aber wünscht mein Herz und Mund,
Daß du noch viele Jahr' gesund
Und hell und frisch und froh magst leuchten:
Ein echtes deutsches Kirchenlicht."

Hier endet Wunsch sich und Gedicht
In meinem und der Freunde Namen
Mit einem tiefempfund'nen Amen!

Herrn Geheimen Kirchenrat Professor Dr. Karl von Hase
zum sechzigjährigen Docentenjubiläum
(4. Juni 1883).

Noch ist's nicht lang', da scholl mein Saitenspiel
Bei schönem Jubelfest zu deinem Preis:
Du hast im Leben nie gefeiert viel, —
Drum wirst du viel gefeiert, edler Greis!
Schon wieder bist du Jubilar, Lagide,
Und schüchtern nah' ich mich mit neuem Liede.
Du schriebest dazumal: „Teil Eins de fide". — — —
Bei jenem Büchlein ist's nun nicht geblieben:
Du wardst vielmehr ein mächtig Kirchenwesen
Und hast so schön, gelehrt und viel geschrieben, —
Es müssen's alle Theologen lesen!
Wie die Beweibten, also auch die Ledigen,
Ob sie noch gar nicht, ob bei Hof schon predigen,
Ob sie die Welt erbau'n, ob schädigen,
Die grimmigen nicht minder als die gnädigen.
Doch auch den Laien, weltlichen wie frommen,
Wird solche Lesung sehr zu Nutzen kommen,
Weil du zwar fromm, jedoch auch weise bist.
(Das trifft nicht stets zusammen, lieber Christ!) —
Zielt mancher auch nach dir mit gift'gem Bolze
Und möcht', wie Huß, dich brennen von der Erden: —
Erschrick nur nicht vor solchen Zorngebärden:
Deshalb erhöht man jetzt den Zoll vom Holze,
Damit die Scheiterhaufen seltner werden! —

Doch wollt' ich nichts zu Lob noch Trost dir sagen:
Du hast's nicht nötig, Gott sei Dank, zum Heil:
Nur ganz ergebenst wag' ich anzufragen:
Wie steht's denn mit: de fide, zweiter Teil"?
Du schriebest nur: »de fide naturali«, —
»De fide revelata« folge nach: —
Gedenkst du, was, cum risu infernali,
Von deinen Prüfern damals einer sprach?
„Ha, dieser zweite Teil wird nie geschrieben!"
Ist's nun bei diesem Wort des Spotts geblieben?
Ich sage: Nein! Du löstest deinen Schwur:
Denn fides heißt auch „Treu'", nicht „Glaube" nur.
Du selber hast die Treue offenbart,
Die du im Herzensgrunde tief gewahrt:
Du bist dir selber immer treu geblieben,
Dir und der Wahrheit treu durch alle fata:
Das ist viel mehr, als hätt'st du ihn geschrieben,
Den „zweiten Teil: de fide revelata"!

An eine sehr kleine Dame.

Wohl zierlich ist des Vogels Tritt im Schnee,
Und zierlich schnellt das Fischlein aus dem See,
Und zierlich schwebt der Falter durch den Klee,
Und zierlich aus dem Walde tritt das Reh:
Weit zierlicher trittst du doch, kleine Fee:
Dich schuf Natur aus frohster Phantasie,
Elf „Halt nie still", Prinzessin Kolibri!

Entschuldigung.

Ich bin sonst streng mit meinem Innern geizend,
Und Mann und Dichtung halt' ich scheu verwahrt:
Lass' ich bei dir von altgewohnter Art, —
Du selbst bist Schuld: warum bist du so reizend?

An den Kronprinzen Friedrich Wilhelm bei seinem letzten Besuch in Königsberg.

Du fragtest, gütig lächelnd, frohgelaunt:
„Die Masern ein Professor? Bin erstaunt!
Wie kann die Masern ein Professor kriegen?"
Die Antwort, Herr, sie sei dir unverschwiegen:
Die Wahrheit nimm, wie stets, sie auf mit Huld:
An diesen Masern trägst nur du die Schuld.
Mein Weib und ich, wir freuten uns schon lange
Und rüsteten gewaltig zum Empfange:
„Uns gegenüber, in dem Logenhaus,
Bereiten unserm Kronprinz sie den Schmaus!
Er tritt wohl gar heraus auf die Altane:
Da soll er schau'n die schönste deutsche Fahne!
Die besten sind am Haberberg zu kaufen."
Und schleunig zu dem Haberberg wir laufen
Zwei Tage schon, bevor du nahst: es liegt
Dort ein Gewölb', ins Eck geschmiegt:
Wir schritten in den Hof und in die Stuben,
Gott! wimmelt's da von Mädchen und von Buben!
Nun will ich Selke[1]) sein Verdienst nicht rauben:
Doch weiser Fürst, nur eins darfst du nicht glauben:
Daß alle Tag' die Königsberger Kind'
So rein, wie du sie sahst, gewaschen sind.

---

[1]) Der Oberbürgermeister.

O nein!! Dein öftres Kommen könnte nützen:
Neunhundertfünfundachtzig bunte Mützen
Zum Beispiel „faßten“ neu allein die Schüler!
Wir sah'n umher: es ward uns schwül und schwüler: —
Die Luft war unerfreulich, wenig nett!
Im Nebenzimmer lag ein Kind zu Bett. — —
Wir wählten nun den schönsten Speeresschaft:
Das Schwarz-weiß-rot ward prüfend ausgestrafft:
Es hielt ganz stramm und zeigte keine Fasern.
So gingen, Arm in Arm, wir froh nach Haus
Und setzten uns vergnügt zum Abendschmaus:
Ich hatte meine Fahn' — und meine Masern! —
Zwei Tage drauf standst du mit deinem Sohne
Uns gegenüber auf dem Steinbalkone.
Mein lieber Verdy stand an deiner Seiten: —
Ich sah's genau und grüßte dich — vom weiten!
Denn röter war ich als der Fahne Rot
Vom Kopf zum Zeh. — Doch hat es keine Not:
Ich bin bereit, für dich und diese Fahne
Viel Schlimmres mir zu holen als die Masern:
Deutsch ist mein Herz in seinen tiefsten Fasern.
Das weißt du längst: nicht brauch' ich's erst zu sagen,
Doch Antwort mußt' ich geben deinem Fragen!

An seinen Verfasser, Herrn Dr. Toeche-Mittler,

zum 4. Juli 1885

(seinem 25jährigen Buchhändler-Jubiläum)

der Kaiser Heinrich VI.:

Mein lieber Thodo, siehst du's jetzt wohl ein?
Du wolltest immer der Gescheit're sein!
Was hattest du vor fünfundzwanzig Jahren
Doch für ein unverständiges Gebahren!

Durchaus nicht wolltest du, o junger Thor,
Thun, was dein weiser Ahnherr that zuvor.
War wer zumind'st nicht Reichsministerial,
So war dir seine Existenz — egal:
Nach Bischöfen, nach Äbten und nach Fürsten
Ging ganz ausschließlich deiner Seele Dürsten:
Philipp von Köln, Konrad von Hildesheim,
Tancred von Lecce war dir Honigseim,
Und dir erschien das höchste Glück auf Erden:
Historischer Privatdocent zu werden! —

Vergeblich rieten wackre Männer dir;
(Einfällt da Felix Dahn zum Beispiel mir!)
Du schlugst, wie junge Leute nun mal sind,
Das Wort der weisen Meister in den Wind,
Bis daß zu Würzburg, in der „Harmonie“,
Dir Einsicht (bei Bouillon!) gemach gedieh.
Allmählich ward dir klar: das Ideal
Ist nicht bedingt durch Bücher ohne Zahl,
Die man nur schreibt. — Viel mehr ist ein Verleger,
Der gut verlegt, der Geistentwicklung Träger.
Und übrigens — kann er's durchaus nicht lassen —:
Ein Kaufmann kann ja Bücher auch verfassen
Und kann durch Reisen, die er fleißig reist,
(Nicht bloß nach Leipzig!) bilden so den Geist,
Daß Generalstabsmensch, Geheimerat,
Professor, Künstler bei ihm früh und spat
Gar gern verkehrt und spricht: „Wie fein gebildet
Ist dieser Mann, ob zünftig auch gegildet“.
„So werd' ich Kaufmann denn: die Hoffart rächt sich.“

Und was geschah im Jahre 67?
Nachdem du sieben Jahre Kaufmann warst,
Geschah es, daß du herrlich mich gebarst
Und deinen Ruhm — wie meinen — thät'st verbreiten
Auf 746 Seiten!

Du schriebst das Buch den Kundigsten zu Danke:
Dich lobten Sybel, Giesebrecht und Ranke!

Auch später noch hast du gezeigt der Welt:
Es macht nicht dumm, verdient man sehr viel Geld,
Und nicht Gott Mammon nur, nein, alle Musen
Trägst du im gotterfüllten Thodo-Busen.
O hätte doch zu meiner Zeit gewaltet
Bei Bürgern solche Bildung, reich entfaltet!
Doch meine Pläne hat in deutschen Landen
Damals der zehnte leider nicht verstanden.
O wär' ein Hofbuchhändler mein gewesen,
Wie Kaiser Wilhelm ihn sich hat erlesen!
Das fehlte mir! — Und dann noch: läng'res Leben: —
Dann hätte manches anders sich begeben!
Zum Schluß will ich dir nur noch eines sagen:
(Es bleibt ja zwischen uns, den Männern, nur)
Daß du die Albedyll davon getragen,
Die feine, anmutduftige Natur, —
Das ist das größte Glück in deinem Leben:
Verdienen nicht, doch einsehn kann man's eben. —

Nun lebe wohl! Noch fünfundzwanzig Jahre
Sich „Soll und Habens" Reiz dir offenbare:
Dann ist's genug: dann ziehe die Bilanz
Und sonne dich in wohlverdientem Glanz.
Und schreibe noch (er bat mich, dich zu treiben:
Er meinte schon gar lang', du würd'st ihn schreiben!)
Heinrich den siebenten, so schön wie mich!

Womit dich grüßt

Dein

sechster Heinerich.

Nachschrift:

Ich lese jetzt dein Buch zum zwölftenmal.
's ist wirklich gut. — Nur eins ist mir fatal:

Du schreibst mir manchmal solche Pläne zu,
Daß ich mir sag: „Der Mann weiß mehr als du!“

Fegefeuer, Kaiserecke (stark besetzt!)

Am Jahrestag meiner Urkundung zu Lautern für das in meinem Allod Kirchheim gelegene Marienkloster Hagene.

Xenien für Königsberg.

I.

Eines ist mir aufgefallen seltsam an dem Klima hie:
Sommer wird es wohl zuweilen, — aber Frühling wird es nie!

II.

Stadt der Kritik! Ja, du mußt in der Welt so viel kritisieren,
Daß es für Selbstkritik leider an Zeit dir gebricht.

III.

Nirgends fand ich bisher in den Städten der denkenden Menschen
Reiner Kritik, zugleich schmutziger Straßen so viel.

IV.

Freundlichen Scherz vergieb, die du zweite Heimat mir wurdest,
Hätt' ich dich nicht so lieb, neckt' ich so gerne dich nicht.

Recensenten, Publikum, Dichter.

Erster Recensent. Rein akademisch! Glatt! Geleckt!
Zweiter Recensent. Nein! Nur gehascht nach Knalleffekt!
Dritter Recensent. Da ist ja keine Kunst daran:
Historisch! Das kann jedermann.

Vierter Recensent. Historisch? Dieses gar nicht eben!
Damals war schon ein Kind am Leben,
Drei Tag' alt, das wird nicht gesagt.
Fünfter Recensent. Was uns der Mann mit Helden plagt!
Sechster Recensent. Weil er nicht Weiber schildern kann.
Siebenter Recensent. Was, der? Er schildert ja nur Weiber!
Achter Recensent. An Männer reicht er nicht hinan.
Neunter Recensent. Und er bevorzugt — immer bleib' er
Den Frommen fern! — in Schilderungen
Absonderlich die Hübschen, Jungen.
Zehnter Recensent. Wer ist, von dem dies Drama spricht,
Herr Siegfried? — Kenn' den Herren nicht.
Elfter Recensent. Hätt' unser X. X. dies gesungen, —
Dann fänd' ich herrlich es gelungen.
Zwölfter Recensent. Die Sprache find' ich zu modern.
Unbefangener Leser. Doch hört' ich schelten diesen Herrn,
Daß Ingo nicht modern gesprochen.
Der deutsche Biedermann. Nehm' ich einmal in hundert Wochen
Ein Buch zur Hand, so will ich lesen
Allein von meinesgleichen Wesen:
Kaffeehaus, Börse, Markt, Comptoir:
Da komm' ich mir zu Hause vor.
Seine Frau. Ich lobe mir die „Fledermaus“: —
Da geht doch alles glücklich aus.
Sein Sohn. Dietlind! Welch abgeschmackter Name!
Da lob' ich mir „Kameliendame“.
Der Gebildete. Mit philosophischen Problemen
— Das darf man mir nicht übelnehmen —
Von Freiheit, Schicksal, Sieg des Schlechten
Und vom Konflikt vom Recht mit Rechten
Darf mich — zumal bei vollem Magen —
Kein Dichter plagen.
Wie's darin steht, das weiß ein jeder:
Man hält zur Kirche sich entweder:

Wo nicht, so lebt man rein civil,
Lobt Arthur Schopenhauers Stil —
Und weiter grübelt man nicht viel.

Wohlmeinender Bekannter. Er ist ja gar nicht ganz talentlos!
Er faßt es an am falschen End' bloß.
Was Helm und Speer und Schuppenring! —
Chignon und Chic: — that is the thing.

Der Praktikus. Was Todestreu' und Heldentum!
Man sieht doch gleich — dem Mann ist's um
Das hohe Ministerium!
Denn daß er so was dichten sollte,
Wenn er nicht einen Orden wollte!
Ein arger Heuchler ist der Mann.
Denn daß man wirklich wünschen kann,
Für Volk und Vaterland zu sterben . . .

Der Invalide. Halt's Maul! Sonst hau' ich dir's in Scherben!
Acht Jahre sind's — daß Gott erbarm'! —
Mein Bruder und mein rechter Arm
Sind da bei Weißenburg geblieben:
Das thaten wir für euch, — ihr Lieben!! —
Die ihr schon nicht mehr wollet fassen,
Daß man sich kann begeistern lassen
Für Volkesruhm und Volkessieg.
Ihr braucht, scheint's, einen neuen Krieg!

Der Gymnasiast. „Ein Wahrzeichen nur gilt: — für die Heimaterde zu sterben!"
Gestern hab' ich's gelernt: — mächtig gefiel mir der Spruch.
Gilt das für Troer allein? Gilt nicht für germanische Herzen?
Mir gefällt ein Gedicht, das uns heroisch bewegt.

Sein achtjähriger Bruder. Und wie mir es erst gefällt!!
Ich werd' auch einmal ein Held.

Vater. Werd' es erst und sag's nachher.
(Denn dann sagt er es nicht mehr.)

Der Dichter und Recensent in idealer Konkurrenz. Ohne viel Visipatenten!

Nieder mit dem Konkurrenten!

Der Freund. Du schweigst? Du hast wohl nicht gehört?
Gut, daß dir's nicht die Muse stört.
Wo warst du?

Dichter. Freund, im Heiligtum:
Bei meinem Volk und seinem Ruhm.

Kritische Bemerkungen zur jüngsten deutschen Litteratur.

Motto:
Wer frech an meine Heiligtümer rührt,
Den klopf' ich auf die Finger, wie gebührt

Von Schiller und Goethe.

I.

Ich las es in einer deutschen Zeitung:
— Es verdient die weiteste Verbreitung: —
„Schiller, dieser Phrasenheld,
Ist veraltet in der Deutschen Welt,
Iphigenie und Tasso sind langweilig":
Ja freilich, dem Tier ist gar nichts heilig.

II.

„Schiller und Goethe
Waren dereinst auch Stürmer und Dränger!"

In der unreifen Jugend,
Aber nicht länger:
Und auch damals waren sie Sänger,
Nicht in Faulfleisch
Madenfänger.

An Schiller und Goethe.

I.

Getrost, ihr alten Götter,
— Schiller und Goethe meine ich: —
Woll'n euch begeifern die kläglichen Spötter, —
Sie bespei'n nicht euch, nur sich.

II.

O ihr Göttlichen, Schiller und Goethe,
Wie sollt' euch begreifen im Sumpfe die Kröte?
Doch eher begriff' euch im Sumpfe die Kröte,
Als: „der deutschen Dichtung Morgenröte".

Der Naturalist.

Ein Dichter hat mich mal angepumpt:
Er wollte mich — damals! — ehrlich bezahlen,
Denn, hat er auch manchmal ein wenig gelumpt —,
Er diente noch — damals! — den Idealen. —
Jetzt ist er Naturalist geworden;
Und seit er getreten in diesen Orden,
Schimpft er auf mich, wie ordensgebührlich,
Und bezahlen wäre zu — unnatürlich.

Die modernen Finnen oder die finnischen Modernen.

Las ich jüngst im Kalewala,
Wie der arge Zaubersänger
Wäinamoinen, „alt und wahrhaft",
Menschen konnt' „in Schweine singen".
Das will sagen, lieber Leser:
Solche Lieder sang er, daß die
Hörer, die der Dichtung folgten,
Solcher Dichtung gerne lauschten,
Sich verwandelten in Schweine.
„Alt und wahrhaft" hieß der Sänger:
Jung und wahrhaft heißen andre,
Die den Dreck so wahrhaft schildern,
Daß die Hörer, die das lieben,
Ganz in Schweine sie verwandeln.
Solchen Schweinezauber treiben,
Solche Schweinekünste können
Wie die Finnen, die Modernen.
Und auch dieses stimmt vortrefflich:
Wäinämoinen, der so wahrhaft, —
Leider log er wie Münchhausen
(So zum Beispiel Rune XVI,
Vers 225!);
Und so lügen auch die Jungen
Ganz erstaunlich, — wie Münchhausen —
Wenn sie unaufhörlich sagen,
Nur das Ekle sei die Wahrheit,
Und das Schöne sei nur Lüge.

Vom Pegasus.

Der Naturalist verächtlich spricht:
Ein Flügelroß? Das giebt es nicht!
Ein Pferd in Lüften? Das ist dumm!
Ich sah noch nie den Pegasum."
Und du, viel edler Pegase,
Sahst auch noch nie den Herrn, o je!
Denn seine Dichtung, grün, doch faul,
Schleppt kehrichtwärts ein Karrengaul.

Den Wahrheit-Grunzern.

Weil sie gelesen, die Herrn, daß Antaios, dem Sohne der Erde,
Immer die Kraft sich erneut, wann er die Mutter berührt,
Wälzen sie sich in dem Kot: doch ach! nicht stärker erstehn sie,
Kotiger stehen sie auf, als sie sich niedergelegt.

Die Jungen und die Alten.

Gerne schreit' ich — wie die Jungen —
Fort zu immer hell'rer Klarheit:
Aber mehr als junger Irrtum
Gilt mir eben alte Wahrheit.

An den Herrn Professor Friedrich von Schiller.

Aber, Herr Hofrat, nein! — Sie sind einmal zu aristokratisch!
Fähndriche, Sekretärs oder Husarenmajors,
Pfarrer, Kommerzienräte sogar sind Ihnen „Misère"?
Großes, meinen Sie, kann solchen unmöglich gescheh'n?

„Also Eure Natur, die erbärmliche (!), trifft man auf euren
Bühnen, die große nur nicht, nicht die unendliche, an!"
Weh Gott über die Welt! Da sollten Sie heute mal leben!
Ach, ein Kommerzienrat ist Agamemnon für uns!
Fuselbeduselt ein Knecht und in Brunst und im Miste die Viehmagd
Und (doch Sie wissen's gar nicht, was das bedeutet) der Louis,
Das ist unsere Welt auf der Bühne geworden, Herr Hofrat,
Denn nur was stinkt, das ist wahr, und was scheußlich, ist schön.

Kleine Pfeile und grobe Keile.

Wie giebt man neuer Richtung rasch
Erfreuliche Verbreitung?
Man kauft mit barem Geld und schreibt
Dann selbst jedwede Zeitung.

*

Dies auch wirkt sehr zur Reklame:
Zu Berlin im Ladenfenster
Aufgeschlagen liegt das Buch, just
Auf der Seite, drauf zu lesen
Aller Schmutzereien stärkste:
Jeder Knabe, jeder Backfisch,
Der vorbei geht, kann es lesen:
Neugier reizt ihn, mehr zu lernen:
Er tritt ein und kauft das Buch sich. —
So verbreitet man die „Wahrheit":
Nicht die Kenntnis „der Natur" bloß,
Auch der niederträcht'gen Laster,
Welche gegen die Natur!

*

Gar schön wird die Poesie geraten
Im Staate der Socialdemokraten:

Die lassen auch das Dichten
„Gesellschaftlich verrichten".

*

(Frei nach Goethe.)

„Sie kochen breite Bettelsuppen:
Drum haben sie ein groß' Publikum."

*

Sie nennen uns schmähend „die Alten":
Wollen sie selbst denn alt nicht werden?
Homer hat sich noch immer gehalten,
Zählt just nicht zu den Jungen auf Erden.
Aber die Werke der Jungen veralten,
Sowie sie nur versendet werden.
Manch' Alter hat nie die Jugend verloren,
Viele Junge sind schon alt geboren.

*

Hoch das Modernst-Dänische,
Das Gespensterhafte-Asthenische!
Die Edda nieder von Asgardhs Höh'n:
Denn dort ist's leider stark und schön!
Hoch auch manch russisches Getriebe:
Zumal die Aufhebung der Liebe;
Doch das Schönste bleibt: — ich sag' es frei: —
Frech französische Frivolerei:
Doch wohl verstanden: sonder esprit
Und das feine französ'sche Geschmackgenie,
In das Deutsche plump und roh versetzt,
Auf daß es den Gaumen mit Zoten letzt.

*

Man muß sich über die Herren nur
Beileibe nicht erregen:
Sie betragen sich in der Litteratur,

Wie sie's im Leben pflegen:
Die Rüpel sind nicht Elfen,
Da ist nun nicht zu helfen!

*

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen":
Weintrauben an den Schlehen
Hat selten man gesehen.
Und wie sie wirken, so muß man sie nennen:
Die Rosen duften und die Nesseln brennen,
Die Sterne blinken
Und die Pfützen stinken.
Sie müssen so! — Uns aber sei erlaubt,
Zu wenden zu den einen fromm das Haupt
Und von den andern mit Grauen
Hinweg zu schauen!

*

Sie haben nichts gelernt:
Wie sollten sie was lehren [1])?
Wer Miserables denkt,
Der dichtet auch Misèren.

*

„Was dem Wesen angeboren,
Davon trägt es das Gepräge",
Eselein hat lange Ohren,
Liebt die Disteln und ist träge [2]).

*

Es ziemt der Jugend, sich zu erdreisten:
Und das gefällt mir selbst am meisten:

---

1) Anmerkung des Setzers:
Jedoch die Professoren
Sind auch zuweilen Thoren.

2) Anmerkung des Setzers:
Aber dumm ist nicht dies Vieh,
Nur hat's Esels-Phantasie.

Nur muß man dann auch etwas leisten,
Wie zum Beispiel der junge Sigfried that:
Der war auch ein wenig ungezogen,
Und doch sind wir ihm heute noch gewogen.
Warum? Er war ein großer Held,
Zog schönheitstrahlend durch die Welt!
Drum geb' ich den jungen Herrn den Rat,
Sie sollen auch einmal etwas leisten!
Reicht's auch im entferntesten nur an — Geibel
(Denn der ist ja ihr Haupt „Pfui-Deibel!")
Soll'n nicht schrei'n stets in die Welt hinaus:
„Jetzt kommt aber nächstens was Großes heraus!"
Von allem, was sie trieben und treiben,
Von allem, was sie schreiben und schrieben,
Ist nichts bisher am Leben geblieben:
Wird ihr Künftiges am Leben bleiben?

*

Sonder Ideal und Recht
Wächst nach ein tierisches Geschlecht,
Das alles Frechsten sich erfrecht.
Gebt acht, ihr Deutschen, sonst geht's euch schlecht!
Sonst naht die Götterdämmerung
Mit alles Hohen Zerhämmerung:
In dem Staat
Der Socialdemokrat,
In der Litteratur
Die Dreck-Kreatur
Werden herrschen allein:
Und das wird dann „die Moderne" sein.

*

Du sagst mir zur Beschwichtung:
„Auch die jüngste Richtung
In der Dichtung
Ist eine notwendige Schichtung."

Ja, das klingt sehr verständig:
Gewiß ist sie notwendig:
Denn gar nichts wird auf Erden,
Was da nicht mußte werden.
Notwendig ist der Rosenstrauch,
Notwendig auch der Knobe-Lauch:
(Der althochdeutsche Chloba-Loch.)
Verschieden werten wir sie doch:
Wir schlürfen dankend der Rose Hauch,
Vor dem Knoblauch halt' ich die Nase zu.
Ich wenigstens; (hoffentlich auch du).

*

Alles Schöne und Hohe auf Erden
Muß verrungenieret werden!
Hoch im Gemälde das Pfützengrau!
Hoch auf der Bühne die Ekel-Schau!
Hoch in dem Zeitroman die Sau,
Und hoch auf der Straße der Radau!

*

Jetzt hatten wir immer geglaubt bisher,
Daß die Wahrheit Sache der Wissenschaft wär':
Da gingen wir tumben Kindlein
In die Irre wie die Rindlein.
Nein: Zola und Ibsen bewiesen es klar,
Was der Psychiatrie verschleiert war
Mit der pathologischen Physiologie (?)
Und der allgemeinen Biologie,
Das erklärt fortab die Poesie.
Nun thun mir meine Kollegen leid
Von der medizinischen Fakultät:
Wie verwenden sie künftig ihre Zeit?
Umlernen müssen sie, ob auch spät!

Und ihr Biologen, Chun und Semper,
Gebt auf euer dilettantisch Geplemper.
Jetzt wurde der Dreifuß der Dichtung ledig,
Da setzt euch drauf (Gott sei uns gnädig!)
Karl Vogt wird fortab die Balladen machen
Und Häckel die feineren lyrischen Sachen!

*

Das Volk studiert die Gemeinheit im Theater
Und vollführt sie dann im Leben spater.
Der Dichter studiert sie zuerst im Leben,
Um sie auf dem Theater wiederzugeben.
So wird die Bühne — wie Schiller gewollt —
Erziehungsanstalt hehr und hold.
Und umgekehrt wurzelt die Kunst im Leben:
Es widerzuspiegeln ist ihr Streben.
„Die Wahrheit, die Wirklichkeit schildert sie eben" —
Kann's schönere Wechselwirkung geben?

*

Es ist der gleiche Zug der Zeit,
Der Schillers Bühne frech entweiht,
Der fröhnt dem Kult der Häßlichkeit
In Bildern, nicht gemalt, — geschmiert,
Mit Menschen drauf, — zum Vieh vertiert,
Und der zuweilen explodiert
Zerstörungsfroh im Dynamit.
All das marschiert in gleichem Schritt
Zu Einem Ziel: der Anarchie:
Die herrscht schon in der Poesie!
Gebt acht! es sinkt mit Stiel und Stumpf
Europa in den Stinke-Sumpf,
Oder die Götter in flammenden Wettern
Reinigen, richten und zerschmettern.

*

Kennt ihr nicht das holde Märchen
 Von der echten Königstochter
Und der unterschobnen, falschen,
 Die sich für die echte ausgiebt,
Um den Königssohn zu frei'n?
 Doch der Trug trat bald zu Tage:
Aus der echten Mund — das waren
 So gewöhnt an ihr die Menschen, —
Wann sie sprach, glitt eine Rose.
 Doch so oft die falsche aufthat
Ihre Lippen, um zu reden, —
 Eine ekelhafte Kröte
Sprang heraus. — —
   So gleiten aus des
 Echten Dichters Mund die Rosen:
Aber ekle Kröten hüpfen
 Aus der Pseudo-Dichter Mund!

*

Was wir jetzt immer müssen lesen
 Von dem „neuen Realismus",
Und dem noch neuern „Naturalismus": —
 Es ist alles schon dagewesen:
Ich sag' euch's ohne Federlesen:
 's sind alte, abgebrauchte Besen.
Es hat die Litteratur
 Mit dem Meer verwandte Natur:
Die häßliche Ebbe folgt der Flut,
 Sie ebbet ab: — und damit gut.
Viel ekles Gewürm läßt die Ebbe zurück,
 Aber sie währt nicht lang' zum Glück:
Dann wieder heran braust freudig die Flut
 Und begräbt, was Abscheuliches unter ihr ruht.
Und ich meine: Du Ebbe der Häßlichkeit, —
 Bald wieder verstrichen ist deine Zeit.

*

Treibt ihr das Ideal hinaus,
Wird die Welt ein Mörder- und Dirnenhaus!

*

Als notwendige Übel muß man ertragen
Die Herrn mit überlegener Klarheit:
Doch einmal mußt' ich sie ihnen sagen: —
Sie lieben sie ja so sehr — die Wahrheit!

*

Im Kunstwerk bringt der Dichter nur zu Tag,
Was ihm als Eigenstes im Innern lag:
Die Göttin der mit strahlend schöner Stirne,
Der andere die Straßendirne.

*

Sie schelten mich immer idealistisch:
Nun schreib' ich hier ganz naturalistisch:
Ich schildre Dreck und Schmutz ganz offen:
Und doch hab' ich's wieder nicht getroffen:
Denn — ihr werdet's sehn! — die Herrn,
Sie lesen auch das von mir nicht gern!

*

In Kampf und Fehde steh' ich hie
Und dies mein Feldgeschrei:
Hoch, dreimal hoch die Poesie
Und nieder die Schweinerei!

Vermischte Scherze.

Chorus der Buchhändler.

Bücher schreiben ist leicht, es verlangt nur Feder und Tinte
Und das geduld'ge Papier. Bücher zu drucken ist schon
Schwerer, weil oft das Genie sich erfreut unleslicher Handschrift.
Bücher zu lesen ist noch schwerer, von wegen des Schlafs.
Aber das schwierigste Werk, das ein sterblicher Mann bei den Deutschen
Auszuführen vermag, ist: zu verkaufen ein Buch.
Denn es kauft sie nicht gern, das unsträfliche Volk der Germanen!
Nein, sie mieten sie, was höflicher „leihen" man nennt.
O, Leihbibliothek, wo, vergleichlich den Droschken am Haltplatz,
Schmierig vom vielen Gebrauch, gelb vom verspritzten Kaffee,
Schiller und Goethe steh'n und des Mieters, des gütigen, harren,
Welcher am Dichter erspart, was er verraucht und vertrinkt!

An die weiblichen und männlichen Waffenscheuen.

Die Waffen hoch! Das Schwert ist Mannes eigen:
Wo Männer fechten, hat das Weib zu schweigen.
Doch freilich, Männer giebt's in diesen Tagen, —
Die sollten lieber Unterröcke tragen!

Für Jesus Christus.

Wahrlich, ich bin kein Christ, wie die Frommen im Land sich ihn wünschen:
Aber man soll von dem Bild, das sich so tief ins Gemüt

Unseres Volkes geprägt als ein Heiligtum, schön und erhaben,
Lassen die frevelnde Hand: stellt man den Jüngling uns dar
Wie aus dem Mühlendamm einen dreckigen jüdischen Lausbub',
Ballt um das Schwert sich von selbst mir die germanische Faust.
(Damit würd' ich's nun zwar mit Herrn Christus wieder verderben:
Aber diene ich ihm, — muß auf germanisch es sein.)

Von Einfällen.

Glaubt mir, es wird mir oft zur Pein:
Es fällt mir immer etwas ein!
Ach, dies soll nicht geprahlet sein:
Denn nicht Gedanken nur allein:
Wunsch-Schlösser, stolz und kühn und fein,
Und Traumgebäude von schönem Schein, —
An Männlein und Weiblein der Glaube mein, —
Es fällt mir immer etwas ein!

„Todesursache: Edelfäule."

Der Erbprinz von Schlaraffenland,
— O 's ist zum Haarausraufen! —
Er starb! — Wodurch den Tod er fand?
Er war zu faul zum Schnaufen!

An die Herren Amtsgenossen.

Nur unter uns! — Ganz leise!
Beileib' verratet's nicht:
Es ist nicht alles weise,
Was ein Professor spricht!

Es bleibe diese Reimnis
Gestrenges Amtsgeheimnis!

Zur Begrüßung des Sängerpaares Vogl in Königsberg.

Mancherlei Vögel mit Klingen wandern hierher an den Belt:
Aber nun hör' ich ein Singen, das mir wie keines gefällt.
Hoch von alpinischem Kogel kam er, der flötet so weich,
Dieser merkwürdige Vogel, daß ihm das Weibchen nur gleich.
Thule, nun höre du schallen nimmer vernommenen Klang:
Bayrischer Nachtigallen wogenden Wechselgesang!

Trinkspruch.

(Bei dem Fest zu Ehren der Münchener Hofschauspieler vom Volkstheater zu München.)

Wohl schon oft sind hierher in dies Thuleland
Aus dem Süden uns Gäste gezogen:
Zwei herrlich singende Vögel zumal,
Zwei bayrische, kamen geflogen.
Und doch niemals sind noch willkomm'nere mir
Und erwünschtere Gäste gekommen,
Als die treffliche Schar, aus der ich den Klang
Bajuwarischer Rede vernommen.
Denn gehört auch dem Staat als dem Vater der Mann,
Ist die Heimat, in der er geboren,
Doch die Mutter des Manns: und die Liebe zu ihr, —
Nie geht sie dem Herzen verloren.
Und die Sprache der Heimat, — sie dringt uns tief
Wie kein anderer Ton ins Gemüte,
Und sie weckt darin die Erinnerung und
Der Rührung duftigste Blüte.

Doch mit Stolz hat zugleich der Gäste Besuch
 Uns die pochenden Herzen geweitet:
Denn auf Erden ein Unvergleichliches ist,
 Was dem staunenden Blick sie bereitet;
Wo lebt noch bei andern ein Volk sich dar
 Wie die oberbayrischen Bauern?
Frisch, fröhlich und schalkhaft, gesund und stolz
 Und stark wie die Felsen der Tauern!
Wo begleitet das Leben noch von der Geburt
 Bis ans Grab Poesie mit Verklärung,
Mit dem Schmuck des Symbols, mit dem sinnigen Brauch,
 Mit der Fülle der Formengewährung?
Kunstfreudiger Stamm, der das Volkslied stets
 In unzähligen „G'sangeln" erneuert,
Der im Ammergau, den Hellenen gleich,
 Von den Gluten des Glaubens befeuert,
Wie ein Sakrament das Drama begeht:
 Der in tausend geschnitzelten Bildern
Weiß Himmel und Welt und Getier und Gewächs
 Und sich selbst wie gespiegelt zu schildern.
Ja, es ist ein kunstbegnadeter Stamm!
 Zu Zeugen ruf' ich sie beide:
Herrn Wolfram, ihn von dem Eschenbach,
 Und den Herrn von der Vogelweide!
Und wahr soll's bleiben für alle Zeit:
 Zu dem Bayer fügt sich die Leier:
Denn die Bergwelt wecket die Phantasie,
 Wo sich's freudiger atmet und freier.
Doch erst durch die Kunst wird die Wahrheit schön:
 D'rum sollen die Künstler wir preisen,
Die ein solches Volk, so wahr, so schön,
 Mit vollendeter Kunst uns weisen;
Denn vollendeter sah ich in Scherz und in Ernst
 Nie dramatische Kunst noch entfaltet!

Was ihr Wahrheit nennt, das ist höchste Kunst:
Kunst hat die Natur hier gestaltet.
Drum sollt ihr unsern begeisterten Dank
An die Isar, die hastende, tragen!
Und seht ihr Zugspitz' und Kampenwand,
Sollt ihr sie grüßen und sagen:
Daß fern in dem Osten der Preußenmark
Auch feurige Herzen schlagen,
Die der Bayern Land und der Bayern Wert
In dem treusten Gedenken tragen.
Ihr andern aber, nun thuet Bescheid:
Laßt froh uns die Becher erheben:
Der Bayern Stamm und der Bayern Kunst:
Die Münchner, hoch sollen sie leben!

Abschiedsschnadahüpfel an die fünf Schauspielerinnen der „Münchener".

Bal[1]) i die fünf Deandeln aus'n Oberland seh, —
Die well[2]) is die fürnehmst —? die Wahl thuat mer weh!
Die Blonde, die Käthi, is a saub're Person:
Sechshundert Verdrahti[3]) laßt's zruck, geht's davon.
Und die Braune, die Hedwig, hat a G'schau wie a Reh,
Und ihr Herzerl is klar wie der liachtblaue See.
Und die Lange, die Lina, mit 'n geschneckelten Haar, —
I vergiß net auf Ihna, — wahrhaftig is wahr.
Und de Kloane, de Gretl, mit 'n rabenschwarzen Zopf,
Wie a Schwarzplattel singt sie und braucht gar koan Kropf!
Und die Schönchen, die Mali, bei der thu' i an Sprung:
Grad[4]) in Gsicht macht's an Alti — aber 's Herz, dös is jung.
Die well is die fürnehmst? I bring 's halt net zam[5]):
Die fünf Deandeln aus Bayern sollen leben allsamm.

---

1) Wenn. 2) Welche. 3) Verdrehte. 4) Nur. 5) Zusammen.

Zur Hochzeit einer Münchener Schauspielerin mit einem Professor der Mathematik in Königsberg.

Personen: Ein alter Bauer und sein Weib[1]).

Sie: Geh, Hiesei, trau' di do net eini (zögernd an der Thüre, ihn festhaltend).
Do san ja Stadtleut, gar viel feini.
Do sitzt's in saubern Gwand, die Liesei,
Am End' is stolz worn: — geh mer[2]), Hiesei.
Er: A na, de is net stolz worn! Is allweil
Recht gmoan[3]) gwest. — Auf mein Teil
Nimm i's. Geh eini! Trau der nur:
Sie is a guate Dingin von Natur. (Er tritt vor, sie folgt.)
Ja grüaß Gott halt, alle bei enand.
Mir kema weit her: von Oberland.
Sie: Vom Berg und See und von der hohen Firn.
Er: Mir ham halt ghört, daß unsre gschmache Dirn —
Sie: Thuat Hochzeit halten da heroben in Preißen.
Er: Gar mit an Herrn Professor, so hat's gheißen.
Sie: Mit gar an braven Herrn: — gwiß is wahr.
Er: En schönen, großen, mit en Kopf voll Haar[4])!
Sie: An Schulmeister, der das Rechne gar gut kennt.
Er: Er zählt scho lang die Stern am Firmament.
Sie: Er bringt's net raus! Jetzt zählt er scho sein Haar.
Er: Da hat er eher Feierabend: — 's is wahr!
Sie: Und weil'st halt gar so brav, so brav bist gwesen, —
Er: Net, wie oft andre san, so leichte Besen, —
Sie: Die Buabn, de san der weiter net nach gloffen!
Er: — Es hat die koaner do ins Herzel troffen, —
Sie: Die Gigerln, gwachsen wie die Pfeifenrehrl,
Er: Ha, ausglacht hat's es frei, die dummen Kerl!

---

1) Dargestellt von Fräulein Schönchen und Herrn Neuert. 2) Gehen wir. 3) Gemein, d. h. leutselig. 4) Dieses war aber sagenhaft.

Sie: Und weil'st halt gar so schö gsungen hast, —
Er: Grad wie die Vogl Resi, beinah fast!
Sie: Und weil'st mit uns gwesen bist soviel guat, —
Er: Du guate Haut, du Gsicht wie Milch und Bluat!
Sie: So ham mir uns halt aufgmacht auf die Roas[1])
Er: Du, dös is weit, bal[2]) oans an Weg net woas!
Sie: Und san do her groaßt in das Kenigsberg!
Er: Wo is er denn? I sich[3]) ja gar koan Berg!
Sie: Und woll'n halt nachschaug'n, wie's der denn da geht.
Er: Dein Bua is gar net übi, der da steht.
Sie: Und uns g'falln a[4]) die Leut'. — Woaßt, dessent zweg'n:
Er: Wir g'fallen halt a die Leutln herentgeg'n!
Sie: Sie schlag'n in d'Händ' und patschen, bals[5]) uns seg'n[6])
Er: Und schrein[7]) uns allweil raus und schmeißen Kranzel,
Sie: Und kenne net gnua krieg'n von Schuhplatteltanzel!
Er: Kurz um, die Preißen —, muaß sellm frei lob'n:
Sie: Die Leut' san gar net so dumm da herob'n.
Er: So winsch mer euch halt in eurer Eh', —
Sie: (rasch) Dös brauchst ene net sag'n — dös wissens eh[8]).
Er: Aber alleweil kannst do net da herobn leb'n.
Sie: Es is wohl schö, aber gar so viel eb'n[9])
Er: Kimm wied'r a mal zu uns nach Tegernsee:
Sie: Na[10]) sam mer[11]) so lusti wieder wie eh.
Er: Und wenn er[12]) a[13]) scho mehr seid als zwoa, — 's is glei.
Sie: A guate Milli[14]) ham mer[15]) allwei.
Er: So jetzt guate Nacht: — pfuat Gott bei enand:
Sie: Jetzt roas'n mer wieder ins Boarenland. (Beide ab.)

---

1) Reise. 2) wenn. 3) sehe. 4) auch. 5) wir. 6) sehen. 7) rufen. 8) ohnehin, zwar. 9) flach. 10) dann. 11) sind wir. 12) ihr. 13) auch. 14) Milch. 15) haben wir.

Schnadahüpfel zu dem deutschen Schützenfest in Leipzig.

Lôst's [1]), boarische Landsleut', und hört's mer schö zua:
  Sonst tappt's umenanda in den Leipzig g'rad' gnua.
Zerscht lernt's dischkuriren, wie's da reden die Leut':
  „Ei Herr Cheses" hoaßt: „Sacra!" und „helle" hoaßt: „g'scheut".
Dös Land is net buckelt, na, na: ganz schö ebn,
  Und in Äckerleins Keller is lusti zun leb'n.
Es is gar koa „Seestadt", 's is a Buch- und Papier-,
  Und a Thee- und Kaffeestadt: hot a a guat's Bier.
Aber dös g'schieht uns grad recht, kost's Münchner Bier mehr:
  Dös macht's „Reservatrecht", und umsunst is koa Ehr'.
Trefft's oan, der hoaßt „Bohrmann", so grüßt's en von mir
  Und gebt's eam — i zahl's scho! — a Spatenbräubier.
Und trefft's es den Bliemche, den Particulier,
  So trinkt's nur — um Gott'swillen! — bei den koan Kafe! —
Seid's net grob mit de Sax'n: san gar höfliche Leut:
  Hebt's „d' Gröbn" für z' Haus auf, bal's enk gar a so freut.
An der Grenz' da liagt Hof: da fangt d' Höflichkeit a:
  Und auf welchener Seit'n, — no! da liegt ja nix dra.
In oan Haus da in Leipzig san oft Bücher viel mehr
  Als in Königreich Bayern der: „Jahresbegehr".
Als e Bschoad-Essen bringt's oans ins Boarland mit:
  Die bei „Breitkopf und Härtel" san die schlechtesten nit.
Und die säxischen Schützen, die schiaßen scho recht!
  Bei Bazeilles ist guat gewest und bei Daigny net schlecht.
Jatzt schiaßt's halt in Frieden mit die Sax'n in die Wett:
  Könne euch überschiaßen, — übertrinken könne's net!

---

1) Lauscht.

Schnadahüpfel zum deutschen Schützenfest in München.

Vom Pregel an d' Isar a Schnadahüpfei! —
Is no gar nie oans g'flogen: — jetzt fliagt oans ge glei!
Vom Pregel an d' Isar is sakerisch weit:
Aber d' Lieb hat die Scheiben no gar nie net g'feit.
Bei enk rauschen d' Latschen, bei uns rauscht die See:
Enk bringt der Lanks Bleameln, aber uns bringt er — Schnee!
Bei enk rauschen d' Latschen, bei uns rauscht 'es Meer!
Und Ees trinkt's net weni: — aber hier trinken's mehr! —
Bei enk schiaßt ma Gamseln, bei uns Elch' und Wölf':
Und bis ihr sechs Maß trinkt, — da trinken's hier zwölf! —
Glaubt's nur nie koan Preißen, daß er weniger trinkt:
Unser oans muaß si' fleißen, daß er dee nieder zwingt.
Hier tragn's bis Johanni an Bärenpelzrock,
Und der Maitrank am Pregel is a siedhoaßer Grog! —
Hier lob' i meine Bayern und spöttel 'en Preiß:
Bal i hoam kimm an d' Isar, — mach i's umkehrt mit Fleiß!
„Zur Versöhnung der Stämme!" hoaßt ma dös in der Schrift:
Mit dem sölln mach' i's allzwoa auf mi selber voll Gift!
Mit dem Schimpfen und Loben auf Bayern und Preiß'n: —
Auf d' Letzt wern's mi allzwoa no außi schmeiß'n!
Es macht nix! Es schad't nix! Jetzt sam mer beisamm:
Und 'en bessern Bruader kan koaner net hamm.
Und halt'n mer fest zamma mit Sabel und Bix:
Na thuat uns koa Teifi und koa Ruß thuat uns nix!
Und die Östreichler drüb'n und die drent im Tiroll, —
Die g'hören no dazua: na geht's schon: „woll, woll!"
Aber besser is 's allmal als die blutige Pirsch
Wettschiaß'n schö friedli auf Stand'scheib'n und Hirsch.
Und i wünsch' enk — nach'm Schiaß'n! — guats Bier — gut'n Hamor:
Durst brauch' i net z' wünschen — den habt's schon ehvor! —
Und i wünsch' alle Deutsch'n, was da Schütz haben muaß:
Feste Hand, scharfe Aug'n und 'en standhaften Fuaß.

So! fliagt's jetz'! ihr G'sangeln, über Wasser und Land
Und grüaßt's war in Münka die Leut' all' beinand!

Schnadahüpfel.

Es Deandl is sauber und is aa net schwar:
I hab's amal g'wogen wia 's barfuasset war.
Es Deandl will tanzen lern', will's halt versuachen,
Fasnacht, da geht's am Ball, barfuaß in Schuachen.
Es Deandl is apfelfrisch, es Deandl is g'sund,
Kannst's n' Berg abi walgeln, 's is ganz kugelrund.
Es Deandl is rundlecht und leicht zum Verschnupfen,
Es is leicht zum Verzürne und leicht zum Derlupfen.
Es Deandl hat kurze Füaß und an schön' Gang,
Schöne Haar, viele Haar, aber net lang.
Weil i net kemma bin, schimpft's mi an Stroach,
Wart nur, i kimm ihr scho, klopf's windelwoach.
Grad wia' ra Christkindel söttene Aug'n
Und a söttana Hauptschankl: da muaßt grad so schaug'n!
Hab' ihr zwoa Busserln gebn, sie hat net geschrien:
Sie hätt m'r des dritte wohl aa no verziehn.
Es Deandl am Backerl hat an braun Fleck:
Gar koa Roß is so schö' als wie a Scheck.
Hab' ihr a Busserl geb'n auf den seln Fleck,
Find i's auf Ostern no, oder is's weg?
Es Deandl is weiß und rot, hat braune Haar',
Und bal's schwarzauget aa no waar, nach'r war's gar'.
Es Deandl schreibt gschmach, ihr Schrift is schö kraus,
Und reden bal's aa no kunnt, nacha waar's aus.
Daß du net sauber bist — söll sag i net:
Aber balst saubrer warst, — schaden kunnt's net.
Du schwarzaugets Deandl mit die nußbraune Haar,
Bal'st mi no amal so anschaugst, na wer i a Nar.

Daß es Busseln an Bart macht, sagt d'Muater — 's is net wahr,
Sonst hätt i langmächti scho 's G'sicht voller Haar.
Der Pfara auf der Kanzel hat's dreimal verkündt:
Nur a wüascht's Deandl busseln, grad dös is a Sünd.
Der Herr Pfara hat gesagt: i sollt Oansiedel[1]) wern,
Und i war so lang scho a Zwoasiedel gern.
Der Pfarer hat m'r geschrieben a Briaferl gar schön:
I sollt' zu mein Deandl gar nia nimmer gehn:
I pfeiff auf dös Briaferl, i schaug's gar net an,
Und i lauf zu mein Deandl so g'schwind als i kan.

Dank für ein Faß Bockbier.

Zapfend das zähe, doch zarte,
Aus Bayern das bräunliche Bockbier,
Send' und sag' ich dir Segen!
Trefflich träufen die Tropfen,
Süß ist der süffige Sud,
Dankend denket dein und dichtet der

Dahn.

Zum Sankt Nicolaus-Tag.

I.

Den Kindern.

Von Frau Holle, dem Rotkehlchen und dem braven Mädchen.

Frau Holle blickte sorgenschwer
Vom Himmel auf die Erden:
„'s giebt keine braven Kinder mehr!
Was soll daraus noch werden?

1) Einsiedler.

Es braucht Knecht Ruprecht gar so viel
Der Ruten für die Buben:
Bald steckt der Wald mit Stumpf und Stiel
Am Spiegel in den Stuben.

Und auch die Mädchen, ach so hold,
Sie soll'n nicht viel mehr taugen!"
Die schöne Göttin weinte Gold
Aus ihren goldnen Augen.

Da sang ihr zu ein Vögelein
Mit einem roten Kehlchen:
„Frau Holle, mußt nicht traurig sein!"
„Weißt du mir Trost, Liebseelchen?

„Ich weiß dir Trost! Ich bring' ihn dir!
Ein kleines Mädchen kenn' ich: —
Das ist so brav, unglaublich schier!
Bald auch den Namen nenn' ich.

Doch hör' nur erst: sie weinet nie,
Muß man sie morgens waschen,
Nie mit dem Bruder hadert sie,
Und niemals thut sie naschen.

Sie hat ein Grübchen in dem Kinn,
Ein kirschenrotes Mündchen,
Ihr Haar ist blond und sanft ihr Sinn,
Sie ist ein mollig Ründchen.

Wenn Pat' sie zum Konditor führt,
So nimmt sie's an bescheiden
Und dankt und knixt wie sich's gebührt,
(Das mag der Pat' dann leiden!)

Ihr Auge schwimmt in feuchtem Tau,
Als wär' auf sie gesunken
Ein selig Stücklein Himmelsblau
Und wäre drin ertrunken.

Sie streitet nicht, sie maulet nicht,
Nicht viel Gewand zerreißt sie,
Sie hat ein herziglieb' Gesicht:
Und Bertha Berger heißt sie."
Da ward Frau Holle seelenfroh
Und sprach zum roten Kehlchen:
„Du liebes Vöglein, ist das so, —
Dann ist sie ein Juwelchen.
Den Flug nimm auf die Erde gleich,
Und Bertha Berger grüß' mir:
Mit Kuchen aus Frau Hollens Reich.
Den Tugendpfad versüß' ihr.
Und sag' ihr, daß ihr immerdar
Geneigt und hold sein wolle
Die Göttin mit dem goldnen Haar,
Die freundliche Frau Holle.
Und weiß sie nicht den Weg hierher, —
Knecht Ruprecht soll sie fragen:
Im Wirrbart, Hut und Mantel, der: —
Der wird sie zu mir tragen."

II.

Den Erwachsenen.

Die Kinder sind zu Bett gebracht. Jedoch auch für die Alten
Knecht Ruprecht und Frau Holles Nacht will ihres Zaubers walten.
Wer von uns wähnt, er sei dies Jahr so artig stets gewesen,
Daß er verdiente nimmerdar Knecht Ruprechts Rutenbesen?
Wir leugnen nicht verwirkte Schuld. Doch bauen wir Vertrauen
Und Hoffnung auf Frau Holles Huld, der fraulichsten der Frauen.
Sie ist des Wunschgotts selig Weib, das alle Wonnen sendet:
Was uns erquickt an Seel' und Leib, — Frau Holle hat's gespendet.
Frau Holle in dem hohlen Stein, sie strählt ihr Haar, die Holde:
Dann flutet's in die Welt hinein von Sonnenglast und Golde.

Mir wurde nur ein karger Teil von all' dem goldnen Regen:
  Sie schenkte mir als all' mein Heil der Dichtung Fluch und Segen.
Doch gönn' ich euch das and're Gold: ich will mich, stolz-bescheiden,
  An ihrer Schönheit wunderhold im goldnen Traum nur weiden.
Und ob mir noch in diesem Jahr der Stunden letzte rolle: —
  Ich segne dich im goldnen Haar und danke dir, Frau Holle!

Einer Dame mit einer Büchse Kaviar zum St. Nikolaus-Tag.

(Chor der Stör-Frauen.)

Wir fühlen uns gar hoch geehrt,
Daß, wie Knecht Ruprecht uns belehrt,
Dir unsre grauen Eier wert. —
So haben in Geschwindigkeit
Schwachsalzig, in Gelindigkeit,
Wir dir gelegt zur Holle-Feier
Hier einen hübschen Haufen Eier.
  Sollst dich nicht damit quälen,
  Die einzelnen zu zählen!
Sperr' nur dein holdes Mündlein auf
Und laß den Dingen ihren Lauf,
Dann wird dir Wohlgeschmack beschert: — —
Heil der, die hat, wes' sie begehrt!

An Julius Lohmeyer,

Herausgeber der „Deutschen Jugend“.

I.

Meinem Worte gemäß stellt pünktlich bei dir sich und prompt mein
  Leitartikelchen ein, welches du sehnlich gewünscht.
Aber bevor in das Haar du der Braut magst schlingen die Myrte,
  Stimm' ich die Harfe mir frisch zu Hymenäen-Accord!

II.

Zur Hochzeit.

Wimmelnd nun wogt in dem bräutlichen Haus
Geflügelter Elben geschäftiges Treiben,
Huschen zum Schlote herein und hinaus,
Picken wie Vögelein leis' an die Scheiben.
Wie zu Hippolytas festlicher Feier
Tanzen und schwingen und schweben sie dort,
Und wie von Mendelssohns tönender Leier
Klinget ein prächtiger Hochzeitaccord.
Die du beschworen seit Jahren, o Meister
Julius, bannend in Wort und in Bild, —
Sieh, wie sich tummeln die hurtigen Geister,
Da es die Braut nun zu schmücken dir gilt.
Glätten den Schleier und strählen die Haare,
Knüpfen den Gürtel und schnüren die Schuh',
Und in der Kirche selbst hoch vom Altare
Nickt ein beköcherter Schlingel ihr zu.
Ward sie nun Hausfrau, flüchtig enteilet,
Kichernd verflattert der neckische Chor,
Aber am Herde euch dauernd verweilet
Jugend und Lieb' und der Schalk: der Humor!

Zur Hochzeit der Tochter eines Philosophen.

Laßt nun die fröhlichen Daktylen springen,
Stimmt Hymenäen, die festlichen, an,
Lasset die bräutlichen Flöten erklingen,
Weil durch das Haar ihr die Myrte zu schlingen
Nahet der Maid der erkorene Mann!

Herrlich'res nicht wird auf Erden gefunden,
Als wenn sich Jugend mit Schönheit gesellt,
Wenn in der Minne verschwiegenen Stunden
Hold um die Kraft sich die Anmut gewunden:
Ihre Vereinung verjünget die Welt.
Sprossenden Sehnens verborgene Keimnis,
Ahnendes Suchen nach Vollharmonie:
Wahrlich, die Dichtung ist ärmliche Reimnis,
Und, o Philosophe, höher Geheimnis
Birgt nicht die sämtliche Philosophie!
Weiseres wußten nicht Plato der Alte
Und auch die Neoplatoniker kaum.
Forsche nur, ob dein Plotinus enthalte
(Kennst du ihn doch bis in jegliche Falte!)
Schöneren, heiligern, seligern Traum!
Aber ihr Glücklichen, höret die Bitte:
Gönnet der Muse den Platz an dem Herd:
Traun, sie gehört in der Liebenden Mitte,
Und sie verdient, daß sie werde die dritte,
Weil sie ein heiliges Wunder gewährt:
Flüchtig verwelken die bräutlichen Rosen,
Aber berührte die Muse sie hold,
Mögen sie feindliche Stürme umtosen,
Wandeln sie sich zu vergänglichkeitlosen
Sternen von ewiglich leuchtendem Gold!

Zu einer kupfernen Hochzeit.

(Nach 12½jähriger Ehe.)

Hier, schönes Paar, nehmt dies Gefäß von Kupfer:
Seid aller Hindernisse Überhupfer,
Sind sie zu hoch zum Hupfen, seid Durchschlupfer.
Seid fremder Wunden heilende Betupfer.

Das Unglück geb' euch niemals einen Stupfer.
Der schwersten Sorgen seid behende Lupfer,
Bei Skat und Whist seid eurer Gegner Rupfer,
Bei Dahns des Weins stets hochwillkommne Supfer,
Nicht dieser Reime kritische Zerzupfer.
Gedenk' ich euer, thut mein Herz 'nen Hupfer
Und wünscht euch Glück zum Hochzeittag von Kupfer!

Der Braut eines Reichsbankbeamten in Königsberg.

Die Reichsbank, liebes Kind, ist gut,
Ein höchst solides Institut,
Und Ehrenmänner magst du seh'n
In ihren Hauptbankstellen steh'n.
Doch rat' ich nicht, dein ganzes Leben
Ihr im Lombardgeschäft zu geben.
Dazu vielmehr such' du dir aus
Ein unvergleichlich ält'res Haus
Mit äußerst schwunghaftem Betriebe:
Es ist die alte Firma „Liebe“:
Sie steht, — man zählt es leicht ihr nach, —
Seit Äpfel Jungfrau Eva brach,
Sie wird besteh'n, solang' auf Erden
Noch Knab' und Maid geboren werden.
Sie wankt und wackelt nicht, die Firma,
Giebt's Krieg in Serbien oder Birma,
Und ständen eines schönen Tages
Die Russen vor dem Königsthor,
Und träfen donnergleichen Schlages
Granaten den Domkirchenchor,
Ja, drängen die Kosaken ein, —
Sie stellt' die Zahlungen nicht ein!
Sie giebt ob, ach wie oft betrogen,
Kredit noch immer dar aufs neu':

Sichtwechsel, die auf sie gezogen,
Zahlt sie sofort, mit prompter Treu',
Sie diskontiert und prolongiert
(Doch liebt sie nicht, daß man giriert!)
Und forschest du nach Referenzen, —
In Liebesliedern ohne Grenzen
Erschallt ihr Lob in jeder Weise
Von Salomo bis auf Paul Heyse.
Ja, — dieser Bank, du holde Braut,
Sei deine Zukunft anvertraut.
Ihr andern sollt die Becher heben:
Die Braut und ihr Bankier, — sie leben!

Die beiden Vulkane.

Im weißen Haar und Bart
Hab' ich die Glut bewahrt:
Wie Gott der Herr erschuf
In Welschland den Vesuv:
Im Herzen Brand, am Haupte Schnee —:
Zuweilen thut's den beiden weh:
Der eine bricht in Lava aus —:
Beim andern werden Verse draus.

Sprüche.

Herdspruch.

Eigen Haus und Herd und Kind
Machen auch das Leid gelind.

Tafeltuchspruch.

Alle Speise köstlich schmeckt,
Wenn den Tisch die Liebe deckt.

Becherspruch.

I.

Nur jener Trunk behaget sein,
Den Mundschenk Frohmut schenket ein.

II.

Swer wunsam trinken will,
Trink nit ze laut noch still,
Zieh keinen Zug ze kleine
Und trinke nie — alleine!

Vom Neid.

Selbst nichts leisten können,
Ist nur ohnmächtig
Und eigengeschlechtig:
Aber es denen mißgönnen,
Die was können, —
Das ist niederträchtig.

An Frau Emma Lenz.

(Zu ihres Söhnleins Geburtstag.)

Einst, mitten in des Winters Braus,
Flog dir ein junger „Lenz" ins Haus,
Ein feiner, schöner Knabe. —
Ja: Glück ist Lenzes Gabe.
Auch deine Lenze brachten dir
— Der junge wie der alte —
Des ganzen Lebens Glanz und Zier.
Ich aber, Holde, wünsche dir,

Daß Gott sie dir erhalte,
Der Junge sich entfalte
Zu Sommerglanz und Herbstessegen:
Doch stets sei „Lenz“ auf deinen Wegen.

An Frau Margarete.

Trinkspruch aus dem Stegreif mit vorgeschriebenem Alleinreim.

Wer sich nicht ergötzen thäte
Auf der wunderfeinen Fête
Bei der schönen Margarete, — —
Wär' er Freier oder Läte,
Wär' er Gote oder Gete,
Skythe oder Massagete,
Ob als Sänger hoch er krähte,
Ob er fromm zu Mekka flehte,
Ob in christlichem Gebete,
Büßend, ein Anachorete,
Ob als Tänzer flink sich drehte,
Schritt er stolz im Heergewäte, —
Ob im Rang geheimer Räte
Er auch noch so stolz sich blähte,
Hoch im Nacken trüg' die „Tête“
Als des Glaubens ein Prophete, —
Ob die Wüste braun ihn bähte,
Ob ihn Nordpolsturm umwehte, —
Äß' er täglich auch Lamprete,
Wär's ein Mädchen, das da nähte
Mit dem weiblichen Geräte,
Hies es Kätchen oder Käte: — — —
Das wär' eine große „Bête“! —
Denn warum? Frau Margarete,
Voller Frauenzier und Stete, —

Sie ist selber eine Fête,
Bei der jeder früh und späte,
Immer gern zu Gast sich bäte! —
Ob ich nun nicht besser thäte,
Wenn ich alles niedermähte,
Was in diese Blumenbeete
Vieler Verse hier ich säte,
Wie bei Unkraut-Ausgejäte?
Aber nein! Nun ist's zu späte!
Fertig ist die Reimpastete.
Birgt nicht eines Falschreims Gräte.
Und mit schmetternder Trompete
Ruf' ich: Heil Frau Margarete!

An Frau H.

Du hast gewogentlich erlaubt,
Daß an dein kluges, holdes Haupt
Ich Huld'gungsgrüße richte
— Geziemlich — im Gedichte.
Jedoch, was kann ich neu dir sagen?
Du weißt es lange — sonder Fragen —
Daß du bist anmutvoll und gütig
Und ein klein wenig übermütig:
Das andre schildre dir dein Mann,
Der all das besser wissen kann.

Abschied eines jungen Mädchens von ihren Freundinnen zu Breslau.

Bevor, ihr Freundinnen, ich ganz aus eurer Mitte scheide,
Wind' ich euch noch den Jungfernkranz mit veilchenblauer Seide.

Was aber wind' ich euch hinein mit feinen Zauberfädchen?
Das muß was Wunderholdes sein für so gar holde Mädchen.
Erst Frühlingslicht und Sonnenschein und wonnig warme Lüfte
Und Veilchen blau am grünen Rain und süße Fliederdüfte.
Manch' frohe Fahrt durch grünen Hag und auf der Dampfesbarke
Und lauten Nachtigallenschlag zu Scheitnig in dem Parke.
Und wenig Staub und Sonnenbrand: auch zählt der Stich der Mücke
Am weidengrünen Oderstrand nicht notwendig zum Glücke.
Im Winter sollt im Karneval ihr sein der Feste Glänzer:
Ich wünsch' euch Tänzer ohne Zahl und lauter gute Tänzer.
Und die noch in die Schule geh'n, weil's — leider! — noch geboten,
Die soll'n am Schluß des Monats seh'n nur lauter erste Noten.
Doch noch eins wind' ich euch hinein: ihr könnt es leicht ermessen! —
Wie euer ich am blauen Rhein will sicher nicht vergessen,
Sollt ihr auch mein vergessen nicht, der Schelmischen, der Losen:
Drum wand' ich euch Vergißmeinnicht zu Veilchen und zu Rosen.

An eine von Breslau an den Rhein Verpflanzte.

Du bist nun, hör' ich, Rheinfroh.
Wir waren hier so dein froh,
In Würzburg wärst du Main-froh:
Denn dir im Hirn liegt kein Stroh!
Sei immer voll- und rein-froh,
Sei immer groß-, nie klein-froh,
Im Ernst und nicht zum Schein' froh:
Weil fein du bist, sei fein-froh,
Nur plumpe Leut' sind schwein-froh.
Im Tanze schwing' das Bein froh,
Sei Wald- und Berg- und Hain-froh,
Und gegen Freier Nein-froh,
Bis endlich du wirst „Sein“ froh.
Und sticht dich mal ein Rheinfloh,

So sei auch dieser Pein froh,
Und nimmermehr sei dein Fall,
Du Liebliche, ein Reinfall;
Doch denk auch manchmal Rheinfroh
Noch deines Felix Wein-froh.

Der Student und sein Vater.

Sprach der Vater zu dem Sohne:
„Fleiß ist jeder Tugend Krone!
Ob du gleich nun Senior, —
Fuchsfaul bliebst du, wie zuvor.
Lernen ist dir nicht Begierde!
Suff ist deiner Wünsche Stiller.
Und wie schön sagt doch schon Schiller:
‚Arbeit ist des Bürgers Zierde!'"
Doch der Sohn sprach zu dem Vater:
„Schiller sei mir nicht Berater!
Denn ich finde affektiert
Einen Menschen, der sich ziert."
Abgeführet stand der Vater.
Doch den Sohn verschlang der Krater
Im Referendarexamen.
Also geh' es immer. — Amen!

Zwei Schwestern ins Gedenkbuch.

Welcherlei Reiz geht vor? Ob der ahnungslosen, der Jungfrau,
Welche von Liebe nur träumt, die sie ersehnend erhofft,
Oder die frauliche Glut der zur Rose erblüheten Knospe,
Deren Blick es bezeugt, wie sie die Liebe beglückt?
Schade nur, daß ich nicht Paris bin, um den Streit zu entscheiden:
Denn ich reichte — geteilt — jeder den Apfel zugleich.

Die Wehrlose.

Ach, mir ist: er siegt am Ende!
  Gott verlieh mir nur zwei Hände:
Halt' ich mir nun zu die Ohren,
  Bin ich durch den Blick verloren;
Halt' ich zu die beiden Augen,
  Muß mein Ohr sein Werben saugen.
Deck' ich mit der rechten Hand
  Beide Augen ausgespannt,
Mit der Linken links das Ohr: —
  Wehrlos bin ich, wie zuvor:
Denn nun trägt er rechts mir vor
  Heiß sein Hoffen, Heischen, Hangen! —
Und Gott selbst kann nicht verlangen,
  Daß ich, mit verhalt'nen Ohren,
Senke beide Augenlider,
  Wie in blinde Nacht verloren:
Ach, ich fürchte, immer wieder,
  Geh'n sie auf, schlag' ich sie nieder.
Und dann zieht er längs dem Mieder
  Kosend nieder meine Hände,
— Ist er kräft'ger doch am Ende! —
  Weh und, ohne Thorverschluß,
Harrt, leis' offen, schon mein Mund:
  Ich besorge: jetzt, zur Stund',
Hier, im dämmerstillen Erker,
  Drohet mir der erste Kuß!
Was schuf Gott mich auch nicht stärker!

Zwei Sprüche von einem Fest zu Königsberg.

I.

Die Alten an die Jungen.

Ich habe von den Alten
 Hier im Saal
Auftrag erhalten
 An die Jungen zumal
(Dabei steht jedem und jeder frei,
 Ob er von den Alten oder Jungen sei!)
Man hörte dort bei den Jungen raunen,
 — Es sprach ein Blonder zu einer Braunen: —
„Das wäre ja all' recht nett so weit:
 Doch jammerschad' um die schöne Zeit,
Die wir verlieren mit Trinken und Essen: —
 Wir sollten tanzen unterdessen!
Aber da sitzen die Onkel und Väter
 Und meinen: ‚Was? Tanzen? Ach erst später!
I wo! Die Jugend soll warten fein,
 Ich schenke mir nochmal Rotspohn ein!'
Erst müssen sie Kirche noch und Staat
 In Ordnung richten mit ihrem Rat.
Und daneben verdammen die Mütter und Tanten
 Die Toiletten aller lieben Bekannten!"
So sprach er, ganz entbrannt auf Tanz.
 Durchtrieben ist er gar und ganz!
Er redet listig nach dem Sinn
 Der tanzentbrannten Nachbarin,
Als ob er selbst gar nie — o nein! —
 Nach Bier Verlangen trüg' und Wein!
So realistisch ist es nicht,
 Das holde Jünglingsangesicht,
Er trinkt nie Bier: — wenn er kein's kriegt,
 Er dürstet: — wenn das Faß versiegt:

Man sagt, er kann um ein Glas Spaten
Sogar des Handelsrechts geraten!
Wir Alten sprechen nun dagegen:
„Wär' uns nicht sehr an euch gelegen,
Dann hätten uns, du junge Welt,
Wir Alten ganz allein gesellt.
Doch unsre Weisheit, unsre Tugend
Genügt uns nicht: wir brauchen Jugend!
Und da wir selbst sie nicht mehr haben,
(Gott sei's geklagt!) wir alten Knaben,
So haben wir euch eingeladen,
Im Glanz der Jugend uns zu baden.
Verzeiht nur sehr, ihr grünen Gnaden,
Daß wir uns auch dazu gesellt:
Wir sind nun doch mal auf der Welt
(Wenn ihr's verzeiht und 's euch gefällt!)
Und das ist gar nicht euer Schaden,
Weil selbst das klügste Küchlein fällt
Nicht sonder Eltern auf die Welt.
So wollet denn in großen Hulden
Auch eure Alten heut' hier dulden.
Wir Alten aber untereinander,
Wir dürfen's schon gestehen selbander:
Die beste Weide für Augen und Herzen
Ist wackre Jugend in Ernst und Scherzen,
Und das beste bleibt von dem Lebenstraum:
— Wir erlebten's just unterm Weihnachtsbaum: —
Die andern, die Jugend fröhlich seh'n.
Denn seliger als Nehmen ist Geben:
Wohlan, so soll's auch heut' gescheh'n:
Die Jugend — fröhlich soll sie leben!"

Die Jungen.

Wir sind so schüchtern, (wie bekannt!)
Wir jungen Herrn in diesem Land,

Und lange Reden halten
Ziemt nur den weisen Alten,
Die sich in vielen Jahren
Aufs Reden eingefahren.
Und vollends nun ein Herr Professor, —
Der weiß natürlich alles besser.
Drum woll'n wir nur in Kürze sagen:
Im ganzen ist es zu ertragen,
Wie's uns am Pregel hier ergeht.
Das beste ist, was ihr nicht seht,
Was so im stillen vor sich geht,
Wann durch den Schnee der Schlitten bricht
Und auch den Eislauf treibt ihr nicht:
Bis euch vor Augen plötzlich,
Oft wenig euch ergötzlich,
Steht, trotz der Tanten Tobung,
Das Donnerwort: „Verlobung".
Denn was die Mädchen und wir Knaben
So recht energisch wollen haben,
Das setzen wir hier durch gewöhnlich.
Drum sind wir auch nicht unversöhnlich,
Und eure Schwächen, ob nicht klein,
Ihr Alten, wollen wir verzeih'n.
Zumal ein Wort, vorhin verkündet,
Hat uns ein ganz neu' Licht entzündet:
Es setzen wirklich in jedem Haus
Die Jungen ält're Leut' voraus,
Wodurch der Nutzen der ält'ren Leute
Nun klar bewiesen steht: — seit heute.
Sehr schlimm ist nur bestellt auf Erden,
Daß auch wir Jungen älter werden
(Am schlimmsten freilich, frommer Christ,
Wenn einer nie jung gewesen ist).
Dann wollen wir hoffen, der Seele Schwung
Bleibt auch im grauen Haar uns jung,

Wie wir von manchem von euch dort wissen,
Der jung sich erhält — trotz Hindernissen.
Drum wollen wir Jungen das Glas nun erheben:
„Die Alten, die jung sind, sollen leben!“

Der grammatische Nachtwächter.

Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen,
Was der Sprache Glock' geschlagen.
Lange trug ich's ohne Klagen,
Wie ich viel schon klaglos trug! —
Doch nicht länger will ich's tragen,
Dieses gottverdammte: „frug“!
Nicht nur alle Zeitungen,
Die Sprachverderbverbreitungen,
Nicht nur sudelndes Gelichter,
Nein, auch ein paar echte Dichter,
Auch mein lieber Julius Wolff,
Bis ich ihm zur Einsicht holf,
Und die strengen Dichter-Richter,
Jene Minos-Angesichter,
Unsre Spreu- und Weizensichter,
Diese holden Bösewichter
Sprechen täglich ganz gemütlich,
Christlich ebenso wie jüdlich,
Sprechen, schreiben, drucken „frug“.
Liebe Kinder, seid doch klug!
Einfach ist es zu erörtern:
Nur bei jenen Redewörtern,
Die im Perfekt steh'n auf — en,
Mag im Imperfekt gescheh'n,
— Himmeldonnersakrament! —
Was auf Deutsch man Umlaut nennt.

Wenn du „frug“ und „frugst“ willst sagen,
Mußt auch folgendes du tragen:
Sagen, sug, gesagt,
Plagen, plug, geplagt,
Zagen, zug, gezagt,
Tagen, tug, getagt,
Klagen, klug, geklagt,
Ragen, rug, geragt.
Würde solches dir behagen?
Zweifle, ob dir das behug!
An dem Zeug mußt du verzagen,
Ob dein Herz noch nie verzug.
Dank sollst du dem Warner sagen,
Ob du Dank noch nie mir sugst;
Nie mehr unsre Sprache plagen,
Wie du oft mit „frug“ sie plugst.
Nur noch eines nebenfüglich:
Schreibe niemals „diesbezüglich“:
Weil es erstens lautlich scheußlich,
Zweitens auch grammatisch gräuslich:
Denn: „auf diesbezüglich“ müßte
Die vertrackte Wendung heißen,
Wollt' ein häßliches Gelüste
Auf „bezüglich“ sich verbeißen.
Merkt, ihr Herrn, und laßt euch sagen,
Was der Sprache Glock' geschlagen!

Die schönste Mundart.

Ihr streitet hin und streitet her,
Was wohl die schönste Mundart wär'?
Sollt ihr's von mir erst lernen müssen?
Die schönste Mundart ist: — das Küssen!

Freias Spruch zu einer Verlobung.

Nun freue dich, Frigga!
  Bald binden die blühenden
Beiden den Bund,
  Der ewig sie einet.
Weißt du noch, Wonnige, wie
  Ich Lustige listig die Liebe
In den Zögernden zärtlich entzündet?
  Es müssen der Minne und mir
Wogende Wellen wie
  Lachendes Land,
Feuer und Flammen, Felsen und Fluren,
  Alles auf Erden
In Demut mir dienen!
  Weißt du noch, wie auf den Wogen
Des Pregels das prächtige Paar
  Im schaukelnden Schifflein,
Das fröhliche, fuhr?
  Hurtig huscht' ich herbei,
Und der niedlichen Nixe, der neckischen,
  Des Flusses befahl ich
Mit starkem Stoß an das Steuer
  Das bebende Boot bordüber zu biegen.
Da meinte die Maid, den mutigen Mann
  Rasch über den Rand
Schon sinken zu seh'n:
  Schrill schrie sie im Schreck,
Auf sprang die Spröde und spreitete
  Ängstlich um ihn den Arm:
Auge sah da in Auge,
  Und Freias Funke, — der flog!
Zärtlich entzündet, unzögernd,
  Ihr hob sich das Herz
Und nicht minder dem Manne:

Selig sah er,
Daß lang' sie ihn liebte.
Siehst du, so sollen Segel und Schiff
Und Wasser und Woge
In Demut mir dienen,
Mir, Freia der Frohen,
Die allen auf Erden wie in Asgardh
Wonnigste Wonne gewährt.
Gewirkt ist mein Werk,
Zu Ende mein Amt:
Nun, Frigga, freudige Frau,
Nun walte du weiter
Des häuslichen Herds
Und bald auch, wähn' ich, der Wiege.

Zur Taufe von Mechthild Bezzenberger.

Saßen da selig oben in Asgardh die Asinnen alle.
Nachmittag nämlich war es geworden, wann Weiber wünschen
Worte zu wechseln. — Die göttlichen Gatten, Saehrimnirs satt
Und unendlichen Aeles, sanken in süße Siesta,
Und wäre Walhall zugänglich Cigarren, so hätten die Hohen
Schmunzelnd geschmaucht. — Die Zeit der Cigarren für Männer ist Mädchen
Wie Weibern die des köstlichen Kaffees, wenn sie kriegen ihn können.
Aber in Asgardh kennt man nicht Kaffee, und es müssen mit Milch —
Mit Geißmilch gar! — sich bescheiden die Schönen.

Da fuhr Fulla herein in die Halle, das muntere Mädchen
Mit breiter Brust: „Freue dich, Frigga!" rief sie, „'s ist richtig!
Ein Kind ist gekommen, ein minniges Mädchen,
Dem wortgewaltigen Wurzelentwirrer und der hohen Hausfrau,
Der langen Lene, klaräugig, klug, die graue Greise
Scheuen im Schachspiel.
‚Mechthild': — Machtkampf, so nennen sie es mit Namen,

Und ich schenkte schützend bei der Wasserweihe,
Bei der Namennennung dem Kind ein Kleinod
Eigner Art, wie es meinem Wesen eignet:
Seht, den silbernen leuchtenden Löffel,
Freudiger Fülle ziemendes Zeichen, breit und behäbig:
Nicht läppernd, nein, lustig und löfflings
Der Lust des Lebens koste die Kleine."

Freia die Freudige griff in den Gürtel:
„Der Walküren Weiserin, der Kühnsten Königin,
Rühmt man mit Recht mich! Wohl will ich's erweisen
An der mutigen Mechthild. — Auch dem Weib ist gewoben
Im Leben oft leidige hart hindernde Hemmnis:
Wohl! Wie die Walküre mit schwingendem Schwert
Soll sieghaft zersägen Hemmnis und Hind'rung
Mit diesem Messer Mechthild das Mädchen."

Doch aus schimmerndem Schrein hob die hehrste
Der Frauen, Frigga, ein spitziges, spaltiges, grades Gerät:
Sie lächelte lieblich: „Was fruchtet Fullas Fülle,
Was der Wanin Walkürenweise dem Bezzenbergerschen Baby?
Der Löffel wird leidig, das Messer wird müßig,
Mißt das Mädchen den Mann.
Denn wir wonnigen Weiber, wir wollen es wispernd still uns gestehn:
— (Es hört uns ja hier der göttlichen Gatten,
Der Asen, nicht einer: die herrlichen Helden,
Auf breiten Bärenfellen, die Faulen, schnarchen sie schnöde!) —
Wehe dem Weibe, das misset den Mann für die Länge des Lebens!
Drum diene dem Dirnlein, der minnigen Mechthild,
Mein schimmernd Geschenk: die glänzende Gabel.
Vier fügte ich der zierlichen Zinken: dreimal soll drohend
Werbern sie wehren, dreimal dringendem Freier freislich
Zürnend zeigen die Zinken der göttingegebenen Gabel:
Aber am Ende soll sie selig mit der vierten den Freund
Den Richtigen, Rechten erobern auf Erden:
Wie mit spitzigem Speere soll sie spähend und spürend ihn spicken,

Daß der Gute, gestochen ins heimlichste Herz,
Nur der einen noch achte: der minnigen Mechthild.
Dann wird erst wonnig der Löffel sie laben,
Ihm die Suppe zu salzen und das Messer, dem Mann
Das braune Brot an dem Tische zu teilen:
Denn wahrlich, dem Weib ist die Liebe das Leben!"

Zur Jubelfeier eines hohen Richters.

Nun ward der Verdienste des Richters gedacht
Und der Themis das Schuldige dargebracht:
Der hehren Göttin mit Schwert und Wage
Gebührte der Vortritt an diesem Tage.
Doch sieh, jetzt unter der Augenbinde
Blinzelt sie und dem Lorbeergewinde
Lächelnd hervor und spricht:
„Zwar das Weib soll schweigen im Gericht.
Ich aber doch nicht!
Ihr Herrn Juristen, ihr seid nicht gerecht.
Eintreten muß ich für mein Geschlecht.
Wenn des Amtes Last der Jubilar
Und der Jahre so rüstig gewachsen war,
Meint ihr, es war sein Verdienst allein?
Dies Urteil würde zu schelten sein.
Längst hätt' ihn gebeugt die Würde der Bürde,
Wenn er stets nicht wieder gekräftigt würde
Durch holderen Reiz als den der Akten,
Der staubigen, trockenen, oft vertrackten.
Ihm blühet zu Haus ein Röselein,
Des anmutduftiger Hauch ist fein,
Das erfreut und erhellt ihn wie Sonnenschein.
Und wollt ihr gerechte Richter sein,
So füllt den Pokal mit goldnem Wein

Und thut — Frau Themis rät euch das! —
Bescheid in freudigem Jubelchor:
Es blühe und lebe
Die lächelnde Hebe,
Sein Töchterlein lebe!

Das Wunder des Bakchos.

Nahe der Reußen Mark, bei den rossezüchtenden Pruzzen,
Saß ein trefflicher Mann, den Felix Dahn sie benannten.
Weise war er und fromm: und vor allen Göttern dem Bakchos
Dient' er und hielt ihm bereit in dem Keller der duftenden Weine
Stets ein gedeihliches Maß von den auserlesenen Arten,
Welche der Fromme genoß bald zu zwei'n mit der harfenden Gattin,
Bald mit der Freunde Schar, doch der Besseren, Rebenverständigern:
Denen allein nur gönnt' er das Feinere, die es verdienten:
Würzburgs feurigen Stein und den duftigen Reiz der Mosella
Und was das Trinele baut zu Rametz im porphyrenen Etschthal. —
In dem hintern Gelaß bei den Weinen barg er das Bier auch,
Das er aus München bezog, der Stadt der unsträflichen Bayern:
Besseres Edelgebräu: wie Salvator oder auch Bockbier. —

Daß er ein trinkbarer Mann, ward bekannt in den Horden der Pruzzen,
Und ein gieriger Gauch, den dort „Lorbaß“ nennen die Leute,
Drang in nächtlicher Ruh', zwei Thüren erstemmend mit Eisen,
— Also trieb ihn der Durst! — in den Keller des heiligen Sängers.
Doch den schirmte der Gott, der den Thyrsos schwingt, den gewalt'gen,
Über das Panthergespann: Dionysos heilige Stärke:
„Wie?“ — so zürnte der Gott — „soll der dumpfe masurische Roßknecht
Schlingen in rohen Schlund, der von Branntwein dampft noch und Fusel,
Würzburgs feurigen Stein und den duftigen Reiz der Mosella?
Und was das Trinele baut zu Rametz im porphyrenen Etschthal?

Oder das Edelgebräu des Salvators und bayrischen Bockbiers?
Oder was sonst ihm die Muse beschert, dem vortrefflichen Felix,
Oder ich selber, gerührt von der Treu', mit der er zum vierten
Male gedichtet schon hat — (so gefällt's ihm!) — daß ‚durstig die Sänger‘?
Nein! Ich beschütz' ihm ‚das Sach‘! Für den Dichter geschehen noch Wunder.“
Sprach's und ins Kellergelaß flugs ergoß er verdunkelnden Nebel,
Sonderlich über die Thür, die da führt zu dem Keller des Weines.
Nur die ins Vordergelaß, wo das Holz und Gerümpel gehäuft liegt,
Wies er in hellerem Licht. — Und es sprengte wirklich der Lorbaß
Diese, die vordere Thür, und im Drang des unendlichen Durstes,
Auch von dem Schrecknis gehetzt, daß der waffengewaltige Skalde
Rumpeln ihn hör' und sofort mit Revolver und Wurfassegai
Über ihn stürme herein, — rasch faßte er, hastig und blindlings,
Was er von Flaschen ergriff — und es waren nicht wen'ger als sieben! —
Und mit dem köstlichen Raub in die schweigenden Straßen entfloh er. —

Doch als am andern Tag mit den Rosenfingern Therese
Zögernd dem Pfühl entstieg und Mathilde, die Perle der Mägde,
Zeternd, mit Diebesgeschrei, ihr geklagt den entsetzlichen Einbruch, —
Stieg in den Keller hinab mit entrüstetem Herzen der Sänger: — —
Äußerlich zwar gefaßt: doch es brannt' ihn der Grimm in die Seele!
Ist er auch geizig nicht: — nur Erlesenen gönnt er den Firnwein.
Lieber hätt' er dem Dieb manch' geschenkte Lyrik gelassen,
Welche mit Goldschnitt steht, doch nie aufgeblättert, im Buchschrein,
Als das flüssige Gold von Rametz. — Doch wie er den Schaden
Unten im Keller besah, — da erhob er olympisch Gelächter,
Schlug sich die Seiten vergnügt: und es lachten auch Gattin und Sklavin:
Denn was hatte der Dieb in der Dunkelheit Schönes erbeutet?
Sieben Flaschen, einst Soda gefüllt, doch lange nun leer schon,
Wie sie ein Wackrer gewöhnt ist mit zechenden Freunden zu trinken,
Wann sie des Weines genug — was sich selten ereignet — genossen! —

Siehe die Strafironie des gewaltig waltenden Bakchos:
Leere Flaschen dem Dieb — und dazu nur von elender Soda! —
Unversehret der Wein und das Bier für den heiligen Sänger!
Thut es dem Trefflichen nach, unablässig im Dienst Dionysens,
Und auch euch wird der Gott auf dem Panthergespanne beschützen.

Bei dem Abgange Karl Weinholds von Breslau nach Berlin.

Er geht, wohin ihn ruft sein Stern:
Er bleibt dem Herzen nah', ob fern,
Und sehen wir mit Schmerz ihn zieh'n, —
Mir ist, weiß Gott, nicht bang' um ihn:
Es wird ihm taugen, in Berlin!
„Altnordisch Leben" setzt er dort
Behaglich auf neunordisch fort.
Nur die Grammatik an der Spree
Macht mir und mich und ihm oft weh,
Jedoch er singt auch dort den Psalter,
Trotz Meister Fraunlob und Herrn Walther,
Den „deutschen Frau'n im Mittelalter".
Euch Männern flüstr' ich in das Ohr:
„Vormittelalter zieht er vor!"
Die „bayrische Grammatik" auch
Hilft dort ihm gar nicht zum Gebrauch.
Wir werden missen nun mit Schmerz
Sein schönes Haupt, sein tiefes Herz,
Sein findig Wort in Ernst und Scherz
Und die Gelahrtheit bergeshoh.
Doch Eines Trostes sind wir froh:
Er bleibt uns gut, auch fern und weit:
Denn „Freund-hold"[1]) bleibt er allezeit.

[1]) Weinhold = vinhold, nicht: „dem Weine hold".

Zum Abschied des Amtsgenossen Eduard * * *.

(Vorgetragen in dem Fest im zoologischen Garten zu Breslau 1890.)

Als es hieß: „Er geht nach Halle!“
Klagten die Kollegen alle.
Denn warum? Es wohnt Vernunft
Selbst in der Gelehrtenzunft.
Klar war denen aufgegangen,
Was sie hatten an dem Langen. —
Aber das ist wunderbar:
Selbst der wilden Tiere Schar,
Der unzünft'gen,
Unvernünft'gen,
Klagte, daß er uns nicht bliebe!
Wie schon Prinz Tamino singt,
Wann die Zauberflöte klingt:
„Selbst wilde Tiere fühlen Liebe.“
Deshalb ward die Abschiedsfeier
Auch hierher verlegt, o * * *,
Daß, bevor du ziehst gen Halle,
Dich noch seh'n die Tierlein alle.
Denn zum Fest für dich, o * * *,
Würde spielen selbst der Leier-
Schwanz auf seinem Instrument,
Wenn der Vogel hier sich fänd'!
Und es klagte das Kamel:
„Ach, wer kennt mich, meiner Seel!
Hier so gut wie dieser Reisende,
Oft auf meinem Rücken Speisende?“
Und es sprach der Elefant:
„Dieser * * * hat Verstand.
Wenn er nicht Professor wäre,
Jeden Tag könnt' er — auf Ehre! —

Traun das klügste Tier auf Erden,
Elefant könnt' * * * werden,
Und bei reiferem Verstand
Selbst geheimer Elefant."
Und es seufzten still die Affen:
„Wenig hat er stets zu schaffen
Ach! mit uns sich machen wollen,
Und wir sollten * * * grollen,
Weil sogar nicht, wann er taufte,
Er von uns sich einen kaufte.
Dennoch schätzen wir ihn sehr."
Und es stöhnt des Eises Bär,
Und er schüttelt auf und nieder
Seinen Kopf (just thut er's wieder!)
Hinter seinen Eisenreifen:
„Ich," sprach er, „kann's nicht begreifen!
Wenn mich hier so liebten alle, —
Wahrlich, ich ging' nicht nach Halle!
Doch ich bin nicht so beliebt, —
Weil's Gerechtigkeit nicht giebt!"
Nur Ein Tier — kann's nicht verschweigen! —
Wollte kein Bedauern zeigen:
Doch 's ist * * * keine Schande,
Daß es dieses nicht verdroß:
Nashorn heißt es hier zu Lande:
's ist halt ein Rhinoceros!
Doch es schluchzte die Giraffe:
„Reicht mir eine Todeswaffe!
Denn, ach, dieser Ruf nach Halle
Trifft mich härter als euch alle:
Eduard * * * war nach mir
Hier das längste Säugetier."
Und sie stimmten sämtlich zu,
Selbst das Nilpferd und das Gnu·
„Ja, nun stehst vereinzelt du!"

Also ehret selbst das Tier,
Was an Geist und Leib hervorragt,
Und wie selbst der Bestienchor klagt, —
Amtsgenossen, thun auch wir.
Laßt uns hoch die Becher heben:
„Unsrem Freunde sei vergeben,
Daß er fort will sich begeben:
Unser Langer, er soll leben!“

Festspruch.

Nun aber die lieblichsten Töne herbei auf der frisch zu besaitenden Harfe:
Nur die herzenberückendste Festmelodei, sie genüget mir heut' dem Bedarfe.
O hätt' ich doch heute die Wahl und die Schau unter allen olympischen Leiern!
Denn die prächtigste, herrlichste, freudigste Frau gilt's heut' in dem Liede zu feiern.
Wie wuchs sie dereinst doch so lieblich empor als des Rheingaus rosigste Blüte,
In dem Auge den Schalk, in dem Mund den Humor, doch im Herzen die goldige Güte.
Und ist sie auch heute icht ganz mehr so schlank wie des Rheinlands schlankeste Erle, —
Die junonische Fülle, sie steht ihr zu Dank, der harmonisch gerundeten Perle.
Drum faßt auch die Perle so gern der Gemahl in das Gold der zärtlichsten Liebe
Und Schwarzdiamanten unendlicher Zahl ihr erbohrt er mit Eifergetriebe.
Ja, ehrten Sie sie als die Bergfee nicht und die Königin all Ihrer Kohlen, —

Herr William, ich sag's Ihnen ins Gesicht: — dann sollte der Teufel
Sie holen!
Doch er holt ihn nicht: denn er weiß, was er hat an der herrlich
prangenden Hausfrau,
Und solang' er sie hat, wird sein Mühen nicht matt und die Zukunft scheint ihm nicht mausgrau.
Ist's doch für die Freunde schon hoher Genuß, die Gewaltige walten
zu sehen,
Wie sie jeglichem sagt, wie er's machen muß, wenn die Sache soll
ordentlich gehen,
Wie die Mädchen sie lehrt und den Knaben sie wehrt und das Ganze
in Ordnung und Schick hält,
(— Weh, wenn George zu spät zu der Suppe kehrt und Emmy nicht
g'rad das Genick hält!)
Ja, schickte mir selber ein Gott sie doch in gnädiger, gütiger Sendung:
Denn unermüdet arbeitet sie noch an meiner Erziehung Vollendung,
Von meinen Gebrechen entgeht ihr keins — sie erspäht sie mit Augen
des Luchses! —
Das häuf'ge Geschlürfe des Biers und des Weins und die Kleider,
— veralteten Wuchses.
Ach ich lasse so gern erziehen mich von den weichen, den patschlichen
Händchen:
Doch ich bess're mich nicht zu geschwindiglich: sonst hat das Vergnügen ein Endchen.
Nun aber erhebet die Becher mit mir und rufet mit Jubelgebrause:
„Hoch lebe, die unsrer Gesellung Zier und der strahlende Schmuck
hier im Hause.
Was ist sie doch für eine wonnige Schau, die leuchtende Feuerlilie.
Mit dem Herzen so frisch, mit den Augen so blau, die gedeihliche
Frau Emilie:
Hoch lebe sie, hoch, die schöne Frau, die Krone der schönen Familie!"

À Rose de Bourgogne.

Ne saurait exprimer grâce romane
Le lourd Teutonique de Dahn:
Permettez donc, preux Seigneurs
Et Dames gentilles aux tendres coeurs,
A moi, Bertrand de Born, au troubadour,
Fils de l'ecumant Adour,
Que je glorifie tant d'élégance
Dans la langue élégante par excellence:
Dans les doux accents de la France.
Retentissez donc, mélodies de la Durance!
Retentissez, paroles d'une plus heureuse zone,
Accompagnantes le galop du Rhône.
Retentissez donc, o paroles
Suaves, comme le chant du rossignol!
Se reveille le luth des troubadours,
Chanteurs de grâce, poëtes d'amour,
Pour célébrer une âme si belle,
Ces yeux de colombelle!
Vive la rose blanche et rouge et sans épine,
La fille du Leman à la douce mine!
Vive la noble Bourguignonne!
Si sage, si tendre, si bonne
Et surtout si mignonne
(Et un tout petit peu friponne!)
Vive la jeune mère si gracieuse et si ronde,
En toutes vertus féconde:
Vive Rosine, la bonne Dame Abonde!

To Grace.

»Grace« is the baby's name and well this name is placed:
For by this girl her race for ever will be »graced«.

Carmen potatorium Wirciburgense.

Gaudeamus igitur
  Diem hunc viventes,
 Prope Moeni flumina,
  »Kaeppeles« cacumina,
 Acriter bibentes.
Floreant Herbipolis
  Incorrupta vina,
 Flammigantia »Lapidis«,
 »Harpae« atque »Inguinis«,
  Oppmann — Haderlina.
»Civium hospitium«
  Sanat morbum mentis:
 Nam morborum omnium
 Summum est mortiferum
  Malum sitientis.
Bibunt omnes — hospites,
  Incolae perbibunt:
 Matres atque virgines,
 Senes atque juvenes
  Sero domum ibunt.
Turget »Capri saculus«,
  »Schurli-Murli« stridet,
 Scandit racemaculus,

Regnat Bacchi baculus
Et Erotis aculus
Atque Venus ridet.

Felix Dahn
antecessor neque minus potator quondam wirceburgensis fecisse gloriatur.

Gaudeamus!

(1880.)

Gaudeamus igitur,
Quod Germani sumus:
Media in gentibus
Nec postrema mentibus
Nostra fulget humus.
Floreat imperium
Et qui illud regit:
Moltki taciturnitas,
Equitum velocitas
Bene nos protegit.
Floreas, Borussia,
Germanorum parma:
Et, Minervae similis
Omni aevo memor sis:
Menti cedunt arma!
Floreas, Bavaria!
En, quam belle flores,
Quae misisti acriter
Prima et fideliter
Rheni defensores.
Vivat Regimontium,
Sarmatas propellat!
Arx armorum provida
Arx Musarum lucida,
Vincat et excellat!

Vivant nostri juvenes,
Pertinaces, puri,
Viventes pro patria
— Aemuli hac gloria —
Atque morituri.
Vivant, vivant virgines,
Matres et uxores:
Frigg et Freiae filiae,
Rosae atque Liliae,
Vitae nostrae flores.
Ubi sunt qui contra nos
Gladios strinxere?
Jacent prope Sedanam,
Ligerim et Sequanam:
Nam sic voluere!

Richardo Foerster, philologo.

Ut ex copia colorum
Iridis amoenitas,
Ex certamine doctorum
Victrix surgit veritas.
Sed ad saltum litterarum
Custodiendum acrius
»Custos« legitur »silvarum«:
Musae Forestarius!
Physiognomicen Graecorum
Eleganter explicasti
Atque icones sculptorum
Persubtilis perscrutasti.
Nonne licet admirari
Artem in Holsatia?
Et Francesco Zambeccari
Fanaque Byzantia?

Jovis nuptias vidisti
Et Junonem pronubam
Et ex Orco reduxisti
Raptam tu Proserpinam,
Macte, o Farnesinane,
Macte, Lucianice,
Macte, o Libaniane
Atque Renaissancice!
Forestarius laudandus
Feras multas jam protrivit,
Nunquam autem — admirandus!
Caprum nequam qui ferivit.

Ach, so schön ist dieser Einfall: —
Auch in Deutsch muß ich ihn fassen,
Niemals hat auf einem Reinfall
Förster sich erwischen lassen.

In der Sprachkunst unverdrossen
Hat der Held im Schwarzgelock
Manches Untier schon geschossen:
Aber niemals einen Bock!

Nun von deutschem Laut umgeben,
Fall' ich nicht mehr ins Latein:
Unser Förster, er soll leben,
Soll ein Frei- und Treffschütz sein!

Grabschrift

für mich (und manchen andern).

Er liebte Wein, Weib und Gesang:
Blieb doch ein Narr sein Leben lang!

Anti-Heine.

Täglich ging die wunderschöne Keltentochter auf und nieder
Um die Abendzeit am Neckar, wo die grünen Wasser gießen.
Täglich stand der junge Sueve, stark und schön und hoch gewachsen,
Mit dem Roß am andern Ufer an dem Steg und sah hinüber. —
Eines Abends trat die Keltin auf ihn zu mit raschen Worten:
„Deinen Namen will ich wissen, deine Heimat, deine Sippschaft."
Und der Sueve sprach: „Ich heiße Wunnigast und bin ein Sueve,
Und mein Stamm sind die Germanen, welche trinken, wann sie dürstet,
Und sich nehmen, was sie lieben." Sprach's und schwang sie auf den Sattel,
Trug sie fort in seine Halle. Anfangs war sie recht befremdet;
Bald doch fand sie's sehr gedeihlich und gebar ihm sieben Söhne.

Von zwei jungen, schlauen Grafen.

Ein schön' neu Lied zierlich in Reime gebracht von F. D., Schulmeister und Poet dazu (1892).

Es waren einmal zwei junge Grafen,
Die zählten sicher zu den braven:
(Man sagt, es soll auch schlimme geben!)
Sie führten ein tadelfreies Leben:
Der eine ist aus „Schläsien"
„Gewäsien,"
Der andre aus Ostpreußen.
Sie ließen sich's nicht verdreußen,
Zu Hause fleißig zu studieren.
Doch thät es sie inkommodieren,
Tagtäglich ins Kolleg zu geh'n,
In deutsch' und preußisch Verfassungsrecht
Und immer den Herrn Professor zu seh'n.
Das behagte den jungen Degen schlecht.

Die hatten studiert zu Bonn am Rhein:
  Da geht man nie ins Kolleg hinein.
Dort sollen gar stolze Studenten sein:
  Die brummen gleich auf frisch, fromm, frei, froh
Sogar dem Ministerio.
  Doch war es nicht ratsam in Breslau, zu schwänzen
Und im Staatsrecht durch Fernbleiben zu glänzen:
  Denn der Racker von Dahn, ob sonst kein Zopf,
War darin ein eigensinniger Kopf,
  Und er hatte schon früher einmal erklärt
Dem Schläsier, der ihm doch lang' schon wert,
  Er werd' ihm sicher nicht abtestieren,
Würd' er nicht öfter sich präsentieren.
  Da verfielen die Grafen wider den Dahn
Auf einen fein ersonnenen Plan:
  Sie beschworen einen Bundesvertrag,
Abwechselnd zu kommen Tag um Tag:
  „Denn" — sprachen sie — „so ein Professor ist dumm,
Und ein Dichter, der träumt im Nebel herum:
  Sieht er nur täglich seinen Grafen,
So hält er jeden für diesen Braven
  Und keinen wird er von beiden strafen.
Zwar hören wir halb nur, was er spricht:
  Doch unter Kam'raden, da schad't das nicht."
So sprach das kluge Bifolium:
  Doch diesmal war der Dahn nicht dumm:
Er durchschaute den ganzen Schwindel
  Von jedem der beiden Grafenkindel.
Er schrieb es fröhlich des einen Mama:
  Das war eine viel kluge Frau
Und die allerschönste im ganzen Gau.
  (Glaubt mir: sie ist es noch! Ja! Ja!)
Daß sie im stolzen Herzen sich freue,
  Der jungen Grafen und deren Schläue.

Odhins Rat.

Die Sterne wollten sinken, fahl glomm im Ost der Tag;
  Die Edda mir zur Linken, zur Rechten Saxo lag.
Ich hatte viele Tage studiert und Nächte fort;
  Das Denken wuchs zur Plage, zum Wirrsaal wuchs das Wort.
„Ich suche schon Jahrzehnte der Weisheit letztes Wort, —
  Schöpf', Odhin, das Ersehnte mir selbst aus deinem Hort!
Du sollst mir offenbaren, Ur-Grund-Germanen-Geist,
  Was schien im Weltdurchfahren dir schön, süß, stark zumeist?
Der Weisheit und der Tugend das allerletzte Wort,
  Die liebe deutsche Jugend, wie lehr' ich sie's hinfort?
Sag' mir's! Dir bin ich eigen! Dir hab' ich stets geglaubt!" —
  Da schwebte Traum und Schweigen mir ahnungsschwer ums Haupt.
Den hohen, wanderfährtigen, im Mantel und im Hut.
  Ich sah den Gott, den bärtigen, — wie kannt' ich ihn so gut! —
„Besond'res Wohlgefallen" — raunt' er — „trag' ich dir lang',
  Drum lehr' ich dich vor allen, was ich aus Runen rang.
Das Schönste sind die Frauen, das Süßeste der Wein,
  Das Stärkste bleibt das Hauen: — fest haltet an den drei'n!"

III. Abteilung.

Lyrisches:

---

1. Von Felix Dahn.

Rom.

Vom Monte Pincio sah ich auf die Stadt,
Die schimmernd vor mir lag im Mondesglanz:
Doch nicht allein die glänzenden Paläste,
Die Kirchen sah ich und die Säulenreih'n, —
Es stiegen aus den Gräbern vor mir auf
Die Toten, welche diese Straßen einst
Als Lebende mit Lust erfüllt und Leid. — —
Die ersten Boote sah ich, drauf die Hirten
Den gelben Tiber abwärts ihre Rinder
Vom triftenreichen Umbrien zum Markt
Des kleinen Dorfs im Gau der Ramner brachten. —
Dann sah ich Männer rauher Tugenden,
Des Pflugs nicht minder eifrig als des Schwerts,
Vom Rand des Abgrunds oft den jungen Staat
Abdrängen mit den angestemmten Schultern
Und ihn zum Herrn Italiens erheben.
Schon bringen vom besiegten Afrika
Karthagos Göttersäulen die Trieren,
Schon schreiten unter goldner Ketten Last
Bei Tubaklang zum Kapitol hinan
Die unterjochten Kön'ge Asias
Vorauf des Triumphators goldnem Wagen.

Und ungeheure Laster thronen bald
Auf allen sieben Hügeln dieser Stadt:
Das Übermaß der Lust, der Pracht, der Macht
Bricht aus im Größenwahnsinn der Cäsaren.
Entkrönet wird nun Roma: nach Ravenna
Und nach Byzantium hinüber gleitet
Vom müden Scheitel ihr das Diadem. —
Im Adlerhelm, die Streitaxt in der Rechten,
Aufs Forum sprengt der blonde Alarich,
Und leise klinget im Sankt Peter schon
Der Hammerschlag, der bald ein neues Rom
Zur Weltherrschaft der Seelen auferbaut. —
Dann wirft in der Colonna stolzes Heim
Des Connétables Landsknecht seine Fackel:
Doch unvergänglich neben Jupiter
Wohnt und Apoll die holde Christengöttin,
Die jungfräuliche Mutter, und es strahlt
Durch ödes Dunkel drei Jahrhunderte
Der Schönheit lichte Himmelsherrlichkeit,
Roms einz'ger Schmuck und Trost, bis endlich sieghaft
Der neue Geist, der Geist des Vaterlands,
Des freien, einigen Italiens
Mit Trommelschlag und mit Kanonenschall
Durch Porta pia seinen Einzug hält. — —
So sah ich zweieinhalb Jahrtausende
Am Pincio vor mir vorüberziehn:
Doch nicht den Wehruf der Vergänglichkeit,
Wie andre wohl, vernahm daraus mein Ohr:
O nein: der Ewigkeit Trompetenruf,
Der Weltgeschichte Tubaton von Erz.
Was einmal Heldentum und Kunst erschuf, —
Und mag's in Trümmer der Barbar zerschlagen, —
Es war doch einst, war groß und schön und stolz:
Und ewig ist, was einmal ist gewesen,
Denn unvernichtbar bleibt es, daß es war! — — —

Vom Nicht-alt-werden-können.

Wohl ein Unglück muß ich's nennen!
Diese Raschheit der Gebärden,
In den Adern dieses Brennen, —
Ach, nicht lern' ich's, alt zu werden! —
Volle achtundfünfzig Jahre, —
Weiß am Kinn der breite Bart, —
Und noch immer ein Scholare
Auf der Weisheit Suche-fahrt!
Immer noch voll Lenzvertrauen
Schon im frühen Februar,
Immer mehr noch schönen Frauen
Hold, als der Gelehrten Schar!
Immer noch viel lieber lauschend
Amselsang als Zeitungsfehde,
Immer aus der Brust noch rauschend
Ungestüm und rasch die Rede!
Auch dem Fremden, Unbekannten,
Immer noch sich nah'n so offen,
In dem Wort des Wortgewandten
Überzeugung noch erhoffen!
Immer noch den Menschen glauben,
Ob sie's noch so falsch getrieben,
Immer noch sich lassen rauben
Nicht das dumme Menschenlieben.
Nicht durch Schaden klug geworden,
Rasch und glühend wie zuvor,
An des Greisenalters Borden
Immer noch ein junger Thor.
Nein, ein alter! Das ist's eben!
Spottens-, nicht mehr liebens-würdig.
Aber ach, es ist das Leben
Anders gar zu centnerbürdig!

Und was hilft's, daß ich mich härme
Um die eigenste Natur?
Dieses heißen Herzens Wärme: —
Ach, im Tod erlischt sie nur!

Osterglocken.

(Königsberg 1882.)

Selten läuten hier die Glocken
In der Protestantenstadt:
So ist fast mein Herz erschrocken,
Als es heut' vernommen hat
Feierlich, mit tiefem Hall,
Osterglocken, euern Schall!

Osterglocken, Faustsche Klänge!
Wie ihr schlaget an mein Ohr,
Mahnt ihr mich der Weihgesänge
Von Altmünchens Osterchor,
Wann euch trug der Märzenwind
Zu dem ahnungsfrommen Kind.

Über Wipfel in dem Garten
Hört' ich leis' die Klänge nah'n,
Und mein gläubiges Erwarten
Sah die Himmel aufgethan:
Im Gewölk von Gottes Thron
Nieder stieg des Menschen Sohn.

Ach, die Ulmenbäume ragen
Wohl noch dort im Märzenwind,
Und Sankt Ludwigs Glocken schlagen
Noch wie damals voll und lind·
Doch vernähm' ich auch den Schall, — —
Fänd' er andern Widerhall.

Andrer Ostern denk' ich heute:
An der blauen Adria
Über Pinien ihr Geläute
Sandte die Basilika,
Leise Klänge, todesmatt,
Aus der Goten Königsstadt.

Aus Ravenna kam's gezogen
Feierlich, wie Grabgesang,
Und des Meeres leise Wogen
Stimmten ein wie Klageklang:
Dein gedacht' ich, Held von Bern,
Schöner, lang' erloschner Stern.

Arme Menschheit! Was verloren,
Bringt kein Ostern dir zurück.
Nie wird wieder dir geboren
Totes Leben, totes Glück:
Schönheit, Tugend, Weisheit, Kraft,
Die der Tod dahingerafft.

Arme Menschheit! All dein Sehnen:
Leben, Wärme, Freude, Licht —
In des Leichenzuges Thränen
Läßt du von der Hoffnung nicht:
Ach, dein Lebensdrang so groß —:
Und Vernichtung doch dein Los!

Osterglocken, schönste Klänge
Des Unsterblichkeitgedichts!
Schwingt euch, ihr Triumphgesänge,
Durch das Meer des Frühlingslichts,
Kündet — wohl ist es gethan! —
Laut der Menschheit Trost und — Wahn!

Denn sie kann ihn nicht entbehren;
Selbst erquickt durch diesen Traum
Mag ertragen sie die schweren
Lasten ihres Loses kaum:

Löscht im finstern Schachte nicht
Ihr das letzte Grubenlicht!

Nahet doch der armen Erden
Einst der letzte Ostertag,
Der noch mag gefeiert werden
Mit der Glocken hellem Schlag:
Denn die nächste Wiederkehr, — —
Menschen findet sie nicht mehr.

Ausgeglüht hat dann die Sonne,
Die geglänzt Äonen lang;
Ausgeglüht in Weh und Wonne
Auch der Menschheit Lebensdrang,
Und in Nacht, in Eis, in Schmerz
Brach das letzte Menschenherz.

Auch dies letzte wird noch wähnen,
Daß es wieder weiter schlägt,
Daß ein andrer Stern sein Sehnen
Flutend durch die Himmel trägt:
Aber schweigend durch das All
Kreist der ausgestorb'ne Ball.

Niemand ahnt dann mehr, welch Leben
Einst auf dieser Scholle schwoll:
Unser Jauchzen, Weinen, Streben
Spurlos, zeugnislos verscholl,
Und in ew'ges Schweigen lang'
Schwand der Osterglocken Klang.

Märzenstaub.

Welkes Laub, welkes Laub sank erst kurz hier nieder:
Märzenstaub, Märzenstaub weht schon aufwärts wieder.

Warte nur, warte nur, 's ist ein Tausch und Handel:
Laub wird Staub, Staub wird Laub: — ewig alter Wandel.
Freue dich, siehst du noch Lenz im Märzenstaube:
Deckt dich bald raschelnd doch Herbst mit welkem Laube.

Frühlingslied.

Heil uns! Nun kommt viel gute Zeit, der Winter ist zerronnen:
Der holde Herr der Herrlichkeit, der Frühling hat gewonnen.
Der Himmel blaut, die Sonne lacht, der Quell sprengt harte Bande,
Und hoch und hehr in heller Pracht herrscht König Lenz im Lande.

Weihnachtlied.

Nun ist die liebe Weihnachtzeit
Mit ihren Wundern kommen:
Durch alles deutsche Land ist weit
Ein heller Glanz erglommen:
Das ist der Glanz vom Weihnachtbaum,
Im Schnee ein Sommersonnen-Traum,
Der Kindheit sel'ger Wonnentraum: —
Nie sei er uns genommen! —
Die Kindheit flieht, die Jugend flieht:
Der Weihnachttraum soll dauern.
Wie süß er Mannesbrust durchzieht
Mit tannenduft'gen Schauern!
Es schmückt den Baum in fernem Land
Des Kriegers waffenmüde Hand:
Wie hat er doch so hell gebrannt,
Paris, vor deinen Mauern!

Denn was die Weihnacht wahrhaft weiht,
Ihr Mädchen und ihr Knaben,
Ist nicht die bunte Herrlichkeit
Der hochgehäuften Gaben:
Das ist die Reinheit, kindlich-wahr,
Der Gier, des Neids, der Lüge bar,
Die sich an Lichtglanz, still und klar,
Als höchstem Glück kann laben.
Solch reiner Sinn, — er bleib' uns treu
Auf allen Lebensbahnen:
Dann wird uns rühren immer neu
Der Weihnacht hehres Ahnen:
Dann wird der Glanz vom Weihnachtbaum
Nicht nur ein flücht'ger Wonnentraum,
Im Altersschnee ein Sonnentraum
Uns sel'ger Jugend mahnen.

Zum neuen Jahre.

Und wieder schied ein Jahr! „Die Welt wird alt.“ —
So klagt ein traurig Wort, ein Wort des Wahns.
Die Welt bleibt jung! Du hüte nur dich selbst,
Daß dir das Herz, erkaltend, alt're nicht.
Die Welt bleibt jung! — Noch scheint so hell, so warm
Wie auf Jung Siegfrieds Goldgelock die Sonne,
Noch reift aus duft'ger Rebenbluft so wonnig
Wie für der Hohenstaufen Mund der Wein,
Nicht holder sang als dir die Nachtigall
Herrn Walther von der Vogelweide vor,
Und schöner schwebte vor Herrn Gottfrieds Augen
Im Rosenschapel keine „Herrin“ hin,
Als deutscher Frauen Reiz noch heute blüht.
„Was hilft's? — Mir aber fließt das Blut nicht mehr
So heiß, so rasch, wie in der Jugend Tagen.

Wohl wird auch dieser Lenz noch Rosen bringen,
Doch taugt ihr Rot nicht meinem grauen Haar."
Und muß denn grade dich die Rose schmücken,
Und ziert sie andrer Locken minder schön?
Frei schenkte dir — wo war dein Recht darauf? —
Der Gott des Lebens eine ganze Welt.
Er gönnte dir des Atems warme Freude:
Hast du den Anspruch, ewig zu genießen?
Willst in dem Wald du einz'ger Baum allein,
Den künft'gen Raum und Wachstum hemmend, ragen?
Errötest du ob soviel Selbstsucht nicht?
Das wahrhaft Ew'ge ist kein Immerfort,
Ist nicht die Kette endlos vieler Stunden:
Das Ew'ge ist der Kreis, der, in sich selbst
Vollkommen und notwendig, sich beschließt.
Was einmal du an Wahrem, Schönem, Gutem
Erkannt, genossen und gehandelt hast,
Bleibt ewig, bleibt unwiderrufbar dein!
Kein Tod kann töten, was vollendet war.
Dem Ganzen lebe, dem du angehörst,
Und ohne das du nichts und elend bist,
Der Menschheit, deinem Volk und deinen Freunden.
Zerbrich der Selbstsucht schnöde Zwingherrschaft,
Begreife das Notwend'ge und sei frei.
In Demut beuge dich dem einzig Ew'gen:
Dem unaussprechlich heiligen Geheimnis,
Das in dem Abgrund der Unendlichkeit
Stets treibt und wirkt, vom dunkelblauen Mantel
Dem Blick mehr zugedeckt als offenbart. —
Hast du dies Ew'ge frommen Sinns geahnt,
Nie wirst du um Vergänglichkeit mehr klagen,
Und Friede, heiliger und unentweihter,
Als er in aller Priester Tempel wohnt,
Der Friede der Entsagung wird dein Herz,
So lang' es pocht, beseligend durchdringen.

— Ja, wahre Seligkeit ist nur der Friede,
Die Harmonie mit Schicksal, Welt und Menschen
Und mit dem eignen gottversöhnten Selbst.
Die Neujahrsglocken dieses jungen Jahrs,
Sie mögen uns mit feierlichem Schall
Solch hehren Frieden künden und bedeuten:
Dann, — sei'n sie auch die letzten, die wir hören, —
Dann soll'n sie ewig uns gesegnet sein!

Spruch.

Hast du den Freund erzürnt, stumm wird dir sein sprechendes Auge:
Hast du den Himmel erzürnt, werden die Sterne dir stumm!

An Helene.

Durch das Dunkel der Welt zieht, leuchtend vor Schönheit, Helene,
Wie durch das Dunkel der Nacht, leuchtend vor Schönheit, der Stern!

Vom Schmerz gefestet.

Es hatten uns der Freude Stunden
Los verbunden,
Gleich weichen, linden
Kranzgebinden:
Jedoch ein Band, das nichts mehr lösen mag,
Schlug um uns fest des Schicksals Hammerschlag.

Klage.

Ich greif' umsonst in meine Brust nach goldnen Sanges Zeilen: —
Ach Gott, es ist mir wohlbewußt, wo meine Lieder weilen.
Ich weiß, sie hielt's bei ihr zurück mit Liebesallgewalten,
Die meiner Seele bestes Stück bei sich daheim behalten.
Ob sie sich launisch von mir schied, ob ich sie sollte hassen: —
Noch immer will mein treues Lied von ihr nicht geh'n und lassen.

Eine Glücksgabe.

Mir gab ein Gott ein schönes Glück zu eigen:
Lieb' ich ein Menschenkind, so kann ich's zeigen.

Einer Schönen.

Du lässest deine Schönheit strahlen
Gleich über Niedrige und Hohe,
Und verbrennen sie in heißen Qualen, —
Du lachst der Lohe.
Warte nur: einst schlagen Flammen,
Die du entfacht, über dir selbst zusammen:
Das werden die allerstärksten sein,
Und dann, Vielschöne, dann wirst du — mein!

An ein Kind der Alpen.

Du sonder Harm und Zorn, erblüht nur zum Gekose:
Die Rose sonder Dorn bist du: — die Alpenrose.

Einer schönen Kurzsichtigen.

Das ist der Segen solcher Augen,
Die nur zu dem Hineinschau'n taugen,
Daß sie vier Nachtigallen seh'n,
Wo wirklich nur vier Spatzen steh'n.
Sei froh, daß kurz du von Gesicht: —
Was häßlich ist, du siehst es nicht,
Du schaust die Welt nur in dem Licht,
Das hold aus deiner Seele bricht.
So siehst du anmutvoll und rein
Rings nur den eignen Widerschein,
Und was die Welt an Schöne hehle, —
So schön ist nichts wie deine Seele.

An A. B.

Stets schiltst du auf mich ein und tadelst Jahr und Tag:
Ich halte schweigend still: — — Wie dich's nur freuen mag? —
Doch bitt' ich: schilt fortan nur noch, wann wir vereint:
Dann spricht dein Auge still: „es ist nicht bös' gemeint!"
Doch schriftlich schilt nicht mehr! Es kränkt die harte Schrift:
Und weißt du, ob den Freund sie nicht schon leidend trifft? — —
Still leg' ich Helm und Schild vor dein bekränztes Bild:
Ich wehre keinem Streich: nun, freut es dich, — — so schilt!

Ungleich.

Du hörst so gern, daß ich dich liebe, und schweigst dazu:
Ich bin der Quell, du bist die Schale, — ich gebe stets: — und was thust du?

Odhins Wahlsohn.

Alle wagenden, stürmisch, kühn,
Schrankenlos jagenden Göttinnen
Rief ich früher wohl hitzig an,
Meinen Gang zu beflügeln.
Denn es riß mich das Ungestüm
Allzulange verhaltener,
Mönchisch strenge gezügelter
Jugend ins Ungemessene fort. —
Hatte ich doch, bis beinahe schon
Grau sich färbte mein braun Gelock,
Arbeit nur und die Pflicht gekannt,
Froh'ren Freunden ein Spott fast.
Plötzlich kamen sie über mich —
— Noch gedenk' ich der Maiennacht,
Schmetternd sang sie, die Nachtigall! —
Jene flammengewaltigen
Göttinnen feurigen Glutendrangs,
Lokis lodernde Lieblinge,
Asischen Abstamms halb,
Riesinnen halb aus Riesenreich,
Und, gehorchend dem Sturmgebraus,
Das mir die Schwingen der Seele hob,
Flog ich über die staunenden,
Weise warnenden Freunde hin,
Über der scheltenden Feinde hoch
Dräuend geschwungene Schwerte hin,
Raschen Todes gewärtig.
Damals rief ich die stürmenden,
Maßlos wagenden Göttinnen an:
„Reicht mir des Liedes nur einen
Unbestrittenen Siegeskranz,
Reicht mir der Liebe nur einen Trunk: —
Dann verweht mich, verbrennt mich."

Aber sieh, aus dem Nachtgewölk
Stieg da nieder vom Himmel hoch,
Rabenumrauscht, ein Gewaltiger,
Und die Feuerdämoninnen
Wies er von mir mit dem Speer zurück:
„Laßt von ihm, ihr Verführenden,"
Sprach er, „ihr lockend Verderblichen:
Denn ich kürete diesen Mann
Mir zum Dienst und als Wahlsohn:
Hört's: Ich, Odhin von Asgardh!"
Und den wallenden Mantel schlug
Er um die Schultern, den dunkeln, mir,
Nahm mich mit durch die Wolken.
Diensttreu folg' ich dem Gott seither,
Ihm, des germanischen Geistes Gott,
Dessen Dienst in sich selber lohnt
Überschwenglich, unendlich: denn
All' sein Dienst ist — Begeist'rung.

An meine Therese.

I.

Bald wirst du nun, vielholdes Weib, mein eigen:
Zu seinem Rechte kommt mein heißes Sehnen.
Im Kuß ersticken deine letzten Thränen,
Und deine Strenge wird ein schämig Schweigen.
Doch stets will ich dich schau'n in Myrtenzweigen!
Durchs ganze Leben soll die Scheu sich dehnen,
Stets will ich noch als Werbender mich wähnen
Und ehrfurchtvoll wie vor der Braut mich neigen.
Denn allem Rechte dienet nur der Leib,
Beherrschen läßt sich nur das Reich der Sinne,
Dem freien Herzen gelten nicht Befehle.

Ich aber will das ganze süße Weib,
Den tiefsten Honigseim im Kelch der Minne
Und den geheimsten Wohllaut deiner Seele!

II.

Wie eine mondbeglänzte Frühlingsnacht
War meiner freien Jugend duft'ge Zeit,
Es lockten Nachtigallen nah und weit,
Und Zauberschatten schwebten leicht und sacht.
Da stieg in morgensonnenheller Pracht
Dein Bild empor mit klarer Freudigkeit:
Schnell floh der Träume wesenlos Geleit,
Zur lichten Wirklichkeit bin ich erwacht.
Nun liegt vor mir die Welt im Tagesschein,
Nicht wilde Blumen pflückend irr' ich mehr,
Unsteten Schritts, im Waldesdicht umher.
Nein, edle Saat zu goldenem Gedeih'n
Streu ich ins Feld: — doch du im Äthermeer
Sollst, segensingend, meine Lerche sein.

III.

Das höchste Glück, dem Weib gegeben,
Geliebte Frau, es wurde dein:
Du brauchst dich selbst nur auszuleben,
Um schön und gut und wahr zu sein.

Von der Wahrheit.

Wahrheit zog pilgernd durch das Land,
Und weil sie auf Erden nicht Herberg fand,
Hat sie die Schwingen ausgespannt
Und flüchtete sich in der Dichtung Land.

Mahnung.

Freund meiner Seele, senke nicht die Waffen,
Wie schwül auch stürmt des Kampfes Ungewitter:
Das Leben ließ schon mancher gute Ritter,
Den Schild läßt sich der Lotter nur entraffen.
Wir beide sind zur Ruhe nicht geschaffen,
Drum frisch gesenkt des Helmes Eisengitter
Und ausgeharret ohne Furchtgezitter: —
Wir leben nur, solang' im Kampf wir schaffen.
Schmerzt den Genoß die frisch geschlagne Wunde,
So tritt der andre vor mit breitem Schilde,
Ausharrend, bis der Sieche neu gesunde.
Denn ernste Kraft erstarkt an Freundesmilde,
Die Zuversicht verdoppelt sich im Bunde
Und Treue siegt auf jedem Kampfgefilde.

An Carmen Sylva.

(1888.)

I.

Carmen Sylva, Carmen Sylva,
Warum eiltest du durch Breslau,
Ohne — durch ein Wort — zu gönnen,
Daß ich dich begrüßen dürfe?
Ach, nicht viel hätt' ich gesprochen,
Lange nicht dich aufgehalten! —
Ungerufen, unwillkommen
Aber durft' ich nicht mich nahen:
Nicht der Kön'gin, nicht dem Weibe,
Nicht der Priesterin des Schönen.
Carmen Sylva, o wie traurig
Widerspiegelt das mein Leben!

Immer Sehnen nach der Muse:
Einmal nur ihr flüchtig Nahen —
Einmal huldreich angelächelt: —
Aber dann schwebt, unerreichbar,
Hoch ob meinem Haupt vorüber
Still und stolz im Lorbeerkranze,
Abgewandt von mir die Göttin,
Der ich treu doch bis zum Tode!

II.

(Mit einem Lied, aus Koblenz gesandt.)

Fern von des Rheinstroms rauschenden Wogen,
Weit aus der deutschen, der heimischen Au'
Kommt hier ein Vögelein singend geflogen,
In die Kemnate der Königsfrau.
Kennst du das Vögelein? Kannst du es nennen?
Ob das Geschick dir die Krone beschied, —
Nicht von dem deutschen Walde zu trennen
Bist du und von dem deutschen Lied.
Siehe, hier schwebet ein Lied dir zu Füßen
Fern aus der heimischen, rheinischen Au',
Huldigend will es die Königin grüßen,
Aber vertrauter die deutsche Frau!

III.

1.

Schöne Kön'gin, du vom Aufgang,
Ähnlich du der Morgenröte,
Wärst du früher als Aurora,
Deine rosigholde Schwester,
Über Breslau hingezogen, —
Sicher hätt' ich dieses Auge,
Dieses schönheit-durst'ge Auge,
Huld'gend zu dir aufgeschlagen.

Doch, indes du heimwärts schwebtest,
Saß ich noch am Strand der Nordsee,
Träumend bei dem Flug der Möwen,
Und es rauschten mir die Wellen
Manch' geheimnisschwere Kunde
Von dem Weib in weißen Haaren,
Doch mit wunderjungen Augen,
Das sie jüngst auf Sylt gesehn:
Von der Märchen-Königin! — —

2.

Ja, nach hundert Jahren wird noch
Dort die Sage flüsternd umgehn;
Und erzählen wird die Greisin,
Wie die Mutter ihr erzählte,
Daß dereinst vom fernen Ostland
Eine wunderschöne Kön'gin,
Leuchtend wie die Morgenröte,
Kam gezogen durch die Wellen:
Einsam kam sie — trotz Gefolges! —
Und ein seltsam Zaubertreiben
Hob sie an auf jenem Eiland:
In den Sand grub sie sich Gruben,
In den gelben Sand der Düne,
Und mit lichtem, weißem Finger
Ritzte Zeichen in den Sand sie.
Und oft reckte die Gestalt sie
Hoch empor auf schlanken Hüften,
In die Luft hob sie die Arme,
Sog in sich, so voll sie konnte,
Durstig, tief, des Meeres Atem,
Als ob aus der Brust sie spülen
Wollte mit dem heil'gen Meerhauch
Was da häßlich, was da unrein
Die Erinnerung ihr trübte. —

3.

Und alsbald, wie neu gekräftet,
Winkte sie mit beiden Händen
Überall hin ob dem Eiland,
Leise Worte dazu raunend,
Worte einer fremden, weichen,
Hier noch nie vernomm'nen Sprache:
Sieh, da kamen alle Kinder,
Kamen Knaben, kamen Mädchen,
Blonde, rote, braune Köpflein,
Kamen an von allen Enden:
Und sie drangen und sie drängten
Wimmelnd an die Knie der Kön'gin,
Wie die saß im gelben Sande,
Über ihr der blaue Himmel,
Unten tief der Meerflut Branden;
Und noch einmal schwang die Rechte
Sie beschwörend über all die
Blonden, roten, braunen Köpflein
Und begann nun zu erzählen! —

4.

Ja, begann nun zu erzählen:
Märchen, Märchen über Märchen,
Selbsterfund'ne wie erlauschte
In dem fernen Land im Osten.
Sie erzählte, wann die Sonne
Über ihr stand voll im Mittag,
Bis die blauen Schatten fielen
Und der Glutball sank ins Wasser
Und die Möwe, heimwärts hastend.
Im Geklippe fern verschwebte
Und die stillen Sterne kamen
Und der Mond, der Geisterkönig,
Geisterbleich sah auf die Düne.

Und die Kinder lauschten! Lauschten
Offnen Auges, offnen Mundes,
Nimmer müde, aufzuhorchen,
Nimmer müde, aufzuschauen
Zu der wunderschönen Kön'gin,
Die da saß mit weißen Haaren,
Aber wunderjungen Augen,
Manchmal hob den Zeigefinger
Ihrer weißen rechten Hand. —

5.

Ja, sie bannte Knab' und Mädchen,
Wie zu Hameln einst sie bannte
Jener Rattenfänger; aber
Nicht, sie in den Tod zu locken:
Nein: — sie lockte und sie führte
Die erstaunten Fischerkinder
In ein nie geahntes, schönes
Blaues Märchenreich der Wunder:
In das Wonneland der Dichtung,
Dessen nie mehr mag vergessen,
Wer dort einmal nur gegastet! —
Und so wirkt seit jenen Tagen
Von Geschlechte zu Geschlechte
Unaustilgbar fort der Zauber,
Unauslöschlich fort der Segen,
Den hier ausgestrahlt dereinst die
Wunderschöne Märchenfürstin,
Sie, die Kön'gin Morgenröte,
Jung von Auge, weiß von Haar.

6.

Doch am erhabensten hat aus allen
Einer erkannt die Erhabene:
Odhin von Asgardh!

Weil sie weihte ein Weihtum,
  Gütig gönnte ein Grab
  Den traurigen Toten,
Welche da wirft die wilde Woge,
  Ferne den Freunden,
  Fern von dem Frieden
Der holden Heimat,
  An des steilen Gestades
  Öd'-unwirtliches Ufer. —
Als Odhin oben in Asgardh
Brachten diese Botschaft
Raunend seine raschen Raben,
Da strich der Stolze
Sich, selig sinnend,
Über den wirr wogenden, weißen
    Breiten Bart:
„Heil dir, du Herrliche!"
  Rief er in Rührung,
„Wohl dir — trotz all deinem Weh! —
  Du weihevoll Weib!
Du hilfst mir halten
Die Welt wider das Wüten
  Ruchloser Riesen.
Wahr nun werden
Uralte Ahnungen,
Daß dereinst mir
Eine herrliche Helferin,
Ein wonnig Weib,
Eine Königin, komme.
Eher nicht endet das All,
Bis Naglfar naht, das nächtige
Schiff, das scheusälige,
Das ganz gebaut
Und genietet aus Nägeln
  Trauriger Toter,

Welche geworfen die wilde Woge
An das öde Ufer,
Und welche herzlose Härte
Ungepflegt, ungesäubert, unbestattet
Liegen ließ im Leide, die Leichen.
Heil mir, eine holde Helferin,
Eine Königin, kam!
Sie wehrte, das wonnige Weib,
Daß Naglfar nahe.
Heil dir, du Herrliche:
Schild an Schild
Stehest du Stolze
Odhin von Asgardh!
Zum Danke des Dienstes
Spend' ich sprudelnd
Aus Quasir, dem quillenden Quell,
Tiefsten Trunk
Dir der Dichtung!"

An eine Elsa.

Auch dich hat „Elsa" man benannt,
Mit jenem Namen weit bekannt
Seit jener Elsa von Brabant.
Ich aber hätte dir fürs Leben
Nicht diesen Namen mitgegeben!
Denn jenes Weib, — es stellet dar
Was freilich oft am Weibe wahr:
Die Neugier und zumal den Mangel
An Herzvertrau'n zu jenem Angel,
Um den sich, wie das Sterngewimmel
Dreht um den ew'gen Pol am Himmel,

Als unerschütterbarem Halt,
Mit nie zu lockernder Gewalt
Des Weibes ganzes Sein und Leben
Soll festgeklammert drehn und weben:
Zu dem Geliebten das Vertrau'n!
Dir darf man nur ins Auge schau'n,
Ins Auge, schön, tief, seelenvoll: —
Man fühlt: dies Weib ist, wie es soll:
Der Glückliche, der ihr Gemahl,
Hat an ihr selbst den heil'gen Gral.

An Maria Schade.

(Königsberg 1888)

Oft, wann ich durch die Gassen ging
Und rings mich Häßliches besing,
Kam — durch Frau Säldens Gnade! —
Herangeschwebt ein junges Ding:
Das hieß Maria Schade.
Im Winde flog ihr rehfarb' Haar,
Ihr Auge glänzte sternenklar,
Rotknospig war ihr Mündlein:
Wie rasch im Wandeln mit ihr war
Enteilt ein Viertelstündlein!
Doch dann war auch die Häßlichkeit
Von Hinter-Tragheims Winterzeit
Durch Zauberschlag entflogen:
Maria, die kindjunge Maid,
Kam wie der Lenz gezogen!
Was Holdes mir durch sie geschah!
Selbst mehr als durch den Herrn Papa
Mir Freude durch sie Gott schied,
Durch althochdeutsche Lexica
Und durch den großen Ottfrid!

Mein Abschiedsspruch drum, Jüngferlein,
Soll frohe Weissagung dir sein:
Auf alle deine Pfade
Wird Anmut werfen Frühlingsschein!
Fahr' wohl, Maria Schade!

An meine Nichte Anna.

Es glänzt nicht alles, was Gold ist,
Und es weiß es nicht alles, was hold ist.

Mein Stern.

Als Kind hatt' ich zum Freunde einen Stern,
Gar hoch und hell: oft tröstete sein Glanz
In meinen Knabenschmerzen mich und sprach:
„Bemühe dich! Empor! Und stets empor!
Dann kannst so hoch und hell wie ich du werden!
Und Jahre flohen. — Kampfgewitter ballten
Ihr Nachtgewölk ob meinem Haupt: ich focht
Im roten Schein der Blitze, nicht der Sterne!
Nun, da der Lebensabend mir gekommen,
Seh' ich ihn wieder an dem Himmel steh'n:
Wie hoch und hell ist er geblieben, und
Wie niedrig und wie dunkel ach! bin ich.

Blumenbilder in Sprüchen.

Widmung.

Möge das kreisende Jahr in dem Kranze der Blumen dir bringen
Wechselnden Reiz und Duft — ohne den ritzenden Dorn.

Chrysanthemum

Um einen goldnen Kern viel weiße Strahlen!
Wie sinnig lehrst du uns, du weiße Blume:
Nur aus dem Goldgrund innigen Gemüts
Erglänzt der lichte Strahl der wahren Freude.

Herbstzeitlose.

Frost deckt die Flur, die andern Blumen starben:
Du aber, ohne Blätter, ohne Zweig,
Steigst unerschrocken mit dem zarten Kelch
Vom Boden auf. — So ringt aus Weh und Leid,
Verschmähend alles, was da seitwärts liegt,
Ein zartes Herz vertrauend auf zu Gott.

Reseda.

Liebliche Blüte, du birgst in der schmucklos schlichtesten Hülle
Süßeren Duft als der Prunk gleißender Farbe vermag.
Heil, wer das tiefe Gemüt in bescheidner Erscheinung entdeckt hat:
Unvergleichlichen Schatz trägt der Beglückte nach Haus.
Wie sich dem Sonntagskind in der Hand die vertrockneten Blätter
Wandeln in leuchtendes Gold, weil sie die Gabe der Fee.

Veilchen.

O holde Demut sanfter Weiblichkeit,
Voll süßen Dufts verborgner Innigkeit,
Wie stehst du unter stolzen Schwestern da
Gleich Aschenbrödel und Cordelia!

Schneeglöckchen.

Was thust du, Glöckchen, auf der Welt,
Da ja noch Schnee vom Himmel fällt?

„Ich träumte vom Frühlingssonnenschein,
Und um ihn bin ich kommen allein.“
Weh! hier ist tiefe Winterzeit,
Schneeglöckchen, und der Lenz noch weit!
„Dann will ich harren und warten sein,
Denn ich lieb' ihn, den goldnen Sonnenschein.“
An den Büschen glitzert Schnee und Eis,
Schneeglöckchen senkt den Kelch so weiß,
Und in Frost verdarb und schneidendem Wind
Das arme, das erste Frühlingskind.

(Therese Dahn.)

Anemonen.

Sie sprießen licht aus Waldesnacht,
Ohne reichen Duft, ohne Farbenpracht,
Unter den großen, alten Bäumen,
Über das Moos wie flutend Träumen:
Wann der Wind vorüber streicht,
Neigen sie ihre Köpfchen leicht,
Aber wo die Sonne licht
Durch die Blätterkronen bricht,
Saugen sie all das goldige Scheinen
Sehnsuchtvoll in den Kelch, den kleinen.
So blühen sie scheu, ohne Glanz und Pracht:
Die lichten Kinder der Waldesnacht.

(Therese Dahn.)

Alpenveilchen.

Wie mahnst du, holdes Alpenveilchen, mich
An meiner Bergesheimat köstlich Volk:
So schmucklos schlicht, so einfach und so reizvoll;
Und im Gemüt verschließend, tief und scheu,
Doch süß und stark den Duft der Poesie!

Apfelblüte.

Sei mir, o Blüte, gegrüßt, weiß-rötliche Blüte des Apfels,
Die du wie Veilchen und Storch kündest und Schwalbe den Lenz!
Wahrlich, des Frühlings Bild: noch so zart, nicht sommerlich glühend,
Aber das keusche Weiß doch schon errötend behaucht.
Apfelblüte, du gleichst der entknospenden Seele der Jungfrau,
Welche mit erstem Hauch leise die Liebe berührt.

Vergißmeinnicht.

Wer dich, o Blümlein, benannt, hat von echter Liebe gewußt nicht:
Liebe, welche vergaß, war ja die Liebe doch nicht!
Blümlein, du bist wohl entsproßt, als im blauen Gewässer ein Goldstern
Spiegelte klar sein Bild: ewig nun haftet es dort.
Also mahnst du uns, treu jedweden Strahl zu bewahren,
Welcher das Ideal spiegelt im stillen Gemüt.

Alpenrose und Edelweiß.

So sind bestimmt des Menschen Lose:
Nur höchstem Mut wird schönster Preis:
Am Abgrund blüht die Alpenrose
Und dicht beim Tod das Edelweiß.

Einem Lehrer ins Stammbuch.

Bei Mädchen und bei Knaben
Was muß der Lehrer haben?
Verstand, Manier, Geduld
Und echte Herzenshuld.

Übermut und Mut.

Früh welkt der Lebensübermut, der holde Fehl der Jugend,
Und blieb dem Alter Lebensmut, ist Weisheit er und Tugend.

Rückblick.

(9. Februar [meinem Geburtstag] 1892.)

Darin noch immer zähl' ich zu den Jungen!
Einst, wann die erste Lerche leis' gesungen,
Sobald der erste gelbe Falter flog,
Kam zu den Eltern jauchzend ich gesprungen
Und rief: „Viktoria! Nun ist's gelungen!
Seht ihr, wie sich Herr Winter bang verzog?"
Ich brachte von dem Bühl, dem sonnig-stillen,
Der Isarhöh'n die ersten Pulsatillen
Als Frühlingsgruß der lieben Schwester dar:
„Fort," rief ich, „fort nun mit dem Winterfenster!"
Es kommt der Lenz! Nicht scheut die Eisgespenster:
Es siegt der Lenz am neunten Februar."
Wie neckten sie mich, — und von Rechteswegen! —
Trug Jahr um Jahr statt duft'gen Blütenregen
April und Mai noch Eis und Schnee ins Land!
Wie lachten sie des hoffnungkühnen Thoren,
Der gläubig schon dem Frühling zugeschworen,
Der erst von fern gewinkt mit milder Hand.
Recht thöricht war's: ich seh' es ein und doch, —
Der lieben Thorheit fröhn' ich immer noch.
Ach, leider ist es sonst mir nicht gegeben:
Das helle Hoffen in dem dunkeln Leben!
Denn alles, was mir ist gelungen,

Hab' ich im härt'sten Kampf errungen,
Erstritten und erzwungen:
Durch Glück verlieh'n fiel nichts mir in den Schos:
Geschenkt ward mir das Leben bloß.

Vom Lorbeer.

I.

In wachen Nächten, fleiß'gen Tagen gedeiht der Lorbeerbaum allein:
Die Wurzel fußet im Entsagen, — den Wipfel küßt der Sterne Schein.

II.

Es ruht ein kampferkaufter Segen auf dir, du dunkelgrünes Blatt:
Die Harfe zierst du wie den Degen: beim Sieger nur ist deine Statt.

III.

Dies bittre Reis wird nur erstritten: geschenkt, vererbt fällt's keinem zu:
Nur jenem grünt es, der gelitten, und es verwelket in der Ruh'.

Letzter Glanz.

Am Spätherbsttage schritt ich durch das Feld:
In grauem Nebel fröstelte die Welt:
Da, durch die Wolken plötzlich brach ein Strahl
Und übergoldete die Flur nochmal:
So hat mein Leben vor der ew'gen Nacht
Nochmal durchleuchtet deiner Schöne Pracht.

An Edmund von Coelln.

(1891; † 1892.)

Dank dir, trefflicher Mann, für dein tief eindringendes Urteil,
Fein und verständnisscharf, wie nur artverwandte Begabung
Solches zu finden vermag: denn nur wer selber beflügelt,
Folgt des Fliegenden Bahn. — Doch es schildert leider dein Lobspruch
Nur, was treu ich erstrebt und doch nun und nimmer erreichte.
Nicht gebührt mir der Kranz, den du, lorbeerrauschend, emporhältst,
Denn nur zu drittem Rang mir reicht die Begabung, wenn zweiter
Rückert und Uhland ward und dem Schöpfer der holden Praxedis.
Da viel andere oft nicht bescheiden genug sich gebahren.
Hab' ich mir vorgesteckt: für die andern mit will ich's leisten.
Aber erfreut hat, ob unverdient, dein Loben mich dennoch:
Hab ich' dein Antlitz nie doch geschaut und bin dir ein Fremder:
Unbestochen daher erging dein Urteil, und lang' schon
Hab' ich die Weisheit gelernt in bald vierzigjährigem Ringen:
Eines wackeren Manns verständnisinniger Beifall,
Warm empfunden und tief, ist dankeswerter als aller
Tageserfolg, den die Mode gebar und die Mode dahinrafft.
Und solch' Loben, es spornt, — mag unerreichlich er bleiben —
Näher zu dringen dem Kranz, der da hoch rauscht über dem Haupte.

Die Presse.

Wie Helena mag sich die Presse nennen
Ein vielgeliebt und vielgescholten Weib.
Zum Höllenabgrund, draus durch schwarze Kunst
Die rechte „Schwarzkunst" Doktor Faust beschwor,
Wünscht mancher Eifrer wieder sie verstoßen.
Doch sänke rasch mit ihr hinab fast alles,
Was drei Jahrhunderte an Wahrheit fanden,

An Schönem bildeten, an Freiheit schufen,
Seitdem das heil'ge Buch der Doktor Luther,
Ein zweiter Faust, dem deutschen Volk erschloß. —
Wahr ist's: die Lüge und die freche Bosheit,
Der schale Witz, die zischelnde Verleumdung,
Die Hohlheit, welche schwerste Menschheiträtsel,
Davor der Ernst der Weisesten verzagt,
Gleich Nüssen affenhurtig knacken will: —
Sie ward durch Gutenberg nicht stärker zwar,
Doch häuf'ger, unausweichlicher als je.
Jedoch die Presse gleicht dem Element,
Das fürchterlich zerstören kann und doch
Am Herde lodert jeglicher Kultur. —
Wohlan, ihr alle, die, gleich Priestern, ihr
Die heil'ge Flamme pflegt: auf, schüret sie,
Daß nicht ihr Glanz in Dunkelheit verlösche:
Denn, wo ihr Feuer, fehlt auch Licht und Wärme.
Doch schürt nicht bloß, — bewacht sie auch und hütet:
Der sei gestoßen aus dem Heiligtum,
Die Priesterbinde dem von dem Haupt gerafft,
Der je zu niedern Zwecken schnöder Gier
Die reine Flamme schändet und daran
Das Gift des Neides und der Lüge kocht.
Dann wird die Presse gleich dem Speer Achills,
Der einzig nur die Wunden heilen kann,
Doch sicher heilt, die seine Spitze schlug.

Das Unerreichbare.

Als Knaben fand mich abends oft in Thränen
Die Mutter, wie sie später mir erzählt:
Ich weinte, weil ich nicht vom Himmel konnte

Die schönen Sterne pflücken. — Heute achtet
Auf meine Thränen keine Mutter mehr:
Doch Sterne pflücken möcht' ich immer noch!

Im November.

Glosse.

November kam, grau, nebelschwer,
Mit dunkeln, bösen Tagen,
Als ob das Licht erschlagen
Und ob die Welt voll Teufel wär'.
Nun gilt's erst recht zu ringen
Mit Nacht und schwarzer Finsternis:
Und ob weit auf den Schlund sie riß,
Und wollt' uns gar verschlingen.
Mit uns ist ein viel tapfer Heer:
Der Geist, der Wein, die Lieder:
Sinkt früh das Dunkel nieder, —
So fürchten wir uns nicht so sehr!
Auf! Hebt der Seele Schwingen:
Und ist die Sonne noch so weit, —
Zu siegen in des Lichtes Streit, —
Es muß uns doch gelingen!

Mit der Erzählung: „Was ist die Liebe?“

Wer dich dereinst die Liebe lehrt,
Den acht' ich hoch beneidenswert.
Ein Kleinod ist dem Mann beschert,
Der dich dereinst die Liebe lehrt. .
Du denk', wann höchstes Glück dir tagt:
„Freund Felix hat's vorausgesagt.“

Mit einem Stück Bernstein.

Eine schöne, goldne Mücke,
— Keine schöner, keine goldner,
Hatte jemals Gott geschaffen! —
Schwebte auf den lichten Flügeln
Um der dunklen Tanne Stamm.
Da, aus tiefer Wunde quillend,
Edelharz brach aus der Rinde,
Und ein flüss'ger klarer Tropfe
Schloß die schöne Mücke ein.
Klage nicht, o Mücke! Lange
Wärst du selbst und deine Schöne
Schon verstoben und vergessen:
Doch das Edelharz der Wunde, —
Unvergänglich dich erhalten
Hat es für Jahrtausende.
So mag eines Weibes Schönheit
Unvergänglich auch erhalten
Eines Dichters schmerzvoll Lied.

Von dem Kuß der Muse.

Wem einmal die Muse die Schläfe geküßt,
Der wäre doch ein unmännlicher Wicht,
Wenn am herrlichen Haupt er haschte sie nicht,
Bis auch den Mund sie ihm küssen gemüßt.
Wohl sträubt sie sich zierlich: — sie ist ja ein Weib! —
Und weigert Lächeln und Kuß;
Doch sie giebt sich zu eigen mit Seel' und Leib,
Weil ein Weib, wenn sie *liebt*, wenn sie muß!

Die Nacht.

Die Sonne sank hernieder:
Der düftevolle Flieder
  Schloß seine Kelche zu:
Die lauten Vöglein alle,
Sie ließen ab vom Schalle,
  Sie halten heil'ge Ruh'.
Nun komm' mit deinem Schimmer,
Mit deinem Sterngeflimmer,
  Komm, Nacht, mit deiner Pracht: —
Der Tag gehört den Frohen,
Doch wem das Glück entflohen,
  Des eigen ist die Nacht.

Weheschrei.

Ich kann nicht mehr! Kann nicht mehr ringen
  Mit mir, mit Schicksal, Gott und Welt.
Dies totgequälte Herz will springen:
  Zu stark die Sturmflut, die es schwellt.
O hätt' ich einen Freund! nur einen!
  Er sollte mir ja helfen nicht:
Möcht' nur an einem Herzen weinen
  Noch einmal, eh' das meine bricht.

Besiegt.

Lange schon ringen wir wett, wer das Haupt mag höher erheben,
  Ob die Falschheit der Welt, oder mein freudig Vertrau'n;
Lange blieb mir der Sieg, weil mich nur das Häßliche täuschte:
  Seit mich die Schönheit verriet, glaub' ich nichts mehr in der Welt!

Erhebung.

Auf dem heißen, heißen Kissen
Rastlos hin und her gerissen
Tobte das gequälte Haupt:
Und in langen, wachen Stunden
Hofft' ich nimmer zu gesunden: —
Licht und Leben schien geraubt.
Durch der Wolken wild Gewimmel
Schweifte, durch die nächt'gen Himmel,
Bang' mein Auge nah' und fern:
Sieh, da teilte sich das Grauen,
Und erstrahlend ließ sich schauen
Jupiter, mein trauter Stern.
Einem wunderschönen Weibe
Von weiß=wolk'gem Ätherleibe
Ward der Stern zum Stirngeschmeid,
Und die Hehre sprach mit Neigen:
„Wem die Göttinnen sich zeigen,
Den erlösen sie vom Leid.
Staunend starrst du? Nicht mich kennst du?
Freund, und doch schon lange nennst du
Muse mich und Ideal!
Schönheit ist dir schöne Wahrheit?
Nun, so horch! Und hoch in Klarheit
Folge mir aus dunkler Qual.
Denn nicht Träume nur und Lieder
Bringt dir deine Muse nieder,
Nein, ich bin walkürenhaft:
Hier den Schild nimm des Ertragens
Und die Brünne des Entsagens,
Des Gedankens Speeresschaft!
Nimm aufs neu' aus meinen Händen
— Gürt' es wieder um die Lenden —

Hier, dein kampfvertrautes Schwert.
Hebe Haupt und Blick nach oben,
An dir selbst nun gilt's erproben,
Was du andre oft gelehrt.
Wirf den Groll aus deiner Seele,
Voll verzeihe fremde Fehle:
Bist du selber sonder Fehl?
Überwältigende Güte
Ist der Menschheit Edelblüte
Und Begeist'rung ihr Juwel
Laß der Erde Wünsche sinken,
Wonne sollst dafür du trinken,
Wie sie Sterblichen nicht kund!
Einen Heißkuß sollst du dürfen
Jahr um Jahr verschwiegen schlürfen,
Seliger, von diesem Mund.
Grüble nicht im Grame länger!
Wer kein Held, der ist kein Sänger,
Und kein Aar wird flügelmatt!
Auf! Zum Sieg! Einst deinem Grabe
Weih' ich meine beste Gabe: —
Thränenfeucht ein Lorbeerblatt."

Treue und nicht Reue!

Schufst du ein Werk, weil's schaffen du gemußt,
Weil's also brach aus deiner tiefsten Brust
Wie aus dem Fels der Quell: und woll'n die Leute
Mit ihrem klugen Warnen und Gedeute
Dich drängen, daß du's änderst nach der Mode,
Weil's leichter, mehr gefällig und kommode, —
O habe deines Werkes keine Reu'
Und wanke nicht: bleib' treu! —

Und fand'st du eine Wahrheit, herb und kühn,
Und woll'n die klugen Leute nun sich müh'n,
Daß du sie hübsch verschweigest, weil gefährlich —
— Denn auch behutsam seist du ja noch ehrlich —
O habe deiner Wahrheit keine Reu',
Verschweig' sie nicht: — sei treu!
Und hast ein Menschenbild du lieb gewonnen,
Und war's ein Wahn und ist in Weh zerronnen,
Erwies statt stark und groß sich's schwach und klein —
Sag' nie zu deinem lieben Traume: „Nein!"
Altar und Kranz sollst du ihm nicht vernichten:
O fluch' ihm nicht! Du fluchst dem eignen Dichten!
Und habe deiner Liebe keine Reu':
Bleib' deinem Traum und deiner Trauer treu!

Abschied von den Königsberger Freunden.

(März 1888.)

Eh' wir nun wandern fort,
Jeder an andern Ort,
Hört noch mein Scheidewort, —
Ernst, tief und wahr:
Glück ist nicht Gut und Geld,
Glück ist nicht Ruhm der Welt,
Glück ist nicht Sinnenlust,
— Nichts, wann sie war! —
Glück ist in tiefer Brust
Edle Begeisterung,
Glück ist der Seele Schwung,
Stolz, wie der Aar
Fliegt zu des Himmels Klar
Hoch ob dem Gemeinen:

Solch Glück soll uns einen
Auf immerdar:
Das werde wahr!

Mein erster Abendgang in Breslau.

(25. März 1888.)

Ich ging, ein Zweifelschwanker, hin durch die fremde Stadt:
Ob hier auch wohl mein Anker auf Grund zu hoffen hat?
Am Pregel war geraten mein mühefleißig Sä'n:
Ich sah aus meinen Saaten Vollernte aufersteh'n.
Doch ob auch hier im Lande mir Odhin Sieg beschied?
Verläuft mein Wort im Sande? Verhallt im Wind mein Lied?
Und bang' sah ich nach oben ins dunkle Wolkendicht:
Da plötzlich ist's zerstoben: — durchbrach der Sterne Licht!
Auf! Ob in Nebelferne manch teures Bild entwich:
Noch sind's die gleichen Sterne — der Gleiche bin auch ich!
Noch trifft mein Schwert, das scharfe, der Mut ist unversehrt:
So töne denn, du Harfe, so blitze denn, du Schwert!

An Frau Cäcilie.

Trinkspruch.

I.

Durchfliegt mein Blick die festgeschmückte Halle,
Geblendet senkt er sich vor soviel Glanz!
Wer zählt die Blumen, wer die Knospen alle
Von Weibesschöne, hier gereiht zum Kranz.
Und drüberhin der Duft der Anmut schwebt,
Der — mehr als Schönheit! — Schönheit erst belebt.

Doch nicht die Schönheit ist's, die heut' ich preise:
Oft pries ich sie, und heilig bleibt sie mir:
Nein, einer Tugend heut' gilt meine Weise,
Die deucht mich aller Frauen höchste Zier:
Wohl braucht' ich dazu eure Harfen beide,
Wolfram und du, Freund von der Vogelweide.
Wohl mag den Mann auch schwanker Sinn berücken,
Der heute hebt und morgen stürzen läßt,
Doch wahrhaft kann nur jenes Weib beglücken,
In dem die Stete wohnet wurzelfest:
Dem Manne, dem ein solches Weib beschieden,
Ihm ward das höchste Lebensheil: der Frieden!
Ihr Wesen ist nur einem zu vergleichen:
Dem Ätherblau hoch ob den Alpenhöh'n,
Wohin der Erde Stürme niemals reichen,
Unendlich heiter und unendlich schön:
In heil'gen Rhythmen wandeln ohne Schwanken
Durch sie wie Gang der Sterne die Gedanken. —
Und in der Stete Schirmhut im Gemüte
Sprießt eine zweite Tugend hold empor:
Die echte, tiefe, laut're Herzensgüte,
Die andrer Glück als eignes sich erkor
Und unermüdlich hilfebringend naht: — —
Heil, wem ein solches Weib gekreuzt den Pfad!
Wir kennen solch ein Weib, wir kennen's alle,
Das wahrhaft stet und wahrhaft gütevoll.
So thut Bescheid mit lautem Freudenschalle
Dem Wort, das tief mir aus der Seele quoll:
Dem wahren Wort! — Laßt uns die Becher heben:
Heil Frau Cäcilie, Heil! Hoch soll sie leben! — —

II.

Weißt du, weshalb du Cäcilie heißt, wie die Heil'ge der Töne?
Weil dir die Harmonie innerstes Lebensgesetz

Einer Freundin.

Wir schenken dir, du tief geliebte Freundin,
Zum fünfzigsten Geburtstag diese Bilder:
Die Deinen von dem Ahn zur Enkelin,
Die Eltern und die Schwester und den Gatten,
Das Kind, den Eidam und der Tochter Kind:
Die Aussaat und die Ernte deines Lebens.
's ist wenig. — scheint's — und doch unendlich viel.
Vier Menschenalter, noch vergnügt und glücklich,
Kein Mißklang, wie er schrillt durch andre Häuser,
Vom Glück gesättigt — beinah — jedes Leben,
Bis es im hohen Alter sanft vom Stamm fällt.
Und in dir selbst im weißen Haar die Vollkraft
Des Frauentums an Leib und Seele freudig:
— Ach, jünger als so viele, welche niemals
Jung waren! — und im Herzen sprudelnd stark
Der Born, der deines Wesens Wurzeln frisch hält,
Der Born mit dem melodischen Gesange,
Der dir seit mehr als dreißig Jahren quillt:
Der Melusinen-Born der Poesie.
Und wenn du diese Bilder musterst, — keines,
Das nicht ein Zeuge wäre deiner Liebe
Und Zeuge auch der dir geschenkten Liebe:
Denn reichlich, wie du gabst, ward dir gespendet,
Und ein Magnet der Liebe ward dein Herz.
Wir beiden aber, Felix und Therese,
Wir danken dir doch mehr noch als sie alle:
Denn deine Freundschaft war in schwerster Zeit
— Nach unsrer eignen Kraft — der stärkste Stab.
Wir danken dir: und wenn die Abendsonne
So hell, so schön, so leuchtend und so warm
Wie andern Frauen nicht, dir scheint ins Leben,
Wenn noch dein kommend Alter Glanz verklärt,

Wie im geliebten Partenkirchen dir
Die Sonne noch die letzten Strahlen schickt,
Denk' unser freudig dann und flüst're still:
„Das ist der Dank von Felix und Therese."

Einer Achtzigjährigen.

Was ist's, o Greisin, das dein Haupt verklärt?
Erinn'rung ist's und friedevoll Entsagen,
Versöhnung mit der Welt und ihrem Weh.
Wenn ich dein ehrfurchtwürdig Antlitz seh',
Scheinst du ein Silberdiadem zu tragen:
Ein Sternendiadem, du wärst es wert!

Nachruf an Freund Mathias von Lexer

(Fortführer des deutschen Wörterbuches von Jakob und Wilhelm Grimm)
† 16. November 1892.

War je ein Herz wie Gold so treu und rein,
Verschmähte je ein Geist den schalen Schein
Und drang bis in den Grund der Forschung ein, —
Solch Herz und solch ein Geist war dein,
In Deuschland unvergessen wirst du sein,
Und leben wird dein Lob in allen Tagen,
So lange wir in deutschen Worten klagen!

Vom Meeresstrand.

I.

Du frägst, wie ich hier lebe? Still, verträumt! —

Auf gelben Sand des Dünenhangs gestreckt,
Schau' ich ins weite Meer. — Rings alles einsam.

Strandhafer duftet stark zu meinen Häupten,
Die blaue Distel, die der Meersand nur,
Vom würz'gen Salzhauch stets gefeuchtet, trägt,
Lockt rings die Bienen an: sie summen emsig, —
Das Buch liegt aufgeschlagen neben mir;
Ich lese nicht: ein kleiner Schmetterling,
Mit Perlenäuglein auf den Unterflügeln,
Sitzt auf dem weißen Blatt und sonnt sich froh.
Am duftumzog'nen Himmel wandert rasch
Ein weiß' Gewölk vorm Seewind in das Land;
Ein braunes Fischersegel weit im Meer —
Rings alles still. Eintönig rauscht der Anschlag
Der Wellen: denn die Ebbe flutet rückwärts.
Manchmal ein schriller Schrei: und blitzgeschwind,
Mit blendend hellem Schein der weißen Schwingen,
Taucht in die blaue Flut die Silbermöwe:
Dann wieder alles still und groß und einsam. —

Du frägst, wie ich hier lebe? — Still, verträumt! — —

II.

Am Abend war's. — Die Sonne sank ins Meer.
Ich blickte träumend in die Wolkenbilder,
Die Wind und Licht und Schatten wechselnd schufen. —
Bald Walhalls Zinnen, silberhell getürmt,
Von dunkler Riesen ungefüger Schar,
Von Bär und Wolf und hochgebäumter Schlange
Bestürmt: — umsonst! Sie taumeln rücklings nieder.
Bald Geisternachen, die mit Purpursegeln
Weißarm'ge Jungfrau'n tragen durch die Luft.
Bald steigen aus der Flut versunk'ner Städte
Hochgiebelige Häuser, altersbraun, — —
Das Rathaus mit der breiten Balustrade:

Es fehlt der Dom: doch leise hör' ich's klingen:
„Julin! Julin!"
Ja, aus der Tiefe läutet's in Julin!
Bald Drachenschiffe, Schild an Schild am Bord:
Blutrote Wimpel flattern von den Masten,
Im Adlerhelm am Bugspriet steht ein Held —
Die Büffelhaube deckt des Feindes Haupt:
Sie fahren grimmig aufeinander! Schau',
Wahrhaftig! Lanzen fliegen durch die Luft: — —
Nein. Sonnenstrahlen waren's: und ein Traum! —
Und dort, am Werderstrand, die weiße Maid,
Hochragend: — eine Kön'gin acht' ich sie.
Es fliegt im Wind gelöst ihr gelbes Haar,
Sie ringt die lichten Hände überm Haupt:
Du, Gudrun, bist's! Getrost! Siehst du, schon zieht
Heran auf grauer Flut der wilde Schwan,
Der dir die Rettung weissagt: dort vom Westen
Der treue Wate watet schon ans Land,
Und fernher aus den Nebeln tönt Gesang:
Das ist Herrn Horands zaubersüßes Lied!
Als ich erwachte, war es dunkle Nacht:
Verschwunden waren Goldgewölk und Bilder,
Verschwunden waren alle meine Träume! —
Fast schmerzte mich's! — —
Doch vor mir rauschte stets noch groß das Meer,
Und über meinem Haupte stand ein Stern,
Und Meer und Stern, sie sprachen still zu mir:
„Nicht klage du um das in deinem Leben,
Was dir verging wie Goldgewölk und Traum:
Vergänglich war's: drum mußt' es untersinken:
Was ewig ist an dir, — das bleibt bestehen."

Abendrot am Meer.

Wohin zielt nun all dein Streben, hart und mühsam, rastlos, schwer?
Siehst du dort die Sonne schweben schweigend in das große Meer?
Also sollst auch du dich senken klaglos in den stillen Tod:
Nach dir bleibt ein kurz Gedenken: flüchtig-schön: dein Abendrot.

An Frau Anna in Neuseß.

I.

Das war vor vielen, vielen Jahren,
Daß ich durch dies Gelände zog,
Ein Jüngling, dem von braunen Haaren
Ein dicht Gelock das Haupt umflog.
Und lächelnd wie dies Thalgefilde
Lag meine Zukunft hell vor mir:
Rings sah ich gold'ne Traumgebilde
Und meinen schönsten Traum — in dir!
In dir, du Kind von fünfzehn Lenzen,
Scheu wie das Reh am Waldessaum:
Da hing die Welt voll Blütenkränzen,
Und alles war mir wie ein Traum!
Heut' abermals durch dies Gelände
Thu' ich erinn'rungreiche Fahrt.
Schon neigt mein Leben sich zu Ende:
Im Herbstwind weht mein weißer Bart.
Da seh' ich helle Flammen glimmen:
Das ist dein Herd, — dort waltest du:
Da hör' ich frohe Kinderstimmen, —
Dein Töchterlein hüpft auf mich zu.

Dein Töchterlein von fünfzehn Lenzen —
Bist du's nicht selbst? Ich weiß es kaum!
Doch feucht seh' ich mein Auge glänzen,
Und alles ist mir wie ein Traum!
Nein, nicht wie Traum! — Was wir gesonnen,
Was wir gelebt, gewirkt, erreicht, —
Das ist kein Schatte, rasch zerronnen,
Das ist kein Schein, der flüchtig weicht.
Was einmal schön in sich vollendet,
Von edelstem Gefühl geweiht,
Das wird uns nie mehr rückgewendet:
Das ward ein Tropfe Ewigkeit!

II.

Wir stritten um die große Rätselfrage
Vom Menschenlos am Schluß der Erdentage,
Und meine düst're Weisheit, schmerzerkauft,
Von mancher Thräne bitt'rem Naß getauft,
Nicht wollte weichen deinem hellen Glauben.
Nie möcht' ich dir doch freud'ge Hoffnung rauben!
Und gestern trat — vernimm — in unſ'rem Streite
Ein neuer Grund fast sieghaft dir zur Seite:
Ich sah dich an, und tief dir in den Kern
Der Seele ließ ich meinen Blick sich wagen,
Dein Auge glänzte gleich dem Morgenstern
Noch stets so schön wie in den Jugendtagen.
Da faßte Trauer mich wie nie noch ehe:
Ich dachte still in wortelosem Wehe,
Daß so viel Reiz und Güte auch vergehe . . .
Das ist mehr Schmerz, als Menschen mögen tragen!

Vom Glück und vom Frieden.

I.

Zum Glück kann nur Begeisterung dich tragen:
Jedoch der Friede wurzelt im Entsagen.

II.

Glück ist Begeisterung,
Friede Selbstbemeisterung.

III.

Glück ist Poesie,
Friede Harmonie.

Friede und Kampf.

(Mendelhof, 1890.)

Zuviel, ach allzuviel ward mir des Haders,
Des häßlichen, im wüsten Lärm der Stadt!
Da streitet alles, unschön, wild, verworren!
Kampf, Zwietracht, Zank, wohin das Auge blickt:
Unfriedlich trennten Kaiser sich und Kanzler,
Im Osten hebt die Geißel der Kosak,
Im Westen harrt, das Messer in dem Gürtel,
Der Turko auf den Kriegschrei. — Immer noch
Schilt Doktor Luther Rom, Rom Doktor Luther,
Der Bauer und der Städter streiten sich
Ums liebe Korn, die heil'ge Frucht der Erde:
Ja, um die schwarze Kohle tief im Abgrund
Wird bitter Krieg geführt. — Und der Gelehrte
Zankt laut mit dem Gelehrten: leider nicht um
Die Wahrheit: — um den Ruhm und Lohn der Wahrheit.
Da will ein Haufe treiben aus der Schule

Homer und Sophokles, ein andrer gar
Die Schönheit werfen aus der Kunst, die nur
Des Tages ekeln Abklatsch spiegeln soll.
Und andre dreschen neu das alte Stroh,
Das oft gedroschne, von der Freiheitphrase,
Ob sich ein bißchen wen'ger oder mehr
Läßt drücken aus den müden Paragraphen.
Doch in den Zank dröhnt der Verblendeten
Schon unheilvoll von Straße her und Werkstatt
Das Drohn der Riesen, welche, sieggewiß,
Den Tag vorahnen, da sie aus den Tiefen
Empor mit rauchgeschwärzten Häuptern steigen
Und unsre ganze Lichtwelt niederreißen,
— Dies von so mancher Schuld befleckte Walhall! —
Mit uns sich selbst in ungeheurem Sturz
Begrabend unter der Zertrümmerung
Von allem, was je Menschen heilig war:
Denn ach! aus dieser Götterdämmerung
Steigt niemals eine neue Welt: — das Chaos
Und die Vernichtung sind des Kampfes Ausgang!
Hinweg aus all dem Streit! Hinaus! Empor
Zu meinen alten Freunden: zu den Bergen! —
Wie herrlich und wie friedlich ragen sie!
Vorab du, wunderholde Mendola,
Die zwischen Deutschland und Italia du
Wie sinnend stehst, das Haupt hinab geneigt
Zum schön'ren Süden! O wie gut ist's hier!
Drei Schritte von dem wirtlichen Gelaß —
Und schon umfängt mit Rauschen dich der Bergwald.
Der Bergwald! Wenig nur von Menschenhand
Gestreift: im Urwald magst du dich hier wähnen.
Wie lieblich ist's, auf weichem Moos gelagert,
Die Blicke schweifen lassen unverschränkt
Vom Großvened'ger und Großglockner dort
Im Ost entlang die ganze stolze Kette

Im Kreise bis im West zum Cevedale!
Beschwichtend wirkt auf den verstörten Geist
Der Zauber dieser festgezognen Linien
In friedevoll erhabner Majestät!
Und diese Stille rings in Berg und Thal!
Der blaue Äther flimmert um dich her,
Darin Libellen unbeweglich schweben: —
Ein sanftes Säuseln durch die Lärchenwipfel: —
Sonst alles, alles still — vollkommen — friedlich!
Hier ist es ja, das Eden, das ich suchte.
Ja, auf den Bergen wohnt und herrscht der Friede!
„Vollkommen ist die Welt allüberall,
Wohin nicht dringt mit seiner Qual der Mensch!“
Hierher dringt nicht der Haß, der Kampf, der Schmerz!

Horch'! Ich erschrecke! Horch'! Welch schriller Schrei!
Dort aus dem Blau, das erst so friedlich glänzte —
Mit lautem Gierschrei stößt der wilde Weih:
Er schlägt den Hänfling auf der Lärche Wipfel:
Schrill klagt der Weheruf des Sterbenden. —

O weh! Weh mir! Es ist ja all nicht wahr!
Der eine Schrei zerstört mir Traum und Wahn,
's ist eitel Täuschung, was der Dichter sang:
Kein Friede — Kampf auf Tod und Leben herrscht
Auch hier in höchster Bergeseinsamkeit,
Fern, fern den Menschen: Haß und Kampf und Schmerz
Ach, überall im Umkreis der Natur.
Ich wußt' es ja! Wie konnt' ich's nur vergessen?
Der Kampfschrei und der Sterbeschrei: — sie haben
Mir Ohr und Auge furchtbar aufgethan.

Zu meinen Häupten, in dem Wildrosbusch
Wie mordbegierig stürzt die Spinne sich
Im list'gen Netz auf die gefangne Fliege!
Zu meinen Füßen reißt der Scarabäus
Den nackten Wurm in Fetzen! Die Libelle,

Die harmlos sich im Licht zu baden schien,
Sie lauerte — nun schießt sie auf die Mücke! —
Die Schwalbe selbst, der Göttin heil'ger Vogel,
Nicht, sich des Flügelschwungs zu freuen, schwirrt sie:
Sie jagt, sie mordet! — Und in Eifersucht
Ums Weibchen — wie auf Paris Menelaos! —
Stürzt Buchfink sich auf Buchfink. Einer stirbt.
Ja, dort, im tiefsten Tannicht — auf dem Roën —
Fand man zwei starke Hirsche — in Gerippen!
Sie hatten um die schlanke Hinde sich,
Die staunend harrte, wem der Sieg sie schenke,
So mörderisch bekämpft in blinder Wut,
Daß die Geweihe unentwirrbar sich
Verschlangen ineinander, bis sie elend
Dem Hunger und dem gier'gen Fuchs erlagen, —
Indes die Hinde zu dem dritten lief! — —

Jedoch vielleicht — sei's um die Tiere! — waltet
Der Friede bei den stummen, sanften Pflanzen,
Die's nicht nach Blut begehrt und heißem Minnen!
O weh! Da kracht sie neben mir zu Thal,
Die starke Eiche, der das Lebensmark
Verräterisch der Epheu und die Flechte
Im Vorwand der Umarmung ausgesogen:
Ein Judaskuß wie jener auf dem Ölberg!
Dort hat die zarten, schwachen Anemonen,
Die in der Esche Schatten zag erblüht,
Das hohe Farnkraut mitleidlos getötet,
Wie an dem Quell der Schierling dort die Minze
Und von der Berberitze her der Rost
Des heiligen Getreides Halm zerstört! —
Streit, Krieg und Sieg des Stärkeren auch hier,
Die Pflanzen leben: darum kämpfen sie! —
Jedoch der tote Stein, der Fels der Berge?
Er greift nicht an und hat nicht abzuwehren!

Daher wohl stammt der feierliche Friede,
Der zu uns spricht aus diesen Formen? — Weh!
Da oben stürzt mit donnerndem Gepolter
Der rote Porphyrblock herab vom Joch,
Zerschlagend, was er trifft auf seinem Weg,
Zerschmetternd Lärche, Tanne, Zirbel, Föhre,
Die Alpenrose wie das Edelweiß,
Den bunten Falter wie die flinke Dechse,
Den dunkeln Schiefer wie den weißen Kalk:
Erbarmunglos zerstörend — — wie zerstört!
Denn ihm auch hat — dem Unverwundlichen,
So schien er sich und uns! — der Tau und Regen,
Den wie des Himmels Kuß er lechzend aufsog,
Allmählich, ganz allmählich in dem Lauf
Von viel Jahrtausenden die Kraft zermürbt,
Wie Er dereinst in Glut und Dampf und Lohe,
Ein Feuerriese, aufgestiegen war,
Von Grund auf stürzend, was ihn hemmen wollte.
Weh! Kampf und Streit im tiefsten Schos der Erde,
Wie auf den Bergeshöhen — sternennah.

Ja, sternennah! — Einstweilen ist die Dämmrung,
Die duftig ihren Schleier um mich her
So sanft, so friedevoll gezogen hatte,
Dem Abenddunkel ist sie nun gewichen:
Und siehe da, schon geht ob meinem Haupt,
Das ich in wildem Weh vom Moospfühl riß,
Schon geht ob meinem Haupte wunderbar
Der ew'ge Wandelschritt der Sterne hin.
Und sieh, ein Friede, höher, feierlicher,
Gottheiliger, als ihn die Erde kennt,
Umflutet mich geheimnisvoll von oben,
So kühl, ja kalt, doch auch so allvollkommen,
So unvergänglich rein, so ewig gleich!
Ja, was dem Menschengeist die Erde weigert, —

Das giebt der Himmel ihm, das Sternen-All,
Das ohne Kampf in immer gleichem Rhythmus,
Äonenlang in ewigem Gesang
Die Harmonie der Sphären offenbart.
Da oben in den Sternen ist der Friede . . .
Weh mir! Da stürzt, hoch aus dem blauen Frieden,
Raketengleich ein Stern herab: — er platzt!
Rings sprühen rote Funken durch die Nacht,
Die Trümmer und die Fetzen einer Welt,
Wie dort den Wurm in Fetzen riß der Käfer.
Der Stern, o nein, der Splitter eines Sterns —
Erlosch und starb. — Und so sind Millionen
Von Sonnen und von Sternen schon erloschen,
Zersprengt, vom größern Sterne mitleidlos
Gerissen in die feurige Umarmung.
Es tobt am Himmel auch ein ew'ger Kampf,
Und Krieg geführt wird von den stillen Sternen.
Der Starke siegt, der Schwache muß erliegen,
Wie dort der Weih den armen Hänfling schlug.

Wohl ist es *ein* Gesetz, ein furchtbar großes,
Das die Natur und das den Geist beherrscht;
Doch dies Gesetz ist das des Friedens nicht!
Der Kampf, der Kampf ist das Gesetz der Welt!
Das Höchste bleibt das Heldentum der Kraft!
Entfalten will sich alles, was da kann:
Was möglich ist, das ringt nach Wirklichkeit;
Und ob wir Menschen gut, ob bös es nennen, —
Das Stärkere wird wirklich, weil's das Stärkre,
Das Heldentum wird zur Notwendigkeit,
Und die Notwendigkeit zum Heldentum.

Wohlan denn! Kämpf' auch du bis an das Ende.
Du bist ein Mann, so sei ein Held und lerne:
Das, was du suchtest, ist dem Weltall fremd;
Der Friede ist des Menschen Traum und Wahn,

Das Wesen und Gesetz der Welt ist Kampf:
Ob feig, ob tapfer, kämpfen mußt du doch!
So kämpfe — sonder Klage — bis du stirbst.
Und dann: stirb stumm und stolz auf deinem Schild!

Entsagung.

Mein Geist, laß ab, zu fragen: nie wird die Wahrheit dein!
Mein Sinn, laß ab, zu jagen: nie holst das Glück du ein!
Mein Herz, laß ab, zu schlagen: erst dann wird Friede dein!

---

2. Von Therese Dahn.

Spruch.

Eins nur dünkt mich wert, darum zu werben:
Sieggesättigt, aller Wonnen trunken, sterben.

Sehnsucht.

Warum so oft in Blütentagen
Weht durch den Lenz ein ängstlich Zagen?
Warum so oft nach hellem Sonnenschein
Hüllt sich der Himmel rasch in Schleier ein?
Darf bei des Lebens vollstem Segen
Auch Wehmut ihre Flügel regen?
Ach! oder ist es nur des Echos Ruf,
Den meines Herzens Sehnsucht schuf?

*

Ein Adler regt die Schwingen: er schwebt in lichtem Glast,
Mir will das Herz zerspringen vor Sonnensehnsucht fast.
O nimm auf deine Flügel mein gottverlangend Herz,
Und über Thal und Hügel trag' du es himmelwärts.
Ich fühle mich erbeben im heißen Sonnenstrahl,
Den Adler seh' ich schweben fern über Berg und Thal.
Und glühend aus dem Herzen mir tiefer Seufzer bricht:
Halb selig, halb in Schmerzen schau' ich ins Sonnenlicht.

*

Mir sind verwehrt der Liebe Klagen, tief verborgen muß ich tragen
Heiße Glut, die mich verbrennt: einer lebt, der ganz sie kennt.

*

O komm! eh' die Lieder verklingen,
Eh' schweigende Nacht um mich ruht
Und des Todes schwarze Schwingen
Ersticken die flammende Glut.
O komm! eh' im zitternden Herzen,
Vom Brand deiner Liebe genährt,
In unsäglich bitteren Schmerzen
Mir Sehnen die Seele verzehrt.

*

Spanne die Flügel, Sehnsucht!
Spanne sie weit und schwinge sie leicht;
Flieg' über Land, über Wasser und Land,
Fliege, bis daß du sein Herz erreicht.

*

Nicht Ungemach noch staubig Müh'n ruft Seufzer auf die Lippe mir
Das thut der Liebe zuckend Glüh'n nach Vollvereinigung mit dir.

*

Schuf dir's eigenes Verschulden, ward dir's eine Schickungspflicht:
Lerne sehnend dich gedulden, glühend Herz, und springe nicht!

*

Was der Blume Sonnenschein und Tau,
Ist meiner Seele des Geliebten Schau.

*

Hoffenden Harrens Sonnenschein: —
Vergebenen Wartens trostlose Pein!

*

Weh! wer in vollen Zügen den Liebesbecher trank,
Er findet kein Genügen: entbehren macht ihn krank.

*

Ach, höret je ihr Nachtigallen schlagen
In nebelschweren grauen Regentagen? —
Wie sollt' ich Worte fügen denn und singen,
Nun mir das Herz in Gram schier will zerspringen!

*

Nun Trutz euch, ew'ge Mächte! Brecht heraus!
Mit Schmerzen, Trennung, Kampf und Kummer habt ihr uns getroffen,
Wir halten eurer Donner Schläge aus:
Sie überdauert unser Glauben, Lieben, Hoffen.

*

Um Ruhm und Ehre nicht, noch Glanz
Nicht um der leichten Freude Kranz:
Ach! um ein unerreichbar Lieben
Sind wir auf steile Höh'n getrieben.

*

Ahnst du's, wie ich begehre nach deines Auges Strahl?
Dann weißt du, wie ich lebe: dir fern in dunkler Qual.

*

Keine Seele kann fassen, keine Zunge sagen,
Welch Sehnen nach dir mein Herz muß tragen.

*

Wohl ward noch nie in Menschentagen
Solch Sehnen hin und her getragen,
Als zwischen dir und mir.
Auf heißen Liebes hohen Wellen
Im Rhythmus unsre Seelen schwellen,
Bis sie in eins gewogt.
Dann schlagen lohend rote Flammen
In einen hellen Brand zusammen
Und leuchten durch die Welt.

*

Wie vom Himmel die Tiefe, so weit
Ach! bin ich von dir: —
Und zu Gespielen gesellten sich mir
Sehnsucht und Einsamkeit.

*

Könnt' meine Sehnsucht sprechen, sie spräche nie: —
Dein Herz müßte brechen, — spräche sie.

*

Ich fände leicht die wirren Straßen, die zu dir ziehn: —
Ach und ich liebe dich aus der Maßen und soll dich fliehn!

*

Ich liebe das Licht und liebe die Sonne:
Aber viel mehr lieb' ich dich.
Ich liebe des Windes schwellende Wonne,
Aber mehr noch, viel mehr dich.
Der Lenz ist schön mit Blust und Segen,
Aber schöner viel bist du: —
Herrlich ist Tau und Morgenregen:
Doch der Herrlichste bist du.
Im grünen Wald auf roter Heide
Suche bunte Blumen ich:
Aber mehr in Lust und Leide
Immer, überall, such' ich dich.

*

O wohl ihm, wer im Überschwang der Lust
Ausjubeln darf den heißen Drang der Brust.

*

Die höchsten Freuden, die tiefsten Schmerzen
Jubeln und brennen schweigend im Herzen.

*

Schon ward in aller Menschen Zungen
Der Liebe Lust und Leid gesungen:
Wie sie gelohnt in Überfluß
Und wie sie doch verrauschen muß. —
Doch jene Liebe, stillverschwiegen,
Die keinem Schicksal wird erliegen, —
Wie selten sie doch Sänger fand!
Die singt nur, wer sie selbst erkannt.

*

Mag's regnen, mag die Sonne scheinen: —
Wem's weh' im Herzen, der muß weinen.

*

Weh, wehe! wenn du nun gleich mir
In stillen Schmerzen brennen mußt!
Wär' mir's vergönnt, ich nähme sie dir
Und senkte sie all' in meine Brust.

*

Tage wechseln mit Nächten, es wechseln Sonn' und Mond:
Doch immer gleich mir im Herzen die große Sehnsucht wohnt.

*

In seligen Tagen nicht geize mit süßem Gewähren:
Ach, dem Genuß folgt bittres Entbehren.

*

Selig Schweigen,
Das Haupt still neigen,

Dich mir denken,
In dich versenken
Mein ganzes Sein. —
So treib' ich's gerne,
Bin ich dir ferne. —
Im Herzen schwellen
Die Sehnsuchtswellen:
Bin ewig dein.

*

Wie mein Kopf an ihn denkt,
Mein Sinn nach ihm lenkt,
Mein Herz an ihm hängt,
Dem einzig Einen!
Die Sonn' ist nicht rein,
Der Tag ohne Schein,
Nur Kummer mein,
Ist er fern mir Alleinen!

Erstarrt.

Hoch im Herzen wogen Sehnsuchtfluten,
Mit der Trennung Grausen meine Seele ringt,
Und mir ist, ich müsse still in mir verbluten. —
Weh! kein Lied von den erstarrten Lippen klingt.

Dich.

Und ob der Schrecken Meeresflut
Stets hoch und höher steigt,
Ich liebe doch voll Siegesmut
Dich, den mein Mund verschweigt.

Sorge.

Ich wand're rastlos getrieben, voll Weh
  Um dich, du geliebter Mann,
Wie von der Meute gehetzt, das Reh
  Durchfliegt den ertosenden Tann:
Den stechenden Stachel tief in der Brust:
  Die zehrenden Sorgen um dich!
Und heiße Flammen voll Qual und Lust
  Versengen, verschlingen mich.

Winterabend.

Übern Himmel flutet Abendglühen,
  Rings die Hügel starr'n in Eis und Schnee; —
Durch mein Herz fließt heißes Liebessehnen,
  Durch mein Leben schauert Todesweh.

Liebe.

Ich weiß es, daß du mein gedenkst,
  Wohin du deine Schritte lenkst,
Ich weiß, dich treiben Herz und Sinn
  Mit Glutverlangen zu mir hin.
Ich weiß, gern gäbst du Glückes Schein,
  Damit du dürftest bei mir sein:
Und weil ich's weiß zu jeder Zeit,
  Ist süß mir worden Gram und Leid.

Frage.

I.

Was zagst du, Geliebter, im großen Herzen?
Erschreckt dich der Liebe siegende Glut?
Jammert dich meiner Seele Mut?
Oder klagst du um kommende Schmerzen?

II.

Da ich dich schaute, sah ich leuchtende Sonne,
Daß du bist, giebt mir unsterbliche Wonne,
Daß ich dich liebe, ist Seligkeit ohn' Ermessen,
Eignen Mangels und Erdenleidens Vergessen
Meines Lebens Seele! meines Wesens Kraft!
Was zagst du im großen unverdienbaren Herzen? —
Daß du bist, unsterbliches Glück mir schafft:
Wonnig drum litt ich nie endende Schmerzen.

Erinnerung.

Fernher steigen Höhen mit dunklen Wäldern auf,
Und leise klagt mein Sehnen, sanft meiner Thränen Lauf.
Einst wart ihr, breite Buchen, mir weltverborgner Hort:
Leis' rauschten eure Wipfel zu seinem Liebeswort.

Erinnerung durch Beethoven.

Mir klang aus den kräftigen Weisen
Dein brausender, glühender Geist:
Auf jauchzte mein Herz

In dem zehrenden Schmerz!
Nun sind die Töne verklungen: —
Und ich bin wieder verwaist.

Frühlingsrose.

Frühlingsrose, laß dir neiden deine kurze Blütezeit,
Denn mit deines Gottes Scheiden endet dir auch Lust und Leid.
Nicht verwelken deine Blätter langsam in des Sommers Luft,
Nicht verweht in Herbst und Wetter deines Schoses letzter Duft.
Nein, mit ihm darfst du verderben, der dich blühen hat gelehrt:
Glücklich, der wie du zu sterben, Frühlingsrose, ward beschert!

Wilde Rose.

Sie ist nicht strahlend, ist nicht schön,
Die Rose wild auf Bergeshöh'n: —
In Wind und Wetter, Sturm und Regen
Kein freundlich Obdach, sie zu hegen:
So steht sie einsam, ungekannt,
Dort oben an des Hügels Rand.
Sie aber glühet, duftet, lacht
Und neidet nicht der Schwestern Pracht:
Denn knospend, dorn'gem Stamm entsprossen,
Hat sie der Sonne sich erschlossen,
Und nur im goldnen Sonnenschein
Verglüht ihr Leben, süß und rein.

Die Rose blüht.

Die Rose blüht und denkt nicht dran,
Wie bald der Sturm sie brechen kann,
Wie bald der Blätter zartes Rot
Erlöschen mag im blassen Tod.
Die Rose blüht und forschet nicht,
Wie lang' ihr strahlt der Sonne Licht:
Um einen Strahl, so kurz und rein,
Will sie gebrochen, entblättert sein.

Ephen.

Nicht neid' ich, stolzer Ephen, deine Pracht,
Nicht deiner Zweige Blätterfülle,
Nicht jene zarte, grüne Hülle,
Die dich zum Liebling der Natur gemacht.
Doch daß, von Stamm und Stein getragen,
Wo liebend Wurzel du geschlagen,
Du strebst zu lichten Höhen kühn,
Daß, was du sehnend dir errungen,
Aufs engste treu du hältst umschlungen, —
Das neid' ich dir, du Immergrün.

Geheim.

Es weiß nur der Wald und noch wir zwei
Um unser verschwiegenes Minnen,
Ich berg' hinter Scherz und Mummerei
Die selige Glut tief innen.

Mein Erker lugt vom Felsenkamm
Hinab in des Thales Enge,
Der Wildbach tost durch die tiefe Klamm,
Und Föhren krönen die Hänge.
Im Herzen lohte die siegende Glut:
Mir brannte dein Kuß auf den Wangen,
Heiß durch die Adern stürmte das Blut
Im raschen Wogen und Bangen.
Da plötzlich, überflutend, jäh
Wie des Frühlings schwellende Keimnis,
Den schweigenden Föhren im Felsgezäh'
Vertraut' ich der Liebe Geheimnis.

Wunsch.

Dort, unter den Sternen, hoch in den Höh'n,
Dort möcht' ich wohnen: — wie wär' es schön! —
Ich wäre der stille Himmelsschos
Und du der Stern in meiner Flut,
An deinem Leuchten, o selig Los!
Erwacht' ich allnächtlich in blauer Glut.

Dein.

Eine Seele hab' ich: und die ist dein,
Ein eigen Leben: um dir's zu weih'n,
Ein Herz voll Glut und Leidenschaft:
Um dich zu lieben mit seiner Kraft!

Erwartung.

„Ich komme," sprach er. — Seliges Erwarten! —
Im Land verglüht goldrot die Abendschau,
Der Stern der Sehnsucht schwimmt im Himmelsblau,
Durchs Fenster würzig her vom Garten
Haucht Rosenduft und frischer Tau.
In Lindenwipfeln rauscht ein süßes Regen;
Die Nachtigall hebt weich zu schlagen an,
Das Mondlicht flutet in den Tann.
Ich hör' ein Nah'n auf Waldeswegen,
Und durch die Nacht dringt's leis' heran.
Nun hör' ich's schwebend näher gleiten;
Das ist sein Schritt! und horch, des Liedes Klang:
Sein Gruß ist's, der durch Nacht und Fahrnis drang.
Schon muß ich ihm die Arme breiten
In meines Jubels Überschwang.

Seufzer.

O hätt' ich doch, seit ich zuerst dich sah,
So stets zu deinen Füßen ruhen dürfen,
Wie ich dir ferne war, so nah —
Aus deinen Blicken Lust und Leben schlürfen!
Ja nur, die Wimper zu dir aufgeschlagen,
Dich manchmal um dein leises Lächeln fragen;
Ach! nur mit sanft-bescheidnem Fleh'n
Dein ernstes Antlitz schweigend seh'n, —
Hätt' ich's gedurft! seit mir's geschah,
Daß ich zuerst, Geliebter, dich ersah.

Klage

Laut klag' ich oft aus tiefster Brust,
Daß du ein Mensch bist — und sterben mußt.

Gruß.

I.

Schmerzdurchglühtes Seufzen, flieg' auf zum Himmelszelt!
Leuchte von dort als Sternlein herab auf ihn und die Welt.

II.

Schreit' ich über die Stelle, wo mich umfing mein Geselle,
Glüht mir erschauernd der Mund, zu küssen den heiligen Grund.

Zuversicht.

Das ist eine heilige Julinacht:
Die Sterne dort oben in alter Pracht
Wandern in ihren ewigen Bahnen.
Der Zeiten Wechsel wirret sie nicht.
Und mich ergreift's wie selig Ahnen,
Das leuchtend aus dunkeln Wolken bricht:
Wie die Sterne dort oben unscheidbar geh'n,
So wird unsre Liebe treu besteh'n.
Nicht Zwang, nicht List, nicht Qual, nicht Leid
Kann sie bezwingen, kann sie verstören,
Und nicht der Menschen Haß und Neid:
Wir müssen uns ewig angehören.
Wie seine Sterne der Himmel nicht läßt,
So hältst du, Geliebter, mich ewig fest.

Zu Dir!

Über die Straßen durch staubiges Land,
In stechender Sonne Mittagsbrand,
Durch ritzender Dornen wirres Verhack,
Über der Felsen schroff Gezack,
Durch tosenden Baches reißende Flut,
Entgegen des starken Sturmes Wut,
Gefolgt von der Winde schneidendem Braus,
In dem dunkeln Forst, in Nacht und Graus,
Bei Sonnenlicht wie Sternenschein:
Deinen Spuren folg' ich allein: —
Durch Tag und Nacht, ohn' Rast und Ruh'
Pilgr' ich, Geliebter, dir nur zu.

Thränen.

Der Himmel stand verglüht in dürren Tagen,
Und keine feuchte Wolke zog heran:
So steht, wenn tief ein Herz muß Jammer tragen
Und seine Qualen nicht entfesseln kann,
Im trocknen Auge heiß des Schmerzes Brand.
Doch sieh! ein Wolkenbruch herniederschauert!
Nach langer Not ein satter Überfluß!
Der Abend sinkt, und lieblich überdauert
Sein würz'ger Duft des Regens reichen Guß,
Und hoch im Blau erwacht der Abendstern.
O süße Salzflut heißer Zähren,
Wann endlich sie ein müdes Auge weint,
Der Seele Jammer zärtlich zu verklären!
Gleich wie ein Gott in Erdgestalt erscheint,
Strahlt dann aus feuchtem Auge heil'ger Schmerz.

Liebesgewißheit.

Du sahst mich, und es mußte sich,
Zu lieben mich, dein stolzes Herz bequemen.
Müßt' deine Liebe hier verlieren ich, —
— Ein schaurig Schicksal dich mir nehmen, —
Jedwede Zeit muß einst zu Grunde geh'n:
Dann steig' ich auf mit weißen Adlerschwingen
Und will dort wieder vor dir steh'n
Und dich, wie hier, zur Liebe zwingen.

Abschied.

Fahr' wohl, du schmale Kammer, das Schicksal pocht da drauß': —
Fahr' wohl! in tiefem Jammer schreit' ich zur Thür hinaus.
Lang' haust' ich hier verborgen und heimlich reich an Glück;
Aus Freuden wie aus Sorgen stets kehrt' ich dir zurück.
An deinen Wänden ranken als immergrüne Zier
Viel heimliche Gedanken, die ich vertraute dir.
Nur Sonne, Mond und Sterne, die ließen wir herein,
Daß sie aus Himmelsferne mir Führer sollten sein.
Fahr' wohl nun, treue Kammer, nie kehr' ich mehr zurück:
Ich ziehe voller Jammer in den Tod oder in das Glück.

Sonnenaufgang.

In fremder Stadt steh' ich allein
An rauschenden Stromes Brückenstein:
Der hohen Häuser endlos Meer,
Die unentwirrbar krausen Gassen,
Darüber hangen Nebel schwer,
Ein mutlos Grausen will mich fassen. —

Da sieh! am Himmel ein Fleckchen klein
Wächst und dehnt sich in purpurnem Schein
Flutend, wallend, riesengroß:
Der Himmel flammt, der Nebel zerstaubt
Und aus der Berge schlummerndem Schos
Erhebt die Sonne das goldene Haupt. —
Nun liegt, was unentwirrbar war,
Im Morgenlicht den Blicken klar:
Und find' ich hier des Wanderns Ziel? —
In dieser Stadt voll Glanz und Spiel? —
Ach, heißer brennen meine Schmerzen,
Und schweigend trag' ich dich im Herzen.

Verbannt.

Die Wolken zieh'n, die Winde wehen,
Auf hohem Berge möcht' ich stehen
Und ach! noch einmal schau'n das Land,
Wo ich zuerst Dich sah — und fand.
Wie magst in Nächten und in Tagen
Du all dies Leid der Trennung tragen?
Ach, oder ist es schon gethan?
Und schläffst du unterm Wiesenplan?
Die Wolken zieh'n, die Winde wehen,
Und rastlos muß ich weitergehen: —
Und immer ferner liegt das Land,
Wo ich zuerst dich sah — und fand.

Herbst.

Ausgeglüht hat die Sommerzeit, —
Rings ein üppig schwellend Reifen,

Thal und Höh'n im braunen Kleid,
Vögelscharen südwärts schweifen.
Blust und Glut sind worden matt: —
Reich in Frucht steh'n rings die Lande,
Die Erde, des Sanges und Duftes satt,
Warf ab der Freuden bunte Gewande.
Im blühenden Sommer kam ich ins Land,
Schwere Sehnsucht trug ich im Herzen, —
Nun fällt das Laub; — meiner Seele Brand,
Er lodert fort in Lust und Schmerzen.

Einsam.

I.

Die Sonne sah ich erstehen in goldigem Frührotschein,
Und sah sie wieder gehen und dachte stets nur dein.
Die Blumen, die gesprossen heut früh am Wiesenranft,
Sie haben den Kelch geschlossen, und alle schlummern sanft.
Die Vöglein, die mit Sange den blühenden Tag verbracht,
Sie alle schweigen lange und leise sinkt die Nacht. —
Verstummt ist Lust und Lachen, zur Ruh' kehrt alles ein: —
Nur ich muß einsam wachen und sehnend denken dein.

II.

Im Abendglanzgefunkel ging alles rings zur Ruh',
Einsam bin ich, im Dunkel, und einsam bist auch du.

III.

Durch Nacht und Schweigen Mondlicht fließt,
Zur Ruhe müde Menschen kommen.
Ich schleich' aufs Lager, leidbeklommen:

Wie sich die bangen Stunden dehnen,
Bis das tiefe, heiße Sehnen
Mir die brennenden Augen schließt!

Wie lange noch?

Die Sonne verglüht, es verrinnen die Stunden,
Da brechen sie auf, die brennenden Wunden:
Stumme Sehnsucht im pochenden Herzen
Weckt und entfacht die zehrenden Schmerzen.
Seh' ich den Himmel und seine Sterne,
Fühl' ich dich nahe trotz aller Ferne.
Der wogenden Nachtluft würzigen Brodem
Schlürf' ich, als sei's dein süßer Odem.
Alles verklärt mir ein glänzender Schimmer,
Dich nur erschau' ich, überall, immer:
Die heiße Sehnsucht wird mich verzehren:
Wie lange noch, ach! wie lange soll's währen?

Gruß in die Ferne.

Durch die Nacht wallt Vollmondflut,
Blütenduft im Thale ruht,
Und die Nachtigallen schlagen.
Fern aus Süden kamet ihr,
Liebe Sänger! redet mir:
Könnt von ihm ihr Kunde sagen?
Hieß er euch in Liedern heiß
Singen, wovon niemand weiß?
Was nur Lieb' von Lieb' mag lernen? —
Sehnsuchthauchend schickt mein Herz
Treugedenken himmelwärts,
Und du, — lies es aus den Sternen!

Todesmut.

Immer schwingt ein Totenfalter sich vor meinen Schritten auf:
Kündet er als Schicksalswalter meines Lebens kurzen Lauf?
Sieh! dort strahlt die lichte Sonne mir vom Himmelsbau herab,
Mahnt mich all der süßen Wonne, die ich voll genossen hab'.
Selig fühl' ich mich erbeben, und ich neige mich vor ihr:
„Nimm, was dein war, all mein Leben, ewig bleibt dein Leuchten mir."

Heimkehr.

Geliebtes Thal, Dichtung-umwunden,
Mit duft'ger Nacht, voll Mond und Sternen,
Zu meinen Füßen liegst du herrlich da.
Wie hab' ich dich so lang entbehrt!
Voll Gram und Schmerz, mir selbst verloren,
Hab' ich durchirrt die öden Fernen
Und nach Vernichtung heiß begehrt.
Nun aber kehr' ich dennoch wieder:
Dich nochmals schau'n, o welche Gnade!
O Schau, wie auferweckst du süße Qual!
Wie auf der Heimat heil'gem Grund,
So find' ich schnell mich selbst hier wieder,
Und wandelnd über Höhenpfade
Begrüß' ich dich zur Mittnachtstund'.
Dich will ich nun als Heimat ehren:
Hier lernt' ich lieben, lernt' ich leiden. —
Mein Fuß ist wund vom Wanderschritt,
So kehr' ich heim: zum Tode matt,
Von Lenz und Licht in Nacht zu scheiden:
Nun sollst du, Waldthal, mir gewähren
In kühler Erd' die Ruhestatt.

Waldrast.

Wie die Sonne lacht, wie die Finken schlagen!
Da kommt mir's wieder aus fernen Tagen
Voll scheuen Sehnens in Seel' und Sinn
Und zieht mich in duftige Waldnacht hin:
Durch Tannen und Erlen auf schmalen Stegen,
Unter Eichen schreit' ich auf Wurzelwegen;
Stets tiefer hinein, weitab vom Pfad,
Dort steht eine Linde breit und grad',
Des Blätterdaches schirmend Rund
Tief niederhängend auf den Grund. —
Ach, sie gemahnt mich sel'ger Stund':
Hier ringsumher, verstreut im Kreis,
Einst lagen Blüten schneeig weiß:
So wie auf Pfelleldecken reich
Saßen wir da auf Blüten weich;
Hoch aus den Zweigen rieselnd quoll
Grasmückleins Sang, und fernher scholl
Durch unser Flüstern, unser Fragen
Des Kuckucks Ruf und Finkenschlagen. —
Halt an, mein Fuß: — hier endet der Pfad,
Dort ragt die Linde breit und grad',
Die Blüten duften, laut schlagen die Finken;
Hier will ich mit meinem Schmerz versinken
In Waldgrün und in Sonnenschein:
Denn er ist fern und ich bin allein.

„Beisammen stehn die Sterne.“

Die Sterne steh'n beisammen im blauen Himmelsland.
Und alle Schmerzen flammen mir auf in jähem Brand.

Weithin mit Blühen und Singen in den Landen lacht der Mai: —
Mir brach bei der Knospen Springen um dich das Herz entzwei.
„Beisammen steh'n die Sterne“: Fahr' wohl, vieltreuer Knab':
Du kämpfst in weiter Ferne, einsam sink' ich ins Grab.

Geweihte Stunde.

Hinab, hinab, du Purpurglühen,
Die Nacht steigt himmelwärts.
Nun will ich ruh'n nach Tagesmühen
In ihrer Flut mein Herz.
Sanft fließt des Mondes Silberstrom
Und Sternenlicht vom Himmelsdom.
Um meine heißen Schläfen spüre
Ich kühlen Wolkenzug,
Als ob ein Genius mich berühre
Mit heil'ger Schwingen Flug,
Und von des Mondes Flut umwallt
Erschau' ich eine Lichtgestalt.
Sie kommt aus Wolken hoch von oben,
Wie durch die Nacht bricht Sternenstrahl:
Genesen fühl' ich und enthoben
Mich jeder Müde, jeder Qual.
Ach! solche Schöne schaut' ich nie:
Du bist es, heil'ge Poesie!
Nun laß mich schau'n dein ganzes Wesen,
Mich trinken deinen heißen Kuß!
In deinen Zügen steht zu lesen,
Was jäh mein Herz entflammen muß:
Erkennend dich jauchz' ich dir zu:
Mein Genius, mein Schutzgeist du!

Traum.

Mir träumte heut' Nacht, so schwer, so schwer:
Saß unter den Linden am rauschenden Wehr,
Von fernher kamen die Wasser gezogen
Gurgelnd und murmelnd in kreisenden Bogen.
Und durch ihr Rauschen ein schwarzer Schwan:
Ich sah ihn lautlos gleiten und nah'n.
Und als ich, mich beugend, ihn fangen wollte, —
Die Flut verschlingend über ihn rollte.
Mir träumte heut' Nacht: so tief, so tief
Im blütigen Busch die Nachtigall rief:
Mir schwoll im Ohr ein heißes Tosen,
Ich wollte belauschen ihr heimliches Kosen:
Und als ich mich nahte dem strauchigen Nest,
Da hielten stechende Dornen mich fest
Und schossen und wuchsen an Ästen und Stielen:
Die Nachtigall schwieg, und Blätter fielen.
Mir träumte heut' Nacht: in den Lüften hoch
Ein Adler flog — unnahbar hoch!
Mich faßte Sehnen, auf seinen Schwingen
Ins goldne Licht des Himmels zu dringen:
Er schoß herab in rauschender Pracht,
Schon streifte mich sein Gefieder sacht, —
Da kam ein schwirrender Pfeil zu schießen:
Den Adler sah ich in Licht zerfließen.
Mir träumte so süß heut' in der Nacht
Von unseres Hauses aufsteigender Pracht:
Im Saal, da wuchs der Stamm der Linde,
Über uns rauschten die Wipfel im Winde:
Wir waren selig! — da zuckte ein Blitz
Aus Wolken in unsres Glückes Sitz: —
Jäh stürzte der ragende Bau zusammen,
Und alles begruben die lodernden Flammen.

So träumte mir schwer in der Nacht vor heute:
Wo lebt der Weise, der mir das deute?

Zorn.

Beschüttet mich mit eurem Haß und Spotte
Und scheltet und verdammt: ich trag' es gern;
Doch meiner Seele Heiligtum und ihrem Gotte,
Unfreundliche Bedränger, bleibet fern!
Ja, raubt sie mir, des Lebens schönste Stunden,
Zerstört, was ihr nicht kennt: ein heißes Glück;
Jedoch vor dem, was ich so wahr empfunden,
Verstummt und weicht gesenkten Blicks zurück!
Ich will sie freudig tragen, all die Schrecken,
Die mir gescheh'n nach eures Willens Lauf,
Doch wagt ihr's, lästernd meinen Zorn zu wecken:
Erbebt! denn mit ihm steht die Rache auf!

Anruf des Wunsches.

Zum Licht heb' ich die Hände, mein Herzschlag ruft empor:
„Zu mir, Wunschvater, wende dein Antlitz und dein Ohr.
Erlöst sei aller Schmerzen, befreit von Gram und Trug
Das herrlichste der Herzen, das je auf Erden schlug.
Und soll'n zwei durst'ge Becher nicht trinken am Liebesborn, —
Zerschlage denn den Becher und den Quell dazu dein Zorn!
Du aber mußt vollbringen den letzten Wunsch, der mein:
Und mag mich Hel verschlingen: — ihm sollst du Sieg verleih'n!"

In der Heide.

Im Mondlicht bin ich oft gemach
Allein durchs Moor geschritten:
Dann schlich ich Nebelgestalten nach,
Die schwankend vor mir glitten
Und rückwärts schauten, drohend, wild:
Unheimlich Dunst- und Heidegebild!
Doch, wie sie eilten, ich eilte mehr
Und griff mit der Hand nach dem Alten,
Im wallenden Mantel, mit Hut und Speer,
Da zerrannen die Mantelfalten:
Die Hand war leer, der Mond gab Schein:
Ein Rabe nur huschte hinters Gestein!
Und oft saß ich im Morgenglanz,
Mir Heidekraut zu pflücken,
Und mit dem roten Blütenkranz
Mein gelbes Haar zu schmücken.
Goldamselruf vom Wacholderbaum
Sang über die Augen mir seligen Traum.
So lag ich lang', die Sonne stieg —
Bis ich erwachte mit Grauen: —
Die Lerche duckt' ins Moos und schwieg:
In Lüften ein schwüles Brauen.
Kein Ton, kein Laut: — nur Einsamkeit
Füllte die Heide zur Mittagszeit!
Scheu flog mein Blick durchs weite Land,
Sah nichts als Glut und Feuer:
Erwartend stiert' ich in den Brand,
Die Stunde war nicht geheuer.
Zu Lohe ward des Mundes Hauch,
In Flammen standen rings Busch und Strauch.
Da klang vom Holz ein Falkenschrei,
Der Sprosser schlug voll Wonne,

Ich sprang empor, des Zaubers frei:
Und grüßte die siegende Sonne!
Da hob sich ein Flüstern und Lispeln im Ried,
Der Heidewind sang — und die Sonne schied.
Dann schritt ich heim und sang und sprach
Mit ungeduld'gen Sinnen,
Und grübelte den Rätseln nach,
Die Jugendglut umspinnen:
Bis daß, im Abendlicht verklärt,
Ich Ruhe fand an unserm Herd.

*

Der Anger wird bunt, die Heide wird grün,
Maßliebchen und Veilchen erblühn,
Schon nicken im dunkeln Wald
Anemonen und weiße Glöckchen
An schlanken, schwankenden Stöckchen,
Und bald! ja bald! —
Dann kommt wer über die Heide quer:
Da blüht sie auf wie ein flammend Meer.
Und Vöglein singen's vom Wipfelgerüst:
„Der Frühling hat die Heide geküßt!"

*

Im Bergwald braust mit Toben der Winde schriller Chor,
Thalab kommt er geschnoben, feldeinwärts übers Moor.
Der welken Blätter irren viel übers Stoppelkraut,
Hoch in den Lüften schwirren Zugvögel, sturmvertraut.
Auf brauner Heide rufen den Sturm zwei Raben aus,
Scheu flatternd um die Stufen am öden Heidehaus.
Jüngst hat's der Blitz zerschlagen, nun bröckelt Lehm und Stein,
Goldginsterbüsche ragen verwelkt und wirr hinein.
Naßgraue Nebel wogen, der Sonne Licht ward schmal: —
Und finster kommt gezogen der Herbst ins Heidethal.

*

Lang' umzog ich dich im Kreise,
— Nach des Wildhuhns scheuer Weise —
Öde Hütte dort im Moor.
Halb zerfallen, halb zerschlagen
Seh' dein moosig Dach ich ragen
Mit dem Pferdekopf davor.
Heidepfad! — Wie der sich windet,
Daß er Halt und Feste findet
Auf dem trügerischen Grund.
Leise schwankt er, und verhohlen
Ächzt es unter meinen Sohlen
Schaurig, wie aus Geistermund.
Wie die Dämm'rung sich verbreitet!
Wie der Nebel steigt und schreitet
Und der Herbstwind schrillt und schallt!
Hei! was stellt sich dort am Ginster
Mir entgegen gram und finster?
„Wer du bist, — zeig' die Gestalt!"
Da steht's vor mir, bärtig — wehrhaft: —
Dunkler Mantel, Breithut, Speerschaft! —
Nun verschwimmt's im Nebelflor, —
Dort noch einmal seh' ich's schreiten:
„Warte, Wandrer, mich zu leiten
An die Hütte fern im Moor." —
Fort ist alles — wie's gekommen;
Dunkel hat dich aufgenommen,
Nacht und wegewartend Graun. —
Niederzwing' ich Schreck und Zagen,
In die Hütte dringt mein Wagen,
Und den Wandrer will ich schau'n.

*

Über das Moor zu eilen, giebt mir nimmer Beschwer:
Hastig, ohne Verweilen, treibt mich ein Herzbegehr;
Lehrte mich sicher entwirren heimlicher Wege Spiel:
Mag auch der Nebel flirren, — furchtlos schreit' ich ans Ziel.

Nachtfrost fühl' ich nicht schneiden, Sonnenbrand sticht mich nicht: —
Weithin — durch Bruch und Heiden — spähend schweift mein Gesicht.
Krähen seh' ich am Weiher flattern von Stein zu Stein,
Grau gefiederten Reiher glänzen im Abendschein.
Aber dort fern, bei der Rüster, fliegt's wie Mantelgefalt,
Und durch das Windgeflüster raunendes Lied erschallt.
Dorther kommt er geschritten, dorthin fliege, mein Fuß!
Bald in der Heide Mitten tauschen wir Blick und Gruß.

*

Es stand eine Hütte, arm und klein,
Auf des Moores heimlichster Stelle:
Da schritt ich oft im Abendschein
Über die bröckelnde Schwelle.
Der Kuckuck rief vom Waldrand her, —
Ich schürte des Herdes Flammen,
Dann kamst du über die Heide quer,
Und wir saßen am Feuer beisammen.

*

Wir saßen am Feuer in stiller Nacht,
Du sangst deine bannende Weise,
Ich habe geweint und habe gelacht,
Und dazwischen küßt' ich dich leise.

Liebesgewalt.

I.

Kein Segensspruch, kein frommes Wort kann meine Sehnsucht stillen;
Ich muß sie tragen fort und fort, selbst gegen Gottes Willen.
Ich muß dich lieben immerdar, muß, ob ich will, ob nicht!
Und kniee ich betend am Altar: — mein Herz zu dir nur spricht.

II.

Und wollt' ich auch bis zum Tode ringen:
Dies mächtige Sehnen, nicht kann ich's bezwingen:
Bald jauchzend umschlingt es vergangene Tage,
Bald schreit es auf in erschütternder Klage,
Bald steigt es voll Hoffen zur Höhe frei, —
Dann sinkt's in die Nacht mit verzweifelndem Schrei.

Dann.

Ich wandelte durch hellsten Sonnenschein,
An sel'gen Wonnen überreich war ich
Und so an todesschwerer Pein;
Was nun auch kommt: fest findet's mich.

Liebesmut.

Nun mag sie's offen hören, die Freund- und Vetterschaft:
Mein ist er! mir gehören sein Herz und seine Kraft.

*

Und führt die Liebe nun ins Verderben: —
Der Sieg ist unser! — Mag's gescheh'n:
Nach freudigem Kampf ein jauchzend Sterben:
Wie Götter wollen wir untergeh'n.

*

Nun will ich laut jubelnd die Liebe bekennen,
Die lang' ich verbarg, nun hehl' ich sie nicht.
Nicht Ferne noch Zeit wird fürder uns trennen,
Nichts scheidet die Herzen, bis eines bricht.

Vergessen das Leid, das ich schweigend getragen,
Gegrüßt, du Herzensglückseligkeit! —
Ganz bin ich sein! Verstummet, ihr Klagen,
Brich an nun, blühende Wunderzeit!

Einst.

Ach! nur ein Sonnenstrahl in diese Nacht!
Und in mein Herz der Wonnen höchste Lust: —
Nur einmal, Schicksal, fülle so die Brust,
Dann nimm mein Leben: denn dann ist's vollbracht.

Jetzt.

Lachender Sonnenschein,
Schäumender Firne-Wein!
Stoß an, viel Lieber mein!
Dein Glück zog ein!

Dein.

So wisse denn, wie tief, wie heiß
Die Liebe mich getroffen: —
Mein Denken all' mag laut und leis'
Auf dich nur fürder hoffen.
Lang' barg ich schweigend Gram und Glück,
Nun will ich die Liebe bekennen: —
Kein Schicksal wendet sich zurück,
Und keins wird uns mehr trennen.

Liebeslied.

Wie flutend Mondlicht wallst du mir entgegen
Durch Nachtgewölk auf meinen Wegen.
Brichst durch Gestein, ein Quell unsagbar süße,
Den ich mit durst'gen Lippen grüße.
Du strahlst, wie Sonnenschimmer mich umfließend,
Im Kuß ein neues Leben mir erschließend;
Du gleichst dem Silberglast in blauer Ferne,
Dem milden Licht der Himmelssterne.
Du bist mein Stamm, den liebend ich umranke,
Um dessen Haupt ich flüsternd schwanke.
Aus deinen Augen strahlt es nieder,
Von deinen Schritten hallt es wider,
Es rauscht durch deiner Lieder Töne
Wie Frühlingsglanz voll Duft und Schöne.

Glück.

Arm war ich, eh' du strahlend mir begegnet:
Nun bin an Wonn' und Lieb' ich reich gesegnet:
Dir ist nun Leib und Seele ganz verbunden:
Ich hab' in dir mein Ziel gefunden.

Sel'ge Ruh'.

Ein Gemach ward nun genug und ein Pfühl uns beiden,
Unsrer Lippen Atemzug ist nicht mehr zu scheiden.
Knisternd lischt die Ampel aus bei der Herzen Hämmern;
Sel'ge Ruh — im eignen Haus! — bis zum Morgendämmern

Traumleben.

Nächtens leb' ich oft im Traum unser altes Leiden,
Muß an Doppelwegessaum hastig von dir scheiden.
Bald verweht in Sturmesdrang deines Schrittes Schweben,
Rastlos wandr' ich übern Hang, und der Wind daneben.
Schreite auf den Steg so schmal, tiefe Wasser blinken: —
Wirr mein Sinn und ohne Wahl — muß ich fallen und sinken?
Da, vom Ufer über die Flut kommst du licht gegangen,
Und dein Herz, dein Arm, dein Mut rettend mich umfangen.
Brücke, Wasser, Traum verschwimmt: ringsum Dämmerschatte,
Roten Scheins die Ampel glimmt: — ruhig schläft mein Gatte.

Hingebung.

Laß mich ruh'n zu deinen Füßen und du blicke her zu mir:
Meine Seele will dich grüßen, heiß begehrt mein Herz nach dir.
Spürst du nicht mein glühend Werben? Gab ich dir nicht all' was mein? —
Liebend möcht ich dir ersterben und in dir vernichtet sein.
Hei! wüßtest du's, Vielliebster mein, wie mächtig ich dich liebe,
Du müßtest überselig sein, trotz all' dem Staubgetriebe.
Ich forsche nicht, ich frage nicht, wer echte Liebe werte:
Mir ist sie, wie der Sterne Licht, mein steter Weggefährte.

*

That ich dir weh,
So will ich's büßen
Mit Liebesgrüßen.

*

Ich liebe dich mehr als mich du!
Zweifle nicht, frag' nicht nach:
Denn ich fand nicht eher Ruh',
Bis daß mein Herz zerbrach.

Zersprang in Stücke,
Zu deinem Glücke.
Nun trag' ich's auf Händen dir zu,
Stark war's, oft stach mich's: —
Doch liebt' ich dich mehr als mich du,
Darum zerbrach ich's.
Ganz dir zu eigen:
Mag es nun schweigen.

Desselben Weges wandern wir.

Langsam und spät stieg ich empor, nun steh ich hoch und frage:
Bin wohl auch ich ein Meteor am Himmel deiner Tage?
Läßt mich das Schicksal vor der Zeit dir im Zenith verschwinden?
Spannt sich der Horizont uns weit, bis Nacht und Tod mich finden?
Du blickst mich an und streichelst mir liebkosend Wang' und Haare:
„Desselben Weges wandern wir, ob kurz, ob lang, zur Bahre."

Liebeskraft.

Ich war nicht schön, ich war nicht klug,
Und dennoch war ich stark genug,
Zu zwingen all' dein Wesen.
Ich bin nicht schön, ich bin nicht klug,
Doch meines Herzens kühner Flug
Bot dir ein süß Genesen.
Nie werd' ich herrlich sein noch klug:
All' meiner Stärke Flammenzug
Ist ew'ger Liebe Wesen.

Wunsch für ihn.

(1870.)

Gedulde dich! Es kommt der Tag, da wird es dir gewähret,
Was du mit jedem Herzensschlag so überheiß begehret.
Dir funkelt's aus dem Adlerblick, dir sprüht's um Haupt und Rechte
Du gehrst nach blut'gem Kampfgeschick totbringender Gefechte.
Und brichst du dann, du stolzes Herz, sollst du noch einmal fassen
Des Lebens Lust: — doch sonder Schmerz um das, was du mußt lassen.

Tanne und Sturm.

Die Tanne ragt auf dem Felsengipfel,
Der Bergwind fährt vom Höhenkamm:
Werbend umbraust er den grünen Wipfel,
Und zwingend biegt er Ast und Stamm.
Und wie er auf- und niedersteiget,
— Was er erkor, fällt ihm zu Raub —
Da wiegt die Tanne sich und neiget
Vor ihm ihr Haupt bis in den Staub.
Tann' im Winde mit schlankem Wipfel
Beugt sich, doch bricht nicht, hebt sich und singt:
„Ich bin die Tann' am Felsengipfel,
Du bist der Sturm, der mich küßt und zwingt!"

Zu dir.

Und fällt ein Reif auf all' mein Wagen,
Und seufzt ein angsterfülltes Fragen
In mir: —

Und schüttelt Schmerz mir wild die Glieder, —
Trägt's mich doch hoch auf Sturmgefieder
Zum Licht!
Mein mut'ger Stolz lernt nicht verzagen,
Mein heißes Herz wird nie entsagen,
Bis daß es bricht:
Ich singe deine Zauberlieder:
Vor allen Zweifeln flücht' ich wieder
Zu dir!

Sprüche.

Die Liebe schürzt den Knoten der Verwirrung,
Die Treue löset ihn und sühnt die Irrung.

*

Ansehn und Menschengunst
Zerstieben wie Dunst.

*

Der Adler steigt zur Sonne, ungeblendet von ihrem Licht:
Wer ringt nach höchster Wonne, muß haben des Adlers Gesicht.

Dem Dichter.

Was an Gedanken, ziehenden, schwankenden,
Was an Träumen, zauberisch rankenden
Dir um die herrliche Schläfe zieht, —
Wie der Unsterblichen einer, der Waltenden,
Leben Schaffenden, Leben Erhaltenden
Sollst binden in Worte du, eh' es entflieht.

Antwort.

„Maß! — Liebchen!“ schreibst du mir? —
Nein, maßlos lieb ich dich!
Wahllos folg' ich dir,
Und ohne Maß sollst du lieben mich.

Nachklingen.

Nun lege die Harfe mir in den Arm,
Ein seliges Lied will ich singen:
Von den Lippen fließet die Weise warm,
Und die schwingenden Saiten klingen.
Wo find' ich den Angang und wo das Ziel?
Wie soll ich das Flutende fassen? —
Um was wir gekämpft, das war kein Spiel:
Wir lernten lieben und hassen.
Wir bauten und türmten den sichern Hort
Aus der Treue Goldgesteinen:
Das singt keine Saite, das sagt kein Wort,
Was Liebe mag tragen und einen.
Ich folgte dir mutig, Schritt für Schritt,
Ein Schild hielt uns geborgen, —
Ob unserm Haupt ein Stern ging mit
Durch Nacht und Not und Sorgen.
Hoch durch die dräuenden Schrecken all'
Sah stets dein Haupt ich ragen,
Und durch der Fluten schäumenden Schwall
Hat uns Ein Boot getragen.
Du standest am Steuer, ich vorn am Bug,
Das Schicksal blähte die Linnen: —
Wir hatten der brausenden Kraft genug
Und der Seligkeit herztief innen.

Längst sind wir gelandet im sichern Port,
Uns wird keine Tiefe verschlingen:
Nur die Herzen zittern noch leise fort,
Und die schwingenden Saiten klingen.

Maßliebchen.

Dort, wo der Himmel blaut hoch an des Berges Rand,
Im goldigen Blütenkleid ein Maßliebchen stand. —
Wiegend den duftigen Leib schwang sich's durch Lenz und Luft;
Leis' wie im Flüsterton klang's aus dem Duft:
„Schlag' ich die Äuglein auf, seh' ich den Himmel blau'n,
Schließ' ich sie Abends zu, fühl' ich ihn niedertau'n.
Grüßend auf Baches Grund liegt er vor mir,
Tief in des Waldes Ruh' hascht er nach mir.
Hier, an des Berges Rand halt ich ihm Stand!" —
„Maßliebchen!" — rief er — „der Frühling zieht ein:
Du mußt des Himmels Herzschlüssel sein!"

Waldröslein.

Im Walde schreitet her ein Mann —
Er kennt den Pfad! —
Und harrt, daß ich ihn grüße. —
Nun brech' ich hervor aus dunklem Tann,
Grad' wo er naht:
Für ihn blüht meine Süße.

Waldgang.

Früh bin ich zu Wald gezogen durch die Heiden, übers Moor,
Nachtgewölk war rings verflogen, und die Sonne brach hervor.
Just als ich im stillen Neste traf die Nachtigallenfrau,
Brach der Goldstrahl durchs Geäste in den jungen Liebesbau.
Leis' und flink aus Busch und Blättern huscht herzu der Gatte da,
Und mit Flöten, Wirbeln, Schmettern jauchzt er sein Hallelujah.
Singe nur! sei unbeklommen, all' mein Wesen jubelt mit:
Übern Waldweg hör' ich's kommen, und ich kenne diesen Schritt!

Selig zu zweit.

(Kaltern.)

Hoch in den Alpen weiß ich ein Haus,
Stehet und luget nach Süden hin aus,
Rosen duften, Akazien blüh'n,
Tief im Thal ein Weiher grün. —
Flimmernd lag auf der Berge Rund
Herbstlich die Sonne zur Mittagstund',
Kreisend schwang sich empor ein Ar,
Stieg und verschwand in der Wolken Schar.
Hoch in den Bergen auf Marmelstein
Saßen wir selig, saßen zu zwei'n.
Epheugezweig und Rosengeheck
Rankten und schwankten um unser Versteck,
Bienen summten im Feigenbaum, —
Über uns kam's wie Zaubertraum:
Schauernd durchrieselt von Seligkeit,
Erdenentrückt, gelöst von der Zeit! —
Sah'n wir die Ewigkeit? War'n wir gefeit? —
Nimmer wußten wir's, selig zu zweit.

Schicksal.

Schicksal und Leben
Schaffen und weben
Dir spät wie früh:
Wider sie ringen,
Nieder sie zwingen, —
Vergebliche Müh'!

*

Und kann dein Herz nicht brechen noch entsagen,
Und nicht dein Stolz sich beugen noch ertragen, —
Laß, Menschenkind, dich bald belehren:
Vergebens ist dein heilig Wehren,
Auf stärkern Speichen rollt des Schicksals Rad
Wie über kleine, über große That.

Vorüber.

Was flieht ihr so rastlos, ihr goldenen Tage,
Voll Lust und voll Leid, mit Glück und mit Klage?
Vorüber rinnt wie der Wellen Schwall,
Vorüber, hinunter das Leben all',
Verrinnt die Zeit.
Erklommen das Ziel und gestillt das Sehnen,
Willst — breit im Glück — nun die Brust du dehnen: —
Und schon ist verronnen die karge Frist,
Und schweigend auch dir gekommen ist
Die Ewigkeit.

Zwei Leben in einer Gestalt.

Einst stand der Dorn ohne blühenden Duft,
  Verdorrend im eisigen Windeshauch,
Da quoll vom Süden wabernde Luft:
  Und sonnig umwarb sie den Dornenstrauch;
Da sproßten ihm Blätter und Knospen auch
  Mit zwingender Lebensgewalt. —
Nun brennen im blühenden Dornenstrauch
  Zwei Leben in einer Gestalt.

Geheimnis.

Ich weiß ein Kämmerlein, schmal und klein:
  Das schließt allnächtlich den Himmel ein.
Auffliegt der Riegel, die Schwelle knarrt,
  Und auf die Schwelle tritt einer und harrt: —
Ein heißer Ton aus tiefster Brust:
  Das Kämmerlein füllt Himmels Lust!

Traumbild.

Oft, wann nachts die Sterne leuchten
  Und die Fluten sprüh'n den feuchten,
 Frischen Meeresatemzug.
Zieht ein Boot im Mondlicht, leise,
  Durch die krausen Wellenkreise
 Schlanke Silberfurchen hin.
Bunte Rosenzweige zieren
  Vorn den Bug und hoch die Spieren,
 Und ums Steuer schlingt sich Schilf.

Auf der Bank, mondübergossen,
Hält ein Mann ein Weib umschlossen,
Und sie tauschen Kuß um Kuß.
Keine braunen Segel schwellen,
Ruder rühren nicht die Wellen,
Geisterhaft zieht's durch die Nacht.
Wie versunk'nen Glückes Kunde
Stieg das Boot vom Meeresgrunde
Aus der Fluten Schos empor;
Lautlos sinkt es, — wann die Sterne
Bleichen hoch in Dämmerferne, —
Wieder in den Meeresschos.

Lichtzauber.

Die Wolken zieh'n und spinnen eine Decke dicht und grau,
Verhüllend mit düstern Schatten des Himmels fröhliches Blau.
Weh euch, ihr Nebelgesellen! bricht aus umlagertem Thor,
Goldschwingig, mit flammendem Schwerte, siegstark die Sonne hervor.
In eure kalten Leiber fährt dann ihr heißer Strahl,
Mit goldnem Speer zerfetzt sie euch die Mäntel tausendmal.
Ihr dienen die fliegenden Winde, die stürmen heran mit Gebraus
Und fegen euch, Gramgesinde! zum Himmelsberg hinaus.
Dann treibt sie die feurigen Hengste mit fliegendem Geißelschlag
Und führt auf goldenem Wagen hervor den leuchtenden Tag.

Windzauber.

Wirbelwind,
Herbei, geschwind
Mein Flügelkleid!
Mein Geliebter ist weit!

Zu ihm, fernhin,
Steht mir der Sinn:
Hoch im Schwanengewande
Zieh' ich über die Lande!
Wo die Meerflut brandet,
Wo die Welle landet
Und schäumend blitzt,
Im Sonnenschein,
Am Nordmeer sitzt
Der Geliebte mein.
Ihr Winde, dienet eurer Fei:
Auf zu ihm, die Lüfte sind frei!

Amselsang.

Wir flogen vom Weg
Übern Wiesensteg,
Übern Gartenzaun,
In den Lindenbaum:
Da saß im Geäste,
— Nah' unserm Neste
Von alter Zeit —
Eine junge Maid
Mit goldnen Flechten.
Die Äuglein waren naß,
Und mit Rechten
Waren sie das! —
Leise Klage sprach ihr Mund;
Von Lieb' und Leiden
Waren Augen und Herz ihr wund:
Den Vieltrauten mußte sie meiden. —
Nun bauen wir leis', geschwind,
Unser Nest hier wieder

Und singen dem armen Kind
Unsre Zauberlieder,
Daß sie mög' wissend werden,
Wie sie den Liebsten erreiche,
Und keine bald auf Erden
An Wonnen ihr gleiche!
Wir singen das Lied von der Treue,
Das ewig alte, das ewig neue: —
Im Amselliede
Komm' ihr Friede!

Rotkehlchens Lieder.

Rotkehlchen ruft man mich, meine Flüglein schwing' ich leise,
Ich sing' eine süße Weise und singe sie nur für dich.

*

Rot ist mein Kehlchen, schön braun mein Gefieder,
Ich hab' ein scheu' Seelchen und sing' scheue Lieder.

*

Ich fand zwei Veilchen blüh'n, von Thränen naß, —
Ich sah zwei Herzen glüh'n, weißt du, von was?

*

Zu Wald bin ich geflogen, als dort ein Mägdlein schritt,
Ein Mann sprang ihr entgegen, — mich sah'n sie beide nit.
Er fing sie an den Händen und zog sie an die Brust:
„Nun muß ich dich verlassen!" — O bittre Scheidenslust!
Er küßte die roten Lippen, er nannte sie all' sein Glück
Und hielt sie noch lange, lange: — Dann huschte das Kind zurück.
Er aber stand und spähte ihr traurig nach — und stand,
Bis fern im Abendschimmer die lichte Gestalt verschwand.
O weh! du sehr verlaßner, einsamer, armer Mann! —
Wie schreitest du nun so traurig und langsam durch den Tann!

Frühlings Abendlied.

Der Abend sinkt auf Wies' und Wald, weithin verhauchend Blütenduft,
Rotkehlchens süßes Lied verhallt, der Kuckuck ruft durch Dämmerluft.
Ein warmer Regen träufelt sacht herab vom Himmel, leise nur,
Und segnend zieht in lauer Nacht Frau Ostara durch Wald und Flur.

Spruch.

Blauer Himmel und Sonnenschein
Machen den Frühling erst voll und ganz:
Das Herz in Glut und die Seele rein
Sind des Lebens Himmel und Sonnenglanz.

Frühlingslied.

Nun brecht hervor, ihr Freudebronnen,
Aus meiner Seele tiefstem Schacht:
Des Winters Trübsal ist verronnen,
Schon glänzt im Land die Blütenpracht.
Ringsum viel tausend Blätter sprießen
An Erlen-, Birk- und Buchgeäst:
Die Bächlein kamen all' ins Fließen,
Der Hänfling baut im Busch sein Nest.
Und fernher naht es weich und leise
Wie Glück und Glanz und Herrlichkeit!
Sei mir gegrüßt mit Schall und Preise,
Du wonnesel'ge Maienzeit!

Wanderlust.

Du föhrendunkle Waldespracht an bergumbauten Seeen,
Wie lockt es mich mit Zaubermacht, dein Schweigen zu durchspähen.
Durch säulenschlanke Stämme dringt ein duftgeschwelltes Hauchen,
Das Sinn und Seele mir bezwingt, ins Märchenland zu tauchen.

Frühling.

Nun tanzen sie unter der Linde, des Dorfes uraltestem Baum,
Wie fliegen die Zöpflein im Winde, und der Röcke buntfarbiger Saum!
Laut jubeln die Bursche, die jungen! Der Frühling heischt fröhlichen Brauch:
Frau Nachtigall hat gesungen heut' Nacht im Holunderstrauch!
Die dornigen Rosenhecken — am Heiderand steh'n sie zu Hauf —
Kam kosend der Lenz zu wecken und schloß ihre Knospen auf.
Da pochte mancher der Maiden höher das heischende Herz:
Die Liebe bringt Glut und Leiden und fliehet den leichten Scherz.
Schon flattern die duftigen Rosen vollblättrig im Abendwind: —
O Lenz und o Liebeskosen, wie heiß eure Wonnen sind!

Frage.

Über lenzumstrahlten Hügeln träumerisch der Himmel blaut,
Und empor auf weichen Flügeln strebt Natur, der Gottheit Braut.
Rings ein Hauch geheimen Lebens, Ton und Duft an jedem Ort:
Aus dem allen ringt vergebens nach Gestalt ein scheues Wort.
Ist es düstern Zweifels Frage, die du atmest, schöne Flur?
Ist es Schöpfungslust und =Klage? oder betest du, Natur?

Abendgebet.

Die Nacht bricht ein, und schweigend schafft
Geheimnisvoll urew'ge Kraft.
Ich wandle betend durch die Flur
Und glaub' an dich, Gott der Natur.

Lebensdrang.

Zerre nicht ferner am bergenden Schleier,
Hüllt sich in Dunkel doch ewiges Sein!
Ladet das Leben zur bunten Feier,
Thörichtes Herz, uns nicht lockend ein?
Heija! erschließen dem werbenden Rausche
Will ich Gedanken und alles, was mein:
Nimm mich dahin im heiligen Tausche,
Schönste Wahrheit ist: Mensch zu sein.

Phantasie.

Um meinen felsigen Horst hör' ich
Rings feurige Wogen erbrausen:
Es wälzt sich verschlingend gegen mich
Wie entfesselten Sturmes Sausen.
Die Wolken jagen, der Donner rollt,
Die finstre Macht der Hölle grollt.
Der Himmel verhüllt sein Angesicht,
Nacht legt sich um Augen und Ohren,
Nacht, die nur der zuckende Blitz durchbricht,
Mein trotziges Herz zu durchbohren.
Kühn fang' ich ihn auf, und kampfbereit
Jauchz' ich in Ebenbürtigkeit.

Die Schülerin.

Ich hatte mir mit Wonnen und mit Zähren
Ein wunderherrlich Jenseit auferbaut: —
Du ließest tiefgerührt mich lang' gewähren
Und hast mir, milde lächelnd, zugeschaut. —
Zuletzt schoß dir vom Auge Licht und Blitz:
Versengt, verkohlt sank all' mein armer Witz: —
Und sanft, mit echter Weisheit Milde,
Auslöschtest du mein Traumgebilde. —
Bewußtlos sinkt in Todesruh'
Der Mensch dem ew'gen Weltall zu.
Doch nichts vergeht, was einmal war:
Im Wechsel lebet Gott sich dar!

An Felix.

Kaum erlernt' ich von dir des Hexameters Kunst — gleich erproben
Muß ich die eigene Kraft; mühelos wölbt sich der Bau
Selbst dir zum Weihaltar, und entzündet, aus dankendem Herzen,
Lobert die heilige Glut, preisend den Meister, empor.

Geheimnis und Sehnsucht.

Tief im Wasser seh' ich ein Leuchten
Grünlicher Augen: aus schimmernden Feuchten
Lacht der Neck vom Grund herauf.
Hoch in Lüften hör' ich ein Singen,
Brausendes Rauschen wandernder Schwingen:
Wilder Schwan zieht himmelauf.

Wald-Weiher.

Ich weiß einen kleinen Weiher verborgen in Waldesdicht:
Am Ufer der Silberreiher erglänzt im Sonnenlicht.
Des Waldes würz'gen Brodem seh' ich über den Spiegel flieh'n,
Und unter seinem Odem viel Wasserringe zieh'n.
Die Buchen rauschen und ragen, die Lichtung füllt Himmelsblau,
Ein Flüstern geht und Fragen: 's ist eine seltsame Schau!
Wir fuhren des Wegs im Walde: — die Räder knarrten im Sand —
Da sah'n wir den Weiher, die Halde, und hielten wie gebannt.
Grad' an der heimlichsten Stelle, wo Schilf im Ufersand nickt,
Ein Schimmern rings, eine Helle: — und im Busch hat's leise geknickt.
Was hielten die dichten Farren im tauigen Grase versteckt?
Hatt' wohl der Räder Knarren ein Nixlein aufgeschreckt?
Die Rößlein stampften und scharrten, dann ging's im Trabe dahin, —
Nur meine Augen starrten noch lang' auf den Weiher hin: —
Da hub sich mit Grüßen und Winken ein Arm aus der Fluten Blau,
Einen Leib sah ich steigen und sinken: ja, es war die Wasserfrau.

Waldes-Träumen.

Unter laubgeschmückten Bäumen lag ich neulich und entschlief
Über weltverlornen Träumen: um mich Waldnacht, schweigend, tief.
Lag ich wachend oder träumt' ich? selber kann ich's nicht versteh'n,
Aber niemals seither säumt' ich, in den dunkeln Wald zu geh'n.
Oft nun lausch ich, grübelnd, sinnend, wann der Wind die Zweige rührt,
Wie er kosend, Zauber spinnend, Blatt und Blüten mit sich führt.
Eifrig samml' ich die Zerstreuten, zwischen Moos, an Baches Rand —
Grübelnd forsch' ich, was sie deuten? — wirr entgleiten sie der Hand.
Unter Tannen hin und Buchen schweif' ich in die grüne Welt,
Alle Wunder aufzusuchen, die der Wald verborgen hält.
An des Waldes Tische gast' ich, zehre froh vom reichen Mahl,
Und in Waldesarmen rast' ich, Wunder schauend ohne Zahl.

Einsam sing' ich meine Lieder, zögernd, zagend stock' ich oft:
Dann hallt's tausendfältig wider, Antwort find' ich unverhofft.
Mit des Sanges Zauber zwing' ich, was verhohlen webt und braut,
Und in leisen Liedern sing' ich, was der Wald mir anvertraut.

Märchenhaftes.

Wasserfahrt.

Manchmal nachts an Meereswogen
Steht ein Kind, des Sehnens voll:
Dann kommt ein Delphin gezogen,
Trägt das Kind durchs Flutgeroll.
Meerfrau'n steigen auf im Kreise,
Hoch der Mond am Himmel schwebt,
Und sie schaun's und murmeln leise:
„'s ist ein Stern, der wandern geht."

Gespräch.

„Halt an, Elfenkind!"
„Laß mich, Sausewind!"
„Wohin?"
„Nordwärts."
„Woher?"
„Südwärts."
„Komm und weile!"
„Sie hieß mich: ‚eile!'" —
„Wir tanzen am Blütenstrauch."
„Ihm eilt es auch!" —
„Frei den Weg und frei die Gassen
Soll man treuer Botin lassen:
Husch, husch, Elfenkind!" —
Einsam treibt sein Spiel der Wind.

Botengruß.

Auf der Heide sitzt das Heidekind,
Sonn'umglänzt im duft'gen Kraut,
Windet den Kranz und singt im Wind:
„Heidemärchen, die Braut
Grüßet, den sie minnt."

Blumenspende.

Waldblumen flocht ich dir zum Kranz,
Zu grüßen dich mit duft'gem Glanz:
Heidekraut mahnt der Sonnenstunden,
Da du mir Blumen ins Haar gewunden,
Veilchen bergen so tief bescheiden
Viel Erinnern an Weh und Leiden;
Doch sie fragen auch duftig fein:
„Kann's nicht durch Treue vergolten sein?"
Maiglöckchen aber gemahnen dich laut
Des schönsten Maien, den du geschaut.
Wildrosen duften mit Neigen,
Wie die Rose nickt an Zweigen,
Wildrosen sind der Liebe Zier:
Sie bringen der Liebsten Grüße dir!

Das Märchen erzählt.

Mir kam ein Kistlein, rot, grün, blau,
Drauf stand geschrieben: „Vielliebe Frau,
Schneide die Haften und Knoten entzwei:
Dann schaust du allerhand Zauberei."
Ich that's: da flog mir ein Englein entgegen
Und sang mir einen Weihnachtsegen.

Eine Schlange kroch aus feuchtem Moos
Und sprach: „Ich komm' aus des Eichwalds Schos,
Der steht nun kahl: und eis'ger Nord
Blies Licht und Glut und Leben fort:
Des Zaubers weiß ich viel zu treiben,
Drum laß mich, Herrin, bei dir bleiben."
Drauf gurrten traumvernickt zwei Tauben:
„Wir wohnten hoch in Blätterlauben:
Die welkten ab: der Bach trägt Eis,
Rück' uns ans Feuer, doch sacht und leis."
Nun sprang ein Häslein auf: „Ach Kind!
Unheimlich bläst im Feld der Wind;
Und selbst im Wald, wo ich Sommers gewohnt,
Hat der Winter nichts verschont. —
Rasch, schüttle mir Streu, leg' Kohl dazu,
Friedlich bin ich und freundlich sei du."
Da hob sich zierlich ein Rehlein auf:
„Zu dir rannt' ich, in gradem Lauf,
Als Fußes Schemel dien' ich dir,
Du gieb von deinem Brote mir!"
O weh, da krabbelten noch heraus
Zwei Schnecken, auf dem Rücken ihr Haus,
Die hatten tief im Kraut gesessen,
Sie baten: „Mußt uns nicht vergessen,
Leg' uns samt Kraut auf den Schemel dort.
Wir krabbeln nicht an und kriechen nicht fort."
Ein Pilz hob sich auf hohem Stiel:
„Zwar hast du schon der Gesellen viel,
Doch möcht' ich dort, in den Mauerritzen
Hier recht gedeihlich neben dir sitzen.
Einst war ich eines Elben Hut:
Das ist eine lustige, fahrende Brut,
Sie tanzten nachts im Mondenschein:
Der Pilzhut stand ihnen wirklich fein: —

Sie tanzten hin, sie tanzten fort,
Vergaßen mich achtlos am dunkelsten Ort:
Da dacht' ich: will zum Märchen wandern,
Das ist hold und freundlich vor andern,
Und was ich alles geseh'n und gehört
Erzähl' ich dir gern, wenn wir ungestört."
Ich bog das Kistlein hin und her:
Nun war's zu Ende, nun kam nichts mehr.
Da that ich jedem, was es begehrte,
Achtsam, daß sich keins beschwerte
Und sprach dabei: „Wohlan, es sei!
Ich berge dich, Waldzauberei."

Einem schönen Mädchen.

Weißt du erst, wie schön du bist, —
Dein stärkster Zauber zerronnen ist.

An eine Freundin.

Du giebst mir Ruh', wann ich dich schau', —
Du fließest licht durch Nebelgrau, —
Du wirkst geheimnisvoll wie Tau,
Du scheinst ein Rätsel, selber sinnend,
Dein Haupt umflattert, zauberspinnend,
Der Schleier holder Märchenfrau.

Heimliches Glück.

In bunten Blumen, die er mir giebt,
Steht's duftend geschrieben, daß er mich liebt;

Doch Blick und Wort, bei Tag und Nacht,
Mir streng und ernst die Sitte bewacht.
Die Sonne sank in breiten Fluß,
Einsam in Dämmerung liegt der Garten,
Die Glocke ruft zum Abendsegen:
Nicht beten kann ich, ach, ich muß
Des fernen Schrittes hoffend warten,
Der näher kommt auf dunklen Wegen.
Er war's und er kam,
Ach und siegend nahm
Er mir Siegel vom Blick und vom Munde.
Vergolten hab' ich im Überfluß,
Was er soviel um mich leiden muß.
Er nahm und ich gab!
O wie lieb ich ihn hab'! —
Und Stunde verrauschte nach Stunde.

Fear not to part.

»Now fare thee well, beloved mine,
They send thee to the west.«
He put his curl in a golden shrine
And fasten'd it on her breast:
»Where thou art wandering, my own love dear,
My soul is following always near.
In faraway lands and over the sea,
Now sunbeat, now driven by wind
And pining and struggling, — I view thee,
All sharing it in my mind.
Wherever thou tired layest down to rest,
My darkbrown curl is on thy breast.
That keeps from thee all dangers off,
That shields against a foe

And over thee watches my lasting love,
 Thy home, thy rest in woe.
Fare well, my love, fear not to part
 My curl on thy breast, my love in thy heart.«

Botschaft.

Eis und Schnee sind rings zerflossen,
 Süßer Blumen viel gesprossen:
Eine leidverklärte Frau
 Wandelt suchend durch die Au',
Bricht die weißen, bricht die roten
 Blumen, die noch frisch betauten,
Legt sie in die Hand des Boten,
 Der zur Seite harrend steht:
„Wie die weißen leis,
 Wie die roten heiß! — —
Bring die Antwort meinem Trauten.“

An den Mond.

I.

Der Mond schien übers Dünenland,
 Da lag ich hingestreckt im Sand
 Und sann und sann, das Auge wach.
Den Bahnen, die durchs Weltmeer geh'n,
 Den Sternen, die am Himmel steh'n,
 Begierig fragt' ich ihnen nach. —
Nun ist der Sterne Schein verglommen,
 Der Wellen Wege sind verschwommen,
 Auf lichten Schwingen naht der Tag.

Was mir der Sterne Schrift erschlossen?
Was mir an Weisheit zugeflossen
Aus Windesbraus und Wellenschlag?
Nicht frag' ich mehr nach Thoren Art:
Was unerforschbar uns verwahrt,
Ich find' es nie und nimmermehr!
Unendlichkeit im weiten Raum,
Von deines dunklen Schleiers Saum
Tropft doch ein Schimmer Lichtes her.

II.

Stiller Mond!
In quellender Fülle silbernen Lichtes steigst du auf:
Und wallest gießend über die Wege der Nacht!
Herrlich thront
Im Blau der Wolken die blendende Scheibe, flimmernd und fahl,
Und weithin flutet von dir ein milder Glanz.
Sage, wohnt
Dir dort, unter Sternen, göttlichen Glückes unsterblich Teil?
Oder klimmst du allnächtig in wachsender Sehnsucht
Empor, zu schau'n
Aus ewiger Ferne der sterblichen Menschen wechselnd Geschlecht? —
Aber schweigend ziehst du dahin, ein leuchtend Geheimnis.

Von einem Kauz.

„Viel Vögel sind, die hassen mich:
Ich bin ein Kauz und acht' es nicht.

*

Ein Rabe ruft vom Bergesrand
Hoch aus der Esche Gabel,
Er hält die Schwingen fluggespannt
Und wetzt sich seinen Schnabel:

„Was hausest du im hohlen Stein?
Der Weltlust abgekehret?
Sag an, du braunes Waldkäuzlein,
Wer hat dich das gelehret?"

*

Der Kauz schlägt mit den Schwingen
Und drückt das Auge zu:
„Forsch' du nach weisen Dingen
Und laß mich hier in Ruh."
Der Rabe flog von dannen,
Das Käuzlein rüttelte sich:
„Nun sagt mir's, Waldnacht-Tannen!
Denn wissen möcht's auch ich."

*

Die Nachtigall in Rosen sang.
Sie sang mit süßem Locken,
Und wie sie sich zu Walde schwang,
Sah sie das Käuzlein hocken.
Da ließ sie lauter als zuvor
Ihr jauchzend Schmettern schallen:
„Flieg aus! griesgrämig, scheuer Thor!
Laß dir die Welt gefallen!" —
Und schoß dahin, und hinter ihr
Haucht's wie aus Wunderblüten. —
Und schmollend durch das Flöten ihr
Scholl nach des Kauzes Wüten.

Lieder eines Kauzes.

Geh, suche dir des Lebens leichten Scherz
Und laß einsamer Schwermut dieses Herz.

*

Der Weltlust klag' ich wenig nach!
  Mein Glück halt' ich geborgen:
Glück, — Leid und Sorgen.
  Mein Kleid ist braun, mein Herz ist jach,
Mein Haupt wieg' ich in Träumen.
  Geh, Weltkind, ohne Säumen.
Thu nach des Lebens klugem Brauch:
  Mich aber — dir ein Grausen! —
Laß einsam hausen
  In Stein und Strauch.

*

Heiser, rauh klingt meine Stimme!
  Von der Weltfahrt floh mit Grimme
Ich zurück zum hohlen Stein.
  Was trug die Reisefahrt mir ein?
Kein Glück, das nicht schon früher mein,
  Kein Gut, wie echtes Gold so rein,
Kein Quell, der hier nicht reicher floß,
  Kein Blühn, das hier nicht schöner sproß,
Nichts Besseres, als mich hier umringt,
  In meines Waldlands Klausen, —
Ei! wieder im Stein will ich hausen:
  Träumen will ich und sagen
Von alten, seligen Tagen,
  Jauchzen will ich und klagen,
Bis daß mir das Herz zerspringt!

*

Ich bin ein Kauz und weiß es doch,
  Wie süße Lieder klingen: —
Und leb' ich lang', so lern' ich noch
  Die rechte Weise singen.

*

Singen kann das Käuzlein nicht,
Rufen nur und klagen
Und durch Nacht und Dämmerlicht
Himmelsträume tragen.

*

Wann ich durch die Dämmrung irre,
Streicht der Wind mir um die Stirn:
Süße Träume, wild und wirre,
Geh'n mir dann durch Herz und Hirn.

*

Mir kommen der Träume viele in linder Frühlingsnacht,
Ich träume sie nicht zum Spiele, ich habe sie nicht erdacht.
Wann Schwäne den Lockruf tauschen, wandernd bei Sternenschein,
Dann fallen im Windesrauschen mir uralte Mären ein.

*

Sein Lieb' hat einer geworben
Wie der wilde, ziehende Schwan:
Verirrt in der Fremde, gestorben, —
Sie haben's um Liebe gethan.

*

Mir kommt's wie oft geträumter Traum,
Wie ein Märchen, das ich gelesen:
Goldamselruf am Waldessaum
Und zwei Menschen, die glücklich gewesen.

*

Du schmähst meine Weise, o Rabe, zu stark:
Wohl tönt sie leise; — doch dringt sie ins Mark.
Ich rufe mit Stocken und bohrendem Schrei,
Mit zwingendem Locken mein Glück herbei!

*

Ich saß zur Nacht im Dorngeäst
An altgewohnten Stellen.
Da brach ein Dornstich meine Ruh',
Und feindlich rief der Strauch mir zu:
„Ei, Kauz, was sitzest du hier fest,
Du störst der Knospen Schwellen!"
Da hub ich sacht mein Schwingenpaar
Und schied mit leisem Wittern
Aus maienduft'ger Waldespracht
In meines Felsspalts graue Nacht:
— Still war die Luft, der Mond schien klar —
Mein Herz nur schlug mit Zittern.

*

Jüngst flog' ich wieder in den Hag, wo wilde Rosen ranken,
Der Morgen schwand, schon stieg der Tag über die Bergesschranken.
Leis' streifte meiner Schwingen Hauch, die altgewohnte Stelle,
Da rief der blütenschwere Strauch: „Setz' dich zu mir, Geselle!"
Hei! freut' ich mich der duft'gen Lust: am Dorn, der mich gestochen,
Da waren nun in bunter Blust viel Rosen aufgebrochen.

*

Ich bin ein Kauz und weiß es gut,
Wie allgewalt'ge Liebe thut: —
Und kann es doch nicht sagen:
Drum hört ihr Nachts mich klagen.
O du um deines Liedes Schall,
Wie bist du selig, Nachtigall!
Wie kannst du jubelnd schlagen,
Und Lieb' zu Liebe tragen.
Mein Herz verbrennt und mein Gebein
Vor Lieben und vor Seligsein,
Ich aber kann's nicht sagen:
Drum hört ihr nachts mich klagen.

Abendstimmung.

Noch glastet weit am Himmel verglühend Abendlicht,
Das schimmernd durch die Zweige entlaubter Bäume bricht.
In purpurfarbnen Flammen ergießt sich Lebensdrang,
Viel heißer als am Mittag, da die Sonne hoch sich schwang.
Es blickt in die Flammenfunken mein Auge, Thränen schwer,
In tiefer, stummer Sehnsucht um Schönheit, die nicht mehr!

Nachtstimmung.

Nun ist das Licht geschieden:
Begraben hat die Nacht
Mit dunkler Macht
In Sternenpracht
Des Tages Lust, des Abends Frieden.
So glänzt hell auf, ihr Sterne:
Mich grüßt aus eurem Schein
Unendlich Sein
Voll Lust und Pein,
In unerreichter ew'ger Ferne!

Juli 1870.

I.

Vom Untersberg, dem alten, wohl auf der Walser Heid'
Nachts Kampfesrufe schallten über deutsche Lande weit.
Wer hat den Ruf vernommen? — „Zum Streit! Genossen, auf!
Nun ist die Zeit gekommen, ihr Helden all', wacht auf!

Ihr saßt viel tausend Stunden im dunklen Bergessaal:
Ihr träumtet tiefe Wunden und schliefet all' zumal.
Nun greift zu Schwert und Schilden, rückt Helm und Beil zurecht,
Und fort zum grimmig wilden, zum tödlichen Gefecht!
Nun thut sich auf mit Schweigen des Berges Felsenthor:
Auf! laßt die Hengste steigen und streckt die Speere vor." —
Sie haben dich vernommen, Herr Karl! Und schlafentbannt
Die alten Helden kommen und retten das deutsche Land.

II.

Für Recht, für Freiheit und Vaterland!
Germania drückt uns das Schwert in die Hand,
Kein Preußen, kein Bayern, kein Schwaben mehr:
Ein deutsches Volk, eine deutsche Wehr
Steh'n wir zusammen im heiligen Streit.
Trutz welschem Hochmut, trutz gallischem Neid! —
Dem Erzfeind Tod, der den Frieden stört
Und blutigen Kampf uns heraufbeschwört.
Wir steh'n zusammen: ein Schwert, ein Mann,
Laß seh'n, wer uns bezwingen kann! —
Wir steh'n zusammen im blutigen Feld,
Wir fallen zusammen, Held an Held:
Allsiegende Kraft, unbeugsamer Mut
Erwächst aus der Brüder vergoss'nem Blut!
Wir steh'n zusammen mit Herz und Hand
Für Freiheit, für Recht und Vaterland.

An Felix: Aufmunterung zum Trinken.

Gründlichster Germanen-
Könige-Kundiger,
Mutiger Mann,

Flinker, fleißiger,
Braver Bayer!
Kühl' dir im Keller
Wahrst du verhohlen
Bayrischen Bockbiers
Trefflichen Trank.
Zögernd zapfte
Und sorgsam, — sie selber! —
Dein würdiges Weib,
Von den vollen Fässern
Den schäumenden Saft
In glänzende Gläser.
Heimlich that sie
Die arge Arbeit
Mit Mechthild, der Magd.
Glücklicher, Guter,
Vergieße, vergeude
Mit Freuden die Flut
Des brausenden Bieres.
Du, Trunkes Tüchtiger,
Wotangeweihter
Asengenoß.

Zum ersten April anonym an Felix.

Ist's wahr, was man an allen Orten
Sich schon erzählt, mit scheuen Worten?
„Frau Dahn hat einst zur Vollmondnacht
Ein heidnisch Zauberwerk vollbracht:
Ein Goldflechtwerk, reich ausgeschlagen
Mit gelber Seide und getragen
Von hohem Henkel, der die Last
Der Seidenfalten kaum umfaßt.

Die bauschen sich in weiten Bogen
Von roten Schnüren zugezogen:
Ein Wunderkörbchen muß es sein:
Es trägt ihr täglich Gutes ein.
So oft sie's aufthut, liegt darin,
Was immer ihr erfreut den Sinn:
Bald ist es Gold, bald Liedeswort, —
Genug, es wundert immerfort."
Ich bin dir gut schon manches Jahr,
Du wetterfestes Ehepaar,
Drum wünsch' ich Frau Theresen auch
Des Wunderkörbchens steten Brauch.

IV. Abteilung.

Gelegentliches.

von

Felix Dahn.

Omnia sub specie aeterni!

Der Augenblicke Tropfenfall, —
Es bannt die Kunst sie in Krystall.

Vorbeugende Abwehr.

I.

Ich hör' es schon! „Wie unbedeutend!" — tönt es —
„Wie nichtig diese Stoffe! Unverständlich
Oft die Beziehungen! Was gehen uns
All diese Hochzeiten und Taufen an?
Die Feuerwehr sogar besingt der Mann!
Und welche grenzenlose Eitelkeit,
All diese Verslein drucken gar zu lassen!
Ins Kleinlichste verläuft die Dichtung hier."
Gemach, ihr Herrn! »Sub specie aeterni«
Betrachtet ist auch Kleines, Flüchtiges
Nicht wertlos: wie Gott nicht nur in den Sternen, —
Im kleinsten Blümchen lebt in Feld und Flur,
So kann die Kunst — und soll's! — das Ideale
Auch in dem Kleinsten finden und verkünden.
Der Tropfen Tau, darauf die Sonne scheint,
Wird zum Demant und strahlt in höchster Schöne.

II.

Dem großen Meister Aristoteles
Ablernt' ich längst die Weisheit: aus Gegebnem
Das möglichst Schöne, Gute bilden, ist
Des Menschen Vorrecht, Pflicht zugleich und Freude:
Aus rohem Marmor schafft die Kunst die Göttin
Der Schönheit, und aus Marmorsplitterchen
Kann auch ein kleines Kunstwerk noch sie bilden.
Das ist der „objektive Idealismus", der
Alltägliches und rasch Vergängliches
Zu adeln sucht, zu weih'n und zu verew'gen
Durch edle Form: ist mir die Form mißlungen,
Verwerft die kleinen Dichtungen als wertlos
Wie Wassertropfen: — doch die Kunst der Form —,
Den Tropfen wandelt sie in den Krystall.

Zum Bilde Scheffels.

Ja, das ist meines lieben Viktor Antlitz!
Schlicht, treu und fest und deutsch in Ernst und Scherz:
So blickte er, wann er zu Radolfszell,
Erfreut, bewegt, der Jugendzeit gedenk,
Mich in die Arme schloß und zur „Seehalde"
Den grünen Angerpfad hinan mich führte! —
Den schau' dir an, du teure deutsche Jugend,
Und dank' ihm immerdar, daß er dir reichte
Aus deutscher Vorzeit quellbornfrischen Trank:
Denn, was frivol, krank, süßlich und salonhaft,
War ihm verhaßt: ein treuer Eckhard war er:
Ihn sollt ihr wert und hoch und teuer halten,
So lang' in Wolken ragt der Hohentwiel,
Frau Aventiure auf den Straßen geistert,

So lang' des Alamannenlands Saphir,
Der Bodensee, noch glänzt in lichter Bläue,
So lang' noch deutscher Dichtung Wort ertönt:
Mit ihm vergleiche keiner sich, der lebt,
Und keiner seinesgleichen kehrt uns wieder!

Zu Josef Viktor Scheffels sechzigstem Geburtstag.

Mein teurer Freund! Nun wirst du sechzig Jahre:
Und dreißig werden's, daß wir Freunde sind:
Ein Menschenalter, voll von Lieb' und Treue,
Von keinem leisen Mißklang je gestört.
Um unsre Schläfe wogte braun Gelock,
Da wir zuerst im Haus des alten Thiersch
In München uns geseh'n und bald empfunden,
Daß innerlichst zusammen wir gehören.
Es hatte just der Ekkehard, der stille,
Selbst des Trompeters helle Ruhmsfanfare
Laut übertönt: du aber sannst bereits
Auf andre Weisen von noch höh'rem Ton:
„Die alte Freundin geistert auf den Straßen!"
Frau Aventiure lockte dich davon
In Einsamkeit des Bergwalds und des Winters,
Und dort erwuchsen jene Lieder, denen
In deutscher Sprache keine sich vergleichen. —
Welch' bunte Wechsel sah'n die dreißig Jahre!
„Modern" ward mancher rasch, vergessen rascher,
Und in der deutschen Dichtung hat der Wind
Des Tagsgeschmacks unzählbar oft gewechselt.
Du bliebst dir gleich. — Und gleich auch blieb ich mir:
So sind wir immer Hand in Hand gestanden,
Mag den modernsten Schmutz man von Paris,
Mag den Berlins man als „das Schöne" preisen

Und als der Dichtung Zweck, das Ekelhafte
Zu konterfei'n, „zu lösen die Probleme
Der Gegenwart" — (mit Versen und Romanen!)
Mag Volk und Staat man aus der Dichtung bannen
Langweilig unsre Heldenvorzeit schelten,
Nur Liebesgirren als der Dichtung Stoff
Zulassen in Boudoir und Thee-Salon: —
Uns kümmert's nicht! — Fernab vom Lärm des Tages,
Von der Reklame Narrenschell'ngerassel,
Steh'n wir, getreu den Jugendidealen,
Das Schöne bildend um der Schönheit willen,
Aus grauer Vorzeit bis zur Gegenwart
Die Wandlungen und minder nicht die Stete
Von unsres Volkes Eigenart erkundend,
Des neuen Reichs uns freuend, dessen Wert
Die freilich nicht verstehen, die es nicht
Gleich uns entbehrt, ersehnt und miterkämpft.
Weil wir der Jugend treu geblieben sind,
Blieb uns die Jugend treu. Drum Gaudeamus!
Glück auf zu deinen Sechzigen, mein Viktor:
Im Jubeljahr von deinem Heidelberg,
Ein Sieger, schaust du rückwärts auf dein Leben!

[Antwort von einem Ungenannten aus Lyck, einem früheren Schüler.

Mein teurer Lehrer! Herzlich dank' ich's dir,
Daß du dich wiederum vernehmen ließest.
Ein Dutzend Jahre ist dahingegangen, —
Um meine Schultern wogte blond Gelock, —
Seit ich zuerst in „Thule" dich gesehen
Im Auditorium VIII und bald empfunden,
Daß es ersprießlich sei, dir zuzuhören. —

Du hattest just das warme Wirciburg,
Die Ruhestatt des großen Minnesängers,
Vertauscht mit „Thule“; und es klang bereits
Der Ruhm des Forschers und des Dichters Ruhm
Posaunengleich durch ihre stillen Straßen.
Frau Aventiure blieb auch hier dir treu,
Und in der kalten Einsamkeit des Nordens
Entlockte sie dir wundersüße Lieder:
(Mußt d'rum dein Licht nicht untern Scheffel stellen!)
Mit Leidenschaft hört' ich dich manches Jahr.
„Ledern“ fand keiner dich, was du auch lasest.
Und in der deutschen Dichtkunst boten wir
Den Lorbeer dir für „Harald und Theano“
Und die „Gedichte“. —
Doch du botest mehr
Und Schön'res uns auf deiner Ruhmeslaufbahn:
„Das höchste Gut des Mannes ist sein Volk.“
Das ist der Grundsatz, dem du dich ergeben.
Das höchste Gut des Volkes ist ein Mann,
Der ihm sich weiht, sein Leben und sein Streben.
Nun mögen andre auf der Schauspielbühne
Und in Romanen huldigen der Phryne, —
Du wahrst das Volkstum uns mit heil'ger Scheu,
Du bleibst den alten deutschen Göttern treu.
... „Sind Götter? Sind sie nicht?“ Ich las die Frage
Als Titel deiner Halfred-Sigskald-Sage,
Las dann sie selbst, erstaunend ob der Kraft,
Die solch ein Wunderwerk in dir geschafft,
Und rief zum Schluß: „Kreuzhimmeldonnerwetter!
Dein Buch beweist es: Ja, es giebt doch Götter!“
Leb' wohl, und kommst du in die Sechzig, Felix,
Im Jubeljahr von deinem Königsberg, —
Schau dann, ein Glücklicher, hin auf dein Leben.]

Zu der Scheffelfeier in Heidelberg.

Gern bin ich sang-erbötig zu jeder deutschen Feier:
Hier aber ist nicht nötig mein Lied und meine Leier.
Alt Heidelberg, der Feinen, Natur und Art und Geist
Zu singen ist des einen, der Josef Viktor heißt.
Gott Odhin hat die Lüfte, Erdhöhle hat der Zwerg,
Der Riese Felsenklüfte und Scheffel Heidelberg.

An Robert Hamerling.

Heil dir, mein Robert Hamerling,
Du kostbar edler, goldner Ring
In deutscher Dichtung Kette:
Gelobt wirst und geliebt du sein,
So lange Donau noch und Rhein
Stolz zieh'n in ihrem Bette!
So lange nicht das Häßliche,
Das Eklige und Gräßliche
Als Kunst gilt Deutschlands Söhnen.
So lang' uns Schillers, Goethes Geist
Die schöne Wahrheit leuchtend weist,
Als Bild des wahren Schönen!

Zu den Gedichten von L. Rafael.

Dies Büchlein soll ich anempfehlen?
O nein! Solang noch zarte Seelen
Des Herzens Qual, glücklose Minne,
Den Kampf der Pflichten und der Sinne,
Das heilige Walten der Natur,
Im kleinsten Ding der Gottheit Spur,

Die Pein des Sehnens und Ertragens,
Die Schmerzenwonne des Entsagens,
Der Mutterliebe Glück und Weh'n
Nachfühlend fassen und versteh'n,
Solange wird in deutschen Landen
Geliebt dies Büchlein und verstanden,
Das mit dem Weihekuß des Schönen
Will friedvoll höchsten Schmerz versöhnen.

Mit einem goldenen Armreif.

Das goldne Band halt' ehrenreich,
Denn echtem Lieben ist es gleich:
So selten und so treu wie Gold,
Zu prüfen stark, zu schauen hold,
Und schmiegsam und gelenk und weich: —
Das Band ist echtem Lieben gleich.
Und trägst du's stets in diesem Sinn,
Ist reicher Segen dein Gewinn:
Der schlichte Reif wird dir alsdann
Ein Lieb- und Glückes-Talisman.

Zum Geburtstag meiner Schwester.

(25. März: „Mariä Verkündigung kommen die Schwalben wiederum".)

Schwebe, du schwirrende,
Schwarz-schwingige Schwalbe,
Zur schönen Schwester:
Des Bruders bist du
Und Baldurs Botin:
Gern gönnt sie dir Gastrecht:
Frühling erfreut sie. —
War's doch ein wonniger,
Sonniger Sonntag
In mildestem Märzen:
Falter flogen,
Behende Bienen

Im grünenden Garten:
In Hecken hüpfte
Süßen Gesanges
Die braune Brunelle
Und, am Springbrunn spielend,
Rief Rotkehlchen,
Seit lange mein Liebling,
Sein lieblich lautendes Lied.

Da kam mir die Kunde:
„Laß nun die Lanze!
Hebe den Helm ab“:
— Denn, ein Ritter, rannt' ich,
Durchs Gefild im Gefecht
Mit unfindlichen Feinden! —
„Komm' in die Kammer:
Es brachten dem Bruder
Ein schwarzes Geschwister
Schwirrende Schwalben.“

Seither sind mir
Nahe genachbart
Dicht in Gedanken
Schwester und Schwalbe!

Schwarz, schwebsam und schlank,
Auch — verhalten — heftig
Und geschwind wie die Schwalben
Schien stets mir die Schwester.
Und vielfach verflocht ich
Mit Frühling und Freuden
Des Lenzes das liebe,
Bräunliche Bild. —

Und so soll dir selbst in der Seele
Leben leuchtender Lenz:
Jauchzender Jugend
Hochherrlicher Herzschlag
Und Dichtung dir dauern,
Auch wann der Winter
Des Alters einst
Schnee dir schneite
Auf den schwarzen Scheitel,
Schönste der Schwalben!

Braut- und Hochzeitgedichte.

Mit dem Brautschleier.

O glaube nicht, daß diese Feier
Beende auch des Lebens Mai:
Nein, mit dem Gürtel und dem Schleier
Reißt nur ein eitler Wahn entzwei.
Doch wo nicht Wahn, wo echtes Minnen
Die Herzen aneinander band,
Da weben heil'ge Spinnerinnen
Den Einschlag in des Schleiers Rand.
Die Nornen weben unvergänglich
Als einen Zauberschleier ihn,
So nimm ihn hin: dann überschwenglich,
Ist Segen dir mit ihm verlieh'n.

Mit dem Myrtenkranze.

I.

Wohl ist das Laub der Myrte immergrün,
Doch welkten ach! schon viele Hochzeitkränze:
Denn wenn die Ideale welk verblüh'n,
Dann welken auch der jungen Liebe Lenze.
Du wirst stets quellfrisch diesen Kranz besprühn,
Daß er auf immer schön wie heut' erglänze,
Und fragst du, wo der Wunderquell sich hehle?
In deiner eignen jungfräulichen Seele.

II.

Laß dir den Kranz nun, den schimmernden, reichen,
Welchem kein anderer Schmuck zu vergleichen: —
Myrte, sie blüht nur den einzigen Tag;
Aber es wandeln die Lieb' und die Treue
Welkende Blüten in Silber aufs neue,
Welche kein Herbst zu verflücht'gen vermag:
Laß dir nun wünschen, du mögest befahren
Ähnliches Glück in den wechselnden Jahren,
Wie es den Eltern kein Wechsel geraubt:
Wann sie dann feiern in silbernen Haaren
Goldene Hochzeit, — dann schling' ich den klaren,
Silbernen Kranz dir ums glückliche Haupt.

Hochzeitgedichte.

I.

Es singt die deutsche Sage seit altersgrauer Zeit
Von todeskühnem Helden, von todestreuer Maid.
Vom Mann, der seinen Willen durchkämpfte bis zum Tod;
Nicht brach die Not sein Eisen, — sein Eisen brach die Not! —
Vom Mädchen, das die Liebe tief in dem Herzen barg,
Ihr Kleinod und ihr Weihtum vom Jawort bis zum Sarg.
In solchem Liebespaare, treu, heldenstark und mild,
Sah unsres Volkes Seele das eigne Spiegelbild. —
Heil uns! — Noch ward solch' Bildnis bei uns nicht sagenhaft:
Noch lebt in unserm Volke die Reinheit und die Kraft.
Schaut hin auf unser Brautpaar: wie prangt des Mannes Kraft!
Wie blitzt sein blaues Auge so stolz, so siegfriedhaft.
Und lieblich wie sie blicket, — in dieser Jungfrau ruht
Nicht nur der Liebe Zartheit, glüht auch der Liebe Mut.
Darum Heil, uns wie ihnen: denn Deutschlands Wohl und Wehe, —
Sie birgt in heil'gem Schose die Zucht der deutschen Ehe!

Schaut her, ihr schlimmen Nachbarn, ihr Hasser links und rechts:
So blüht die stolze Zukunft germanischen Geschlechts.
Ihr aber hebt die Becher und jubelt froh und laut:
„Hoch diese deutsche Ehe! Hoch Bräutigam und Braut!“

II.

Dem Manne Heil, dem solch ein Weib beschieden!
Ausstrahlt ihr stilles, tiefes Herz den Frieden.
So wird euch, wie des Lebens Wogen treiben,
Der stille Friede tiefer Seelen bleiben.
Und kehrt ihr aus der Welt nach Haus zurück, —
Am eignen Herd glüht euch das schönste Glück.
Ein solcher Bund hat nicht die Zeit zu scheuen,
Sein Segen wird sich immerdar erneuen:
Er wächst, und wann das Jahr sich zehnmal neute,
Seid ihr unendlich glücklicher als heute.
Das ist mein Wunsch zu eurer Hochzeit Weihung,
Und oft ward Dichterwort zur Prophezeiung.

Zur Hochzeit des Herrn von Pochhammer.

Tief in der Brust mit verriegelnder Klammer
Wahrte schön Hanna das Herzelein:
Aber die Liebe mit pochendem Hammer,
Sprengte das Schloß und zog in die Kammer
Wie triumphierender Frühling herein.
Nun, so erblühe denn, sprossende Keimnis!
Singen und Sagen, sie schildern dich nie.
Versegestammel ist klägliche Reimnis
Gegen der Minne geheiligt Geheimnis:
Glückliche Lieb' ist allein Poesie.
Aber ihr andern, ihr fröhlichen Gäste,

Hebet die Becher und jubelt mir laut:
Glückliche Lieb' ist das Seligste, Beste!
Heil sei dem Hause und Heil sei dem Feste,
Heil sei dem Bräutigam, Heil sei der Braut!

Zur Hochzeit einer Offiziersbraut.

Viel heit're Worte wirst du, heit're Wünsche
Vernehmen zu dem freudevollen Tag.
Doch tiefer als der Lust gehört dem Ernst
Dies hohe Fest: es sei der Scherz der Menge,
Dem Dichter sei das ernste Wort vergönnt.
Beklagt hab' ich bei manchem Brautfest schon
Die edle Myrte, die geweihte Blume:
Denn wann ich Braut und Bräutigam beschaute,
Empfand ich: ach, die Myrte seh' ich wohl,
Jedoch nicht heil'gen Bund, der Myrte wert.
Durch deine dunkeln Locken wird sich gern,
Um deine edle Stirn die Myrte ranken.
Denn, ob ich selten dir ins Auge sah, —
Der Dichter schaut durchs Auge tief ins Herz,
Und klar hab' ich von Anbeginn erkannt,
Daß edel und voll Anmut, wie dein Antlitz,
Ein güt'ger Gott die Seele dir gestaltet:
Dir ward die Weichheit und die Kraft nicht minder
Die voll des Weibes schwere Pflicht erheischt. —
Soldatenbraut: Du wirst der Kraft bedürfen!
Als ich zuerst am Arm des ritterlichen
Erkorenen dich vor mir schreiten sah, —
— Ihr saht mich nicht, in junges Glück versunken —
Da freut' ich herzlich mich des schönen Paars:
Denn Schönes schön verbunden schauen ist
Ein seltnes Labsal für des Künstlers Auge
Und herrlich zu der Myrte paßt der Lorbeer.

Seither hab' oft ich, herzlich euer denkend,
Mir still gesagt: „dies Paar wird glücklich werden: —
Durch eigne Schuld wird es sein Glück nie stören.
Doch furchtbar ist der Weltgeschichte Gang,
Und eisern tritt sie über Wert und Glück,
Tritt über Haupt und Herz der Menschen hin."
Und Rührung faßte mich; ich mußte denken:
„Welch' Bangen wird dies zarte Herz belasten,
Wann je aus ihrem Arm mit eh'rnem Schall
Den jungen Helden die Trompete ruft!" — —
Drum wünsch' ich dir — denn mir ward nicht gegeben,
Im Augenblick des Frohsinns aufzugeh'n:
Vorschauend muß ich stets das Künft'ge denken —
Drum wünsch ich dir als Hochzeit-Angebinde:
Daß diesem deutschen Reich verbleibe Friede; —
Und muß es doch einst sein, muß aus der bangen
Umarmung los sich reißen der Husar, —
Heil trage bald ihn dir das treue Roß
Zurück aus flammenflügligen Geschossen.
Dann streichle dankbar du dem Roß den Bug
Und denk' an diesen meinen Hochzeit-Wunsch.

Zur Hochzeit eines Sternkundigen.

Wie die Sprache so schön das Vermählungsfest und so weise genannt hat: die Hochzeit!
Denn am heutigen Tag in der That auf den Höh'n des Lebens erscheinet dies Paar uns.
Doch das Fest, es verrauscht, und die Rosen verblüh'n und es welkt auch die grünende Myrte.
Nur Ein Zauber vermag das vergängliche Glück in ein dauerndes weihend zu wandeln:
Der Zauber, er liegt in der eigenen Brust der Vermählten verwahrt und geborgen:

Wer im Staube des Pfads durch die lärmende Welt zu den Sternen richtet das Auge,
Zu den Sternen, die still in stets leuchtendem Glanz auf den ewigen Bahnen dahinzieh'n, —
Der empfängt in der Brust den gesegneten Glanz, der das Glück unvergänglich ihm weihet,
Dann bestehet die Lieb', und die Freude gedeiht, und der Friede waltet am Herde,
Wo ein Paar sich gelobt am geschmückten Altar nur den Idealen zu dienen,
Denn die Sterne der Menschen auf Erden, sie sind es, die ewigen Ideale.
Drum wünscht der Poet, daß der Sternendienst von euch beiden treulich gepflegt wird,
Daß das Schöne zumal und die Muse der Kunst an dem Herd euch dauernd verweile:
Dann in „prästabilierter Harmonie" durch das Leben werdet ihr wandern,
Wie am Himmel dahin der melodische Gang der Gestirne nach ewigen Rhythmen.

Zur Hochzeit eines Försters.

O wie den Freund und den Dichter erfreut,
Was sich dem Auge, dem ahnenden, beut:
Junge verschwiegene Liebe —,
Seliges Wandeln im rauschenden Wald, —
Fröhliches Schreiten und schämiges Halt, —
Fern von der Menschen Getriebe.
Und wie ihr schreitet die Tannen entlang,
Sieh, aus den nickenden Büschen nicht bang

Äuget das Rehlein, das falbe:
Aber am Dach, wo an sonnigem First
Früheſt das Eis in dem Lenze zerbirst,
Nistet euch zwitschernd die Schwalbe!

Zur Hochzeit eines Tonsetzers.

Wohl einem großen Tonwerk gleicht das Leben,
Darin die Töne suchen sich und flieh'n:
Und welche sich zuletzt zum Einklang weben, —
Lang' wird sich das dem Lauschenden entziehn:
Bis endlich jene zu einander schweben,
Die vorbestimmt zu sel'gen Harmonien!
So ward, getrennt durch Berg und Thal, dies Paar
Zusammen doch geleitet wunderbar.

Was sie vereint hat, war die Macht der Töne.
Ein gutes Zeichen liegt in diesem Wort:
Verbunden sind sie durch das ewig Schöne
Zu innig unauflöslichem Accord.
Die Muse selbst, die göttliche Kamöne,
Bleibt Weiherin des Hauses fort und fort
Und in dem Wohlklang gleich gestimmter Seelen
Wird mit der Kraft das Zarte sich vermählen!

Zur Hochzeit einer Schauspielerin mit einem Professor[1].

Wo bei fröhlichem Fest in versammelter Schar nur der Freude die Jungen gedenken,
Sei dem Alter vergönnt — und dem Dichter zumal! — in den Ernst den Gedanken zu senken.

---

[1]) Vergleiche oben: „Scherze" S. 296.

Denn es eignet der Kunst, daß das Einzelne sie, das Vergänglichkeit schleunig umnachtet,
Zu den Sternen erhebt und als Spiegelbild von dem Ewigen sinnend betrachtet.

Als die Kunde kam, daß dies schöne Geschöpf, das der Kunst Melpomenens geweiht war,
Sich dem Freunde verlobt, der der Wissenschaft in den vordersten Heerbann gereiht war, —
Da erfreute sich tief in der Brust mir das Herz. — Nicht nur, weil mir sicher bewußt war,
Daß vortrefflich gesellt, mit der Bürgschaft des Glücks, dies Paar für den Ernst und die Lust war, —
Auch weil ich erkannt ein bedeutsam Symbol in der beiden Suchen und Findung:
Denn sie sind mir des Schönen und Wahren zugleich die begeisterte Liebesverbindung.

Wie es Platon gelehrt, daß die ew'ge Idee uns erscheint im Gewande des Schönen:
So erseh'n wir in diesem erlesenen Paar sich die Kunst und das Wissen versöhnen.
Und das Wissen gewinnt unvergleichlich dabei: denn des Menschen Wissen ist Stückwerk:
Doch die Schönheit ist wie die heilige Kunst ein von Göttern geschaffenes Glückwerk.
Auch der Weiseste spüret die Endlichkeit in der Forschungen kühnstem Getriebe:
Das Unendliche stellt uns die Schönheit dar in der Kunst und begeisterter Liebe.
Und dies, du Künstlerin, laß heut' mich, den Genossen, den Dichter, dir sagen:
Die Begeisterung sollst du aus deiner Kunst in die Ehe hinüber tragen:
Kein Abschied ist's, eine Wandlung nur: und Heil dir, daß du sie koreſt,

Die dem Weib unentbehrliche Myrte gewannst und doch nicht den Lorbeer verlorest:
Denn der Lorbeer ist das geweihte Blatt der von Schönheit begeisterten Seele:
Da! — nimm ihn! — den letzten! aus meiner Hand, daß er nimmer am Herde dir fehle.
Nicht der Verse bedarf's noch Theaterkothurns: — nein, im Herzen wohnt dir die Schöne,
Und du trägst sie dir mit in das eheliche Haus, daß es nie sich der Weihe entwöhne.
Ihr andern aber, seid dessen gedenk: nur den Boden schafft uns der Nährstand,
Nur als Mittel zum Zwecke des Friedens führt in den Händen die Waffe der Wehrstand:
Zu nimmer erreichbar fernem Ziel strebt forschend und suchend der Lehrstand:
Doch den Künstlerstand, — den ehrt mir hoch: denn die Künstler sind der Verklärstand,
Die des Daseins sonst unerträgliche Last mit dem Schein der Vollendung verklären
Und dem Sehnen nach Ewigem selige Rast in dem Traume des Schönen gewähren.
Wo das Wissen sich eint mit der Schönheit zumal, wie des Leibes, der Kunst und der Seele,
Da erschau'n wir, in leuchtendes Gold gefaßt, der Menschheit höchste Juwele.
Und so laßt, von des Paars begeisterndem Glück selbst begeistert, die Becher uns heben:
Die Schönheit hoch und die Wissenschaft und die Glücklichen hier. — sie leben!

Der Braut die Schwester mit dem Myrtenkranz.

Aus Schwesterhand nimm diesen Kranz entgegen,
Das Feierzeichen hoher Seligkeit,
Und sei gewiß: die Gabe bringt dir Segen,
Die treue, tiefe Liebe dir geweiht.
Wann du nun gehst auf glanzbesonnten Wegen,
Gedenke manchmal noch der Mädchenzeit:
Es rufe dir des eignen Hauses Glück
Hier diesen Herd, den wir geteilt, zurück.
Es mögen alle Genien dich begleiten,
Die unsrer Eltern schönen Herd geschmückt:
Dann wird vorauf dir in dein Eh-Haus schreiten
Die Herzenseintracht, die allein beglückt:
Dann bleibt der Brautkranz hier für alle Zeiten
Wie heute grünend dir und unzerstückt,
Und eine Zauberkrone, nie entlaubt,
Unsichtbar weiht und schirmt er dir das Haupt.

Zur Hochzeit einer Gold-Blonden.

„Das goldne Kind“: — so hatt' ich dich genannt:
Der schöne Name bleibe dir fürs Leben:
Wie heut' der Ring den Finger deiner Hand,
Soll stets das Gold, das wahre, dich umgeben.
Das wahre Gold, das einzig glücklich macht,
Vergoldend nicht von außen, nein: von innen:
Es ruht zutiefst in unsrer Herzen Schacht: —
Du und dein Mann, — dort sollt ihr es gewinnen.
So, „Goldkind“, sollst du heut' in gold'nen Haaren,
Was gold'ne Hochzeit heißet, schon erfahren,
Und feierst du sie einst im Silberhaar,
Dann denke mein und sprich: „Sein Wort ward wahr!

Der Jungvermählten.

Vergönnt allein ist's deinem lieben Mann,
Ganz deiner Seele Tiefgrund zu ergründen:
Den Freund, den Sänger, laß, so gut er's kann,
Das hohe Lied von deiner Schönheit künden!

Zur Silberhochzeit.

Nehmt hin, ihr Teuren, diesen Myrtenkranz!
Der alte, der vor fünfundzwanzig Jahren
Die Braut geschmückt, strahlt nun in Silberglanz.
Und was will diese Wandlung offenbaren?
Nur Traum und Wahn verblühen mit der Zeit,
Nur flücht'ge Neigung welkt gleich grünem Laube,
Doch wahre Liebe währt in Ewigkeit,
Und zu den Sternen dringt sie aus dem Staube.
Nichts ist zu wünschen euch und eurem Glück,
Nur dauernd soll der Himmel es euch wahren:
Dann schaut ihr froh auf diesen Tag zurück
Im goldnen Kranz nach fünfundzwanzig Jahren!

Zum Myrten- und zum Silberkranz.

(Hochzeit der Tochter und zugleich Silberhochzeit der Eltern.)

Zu dem heitersten Chor auch des festlichsten Tags, zu der Flöten melodischem Lustklang,
Ein bedächtiges Wort, ein erinnersam Wort und ein mahnendes Wort für die Zukunft
Sei der Dichtung gegönnt, die, ein heilig' Geleit, uns des Lebens verworrene Töne

Wie beschwichtigend weiht in der Rhythmen Gewog und in Silber-
accorden der Harfe.
O wie wahr sie doch ist und wie tief und wie alt, in unzähligen
Seufzern bekundet,
Um den Wechsel des Glücks und den Wandel der Zeit und das
Welken der Jugend die Klage!
Wie die Blätter am Baum, so erblüh'n und vergeh'n sie, die schwinden-
den Menschengeschlechter. — —
Weissagen ist gut, verkünden ist leicht und es rundet von selbst
das Gedicht sich,
Wenn den Kindern man in der Eltern Geschick mag zeigen das
glücklichste Vorbild.
Denn weit schöner fürwahr als ein jedes Gedicht ist was wir
hier schau'n als Erlebnis.

Und so glücklich ihr seid und so warm ihr euch liebt, o du Paar
in der grünenden Myrte,
O viel glücklicher doch ist das silberne Paar und vertiefter die
ältere Liebe:
Denn die wirkliche Liebe, sie wächst mit der Zeit und erstarkt in
Schmerzen die Wurzel.
Ja, selig das Paar, das, von Freunden umschart, auf Vergangenes
freudig zurückblickt
Und von Hoffnung beseelt für ein kommendes Glück in den Kindern
sich selber verjüngt schaut.

Denn das ist uns der Trost in der Klage zugleich, daß die Menschen
wie Blüten am Baum sind,
Daß die Menschen auch, gleich wie die Früchte am Baum, in der
eigenen Art sich verjüngen.
Und was einmal an Glück wir, an reinem, geschöpft aus der
hastenden Woge des Lebens, —
Nicht flüchtiger Schaum ist's, gehascht und verrauscht: nein, die
Treue verwandelt's in Perlen,
Und das flüss'ge Geträuf, zum Krystalle geballt, es umkrönt uns
das Haupt diademgleich.

So in edelstem Ernst denn erfasset mein Wort:
Da die Lust wir geprüft und die Muse sie hat
Zur Begeistrung geweiht, — denn Begeistrung nur
Ist das wirkliche Glück, nicht versprühender Schaum, —
So erhebt den Pokal wie zu heiliger That:
Und es brause der Ruf:
Das Alt-Paar hoch und das Jung-Paar.

Zur goldenen Hochzeit.

Vor fünfzig Jahren ward das Band gebunden,
Das als ein goldenes wir grüßen heut'.
Was war das Gold, das, dankbar tief empfunden,
So lang' hat reichen Segen ausgestreut?
Erst war's das Gold der Hoffnung, der viel schönen:
Im Blütenschimmer sah das Paar die Welt:
Doch jede Hoffnung kann der Kranz nicht krönen,
Und die Enttäuschung ist dem Wunsch gesellt.
Doch wann die Hoffnung abgestreift die Blüte,
Dann reift die Frucht, die ihre Zukunft war:
Es ist das lautre Gold der Herzensgüte,
Und echtes Gold wird nur im Feuer klar.
Was echt ist, blüht, wie schlimm das Schicksal dräue:
Das Irrlicht nur, kein Stern verliert den Glanz:
Euch barg das echte Lautergold der Treue
Vor fünfzig Jahren schon der Myrtenkranz.

Tauf- und Patensprüche.

Taufspruch.

Als Mädchen ist das Kind geboren,
Das mit dem ersten Lied ich grüße.
Ein sanftes Los ist ihm gekoren: —
Des Weibes-Los voll Weh und Süße.
Erspart sind ihr die rauhen Wege
Des Mann's im Frieden und im Kriege,
Und in des Hauses Weihgehege
Beschlossen sind all' ihre Siege.
Doch auch in diese Friedensräume
Bricht Kampf und Leid sich oft die Bahn,
Und auch für Irmgards Mädchenträume
Wird einstens das Erwachen nah'n.
Dann soll ihr Lebenslos entscheiden
Die echte Liebe voll und reich:
Die Liebe, die uns tränkt mit Leiden
Und krönt mit Seligkeit zugleich!

An Frau Maria Zorn
(bei der Taufe ihres Töchterleins).

Ernst an des Säuglings Wiege sitzt die Norne:
Die Zukunft schaut sie des Geschlechts der Zorne.
Was wünschen wir, daß sie als Angebinde
Soll in die Wiege legen diesem Kinde?
Schwer wiegt der Wunsch: denn uns'res Volkes Heil
Ruht auf den Frau'n zum vollen halben Teil.
Weh' uns'rem Volk, wenn jemals es entbehrt
Des echten deutschen Weibes heil'gen Wert.

Wohl baut das Haus, das Reich der Mann allein:
Die Weihe muß dem Werk das Weib verleih'n!
Ich wünsche diesem Mädchen, es soll gleichen:
Der Mutter: Keiner hat es dann zu weichen.
Einst traf ich — dieses Bild vergeß' ich nimmer! —
Hier diese Frau im roten Abendschimmer,
An ihrer Brust das jüngste Kind gewiegt,
Der Knabe lauschend an ihr Knie geschmiegt,
Und sie erzählte feierlicher Stimme
— Des Haares Rotbraun stand im Goldgeglimme —
Das Märchen von Schneewittchen und den Zwergen.
Mir war, ich säh im Schos von unsern Bergen,
Wo Edelsteine, Gold und Perlen blitzen,
Frau Saga selbst, die wunderbare, sitzen
Und hörte ob den golddurchkörnten Kieseln
Den ew'gen Jungborn deutschen Volkstums rieseln.
Kein Maler mag sich höh'ren Schwungs erschwingen,
Kein Dichter schön'res Gedicht ersingen,
Als solche Mutter, die hier vor uns lebt,
Nicht Traum und Duft, der in den Wolken schwebt: —
Ein deutsches Weib, wie wir es schauen hie,
Voll Güte, Wahrheit, Ernst und Poesie.
Ein solches Weib erschaue heut' die Norne
In diesem Kind erblüh'n dem Haus der Zorne.

Bei der Geburt Viktors von Hase.

(5. Mai 1876.)

Grüß dich Gott, klein Maien-Häslein!
Schnuppre lustig mit dem Näslein
In die blütenweiße Welt:
Viel zwar muß man drin verwinden,
Doch im ganzen wirst du finden,
Daß dir's wohl bei uns gefällt.

Dies ist wohl das erste Schreiben,
(Doch es wird nicht dabei bleiben!)
Das an dich gerichtet wird:
Laß vom Schreiber dich beraten,
Der durch viele Thorenthaten
Sich zur Weisheit durchgeirrt:
Trinke Wein und pflücke Rosen,
Laß vom Hauch Sorrents dich kosen
Und an Goethe wachs' heran:
Doch vor allem sollst du werden
— 's ist das Prächtigste auf Erden!
Tief und ganz ein deutscher Mann.

Patenspruch.

Ward einem Knaben beigelegt der Name,
So traten oft die Nornen an die Wiege,
Und mit dem Namen gaben sie zugleich
Dem Kinde Wünsche für das Leben mit,
Erfüllend selbst, was selbst sie ihm gewünscht.
Erfüllen kann ich nicht: doch wünschen kann ich,
Und also dreifach wünsch' ich meinem Patkind.
— Seht, wie es ruhig liegt, im Schlaf noch lächelnd,
Des Lebens und der Welt und ihres Wehs
Hold unbewußt, wie eine stille Blume: — —
So wünsch' ich ihm denn Ruhe: seine Kindheit
Soll unverstört von Krankheit heiter ausblüh'n,
Vom Arm des Vaters, von der Mutter Schos
Gehegt, gewiegt im wachsendem Gedeihn,
Gleich einem Bäumlein im umzäunten Garten
Bis mählich ausgestaltet Leib und Geist.
Dann aber, wann zum Jüngling ward der Knabe,
Dann wünsch' ich ihm — erschrick nicht, sanfte Mutter! —

Dann wünsch' ich deinem Sohne hier den Kampf!
Den Geisteskampf mit ringenden Gedanken,
Mit fremden und mit eignen, grimm und scharf:
Den Kampf des Zweifelns und des lauten Fragens
Nach Lösung jener Rätsel, die uns Menschen
Mit ew'gem Schweigen anstarrn: gleich der Sphinx
Zum Raten zwingen, aber unerratbar. —
Und auch den Kampf mit eigner Leidenschaft,
Der bis zum Grund uns aufrührt, wünsch' ich ihm,
Denn nicht was angeboren und geschenkt,
Nur was der Mann erkämpft sich und ersiegt hat,
Nur das ist wahrhaft, unentraffbar sein, —
Ja, muß es sein und ruft dies deutsche Reich
Nach seinen Söhnen mit Drommetenschall,
Dann wünsch' ich diesem euren Knaben auch
Den Kampf der Feldschlacht für sein Vaterland!
Notwendig ist und heilsam Kampf dem Mann:
Er übt und stählt die Kraft und mehret sie
Und weckt zu Tag, was Bestes in uns ruhte.
Doch ist der Kampf der Zweck des Kampfes nicht,
Des Kampfes Zweck und Wahrheit ist der Friede.
Der Friede: nicht des Kindes Ruhe mehr:
Nicht mehr die Knospe: nein, die goldne Frucht,
Der Friede, der den Kampf der Gegensätze
In der Verklärung reifer Weisheit löst. —
Der Leidenschaft und des Gewissens Streit
Ist ausgesöhnt: Vernunft ward zur Natur:
Den Trieb gebändigt hat das edle Maß,
Und der beherrschte Strom, er zieht befruchtend
Im hehren Bette der Gewöhnung hin. —
Wohl blieb das Rätsel Gottes und der Welt
Auch diesem Fragenden verhüllt: jedoch
Gefunden hat er vom Unendlichen
Soviel, daß er das Haupt in Ehrfurcht beugt
Und küßt des dunkelblauen Mantels Saum,

Den sterngestickten, der die Gottheit einhüllt.
Und was dem Denken undurchdringbar bleibt,
Ja, selbst die Qual des unverdienten Leidens,
Er trägt sie mit der höchsten Helden Kraft:
Dem Frieden der vollendeten Entsagung. —
Versöhnt mit Gott, der Welt, dem eignen Selbst
Strömt eitel Wohlthat aus das warme Herz,
Den Freund beglückend und den Feind beschämend,
Und als des harterfocht'nen Sieges Zeichen
Darin sich kerngesund das Leben ausblüht,
Schlingt freundlich ihm um Helm und um Panier
Wohlwollender Frohsinn farbenbunt Gerank
Von roten Rosen und von duft'gen Reben.
Kind, solche Ruhe, solcher Kampf und Friede
Sie seien dein: das ist mein Patenwunsch!

Meinem Patsohn Ernst

(mit einem goldnen Becher).

Was wünsch' ich unserm lieben Knaben?
Freud'gen Ernst soll stets er haben.
Ernst soll er sein, kampfstark, kernecht:
Das braucht das kommende Geschlecht.
Ein Scherz nicht soll ihm sein das Leben:
Als Deutscher soll er ins Tiefe streben
Und treu und still zu jeder Zeit
Thun seine verfluchte Schuldigkeit.
Denn die Schuldigkeit ist nicht verflucht:
Sie ist gesegnet; fluchgebucht
Ist wer zu brechen sie versucht.

Gott geb's, daß bald du die Weisheit lernst:
„Des Lebens Freude liegt im Ernst."
Doch werde drum kein Köpfleinhänger,
Kein Pessimist und Grillenfänger!
Ein freud'ger Ernst sollst du ja werden!
Denn es ist doch schön auf der alten Erden.
(So ungefähr sprach einst sub rosa
Zur Königin schon Marquis Posa!)
Und wer gesund im tiefsten Mark,
Ist, wie zum Kampf, zur Freude stark.
Ich wünsch' dir, wie die Sagen melden
Von unsern alten deutschen Helden:
Erst kämpfen, daß die Feinde sinken, —
Dann, daß die Feinde staunen, trinken.
Drum: goldenem Knaben
Goldene Gaben:
Der Becher soll ihm einst die Lippen laben!
Und ist die Vergoldung nur schöner Schein, —
Ein schöner Schein von vollendetem Sein
Ist alle Kunst und Poesie.
So wünsch' ich denn dem Knaben hie:
Goldenen Wein!
Recht viel, recht rein:
Er soll ihn trinken,
Wo des Rheines duftige Reben winken,
Er soll ihn trinken froh: doch auch
Mit ahnendem Sinn für den heiligen Hauch,
Der über der Blume des Weines schwebt,
Für den Mann, der Weh hat und Lust erlebt!
Und ich wünsche dem Knaben goldene Locken!
Nicht für seine Stirn: doch seine Braut
Soll wandeln im Schmuck solch leuchtender Flocken,
Wie er an der Mutter Schläfen sie schaut:
Ich wünsch' ihm ein Weib, goldlockig, schön,
Wie Frigga wandelt auf Fensals Höh'n.

Ich wünsche dem Knaben ein goldenes Herz:
Goldrein, goldtreu, in Schmerz und Scherz.
Ernst-freudig laßt uns die Becher heben:
Der „freud'ge Ernst“ — hoch soll er leben!

An Frau Johanna.

(Dank für einen Schreibstuhl.)

Welch' schön Gerät, das mir die Jugendfreundin
Aus weiter Ferne freundlich hat gesandt,
Des Arbeitzimmers weihevollsten Schmuck!
Warum? Weil er geweiht ist — von Johanna.
O Dank Dir, Gütige, aus tiefstem Herzen!
Und also werde Dein Geschenk geehrt:
Nie will ich in dem kunstvoll feinen Stuhl
Unlieber Arbeit fröhnen, nie ihn brauchen,
Verdirbt die Zeit gleichgültiger Besuch:
Doch wann die Muse bei mir Einkehr hält
Und in verschwiegner Stunde mir die Stirn
Mit ihrem Kusse streift, scheu, wie ein Mädchen,
Und keusch, wie erste, junge Liebe thut, —
Dann will ich sinnend in dem Stuhle ruh'n,
Die Augen schließend, und der Jugendzeit
Gedenken und der Buchen Hesselohs.

Meinem Patkind Hans Felix.

(13. März 1892.)

Bald vierzig Jahre sind's, — da fanden sich
Am Isarstrand ein Mädchen und ein Jüngling
In warmer Freundschaft schönem Jugenddrang;
Das Ideale war's, die Poesie,
Was sie zusammenzwang: die Poesie
Nicht nur der Dichter, nein, der eignen Seelen,
Der jugendlichen Sehnsucht nach dem Glück. —
Die Jugendfreundschaft, sie hat sich bewährt:
Sie hat den Lauf der Jahre überdauert,
Hat manchen schweren Probekampf des Lebens
Siegreich bestanden, — wo gar viele wankten! —
Kein schön'res Kleinod weiß ich traun zu preisen,
Als in der Welt, treulos und liebeleer,
Ein solches Band der Liebe und der Treue,
Wie's heute noch im grauen Haar verbindet,
Wie einst im braunen, Felix und Johanna.
Ergreifend, herzerweichend, rührend ist's,
Daß heute wir, nach mehr als drei Jahrzehnten,
Steh'n Hand in Hand an dieses Kindes Wiege,
Des Enkels von „schön Miriam", und daß gütig
Des Kindes Eltern mir, dem ält'sten Freunde,
Der diese junge Mutter aufblüh'n sah
Vom Kind zum Mädchen und zur frohen Braut,
Verstatten, meinen Namen ihm zu geben! — —
Ist's nicht zu kühn, „Felix" ein Kind zu nennen,
Und fordern wir das Schicksal nicht heraus?
Ich denk': wir wagen's! Wir vertrauen, daß
In diesem Haus der weisen „Mischungen"
So klug die Elemente sind gemischt
(Es sind jetzt 68, nicht mehr 4!)
In Felix Hans Henriques, daß das Starke
Dem Zarten schönharmonisch sich gesellt,

So daß der Knabe kampfgerüstet hart
Und glückesfähig weich genug gerät. —
Doch welchen Wunsch geb' ich ihm mit ins Leben?
O könnt' ich ihm als Angebinde doch
Die beiden Güter in die Wiege legen
Als unverlierbar sichere Begleiter,
Die Frau Johanna haben und mich selbst
Durchs Leben hold begleitet bis hieher:
Die Lieb' und Treue eines tiefen Herzens,
Die Lieb' und Treue, die sein Elternpaar
Verbunden hat und wird verbunden halten:
Die Lieb' und Treue eines tiefen Herzens,
Die höchsten Güter unseres Menschentums!
Ja, Lieb' und Treue sollen in ihm leben,
Beglückend seine Freunde wie ihn selbst:
Hans Felix, dieses ist mein Patenwunsch:
Stets seien Lieb' und Treue dein Geleit!

Einer Hausfrau.

(Mendelhof, 1890.)

Dich walten seh'n, viel anmutvolle Frau,
Welch' eine herzbefriedigende Schau!
Dies schwebte Schiller vor, als er die Worte
Schrieb an des echten deutschen Hauses Pforte:
„Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise . . .
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände . . .

Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer
Und ruhet nimmer."
Fürwahr, dem Mann,
Der Dich gewann,
Ihm ward in solchem Reiz und solcher Güte
Des schönsten Glückes Edelblüte.

Einer trauernden Mutter.

Das Kind, das Du mit Schmerz geboren
Und mit viel heiß'rem Weh verloren, —
Das Kind, zum Liebling auserkoren, —
Es ist Dir unverloren.
Denn ewig bleibt, daß Du's geboren
Und Dir zum Liebling hast gekoren,
Und daß es Dir mit engstem Band
Sich zärtlich um die Seele wand:
Was so in Liebe wir gewinnen,
Kann nicht zerrinnen.
Und ewig ist, was einmal war:
Das muß Dich trösten immerdar:
Denn andern Trostes sind wir bar,
Sah'n wir, was unser Liebstes war,
Auf schwarzer Bahr'.

Zum Geburtstag.

Der Mutter Liebreiz und des Vaters Güte,
Der Mutter Anmut und des Vaters Klugheit
Vererbten sich auf Dich, Du holdes Kind.
So möge sich auf Dich denn auch vererben
Das Glück, das Liebreiz, Güte, Klugheit, Anmut

Den Eltern in so reichem Maß gewähren,
Daß dessen Reichtum, übersprudelnd, auch
Die Freunde labt und alles in der Runde:
Denn Glück verbreiten, Kind, ist schönstes Glück!

Lob der Heliographie.

Das ist so recht das Wesen echter Kunst:
Was Eines goldnen Sonnenstrahles Gunst
Gar rasch gewährt, doch rasch auch schwinden läßt: —
In Erz gebannt für ewig hält sie's fest.

Spruch über den Eingang einer Sängerhalle.

Mit Andacht wie im Tempel sollt ihr lauschen,
Wo deutschen Sanges heil'ge Wogen rauschen:
Nur dann umschwebt euch hoher Mächte Gunst:
Denn Götterdienst ist auch der Dienst der Kunst.

Zum vierzigjährigen Jubelfest des ostpreußischen Sängervereins zu Königsberg.

Vierzig Jahre sind vergangen,
Seit wir nah' der Reußen-Mark
Hier empor ein Banner schwangen:
Hoch und mutig, stolz und stark.
Freudig ist sein lautes Rauschen,
Himmelsatem weht darein,
Nürnberg thät und Hamburg lauschen,
Und sie sprachen: „Das klingt fein!"

Banner stiegen, Banner sanken:
Unser Banner blieb sich gleich,
Ragt, bekränzt mit Epheuranken,
Weit vom Pregel übers Reich.
Banner sanken, Banner stiegen:
Unser Banner flattert fort,
Trägt zu immer neuen Siegen
Deutsches Lied und deutsches Wort!

Dank für die Ernennung zum Ehrenmitglied des Königsberger Sängervereins.

(1887.)

Werte Herrn! Wie soll ich danken
Für die unverdienten Ehren?
Worte sind zu enge Schranken
Für des Herzens stark Begehren.
Aber immer fester ranken
— Wollt Ihr solches mir gewähren —
Soll sich, folgend inn'rem Drang,
Mein Gedicht um Euren Sang.
Denn der Dichter ohne Sänger
Ist ein Vogel ohne Schwingen;
Immer wärmer, immer enger
Soll sich Wort und Klang umschlingen.
Wer ist Geber, wer Empfänger,
Wo sich Vers und Ton durchdringen?
Hebt die Becher, stimmt mit ein:
Wort und Lied: Hoch ihr Verein.

Bei der Aufnahme in die Münchener Bürgersänger-Zunft.

(1891.)

Viel Dank, Ihr güt'gen Herren, daß Ihr mich
In Eure schöne Zunft habt aufgenommen!
Schon recht betagt ist der Gesell und sollte
Wohl längst sein Meisterstück geliefert haben:
Doch dazu hat es nicht gereicht: Gesell
Bleib' ich mein Lebtag, Meister werd' ich nie! —
Denn Meister sind die Gott-Begnadeten,
Die, schöpferisch, das Hergebrachte sieghaft
Mit Eigenartig-Neuem überholen,
Wegbahnend ihrem Volk und ihrer Zeit
Ein Neuland, wie Eroberer, gewinnen:
Das ist des Genius stolzes Recht und Kennmal!
Mir ward die mittlere Begabung nur,
Die auf dem staub'gen Heerweg mühsam wandert,
Kein Schwingen-Schwung hoch zu den Sternen trägt.
Doch auch schon dies ist Glück: in Selbsterkenntnis
Sich ohne Groll und ohne Neid bescheiden,
Und treu und fleißig die beschränkte Scholle,
Die in dem Reich der Kunst mir zugeteilt,
Mit liebevoller Hingebung zu pflegen:
Aus dem gegebnen Stoff das Beste schaffen!
Und das gelob' ich Euch, Ihr tapfern Herrn:
Nie andrem Zweck als dem des Schönen will ich,
Der reinen Kunst, so gut ich sie verstehe,
Mit allen Kräften dienen meines Geistes:
Das Häßliche, das Niedre, das Gemeine
Soll mir in Kunst und Seele niemals dringen,
Und gleich wie Schiller soll und Goethe mir
Die Dichtung sein ein priesterlich Geschäft:
Ein Opferdienst im Weihetum des Schönen.

Zur Lessingfeier.

(15. Februar 1881.)

Sagt an, wie heißt der Ritter wert,
Der hell und hoch das scharfe Schwert
Ob dumpfen Feinden schwang?
Wer hat die Bühne deutsch gemacht?
Wer rief zuerst durch dunkle Nacht
Des Weckrufs kühnen Klang?
Wer schritt, ein Herold geistesklar,
Vorauf dem Dioskuren-Paar,
Verkündend Morgenschein?
Wer war's, der in den Pfaffentrug
Mit lichten Siegeswaffen schlug,
Als schmettre Donar drein?
Wer kränzte frisch Homers Altar?
Wer war es, der die Bildkunst klar
Vom Reich der Dichtkunst schied?
Wer sang in finstrer Muckerzeit
Das schöne Lied der Menschlichkeit,
Der Duldung hohes Lied?
Held Lessing war der Ritter wert!
So deutsch sein Schwung, so deutsch sein Schwert,
Sein Helm vom Sieg gekrönt!
Gepriesen sei er alle Zeit,
Gerühmt so lang, gerühmt so weit
Die deutsche Sprache tönt!

Prolog
zur hundertjährigen Erinnerungsfeier der ersten Aufführung von Schillers Räubern in Mannheim.

Vor hundert Jahren war's: . . . da lag der Druck
Dumpf schwüler Zeit auf diesem deutschen Volk.
Morsch war das Reich; und herzfaul, bis zum Kern,
War jeder deutsche Staat: der Despotismus,
Auch wenn er — „aufgeklärt" — beglücken will,
Kann nicht beglücken: denn sein Glück ist Zwang.
Ein Hof, Versailler Laster plump kopierend, —
Ein Adel, der aus derbem, aber kräft'gem
Landjunkertum zu Schranzen war verlottert, —
Die Pfaffheit heuchlerisch, wenn nicht verdummt, —
Gelehrte, Dichter ohne Volksgefühl, —
Die Bürgerschaft der Kraft und Ehre bar, —
Der Bauer in die tiefste Not getreten: —
Das war die Jammerglied'rung deutschen Volks!
Wohl wetterleuchtet's drüben in Paris
Und durch die deutsche Jugend ging ein Sehnen
Nach Kraft, nach Mannheit, ach! nach einer That,
Nur groß, frei, kühn — und hieße sie Verbrechen.
Da schrieb ein Jüngling aus dem Stamm der Schwaben,
Dem Deutschland soviel Herrliches verdankt:
In Lied und Forschung wie in Staatsbeherrschung,
— Die Hohenzollern wie die Hohenstaufen —
Da schrieb ein zweiundzwanzigjähr'ger Jüngling
Ein Schauspiel: auf dem Umschlag stieg ein Löwe,
Zornbrüllend, dräuend seine Pranken hebend,
Empor: ob seinem Haupt, in roter Schrift,
Geschrieben stand das Wörtlein: »In tyrannos!«
Und als dies Schauspiel schlug ins deutsche Volk,
Da brach der schwüle Drang hervor im Sturm,
Im Jubelsturme der Begeisterung!

Hie Kraft! Hie Freiheit! Hie lebt deutscher Geist,
Der schrecklich schön, fast frevelhaft, doch groß,
Die morschen Schranken alten Formrechts bricht:
„Ein freies Leben führen wir.“ So scholl's —
Laut durch ganz Deutschland. — Ach, „ein freies Leben!“
Die Sehnsucht war's, die Wahrheit nicht der Zeit:
Noch ein Jahrhundert mußte kämpfereich
Dahin geh'n, ehe wir der Freiheit Palme,
Besprengt mit vielem edlen Blut, errangen. —
Jedoch derselbe Geist, der so gewaltig
Des Wettersturms Dämonen aufbeschwor,
Des wilde Kraft dem Maß zu spotten schien,
Der, selbst ein himmelstürmender Karl Moor,
Die Jugend fort ins Schrankenlose riß, —
Derselbe hat in nimmer müder Arbeit
In Selbstzucht, die sich nie Genüge that,
— Auch darin uns ein unerreichtes Vorbild, —
Er hat so lange mit sich selbst gerungen,
Bis er die allzu wilde Kraft gebändigt,
Bis er im klaren Frieden ernster Weisheit,
Im Edelmaß der Form das Höchste fand,
An Goethes Seite ebenbürtig trat
Und, wie sein Freund, den schönsten Kranz gewann:
Den Eichlaubkranz des deutschen Heldentums
Und Lorbeer und Oliven Attikas.

Prolog
zur Feier des 100jährigen Geburtstages Lessings im Stadttheater zu Wien.

Ein Angedenken gilt es heut' zu feiern,
Das unvergleichbar andern Namen ist:
Dir gilt es, Lessing, Rufer in dem Streit! —

Nicht Goethes schönheitsel'ger Genius,
Nicht Schillers Adlerflug zum Ideal
War dir, du mühvoll Kämpfender, verlieh'n:
Jedoch ein Ritter ohne Furcht und Tadel,
Zugleich ein Sänger warst du und ein Held,
Ein Kampf dein ganzes Leben — und ein Sieg!
Nicht Rosen schmückten deine klare Stirn,
Jedoch ein Kranz von Eichlaub und von Lorbeer
Ziert unverwelklich dir den ehrnen Helm,
Den nie du abgelegt vom hohen Haupt.
Du hast von deutscher Bühne weggefegt
Wie Sturm die Schmach der welschen Fremdherrschaft: —
Mit blankem, immer scharf geschliffnem Schwert
Hast du die Götzen jeder Art zerschlagen,
Ein Kaiser Joseph ohne Pupurmantel:
„Der Freiheit eine Gasse!" war dein Ruf:
„Freiheit dem deutschen Dichten, deutschen Denken!
Wohlthätig, nicht gefährlich ist das Licht,
Das milde Licht der Duldung und der Wahrheit."
Der Ring, der in der Fabel ging verloren, —
Der Wahrheit besten Teil, ihr Unterpfand, —
Das ew'ge Suchen nach der Wahrheit: — du,
Ein deutscher Nathan, hast den Ring gefunden! —
O daß dein Geist, der echte deutsche Geist,
Der alles, was da menschlich ist umschließt,
O daß der Geist der Freiheit und der Wahrheit,
Des Forschermutes und der Mannespflicht,
Daß Lessings Geist die starken Schwingen schlage,
Wo immer deutsche Sprache tönt!
Dann trennt kein Grenzpfahl Eines Volkes Söhne,
Die glorreich ein Jahrtausend sah geeint:
Eins bleiben sie im Geist und in der Wahrheit
Und, Lessings Erben, eins in Kampf und Sieg.

An Josef Lewinsky.

Festspruch im Hause Feinberg, Königsberg.

(1885.)

Wir kommen all' so gern in dieses Haus.
Warum? Weil schöne Menschen darin wohnen,
Die an dem Schönen, das man sonst kaum duldet,
Aufricht'ge Freude haben. — Darum darf
In diesem Haus man bei dem heitern Becher
Die ernste Frage wagen! „Was ist Schönheit?"
Die Weisen und die Künstler suchen's lang'.
Nicht rühm' ich mich, das Rätsel ganz zu lösen:
Ein Stück der Wahrheit nur glaub' ich zu kennen:
Die wahre Schönheit ist die schöne Wahrheit
In Harmonie von Inhalt und von Form.
Nicht alles Wahre, Richtige ist schön,
Doch holden Schein der Wahrheit sucht die Kunst,
Und was da unwahr, das ist unschön auch.
Wahrhaftigkeit des Herzens, der Empfindung,
Pflichttreuen Ernst heischt echte Künstlerschaft:
Wer nicht mit heil'ger, priesterlicher Weihe
Der Muse naht, — nie hebt sie ihm den Schleier,
Ernst ist das Leben, — ernster ist die Kunst.
Und wer die Wahrheit des Gefühls verlor,
Wer nicht ein Kind blieb in des Herzens Tiefen,
Sich kindlich freu'n und kindlich weinen kann,
Mag viele Künste kennen, nicht die Kunst. —
Durch alle Städte geht sie gleißend hin,
Die Lüge hohlen Virtuosentums:
Die Narrenrassel scheppert der Reklame,
Und Lüge, Lüge ist der ganze Lärm:
Die „Kunst" ist Lüge und der feile Lorbeer.
Zuletzt belügt der Lügner, wie die Menge,
Sich selbst: sie wissen's beide nicht mehr anders:

Wer's aber ernst meint, kehrt sich ab mit Ekel.
Den Meister macht das Können und die Wahrheit,
Die strenge Selbstzucht, die nicht eignen Glanz,
Die nur das Licht des Schönen sucht. — Der Mime
Vor allem frevelt, der sich selber spielt,
Der Shakespeare nicht, nicht Schiller reden läßt,
Sich selber nur, dem Pfau gleich, der sein Rad schlägt,
Dem blöden Haufen vorspreizt, nie dem Kunstwerk
Sich einfügt wie die Säule in den Tempel,
Nein, nur sich selber spielt und spricht und vordrängt
In lächerlicher Selbstbespiegelung. —
Und viele von den Mimen wie den Dichtern,
Sie haben leider niemals es erkannt,
Daß schon die Sprache hohe Kunst erheischt;
Es lallen manche, noch viel meh're schrei'n:
Doch sprechen haben wen'ge nur gelernt.
Genug des Tadels! — Und des Lob's nicht braucht es:
Wir seh'n bei uns den Mann, der sprechen kann,
Wie ich noch keinen fast hab' sprechen hören,
Der mit der strengsten Pflicht, dem Richter ähnlich,
Nicht eigne Willkür eitel vor uns aufspielt,
Nein, der des Dichters wahren Willen sucht
Zu künden wie der Richter des Gesetzes,
Der sich die Kindlichkeit des Herzens wahrte,
Das alles überwindende Gemüt,
Und der ihn nie geschlafen hat, den Schlaf,
Den höchst betäubenden, auf Lorbeerkränzen,
Der, längst gereift, noch wie ein Schüler lernt.
Ja, ihm ist wahre Schönheit schöne Wahrheit.
So braucht's nicht Prunks und Schmuckes, ihn zu feiern,
Der prunklos, schmucklos uns das Schönste beut:
Zu seinem Lob bedarfs der Wahrheit nur:
Josef Lewinsky, Meister, sei gegrüßt!

Zum Fest der fünfzigjährigen Amtszeit des Oberpräsidenten von Ostpreußen, Dr. von Horn.

Man pflegt der Jugend heitres Glück zu preisen; —
Schau' ich auf dich, sing' ich des Alters Lob:
Heil, wen zu solchem Segen Gott erhob:
Nicht höh're Gnade hat er zu erweisen.
Du darfst zurückseh'n auf den Kranz der Jahre,
Drin jedes Blatt geweiht war treuer Pflicht:
Das frohste Lockenhaupt vergleicht sich nicht
An edler Schöne deinem weißen Haare.
Dein Bestes hast du deinem Volk gegeben:
Die Kraft des Lebens und — den eignen Sohn.
In deinen Pflichten fandst du deinen Lohn:
Drum wirst im Dank du deines Volkes leben!

Trinkspruch zu diesem Fest.

Sagt an, wer ist ein wackrer Mann von echtem Schrot und Korn?
Das ist ein Mann, des Wort so klar, wie lautrer Felsenborn,
Dem Eitelkeit und Vorteil nicht, nein: Pflicht der Arbeit Sporn,
Der nicht, wann oben schwankt der Wind, bläst in ein ander Horn;
Der, wo es Müh'n und Kämpfe giebt, nicht hinten steht: nein, vorn!
Der Heuchelei und Strebertum haßt mit gerechtem Zorn,
Der unentwegt zum Ziele dringt durch Dickicht und durch Dorn,
Der unverzagt die Wahrheit sagt, was ihm auch spinnt die Norn':
Wir kennen einen solchen Mann von Memel bis nach Thorn,
Man kennt ihn von dem Kuren-Haff zur Heide von Kaporn: —
Hoch unser Oberpräsident, hoch unser alter Horn!

Zur Hochzeit der Tochter des Oberpräsidenten der Provinz (Ost-)Preußen, Herrn von Horn.

Freut euch, ihr Freunde! Die prangende Halle,
Kränze durchflochten, verkündet ein Fest:
Füllet das Haus noch mit jubelndem Schalle,
Eh' es die bräutliche Tochter verläßt!
Klinget mir schön, ihr entfesselten Weisen:
Liebliches sollt ihr auch lieblich nun preisen!
Lobt nun den Vater, dem nimmer das Alter
Löschte das jugendlich schöne Gefühl:
Nördlichster deutscher Gebiete Verwalter
Ward ihm die Seele nicht nordisch und kühl.
Haben sie Ost- und West-Preußen gespalten: —
Heil uns! wir haben den Alten behalten.
Aber die Mutter, ihr stolzen Daktylen,
Lobt mir mit stolzer beflügeltem Schwung!
Wie sie die Wellen der Anmut umspülen!
Nie sah ich Schwiegermütter so jung.
Einst an der Spitze der schwarzen Husaren
Brauste durch Frankreich der Bräutigam:
Heute statt schmetternder Reiterfanfaren
Tönen die Flöten so wundersam:
Hoch denn die Eltern, die würdigen Wirte,
Hoch unser Brautpaar in Lorbeer und Myrte!

Festspruch

bei dem Kommers zu Ehren des Kurators der Universität Königsberg,

Herrn Oberpräsidenten von Horn.

Nicht jeglichem Land und nicht jeglichem Volk ward gegeben ein jeglicher Vorzug:
In Germanien wieget die Pinie nicht noch die Palme die rhythmischen Zweige:

Nein: knorrig Geäst in den Nordwind reckt hier, im Sturmbraus
rauschend, die Eiche. —
So versagte Natur auch germanischem Mann der Hellenen gewinnenden Formreiz:
Doch der Eiche verwandt an beharrlicher Wucht und an Kernmark
dauert die Kraft ihm,
Und im Sturme vertieft er die Wurzel nur noch in den Felsgrund
seines Gewissens:
In der Schlichtheit schön, in der Wahrheit stark, in der Treue der
Pflicht unbezwingbar. — —
Wir begrüßen ein solch' ehrwürdiges Haupt heut' — ach! — mit dem
Gruße des Scheidens:
Schlicht, redlich und wahr, fest, kernig und treu — echt deutsch war
Er, den wir liebten:
Und so legen wir denn, mit bewegtem Gemüt,
Des Vergangnen gedenk und manch gütiger That,
Manch freundlichen Worts, das er väterlich sprach — :
– Denn es schlug ihm das Herz für die Jugend so warm,
Und er ehrte die Freiheit der Wissenschaft —:
Auf das silberne Haar
Ihm des Dankes grünenden Eichkranz!

An die deutsche Gesellschaft in Orleans.

Fern von der Loire schönem Strand
Ward mir ein Brieflein zugesandt,
Das mit Behagen ich gelesen:
Auch dort gedeihet deutsches Wesen!
Daß man auch mein hierbei gedacht,
Hat warme Freude mir gemacht.
Hier schick' ich Euch mein Konterfei,
Auf daß ich auch zugegen sei
Bei eurer Les'- und Trinkerei.

In beidem fahret wacker fort:
Bleibt deutsch in That und Durst und Wort
Und bleibt auch fürder zugethan

Dem Euch ergebnen

Felix Dahn.

Festspruch

zur Silberhochzeit von Ernst und Therese Wichert.

Nur ein befriedet Herz schafft Schön-Gereiftes. —
Den Kampf der Leidenschaften muß es kennen:
Doch erst, wann durch des Ungewitters Wolken
Die Sonne wieder brach, — dann wölbt sich erst
Des Regenbogens siebenfarb'ge Schöne. —
Ein Menschenalter lang hat unser Freund
Ernst Wichert fast allein, den Rittern ähnlich,
Die, einsam kämpfend, einst dies Land errangen,
In dieser Ostmark edler Kunst gepflegt.
Und niemals mögen seine Landsgenossen
Genug ihm danken, der in Ernst und Scherz
Nicht nur das Schöne reichlich ihnen schenkte,
Nein, der das Beste ihrer Eigenart
Verwirklicht hat in Leben wie in Kunst:
Denn wenn man heut' an Isar und an Rhein
Ernst Wichert liest und lobt, lobt man Ostpreußen!
Ihm eignet jener liebenswürd'ge Sinn,
Der gern das Schroffe meidet und das Grelle,
Nie „der Natur Bescheidenheit verletzt",
Das Unmaß fern hält und den Überschwang
Und lächelnd das Gedörn am Lebenspfad
Mit leichten Händen auseinander biegt,
Das Röslein pflückend, das darunter lauscht. —

Nur ein beglücktes Herz schafft frohe Werke!
Die milde Klarheit und die Harmonie
Der Seele strahlt und tönet freundlich aus. —
Und dieses Glück schuf unserm Freund die Gattin,
Die anmutreiche, kluge, heit're Frau,
Die Tochter Salzburgs: mancher Zug (und Vorzug!)
Süddeutscher Art hat sich in ihr vererbt. —
Es schmückt der Silberkranz heut' beider Haar:
Der Lorbeer aber auf des Freundes Stirn, —
Er wäre nicht so frisch, so reich belaubt,
Wär' Frau Therese seine Muse nicht:
Heil ihnen beiden drum: unscheidbar sind sie.

Zum Abschied Ernst Wicherts von Königsberg.

Noch will es Geist und Herz nicht fassen,
Geht dem Gedanken überzwerg:
Ernst Wichert — Er? — will uns verlassen!
Ernst Wichert geht von Königsberg!
Der Mann, der in Ostpreußens Grunde
Tief wie ein Baum gewurzelt stand:
Ins Volle griff er und Gesunde,
Griff er in Leute hier und Land.
Drum wird die Spur von Wicherts Tagen
Nie in Ostpreußen untergeh'n:
Das Land, das diesen Sohn getragen,
Wird sich in ihm verewigt seh'n.

Den deutschen Turnern.

Frisch! Fromm! Frei!

Durch diese Zeiten schleicht ein trüber Geist,
Ein grau Gespenst, dess' Anhauch selbst der Jugend,
Der deutschen Jugend bleicht das Rot der Wange,
Den Glanz des Auges dämpft und ach! der Seele
Die jungen Schwingen knickt, daß niemals mehr
Sie freudig mag den Flug zur Sonne wagen,
Nie adlerkühn sich wiegen mehr im Sturm:
Des Pessimismus Jammer-Weisheit hat
Ihr Gift in Tausende geträuft: „es wäre besser,
Es wäre gar nichts, als daß diese Welt,
Dies Leben ist, das Schmerzen mehr als Lust birgt!" —
Mephisto rede so: — Kein deutscher Mann!
Wir wollen frisch sein: Frisch an Leib und Seele,
Des Schönen uns erfreu'n, das auf der Erde
Vor uns in Überschwang gebreitet liegt,
Die Pflicht erfüllen und den Ausgang tragen,
Wie's Männern zukommt: deutschen Männern meist:
Denn unser Volk ist heldenhaft geartet:

Wir wollen frisch sein! —

Doch nicht in Überhebung uns'rer Kraft!
Die stärkste Eiche, die kein Sturm geknickt hat,
Erliegt des Alters schleichender Zerstörung.
Vergänglich ist der Einzelne, der Stärkste
Wird schwach: Stark ist das Ew'ge nur,
Der ew'ge Geist, der alles Sein durchdringt,
Nein: selbst das Einz'ge ist, was wirklich ist,
Der Geist, den da kein Mikroskop erschaut,
Kein Messer bloßlegt, kein Gedanke faßt,

Und den doch suchen der Gedanken muß,
So lange Menschen sind. — In Ehrfurcht beugen
Wir fromm vor ihm die Häupter und die Herzen:
Denn deutsch ist ahnungsvolle Frömmigkeit:
Ihm heiligen wir uns und unser Leben,
Der alles Schönen, Guten, Wahren Geist:

So sind wir fromm! —

Doch nicht in Furcht und Zwang sei unser Leben,
In freud'ger Freiheit sei es Gott geweiht.
Frei sei des Mannes Denken, frei die That!
Wem die Vernunft ist zur Natur geworden,
Wer nicht mehr täglich führen muß den Kampf
Von Pflicht und Neigung, wem die Pflicht ward Neigung,
Wer freudig das Vernunftnotwend'ge thut,
Das Gott, Gewissen ihm und Recht gebieten, —
Nur der ist frei: und nur wer frei, ist gut.
Freiheit ist Lebensluft für deutsche Art!

So sind wir frei!

So laßt uns freudig, deutsche Turner, leben
Für unser Volk: und muß es sein, wohlan,
Auch freudig sterben für dies deutsche Volk.
So soll ein Wahrspruch euer Wahlspruch werden:
Ja: frisch, fromm, frei! Wer weiß ein wackrer Wort?

Zum deutschen Turnfest in Würzburg.

Willkommen, frisch, fromm, frei,
Viel edle Turnerei!
Es grüßet euch mit Danken
Das schöne Land der Franken.

Nun zeigt und übt die Kräfte keck
Am Barren und am hohen Reck:
Wir lohnen eurer Kunst
Mit Staunen und mit Gunst.
Und dürsten sollt ihr auch nicht:
Das ist in Würzburg Brauch nicht.

Turn-Spruch.

Rüstig am Reck
Reckt euch, ihr Recken,
Behend am Barren
Beuget den Bug,
Hebet den Arm
Und den flinken Fuß,
Tummelt euch tüchtig,
Tapfere Turner,
Springt an dem Speer
Und hebet die Hanteln!
Wer spottet des Spiels?
Es übt für den Ernst,
Was wider den Feind
Fordert das Vaterland.

Gut Heil!

(Zum Turnfest in Bozen 1887.)

Gut Heil, ihr Turner all bei'nand'!
Heil euch und eurem schönen Land,
Wo Sonnenkuß die Porphyrwand
Erglühen macht im Purpurbrand,
Wo schäumend durch die Felsen bricht
Der rasche Bergquell kalt und licht,
Wo mädchenzart die Mandel blüht,
Wo duftbehaucht der Pfirsich glüht,

Wo um das Haus, dem reich sie dankt,
Die traubenschwere Rebe rankt,
Wo von den Söllern schöne Frauen
Aus klaren Augen niederschauen,
Wo Männer schreiten heldenstark,
Bewährt, zu schirmen deutsche Mark,
Kühn, wie die Adler von Tirol! —
Übt Aug' und Hand und Muskel wohl,
Auf daß ihr, wie ihr's immer war't,
Ein Vorbild bleibt echt deutscher Art! — —
Den Gruß hat euch vom Bernsteinstrand
Aus treuem Herzen zugesandt
Ein Mann, den euch und eurem Land
Schon lang verknüpft ein festes Band,
Ein Mann, dem eures Volks Geschichte
Und eurer Berge Poesie
Oft zum begeisterten Gedichte,
Zum schönheit-trunk'nen Sang gedieh!

Zur Jubelfeier der Hochschule Würzburg.

Wo, lind rauschend, der alte Main
Sanft geschwungener Höhen Zug,
Freundlich grünendes Thalgefild
Schön gewunden umgürtet:
Da hat günstiger Götter Hand
Milden Segen und Lieblichkeit,
Wohlgefallen und hold Gedeih'n
Ausgeschüttet in Fülle. —
An den sonnigen Halden früh
Lugt das Veilchen im warmen Lenz:
Durch die herrliche Juni-Nacht
Zieht berauschender Dufthauch:

Zieht dein Atem, o Rebenbluſt,
Zieht dein feuriges Minnelied,
Wonne jauchzende Nachtigall,
Aus Wildroſen des Weinbergs.
Und der Zauber der Sommernacht:
Rebduft, Roſen und Nachtigall,
Miſcht entzückend den Edel-Wein,
Würzburg, deiner Gelände! —
Doch nicht müßig Genießen nur
Fand die Stätte hier aufgethan:
Weltgeſchichte, mit ehrnem Gang
Schreitend, furchte das Mainthal.
Auf dem herrſchenden Hügel einſt
Hat umgrünet das Holzgefüg
Hermunduriſcher Königspfalz
Wodans rauſchender Eichwald. —
Bunt gemiſcht dann, in langem Zug,
Schau' ich wandeln mit Buch und Kreuz
Dich, taufſpendender Kilian,
Dich, Beatrix, im Brautſchmuck:
Dich, gewaltiger Heinrich, wie
Stolz du ſteuernd dein Kaiſerſchiff
Führſt gefangen den Main herab
Englands König als Lehnsmann.
Gern lauſch' ich dann deinem Lied,
Walther, der du im Domgang ſchläfſt,
Hör' ans Thor des Marienbergs
Bauern pochen und Schweden. —
Aber höher als Thor und Turm,
Aber höher als Stadt und Burg,
Unbezwinglicher, dauernder,
Ragt die Feſte des Geiſtes,
Ragt die Warte der Wiſſenſchaft,
Die du, ſtarker und weiſer Mann,

Edler Echter von Mespelbrunn,
Hast erbaut in der Mainstadt.
Rostig sank dem Marienberg
Schwert und Schild aus der müden Hand:
Statt des Lorbeers nun kränzen ihn
Reben, Rosen und Epheu.
Aber wehrhaft und wachsam steht,
Hellen Auges, Athena=gleich,
Deine Tochter, o Julius,
Jetzt noch, schöner als jemals!
Drei Jahrhunderte hohen Ruhms
Heute spiegelt ihr Silberschild:
Ungezählten noch kommenden
Schaut sie hoffend entgegen:
Denn sie weiß es: die Zeit ist stark,
Aber stärker die Wissenschaft,
Und ob allem Gewaltigen
Ist gewaltig die Wahrheit.
Ja, die Wahrheit: ob frommer Sinn
Ihr in göttlichen Worten lauscht, —
Ob Vernunft aus dem Volksgeist schöpft
Strenge Wahrheit des Rechtes, —
Ob das grübelnde Denken zerrt
An dem Schleier der Ewigkeit, —
Ob wir suchen im Sonnenball,
Ob im Ball des Gehirnes —:
Wahrheit suchen wir überall:
Wahrheit, welche das Unheil heilt,
Wahrheit, welche da heilig ist
Denn Gott selbst ist die Wahrheit.
Und Jahrhunderte wehe noch,
Alma Julia, fort in dir
Jener Geist, der da Gottes ist:
Freiheit, Schönheit und Wahrheit.

Eisenbahnlied.

Der eine lobt den Pegasus,
Den Luftballon die andern:
Ich aber bin kein Luftikus,
Auf Erden will ich wandern! —
Und will man an dem Wolkenkahn
Just die Gefahren preisen: —
Ich lobe mir die Eisenbahn:
Da kann ich auch entgleisen.
Du schiltst: „Das Dampfen geht zu schnell,
Man sieht nichts von der Landschaft!“
Mit einem guten Rat, Gesell,
Schaff' ich dir jetzt Bekanntschaft:
Fahr' mit der Bahn, wo's häßlich ist,
Wo schön, nimm Extraposten,
Die stellt dir Stephan jeder Frist,
Nur — scheue nicht die Kosten! — —
Doch muß es schnell geh'n, — o wie gut
Sind dann die Eisenschienen!
Wie oft sie doch des Sehnens Glut
Rasch zur Erfüllung dienen!
Weihnachten naht! Es glänzt der Baum,
Mama seufzt nach dem Jungen:
„Es ist zu weit! — Ein Wunsch! Ein Traum!“ — —
Da kommt er schon gesprungen!
Papa hat still telegraphiert,
Bezahlte Antwort. „Dank! o!“
Die Bahn hat pünktlich ihn spediert:
Da steht er frisch und franko! —
Die Hochzeit naht! Das Bräutchen klagt:
„Den Schnee durchdringt kein Kampfroß!“
Da! Horch! Es pfeift! Kühn hat's gewagt
Das eh'rne, schwarze Dampfroß. —

Es droht der Feind! Die Wacht am Rhein,
Wohl weicht sie der Gewalt nicht, —
O Gott, sie muß verloren sein,
Kommt Hilfe stark und bald nicht.
Weh! Allzu ungleich wird der Kampf!
Da! Horch! Was pfeift vom weiten?
Aus Kohlenrauch und Pulverdampf
Heran die Helfer schreiten! —
Mann, Roß und Reiter und Geschoß!
Was hat sie hergetragen?
War's Zaubermantel, Wolkenroß?
O nein! Ich will dir's sagen:
Die Eisenbahn hat das gethan!
Sie kann für Krieg und Frieden
Die eh'rne Bahn, die Eile-Bahn
Um alle Länder schmieden.
Es ahnte nichts von ihr ein Ahn,
Ein noch so weiser Ahner:
Es lebe hoch die Eisenbahn
Und hoch die Eisenbahner!

Zum zehnjährigen Bestand einer Zeitung.

I.

„Zehn Jahre!“ — kurz scheint dem die Frist,
Der lächelnd am Genuß sie mißt,
Den Rosenkranz im Lockenhaare:
Doch, wer da weiß, was Arbeit heißt,
Sei's für die Hand, sei's für den Geist,
Der spricht mit Ernst das Wort: „Zehn Jahre!“

II.

Beim Imker Gutenberg gar viel Insekten wohnen:
Nur treuer Arbeit soll der goldne Honig lohnen:
Heil fleiß'gem Bienenvolk und Untergang — den Drohnen!

An den Wanderer.

I.

(In das Fremdenbuch der Krone zu Friedrichshafen am Bodensee.)

In der Krone zu Friedrichshafen
Ist gut essen, trinken und schlafen;
In den Friedichshafener Kronen
Ist gut trinken und träumen und wohnen;
Auch die Muse verfehlt nicht des Wegs
Zu den wirtlichen Wohnungen Deegs:
Doch verdirb nicht der Einsamkeit Reiz
Und erscheine, wann ich in der Schweiz.

II.

(In das Fremdenbuch des Mendelhofs auf der Mendel bei Bozen.

O du Gast in dem Hofe der Mendel,
Der da liegt an der Sprachgrenze Rändel,
Hier ist's schöner noch als auf dem Wendel-
Stein im bajuvarischen Ländel.
Nicht beginne mir Streit hier noch Händel,
Auch nicht mit der Toni Getändel,
Noch zupf' mir die Bärbel am Bändel,
Iß lieber gebratene Händel
Aus Frau Spreters, der lieblichen, Pfändel,
Und trink', als ein fröhliches Männdel,
Von dem Kalterer Seewein ein Känndel.

Schwere Wahl.

Hab' ich die Wahl zwischen Christ und Jud, den beiden, —
Zieh' ich halt alleweil vor — den Heiden!

Festgedicht der Feuerwehr.

Feuerwehrlied für Österreich.

„Wohlthätig ist des Feuers Macht":
Des Feuers der Begeisterung,
Wann sie, von edlem Drang entfacht,
Reißt sternenwärts in hohem Schwung,
Und was die Menschheit Bestes schafft,
Das dankt sie dieser Himmelskraft.
Drum, ob sie sonst den Brand bekämpfen
Und des Verderbens Flamme dämpfen,
Ihr deutschen Brüder, laßt uns hegen,
Ja laßt uns wecken, schüren, pflegen,
Laßt uns entzünden allerwegen
Den heiligsten im Kranz der Triebe:
Zu unsrem Volk die heiße Liebe!
Wir bringen auf dem Hochaltar
Des Deutschtums unsre Herzen dar
Und keine „Feuerwehr" soll's wehren,
Daß diesen heil'gen Brand wir nähren:
Das deutsche Volk, das deutsche Blut,
Der deutsche Geist, der deutsche Mut
Ist deutschen Mannes höchstes Gut!

Einem Rudererverein.

Rührt die Ruder, braucht sie gut, streckt die starken Arme,
Daß der Jugend frohes Blut heiß in Euch erwarme.
Trachtet tapfer an das Ziel, späht mit wachen Sinnen,
Folgt dem Mahnruf, schwatzt nicht viel — und Ihr müßt gewinnen.
Rührt die Ruder, braucht sie gut, Senkens froh und Hebens:
Dieses Wettspiel auf der Flut ist ein Bild des Lebens.
Fester Wille, freud'ger Mut, Kraft in Geist und Sinnen: —
Jedes Ziel auf Land und Flut müßt Ihr so gewinnen!

Einem Gartenbauverein.

Der Länder viel sah ich auf Wander-Wegen,
Auch manches schön're als das Heimatland:
Doch trauter keins! So laßt mit treuer Hand
Uns unser deutsches Land
Empor zu höh'rer Schönheit pflegen.

Zum deutschen Schützenfest in Straßburg.

I.

Zielgeschick, ruh'ge Hand,
Klaren Blick, festen Stand,
Brauchen sie, die Schützen: —
Kann auch andern nützen!

II.

Wer sagt, daß er noch nie hat fehl getroffen, —
Daß der nicht lügt, — wir wollen's hoffen!

III.

Wohlauf nun, meine Bayern,
Laßt nicht die Stutzen feiern!
Ihr trefft die Gems im Sprung,
Ihr trefft den Aar im Schwung: —
Ihr werdet auf den Scheiben
Nicht hinter den andern bleiben!

Borussias Willkommgruß an die Schützen Alldeutschlands.

(Berlin 1890.)

Willkommen! ruft Borussia, willkommen, freud'ge Schar!
Die starken Schwingen über Euch stolz spreitet Preußens Aar:
Er kennt Euch gut, er weiß Euch all' als Helfer in der Not,
Wann Eure guten Büchsen ruft zum Kampf das Aufgebot;
Dann steigt der Bayernschütz herab von seiner Gemsenwand,
Der Steirer, der Tiroler reicht ihm treu die Bruderhand;
Und wenn Ihr, Söhne Tells, beschirmt den eignen Herd, — zugleich —
Denn niemals droh'n wir Euch Gefahr! — beschirmt Ihr unser Reich.
Dann aus des Schwarzwalds Dunkel bricht der Alamanne kühn,
Der Thüring eilt hernieder aus der Wartburg Buchengrün,
Der rasche Franke von dem Main, der Chatte von der Lahn,
Flachsblonden Barts der Friese von dem deutschen Ocean
Und er, der Enkel Widukinds, der Niedersachse stark!
So schart Ihr Euch vom Wasgenwald bis an die Preußen-Mark.
Doch heute ruf' ich nicht zum Kampf: — zu frohem Friedensfeste!
Kommt allesamt und zeigt die Kunst: dem Besten winkt „das Beste“.
Jedoch das Allerbeste bleibt, in treuer Brust entglommen,
Die Liebe zu dem Vaterland: — so heiß' ich Euch willkommen!

Die Farben des akademischen Gesangvereins zu Königsberg.

Seid gegrüßt, ihr hellen Farben, freundlich edel Blau-Weiß-Grün:
Nie im Herzen woll'n wir darben, freud'ger Hoffnung jugendkühn.
Und zu Asgardhs goldnen Hügeln, in der Ideale Reich,
Trägt es uns auf starken Flügeln, weißem Schwangefieder gleich.
Doch, du schöne Himmelsbläue, klarer, tiefer, reiner Glanz,
Du ermahnst uns: nur der Treue wird des Lebens Siegeskranz.

Zur Eröffnung des Seminars für orientalische Sprachen in Berlin.

Gott wollte nicht der Erde Völker scheiden:
Drum gab er einem, was dem andern fehlt,
Sich fördern soll'n sie, nicht sich hassend meiden,
Sich suchen, von Ergänzungsdrang beseelt.
Und unser Volk, das deutsche, hat vor andern
Von je den Wert des Fremden gern erkannt,
Zu seinem Forschen jetzt wie einst zum Wandern
Zog es ein tiefer Drang von Land zu Land.
So thun auch wir: so will's dies Werk, das neue:
Für aller Völker Frommen, Heil und Zier,
Auf, Seminar, weithin den Samen streue
Und Gott verleihe Segensernten dir!

Prolog zu einem Fest.

(Vortrag von Gedichten. Musik. Lebende Bilder.)

Die weisen Herrn und holden Damen,
Die heut' zu diesem Feste kamen,
Grüß' ich in dreier Künste Namen:

Es will die Gäste grüßen hie
Die schöne Muse Poesie:
Ihr Ohr zu letzen, ist auch da
Die tönende Frau Musica:
Des Auges Blick erfreuen will
Frau Mimica beredt, doch still.
Bringt Ihr nun mit Begnügsamkeit —
(Die thut das Beste jederzeit!) —
So giebt das große Lustbarkeit.
Ich schweige voll Bescheidenheit:
Nun, Herrn und Damen, — seid bereit.

Prolog zu einem Wohlthätigkeitsfest für Abgebrannte.

Gedankenlos durchs Leben tanzt die Menge,
Vom Augenblick Genuß, Betäubung hoffend,
Der Lust es dankend, daß sie übertönt
Das leise Fragen in der Seele Tiefen,
Die Frage nach dem ewigen Warum?
Die Ahnung von der Raschvergänglichkeit,
Der Unbeschütztheit aller unsrer Freuden.
Und wer ein Volk an tiefen Ernst will mahnen,
Den haben sie von je mit Ungeduld,
Als finstern Freudenstörer, kaum gehört, —
So wogt von Fest zu Fest der Schwarm dahin,
Vergessenheit des sichern Todes suchend,
Bis plötzlich, unerwartet, aus den Wolken
Das eherne Verhängnis niederbricht
Und über Hügeln schuldlos Sterbender
Sich vor dem Schreckensantlitz der Meduse
Das Herz der Überlebenden versteint.
Dann freilich zuckt durch die Gedankenlosen
Die Einsicht jäh von ihrem nicht'gen Treiben,

Des Lebens, unwert menschlicher Vernunft:
Dann fragen sie, von Angst emporgeschreckt:
„Warum darf dies Entsetzliche geschehen?
Was steigen nicht die Engel aus den Wolken,
Schuldlose Kinder vor der Gier der Flammen
Zu schützen mit den Schilden von Demant?
Und wenn der Himmel nicht mehr Wunder thut,
Wenn die Maschine der Mirakel barst,
Wenn nicht ein Vater unsern Schlaf mehr hütet,
Ist unser Menschen-Dasein noch zu tragen?
Ist's dann nicht besser, sich verzweiflungvoll
Schmerzlosen Tod zu sichern, als zu warten,
Welch' Maß von Qualen die Notwendigkeit,
Die unerbittliche, für uns gespart?"

Dann straft sich all die hohle Nichtigkeit,
Mit der, dem Ernst weit aus dem Wege biegend,
Das Volk dahinlebt, Eintagsfliegen gleich.
Dann tritt die ernste Weisheit in ihr Recht,
Die nicht erst solcher Mahnungen bedarf,
Den Kern des Lebens in der Pflicht zu suchen,
Den edlen Lohn im Schweiß der Arbeit und
In der Entsagung dunklem Lorbeerkranz!

Ernst ist mein Wort: doch ernst auch diese Stunde!
Kein Fest der Freude feiern heute wir:
Barmherzig woll'n wir trocknen Waisen-Thränen
Und gegenüber grauenvollem Unheil
Das Einz'ge, was des schwachen Menschen ist:
Das tiefe Mitleid spenden unsrer Herzen.

Wir aber, die diesmal verschont geblieben,
Gedenken wollen wir, daß über uns
Nicht minder des Verderbens Wolken hangen,
Ob Krieg, Empörung, Hunger, Brand, ob Seuche,
Ob Überschwemmung Unser Dämon heißt: —
In jeder Stunde kann er uns ergreifen.

Drum, ernst in uns gekehrt, woll'n unser Leben
Wir also führen, daß nicht ungerüstet
Und nicht unwürdig uns der Tod ereilt.

Prolog zu dem Wohlthätigkeitsfest eines Frauenvereins.

Mit ehrnem Schritt und scharfem Schwerte schreitet
Die Not verderblich durch das Menschentum:
Doch ist ein Schild zur Abwehr uns bereitet:
Der fand an Weibes Arm den höchsten Ruhm:
Er heißt Erbarmen, das die Brust uns weitet:
Des Mitleids heilig Evangelium,
In Kriegs- und Friedens-Zeiten könnt Ihr's schauen
Am herrlichsten geübt von edeln Frauen.
Auch heute luden Frauen zu dem Feste,
Das mehr bedeutet als ein müßig Spiel;
Ihr opfert hier dem Mitleid, gute Gäste:
Das Mittel heiter, aber ernst das Ziel,
Und Euer warm Gefühl, es thut das Beste,
Wenn Euch, was wir nun bringen, wohl gefiel.
So seht denn in des Scherzes Silberschalen
Die goldnen Früchte milder Herzen strahlen.

Prolog zur Jubelfeier des Stadttheaters in Breslau.

(13. November 1891).

Des Dramas Muse mahnt an diesem Tag
Erinn'rungsvoll Euch lang verstrich'ner Zeiten:
Vor fünfzig Jahren war's, da hat mein Tempel
An dieser Stätte sich zuerst erschlossen,

Und großer Meister Wort ward hier gehört:
Held Egmonts Stolz und Klärchens Klage tönten,
Gluck ließ der Griechenjungfrau Sänge rauschen,
Und Holbeins Scherz durchflatterte den Raum.
Dem zum Gedächtnis sollt in diesen Tagen
Die gleichen Bilder hier Ihr wieder schau'n:
Zum Zeichen und zum freudigen Beweis,
Daß unvergänglich immer gleichen Zauber
Das Werk der wahren Kunst übt auf die Seelen,
Der wahren Kunst, die nur sich selber dient,
Die nur das Schöne sucht und nicht des Tages
Unschöne Wirklichkeit noch einmal spiegelt:
Denn wahre Schönheit ist nur schöne Wahrheit!
Das Wirkliche, das Richt'ge zu erforschen
Und darzustellen, ist der Wissenschaft,
Ist nicht der Künst Bestimmung; sie ist frei
Und schafft das Schöne um des Schönen willen.
Nur diese Kunst kann auch aus Kampf und Trübsal
Sich selbst und Euch erheben zu den Sternen:
Ja selbst die Flammen können sie nur läutern,
Und aus dem Feuer fliegt sie sieghaft auf,
Dem Vogel Phönix gleich, unsterblich jung!
So hab' ich diesen meinen Tempel auch
Zweimal in diesen fünfzig Jahren schon
Aus Flammenglut aufs neue mir erhöht
Und neu geweiht dem Dienst des ewig Schönen! —
Jedoch ein Tempel heischt nicht Priester nur,
Auch eine fromm begeisterte Gemeinde,
Die, treu der Kunst, der göttlichen, ergeben:
Dem reinen Auge nur zeigt sich die Göttin,
Und nur der Andacht Ohr vernimmt ihr Wort.
Soll dieses Haus ein Göttertempel sein, —
So helft dazu Ihr alle: — leget ab
Vor meiner Schwelle jedes Häßliche,
Den Streit, den Staub, das Widrige des Tags:

Geweihten Herzens tretet in das Weihtum.
Dann sollt Ihr stets darin die Göttin finden
Und mit von hier auf Eurer Stirne tragen
Den reinigenden Weihekuß der Kunst.

Hausspruch in den Grundstein der Villa von Freund Toeche-Mittler bei Eisenach.

Dies Haus schuf deutsches Bürgertum:
Für edle Ruh', nicht eiteln Ruhm,
Für Weib und Kind zu holder Rast,
Zu heitrer Herberg trautem Gast.
Der Wissenschaft, der Kunst, dem Staat
Hab' ich gedient mit ems'ger That
Und aus dem Gold, hiebei errungen,
Hab' ich dies Haus emporgeschwungen.
Des sollen Kind und Enkel denken:
Ins heilge Ganze sich versenken
Bringt auch dem Einzlen reichen Segen,
Und treu des Ideales pflegen,
Lohnt auch mit Gütern dieser Welt.
So rag' empor zum Sternenzelt,
Du deutsches Haus im Grün der Eichen,
Hier soll mich Unrast nie erreichen.
Und „Eichberg" hab ich dich genannt,
Weil ich mein Glück in „Eichberg" fand:
Lisbeth, mein Weib, goldtreu, goldrein:
Ihr soll dies Haus zu eigen sein.

Haus Eichberg bei Eisenach.

O Eichberg, Waldkraft ohnegleichen,
Leis' durch die Wipfel deiner Eichen
Fühl' ich den Hauch des Friedens streichen.
O mög' es niemals von dir weichen,
Dies höchste Gut, das dir beschieden:
Der Wald- und Haus- und Herzens-Frieden!

Zur Feier des 100. Geburtstags von Jakob Grimm.

(4. Januar 1885.)

Im Eichwald tief — so geht die deutsche Sage —
Rinnt, unter Stein versteckt und Wurzelwerk,
Vor einem dunkeln, felsumschloss'nen Berge,
Unsichtbar für der Werktagmenschen Blick,
Ein heil'ger Quell von silberklarer Flut. —
Jahrhunderte zieht er verborgen hin,
Und niemand achtet auf sein leises Rieseln,
Als nur der Waldspecht, der im Hohlstamm baut:
Goldkrönig schläft auf moos'gem Stein die Schlange
Und wunderschöne Blumen blüh'n umher.
Doch, wann am Himmel steh'n die rechten Sterne,
Dann mag ein Sonntagkind mit reinem Herzen,
Dem Lüge nie die Lippe hat entweiht,
Von lichten Elben ahnungsvoll geführt,
Den Born entdecken, schweigend niederknie'n
Und schweigend schöpfen mit der hohlen Hand,
Die Augen kühlen und die heiße Stirn
Und trinken: — da errauschen rings die Eichen:
Den Wanderer durchrieselt heil'ger Schauer:
Sein Auge sieht, es hört sein staunend' Ohr
Ringsum der Dinge wahre Wesenheit.

Die Schlange wird zum goldgekrönten Mädchen,
Der dunkle Berg schließt seine Felsen auf,
Und ehrfurchtvoll erschauet der Geweihte
Die alten Götter und die hohen Helden,
Die weisen Frau'n und Kön'ge seines Volks,
Und er versteht die stolzen Vorzeit-Laute,
Die markigen und doch so wohlklangreichen,
In denen sie vertraulich sich erzählen
Uralter Tage goldne Herrlichkeit. — —
Die Sage, die uns Jakob Grimm erzählt',
Hat an ihm selbst sich wunderbar erfüllt:
Im Wald verborgen lag das deutsche Volkstum.
Er hat, das Sonntagskind von lautrem Herzen,
Dem Lüge nie die Lippe hat entweiht,
Er hat ihn aufgedeckt, den heil'gen Born:
Ein Seher, der Vergangenheit Prophet.
Was er erschaut hat, der Germanen Vorzeit,
Die bergentrückten Götter und die Helden,
Was er vernahm: des Märchens Waldgeflüster,
Der Sage Runenwort und Schwerterklirren,
Der Schöffen Weistum an der alten Malstatt,
Den Silberklang der Amalungensprache, —
Verkündet hat er's lauschenden Geschlechtern. —
Und als sein Werk gethan, da hat sich schweigend
Auch über seinem Haupt der Berg geschlossen,
Der unsers Volkes große Tote birgt:
Entgegen an der Schwelle trat ihm freundlich
Der milde Bruder: „Hier, zu meiner Rechten,
Ist dir der Sitz gewahrt: — ich harrte dein."
Hier oben aber, in dem Volk der Deutschen,
Wird leben das Gedächtnis dieser Brüder
So lang' ein Eichbaum und ein Lindenbaum
In unsern Wäldern rauscht, so lang' ein Kind
Auf seiner Mutter Schos noch Märchen lauschet,
So lang' auf Erden deutsches Wort noch tönt.

Spruch in das Brennerhaus
(Goethes Herberge).

Oftmals zogen zum Raub schon Germanen über den Brenner,
Holten den goldenen Wein in das barbarische Land:
Aber als Goethe zog zur Heerfahrt über den Brenner,
Bracht' er das goldene Vließ klassischer Schöne zu uns.
Unvergänglich ergrünt Iphigeniens heilige Myrte,
Unvergänglich erglänzt Tassos belorbeertes Haupt.

Zur Totenfeier Ludwig Steubs
an der bayrisch-tirolischen Grenze.

Wie würd' es dich erfreuen in deiner trutz'gen Art,
Säh'st du, wie sie dich ehren, Herr Ludwig Rauschebart!
Die Bayern und Tiroler, oft schaltest du sie grimm:
Doch liebtest du sie herzlich und meintest es nicht schlimm.
Fort lebt dein Geist im Lande, wir sagen ihm nicht fahrwohl,
So lang' die Berge ragen von Bayern und Tirol.

Beim Tode Richard Wagners.

I.

Chor der Menschen auf Midhgardh.

Wehe, stimmt das Lied der Trauer, stimmet laute Klagen an!
Mich erfaßt mit kaltem Schauer Gram um den entrückten Mann.
Ach! es zog in lichtre Hallen unser Zauberer hinauf
Und den Stab, der ihm entfallen, keine Hand nimmt mehr ihn auf.
Ach, es ruht sein Schwert, das scharfe, es verstummt der Tönemund
Und entsaitet steht die Harfe und verwaist das Tempelrund.

Chor der Götter, Göttinnen, Walküren und Einheriar in Asgardh.

Ende den Jammer und laß von der Klage,
Unten auf Midhgardh sterbliche Schar:
Siehe, er lebt unvergängliche Tage
Oben in Asgardhs seligem Klar.
Als ihn zu uns, den gewaltigen Degen,
Brunhild gebracht auf der wolkigen Bahn,
Schritt ihm vom Hochsitz Odhin entgegen,
Wie er dem herrlichen Helgi gethan.
Bot ihm das Trinkhorn Freia die Holde,
Ewiger Jugend Äpfel Idun,
Aber die Harfe von klingendem Golde
Reichte für immer ihm Bragi nun.
Laßt drum, Germanen, Trauern und Klagen:
Sehet! er lebet in Asgardhs Licht
Und so lang seine Weisen beflügelt euch tragen,
So lang dämmern eure Götter nicht.

II.

Die Harfe, die solang' im Streit der Sänger
Vor andern laut und stolz und kühn erklang,
Die Harfe mit dem Schall von Ton und Erz,
Die Harfe mit dem Silberschwan am Bug,
Sie ist verstummt: — die Saiten, die zugleich
So stark und süß getönt, zerriß der Tod.
Und eine große trauervolle Stille,
Ein bang Gefühl von nie ersetzlichem
Verlust durchdringt das Volk.
Auch seinen Feinden,
Den ehrlichen, wird der Gewalt'ge fehlen:
Ein rechter Held vermißt den toten Gegner,
Mit dem am rühmlichsten die Kraft er maß.

Uns aber, seinen Freunden, sei's vergönnt
Um diesen großen Helden unsern Schmerz
Mit lautem Wehruf feierlich zu klagen.
Ein Liebling Wotans, selbst ein kühner Wälsung,
Mit freiem Wagnis schuf er selbst sein Maß:
Am Maß der Größe nur ist er zu messen:
Er war ein Sänger: drum war er ein Held.

Festprolog

bei Enthüllung des Rückertdenkmals
am 19. Oktober 1890.

„Die Poesie in allen ihren Zungen
Ist dem Geweihten Eine Sprache nur."
So rief der Mann, deſſ' ehern Bild sich heute
In seiner Vaterstadt zum erstenmal
Der Sonne zeigt. —
Er durfte also sagen:
Denn vor ihm lagen aufgereiht die Sprachen
Der Völker, einer Riesenorgel gleich,
Und meisterlich verstand er, drauf zu spielen.
Von Cordoba und von den Nordland-Fjorden
Bis zu den Palmenwipfeln Indiens,
Bis in Arabiens Wüstenglut, ja bis
Zum siebten Himmel Mohammeds hat er
Verfolgt, erlauscht, erfaßt und volldurchdrungen
Der Menschen, ja auch ihrer Götter Seelen
In ihres Wesens innerstem Geheimnis:
In ihrer Sprache: denn er wurde selbst
Im Geist Bramahne, Perser, Araber:
Er übersetzte nicht: sich selbst versetzt' er.
Und doch! — Gerade darin wies er deutlich,
Wie er so ganz und gar — ein Deutscher war,

Der liebevoll mit Geist sich und Gemüt
In fremde Volkesart wie keiner sonst
Weiß zu versenken. —
Ja, ein Deutscher war er,
Der Freimund Reimar, der den deutschen Zorn
Dem Welteroberer entgegenwarf
Im Erzgedröhn geharnischter Sonette,
Ein Deutscher war er, dessen Liebesfrühling
So lang' wie deutsche Liebe blühen wird,
Ein Deutscher auch im Kleide des Brahmanen,
Voll deutscher Weisheit, deutscher Sinnigkeit.
Er war ein deutscher Dichter: — drum ein Künstler,
Das Schöne bildend, nicht das Häßliche,
Das Wahre bildend, nicht das Wirkliche,
Den Mißklang lösend durch die Kunst der Form,
In höh'rer Harmonie ihn überwindend.
Auf seinen Scheitel fiel ein Nachglanz noch
Von Goethes Abendrot: drum war die Kunst
Ihm heilig als das Priestertum des Schönen:
Das Rohe lag, des Tages ekler Abklatsch,
Tief unter ihm und zu den Sternen trug,
Zum Göttlichen, zum Ideal der Menschheit
Ihn der Begeist'rung Flügelroß empor. — —
Er zeigte klar den kommenden Geschlechtern:
Das Wissen ist nicht tot, nicht unfruchtbar,
Es kann die Forschung auch dem Schönen dienen,
Des Wissens Baum auch der des Lebens sein. —
Von Rückert werden seine Deutschen lernen,
So lang sie Deutsche sind: nicht einzle Kenntnis,
Nicht einzle Formkunst: nein, das Edelste:
Daß es in Kunst und Leben ist das Höchste,
Die Eigenart wahrhaftig auszuprägen
In allem Thun, — auch in dem Kleinsten sinnig
Das Ew'ge abgespiegelt anzuschau'n
Und spröd'sten Stoff in Schönheit zu verklären! —

Ja wahrlich: *dieser* Seele Rose hat,
Indem sie selbst sich schmückte, auch den Garten
All' ihres Volks geschmückt mit ihrer Schöne.
O Friedrich Rückert, nicht mehr schautest du
Erfüllt das Traumbild deines Sehnens: — als
Dein Auge brach, — noch immer in dem Berge
Verzaubert hielt sich Kaiser Barbarossa
Und auf der Erde haderte sein Volk
In Zwietracht und in Ohnmacht: — Vater Rückert,
O schau herab, schau her in dieser Stunde:
Erstanden ist der Kaiser und das Reich,
Vom Münster Straßburgs weht die deutsche Fahne,
Wir sind versöhnt, ein einzig Volk von Brüdern.
Und dankbar schart dies Volk sich um dein Bild
Mit Eichen und mit Lorbeer es zu kränzen. —
Heil uns, daß wir dich hatten: nein, dich *haben*:
Denn unvergänglich lebt in uns dein Geist,
Solange deutsche Kunst und deutsche Forschung,
Solange deutsche Art auf Erden lebt.
Komm, Friedrich Rückert, zeig' dich deinem Volk!

Vorwort zu einer Liedersammlung.

„Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Lebenlang."
Wer keinen Herzensfreund gewann,
Ob reich, bleibt doch ein armer Mann.
Wen du nicht hast entzückt, Natur,
Der mißt der Gottheit schönste Spur.
Wer nicht Humor versteht und Scherz,
Hat nicht am rechten Fleck das Herz:
Dem, der nicht glüht fürs Vaterland,
Blieb höchster Stolz stets unbekannt.

Wohlan: so tretet freudig ein
Und preiset Weib, Gesang und Wein,
Singt Freundschaft, Vaterland, Natur
Und wandelt auf des Frohsinns Spur.

Zur Commenius-Feier.

(1892.)

Commenius, du großer Mann,
O komm und fang' von vornen an!
Du hofftest auf den ew'gen Frieden, —
Ach ew'ger Streit ist uns beschieden!
Du glaubtest an die Pansophie: —
Wir wandeln noch im Irrsal hie.
Ach du erziehliches Genie,
Wir brauchten deinen Geist — und wie!
Nicht bloß Grammatik wollt'st du treiben,
Nicht an den Regeln haften bleiben,
Den Schüler wollt'st du auch ergetzen
Und ihm Gemüt und Seele letzen.
Unfehlbar glaubtest du dich nicht,
Wie heute thut manch' schaler Wicht.
In dieser Welt, dumpf, streitig, kalt
Erschienst du, eine Leidgestalt:
Beim Galgen hat durch Henkershand
In Preßburg man dein Werk verbrannt,
Hat dich gequält, verfolgt im Leben. —
Jetzt, nachdem ablief manch' Jahrhundert,
Wie nun die Nachwelt dich bewundert!
Ja, lieber Freund, so geht es eben.
Und wer wie du will heute streben,
Zum Lichte kühn das Haupt erheben, —

Der wird verfolgt, wie damals du.
Commenius, drum schlaf in Ruh:
Fang' lieber nicht von vornen an,
Weil Wahrheit, ach, du wackrer Mann,
Auch heute nicht herbergen kann.

Zur Weihe der Palästra Albertina.

(Universität Königsberg. 22. Oktober 1898.)

„Gesunde Seele in gesundem Leib!"
Das war der Griechen-Weisheit letzter Schluß.
Zum Kampf nicht nur der Lieder, auch der Wagen
Zusammenströmte Hellas' freud'ge Jugend,
Und nicht nur Pindar ward der Siegeskranz, —
Dem Springer, Ringer, Rosselenker auch.
Daraus erwuchs die edle Harmonie
Des ganzen Menschen im Hellenen-Volk,
Die wir nach zweimal tausend Jahren noch
Als unerreicht bewundern, und die Schönheit,
Die uns aus ihren Göttern und Heroen
Entgegenstrahlt.

Nicht also reich, nicht also angeboren
Ward Maß und anmutvolle Harmonie
Dem rauh'ren Nordvolk der Germanen: leicht
Zu roher Wüstheit neigt der Einen Kraft
Und andre fesselt nur zu oft die Pflege
Des Geistes und des Wissens Forschungsdrang,
Daß in dem Staub der Stube und der Stadt
Der Leib verwelkt, verkümmert und verschrumpft.

Drum Preis und Dank dem edlen Mann, der mitten
Im Reichtum eines andern Erdteils nie
Vergaß, daß er ein Deutscher sei, ein Preuße,
Und der, ein würdger Schüler Äskulaps,
Was er gelernt hat, in der That bewährte:
Er sah, wie andrer Völker Jünglinge
In Spiel und Ernst die Kräfte freudig übten.
Und gleiche Wohlthat schuf er seinen Deutschen.
Dank auch den vielen andern Spendern, die
Bald Stein, bald Steinchen trugen zu dem Bau.

Wir aber von der Mater Albertina,
Wir, denen anvertraut des Werkes Pflege,
Geloben heute feierlich und ernst,
Wie fromme Priester eines heilgen Tempels
Woll'n dieses edlen Hauses treu wir warten
Im Geiste dessen, der es gründete.
Doch fruchtlos bliebe unser emsig Mühn,
Durchdränge dieser Geist nicht auch die Jugend,
Der dieser Bau geweiht: sie muß das Beste,
Muß beinah alles leisten für das Werk.
Mit edlem Sinn, mit wohlgezognen Sitten
Sind Fröhlichkeit und Scherz gar wohl gepaart:
Jedoch das Maß, die Göttin Sophrosyne, —
Unsichtbar schwebe sie ob diesen Zinnen
Und halte Häßliches und Rohes fern.
Und so sei denn ein Heiligtum der Kraft,
Der Jugend und des Frohmuts dieses Haus,
Und allen guten Göttern sei's geweiht!

Zum hundertjährigen Jubelfest einer Schule.

Das höchste Haus auf Erden ist die Kirche:
Denn sie ist Gottes Haus: jedoch das zweite
An Wert und Weihe ist der Schule Haus:
Hier wird die Saat gestreut für alle Zukunft;
Und trifft manch' Körnlein auch auf Stein, auf Dornicht, —
Doch gehen immer viele glücklich auf,
Wenn guter Grund und Gottes liebe Sonne
Und mehr noch Gottes Segen dazu hilft.
Gesegnet auch schon seit Geschlechtern ist
Hier unser Haus: wir danken es dem Himmel
Und wir geloben alle, jung und alt,
So Lernende wie Lehrer, daß wir treulich
Fortwirken wollen an dem heil'gen Werk:
Die Wahrheit suchen unermüdbar fleißig,
Das Gute schaffen aus pflichtstarkem Herzen,
Das Schöne bilden und es fromm verehren.
Ja, wir erneuern heute dies Gelöbnis:
Daß wir's erfüllen können, helfe Gott!

Franz von Lachner mit einem Taktstock.

Der Stab, den wir dir überreichen,
Ein Scepter ist er ohnegleichen:
Er ist der Herrscherstab der Töne:
Er wird in deiner Hand, o Meister,
Zugleich zum Zauberstab der Geister:
Dies Geisterreich — es heißt: das Schöne.

Francisco Lachnero

die 2. Aprilis 1883

annum octogesimum nacto.

Mel. Franz Lachner, opus 165.

I.

Macte senex Triumphator!
Melodiarum Imperator,
Euphoniarum signifer,
Qui orchestram Bavarorum
Tot curricula lustrorum
Gubernasti lauriger.
Nam non solum bellatores, —
Decet laurus et victores
Tibi, Lachner, similes:
Ha triumphos vespertinos
Suiticos et Cornarinos
Tu egisti quoties!
Quoties illic in Odeo
Aram magno tuo Deo
Coronasti Delphico!
Grave sceptrum vibrant reges, —
Venustatis tu das leges
Scipione magico.
Octoginta nactus annos,
En! Ad ultimos Britannos
Et in Thules nebulam
Fama tua penetravit!
Nomen tuum triumphavit:
Macte, senex, gloriam!

II.

Heil dir, greiser Triumphator,
Dir, der Tonkunst Imperator,
Seneschalk des holden Klangs!
Der du manch Jahrzehnt von Jahren
In dem Land der Bajuvaren
Warst der Bannerwart des Sangs.
Traun, es steht nicht nur den Kriegern,
Steht auch deinesgleichen Siegern,
Lachner, wohl der Lorbeer an:
Horch, wie deine Suiten tönen,
Und schon naht, dein Haupt zu krönen,
Katharina Lusignan.
Ha, wie oft dort im Odeum
Hieltest du ein laut Tedeum
Deinem großen Gott Apoll:
Deines Zauberstabes Schwingen, —
Welche Töne ließ er klingen
Weihevoll und wundervoll!
Jung in deinen achtzig Jahren,
Stark in deinen Silberhaaren
Waltest du des Heiligtums:
Bis in Thules Nebelboden
Und zu fernsten Antipoden
Drang der Wohlklang deines Ruhms.

Bei dem Abschied der Frau Therese Vogl von der Bühne.

(München, 9. Oktober 1892.)

Der heut'ge Tag bringt dir nicht Sonnenwende:
Die Kunst ist wie die Schönheit sonder Ende:
Froh nimm es drum, dies immergrüne Blatt,
Des Ruhmes nur, doch nicht der Schöne satt.

Häng' diesen Schmuck, — kein andrer mag ihm gleichen —
An deinem Herdsims auf als Siegeszeichen:
So oft du dort ihn schaust, sprich, stolz im Sinn,
„In Kunst und Leben bin ich Siegerin."

Zur Taufe von Felix Johannes Benvenuto Mikulicz.

(Breslau, 22. Oktober 1892.)

Felix Johannes Benvenuto heißt der Knabe:
Nicht heißen nur, — sein soll er's bis zum Grabe!
Ein „Hochwillkommner" kam er in dies Haus
Und löschte manchen Trauerschatten aus:
So soll er stets ein Hochwillkommner sein:
In wackrer Freunde Reih'n,
Beim frohen Becher Wein
Und überall im Leben
Bei ernstem Ringen und Streben:
Und auch die Augen holder Frau'n
Soll'n stets in ihm den Willkommnen schau'n.
(In allen diesen Stücken,
Wie seinem Vater soll's ihm glücken!)
Und nach einem Leben voll Ruhmesschall
Sei er willkommen in Walhall! —
Und ferner sei er ein „Johannes":
Das heißt: „Gott soll ihm gnädig sein."
Es ist kein Zeichen schwachen Mannes,
Blickt gern er auf zum Sternen-Reih'n
Und ahnt, nicht Menschenkraft allein
Vermag das Größte zu gestalten:
In jenen ew'gen Fernen schalten
Uns unerfaßliche Gewalten:
Er lebe bei gnädiger Sterne Schein! —
Dann wird er auch schließlich „Felix" sein:
Ein Glücklicher nicht für sich allein,

Rein, der auch Glück um sich verbreitet,
Wohin er, ein Benvenuto, schreitet.
Denn glücklich machen — glaubt es mir! —
Ist sel'ger viel als glücklich sein.
Und drum, mein Patsohn, wünsch' ich dir,
Auf daß du glücklich mach'st und sei'st,
Der Mutter Herz und des Vaters Geist,
Der Mutter Seele, des Vaters Kraft:
Denn wirst du edel und heldenhaft,
Wirst überall willkommen sein,
Gott wird dir seine Gnade leihn
Und du wirst wandeln in Glückes Schein,
Beglückend ein Beglückter sein.
Darauf laßt uns die Becher heben:
Heil unserm Patkind: — hoch soll's leben!

To Director Schmidt[1]).

The spirit of great William spake to me:
»My messenger and herald thou shalt be!
Go to the man, who of you Germans all
Did of my language every whispered call
Most deeply feel, most clearly understand:
I greet him, tell him, from Olympian Land:
He did not lose the »labour of his love,«
Who to interpret all my beauty strove:
»Measure for measure« I am wont to give:
Immortal with myself his name shall live.«

---

[1]) Author of the »Shakespeare-Lexicon«.

The Mothers Welcome to her returning Sailor-Boy.

Welcome on shore again,
Welcome once more again,
Harry, my boy!
Now all the care and fear,
Haunting me year and year,
Melt into joy!
Oft, when the thunder growled,
Oft, when the nigthwind howled
Round my safe Hall,
Then I thought of my child,
Tossed by the Oceans wild
Rising and fall.
Oft, when the stars did shine,
O how my soul would pine
For my blithe boy:
Now God our Lord be praised,
Who my fond prayers graced
Richly with joy.
Calm stood my son and brave
On the tremendous wave
Of the fierce sea:
Lo, now he save and sound
Stands on his native ground:
Welcome to thee!
Now for a long, long rest
In the old eagle's nest
Stayst thou with me:
Knowst thou, where rest is best?
Come to thy mother's breast
And thou wilt see!

Beatrici Rossbach.

Ave, gracilis puella,
Salve, facilis et bella,
Macte, Charitum sorella,
Ave, domus tuae stella,
Oculorum fulminatrix,
O carissima Beatrix!
(Italiane: »Beatrice«.)
Sis felicior Felice,
Viris omnibus amata
In amore triumphatrix,
Sis et ipsa perbeata,
Nobilis amici nata:
Regat et coronet fata
Summus heros:
Victor Eros!

An Beatrix Roßbach.

Welch' schön' Erlebnis ist's in dieser Welt,
Die ach! so viel enthält des Häßlichen,
Das ich in dir, du holdes Kind, gewann.
Zum Paten kor mich dir der edle Freund,
Mit dem ich Sedans Pulverdampf geteilt
Und über uns die springenden Granaten:
„Victoria Barbablanca Beatrice,"
So nannten wir dich, jenes Sieges stolz.
Als Kind verließ ich dich im rebengrünen
Gelände Würzburgs: und nun find' ich dich
An meiner heimatlichen Isar wieder
Und staune, ob du's seist. — Denn Schillers Wort,
Es hat in dir sich wundervoll erwahrt.

Ja! „herrlich, in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmelshöhn,
Seh' ich die Jungfrau vor mir stehn".
Und güt'ge Götter haben über dich
Indes in reichster Fülle ausgeschüttet,
Was Bestes sie dem Weib zu spenden haben:
Die Anmut:
Des Leibes und der Seele holden Reiz.
Nichts andres hab' ich drum, viel holdes Kind,
Dir noch zu wünschen als ein Einz'ges noch:
Erfahren sollst, beseligend beseligt,
Beatrix, du, die alte süße Wahrheit:
Das höchste Glück, das einzige, des Weibes: —
Es ist die Liebe.
Wann diese Weisheit einstens du erlebst,
Wann sie dir heiß durch Sinn und Seele schauert, —
Dann denk' des Paten in dem weißen Bart,
— Ein Barbablanca ward er selber nun! —
Und sprich: „er hat mich lieb gehabt, der Alte.
Und Recht hat er gehabt. — Er ruh' in Frieden."

Ferdinand Cohn †
der große Botaniker
(Juni 1898).

Die Blume, die du meist geliebt, das war die Rose:
Und dir zum Heile hast du sie gepflückt:
Denn eine Rose, eine dornenlose,
Das Leben hat geschmückt dir und beglückt.
Der edeln Wissenschaft galt all' dein edles Ringen;
Zur Wahrheit drangst du durch mit hoher Kraft

Drum durftest um das weise Haupt du schlingen
Den Siegeslorbeer, der da heldenhaft.
Du selbst warst sterblich, doch dein Lebenswerk unsterblich
Fortleuchtend wird es strahlen hellen Kranz:
So schmückt dein Grab unwelkend, unverderblich,
Der Deutschen Forschung Immortellenkranz!

Theodor Fontane †.

(September 1898.)

Held Uhland war der König der Ballade:
Sein Thronfolger warst du auf diesem Pfade:
Entsunken seh' ich dir den goldnen Reifen
Und keine Hand, die wert, danach zu greifen!

Vaterland.

„Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft."

Schiller.

Wahl und Vorbereitung.

(1852.)

Viel Stimmen gehen durch die Welt,
Verworren sind die Zeiten:
Ein Ruf vor allen mir gefällt,
Der soll mein Leben leiten:
Heil dem, der seinem Volk sich giebt,
Dem Deutschen Heil, der Deutschland liebt.
Gar viele trachten Tag und Nacht,
In Eifersucht geschäftig:
Hat keiner was zu Stand gebracht,
Was groß und dauerkräftig:
Nur Eitelkeit lieh ihnen Kraft
Und eitel ist, was sie geschafft.
Wann einer von den Stürmen weht,
Wie sie ein Volk durchwittern, —
Was, glaubt ihr, daß alsdann besteht
Von diesen bunten Flittern?
„Fort" — wird es donnern — „Tand und Spiel,
Jetzt gilt es That und ernstes Ziel."
Dann Heil dem Mann, der sprechen kann:
„Mein Volk, lang harr' ich deiner!
Gieb jedem seinen Posten an,
Sprich schnelle, wo ist meiner?
Und sei's das Wort und sei's das Schwert: —
Ich will es führen, deiner wert!"

Der Bundestag.

(1856.)

Zu Frankfurt in der alten Stadt am Maine,
Da liegt ein wirrer Knäul von vielen Schlangen,
Auf ihren Häuptern goldne Krönlein prangen:
Sie hüten einen Hort, um den ich weine.
Denn dort, vergraben unter grauem Steine,
Ein Kleinod liegt, zu dem wir nie gelangen:
Der deutschen Stämme Hoffen und Verlangen,
Daß Recht und Freiheit endlich sie vereine.
Mit gift'gem Biß zerfleischen sich die Drachen,
Treulos und falsch, in ihrem eignen Blute,
So lang kein Ritter naht, den Schatz zu retten.
Dann aber einen sich die gift'gen Rachen! —
Wann kommt der Held von echtem Siegfriedsmute,
Der auseinander schlägt die Schlangenketten?

Deutsches Lied.

(1857.)

Ich weiß ein Lied so voller Trauer, —
Wer dieses Lied zu Ende singt,
Dem ist, als ob vor Schmerzenschauer
Ihm in der Brust das Herz zerspringt.
Ein Lied voll schwerster Gramgedanken, —
Es färbt des Sängers Wange bleich,
Ein Lied voll Wehe sonder Schranken:
Das ist das Lied vom deutschen Reich!
O soviel Macht und Mut und Treue
Und soviel Thorheit, Schimpf und Schmach!
O soviel Hoffnung stets aufs neue
Und soviel Unheil, das sie brach!

O soviel Hinterlist und Tücke
Und immer wieder neu Vertrau'n —:
Noch niemals mit so wenig Glücke
War soviel Recht und Kraft zu schau'n.
Es muß in Sternen stehn geschrieben,
Daß Deutschland nicht darf untergehn,
Der Gott der Völker muß uns lieben, —
Sonst wär es längst um uns geschehn.
Mein Volk, nicht rückwärts darfst du schauen,
Daß Gram dir nicht das Herz verzehrt:
Nein, vorwärts und auf Gott vertrauen
Und auf dein Recht und auf dein Schwert.

An Ludwig Steub.

(Auf die „Deutschen Träume".)

(1858.)

I.

Und würde mir jedweder schönste Kranz,
Der Mannesstirne jemals hat umlaubt, —
Das echte Glück, es bleibt ja doch geraubt:
Ein freies Vaterland voll Macht und Glanz!
Denn nie fühlt sich die Seele heil und ganz,
Wird ihr das Höchste nicht, daran sie glaubt:
Der Eichkranz nur befriedet dieses Haupt,
Der Lorbeer nicht und nicht die Myrte kann's.
Kunst, Wissenschaft und Liebesglück und Leben,
Ich würfe rasch sie, ohne Klagewort,
Ein freudig Opfer in den Rheinstrom gleich,
Könnt' ich dadurch aus seinen Fluten heben
Den langversunknen Nibelungenhort:
Die deutsche Freiheit und das deutsche Reich.

II.

Die Flöten klingen lieblich in mein Leben
Und ein Portal von Rosen steht bereitet:
Es schlingen sich der Freude grüne Reben
Um dieses Haupt, das Schimmer um sich breitet;
Im Mittagsglanz ob meinem Haupte schweben
Seh' ich die Sonne, die mein Los begleitet,
Und sieh, schon winkt, geschmückt mit Kranz und Schleier,
Die holde Braut zur wonniglichsten Feier.
Ich aber höre keine Flötentöne! —
Der Hohenstaufen Harfen hör' ich klingen,
Die klagen um das Reich und seine Söhne: —
Nicht Sonnenstrahlen fühl' ich zu mir dringen:
In dunkler Sturmnacht trauervoller Schöne
Seh' ich zum Himmel dich die Hände ringen.
In Witwentracht gehüllt den edlen Leib,
Germania, du unglückselig Weib.

Frühling.

(1858).

Komm, holder Frühling, Segenspender,
Aus deinem blauen Wunderhaus,
Und auf das traurigste der Länder
Geuß deine reichen Gaben aus.
Gleich dem verstoßnen Königskinde
Germania frierend sitzt im Wald,
Das Haar zerzaust: ein Spiel der Winde
Ist ihre rührende Gestalt.
Vom Haupt ihr rissen böse Schächer
Den Schleier und die Kronenzier,
Und ach, auf Erden lebt kein Rächer,
Zu Ehr' und Recht zu helfen ihr.

Da nahest der Verlaßnen Schlummer,
Erbarmungsreicher Frühling, du,
Und ihre Schmach und ihren Kummer
Deckst du mit grünem Mantel zu.
Und schlingst ihr statt der Kron' von Golde
Den weißen Blütenkranz ins Haar,
Reichst lächelnd ihr die Liliendolde
Statt des entfallnen Scepters dar.
Und läßt sie grünend ihre Wälder
Und ihre stolzen Berge sehn,
Und zeigst ihr lachend ihre Felder
Und ihre dunkelblauen See'n,
Zeigst ihr, wie kräftig prangt ihr Bauer,
Wie blühend ihre Winzerin:
Und durch die Königin der Trauer
Zieht heller ein Gedanke hin.
Sie träumet hold, die Kummerreiche,
Von Frühlingshoffnung sanft gewiegt,
Ein süßer Glanz das schmerzenbleiche,
Das edle Angesicht durchfliegt.
Sie träumet wohl von einem Lenze,
Da herrlich sie vom Boden springt,
Und wieder Kronen trägt statt Kränze
Und wieder hoch das Scepter schwingt.

Epistel.

(1858.)

Aus dem friedlichen Dorf und dem Haus, von Reben umkleidet,
Send' ich dir, trauter Genoß, einen bukolischen Gruß.
Zwar nicht ist uns vergönnt, so gewinnende Briefe zu schreiben,
Wie sie die Römer gesandt aus der Campagna zur Stadt,
Wie sie Horaz, der Schalk, an Bandusias Brunnen ersonnen
— Noch in seinem Gedicht rieselt ihr Silbergewog —

Oder von Mantua einst sie der edle Vergilius sandte,
Reich mit dem höchsten Pomp römischer Rede geschmückt,
Daß, wenn August sie las, er vergaß der beherrschenden Künste: --
Solches zwar ist versagt —: rauher ist Boden und Sinn.
Nicht ragt glänzend und rund mir von thrakischem Steine die Villa
Und die Charitinnen nicht stehen im Atrium mir,
Nicht, von Platanen bedacht, dehnt weit sich die sand'ge Paläſtra:
Nicht aus staubigem Schlauch wird mir Falerner geschänkt:
Nicht umspület das Haus mit der sanften ausonischen Welle,
Bis in das dienende Meer waglich gemauert, das Bad:
Hart ist unser Geschlecht und die alabasterne Glätte
Edelster Formengewalt weigert sich unserer Kunst:
Horch, der Hexameter selbst, wie er seufzt in der Fessel des Deutschen!
Ach, der Verwöhnte verlangt reichere Tonmelodie.
Aber ein anderes ward den unsträflichen Söhnen des Nordens:
Ahnungsvollerer Reiz atmet in uns'rer Natur:
Wann sich, wie jetzt, die Sonne geneigt und die liebliche Dämm'rung
Langsam den Schleier zieht über das Abendgefild,
Wann der kühlere Wind an der Buchen Wipfel und Tannen
Lieblichen Rauschens rührt, wann aus dem Erlengebüsch
Flötend der innige Ton der melodischen Amsel hervorklingt
Und vor dem braunen Gehöft, unter dem Giebelgebälk,
Vor der offenen Thür, auf der Holzbank, sitzen die Leute,
Plaudernd in Abendruh: hier der gebogene Greis,
Dort das blühende Weib, auf den kräftigen Armen den Säugling,
Während der blonde Bub schnitzelt am hölzernen Schwert,
Frisch, krauslockig und froh, mit den blauen, den offenen Augen,
Blau, wie dem Römer sie einst kimbrische Schrecken geblitzt, —
Aber am Brunnenrand dort, unter dem alten Holunder,
Blickt in das Ährenfeld sinnend der Vater hinaus: — —
Freund, wer solches geschaut, nicht schämt er sich unseres Volkes
Und in bewegterem Gang schlägt ihm gehoben das Herz.
Und er gedenkt mit Stolz an die rühmlichen Thaten der Väter:
Denkt, wie germanischer Geist höhere Flüge gewagt,

Dunklere Tiefen erforscht und weit're Gebiete durchmessen,
Als ein anderes Volk. — Und es erschwingt sich der Mut
Aus der unsäglichen Not zu der Hoffnung schönerer Zukunft·
Denn der gediegene Wert zwinget am Ende das Glück:
Und er erschaut im Gemüt, wie ein waffengewaltiger Kaiser
Wieder am rauschenden Rhein pflanzet des Reiches Panier. — —
Zwar nicht solches geziemt dem idyllischen Gruße vom Lande,
Aber vergieb dem Freund, welchen, wohin er entflieht,
Treu wie sein Schatte verfolgt um sein schmählich entsceptertes Deutschland,
Um sein zerrissenes Volk ach! das unendliche Weh.

Deutsche Lieder.

(1859.)

(Bei dem Gerücht der Kriegserklärung Rußlands, Frankreichs und Italiens an Deutschland.)

I.

Mein Volk, ja du hast dir in jeglicher Kunst,
In jeglichem Wissen errungen den Preis:
Es gönnte die Palme der Himmlischen Gunst
Der innigen Kraft und dem dauernden Fleiß:
Du hast an dem Himmel die Sterne gezählet,
Hast tief in den Gründen durchforschet den Schacht,
Hast Steine zu atmendem Leben beseelet,
Hast Lieder von ewiger Schönheit erdacht,
Du hast dir die Pforten des Geistes entriegelt,
Die heiligsten Rollen des Ahnens entsiegelt: —
Leg alles dahin, sei zu anderm bereit,
Nach Eisen verlanget die eiserne Zeit:
Zu den Waffen, mein Volk!
Es hat die Olive kein Haupt noch geschützt,
Dem ruchlos das Schwert sich des Feindes genaht:

Hat Hellas die Liebe der Musen genützt,
Als Rom mit dem Fuß auf den Nacken ihm trat?
Vorüber die Tage für friedliches Trachten,
Für Denken und Dichten vorüber die Zeit:
Jetzt sollst du dich gürten zu brüllenden Schlachten,
Für Freiheit und Leben zum grimmigen Streit:
Fort Becher und Liebe, du freudige Jugend,
Jetzt ist der Haß die oberste Tugend:
Ihr führtet den Griffel, den Meißel genug,
Legt nieder die Feder, den Hammer, den Pflug:
Zu den Waffen, mein Volk!
Schon gilt es nicht mehr für den Ruhm und die Macht,
Zerfetzt ist schon lange dein Ehrengewand:
Die Sterne, die ewigen, hieltst du in acht,
Da stahlen die Schächer dein Gut und dein Land:
Sie haben zu lange den Speer nicht gekostet,
Der dem Slaven den Schild und Romanen zerspellt:
Sie glauben das Schwert in die Scheide gerostet,
Das blitzend die Kaiser geschwenkt durch die Welt:
Sie wähnen dich alt, und sie wollen dich erben,
Sie wollen dich würgen, dieweil du im Sterben:
Auf, schütze dein Leben, dein Gut und dein Recht,
Zu den Waffen, du reisiges Heldengeschlecht:
Zu den Waffen, mein Volk!

II.

Und wenn's beschlossen ist da droben, daß unser Reich versink' in Nacht, —
Noch einmal soll die Welt erproben des deutschen Schwertes alte Macht:
Soll nicht mehr deutsches Wort erschallen, nicht deutsche Sitte mehr bestehn,
So laßt uns stolz und herrlich fallen, nicht thatenlos in Schmach vergehn.

Zieht einst ein Tag die Schuld der Ahnen, die eigne Schuld vors Weltgericht:
Ihr seid die Schergen, ihr Romanen und Slaven, doch die Richter nicht!
Wir beugen uns den Schicksalsmächten: sie strafen furchtbar und gerecht:
Ihr aber seid, mit uns zu rechten, kein ebenbürtiges Geschlecht!
Den Schlag der deutschen Bärenpfote ihr kennt ihn, ihr Romanen, wohl,
Seit Alarich, der junge Gote, das Thor zerschlug am Kapitol,
Und euch, ihr Slaven und Polacken, ist deutsche Kraft bekannt seit lang,
Seit dröhnend trat auf eure Nacken der Heineriche Siegergang.
Nein, eh' ihr herrscht in diesen Landen, draus oft euch wilde Flucht entrollt,
Sei noch einmal ein Kampf bestanden, des ewig ihr gedenken sollt:
Und wimmeln zahllos eure Horden, erfüllt von tausendjähr'gem Neid: —
Erst gilt es noch ein furchtbar Morden, eh' ihr die Herrn der Erde seid.
Schon einmal ward so stolz gerungen von deutschen Helden, kühn im Tod:
Ein zweiter Kampf der Nibelungen sei unsern Feinden angedroht:
Prophetisch war die alte Sage und grauenhaft wird sie erfüllt,
Wann an dem letzten deutschen Tage der Schlachtruf dreier Völker brüllt.
Von Blute schäumend ziehn mit Stöhnen empört die Donau und der Rhein:
Es wollen brausend ihren Söhnen die deutschen Ströme Helfer sein;
Auf! Schleudert Feuer in die Felder, von jedem Berg werft Glut ins Land,
Entflammt die alten Eichenwälder zum ungeheuren Leichenbrand.
Dann siegt der Feind: — doch mit Entsetzen, und triumphieren soll er nicht!
Kämpft bis die letzte Fahn' in Fetzen, kämpft bis die letzte Klinge bricht,

Kämpft bis der letzte Streich geschlagen ins letzte deutsche Herzblut rot,
Und lachend, wie der grimme Hagen, springt in die Schwerter und den Tod.
Wir stiegen auf in Kampfgewittern, der Heldentod ist unser Recht:
Die Erde soll im Kern erzittern, wann fällt ihr tapferstes Geschlecht:
Brach Etzels Haus in Glut zusammen, als er die Nibelungen zwang,
So soll Europa stehn in Flammen bei der Germanen Untergang!

An Napoleon III.

(1859.)

Er war ein Dämon,
Welchem du nachahmst: —
Bist das auch du?
Er war des Weltgotts
Erkorenes Rüstzeug:
Jenem entsetzlichen
Attila gleich,
Welcher die Völker
Scheu vor sich hertrieb,
Scheu wie die Geißel
Den zitternden Knecht. —

Doch als der grimme
Hunne vermeinte,
Solches vollführ' er
Aus eigener Kraft
Und es drehe die Erde
Für ihn sich zum Spielball, —
Siehe, da ließ ihn
Die haltende Hand,
Und die hundertsträngige
Geißel zerbrach
Auf dem Feld von Châlons
Die germanische Faust.

Und als die Zeiten
Wieder im Schlamme
Müßiger Feigheit
Lagen versumpft,
Wählte die Gottheit
Ihn sich zum Schwerte,
Den korsischen Mann:
Ihn, der aus härtestem
Erz war gegossen,
Aus dunkelgewaltigem
Heldenmetall.
Riesengedanken
Auf finsterer Stirne,
Und das nimmer bezwungene
Schwert in der Hand: —
Also durchschritt er
Den stöhnenden Weltteil,
Jedes Wort eine That,
Jeder Tritt ein Triumph.

Und wie zu gottge-
Sendetem Unheil
Schauten zu ihm
Die Völker empor:
Ihn haßte der Gute,
Ihm fluchte das Recht, —
Doch sie zollten ihm staunend
Grausende Ehrfurcht:
Denn Er war gewaltig,
Ein Heros der Nacht. —

Doch als er für immer,
Ein Henker der Freiheit,
Schwang über die Häupter
Der Völker den Stahl, —
Siehe, da ließ ihn
Die haltende Hand,
Und das nimmer bezwungne
Korsische Schwert, —
In Stücke zerbrach's
Auf dem flandrischen Feld
Die germanische Faust. —

Er war ein Dämon,
Welchem du nachahmst, —
Bist das auch du?
Bist du des Weltgotts
Erkorenes Rüstzeug,
Daß du dich solchen
Erkühnens vermißt?
Seh' ich die Häupter
Mit Grau'n sich dir beugen
Wie vor geahntem
Rächer des Herrn? —
Mit Zorn und mit Abscheu
Schaut dir ins Auge
Und mit heiligem Stolz
Jeder wackere Mann!
Wo sind die Zeichen
Göttlicher Sendung?
Sprich, wo des Heros
Erhabene Spur?
Nein, du verschmitzter
Tyrann von Paris,
Nächt'ger Gewaltthat
Tückischer Held, —
Du bist kein Bote
Des ewigen Gottes! —

Oder ist's dennoch
Himmlische Schickung?
Kamst du den Meinen
Zu Frommen und Heil?
Darum die Gluten
Heil'ger Begeist'rung,
Wie rings sie entbrannt sind
In Süd und in Nord?
Sind sie die Feuer-
Zeichen der Eintracht?
Scharet mein Volk sich
Um Einen Altar,
Endlich den alten,
Flucherblichen Hader
Opfernd in Flammen
Des edelsten Zorns? —

O dann wird rasch
Dein Geschick sich erfüllen!
Heil uns, dann wandern
Die Völker aufs neu'!
Über die Alpen,
Über das Rheinthal

Flutet der Deutschen
Versammelter Strom:
Wieder für alle
Stämme der Erde
Ringet und blutet
Und siegt mein Volk,
Übet sein altes,
Sein ritterlich Amt,
Vorfechter zu sein
Für die Völker zumal,
Vorfechter der Freiheit,
Der Zucht und des Rechts
Und wieder einmal
Vor dem Thor von Paris
Zertrümmert die Kette
Der blut'gen Gewalt
Die Rechte des Herrn:
Die germanische Faust.

Das deutsche Lied.

(1862.)

Wann tönt das Lied aus deutscher Leier,
Darauf schon lange harrt mein Herz,
Für unsern Stolz zu voller Feier,
Zu vollem Echo unserm Schmerz?
Ein Lied von deutscher Treu' und Güte
Von deutschem Ernst und deutscher Kraft,
Von deutschen Sehnens Wunderblüte
Und deutschen Denkens Heldenschaft.
Ein Lied von tausend deutschen Siegen
Hoch in des Geistes Lichtgefild, —
Ein Lied von schmählichem Erliegen,
So oft es um die Erde gilt.
Ein Lied von einem Volk von Weisen, —
Des Thorheit durch die Lande tönt,
Von einem Heldenvolk von Eisen, —
Das straflos jeder Bube höhnt.
Ein solches Lied verlangt die Seele:
Doch meine Kraft erlahmt daran!
Und, wenn ich unsre Sänger zähle,
Wo ist er, der es singen kann?

Der eine singet süß vom Weine,
Von Liebe singt der andre hold:
Doch keiner singt so wie ich meine,
Daß man von Deutschland singen sollt'!
Wo hat — so viele Saiten klangen —
Sich echter deutscher Ton gezeigt,
Seit Schenkendorf dahingegangen
Und Meister Uhlands Harfe schweigt?
Ach, jenes Lied wird nie gelingen,
Weil solches Weh die Laute bricht:
Wer's nicht empfindet, kann's nicht singen,
Und wer's empfindet, — singet nicht.

Der faule Hanns.

Eine deutsche Geschichte.

(1862.)

I.

„Pfui, schäme dich vom Kopf zur Zeh'!
Mich brennt das Herz, wenn ich dich seh',
Du Faulster aller Faulen!
Kannst nichts als stehn und maulen!
Liegt er den langen Sommertag
Wohl unterm Baum am Lindenhag,
Und rollt die jungen Glieder
Im Rasen auf und nieder,
Und will er sich erholen,
Wettläuft er mit den Fohlen.
Im Winter flakt er wie ein Bär
Am Herdgesimse dumpf und schwer,
Rührt wochenlang nicht Hand noch Fuß
Und starrt von Schmutz und Kohlenruß,

Sieht aus gleich einem Köhlerknecht
Und ist von fürstlichem Geschlecht.
Sieh deine wackern Brüder an,
Wie die sich tummeln Mann für Mann:
Ihr Name wird mit Ruhm genannt,
Weithin durch alles deutsche Land:
Am Hof, im Feld und im Turnei, —
Graf Hartungs Söhne sind dabei:
Mein Ralf, der kann die Harfe schlagen,
Mein Erich spitze Rätsel fragen,
Mein Philipp bricht das schlimmste Roß,
Mein Kurt ist Meister im Geschoß,
Mein Paulus wie ein Buch gelehrt,
Mein Rudolf ist den Frauen wert,
Wer weiß, ihn trägt geheim im Sinn
Vielleicht die junge Königin,
Er steigt noch hoch durch ihre Gunst: —
Und du, Hanns, was ist deine Kunst?
Im Sommer bei den Fohlen
Im Winter bei den Kohlen,
Der Teufel soll dich holen!
Und ehrt' ich deine Mutter nicht,
Ich dächte gar, du schnöder Wicht,
Ein Kuckuck hätte dich geheckt,
Und dich dem Aar ins Nest gesteckt."
So sprach Graf Hartung von Brabant
Sein Auge blitzte zornentbrannt;
Den faulen Hanns, den kümmert's nicht:
Er sah ihm lachend ins Gesicht,
Er war kein bißchen nicht erschrocken,
Strich aus der Stirn die langen Locken
Und sah den zorn'gen alten Mann
Mit hellen Augen freundlich an:
„Euch sind der Söhne sechs beschieden
Wie Ihr sie wünscht: — so seid zufrieden!

Und ist der siebte anders eben: —
Gott schuf auch ihn: — so laßt ihn leben!
Was Hof und Fest und Rittertum,
Und Frauengunst und Heldenruhm, —
Das alles find ich herzlich dumm
Und rühre keinen Finger drum.
Ich hab', Gott weiß, noch nichts gesehn,
Der Mühe wert, drum aufzustehn. —
Gewiß, mein Vater, wüßtet Ihr,
Wie sich's so wohlig träumet hier,
Umspielt von Sommerwinden,
Im Schatten breiter Linden,
Zu dichten eine schön're Welt,
Drin alles besser ist bestellt,
Zu schauen, wie die Schwalben ziehn
Und hoch im Blau die Wolken fliehn,
Und rings in Feld und Halde weit
Des Sommers milde Herrlichkeit: — —
Versucht's einmal, steigt ab vom Gaul,
Und legt Euch zu mir, breit und faul,
Glaubt mir, ich mein' es gut mit Euch,
Ich rücke, kommt, hier ans Gesträuch." —
„Ha, Faulpelz, treibst du auch noch Hohn?
Wir sind nicht Vater mehr und Sohn!
Auf, Knappen, bindet ihn aufs Roß,
Schleppt ihn gefangen auf mein Schloß,
Dort reißt ihm ab den bunten Rock,
Und keilt ihn an den Eichenblock
Am Brunnen bei dem Haufen Kohlen,
Wo alle Knechte Wasser holen:
Der Ehre rang er niemals nach, —
So sei sein ewig Teil — die Schmach."
Die Knappen sprangen auf ihn zu,
Doch er schwang sich empor im Nu

Und warf mit seiner nackten Hand
Sie alle sieben in den Sand:
„Ich thue, wie mein Herr gebot,
Doch, wer mich anfaßt, der ist tot.
Zum Schlosse wend' ich flugs den Schritt
Und rufe selbst herbei den Schmied:
Ihr aber laßt mich gehn, ihr Tröpfe,
Sind nicht von Eisen eure Köpfe."

II.

Und mancher Mond ging so ins Land:
Der Frost der Nacht, des Mittags Brand
Fiel schwer auf Hanns im offnen Hofe;
Und jeder Page, jede Zofe,
Die Wasser von dem Brunnen trug,
That sich des Spotts an ihm genug.
Er aber lag, verdeckt von Ruß:
Die linke Hand, der rechte Fuß
War an den Eichenblock gekettet,
Auf Heu und Stroh war ihm gebettet.
So lag er denn in Schimpf und Schmach,
Kein Wort Graf Hartung zu ihm sprach:
Er wandte sich, ging er vorbei,
Als ob er nicht sein Vater sei.
Und auch den Brüdern war geboten,
Zu halten ihn als einen Toten:
„Wer wagt mit ihm zu sprechen
Und dies Gebot zu brechen,
Verwirket all sein Erbe,
Daß er in Not verderbe."
Und Erich zuckt die Achseln nur,
Und Philipp scheut des Vaters Schwur,
Und Paulus wünscht ihm Reu' und Buße,
Und Rudolf höhnt ob seinem Ruße,

Und Kurt frohlockt: „Laßt ihn verderben,
So werden sechs statt sieben erben.“

Und alle folgten jener Pflicht,
Nur Ralf, der Bruder Sänger, nicht;
Der kam zu Hanns im Schutz der Nacht,
Hielt treulich bei dem Bruder Wacht,
Und hieß ihn der von dannen gehn
Und auch auf seinen Vorteil sehn,
Da lacht' er nur: „Mein Vorteil ist,
Daß du mein lieber Bruder bist.
Nimmt man mir Land und Lehensassen,
Muß man mir doch den Bruder lassen.
Mich schmerzt, daß sie dich so verkennen
Und immer nur den Faulen nennen:
Ich weiß, du bist von tiefer Art,
Die ihren Wert geheim bewahrt.
Gewiß, es kömmt einmal die Zeit,
Da wirfst die Hülle du beiseit,
Und zeigst in dir den Edelstein.“
Hanns aber lachte: „Bruder, nein!
Ich spiele nicht in Maskenscherzen:
Die Faulheit kömmt mir ganz von Herzen!
Ich sah noch nichts in meinen Tagen,
Der Mühe wert, um drein zu schlagen,
In einem Eisenkleid zu schwitzen,
Und sich mit Fechten zu erhitzen.
Du sprichst bei mir zu tauben Ohren,
Gieb, wie die andern, mich verloren.“

Doch kam alsbald der Treue wieder
Und warf sich bei dem Bruder nieder,
Und rief: „Hanns, auf, jetzt folge mir!
Jetzt kam der Tag der Ehre dir!
Wir reiten all' in wenig Tagen,
Die Dänen aus dem Land zu jagen;

Der König Harald Hildetand
Fiel heerend ein ins deutsche Land,
Sechs Riesen schreiten vor ihm her,
Der größte Riese doch ist Er;
Sie tragen Keulen wie die Eichen,
Die Erde dröhnt bei ihren Streichen,
Noch hielt kein Heer vor ihnen stand,
Er will der Kön'gin Reich und Hand,
Sonst wird — so hat er hoch geschworen —
Das lange Goldhaar ihr geschoren,
Ihr angethan ein Nonnenkleid,
Wenn sie nicht ihn, den Riesen, freit.
O denk! o denke dir Auroren,
Die holde Königin, geschoren!
Die schönste Maid der Christenheit,
Ihr Antlitz strahlt wie Maienzeit,
In ihre Haare goldenfahl
Hat sich verirrt ein Sonnenstrahl!
Sie, aller Helden Wunsch und Sehnen,
Sie liegt jetzt Tag und Nacht in Thränen!
Auf, Hanns, für soviel Lieblichkeit
Zieh' mit uns allen in den Streit:
Wie stark und dick die Kette sei,
Drei Nächte feilen sie entzwei.
Der Vater wird dir gern vergeben,
Sieht er dich kühn nach Ehre streben."
„Mein Bruder, was dein Herz begehrt, —
Mir scheint es nicht der Mühe wert:
Die Königin, — du preisest sie,
Ich aber, Ralf, ich sah sie nie.
Zieh aus zu Kampf und Siegen froh,
Mich aber laß auf meinem Stroh."

III.

Der Graf und seine Söhn' und Mannen,
Sie zogen allesamt von dannen,
Nur Ralf winkt scheidend ihm vom Roß,
Und Hanns blieb fast allein im Schloß.
Ein Bote kam in wenig Tagen
Und rief: „Macht auf, wir sind geschlagen!
Zersprengt die Ritter und Vasallen,
Die Städt' und Burgen sind gefallen,
Graf Hartung und das Heer verschwand
Vor König Harald Hildetand! —
Die Riesen, schrecklich anzusehn,
Vor ihnen kann kein Held bestehn! —
Die Kön'gin flieht mit kleinem Troß
Hieher nach ihrem letzten Schloß,
Und grimmig jagt der Feind ihr nach."
Und wie er noch die Worte sprach,
Erscholl vom Wald verworrner Ton:
Die Kön'gin kam in Hast geflohn,
Graf Hartung ritt an ihrer Seiten;
Im Nachzug hob sich grimmig Streiten
Und kaum stand in des Schlosses Thoren
Graf Hartung glücklich mit Auroren,
Sah man vom Wald her auf die Wiesen
Vordringen schon die sieben Riesen.
Die Brüder woll'n den Rücken decken,
Doch sie erliegen vor den Recken:
Umsonst! Daß sie mit Schwert und Speeren,
Nach aller Ritterkunst, sich wehren:
Kein Fechten frommt und kein Turnieren,
Eichbäume kann man nicht parieren.
Wie Glas die Lanze Kurts zerspringt,
Aus Erichs Hand das Banner sinkt,

Und Rudolfs Helm und Paulus' Schild
Zertrümmert sausen ins Gefild,
An Haralds Kopf bricht Philipps Schwert,
Der letzte stürzt auch Ralf vom Pferd:
Sie sind besiegt und überwunden,
Sie sind gefangen und gebunden,
Und mit sich schleppt der Feinde Troß
Sie siegfrohlockend nach dem Schloß;
Da fliehn mit Schrecken von der Zinn'
Graf Hartung und die Königin.
Ein Donnerschlag betäubt ihr Ohr:
Der Dänenkönig schlägt ans Thor
Und ruft: „Macht auf, laßt mich hinein,
Sonst schlag' ich alles kurz und klein.
He, alter Graf, wo ist dein Schwert?“
Da hebt sich Hanns sacht von der Erd'
Und spricht: „Du bist ein grober Gast,
Ist's wahr, daß du's so eilig hast?“
Da wandte sich die Königin
Und sah mit Staunen nach ihm hin:
„Was hat der Mann verbrochen, Graf,
Daß ihn so schwere Buße traf?“
„Ich kenn' ihn nicht, ein Bauernkind.“ —
„Doch adlig seine Züge sind,
Es stehn ihm gut die langen Locken:
Auch scheint er gar nicht sehr erschrocken,
Vor diesem Feind, der alle schlug,
Er hat noch immer Muts genug.“
Da that es einen lauten Schlag,
Das Thor in hundert Stücken lag,
Schon stand mit einem Riesenschritte
Der König in des Hofes Mitte.
Umsonst sprang Hartung ihm entgegen,
In seiner Hand zerbrach sein Degen,
Er weicht, schon blitzt des Riesen Schwert! —

„Jetzt aber wird's der Mühe wert,“
Rief Hanns und riß mit einem Stoß
Den Block heraus, die Kette los,
Gab mit der Faust ihm einen Schlag,
Daß er halb tot am Boden lag:
Nur noch die Hände thät er ringen,
Und alle Engel hört' er singen.
Die Riesen, die ihn fallen sahn,
Mit Brüllen liefen sie heran.
Da war der faule Hanns nicht faul:
Dem ersten schlug er eins aufs Maul,
Dem zweiten schlug er auf den Kopf
Und auf den Bauch dem dritten Tropf;
Den vierten, der sich gern empfohlen,
Warf er kopfüber in die Kohlen,
Den fünften aber und den letzten,
Die schon zur Flucht die Beine setzten,
Fing er behende bei den Schöpfen
Und stieß sie weidlich mit den Köpfen,
Bis sie ihn baten himmelhoch:
„Laßt, lieber Herr, die Possen doch
Und bringt uns lieber einfach um,
Das Stoßen macht im Kopf so dumm.“
Da bindet er sie alle sieben,
Die andern sehen's und zerstieben.
Da sprach Graf Hartung: „Lieber Hanns,
Du höchster Stolz des alten Manns,
Was hast du dich so lang verstellt?
Komm an mein Herz, du großer Held.
„Da sehn' ich mich schon lange hin, —
Wenn ich nur nicht zu rußig bin.“
Die Kön'gin sah ihn staunend an
Und rief: „Hab' Dank, du treuer Mann!
Graf Hartung, ei, mir war nicht kund,
Auch lügen kann dein treuer Mund?

Der unsre Feinde hat gefällt,
Dein Sohn ist dieser junge Held?
Ich hab' ihm zuerkannt sein Recht,
Als er mir nichts war als ein Knecht:
So werde sein mein halbes Reich."
„Nein," rief der faule Hanns sogleich,
„Es ist das schönste Land der Erd',
Doch nimmer ist's der Mühe wert,
Die schwere Krone drin zu tragen
Und mit Regieren sich zu plagen,
Ist diese schwere Bürde nicht
Zugleich des Herzens schönste Pflicht.
Ein halbes Reich steht mir nicht an:
Ich, Kön'gin, bin ein ganzer Mann.
Doch willst du Gnade mir erzeigen,
So gieb dich selber mir zu eigen.
Ich will in allen deinen Tagen
Dich treu auf diesen Händen tragen,
Ich will dich führen und dich stützen,
Gen alle Feinde dich beschützen,
Und all mein Lohn sei dann und wann,
Daß du mir sagst: ‚Dank, treuer Mann!'
Es ist bei deines Anblicks Pracht
Ein neues Leben mir erwacht:
Mich drängt's, daß ich um deine Minne
Die Welt im Waffenkampf gewinne,
Mit Adlerflügeln hebt mein Herz
Die starke Liebe himmelwärts,
Und willst du, holdeste der Frauen,
Dich meiner schlichten Kraft vertrauen,
Mein höchstes Kleinod sollst du werden:
Kein zweiter liebt dich so auf Erden."
Er sank vor ihr ins Knie und rings
In staunendem Gemurmel ging's:
„Ist das der faule Hanns? O Wunder!

Nichts ist unmöglich mehr jetzunder."
Da neigte sich die Königin
Und sprach: „Steh auf und nimm mich hin.
Dir ganz und gar gehör' ich an,
Du starker, treuer, lieber Mann."
Er zog an sich die zarte Frau:
Wie eine Blume, schwer von Tau,
Voll süßer Scham und süßer Lust,
Barg sie das Haupt an seiner Brust. —
Die Brüder staunten da nicht schlecht,
Nur Ralf frohlockte: „So ist's recht!
Ich hab' es immer so gesagt,
Als alle Welt ihn noch verklagt.
Jetzt Hörner und Trompeten frisch,
Zum Krönungsmahl, zum Fest, zu Tisch!"
„Geduld," sprach Hanns, „still allesamt,
Die Lust nachher, — zuvor das Amt."
Zum Dänenkönig trat er hin:
„Halt diesen Tag dir recht im Sinn
Und laß es nimmer dich gelüsten,
Dich gegen deutsche Kraft zu brüsten.
Sie ist geduldig, still und träge,
Spät wird ihr Zorn und zögernd rege,
Hat sie sich aber aufgerafft, — —
Doch still, du kennst jetzt diese Kraft:
Und deutsches Recht und deutsches Land,
Sie schirmet künftig diese Hand.
So, bindet ihm die Stricke los:
Und jetzt, wohlauf, Trompetenstoß!
Herbei, ihr Ritter und Vasallen,
Laßt uns in stolzem Zuge wallen,
Und bei des Sieges Jubeltönen
Soll meine Königin mich krönen."

Die deutsche Wissenschaft.

(Ein akademischer Festspruch.)

(1863.)

Wo vereint zu froher Stunde
Eine Geistes-Tafelrunde
Weihevoll begeht ein Fest,
Ziemt, daß sich aus aller Munde
Als ein Zeugnis solchem Bunde
Ein Wort laut vernehmen läßt:
Jenes Wort, das teure, hehre,
Von dem letzten Kranz der Ehre,
Der noch Deutschland nicht entrafft:
Ach, der Britte hat die Meere
Und der Cäsar Siegesheere, —
Deutschland nur — die Wissenschaft.
Euch, als dieses Kleinods Hüter,
Dieses letzten unsrer Güter,
Grüß' ich, tapfre Herrn, zumal:
O daß immer reich erblühter,
O daß immer licht-durchsprühter
Glänze dieser heil'ge Gral!
Nur die Reinen, Makelbaren,
Mögen ritterlich sein wahren:
In der Reinheit liegt die Kraft;
Preist sie laut in Siegsfanfaren,
Ruft mit mir: ein Hoch der wahren,
Freien, deutschen Wissenschaft!

An König Max II. von Bayern.

(Schleswig-Holstein 1864.)

Im Etschthal war's; — rings Fels und Fluß: — rings Schrecken und Gefahren: —
Die deutsche Fahne schwer beschimpft von frechen Räuberscharen. —
Die Not war groß —, die Hoffnung schwach, — Verzagtheit aller Enden —:
Da scholl's: „An Euch ist's, Wittelsbach, die Schmach von uns zu wenden!“
Und Pfalzgraf Otto säumte nicht: nie pflag er lang zu feiern.
Er zog das Schwert und rief: „Wohlan, so folgt mir, meine Bayern!“
Und aller deutschen Macht voran drang er mit blanker Wehre:
Ein Weg war frei, den kor er kühn, das war der Weg der Ehre!
Die andern zagten noch im Thal: — da war's ihm schon gelungen:
Der Pfad war frei, die Schmach gerächt, der freche Feind bezwungen. — —
O König Max, o hör' in Huld, wie wir in Treu' dich mahnen:
Rings dräut Gefahr: auf, Wittelsbach, du sollst den Weg uns bahnen.
Vor einem Engpaß stehn wir all', den Schmach und Not umtürmen:
Ein Weg ist frei, der Ehre Weg: — wohlan, führ' uns zum Stürmen!

Deutsches Siegeslied.

(1864.)

Und sollten sie, die stets so thaten,
Auch jetzt des Sieges Frucht verraten: —
Der Kampf war dennoch kämpfenswert.
Denn wieder einmal hat nach Jahren
Mit Furcht und Schreck die Welt erfahren,
Wie scharf es schlägt, das deutsche Schwert!

Das war ein Sieg, nicht lau und leidig,
Nein, rasch und ganz und voll und schneidig,
Dran selbst der Neid nicht mäkeln mag.
Das kam daher wie Wetterstürme
Und brach durch Schanzen, Thor und Türme
Wie Gottes Blitz und Donnerschlag.
Und als, verscheucht vom letzten Riffe,
Der Däne floh auf seine Schiffe,
Folgt' ihm die Rache bis ins Meer
Und weiter trugen schwanke Barken
Des deutschen Sieges stolze Marken
Als weiland Kaiser Ottos Speer.
Vernehmt's, ihr deutschen Namens Hasser!
Zu Lande Sieger und zu Wasser
Frohlockt die deutsche Heldenschaft:
Und doch ist tief dies Volk zerspalten: —
Nun sagt, wer mag dawider halten,
Versammelt einst es seine Kraft?

Die Rosen auf dem Kirchhof zu Kissingen.

(Oktober 1866.)

Wie friedlich glänzen Flur und Hügel im warmen Herbstes-Abendstrahl!
Schlug wirklich denn die schwarzen Flügel der Bruderkrieg durch dieses Thal?
Und diese grünen Rebgelände, darin die Sonne lieblich spielt,
Sah'n wirklich sie, wie deutsche Hände auf deutsche Herzen scharf gezielt?
Als jüngst ich schritt durch dies Gefilde, da war es nicht von Rosen rot. — —
Jetzt rief herbei des Herbstes Milde ein duftig Blumenaufgebot.
O habet Dank, ihr friedereichen, die ihr die Toten sanft umschließt:
Ich grüß' euch als Verheißungszeichen, daß aus den Gräbern Eintracht sprießt.

An König Ludwig den Zweiten von Bayern.

Fränkischer Markenritt.

(1867.)

Zu Wirzburg hart am Dome, da schläft ein Sänger gut,
In dessen Harfe rauschte viel edler Mannesmut;
Dieweil von Lenz und Liebe sein ganz Jahrhundert sang,
Von Rosen, Lust und Minne ganz Deutschland wiederklang,
Sang Er von Recht und Freiheit, vom Kaiser und vom Reich
Und wie kein Volk an Ehren dem deutschen Volke gleich.
Vertraut ist mir sein Schatte: denn jedes deutsche Leid
Still trag' ich's zu Herrn Walther, dem von der Vogelweid. —
Doch als in dieser Mittnacht ich schritt zu seinem Grab,
Sprach ich: „Heia, Herr Walther, heut' heisch ich Botengab'!
Hört Ihr die Glocken läuten, seht Ihr die Banner wehn?
Hört Ihr den Main, den alten, in stolzern Wogen gehn?
Seht Ihr die Feuer glasten von jedem Hügelrand?
Der junge Frankenherzog hält Umritt durch sein Land!"
Da sprach der edle Schatte: „Scharf hab' ich ihn beschaut:
Er blickt die hellen Blicke, drauf gern ein Volk vertraut. — —
Mich mahnt's an meine Tage, da pflag man Umritts auch; — —
Doch, wollt ihr denn ihn üben: — übt ganz den alten Brauch!
Wir boten Fest und Freude dem edlen Gaste gern:
Doch auch die ganze Wahrheit erboten wir dem Herrn.
Wir sprachen: „„Hilf, Herr Herzog, deſſ' hast du reiches Feld,
Denn alles nicht im Land hier ist, wie du willt, bestellt.
Dir bergen bunte Kränze manch morschen Stein des Baus,
Doch kömmt der Sturm, — der findet rasch jeden Riß im Haus.
Drum schlichte, richte, sichte und hilf, wie gern du willt,
Daß sieg-getrost wir stehen, wann's Stürmen stehen gilt.""
So sprecht zu eurem Herzog zu euer aller Heil: —
Denn immer ist die Wahrheit der Treue erster Teil!"

„Main-Linie."

(1867.)

Die raschen Schiffe gleiten wohl hin und her den Main:
Hie deutsch zu beiden Seiten: — soll das geschieden sein?
Zwei Amseln hör' ich singen, wohl links und rechts vom Main
Und Ton in Ton sich schlingen: — soll das geschieden sein?
Zwei Liebste seh' ich gehen, wohl links und rechts vom Main,
Ihr Gruß kann sich verstehen: — soll das geschieden sein?
Zwei Banner seh' ich fliegen, wohl links und rechts vom Main,
Vereint sie müssen siegen: — soll das geschieden sein?

Die Rheinmädchen und das Rheingold.

(1868.)

„Rheingold, Rheingold,
Leuchtende Lust."
Richard Wagner.

Floßhilde.

Wir wogen und wallen in seliger Lust,
Wie spült es so wonnig um Nacken und Brust!
Im Silber des Stroms, in der Dämmerung Gold,
Wie schwimmet, wie schwanket, wie schwebet sich's hold.
Wir schöpfen vom Grunde die Perlen so reich,
Wir pflücken vom Schilfe die Rosen so bleich,
Wir jagen die schiller-beschwingte Libelle
Und haschen mit Händen die rasche Forelle.

Woglinde.

Wir steigen empor in den silbernen Nächten,
Den Schimmer des Monds in das Haar uns zu flechten,
Wir singen vom Fels die bezwingenden Lieder
Und Herzen und Sterne, wir ziehn sie hernieder.

Wir singen die Wunder der ewigen Tiefen,
Drin Götter und Menschen als werdende schliefen,
Wie alles aus feuchtem Gewoge geworden, —
Wir wissen's und singen's in heil'gen Accorden.

Rheinfriede.

Wir wahren des Rheingolds köstlichen Hort!
Den häßlichen Gnom, seht lauern ihn dort!
Die Zwerge des Zwistes zerteilten ihn gern: —
Doch wir hüten den Hort dem verheißenen Herrn.
Denn einst kommt ein anderer Siegfried geritten,
Der alle die Drachen hat nieder gestritten:
Der senket herunter die siegende Lanze
Und hebet den Hort von unsterblichem Glanze.
Ihm ründet von selbst sich zur Krone das Gold,
Ihm jubeln die Brüder, die lang sich gegrollt:
Ein Reich wird er gründen wie keines hienieden,
Voll Recht und voll Freiheit, voll Macht und voll Frieden.

Die drei Schwestern im Chor.

Wir halten im Rheingold die Krone bereit
Für die kommende deutsche Herrlichkeit.

Bei der Kriegserklärung Frankreichs.

19. Juli 1870.

I.

Deutsche Lieder.

Und ob zerklüftet und zergliedert
Des deutschen Volkes Herrlichkeit, —
So tief ist's, Welscher, nicht erniedert,
Daß es dem Schlag die Wange leiht.

Wohl ging uns Unglück und Bethörung,
Ein böser Schatte, lange nach,
Doch nun genug der Selbstzerstörung,
Genug des Zwistes und der Schmach!
Wohl fiel dein kaiserlich Geschmeide,
Germania, dir von Brust und Haupt,
Wohl hat von deinem reichen Kleide
Manch' edel Stück der Feind geraubt,
Wohl hadern rings noch deine Söhne,
Stark ist das Unrecht, schwach das Recht,
Fern von des Friedens heil'ger Schöne,
Schwer ringend schafft noch dies Geschlecht: —
Doch hebt der Erbfeind frech die Hände
Nach unsrer Brüder Wappenschild,
Dann ist der Hader all' zu Ende,
Der Streit im Elternhaus gestillt,
Und Nord und Süd im heil'gen Grimme
Vereint der Ruf der Ehre sie,
Und donnernd tönt's aus Einer Stimme:
„Hie deutsches Schwert und Deutschland hie."

II.

Das ist kein Krieg um die Chimäre
Von Thronenglanz und Fürstenruhm:
Das ist der Kampf um Deutschlands Ehre
Und jedes deutsche Heiligtum.
Es tritt vor seines Hauses Pforte,
Das frecher Übermut bedroht,
Das deutsche Volk mit zorn'gem Worte
Zum Kampf auf Leben und auf Tod.
Er zwingt das Schwert uns in die Hände:
Wohlan, so sei's nicht mehr gesenkt,
Bis sich das Schicksal ganz vollende,
Dem sich der Feind entgegendrängt.

Auf! Werft den Friedebrecher nieder,
Daß er uns nie mehr schaden kann,
Die edeln Marken nehmt ihm wieder,
Die er in böser Zeit gewann.
Laßt seh'n, ob nicht zum Vaterlande
Das Herz des Elsaß wieder neigt,
Wenn ihr ihm, statt der alten Schande,
Den Spiegel deutscher Ehre zeigt.
Mit Einem Zeichen nur gewinnen
Das alte Reichsland werdet ihr:
Pflanzt auf des freien Straßburg Zinnen
Des neuen deutschen Reichs Panier!

III.

Gruß an den Rhein.

Getrost, ihr Wächter dort am Rheine,
Nicht einsam mehr ist euer Stand:
Schon braust's heran im Waffenscheine
Vom Alpenschnee, vom Küstensand.
Der Schwabe stürmt von seinen Wiesen,
Vom hohen Berg der Bayer her:
Die Dünen senden ihre Friesen
Und seine Sachsen schickt das Meer.
Und zorn'gen Schwungs, des Räubers Schrecken,
Eh' er die edle Brut gewann,
Schwarzflüglig, seinen Horst zu decken,
Der Adler Preußens rauscht heran.

An König Ludwig den Zweiten von Bayern.

(Juli 1870.)

Das war ein Wort aus Königsmunde!
Das war ein Wort aus deutschem Geist;
Aus Bayerland die hohe Kunde,
Wie sie ganz Deutschland mit sich reißt!
„Schweig," sprach er „du Gezisch der Pfaffen!
Verstumme, welsch Verführerwort,
Auf, meine Bayern! Zu den Waffen!
Zum Rhein! Wir sind die ersten dort!
Was alter Zwist und Wahn gesündet,
Verflogen sei's, wie Wind und Spreu:
Mit Schwertschlag sei's dem Feind verkündet:
Echt ist wie Stahl die Bayerntreu'."
Das wird dir Deutschland ewig danken,
Daß groß dich fand die große Zeit:
Um deine Schläfe seh' ich ranken
Den Lorbeer der Unsterblichkeit.
An eigner Lüge wird zu nichte
Lob, Ruhm und Titel, die nicht wahr:
Dich aber nennt die Weltgeschichte
Ludwig den Deutschen immerdar.

Deutsches Sieges-Lied.

(Weißenburg, 4. August 1870.)

Nun laßt die Siegsfanfaren schmettern
Und fallet ein im Jubelchor:
Denn hell aus dunkeln Schlachtenwettern
Stieg Deutschlands goldner Stern empor.

Der falsche Zauber brach in Stücke
An unsres Speeres Eichenschaft:
Dort welscher Trug und welsche Tücke,
Hier deutsche Treu' und deutsche Kraft!
Scharf habt den Adler ihr getroffen,
Ihr Schützen meines Alpenlands,
Und rasch, wie eurer Felsen Schroffen,
Erklommt ihr Wall und Mauerkranz.
Gefällt die Wehr', den Schuß verhalten,
Drang an der Preuße siegesfroh:
Sie haben ihm nicht Stand gehalten,
Dem Bajonett von Waterloo!
Nein, als sie auf der Höhen Krone
Des deutschen Auges Blitz gewahrt,
Da hat des Cäsars Bataillone
Den Berg hinab die Flucht entschart.
Jetzt nach, Ulanen und Husaren,
Den Totenkopf am schwarzen Helm,
Wie Wetter Gottes dreingefahren
Auf Turko und auf Zuaven-Schelm!
Das Lager brennt, die Adler fallen,
Das Mordgeschütz, stumm liegt es da,
Und durch die Lüfte braust's mit Schallen:
Victoria! Victoria!

Aufbruch.

(Anfang August 1870.)

Daheim in Muße sollt' ich liegen,
Indes die Brüder sterbend siegen?
Das Traumbild stiege meiner Lieder
Lebendig, glorreich endlich nieder,

Und bei den Büchern blieb' ich sitzen? — —
Nein, bei der schönsten der Walküren!
Hinein, wo Stahl und Feuer blitzen!
Und darf ich nicht die Waffen führen, —
Gefahr und Schrecken kann ich teilen,
Kann raten, trösten, helfen, heilen.
Ich will, wo unsre Fahnen wallen,
Sie siegen sehen — oder fallen:
In dieses Schicksal riesengroß
Flecht' ich des eignen Lebens Los!

Spruch bei Annahme des roten Kreuzes.

(Anfang August 1870.)

Vergiß dich selbst, dein Glück, dein Leid,
Sei gegen Grau'n und Furcht gefeit, —
In Kampf und Schreck ein Held von Erz, —
Dem Schmerz ein Balsam sei dein Herz, —
Sei still und stark im Schlachtgedröhn
Und stirbst du so, so stirbst du schön.

Saint Privat.

(18. August 1870.)

Heiß war der Augusttag: heißer doch
Entbrannte das Ringen der Mordschlacht noch,
Der grimmigen Schlacht, die dort geschah
Auf den kahlen Hügeln von Saint Privat
Und den Steilweg hinan von Sainte Marie.
Untreffbar, unsichtbar liegen sie,
Die Franzosen, von steinernen Mauern gedeckt,
In drei Reihen von Schützengräben versteckt.

Und der ragende Kirchhof mit steinernen Zinnen, —
Wer will im Sturm diese Burg gewinnen,
Im Lauf über schutzlos offnes Gelände
Gegen geschartete Steinbauwände? —

Und es schlägt halb sechs in Sainte Marie:
Da! Die preußischen Trommeln, wie rasseln sie!
Wie über das schweigend harrende Feld
So mahnend der schrille Hornruf gelt:
„Hinein in das blutige Abendrot!“
„Hinein in den ehernen Schlachtentod!“
Die furchtbar ernsten Töne, sie laden
Zu stürmen, zu sterben, drei Gardebrigaden!
Das war ein Ringen todtrotzender Helden,
Wie von den Burgunden die Sagen melden.

Hinauf! Hinan! Die Führer zu Roß,
Sie erreicht am leichtsten des Feindes Geschoß,
Des ungeseh'nen, im Pulverdampf:
Das ist nicht mit Menschen ein Waffenkampf:
— Kaum, selten, hinter den Scharten der Mauern,
Siehst du ein rotes Käppi lauern: —
Nein, feuerspei'nde Berge schmettern
Ihre Lava in flammenden Wettern.
Da kracht die Granate, es pfeifen und zischen
Die Chassepotkugeln und dazwischen
Der Mitrailleusen knarrender Ton! —
Schwarz deckt sich mit Toten die Halde schon!
Die Pappeln am Wege, wie sind sie zerfetzt!
Da fällt die Fahne der Dreier! — Doch jetzt
Auf rafft sie der Hauptmann mit eigner Hand! —
Er stürzt! — Da faßt sie der Leutenant
Und trägt sie vorwärts: „Nur drauf und dran!
Wart', wenn wir sie haben Mann an Mann!“

Doch weh! Was ist das? Welch Zeichen erschallt?
Um Gottes willen! Ja: das ist „Halt!“

Wie? Halten? Hier halten? Auf offnem Feld?
Drauf das Blei wie Hagel herniederfällt?
Es stirbt sich freudig im Vorwärtsjagen,
Reißt das Blut dich fort zu rasendem Wagen:
Doch am Boden kauern und warten still,
Ob der Tod denn noch immer nicht kommen will, —
Das ist zu viel! — — —
Sieh, aus Saint Privat,
Was glitzert und blinkt uns entgegen da?
Französische Reiter! Ei, hochwillkommen!
Das ist doch ein Ziel! — Nun aufs Korn genommen
Die Gäule! — Hei, kehren sie um in Eil',
Die bunten Chasseurs von du Barail! —
Aber was hilft's? Die Schlacht, sie steht!
Und wehrlos werden wir niedergemäht!
Verderben blitzet der Kirchhofturm! —
Und wir liegen stille mitten im Sturm!
Die Sachsen! Die Sachsen! Wo bleiben sie nur?
Ihr Kronprinz hat uns sein Wort gegeben:
Das löst er ein oder läßt sein Leben!
Sie müssen ihn halten, den Treueschwur!
Doch in Sainte Marie schlägt's halb sieben Uhr,
Und kommen sie nicht oder kommen zu spät, —
Der Stern Alldeutschlands hier untergeht!
Dies Warten, es ist nicht länger zu tragen!
Laßt auf uns springen und vorwärts jagen
In den sichern Tod und das Verderben,
Aber nicht hier liegen und wehrlos sterben!
O Sachsen! O Sachsen! Wo bleibt ihr nur?
Da! — Da kracht es herüber von Roncourt!
Da stärker! Und näher! Und schon ganz nah!
Gott! Dank dir im Himmel! Die Sachsen sind da!
„Ja, die Sachsen sind da!" ruft der Adjutant,
Der, die Zügel verhängt,
Kommt herangesprengt.

„Ihr Kronprinz hat mich zu euch gesandt:
Sie trieben den Marschall Canrobert
Aus dem brennenden Roncourt vor sich her.
Sie hielten ihr Wort mit deutscher Treue!
Nun, ihr preußischen Garden, zum Sturm aufs neue!
Springt auf vom Boden! Die Rache ist nah'
Für all das Schlachten, das euch geschah.
Zum Sturme! Zum Siege! Mit lautem Hurrah
Zum Sturm — mit den Sachsen! — auf Saint Privat!“
Und als sie sich trafen nach grimmem Morden
Die Preußen von Westen, die Sachsen von Norden
Im eroberten Kirchhof von Saint Privat, —
Da sind in Feuer und Blut die Sachsen
Und Preußen zu Brüdern zusammengewachsen!

— ————

Die Litauer in Frankreich.

(1870.)

Waren wir von Meer zu Meere durch Europa quer gezogen,
Kämpften wir im fernen Frankreich, — fiel da mancher junge Knab'.
Und so schön im reichen Frankreich Städte prangten, Dome, Schlösser, —
Immer dachten wir der Heimat, wo die weißen Birken steh'n:
Wo sie süßen Alas trinken, wo, die weichen Dainos singend,
Schlanke, blondgezöpfte Mädchen tanzen zu der Kankle Ton.
Ach, wir weinten still und bitter oft zur Nacht beim Postenstehen,
Ach, vor Heimweh nach dem Lande, wo die weißen Birken steh'n.
Hatten eine mächt'ge Schanze aufgeworfen die Franzosen
Dort bei Amiens auf dem Berge, mit Kanonen sie gespickt. —
Sprach der Oberst: „Wer freiwillig — denn nicht darf ich das befehlen —
Jene Schanze stürmt und nimmt sie, — reich und rühmlich wird sein Lohn.

Gold und Silber und — was mehr ist! — Eisen aus der Hand
des Königs,
Eisenkreuze sollt ihr haben!“ Aber keiner rührte sich.
„Nun so muß ich,“ sprach der Oberst, „erst in langen, langen Wochen
Durch den Hunger sie bezwingen.“ — Doch der Hauptmann
Krieve rief:
„Liebe Knaben, rasch freiwillig folgt zum Sturm mir, eurem Lands-
mann!
Folgt: dann dürft ihr desto früher wieder heim zur Mutter zieh'n,
In das liebe Land der Väter, wo sie süßen Alas trinken,
Wo sich schlanke, blonde Mädchen um die weiße Birke dreh'n.“
„Hurra!“ riefen wir da alle und ergriffen die Gewehre,
Und genommen war die Schanze, und um Frieden bat der Feind.
Und nun zieh'n wir, — feucht die Augen, — weich die Herzen, —
wieder heimwärts
Nach dem Land der Lituanen, wo die weißen Birken steh'n.

Abendsignal bayrischer Jäger.

(Autrecourt, Vorabend der Schlacht von Sedan.)

(31. August 1870.)

Zur Ruhe, zum Schlafe,
Zur Ruh' ruf ich euch jetzt:
Doch bald, wo Fahnen flattern,
Doch bald, wo Büchsen knattern, —
Zum Tode, zum Tode,
Zum Tod ruf' ich euch dann.

In der Schlacht von Sedan.

(1. September 1870.)

Es kracht aus tausend Feuerschlünden:
Die Erde bebt in ihren Gründen:

Es jauchzt mein Herz. — Wie groß! Wie hehr!
Jetzt stirb: du lebst nichts Gleiches mehr.

Die Schlacht von Sedan.

(Dem deutschen Heere zu eigen.)

Endlich erreich' ich dich,
Endlich ergreifst du mich,
Lange gesuchte,
Wochenlang durch die Nächte ersehnte,
Dröhnende, heilige,
Männermordende Feldschlacht.
Hoch in den Lüften
Die weißlichen Wölklein, —
Nicht sind's des Septembers
Nebelgespinste: —
Siehe, sie bersten:
Das sind des Feindes
Todesgeschosse!
Und das Getöse: —
Nicht von Gewittern: —
Hell ist der Himmel:
Das ist der Donner,
Der herrliche Schlachtruf
Der deutschen Geschütze.

Erjauchze, mein Herz, nun:
Dein Sehnen von Kind auf,
Dein Wunsch in den heißen
Schmerzen des Mannes, —
Alles erfüllt sich:
Denn es umtoset dich
Schrecklich und herrlich,
Vom Heer Alldeutschlands
Sieghaft geschlagen,
Die heilige Schlacht!

Auf und hinein!

Dort, von den Höh'n des
Ragenden Hügels,
Muß sich das ganze
Kampfesgefild den
Blicken erschließen. —
O Deutschland!
Welch' Schauspiel!
Rings mir zu Füßen,
Zur Rechten, zur Linken,
Da wallet und woget
In schimmernden Scharen
Ringend die Streitmacht
Deutschlands und Frankreichs!

Vor mir im Thalgrund
Windet der Fluß sich,
Die Maas, durch die Nied'rung:
Dort an den Ufern,
In glitzernden Gliedern,
Das sind Franzosen:
Fußvolk und Reiter
Und brüllend Geschütz.

Und aus der Mitte
Hebt sich die Feste,
Mit Thoren und Türmen,
Mit Zinnen und Zacken
Stachlig zu schauen:
Ein feuerspeiender,
Kauernder Wurm.

Aber umher auf
Waldigen Höhen
Rings in dem Halbkreis
Von Süden, von Osten
Und fern her von Westen
Die dunkelnden Massen: —
Das sind die Unsern,
Das sind die Deutschen!
Siehe, sie stoßen
Herab von den Höhen,
Gleichwie ein Adler
Mit rauschenden, schwarzen
Schwingen und Fängen
Zu würgen im Thale
Den gleißenden Wurm.

Da, hart mir zur Rechten,
Auf rasselnden Rädern
Rollt's an den Höh'nrand:
„Halt! Halt, Batterie!"
Das sind meine Bayern:
Den Führer erkenn' ich:
Oft sah ich sie ziehen
Durchs friedliche Mainthal:
Jetzt find ich sie wieder
In tosender Schlacht.

„Zielt dort auf das Dorf mir,
Dort, dicht vor der Festung:
Da seht ihr in Masse
Geschart die Franzosen:
Dort droh'n sie den Durchbruch:
Doch sie dürfen nicht durch!"

Und neben mir Blitz und
Knall aus dem Rohre:
Wie gellt mir das Ohr!
„Seht nur, wir müssen sie
Mächtig erzürnen,
Sie richten auf uns nun
Ergrimmt die Geschütze:
Recht so! Da werden
Dort unten die Unsern,
Die wackeren Jäger,
Links von der Straße
Granatenfrei."

Horch, da erzischt es
Sausend und schwirrend
Hoch mir zu Häupten:
Aber unschädlich
Zerschellt das Geschoß,
Dort nur die Spitze
Der Tanne zerspellend.
Horch, wieder! Und wieder!
Das fehlte nur wenig:
Deutlich den Windstoß
Fühlt' ich der sausenden
Schwirregewalt:
Sei mir gesegnet
Ob meinem Haupte,
Weihender, heilender,
Heiliger Hauch! —

Da rechts in der Ferne,
Da flammt's aus dem Flecken

Flackernd empor:
Rauch, Feuer und Lohe
Und glühender Qualm:
„Da brennet Bazeilles!
Da brennet auch Balan!
Dort fechten die Unsern
Schwerringend seit Stunden,
Bergbayern zumal.“

Horch auf, was da knarret
Und schnarret und rasselt!
Das sind nicht Gewehre!
Nie hört' ich's zuvor!

„Mitrailleusen sind's,
Wohl viele Batt'rieen.
Nun, endet das nicht?“
Drei lange Minuten!
Der Braven gedenkend,
Erbleicht' ich mit Frösteln:
Es erlag wohl da unten
Der Mordmaschine
Manch freudiger Schütze,
Dem einst auf dem Bergpfad
Im heimischen Chiemgau
Die Hand ich gedrückt.

Doch herab jetzt vom Hügel:
Denn links nun entlodert
Noch wilder und wüt'ger
Die wogende Schlacht.

Sieh, verstört aus der Stille
Der friedlichen Dörfer
Weißer Tauben
Verschüchterte Schwärme!
Sieh, wie sie ratlos
Flattern und flüchten
Von links nach rechts
Weit über das Thal hin
Hoch durch den Himmel!

Dort, jenseit des Flusses,
An steilem Gelände
Aufsteigen drei Dörfer
Mit steinernen Mauern:
Ige und Illy
Und das bergige Floing:
Da wimmelt und wogt es
Von roten Hosen;
Sie schützen, noch uner-
Schüttert, die rechte,
Die westliche Flanke:
Sie halten die Höh'n
Und die Häuser und Höfe:
Sie liegen in Gärten
Und Gräben gedeckt.

Da sammelt sich unten
Am Fuße des Bergs
Beim Schlage der Trommel
Die schwärzliche Schar:
Siehst du die Fahne
Schwarzweiß flattern?
Das sind die Preußen!
Sie trommeln zum Sturm!
Wie? Empor diesen Berghang?
Den steinigen, steilen?
Den nackten, den kahlen?
Kein Baum, kein Busch!
Entgegen dem tausend-
Schlündigen Tode?
Mir gerinnet vor Grauen
In den Adern das Blut!

Sie stürmen, bei Gott!
G'radauf! G'radan!
Entsetzen! Wie rollt das
In Knattern und Rasseln!
Rings Feuer und Blitze
Und Pulverdampf.
Gott, wie bang, wie lang!
Da verzieht sich der Rauch:
O Jammer und Wehe!
Wie besät liegt der Berg nun,
Der nackt war und leer war,
Mit schwarzen Gestalten:
Das sind die Gefall'nen,
Die tapferen Stürmer!
Wie viele! O wehe!
Ich seh' sie sich winden
In zuckender Qual.

Und die Fahne? — Zurück?
O wehe, sie weichen
Den Hügel herunter!
Gescheitert der Sturm!
Und sieh, — o Verderben! —
Aus Häusern und Höfen,
Aus Gräben und Gärten
Brechen verfolgend,
Nacheilend, nachschießend,
Die Halde herab
Die Feinde hervor:
In wenig Sekunden
Können sie hier stehn
Und durchbrochen wäre
Das deutsche Heer! — — —
Und zum erstenmal mir
Kam der Gedanke:
Wenn heute der Sieg uns
Urplötzlich versagte?
Dann — — doch nein! O
Triumph! Sieh,
Wie hurtig sie hasten,
Wie rasch sie da rennen,
Die roten Hosen,
Zurück und den Hügel
Wieder hinan!
Sie lösen die Glieder!
Sie werfen die Waffen
Weit hinweg:
Umgangen, gefangen!
Denn von links aus dem Walde
Mit hellem Hurra,
Mit mächtigem Marsch! Marsch!
Mit fliegenden Fahnen
Da brechen in Scharen
Die Preußen hervor!
Sieg! Heil euch, ihr Helden!
Durch Ige und durch Illy
In das flammende Floing!
Schon halten sie hoch
Auf dem Kamme des Hügels,
Schon droh'n sie, Geschütze
Zu fassen und Fußvolk,
Gespann und Geschirre,
Bevor sie entrinnen — —!

Kein Ende! Welch' neues,
Gewaltiges Schauspiel!

Lange gezogener
Reiterfanfaren
Freudiger Ruf
Erklinget von fern:

Und herab dort vom Hügel
Und aufwärts den zweiten,
Wo halten die Unsern,
— Welch rasend Beginnen! —
Jagen, den Rückzug
Der Ihren zu retten,
Französische Reiter-
Geschwader heran!
Treffliche, tapfre
Rühmliche Reiter!
Hei, glitzernder Küraß!
Hei, ragende Lanzen
Und bunte Husaren
Und Jäger zu Pferd,
Wohl fünf Regimenter.
Kaum seh' ich die Preußen
Im Pulverdampf.

Doch horch! welche Stille!
Auf wenige Schritt noch
Lassen sie rasen
Die Reiter heran: — —
Da, Salve nach Salve!
Salve nach Salve!
Und niedergeschmettert,
Wie Ähren vom Hagel,
Wie Garben vom Schnitter,
Bevor Bajonett sich
Und Säbel gekreuzt,
Stürzen sie nieder,
Die Reiter, die Rosse,
In Scharen, in Reihen,
Dicht, wie sie geritten,
Und abwärts den Hügel
Zurück mit Entsetzen
Jagt, was sich gerettet
Von fünf Regimentern!

Sie fielen für Frankreich!
Doch Heil euch, ihr Helden!
Euer soll ehrend
Auch Deutschland gedenken!

Und nun unaufhaltsam
Wogt das Gewirre
Von Geschützen und Fußvolk,
Dahinter die Reiter,
Den rettenden Thoren
Der Festung zu.

Nicht lange mehr rettend!
Denn schon aus den Dächern
Bricht flackernder Brand,
Und in den Straßen
Des Städtleins staut sich
Chaotisch' Gedräng,
Und die deutschen Granaten
Schlagen hinein.

Und fern auf den Hügeln
Im Norden auch endlich
Fahren, wo lang
Mitrailleusen geknarret,
Deutsche Geschütze
Donnernd nun auf:
Dort, wo die Wälder
Belgiens dunkeln,
Reichen sich Preußen,
Reichen sich Sachsen,
Allumklafternd
Den Feind, die Hände:

Dort bei Givonne
Schließt sich der Ring:
Siehe, da stürzen
Die letzten Franzosen
Verzweifelnd ins Thal sich,
Verfolgt von dem Sturmschritt
Der preußischen Garde!

Jetzt ununterbrochen
Rollet der Donner
Von tausend Kanonen
Aus allen Wäldern,
Von Hügeln und Höh'n:
Auf allen Seiten
Des Thales zugleich
Blitzt es und kracht es
Und dröhnet und schlägt:
Wie wenn sich im felsigen
Kessel des Hochlands
Zwei Wetter verfingen
Und unaufhörlich
Gegen einander
Rollen und grollen
Und Felsen und Berge
Hallen es nach; —
So donnert und dröhnt es
Von allen Seiten:
Es bebet die Erde,
Es zittert die Luft:
So ward er geschmiedet
Mit Blitz und mit Donner,
Der Schicksalsring.

Es neigt sich die Sonne.
Ich suche die Freunde.
Dort, hoch auf dem Hügel,
Der auf Frênois schaut,
Da halten versammelt
Viel Führer und Fürsten: —
Auf scharrendem Rappen
Ein hoher Greis: —
Er lüftet den Helm: —
Das ist der Preußen
Ehrwürdiger König.

Aber mir war, als
Säh' ich, geformt aus
Den goldenen Strahlen
Der sinkenden Sonne,
Ob seinem Haupte
Schimmernd schweben
Hochgewölbt
Eine Kaiserkrone. —

Und als am Abend
Wir die Gespanne
Der Wagen entschirrten,
Dort auf des Städtleins
Donchéry Markt,
Fragte wohl sorgend
Einer den andern:
„Heute geschlagen
Zwar ist der Feind:
Aber ob morgen
Nicht sich erneut das
Verzweifelte Ringen?
Ob nicht der Kaiser,
Ob nicht sein Marschall
Morgen von Metz her
Zum Entsatze der Seinen

Rächend heranrückt?
Denn, wo sie weilen,
Kaiser und Marschall,
Keiner ja weiß es."

Horch, da erschallt von
Der Brücke der Maas her
Freudiges Rufen:
Und auf den Marktplatz,
Wo sich der Deutschen
Wohl Tausende drängen,
Sprenget ein Reiter,
Ein roter Husar:
Hält in der Linken
Zügel und Mütze,
Schwingt in der Rechten
Ein beschriebenes Blatt,
Moltkes, des Feldherrn,
Tagesbefehl:
„Hurra, Kameraden,
Stimmt ein," ruft der Reiter:
„Gefangen der Kaiser,
MacMahon, der Marschall,
Gefangen das ganze
Französische Heer!"
Da stieg in die Lüfte
Ein Jubeln, ein Jauchzen,
Wie ich es nimmer
Gehört noch geahnt:
Mancher umarmte
Mit Thränen den nächsten.
Ich aber drückte,
Schweigend und schauernd,
Fest auf das pochende
Herz die Hand mir
Und ich dachte:
„Nun magst getrosten
Mutes du sterben,
Da du geschaut hast
Diesen Schlachttag,
Da du erlebt hast
Diese Stunde.
Heil, mein Deutschland."

Heimkehr von Sedan.

(Mitte September 1870.)

Ritt ich voran dem langen Zug,
  Der das rote Kreuz im Banner trug.
Kamen wir über Belgiens Grenzen,
  Wo Bouillons Türme niederglänzen;
Empfing uns dort ein dicht Spalier,
  Trat vor mich hin der Offizier:
„Mein Herr, was Leute bringen Sie hier?"

„Deutsche Verwundete, hundert und mehr."
„Achtung! Präsentiert das Gewehr!"
— So kommandierte der Kapitän —
„Habe bei Sedan sie fechten sehn: —"
Jeder Mann darunter ein Held: —
Sind die ersten Soldaten der Welt!"

Zum Empfang der Sieger.

(Einzug der heimkehrenden Bayern in München und Würzburg.)

Heil euch im Siegerkranz,
Schirmer des Vaterlands,
Glorreiche Schar!
Hoch von des Bergsee's Rand
Bis an des Rheines Strand
Nahmt ihr die Wehr zur Hand,
Kühn, treu und wahr.
Die er sich hold vermeint,
Ihr zuerst schlugt den Feind
Grimmig aufs Haupt:
Weißenburg, Wörth, Sedan,
Châtillon, Orléans: —
Siegeslauf, Ruhmesbahn,
Lorbeerumlaubt!
Preußische Heldenschaft,
Bayrische Bergeskraft
Fanden sich gleich:
Ihr habt in Glut der Schlacht
Ehern den Ring gemacht,
Ihr habt uns heim gebracht
Kaiser und Reich.

Festspruch bei dem Siegesfest zu Würzburg.

(Januar 1871.)

All' unsrer besten Männer Sehnen,
Das sie gepflegt manch bittres Jahr,
Verhöhnt, verfolgt, mit Gram, mit Thränen: —
Das ward nun alles glorreich wahr!
Das Wort vom Reich das einst verhohlen
Der Freund dem Freunde kaum vertraut:
Heut braust es mit beschwingten Sohlen
Durch alle Gassen stolz und laut.
Besiegt der Erbfeind und die Raben,
Die ihn umschwirrt in schwarzem Chor,
Der Adler Deutschlands schwebt erhaben
Zur Sonne seines Siegs empor.
Und blick' ich auf die Völker alle: —
Heut' ist kein Volk dem deutschen gleich:
So thut Bescheid und ruft mit Schalle:
Der Kaiser hoch und hoch das Reich!

Macte Imperator!

Macte senex Imperator,
Barbablanca, triumphator,
Qui vicisti Galliam
Et coronae Germanorum
Post viduvium saeculorum
Reddidisti gloriam!

Heil dem Kaiser!

(9. Februar 1871.)

Heil dir, greiser Imperator,
Barbablanca, Triumphator,
Der du Frankreich nieder-
zwangst
Und der Krone der Germanen,
Witwe längst des Ruhms der
Ahnen,
Glanz und Schimmer neu er-
rangst!

Petulanter lacessitus
Justo clypeo munitus
Heribannum excitas:
Ecce surgunt quotquot gentes
Oras incolunt stridentes
Alpes usque niveas.

Frech vom Übermut beleidigt,
Mit dem Schild des Rechts verteidigt,
Rufst den Heerbann du ins Feld:
Sieh, da greift vom Fels zum Meere
Klirrend alles Volk zur Wehre,
Eine deutsche Waffenwelt.

Primus vocat Bajuvaros,
Venatores teli gnaros,
Pulcher rex et juvenis:
Memor foederis recentis
Et honoris priscae gentis
Et Germani sanguinis.

Du zuerst riefst deine Scharen,
Flinke Jäger, schußerfahren,
Bayernfürst voll Jugendschwung:
Treu dem neuen Bund und alten
Folgt dein deutsches Herz dem Walten
Edelster Begeisterung.

Nec recusat Philalethes,
Semper fidei athletes,
Verae causae Saxones:
Jugo Dani liberati
Solvunt debita Holsati,
Angli et Frisiones.

Der in Treue grau gewachsen,
Schickt, „der Wahrheit Freund", die Sachsen
Gern zum Streit mit Lügenquark:
Und mit ihrem Blute wollen
Dank die wackern Holsten zollen,
Daß sie los von Dänemark.

Mittit Rhenum custodientes
Equos suos hinnientes
Acris Alamannia,
Et laurifera vexilla
Vibrat propulsatrix illa
Aquilina Prussia!

Aus des Schwarzwalds dunklen Tannen
Braust das Roß des Alamannen
Rasch zur Wacht am Rhein dahin,
Und voran auf unsern Bahnen
Rauschen, lorbeerschwer, die Fahnen
Prussias, der Adlerin.

Quas diviserant spoliandas
Ante pugnam et praedandas
Ripas sancti fluminis, —
Nemo hostium conspexit
Nisi qui captivus flexit
Poplites in vinculis.

Wie sie doch zu plündern eilten
Vor dem Kampf den Raub schon teilten,
Unsres heil'gen Stroms Gestad':
Doch es sah ihn kein Franzose,
Der nicht, fluchend seinem Lose,
Ein Gefangner, ihn betrat.

Perpugnaces, perfallaces,
Superbissimos, mendaces
Quantis pugnis fudimus,
Quo per castra Montalbana
Tot portenta Turcicana
Princeps stravit regius!

Volk der Kriegslust, Volk des Trügens,
Volk des Hochmuts und des Lügens,
Wie oft schlugen wir dich schon,
Seit die schwarzen Mordgesellen
Hingemäht dort auf den Wällen
Weißenburgs der Königssohn!

Campum taceo Woerthensem,
Montem altum Spicherensem,
Et, qua nihil clarius,
Imperruptam obsidionem
Qua Bazenum, ut falconem,
Longa fame fregimus.

Sei von all' den stolzen Siegen,
Wörth und Spichern selbst, geschwiegen
Und, was Frankreichs Arm gelähmt,
Wie Bazaine und Metz geendigt,
Die durch Hunger wir gebändigt,
Wie man wilde Falken zähmt.

At me praedico felicem,
Qui testatus sim ultricem
Prope Belgas aciem:
Arctum atque arctiorem
Circulum fulminatorem
Includentem Caesarem!

Doch mich darf ich glücklich preisen,
Der gefügt aus Blitz und Eisen
Dort bei Sedan sah den Ring,
Der in immer engrem Bogen,
Wie von Schicksalshand gezogen,
Marschall, Heer und Kaiser fing.

Aquilas ereptas multas,
Fractas vidi catapultas
Collem per Sedanicum,

Sah entschart die Bataillone,
Sah, wie Adler und Kanone
Schwert und Bajonett gewann:

Turmas equitum prostratas,
Portas castri concrematas
Et Tyrannum deditum!

Hingestreckt die Stahlgeschwader,
Schußgesprengt der Feste Quader,
Und gefangen der Tyrann!

Dolo filias surreptas
Salutamus vi receptas
Reduces in laribus:
Regum veterum palatia,
Lotharingia, Alsatia: —
Decor redit pristinus!

Töchter, einst uns schnöd' entrissen,
Grüß' euch Gott nach schwerem Missen
An der Väter Heimatherd:
Erwins Elsaß, Lotharingen,
Kann euch nicht zum Herzen dringen
Deutsches Wort und deutscher Wert?

Quantas urbes, quot castella
Mosa munit ac Mosella,
Sequana cum Ligeri:
Omnes cepit forte pectus,
Taciturni intellectus
Atque chalybs Kruppii.

Wie viel Burgen und Kastelle
Schirmt der Maas, der Mosel Welle,
Loire und Seine deckt zumal, —
Jede Schanze brach und Schranke,
Großer Schweiger, dein Gedanke,
Deutscher Mut und Kruppscher Stahl.

Petunt mare: — Goeben turget,
Scandunt alpes: — Werder urget,
Undique periculum:
Perque montes perque valles
Terror sequitur per calles
Et Ulani spiculum!

Fleucht zur Küste: — Göben drängt euch,
Kreucht in Klüfte: — Werder zwängt euch;
Not und Tod dräut rings umher,
Und euch folgt durch Thal und Hügel
Und euch jagt mit schwarzem Flügel
Schreck und des Ulanen Speer.

Et quae probra tot jactabat,
Tot triumphos enarrabat,
Delirans superbia. —
Panem petens a victore,
Pacem a debellatore
Cecidit Lutetia.

Qui coronae Germanorum
Post viduvium saeculorum
Reddidisti gloriam, —
Macte senex triumphator,
Barbablanca, Imperator,
Qui salvasti patriam!

Und die Sieg auf Sieg gelogen,
Lasterprahlend, lustverzogen,
Äffin halb, halb Tigerin: —
Gnade flehend von dem Sieger,
Brot vom schlichtsten deutschen Krieger,
Sank Paris, die stolze, hin.

Der der Krone der Germanen,
Witwe lang des Ruhms der Ahnen,
Du erkämpft hast neuen Glanz:
Heil dir greiser Imperator,
Barbablanca, Triumphator,
Retter du des Vaterlands.

Zur Sedanfeier.

(1875.)

Schmetternde Siegesfanfaren, jubelndes Glockengeläut,
Laßt in den wechselnden Jahren, wann der September sich neut,
Dröhnenden Orgeln gleich, brausen durchs Deutsche Reich!
Denkt, wie der Ruf euch durchzittert, schauernd ins innerste Herz:
„Feuer- und eisenumgittert, hilflos umgarnet von Erz,
Liegt der gehaßte Tyrann, der das Verderben begann!
Tot sind die Panzerschwadronen, stumm der Geschütze Mund,
Und aus entscharten Legionen, ängstlich geduckt auf den Grund,
Greift ohne Widerstand Adler zu Dutzend die Hand."
Streckten doch hunderttausend Männer in Waffen und Wehr,
Vor dem Verhängnis ergrausend, bittend die Hände daher:
Nimmer, seit Völker gekriegt, ward solch ein Sieg noch gesiegt.
Stolz und bescheiden und dankreich feiert für immer den Tag,
Da das gewaltige Frankreich deutschem Gedanken erlag:
Ehr't ihn als sühnendes Fest, da ihr des Haders vergeßt:

Was sich an Groll der Parteiung gärend im Jahre gehäuft,
Werde, zu edelster Weihung, still in die Flammen geträuft,
Welche ihr, Opfernden gleich, zündet durchs Deutsche Reich!

Zur Enthüllung des Hermann-Denkmals.

(15. August 1875.)

Heil Hermann dir, Cherusker Held!
Dies Hallenhaus hat dir erhöht,
Das du aus fremdem Fron befreit,
Dein Volk, das dankbar dein gedenkt.
Weil ganz Germanien du geeint,
Entrissest Rom du Ruhm und Raub.
Weil wir geeint, wie du's gewollt,
Erkämpften wir die Kaiserkron'
In zwanzig Sieges-Schlachten uns,
Wie nie die Sonne sah:
Wir schwören dir mit schwerem Schwur:
„So find' uns fortan jeder Feind:
Ein Haus, Ein Herd, Ein Heer!"

Gegen Rom.

(1875.)

Bezwungen lag die Welt: in eh'rnen Banden
Vom Piktenwall bis an des Indus Strand:
Des Imperators Siegesadler fanden
Für neue Flüge fast nicht Luft noch Land:
Da, aus den dunkeln Wäldern unsrer Ahnen,
Kraft-brausend, brach hervor der Völker Strom:
„Die Freiheit gilt's! auf, freudige Germanen,
Schart Stamm zu Stamm, und vorwärts: gegen Rom!" —

Und Rom erlag: — frei ward die Welt, gerettet
Durch deutsche Kraft. — — Doch bald, mit Lug und Trug,
Mit neuen Banden, fester noch gekettet,
Ein neues Rom den Geist in Fesseln schlug:
Da zündete der Mann aus Sachsenstamme
Das Feuer vor dem Wittenberger Dom
Und warf des Papstes Bannbrief in die Flamme
Und laut durch Deutschland scholl's: „Auf, wider Rom!“ —
Und Rom erlag. — — Und nun, da wir vollbrachten,
Was nie an Heldenschaft geschaut die Welt,
Da jauchzend wir in zwanzig Sieges-Schlachten
Das stolze Frankreich in den Staub gefällt:
Da endlich wir der Stämme langes Hadern,
Der Fürsten Neid im Jubelruf erstickt,
Da unser Reich, gefügt auf blut'ge Quadern,
Mit freud'gen Zinnen nach den Sternen blickt. — —
Nun will der Pfaff im neuen Bau uns meistern,
Schickt Fluch und Zwietracht uns vom Tiberstrom?
Wohl, laßt den alten Schlachtruf euch begeistern:
„Zum Kampf, zum letzten Kampf, auf! gegen Rom!“

An die Deutschen.

(3. Juni 1878.)

Senket von Sedan die Siegesfahnen,
Senket die Häupter in Scham, Germanen!
„Treue der Deutschen“: — ein Wort der Schande!
Unsere Schmach schreit über die Lande!
Nimmer des Lorbeers, des Ölbaums Reiser
Schirmen das teuere Haupt dem Kaiser!
Heilig dem Fremden dies Angesicht: —
Aber dem Wahn der Deutschen nicht! —

Giftige Fäulnis ergiff dies Geschlecht:
Aber gedenkt, daß der Jugend Recht,
Daß es die Zukunft zu retten gilt!
Hoch erhebet des Rechtes Schild:
Schlagt mit dem Schwert des Kaisers daran
— In der Scheide nur trug es der mildeste Mann! —:
Dröhnend und drohend über das Reich
Schalle der eherne, warnende Streich:
Frevler zu schrecken, Säum'ge zu wecken,
Alle zu mahnen, den Kaiser zu decken!

Wahrlich, ihr deckt mit dem Kaiser zugleich
Nicht nur die Ehre, den Ruhm und das Reich, —
Alles, was heilig und edel und teuer:
Bildung und Zucht und des Herdes Feuer!
Laßt, ihr verblendeten Brüder, das Zanken!
Fühlt ihr den Boden des Hauses nicht wanken?
Tretet sie aus, die aufzüngelnden Flammen: —
Krachend sonst brechen die Balken zusammen.

Gedichte.

Fünfte Sammlung.

Felix Dahn.

Dem Andenken

Bismarcks und Moltkes

zugeeignet.

An die Germania auf dem Niederwald

(28. September 1883.)

Heil dir viel tausendfalt,
Dir auf dem Niederwald,
Eichkranz-umlaubt!
Hoch über Berg und Thal
Hebst du im Morgenstrahl
Leuchtend dein Haupt.
Schaue, so fern du kannst: —
Weit wie den Blick du spannst, —
Deutsch ist dies Land.
Segn' es im Frieden reich,
Schirm' es walkürengleich,
Hebt Krieg die Hand

Unsichtbar steht hier schon
Volle zwölf Jahr dein Thron,
Wachst hier auch du: —
Jetzo leibhaftig, schön,
Hüt' uns auf diesen Höh'n
Reich, Recht und Ruh'.
Wider Feind fern und nah
Schirm' uns, Germania,
Stolz, still und stark:
Du begehrst Kampfes nicht,
Doch wer ins Haus dir bricht, —
Den triff ins Mark!

Deutscher Sang.

(1. September 1884.)

Dem deutschen Volk hat Gott gegeben
Ein Harfenspiel von reichstem Klang,
Daß Ruh'n und Ringen, Tod und Leben
Uns weihend schmücke der Gesang.
So singe denn, du deutsche Jugend,
Von allem, was das Herz dir schwellt:
Von Frauenschöne, Mannestugend,
Von freud'ger Herrlichkeit der Welt:

Von wahrer Liebe ew'ger Dauer,
Von echter Freundschaft Gold und Erz,
Von frommer Ahnung heil'gem Schauer
Von ew'gen Sehnens Glück und Schmerz:
Von Frühlingsglanz, von Waldeswonne,
Von Wanderlust Land aus, Land ein,
Und von dem Lieblingssohn der Sonne,
— Vergeßt ihn nicht! — vom goldnen Wein.
Ja singt von allem Hohen, Schönen! —
Doch eines Sanges pflegt zumeist,
Begeisternd, brausend soll er tönen:
Der Sang vom deutschen Heldengeist!
Das Lied von Mannespflicht und Ehre,
Von Treue, die kein Schrecken zwingt,
Die jauchzend in der Feinde Speere,
Im Tod den Sieg erkämpfend, springt!
Nur wer da sterben will wie leben
Für dieses Lied, dem keines gleich, —
Nur der ist wert, es anzuheben:
Das Lied vom Kaiser und vom Reich!

Der Schulverein.

(1885.)

„Der Schulverein, der Schulverein!" Das Wort ist fein gefunden:
Wir alle wollen Schüler sein, zu einer Schul' verbunden.
Die Schule heißt: das Vaterland, das große, teure, ganze:
Das Vaterland vom Bernsteinstrand bis zu der Gletscher Glanze
Und von der Adria Gebraus bis an des Nordlands Thule:
Wir lernen nun und nimmer aus in dieser großen Schule!
Wie Gold und Erz-Klang nah und weit erklingt seit grauen Tagen
Der deutschen Sprache Herrlichkeit und ist nicht auszusagen!

Das deutsche Volkstum ist ein Hort von Gold und Erz und Eisen;
Er wird sich: — schöpft nur fort und fort! — als unausschöpfbar weisen.
Wir alle wollen Schüler sein, die Jungen und die Alten,
Doch was wir lernten, groß und klein, nicht stumm für uns behalten:
Nein! Was wir lernten, lehren wir, wir schöpfen, um zu spenden:
Die heil'ge Aussaat mehren wir mit nimmermüden Händen!
Und wer vergäße solcher Pflicht, der sei verfehmt im Lande,
Der Deutsche, der kein Deutscher nicht — —, des Name sei die Schande!
An unsrer Treue bricht die Flut rings feindlicher Umtosung:
„Sein Volk des Mannes höchstes Gut!" ist unsre stolze Losung! — —

Die Deutschen im Auslande.

(1886.)

Ihr Deutschen unter fremden Sternen, in meergeschiedenen weiten Fernen,
Ihr sollt die Sprache nie verlernen, die wohllautreiche, starke, milde,
Die schönheitvollen Klanggebilde, die in des alten Lands Gefilde
Dereinst zu euch die Mutter sprach; in euren Herzen tönt sie nach: —
Wer sie vergißt — dem Weh und Schmach! — Die Sprache Shakespeares trägt der Britte —
Ich lob' ihn drum! — wie seine Sitte getreu in fremder Lande Mitte:
Und Schiller soll vergessen sein? — Ihr deutschen Männer rufet: „Nein!"
Ihr deutschen Frauen, stimmet ein, und eure Mädchen soll'n und Knaben
Als köstlichste von allen Gaben das Kleinod deutscher Sprache haben!

Lied der Deutschen jenseit der Meere.

(1887.)

Noch ist die Welt nicht ganz verteilt!
Noch manche Flur auf Erden
Harrt gleich der Braut: die Hochzeit eilt:
Des Starken will sie werden.
Noch manches Eiland lockt und lauscht
Aus Palmen und Bananen:
Der Seewind braust, die Woge rauscht,
Auf! freudige Germanen!
Aufs Meer, du Volk des Heldentums,
Und such' auf blauen Bahnen
Das Wundereiland alten Ruhms:
Das Win-Land deiner Ahnen.
Dem Wiking war zu schroff kein Riff,
Zu schäumig keine Brandung:
Kraft stieß hindurch das Drachenschiff
Und Mut erzwang die Landung.
Zur Friedensarbeit zieh'n wir aus,
Zu bauen, nicht zu fechten,
Doch blitzend schützt uns Schiff und Haus
Das Schwert in uns'rer Rechten!
Und daß wir in der neuen Welt
Dem alten Reiche leben,
Deß' soll, unscheidbar uns gesellt,
Ein Banner Zeugnis geben:
Pflanzt auf dies rauschende Panier
In jedes Neulands Brache:
Wohin wir wandern tragen wir
Mit uns die deutsche Sprache.

Für unsre Sprache.

(1888.)

Noch wahrer als der Blick des Auges kündet
Des Menschen Eigenart der Stimme Klang.
Es kann das Auge täuschen, nicht die Stimme!
Sie drückt den tiefsten Kern des Wesens aus,
Und Volkes Stimme, — das ist Volkes Sprache.
Sie kündet wahrer, unverfälschlicher
Als Aug' und Haar und Antlitz und Gestalt
Des Volkes Seele. — Weh darum dem Volk,
Das seiner Sprache Heiligtum nicht ehrt
Und liebt und schützt und pflegt mit frommer Treue.
Kein Splitter unsers Volkstums ist verloren,
Kein Haus und keine Hütte noch so fern,
Darin noch deutsch das Vaterunser tönt.
So schützt die deutsche Sprache überall,
Ihr schützt damit zugleich die eigne Seele.
Die Sprache zieht mit uns im Schritt der Heere,
Sie schwebt mit uns im Schiff durch blaue Meere
Und baut, wo immer ihre Schöne klingt,
Uns sieghaft eine neue deutsche Welt.

Zum Empfang des deutschen Schulvereins in Brünn.

(1889.)

An dieser Stätte sah'n Jahrhunderte
Schon echten deutschen Geist auf Vorwacht stehn:
In Friedensarbeit mit dem fleiß'gen Pflug,
In Kampfesarbeit mit dem scharfen Schwert
Willkommen heißen wir Euch, tapfre Herrn,
An dieser Stätte: sie ist wohl gewählt.
Denn wie aus alter so aus neuer Zeit

Weiß sie die große Wahrheit zu berichten:
Das höchste Gut des Mannes ist sein Volk.
Und seines Volkstums echteste Bezeugung
Ist seine Sprache, seiner Seele tiefster
Und zartester und innigst eigner Ausdruck.
Wir grüßen Euch als Ritter eines Ordens,
Der für die höchsten Güter unsres Volks
Den edeln Kampf, den heil'gen, hat gelobt:
Es gilt der Jugend, gilt der ganzen Zukunft!
Es gilt der Jugend jene Heiligtümer,
Die unsre Ahnen schufen, zu bewahren,
Es gilt der Weisheit und der Schönheit Goethes,
Es gilt der Freiheit und dem Lichte Lessings,
Gilt Schillers Adlerschwung zum Ideal!
Soll'n diese Tempel und Altäre fallen?
Soll nicht der freud'ge deutsche Knabe mehr,
Das blondgezopfte deutsche Mädchen sich
Die junge Seele füllen mit Begeistrung
An diesem unausschöpfbar reichen Quell?
Ein Jungborn ist er, daraus stets aufs neue
Verjüngung trinkt des deutschen Volkes Seele.
Ihr aber, wackre Herrn, Ihr seid die Wächter,
Seid dieses Weihtums treue Eckarde,
Mit Schild und Schwert die Kleinode zu hüten,
Daß nicht der Quell vergiftet und besudelt,
Daß er erstickt nicht wird in Sumpf und Moor.
Drum noch einmal willkommen hier in Brünn:
Der Dank der deutschen Jugend wird Euch lohnen!

Prolog zum Fest des deutschen Schulvereins in Wien.

(Aufführung des Lustspiels „Ein bemoostes Haupt".)

(1892.)

Wohl „ein bemoostes Haupt" ist auch die Sprache,
Die herrliche, die deutsche, die wir sprechen:
Denn ihre Wurzeln reichen in die Tage,
Da Christi Wort der weise Wulfila
In Amalungen-Rede wieder gab
Und da Mönch Ottfried von dem Himmelskönig
Und seiner tapfern Gefolgschaft sang. —
Wie lieblich hat in dieser Ostmark grade
Des Minnesanges Harfenschlag getönt!
Doch nicht die Minne nur, — auch Reich und Kaiser:
Das Lied vom Vaterland, — in hellstem Klang
Herr Walther von der Vogelweide hat
Es hier gesungen: — weh, wer sein vergäße! —
Ja, lebte der, — er würde mit uns pflegen
Der deutschen Sprache Stamm, die alte Eiche,
Die standhaft trägt seit zweimal tausend Jahren,
Bemoost, zerzaust, mit abgerißnen Zweigen,
Doch unverwüstlich, wurzelstark und fest
Und unvergleichlich schön im Wipfelrauschen,
Das deutsche Volkstum. — —
Ja, laßt sie uns pflegen,
Wo irgend sie ein Würzlein hingereckt:
Ja, wie die Nornen aus dem Urdhar-Brunnen
Besprengen täglich Yggdrasil, auf daß
Der Weltbaum nicht verdorre, — also wollen
Wir unermüdbar pflegen diesen Baum.
Denn wie die Welt, die Götter und die Menschen
In ihrem Fall muß Yggdrasil begraben,
So würde stürzen, rettungslos verloren,
Das deutsche Volkstum mit dem deutschen Wort.

Thut wacker Eure Pflicht, Ihr deutschen Männer:
Mit Eurer Sprache rettet Ihr Euch selbst:
Und Euer allerhöchstes Gut auf Erden:
Denn höchstes Gut des Deutschen ist sein Volk.

Weihe des deutschen Schulvereins in Österreich.

Zu ernster Feier sind wir hier geschart:
Nicht eitler Lust gilt diese Weihestunde:
Zu wahren sind wir, still, doch fest entschlossen,
Das höchste Gut, das uns auf Erden ward:
Das Volkstum und die Sprache unsrer Ahnen.
Es sprach ein größter unsrer deutschen Dichter:
„Nichtswürdig ist die Nation,
Die nicht ihr alles setzt an ihre Ehre!"
Wohlan! Deutsch-Östreich auch gilt dieses Wort!
Und nicht der Ehre nur, — ach nein: dem Dasein,
Dem Lebenshauche gilt es unsers Volks:
Der Atem eines Volks ist seine Sprache.
So laßt uns, Frau'n wie Männer, treu und stark
Ausharren bei dem pflichtgebotnen Werk.
Nicht Drohung soll, nicht Lockung uns beirren.
Wir handeln nicht aus Trotz und Überhebung:
Nein, wahrlich aus der Notwehr heil'gem Recht:
Wir stehn und fallen mit der deutschen Fahne:
Nicht wir nur, nein, dies völkerbunte Reich,
Das deutsche Kraft und deutscher Geist gebaut:
Es steht, solange deutscher Geist es hält!

Zwei Schwestern.

Kennt ihr die Schwestern, schön und stark,
Das Antlitz hold, kernfrisch das Mark?
Ihr Blick ist kühn, ihr Herz ist mild,
Den Aar führt beider Wappenschild.
Die gleiche Unbill rächen sie,
Die gleiche Sprache sprechen sie
In Worten, stolz und wohllaut reich,
Dem Rauschen ihrer Wälder gleich.
Ihr Land ist beinah' nicht zu scheiden:
Ein Berg gehört gar oft den beiden,
Dem Falken, der zu Horste streicht,
Der Fittich über beide reicht,
Ein Eichbaum mag mit seinen Zweigen
Zugleich sich über beide neigen:
Es zieht durch beider Schwestern Lande
Die Donau ihre blauen Bande:
Ein schlankes Kind der Schwarzwaldtannen,
Entsproßt dem Gau der Alamannen,
Kommt sie ins Land der Bajuvaren
Stolz, wie im Hochzeitzug, gefahren,
Bis die vollbusige Matrone
Mit mancher Tochter, manchem Sohne
Glückspendend durch die Ostmark zieht! —
Die beiden Schwestern preist mein Lied,
Die Wotanstöchter voller Kraft,
An Leib und Geist walkürenhaft!
Die beiden Schwestern, treu gesellt, —
Trotz bieten sie der ganzen Welt.
Mit blankem Schild und scharfem Schwert,
Wie sind so herrlich sie bewehrt!
Zum Frieden scheuchen sie die Drachen,
Die drohend an den Grenzen wachen.

Laßt jubelnd uns die Becher heben,
Die beiden Schwestern sollen leben:
Die Schwestern, denen keine gleich:
Hoch Deutschland und hoch Österreich!

An Deutsch-Österreich.

Auf, mein Deutsch-Österreich,
Rüste walkürengleich
Helm, Schild und Speer.
Wie an des Rheines Strand
Glorreich die Wache stand,
So für dein Donauland
Schwinge die Wehr!
Treu deinem Kaiserhaus
Breite die Schwingen aus,
Zweiköpf'ger Aar.
Was dir die Stärke schafft,
Was dich macht adlerhaft,
Das ist die deutsche Kraft,
Frei, kühn und wahr!
Du hast jahrhundertlang
Türken- und Slaven-Drang
Sieghaft entschart.

Was du mit Heldenmut,
Was du mit edlem Blut
Schufest zu deutschem Gut, —
Halt' es bewahrt!
Ob dich, Deutsch-Österreich,
Rudeln von Wölfen gleich,
Feindschaft umkreist, —
Vorwärts! durch Wolken dicht
Strahlend die Sonne bricht,
Sieg giebt die Menge nicht:
Sieg giebt der Geist!
Und nicht in Einsamkeit
Kämpfst du den harten Streit: —
Treu dir gesellt,
Schild an Schild, Tritt an Tritt
Streitet dein Deutschland mit:
Schwestern, — im Siegesschritt
Stürmt ihr die Welt!

An die Deutschen in Österreich.

Deutsch sei dein Geist, dein Lied, dein Wort,
Dein Volk dein Stolz und höchster Hort
Und deutsch, was droh'n und kommen mag,
Dein Herz bis zu dem letzten Schlag.

An die Deutschen in Mähren.

(Zum 9. Februar 1884.)

Weit her aus Thules Nebelland
  Reich' ich vom kalten Ostseestrand
Euch brüderlich die warme Hand
  Und dank' Euch herzlich, tapf're Herr'n,
Daß Ihr dort an der Schwarzach fern
  Mein denken wolltet heute[1]) gern.
Ich grüße jeden Eurer Gäste:
  Doch Einer sitzt bei Eurem Feste,
Der ist, ob unsichtbar, der Beste:
  Und dem, wann nun der Becher kreist,
Dem trink' ich Heilô! allermeist.
  Ihr forscht, wie dieser Festgast heißt?
Er ist der ältste von uns allen!
  Mit Ehrfurcht und mit Wohlgefallen
Vernehm' ich seiner Stimme Schallen;
  Er ist vor nun bald tausend Jahren
Sieghaft ins Mährenland gefahren
  Und hat gesittigt die Barbaren.
Den Adlerhelm auf blondem Haar,
  Das Auge blau, die Stirne klar,
Ein Held aus Walhall ganz und gar,
  Hat er mit Schwert und Pflug und Wort
Emporgerungen einen Hort,
  Den sollt Ihr schützen fort und fort,
Den sollt Ihr hüten allerwegen,
  Den sollt Ihr mehren, wahren, pflegen,
Ihn mehr als Euer Herzblut hegen.
  Den schuf der hohe, hehre Gast,
Der euch und mich bei Händen faßt
  Und innig uns zusammenpaßt.

---

[1]) An meinem Geburtstag.

Ihm trink' ich, wann der Becher kreist,
Ein freudig Heilô! allermeist:
Ihr wißt nun, wie der Starke heißt:
„Heil dir in Öst'reich, deutscher Geist!"

An die Deutschen in Böhmen.

Wenn heut aus Wolken niederstiege
Herrn Rudolfs kaiserlicher Geist,
Der einst in Feuerglut der Siege
Dies Reich aus Erz und Blut geschweißt,
Der in dies Waldland Recht und Sitte
Gepflanzt mit deutschem Schwert und Pflug
Und in der Ostbarbaren Mitte
Die Wohlthat deutscher Bildung trug, —
Wie würd' er staunen, zürnen, klagen,
Säh' er die Früchte seiner Saat
Und wie der schwachen Zeiten Zagen
Verdarb des Ahnherrn mut'ge That!
O rafft Euch auf, Ihr wackern Männer,
Und Eurer deutschen Pflicht gedenkt,
Eh der Kosak den zott'gen Renner
Hohnlachend in der Moldau tränkt.
Auf! Rührt den Geist und rührt die Hände,
Seid stark und zäh und treu wie Stahl:
Denn — täuscht Euch nicht! — dies wird das Ende:
Deutsch oder russisch heißt die Wahl!

An die Deutschen in Siebenbürgen.

Uns ist in alten Mären Wunders viel gesagt
Von Helden, fern der Heimat, im Tod noch unverzagt,

Die, ob sie tausendfältig umwogt der Heunen Schwarm,
Um keinen Zollbreit senkten den Helm, den Stolz, den Arm.
Was gab den Ringsumdräuten den ungebeugten Mut?
Sie wußten sich von edlem, Walhall entstammtem Blut! —
Heil Euch, Ihr treuen Sachsen, und Eurem Heldentum:
Ihr ringt in unsern Tagen nach Nibelungen-Ruhm.
Und stand einst den Burgunden kein Freund, kein Helfer nah', —
Hoch hebt ob euren Häupten den Schild Germania!

Bei Bechlarn.

Walddunkle Donauberge
Schau'n träumend in das Land;
Hier rud're sacht, mein Ferge,
Der Ort hält mich gebannt.

Hier ragt ein Horst von Aaren,
Der Ostmark alte Wehr:
Die gute Bechelaren
Des edeln Rüdiger.

Mir ist, durch ihre Rüstern
Und alten Eichen dort
Rauscht trauervolles Flüstern,
Wie Nibelungenwort,

Das klagt: „O Zeit des Ruhmes,
O Sieg im Völkerstreit,
O Zeit des Heldentumes,
Wie bist du weit, — wie weit!

Da war zu stolz, zu weichen
Mein Volk der Überzahl:
Hell von Germanenstreichen
Scholl König Etzels Saal!

Wie scheuchte doch in Scharen
Oft meiner Söhne Speer
Der Hunnen und Avaren
Raubgierig-wimmelnd Heer!

Und, — mußten sie erliegen —
Ruhmvoller war ihr Fall,
Als ihrer Feinde Siegen: — —
Wohin, wohin das all'?

Wir alten Donauberge
Steh'n trauerschwer und bang:
Wir schau'n den Sieg der
Zwerge: —
Wie lange noch — wie lang?"

Zur Sonnwendfeier in Südmähren
am 23. Juni 1898.

I.

Lied der germanischen Priesterin beim Sonnwendfest.

Trauer und Trübsal
Nahet nun nächtig
Männern und Maiden;
Sieh, des Sommers
Sonne, sie sank!
Blühender Baldur,
Ach, wie so balde
Bist du erblaßt!
Hoch doch in Hoffnung
Hebet die Herzen:
Nahm ja die Nacht nicht
Auf immer ihn uns:

Freudig im Frühling
Kehret der König
Des Lichtes lebendig,
Sonnig und siegreich,
Den Seinen zurück.
Und endlich auf ewig
Schwinden die Schatten
Der Not und der Nacht:
Einst ist das Alter,
Da einzig im All
Leuchtend wird leben
Das labende Licht.

II.

Feuersprung-Spruch.

Über das Feuer und durch die Flammen
Waget sich echter Liebe Mut:
Schwingt euch über die Lohe zusammen:
Eia, die Glut wächst in der Glut.
Nimmer sich lassen, die echt sich teuer,
Halten verschlungen sich Hand in Hand,
Springen durch Feinde, Schwerter und Feuer:
Heil dir, Liebes- und Opferbrand.

III.

Mahnung.

So feierten die Ahnen einst das Fest:
Und alles Innige und Sinnige

Und alles Dichterische, Ahnende
Brach schön dabei hervor, was tief geborgen
In uns'res Volkes edler Seele ruht.
Noch grüßen aus der Heidenzeit herüber
Uns diese Feuer; mahnend grüßen sie!
Es brennt das Sunnwendfeuer rasch herab;
Doch in der Seele lodert uns'res Volk's
Ein Feuer unauslöschbar heil'ger Glut,
Das Feuer flammender Begeisterung
Für dieses Volkes Eigenart: und wahrlich,
Nicht früher wird erlöschen diese Glut,
Bis daß der letzte deutsche Mann verblich.
Wir aber schwören bei dem Flammengrabe
Gott Baldurs, bei des Lichtgotts heil'gem Haupt,
Der da, unsterblich, immer wiederkehrt,
Das Feuer deutscher Volksbegeisterung
Zu pflegen immerdar, treu bis zum Tod!

Zum deutschen Sängerfest in Wien.

Willkommen, Ihr aus allen deutschen Gauen,
In dieser schönen, alten Donau-Stadt,
Die einst dem Römer abrang der Germane!
Der Deutschen Ostmark eine starke Burg
War sie Jahrhunderte — und soll es bleiben! — —
Ein freudig Fest wird heute sie erleben:
Zum Wettkampf des Gesanges strömen hier
Zusammen aller deutschen Stämme Söhne:
Vom möwenreichen Ostseehaffe bis
Zum Dom von Straßburg, von dem Danewirk
Bis zum limonenduft'gen Gardasee.

Ein schönes Gleichnis unsrer Volkesart
Ist der Zusammenklang der vielen Stimmen
Zu des Gesangs tonreicher Harmonie:
Die Vielheit erst schafft kraftersüllte Einheit
Zu seinem Recht kommt jedes Tones Art,
Im Dienen herrscht er: in dem Ganzen erst
Dringt er zum vollen Ausdruck seiner Schöne
So war von je auch unsres Volkes Weise:
Der Fremde zweifelte, ob wir Ein Volk:
Denn disharmonisch klangen oft die Töne
Von der Cherusker und der Chatten Tagen
Bis zu der Staufer und der Welfen Streit
Und bis auf unsre Tage: — aber jetzt
Für immer abgethan sind Zwist und Hader:
Dem Ganzen ward sein Recht und jedem Teil:
Dem Friedenspfand, dem Regenbogen, gleicht
Nun unser deutsches Volk in beiden Reichen:
Der Farben Vielheit macht ihn ganz und schön.
Und friedlich nur, im Wettstreit des Gesanges,
Ringt fortab deutscher Stamm mit deutschem Stamm
Und auch den Nachbarn bieten gern wir Gruß:
Kein friedlich Volk bleib' unsern Festen fern!
Sie mögen kommen und sich mit uns freu'n
Des Friedens, den die beiden Schwester-Reiche,
Vereint der herrlichen Italia,
Mit starken Schilden hüten für Europa!
O möge niemals unser Friedens-Lied
Verstummen müssen und die Deutschen wieder
Anheben müssen jenen Schlachtgesang,
Der brausend einst den Erdteil hat durchdröhnt
Vom Kaukasus bis an Gibraltars Fels,
Den Schlachtgesang, der sich in Heldenkämpfen
Zum Siegeslied der Weltherrschaft erschwang.
Den Frieden suchen wir und nicht den Kampf.
So hebt denn an, ihr weihevollen Töne!

Auch ihr strebt aus der Spannung zur Versöhnung
Und wer die höchste Harmonie gewinnt,
Dem wird in diesem Kampf der Siegeskranz!

Allen Deutschen.

Das Blut, der Stamm dem Manne flicht das heiligste der Bande:
Der Deutsche, der kein Deutscher nicht, — deff' Name sei die Schande!

Vom deutschen Lied.

Das wie mit Odhins Wunderwaffen
In raschen Schlägen, schlachtbewährt,
Uns ruhmvoll hat das Reich geschaffen, —
Wir preisen's hoch: das deutsche Schwert.
Und das im Frieden leise webte
Der Treue Band um Süd und Nord,
Mit Einem Geist uns all belebte, —
Vergeßt es nicht: das deutsche Wort.
Doch das in langen, bangen Tagen,
Da jede Hoffnung däuchte tot,
Den Ruhm aus unsrer Vorzeit Sagen
Als Trank der Auferweckung bot,
Das nie verstummte, nie verzagte,
Das zürnte, weckte, mahnte, riet,
Dem Fremdherrnzwang zu trotzen wagte: —
Das war das kühne, deutsche Lied.
Und als zum Schutz des Rheins die Scharen
Auszogen, zog es treulich mit
Und — nach dem Kampf — Triumphfanfaren
Anhob es zu der Sieger Schritt.

Und segnend soll, bis Zank und Streiten
Versöhnt aus unsrem Volke schied,
Beschwichtend soll die Schwingen breiten
Ob unserm Reich das deutsche Lied!

Schwabenlob.

Fest der Bodenseevereine.

Wie heißt der deutsche Stamm, sagt an,
Der hier den schweren Kampf begann,
Mit Blut besprengend Thal und Strom,
Den langen Riesenkampf mit Rom?
Wer warf in todesfreud'ger Lust
Entgegen kühn die nackte Brust,
Mit Framea nur und Mut bewehrt,
Dem mörderischen Römerschwert?
Wer, wie der Bergstrom zornig wild,
Der Deich und Dämmung überschwillt,
Durchbrechend der Kohorten Schild,
Warf an des Grenzwall's Wachtkastelle
So unermüdlich Well' um Welle,
Bis daß des Weltreichs Zwingherrschaft
Zerbrach vor deutscher Waldeskraft?
Nicht hat der »limes« sie gerettet,
Die Kette, meisterhaft verkettet,
Von Spähturm, Castrum, Lagerschanze,
Nicht Notsignal im Feuerglanze,
Nicht „Steinballist" und nicht „Skorpion":
Zuletzt ist doch entsetzt gefloh'n
Nach drei Jahrhundert langem Droh'n
Die zweiundzwanzigste Legion:
Und von der Donau strömte bald
Bis übern grünen Wasgenwald

Blondhaarig Volk, das Schwert und Pflug
Und deutsche Sprache westwärts trug
Und unausreißbar Wurzel schlug.
Die Sieger, die dies Land gewannen,
Es sind des Schwarzwalds Edeltannen: —
Die hochgemuten Alamannen.
Und sagt, wie hieß der Stamm von Helden,
Von dem noch heut' die Sagen melden,
Von Salzburg bis Sicilia,
Kyffhäuser bis Apulia,
Das adlerflüglige Geschlecht,
Das Deutschen Reiches Ruhm und Recht,
Des Sieges Glanz, der Dichtung Kranz
Trug bis nach Rom und nach Byzanz,
Deff' Harfenklang vom Staufen rauschte,
Deff' Machtgebot Palermo lauschte,
Das kühn in einer finstern Welt
Italiens Schöne hat gesellt
Des Orients Pracht und deutscher Kraft,
Die Blume deutscher Ritterschaft?
Wer sang uns, unerreichten Klangs,
Das hohe Lied des Minnesangs,
Das Lied aus eitel Golde
Von Tristan und Isolde? — —
Der Hohenstaufen Siegesfahrt,
Der Kaiser mit dem Flammenbart,
Der ach so lang! im Berge schlief,
Und Meister Gottfried, der uns tief
Der Minne Wesen offenbart: — —
's ist alles Alamannen-Art!
Und wer hat uns den Hort gewahrt
Von deutschem Denken, deutscher Dichtung,
Als der Verwelschung und Vernichtung,
Der Zwietracht schien und Fremdherrschaft
Verfallen unsres Volkes Kraft?

Wer gab den Dichter, dessen Reine
Weit hinter sich läßt das Gemeine,
Bei dessen Namen schon das Herz
Zum Ideal schwebt sternenwärts,
Zugleich ein Sänger und ein Held?
Wer hat den andern ihm gesellt,
Der seiner Lieder gold'nen Segen
Hat ausgestreut wie Apfelregen,
Ein Wirt, gastfreundlich, wundermild,
Den Rauschebart im Wappenschild? —
Wer hat des Forschergeistes Wagen
Kühn in die höchsten Höh'n getragen
In staufergleichem Adlerflug,
Daß schwindelnd fast er überschlug?
Wer hat noch jüngst des Weltalls Regung,
Der Kraft Geheimnis und Bewegung,
Der Wärme Leben uns enthüllt? —
Ein Schwabenherz, selbst gluterfüllt!
Denn — merkt's in allem deutschen Land —
Unschöpferisch ist der Verstand:
Der Geist allein, dem Phantasie
Die Schwungkraft und das Feuer lieh',
Er schafft, nicht frost'ge Nüchternheit! — —
Darum hat Schwaben alle Zeit
Schon seit des limes blut'gen Tagen
Im Vorstritt deutschen Geists geschlagen.
Und jenes starke Heldenhaus,
Das auf der Slaven Wust und Graus
Ein Preußen schuf granit'nen Bau's,
Ein Preußen, schneidig, scharf und fest,
Des Reiches Wehr gen Ost nach West,
Der Hohenzollern Geist und Gaben: —
Sie sind aus Schwaben!
Und nicht allein der Poesie
Und Forschung Vorstritt tragen sie:

Es sind bekannt im ganzen Reiche
— Und drüber 'naus! die — „Schwabenstreiche":
Wie heldenherrlich starben sie
Auf blut'gem Feld von Champigny! —
Mich aber freut's, den Hochland-Bayern,
Des Nachbarstammes Ruhm zu feiern;
Wir haben manchmal uns geschlagen:
Doch meist vortrefflich uns vertragen.
Der schmale Lech kann uns nicht trennen:
Ich darf Euch nächste Vettern nennen,
Drum sollt' Ihr hoch den Becher heben:
„Die Alamannen sollen leben!"

Friedrichshafen am Bodensee, 6. Sept. 1880.

Fest-Hymne

zur Feier des hundertjährigen Bestehens der Stadt München

(1858).

Edler Heimat edle Söhne,
Scharet hier Euch Mann für Mann:
Stimmet laut der Freude Töne,
Daß es stolz zum Himmel dröhne,
Stimmt den Sang des Jubels an.
Denn ein Fest wird hier gehalten,
Dieser Heimat Ruhm geweiht:
Dank den himmlischen Gewalten,
Daß wir's feiern, stolz der alten,
Stolz auch unſ'rer jungen Zeit.
Ja, ein gütiger Geist hat der Stunde gewaltet,
Da der Keim ward gelegt an der Isara Saum:
Der Jahrhunderte Hand hat ihn liebend gestaltet,
Daß er freudig zum Licht hat die Blüten entfaltet,
Aus winziger Eichel ein herrlicher Baum!

In Trümmer versunken sind tausend Gebilde,
Von Menschen erbaut, die vertraut ihrem Stern: —
Weit deckt ihr vergessener Schutt die Gefilde: —
Doch mit blitzendem Schwert und mit leuchtendem Schilde
Hat München behütet der Engel des Herrn.
Heil dir, süße Heimatstätte,
Laß dir uns're Huld'gung nah'n:
Ring für Ring hat um die Wette
Dir zu goldner Ehrenkette
Manch' Jahrhundert umgethan.
Deutschem Geist und deutscher Sitte
Warst du stets ein festes Haus,
Und schon oft mit eh'rnem Schritte
Zog aus deiner tapfern Mitte
Deutsche Kraft zum Sieg hinaus.
Auf, der Mutter zum Feste die Kränze zu winden:
Denn jeglichen Kranz darf sie tragen mit Recht:
Ihre Bürger bekrönet mit Eichen und Linden,
Ihren Helden soll Lorbeer die Locken umwinden,
Ihren lieblichen Frauen ein Rosengeflecht.
Stolz hebt sich mein Herz, daß die Straßen und Hallen,
D'rin der Knabe gespielt und gehandelt der Mann,
Von des herrlichsten Festes Gesängen erschallen,
Daß die teuere Stätte, mir heilig vor allen,
Nun vor allen die Fülle der Ehren gewann.
Heil dem Wittelsbacher Throne,
Der die Stadt mit Schimmer kränzt:
Dank dem Vater und dem Sohne,
Daß in Deutschlands Städtekrone
Keine Perle schöner glänzt!
Denn, der treuen Stadt gewogen,
Bauten sie voll Huld und Kraft
Kühne Geistes-Brückenbogen:
Im Triumph d'rauf eingezogen
Sind hier Kunst und Wissenschaft.

Ja, Segen und Heil ging dem Hause zur Seite,
Und der Ruhm hat umgrünt das erlauchte Geschlecht:
Sie sind Väter im Frieden und Helden im Streite,
Seit dem ersten, der in Barbarossas Geleite
An den Welschen die Ehre von Deutschland gerächt.
Und werden die Enkel die Türme befragen:
„Wer schuf all' den Glanz, der sich blendend hier weist?"
Die granitenen Zeugen, stolz werden sie's sagen:
„Hier die steinerne Stadt ist von ältesten Tagen,
Jüngst bauten zwei Kön'ge die zweite von Geist."

Zum siebenhundertjährigen Regierungsjubiläum des Hauses Wittelsbach

(1879)

(an König Ludwig II.).

Wo sich des Etschthals Schroffen türmen,
Da hat in todeskühnem Stürmen
Zuerst sich Wittelsbach bewährt:
Voran, voran dem ganzen Heere
Für deutsches Recht und deutsche Ehre
Brach Bahn das scharfe Bayernschwert.
Und an der raschen Isar Hängen
Der Bildkunst schuf und den Gesängen
Haus Wittelsbach ein prachtvoll Heim:
In Alpenerde ließ es senken
Hellenen-Kunst und deutsches Denken
Und — München sproßte aus dem Keim.
Und wölbt ob allen deutschen Stämmen,
Gefügt auf blutgeweihten Dämmen,
Nunmehr das Deutsche Reich sein Dach, —

Vor allem brachte Schutz dem Rheine,
Vor allem zu dem Bau die Steine,
Der König Ludwig Wittelsbach!

An König Ludwig II. von Bayern.

I.

1871[1]).

»Primus vocat Bajuvaros,
Venatores, teli gnaros,
Pulcher rex ac juvenis:
Memor foederis recentis
Et honoris priscae gentis
Et Germani sanguinis.«

„Du zuerst riefst deine Scharen,
Flinke Jäger, schußerfahren,
Bayernfürst im Jugendschwung:
Treu dem neuen Bund und alten
Folgt dein deutsches Herz dem Walten
Edelster Begeisterung."

II.

† 1886.

Primus et »Imperatorem«
Vocat Galliae victorem,
Antevertens aliis:
O quam Hludovici nomen,
— »Gloriosi« — verum omen!
Sonuit Versaliis! —

---

1) Aus dem »Macte Imperator« (1871).

Sors prostravit te crudelis,
Eques! Nobilis! Fidelis!
Sola sunt solatia:
Ingens gloria manebit
Et in corde perfovebit
Grata te Germania. —

Und des Sieges Lorbeerreiser
Wölbtest du zuerst dem Kaiser
Um die Schläfe, Kronengleich:
Und durch Deutschland ging ein Schallen:
„Heil dem Bayer: er vor allen
Hat erfüllt den Traum vom Reich.“
Grausem Los bist du erlegen,
O du königlicher Degen
Edel, treu und ritterlich:
Doch dein Ruhm wird nicht vergehen
Und in Deutschlands Herzen stehen
Wird ein ew'ger Dank für dich.

Schloß Hohenschwanstein.

1886.

Es ragt ein Schloß auf stillen Bergeshöhn,
Wie Dichtertraum, wie Königsthat so schön.
Ein Schlafgemach wie für Held Lohengrin,
Ein Lehensaal, drin könnte Roland knie'n,
Wie für Tannhäusers Lied ein Sängersaal,
Ein Trinksaal wie für Rodensteins Pokal.
Doch in dem Schlafgemach warb Minne nie,
Im Lehensaal bog kein Vasall das Knie.
Im Sängersaal scholl keine Harfe je,
Im Trinksaal saß zu Tisch ein einsam Weh

Zugbrück und Graben schloß die Felsburg ein
Und dennoch drang ein stummer Gast herein:
Der Wahnsinn drang in den umtürmten Ort
Und trug den königlichen Burgherrn fort!

Rat.

Weiseres weiß ich nicht zu wählen,
Als sich ganz und gar zu geben,
Mit Geist und Gemüt,
Mit Liebe, Leib und Leben
Mit Sinnen und Seele den Seinen!
Weh dir, wenn du nicht weißt,
Wer dir die Deinen!
Ein Deutscher bist du!
Für Deutschland denke, dichte, diene,
Lebe und leide,
Sinne, wage und siege
Oder stirb: stark, stolz und stumm!

Weihe des Hauses.

(Einweihung des Buchhändlerhauses zu Leipzig.

1888.

Wohlbegründet steht das Haus,
Von uns selbst gespendet,
Und wir freu'n uns stolz des Bau's,
Blicken froh vom Giebel aus:
Seht, es ist vollendet!
Auch des stärksten Stromes Kraft
Braucht ein sich'res Bette:
Handel, Kunst und Wissenschaft,
Alles, was da Segen schafft,
Fordert feste Stätte.

Aber schutzlos wär' das Haus,
 Schutzlos unser Leben,
Würde nicht, gewalt'gen Bau's,
Über unser Haus hinaus,
 Sich ein andres heben.
Dieses Haus ist erzgebaut,
 Seine Wand sind Speere,
Hoch vom First ein Adler schaut:
Diesem Haus ist anvertraut
 Deutsche Macht und Ehre.
Weh' den Räubern, weh' dem Feind,
 Die den Einbruch wagen:
Zwei Millionen sind gemeint,
Schwert an Schwert, zum Schutz geeint,
 Nieder sie zu schlagen.
Schöner, als wir's je geahnt,
 Ist dies Haus geraten:
Meister Otto hat's geplant,
Meister Hellmuth ihm gebahnt
 Raum mit scharfem Spaten.
Vater Wilhelm hat's geweiht,
 Dank ihm und dem Sohne,
Der da drang in schwerster Zeit,
Pflicht- und That- und Tod-bereit,
 Zu des Hauses Throne.
Diesem Haus, so ruhmesreich,
 Laßt den Gruß uns geben:
Welcher Ruf ist diesem gleich?
Heil dem Kaiser und dem Reich:
 Sie soll'n blüh'n und leben!

York in Tauroggen.

Nun wollen wir heben ein Singen an
In markigen Heldenweisen:
Es gilt dem York, dem ehernen Mann,
Dem Ritter, dem Retter von Eisen.
Empor zum Ruhm zieht mancher schlicht
In der Pflicht nie fehlenden Gleisen:
Wer um höhere Pflicht die Pflicht durchbricht, —
Den Mutigen will ich preisen.
Die schlichte Pflicht, — sie rettete nicht
Vor dem Korsischen Schlacht-Dämonen:
Da wollte, sein Volk zu retten, nicht
Der York seines Kopfes schonen.
Den traurigen Bund, den Bund der Schmach,
Er brach ihn unerschrocken:
„Nehmt meinen Kopf dafür," so sprach
Der York dort zu Tauroggen.
Bald läuteten laut in Land und Stadt
Zum Kampf, zum Sturme die Glocken:
Doch wer den Sturm entfesselt hat, —
Der York war's zu Tauroggen.

Ostpreußens Erhebung.

(Zu einem Gemälde.)

Geknechtet und geplündert und getreten
Seit lange schon lag Preußens Land und Volk.
Die Geißel schwang vielsträngig der Mißhandlung
Der fremde Zwingherr, einem Dämon gleich,
All' unbezwingbar schien er und sein Joch
Nicht abzuschütteln mehr durch Menschenkraft. —

Da brach auf Rußlands eisigen Gefilden
Ein Gottesurteil über ihn herein.
Wie einst den Pharao schlug Gottes Hand
Mit Mann und Roß und Wagen den Tyrannen
Und in der Beresina Flut versank
Sein blut'ger Stern. —
Und nun erwacht im Lande der Ostpreußen,
Durch das der Zug des Übermuts vor kurzem
Sich unertragbar grausam hingewälzt,
Nun wacht in diesen eisenfesten Männern,
Von je gewöhnt an schwersten Kampf ums Leben,
In diesen zähen, harten Herzen wacht
Die Hoffnung auf: „Jetzt ist Errettung möglich!“ —
Und sieh: geschart, in dichten Haufen, drängt
Sich Mann und Weib um den Begeisterten,
Der mit den Flammenworten heil'gen Zorns
Sie mahnt an alle Frevel, die sie litten,
Sie mahnt an alle Flüche, die sie fluchten,
An alle Pflichten gegen dieses Preußen
Des Großen Friedrich, das der Korse sich
Zu schänden erst, dann zu vernichten rühmte,
Mahnt an die bitt'ren Thränen, die Luise,
Die königliche Dulderin, geweint:
„Um Rache schreit zum Himmel auf das Recht:
Die Stunde kam, da Gott der Herr uns selber
Aus Donnerwolken zur Vergeltung ruft!
Erhebt euch! Und der Sturmflut gleich des Meeres
Begräbt der heil'ge Volkszorn den Bedrücker!“
Sieh, wie sie auf ihn hören! — Noch nicht alle
Emporgerüttelt aus dem Druck der Not,
Dem dumpfen, manche noch im bangen Zweifel
Ob jenem Teufel Menschenkraft gewachsen·
Jedoch schon zündete der Funke meist: —
Noch einen Augenblick — dann flammt die Lohe
Zum Himmel auf: das ist kein Flackerfeuer:

Wenn diese Schwerbeweglichen sich endlich,
Die zähen, kühlen Männer von Ostpreußen,
Sich einmal aufgerafft, — dann ruh'n sie nicht,
Bis sie vernichtet oder Sieger sind.
Der Greis, der Mann, der Jüngling, ja der Knabe,
Schon ballen sie die Faust, als schwängen sie
Bereits den Kolben des Gewehrs, der grimmig
In Leipzigs Thoren bald zu Hunderten
Zerschmettern die Franzosenschädel soll.

Zur Körnerfeier

am 23. September 1891.

Wer ist in unsrer Sänger Schar
Der Jüngling, dessen dunkles Haar
Ein blut'ger Eichkranz schmückt?
Wer ist der Degen kühn und wert,
Der, stolz im Tod, das Reiterschwert
Ans treue Herz sich drückt?
Der **Körner** ist's, der Theodor,
Den die Walküre früh sich kor
Zu höchster Ehre Gunst:
Er stieg empor vom blut'gen Feld,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein Morgenstern der Kunst.
Heil ihm! Von Doppelruhm geehrt
Trug er die Leier und das Schwert
In unbefleckter Hand:
Und als er trat in Walhalls Glanz,
War's Schiller, der den eig'nen Kranz
Ihm um die Schläfe wand!
So schwebe, tapfrer Theodor,
Allzeit der deutschen Jugend vor,

Du makelloser Held:
Ein Name, hell wie Gold und Erz,
Ein starker Arm, ein treues Herz,
Ein Tod im Siegesfeld.

Festgruß
(Kölner Sängerfest 1891).

Man lebt vom Brote nicht allein und nicht allein vom Eisen:
Man braucht zuweilen gold'nen Wein, zuweilen gold'ne Weisen.
Für jenen wird der alte Rhein noch sorgen eine Weile:
Daß deutsches Lied nicht roste ein, — sorgt Ihr an Eurem Teile.
Und taugen Euch die neuen nicht, — nicht alle sind sie bieder! —
So singt, eh' Euch der Sang gebricht, die alten immer wieder!
Von wahrer Lieb', von klarem Wein, von treuer Freundschaft Bande,
Von Waldesgrün, von Frühlingsschein und — stolz — vom Vaterlande.
Denn ist auch nicht durchs Singen grad das Vaterland genesen,
Ist doch ein tapf'rer Kamerad das deutsche Lied gewesen.
Es zog mit uns auf Schritt und Tritt getreu vor zwanzig Jahren:
„Die Wacht am Rhein" ging immer mit, soweit wir sind gefahren.
Und dräuen Feinde um und um, — soll's uns zum Schweigen bringen?
Die Angst ist still, die Furcht ist stumm: der frohe Mut will singen.
Ja, trotz der Feinde Hohn und Spott soll laut gesungen werden:
Im Himmel lebt der alte Gott und deutsche Kraft auf Erden! —
Und klingen oft im Deutschen Reich mißtön'ge Melodieen, —
Droht uns Gefahr, — erschallt's sogleich in schönsten Harmonieen:
„Und ob die Welt voll Teufel wär', und wollt' uns gar verschlingen:
Wir Deutsche fürchten uns nicht sehr, wir Deutsche wollen singen."

Zum Jubelfest der Leibhusaren.

9 August 1891.

Vor hundertfünfzig Jahren war's· da sann
Auf immer Größ'res Preußens junger König:
Zu schärf'rem Streit schliff schärfer er das Schwert
Und schuf ein schwarz Husarenregiment. — —
Die schwarze Farbe hat seitdem der Ruhm,
Der Sieg verklärt mit seinem hellsten Glanz:
Von dem Oktobertag zu Moldenthein,
Da sie, gesellt den Zietenschen Husaren,
„Den Feind so attackieret, wie noch nie
Die Welt geseh'n," bis zur Dezemberschlacht
Im Schnee vor Orléans. — Ja, thät' es Not, — —
Nicht mit Trompeten nur, — mit Pauken könnten,
Mit den erbeuteten von Hennersdorf,
Und auch mit Pauken, die französisch sprechen,
Die Schwarzhusaren künden ihren Ruhm! —
Es thut nicht Not: es kennt die Welt den Namen
Der »Hussards à la mort« von Heilsberg und
Laon, der „Heurichs" von Berry-au-Bac
Und von Paris. — Sie holten flugs den Schlüssel
Von Luneville ins Zeughaus zu Berlin
Und führten den Gefangenen von Sedan
Gen Belgien. —
Das sind gethane Thaten,
Und nicht ist's deutsche Art, davon zu prahlen.
Das aber höre heut' die ganze Welt
Und unser Kaiser hör's — und soll es glauben! —:
Ruft er einmal die Totenkopf-Husaren,
So werden sie den Säbel freudig kreuzen
Mit Säbel, Lanze und mit Bajonett
Und würdig ihrer Ahnen sich erwahren:
„Drauf los und drein! Getreu bis in den Tod!"
Gott hat es und der Kaiser hat's gehört!

Den Blücherschen Husaren.

(Husarenregiment Fürst Blücher von Wahlstatt [Pommersches] Nr. 5 zu Blüchers 150. Geburtstag am 16. Dezember 1892.)

„Die Blücherschen Husaren!“
Das klingt wie Schlachtfanfaren:
Dabei kann man mit Dichten
Was Besseres verrichten,
Was Schöneres berichten
Mitnichten!
Das tönt wie Schlachtgeschichten
Schon aus dem bloßen Namen.
Hei wie gebraust sie kamen
Bei Pirna und Demmin,
Bei Bützow und Kammin!
Bei Rehau und Sebastiansberg, —
Da waren fröhlich sie am Werk,
Bei Basedow und Frauenstein,
Da fuhren sie wie Wetter drein,
Zu Kruppey und Zweibrücken
Thät's ihnen weidlich glücken,
Bei Bockenheim, bei Schwetz,
Welch scharfes Schwertgewetz!
Sie pflückten sich ein Lorbeerreis
Selbst aus der Beresina Eis,
Wie jagten sie so rachefroh
Verfolgend nach bei Waterloo! —
Und wie in Frankreich sich bewährte,
Auf ihrer alten Siege Fährte,
Die nimmermüde Schar!
Nicht nur in Sedans freud'ger Schlacht,
Auch dort, wo oft bedrohlich war
Des Feindes starke Übermacht:

Auf blutbesprengtem Loire-Schnee,
Bei Artenay, bei Coulmiers
Und wieder dann bei Orléans
Und in dem Glatteis von Le Mans!
Wir sagen's, um zu prahlen, nicht:
Wir thaten nur die Reiterpflicht:
Doch ist's vergönnt, an jenen Namen
Das Herz in Freuden zu erlaben:
Die Zukunft blüht aus solchem Samen!
Und wollen sie's nicht anders haben
Und heißt es wieder einmal traben
Nach Westen oder Osten, —
Wohlan: die roten Knaben,
Sie thäten inzwischen nicht rosten:
Das sollen die Feinde kosten:
Wir fliegen auf unseren Posten
Und unsrer großen Ahnen wert
Schwingen wir das Husarenschwert!

Das Hohenzollernbuch [1]).

Dies Buch will wandern in die deutschen Häuser!
Ein Stück des deutschen Hausrats will es werden,
Doch nicht im Prunksaal stehn bei andrem Prunk, —
Nein, auf dem Tisch, darum allabendlich
Der Lampe Schein die Eltern und die Kinder
Versammelt nach vollbrachtem Tagewerk: —
Dort will es ruhn, vertraulich, handgerecht. —
Aufschlagen soll's der Vater hie und da
Und soll daraus den trotzgemuten Knaben,
Den blondgezöpften Mädchen kurz und schlicht

---

[1]) „Hohenzollernsche Hauschronik." (Berlin, 1889.)

Berichten von den Freuden und den Leiden
Des Hauses Hohenzollern;
Wie sie, entsproßt dem Stamm der Alamannen,
Bei ihrem Flug vom Schwabenland zur See
Auf Nürnbergs Feste kurz den Fittich ruhten,
Bis immer weiter sie der Adlerschwung
Bis an das Bernsteinhaff nach Osten trug.
Und wie zuletzt, zurück zum Süden greifend,
Sie alle deutschen Stämme fest vereint,
Vereint im Glanz der kaiserlichen Krone,
Die ihnen dort auf Sedans Hügelrund
Der Gott des Siegs geschmiedet in der Schlacht! —
Doch nicht von Siegen und von Freuden nur, —
Von böser Zeit auch meldet dieses Buch:
Ja, auch dem Schmerz gebühret sein Gedenktag.
Er mahnt uns ernst, wie selbst verschuldet Unheil
Am schwersten drückt: jedoch er lehrt uns auch,
Wie aus dem Abgrund Mannesmut sich hebt
Am starken, treuen Eichenstab der Pflicht,
Er lehrt, wie Arbeit, unermüdbar zäh,
Aus jenem kargen, vielgeschmähten Nordland,
Dem Sand der Mark, den Sümpfen von Masuren
Dies Preußen schuf, dem als dem Schild des Friedens
Jetzt ganz Europa dankt. — Das that die Zucht,
Das that die harte Zucht der Hohenzollern,
Die strenge Zucht der Arbeit und der Pflicht:
Der Arbeit mit dem Pflug und mit dem Schwert,
Der Pflicht wie auf der Schulbank, auf dem Schlachtfeld:
Sie hielt in Preußen Fürst und Volk vereint
Und Glück wie Unglück teilten sie getreu.
Jedoch dies Buch ist nicht ein totes Buch,
Nicht abgeschlossen ist's und abgethan:
Es lebt! Es wird noch stets daran geschrieben,
Solang am Stamm des Kaiserhauses noch
Ein Reis nur grünt, nur Eine Wurzel treibt.

Allein nicht die Gelehrten setzen's fort!
In jedem Haus führ' es der Vater selbst:
Raum findet hier noch mancherlei Gedenktag! —
Und wie die Glocke Freud und Leid verkündet,
Den Sieg, den Brand, die Hochzeit und den Tod,
So soll dies Buch ein stummes Zeugnis geben
Von Lust und Leid im Haus der Hohenzollern
Und, so vererbt vom Vater auf den Sohn,
Soll's lehren von Geschlechte zu Geschlecht,
Wie Glück und Schmerz des Kaiserhauses eins
Mit Glück und Schmerz sind dieses deutschen Volks.

Fehrbellin

(18. Mai 1675).

Die bittre Not von dreißig schweren Jahren
Fand längst ihr Ende zwar: jedoch der Friede,
Der diesen Krieg beschließt, ist hart und bitter,
Fast wie der Krieg war: reich an Schmach und Landraub!
Der Fremde reißt an sich alt=deutsche Marken.
Heil dir, du brandenburgisch Schwert! — Hell blitztest
Du auf bei Fehrbellin und du gewannst
Nach langer Zeit den ersten deutschen Sieg.

Regierungsantritt Friedrichs des Großen

(30. Mai 1740).

Der strenge, kluge Vater hat gespart,
Gedrillt mit harter Hand in strenger Zucht,
Kopfschüttelnd ob dem andersart'gen Sohn.
Ja, Falk, dir wuchs ein Adler in dem Horst!
Bald fliegt er sonnenwärts, der junge Aar,
Und zeigen wird sich der erstaunten Welt,
Was auf des Vaters müheschwerem Grundwerk
Der Genius Friedrichs Großes bauen kann.

Roßbach

(5. November 1757).

Nur ernsten Tons gedenkt der Deutsche sonst,
Der Schlacht, der männermordenden: jedoch
Ein leises Lächeln spielt um seinen Mund
Beim Namen „Roßbach". Ei, welch' lust'ger Klang!
Wie sausen die Husaren durch das Feld!
Ist's eine Schlacht? Ist's nur ein Pferderennen?
Welch' bunte Beute sandte her Paris!
Der Gott Humor hat diesen Sieg gewonnen!

Leuthen

(5. Dezember 1757).

Welch' blutig Ringen um den Zettelbusch!
Es steht die Schlacht, das grimm'ge Dorfgefecht!
Hier blitzt das Bajonett, hier schneiden pfeifend
Husarensäbel durch die graue Luft
Und dumpf erkracht der Donner der Kartaunen.
Jetzt, schräge Schlachtordnung, bewähre dich!
Ja, sie bewährt sich! Wie durch Nacht der Morgen
Bricht sieghaft durch die dräuende Gefahr,
Dein Feldherrngeist, o Friedrich, und dein Stern!

Kaiser Wilhelm I. geboren

(22. März 1797).

Schwül war die Zeit und dunkel, — lang erloschen
Das Auge Friedrichs, das, ein heller Stern,
Lang über seinem Preußen Wacht gehalten: —
Vom Westen Wetterleuchten, drohend, grell —:
Da ward, Frau Königin Luise, dir
Ein Sohn geboren: — — Dulderin, getrost:
Er wird dich rächen! Zweimal wird er einzieh'n
Als Sieger in Paris. — Und „Kaiser" wird er heißen!

Aufruf zur Bildung der Freiwilligen-Korps

(3. Februar 1813).

Wie Hörnerschall, wie schmetternde Fanfaren
Zum Reiterangriff ladender Trompeten
Ertönt der Ruf: „Freiwillige, hervor!“
Das Maß ist voll! Ein Gottesurteil hat,
Ein Eis- und Schnee-Ordal, auf Rußlands Feldern
Gerichtet den Tyrannen: er erlag!
Es fällt die Zwingherrschaft, die Welt wird frei!
Voran, Ihr Preußen: Euer ist der Vorstritt!

Leipzig

(18. Oktober 1813).

Seit grauer Vorzeit wurde hier gekämpft;
Doch niemals stand ein köstlicheres Gut
Auf Schwertesspitze hier, als an dem Tag,
Da Preußen, Österreich und Rußland kämpften,
Drei Adler, mit dem ungeheuer'n Geier,
Der seine Schwingen über ganz Europa,
Von Polen bis nach Spanien hielt gespannt:
Die Adler siegten und der Geier floh.

Dombaufest in Köln

(15. August 1848).

Und wieder tönt der Glocken Feierklang
Durch Preußisch Land: er schwebet und er schwinget
Leis auf der Flut des alten Rheins dahin:
Nicht Siegesläuten ist's: ein heilig Werk
Verkündet er dem heil'gen Köln: den Dom,
Den großer Ahnen großer Sinn begonnen,
Und den ein klein Geschlecht verzagend aufgab, —
Ihn bauen würdigere Enkel aus!

Düppel

(18. April 1864).

Und wieder ist's in Preußen trübe Zeit:
Es hadern Fürst und Volk um Recht und Unrecht
Und unterdessen spotten über beide
Und über Deutschlands Ohnmacht schlimme Nachbarn:
Das deutsche Schwert, — es gilt als eingerostet.
Horch auf: da kracht's bei Düppel! Schuß auf Schuß!
Ein neuer Tag der Weltgeschichte stieg,
In Pulverdampf gehüllt, gewaltig auf.

Sedan

(1. September 1870).

Es wälzet blut'ge Wellen hin die Maas,
Es krachen tausend Feuerschlünde von
Den Höh'n herab zu Thal! Jetzt auch im Norden!
Dort bei Givonne! — Geschlossen ist der Ring:
Hie Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberger!
Ein Führer und Ein Wille und Ein Sieg!
Es sinkt der Tag. — Aus Sonnengold gewölbt,
Welch' strahlend Bild! 's ist eine Kaiserkrone!

Krönung Friedrich I. zu Königsberg

(18. Januar 1701).

Verkündung des Kaisernamens zu Versailles

(18. Januar 1871).

Hell klang die Glocke in der alten Stadt
Am Pregel über nied're Dächer hin,
Als sich zuerst das schlichte Preußen setzte
Den Königs-Namen — krongleich — auf die Stirn.

Doch heller klang die Glocke zu Versailles
Und herrlicher, als alle deutschen Fürsten
Im Spiegelsaal des „Königs Sonne" Wilhelm,
Den Sohn Luisens, nannten ihren Kaiser.

Bei Empfangnahme einer preußischen Fahne durch einen Kriegerverein.

Wir grüßen dich, du heilig Zeichen,
Mit ehrfurchtvollem Weihewort:
Panier des Ruhmes sondergleichen,
Dich, Preußens und des Reiches Hort.
Uns soll dein Schwarz, das ernste, mahnen,
Daß nur der Ernst der treuen Pflicht
Dem Krieger auf den blut'gen Bahnen
Den dunkelfarb'gen Lorbeer flicht.
Und daß nur Edle sich bewähren,
Wie Gold in Glut, im Kampfe heiß,
Das soll dein strahlend Weiß uns lehren:
Denn nur der Reinheit wird der Preis.

Zur Fahnenweihe.

Gegrüßt, du stolze, teure Fahne,
Gegrüßt, du freudiges Panier,
Dein Rauschen und dein Flattern mahne
Uns stets der Pflicht: wir folgen ihr,

Wenn dir wir folgen, heilig Zeichen.
Schlicht ist des Preußen Heldentum:
Die Treue kränzt uns nur mit Eichen,
Mit Lorbeer nicht prahlt unser Ruhm.
Laß andre gleißen bunt in Farben,
Uns ziemt dies stille Schwarz und Weiß!
Die rein gelebt und tapfer starben, —
Sie ziert der Ehre höchster Preis.

„Jung=Bismarck"

(zu einem Bilde des Fürsten Bismarck aus dessen 16. Jahre).

In diesen Zügen, fast von Mädchenweiche,
Wer ahnt darin den künftigen Gewaltigen,
Den Sturmumwetterten, den Erzgestaltigen,
Der da zerschlagen wird und aufbau'n Reiche?
Zwar kündet auch dies Antlitz schon die Kraft:
Wie trotzt das Kinn, wie baut so hoch die Stirne
Ein stolz Gewölb' dem schaffenden Gehirne:
Doch ist „Jung=Bismarck" nicht „Jung=Siegfried=haft".
Ihm fehlt die Hornhaut, die ihm sehr vonnöten!
Nicht, weil ihm Dänen, Habsburg und Franzosen
Im offnen Kampf bald Schild und Helm umtosen:
Nicht Feindeslanzen wird sein Herzblut röten.
Doch wehe, weh, daß ihm die Hornhaut fehle,
Wann einst ihn trifft mit giftgetränkten Pfeilen
— Wie schwer, wie schmerzreich diese Wunden heilen! —
Der Undank seiner Deutschen in die Seele.
Doch nicht um Dank und Lohn hat er gestritten:
Aus Dienstpflicht für den König, seinen Herrn,
Und auch aus Lieb' zu seinem Volk, wie gern
Er stolz sich oft mag dessen Lob verbitten.

Wann er entrückt ist der Parteiung Treiben,
Wird das Gewölk, das ihn umwogt hat, fallen
Und leuchtend in der Weltgeschichte Hallen,
Dicht bei Arnim, wird stehn sein Erzbild bleiben.

Zum 15. Dezember 1885

(als dem Fürsten Bismarck ein weiterer Hilfsarbeiter von dem Abgeordnetenhause verweigert ward).

Es war einmal ein Volk, dem Gott gab einen Helden,
Der traf mit jedem Schuß, wie alte Sagen melden.
„Zwölf Feinde stehn im Feld," so sprach der große Held,
„Gebt mir der Pfeile zwölf, so werden sie gefällt."
Da rief das kluge Volk: „Nein! Nein! Ich will mein Recht!
Sechs Pfeile sind genug: — Du schießest nur so schlecht!"
Da ging ein Schrei des Hohns durch alle Nachbarlande!
Lebt sie denn wieder auf, die alte deutsche Schande?

Zu einem Bilde Kaiser Wilhelms I.

Ja, das ist unsres ehrfurchtwürd'gen Kaisers,
Ist unsres „Barbablanca" teures Antlitz. — —
Wohl mag der Fremdling bei dem Anblick fragen:
„Wie? — Diese Züge, mild und väterlich,
Sie sind des fürchterlich Gewaffneten,
Des Kämpfers Bild, den zwanzig Siegesschlachten
Erwiesen als Europas stärksten Mann?
Des Recken, der in blitzgeschwinden Schlägen,
Als trüg' er Donars Hammer in der Hand,
Der niemals fehlt und stets zur Faust zurückfliegt,
Das kriegsgewalt'ge Frankreich niederwarf
Vom Wasgenwald bis an den Ocean?

Des Schrecklichen, auf dessen Machtgebot
Der Erdball zittert unter ehrnem Schritt
Zehnhunderttausend reisiger Germanen?“

Der ist es, Fremdling: — — doch ein andrer noch,
Den Ihr nicht kennt, wie wir ihn, segnend, kennen:
Das ist der Sohn der Königin Luise,
Der Dulderin, der ihres Volkes Weh
Das edle Herz zerknickte: — jener Frau,
Die wir gleich einer Schutzgöttin verehren.
Das ist der Bruder, welcher einfach, schlicht,
Ein Mann war in sehr männerarmer Zeit,
Nicht eitel träumte, doch auch nicht verzagte,
Und seine Pflicht that, treu wie ein Soldat. — —
Der, als des Herrschers höchstes Glück ihm ward:
Erlesne Diener, unvergleichliche,
Für Rat und Schlacht in seinem Volk zu finden,
Dies Glück verdiente, weil er sie erkannt
Und dicht an seinen Thron berufen hat,
Sich ihres Ruhmes freuend, ohne Neid. — —

Das ist der Fürst, den, als der Gott des Siegs
Mit unerhörtem Lorbeer ihm das Haupt
Fast überwält'gend krönte, doch der Duft,
Der höchst gefährliche, dämonische,
Der jenem Blatt entströmet, nicht berauscht hat,
Der friedlicher nach jedem Siege ward,
Und der das stärkste Kaiserschwert der Welt
Zum Schutz des Friedens nur gegürtet trägt. —

Berauscht hat ihn auch nicht des Volkes Jubel,
Das er aus siebenhundertjähr'ger Schmach,
Aus seiner Zwietracht Elend und Verzweiflung
Erlöst hat und vereint: er blieb bescheiden:
In kindlich-frommem Sinn, den auch die Männer,
Die ihn nicht teilen können, ernst verehren,
Gab er die Ehre seiner Siege: Gott. —

Jedoch das Rührendste — noch nannt' ich's nicht,
Darum so warm dies Angesicht wir lieben. — —
Wie würde mancher, der nicht Krone trägt,
In Haß, nein: in Verachtung längst der Menschen
Versteinert sein, nur stolz der Pflicht noch dienend,
Doch alle Liebe tötend in der Brust,
Der nur den kleinsten Teil der Niedertracht,
Des Undanks und der mörderischen Bosheit
An sich erfahren, welche dieses Haupt
Seit vier Jahrzehnten wechselvoll erlitt:
Wer dürft' ihn schelten, hätte kalter Ekel
Ihn längst erfaßt an allem Menschlichen? — —
Nun schau' es an, dies Antlitz voller Güte,
Die menschen-freud'ge Milde dieses Blicks! — —
Entweiht hat Schmeichelei gar oft den Namen,
Den heiligsten, den Menschenlippen sprechen,
Den Vaternamen, Fürst und Volk belügend:
Doch jener Greis mit seinem warmen Herzen
Für dieses Volk voll Undanks und voll Thorheit, —
Dem Vater gleicht er, der der Söhne Schuld
Mit ungeschwächter Lieb' und Treue lohnt. — —
Dies ist das Bildnis unsres Vaters Wilhelm:
Du weißt nun, Fremdling, wie wir ihn verehren: —
Es hat kein ander' Volk ein gleiches Haupt. — —

An Kaiser Wilhelm I.

(1884.)

„Niemals" — hast du gesagt — „werd' ich von Bismarck lassen!"
Ja, wahre Größe kann auch andrer Größe fassen
Und daß du neidlos hast des andern Ruhm ertragen, —
Gerührt dankt dir's dein Volk in allen künft'gen Tagen.

Zur Begrüßung Kaiser Wilhelm I. in Ostpreußen.

Willkommen, Herr, in deines Ostens Mark!
Zwar ist sie schlicht und rauh, doch treu und stark.
Hierher hat dich in zarter Kindheit Tagen
Der Weltgeschichte Wirbelsturm vertragen:
Jedoch von hier auch hat mit Siegeskraft
Der Adler Preußens sich emporgerafft:
Von hier aus ging dein Weg, Luisens Sohn,
Bis auf des deutschen Reiches Kaiserthron.
Ostpreußen spiegelt so, ein blanker Schild,
Dir deines ganzen Lebens reiches Bild
Und zeigt, wie Gott mit wunderbarer Gnade
Gesegnet überschwenglich deine Pfade.
So rufen wir, von Glut des Danks entglommen:
„In deines Ostens Mark, o Herr, willkommen!"

Zur Feier der goldenen Hochzeit des deutschen Kaiserpaares.

(11. Juni 1879.)

Wie hochgemut euch auch vor fünfzig Jahren
Die jungen Herzen freud'ge Hoffnung hob: —
Das konntet ihr nicht hoffen, zu erfahren,
Das Herrliche, das euch die Norne wob!
Reich wollte Gott an euch uns offenbaren,
Wie überschwenglich er mit Ruhm und Lob,
Mit Glanz und Segen jene kann begnaden,
Die, ihm vertrauend, zieh'n auf edeln Pfaden.
Blickt um euch! Von der Zugspitz Alpenweide
Bis an der Ostsee weißen Dünensand,
Von Straßburgs Münster bis zur Pregelheide, —
Millionen Herzen sind euch zugewandt.

Ein gold'nes Band verknüpft nicht nur euch beide:
Euch eint mit eurem Volk ein gold'nes Band:
Und jene fünfzigjährigen Myrtenreiser
Als Lorbeer kränzen Kaiserin und Kaiser.

Prolog zu dem Fest zu Gunsten des Heims für verwahrloste Kinder und des Tierschutzvereins in Königsberg.

(1886.)

Vor vielen Jahren war's, in meiner Heimat,
Da fand ich — fast ein Knabe war ich noch —
In meines Vaters Gartenhag ein Vöglein
Im Märzenschnee und Märzenwind erstarrt.
Es saß am Weg, ich griff es mit der Hand:
Nicht fliegen konnt' es mehr, doch war's noch warm,
Halboffen noch das seelenvolle Auge.
Ich sprang damit ins Haus und pflegte sein;
's war ein Rotkehlchen. Die sind traut vor allen.
Ich hab's gerettet und es liebte mich. —
Als hell die Maiensonne schien ins Zimmer,
Stieß ich das Fester auf: jedoch klein Robin
Besann sich lang', eh' er vom Gastfreund schied;
Am Fenstersims noch einmal wandt' er sich
Und sah mich an mit seinen klugen Augen,
Das Köpflein seitwärts drehend, überlegend,
Dann — wirklich, es ist wahr! — sang er nochmal
Mich dankbar an mit lieblichem Gezwitscher,
Und endlich, zögernd, flog er in den Garten.
Er blieb im Garten viele Jahre lang
Und hört' er nur die Gitterthüre knarren,
Gleich flog er mir entgegen aus dem Busch
Und sang mich an mit dankbar frohen Augen.
Und wann der Herbstreif auf die Bäume fiel,
Dann kam er an mein Fenster bald geflogen

Und pickte dran, bis ich ihm Einlaß gab,
Und ward mein Wintergast: wir schlossen Freundschaft,
Wir haben uns recht lieb gehabt, wir beiden,
Und als er starb, begrub ich ihn mit Thränen. —

O liebe Leute, kluge Herr'n und Frauen,
Lacht nicht ob dieser kindlichen Geschichte,
Schaut nicht mit Hochmut auf das Tier herab,
Denn eine Seele schlummert auch im Tier! —

Ist sie doch auch im Menschen nicht gleich wach:
Nein, der Erweckung harrt die Kindesseele
Entgegen und der Pflegung und der Zucht.
Weh um ein Kind, das ungepflegt heranwächst!
Und nicht die Waisen nur sind elternlos:
Die armen Kinder darben auch der Eltern,
Wenn früh der Vater, ach die Mutter selbst,
Verlassen muß das dürftige Gemach,
Das harte Brot des Tagwerks zu verdienen.
Sie wachsen ungehütet auf und einsam
Und — schlimmer noch als einsam, — auf den Gassen,
Verdorben schon bevor sie aufgeknospt,
Dem Spiel, der Kindheit holdem Tagwerk, fremd:
Nicht nur das Spielzeug fehlt, es fehlt die Kunst
Des Spielens und die frohe Lust am Spiel
Und dumpfer Roheit wachsen sie entgegen.

Ja furchtbar ist die Roheit, graunerregend,
Die auch in unserm deutschen Volke gärt
Und Pläne braut entsetzlicher Verbrechen.
Der Stock des Büttels und des Richters Schwert
Mag einen Schößling hin und wieder treffen, —
Des Unheils Wurzel reißen sie nicht aus.
Das kann die Weisheit und die Liebe nur,
Die von der ungeschützten Kindesseele
Fern halten Böses und dem weichen Wachs
Einprägen früh was edel, rein und schön.

Kommt, wack're Männer, kommt, ihr sanften Frauen,
Schließt euren Geist und eure Herzen auf
Und wendet sie den Kindern rettend zu;
Hilflose Tierlein pflegt ihr, die ihr findet, —
Laßt junge Menschenseelen nicht verkommen,
Denn eures deutschen Volkes sind auch sie.
Bekämpft die dumpfe Roheit, die wie Mehltau,
Ausschließend Himmelslicht und Himmelsluft,
Oft schon auf zarte Kindheit schwer sich legt.
Mit treuen Händen schützt die junge Saat;
Aus solcher Tiefe wachsen riesengroß
Die Frevel auf, die nicht nur Thron und Reich,
Die jeden deutschen Herd, die unser Volk
Mit Elend, Schmach und Untergang bedroh'n
O helft uns bei dem schönen Doppelwerk:
Das Kind zu retten und das Tier zu schützen,
's ist hohe Zeit: denn wie die dumpfen Riesen
Bedrohen Asgardhs lichte Götterwelt,
Droht die Vertierung, die unsägliche,
Die Not und Elend groß gesäugt im Volk,
Zu stürzen alles und in Schutt zu werfen,
Was unsre Väter Herrliches geschaffen
Und was uns teurer als das Leben ist,
Ja, was das Leben erst des Lebens wert macht:
Das Vaterland: das Gute, Schöne, Wahre!
Mit jeder Seele, die wir schützend retten,
Entreißen einen künft'gen Kämpfer wir
Dem Feind, gewinnen einen Pfeiler uns,
Zu stützen unsern Staat und unser Wohl:
Wer Kinderseelen rettet, baut am Reich.

An Kaiser Wilhelm I.

(Zum 22. März 1887.)

Nicht wie ein Herrscher unsrer Tage
Steht Kaiser Wilhelm in der Welt:
Nein, wie ein Bild der alten Sage:
Ein Friedens- wie ein Schlachten-Held!
Ihm gab der Schiedwalt des Gefechtes,
Gott Odhin selbst, das Zauberschwert,
Das, wann gezückt zum Schutz des Rechtes,
Nie sieglos in die Scheide kehrt.
Doch nach dem Kampf streut er den Segen
Des Friedens aus der milden Hand
Und schirmt mit ehrnen Schildgehegen
Die Marken dem bedrohten Land.
Nicht Lorbeer nur und Laub der Eichen
Schmückt dieses Greises Schwert und Thron: —
Wie Epheuflüstern hör' ich streichen
Um ihn die Heldensage schon.
Wohl hat gar oft den heil'gen Namen
Des „Vaters" Schmeichelwort entweiht,
Damit gefüllt den Flitterrahmen
Verdienstebarer Fürstlichkeit: —
Doch unsrer Wohlfahrt weisen Rater,
Den Herzog Deutscher Waffenfahrt: —
Ein dankbar Volk nennt seinen Vater
Dich, Kaiser Wilhelm Silberbart!

An Kaiser Wilhelm I.

Zum 22. März 1887.

(Glückwunsch der deutschen Genossenschaft dramatischer Künstler.)

O Kaiser Wilhelm, ehrfurchtwürd'ger Herr,
An diesem Tag, den Millionen feiern,
Nicht bloß im Reich, auch jenseit blauer Meere,
Wo irgend deutsch Gebet zum Himmel steigt,
Vergönn' auch uns vor deines Thrones Stufen
Zu treten· uns, der deutschen Bühne Künstlern.
Laß auch von uns am heut'gen Tage dir
Heiß danken aus den heißen Künstlerherzen:
Denn daß du gern, nach müheschwerstem Tagwerk,
Am Abend die gefurchte Stirn entwölkst
Im Anschau'n unsres heitern Spiel's, — das, Herr,
Ist unser Stolz und unser liebster Lohn. —
Und danken laß dir für das Herrliche,
Das du in Krieg und Frieden für dein Volk
Jahrzehntelang geschaffen. — Gott der Herr
Hat in dem großen Drama: „Weltgeschichte“,
Das er auf dieser Erdenbühne leitet,
Des Helden und des weisen Vaters Rolle
Dir zugeteilt: und zu der Menschheit Staunen
Hast du sie triumphierend durchgeführt:
Der du nach unerhört gewalt'gen Siegen
Mit starkem Arm den unbefleckten Schild
Zum Schutz des Friedens ob dem bangen Erdteil
Beschwichtend hältst. — Wenn Gattinnen und Mütter
Im letzten Fischerdorf am Haff, im Sennhof
Der höchsten Alpe für den Friedenskaiser,
Den Kaiser in dem Silberbarte, beten
Um lange, friedesichre Jahre noch,
So danken auch wir Künstler dir, o Herr:
Denn nur im Frieden reifen unsre Saaten. —

Wir stehn wegab vom blut'gen Werk der Schlachten,
Auch von der Staatskunst sorgenreicher Last:
Dem heil'gen Dienst des Schönen leben wir. —
Doch müßig nicht noch wertlos achtest du —
Stolz sind wir dess' bewußt! — des Mimen Kunst.
Ob wir in heitrem Scherz die Thorheit spiegeln,
Die sich zuletzt gutmütig selbst erkennt
Und, weil sie sich belächelt, weiser wird, —
Ob wir der Leidenschaften wilden Kampf,
Den Helden, der im Untergang am größten,
Den Sieg des ewigen Gesetzes über
Die stärkste Kraft des Einzelnen vor Augen
Dem Volke stellen, das erschauernd bebt, —
Ob wir der Töne Widerstreit versöhnen
Im holden Frieden höhrer Harmonien: —
Wir läutern sie, die Seele deines Volkes!
Von dumpfer Roheit halten wir sie fern
Und tragen hoch sie in den reinen Äther,
Wo schöner Schein Vollkommenheit ersetzt:
Des Ideales Priester sind wir! — —
Sind wir's?
Ob oft die Kraft erlahmt, — wir sollen's sein!
Und wir geloben dir's am heut'gen Tage:
Wir wollen's sein! — — Wie deine Streiter dir
Den Fahneneid der Waffentreue schwören,
Die ihre höchste Pflicht und Mannesehre, —
So leisten wir dir heute das Gelübde:
Verschmähend Eitelkeit und Sinnenlust,
Verschmähend auch der rohen Menge Beifall,
Der reinen Kunst allein mit allen Kräften,
Dem Heilig-Schönen treu und wahr zu dienen:
Das ist des Künstlers Fahneneid und Ehre! — —
Dies ist das Angebinde, großer Kaiser,
Das wir vor deinem Throne niederlegen.

An Kaiser Wilhelm I.

(22. März 1887.)

Wenn heute rückwärts schaut dein Blick, o Herr,
Auf neunzig Jahre wechselvollsten Lebens,
So wird dein frommer Sinn wie einst bei Sedan,
Ausbrechen in den Ruf: „Durch Gottes Fügung
Welch' wunderbare Wendungen!“ Ja wahrlich!
Nicht einem Fürsten unsrer Tage gleichst du,
Nein, einem König alter Heldensage,
In Wandlungen des Schicksals also reich,
Wie nicht die Prosa der Geschichte sie,
Wie Phantasie der Dichtung nur sie pflegt
Dem staunenden Betrachter vorzuführen.
Als Knabe wirst du vor dem bösen Dämon,
Der ganz Europa unterjocht, bis an
Den fernsten Ostrand deines Lands geflüchtet:
Es bricht vor Gram das Herz der lieben Mutter,
Der edelsten, der schönsten Königin!
Bald aber rafft der Adler Preußens sich,
Der schwergetroffne, wieder auf zum Flug
Und sieghaft ziehst du mit ein in Paris
— Zum erstenmal! — und siehst die fortgeschleppte
Victoria, die kriegsgefangen war,
Zurückgebracht aufs Brandenburger Thor. —
Jahrzehnte rollen. — Der gereifte Mann,
In blindem Haß des Unverstands geschmäht,
Wie kaum ein andrer, scheidet schweigend aus
Dem Vaterland. —
Bald wenden sich die Herzen:
Als du den Thron besteigst, begrüßt begeistert
Ein freudig Hoffen dich auf bessre Zeit. —
Und wieder wandelt sich in Streit die Liebe
Und lauter Vorwurf schallt dir grell ins Ohr.

Der nicht verstummt, bis ihn der Schlachten Donner,
Der Weltgeschichte schmetternde Drommete,
Des Sieges Tuba glorreich übertönt.
Der Lorbeer, sonst ein blutbespritztes Blatt,
Er hat den Frieden zwischen Fürst und Volk,
Des Haders Wunden heilend, hier geweiht. —
Und abermals — nach mehr als fünfzig Jahren —
Ziehst du zum Kampf mit Frankreichs Kaiser aus
Und abermals — nach Siegen, wie sie sonst
Die Sage nur, nicht die Geschichte schildert, —
Zum zweitenmal als Sieger reitest du
In das bezwungene Paris. — Ja, und den Traum,
Den sehnlich, schmerzvoll, hoffnungsarm zuletzt
Die Besten längst in unsrem Volk geträumt,
Du machst ihn wahr: Du hebst aus dem Kyffhäuser
Vom Marbeltisch die lang entrückte Krone,
Die Krone Barbarossas auf dein Haupt,
Ein deutscher Kaiser wie so mächtig haben,
Vom Bernsteinhaff bis an die Gemsenwand
Ottonen, Heinriche und Friedriche
Niemals geherrscht —

Und diesen Kaiser — diesen! —

Hat nicht der Lorbeer, nicht die goldne Krone
Des Alters hehre Silberkrone nicht
Geschützt vor maßlos niederträcht'gem Mord:
Franzose nicht, nicht Däne oder Slave,
Nein, Deutsche, Preußen zielten auf den Greis
Und reichlich floß des alten Mannes Blut! —
Ein Schrei der Wut gellt durch die Millionen:
Man fragt: „verdient dies Volk, daß man es liebt?"
Du aber — also rächtest du dein Blut! —
Du sprachst: „Es jammert mich so sehr der Armen,
Der Darbenden, der Elenden im Volk:
Und meine letzte Lebensfreude wäre,
Die Not zu lindern aller Dürftigen,

Doch eilt — ich bitte — denn ich bin schon alt
Und sähe noch den Anfang gern des Werks."
O Kaiser Wilhelm, lorbeerreicher Held,
Nicht deine Siege sind an dir das Größte:
Es ist an dir das Herrlichste dein Herz,
Die Güte, die kein Undank kann verbittern!
Daß du, so oft gekränkt in tiefster Seele,
Gerechten Ekel stets hast überwunden, —
Das ist ein Sieg viel herrlicher als jene,
Darin du Dänen und Franzosen schlugst:
Du bist ein Christ der That, nicht nur des Glaubens!
Und an dein Grab wird einst das deutsche Volk,
Nicht die Bewundrung nur des Helden tragen,
Nein, seinen Vater wird's in dir beweinen.

An Kaiser Wilhelm I.

(Zum 22. März 1887.)

O Kaiser Wilhelm, dein ehrwürdig Bild
Hat schon in deinem Volk die Heldensage,
Da du noch wandelst unter uns, umwoben.
Gleich jenem König Frodi schaut es dich
Als seines Friedens, seiner Macht und Ehre
Lebendig Sinnbild an und besten Hüter.
Ja, in dem letzten Fischerhaus am Haff
Und in dem höchsten Einödhof der Alpen
Spricht Mann zu Weib: „Wir mögen sicher schlafen!
Es wacht für uns im Schlosse zu Berlin
Der greise Held im silberweißen Haar,
Und hinter ihm, den Raben Wotans gleich,
Steh'n seine beiden Helfer auf der Wacht.
So lang' er lebt, ist uns der Friede sicher:
Der Slave wie der Welsche wagen nicht

Den Ansprung gegen dieses Kaiserantlitz.
Er stirbt uns wohl gar nie: Er ist das Reich!
Und unvergänglich gab ihn uns ein Gott."
Und ist dies auch nur frommer Wahn und muß
Das kommende Geschlecht gleich dem von Sedan
Sich selbst verteid'gen unter deines Sohnes,
Des Kampfbewährten, Schild, der uns're Hoffnung, — —
Unsterblich, ob gestorben, wirst du leben
In deines Volkes Dank, o Kaiser Wilhelm:
Und an dein Grab wird tragen dieses Volk
Was es in Weh und Wonne meist bewegt,
Wie an des Vaters Grab verwaiste Kinder!

Dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm.

(Bei einem Frühlingsbesuch in Königsberg von einer Festjungfrau mit den ersten Blumen.)

Es flog zu deinem Einzugsfeste
Der Lenz als Herold dir voraus:
Er schmückte dir das Land aufs beste,
Und gab für dich mir — diesen Strauß!

An den deutschen und preußischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm in San Remo.

(1888.)

Wie schwer du littest auch in langen Tagen, —
Der Schmerz hat eine Goldfrucht dir getragen:
Auf deines Glückes sonnenhellen Bahnen
Die ganze Fülle konntest du nicht ahnen
Der heißen Liebe, welche, tief bewegt
Von Dank und Hoffnung, treu dein Volk dir trägt.

Ja, Dank für alles, was du hast geschaffen
Im Frieden wie im ehrnen Werk der Waffen.
Und Hoffnung! Denn es ruft dein Volk dir zu:
„Rings dunkle Sturmnacht: — unser Stern bist du!"
Es muß dir wohlthun, Herr, in aller Pein,
So überwältigend geliebt zu sein!

Vale Imperator!

(9. März 1888.)

Vale, senex Imperator,
Barbablanca, triumphator,
Reddidisti gloriam
Qui coronae Germanorum
Post viduvium saeculorum
Et creasti patriam!

Quoniam diu non sensere,
Ferrugatum putavere
Germanorum gladium:
Ecce quam stupebant, spretum
Cum tu corruscares fretum
Spumans per Alsenicum!

Petulanter lacessitus
Iusto clypeo munitus
Heeribannum excitas:
Ecce surgunt quotquot gentes
Oras incolunt stridentes
Alpes usque niveas.

Et fiebat opus Martis
Quasi pulchrum opus artis,
Quo triumphat Nemesis,
Cum coronam Germanorum
Tu in »oeco speculorum«
Induis Versaliis.

Ante te occubuerunt
Strenue qui succurrerunt
Tibi, sicut pacti lex:
Principes Obodritarum,
Saxonum et — quam amarum! —
Ludovich, dolorum rex! —

Sed non satis praedicaris
Tubis bellicis perclaris:
Haec est summa gloria:
Nunquam homines sprevisti,
Quamvis vulnera sensisti
Tela per sicarica.

Senem, quem coronae tantum
Aurum non ornavit, quantum
Capitis canities, —
Homicida hunc petivit!
Qua vindicta ultum ivit?
Adoptavit pauperes!

Huic heroi, qui Gallorum
Equitum cataphractorum
Fractas turmas perculit,
Pacis orbis custoditae
Et foederibus munitae
Mundus grates obtulit.

Macte voti compos factus!
Non pugnare es coactus
Post triumphum Gallicum.
In vagina, non nudatum,
Deponamus laureatum
Gladium Sedanicum.

Plangunt hodie Ingvaeones,
Istvaeones, Herminones,
Thule electrifera
Mainau et Amisiae fontes,
Plangunt in Gasteina montes,
Saxa rupicaprica.

Zugspitz plangit Bavarorum,
Ubi terra Germanorum
Proxima sideribus,
Plangunt barbaris vicini
Arenarum inquilini,
Alluit quas Guttalus.

Immo planget infra palmas
Latifolias et almas
Africum tugurium,
Postquam nuntius invitus
Navigaverit contritus
Mare per caeruleum.

Atque ambo illi torvi
Velut Wodani te corvi
Comitati: — lacrimas
Fundit Moltke et dolore
Solvitur austerus ore
Bismarck, ingens, adamas!

Sed per omnes atras nubes
Surget Germanorum pubes:
Moritur, non trepidat:
Quod oportet, — faciamus,
Patriae nos voveamus,
Ut Wilhelmus voverat.

Umbra viva tunc durabit,
Supra galeas volabit,
Tutelaris genius:
Nunc quod docuit, probatur:
Friederich nos consolatur,
Tartari non pavidus!

Lebe wohl nun, Imperator.

Lebe wohl nun, Imperator,
Barbablanca, Triumphator,
Der da frischen Lorbeer wand
Um die Krone der Germanen,
Witwe längst des Ruhms der Ahnen,
Und uns schuf ein Vaterland! —

Weil sie's lang nicht mehr gekostet,
Galt das deutsche Schwert verrostet,
In das Spinnweb-Eck gestellt:
Hei, wie hell es plötzlich blitzte,
Dort, wo Alsens Schaumflut spritzte,
Durch die überraschte Welt!

Dann, vom Übermut beleidigt,
Mit dem Schild des Rechts verteidigt,
Riefst den Heerbann du ins Feld:
Sieh, da griff vom Fels zum Meere
Klirrend alles Volk zur Wehre, —
Eine deutsche Waffenwelt.

Und es ward die Weltgeschichte
Wie zum Kunstwerk, zum Gedichte,
Wo die Nemesis versöhnt,
Als Versailles vor Ludwigs Throne
Mit des Deutschen Reiches Krone
Sah Luisens Sohn gekrönt.

Mancher von den Kampfgenossen,
Die dir, Schild an Schild geschlossen,
Damals folgten ohne Wank,
Sank zu Grab vor dir, dem Greise:
Mecklenburg, — Johann der Weise, —
König Ludwig, — wehekrank!

Aber nicht in Heerhorn-Weisen
Ist dein bestes Lob zu preisen:
Das ist höchstes Ruhmeswort,
Daß mit väterlichem Lieben
Treu du deinem Volk geblieben.
Trotz dem Undank, trotz dem Mord.

Diesen Greis, dem auf dem Throne
Schöner als die goldne Krone
Stand des Weißhaars Silberband,
Traf der Mordschuß! — Und zur Rache
Schloß er sich ins Herz die Sache
Aller Darbenden im Land! —

Und der Held in jeder Ader,
Der die stolzen Stahlgeschwader
Frankreichs in den Staub gefällt,
Ihn, den nie besiegten Fechter, —
Als des Friedens Hort und Wächter
Pries ihn Dank-entzückt die Welt.

Heil ihm! denn ihm ward bescheret,
Was so innig er begehret:
Niemals mußt' er kämpfen mehr!
Eingescheidet können legen
Auf den Sarg wir ihm den Degen,
Noch vom Lorbeer Sedans schwer!

Ach nun trauern die Millionen,
Die vom Fels zum Meere wohnen:
Von Alt-Thules Bernsteinstrand
Bis zu dem Gasteiner Berge,
Und es klagt der Mainau Ferge
Und der Schütz der Gemsenwand.

Wo die höchste deutsche Hütte
An der Zugspitz Felsgeschütte
Einsam, nah den Sternen, ragt,
Wo vom Haff das Fischersegel
Trachtet nach dem breiten Pregel, —
Trauernd steht das Volk und klagt! —

Ja, wo jenseit blauer Meere
Eine deutsche Hofes-Were
Träumend unter Palmen liegt,
Wird nach Monden Wehruf klingen,
Wann dahin auf dunkeln Schwingen
Diese Trauerkunde fliegt.

Und die beiden greisen Knaben,
Welche treu, wie Odhins Raben,
Seinen Siegesgang umschwebt, —
Moltke läßt die Zähre rinnen
Und das Herz, durchzuckt tief innen,
Dem gewaltgen Bismarck bebt. —

Aber dräut auch unserm Volke
Rings manch dunkle Wetterwolke: —
Schmach dem Mann, dem Kleinmut naht:
Laßt uns wacker unsre Pflicht thun,
Laßt sie schweigend uns und schlicht thun:—
Wie sie Kaiser Wilhelm that.

Dann wird er, ob tot, uns leben,
Über unsern Helmen schweben,
Unser Schutzgeist, niemals fern:
Wollt ihr ehren ihn, so zagt nicht:
Deutsche Treu' und Kraft versagt nicht
Und der Hohenzollern Stern!

An Kaiser Friederich.

Heil dir, mein Kaiser Friederich!
Wie klingt der Klang so ritterlich,
Wie Hohenstaufen Harfe!

Nun blitzt es doch vom Throne hell,
Süddeutschlands freudger Kampfgesell:
Von Wörth das Schwert, das scharfe!
Gedenkst du noch, wie dazumal
Von Weißenburg zum Sedanthal
Wir zugejauchzt dir haben?
Die Thüringe, die Hessen gut,
Die Bayern mit dem Löwenmut,
Die Schwertes-frohen Schwaben?
Das war dein Lenz! Es herbstet nun:
Doch auf dem Sitze darfst du ruhn
Der dir gebührt: dem Throne!
Denn hat, vom Vater groß geführt,
Ein Scepter je dem Sohn gebührt,
Gebührt es diesem Sohne!
Wie schwer du littst, — wir ahnten's bang!
Doch, als der Ruf des Schicksals klang:
„Es gilt des Reiches Frommen!" —
Da wußten wir: durch Eis und Schnee
Zum Trotz dem Tod und allem Weh
Wird Kaiser Friedrich kommen!
Und sieh: er kam! Er nahm sein Reich!
Das Herz wird uns so stolz, so weich! —
All Leben muß verderben:
Ob früh, ob spät uns fällt der Streich:
Nur wie wir leben ist nicht gleich,
Und gleich nicht, wie wir sterben.
Drum Heil dir, Hohenzollernsohn,
Auf deinem schwerzumdornten Thron,
Du Dulder, Held und Weiser:
Was nun auch kommt: — dein Volk und du:
Wir tragen es in stolzer Ruh:
Du bist nun unser Kaiser!

Königsberg, 10. März 1888

Trinkspruch beim Abschied von Königsberg.

(22. März 1888.)

Heil dir, Ostpreußenland!
Hier ist die Glut entbrannt,
Die da zerschmolz
In der Begeist'rung Kraft
Korsischer Zwingherrschaft
Ketten und Stolz.

Heil dir, du Preußenstaat!
Eherne Heldensaat
Birgst du im Schos:
Aber vergiß es nicht,
Mehr als des Arms Gewicht —,
Geist schuf dich groß.

Stark bist du einzeln: doch
Stärker das Ganze noch:
Nichts kommt ihm gleich:
Brausend drum ruft mit mir:
Heil uns'rem Höchsten: Dir,
Kaiser und Reich!

An den deutschen und preußischen Kronprinzen Wilhelm.

(Während der 99 Tage. 1888.)

Das war ein wacker, wahr und wuchtig Wort!
Das giebt uns für die Zukunft voll Vertrau'n:
„Seht Ihr," sprachst du „den Fürsten Bismarck dort?
Auf ihn als Fahnenträger müßt Ihr schau'n.
Ihm müssen alle folgen, Ihr wie ich!"
Für dieses Wort, o Prinz, Gott segne dich.
Magst spät, magst früh besteigen du den Thron:
In sich trägt dieses schöne Wort den Lohn.
So werden wir auch unter dir den Alten,
Den treuen Eckart uns'res Reichs behalten!

Kaiser Friedrich †.

Auch du dahin! — Verstummt nun, ihr Gedichte!
Euch überdröhnt der Gang der Weltgeschichte.
Er schreitet schnell! — Wir müssen's stumm ertragen.
Denn dieses Weh zu singen und zu sagen
Vermag kein Mund! — Greift fester Schild und Schwert,
Und sei's zum Siege, sei es zum Verderben,
Im Schweigen, Dulden, Kämpfen, Siegen, Sterben,
Führt sie getreu, der teuren Toten wert!

Bismarck-Lied.

(1890.)

Nun tummle, Germania, dich stolz auf dem Pferd,
Darauf dich dein Bismarck geschwungen,
Auf dem Haupte den Helm, in der Rechten das Schwert
Und den Geist und den Mut unbezwungen.
So sprenge durch Wetter und Stürme dahin,
Du walkürenverschwisterte Reiterin.
Wohl Feinde ringsum! Doch „viel Feind', viel Ehr'",
Du vertraue getrost deinen Sternen;
Dein Bismarck zählte der Feinde noch mehr,
Konnte doch das Fürchten nicht lernen.
Und wir Deutschen haben getreu bewahrt
— Es gruselt uns nicht! — die Siegfried Art.
Und ward er vom Steuer hinweggedrängt,
Wohl muß es dich grämen und schmerzen;
Doch es steht sein Bild, tief eingesenkt,
Sein gewaltiges Bild dir im Herzen.
Es zerbröckelt der Stein, es verrostet das Erz,
Treu wahrt seine Schätze das deutsche Herz.

Der den Staat dir schuf und geschirmt dein Recht
Und dich hob zum Ruhm — aus der Schande, —
Fort lebt er, dein Held, von Geschlecht zu Geschlecht,
Von den Alpen zum Bernsteinstrande,
Von Erwins wiedergewonnenem Dom
Bis zum wiederbefreundeten Donaustrom.
Und sein Bild nicht nur, — sein Vorbild soll,
Ob er lebt, ob er starb, dich erheben.
Heil Bismarck, heil! Schänkt die Becher voll:
Unsterblich soll er uns leben.
Ja unsterblich, wie da hoch in Walhall
Aufleben die Helden nach Tod und Fall.

Zum Gedächtnis Kaiser Wilhelms I.

(1890.)

O Kaiser Wilhelm, wir gedenken dein!
Und Liebe füllt und Wehmut, Stolz und Trauer
Zugleich das Herz uns. — Eine ganze Welt
Steigt vor uns auf, die mit dir sank ins Grab.
Wir sehn dich unverstanden, viel geschmäht,
Das ehrne Rüstzeug schmieden deinem Preußen;
Wir sehn das Schwert dich dreimal zieh'n — stets zögernd
Und stets zum Sieg. — Wir seh'n den Herzenstraum —
Den Traum vom Reich! — glorreich erfüllt durch dich!
Seitdem fast wie ein Königsbild der Vorzeit,
Standst, Barbablanca, du in dieser Welt:
Die Sage schlang schon um den Lebenden
Leis' flüsternd hin ihr epheu-grün Gerank;
Als seinen Vater liebte dich dein Volk
Und unter deinem starken Schilde barg
Europas Friede das bedrohte Haupt. — —

Und dies geweihte Haupt, das heil'ger noch
Als Kronengold des Alters Silber schützte,
Die Mordfaust hat's bedroht, es floß dein Blut.
Und was war deine Rache? — Wärmer noch,
Als je, werkthät'ger liebtest du dein Volk
Und zogst die Armen, Notbeladenen
Erbarmend an dein großes Königsherz!
So woll'n auch wir thun, wenn das Scheußliche,
Das wir erleben, uns ergrimmen will,
Wenn viele, viele Tausende im Volk —
Kaum zwei Jahrzehnte nur nach solchen Thaten! —
Zertrümmern woll'n dies Reich, sich selber schänden
Und die Germania auf dem Niederwald
Zuliebe den Franzosen nieder reißen!
Wenn Ekel uns und Abscheu fassen will
Vor solchem Undank, solcher Niedertracht,
Dann woll'n wir dein, o Kaiser Wilhelm, denken!
Als zweimal dich die Mörderhand bedroht,
Hast du dich nicht mit Abscheu abgewandt,
Hast dich von deinem Thron herabgeneigt
Und schirmend deine Hände ausgestreckt.
Wem unter uns ward weh gethan wie dir?
Nein, dein Gedächtnis ehren wir am treusten,
Wenn wir — gleich dir! — im Ringen nicht ermüden
Für dies bethörte Volk.

An Major von Wißmann
(mit einer gepanzerten Hand).

Dazu gab Gott dem Mann die Hand, die schwert-gefüge Rechte,
Daß er sein Recht, sein Volk, sein Land, bis in den Tod verfechte.
Doch auch, daß sie das goldne Band herztiefer Freundschaft flechte,
Der Ehre, des Vertrauens Pfand von Geschlechte zu Geschlechte.

Heil dir, du wackrer, tapfrer Mann, du Held im Sagen-Sinne:
  Was eine deutsche Rechte kann, — man ward's mal wieder inne.
Das alte, deutsche Heldenmark, die Welt hat's neu erfahren:
  Zum Greifen rasch, zum Schlagen stark und fest zum Treue wahren.

Friedrichshafen, am Sedantage 1890.

Festspiel
zum Empfangabend des VII. deutschen Turnfestes zu München.

(Aufgeführt in der Festhalle am 27. Juli 1889.)

Personen:

Magister Negativus; eine Frau. Turner: ein Preuße, ein Altbayer, ein Württemberger, ein Sachse, ein Pfälzer; andere Turner, Musikanten, Zimmerleute.

Schauplatz: Die Festwiese mit dem Turnplatz, links ein noch im Bau begriffener Bierkeller.

Erster Auftritt.

Man hört hinter den Coulissen rechts ein Turnerlied singen.

Magister. O weh! Weh mir! Welch' gräßlicher Spektakel!
Welch' wüster Lärm! Es ist nicht auszuhalten!
Ich reise her aus meinem fernen Städtlein,
Die Stadt der Kunst und Wissenschaft, dies München,
Bequem und still behaglich zu genießen,
Und finde nun ganz München — plötzlich toll!
Sie schrei'n und blasen überall und laufen
Stets hinter einem Haufen starker Kerle
In Linnenkitteln her und schrei'n: „Gut Heil!"
Und diese Kerle selbst sind — rein verrückt!
Als ob sie alle sich im Selbstmord übten, —
So treiben sie's mit Springen und mit Klettern!
Sie renken sich die Glieder aus! — Mich schmerzt
Mein Arm, mein Fuß, mein Bauch vom bloßen Zuseh'n!

(Das Rufen beginnt wieder und nähert sich.)

Sie nah'n! Ich rette mich!

Zweiter Auftritt.

Magister. Die Frau.

Die Frau. Wohin, mein Freund?
Magister. Gleichviel, wohin! Nur fort von hier, Madame!
Frau. Ich heiße nicht „Madame" — ich heiße: „Frau".
Magister. Sind Sie von hier?
Frau. Ich bin auch hier zu Hause.
Magister. Dann sagen Sie mir nur, um Gottes willen,
Was (man hört wieder rufen) — hören Sie's? — Was all der Lärm bedeutet?
Ward dieses München denn ein Narrenhaus?
Frau. Ein deutsches Turnfest feiert froh die Stadt.
Magister. O Jemine! Ein Turnfest? Weiter nichts?
Ich weiß zwar nichts vom Turnen, sah es nie . . ., —
Frau. So bleibt! Es wird Euch gut thun, das zu seh'n.

Dritter Auftritt.

Die Turner treten auf.

Frau. Gebt acht! Sie fangen an!
Magister. O! Weh! Mir graut! (Das Turnen beginnt.)
Frau. Nun, wie gefällt Euch das?
Magister. Nun, just nicht übel.
Jedoch mir scheint, die ganze Turnerei —
Altbayer. Wos scheint Eana? — Is Eana was net recht?
Sie derfen's ja grad sagen, nachha . . .
Sachse. Ne!
Mein Kutester, ich bin Se sehr gemidhlich,
Doch auf die Durnerei laß ich nischt gommen,
Da werd' ich ungemidhlich, heren Se.
Württemberger. Moi Herrgottle, was isch den des für Diner?
Pfälzer. So sin de Spatzescheiche in der Palz.
Preuße. Na nu, mein Herr, wer sind Se ejentlich?
Magister. Ich bin . . . ich bin . . .

Altbayer. Der woaß net, wie er hoaßt!
Du bist a saubres Mannsbild!

Frau. Laßt von ihm.
Es ist der Herr Magister Negativus
Aus Selbstsuchtheim im Kreis Philisterland.
Ich kenn' ihn lang und wenig lieb ich ihn:
Jedoch das Wort ist frei! Sagt Eure Meinung.

Magister. Dank, hohe Frau. (für sich) Ich mag sonst nichts als mich ... —
Doch diese Herrliche ... — man muß sie mögen.

(Zwei Zimmerleute bringen von rechts das — verhüllte — Wirtshausschild für den Keller und hängen es über dem Eingang zu dem Keller-Haus auf.)

Magister (zu dem Altbayer). Was ist denn das für ein Gebäude?

Altbayer. Dös?
A neuer Keller wird's, der allertiefste
Im Boarnlandl und im Deutschen Reich.
Du, da bal'st nei fallst, Mandl, na bist hin!

Magister. Und wie wird dieser Riesenkeller heißen?

Altbayer. Schaug hin!

(Die Zimmerleute streifen die Verhüllung ab; in großen Buchstaben steht auf dem Schild: „Zum deutschen Durst!")

Magister. „Zum deutschen Durst!"

Pfälzer. Net wahr, do guckst de!

Sachse. Herr Jemersch ne! Das is Se wohl sehr diefe?

Altbayer. Freund, do host recht! grad wie der Walchensee:
Do findst koan Grund!

Frau. So sprecht! Was denkt Ihr von der Turnerei?

Magister. Aufrichtig denn: es mag ein Spiel für Knaben
Das Turnen sein, doch nicht ein Werk für Männer;
Wofür ist's gut?

Altbayer. Ah! sackra! Dös is stark!
Pass' auf! Bal's brennt, und dro'm — im vierten Stock —
A Wei, a Kind, verzweifelt ringt's die Händ': —
Wie kimmst denn auffi, bal's d'net kraxeln kannst?

Magister. Ich werd' doch nicht so dumm sein, das zu thun!
Dafür hat man die hohe Polizei.

Preuße. Wie die woll ruff kommt? Meenst de: per Ballon?
Und wenn ein Schiff am Strand in Not, wie globst de
Daß ener rudern kann un retten, wenn
Er Arme wie die Schwefelhölzken hat?
Sachse. Und wenn's im Bergwerk kracht und bricht, — weeß Kneppchen! —
Wenn de nich springen wie ein Heuschreck kannst,
Wie kommst de über Kluft und Spalt zu Hilfe?
Magister. Ich rud're nicht und springe nicht: ich schicke
Zur Polizei.
Pfälzer. Sie were doch keen Narre mache welle!
Derweil versauft mer und verstickt mer jo!
Magister. Dafür bezahl' dem Staat ich meine Steuer,
Daß er mir hilft.
Frau. Wer aber hilft dem Staat?
Württemberger. Die Frau isg'scheit: — is g'scheiter als wir alle.
Magister. Dem Staat? dem Staat? — Ei, der muß selbst sich helfen!
Frau. Gewiß: das heißt, sein Volk, stark, rasch und kühn.
Preuße. Die Frau hat recht! —
Sachse. Se kommt mer so bekannt vor.
Altbayer. Recht hat's, dös Wei! Ah sackra, schiach war's ganga
Bei Weißenburg, hätt' i nett krazeln könna
Den Geisberg 'nauf.
Württemberger. Und sell bei Champigny!
Breit war'n die Gräb'n: — da hat's hupfe g'heiße!
Preuße. Und wär'n wir nich jeritten wie die Deibel, —
Zurück kam keiner mehr von Gravelotte.
Pfälzer. Jawohl! Do hat mer's g'sehe dunnemols:
Mer wore gottserbärmlich d'rin gehockt,
Die scheene Palz und all der gute Woi, —
Wenn mer kei Kraft net in die Knoche hätte.
Magister. Ich dacht' es wohl! — Da wollt ihr mir hinaus?
Jedoch, ihr Herr'n, das kann ich widerlegen.
Man kann's in allen Zeitungen ja lesen. . . —
Altbayer. So? Nachha is net wahr!

Magister. Sogar in officiösen Blättern stand's.

Schwabe. Is au net allmol wahr!

Magister. Das Deutsche Reich, — nicht Sänger, Schützen, Turner,
Ganz andre Leute haben das gemacht.

Frau (nachdrucksvoll). Gewiß! Das that der Kaiser Barbablanca,
Mehr jene beiden, die, wie Wodans Raben,
Von seiner Schulter nie gewichen sind,
Mit Rat und That: der Bismarck und der Moltke.
Doch fragt den Feldmarschall, den Moltke, selbst,
Ob er mit seinem Feldherrnstab allein
Den Feind bezwungen hätte, ob er nicht
Ein Heer bedurfte, nein, ein ganzes Volk,
Das nicht aus zagen Schwächlingen bestand:
Ein Volk von Männern mit geübter Kraft,
Ja, mit geübtem Mut: denn auch den Willen,
Nicht nur des Armes Muskel, gilt's zu üben.
Die viel verlachten Sänger, Schützen, Turner,
Sie hatten vorbereitet Leib und Seele
Des deutschen Volk's, daß es ein wacker Werkzeug,
Ein Schwert des Siegs ward in des Führers Faust.

Preuße, Altbayer, Sachse, Württemberger, Pfälzer.
Bravo! Die Frau hat recht! Wer mag sie sein?

Alle. Seht Ihr's jetzt ein? Habt Ihr's begriffen? Sprecht!

Magister (weicht, stets rückwärtsschreitend, in den Keller unter den Eingang mit dem Wirtshausschilde zurück).

Altbayer. Schaug auf, du Sackra! Sonst liegst scho glei drunt!

Magister (schreit auf und stürzt rücklings die Treppen in den Keller hinunter).

Frau. Wer hilft ihm?

Alle Turner. Ich! (Alle eilen herzu.)

Altbayer (faßt den Preußen an der Hand).
Komm, Brüderl! Den ham mer glei heroben!

(Beide springen hinab.)

Frau (stolz). Ja! Das sind meine Turner!

(Beide bringen den Magister heraus.)

Frau. Seid Ihr verletzt?

Altbayer. Na, guat is ganga! Nix is g'schegn.
Se, trink a Maßl auf den Schreck, dös hilft allmal!
Preuße. Det Männeken is nur en bisken uf den Kopf jefallen.
Württemberger. Des isch der Ma scho g'wöhnt.
Sachse. Na, Kutester, wenn wir nu — ei Herr Jeses! —
Erst auf die Bolizei gelaffen wärn?
Altbayer. Mei, bis in d' Weinstraß!
Magister. Ich dank' euch, all ihr Herr'n! Ich that euch unrecht!
Die Turnerei ist doch zu etwas gut!
Frau. Am eig'nen Leib erst muß die schnöde Selbstsucht
Erfahren, welchen Wert hat Mannesmut
Und Manneskraft! Geh. in dich, Negative!
Und lerne: „Nur in kraftgeübtem Leib
Lebt mutgeübter Geist: den aber schuldet
Jedweder seinem Vaterland: denn wahrlich:
Das höchste Gut des Mannes ist sein Volk."
Alle. Ja wahrlich:
Das höchste Gut des Mannes ist sein Volk.
Frau. Ihr, meine Freunde, lebt nach diesem Wort.
Fahrt wohl.
Preuße. Wohin?
Württemberger. Ei, bleibet Sie no da!
Pfälzer. Die Frau is fei und dundersnett: ich mein',
Ich hab' se alls scho g'seh'n dort am Rhein.
Frau. Ob ich auch scheide, bleib' ich doch bei euch.

(Sie besteigt die Höhe in der Mitte, wirft den Mantel ab und steht da als die Germania vom Niederwald.)

Den Frieden will ich und ich brech' ihn nie!
Doch wird er uns gebrochen, dann, — ich weiß! —
Wenn ich euch rufe, stürmt ihr all' herbei
Vom Bernsteinstrand bis zum Karwendeljoch:
Kein deutscher Turner fehlt mir in der Not!
Ich zähl' auf euch, die Stützen meines Throns.
Die Mutter ruft euch segnend zu: „Gut Heil!"

Den Söhnen des Kaisers Wilhelm II. mit einer Sammlung von Gedichten (Verschiedener) zu der deutschen Geschichte[1].

In diesen Spiegel schaut, Ihr jungen Helden:
  Hier soll die Dichtung Euch die Wahrheit melden.
Das deutsche Lied soll klingend Euch erzählen,
  Begeisternd Eure morgenfrischen Seelen,
Von Eures Volkes wechselnden Geschicken.
  Ihr werdet auch im Vorderkampf erblicken
    Die eignen Ahnen:
    Welch' heilig Mahnen!
Welch' zwingend starker Ruf an Eure Ehre,
  Daß jeder mehr als andre sich bewähre
Im Vorstreit, wo der Donner brüllt der Schlachten,
  Und mehr noch in des Friedens Geistes-Trachten,
Im mühefleiß'gen Werk bescheidner Pflicht
  Nachstehend auch dem schlichtsten Bürger nicht,
Nein, eingedenk, wie fürstlich Blut verpflichtet,
  Daß mehr der Fürst denn sonst ein Mann verrichtet.
Oft an den Rand des Abgrunds war gedrängt
  Das deutsche Volk, in fremdes Joch gezwängt
Durch eigne Schuld, durch Hader und Parteiung,
  Doch meist durch Fürsten-Selbstsucht und -Entzweiung.
Und dennoch hat des Volkes Heldenschaft
  So Fürst wie Volk aufs neu emporgerafft.
An Dir, Du Hohenzollernjugend,
  An Deiner Pflichten-Treu und Tugend
Von Deutschlands Zukunft ist gar viel gelegen:
  Seid dieser Pflicht gedenk, Ihr jungen Degen!
Denn schwerer noch — ich hehl' es Euch mitnichten! —
  Als Eure Rechte wiegen Eure Pflichten! —
„Der Fürst ist um des Volkes Willen da,
  Nicht umgekehrt:" gedenket dessen ja!

---

[1]) Auf Wunsch des Verlegers der Sammlung zum Vorwort.

So lehrte Euer großer Ahn: —
Folgt seiner Bahn:
„Ich bin des Staates erster Diener nur,"
Sprach Euer Friederich: — folgt seiner Spur,
Des Ganzen Heil sei Richtschnur Eurem Handeln
Und oberstes Gesetz für Euer Wandeln.

Der Wunschhort der Germanen.

Es ruht versenkt an stillem Ort, tief unter Urwalds Eichen,
Ein teurer, bergentrückter Hort, ein Wunschhort ohnegleichen.
Da liegt Herrn Wotans Runenspeer, dabei Frau Friggas Spule,
Dort blinkt der Becher, goldesschwer, des Königs Ring von Thule.
Der Amalungen weißer Schild, — das Schwert Herrn Karls, das scharfe:
Leis' tönet, wie verträumt, so mild des Vogelweiders Harfe;
Der Schöppenspruch auf Pergament, der Schapel holder Maide, —
Manch' Lied, dess' Sänger niemand kennt, und steinbespängt Geschmeide;
Des Rotbart flatternd Kreuzpanier, des Rathausdaches Giebel,
Der Hansa stolze Flaggenzier und Doktor Luthers Bibel!
Darüberhin ein Hauch, ein Duft kernfirnen Rheinweins brütet:
O dringet kühn in diese Gruft, die quellend Leben hütet!
Allauf, Genossen, unverwandt laßt nach dem Schatz uns schürfen:
Nur reines Herz und reine Hand wird ihn erheben dürfen!
Er ist nicht tot: er wächst, er blüht, er steigt uns selbst entgegen,
Er will in Geist und in Gemüt uns seinen Segen legen:
Den Segen deutscher Herrlichkeit, die Heldenschaft der Ahnen;
Laßt uns ihn heben allezeit: den Volkshort der Germanen!

Vom deutschen Landwirt.

(Vorwort zum Kalender für deutsche Landwirte 1893.)

Es zehrt so manche Schand-Wirtschaft an unsres Volkes Mark:
Drum preis' ich hoch die Landwirtschaft: sie hält uns frisch und stark.
O Heil dem Manne, der die Saat in braune Furchen streut,
Der sich, wann kaum die Sonne naht, am Lerchensang erfreut!
O Heil dem Mann, der abends spät, nach heißem Julibrand,
Vom Erntefeld nach Hause geht, die Sense in der Hand!
Der in des grünen Waldes Braus uns jungen Eichwuchs zieht,
So stark wie er daheim im Haus die Knaben wachsen sieht.
Den, geht er übern Weidegrund, anwiehert froh das Roß:
Der Schäfer grüßt ihn und sein Hund, der treuen Wacht Genoß.
Den grüßt als beste Sunwendlust in lauer Sommerluft
Der selbstgezognen Rebe Blust mit wonnig süßem Duft.
Heil ihm, der Brot und Milch und Wein und der den Wald uns giebt:
Dem muß das Herz verknöchert sein, der nicht den Landwirt liebt.
Notwendig sind die Städte: Ja! Jedoch es lebt sich nur
Dem Rauschewald, dem Felsquell nah: — am Herzen der Natur.
Und weil der Bauer noch mit Stolz die eigne Scholle baut,
Weil auf sein Haus von braunem Holz er herzbefriedet schau't, —
Weil noch des deutschen Bauers Arm das Beil schwingt, Donar-stark,
Vergiftet nicht der Großstadt Harm des deutschen Volkes Mark.

Armin.

(1890.)

Sie haben ihn ermordet aus Undank und aus Neid:
Warum? Er war der größte Germane seiner Zeit.

Stoßseufzer.

(1891.)

Hört's nur, ihr Slaven und Romanen
Und ihr andern Nicht-Germanen:
Lieber sind mir meines Volkes,
Der Germanen, Fehler als der
Andern Tugenden: denn jene
Fehler sind die Schattenseiten
Meist von Tugenden, die andern
Völkern fehlen.
Aber freilich!
Fehler haben wir und Laster,
Die da nur sind Schattenseiten,
Denen ach! entspricht kein Vorzug:
Unser unvernünftig Saufen, —
Unsre Zwietracht und Parteiung,
Unser allbekrittelnd Nörgeln
Und der Erbfluch unsres Volkes:
Ach, der niederträcht'ge Undank!

Rückblick.

(1871—1891.)

Seit zwanzig Jahren steht nun unser Reich,
Und wohl geziemt's, den Blick darauf zu lenken,
Wie es geworden ist und wie es ist! —
Was wißt ihr Knaben, selbst ihr Jünglinge,
Von all' dem Gram, dem Zorn, dem wilden Weh,
Der immer wieder aufgelebten Hoffnung
Und ach! dem stets erneuten Hoffnungstod,
Von der Verzweiflung, welche wechselnd uns,
Das ältere Geschlecht, jahrzehntelang
Gequält, genarrt, empört und matt gehetzt!

Ich denke jenes sonn'gen Februars,
Da übern Rhein her so verheißungsvoll
Der Völkerfrühling zu den Deutschen zog:
O welche Wonne, welcher Jugendschwung!
Da schien kein Ziel zu hoch, zu kühn kein Wunsch:
Und wirklich: über Thorheit, Kampf und Wirrsal
Stieg tröstend auf das alte deutsche Traumbild
Vom Kaiser und vom Reich! — — Es blieb ein Traum.
Der Mann, der ihn erfüllen sollte, ach!
Der träumte selbst! — Die Krone war gefunden,
Der Kaiser aber fehlte! — Und der Däne
Riß Schleswig-Holstein in sein Joch zurück
Und als Piratenflagge drohte England
Der deutschen Flotte Flagge zu verfolgen,
Und hilflos schien der Zwietracht, Schmach und Ohnmacht,
Für immerdar verfallen unser Volk! — —
Lang war der dumpfe Schlaf, der Todesschlaf:
Da horch! Was klingt so hell her von der Schlei,
So kriegerisch, ein Weckeruf von Erz?
Das ist der Klang der preußischen Trompete!
Bei Gott! Ein Weckruf für das deutsche Volk!
Und einen neuen Akt der Weltgeschichte
Verkündet er dem staunenden Europa! —
Zwar durch des Bruderkrieges dunklen Engpaß
Bricht Blut und Eisen nun sich furchtbar Bahn
Und banger Zweifel drückt: „Wird den Besiegten
Die Wunde der Besiegung je verharschen?
Wird uns der Fremde einig finden, wenn ..."
Da horch! Was klingt so hell her von dem Rhein?
Das ist der Klang der preußischen Trompete!
Er ruft zum Schutz des Vaterlands: — und schon
Antwortet ihm des Bayern Jägerhorn,
Schon eilt zuerst der Bayer, Schwabe, Sachse
Zur Wacht am Rhein. — Und nun wird all' die Thorheit
Der Fürsten und der Stämme Neid und Haß,

Wird all die Schuld von sechs Jahrhunderten
Im Gottesurteil nie erhörter Siege,
In Schlachtenglut geläutert und gesühnt:
Auf Straßburgs Münster weht die deutsche Fahne
Und in dem Prunkgemach des „Königs Sonne“
Geht Deutschlands Siegessonne leuchtend auf!
Erstanden ist der Kaiser und das Reich
Und an die Brust sich sinken die Versöhnten,
Die Brüder, von den Alpen bis zum Belt! — —
Und nun? Und heut'? Ach, in die Gruft gesunken
Sind Kaiser Barbablanca und sein Sohn!
Nur Kanzler noch und Marschall blieben uns
Als große Zeugen einer großen Zeit.
Und aus dem Volk, das so Gewaltiges
Erlebt, erschallt das Frevelwort der Schmach:
„Auch Deutschlands Siegessäulen müssen fallen!“
Und nicht nur die Germania dort von Erz, —
Nein, die lebendige Germania,
Geschändet soll sie sein und ausgetilgt, —
Zerstört, was jedem Deutschen heilig war,
In Haus und Herd, im Wald wie am Altar,
Ja, was von Welschen uns und Slaven trennt!
Ein ekler Brei, „die Menschheit“ mißgenannt,
Soll unser deutsches Volkstum uns ersetzen!
Und andre keifen: „So! Nun haben wir
Das viel ersehnte Reich: und sieh', es bringt
Uns neue Lasten nur und Müh' und Arbeit!“
O ihr Vergeßlichen! Ihr Undankbaren!
Ist euch entfallen schon die Zeit der Schmach?
Soll euch erst neues Unheil wieder lehren,
Der Turko, der Kosak, der Petroleur,
Was ihr gewannt an Kaiser und an Reich?
Ihr andern aber, denen noch das Herz
Beim Namen Deutschland höher schlägt, die ihr
Ein Vaterland noch kennt und eine Pflicht

Und noch Begeisterung für deutsche Ehre, —
O, leget in den Schos die Hände nicht,
Sprecht nicht: „Nun steht das Reich: nun nehm' der Kaiser
Das Reich in acht!" — Kein Feldherr ohne Heer
Vermag zu siegen: aber ihr, ihr alle
Seid dieses Feldherrn Heer. So schließt die Reih'n,
Und alle eure Kräfte wendet auf:
Nicht Einer fehle und nicht Einer wanke!
Denn nur der Geist, der dieses Reich geschaffen,
Der Geist des Heldentums, der Pflicht und Ehre, —
Nur er wird auch erhalten dieses Reich!

Weihnachten 1891.

„Ehre sei Gott in der Höh',
Frieden auf Erden
Und den Menschen ein Wohlgefallen!"
Weihvoll so in die Weihnacht
Tönt der Engel uralter Gesang
Hoch durch die Himmel.
Aber auf Erden
Ist alles anders!

Schwer auf das Schwert
Stützen sich, stöhnend
Unter der Waffen wucht'gem Gewicht,
Die feindlichen Völker,
Grimm an den Grenzen
Und lauernd gelagert.
Und im Innern
Der stolzen Staaten
Reißen und rütteln
An ihren Ketten kecker und kühner
Die rasenden Riesen
Der Nacht und des Neides,
Der geifernden Gier nach Genuß,
Und ach! auch oftmals
Gerechter Rache
Für uraltes Unrecht,
Das an ihren Ahnen
Unsere Ahnen geübt,
An uns unschuldigen Enkeln ahndend
Die schlimme Schuld!

Wahrlich, weihvolle Weihnacht-
weisen,
Friedlich freundliche,
Sollt ihr vom Sänger
So lang' nicht verlangen,

So lang' wie eine Lüge lautet
Das alte weihvolle Weihnacht-
wort:
„Frieden auf Erden
Und den Menschen ein Wohl-
gefallen."

Moltke-Lied.

Wer ist der Held von hellem Mut
Im Wägen und im Wagen,
Der in der Schlachten Sturm und Glut,
Im Sinnen und im Schlagen,
Das stete Herz so kühn bewährt?
Wer ist der Deutschen Schild und Schwert?
Wer hat vom Dänenjoch befreit
Die alten Schwesterlande?
Wer hat des Reiches Herrlichkeit
Erneut nach langer Schande?
Wer hielt am Rhein die scharfe Wacht?
Und wer hat Straßburg heim gebracht?
Wer hat den Cäsar und sein Heer
In eh'rnem Netz gefangen?
Wer brach Paris mit starkem Speer
Sein Prahlen und sein Prangen?
Sagt an, wer ist der Degen wert?
Wer ist des Reiches Schild und Schwert?
Das ist Graf Moltke, klug und kühn,
Der Feldmarschall, der greise:
Solange deutsche Herzen glüh'n,
Erglüh'n sie seinem Preise.
Und ewig blüh'n und ohne Wank
Wird Moltkes Ruhm und unser Dank!

Moltke.

Festspiel zur Feier des 90. Geburtstags 1890.

I.

Vorspiel: In Walhall 1870.

Personen:

Armin. Kaiser Friedrich I. der Rotbart. Friedrich der Große. Blücher. Zahlreiche deutsche Krieger, Soldaten, Feldherren von der Urzeit bis 1815.

Einziger Auftritt.

Walhall: reich mit Waffen geschmückter Saal. In demselben stehen, sitzen, lagern zahlreiche deutsche Krieger von der Urzeit bis 1815 in allen Arten von Rüstungen, Waffen, Trachten, Uniformen. — In der Mitte auf dem Hochsitz Armin, Kaiser Friedrich I. der Rotbart, Friedrich der Große (alt, mit dem Krückstock), Blücher.

Armin (sich erhebend). Mehr Helden sind in diesen sieben Jahren
Zu uns emporgestiegen aus Germanien
Als sonst in viel Jahrzehnten. — Neu erwacht
In unserem Volke ist der Heldengeist;
Er rauscht aufs neue durch die Eichenwälder,
Wie ich ihn hörte, als die Legionen
Und Varus sanken im Cheruskerwald. —
Und wiederum — wie damals — nicht im Angriff,
Zur Abwehr frevlen Angriffs kämpfen sie.
Deswegen spenden die gerechten Götter
Dem guten Recht, dem guten Schwert den Sieg! —
Und einen Führer sandten sie den Unsern,
Den hat belehrt ein Gott nicht blinden Ansturms,
Wie Donar oder Tius wütend kämpft, —
Der, überleg'nen Geist's, den Feind zuvor
Danieder denkt, eh' er ihn niederschlägt:
Der Gott, der uns den Stoß des Keils gelehrt,
Doch auch: den Feind allseitig zu umklaftern:
Gleichwie der Adler mit den beiden Schwingen
Umschließt — wie mit den Fängen — seine Beute,

Ja, Wodan selbst, der Gott der Sieg-Gedanken
Hat jenen Hellmut hellen Muts erfüllt.

Kaiser Friedrich I. der Rotbart.
Und — welche Freude! — Nicht, wie ich es mußte,
Von Schmerz verdüstert, sehn mein Lebenlang:
Nicht mehr zerspalten streiten miteinander
Die deutschen Stämme selbst in Wahnbethörung:
Nicht schallt es mehr: „Hie Waiblingen!“ „Hie Welf!“
Vom Neckar bis zur Elbe: nicht mehr haßt
Der Schwab' den Sachsen und der Sachs den Bayer.
Und nicht mehr grollt dem Herzoge der Graf,
Nicht lechzt der Fürst, ein größrer Fürst zu werden:
Begnügt ein jeder mit dem eignen Land
Und mit dem Platz, den Bundvertrag ihm zuwies,
Thut er die Pflicht und freut sich seiner Ehre,
Gewiß, daß auch der Mächtigste ihm nicht
Sein Recht antastet, seine Würde kränkt. — —
Der König fürchtet nicht, daß ihn sein Feldherr,
Kehrt siegreich er zurück, gefährlicher
Bald als der Feind bedrohe: Heil dem König,
Der seiner Feldherrn Treue sicher ist.

Friedrich der Große. Parbleu, ihr Herrn, wie bin erst ich zufrieden
Mit der Armee und mit dem General!
Ja, das ist echte preußische Bravour!
Und: »toujours en vedette et sans repos«.
Und stets voraus dem Feinde d'une idée
Und stets ihn packen vraiment surprenant!
Und wie der alte Knabe, just als wär er
In meinem Zelt gesessen an dem Tisch,
Als ich den Überfall bei Roßbach plante,
Bei Beaumont dort die Herrn Franzosen traf,
So unverhofft wie Zieten aus dem Busch.

Blücher. Und Majestät: er ist kein Federfuchser!
Bei allem Raffinement: — er geht drauf los!

Potz Blitz und Waterloo: Respekt vor ihm.
Ich konnte weiland wetten, daß ich würde
Den eignen Kopf mir küssen — und gewann
Die Wette: denn ich stand vom Stuhle auf
Und küßte Gneisenau: der Moltke aber,
Der kann das nicht: denn, Majestät, der Moltke, —
Der ist sein eigner Gneisenau und Blücher.
Wie hat er doch den ganzen Krieg im voraus
Als einen unaufhaltsamen Gewaltstoß,
Dem Feind ins Herz, geplant! — Hei, er kopiert mich.
„Wo steht der Feind? — Am Rhein? — Gut! Übern Rhein!
In Wörth? Nach Wörth! Bei Metz? Wohlan, nach Metz!
Jetzt an der Maas? Gut, Finger drauf und vorwärts!“
Er macht mir alles nach!

Friedrich der Große (schnupft). Mais, il me semble:
Il est plus fin! Il a plus de méthode! —
Nun jedesfalls: — Kommt er mal hier herauf .... — —

Blücher (rasch). Noch lange nicht! — Sie brauchen ihn noch unten.

Friedrich der Große. Eh bien, enfin wird er doch auch mal kommen!
Und er trifft hier erlesne société.
Nun, kommt er uns einmal, — dann steh ich auf
Und an der Krücke geh' ich ihm entgegen
Und reich' ihm meine Hand und — — eine Prise!
Er schnupft comme moi: — cela me fait grand plaisir! —
Und dann, Fürst Blücher, dann rückt Er zur Seite:
Und mitten zwischen uns wird Moltkes Platz.

Blücher. Von Herzen gern! (Man hört von links Kanonenschläge.)
Doch hört nur, Majestät,
Da unten kracht's schon wieder. (Er schaut in die Couliſſe links.) Donnerwetter!
Man sieht kaum durch den dicken Pulverdampf.
Da ist die Maas. Und dort — die kleine Festung ...?

Friedrich der Große (sieht durch das Fernglas.)
C'est Sedan, il me semble. — Voyons donc!

Laßt uns hinunter schauen. Dort ist's heller!
(Er zeigt mit dem Stock in die Coulisse links.)
Bei Frénois — wo mein Enkel Wilhelm hält.
Kommt, prince Armin, et vous, frère Barberousse:
Ich werde euch den Gang der Schlacht erklären:
Denn Artillerie ist euch nicht recht verständlich:
Allons, Messieurs, je vais vous expliquer.
(Während alle nach links abgehen — unter heftigen Kanonenschlägen — fällt der Vorhang.)

II.

Hauptspiel: In Moltkes Lager 1870.

Personen:

Ein Rittmeister der roten Husaren. Soldaten: Ein Gardegrenadier (Berliner); ein altbayerischer Jäger; ein Sachse; ein Württemberger; ein Badener; ein Westfale; ein Ostpreuße und ein Pfälzer.

Deutsche Soldaten aller Stämme und aller Waffengattungen. Zeit der Handlung: Der Abend des 1. September 1870.: Ort der Handlung: Vor dem Städtlein Donchèry bei Sedan. Im Hintergrund das Städtlein. — Im Vordergrund eine Beiwacht deutscher Soldaten neben einer Schenke. — Tische. Bänke. — Ein Wachtfeuer, an dem gekocht wird.

Erster Auftritt.

Alle Angeführten (ausgenommen der Rittmeister). Zahlreiche deutsche Soldaten stehen, gehen, sitzen, lagern umher, kommen und gehen; ein reiches, buntbelebtes Bild des Lagerlebens. Vorbild: „Wallensteins Lager." Hinter der Scene in der Ferne kriegerische Musik — die „Wacht am Rhein" wird gespielt. — Nachdem dies Gewoge geraume Zeit gewährt hat, kommen die sprechenden Personen allmählich in den Vordergrund.

Berliner. Na, Jungens, diesmal men' ik, reicht et aber:
Det war nich ibel, wie det Janze fluschte!
Wenn man so mitten drin steht, sieht man ja
Nich eben ville: 's fehlt, sagt meine Mutter,
So recht der Poindevi (Point de vue): — doch unser ener,
Der schonst bei Dippel mitjedippelt hat,
Der kricht so en „stratejischen Instinkt",
Wat man „en Riecher" nennt: — un ick, ick rieche:
Det is man nur noch faul mit de Franzosen. —
Gieb mir mal wat ze trinken, Bruder Sachse.

Sachse (giebt ihm die Feldflasche). I nu, mei Kutester, das is Sie nich
So schwer, zu riechen: 's brenzelt ganz geherig!
Wie mer bei Daigny uf de Hehe gommen,
Da samer's schon: da waren se perdih! —

Altbayer (mit verbundenem Kopf). Ja, do hast recht! — I hab' auf no koan Kirta
Dahoam so sakrisch raasn müassn, wia
Dort in den schiachn Nest! — in den Bazeilles!
(er spricht ganz, wie es geschrieben wird: Bazeilles)
Grad gschnallt hat's allweil, wia bei'n Scheibenschiassn,
Aus alle Haüseln auf uns her: auf oa mol
Kriag i en Treff an Kopf (er langt hin) wie von en Maaßkrug:
Ganz damisch bin i worn: aba fuchti a:
Und bal i fuchti wer, kriag i erst d' Kraft:
„Jatz extra vorwärts, in drei Teifis Name!"
Viar nach enanda hab' i wegga putzt
Von dene sakra blauen Marinierten [1]). — —
Auf oamal kracht's von drüaben her, — von Berg her —:
„Does san die Saxen," schreit der Hauptmann, „Leuteln,
Und does die Garden! Schau, zur rechten Zeit!"
Und mir drauf nein und g'wunnen is scho gwesn!

Westfale (immer mit kältester Ruhe, ganz langsam). Mi düch', dat geit nu wull to End met dê.

Berliner. Dat wird se Oncle Moltke schon besorjen!
Er weeß: ick muß nu bald zu Muttern wieder
Und zu's Jeschäft dort in de Barnim-Straße:
Mich eilt det sehr. — Nur den Napolium, —
Den hab ick mir zu fangen vorjenommen,
Seit er zu Ems in Busche rumjekrochen.
Denn jeh' ick wieder heim un jerbe Leder.
Den Lullu fangt ihr andern: — det is leicht. —
Jieb mir mal wat zu trinken, Bruder Bayer.
(Dieser reicht ihm die Feldflasche.)

---

[1]) Er meint die Marinetruppen, welche mit großer Tapferkeit Bazeilles vertheidigten.

Sachse. Jch hab' es merschdendeels auf Mac Mahonen.
Altbayer. Hat der der Eppe's thoa? Hat er der gar
Damal es Biar umgschitt und hat's net zohlt?
Sachse. Ach ne! Jch find den Namen nur so protzig:
Was hat der Mann gleich „Mac Mahon“ zu heißen?
Westfale. Wenn de man nich noch met wat ächtern Berge höllt!
Ostpreuße. Erbarmen sich! Er will ja Matz entsatzen (Metz entsetzen).
Sachse. Er kommt nich hin! Weeß Kneppchen! Den hab' ich,
Grad wie Een Been er setzte in die Maas,
Bei'n andern Been gekriegt und aufgehalten.
Altbayer. Mei˜, bal mer nur den Kaiser fanga kunnten!
Dös gab en Spaß! — — Wer woaß, wo der jatz steckt?
Woaßt du's, Berliner? — Bist ja sonst so g'scheit:
Es hust koa Floh am Wendelstoa, — du hörst en!
Berliner. Det weß ick nich: mein Oncle Moltke weeß det:
Un det is jrad so jut, als wisst ick't selbst.
Jieb mir zu trinken, Bruder Königsberjer.
Ostpreuße (reicht ihm die Flasche). J wo! Erbarm sich! Mannche kannst du supe!
Altbayer. Ja, do hast recht! — Der tratzt uns alleweil,
Der Bruader Preiß, mit unsan bissel Trinken:
Und derweil sauft er selbst wia a Hartschier!
Württemberger. Oins muas ma aber sage, liebe Leidle:
Respekt vor de Franzose! — J han's gsehe,
Ganz nah, wie ihre Reiterregimenter
Dem Tod grad nein ins offne Maul sind gritte.
Die Unsern kennten sell net besser macha.
Altbayer. Gwiß net! Bei Wörth, da haben's sackrisch grauft.
Pfälzer. Un doch hat's nix gebatt. — 's is für die Katz,
Was die sich schtraplziere: denn warum . . .?
Württemberger (rasch einfallend). Mir hent en Moltke und sie hent en net!
Berliner. Ne! Den hab ick. Det is mein alter Oncle.
Alle. Hohò! Hohò! Hohò! Hohò! Hohò!
(bringen lärmend, drohend auf ihn ein, der ganz in den Hintergrund gedrängt wird).

Sachse. Mein Kutester, sie ham en wohl gepachtet?

Württemberger. Mir henten alle, wie den alten Wilhelm.

Badener. Ja, jedes Härle in den weiße Bart
Vom König Wilhelm g'hört uns jetzt so gut
Wie euch Berliner.

Pfälzer. Sell is allmôl gwiß.

Altbayer. Un unser ghört seit Weißenburg der Kronprinz.

Westfale. Na, un sall Bismarck ganz vergeten sin?

Sachse. Herr Jeses ne! Ei! Der hat alleweile
Dafür gesorgt, daß mer ihn nich vergißt.

Altbayer. Es steht koa Sennhütt auf en höchsten Berg, —
Es Bild vom Bismarck hängt dort an der Wand.
Und wia mer'n sackrisch g'schimpft ham, lob'n mern jetzt.

Berliner (schafft sich kräftig Platz). Na nu bleibt mer jefälligst all' jewogen
Un sieben Schritt von Leib — sonst wer ick eklich!
Wollt ihr vielleicht den König und den Kronprinz,
Den Bismarck und den Moltke unter euch
Ausknobeln, daß ein jeder einen hat?
Euch fehlt die hehere Intellijenz!
Det is ja just det Scheene an die Sache,
Det die so janz totalement zusammen
Jeheren wie zwe Ogen und zwe Arme,
Un nimmst du ens, verkrippelst du et Janze.
Ick hab ooch man en Maul, kann nich uf enmal
König und Kronprinz, Bismarck und Moltke sagen:
Deshalb kommt kener doch bei mich zu kurz!
Ick wollt Euch ja auch man en bisken reizen,
Daß ihr euch alle um den Moltke balgt.
Det kitzelt mir und macht mir eklig Spaß.
Denn nich dat Raufen macht et, Bruder Bayer.

Altbayer. Dös macht scho˜ viel: es geht net ohne Raufen,
Nur muaß halt grauft sein nach der rechten Kunst!
Es rauft koa andrer besser als mir Boarn ... — —

Berliner. Ja, dat is wahr! Ick sah's bei Kissingen.

Altbayer. Und do is nix gwest und hat nix bideut!
„Die Führung macht's," sagt allweil der Herr Hauptmann.
Ja, hätten mir den Moltke g'habt am Main, —
Koa Preiß wär zruck mehr kemme nach Berlin!

Westfale. Dann is et gut, dat ji en do nich häwt hat.

Sachse. Ja, seht nur, wie er hier um dieses Sedan
Uns alle hat zum Redezvous gebracht.

Württemberger. Viel hunderttauset! Auf so viele Straße!

Pfälzer. Und doch zum rechte Platz, zur rechte Stund . . .

Badener. Wie zur Parad just sind mer aufmarschiert.

Ostpreuße. Jawohl. — Dat war ein nattes Schlachtchen. Waschen?

Westfale. Dat klippt un klappt all as en Muelenrad.

Sachse. Wees Kneppchen, wie de Zahnmaschin bei Chemnitz.

Berliner. Dat fährt von seinen Kopp auf tausend Stunden . . . —

Ostpreuße. In Corps, Brigade und in Regiment. . . .,

Badener. Als thät er Telegraphe mit uns spiele . . .,

Pfälzer. Als zoppt er uns an Kopp und Arm und Bene . . .,

Berliner. Wie Marionetten in det Puppenspiel.

Altbayer. Mir müassen folgen und mir folgen gern.
Oft war i elend müad und wund die Füaß
Am Marsch von Barleduc daher und hab'
Arg g'schimpft auf die verfluchten Kilometer.
Doch „Vorwärts!" hat er gsagt, der von der Tann,
„Der Moltke will's, mir müassen richtig kemen
Und nacha, Buabn, sollt's es was erlebn,
Was noch in aller Weltgschicht net is gschegn."
I woas net, was er moant: ab'r schau, i hab
A mal an festen Glauben auf den Moltke.

Württemberger. Es isch nur schad, er isch scho siebzig Jahr.

Sachse. Und alleweile siegen — das strengt an!
Von Asien her . . . —

Berliner. Du davon schweig man stille!
Da haben se ihm jekloppt.

Ostpreuße. I wo! Erbarm sich!

Berliner. Ne, ihm nich: man dem Pascha, der nich folgte:
Un des geschah ihn recht, den ollen Türken.
Zwar unse'n Moltke hab'n se mit jekloppt:
Doch davon hat er sich schon lang erholt.

Sachse. Ja, ja! doch ist er auch schon so hibsch alt.

Pfälzer. Ich meen' allweil, er hat sei sibbezig.

Württemberger. Ob er au wohl den Krieg noch überlebt?

Altbayer. A mei, a so a paar Jahrl treibt er's no!
Er schaut ein mit die Augn no durch und durch.

(Lautes Hurra hinter der Scene.)

Badener. Horch! Was war dös?

Zweiter Auftritt.

Vorige. Trompetenfanfaren. Vom Hintergrund oer Rittmeister der roten Husaren, gefolgt von mehreren roten Husaren und zahlreichen andern Soldaten. Lebhaftes Hurrageschrei begleitet ihn, wie er vortritt, fort und fort, und verstummt erst, wie er ganz vorn steht. — Er hält ein beschriebenes Blatt in die Höhe.

Rittmeister. Kameraden, hört! — Hört eine Siegesbotschaft,
Wie sie noch keinem Heer verkündet ward.
Mich sendet Moltke, euer Moltke, her
Und dieses ist sein Tagsbefehl: „Geschlagen,
Vernichtet ist der Feind auf Sedans Höhn.
Was lebt, hineingeworfen in die Festung.
Gefangen ist, — er sandte seinen Degen —
Napoleon der Kaiser und sein Heer,
Verwundet und gefangen MacMahon
Mit mehr als hunderttausend der Franzosen.
Erfüllt wird heut der alte deutsche Traum:
Aus diesem Pulverdampf um Sedan steigt,
In Glut vergoldet steigt aufs neu empor
Die Kaiserkrone und das deutsche Reich.“
Kameraden, diesen Tag, den Namen Sedan,
Den Namen Moltke nennt die Weltgeschichte
Als Worte höchsten Ruhms, solang ein Herz
Noch schlägt in einer Mannesbrust

Für Heldentum und höchste Feldherrnschaft.
Hoch König Wilhelm und Held Moltke hoch!

Alle. Hoch! Hurra! Hoch!

Aus dem Gewoge der Scharen treten nun die bisherigen Sprecher hervor und reichen sich, der Rittmeister in der Mitte, die Hände. Einer (Baß oder Baryton) singt:

Nun auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!
Vor Paris — vor Paris nun gezogen,
Den Sieg zu vollenden, du deutsches Schwert.
Und du wirst um die Frucht nicht betrogen!
Nein, diesmal trägst aus der Schlachten Braus
Das Reich du und trägst den Kaiser nach Haus.

Alle (wiederholen die letzten beiden Zeilen).

Ein anderer (Tenor). Hoch leben die Fürsten, die treu sich geeint
Hoch Bismarck, der sie beraten.
Und dreimal hoch, der geschlagen den Feind,
Der Denker und Thäter der Thaten:
Hoch leb' er auf Sedans glorreichem Feld,
Hoch Hellmuth Moltke, der herrliche Held!

Alle (wiederholen die letzten beiden Zeilen).

Nachdem der Gesang verhallt, treten alle nach rechts und links zur Seite; der Hintervorhang geht in die Höhe; es beginnt das Schlußspiel.

III.

Schlußspiel: 1890.

Personen:
Vorige. Die Germania des Niederwalds. Zwölf Walküren.
Im Hintergrund auf einer Säule die Büste Moltkes. Drei Posaunenstöße.

Die Germania (einen Eichenkranz in der Hand).
So feierten sie ihn vor zwanzig Jahren,
Den Meister, der mit Kaiser Barbablanca
Und mit dem Kanzler hat dies Reich erbaut.
Und heute noch nach zwei Jahrzehnten schaut er
Mit hellen Augen auf sein Lebenswerk. — —
Walküren, auf, ihr schwertvertrauten Jungfraun,

Helft mir sein Bild bekränzen (es geschieht) und erhebt
Mit mir, die ich vom Niederwald herabstieg,
Den Heilruf für den neunzigjährgen Helden.
Ihr andern alle aber stimmt mit ein:
Dem Lieblingssohn des Sieges und Germanias,
Heil Hellmuth Moltke, Vater Moltke Heil!
Alle. Heil Hellmuth Moltke, Vater Moltke Heil!

An Moltke.

Zum 26. Oktober 1890.

Gekämpft ward auf der alten Erde, seit
Zuerst Mann gegen Mann den Stein erhob,
Sein Recht zu nehmen oder zu verteid'gen;
Und aller Völker Sage wie Geschichte, —
Sie hat von Anbeginn zuhöchst gefeiert
Den Helden, als der Mannesherrlichkeit
Mannhafteste und herrlichste Erwahrung:
Von jenem Helmumflatterten, der rühmlich,
Für seine Hausaltäre kämpfend, fiel,
Bis zu dem friedeweisen Herrn von Bern,
Der ungern nur zum Schwerte greift, — jedoch,
Wann erst gezückt, es niemals sieglos senkt,
Bis zu dem Kaiser, welcher, bergentrückt,
Gar lange schläft, doch in der höchsten Not
Den Seinen sieghaft beispringt mit dem Schild.
Jedoch der Helden Reihe schloß nicht ab
Und nicht verstummt der Heldensage Mund:
Denn weh dem Volk, das so entartete,
Daß es des Krieges, des notwend'gen Kampfes
Grau'nvolle Herrlichkeit nicht mehr begriffe,
Die schreckliche, doch unvergleichbar hehre:
Des freud'gen Tods für Volk und Vaterland!

Drum Heil uns Deutschen, die wir durften sehen,
Als unsres Volks Geschichte stolz erleben,
Was kommende Geschlechter staunend werden
Als alte Heldensage noch vernehmen:
Die Sage von dem Kaiser Weißbart, dem
Zwei Paladine hinter jedem Schritte,
Rat-raunend, Schwert-erhebend, folgten, wie
Die beiden Raben Odhins Schultern folgen!
Und Sieg auf Sieg gewannen Rat und Schwert!
Heil Dir, Graf Moltke, dem der Himmel gönnte
Das Herrlichste, Du unbefleckter Held:
Nicht Du hast je des Krieges Gottesurteil,
Das fürchterlich den Streit der Völker richtet,
Heraufbeschworen, wie dem Staatsmann wohl
Die schwere Pflicht gebieten mag; doch wann
Dein König rief nach Deinem Schwert, — dann fuhr
Es wie ein Blitz des Sieges durch die Welt!
Heil Dir, unsträflich reiner Held, der Du
Den rohen Kampf veredelt hast zum Ringen
Der Geister, der die Waffe Du gemacht
Zur Wissenschaft, die Wissenschaft zur Waffe!
Heil Dir im Silberglanz von neunzig Jahren!
Dir grollt kein Herz in Deinem Vaterland,
Und tief gerührt reicht Dir Dein dankbar Volk
Den Siegeskranz des reinsten Heldentums!

Moltke †.

I.

Ach um unsre alten Helden, ach um unsre große Zeit!
Soll bald Sage nur noch melden von der deutschen Herrlichkeit?

II.

Was durch Weisheit und Waffen
Die Großen geschaffen,
Die Helden, die alten,
Das Werk ohnegleichen, —
Die Jungen brauchen es nur zu erhalten:
Ach, gebe Gott, daß sie's erreichen! — — —

Den Gefallenen zum 25jährigen Gedächtnis.

(1895.)

Die ihr lebet im Licht,
Vergesset nicht
Der treuen Toten,
Die, der Ehre Geboten
Und der ehernen Pflicht
Gehorchend, ihr Leben
Für euch dahin gegeben
Und für das Vaterland!
Vereint uns heute mit starkem Band
Das Deutsche Reich, —
Die haben's geschmiedet mit schwerem Streich,
Die in jenen heißen Tagen
Die furchtbar heißen Schlachten geschlagen.
In die Weltgeschichte haben sie da
Euch eingegraben mit blutiger Spur:
Colombey, Vionville, Mars-la-Tour
Und dich, o Gravelotte — Saint Privat!
Noch heute fröstelt uns Schauer an,
Zieh'n wir gen Saint Privat hinan

Im tiefsten Frieden: durchs nackte Feld,
Wo kein Busch, kein Baum den Wand'rer deckt:
Da sind sie, jeder Mann ein Held,
Vom sich'ren Tode nicht geschreckt,
Hinangestürmt ins Sterben,
Ins krachende Verderben,
Dahingestreckt
Von unsichtbaren,
Unfaßbaren
Feindesscharen!

„Fin de siècle."

Auf euer »fin de siècle«
Reimt sich: „Ekel"
Und »mene Tekel«.

Nach dem Fest der Eröffnung des Nord- und Ost-Seekanals.

Ein Zwiegespräch.

Die Nordsee rauscht der Ostsee zu:
„Gegrüßt, viel liebe Schwester du!
Sag an, was hältst du von dem Feste?"

„Bei Ägir! 's fehlte dran das Beste: —
Der Mann, der uns zuerst verband!"

„Sein Name selbst blieb ungenannt!"

„Jedoch solang im Wellenrauschen
Wir uns're Fluten werden tauschen", —

„Solange flüstern sie den Namen:"

Beide

„Dank, Bismarck! Heil dir. Ja und Amen!"

In das Stadtbuch zu Eger.

(Nach der Erhebung gegen die Badenischen Sprachenverordnungen.)

Das höchste Gut des Mannes ist sein Volk,
Das höchste Gut des Volkes ist sein Staat,
Des Volkes Seele lebt in seiner Sprache:
Dem Volk, dem Staat und unsrer Sprache treu
Fand uns der Tag, wird jeder Tag uns finden.

Prolog zur Bismarckfeier.

vom 1. April 1895.

Wohl wertvoll ist des Mannes Eigenart,
Die angebor'ne, seines Wesens Kern.
Jedoch die Wurzeln seiner Kraft, sie saugen
Aus seinem Volkstum Leben und Gedeihn:
Der Mann verdorrt, gelöst von seinem Stamm,
Aus dessen Sprache, Sitte und Geschichte
Er all sein Bestes zieht:
Drum ist des Mannes höchstes Gut sein Volk!
Jedoch dies Volk ist formlos, rechtlos, schutzlos,
Dem Feind, dem Nachbar hilflos preisgegeben,
Der mit der Freiheit auch die Eigenart
Ihm rauben mag. Drum nennen wir mit Recht
Das höchste Gut des Volkes seinen Staat!
Und wer dem Volke seinen Staat geschaffen,
Hat höchste Wohlthat seinem Volk gethan.
Dem deutschen Volk schuf Bismarck seinen Staat!
Er hob uns aus der Zwietracht und der Ohnmacht.
Darob die Nachbarn uns verspotteten,
Die eine deutsche Flagge auf den Meeren
Piratenflagge schalten: ruhmlos, rechtlos
War in der Fremde, wer ein Deutscher hieß.

Da hat mit Kaiser Wilhelms weiser Stete
Und Moltkes Feldherrnschaft zusammen Bismarck
Dem deutschen Volk geschaffen Reich und Ruhm.
Dafür ihm Dank und Ehre für und für!
Zerbröckeln mag der Stein, das Erz verrosten,
Daraus man Angedenken-Bilder baut:
Doch unzerstörbar lebt im deutschen Herzen
Sein Bismarck fort, nicht als ein leblos Bild,
Nein, als das Vorbild deutscher Heldenschaft.
Heil ihm, Otto dem Großen, Heil und Dank!

Bismarck und die deutsche Sprache.

Kein Redekünstler war er, nein!
Und dennoch bis in Mark und Knochen
Drang seine Rede schwertgleich ein,
Weil sie „gehau'n war und gestochen".
Und seine Feinde nie verzeihn,
Daß er zu ihnen „deutsch gesprochen".

An den alten Reichskanzler in Friedrichsruh.

(1898.)

Zutraulich äugt das Reh, das falbe,
Aus dichtem Busch in Friedrichsruh:
Es schwirrt im Abendrot die Schwalbe
Dem Nest am braunen Holzdach zu. — — —
Wann Er am linden Sommerabend
Im Schatten seiner Buchen geht, —
Was ist es, das, die Seele labend,
Beschwichtend ihm die Stirn umweht?

Dann dringet nicht der laute Ruhm,
Der Stolz, der Kampfzorn und der Groll
In dieses Waldesheiligtum,
So feierlich, so friedevoll.
Dann freut er sich der alten Bäume,
— Er kennt sie alle, Haupt für Haupt! —
Freut sich der alten Jugendträume
Und daß er stets an sie geglaubt.
Er denkt gerührt des Himmels Gnade
Und seines alten, weisen Herrn
Uud daß durch wirre, nächt'ge Pfade
Zum Sieg ihn treu geführt sein Stern.
Dann rauscht es leis in allen Wipfeln,
Dann flüstert's in dem Buschgerank
Und zu ihm ob den grünen Gipfeln
Schwebt segnend seines Volkes Dank.
Ja, mußt' er von dem Steuer weichen, —
Der Dank, die Treue blieben gleich:
Ihm ragt ein Denkmal sondergleichen:
Sein Denkmal ist — das Deutsche Reich! —

Bei Bismarcks Tod.

(30. Juli 1898.)

So kam der Tag, der lang gefürchtete!
An ihres größten Sohnes Sarge steht
Germania trauernd, um die Kaiserkrone,
Die goldene, den schwarzen Schleier schlagend.
Was alles dankt sie ihm! — Vor vierzig Jahren
Saß sie im Walde, fröstelnd und allein:
Es hatten böse Schächer längst vom Haupt
Gerissen ihr des alten Reiches Krone,
Zersetzt den Mantel und sich drein geteilt:

Es ehrte, scheute, fürchtete sie keiner,
Sie war der Nachbarn Hohn und Spott geworden!
Da kam der Held von echtem Siegfried=Mute
Durchhieb mit scharfem Schwert das Dorngenist,
Das sie umschloß, die Schlummernde erweckend,
Und eine neue Kaiserkrone setzte,
Geschmiedet in der Sieges=Schlachten=Glut,
Der Staunenden er auf das blonde Haupt! — —
Und welche Kämpfe, welchen Lohn des Hasses
Hat ihm dafür sein Volk bereitet! — Wie
Armin, den ersten Einiger, so hat
Auch ihn bedroht der Mord. —
Doch sich'rer, schärfer
Als jene Mörder traf sein Herz des Undanks
Giftschwarzer Dolch! — — —
Doch dieses Herz, — kein Gift konnt' es vergiften;
Verachten durfte er die Menschen tief:
Er that es nicht.
Und wie sein alter Herr, von Mordblut wund,
Erbarmend nur der Darbenden gedachte,
So hat auch das Abscheulichste niemals
Dem deutschen Volk und seinem Dienst entfremdet
Dies treue Herz. —
Verwaist ist jetzt erst völlig unser Volk!
Denn wo wär' wohl der maßlos eitle Thor,
Der Bismarck zu ersetzen sich vermäße?
Wir aber, die wir niemals ihn verleugnet,
Als ihm des Herrschers Gnadensonne losch,
Wir haben wahrlich höh'res Recht an ihm
Als jene bösen Zwerge, seine Neider,
Die vor Europa, warnend, ihn verklagten!
Doch dieses höh're Recht schafft höh're Pflicht:
So laßt uns denn an seinem Sarg geloben,
An seinem Bau, dem schwer bedrohten Haus,
Mit Schild und Schwert getreulich Wacht zu halten;

Das Bismarck Erbe, — treu wollen wir es hüten:
Sein Erbe wie sein glorreich Denkmal ist's
Zugleich: das Deutsche Reich!
Hör's, Otto, tief im Grab:
Wir steh'n zu Dir nach Deinem Tode noch,
Zu Dir und zü dem Reich, treu wie Du selbst
Zu Deinem Volke standst bis in den Tod.

Inhalt.

Balladen und Lieder. Dritte Sammlung.

Zweite Abteilung.

Lieder, Sprüche, Vermischtes.

Gedichte. Vierte Sammlung.

Erste Abteilung.

Episches.

1. Von Felix Dahn.

2. Von Therese Dahn.

Zweite Abteilung.

Heiteres, Schwänke und Scherze.

Von Felix Dahn.

Dritte Abteilung.

Lyrisches.

1 Von Felix Dahn.

2. Von Therese Dahn.

Vierte Abteilung.

Gelegentliches.

Von Felix Dahn.

Braut- und Hochzeit-Gedichte.

Tauf- und Patensprüche.

Vaterland.

Gedichte. Fünfte Sammlung.

Kaiser Karl und seine Paladine

Felix Dahn

Gesammelte Werke

Erzählende und poetische Schriften

Neue wohlfeile Gesamtausgabe

Zweite Serie: Band 8

Verlegt bei Breitkopf & Härtel in Leipzig
und bei der
Verlagsanstalt für Litteratur u. Kunst
(Hermann Klemm) in Berlin-Grunewald

Felix Dahn

Kaiser Karl und seine Paladine

Sagen

Illustriert von G. Adolf Closs

Verlegt bei Breitkopf & Härtel in Leipzig
und bei der
Verlagsanstalt für Litteratur u. Kunst
(Hermann Klemm) in Berlin-Grunewald

Die zweite Serie dieser „Neuen wohlfeilen Gesamtausgabe“ wurde in einer Auflage von zwanzigtausend Exemplaren in der Buchdruckerei von Ernst Hedrich Nachfolger in Leipzig gedruckt. Den Einband und die Innentitel zeichnete Erich Gruner in Leipzig.
Die Buchbinderarbeiten besorgte H. Fikentscher in Leipzig.

Kaiser Karl
und seine Paladine

Sagen aus dem Kerlingischen Kreise

Der deutschen Jugend erzählt

von

Therese Dahn,
geborenen Freiin von Droste-Hülshoff

Mit einer Einleitung:

Karl der Große in der Geschichte

von

Felix Dahn

Kaiser Karl
und seine Paladine

Seiner Majestät

dem deutschen Kaiser und König von Preußen

Wilhelm dem Ersten

in alleruntertänigster Ehrfurcht

zugeeignet.

Erstes Buch

Karl der Große in der Geschichte

Von

Felix Dahn

Vorbemerkung.

(Von Felix Dahn.)

Die germanische Heldensage hat schon acht und mehr Jahrhunderte vor Karl dem Großen begonnen. Nicht nur halbgöttliche, der Göttersage angehörige, auch geschichtliche Helden und Könige hat sie gefeiert seit grauester Vorzeit. Als Tacitus um das Jahr 100 nach Christi Geburt sein Büchlein über Land und Volk der Germanen schrieb, da sang und sagte man noch in den Wäldern der Cherusker von Armin, den der Römer selbst: „zweifellos Germaniens Befreier“ nennt: wohl waren es damals schon achtzig Jahre, seit diesen Befreier von dem Römerjoch der Neid der eignen Gesippen ermordet hatte: doch unvergessen lebte sein Bild, sein Name in dem Herzen seines Volkes. Gewiß war aber Armin nicht der erste, den das Heldenlied besang. — Und ebenso gewiß ward auch in den folgenden Jahrhunderten gar mancher tapfre Führer, gar mancher weise König gepriesen in den Hallen der Fürsten, bei dem Opferfeuer im heiligen Hain. Der Freiheitskampf der Batáver um das Jahr 70, der große Markomannenkrieg um 170, die Züge der Goten zu Land und zu Meer von der Donau bis in das Herz von Asien seit Anfang des dritten Jahrhunderts, die von der gleichen Zeit an viele Menschenalter hindurch wieder-

holten Versuche der Alamannen am Oberrhein, der Burgunden am Mittelrhein, der Franken am Niederrhein, die römische Grenzwehr, den »limes«, zu durchbrechen, die Fahrten und Ritte der Friesen und der Sachsen zu Wasser und zu Land in das römische Gallien hinein, aber auch die Kämpfe germanischer Völker untereinander: der Langobarden und der Gepiden, der Langobarden und der Heruler, der Vandalen und der Ostgoten, endlich die Kriege dieser Germanen mit Slaven, Finnen, Avaren, Hunnen vom 3.—6. Jahrhundert sind nicht verlaufen, ohne die tödliche Bedrängnis, die Freuden des Sieges, in Heldenlied und Heldensage auszudrücken. Das sind nicht bloße Vermutungen: es steht solche Heldensage zweifellos fest. Zwar die Dichtungen selbst sind fast spurlos verloren, aber die Angaben geschichtlicher Quellen bezeugen eine Wandersage, Königssage, Heldensage beinah all der genannten Völker wie auch der Nordgermanen in Skandinavien, der Angelsachsen in England. Der machtvolle Ostgotenkönig Ermanrich c. 350, die Vorfahren Theoderichs des Großen, die Amalungen, und er selbst, Herr Dieterich von Bern, der Burgundenkönig Gunthachar, der 438 mit seinem Heer von hunnischen Scharen bei Worms vernichtet ward, die Gottesgeißel Etzel, der Langobardenkönig Alboin, aber auch die Ahnen der fränkischen Merowinge, — all diese sind in Sagen gefeiert worden, welche sich zum Teil, wie die gotische (Dietrich), burgundische (Gunther), fränkische (Siegfried), hunnische (Etzel), bayerische (Rüdiger) mannigfaltig durchdringen und verwirren.

Neben diesen allbekannten Gestalten hat aber die Sage, wie wir vielen Andeutungen mit Bestimmtheit entnehmen können, noch eine gar reiche Zahl von andern

geschichtlichen Männern und Frauen, dann die Bilder von Wanderungen, von großen Völkergeschicken jeder Art, mit ihrem dunkelgrünen Efeugerank, schmückend zugleich und verhüllend, umwoben. Fast alles ist verloren: — ließ doch Ludwig der Fromme die von seinem großen Vater — der, selbst ein Held, an Heldentum sich freute, — gesammelten Sagen von den alten Königen und Helden wegen des heidnischen Ruches ins Feuer werfen! Das Wenige, was gerettet, läßt uns in seiner stolzen Herrlichkeit das Viele, was verloren, auf das Schmerzlichste beklagen.

Es war also nichts Neues, nur Fortsetzung uralten Waltens und Webens, ja die Befriedigung eines nicht zu erstickenden Triebes in der Seele des Volkes, in seiner Einbildungskraft, seinem Gemüt, seiner Dankbarkeit, seiner Bewunderung und Liebe, oder auch seines Hasses und Entsetzens, seiner Furcht, endlich auch seines köstlichen Humors und seiner dichterischen Lust am Fabulieren, wenn auch Karl der Große und zwar sehr bald nach seinem Tode schon zum Gegenstand der Heldensage ward.

Wahrlich, dieser Mann von überwältigender Größe, von Größe auf so verschiedenen Gebieten, von alles überstrahlenden Erfolgen und — nicht am leichtesten wiegend! — auch rein menschlich so reich an herzgewinnenden Zügen, dieser als Siegesheld und Friedenskönig, als Vater seiner Völker, als Rechtsbeschirmer und Retter zumal der von den Vornehmen verunrechteten geringen Leute, der freien, aber vielgedrückten Bauern: — dieser Mann mußte der Mittelpunkt eines weiten, farbenbunten Sagenkreises werden, wie kaum ein andrer, wie auch Dietrich von Bern und der keltische König Artus mit seiner Tafelrunde nicht.

Ein kleiner Ausschnitt aus jenem großen Sagenkreise wird in diesem Buche dargestellt.

Meine Einleitung will dem Reiz der Sage durch Erzählung des Inhalts nicht vorgreifen, will auch nicht eine wissenschaftliche Auflösung der Karlssagen in ihre verschiedenen Bestandteile versuchen: nur das geschichtliche Bild des Mannes will ich hier voranstellen, ohne jede gelehrte Zurüstung[1]). Ich meine, es muß die jungen Leser — und vielleicht auch ein paar alte — anziehen, zuerst in aller Kürze zu erfahren, was und wie und wer dieser Karl wirklich war und dann zu sehen, wie diese Gestalt sich in der Sage gespiegelt hat. Dabei würde eine lehrhafte und zopfige Hinweisung in jedem Einzelnen auf die entsprechende Gestaltung in der Sage, ein steter Vergleich von Geschichte und Sage, nur stören: der sinnige Leser wird in der Sage mit Wohlgefallen selbst herausfühlen, wie diese sich nach ihren Bedürfnissen die Geschichte zurechtgeschnitten und übermalt hat. Im ganzen und großen aber ist die Sage wahrhaftig: sie drückt, wenn auch in ihrer phantastischen Sprache, treffend die Eigenart des Mannes und seiner Taten aus.

Sie hat das unerschütterliche Gottvertrauen, die tiefe, tatbereite, unermüdlich im Dienste Gottes und der Kirche eifernde Frömmigkeit, die unablässige Bekämpfung der Heiden in Ost und West, in Nord und Süd, das Feldherrngenie, die Heldentapferkeit, die geistige Überlegenheit des Königs über alle Großen seines Palastes, „die Paladine“ (richtiger: Palatine), trefflich zur Anschauung gebracht; aber auch seine Weisheit und Herzensgüte im Frieden, zumal die stete Sorge für strengste Rechtspflege, ohne Ansehen der Person, zum Schutz der armen kleinen

[1]) Eine ausführliche Darstellung von Karls Regierung gibt meine Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker. III. Band, Berlin 1886. 1887. S. 952 f.; eine kürzere meine Deutsche Geschichte I. 2. Gotha 1887.

Unterdrückten, welche gegen den Druck der Großen nur Gott und Herrn Karl zum Helfer haben. Gewisse Schwächen seines Wesens: Jähzorn und andres, — dann das lockere Leben an seinem Hof und die Kleinheit seines Sohnes und Nachfolgers Ludwig, — Karl und Pippin, die beiden sehr tüchtigen Söhne, starben vor dem Vater, — im Vergleich mit dem großen Vater sind auch nicht vergessen, vielmehr mit Humor, aber doch stets mit liebevoller Schonung des gefeierten Helden angedeutet.

Viel willkürlicher als die echte Volkssage springt freilich die Kunstpoesie mit ihren Gegenständen um: und diese hat ja auch Karl, sein Haus und seine Helden in außerordentlich zahlreichen Dichtungen von Deutschen, Franzosen, Italienern, Spaniern, Engländern, Nordgermanen behandelt. Die Ausscheidung der beiden Bestandteile ist Aufgabe mühereichster Untersuchungen, die nicht hierher gehören, ebensowenig die Sonderung der deutschen von den romanischen Gestaltungen der Sage wie der Kunstdichtung über Karl. Es genügt die Bemerkung, daß im ganzen die Volkssage von Karl bei den Deutschen, die Kunstdichtung über Karl bei den Romanen überwiegt: deutsche Dichter haben oft das von romanischen Gestaltete übertragen, umgearbeitet, aber eben doch im wesentlichen entlehnt. Mit jenem Unterschied hängt es auf das innigste zusammen, daß die romanische Kunstdichtung vor allem das Phantastische, Buntglänzende, auch räumlich in das Ungemessene Trachtende — Jerusalem, Byzanz, Rom, Spanien —, das Romantische, Ritterliche an diesen Stoffen behandelt, während die deutsche Überlieferung das Gemütvolle, Herzergreifende, dann den strengen Schutz des Rechts, die Schirmung der Unterdrückten hervorhebt: der Grundgedanke von „Karls Recht" lebt noch heute in dem Haberfeldtreiben der Bauern meiner lieben ober-

bayerischen Heimat. Und lebte noch vor kurzem in der Heimat meiner lieben Frau, in Westfalen, wo bis vor wenigen Jahrzehnten noch die Freischöffen der Feme auf der roten Erde zum Ding zusammentraten nach Kaiser Karls Recht und Bann. Die herrliche Schilderung dieser uralten Volkssitte, in welcher auch des Kaisers Schwert noch erglänzt, in Immermanns Münchhausen ist ja bekannt. So lebte und lebt Kaiser Karl noch ein Jahrtausend nach seinem Tod im Dank des deutschen Volkes fort

Erstes Kapitel.

Karls Abstammung. Die Vorgeschichte seines Hauses. Die bei seiner Thronbesteigung vorgefundenen Verhältnisse.

Karl ist geboren (höchst wahrscheinlich) am 2. April 742. Der Ort seiner Geburt ist nicht zu bestimmen: vielmehr hat die Sage gleich seinen Eintritt in das Leben mit mannigfaltigem Schlinggewächs umrankt (s. unten: „Bertha mit dem Gänsefuß"). Sein Vater war Pippin, bis November 751 Hausmeier (major domus), seit November 751 (bis 768) König der Franken, seine Mutter Bertha (oder Bertrada) war eine Tochter des Grafen Charibert von Laon.

Die Ahnen Karls lassen sich zurückverfolgen bis auf den ältesten, ersten Pippin, den man aber ohne jeden Grund Pippin „von Landen", wie ebenso willkürlich einen andern, den mittleren Pippin „von Heristall" genannt hat: erst spät entstandene Fabeln bringen das Haus mit diesen Namen in Verbindung.

Das Geschlecht der alten merowingischen Könige der Franken war im Laufe des siebenten Jahrhunderts ganz verrottet, vermorscht und verfault: nicht mehr die Könige vermochten das Schwert zu führen und das Scepter zu schwingen: das taten an ihrer Statt schon lange die einflußreichsten Beamten am königlichen Hof, die Haus-

meier, majores domus. Um das Jahr 622 nun war der Hausmeier des östlichen (daher Austrasien, d. i. Ostland) Teilreichs der Franken der älteste Pippin (gest. 639), ein in Krieg und Frieden hervorragender Mann. Er vermählte (ungefähr 630) seine Tochter mit Ansigisel oder Adalgisel, dem Sohne seines Freundes, des durch Weisheit und Frömmigkeit ausgezeichneten Bischofs Arnulf von Metz (gest. 641. Bischöfe durften damals noch heiraten oder doch verheiratete Männer Bischöfe werden). Man müßte also dieses Geschlecht das der „Arnulfinge" nennen: denn schon die Vorfahren Karl Martells und Karls des Großen nach diesen beiden Karlen als „Karolinger" bezeichnen, ist gerade so verkehrt, wie wenn man die Vorfahren unsers Kaisers Wilhelm die „Wilhelminger" nennen wollte. Einige Zeit trat das Haus der Arnulfinge wieder völlig in den Hintergrund: Grimoald, Pippins Sohn, hatte den Versuch gemacht, den merowingischen Königsknaben auf dem Thron durch seinen eignen Sohn zu ersetzen, aber der Anschlag scheiterte und endete mit Grimoalds Hinrichtung (656). Erst etwa zwanzig Jahre später, ungefähr 678, erhebt sich das Geschlecht aufs neue: Pippin der Mittlere, der Sohn von Ansigisel und von Pippins des Ältern Tochter, gewann in den alten Stammlanden seines Hauses, zwischen Rhein, Mosel und Maas, eine mächtige Stellung. In den wilden innern Kämpfen, in welchen manchmal die Hausmeier der drei fränkischen Teilreiche: Austrasien, Neustrien (Neu-Westland) und Burgund gegeneinander um die Herrschaft rangen, suchte Pippin, obwohl noch nicht Hausmeier in Austrasien, den Übergriffen der neustrischen Hausmeier zu wehren. Seine erste Schlacht (bei Laon 678) verlor er zwar — ganz ähnlich wie später sein Sohn Karl der Hammer — aber die zweite bei Tertri, nahe St. Quentin (687), gewann

er und im Jahre 688 ward er als alleiniger Hausmeier der drei fränkischen Teilreiche, also des ganzen Frankenstaates, anerkannt. Sogleich trachtete er die Friesen (689) und die Alamannen (709—712) in Elsaß, Schweiz, Schwaben, welche sich während der Zerrüttungen im Frankenreich von dessen Verband gelöst hatten, wieder zum Gehorsam heranzuzwingen. Aber bei seinem Tod (714) drohten die alten Gefahren von allen Seiten über dem Frankenreich wieder zusammenzuschlagen und erst nach schweren Kämpfen gelang es seinem Sohne Karl, der vielen Feinde Herr zu werden. Seine Stiefmutter Plektrud hatte, um einem Enkel die Folge in die Machtstellung Pippins zu sichern, gleich bei dessen Tode Karl in den Kerker werfen lassen. Nun erhoben die Neustro-Burgunder wieder einen eignen Hausmeier, verbündeten sich mit den heidnischen Friesen, schlugen der Regentin Plektrudis Heer im Walde von Cuise und zogen gegen Köln, wo sie mit den Friesen zusammentreffen und Plektrudis belagern wollten. Karl war inzwischen aus dem Kerker entsprungen; er raffte ein Häuflein von treuen Anhängern zusammen und wollte die Friesen aus dem Lande treiben, bevor die Neustrier zu ihnen gestoßen, ward aber von dem Friesenherzog Ratbod bei Köln geschlagen (716). Jedoch der Unverzagte war ebenso zäh als kühn: ein echtes Kennmal seines Geschlechts. Sofort sammelte er neue Scharen um sich, überfiel die Neustrier auf ihrem Rückweg von Köln, wo sie Plektrudis zur Anerkennung eines neustrischen Merowingerkönigs gezwungen hatten, bei Amblève und schlug sie aufs Haupt (716). Aber erst nach zwei weiteren Siegen über die Neustro-Burgunder bei Vincy (717) und bei Soissons (719) und nachdem er seine Stiefmutter zur Übergabe von Köln genötigt (717), gelang es ihm, wie sein Vater als alleiniger Hausmeier

das ganze Frankenreich zu beherrschen. Er wehrte nun den Übergriffen der Sachsen (718), brachte Westfriesland zum Reich (719) und die abgefallenen Herzöge der Alamannen (730) und der Bayern (725—728) zum Gehorsam zurück. Einstweilen aber, während der unermüdliche Karl auf dem rechten Rheinufer im Nordosten des Reichs beschäftigt war, drohte vom Südwesten her eine furchtbare Gefahr nicht nur der christlichen Kirche und dem Staate der Franken, nein, aller germanischen Eigenart und aller Bildung, welche von Griechen und Römern auf die Romanen in Frankreich und Italien überkommen war. Im Jahre 711 hatte der Islam, hatten die Araber das Reich der Westgoten in Spanien zerstört: gar bald fluteten ihre ungezählten Scharen über die Pyrenäen nach Südfrankreich: im Jahre 721 von dem Herzog Eudo von Aquitanien bei Toulouse abgewehrt, kamen sie doch gar bald wieder und drangen 725 bis tief in das Herz Frankreichs und Burgunds. Im Jahre 732 stieg der arabische Statthalter in Spanien, Abderrachmán, ein gewaltiger Kriegsheld, mit ungeheuren Heeresmassen über die Pyrenäen, schlug Herzog Eudo an der Dronne auf das Haupt und zog nach Nordosten weiter auf der alten Römerstraße, die von Bordeaux über Poitiers und Tours nach Orleans, Paris und Metz führte: er bedrohte so alle Hauptstädte des Reichs und die Kirchen des heiligen Hilarius zu Poitiers und des heiligen Martinus zu Tours, die gefeiertsten und zugleich schätzereichsten Weihtümer des Frankenreichs, deren Zerstörung und Plünderung Glaubenshaß und Beutegier der Saracenen gleich stark reizen mußte. Der flüchtige Herzog von Aquitanien rief die Hilfe des Einzigen an, der helfen konnte: Karls. Und Karl gewährte sie sofort, obwohl er noch im Vorjahr Eudo wegen Vertragsverletzung hatte

bekämpfen müssen. Allein nun stand nicht weniger auf dem Spiel als alles: es fragte sich, ob Europa künftig dem Christentum oder dem Islam, den Germanen und Romanen oder den Semiten Afrikas gehören solle. Karl muß schon vorher Rüstungen betrieben haben: sonst hätte

er nicht auch die „Nordvölker", d. h. die späteren Deutschen, den Saracenen so rasch entgegenwerfen können, daß diese auf ihrem Vordringen Tours noch nicht erreicht hatten; Karl verlegte ihnen die Römerstraße und den Übergang über die Flüsse Vienne und Clain bei

Cenon, nordöstlich von Alt-Poitiers, dessen Hilariuskirche von ihnen bereits verbrannt war. Hier nahm der kluge Feldherr eine feste Verteidigungsstellung, in welcher er nicht umgangen werden konnte und den Angriff der furchtbaren arabischen Übermacht abzuwehren beschloß. Die Schlacht bei Cenon (oder Poitiers) (an einem Oktobersonnabend, 4., 11., 18. oder 25. 732), an weltgeschichtlicher Bedeutung den Tagen von Marathon und von Salamis, von Zama und Châlons an der Marne, von Leipzig, Waterloo und Sedan gleichstehend, ward nach dem Zeugnis eines Zeitgenossen, aber nicht etwa eines Deutschen, nein, eines spanischen Bischofs, Isidor von Beja, entschieden durch das Heldentum der Deutschen in Karls Heer: „Diese Nordvölker", sagt er, „hochgewachsen, von überwältigender Wucht der Glieder, standen eng aneinandergeschlossen, Schild an Schild, wie eine Mauer von Eis, unbeweglich, unerschütterlich, weder umzurennen noch zu zersprengen durch den wütenden, immer wiederholten Anprall der ungeheuren Reitermassen: mit eiserner Faust, hoch von oben herab und so recht von ganzem Herzen führten sie ihre Streiche." Da standen und stritten sie nebeneinander: der kühne Franke, der schnelle Thüring, der zähe Sachse, der trotzige Friese, der feurige Alamanne, der kampfgrimme Bayer: gar mancher, der noch im Herzen Wotan und Donar trug, schwang hier den Eschenschaft, der an der Weser oder Isar gewachsen war, wider Mohammed. Von einem solchen deutschen Streich fiel auch der tapfere Abderrachmán, da er, selbst mitkämpfend, hier den stärksten Widerstand bezwingen wollte. Entmutigt durch den Fall ihres gefeierten Führers, durch die blutigen Verluste und den Eindruck germanischen Heldentums räumten die Saracenen in der folgenden Nacht heimlich ihr Lager und flohen in zerstreuten

Haufen gen Südwesten nach Hause. Wahrscheinlich sind Heldenlieder, von den Germanen im Heer zuerst auf Karl und diese Schlacht gedichtet, in vulgär-lateinischer (romanischer) Übersetzung zu der Kenntnis jenes Bischofs im fernen Spanien gedrungen: einzelne Wendungen in seinem Bericht klingen ganz liedhaft. Und ohne Zweifel hat die spätere Heldensage, welche auch sonst die beiden Karle, den „Hammer“ und den „Großen“, häufig miteinander verwechselt, Züge aus des Großvaters Saracenen-Kämpfen und -Siegen auf den Enkel übertragen, welcher in Person nur einmal (778) mit denselben gestritten hat. Ebenso hat vermutlich die Sage jene Verfolgungen durch seine Stiefmutter und die harten, mannigfaltigen Kämpfe mit einem Stiefneffen, sowie mit andern Feinden, welche Karl Martell in seinen Anfängen zu bestehen hatte — auch später mußte er noch zwei Stiefneffen und einen entfernteren Verwandten wegen Hochverrats verhaften — übertragen auf den großen Karl, von welchem die Geschichte nichts Derartiges zu erzählen hat, abgesehen von der Feindschaft mit seinem Bruder Karlmann, welcher allerdings nur dessen Tod den Ausbruch in offenen Krieg ersparte. Auch der Umstand, daß Karl Martells Mutter Albheid mit Pippin in einer von der Kirche nicht anerkannten Ehe gelebt hat, ist vielleicht in Verwechslung mit Karl dem Großen Anlaß zu den Sagen über dessen Mutter Bertha geworden, zumal es nicht gerade ganz unmöglich wäre — doch ist es sehr zweifelig —, daß erst nachdem Karl (742 oder nach andern 747) geboren war, die Verbindung seines Vaters mit Bertha (749) kirchlich eingesegnet worden, wie ja die Sage berichtet.

In den nächsten Jahren unterwarf Karl Friesland (733, 734) und (736) die Söhne des (735) verstorbenen Eudo, vertrieb die Araber aus dem verräterisch ihnen

übergebenen Avignon, schlug sie nochmal in einer großen Schlacht am Flusse Berre südlich von Narbonne und warf die Fliehenden auf der Verfolgung in die Salzsümpfe und die See, daß ihrer viele Tausende ertranken. Als er 739, durch einen Feldzug gegen die Sachsen fern im Nordosten festgehalten, erfuhr, daß abermals die Saracenen in Südfrankreich eingebrochen waren, forderte er seinen Freund Liutprand, den tapfern und weisen König der Langobarden zu Pavia, auf, die gemeinsamen Feinde zu vertreiben: plünderten die Araber doch auch bereits auf langobardischem Gebiet. Sofort zog Liutprand mit seinem Heerbann zu Hilfe: seine Annäherung genügte, die Räuber zu verscheuchen. Die Freundschaft der beiden Könige war dadurch besiegelt worden, daß Liutprand Karls jungem Sohne Pippin in feierlicher symbolischer Handlung in der langobardischen Königsburg zu Pavia den ersten Bartflaum abgeschnitten hatte, wodurch ein der Wahlkindschaft ähnliches Treuepflichtverhältnis begründet ward. Daher wäre es Undank und Treuebruch gewesen, hätte Karl dem unmittelbar nach jener Waffenhilfe von 739 an ihn von Papst Gregor III. gerichteten Ansinnen Willfährde geleistet, für ihn das Schwert zu ziehen gegen Liutprand, der Rom belagerte, weil der Papst sich mit dem eidbrüchigen und rebellischen Herzog von Spoleto verbündet und demselben Zuflucht gewährt hatte. Karl lehnte ab, obwohl ihm der Papst die Schlüssel der Peterskirche übersandte und sich bereit erklärte, von seinem Staatsoberhaupte, dem Kaiser zu Byzanz abzufallen und Karl zum „Konsul“ oder „Patrizius“ von Rom zu machen, wozu der Papst freilich keinerlei Recht besaß: denn er war zweifellos Untertan des Kaisers, Rom eine byzantinische Stadt, der „Patrizius der Römer“ ein von dem Kaiser zu ernennender Beamter, der die Rechte des Kaisers als

dessen Vertreter dem Senat, Volk und gerade auch dem Bischof von Rom gegenüber wahrzunehmen hatte. Auch mußte das der Papst selbst anerkennen: Gregor III. selbst und seine Nachfolger bis gegen Ende des Jahrhunderts rechneten in ihren Urkunden nach Regierungsjahren der Kaiser; im Jahre 754 noch weigerte sich ein Papst durchaus nicht, einen Befehl des Kaisers zu erfüllen und von dem Langobardenkönig die Rückgabe eroberter Gebiete an den Kaiser zu verlangen.

Um diese italischen Dinge, an welche König Pippin und Karl der Große so vielfach rühren mußten, richtig zu würdigen, müssen wir auf die damals auf der Apenninischen Halbinsel miteinander ringenden Mächte und ihre Parteistellungen einen raschen Blick werfen.

Seitdem das germanische Volk der Langobarden (568) aus Ungarn in den Nordosten Italiens eingewandert war, hatte es allmählich den Byzantinern, die, nach Vernichtung der Ostgoten (555), hier herrschten, den größten Teil des Landes entrissen. Nur die durch Gewaltangriff nicht zu brechende See-Feste Ravenna, der Sitz des kaiserlichen Statthalters oder Exarchen, und der dazu gehörige Exarchat, ferner die Südspitze der Halbinsel: Apulien, Kalabrien, das Gebiet von Neapel, endlich Rom und der »ducatus Romanus« waren den Kaiserlichen geblieben. Ravenna und auch Rom, letzteres geschützt durch seine starken, von Kaiser Aurelian angelegten, von Belisar verstärkten Mauern, waren nur durch Aushungerung zu bezwingen. Allein die Langobarden begingen den schwer begreiflichen Unterlassungsfehler, in den zwei Jahrhunderten des Bestandes ihres Reiches keine Kriegsflotte zu schaffen, welche den Hafen von Ravenna und die Tibermündung hätte sperren mögen. Gleichwohl würden ihre Könige, welche selbstverständlich

trachten mußten, Rom in ihre Gewalt zu bringen, die Unterbrechung der langobardischen Besitzungen durch den »ducatus Romanus« zu beseitigen, jene Stadt doch wohl erobert haben, hätte nicht eine Reihe von hervorragenden Männern auf dem römischen Stuhl — vor allen Gregor der Große — den Widerstand der Römer durch geistliche und geistige Mittel meisterhaft geleitet. Von dem Exarchen in Ravenna war nur seltene, unzureichende Waffenhilfe zu hoffen. Erleichtert ward dem Papst die Leitung des Widerstandes freilich durch die fromme Ehrfurcht, mit welcher auch die ihn mit Krieg bedrängenden Könige zu ihm emporsahen, seitdem die Langobarden aus dem ketzerischen Arianismus zum katholischen Bekenntnis übergetreten waren.

Durch diese erfolgreiche Verteidigung hatten die römischen Bischöfe in der Stadt ihre schon früher höchst angesehene, machtvolle Stellung dermaßen erhöht, daß ihnen vielmehr die Regierung zukam als dem kaiserlichen dux oder patricius Romanus, der nie über ausreichende byzantinische Krieger verfügte. So hatte der Papst wenigstens die leisen Anfänge einer weltlichen Herrschaft in der Stadt Rom gewonnen, selbstverständlich in Unterordnung unter den Kaiser. Aber der Kaiser war fern und unfähig, zu helfen: kein Wunder, daß die Römer mehr und mehr den Papst als ihren Schützer und Leiter ansahen. Dazu kam, daß in den zahlreichen über ganz Italien verstreuten Landgütern (patrimonia) der römischen Kirche, oder „Sankt Peters“, wie man sagte, der Papst über Unfreie, Halbfreie, Freigelassene, Hintersassen mannigfaltiger Rechtsformen ohnehin eine Gewalt hatte, welche zwar privatrechtlichen Ursprungs war, aber ihn doch Gerichtsverwaltungs- und Finanzrechte üben ließ. Diese Anfänge des „Kirchenstaats“ zu einer wirklichen weltlichen Herrschaft auszubilden

war fortab das eifrige Streben der Päpste: und man muß anerkennen, daß in jenen Zeiten eine gewisse weltliche Unabhängigkeit auch für die geistlichen Zwecke der Päpste höchst wünschenswert war.

Die langobardischen Könige zu Pavia nun aber verfügten keineswegs über die ganze Kraft ihres Volks: die mächtigen Grenzherzöge von Trient im Norden, Friaul im Nordosten, Spoleto in der Mitte und zumal Benevent im Süden waren tatsächlich fast unabhängig von Pavia — hat doch das Herzogtum Benevent, wie wir sehen werden, die Übertragung der langobardischen Königskrone auf Karl noch um viele Jahre als selbständiges Fürstentum überdauert — und gar oft in offenem Kriege mit ihrem König, wobei sie von dem Exarchen zu Ravenna und dem Papst oder dem Dux zu Rom meist unterstützt wurden.

Während aber bisher die Parteigruppierung in der Regel den Langobardenkönig auf der einen, den Exarchen, den Papst und die Herzöge auf der andern Seite gezeigt hatte, war seit etwa zwanzig Jahren eine Verschiebung eingetreten. In dem Streit über das Maß der den Bildern der Heiligen zuzuwendenden Verehrung hatten die Päpste mit Recht dem „bilderstürmenden Kaiser“ Leo dem Isaurier (717—741) Widerstand geleistet und dabei die begeisterte Zustimmung der Bevölkerung Italiens gefunden. Es kam über diese Frage zum offenen Bruch zwischen Rom und Byzanz, ja gelegentlich zu blutigen Gefechten zwischen den Truppen des Kaisers und der italienischen Bevölkerung auf Seite des Papstes, wobei dann auch wohl der Langobardenkönig, etwa im Bunde mit dem Exarchen gegen den Papst und die Herzöge, das Schwert zog.

Dies war die verworrene, schwankende Lage der Dinge in Italien, in welche einzugreifen Karl der Hammer sich

klug enthielt: hatte er doch viel dringendere Aufgaben im eignen Reiche noch zu erfüllen. Er erwiderte also reichlich die Geschenke des Papstes, lehnte aber die geforderte Waffenhilfe ab, zumal ihm Liutprand die Augen darüber öffnete, wie der Papst sich die Kriegsbedrängnisse lediglich selbst zugezogen habe.

Karl hat übrigens seinen Beinamen der „Hammer“ (lateinisch »tundites«, »tudites«, »Martellus«) nicht von seinen Siegen über die Saracenen erhalten, sondern weil er überall die zahlreichen kleinen Gewaltherren (»tyranni«) zerschmetterte, welche sich im Frankenreich während der Wirren von 711—719 erhoben hatten, geistliche und weltliche Große, die der Staatsgewalt trotzten und die kleinen Gemeinfreien unterdrückten, zur Knechtschaft oder Schutzhörigkeit herabzwangen.

Bevor er zu sterben kam, teilte er unter Zustimmung des Reichstags unter seine beiden Söhne Karlmann und Pippin, ganz wie weiland die Merowingischen Könige das Königtum, den Majordomat: die letzten vier Jahre (nach dem Tode Theuderich IV., 737) hatte er gar ohne König geherrscht, ohne doch schon den Schritt auf den Thron zu wagen. Vielleicht fand er damals keinen geeigneten Merowingen, oder vielleicht wollte er dadurch den Franken recht augenfällig zeigen, wie so ganz nichtig und schattenhaft das Königtum geworden war. Karlmann erhielt als Erbe den Majordomat über Ostfranken, Alamannien, Thüringen, Pippin über Neustrien, Burgund, Provence: Aquitanien und Bayern blieben ungeteilt, weil sie, von eignen Herzögen beherrscht, nicht unmittelbar, nur mittelbar unter dem Reiche standen. Nach des Vaters Tod (21. Okt. 741) hatten die beiden Brüder, welche rühmlichste Eintracht hielten, Aquitanier, Alamannen, Bayern, mit den Waffen zur Anerkennung

ihrer Herrschaft zu zwingen, Sachsen abzuwehren (741 bis 746). Zugleich unterstützten sie das großartige Wirken des heiligen Bonifatius (des Angelsachsen Wynfrith), der als Legat des Papstes die tief gesunkene Kirchenzucht im Frankenreiche hob, den heidnischen Friesen, Hessen, Thüringen das Kreuz predigte und die Anfänge einer germanischen Kirche, unter strenger Unterordnung unter Rom gründete. (Die Bistümer Wirzburg, Eichstädt, Buraburg bei Fritzlar 741, Stiftung des Klosters Fulda 744.)

Im Jahre 747 legte Karlmann die Herrschaft nieder und trat als Mönch in das Kloster Monte Casino in Italien: solche Weltentsagung mächtiger Fürsten war damals nicht selten. Vielleicht belastete Karlmanns Gewissen eine tückische, blutige Tat, bei Bestrafung empörter Alamannen im Vorjahr (746) verübt. Pippin, nun Alleinherrscher, dämpfte neue Unruhen in Bayern, indem er Tassilo, den sechsjährigen Sohn (er war im gleichen Jahre mit Karl dem Großen [742] geboren) des eben verstorbenen Herzogs, aus dem Geschlecht der Agilolfingen, zum Herzog einsetzte, aber als Vasallen des Frankenreichs (748). Bald darauf (November 751) ward Pippin durch Beschluß des fränkischen Reichstags zu Soissons und unter Gutheißung des Papstes Zacharias zum König des Frankenreichs erhoben: der letzte Morowing, Childerich III., den die Brüder, wohl um den Vorwurf zu entkräften, sie übten als Königsbeamte ohne König eine widerrechtliche und widersinnige Gewalt, 743 auf den Thron erhoben hatten, ward als Mönch in ein Kloster gesteckt. Ohne Zweifel war die Tat eine Verletzung des formalen Rechts, allein sie war eine vollbegründete geschichtliche Notwendigkeit. Man hatte dem Papst Zacharias die Frage vorgelegt, was Gott wohlgefälliger sei, daß der

eine die Last, der andre die Ehre der Herrschaft trage und er hatte geantwortet, es sei besser, daß, wer die Bürde, auch die Würde des Königtums besitze. Bonifatius, seit 748 Erzbischof von Mainz, salbte den neuen König, nachdem derselbe von den Großen war gekrönt worden. Ein juristisches Recht hatte der Papst freilich nicht hierzu, aber seine Gutheißung war sittlich und religiös von höchstem Wert: den Zeitgenossen bedeutete sie die Zustimmung des Himmels. Sehr bald darauf ward der neue König aufgefordert, dem römischen Stuhl einen wichtigen Gegendienst zu leisten. Stephan II., der Nachfolger des Zacharias, ward von dem Langobardenkönig Aistulf schwer bedrängt. Er unternahm, Pippins Hilfe mündlich anzurufen, in winterlicher Zeit die gefährliche und beschwerliche Reise über die Alpen: über den großen Bernhard gelangte er nach St. Maurice. Von dort geleiteten ihn königliche Gesandte nach Ponthion (bei Bar-le-duc) zu Pippin, der ihm seinen elfjährigen Sohn entgegenschickte und ihn selbst in der ehrenvollsten Weise einholte: dreitausend Schritt ritt er mit seiner Gemahlin, mit dem jüngern Knäblein Karlmann und vielen Großen den Gästen entgegen, sprang vom Roß, wie er seiner ansichtig ward, kniete nieder und führte das Maultier des Papstes eine lange Strecke wie „ein Stallmeister" am Zügel. Pippin versprach dann zu Ponthion und nochmal feierlich zu Kiersy urkundlich, „Sankt Peter" (dem römischen Bischofsstuhl) zu allen seinen Rechten zu verhelfen und ihm die von Aistulf eroberten römischen und byzantinischen Städte und Gebiete, nachdem sie den Langobarden entrissen, zu schenken. Dieses Schenkungsversprechen ward die Grundlage der weltlichen Herrschaft des Papstes, des sogenannten „Kirchenstaates". Als Gegenleistung salbte nun der Papst, zu Saint Denis, die Handlung des

Bonifatius wiederholend, Pippin und Bertha als König und Königin, dann den König und seine beiden Söhne zu „Patriziern der Römer". Darauf ward Aistulf (754) angegriffen, zum Nachgeben genötigt und, da er die in dem Frieden von 754 übernommenen Verpflichtungen gegen den Papst nicht erfüllte, durch einen zweiten Feldzug (756) gezwungen, Sankt Peter all' sein Recht zukommen zu lassen.

Es ist fast befremdend, daß Pippin zweimal die kurze Reise von Pavia nach Rom nicht unternahm, während fromme Pilger aus dem fernsten England oder Spanien damals gar oft an das Grab der Apostelfürsten wallfahrteten: allein Pippin, eine maßvolle, nüchterne Natur, wollte nicht tiefer in die italischen Dinge sich verwickeln lassen als seine Versprechungen erheischten. Solche Verwicklungen hätten zum Kampfe mit Byzanz, zur Vernichtung des Langobardenreichs führen müssen. Pippin ging dem aus dem Weg: er beschäftigte sich die letzten Jahre seines Lebens fast ausschließend mit einer dem Frankenkönig viel näher anliegenden Aufgabe: der Wiederunterwerfung von Aquitanien und Baskonien, d. h. der schönen, reichen Lande von dem Westufer der Loire bis an die Pyrenäen, Gebiete, welche großenteils schon Chlodovech c. 507 erworben, aber die Schwäche der Merowingen im 7. Jahrhundert wieder eingebüßt hatte. Der langjährige Kampf ward deshalb ein so schwieriger, weil die durchaus romanische Bevölkerung hier gegen die germanisch-fränkische Herrschaft sich sträubte. So war es ein echter Volkskrieg, den Herzog Waifar gegen die Franken führte. Erst mit dem Untergang dieses Volksführers in dem achten dieser Feldzüge (768) erlosch der Widerstand. Wie einen Hirsch hatten die Franken den Herzog, den zuletzt nur wenige Getreue noch begleiteten,

gehetzt „im Wald von Edobol". Gar mancher Zug aus diesen Kämpfen Pippins in Aquitanien ist von der Sage auf Karl übertragen worden. Die Wiederheranziehung dieser Lande war aber die wesentliche Voraussetzung, daß aus Kelten, Römern, Basken, Goten, Burgunden und Franken das so glänzend begabte Mischvolk der „Franzosen" entstehen konnte, welches zwar uns Deutschen ein sehr schlimmer Nachbar ward, dessen hohe Verdienste um die Geistesbildung in ganz Europa wir aber doch nie vergessen wollen.

Auf einem dieser Feldzüge gegen Waifar (763) verließ plötzlich der junge Bayernherzog Tassilo, welcher vor und nach seiner (wiederholten) Huldigung als Vasall (757) die Heerzüge des Königs bisher willig mitgemacht hatte, das Lager und eilte nach Bayern zurück, weiteren Gehorsam weigernd. Wir kennen die Gründe nicht: vielleicht, weil er sich vergeblich bemüht hatte, für Waifar günstigere Bedingungen zu erwirken. Er mochte erkennen, die völlige Einverleibung Aquitaniens als bloße Provinz in das Frankenreich sei beschlossene Sache und er mochte erraten, daß dann alsbald Bayern ein ähnliches Schicksal bevorstehe: Bayern und Aquitanien hatten ja bisher dem Frankenkönig gegenüber eine gleiche staatsrechtliche Stellung eingenommen. Pippin, bis kurz vor seinem Tod mit Aquitanien beschäftigt, kam nicht mehr dazu, Bayern wieder zu unterwerfen. Es war die einzige Aufgabe, welche der wackere, tüchtige König seinen Erben ungelöst überließ, — denn auch Narbonne, das Hauptbollwerk des Islams in Südfrankreich, hatte er 759 den Arabern entrissen, — als er am 24. September 768 zu St. Denis starb, erst 54 Jahre alt. Sein Verdienst darf nicht dadurch geschmälert werden, daß sein Sohn Karl, eine viel großartigere, aber nicht so maßvolle Natur, ihn mit seinem weltgeschichtlichen

Ruhm, mit seinem blendenden, fast phantastischen Glanz überstrahlt hat.

Zweites Kapitel.

Karls Anfänge bis zur Erwerbung der Langobarden-Krone (768—774).

Wie Karl der Hammer den Majordomat zwischen Pippin und Karlmann, so hatte Pippin vor seinem Tod unter Zustimmung des Reichstags das Königtum über das gesamte Frankenreich zwischen seinen Söhnen Karl (geb. 742) und Karlmann (geb. 751 oder 752) geteilt. Und zwar erhielt Karl der Ältere Austrasien (im engeren Sinn), Ostfranken (aber ohne Elsaß und Alamannien), Neustrien und Westaquitanien, Karlmann Elsaß, Alamannien, Burgund, Provence, Gotien und Ostaquitanien. Bayern, das erst wieder unterworfen werden mußte, blieb unerwähnt.

Während aber Pippin und sein Bruder einträchtig gewaltet hatten, bestand zwischen Karl und Karlmann von Jugend auf bittere Feindschaft: wir kennen die Gründe nicht: böse Ratgeber Karlmanns sollen an diesem geschürt haben. So verweigerte dieser gleich im ersten Jahre (769) die Mitwirkung, als in Aquitanien eine Bewegung wider Karl entstand: eine Zusammenkunft der Brüder besserte daran nichts. Karl warf, allein handelnd, den Aufstand ohne Mühe nieder. Im folgenden Jahr (770) vermittelte zwar die Königin Bertha (Bertrada) ein besseres Einvernehmen unter ihren Söhnen. Aber nicht lange sollte es währen. Auf Andringen der Mutter, welche er

in hohen Ehren hielt solange sie lebte, vermählte sich Karl (770) mit der Tochter des Langobardenkönigs Desiderius (ihr Name ist ungewiß: vielleicht Bertrada, schwerlich Desiderata). Aber schon 771 verstieß er sie und sandte sie dem Vater zurück, aus unbekannten Ursachen, doch jedenfalls ohne ihr Verschulden, wahrscheinlich aus politischen Gründen. Gleichzeitig war das Verhältnis zu Karlmann in so bittere Verfeindung zurückgeschlagen, daß man den Ausbruch offenen Kriegs unter den beiden befürchtete, als Karlmann erkrankte und starb (4. Dezember 771). Sofort erschien Karl in dem erledigten Reich und nahm davon Besitz unter Zustimmung von vielen geistlichen und weltlichen Großen dieses Teilreichs: zumal Abt Fulrad von St. Denis, der schon Pippins vertrauter Rat gewesen, wirkte dabei mit. Karlmanns Witwe Gerberga floh mit ihren beiden unmündigen Knaben aus dem Frankenreich nach Pavia zu dem Langobardenkönig Desiderius, jetzt selbstverständlich Karls erbittertstem Feind. Gefahr hatte ihr und den Knaben nicht gedroht: aber Gerberga wollte die Ausschließung ihrer Söhne von dem Throne des Vaters nicht ruhig hinnehmen. Es ist schwer zu sagen, ob diese Ausschließung nach dem damaligen Recht begründet war oder nicht: Karl selbst hat später in einer von ihm verfügten Reichsteilung die Frage so entschieden, daß die Söhne vorverstorbener Brüder keineswegs ohne weiteres ein Folgerecht haben und den Oheim ausschließen sollten, sondern nur dann, wenn das Volk, d. h. die geistlichen und weltlichen Großen, des fraglichen Teilreiches sich für die Erbfolge eines solchen Sohnes aussprechen würden. Dies war nun 771 nicht geschehen, vielmehr hatten einflußreiche Vornehme Karlmanns sich für den Ausschluß der Knaben, für die Thronbesteigung Karls ausgesprochen. Darauf gründete wohl Karl sein Recht: allerdings hatte

aber ein förmlicher Reichstag aller Großen von Karlmanns Reich keineswegs jenen Beschluß gefaßt. Und keineswegs alle Vornehmen in dessen Staaten teilten Fulrads Willen: vielmehr begleitete ein sehr angesehener Herzog, Auchar, die flüchtende Witwe und die Waisen — zwei kleine Knaben — seines Herrn in das Langobardenreich, wo er auch stets als Vorkämpfer und Vertreter der Sache der Knaben bei Desiderius und bei dem Papst erscheint: wahrscheinlich hat dieser Auchar, Autchar, den Namen und einzelne andre Züge zu der Gestalt des sagenhaften Ogier hergegeben, der dann freilich ein Däne sein soll. Auch die Verstoßung der langobardischen Königstochter war nicht ohne Widerspruch der nächsten Angehörigen Karls geschehen: es war der einzige Anlaß, aus welchem vorübergehend das Verhältnis zur Mutter getrübt ward: doch auch ein Vetter Karls, Adalhard, zog sich damals grollend vom Hof in ein Kloster zurück: er klagte, daß nun „Karl so viele edle Franken eidbrüchig gemacht habe“: d. h. es hatten wohl, nach germanischer Sitte, vor der Verlobung zahlreiche Vornehme Karls eidlich die Bürgschaft übernehmen müssen, der Tochter des Langobardenkönigs werde im Frankenreich Leid, Unrecht, Verunehrung nicht widerfahren. Er weigerte sich daher auch, der neuen Königin zu dienen, welche Karl sehr bald nach Verstoßung der Langobardin sich vermählte: das war Hildigard, aus edelstem alamannischem Herzogsgeschlecht, ein erst zwölf- oder dreizehnjähriges Mädchen. Diese ist offenbar die Lieblingsgemahlin Karls gewesen; die Sage hat seine Liebe zu ihr, die ihren Tod überdauerte, ihr in die Gruft nachfolgte und nicht von der schönen Toten lassen wollte, in anmutigen und rührenden Bildern verherrlicht: sie gebar ihm in zwölf Jahren zehn Kinder und sank, kaum vierundzwanzig Jahre alt, in das Grab in der Blüte ihrer

Jugend und strahlenden Schönheit: ihr Goldhaar, ihre schneeweiße Stirn werden gepriesen (s. unten: „Karl und sein Haus“).

Einstweilen hatte in Italien König Desiderius, nicht ohne Grund gegen Karl auf das äußerste erbittert, von Papst Hadrian I. verlangt, er solle Karlmanns beide Knaben zu Königen der Franken salben; die Macht Karls sollte durch das Auftreten der Neffen als Gegenkönige in Karlmanns ehemaligem Reich, durch innere Kämpfe der Franken geschwächt werden. Da sich der Papst beharrlich weigerte, bedrängte ihn der Langobarde mit Krieg. Nun rief Hadrian Karl zu Hilfe. Dieser — er hatte soeben den ersten Zug gegen die heidnischen Sachsen unternommen — schlug doch nicht gleich los. Er unterhandelte mit Desiderius, bot diesem sogar eine große Summe Goldes — 14000 Goldsolidi (168000 Mark), — falls er Sankt Peter das Entrissene zurückerstatte. Erst nach Abweisung aller Vorschläge ließ Karl auf dem Reichstag zu Genf den Krieg gegen die Langobarden beschließen und brach gleich von dort nach Italien auf. Hier zum erstenmal entfaltete der Held jene großartige Feldherrnschaft, durch welche er so viele germanische Könige überstrahlt. Denn Karl ist der erste Germane, den die Quellen als einen großen Feldherrn — nicht nur Taktiker, sondern Strategen — klar zu erkennen uns verstatten[1]). Wohl dürfen wir vermuten, daß der Meister des Waldgefechts, Armin, daß gar manche germanische Führer in der Zeit des Vormittelalters, daß auch germanische Männer auf römischer Seite [wie Arbogast und Stilicho], Totila, Leovigild, Chlo-

[1]) Vergl. Dahn, Karl der Große als Feldherr, Festrede zur Feier des 90. Geburtstags Kaiser Wilhelms am 22. März 1887, gehalten an der Albertusuniversität zu Königsberg, Münchener Allgemeine Zeitung vom 22. März 1887, Nr. 81.

dovech, Alboin, daß Karls Ahnen: die Pippine und Karl der Hammer, nicht ohne hohe Begabung für Feldherrnschaft ihre Erfolge hatten erringen mögen.

Aber der erste germanische Heerführer, dessen Feldherrn-Begabung, ja dessen Eigenart als Feldherr uns die Quellen genau zu beweisen verstatten, ist Karl. Diese Eigenart besteht in folgendem: 1) den Feind umfassen, nötigenfalls durch Umgehung, und von allen verfügbaren Seiten zugleich angreifen; 2) was damit zusammenhängt: getrennt marschieren, vereint schlagen; 3) hierfür möglichste Verwertung aller Straßen, zumal aber der Wasserstraßen: der Flüsse.

In einer großen Zahl von Feldzügen, welche Karl selbst geleitet hat, lassen sich diese Merkmale nachweisen: so ständig, daß wir sogar bei Feldzügen, welche seine Söhne oder seine Königsboten ausführen, falls wir auf die gleichen Feldherrn-Gedanken stoßen, vermuten dürfen, der große Held in seinem Palast zu Aachen, den man wahrlich auch schon einen „Denker von Schlachten“ nennen darf, habe sie geplant. Derselbe Mann, der Muße fand, während seine Gedanken zwischen Aachen und Rom, zwischen Byzanz, Jerusalem und Bagdad, zwischen Cordoba und Ostungarn, zwischen dem Danewirke und Capua hin- und herflogen, den Gärtnern auf seinen Gehöften vorzuschreiben, welche Blumen, Gemüse und Obstarten sie pflegen sollten, — dieser Herrscher, mit Leidenschaft ein Kriegsmann, nahm sich gewiß Zeit, auch für solche Feldzüge, die er nicht in Person führte, die Pläne zu entwerfen.

Der Angriff von möglichst vielen Seiten legt, der Natur der Sache nach, oft die Notwendigkeit auf, den Feind zu umgehen, bevor der Angriff von wenigstens zwei Seiten erfolgen kann. Gleich dieser Feldzug (von 773)

gegen die Langobarden wird mit einer Umgehung —, mit darauffolgender Bedrohung des Feindes in Stirn und Flanke eröffnet und, da die Bewegung gelingt, dadurch auch entschieden. Die Langobarden hatten wie in den Kriegen gegen Karls Vater die sogenannten „Clusen“, d. h. die Engpässe, welche zwischen dem Mont Cenis und dem offenen Tal von Susa liegen, besetzt und stark befestigt. Karls Vater hatte (754) dieselbe Stellung der Langobarden durch einfachen Angriff auf die Stirnseite durchbrochen. Karl aber legt schon seinen Aufmarsch auf eine Umgehung an: — nicht ein Heer, wie bisher die Franken immer getan — er richtet wider den Feind zwei Heersäulen, welche getrennt marschieren, aber in Feindesland zusammenstoßen und vereint schlagen sollen. Karl wählt zwei Angriffslinien gegen Italien: von West nach Ost und von Nord nach Süd. Er selbst führt das eine Heer über den Mont Cenis von West nach Ost, während er das zweite unter seinem Oheim Bernhard über den großen St. Bernhard schickt von Nord nach Süd. Während Karl den Feind in der Stirnseite festhielt, sollte offenbar Bernhard ihn umgehen, ihn in seiner rechten Flanke, vielleicht auch im Rücken fassen, ihm den Rückzug nach Pavia, seinem Hauptstützpunkt, abschneiden. Allein es ward dieser Doppelangriff gar nicht mehr erforderlich: die Langobarden räumten ihre Stellung vor Susa lange bevor das Umgehungsheer auf ihre Flanke stieß. Und weshalb? Weil Karl vor den Clusen abermals eine Umgehung ausführte: war jene eine strategische, im großen geplante, so befahl er jetzt eine taktische im kleinen. Während er mit seiner Hauptmacht den Feind in seinen Befestigungen beschäftigte, sandte er wahrscheinlich zwei kleine erlesene Scharen links und rechts, jedenfalls aber eine, — und diese dann vermutlich auf der linken, südlichen Stellung

der Langobarden — auf schmalen Jägersteigen dem Feind in die Flanke, dessen Rücken bedrohend. Die wohl im Schutze der Nacht ausgeführte Umgehung wirkte so überwältigend auf die Überraschten, daß sie ohne Schwertstreich ihre Stellung in den Clusen räumten und in wilder Flucht nach Pavia zurückströmten, offenbar stets besorgt, im Rücken gefaßt und von dieser Hauptfestung abgeschnitten zu werden. Jenseit der Pässe vereinte sich nun Karl mit Bernhard, und beide zogen vor Pavia, das ausgehungert ward: das war das Ende des Langobarden-Reiches: eine geschickte Umgehung hat es fast ohne Blutvergießen bezwungen. Der ans Wunderhafte streifende Erfolg dieser Umfassung machte bereits den Zeitgenossen solchen Eindruck, daß gar bald die Sage einen Engel Gottes die frommen Franken über das Felsjoch führen ließ oder einen geheimnisvollen Spielmann (s. unten V. 8); von jenem kühnen Kletterwagnis an hieß der schmale Steig fortab „der Pfad der Franken“.

Adelchis, des Desiderius tapferer und feuereifriger Sohn, hatte sich nicht auch nach Pavia geworfen — eingedenk, daß in dieser Stadt schon zweimal (754 und 756) die ganze langobardische Streitmacht wie in einer Mausefalle gefangen worden war. Denn es war eine herzlich schlechte, gedankenarme Kriegführung, welche die Langobarden dreimal befolgten. Jedesmal sperren sie jene „Clusen“, jedesmal wird diese Stellung durchbrochen oder umgangen und jedesmal läuft nun das ganze Heer, ohne den Übergang über den Po, dann über den Tessin in offener Feldschlacht zu bestreiten, in die eine Hauptstadt zurück. Waren sie zu schwach, gegen die fränkische Übermacht das Feld zu halten, so empfahl sich dringend dieselbe Verteidigungsweise, in welcher nicht nur weiland die Ostgoten zwanzig Jahre (535—555) den Byzantinern

Belisars ruhmvollen Widerstand geleistet, welche die Ahnen der Langobarden selbst im 6. Jahrhundert gegen die nämlichen fränkischen Feinde mit Erfolg verwertet hatten. Freilich hatten die Langobarden törichterweise unterlassen, sich eine Kriegsflotte zu bauen, durch welche sie das Meer beherrschen und in ihre zahlreichen Seefestungen Nahrungsmittel schaffen konnten, sich, auch wenn auf der Landseite belagert, vor Aushungerung zu schützen: aber auch die Franken hatten damals noch keine Kriegsflotte, erst Karl hat in späteren Jahren gegen arabische Seeräuber und normannische Wikinge eine solche gebaut. Immerhin hätten die Langobarden, falls sie das Feld nicht halten konnten, ihre Streitmacht in die sehr zahlreichen und zum Teil sehr festen, durch Sturm nicht zu erobernden Festungen auf der ganzen Halbinsel von Susa bis Benevent, ja bis Consentia verteilen und dadurch die Feinde zu einer großen Zahl von Belagerungen zwingen können, welche im Süden Italiens, im Sommer, bei ungesundem, ungewohntem Klima, den Franken, fern von dem Nachschub aus der Heimat, sehr beschwerlich, ja verderblich werden konnten und im 6. Jahrhundert wiederholt geworden waren. Statt dessen drängte sich alles in die eine Hauptstadt zusammen, welche, mitten im Binnenlande gelegen, trotz ihrer starken Deckung durch die Wasser des Tessin, unfehlbar ausgehungert werden mußte. Adelchis nun warf sich in das feste Verona, welches schon so mancher Belagerung getrotzt hatte, auch Gerberga mit ihren beiden Knaben (und Auchar) suchte Schutz hinter jenen ragenden Mauern. Allein Karl selbst führte aus dem Lager, welches Pavia umschlossen hielt, eine kleine erlesene Schar vor jene Etsch-Burg und sehr bald ergab sie sich, die Flüchtlinge ausliefernd. Nur Adelchis war entkommen, er segelte aus dem Hafen von Pisa nach Byzanz, wo er jahrelang

unermüdlich strebte, den Kaiser zu bewegen, ihn mit Schiffen und Scharen nach Italien zu schicken, Karl und den Papst zu bekämpfen. Gerberga und die Knaben verschwinden aus der Geschichte, wahrscheinlich wurden sie in fränkische Klöster gebracht.

Während die Einschließung von Pavia fortgesetzt ward, begab sich Karl aus dem dortigen Lager nach Rom, daselbst an heiliger Stätte das Osterfest (3. April 774) zu feiern. Neben der tiefen Frömmigkeit, welche unzweifelhaft, ledig jeder Spur von Heuchelei, der eine Grundzug, vielleicht der Hauptzug in Karls ganzem Wesen war, bewog ihn aber auch gar manche Sorge um den Staat, den Papst aufzusuchen und sich eng mit ihm zu verbünden. Auf das ehrenvollste ward er empfangen: Hadrian schickte ihm die Behörden Roms mit dem Banner der Stadt (bandora) dreißig römische Meilen (1 = 1000 Schritt) weit bis Novae entgegen. An dem ersten Meilensteine vor der Stadt aber traf Karl alle Scharen der römischen Bürgerwehr, ferner die Schuljugend mit Palmen- und Olivenzweigen: sie sangen lateinische Loblieder zu seinem Preise und begrüßten ihn mit schallendem Zuruf: auch Kreuze ließ der Papst ihm entgegentragen, was nur geschah bei der Einholung des Exarchen von Ravenna oder eines Patrizius — welche Würde ja Karl besaß. — Als Karl dieser Kreuze ansichtig ward, sprang er vom Roß, begrüßte dieselben und legte die letzte Meile zu Fuß zurück. Auf der obersten der vielen Stufen der Sankt Peterskirche stand der Papst, von allen seinen Geistlichen, in weiterem Ring vom Volk von Rom umgeben. Karl warf sich auf jeder Stufe nieder und küßte die Steinplatte! — bei seinem spätern Besuch hat er diese überschwängliche Demut doch nicht wiederholt. — Endlich erreichte er den Papst, beide Männer umarmten und küßten

sich, schritten Hand in Hand in das Innere der Kirche und stiegen hinab an das Grab Sankt Peters: es war das erste Mal, daß ein Frankenkönig den Ort betrat. Nach Beendigung des Gottesdienstes bat Karl den Papst um Erlaubnis, in die Stadt selbst gehen zu dürfen: die Peterskirche lag und liegt ja außerhalb der Umwallung auf dem rechten Tiberufer. Selbstverständlich war das nur eine höfliche, den Papst ehrende Form: der römische Patrizius wollte die weltliche Gewalt des römischen Bischofs über die Stadt dadurch anerkennen: der ehemalige byzantinische Patrizius hatte umgekehrt die Oberhoheit des Kaisers über den Papst geübt. Bald sollten übrigens die Päpste erkennen, daß Karl, bei aller Frömmigkeit und aller Ehrfurcht vor dem Nachfolger Sankt Peters, seine Schutzherrschaft über Rom nicht nur als eine Pflicht auffaßte [wie die Päpste bei Übertragnng des Patriziats es wohl gemeint hatten], welche er nur auf Anrufen des Papstes zu erfüllen hatte, sondern ebenso als ein Recht, welches er als Oberherr des Papstes — auch als Richter desselben! — auszuüben befugt war. Damals aber kam es zur Geltendmachung solcher Rechte nicht: König und Papst errichteten urkundlich einen Bündnis- und Freundschaftsvertrag und Karl erneuerte feierlich das Schenkungsversprechen Pippins von Ponthion und Kiersy (oben S. 28): das sollte ihm noch viel Verdruß bereiten! Denn wie sein Vater hatte auch er nicht hinreichend klare Kenntnis von dem Umfang und der Bedeutung all' dessen, was der Papst sich hatte versprechen lassen. Es stellte sich bald heraus, — die Beamten Karls erkannten es und überzeugten ihn davon — daß jene Schenkungen sich nicht durchführen ließen ohne schwerste Schädigung der Macht, zumal der Einnahmen, doch auch der Verwaltung des langobardischen Reiches. Die Krone dieses Reiches aber

trug nun sehr bald Karl selbst. Ende April traf er wieder in dem Lager vor Pavia ein und im Juni ergab sich die Stadt, durch Hunger und Seuchen bezwungen: gar schön hat die Sage (unten V. 8) berichtet, welch furchtbaren Eindruck der Anblick des „eisernen Karl" auf König Desiderius macht, wie dieser vom Wall herniederschaut und sich von Ogier (Auchar) den Frankenkönig zeigen läßt. Sage ist auch, daß ein Geistlicher Petrus die Stadt verraten und zur Belohnung ein Bistum erhalten habe, Sage, daß eine Tochter des Desiderius, als sie Karl von der Zinne herab erblickt, von Liebe entzündet wird und ihm heimlich ein Tor der Stadt erschließt. Sage endlich, daß der gefangene Langobardenkönig geblendet und in Fesseln nach Paris geschleppt worden sei. Vielmehr hat der Sieger den Besiegten mit großer Milde behandelt, wie ein wackrer Langobarde, der Geschichtschreiber Paulus Diakonus, des Warnefrid Sohn (s. unten: „Karls Akademie") rühmt. Desiderius, seine Gattin, Königin Ansa, und eine Tochter (ungewiß, ob Karls ehemalige Gattin) wurden in fränkische Klöster gebracht, zuerst nach Lüttich, dann nach Corbie, wo Desiderius in frommem Frieden bis an seinen Tod lebte.

Karl aber ward nun König der Langobarden: dies Reich ward nicht etwa wie Aquitanien von Pippin oder später Bayern von Karl dem Frankenstaat als Provinz einverleibt, sondern blieb als selbständiges Reich neben dem fränkischen bestehen, nur daß der König dieses Reiches fortab Karl (oder dessen Sohn) ward: im übrigen blieb die langobardische Verfassung mit wenigen Ausnahmen zunächst unverändert: auch die langobardischen Herzöge blieben meist in ihren Ämtern, nur ward fränkische Besatzung in die Hauptstadt Pavia gelegt. Freilich galten Beschlüsse des fränkischen Reichstags, an dem

Langobarden nur sehr ausnahmsweise teilnahmen, auch für das langobardische oder, wie man auch sagte, das italische Königreich: doch gab es auch besondere Reichstage für dieses Reich, welche, nur von Langobarden besucht, Gesetze für Italien erließen. An all' dem ward auch nichts geändert als Karl einige Jahre später seinen dreijährigen Knaben Pippin zum König dieses Reiches bestellte: die Räte desselben zu Pavia handelten nur nach Karls Befehlen, der nach wie vor sich nannte „König der Franken und der Langobarden". Unberührt blieb noch volle zwölf Jahre durch den Untergang des Hauptreiches das zu demselben gehörige Herzogtum Benevent, dessen Herzog Arichis, ein begabter Mann, des Desiderius Eidam war: er und seine Gemahlin Adelperga hatten regen Sinn für Kunst und Wissenschaft, sie standen in geistigem Verkehr mit dem oben erwähnten gelehrten Diakon Paulus, der Mönch zu Monte Casino war.

Die Schenkungsversprechung an den Papst sollte umfassen alles Land von Luna mit der Insel Korsika, dann von Sarzana bis zum Apenninenpaß Bardone (La Cisa zwischen Pontremoli und Parma), dann bis Vercetum, Parma, Regio, Mantua, Monselice, ferner den ganzen Exarchat von Ravenna, die Provinzen Venetien und Istrien sowie die beiden Herzogtümer Spoleto und Benevent! Aber trotz der unablässigen Mahnungen der Päpste hat Karl sich nicht entschließen können, diese weiten, dem Langobardenstaat unentbehrlichen Gebiete wirklich dem Papst zu überlassen: Spoleto, das (773) eigenmächtig mit dem Kirchenstaat war vereint worden, ward (776) wieder davon gelöst, Benevent blieb noch lange unabhängig, Venetien und Istrien nahm Karl den Byzantinern für sich ab, nur den

Exarchat und einzelne Städte in Tuscien und der Sabina erhielt der Papst.

Im Juli (774) war Karl bereits wieder am Rhein.

Drittes Kapitel.

Karl und der Islam.

Schon Karls Vater, König Pippin, hatte nicht nur feindliche, auch freundschaftliche Beziehungen zu arabischen Fürsten gepflegt. Zwar den Ungläubigen in Spanien, diesen bösen Nachbarn, konnte der Frankenkönig nur mit Schild und Schwert entgegentreten: Pippin hatte durch eine Erhebung der christlichen, westgotischen Bevölkerung in dem von den Arabern noch immer beherrschten ehemaligen „Gotien" im Jahre 752 die Städte Nîmes, Maguelonne, Agde, Beziers und ebenso im Jahre 759 Narbonne, die letzte Trutzfeste der Mohammedaner nördlich der Pyrenäen, gewonnen: den (west-)gotischen Einwohnern war im voraus versprochen worden, daß sie auch unter fränkischer Herrschaft nach ihrem gotischen Recht sollten leben dürfen. Wenige Jahre vorher war die Herrschaft des Hauses der Omaijaden in Asien durch die Abbassiden gestürzt worden (750): doch ein Sprößling jenes Geschlechtes, Abderrachmán, war nach Spanien gekommen, hatte dort zu Cordoba ein unabhängiges Omaijadenreich gegründet (756) und gegen einen Angriff des abbassidischen Kalifen von Bagdad erfolgreich verteidigt. So hatten denn dieser Kalif, Almanßur, und

König Pippin einen gemeinsamen Feind in dem Omaijaden zu Cordoba.

Dies führte zu freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden: im Jahre 765 ging eine fränkische Gesandtschaft, wahrscheinlich in Erwiderung einer abbassidischen, nach Asien in das ferne Bagdad. Aber auch in Spanien standen häufig die Fürsten einzelner Städte in Waffen wider den Omaijaden zu Cordoba: solche riefen dann wohl fränkische Hilfe an. So tat denn auch im Jahre 777 der Statthalter („Wali") von Barcelona und Gerona: als Karl tief im Sachsenlande lagerte, erschienen Gesandte dieses Häuptlings und riefen seinen Schutz an.

Gegen einen Feldzug jenseit der Pyrenäen, in völlig unbekanntem Lande, gegen unbekannte Feinde sprach gar mancherlei, zumal solange noch viel wichtigere Aufgaben in der Nähe der Lösung harrten. Allein unwiderstehlich drängten zu diesem Unternehmen die beiden mächtigsten Gewalten in Karls großer Seele: einmal die tiefe, tateifrige Frömmigkeit und dann die leidenschaftliche Lust an Kampf, Eroberung, Machterweiterung. Schon damals, lange bevor die Kaiserkrone ihn schmückte, war Karl von der Überzeugung durchdrungen, er sei von Gott berufen, „allüberall" die Kirche zu schützen und den rechten Glauben zu verbreiten: daher sein Kampf für den Papst gegen die Langobarden, daher seine großartigen Bemühungen, die heidnischen Nachbarn ringsum: Sachsen, Avaren, Slaven zu bekehren. So aufrichtig, so frei von jeder Heuchelei dieser Glaube war, so höchst angenehm empfand es doch der kampffreudige Held, der machtgierige König, daß ihm jene von Gott auferlegte Pflicht für den Glauben zugleich den Krieg gegen jene Heiden und die Unterwerfung ihrer Länder auferlegte: die Befriedigung seiner

heißesten Leidenschaften schien so als gottwohlgefällige Erfüllung frommer Pflicht.

In angenehmster Mischung von christlichem Glaubenseifer und von heldenhafter Lust an Heerfahrt und Eroberung ließ sich Karl auf das weitaussehende Unternehmen ein: gerade auch solche Fahrt in unbekannte Länder und Gefahren reizte ihn. Er hat, im Unterschied von seinem maßvollen, vorsichtig nüchternen Vater, einen großartigen, aber ein wenig phantastischen Zug ins Weite, in die Ferne, in das Ungemessene. Im folgenden Jahre (778) begann er nach sorgfältigen, großen Vorbereitungen den Feldzug über die Pyrenäen: aus seinem eignen Munde wissen wir, daß ihm wirklich die Eroberung von ganz Spanien, die Zerstörung der arabischen Herrschaft daselbst, die Befreiung der spanischen Christen von dem Joche der Ungläubigen als Ziel vorgeschwebt hat.

Aber dieser spanische Krieg sollte der einzige von dem großen Feldherrn in Person geleitete Waffengang werden, der völlig scheiterte. Den Plan dieses seines zweiten großen Feldzugs entwirft er in völlig gleicher Weise wie den des ersten, des Langobardenkrieges von 773. Auch hier zwei Heere, welche auf zwei verschiedenen Straßen vordringen, erst in Feindesland sich vereinen. Von Nordwest nach Südost hinziehend, bilden die Pyrenäen die natürliche Grenze zwischen der iberischen Halbinsel und Frankreich. Dementsprechend wählte Karl seine zwei Straßen von Nordosten und von Nordwesten: das eine Heer, bestehend aus dem Aufgebot der östlichen Gebiete Karls: also der Bayern, Alamannen, Ostfranken, Burgunden, wie der vor kurzem erst unterworfenen, aber schon zur Heeresfolge herangezogenen Langobarden, dem aus der Provence und dem ehemals gotischen Septimanien, zog über die Ostseite der Pyrenäen: also über Narbonne

und Urgel. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß für diese Scharen jeder andre Weg ein sinnloser Umweg gewesen wäre. Der Befehlshaber dieses Heeres wird uns nicht genannt. Das zweite Heer führte Karl selbst; es bestand aus den Völkern des Nordwestens (also Aquitaniern, Neustriern, Bretonen, salischen Franken und Friesen). Es zog auf dem westlichen Wege durch das Land der Basken, wohl über St. Jean-Pied de Port, Burguet und den Paß von Ronceval auf Pampelona: erst vor Saragossa vereinten sich beide Heere. Wenn das Unternehmen fehlschlug, so lag der Grund nicht in den kriegerischen, sondern in den politischen Verhältnissen. Karls arabische Verbündete, welche ihn gegen Abderrachmán, den Omaijaden zu Cordoba, zu Hilfe gerufen hatten, waren vor seinem Eintreffen in Krieg untereinander geraten und zum Teil durch diese Kämpfe, zum Teil von dem Omaijaden vernichtet worden. Schwerer noch wog, daß die christlichen Goten und die christlichen Basken in Spanien, zu deren Beschützung und Befreiung dieser „Kreuzzug" hatte dienen sollen, feindlich gegen Karl auftraten: sie wollten lieber als die fränkische Herrschaft anerkennen sich der Araber allein erwehren, ja sogar Verträge mit diesen schließen. War doch auch die Lage der Christen unter der Herrschaft des Islam, falls sie nur die Schatzung zahlten, eine keineswegs gedrückte: jedenfalls eine höchst beneidenswerte, verglichen mit der der heidnischen Sachsen unter der Herrschaft Karls: die Sachsen wurden vor die Wahl gestellt: Taufe oder Tod: die Christen in Spanien durften unter der Herrschaft der Araber ungestört ihren Gottesdienst halten.

In den Bergen von Asturien aber hatte das kleine Häuflein von Goten, welche sich aus der Schlacht bei Xeres de la Frontera am Guadalete (711) gerettet,

Freiheit, Volksart und Glaube unter Führung des sagenhaften Helden Don Pelayo bewahrt und allmählich wieder mehr Land gewonnen, begünstigt durch die unaufhörlichen Kämpfe der Araber und Berber untereinander.

So war nach und nach ein kleines christliches Königreich Asturien erwachsen: die Hauptstadt, Pampelona, lag in der Landschaft Navarra, auch viele christliche Basken der Pyrenäen, von den Arabern nie unterworfen, gehörten zu diesem Staat. So feindlich verhielten sich aber jetzt diese Goten und Basken, — unbestimmbar, ob mit den Arabern verbündet oder für sich allein — zu den Franken, daß Karl mit dem Westheer Pampelona, das auf seinem Wege lag, erstürmen mußte. Er überschritt nun in einer Furt den Ebro und zog gegen Saragossa, vor dessen Mauern er sich mit dem Ostheer vereinigte. Die Stadt konnte doch nicht bezwungen werden: offenbar, weil die vorausgesetzte Mitwirkung der arabischen Verbündeten versagte: einer hatte vor Karls Erscheinen in Spanien den Untergang gefunden, den andern führte Karl jetzt bei dem Rückzug in Ketten mit nach „Francien".

Ob der Rückzug wieder auf zwei Straßen erfolgte, wissen wir nicht; fest steht nur, daß Karl sein Heer wieder auf dem westlichen Wege zurückführte: er zerstörte jetzt Pampelona oder doch die Mauern der Stadt, die er nicht behaupten konnte und in feindlichen Händen nicht lassen wollte. Als nun das Heer nördlich von Pampelona die Pyrenäen überschritt, da geschah in der Schlucht von „Ronceval" (am 15. August 778) jener Überfall der fränkischen Nachhut, von dem jahrhundertelang Lied und Sage erzählt haben: denn hier fiel „Roland der Held". Derselbe gehört nicht nur der Sage an: die gleichzeitigen Geschichtsquellen wissen von einem Hruotlandus, Markgraf der bretonischen Mark (Bretagne), der hier den

Tod fand mit dem Pfalzgrafen Anshelm und dem Tafelwart Eggihard (seniskalkus, der für die königliche Tafel zu sorgen hat· es ist das Amt, das im Nibelungenlied Herr Rumold der Küchenmeister bekleidet). Wahrscheinlich begegnet Rolands Name und Unterschrift („Rotlan, comes“) auch in einer Urkunde des Abtes Fulrad von St. Denis (oben S. 32) vom 25. Dezember 776: hier steht er als Zeuge neben und mit demselben Pfalzgrafen Anshelm, neben und mit dem er bei Ronceval fallen sollte. Er war wohl hervorragend unter Karls Paladinen: denn die bretonische Mark wurde stets nur ausgezeichneten Männern anvertraut, die keltischen Clane jener Landschaft mußten gar oft mit dem Schwert in Gehorsam gehalten werden. Das ist alles, was die Geschichte von dem viel gefeierten Helden der Sage zu berichten weiß. Es ist vielleicht bezeichnend für „Rolands“ gefürchtete Tapferkeit, daß nicht solang er waltete, erst nach seinem Fall die Bretonen wiederholt (786, 789, 811) zu den Waffen greifen, obwohl auch Rolands Nachfolger im Markgrafentum (oder doch in den Kämpfen) daselbst, Audulf und Wido, ausgezeichnete Paladine Karls waren, die stets rasch mit ihnen fertig wurden. Dem Seniskalk Eggihard hat ein Zeitgenosse eine rührende Grabschrift verfaßt, aus welcher wir auch den Tag des Gefechts erfahren:

Grabschrift des Aggiardus[1]).

Unter dem schmalen Gestein sind hier die Gebeine gebettet,
Aber die Seele flog hoch zu den Sternen empor.

Edlem Geschlecht entstammt, aus dem tapfern Volke der Franken,
Milde war er und sanft, freundlich von Sitten und Art.

---

1) Mit einigen Kürzungen. Am Ende steht in Prosa:
er starb am 15. August; im Frieden glücklich (ruhe er).

Ach kaum war ihm der Flaum auf den rosigen Wangen entsprossen,
Ach daß früh, vor der Zeit, blühende Jugend auch stirbt!

Aggiard war er benannt, wie sein Vater vor ihm genannt war
Und in des Königs Palast pflog er erhabenen Amts.

Ihn hat der Tod uns entrafft durch das Schwert, unersättlich im Raube,
Aber das ewige Licht zog ihn zum Himmel hinauf.

Als der gewaltige Karl aus dem sandigen Spanien heimzog,
Starb er: nur für die Welt, aber er lebt nun für Gott.

Ihn betrauern zugleich in betrübtem Herzen die Franken,
Ihn Aquitanien, ihm weinet Italien nach.

Liegt er auch hier in der Gruft, ist er doch in dem Fleisch nur begraben.
Aufwärts schwang er zu Gott hoch sich auf schimmerndem Pfad.

Die Angreifer waren nicht Araber, sondern christliche Basken, Untertanen des Königs von Asturien, welche, von Anfang feindlich, jetzt wohl den Brand von Pampelona rächen, vielleicht aber auch bloß Beute machen wollten und deshalb gerade lediglich den Troß, das Gepäck überfielen. Den Vorgang selbst schildert sehr anschaulich Karls Lebensbeschreiber, Einhard. „Während das Heer in lang auseinandergedehntem Zug, wie dies der enge, schmale Paß nötig machte, sich fortbewegte, brachen plötzlich die Vaskonen aus einem auf dem höchsten Gipfel des Berges gelegenen Hinterhalt — die dichten Wälder, deren es dort noch viele gibt, sind für Hinterhalt sehr geeignet — auf den letzten Teil des Trosses und die zur Deckung der Nachhut bestimmte, dieser unmittelbar voranschreitende Schar (— diese Deckungsmannschaft offenbar, nicht den Troß, befehligten jene vornehmen und auserlesen tapfern „Paladine") — von oben her ein, warfen sie (man sieht es: von dem Saumpfad längs der „Bergleite")

in die darunter liegende Schlucht hinab, erschlugen dort im Handgemeng alle, plünderten das Gepäck und stoben unter dem Schutz der bereits einbrechenden Nacht mit größter Schnelligkeit nach allen Richtungen auseinander."

Er schließt: „hier fielen gar viele der Höflinge (aulici = palatini = Paladine), welchen der König den Befehl über diese Scharen anvertraut hatte, eine Wunde, deren Schmerz die Freude über alle Erfolge in Spanien (diese waren aber recht gering!) in des Königs Seele trübte". „Ronca-vallis" ist wohl nicht „Dorn-Tal", von ronca, Gedörn, sondern „Reute-Tal", von roncare, runcare, schneiden, von Unkraut und Gestrüpp säubern oder vielleicht „Runzeltal", von Runca, Falte, Krümmung, Einschnitt; letzteres ist aber weniger anzunehmen; übrigens liest man auch Roscida-vallis. Roland aber ward in Lied und Sage das edle Heldenbild ritterlichen Ehrenstolzes und der Treue gegen den König bis in den Tod.

Nach Chasseneuil, wo er Frau Hildigard zurückgelassen, heimgekehrt, fand Karl, daß sie ihm Zwillinge, zwei Knaben, geboren hatte, von denen der eine, Lothar, bald starb, der andre aber, Ludwig, von allen Söhnen allein den Vater überleben und das Reich erben sollte. Ludwig der Fromme war durchaus kein Held und keine königliche Natur: die Sage hat mehrere Söhne Karls in ungünstigem Lichte dargestellt. Seine andern Söhne von Hildigard, Karl und Pippin, waren aber sehr tüchtige tapfere Männer (s. unten Karl und sein Haus). Drei Jahre darauf schon erhob Karl das Kind Ludwig zum „König von Aquitanien" d. h. dem Lande zwischen Loire und Pyrenäen. Der Regierung dieses Knaben, die meist zu Toulouse ihren Sitz hatte, lag es nun ob, die Grenzen gegen die Araber zu sichern und gelegentlich in den Pyrenäen, auch wohl jenseit derselben weiter vorzuschieben:

denn damals (778) war die geplante Anlegung einer „spanischen Mark“ nicht gelungen. Eine solche „Mark“ war ein Vorland, oft bestrittenen Besitzes, zwischen dem Reich und unabhängigen Nachbarn, durch Burgen und Grenzwehren zur Verteidigung, auch wohl zum Ausfall bedachtsam eingerichtet: so konnte man z. B. die spanische Mark, als zum Schutze des eigentlichen fränkischen Hinterlandes, in Spanien und gegen Spanien angelegt, bezeichnen.

Nicht immer hatte Karl Ursache mit dieser aquitanischen Regierung zufrieden zu sein. Zwar übergaben 785 die Bewohner von Gerona ihre Stadt den Franken und von diesem ersten Stützpunkt aus wurden dann auch Urgel im Norden, Ausona (Vich) im Westen gewonnen: allein Graf Chorso von Toulouse ließ sich von Basken in einem Hinterhalt fangen und seine Freigebung geschah bei einer Zusammenkunft in „Mors Gotorum“ (Mourgoudon), „Goten-Tod“ — wohl benannt nach einer verschollenen Schlacht von Westgoten (mit Arabern?) — unter Bedingungen, die für das Reich so unrühmlich waren, — man stellte den baskischen Räubern und Rebellen Geiseln! — daß König Karl ergrimmte und jenen Grafen absetzte. Sein Nachfolger zu Toulouse ward (790) der tapfere Graf Wilhelm, der unter dem Namen „Wilhelm von Orange“ in Lied und Sage viel gefeiert ward: er zählte ohne Zweifel zu Karls tapfersten Paladinen. Neben seinen Heldentaten empfahl ihn der Dichtung und Sage seine große Frömmigkeit, welche ihn auch bewog, am Abend eines Lebens voll Kriegsruhms, voll Reichtums und Glanzes der Welt zu entsagen und, wie in jenen Jahrhunderten gar manche Könige, Fürsten und Helden wie Karlmann (747), Ratchis der Langobardenkönig (749), Hunold der Herzog von Aquitanien

(744)] in ein Kloster zu treten: er wählte das von ihm selbst gestiftete Gellone oder St. Guillaume du Desert: und gar oft sah man nun den einst so waffengewaltigen Paladin auf einem Eselein zu den Mönchen hinausreiten, welche in der heißen Erntezeit auf dem Feld arbeiteten, und den Brüdern in der Kapuze seiner Kutte zur Erfrischung ein Gefäß voll Weines zutragen.

Zunächst aber hatte sich Graf Wilhelm noch viele Jahre mit den Arabern herumzuschlagen. Im Jahre 793 drangen diese mit ungeheurer Übermacht in Südfrankreich ein und verwüsteten das Land bis Narbonne. Wilhelm wollte ihnen den Weg nach Carcassonne verlegen, den Übergang über den Fluß Orbien streitig machen: aber vergeblich verrichtete er Wunder der Tapferkeit den ganzen langen Sommertag, vergeblich erschlug er — nach der Sage — mit eigner Hand mehr als einen „König" der Heiden: seine Gefährten, — so viele noch übrig — flohen zuletzt erschöpft vor der erdrückenden Überzahl und ließen ihn im Stich: da mußte auch er weichen. Um solchem Einbruch der Saracenen in Aquitanien künftig vorzubeugen, ward aber nun (795) jenseit der Pyrenäen eine „spanische Mark" wirklich eingerichtet.

Ausona (Vich), Cardona, Casseres am Ter, die zum Teil verlassen lagen, wurden wieder besiedelt und neue befestigt: da ward (796) Barcelona gewonnen, Huesca jedoch (797) vergeblich angegriffen. Jetzt trat auch das christliche Königreich Asturien aus der widernatürlichen Feindschaft gegen das Frankenreich in Freundschaft über: König Alfons (gotisch: „Hadu-Funs"), der 791 den Thron zu Oviedo bestiegen hatte, — er sollte Karl und Ludwig überleben: erst 843 starb er — schickte (798) als Zeichen der Verehrung Karl kostbare Stücke aus der Beute, die er in sieghafter Schlacht den Saracenen

abgenommen: sieben maurische Brünnen, sieben Maultiere, die also wohl selten waren im Frankenreich, und sieben gefangene Araber. Ein inniges Freundschaftsbündnis ward geschlossen zwischen Karl und Alfons: letzterer nannte sich in seinen Briefen und mündlichen Botschaften Karls „eigenen Mann" (Eigentum). Die Sage hat auch dies verwertet: Alfons „der Keusche" soll aus der Ferne mit einer Schwester Karls verlobt worden und dieser, obwohl sie infolge eines Gelübdes den Schleier nahm und er sie nie mit Augen sah, bis an sein spätes Lebensende in heiliger Liebe treu geblieben sein.

Gefährlicher oder doch schädlicher als auf dem Festlande wurden aber nun die Araber dem Frankenreich zur See. Sowohl aus den Häfen Spaniens als von den Küsten Nordafrikas liefen Jahr für Jahr arabische Raubschiffe aus, welche die Handelsschiffe der Christen ausraubten, auf den Inseln und an den Gestaden des Mittelmeeres landeten, die Städte plünderten und verbrannten, die Einwohner, zumal auch Priester und Mönche, töteten oder als Sklaven fortschleppten und verkauften. Das wollte Herr Karl, der sich auch jetzt schon, bevor er die Kaiserkrone trug, als Beschirmer des Glaubens, der Christenheit „allüberall" (oben S. 44), — also nicht bloß innerhalb seines Reiches, — ansah, nicht dulden. Er schuf sich eine Kriegsflotte — bis dahin hatten die Franken nur ein Landheer besessen, abgesehen von grauester Vorzeit, da sie auch als sehr kühne Seefahrer die Römer bekämpft hatten — und erfüllte die Bitten der Bewohner der Balearischen Inseln, Majorca und Minorca, sie gegen die arabischen Seeräuber zu schützen: diese Eilande hatten bis 711 zum Westgotenreich gehört, seit dessen Untergang waren sie sich selbst überlassen, herren-, aber auch schutzlos gewesen: jetzt landeten fränkische Krieger auf Majorca,

schlugen die Araber, entrissen ihnen im Gefecht mehrere Feldzeichen, welche Herrn Karl in seine Pfalz zu Aachen geschickt wurden, und nahmen die Ergebung der Inselbewohner unter das Frankenreich entgegen: auf die Dauer konnte dieser entlegene Besitz doch nicht behauptet werden, sowenig wie das östlichere Korsika, das Karl durch langobardische Schiffe (806) von den Saracenen säubern ließ: 807 schlug sein Stallgraf (comes stabuli, daher französisch connètable) Burchard die arabischen Raubschiffe in einem Seegefecht bei dieser Insel: sie verloren 13 Segel und viele Leute; aber bald (809) kamen die Peiniger wieder, plünderten gerade am Ostersamstag (7. April) eine Bischofs-Stadt (Aleria?) daselbst und als sie (810) abermals landeten, fanden sie das Eiland von den Franken verlassen und konnten es so mit leichter Mühe fast völlig unterwerfen.

Die Kriegsschiffe, welche Karl seit 799 auf der Seine, der Loire, der Schelde und „allen Strömen Galliens und Germaniens" bauen ließ, die Küstenwehren und Wachttürme, welche er anlegte, sollten übrigens mehr noch als die Araber, welche doch fast ausschließend die Südmeere heimsuchten, die nordischen Raubfahrer abwehren, die Vikinge (nicht Seekönig: denn „Vik" heißt nicht Meer, sondern von „Vik", Gehege, weil diese Nordleute, sowie sie gelandet, ihre Schiffe mit Pfahlwerk umhegten), die, meist Dänen, aber auch Schweden oder Norweger, die Küsten der Nordsee, des Kanals, aber auch des occidentalis oceanus heimsuchten (s. unten „Dänen"). Gerade die Mündungen der Ströme galt es zu sperren: denn diese kühnen Räuber liebten es, den Rhein, die Seine, die Loire zu Berg zu fahren, so in das Binnenland zu dringen und alle an den Ufern gelegenen Städte und Dörfer zu plündern.

Gleichzeitig gelang es, auf dem Festland von Spanien die Mark zu erweitern: 801 wurde Barcelona (s. unten), 806 Navarra und Pampelona genommen, welche, wie Huesca (s. oben S. 52) wieder in die Hände der Araber gefallen waren, im Jahre 809 Tarragona: aber Tortosa ward zweimal (809, 810) vergeblich angegriffen, erst 811 erobert, wahrscheinlich jetzt deshalb, weil inzwischen der „König von Spanien", d. h. der Beherrscher von Cordoba, Friede (auf drei Jahre) mit Karl geschlossen und daher der Stadt keinen Entsatz geschickt hatte; bei der Unabhängigkeit, ja Feindschaft andrer arabischer Fürsten in Spanien und Nordafrika gegenüber Cordoba dauerten nämlich, wie die Seeräubereien der Muselmänner, so auch die Gefechte auf der Pyrenäischen Halbinsel auch in diesen Jahren (811—814) fort.

Die Pläne für die größeren dieser Feldzüge (801 und 810) hatte Karl gewiß selbst entworfen: sie sind von den ihm eignenden Feldherrngedanken (s. oben S. 35) durchdrungen. Freilich dürfen wir annehmen, daß er „Schule gemacht", daß seine beiden trefflichen Söhne Karl und Pippin, daß so hervorragende Helden wie Wilhelm von Orange, Gerold von Bayern, Erich von Friaul ihm manches abgelernt, die Kunst seiner Kriegsführung sich angeeignet hatten. Wiederholt hat sich Wilhelm von Orange in diesen Feldzügen mit Ruhm bedeckt. Dem Namen nach befehligte zwar König Ludwig. Aber dieser war durchaus kein Held und kein Feldherr. Bei der ersten dieser Unternehmungen, gegen Barcelona (801), wurden, nach Karls vielbewährter Weise, drei Heere gebildet: es waren Aquitanier, Basken, Burgunden, Provençalen und Westgoten: mit dem einen Heere — der Nachhut — blieb König Ludwig ganz ruhig auf der Ostseite der Pyrenäen in Roussillon — in Sicher-

heit, er fand stets „Vorsicht den sichersten Teil der Tapferkeit“, während seine Unterfeldherren die Arbeit taten. Ein zweites Heer schloß Barcelona ein, während das dritte — geführt von Wilhelm — den schwierigsten, gefährlichsten Teil der Aufgabe übernahm. Es galt, das Belagerungsheer in seinem Rücken zu decken gegen einen Versuch des „Königs“ der Araber zu Cordoba, der Stadt die dringend geforderte Hilfe zu bringen. Wirklich zog ein Entsatzheer der Saracenen heran, fand aber Wilhelms Scharen westlich von Barcelona, wahrscheinlich auf dem linken Ufer des Ebro, etwa zwischen Tortosa und Saragossa, so vortrefflich aufgestellt, — wohl um den Arabern den Übergang über diesen Fluß zu wehren — daß dieselben den Plan des Entsatzes aufgaben und abzogen. Nun vereinte Wilhelm seine Kräfte mit dem Belagerungsheer: Barcelona ward ausgehungert und als die Übergabe bevorstand, der große Held Ludwig aus seinem Ruheposten herbeigeholt, sich die reife Frucht in den Schoß fallen zu lassen. Ein Westgote, Graf Bera, und gotische Scharen erhielten den Befehl und die Besatzung in der Stadt, so daß etwa 90 Jahre nach der Schlacht am Guadalete die Sprache König Roderichs wieder in Barcelona scholl. Und als im Jahre 810 von Barcelona aus ein Angriff auf Tortosa unternommen ward, ahmte man den Plan von 801 nach. Ein Heer zog geradeaus auf jene Stadt und schloß sie ein, während ein zweites unter Graf Bera insgeheim in drei Nachtmärschen auf den Ebro zueilte und so überraschend am vierten Tag den Fluß auf mitgeführten Fahrzeugen überschritt, daß die auf dem rechten Ufer aufgestellten Araber, welche den Übergang hatten verhindern sollen, in voller Bestürzung aus ihren Stellungen flohen und den Franken das reichgefüllte Lager zur Plünderung überließen. Darauf zog auch Bera vor Tortosa; doch

ward die Stadt erst im folgenden Jahr (811) zur Übergabe gebracht.

Aber nicht nur in Europa trat Karl in teils feindliche, teils vertragsmäßige Beziehungen zu dem Islam: der Ruhm seines Namens drang bis in das fernste Asien und nicht minder seine fromme Fürsorge „für die Kirche allüberall“. Das Los der Christen im Morgenland, zumal in Palästina, sowohl der dort unter der Herrschaft der Mohammedaner Seßhaften als der zahlreichen Pilger, welche die heiligen Stätten besuchten, lag ihm warm am Herzen. Im Jahre 799 erschienen bei ihm Gesandte des Patriarchen von Jerusalem, welche ihm dessen Segen, Weihgeschenke, Reliquien aus dem Gelobten Land überbrachten und gewiß seinen Schutz anriefen, den freilich der Kaiser zu Byzanz zu gewähren zunächst berufen gewesen wäre: so erfüllte auch hier, wie so oft, Karl bereits als König kaiserliche Aufgaben. Er schickte nun mit jenen Boten einen Gesandten, auch seinerseits mit reichen Geschenken, nach Jerusalem. Als er im folgenden Jahre (800) zu Rom weilte, traf ihn daselbst eine neue Gesandtschaft des Patriarchen, welche ihm nichts Geringeres als die Schlüssel des heiligen Grabes, des Kalvarienberges, der Stadt und das Banner der Stadt Jerusalem überbrachte. Dies bedeutete, nach der Auffassung der Zeit, geradezu die symbolische Übertragung nicht nur der Schutzpflicht, auch des Besitzes und der Herrschaft! Freilich hatte der Patriarch, Untertan des Kalifen, ebensowenig das Recht zu dieser Übertragung, wie der Papst, Untertan des byzantinischen Kaisers, zur Übertragung der Kaiserwürde. Karl aber, stets bereit, Pflichten für Christus und die Kirche auf sich zu laden, — mochte auch der damit verbundene Ruhmesglanz ihn mächtig dabei locken und gerade das Phantastische an der in so weite Ferne greifen-

den Aufgabe ihn reizen, — nahm all das an und gewährte die Zusage wirksamen Schutzes. Ja, nach einem freilich bereits sagenhaft gefärbten Bericht soll er diesen Gesandten, welche ihn im Namen des Patriarchen um Hilfe wider die von allen Seiten andringenden Heidenvölker anriefen, erwidert haben, er sei bereit, den Feind nicht nur auf dem Festland, sondern im Fall der Not auch auf dem Meere zu bekämpfen! Der Sage haben diese Beziehungen zu Jerusalem, diese übernommene Schutzpflicht genügt, später in der Zeit der Kreuzzüge Karl zum allerersten Kreuzfahrer zu machen, der mit seinen Paladinen den Kaiser zu Byzanz und dann die heiligen Stätten aufsucht.

Übrigens hat Karl wirklich den Christen im Gelobten Land Schutz und Hilfe gebracht: nicht durch die Waffen, wohl aber durch den Ruhm seines Namens, der bis in das fernste Asien drang und den Beherrscher des Morgenlandes bewog, des großen Frankenkönigs Freundschaft zu suchen. Gerade in jenem Jahre 800, welches Karl die Kaiserkrone brachte (s. unten), drängen sich von allen Seiten die Ehren auf sein Haupt. Bald nachdem der neue Kaiser die Gesandtschaft des Patriarchen entlassen, erhielt er die Nachricht, daß kein Kleinerer als der Kalif von Bagdad selbst eine Gesandtschaft mit den reichsten Gaben des Morgenlandes an ihn abgeschickt habe, die soeben im Hafen von Pisa gelandet sei. Karl erhielt diese Nachricht in Pavia: er ließ sofort die Gesandten zu sich nach Ivrea entbieten. Dieser Kalif aber war — Harún Ar-Raschid (786—809), der gefeierte Held so vieler orientalischer Überlieferungen. Die Weltgeschichte scheint hier in phantastischem Spiele sich zu gefallen, indem sie den Helden der germanisch-romanischen Sage und den der morgenländischen Märchenwelt Freundschaft schließen

läßt. Wir sahen, daß schon Pippin mit Al-Manßur, dem abbassidischen Kalifen zu Bagdad, Gesandtschaften getauscht hatte, welche den Omaijaden zu Cordoba bedrohten. So hatte auch Karl im Jahre 797 eine Gesandtschaft, zwei fränkische Grafen, Lantfrid und Sigmund, und, wahrscheinlich als Dolmetsch, einen Juden Isaak nach Bagdad geschickt, gewiß um vor allem den Christen im Morgenland günstige Behandlung zu erwirken, vielleicht auch im Zusammenhang mit der gerade damals lebhaft geführten Bekämpfung des gemeinsamen Feindes in Spanien. Nun kam die Kunde, jene beide Franken zwar seien auf der Reise gestorben, Isaak aber kehre zurück mit Gesandten des Kalifen von Bagdad, sowie des Statthalters Ibrahim von Afrika, welche die prachtvollsten Geschenke überbrächten. Diese Geschenke wurden dann Karl nach Aachen nachgeschickt. Denn erst im Oktober landete Isaak in Italien in Porto Venere und überwinterte hier: die schneebedeckten Alpen im Winter zu überschreiten, wagte er nicht, wohl mit Rücksicht auf das kostbarste Stück unter jenen Geschenken — einen Elefanten! Daß sich Karl ausdrücklich einen solchen bei Harún erbeten, ist wohl ebenso Fabel, wie daß der Kalif den einzigen geschenkt habe, den er damals besessen. Das Tier — „Abul Abbaß" hieß es (angeblich) nach dem Begründer des Abbassiden-Hauses — machte gewaltiges Aufsehen in Gallien, wo seit den Tagen Hannibals wohl keines seiner Art war gesehen worden. Nicht ohne Staunen erfahren wir, daß der Kaiser dies Spielzeug — denn schwerlich sollte es doch Lasten tragen — mit in den Dänenkrieg von 810 führte: und als es hierbei verendete, ward sein Tod von den Chronisten gleich dem einer Prinzessin oder eines Erzbischofs verzeichnet! Bei dem Mönche von St. Gallen finden sich allerlei Sagen über diese

Gesandtschaft; unter den Geschenken werden noch Affen, dann, von dem afrikanischen Statthalter, ein Löwe und Bären aufgeführt; noch im gleichen Jahr (801) erwiderte Karl die Gesandtschaft mit Geschenken, die für das Abendland bezeichnend waren.

Diese Gesandten kehrten erst 807 in Begleitung von Boten des Kalifen und des Patriarchen von Jerusalem zurück, welche abermals prachtreiche, kunstvolle Geschenke überbrachten: ein wunderbar großes und schönes Zelt (papilio, daher pavillon) und buntfarbige Vorhänge für die Vorhalle des Palastes: — alles daran, sogar die Zeltstricke waren von Byssos (Baumwolle?), — viele kostbare seidene Mäntel, Räucherwerk, Salben, Balsam, eine Wasseruhr von Messing, ein wahres Wunder der Mechanik: sie enthielt zwölf offenstehende Pförtlein, zwölf Erzkugeln, zwölf Reiter: bei Ablauf jeder Stunde fiel je die entsprechende Zahl von Kugeln klingend auf ein Becken und trat die entsprechende Zahl von Reitern aus den Pförtlein, welche sich von selbst hinter ihnen schlossen, „und noch viele andre Wunderdinge waren an der Uhr!“ Weiter zwei hochragende, schlanke Leuchtersäulen (candelabra). Das Zelt soll angeblich so hoch gewesen sein, daß man mit dem Bogen über seine Spitze nicht schießen konnte (!) und so viele Abteilungen enthalten haben, wie ein weitläufig gebauter Palast. Das Ergebnis der Verhandlungen dieser Gesandtschaften war nun zwar nicht, wie die Sage, ins Maßlose vergrößernd, zu erzählen weiß, die Abtretung von Jerusalem oder gar von ganz Palästina durch den Kalifen, der fortab nur mehr als Karls „Vogt“ und Statthalter hier habe gebieten wollen: — daran ist gar nicht zu denken: waren doch der Tempel, das Grab Christi auch den Mohammedanern hochheilige Stätten! — wohl aber die Einräumung einer gewissen Schutzgewalt, eines gemein-

samen Schutzrechts, vielleicht auch privatrechtlichen Eigentums an einzelnen Gebäuden und die Zusicherung wirksamen Schutzes der im Gelobten Land ansässigen oder pilgernden Christen durch den Kalifen. Denn Karl pflegte der Beziehungen zu den orientalischen Herrschern ganz besonders wegen des dadurch den Christen im Morgenland gesicherten Schutzes; er erließ 810 ein besonderes Kapitular betreffs der nach Jerusalem zu sendenden Almosen für Herstellung der Kirchen daselbst und noch 865 bestand dort ein von Karl gestiftetes Pilgerhaus, in welchem alle Wallfahrer romanischer Zunge (d. h. des Vulgärlatein, aus welchem später das Altfranzösische entstand) Aufnahme fanden: zu diesem Hause gehörte eine ebenfalls von Karl geschenkte umfangreiche Bücherei, zwölf Hufen Acker- und Reblandes und ein Garten im Tale Josafat. Kaufleute, welche auf dem Marktplatz vor dem Pilgerhause Handel trieben, hatten demselben jährlich zwei Goldgulden (24 Mark) zu entrichten, ein Recht, welches selbstverständlich nicht Karl, nur der Landesherr, der Kalif, etwa auf Karls Bitte, der Stiftung hatte einräumen können. So hatte Karl ohne Waffengewalt schon im 9. Jahrhundert zu Gunsten der heiligen Stätten und der christlichen Pilger im Gelobten Land mehr erreicht, als später die Kreuzzüge auf die Dauer zu erzielen vermochten.

Viertes Kapitel.

Karl und die Sachsen.

Muß man die Abwehr der Araber von Südfrankreich und den Schutz der Christen im Morgenland als hohe Verdienste des großen Herrschers mit ungetrübter Bewunderung anerkennen, so kann man ihn nicht mit ungemischter Empfindung bei der blutigen Arbeit sehen an einem andern großen Werk, welches ihm in seinem tatenreichen Leben die meiste Mühe gekostet hat: wir meinen die Unterwerfung und Zwangsbekehrung der Sachsen.

Irgend ein juristisches, sittliches, auch nur politisches Recht hierzu hatte Karl durchaus nicht: die Sicherung der fränkisch-thüringisch-hessischen Gebiete gegen sächsische Raubfahrten setzte die Einverleibung des ganzen Sachsenstammes keineswegs voraus, hätte z. B. durch eine Reihe von „Marken“ (oben S. 51) ebensogut erreicht werden können: von einer weiter reichenden Bedrohung des fränkischen Weltreichs durch diese Nachbarn konnte ohnehin keine Rede sein.

Die Sachsen, gegliedert in die vier Gruppen der Westfalen (d. h. Westmänner, falah = Mann) zunächst dem Rhein, der Engern (die alten Angrivaren, so benannt von den „Angern“, d. i. Wiesen der Weser) in der Mitte die Ostfalen (Ostmänner) im Osten von beiden und der Nordalbinger, d. h. der Sachsen nördlich der Elbe, lebten noch ganz in den gleichen Verfassungszuständen, wie acht Jahrhunderte früher ihre Vorfahren: die Cherusker Armins. Der Stamm (benannt nach dem kurzen Schwert oder langen Messer, ursprünglich von Stein: sahs =

lateinisch saxum, Fels, Stein) hatte keine gemeinschaftliche Obrigkeit: ja auch jene vier Gruppen bildeten durchaus nicht einen Staat: sondern jede dieser Gruppen zerfiel in eine Zahl von Gauen und jeder dieser Gaue war ein selbständiger Staat für sich, der sich seine Gaurichter, Gauvorsteher, d. h. Häuptlinge — „Könige", aus bestimmtem Geschlecht, mit erblichem Anspruch auf die „Krone" (d. h. den Königstab) hatten die Sachsen nicht — wählte, im Frieden das Gericht zu leiten, im Kriege den Befehl über das Aufgebot des Gaues zu führen; verbanden sich mehrere Gaue, sei es derselben Mittelgruppe, sei es verschiedener Mittelgruppen zu gemeinsamer Kriegführung, so mußte in jedem Einzelfall ein Oberfeldherr — oder etwa auch zwei — gekoren werden, dessen Macht mit dem Feldzug wieder erlosch, — ganz wie zur Zeit Armins. Daß alle vier Mittelgruppen vereint gegen Karl gekämpft hätten, kam gar nie vor: nur einmal ist vom „allgemeinen" Abfall der Sachsen die Rede, aber das bedeutet nur die Gleichzeitigkeit der Erhebung in den vier Mittelgruppen, nicht die Vereinung ihrer vier Heere. Ja sogar die Verbindung aller Gaue einer Mittelgruppe begegnet nur höchst ausnahmsweise: meist sind es nur ein paar benachbarte Gaue, welche ihre Streitkräfte verbinden je für einen Feldzug. Daß unter solchen Umständen diese lockeren Verbände dem Frankenreich zuletzt unterliegen mußten, leuchtet ein: war es doch an Menschenzahl, an Waffen, an Reichtum, an Bildung ganz unvergleichlich überlegen, abgesehen davon, daß diese gewaltige Macht in der Faust eines großen Feldherrn, eines großen Staatsmannes, eines großen unermüdlich beharrlichen Willens zusammengefaßt war. Richtig ist allerdings: die Zersplitterung der Sachsen, welche deren Erliegen notwendig machte, hat andrerseits die Kämpfe länger hinausgezogen, als wenn sich ihre ganze Macht auf einmal in ein paar

Schlachten Karl entgegengestellt hätte, der sie dann unzweifelhaft auf einmal würde zerschmettert haben.

Es ist ein vergeblich Bemühen, das sächsische Lamm zu beschuldigen, dem fränkischen Wolf das Wasser getrübt zu haben. Vielmehr folgte Karl auch hier seiner allerdings großartigen und idealen, aber auch fanatischen und machtgierigen Natur: er hat auch hier, ein genialer Vollender, was seine Vorfahren in kleinem Maß begonnen, im großartigsten Stil vollendet und so doch, obwohl er nur altüberkommene Aufgaben löste, etwas Neues gestaltet: wir kommen am Schluß hierauf zurück.

Schon seit dem 6. Jahrhundert hatte es an Reibungen zwischen Franken und Sachsen nicht gefehlt: nachdem zuerst Franken und Sachsen nebeneinander die Thüringe bekämpft hatten, wurden einzelne den Franken nächstgelegene sächsische Gaue wenigstens zur Schatzung genötigt. Gefechte an den Grenzen waren nicht selten: die Sachsen, arm, rauh, kriegerisch, machten wohl gelegentlich Raubfahrten in die reicheren thüringischen, hessischen, fränkischen Gebiete. Dazu kam, daß die Grenze nicht feststand, nicht durch Gebirgskämme oder breite Wasserläufe außer Zweifel gestellt war: auch bei gutem Willen auf beiden Seiten hätte es oft Irrungen geben müssen, da die Grenze in der Ebene schwer erkennbar hinlief. Vergiftet aber wurden diese unerheblichen Grenzstreitigkeiten erst seit das Frankenreich die Bekehrung der heidnischen Sachsen zum Christentum mit seinen Zwangsmitteln betrieb, in der richtigen Erkenntnis, daß die alte Freiheit und die alten Götter zusammenstehen und fallen mußten, daß die Unterwerfung unter den Frankenkönig und die unter die Kirche nur zugleich erfolgen konnten. Päpste, Bischöfe, Bekehrer und Könige haben das ausgesprochen. Sankt Bonifatius selbst hat es gesagt: „Ohne die Hilfe der Frankenfürsten

kann ich die Heiden in Germanien nicht bekehren.“ Das Christentum ward von diesen Heiden angenommen, weil es Staatsreligion des fränkischen Reichs, ein Stück der überlegenen fränkischen Bildung war, wie schon im 4. und 5. Jahrhundert Goten und andre Germanen in die Kirche eingetreten waren, weil diese die Staatskirche des römischen Reichs war: so auch die Franken: sie hatten (496) den Katholizismus als ein Stück des gallischen Bildungslebens angenommen. Die höchst verwickelten Streitlehren der Theologen über die hl. Dreieinigkeit, die gottgleiche oder gottähnliche Natur Christi, den Ausgang des hl. Geistes von Gott Vater allein oder von dem Vater und dem Sohne zugleich, zu verstehen, dazu waren diese Germanen — d. h. die großen Massen — gar nicht fähig. Die Heiden ließen übrigens im Anfang die Bekehrer ruhig gewähren: der Glaube an viele Götter kann duldsam sein, kann neben den hergebrachten Volksgöttern auch einen neuen Gott annehmen: er galt eben als der Gott der Franken und keinem Heiden ward verwehrt, auch an ihn zu glauben.

Erst als die Bekehrer, gastlich aufgenommen, anfingen, die den Heiden teuersten Heiligtümer zu zerschlagen, zu schänden, die heiligen Opferfeste der Heiden zu stören, als sie das Landrecht brachen, rief man das Landrecht wider sie an. Die Geistlichen jener Tage erwogen nicht, daß nicht bloß Christen Heiligtümer haben, daß es auch andern Leuten als Christen bitter wehe tut, wenn man ihr Heiligstes schmäht und schändet, wenn man den ehrwürdigen Glauben der Väter, wenn man die hilfreichen Götter beschimpft. Die Schüler und Begleiter der Bekehrer erzählen voller Freude, wie Sankt Columba ein Opferfest des Wotan stört, ein dem Gott geweihtes Gefäß zertrümmert, wie Sankt Bonifatius die Donarseiche bei Geismar

fällt, wie in ungezählten andern Fällen die Priester die Götterbilder zerschlagen, die Altäre umstürzen, die heiligen Haine anzünden, die heiligen Quellen besudeln, die Götter Teufel, Lügengötter, Götzen und Dämonen schelten — und wundern sich dann, daß die Heiden sich das nicht immer ruhig gefallen lassen. Dazu kam, daß nach dem Glauben der Germanen die Götter jeden Frevel, der unbestraft bleibt, rächten an dem Lande, das ihn duldete: wie sollten die Sachsen, welche, wie alle Germanen, sich von ihren Göttern entsprossen glaubten, jene Schändungen, Besudelungen, Zerstörungen der Weihtümer der Götter nicht abwehren oder, wenn verübt, zumal durch Wiedervergeltung an den christlichen Heiligtümern rächen? Sehr begreiflich ist daher, daß die Sachsen bei ihren Aufständen vor allem die Priester erschlagen oder vertreiben, die auf Sachsenerde gebauten Kirchen zerstören, bei ihren Rachezügen ins Frankenland hinein besonders Klöster und Kirchen heimsuchen. Ferner ist wohl erklärlich, daß die den Göttern treu verbliebenen Sachsen noch bitterer als die fränkischen Feinde die abtrünnigen Genossen des eignen Stammes verfolgten, welche als Späher, Angeber, Wegweiser, Beamte dem fremden Zwingherrn dienten: wiederholt erfahren wir, daß solche Sachsen in ihrer Heimat trotz des fränkischen Waffenschutzes sich nicht halten können, ja daß sie auch in Hessen nicht sicher sind, wenn ausgewurzelte Sachsen in ihrer Nähe angesiedelt wurden.

So ward dieser Kampf zugleich ein Glaubens- und ein Freiheitskrieg, ein Kampf für die alten Götter und für die Eigenart des Stammes: in 32 Jahren hat Karl 20 Feldzüge in das unglückliche Land geführt! Das ist um so mehr zu beklagen, als, wie bemerkt, der Übertritt der Sachsen zum Christentum im Laufe der Zeiten ganz von selbst, unvermeidlich eingetreten wäre, nachdem all ihre Nachbarn

Christen geworden. Karl hätte sich also die Schlächterei, den Unterworfenen die aufgenötigte Heuchelei sparen können. Ihn entschuldigt nur der fromme Wahn, von Gott zur Ausrottung des Heidentums, zur „Beschützung der Kirche allüberall" berufen zu sein, eine ideale Begeisterung, welche seine sehr weltlichen Triebfedern: Eroberungsfreude und Machtgier, ihm gar angenehm verdeckte und weihte: er glaubte, Gott zu dienen, während er den Dämonen seiner Leidenschaften diente. Am wenigsten darf man Karl damit rechtfertigen, daß er durch die Unterwerfung der Sachsen, ein Vorgänger der Ottonen und Heinriche, der Hohenstaufen und etwa gar der Hohenzollern, das „Deutsche Reich" habe aufbauen helfen. Karl kannte nur fränkische und christlich-theokratische Staatszwecke. Hätte er ahnen können, daß sich ein Menschenalter nach seinem Tode das Ostland Austrasien von dem fränkischen Gesamtreich für immer losreißen sollte, — er hätte dies Trachten auf das äußerste bekämpft. Freilich: die Nemesis der Weltgeschichte hat ihn für seine Greuel in Sachsen gestraft an seinem Lebenswerk: sehr gegen seinen Willen wahrlich hat er durch die Unterwerfung der Sachsen die Lösung eines „Deutschen Reiches" von dem Gesamtfränkischen befördert: nur durch Hinzutritt der Sachsen, welche die „Deutschen" auf dem rechten Rheinufer wohl um ein volles Drittel vermehrten, ist Austrasien so stark geworden, daß es sich von Neustrien, von Burgund und Aquitanien und Langobardien losbrechen konnte. Wie weit Karl davon entfernt war, „deutsche" oder auch nur „germanische" Ziele zu verfolgen, erhellt daraus, daß er uralten Germanenboden: das ganze Land nördlich der Elbe den Nordsachsen entriß, diese dort auswurzelte und es den slavischen Abodriten preisgab: — das war der Teil der Beute, welchen der fränkische Jäger der slavischen Meute hin-

warf, mit der er den sächsischen Edelhirsch zu Tode gehetzt.

Diese leitenden Gedanken über Bedeutung und Verlauf der Sachsenkriege sind wichtiger als die Schilderung der 20 Feldzüge in ihren Einzelheiten: der Verlauf derselben ist meist so ziemlich der gleiche, und die Wiederholung der Greuel ist ermüdend oder abstoßend. Wir fassen uns daher hier kurz [1]).

Zuerst war nur ein Sachsenkrieg der bisher üblichen

---

[1]) Die Stimmung unter den Sachsen sucht zu schildern ein: „Lied der Sachsen“:

Herr Kaiser Karl, du meinst es gut
Mit uns verstockten Heiden:
In deines großen Reiches Hut
Willst sorglich du uns weiden,
Willst uns aus Wald und Heide fort
An deinen Hof verpflanzen: —
Herr Kaiser Karl, glaub' unserm Wort:
Wir taugen nicht zu Schranzen!
Nie wirst du uns vertreiben
Die stolze Lust an Wald und Au:
Wir wollen wild und frei und rauh,
Wir wollen Sachsen bleiben!

Herr Kaiser, du bist fromm und weis'!
In deiner Pfalz zu Aachen,
Da summen tausend Pfaffen leis'
In fremden, süßen Sprachen.
Du willst uns zu dem weißen Christ
In seinen Himmel bringen,
Wo's wieder wie zu Aachen ist:
Gold, Weihrauchduft und Singen!
Herr Karl, das macht uns Grausen:
Wir wollen lieber allesamt
Nach Walhall, wo die Schildburg flammt,
Zu Wotan geh'n und schmausen.

Weise beschlossen: freilich trat Karl gleich bei diesem ersten Feldzug mit der ihm eignenden ehernen Wucht auf: ein gewaltiges Heer ward aufgeboten und daß der Kampf zumal dem Heidentum der Sachsen galt, ward sofort auf das schärfste ausgedrückt. Im Sommer 773 zog Karl von der Reichsversammlung zu Worms aus über den Rhein gegen die Engern und eroberte zunächst die Eresburg (Stadtberge an der Diemel). Die wiederholt erwähnten Burgen der Sachsen dürfen wir uns nicht als Festungen im Sinne der Gegenwart oder auch etwa der Römer vorstellen: Steinbau war dabei nicht viel verwendet, nur etwa rohe Felssteine wurden ineinander gefügt, ohne Mörtel und ohne künstlich gebrannte Ziegel; das meiste daran waren Rasen- und Erdwälle, durch Verhacke und Verhaue gefestigt und durch starkes Pfahlwerk gekrönt. Von dort zog er nach Norden und erreichte nach etwa sechs Stunden des Marsches eines der höchsten Heiligtümer der Sachsen: die Irmensäule. Diese war ein riesiger Baumstamm, wahrscheinlich eine Esche, ein Bild

---

Herr Kaiser, wir woll'n steuern nicht
Zu Zehnten, Dom und Brücken,
Woll'n nicht das Haupt im Sendgericht
Vor deinen Grafen bücken!
Auf, schlaget alle Pfaffen tot!
Die Burgen brennet nieder,
Dem Donar und dem Sassenôt
Türmt Stein und Altar wieder!
Herr Karl kann uns verderben, —
Nicht zwingen, daß wir Knechte sind:
Auf, führ' uns, Herzog Widukind,
Wir wollen lieber sterben!

Felix Dahn, Gedichte, II. Sammlung. Sämtl. poetische Werke. Zweite Serie Bd. VI. S. 263.

des großen Weltenbaumes, der Welt-Esche Yggdrasil[1]), in deren Gestalt sich die heidnischen Germanen das Weltall dachten. Daher war die Esche überhaupt Wotan geweiht: vielleicht hängt auch die „Eresburg" mit einem Gott, dem Schwertgott Eru, zusammen. Ausdrücklich sagt eine Quelle: „Irmin-sul, das heißt allgemeine Säule, die alles trägt (universalis columna quasi sustinens omnia)". Irmin ist dasselbe Wort, das in Hermun-duri steckt, die Gesamt-duren, die All-duren, ähnlich wie Ala-mannen. Nicht nur der einzelne Baumstamm war ein Weihtum, heilig der ganze Hain, in welchem er stand, heilig wahrscheinlich auch ein Quell, der in der Nähe des Baumes sprudelte. Auch befanden sich in der Umgebung der Esche Gebäude, wahrscheinlich Schatzhäuser, in welchen der Tempelschatz, wohl zumeist durch Gelübdegaben und Opfergeschenke zusammengebracht, aufbewahrt wurde: Kessel, Becher, Hörner, allerlei Opfergerät, vielleicht auch heilige Wagen, auf welchen Götterbilder zu Festzeiten durch die Gaue gefahren wurden, Ställe für die heiligen Rosse usw. Denn nachdem der Baum niedergestürzt und zerstört war, beschäftigte das Heer noch zwei, ja drei Tage das Verbrennen des Heiligtums, die Aufspürung, Erbeutung und Verteilung des hier gefundenen Goldes und Silbers, wobei an gemünztes Geld gewiß viel weniger als an Geräte zu denken ist. Der Ort läßt sich bestimmen durch ein Quellenmirakel, welches die frommen Plünderer belohnte. Das Heer litt bei der großen Sommerhitze und Dürre nach zwei Tagen sehr an Durst, an Wassermangel: da sprudelte plötzlich gerade zu Mittag, da das ganze Heer der Ruhe pflag, in dem Rinnsaal eines bisher ausge-

---

[1]) Dahn, Walhall. Germanische Götter- und Heldensagen. Sämtl. poetische Werke. Erste Serie Bd. VIII. S. 24.

trockneten Quelles so reichlich Wasser in die Höhe, daß das Heer übergenug davon schöpfen mochte. Offenbar ist das der Bullerborn bei Altenbeken nahe Lippspringe gewesen, welcher noch im 17. Jahrhundert jeden Tag gegen Mittag versiegte und dann plötzlich sprudelnd („bullernd") wieder emporsprang.

Von da drang Karl noch bis an und über die Weser, kehrte dann aber ohne weiteres Gefecht um, begnügt mit vertragsmäßiger Geiselstellung der Engern. Erst als die Sachsen Karls Abwesenheit in Italien 773/4 dazu benützten, Rache zu nehmen für die Schändung und Zerstörung ihres höchsten Weihtums — sie eroberten und brachen die von Karl besetzte Eresburg, verbrannten Fritzlar und die Kirche zu Deventer und sprachen es offen aus: nicht Raub und Plünderung, — Rache für ihre Götter sei ihr Zweck! — beschloß Karl die Unterwerfung der Sachsen, welche nun mit den grausamsten und grauenvollsten Mitteln durchgezwungen ward, aber freilich auch mit jener großartigen Ausdauer und Willenszähigkeit, welche Karl und seinen Ahnen eignet: in den Jahren 772, 773/4, 775, 776, 778, 779, 782, 783, 784, 785, 792, 793, 794, 795, 796, 797, 798, 799, 802, 804! Im Jahre 774 ließ er nach seiner Rückkehr aus Italien die Sachsen auf ihrem Rückzug von vier verschiedenen Scharen verfolgen.

Im Anfang war gegen diese Feinde, der geographischen Lage nach, Karls oben (S. 35) erörterte Lieblingskunst als Feldherr nur in sehr beschränktem Maße zur Anwendung zu bringen: von Norden und von Osten her waren sie lange Zeit nicht angreifbar, da die Sachsen nördlich der Elbe durch die den Franken feindlichen und gut heidnischen Dänen gedeckt waren, — wiederholt fand der Sachsenführer Widukind Zuflucht bei dem dänischen König

Sigfrid — während die slavischen Horden im Osten der Sachsen im Anfang dieser Kämpfe noch von Karl nicht gewonnen waren. So boten sich für die ersten Kriege nur die Angriffslinien von Westen, vom Rhein und etwa vom Süden, vom Main und von Thüringen her, dar. Da jedoch Thüringen den Sachsen und feindlichen Slaven allzunah und offen lag, Karl seine mächtigsten Hilfsmittel aber am Rhein und von da aus die nächste Straße gegen Westfalen und Engern vor sich liegen hatte, geschahen die Angriffe anfangs fast ausschließlich vom Rhein aus, von West nach Ost, Südwest nach Nordost. Es waren einfache Stöße auf die Stirnseite des Feindes. Aber sobald es irgend möglich geworden, hat Karl seine „art-zeichnende" (wie wir wohl „charakteristisch" auf deutsch wiedergeben mögen) Kriegsweise auch hier angewandt, und zwar zuerst taktisch, dann strategisch, zuletzt im großartigsten Maße politisch: durch künstliche Besiedelungen, durch eine Umfassung der Sachsen im Norden und im Osten nicht bloß vorübergehend, sondern dauernd, im Krieg nicht nur: auch im Frieden.

Karl zog (775) zuerst mit dem ganzen Heer von Düren nordöstlich gegen die Westfalen auf Sigiburg (Hohensyburg am Einfluß der Lenne in die Ruhr), dann südöstlich auf Eresburg, ferner gegen die Engern; bei Brunsberg (nahe Höxter) erzwang er den Übergang auf das rechte Weser-Ufer durch Gefecht. Hier teilte er sein Heer; das eine führte er selbst über die Weser, dann über die Leine, den Grenzfluß zwischen Engern und Ostfalen, und drang durch der letzteren Gebiet nordöstlich bis an die Ocker. Einstweilen war das andre Heer, bestimmt, Karl den Rücken zu decken gegen die Westfalen, von Brunsberg die Weser auf dem linken Ufer abwärts nach Nordnordwest gezogen bis Lubbecke, westlich von Minden.

Hier sollte es auf Karl warten, der durch den Bückegau zurückkehrte und gerade noch zu rechter Zeit eintraf, die Westfalen, welche nicht ganz ohne Erfolg jene Westabteilung in ihrem Lager überfallen hatten, zu vertreiben. Schon bei diesem Feldzug gelang es Karl, zwei Edelinge und wahrscheinlich Gaugrafen der Ostfalen und der Engern, Hessi, und im Bückegau (um Bückeburg) Bruno auf seine Seite herüberzuziehen. Es war von höchster Wichtigkeit, diesen alten sächsischen Volksadel zu gewinnen, aus welchem zwar nicht mit Rechtsnotwendigkeit, wohl aber tatsächlich so gut wie ausschließend die Gaurichter im Frieden und die Herzöge im Kriege gekoren wurden. Diese „Edelinge", d. h. Geschlechtlinge (Adal heißt Geschlecht) hatten zwar nicht der Verfassung nach und nicht durch Vorrechte im Staat, wohl aber tatsächlich den entscheidenden Einfluß bei den Sachsen. Die Adelsgeschlechter galten als die ältesten, von den Göttern entstammten Geschlechter, sie waren mit der Vorzeit, mit der Ruhmesgeschichte ihrer Gaue auf das innigste verbunden. Schon deshalb wog ihr Wort in der Volksversammlung bei der Entscheidung über Krieg und Frieden viel schwerer als das des Gemeinfreien. Dazu kam aber, daß sie durch ihren Reichtum, d. h. vor allem durch weitgestreckten Grundbesitz, welchen sie — abgesehen von den Unfreien, welche kein Stimmrecht hatten — an zahlreiche kleine Freie als ihre Schützlinge und Grundholden, wie auch an Freigelassene verliehen, über eine große Zahl von Stimmen außer ihrer eignen und denen ihrer Gesippen und Verschwägerten verfügten. Wo und solange diese Edelinge Karl und dem Christentum widerstrebten, da war nichts zu erreichen: auf sie allein kam es an, sie waren die Führer des Widerstandes oder der Ergebung der kleinen Gemeinfreien. Karl hat es an keinem Mittel fehlen lassen, sie zu gewinnen, ja zu bestechen:

so häufig verlieh er an solche Edelinge Königsland in Francien, daß ein besonderes Gesetz über diese „Sachsenlehen" erging. Eine gleichzeitige Schilderung sagt, die Sachsen, bisher arm, lernten durch die reichen Geschenke des Königs nunmehr die Gaben des Weingottes, die kostbaren Geräte, den Lebensschmuck, die Freuden des reichen Galliens kennen. Daher auch erlies Karl Gesetze, welche diesen sächsischen Adel, natürlich nur diejenigen Edelinge, welche sich der Taufe und Karls Herrschaft gefügt hatten, in jeder Weise begünstigten: z. B. die Tötung eines solchen mit einer viel höheren Ersatzbuße (Wergeld, d. h. Manngeld, von vair = lateinisch vir) bedrohten. Durch solche Mittel gelang nun vielfach die Gewinnung der Edelinge: selbstverständlich mochten auch manche den Widerstand gegen die furchtbare fränkische Übermacht als aussichtslos erkennen, ja gerade in den Siegen der Franken den Beweis finden, daß ihr Gott und ihre Heiligen stärker seien als Wotan, Donar, Sassenot und die übrigen Asen. Auf jenen Bruno führt Sage oder Legende die späteren Herzöge von Sachsen zurück, aus welchen die deutschen Könige dieses Stammes, Heinrich I. bis Otto III., hervorgingen.

Während Karls Abwesenheit in Italien 776 brachen die Sachsen abermals die Eresburg, wurden aber von der Sigiburg zuückgeschlagen; heimgekehrt drang Karl so überraschend bis an die Lippe, daß die Erschrockenen sich sofort unterwarfen, viele die Taufe nahmen. Die Eresburg ward wieder hergestellt, eine neue Zwingfeste, Karlsstadt, an der Lippe gebaut, das Heidenland in Bekehrungssprengel geteilt und tüchtige Priester, wie Abt Sturm, ein Bayer, zur Bekehrungsarbeit berufen. Im folgenden Jahre 777 wagte es Karl bereits, den fränkischen Reichstag mitten im Sachsenland, zu Paderborn, abzuhalten: das sollte zeigen,

wie sicher er schon der Unterwerfung, wie so ganz bereits Sachsen ein Stück des Frankenlandes geworden sei. Allein unter den zahlreichen Großen, welche hier erschienen, Unterwerfung und Taufe nahmen, fehlte Widukind, ein westfälischer Edeling, der zwar hier zuerst genannt, aber mit Grund als Führer schon früherer Sachsenzüge vermutet wird; er floh zu dem heidnischen Dänenkönig Sigfrid, dessen Tochter oder Schwester Gefa ihm aber nur die Sage vermählt hat. Als im folgenden Jahre (778) Karl im fernen Spanien weilte (oben S. 45), tauchte Widukind sofort in der Heimat wieder auf: sofort auch erhoben sich wieder sächsische Gaue: ihre Scharen, von ihm geleitet, drangen bis an den Rhein (bis Deutz) unter Verheerungen, welche sie, wie sie ausdrücklich erklärten, nicht um des Raubes, um der Rache willen, der Rache für Götter und Menschen im Sachsenlande, verübten; auf die Nachricht von Karls Rückkunft kehrten sie heim, nicht ohne auf dem Rückweg bei dem Überschreiten der Eder (Adrana) von ihnen nachgesandten Ostfranken und Alamannen hart mitgenommen zu werden; im folgenden Jahre (779) schlug Karl selbst die Westfalen bei Bocholt, im Jahre 780 hielt er die Reichsversammlung wieder kühnlich mitten unter den Sachsen an den Quellen der Lippe und teilte zuversichtsvoll ihr Land in bestimmte Sprengel für die Bekehrungsarbeit. Und da sie — wider frühere Gepflogenheit, s. oben S. 74 — auch Karls längere Abwesenheit in Italien (780—781) nicht zu neuer Erhebung benützten, wähnte der König sich des Erfolges so sicher, daß er bereits die fränkische Grafschaftsverfassung in Sachsen einführte, welche, für das Frankenreich Art-bezeichnend, das wichtigste Regierungsmittel des Königs und selbstverständlich nur in einer voll eingegliederten fränkischen Provinz möglich war; zu Grafen ernannte er zwar auch Franken,

besonders aber solche sächsische Edelinge, welche sich ihm angeschlossen und oft vorher schon den Richterstab in ihrem Gaue geführt hatten. Ja, als im Jahre 782 slavische Sorben plündernd, wie in Thüringen, so auch in Ostsachsen einbrachen, glaubte er es bereits wagen zu können, Sachsen zum Heerbann aufzubieten: er unterschätzte aber doch, wie Napoleon I., die zähe Widerstandskraft der Volksseele im Kampfe für des Stammes Eigenart und Freiheit und zugleich für den Glauben der Väter: durch überlegene Feldherrnkunst und Kriegsmacht mag ihr Ringen wohl für den Augenblick gebändigt werden, aber immer wieder lodert die heilige Flamme empor, bis der letzte Funke ausgetreten ist. Übrigens war es ja klug ausgesonnen, Sachsen zum Schutz des eignen Landes gegen stammfremde Räuber auszusenden, an der Seite und unter Führung von Franken und zu unzweifelhaftem Erfolg: es mußte das die sächsischen Krieger ehren und der Sieg an der Seite der Franken sie ihre bisherigen Bekämpfer nunmehr als treue, hilfreiche Waffenbrüder betrachten lassen. Karl wußte nicht, als er jene Anordnung traf, daß gleichzeitig Widukind, aus dem Dänenland zurückgekehrt, eine neue Erhebung entflammt hatte. Jenes fränkische Heer, Ostfranken und wahrscheinlich Thüringe, welche ein sächsisches Aufgebot — zu dem es nun selbstverständlich gar nicht kam — gegen die Sorben hatte führen sollen, wandte sich, ohne vorher bei dem König anzufragen, sofort gegen jenen neuen und nächsten Feind, die Sachsen Widukinds; vergeblich mahnte der tüchtige Graf Theuderich, der, ein Verwandter oder vielleicht Verschwägerter Karls, auf die Nachricht von dieser Erhebung mit einer rasch aufgerafften Schar von Uferfranken herbeigeeilt war, die Führer zur Vorsicht; sie unterschätzten übermütig die Sachsen, wollten den Ruhm des Sieges nicht mit Theude-

rich teilen, griffen allein an und wurden von den Sachsen am Süntelberg fast alle erschlagen. Da fielen die beiden Feldherren, Adalgis und Geilo, außerdem noch vier Grafen und zwanzig andre Vornehme. Furchtbar ergrimmte Herr Karl: die „Treulosigkeit“ des immer wieder eidbrüchigen Volkes, der Verlust vieler hervorragender Helden seines Heeres, die Schmach einer Niederlage der fränkischen Waffen durch die viel verachteten Heiden — seit Ronceval der erste Unfall und der letzte, den die Franken unter Karl erlitten — all das zusammen reizte auf das äußerste seine Rache: sie war rasch und schrecklich. Urplötzlich stand der zornige König mit einem Heer mitten im Sachsenland an der Aller: die Erschrockenen schoben alle Schuld auf den „Verführer“ Widukind, der sich gerettet hatte. Aber der König bestand auf der Auslieferung auch der Verführten: da brachten ihm die sächsischen Grafen viertausendfünfhundert Männer, welche am Süntel gekämpft: Karl ließ sie alle an einem Tag enthaupten! Das geschah 782 bei Verden an der Aller. Es ist richtig, daß in den den Besiegten aufgezwungenen Gesetzen für erneuten Abfall die Todesstrafe angedroht war: Karl war also formell im Recht: allein die Tat wilden Jähzorns ist und bleibt scheußlich und wirft einen häßlichen Blutflecken auf den Königsmantel Herrn Karls: übrigens den einzigen: er war nicht grausam, nicht blutdürstig: er hat Desiderius, Tassilo, seinen ihm nach dem Leben trachtenden Sohn Pippin den Älteren, gar viele Empörer und Verräter begnadigt. Am wenigsten aber hätte man sich zur Entschuldigung darauf berufen sollen, daß die Sachsen christliche Kirchen zerstört hatten: — das ist von den Siegern am Süntel gar nicht bezeugt — und auch nach altem Sachsenrecht die Zerstörung heidnischer Heiligtümer mit dem Tod bedroht ward: woran sollten

denn die Heiden den Unterschied der „Religion der Liebe" erkennen?

Die gräßliche Tat war wohl im Wildzorn geschehen: das ist auch ihre einzige Entschuldigung. Sofern etwa daneben die Absicht der Einschüchterung geleitet hatte, erreichte sie das Gegenteil: stärker als der Schreck vor dem Metzger war die Wut über die Metzgerei. Das erste und einzige Mal erhoben sich alle Gaue der Sachsen gegen den Würger! Und während sie sonst sich in offener Feldschlacht Karl selbst nicht stellten, lieferten sie ihm jetzt (783) zwei heiße Schlachten hintereinander, nicht hinter ihren Waldverhacken, sondern im offenen Felde: der erste Sieg Karls bei Detmold war so blutig erkauft, daß er nach Paderborn zurückging, Verstärkungen heranzuziehen, während die Geschlagenen ihm alsbald unentmutigt noch einmal entgegentraten an der Hase: auch hier erlagen sie, unter furchtbaren Verlusten, der überlegenen Kriegskunst und Waffengewalt Karls. Aber obwohl das ganze Land bis zur Elbe wieder grauenhaft durch Mord, Brand, Plünderung, Fortschleppung auch der Unwehrhaften, der Weiber, Kinder, Greise und der Herden verwüstet ward, standen — es ist fast unbegreiflich, wie den unablässig Gepeinigten nicht Mut und Mannschaft versagten — im folgenden Jahr (784) die Sachsen wieder im Felde!

Karl zog mit seinem Sohne gleichen Namens, dem er von da ab, ganz ähnlich wie Pippin Italien und Ludwig Aquitanien, die Lande östlich des Rheins, das spätere Deutschland, zur Verteidigung und Erweiterung überwies, über den Rhein und an die Weser unterhalb Minden: hier teilte er wieder — wie so oft — sein Heer: er selbst zog durch Nordthüringen gen Osten wider die Ostfalen bis an die Elbe nahe der Saale-Mündung; den Rückweg nahm er nördlicher. Einstweilen hatte

sein Sohn in einem Reitergefecht im Draingau nördlich der Lippe die Westfalen zerstreut, die sich hier gesammelt hatten, dem Vater in den Rücken zu fallen. Vater und Sohn überwinterten in Sachsen und durchzogen (785) das ganze Land fast ohne Widerstand zu finden. Das Wichtigste war, daß Widukind und ein andrer sächsischer Edeling ähnlicher Stellung, Abbio, jetzt sich unterwarfen: Karl hatte erfahren, daß sie zu den Nordalbingern geflüchtet seien: er knüpfte durch bereits getaufte Sachsen Unterhandlungen mit ihnen an: so großen Wert legte er darauf, diese bisherigen Führer des Widerstandes zu gewinnen, daß er auf ihr Verlangen sogar Geiseln stellte für sicheres Geleit, was übrigens damals nicht selten war und nicht für schimpflich galt; so gesichert erschienen beide zu Attigny an der Aisne in der Champagne und nahmen mit ihren Begleitern die Taufe. Karl selbst ward Widukinds Pate, der seine Güter zurückerhielt. Sein Name verschwindet fortab aus der Geschichte. Er war kein Hannibal, kein Vercingetorix, kein Armin, kein Andreas Hofer. Ob er sich aus Überzeugung dem Kreuz gebeugt, oder aus Furcht vor dem Frankenschwert, ob die Furcht den Glauben an die stärkere Macht des Christengottes erzeugt, ob er in weiser Voraussicht die Hoffnungslosigkeit des Widerstandes erkannt, — der aber noch zwanzig Jahre den Abfall des bisherigen Führers überlebt hat! — die Wissenschaft weiß es nicht: und der Phantasie wird es hier außergewöhnlich schwer, das Richtige zu ahnen.

Wenn nun auch damals und dadurch keineswegs „ganz Sachsen“ unterjocht war, so sind doch allgemeine Erhebungen seither selten (aber doch noch z. B. 793) vorgekommen und Karl schätzte diesen Erfolg so hoch, daß er den Papst durch einen besonderen Gesandten davon be-

nachrichtigte und aufforderte, diesen Sieg durch kirchliche Lobgesänge zu feiern, welche Hadrian für den 23., 26., 28. Juni 786 anordnete.

Sehr früh hat die Sage sich der Gestalt Widukinds bemächtigt: sowohl seine Kämpfe gegen Karl, seine Flucht zu den Dänen, als die Wunder, welche seine Bekehrung herbeiführen, und sein frommes Leben als Christ werden ausführlich geschildert: er sollte die Kirche zu Enger in Westfalen gegründet haben, dort als ein Heiliger bestattet, später nach Paderborn übergeführt, der Stammvater der deutschen Könige des sächsischen Hauses (Heinrich I.) geworden sein usw. Zweifellos ist nur, daß sein Enkel Waldbert in Wildeshausen an der Hunte ein Kloster gestiftet hat: also hatte das Geschlecht Güter in Westfalen, die wahrscheinlich vom fränkischen Staat zwischen 773 und 785 eingezogen gewesen waren, aber nun dem Unterworfenen zurückgegeben wurden. Erst jetzt wagte sich der Bekehrer Willehad wieder in den Gau Wigmodia zurück. Wirklich trat jetzt auf sieben Jahre Ruhe ein in Sachsen. Erst im Jahre 792 ward eine Schar von Franken, welche auf der Elbe sächsisches und friesisches Gebiet durchzog, niedergehauen (am 6. Juli), was sich im folgenden Jahre (793) im Rüstringergau am linken Ufer der Wesermündung in ähnlicher Weise wiederholte; hier fiel wahrscheinlich jener tapfere Graf Theuderich (s. oben S. 76): der Aufstand verbreitete sich so weit, daß Karl einen geplanten Avarenfeldzug (s. unten) verschob und 794 wieder in Sachsen erschien.

Der von Karl so oft angewandte (s. oben S. 35) Doppelangriff erfährt bei diesen Sachsenkriegen der Natur der Sache nach eine besondere Gestaltung: hier kam es darauf an, durch solche Bewegungen mit doppelten Fronten die vier Gruppen der Sachsen: Westfalen, Engern, Ostfalen,

nordelbische Sachsen, auseinanderzuhalten, vor allem der gen Osten und Norden vordringenden Hauptmacht den Rücken zu decken. Während bisher der Einmarsch in Sachsen meist auf einer Straße und erst in Feindesland die Gliederung in zwei Heere erfolgt war, ließ Karl im Jahre 794 seinen Plan, wie er einstweilen gegen Bayern (787) und Avaren (791) sich erprobt hatte, gleich von Anfang in Wirkung treten: während er von Frankfurt am Main aus, also von Süden, die unaufhörlich gepeinigten Westfalen angriff, mußte sein Sohn Karl bei Köln den Rhein überschreiten und sie von Westen fassen: die Wirkung des Doppel-Angriffs war wieder die alte, überwältigende: die Sachsen hatten sich auf dem Sendfeld bei Wunnenberg zwischen Paderborn und Eresburg zur Schlacht geschart: „da sie aber merkten, daß sie von zwei Seiten umstellt seien, zerstreute Gott ihre Pläne“: sie unterwarfen sich ohne Schwertstreich.

Allein in vollem Maße konnte jener Doppelangriff nicht durchgeführt werden, solange die Ostsachsen und Nordsachsen sich einfach durch Ausweichen nach Ost und Nord solchen Umfassungen entziehen konnten. Deshalb hatte der Staatsmann Karl, dem Feldherrn vorarbeitend, mehr noch durch Verträge und Bestechung als durch die Waffen die beiden slavischen Nachbarn der Ost- und Nordsachsen: die Abodriten und die Sorben, zu Verbündeten gewonnen, die Wilzen 789 wenigstens zum Ruhehalten gezwungen. Weitaus die wichtigsten dieser Horden waren, der Lage ihres Gebietes halber, die Abodriten (in Mecklenburg) mit ihren kleineren Nachbarn hart an dem rechten Ufer der Elbe: den Smeldingern und Linonen (zwischen der Mündung der Havel und Hamburg).

Schon lange lagen diese Slaven im Kampfe mit den Sachsen um das Land nördlich der Elbe, nördlich von

Hamburg, bis an die Schlei, wo der Dänen Gebiet begann. Alle diese Elbe-Slaven zog Karl auf seine Seite. Die Verfügung über Land und Leute der Abodriten machte es Karl nunmehr möglich, die Nordsachsen nicht wie früher nur von Süden, auch von Südosten, die Ostfalen nicht nur von Westen und Süden, auch von Osten zu fassen. Und in erfolgreichster Weise hat der große Feldherr sich dieser Doppelangriffe bedient. Schon im Jahre 795 erwartete er einen Häuptling der Abodriten, Witzin, der zu ihm stoßen sollte, zu Bardowik bei Lüneburg: der Slave ward aber auf der Elbe von den Sachsen erschlagen. Mit dessen Nachfolger Thrasuch (Drosuk), verbündete sich Karl auf das engste, und bei dem großen Feldzug von 798 griff dieser Häuptling, während Karl ihm die Sachsen von Südwest nach Nordost entgegentrieb, alles Land zwischen Weser und Elbe verwüstend, die Verzweifelnden von Südost nach Nordwest an: von einem fränkischen Feldherrn geleitet — er befehligte den linken Flügel — und von fränkischen Hilfsscharen unterstützt, erdrückte die slavische Übermacht die Sachsen in der blutigen Schlacht bei Bornhövede an der Schwentine. Der Häuptling eilte zu Karl, sich seinen Lohn zu erbitten. Und einen schönen Anteil an der Beute — das curée nennt es die Weidmannssprache, — warf der Jäger seiner Meute hin. Das ganze Land der Sachsen nördlich der Elbe gab er den Slaven preis. Zu vielen Zehntausenden wurden die Sachsen aus der alten Heimat ausgewurzelt und über alle Provinzen des weiten Frankenreichs verstreut. Gierig drangen die Abodriten in das entvölkerte Land: der Slave tränkte bald die zottigen Gäule, von der nun gewonnenen Elbe aus immer weiter südwestlich vordringend, in der Saale, ja in dem Main („Main-Wenden"), und trieb seine Schafherden über alt-

germanisches Ackerland, das nun wieder zu Strauchgebüsch und Weide verwilderte. All dieser Boden, uraltes Germanenland seit einem Jahrtausend — schon Pytheas 330 v. Chr. nennt die „Skythen“ an dem rechten Elbufer — war an die Slaven verloren; und schwere Arbeit mit Pflug und mit Schwert, mit Schwert und mit Pflug, hat es die deutschen Könige, Ritter, Bürger und Bauern gekostet, das verlorene Gebiet wieder zu gewinnen.

Freilich waren jene Slaven Heiden wie die Sachsen; jedoch der Teufel Czernebog hatte Karl viel weniger geärgert als der Teufel Wotan und er hoffte auch, — „seine“ wie sie im Gegensatz zu den nicht unterworfenen heißen — Slaven zu bekehren.

Das ermüdende Einerlei dieser Feldzüge übergehen wir; 795 gelang die Unterwerfung des Bardengaus, aber Wigmodien und Nordalbingien blieben damals unbezwungen, 796 zog Karl in den Draingau und bis in das Oldenburgische, 797 bis Hadeln zwischen den Mündungen von Weser und Elbe, 797 überwinterte er in Sachsen in „Herstelle“, in Holzhütten, 798 verwüstete er das ganze Land zwischen Weser und Elbe (Schlacht an der Schwentine), 799 empfing er im Heerlager zu Paderborn den Papst, 802 wagte Karl wieder, was 782 noch allzufrüh gewesen (s. oben S. 76): er bot Sachsen zum Heerbann in Sachsen selbst auf und zwar diesmal sogar gegen Sachsen: — christliche Reichssachsen gegen noch heidnische freie Sachsen nördlich der Elbe — und diesmal gelang das Wagnis; endlich 804 ward der letzte Widerstand der Sachsen gebrochen: im Lager zu Hollenstedt südlich von Harburg nahm er die Unterwerfung der letzten, auch der nordelbischen, Gaue entgegen: alsbald wurden nun die Bistümer Bremen, Münster und Paderborn begründet. Erst jetzt vermochte das Christentum,

Wurzeln zu schlagen, nachdem in grauenvollster Gewaltsamkeit die alte Bevölkerung in ungezählten Massen ausgerottet oder hinweggeschleppt und durch fränkische Ansiedler ersetzt worden war. Seit den Tagen der Römer war es nicht mehr geschehen, daß in solchem Umfang nahezu ein ganzes Volk mit Weib und Kind aus dem Heimatboden ausgewurzelt und über ferne Lande hin verstreut worden. So tat jetzt Karl ganz planmäßig: nicht nur die nordelbischen Sachsen wurden — um den Abodriten Platz zu schaffen — sämtlich aus den Sitzen der Väter, aus den stillen Gehöften mit den zwei Pferdeköpfen am First, ausgehoben, auch in zahlreichen andern sächsischen Gauen geschah dasselbe in kleinerem Maß: überall wurden Männer, Weiber und Kinder mit den Freigelassenen und Unfreien zu vielen Zehntausenden fortgeführt, die Kinder aber oft von den Eltern getrennt und als Geiseln in fränkischen Klöstern erzogen, um dann später als Priester, Mönche, Nonnen für die Verbreitung des Christentums in der alten Heimat zu wirken.

Man hat wohl gemeint, es sei diesen Ausgewurzelten so übel ja nicht gegangen. Allein welch höhere Güter auf Erden gibt es, als den alten Glauben der Väter, die Eigenart des Stammes, die Heimat und die Freiheit? All das ward den Sachsen mit Gewalt genommen. Es gibt daher keine Rechtfertigung, nur die Entschuldigung, daß der große Karl unzweifelhaft im besten Glauben, in dem frommen Wahne[1]) handelte, von Gott zur Ausrottung

---

[1]) Diese Selbstrechtfertigung Karls durch den Glauben an Christi Gebot sucht zu schildern beifolgende Ballade:

Die rote Erde.

Herrn Kaiser Karl zu Aachen
Kam's über die Augen schwer:
„Ich fühl's, nicht wird mich wärmen
Die Frühlingssonne mehr.

des Heidentums auserkoren und berufen zu sein. Daher hat ihn auch gewiß Reue über diese Taten nicht erfaßt, obwohl er später — Alkuin hatte wiederholt zur Milde

---

Noch einmal muß ich umschau'n,
Wie's steht in meinem Reich:
O wär' ich bei Avaren
Und Arabern zugleich!

Zugleich am gelben Tiber,
Zugleich am grünen Rhein:
Zu groß ist ach! das Erbe,
Der Erbe ist zu klein. — —

Die Nächsten sind die Sachsen:
Bis dorthin reicht's wohl noch:
Sie kämpften dreißig Jahre
Und ich bezwang sie doch!" —

Er zieht mit Graf und Bischof
Nochmal durch Sachsenland:
Der Männer sieht man wenig:
Tot sind sie, landverbannt.

Auf öder, brauner Heide,
Vom Eichbaum überragt,
Liegt ein Gehöft, den Dachfirst
Vom Roßkopf überschragt.

Welk übern tiefen Ziehbrunn
Nickt der Holunder schwer:
Und frische Hügelgräber, —
Sehr viele! — rings umher. —

Ein Weib tritt auf die Schwelle:
Es zerren an ihrem Rock
Die Knaben mit dem Trutzblick,
Die Mädchen im Flachsgelock.

Sie gaffen auf die Fremden,
Auf die bunte Reiterschar:
Es beugt sich aus der Sänfte
Ein Mann in weißem Haar.

Er streicht den Kopf dem Jüngsten:
Der greift nach der Spange licht:
„Wer ist's?" forscht scheu die Mutter.
„Herr Karl! — Kennst du ihn nicht?"

Laut auf kreischt die Entsetzte
Und reißt die Kinder fort:
„Herr Karl! Der Tod!" —
Sie verschwinden
Im nahen Buschwald dort. —

Der Kaiser nächtet im Kloster.
Leer ist's um den Altar:
Kein Laie, — nur die Mönche. —
„Was scheint dort fern so klar?

Was leuchtet durch das Fenster?"
„O Herr — 's ist nicht geheuer:
Die Sachsen sind's im Walde
Bei Wotans Opferfeuer." — —

gemahnt — einzelne der mit Blut geschriebenen Satzungen für Sachsen, welche mit furchtbarer Eintönigkeit ihr: „der soll des Todes sterben" auch für geringfügige Verstöße gegen die Kirchenzucht, z. B. für Fleischgenuß während der

---

Am andern Morgen rheinwärts
Der Kaiser kehrt die Fahrt;
Er schweigt.— Er betet manchmal,
Er streicht den weißen Bart.

Das Roß führt ihm ein Sachse,
Der alle Steige kennt.
Das Erdreich steht zu Tage,
Wo der Pfad die Hügel trennt.

Warm dampft es aus den Schollen, —
Karl beugt vom Sattel sich:
„Rot ist hier rings die Erde,
Seit wann? Woher das? — Sprich!"

Da hob der graue Führer
Zu ihm den Blick empor:
„Grün war der Wiesenanger,
Die Heide braun zuvor;

Zweihunderttausend Sachsen,
Die starben blut'gen Tod —
Davon ist in Westfalen
Die Erde worden rot."

Da schüttelt Frost den Kaiser:
„So tief — die Erde rot?
Herr Christus, lösche die Farbe:
Ich tat's auf dein Gebot."

Starr hat er in die Wolken, —
Auf den Boden starr gesehn:
Der Boden blieb derselbe: —
Kein Wunder ist geschehn. —

Schwer krank kam er nach Aachen
In seinen goldnen Saal:
Er raunte mit sich selber,
Hauptschüttelnd, manchesmal.

Er fragte: „Ist's noch rot dort?"
Als er im Sterben lag.
Rot blieb Westfalens Erde
Bis auf den heut'gen Tag. —

(Felix Dahn.)

Fasten, wiederholt hatten, einigermaßen gemildert hat: immerhin blieb der Satz in Kraft, der jeden ungetauften Sachsen mit der Enthauptung bedrohte[1]).

Fünftes Kapitel.

Karl und der Norden, Nordosten und Nordwesten: Nordslaven, Dänen und Angelsachsen.

Die freundlichen und feindlichen Beziehungen Karls zu diesen Völkern stehen zu gutem Teil in engstem Zusammenhang mit seinen Sachsenkriegen.

Seitdem die Germanen, welche dereinst alles Land auch östlich der Elbe und der Weichsel bis an den Pregel im Nordosten, und die Donau entlang bis an das Schwarze Meer im Südosten beherrscht hatten, in der sogenannten Völkerwanderung, richtiger aber schon seit

---

1) Das sächsische Taufgelöbnis lautete:

forsachistû diobole?
    ec forsacho diobole.
end allum diobolgelde?
    end ec forsacho allum diobolgelde.
end allum dioboles uuercum?
    end ec forsacho allum diobolus uuercum (and uordum)
Thuner ende Uôden ende Saxnôte ende allum
    thêm unholdum thê hira genôtas sint.
gelobistû in got alamehtîgan fader?
    ec gelôbo in got alamehtîgan fader,
gelobistû in Christ godes suno?
    ec gelôbo in Christ godes suno.
gelobistû in hâlogem gâst?
    ec gelôbo in hâlogem gâst.

ca. 150 n. Chr., sich weiter nach Westen gezogen hatten, waren ihnen die ungezählten slavischen Horden, welche von jeher östlich hinter den Germanen gewohnt oder gewandert, auf dem Fuße gefolgt und hatten allmählich ganz Osteuropa überflutet bis gegen die Elbe hin: abgesehen von den Finnen und Esthen im Norden, den mongolischen Avaren im Südosten.

Die merowingischen Könige hatten nur vorübergehend friedliche oder auch feindliche Berührungen mit den Slaven in Böhmen gehabt. Erst Karl hat die Überlegenheit germanischer Begabung an Geist und Charakter sowie die Überlegenheit germanischer Bildung und Gesittung den Slaven gegenüber dadurch zum Ausdruck gebracht, daß er diese Horden schafweidender Wanderhirten, — „Wenden" nannten sie deshalb die Germanen, d. h. „die Weidenden" — soweit irgend seines Reiches Sicherung dies erheischte, unterwarf oder zu friedlicher Nachbarschaft zwang.

Für Karl kommen — im Norden — folgende slavische Völkerschaften in Betracht: die Abodriten im heutigen Mecklenburg, südöstlich von diesen die Wilzen (Welatabi), auch Liutizen genannt, von der Küste bis gegen die Oder hin zwischen Rostock und Stettin, zumal auf beiden Ufern der Peene, südwestlich von diesen die Sorben auch auf dem Norduser der Elbe, dann in Böhmen die Tschechen.

Wir sahen bereits (S. 81), daß unter diesen Völkerschaften die Abodriten früh zu abhängiger Bundesgenossenschaft von Karl gewonnen wurden, desgleichen die Sorben, gegen welche jedoch einmal (806) zu Felde gezogen werden mußte: die Abodriten waren der Lage ihres Landes nach gegen die Sachsen, Abodriten und Sorben gegen die Wilzen vortrefflich zu verwenden. Diese letzteren waren die ersten von Karl bekämpften Slaven: sie beun-

ruhigten durch Räubereien Karl befreundete andre Slaven und dem Reich bereits einverleibte Sachsengaue. Karl wendet auch gegen sie seine altbewährte Feldherrnkunst des Angriffs von allen verfügbaren Seiten zugleich an. Auch diesmal mußte man zwar auf einen Angriff von Osten her verzichten: die Ostnachbarn der Wilzen waren Karl völlig unerreichbare, fast gänzlich unbekannte Horden, deren weite Gebiete man unter dem Gesamtnamen „Wendenland" (Winidonia) zusammenfaßte.

Aber die verfügbaren drei Seiten wurden auch diesmal zu dreifachem Angriff verwertet: die Abodriten erhielten Befehl, vom Norden her, die Sorben (zwischen Saale und Elbe) erhielten Befehl, vom Süden her in das Land der Wilzen einzudringen, diese also in die Mitte zu nehmen, während Karl vom Westen her — er überschritt den Rhein bei Köln — vom Sachsenland aus mit einem Heere von Franken und von Sachsen den Hauptstoß führte. Hier hat er auch zum ersten Male — was er in der Folge bei gebotener Möglichkeit nie unterließ — außer den Landwegen sich der Wasserstraßen zum Eindringen in das Land des Feindes bedient, nämlich der Elbe und der Havel (Havola)[1]. Die wasservertrauten Friesen sollten nun ihre Segelkundigkeit im Heerdienste des Reiches bewähren: sie wurden aufgeboten, auf ihren Schiffen die Elbe zu Berg zu fahren, dann in die Havel einzubiegen und auf dieser ebenfalls, soweit diensam, zu Berg zu segeln. Einige fränkische Scharen teilte Karl auch diesmal den Friesen (wie meistens nichtfränkischen Aufgeboten) zu. Vielleicht darf man aus der Verwendung von Wasserstraßen in späteren Fällen schließen, daß auch damals auf

---

[1]) Daß dies die Yssel sein solle, ist sprachlich, wie geographisch und strategisch gleich unmöglich.

diesem Wege besonders Lebensmittel und andre Vorräte dem Heere zugeführt werden sollten. Nach der Vereinigung mit dieser Abteilung an der Elbe (?) schlug Karl zwei Brücken über diesen Strom — die eine sicherte er auf beiden Ufern durch je einen Brückenkopf aus Erdwerk und Pfahlwerk — und drang nun in das Land der Wilzen. Vielleicht — doch ist das ungewiß — wiederholte er auch hier, wie 773 gegen die Langobarden, taktisch im kleinen das strategische Prinzip des Doppelangriffs, indem er auf zwei Wegen — deshalb die zwei, doch wohl nicht am selben Ort errichteten Brücken — von West nach Ost vordrang bis an die Peene (Pana). Auch hier wirkte die großartige Machtentfaltung und die Umklammerung von drei Seiten so überwältigend, daß die Wilzen, obwohl sehr kriegstüchtig und volkreich, jeden Widerstand aufgaben und sich unterwarfen. Schon oft hat nun Karl vor unsern Augen vollen Erfolg erzielt, fast ohne oder ganz ohne eigne Verluste: das ist eines großen Feldherrn Kennmal und Lob.

Auch als 812 nochmal ein Feldzug gegen die Wilzen nötig wird, sendet der Kaiser — er also hat den Plan gemacht — drei Heere zugleich auf wenigstens zwei, vielleicht drei verschiedenen Straßen. Das eine Heer geht durch das Land der befreundeten Abodriten — also von Norden her — wahrscheinlich deren Hilfsscharen an sich ziehend, in das Gebiet der Wilzen; ausdrücklich heißt es dann weiter: „die zwei andern Heere rückten jenem (Nord-)Heer gerade entgegen in jene Mark", also von Süden nach Norden, wohl durch das Land der jetzt ebenfalls wieder befreundeten Sorben. Abermals wirkt das altbewährte Mittel den oft wiederholten Erfolg: von zwei Seiten, wie mit der Zange, gepackt, unterwerfen sich die Bedrohten sofort, jeden Widerstand aufgebend. Aber auch

als einmal früher (800) die Sorben zwischen Saale und Elbe sich empört hatten, brachte sie der jüngere Karl durch einen Doppelangriff rasch zur Unterwerfung, indem er sie zugleich von Norden und von Süden faßte: im Norden sandte er kleinere Scharen ihnen in den Rücken über die Elbe, während er selbst von Thüringen aus die Hauptmacht über die Saale führte und sie vom Süden her angriff.

Bei dem Avarenfeldzug von 793 (s. unten S. 107) wollte Karl auch durch Böhmen ein Heer von Nordwest nach Südost senden. Zu diesem Behufe hatte der weit vorschauende Staatsmann und Feldherr schon lange vorher die Verstattung freien Durchzugs erzwungen oder erhandelt von den damaligen Einwohnern. Es waren slavische Horden, welche sich nach dem Abzug der Markomannen (späteren Bayern) in dem schönen bergwaldumgürteten Viereck (das nach den keltischen „Boiern" damals wie heute noch hieß und heißt) eingenistet hatten.

Sie hießen und heißen Tschechen. Wegen ihrer Diebereien an der Grenze mußte Karl sie später (805) züchtigen. Die „eigenartige slavische Kultur', welche diese Völkerschaft soll entfaltet haben, bestand so wenig, daß, als die deutschen Könige seit dem 10. Jahrhundert das Land kultivierten, sie die Tschechen, welche ein halbes Jahrtausend hier gehaust hatten, noch in rohester Barbarei antrafen.

Der Kaiser (also der Vater Karl) befahl (805), drei Heere sollten auf drei Straßen in das Land der Feinde dringen: das eine, vom Frankenkönig Karl selbst geführt, zog von Westen her durch Ostfranken (etwa über Bamberg) und den Böhmerwald gegen Osten (auf Eger): das zweite — der Heerbann der Bayern — zog von Süden nach Norden (etwa von Passau aus) gegen Pilsen: das dritte (wahrscheinlich ebenfalls Franken, dann

Hessen und Thüringe) erhielt den Befehl, die Sachsen und die Karl unterworfenen slavischen Hilfsvölker (Abodriten und besonders Sorben) an sich zu ziehen und dann von Norden her nach Süden durch das Erzgebirg (etwa in der Richtung von Annaberg auf Pilsen) in Böhmen einzudringen. Man sieht: es kehrt ganz genau stets der alte Gedanke Karls wieder: der Feind wird von allen verfügbaren Seiten zugleich gefaßt; nur der Osten entzieht sich auch diesmal und aus dem alten Grunde der fränkischen Bedrohung.

Ganz besonders anschaulich schildern in diesem Falle die Quellen die strategische Wirkung: nachdem die drei Heere den Bergkranz, der Böhmen umgibt, getrennt überschritten, vereinigen sich alle drei, von allen Seiten zusammentreffend, in dem böhmischen Talgrund; „in dem böhmischen Flachland", heißt es wörtlich (in planitie Behemi) an der Eger (Agara). Hier schlugen sie drei große Lager, nahe nebeneinander, überschritten darauf die Moldau, ja sogar die Elbe und kehrten, da die Tschechen, jedem Kampf ausweichend, in die Waldberge des Ostens geflüchtet, erst als ihnen die Vorräte ausgingen, zurück. Der umsichtige Kaiser aber, stets bemüht, durch alle Mittel den Erfolg zu sichern, jede Störung zuvorkommend zu beseitigen, hatte gleichzeitig noch ein viertes Heer ausgesandt. Die Gefahr lag nahe, daß die den Franken feindlichen Wilzen (s. o. S. 88) ihren slavischen Brüdern, den Tschechen, zu Hilfe kamen und namentlich dem fränkischen Nordheer bei seinem Einmarsch in Böhmen in gefährlichster Weise in den Rücken fielen, seine Rückzugslinie völlig abschnitten. Dies zu verhüten und die Wilzen im Zaum zu halten, hieß Karl ein viertes Heer (wohl wieder Friesen, wie oben S. 89) die Elbe zu Berg fahren bis Magdeburg.

Diese Ortsangabe ist sehr lehrreich: ein Blick auf die Karte zeigt, daß gerade hier ein Vorstoß der Wilzen in den Rücken des fränkischen Nordheeres am sichersten aufgefangen werden konnte, bevor die Wilzen Elbe und Saale überschritten. Daher landeten die Friesen hier und nahmen unter Verwüstung des Wilzenlandes Stellung, wahrscheinlich bis das Nordheer sicher nach Hause gezogen war. Daß wieder einmal eine Wasserstraße verwertet werden konnte, gereichte dem alten Helden gewiß zu besonderem Behagen: es war das sein Lieblingsmittel. Auch bei dem mit viel geringeren Kräften im folgenden Jahre (806) unternommenen zweiten Feldzug Karls des Jüngeren wider die „Beheimi", d. h. Tschechen, werden drei Scharen aufgeboten: aus Bayern, aus Alamannien, aus Burgund. Doch erfahren wir diesmal nichts über die Straßen, die Bewegungen und die Vereinigung der drei Abteilungen. Der Zweck ward erreicht; die tschechischen Horden unterwarfen sich; bei der Reichsteilung von 817 werden sie wie Bayern, Kärnten, Avarenland als zum Reiche gehörig aufgezählt und Ludwig dem Deutschen zugeteilt.

Daß den Abodriten zur Belohnung für ihre Waffenhilfe wider die Sachsen alles Land der Nordsachsen nördlich der Elbe eingeräumt wurde, haben wir schon gesehen (S. 82).

Neuangelegte Burgen bei Magdeburg an der Elbe, bei Halle an der Saale 806, zwei 808 (nördlich der Elbe) darunter wohl Hohbuki, unbestimmbarer Lage, 810 von den Wilzen zerstört, 811 wiederhergestellt, sollten die Slaven der Nachbarschaft bändigen. Die großartige Herrscher- und Heldengestalt Karls, dieses echten Germanen, hat den staunend und geblendet zu ihm emporschauenden Slaven so gewaltigen, so ehrfurchtaufzwingenden Eindruck

gemacht, daß ihre Sprache bis heute den Begriff des Königs nur mit Karls Namen ausdrückt („Kral").

Durch Unterwerfung dieser Gebiete waren die Franken nun unmittelbare Nachbarn der heidnischen Dänen geworden: es ging aber damals unter den Völkern ein Wahrwort im Schwang, „den Franken habe zum Freund, nicht zum Nachbar". Die Dänen waren die natürlichen Verbündeten der Sachsen in dem Kampfe für die alten Götter und die alte Freiheit gewesen. Wiederholt hatte Widukind Zuflucht bei ihnen, bei dem König Sigfrid, gefunden (s. oben S. 75, 76). Jetzt, nach Unterwerfung der Sachsen und Abodriten, erschien 804 ein andrer Dänenkönig, Göttrik, — Fürst der jütischen Gaue — mit seiner ganzen Flotte und Reiterei bei Schleswig, Sliesthorp (S. 82), seiner Grenzburg wider die Franken; er wollte wohl dem zu Hollenstedt (s. oben S. 83) lagernden Kaiser zeigen, über welche Macht er gebiete. Den Plan eines Besuches zu Hollenstedt gab er auf Warnung der Seinigen auf, die von Karl verlangte Auslieferung sächsischer Flüchtlinge scheint der Däne geweigert zu haben.

Bald darauf verband sich Göttrik mit den Karl feindlichen (S. 89) Wilzen gegen die dem Frankenreich untergebenen Abodriten und errang entschiedene Vorteile: er fing den einen Häuptling, Godelaib (germanischen Namens), und hing ihn an den Galgen, vertrieb den andern, den Karl treu ergebenen Thrasuch (S. 82), der der Gesinnung seiner Horden nicht mehr trauen durfte: wirklich brachte Göttrik zwei Gruppen der Abodriten zur Schatzungspflicht, — auch die benachbarten slavischen Linonen und Smeldinger (S. 81) vom Elbufer unterhalb der Mündung der Havel östlich gegen den Müning-See hin. Doch hatte er bei Bezwingung einiger

Burgen seine tapfersten Heerleute, darunter seinen Bruderssohn Reginald, verloren und zog sich vor dem jüngeren Karl, der zur Abwehr herbeigeeilt war, in sein Gebiet nach Schleswig zurück: ja er zerstörte selbst eine seiner eignen Hafenstädte Rerik (Rerich bei Wismar? oder zwischen Lübeck und Schleswig?), die ihm reiche Zolleinnahmen gewährt hatte, und verpflanzte die dortigen Kaufleute in das Innere seines Landes, vermutlich, weil er verhindern wollte, daß sich Abodriten und Franken darin festsetzten, die Vorteile der Lage nun für sich ausnutzten und ihn von da aus bedrohten: wahrscheinlich ward der Ort nur entfestigt und seiner reichen Bewohner entvölkert: denn er wird auch im nächsten Jahre (809) noch genannt.

So ängstlich besorgte der Jüte damals den fränkischen Angriff, — er versuchte durch Gesandte bei Karl sein Vorgehen zu entschuldigen, sonder Erfolg — daß er zur Deckung seines Gebietes jene berühmte Befestigung anlegen ließ, die unter dem Namen „Danewirke“ bis auf unsre Tage (1849, 1864) eine Rolle gespielt hat in den Kämpfen zwischen Dänen und Deutschen. Durch sein Heer unter Leitung der Feldherren ließ er eine ununterbrochene Reihe von Schanzen bauen, welche von der Ostsee (Ostarsalt) bis zur Nordsee (Westersalt) das ganze Norduser der Eider (Ägidora) gegen Süden absperrte: nur eine Lücke ward gelassen, ein Tor, gerade weit genug, Reiter und Kriegswagen aus- und einzulassen. Gemeint ist unter der Eider entweder die Treene, jetzt ein Zufluß von Norden her in die Eider, damals ein Arm der Eider selbst, oder vielleicht ein von den jetzigen Verhältnissen verschiedener noch mehr nördlicher Wasserlauf; von da zog sich das Danewirk nach Osten gegen die Schlei.

Im nächsten Jahre (809) griff nun aber der vertriebene

Thrasuch im Bunde mit den Sachsen Wilzen und Smeldinger an, eroberte eine Stadt der letzteren, zwang die von ihm abgefallenen Horden zum Rücktritt und gelangte bis Rerik, wo ihn Göttrik ermorden ließ; der Kaiser aber ließ zum Schutz wider die Dänen an dem Flusse Stör eine Burg erbauen und von Sachsen besetzen, welche damals Esesfelth genannt wurde: es ist das jetzige Itzehoe. Während noch zwei Jahre vorher der Däne sich zu entschuldigen und nur fränkischen Angriff abzuwehren getrachtet hatte, war ihm nun, wir wissen nicht warum, der Kamm gewaltig geschwollen: er erinnerte sich jetzt seiner unbestrittenen Überlegenheit zur See: — die Franken hatten erst angefangen, sich eine Kriegsflotte zu bauen, die wenigen hergestellten Schiffe fanden reichlich Beschäftigung gegen die Araber im Mittelmeer (s. oben S. 53): — mit 200 Segeln suchte der Normann verheerend alle Friesland vorgelagerten Inseln heim, landete auf der Küste des Festlandes, schlug in drei Treffen die friesischen Aufgebote, legte Friesland wie einer dänischen Provinz Schatzung auf und erhob hiervon wirklich bereits 100 Pfund Silber. Ja der kecke Däne berühmte sich prahlredig, er werde demnächst den Kaiser in offener Feldschlacht aufs Haupt schlagen, ganz „Germanien“ (das Land östlich vom Rhein) sich unterwerfen: Friesland und Sachsen wie die Abodriten seien ihm ja schon untertan; bald werde er mit starker Heeresmacht Einzug halten in des Kaisers Pfalz zu Aachen. Und die Zeitgenossen meinten, es sei ihm bittrer Ernst damit. Das war dem alten Heldenkaiser doch zu frech: zornig über solche Keckheit in Wort und Tat eilte er selbst — trotz seiner achtundsechzig Jahre — noch einmal aus seinem Palast in Aachen zum Kampfe gegen den Nordmann — seit 804 zum ersten Male wieder, und es sollte seine letzte Heerfahrt werden. Zugleich erneuerte

er die Befehle, auf allen Strömen Deutschlands und Frankreichs Schiffe zu rüsten zu diesem „Nordmannen-Krieg“ und überall Seewehren gegen die Raubschiffe der Vikinge anzulegen, zumal an den Mündungen der Flüsse (S. 54): auch Wachttürme ließ er bauen und auf denselben Strandwächter Nacht und Tag ausspähen nach den feindlichen Segeln. Ist es auch nur Sage, so ist es doch höchst bezeichnende Sage, daß Karl geweint habe, da er die ersten Nachrichten von diesen Normannenzügen erhielt: ahnungsvoll habe er gerufen: „Solang ich lebe, hat es keine Not, aber wehe den kommenden Geschlechtern!“ Selbstverständlich ist ihm das erst in den Mund gelegt, eben von jenem „kommenden Geschlecht“, welches unter der Geißel der normannischen Raubfahrten so unsagbar zu leiden hatte. Diesmal sollte es aber gar nicht zum Kampfe kommen: im Lager zu Verden an der Aller, bis wohin Karl dem Nordmann entgegengeeilt war, erhielt er die Nachricht, der hochfährtige König sei von einem seiner Gefolgen ermordet worden: sein Neffe und Nachfolger, Hemming, suchte alsbald den Waffenstillstand — derselbe ward auf die Waffen beschworen — und Frieden bei dem Kaiser, der die von den Wilzen (810) zerstörte Burg Hohbuki an der Elbe (811) wieder herstellen ließ und (812) diese Slaven aufs neue unterwarf.

Auch zu den christlichen Königreichen der Angelsachsen in England hatte Karl mannigfaltige Beziehungen: König Offas von Mercia Tochter sollte einmal einem Sohn Karls vermählt werden: als aber der Klein-König zur Bedingung machte, daß auch eine Tochter Karls einem Sohn Offas verlobt werde, erzürnte das Karl — der keine seiner schönen Töchter von seiner Seite ließ — so heftig, daß er nicht nur jene Verlobung aufhob, sondern ein Handelsverbot gegen die Kaufleute aus Mercien erließ

(789). Später ward aber wieder gutes Vernehmen hergestellt: Karl beschenkte (795) Offa wie vielleicht auch Äthilbert von Northumberland aus der den Avaren abgenommenen Beute. Ein aus seinem Reiche vertriebener späterer König von Northumberland, Eardulf, fand Zuflucht bei Karl in Nimwegen und Aachen und wurde ohne Waffengewalt lediglich durch vermittelnde Gesandtschaften vom Kaiser (und vom Papst) wieder auf seinen Thron zurückgeführt (809). Weltliche Oberherrschaft über diese angelsächsischen Reiche nahm Karl auch als Kaiser nicht in Anspruch: nur in geistlichen Dingen griff er auch hier ein, um die Satzungen der Kirche zu wahren, als deren „von Gott berufenen Verteidiger allüberall" er sich betrachtete.

Sechstes Kapitel.

Karl und der Südosten: Bayern, Avaren, Südslaven.

Die einzige Königsaufgabe, welche Pippin bei seinem Tode (768) den Söhnen ungelöst hinterlassen, war die Wiederheranzwingung Bayerns unter das Reich gewesen (s. oben S. 30, 31).

Die Bayern, „Bajuvari, sind und heißen die Männer aus Baju-hemum, Boier-heim, Böhmen, so benannt nach den keltischen Boiern, an deren Stelle die alten Suebenvölker, Markomannen und Quaden, bald nach Christi Geburt vom oberen Main her einwandernd, in dem berg- und waldumkränzten Lande der Eger, Moldau und Elbe sich angesiedelt hatten. Um das Jahr 500 waren

sie von dort nach Südwesten in das alte Noricum und Rätien gezogen, das nun nach ihnen den Namen Bajuvaria, Bayern, erhielt. Gegen die Mitte des sechsten Jahrhunderts erscheinen sie in diesen ihren neuen Sitzen unter diesem Namen und in Abhängigkeit von dem Frankenreich.

Nachdem die Franken durch Unterwerfung der Alamannen (496) und der Thüringe (531), sowie der bis dahin von den Ostgoten geschützten Alamannen in Graubünden (536) sich den Weg zu den Bayern gebahnt hatten, konnten diese dem Drucke der fränkischen Übermacht nicht mehr widerstehen. Doch scheint die Begründung der fränkischen Oberhoheit weit weniger durch die Waffen als durch Vertrag erfolgt zu sein: es verblieb den Bayern ein besonderes Herrschergeschlecht, die Agilolfingen, — übrigens wahrscheinlich ein langobardisch-fränkisches, nicht ein ursprünglich bayrisches, vielleicht ward es damals erst von den Franken eingesetzt, — das mit beinahe königlicher Gewalt über den volkreichen Stamm herrschte, der von Bozen bis Eichstädt, vom Lech bis an die Enns wohnte. Lange haben die Agilolfingen, mit einer kurzen Unterbrechung durch Bruderkriege, Bayern gut und gedeihlich regiert, für das Recht und die Kirche mit Erfolg gesorgt. Die immer nur lockere Abhängigkeit dieser Herzöge, welche, manchmal mehrere nebeneinander, zu Regensburg, Freising, Salzburg ihre Sitze hatten, war in den Zeiten der Schwäche der merowingischen Könige seit ca. 650 und der innern Kämpfe der Hausmeier bis 690 und 720 (S. 15—17) völlig abgeworfen worden: ganz wie bei den benachbarten und oft mit den Bayern gegen die Franken verbündeten Alamannen. Erst Karl der Hammer und Pippin hatten die Unterordnung wiederhergestellt (s. oben S. 16, 27): der junge im gleichen Jahre mit Karl

(742) geborene Herzog Tassilo hatte, wie wir sahen (s. oben S. 27), Pippin, seinem Oheim, — die Agilolfingen waren mit den Arnulfingen mehrfach verschwägert — als Vasall gehuldigt und wiederholt Heerfolge geleistet — so gegen die Langobarden, gegen die Aquitanier — bis er plötzlich bei dem Aquitanierfeldzug von 764 in trotziger Auflehnung aus dem Lager nach Bayern geeilt war (S. 30), wir können nur Vermutungen aufstellen über die Gründe. Pippin war bis zu seinem Tod zu stark durch die Aquitanier beschäftigt, um Bayern wieder heranzwingen zu können. Übrigens hatte Tassilo, der recht wankelmütig erscheint, sehr bald nachher durch Vermittlung des Papstes Versöhnung gesucht und jetzt, nach Karls Thronbesteigung, brachte der wackere Abt Sturm von Fulda, ein Bayer, sogar „Freundschaft“ zwischen Tassilo und Karl zu stande (769); diese schien dadurch gefestigt, daß beide verschwägert wurden, indem beide Töchter des Langobardenkönigs Desiderius zur Ehe nahmen (s. oben S. 32). Als aber freilich Karl diese Gemahlin verstieß, mochte wieder Spannung entstehen. Doch sah Tassilo untätig zu, als Desiderius gestürzt ward, während doch damals der rechte Augenblick gewesen wäre, mit den Langobarden im Bunde für die Befreiung Bayerns zu kämpfen, falls eine solche als Ziel vorschwebte. Der Sage nach schürte eben seine Gemahlin Liutberga unablässig an ihm, Rache für ihren Vater und ihre Schwester zu nehmen an Karl.

Allein Tassilo verstand es weder, Treue zu halten, noch, Schwert in Faust, als Held für seine und seines Stammes Freiheit zu sterben: folgerichtig endete er im Kloster. Es mag hier eingeschaltet werden, daß unter den Karl bekämpfenden Persönlichkeiten nicht ein großer Charakter war: wie Tassilo endete der Langobardenkönig

Desiderius im Kloster, und auch der Sachsenführer Widukind nahm nicht nur die Taufe — er nahm auch seine eingezogenen Güter aus der Hand des Siegers zurück und starb als königlich fränkischer Staatspensionär. Auch Arichis von Benevent hat sich unterworfen; des Desiderius Sohn Adelchis starb zwar ununterworfen als Flüchtling zu Byzanz, aber tragisches Heldentum hat von Karls Gegnern nicht ein einzelner Mann bewährt, nur der Geist eines Volkes: der herrliche Trotz der unglücklichen, mit Blut getauften Sachsen.

Aber zurück zu Tassilo. Seine Verwaltung Bayerns war nicht ohne Verdienste: er sorgte für Ausbreitung des Christentums und zugleich des bayrischen Stammes über den Südosten gegen die slavischen „Karantanen" in dem nach ihnen benannten Kärnten (Stiftung des Klosters Kremsmünster 777). Das Verhältnis zu Karl war aber inzwischen wieder so feindlich geworden — der treue Vermittler Sturm war (779) gestorben, — daß (781) Papst und König durch gemeinschaftliche Gesandte den Herzog zur Erfüllung seiner eidlichen Verpflichtungen mahnten: er erneute hierauf zu Worms (782) auf dem Reichstag den Vasalleneid. Doch kam es im Jahre 785 zu bewaffnetem Zusammenstoß zwischen bayrischen und fränkischen Grafen an der Grenze Bayerns und des jetzt Karl gehörigen Langobardenreiches bei Bozen (785), wir erfahren nicht, weshalb. Tassilo rief die Vermittlung des Papstes an, ward aber von diesem unter Androhung des Kirchenbannes zur Erfüllung seiner Eidespflichten aufgefordert und, da er sich weigerte auf dem Reichstag zu Worms (787) zu erscheinen und Gehorsam zu leisten, beschloß der Reichstag seine Unterwerfung. Karl hatte den Kriegsplan bereits entworfen; er konnte sofort ans Werk gehen. Er faßte Bayern von allen drei verfügbaren

Seiten zugleich: die Ostseite war damals noch nicht verfügbar, das Avarenreich noch nicht unterworfen. Von Westen führte Karl selbst ein Heer (wohl von Westfranken), die Lechlinie bedrohend, die uralte Scheidemark zwischen Bayern und Schwaben — heute noch die Sprachgrenze — auf das „Lechfeld", das damals zuerst genannt wird. Zugleich rückte ein andres Heer von Norden her gegen die Donaulinie bis Pföring, unterhalb Ingolstadt, Regensburg, die alte Hauptstadt, bedrohend; dieses Heer bestand aus Ostfranken, Thüringen und auch bereits aus Sachsen, welche, kaum unterworfen (S. 79), gegen die Bayern aufgeboten wurden, wie die Langobarden alsbald über die Pyrenäen waren geführt worden (S. 45). Karl wußte, es mußte die Neugewonnenen ehren und ihre Angliederung beschleunigen, ließ man sie alsbald neben den Franken fechten und siegen. Ein drittes Heer aber führte Karls Sohn Pippin, der König von Italien (S. 42), von Süden her, die Etschlinie bedrohend, von Trient bis Bozen. Bayern sollte es nun verspüren, was es bedeute, daß die Langobarden aus Verbündeten wider die Franken nunmehr Helfer der Franken geworden waren. An den drei Flüssen, welche die Grenzen Bayerns im Westen, Norden und Süden bildeten: Lech, Donau und Etsch, standen also gleichzeitig drei Heere. Dieser auf das säuberlichste ausgeführte Plan dreifacher Bedrohung wirkte so überwältigend, daß Tassilo sonder Schwertstreich sich unterwarf.

Da jedoch der Wankelmütige den 787 abermals geleisteten Vasalleneid schon 788 abermals brach — er hatte sich mit den Avaren verbünden wollen, aber seine Bayern selbst fielen von ihm ab und deckten diesen Plan auf — ward ihm (788) auf dem Reichstag zu Ingelheim, auf dem er sich hatte stellen müssen, das Herzogtum und sogar

das Leben abgesprochen: daß man, um letzteres zu begründen, bis auf die 764, also vor 24 Jahren, begangene „Heereslitz“, d. h. das Verlassen des Heeres Pippins, zurückgriff, ein allerdings mit dem Tode bedrohtes Verbrechen, das aber unleugbar durch die Verhandlungen mit Karl in allen diesen Jahren als verziehen gelten mußte, zeigt, daß es an einer andern todeswürdigen Verfehlung gebrach: überhaupt war Tassilo vielleicht auch 785 gar nicht im Unrecht gewesen, aber seine schwankende, treulose Haltung mußte ihn verderben, auch wenn er im Recht gewesen wäre. Karl wollte nur das Urteil, nicht die Vollstreckung: er schenkte dem Verwandten (s. oben S. 100) das Leben, das er, wie seine Gattin und seine Kinder, in fränkischen Klöstern beendete. Noch einmal ward er, man begreift nicht recht weshalb, 794 aus der Ruhe des Klosters vor einen fränkischen Reichstag zu Frankfurt am Main gestellt, wo er nochmal zum Verzicht auf alle seine und seiner Kinder Rechte an Bayern angehalten ward: vielleicht war der Übergang des Privateigentums der Agilolfingen an die fränkische Krone angezweifelt worden Karl machte nun der bisherigen halb selbständigen Stellung Bayerns ein Ende: das Land ward als Provinz wie Aquitanien, Sachsen, Alamannien dem Frankenreich einverleibt, kein Herzog mehr geduldet: vielmehr übertrug der König die Verwaltung Bayerns im Frieden und die Verteidigung im Krieg, sowie die Ausbreitung bayrischer Ansiedler über den avarischen und slavischen Südosten einem im Krieg und Frieden gleich ausgezeichneten Helden und Berater, dem Bruder seiner Lieblingsgemahlin Hildigard, dem wackern Gerold, als „Präfekt“ von Bayern. Dieser weise und tapfere Alamanne erwarb sich, bis er im Kampfe gegen die Avaren den Heldentod fand (799) — einer der schwersten Verluste, die Karl trafen! — die

größten Verdienste um den König und das ihm anvertraute Land: er ist offenbar von der Sage gemeint in „Herrn Naims von Bayerland“, der unter den Paladinen Karls hervorragt, wie nur noch etwa Roland, Ogier und Oliver.

Zusammenwirkend mit dem ebenfalls ganz ausgezeichneten Bischof Arn von Salzburg, der im Jahre 797 von Papst Leo III. das „Pallium“, das Ehrenkleid des Bischofs, und die Würde eines Erzbischofs erhielt, arbeitete er wie für Abwehr äußerer Feinde, so für den Schutz des Rechts im Lande und für die Verbreitung des Christentums über den Osten und Südosten: unter Leitung dieser Männer erwarb sich der krafttüchtige bayrische Volksstamm, der Schwert und Pflug von jeher gleich trefflich zu führen verstanden hat, damals das Verdienst, durch starke Besiedelung germanische Gesittung und Eigenart in jene Ostmark — die Grundlage des späteren „Österreich“ — zu tragen, deren alte von den Römern eingeführte Bildung und Blüte längst unter den Hufen der Gäule mongolischer Avaren oder der Schafzucht slavischer Wanderhirten zerstampft oder verwildert war.

Die südslavischen Karantanen, schon von den Agilolfingen in Abhängigkeit von Bayern gezogen (S. 101), wurden nun planmäßig der Kirche und dem Reiche der Franken unterworfen.

Dieselbe Aufgabe hatte nun aber Karl auch gegenüber einem viel mächtigeren und schwerer zu erreichenden feindlichen Nachbar übernommen: gegenüber den Avaren.

Dieses mongolische Reitervolk — der (persische) Name bedeutet die „Schweifenden“, d. h. Nomaden — war zuerst nach Zerfall des großen Hunenreiches Attilas ca. 460 östlich vom Kaspischen Meer erschienen und hatte sich allmählich immer mehr nach Westen vorgeschoben in die früher von den Hunnen beherrschten Gebiete, daher sie

(irrig) für die alten Hunnen, die ja ebenfalls ein mongolisches Reitervolk gewesen, gehalten wurden. Nach Vernichtung der germanischen (gotischen) Gepiden (567) und Abzug der Langobarden nach Italien hatten sie sich in den weiten Pußten Ungarns ausgebreitet und von da aus alle ihre Nachbarn durch unablässige Raubfahrten heimgesucht: die Frankenkönige hatten sie wiederholt von Thüringen abzuwehren, die Bulgaren und zahlreiche Südslaven hatten sie unterworfen: ganz besonders aber erpreßten sie ungeheure Summen von dem reichen und meist schwachen Byzantinischen Kaiserreich, das sich dadurch von ihnen — immer nur auf kurze Zeit — Ruhe erkaufte: 90, ja 100 000 Goldsolidi (= 1 200 000 Mark) jährlich zahlten die Kaiser geraume Zeit! Sie waren also äußerst üble Nachbarn auch des Frankenreichs. Zuletzt hatten sie, wie wir sahen, Tassilo ihre Hilfe angeboten (S. 102): und wirklich waren sie nach dessen Sturz in Bayern eingedrungen, wohl weniger, um Wort zu halten, als weil sie hofften, in den nun noch ungeordneten neuen Verhältnissen wenig Widerstand zu finden. Aber sie irrten: die Bayern schlugen, das erstemal von fränkischen Grafen geführt und von fränkischen Scharen unterstützt, die Räuber an der Jps, bei einem zweiten Einfall allein an der Donau aus dem Lande hinaus, wie sie auch von der fränkischen Besatzung Istriens aus dieser Mark vertrieben wurden. Verhandlungen zwischen Karl und den Avaren, wohl zumeist über die Grenzen zwischen diesen und den Bayern in Kärnten, sowie den Schutz des Christentums in jenen Marken, scheiterten (790) und im folgenden Jahre (791) unternahm Karl den ersten seiner Avarenkriege. Das Unternehmen ward auf das Umsichtigste vorbereitet und mit Aufbietung aller Mittel des großen Reichs in das Werk gesetzt.

Genau dieselbe Angriffsweise, wie nun schon oft und mit dem gleichen Erfolge, verwendet Karl in diesen mehrfachen Feldzügen. Auch dieser Feind konnte von Osten nicht gefaßt werden: aber von Nord, West und Süd, wo er gefaßt werden konnte, ward er auch gefaßt.

Im Südosten der Avaren saßen die Bulgaren, im Nordosten die Madgyaren, beide für Karl unerreichbar; aber auch in rein nordsüdlicher Richtung war den Avaren nicht beizukommen, im Norden waren sie durch unabhängige slavische Völker gedeckt. Die Hauptrichtung für den fränkischen Angriff mußte die von West nach Ost sein: hier bildete Bayern die Grundlage der Bewegungen; waren doch jene mongolischen Unholde Nachbarn der Bayern geworden: bis an die Enns waren sie vorgedrungen, dieser Fluß bildete die Grenze. Dementsprechend verwendete Karl in den Avaren-Kriegen ganz besonders den bayerischen Heerbann, und wie im Kriege hat auch nach dem Frieden der bayerische Stamm sich auch hier wieder die größten Verdienste erworben, indem er nicht nur das Christentum, auch edlere germanische Gesittung in höchst erfolgreicher Besiedelung nach Osten trug. Als natürliche Straße in das Innere des Avaren-Landes bot sich die Donau, welche zuerst (bis Waitzen) westöstlich, dann nordsüdlich, endlich wieder westöstlich ihr weites Gebiet durchzog. Und in ausgedehntestem Maße hat Karl diese Wasserstraße verwertet. Die Hauptschwierigkeit in den Avaren-Kriegen bildete die Entlegenheit des Kriegsschauplatzes von den Hilfsquellen der fränkischen Macht: es war damals — d. h. bei den damaligen Straßen und Verkehrsmitteln — sehr weit von Toulouse bis Paris, von Paris bis Aachen, von Aachen bis Regensburg, von Regensburg bis Belgrad. Karl verwendete nun die Donau dazu, von Regensburg — seinem Ausgangs-

punkt für die Avaren-Kriege — Mannschaften, ganz besonders aber Lebensmittel, Vorräte, Kriegsgerät jeder Art den vordringenden Heeren nachzuschieben; in dem unwirtlichen Lande war es schwer, Mann und Roß zu verpflegen. Aber er begnügte sich nicht mit ihrem natürlichen Lauf; er hat es ja bekanntlich versucht, die Donau mittels des Mains mit dem Rhein in Verbindung zu setzen, indem er (793) im Suala-Feld, d. h. an der Schwale, einem Nebenfluß der Wernitz, die schwäbische Rezat, einen Nebenfluß der Rednitz, zwischen Pleinfeld und Treuchtlingen (noch heute heißt dort ein Ort „Graben") durch einen 23 Meilen langen Kanal mit der Altmühl verband, so daß man also vom Rhein in den Main, vom Main durch Rednitz und Rezat in den Kanal, durch diesen in die Altmühl und in die Donau gelangen konnte. (Der heutige Donau-Main-Kanal hat bekanntlich andre Lage und viel geringere Länge.) Es läßt sich beweisen, daß dieser Kanal keineswegs Handelszwecken dienen sollte, wie man behauptet hat. Alle Quellen — und das außerordentliche Werk machte den Zeitgenossen solchen Eindruck, daß auch die dürftigsten Annalen, auch die fernstliegenden Klöster sein erwähnen — bringen den Plan in unmittelbarsten Zusammenhang mit den Vorbereitungen zu einem zweiten Avaren-Krieg, welche Karl im Jahre 793 monatelang zu Regensburg betrieb, nachdem man in dem ersten Feldzug (von 791) die Schwierigkeiten des Nachschubs erfahren und zumal sehr viele Pferde verloren hatte. Man hat auch wohl gemeint, der Kanal habe zwar kriegerischen Zwecken, aber umgekehrt dazu dienen sollen, aus der Donau in den Rhein zu gelangen. Natürlich war dies ja nicht ausgeschlossen. Allein am Rhein — oder vielmehr vom Rhein aus — hatte Karl nur gegen die Sachsen Kriege zu führen, wobei die Angriffslinien und der Nachschub

vom Rhein her stets vollauf genügt hatten. Richtig ist: einzelne Quellen sagen, „um von der Donau in den Rhein zu fahren": jedoch erklärt sich dies einfach und vollständig dadurch, daß sie von dem Ort ausgehen, wo sich der Kaiser befand, als der Plan gefaßt wurde. Dieser Ort aber war — Regensburg!

Von großem Vorteil für die Bekämpfung der Avaren (wie früher für die Bedrohung von Bayern) (s. oben S. 102) war es, daß man, seit Karl die Langobardenkrone trug (774), auch vom Süden her jene Feinde fassen konnte. In ausgiebigstem Maße ward dieser Vorteil ausgenutzt, so zwar, daß neben dem bayerischen der langobardische Heerbann am häufigsten und am erfolgreichsten gegen die Avaren verwendet ward, unter Führung teils von König Pippin, teils von dem tapferen Markgrafen Erich von Friaul. Ganz außerordentliche Mengen von Lebensmitteln und Kriegsbedarf jeder Art hatte Karl vom Rheine her nach Regensburg schaffen lassen; er sah voraus, die Reiterhorden der Avaren würden in den unerreichbaren Osten ausweichen und den Angreifer immer weiter von seinen Hilfsquellen fort in ihre unwegsamen und unwirtlichen Steppen nach sich ziehen, wo Mangel und Ermüdung seiner harrten. Zwar hatte sich nach fränkischem Heerbannrecht der Wehrmann im Felde selbst zu verpflegen: allein dieser Grundsatz, entstanden in den Jahrhunderten der Gaustaaten und der Feldzüge von höchstens ein paar Tagemärschen, war ganz unanwendbar bei Kriegszügen von mondenlanger Dauer und in öde, fast unbewohnte Wüstlande. Abermals ward der Angriff von drei Seiten, von Westen, von Nordwesten und von Südwesten her, beschlossen. Und zwar sollten nicht weniger als vier Heere auf vier verschiedenen Straßen vordringen und drei von diesen sich erst in Feindesland zu entscheidendem Schlage vereinen. Vom Südwesten

her hatte König Pippin den langobardischen Heerbann heranzuführen. Karl selbst zog von Regensburg aus mit einem Heer (Franken und wahrscheinlich Alamannen) auf dem Südufer der Donau — also von Südwest — über Passau und Linz auf Wien; ein zweites Heer (Uferfranken, Thüringe, Sachsen und Friesen) schickte er auf dem Norduser der Donau von Nordwest vor. Diese Abteilung mußte durch Böhmen und das Land der Tschechen (oben S. 91). Ein viertes Heer ward zu Regensburg auf der Donau eingeschifft: es waren die Bayern, welche auf zahlreichen Schiffen und Flößen ihren Landesstrom zu Tal fuhren; auch Lebensmittel und Vorräte für diese drei Heere wurden auf der Donau nachgeführt. Den ersten Erfolg erfocht das Südheer: König Pippin erstürmte am 23. August 793 einen der „Ringe" der Avaren, jener kreisförmigen, oft sehr ausgedehnten Befestigungen von Rasenwällen, deren diese Horden seit zwei Jahrhunderten eine große Zahl aufgeworfen hatten, sich und ihren Raub darin zu bergen. Karls Heer und die Bayern vereinten sich an der Mündung der Enns in die Donau bei Lorch. Die Avaren hatten sowohl auf der Nordstraße von Böhmen her an der Mündung des Kamp unterhalb Krems als auf der Straße Karls auf dem Kumeoberg (Wienerwald) nahe der Stadt Comagenae (Tuln, nordwestlich von Kloster Neuburg) sehr starke Schanzen aufgeworfen. Allein, wie schon wiederholt, wirkte auch hier der gleichzeitige Angriff überwältigend: als die Avaren zugleich auf beiden Ufern und auf dem Rinnsaal des Stromes selbst die drei Heere der Germanen auf sie eindringen sahen, gaben sie den Widerstand und ihre Schanzen auf und flohen. So geschah es auch ferner bei dem Vordringen der drei Heere: wo immer auf Bergen, an Flüssen, in Wäldern die Feinde Graben

oder Verhacke angelegt hatten, — sobald die Heere sich näherten, flohen die Avaren oder ergaben sich. So drangen die Germanen bis an, ja bis über die Raab vor und kehrten ohne irgendwelchen Verlust an Mannschaft wieder nach Hause zurück: doch 9/10 der Pferde fielen infolge einer Seuche; das Nordheer zog wieder durch Böhmen, Karl und die Bayern auf dem Süduser der Donau nach Hause.

Auch in den nächsten Jahren beschäftigte sich Karl mit Vorbereitungen eines Feldzugs gegen die Avaren: 792 baute er zu Regensburg eine kunstvolle Brücke von leicht zu verbindenden und leicht wieder zu lösenden Schiffen, 793 den oben erwähnten Kanal — Regengüsse, welche die bei Tag ausgehobene Erde jede Nacht wieder in die Grabensohle hinabspülten vereitelten das Werk: erst 795 aber ward der Krieg wieder aufgenommen. Innere Zerrüttung des Avarenreichs erleichterte den großen Erfolg, welchen der heldenhafte Markgraf Erich von Friaul, wie Gerold (S. 103) ein Alamanne (aus Straßburg) über diese Horden erfocht: er eroberte ihren „Ring“ oder richtiger ihr System von Ringen und schickte dem König als Siegesbeute die gewaltigen, hier in vielen Jahrzehnten gehäuften Raubschätze der früheren Chane, welche Karl, nachdem er Papst Hadrian Geschenke daraus geschickt, unter seine Getreuen verteilte.

Er ehrte durch Geschenke daraus Kirchen, seine Bischöfe, Äbte, Grafen und Getreuen insgesamt: auch den angelsächsischen Königen Offa von Mercia, und Äthilbert von Northumberland, schickte er aus dieser Beute ein Wehrgehäng (unum baltheum), ein hunnisches (hunniscum, d. h. avarisches) Schwert und zwei seidene Pallien. Die ganze abendländische Christenheit sollte sich gleichsam mit erfreuen an dem durch Christi Gnade erhaltenen Schatze

und dieselbe dafür lobpreisen. Wie ungeheuerlich die von den Avaren seit Ende des 6. Jahrhunderts aus allen Nachbarreichen, zumal aus byzantinischem, gepidischem, langobardisch-italisch-römischem Gebiet zusammengeplünderten Schätze waren — 15 Lastwagen größten Umfangs (plaustra), von je vier Rindern gezogen, füllten (angeblich, sagenhaft) allein das Gold, das Silber und die Seide —, erhellt daraus, daß man überzeugend das gleich folgende Sinken des Wertes von Gold und Silber im Frankenreich auf dieses plötzliche massenhafte Einströmen der Edelmetalle zurückgeführt hat. Einhard sagt, die Franken, bis dahin beinah arm zu nennen, seien damals plötzlich reich geworden. Hier hat das fränkische Schwert und das Kreuz wirklich Kulturarbeit verrichtet: indem an Stelle der mongolischen Räuber und Wanderhirten der bayerische Stamm nun seine musterhaften Ackerbauer in die Donaulande entsenden konnte. Was die oft, aber stets unklar erwähnten „Ringe" der Avaren anlangt, so ist wohl das folgende das Wahrscheinlichste. Diese Ringe waren die Form, in welcher das Raubreitervolk überhaupt seine Sicherung von Land und Beute bewerkstelligte und insofern auch seine „Ansiedelungen". Es gab daher nicht bloß einen Ring der Avaren, sondern so viele als es Stützpunkte von avarischen Niederlassungen gab: daher sagen die Langobarden statt „Ring" „Feld" der Avaren. Die früher (791) vor Karls Andringen geräumten munitiones et hringae lagen offenbar viel weiter nordwestlich, als der jetzt von Istrien aus eroberte „Hauptring" der größten Horde oder des Chagans selbst. Mag in den Schilderungen des Mönches von Sankt Gallen manches phantastisch sein — zumal die Maße, die Raumverhältnisse sind unklar, d. h. im Kopfe des Schilderers — es steht doch wohl fest, daß diese „Königsburg", dies große

ständige Heerlager (»campus«) gebildet war aus einem System von neun ineinander geschachtelten Ringen (circuli, »hegni«, d. h. Gehege): der äußerste, also weiteste Ring hatte einen Durchmesser gleich der Entfernung von „Zürich bis Konstanz", sagt der Alamanne: also etwa $9^1/_2$ deutsche Meilen. Der zweite Ring stand vom dritten ab „20 (deutsche) Meilen = 40 italische": diese Verkehrtheit erklärt sich wohl daraus, daß der Mönch die Entfernung zwischen Konstanz und Zürich irrig auf mehr als 20 deutsche Meilen anschlug. Jeder Ring hatte einen Außenwall von Eichen-, Buchen- oder Tannenpfählen, 20 Fuß hoch und 20 Fuß breit: die Zwischenfläche war mit härtesten Steinen oder mit zähester Kreide (creta, Lehm?) ausgefüllt, die Oberfläche der Wälle mit Rasen völlig bedeckt und mit Gebüschen bepflanzt (zur Deckung für die Verteidiger?). Zwischen den Wällen in der Grabensohle lagen nun die Höfe und Dörfer einander auf Rufesweite nahe, so daß Trompetenzeichen alles, was geschah, von einer Siedelung zur andern melden konnten. Nur schmale, enge Pförtlein waren in diesen sturmfreien (inexpugnabiles) Wällen angebracht, durch welche die Räuber zum Raub ausritten.

Angebliche Spuren dieses Ringes sollen auf der Pußta von Carto-Czar bei Tatarrh noch heute sich finden.

Im folgenden Jahre (796) erschien ein avarischer „Tudun" (Unterfürst) zu Aachen und nahm die Taufe: doch mußten andre ihrer Horden 796 von König Pippin, der abermals einen „Ring" eroberte, und 797 von Markgraf Erich bekämpft werden.

Auch für solche Kriege, welche Karl nicht in Person leitete, entwarf er meistens den Plan nach seinem bewährten System; in einzelnen Fällen sagen uns die Quellen dies ausdrücklich („Karl befahl, so und so zu

verfahren"); in andern Fällen, in welchen wir ganz genau Karls Feldherrn-Gedanken wiederfinden, dürfen wir daher wohl das Gleiche vermuten. Aber freilich ist auch anzunehmen, daß dieser große Feldherr nicht minder „Schule gemacht" hat, wie etwa Friedrich der Große und Napoleon.

Es ist also ganz wahrscheinlich, daß seine beiden tüchtigen Söhne Karl und Pippin auch wo sie — zumal im kleinen Maßstab und im Taktischen — ohne ausdrückliche väterliche Weisung zu handeln hatten, das so erfolgreiche väterliche Beispiel zum Muster nahmen; ähnliches wird auch von andern ausgezeichneten Heerführern Karls: wie Wilhelm von Orange, Gerold von Bayern, Erich von Friaul zu vermuten sein: sie haben alle seiner Schule Ehre gemacht.

So erfahren wir, daß bei dem Avarenkrieg Pippins von 796 dieser nach Befehl seines Vaters „im Land der Feinde erst" seine Langobarden mit den Bayern und den Alamannen vereinte. Es waren also auch diesmal jedes Falles zwei (wenn nicht drei) Heere von Süden, von Westen (und von Südwesten) gegen den Feind geschickt worden, die getrennt vorrückten, vereint schlugen.

Sehr schwer traf es den Kaiser, daß er im Jahre 799 in übrigens ganz unerheblichen Gefechten mit Avaren zwei seiner ausgezeichnetsten Paladine verlor: der kühne Erich von Friaul war nach abermaligem Abfall jenes Volkes (und etwa auf avarisch Anstiften?) durch Arglist der kroatischen Bewohner der byzantinischen Stadt Tersatto bei Fiume erschlagen worden, und Graf Gerold, der praefectus von Bayern, der Bannerwart, signifer und Rat (consiliarius) Karls, da er gerade seine Schar zum Kampfe wider die Avaren ordnete: er ward bestattet in dem reich von ihm beschenkten Kloster Reichenau im

Bodensee. Bald darauf wurden diese avarischen Wirren endgültig beigelegt: während bis dahin nur Unterfürsten (Tudune) sich den Franken gefügt hatten, erklärte nun (805) der Oberkönig (Chagan) aller Avaren seine Unterwerfung und ließ sich (in der Fischa, 21. September) taufen, wogegen Karl ihn als alleinigen Beherrscher der Avaren anerkannte; fortab ward kein Feldzug gegen die Avaren mehr erforderlich: die im Jahre 811 bei ihnen einrückenden Scharen kommen nur, ihre Grenzstreite mit den Karantanen zu untersuchen und auf Gebot der Feldherrn erschienen Gesandte beider Völker zu Aachen vor Karl, der als Oberherr richtend entscheidet. Übrigens haben die Avaren ihre politische Unterwerfung auch in ihrer Volkseigenart nicht lang überdauert: sie verschmolzen alsbald mit den Bulgaren und andern Nachbarn und sind so spurlos untergegangen, daß ein slavisch Sprichwort sagt: „Er ist verschwunden wie der Avar: nicht Sohn nicht Neffe nicht Erbe ist von ihm übrig geblieben.“

Siebentes Kapitel.

Karl und der Papst; Karl und Italien; Karl und Byzanz von 774—800; die Kaiserkrönung (800).

Wir sahen (S. 41), wie Karl (im Jahre 774) sich zum König des Langobardenreichs gemacht hatte: nur Benevent, wo des Desiderius Eidam, Herzog Arichis, herrschte, blieb damals noch ein unabhängiges Fürstentum.

Der Aufstand des Herzogs Hrodgaud von Friaul (776) ward rasch erstickt: windschnell erschien Karl mitten im Winter in Italien und schlug die Erhebung nieder, der Herzog fiel im Gefecht, der Herzog von Spoleto erschien selbst vor Karl in Frankreich und huldigte (779). Da im folgenden Jahre (780) ein Angriff des Beneventaners im Bunde mit Byzanz — sein Schwäher Adelchis schürte daselbst unablässig zum Kriege — zu drohen schien, zog Karl wieder nach Italien: er ließ (781) in Rom vom Papst Hadrian seinen vierjährigen Sohn Pippin zum König von Italien (des Langobardenreichs), den dreijährigen Ludwig zum König von Aquitanien salben (oben S. 41).

Die von Byzanz her drohende Gefahr war schon vorher durch den Tod des Kaisers Leo IV. (September 780) beseitigt, dessen Witwe Irene nun die Regentschaft für ihren unmündigen Sohn Constantin VI. übernahm und, vielfach von Feinden bedrängt, vielmehr eine Stütze an dem mächtigen Frankenkönig suchte: damals ward wohl auf ihr Betreiben ihr Sohn mit Karls Tochter Hrothrud verlobt. Jedoch aus unbekannten Gründen verschlechterte sich das Verhältnis zu Byzanz wieder und als Karl 785 abermals nach Italien zog und Arichis von Benevent ohne Schwertstreich zur Unterwerfung brachte, ward jene Verlobung wieder aufgelöst, vermutlich, weil man sich über die Bedingungen, zumal über die Verteilung der Besitzverhältnisse in Süditalien nicht einigen konnte. Als nun Arichis 788 starb, setzte Karl dessen Sohn Grimoald zum Herzog von Benevent ein, der auch zunächst die versprochene Treue so wacker hielt, daß, als nun der lang gedrohte byzantinische Angriff unter Führung des Adelchis wirklich erfolgte, Grimoald gegen diesen seinen Mutterbruder selbst mit fränkischen Scharen zu Felde zog und

die Feinde aufs Haupt schlug. Adelchis floh nach Byzanz zurück, er brachte keinen weiteren Angriff mehr zu stande und starb daselbst in hohen Würden.

Karl aber zog damals das bisher byzantinische Istrien, das seine italischen Besitzungen abrundete und für Bedrohung der Avaren von Süden her recht günstig gelegen war, in den Verband seines Reiches (788). In den nächsten Jahren konnte Karl selbst an die italischen Dinge nicht rühren. Die Regierung Pippins allein führte Feldzüge (792) gegen Grimoald von Benevent, welcher nun die übernommenen Verpflichtungen doch nicht nach Wunsch erfüllte. Erst im Jahre 800 erschien Karl wieder in Italien aus wichtigstem Anlaß. Im Jahre 795 war Papst Hadrian gestorben, aufrichtig betrauert von seinem Freunde Karl. Sein Nachfolger Leo (795—816) ward im Jahre 799 von erbitterten Feinden bei einem Aufzug in den Straßen der Stadt schwer mißhandelt — nach der Legende sogar geblendet, worauf ein Wunder ihm die Augen und die ebenfalls ausgerissene Zunge sollte wiedergegeben haben — und gefangen. Mit Mühe entkam er, von treuen Männern geflüchtet, an einem Seil über die Stadtmauer nach Spoleto und rief nun Karls Hilfe an; ja er machte sich selbst auf den Weg, zog über die Alpen und suchte Karl mitten im Winter im Feldlager im Sachsenlande auf bei Paderborn.

Karl empfing ihn auf das ehrenreichste und befahl nach längerem Aufenthalt im Lager, ihn durch auserlesene geistliche und weltliche Große vor allem nach Rom zurückzuführen und in seinen Stuhl wieder einzusetzen, indem er sich vorbehielt, die wider Leo erhobenen Anklagen, — Meineid, unordentlicher Lebenswandel — an Ort und Stelle selbst zu prüfen. Das geschah gegen Ende des Jahres 800, da der König mit großem Gefolge in Rom

erschien. Die Ankläger des Papstes konnten ihre Beschuldigungen nicht erweisen: sie wurden wegen Majestätsverbrechen gegen ihren weltlichen Fürsten, den Papst, zum Tode verurteilt, aber auf Fürbitte Leos von Karl zur Einbannung außerhalb Italiens verurteilt. Wenige Tage darauf — am Weihnachtsabend des Jahres 800 — setzte der Papst, während Karl im Gebet versunken, am Grabe St. Peters kniete, ihm plötzlich überraschend eine goldene Kaiserkrone auf und warf sich ihm zu Füßen — wie es gegenüber römischen Imperatoren Sitte war, — indes alle im St. Peter anwesenden Römer in lateinischer Sprache in den Zuruf ausbrachen: „Heil dem großen von Gott gekrönten, Friede bringenden Kaiser der Römer."

Die Vorgeschichte und die Bedeutung des großen weltgeschichtlichen Ereignisses ist anderwärts dargestellt worden [1]).

Die Idee, daß Karl tatsächlich eine mehr als königliche Machtstellung einnahm, eine über dem Rahmen des bloß fränkischen Volks-Königtums hinausreichende, lag nahe genug. Aber nicht Karl hat dies zuerst erfaßt, sondern jene gelehrten, ganz in den Überlieferungen des römischen Altertums (und natürlich der christlichen Kirche) lebenden Geistlichen, welche Karl allmählich, zumal seit 786, an seinem Hof um sich versammelt hatte, und die man nicht unfüglich seine „Akademie" genannt hat: zumal der hochgelehrte Angelsachse Alkuin.

In dessen Briefen habe ich bereits in den Jahren

---

[1]) In meinen beiden Werken: Urgeschichte der germanisch-romanischen Völker III. Berlin 1887 und Deutsche Geschichte Ib. Gotha 1887, auf welche ich ein für allemal diejenigen Leser verweise, die mehr Einzelheiten kennen lernen wollen.

797 und 798 Andeutungen gefunden, welche Karl „viel mehr als königliche Würde, welche kaiserliche Majestät“ ihm zusprechen. Eine gleichzeitige Quelle sagt schlicht und richtig: „weil Karl Rom selbst, Italien und alle Lande und Städte besaß, welche dereinst die Kaiser beherrscht hatten, schien es gerecht, ihm auch den Namen des Kaisers zu geben“. Fehlten nun auch an dem ehemaligen 476 erloschenen weströmischen Kaiserreiche Spanien, das römische England und einzelne Stücke im Süden und Südosten Europas, so beherrschte Karl dafür östlich und nördlich vom Rheine weite Gebiete, in welche der goldene Adler der Legionen niemals den Flug gewagt: — weit über die Elbe nach Osten und Norden.

Was aber den frommen Sinn Karls gewiß am feurigsten für den Kaisergedanken begeisterte, das waren — und das ist das Großartige dieser echt germanischen Heldengestalt — nicht die damit verbundenen Ehren und Rechte, sondern die Pflichten. Schon als König hat Karl wiederholt sich den „Beschirmer des rechten Glaubens allüberall“ genannt, also nicht nur in den Marken des vorgefundenen Frankenreichs, sondern „allüberall“, soweit sein Arm und Schwert reichte.

Er glaubte sich von Gott berufen, soweit er greifen konnte, das Heidentum auszurotten — das war für sein Gewissen die sehr angenehme Rechtfertigung seiner blutigen Taten wider Sachsen, Friesen, Avaren, Slaven: er wähnte in aufrichtig frommer Überzeugung, seinem Gott zu dienen, während er seinen Lieblingsleidenschaften: der Machtgier, Kampfesfreude und auch dem klug erwogenen Vorteil seines Frankenstaates diente Zugleich aber auch für die reine Lehre, für die Einhaltung der Kirchengebote im Innern seines Reiches unablässig zu sorgen, hielt er sich für verpflichtet: deshalb leitete er in Person mehrere

Kirchenversammlungen, zu Regensburg 792, zu Frankfurt am Main 794, welche die Irrlehren spanischer Bischöfe verwarfen, die zum Teil gar nicht seine, sondern der Araber Untertanen waren. Ja sogar mit dem Papst setzt er sich einmal in Widerstreit und verwirft mit einem fränkischen Reichskonzil Sätze über die Bilderverehrung, welche der Papst gebilligt hatte, wie er auch über den Ausgang des heiligen Geistes nicht nur von Gott dem Vater, auch von Gott dem Sohne seine und seiner Hauskapelle Lehrmeinung gegen fremden Widerspruch aufrecht hält.

Diese Aufgaben waren nun nicht mehr bloß fränkische, königliche, sie waren allgemein-christliche, kaiserliche und lange bevor Karl den Namen eines Kaisers annahm, hatte er die Pflichten eines solchen erfüllt. Ja, er beschränkte sich dabei nicht einmal auf das Abendland, auf Europa: schon als König hatte er, wie wir sahen (S. 57—61) mit mohammedanischen Beherrschern des Morgenlandes Verbindungen angeknüpft, welche vor allem bezweckten, die christlichen Kirchen und Gemeinden im Gelobten Lande, zumal aber auch die zahlreichen christlichen Pilger aus allen Staaten des Abendlandes, welche die heiligen Stätten aufsuchten, zu schützen.

Seit 798 etwa war die Annahme der Kaiserwürde beschlossene Sache; der Papst erfuhr den feststehenden Plan wohl bei seinem Besuch in Paderborn. Er hat gewiß keine Freude daran gehabt. Ein römischer Kaiser von der Machtherrlichkeit Karls, der etwa zu Rom seinen Herrschersitz aufschlug, konnte der kaum mit soviel Mühe erkämpften weltlichen Herrschaft des römischen Bischofs in Rom und dem werdenden Kirchenstaat für immer ein Ende machen: hatten doch die Päpste schon bisher bei weitem nicht alle Gebiete und nicht alle Hoheitsrechte

erlangt, welche sie anstrebten, und welche Pippin und Karl ihnen zuzuwenden allerdings versprochen hatten (S. 28, 40).

Der Papst beschloß nun mit jener echt römischen Staatskunst, die selten in aller Geschichte übertroffen worden ist, der nicht mehr abzuwendenden Tatsache wenigstens eine Form zu geben, welche für den römischen Stuhl so günstig wie möglich war. Karl hatte die Kaiserkrone Kraft des guten Rechts der Eroberung sich nehmen wollen, etwa nach vorgängigem Beschluß des römischen Volkes: nachträglich hätte er dann gewiß auch vom Papste sich salben lassen, wie Pippin 751 und 754, wie Karl bei seinen Knaben 781 das veranlaßte. Der Papst aber kam ihm überraschend zuvor: er setzte ihm die Krone als ein von ihm verliehenes Geschenk auf, nachdem er vorher mit vertrauten Römern den gleichzeitigen Zuruf verabredet hatte. Deshalb war Karl über diese Art der Krönung so entrüstet, daß er nach Zeugnis seines vollglaubhaften Lebensbeschreibers Einhard äußerte, mit keinem Fuß würde er, trotz des hohen Feiertages, an jenem Abend die Peterskirche betreten haben, hätte er das Vorhaben des Papstes voraus wissen können. Und geradezu geflissentlich haben in den nächsten Fällen Karl selbst, dessen Sohn Ludwig, dessen Sohn Lothar es vermieden, bei Verleihung der Kaiserkrone irgendwie den Papst mitwirken zu lassen: lediglich der Kaiser Karl und der fränkische Reichstag bestellen 813 Ludwig den Frommen, 817 Ludwig der Fromme Lothar, 850 Lothar Ludwig den Deutschen zum Kaiser: dem Papste wird nur die vollendete Tatsache mitgeteilt und später — gelegentlich — die Salbung von ihm verlangt. Dem gewaltigen Karl gegenüber konnte keine Folgerung aus dieser Verleihung der Krone von dem Papst gezogen

werden, der zu dieser Verleihung keinerlei Recht hatte, da er nach dem Recht noch immer Untertan des byzantinischen Kaisers war, welcher einen nicht von ihm selbst eingesetzten weströmischen Kaiser auch keineswegs anerkannte: erst zwölf Jahre später hat Karl nach langen Verhandlungen, nach schroffer Hoffart, ja offener Kriegführung der Byzantiner, und nur gegen erhebliche Gegenleistungen es durchgesetzt, daß sein bis dahin rechtsbrecherisches Kaisertum von den Byzantinern anerkannt wurde. Später aber, in den Kämpfen der römisch-deutschen Kaiser mit den Päpsten, ward der Vorgang dieser Weihnachtsnacht von 800 eine furchtbare Waffe in den Händen eines Gregor VII., Innocenz III., Alexander III.: konnten sie sich doch scheinbar mit Recht darauf berufen, daß damals vom Bischof von Rom dem König der Franken, dem Vorgänger des deutschen Königs Otto I. (962), die Kaiserkrone als ein Geschenk war verliehen worden, als ein beneficium, wie das doppelsinnige Wort lautete, d. h. zugleich „Wohltat" und „Lehen", so daß also, während der Papst nur Gottes Vasall, der Kaiser seine Krone nicht unmittelbar von Gott, sondern vom Papst als dessen Vasall empfangen habe, der sie ihm daher auch wegen Ungehorsams wieder entziehen könne wie jeder Lehnsherr jedem Vasallen jedes Lehen. Daß der Papst gar kein Recht gehabt hatte, diese Krone zu verliehen, daß er dadurch selbst das Recht seines Souveräns, des Kaisers zu Byzanz brach: — das einzuwenden hatte jene Zeit nicht die erforderlichen geschichtlichen und staatsrechtlichen Kenntnisse.

Um jener Überlistung oder doch unerfreulichen Überraschung willen mit dem Papste brechen — das konnte Karl nicht. Das würde seinem frommen Sinn das ihm vorschwebende ideale Bild des Kaisertums zerstört haben:

die innigste Eintracht zwischen dem weltlichen Schirmvogt mit dem geistlichen Oberhaupt der Kirche.

Hat er um der Versöhnung aller Oberhäupter der Christenheit willen doch sogar auch mit starker Selbstverleugnung jahrelang um die Anerkennung des byzantinischen Kaisers sich bemüht: ja, sogar den fast phantastischen Plan hat er eine Zeitlang (802) erwogen, durch Vermählung mit der Kaiserin Irene zu Byzanz sich zum Kaiser auch des oströmischen Reichs, also der ganzen Christenheit zu machen. (Die Hofschranzen zu Byzanz, die den Plan vereitelten, hatten freilich allen Grund, sich zu wehren, um Karl nicht zum Herrn zu erhalten!) — Irgendwelche Gefahr konnte ja auch ihm aus der unerwünschten Form der Krönung nicht erwachsen: der Papst war ja völlig abhängig von den fränkischen Speeren, die ihn gegen seine eignen Römer hatten schützen müssen. So ordnete er denn, die vorübergehende Entrüstung niederkämpfend, den Winter über mit dem Papst die Verhältnisse von Staat und Kirche, ohne doch damals oder auch später dem Papst, der ihn 804 in „Francien" besuchte, alle Wünsche bezüglich des Kirchenstaates zu erfüllen, in welchem der römische Bischof zwar der Untersouverän, Karl aber zweifellos der Obersouverän war, der z. B. in Berufungen gegen die Urteile der päpstlichen Gerichte entschied, aber auch, wie wir sahen, über den Papst selbst richtete usw.

Damals häuften sich in zufälligem Zusammentreffen alle Ehren auf dem Haupte Karls: er übernahm in jenen Tagen die Schutzpflicht, wie über Rom, so auch über Jerusalem (s. oben S. 57).

Neuntes Kapitel

Kaiser Karl 800—814.

Erst im Sommer des Jahres 801 kehrte Karl aus Italien zurück, wo König Pippin die Kämpfe gegen Grimoald fortführte, zwar mehrere Städte (Chieti 801, Ortona und Luceria 802) gewann, aber die Unterwerfung des Herzogs nicht zu erzwingen vermochte: das den Franken verderbliche, fieberbrütende Klima Süditaliens erschwerte die Fortschritte.

Karl, ganz durchdrungen von den neuen schweren Pflichten, die er nun als Kaiser übernommen, wollte auch seinen Untertanen klar machen, daß sie fortab ganz andre, höhere Pflichten zu erfüllen hätten: wie der Kaiser sollten auch sie das Kaiserreich nicht bloß als eine weltliche Gemeinschaft auffassen, wie einen gewöhnlichen Staat: dieser Staat sollte auch eine christlich-religiös-sittliche Gemeinschaft sein, also zugleich eine Kirche: ein Gottesreich auf Erden — wobei Karl ganz von den Gedanken seines Lieblingsbuches, der Schrift Sankt Augustins über den Staat Gottes (de civitate dei) sich leiten ließ. Daher mußten alle, die ihm früher den Königseid geleistet (d. h. den Eid ihm als König) nun doch auch noch den Kaisereid leisten (d. h. ihm als Kaiser), worin sie z. B. dem Kaiser versprachen, die zehn Gebote Gottes zu halten, so daß eine Verletzung derselben, auch wenn sie nicht zugleich ein Verbrechen enthielt, z. B. die einfache Lüge, nun als Treubruch gegen den Kaiser angesehen ward.

Dieser an sich aus den edelsten Beweggründen, aus begeistert-frommem Pflichtgefühl entsprungene Irrtum — denn Staat und Kirche Recht und Religion haben ganz

verschiedene Aufgaben — ist die Grundlage des sogenannten heiligen römischen Reichs deutscher Nation geworden: heilig, weil es nur Christen als rechtsfähig anerkannte, den Irrglauben verfolgte und den härtesten Glaubens- und Gewissenszwang übte.

Mit dem Nachfolger der (803) entthronten Kaiserin Irene, Nikephoros, betrieb Karl gar eifrig Verhandlungen über Anerkennung seiner Kaiserwürde: aber der hochmütige Byzantiner würdigte seine Vorschläge gar keiner Antwort! Das hat Karl bitter gekränkt! Und als 803 die Dogen der Lagunenstadt Venedig, und die von ihnen abhängigen Städte an der dalmatischen Küste (Zara), welche bis dahin zu dem oströmischen Reich gehört hatten, ihm ihre Unterwerfung antrugen, nahm er sie an, ohne Rücksicht auf das hochfährtige Byzanz. Diese venetianisch-dalmatischen Dinge sollten aber noch viele Wirrnisse herbeiführen. Die mächtig aufstrebende Stadt zeigte schon damals den Geist sehr feiner, aber auch ränkekundiger Staatskunst, der sie später auf hohe, aber auch schwindelnde Bahnen geführt hat.

Die Dogen (d. h. duces, d. h. Herzöge) von Venedig hatten sich Karl unterworfen vor allem, weil sie von Byzanz loskommen und eine selbständige Stellung einnehmen wollten. Schwerlich gefiel es ihnen, daß Karl, anstatt Venetien als besondere Provinz vom fernen Aachen aus zu regieren, sie dem Langobardenreich zuteilte, so daß König Pippin vom nahen Pavia aus die Herrschaft übte. Dieser tapfere und kraftvolle Fürst, der auch gegen die Araber Küsten und Inseln des Mittelmeeres sieghaft verteidigte (s. oben S. 54), nahm den ungleichen Kampf mit der überlegenen byzantinischen Seemacht mutig und erfolgreich auf. Denn nun (806) gerieten die beiden christlichen Kaiserreiche um Venetien und Dalmatien in

offenen Krieg, gewiß zu Karls aufrichtigem Schmerz, der nach seiner ganzen idealen Auffassung seines Kaisertums mit dem Beherrscher der östlichen Christenheit in Eintracht die Aufgaben des „Christenstaates“ zu lösen für Pflicht hielt.

In diesem Jahre (806) nahm Karl, unter Zustimmung des fränkischen Reichstags, also durch Reichsgesetz, um Erbstreitigkeiten vorzubeugen, schon bei Lebzeiten eine Teilung all seiner Lande unter seinen drei Söhnen von Hildigard: Karl, Pippin und Ludwig, vor, wonach im wesentlichen Pippin Italien, Ludwig Aquitanien, Karl Neustrien und Austrasien erhalten sollte. Die Verfügung ward vereitelt, da der alte Kaiser das herbe Geschick erleben sollte, seine beiden älteren Söhne, die weitaus tüchtigeren, durch den Tod zu verlieren, nur der ungleich unbedeutendere Ludwig überlebte und beerbte ihn.

Uns befremdet, daß Karl die Reichseinheit wieder auflösen, wieder drei selbständige Reiche nebeneinanderstellen wollte, die nur locker durch die eingeschärfte Verpflichtung, sich gegenseitig zu unterstützen und vor allem „Sankt Peter“, d. h. die römische Kirche, zu schützen, untereinander verbunden waren.

Allein damals faßte man ganz wie in der Zeit der Merowingen Reichsgebiet und Staatsgewalt als ein reines Vermögensrecht auf, in das die Söhne wie in einen privatrechtlichen Nachlaß als gleichberechtigte Erben zu gleichen Teilen folgten. Besonders merkwürdig ist, daß die Kaiserwürde mit Karl erlöschen, auf keinen der Söhne übergehen sollte: sie war damals noch höchst persönlich gedacht, als eine von Gott Karl allein übertragene Pflicht und Ehre; erst nachdem nur mehr ein Erbe vorhanden war, hat Karl den Gedanken gefaßt, diesen zum Mitkaiser und zum Nachfolger auch in der Kaiserwürde zu machen.

Während eines Waffenstillstandes zwischen Pippin und

dem Befehlshaber der byzantinischen Flotte traten die Dogen von Venedig wieder auf die Seite und unter die Herrschaft der Oströmer zurück und lieferten ihre bisherigen Freunde, welche von Karl nicht abfallen wollten, gefangen nach Byzanz aus (807). Im Jahre 809 schlug die langobardisch-fränkische Besatzung der Insel Commachio den Angriff byzantinischer Trieren (Schiffe mit drei Stockwerken von Ruderbänken übereinander) zurück, der Befehlshaber derselben wollte mit König Pippin Frieden machen, aber die Ränke der Venetianer, welche jenem sogar nach dem Leben trachteten, vereitelten dies (809). In gerechtem Zorn über dieses Treiben griff König Pippin (810) Venetien und Dalmatien zu Wasser und zu Land mit aller Kraft an und zuletzt mit bestem Erfolg: denn obgleich die Venetianer eine Zeitlang die Angriffe auf ihre Lagunenstadt dadurch abgewehrt hatten, daß sie Segelstangen in großer Zahl in den Meeresgrund einrammten, und hinter diesem Gatterwerk hervor die in der Fahrt gehemmten Schiffe mit Geschossen überschütteten: — endlich mußte sich die stolze Stadt doch ergeben und unterwerfen: schon bedrohte Pippin von dort aus auch die dalmatischen Küsten, als der erst dreiunddreißigjährige tüchtige, tapfere König plötzlich starb (8. Juli 810), zu großem Schaden des Reichs. Schwer traf dieser Schlag den greisen Vater, der kurz vorher (6. Juni 810) auch seine älteste Tochter Hrothrud verloren hatte: bittere Tränen hat er beiden nachgeweint, ihnen und seinem gleich trefflichen Sohne Karl, der schon am 4. Dezember 811 ebenfalls in der Blüte der Jahre dahinsank. Welch unersetzliche Männer hatte Karl in den letzten Jahren verloren! Außer den beiden Söhnen Erich von Friaul, Gerold von Bayern (799, S. 113), wie früher schon Graf Theuderich (793, oben S. 76, 80), Roland (778, S. 47).

Jetzt ward aber der Friede mit Byzanz angebahnt. Gewiß nicht Furcht vor den oströmischen Waffen, sondern der idealste Zug in Karl war es, was ihm die Anerkennung seines sozusagen revolutionären Kaisertums durch das altbefestigte, gesetzliche zu Byzanz so hoch wünschenswert machte: die Eintracht mit dem kaiserlichen Amts- und Pflichtgenossen zum „Schutz des rechten Glaubens allüberall“: hatte doch Kaiser Nikephoros dem Patriarchen zu Byzanz den Verkehr mit dem Papste verboten, wohl wegen jener Vergabung der Kaiserkrone im Jahre 800. Karl schreibt dem Kaiser (810), seit 803 habe er sehnlichst wie von einem Wartturm aus (velut in specula positi) nach seiner Antwort ausgespäht. Ein byzantinischer Gesandter, der spatharius Arsafius, war nur beauftragt gewesen, mit König Pippin über die Dinge in Venetien und Dalmatien zu verhandeln. Nachdem der König von Italien gestorben, entbot Karl den Gesandten zu sich, um nicht über Einzelfragen, sondern, in Wiederanknüpfung des Vorschlags von 803, über Herstellung dauernden Friedens zwischen beiden Kaiserreichen zu beraten. Für die bloße Anerkennung der Kaiserwürde bot Karl nichts Geringeres als die Wiederabtretung des soeben von Pippin eroberten Venetien und Dalmatien und der schon früher erworbenen Häfen von Istrien und Liburnien.

Dabei ward wahrscheinlich ein alter Vertrag König Liutprands (s. oben S. 22) mit dem Dogen Paululius über die Grenzen, den Verkehr, die Auslieferung von flüchtigen Unfreien usw. wieder in Kraft gesetzt, der wenigstens noch im 10. Jahrhundert in Kraft stand. Auf Grund dieser Vorschläge kam denn wirklich der Friede mit Byzanz und für Karl das Wertvollste hierbei: die Anerkennung des neuen Kaisertums durch das alte, zu stande. Karl hatte gleich nach Ankunft jenes Gesandten nach

Byzanz geschrieben, eine fränkische Gesandtschaft in Byzanz anmeldend. Zugleich aber ward Obellierius, der Doge von Venedig, der wie sein Amtsgenosse Beatus durch Arsafius wegen Treulosigkeit seiner Würde entsetzt war, als Gefangener von Karl nach Byzanz ausgeliefert. Der ränkegewandte Venetianer hatte nacheinander beide Kaiser verraten: nun traf ihn die Folge solches Doppelspiels. Der dritte Doge und Bruder, Valentinus, blieb „wegen seiner Jugend", obzwar ebenfalls abgesetzt, in Venedig. Doge ward nun Agnellus Partecipatius aus der von Obellierius zweimal zerstörten Stadt Heracliana, der Sitz des Dogen ward fortab auf den Rialto verlegt, wo Agnellus den Dogenpalast erbaute. Die Gesandtschaft Karls fand bei ihrem Eintreffen in Byzanz Nikephoros nicht mehr am Leben: er war am 25. Juli 811 in Mösien gegen den Bulgaren-Chan Krum gefallen. Sein Eidam und Nachfolger Michael I. (seit 2. Oktober 811—813) schloß nun den von Nikephoros begonnenen Friedensvertrag ab. Seine Gesandten übernahmen in der Kirche zu Aachen in feierlicher Handlung die von Karl errichtete Vertragsurkunde und hielten in griechischer Sprache ihm ein Loblied (laudes „Litanei"), wobei sie ihn „Imperator" (statt wie bisher »rex«) und „Basileus" nannten. Das war die erste amtliche Anerkennung der vor zwölf Jahren schon vollendeten Tatsache. Von Aachen gingen die Gesandten nach Rom, wo sie in der Peterskirche ein andres Exemplar der Vertragsurkunde von Leo entgegennahmen. Auch dieses Verfahren der beiden Kaiser zeigt, wenn nicht geflissentlich, so doch sehr deutlich, daß sie diese rein weltliche Frage als durch Staatshandlungen, nicht als durch päpstliche Verleihung der Krone oder Anerkennung dieser päpstlichen Verleihung, lösbar ansahen. Wäre von beiden Kaisern, von Karl 800

oder 811 von Michael, jene Tat des Papstes als der Erwerbsgrund der Krone aufgefaßt worden, so hätte jetzt Michael erklären müssen, — vor allem dem Papst gegenüber — daß Byzanz nachträglich solches anerkenne. Der Papst als Verleiher hätte in erster Reihe müssen beigezogen werden. Aber es ward ihm nur die vollendete Tatsache mitgeteilt und er wirkte gewissermaßen als Zeuge oder Urkundsmann der bloßen Verbriefung mit.

So hohen Wert legte Karl auf den feierlichen Akt, daß er sich mit der Handlung von Vertretern nicht begnügte, sondern sobald die Schiffahrt im Frühjahr 813 begann, weitere Gesandte nach Byzanz schickte, um vom Kaiser „seinem geliebten und verehrungswerten Bruder", selbst die Bestätigung — die entsprechende Gegenurkunde — entgegenzunehmen, ebenfalls in der Form der Übergabe einer Urkunde. In seinem uns erhaltenen Brief nennt er Michael wiederholt „seinen geliebten Bruder" (tua dilecta fraternitas). Karl dankt Christus, „der uns so reich gemacht, daß wir in unsern Tagen den gesuchten und immer ersehnten Frieden zwischen dem östlichen und westlichen Kaisertum gesehen haben". Hier zuerst nennt Karl nicht nur sich persönlich Kaiser, sondern sein Reich Kaisertum. Nun war er auch wohl entschlossen, die Kaiserwürde nicht mit seinem Tod erlöschen, sondern in seinem Haus und Reich fortdauern zu lassen. Dies allein erklärt doch auch, daß er so wiederholt und feierlich die byzantinische Anerkennung ins Werk setzt und nicht unerhebliche Opfer dafür bringt (Venetien, Istrien usw.). Auch zwischen den beiden Kirchen war für den Augenblick Einvernehmen in den früher bestrittenen Fragen hergestellt, so daß Karl fortfahren kann: „Und daß Christus seine allgemeine (catholicam) Kirche zu unsrer Zeit einen und befrieden wollte".

Der Patriarch schrieb in diesem Sinn an den Papst: „Das sei nur möglich geworden, weil beide Herrscher den guten Willen gehabt, das hierzu Erforderliche zu tun." Treffend rühmt daher Einhard: „Die neidvolle Gehässigkeit der römischen über den angenommenen (Kaiser-)Namen entrüsteten Kaiser trug er mit großer Langmut; er hat ihren Eigensinn durch Großherzigkeit besiegt: indem er oft Gesandte an sie schickte und in Briefen sie ‚Bruder' nannte." Dann: „Den Kaisern Nikephoros, Michael und Leo war er zwar lange verdächtig; einmal wegen Annahme des Kaisernamens, und dann weil sie argwöhnten, er wolle ihnen die Herrschaft entreißen", d. h. also auch das Ostreich sich aneignen: eine Befürchtung, von der wir nur hier erfahren. Karl dachte, abgesehen von jenem Heiratsplan (802 oben S. 123), gewiß nie hieran: schwerlich besorgten auch die Byzantiner, Karl werde ihnen auch den Orient entreißen wollen: nur für ihre europäischen Besitzungen fürchteten sie, und nicht ganz ohne Grund; „trotzdem brachte er das festeste Bündnis mit ihnen zu stande, so daß kein Anlaß zu Streit (scandalum) mehr unter ihnen übrig blieb". — Das gute Einvernehmen bestand unter den Reichen fort, obwohl, während diese letzten Gesandtschaften hin und her reisten, ihre Herrscher gewechselt hatten: Michael, von dem Bulgarenchan Krum (22. Juni 813) bei Versinikia schwer geschlagen, ward entsetzt, ins Kloster gesteckt; der Armenier Leo V. folgte ihm (11. Juli 813—820). Karls Gesandte an Michael fanden Leo bereits auf dem Thron: Leo erfüllte, was Karl von Michael verlangt hatte, und schickte mit den fränkischen zwei byzantinische Gesandte mit der gewünschten Friedens-Bestätigungsurkunde: als aber diese in Aachen eintrafen, fanden sie nicht mehr Karl, sondern Ludwig auf dem Thron.

Im übrigen ist aus Karls Kaiserjahren nur weniges noch dem bereits Erzählten beizufügen.

Neben der, durch das Vorversterben Pippins und Karls vereitelten Reichsteilung von 806 verfügte der Kaiser (811) durch Testament über die ihm persönlich gehörige Fahrhabe. Das Ganze ward in drei Drittel gegliedert: die ersten beiden Drittel in 21 Unterabteilungen für die 21 Mutterkirchen des Reichs, von denen jede aus dem ihr Zufallenden $^1/_3$ für sich behalten, $^2/_3$ an die untergebenen Bistümer ablassen sollte, nämlich: Rom, Ravenna, Mailand, Aquileja (= Forum Julii), Grado, Köln, Mainz, Salzburg, Trier, Sens, Besançon, Lyon, Rouen, Reims, Arles, Vienne, Tarentoise, Embrun, Bordeaux, Tours, Bourges. Das dritte Drittel sollte zunächst dem Gebrauche Karls noch dienen — nach seinem Tod oder „freiwilligen Ausscheiden aus der Welt" — (damals dachte also dieser Gewaltige wenigstens als eine Möglichkeit, daß er seines Oheims Karlmann (oben S. 27) Beispiel folgen könnte: es war nach dem Tode Hrothrudens und Pippins, vor dem Tode König Karls) — sollte es in vier Teile gegliedert werden: $^1/_4$ den beiden ersten Dritteln zugezählt, $^1/_4$ seinen Kindern und Enkeln, $^1/_4$ den Armen, $^1/_4$ den Dienern und Dienerinnen des Palastes zufallen.

Nach dem Tode Pippins und Karls blieb nichts andres übrig, als den letzten Sohn Ludwig, wie sich ohnehin von selbst verstand, zum alleinigen Nachfolger im Frankenstaat und auch in der jetzt als erblich gedachten Kaiserwürde zu bestellen. Der alte Kaiser übertrug ihm aber auch schon — ohne den Papst irgend dabei mitwirken zu lassen — bei seinen Lebzeiten die Mit-Kaiserschaft, indem er (11. September 813), unter Zustimmung des fränkischen Reichstags, dem Sohn entweder selbst eine Kaiserkrone aufsetzte oder, nach anderm Bericht, ihm befahl, von dem Altar der

Marienkirche zu Aachen eine solche Kaiserkrone in Gegenwart aller geistlichen und weltlichen Großen zu nehmen und sich aufzusetzen, nachdem er vorher feierlich versprochen hatte, alle Pflichten der Kaiserschaft ganz in dem frommen Sinne Karls aufzufassen und zu erfüllen: das heilige, das Gottesreich auf Erden sollte unter dem Sohne fortbestehen wie unter dem Vater. Übrigens war die Mit-Kaiserschaft nur ein Titel: wirklich geteilt hat Karl die Herrschgewalt mit Ludwig nicht, vielmehr dieselbe allein ausgeübt bis an sein Ende; er entließ den König von Aquitanien wieder in dies Land, hier wie bisher unter Oberhoheit des Vaters zu herrschen. Nicht andern Sinn hatte es, wenn der etwa 15jährige Sohn Pippins, Bernhard, schon vorher (812) nach Italien entsendet; nun (813) in Nachfolgschaft seines Vaters zum König von Italien bestellt ward unter Leitung (zumal behufs Abwehr arabischer Seeräuber) seiner Oheime Adalhard von Corbie und Wala: Karl blieb nicht nur als Kaiser dessen Oberherr, er nannte sich auch wie bei Lebzeiten Pippins noch „König der Langobarden“.

Schon 15 Monate später (28. Januar 814) starb Karl und hinterließ das allzugroße Reich dem allzukleinen Erben.

Zehntes Kapitel.

Karls Regierung im Innern.

Ein umfangreiches mehrbändiges Werk würde es erheischen, Karls Tätigkeit darzustellen in Leitung, Verwaltung, Umgestaltung, Besserung der inneren Zustände

seines weiten Reiches oder vielmehr seiner weiten Reiche: Germanien, Francien, Burgund, Aquitanien, Italien mit ihren Nebenlanden und Marken. Denn das ist das Wunderbarste an diesem wunderbaren Mann, daß er neben den Feldzügen, die er in den 46 Jahren seiner Herrschaft teils selbst leitete, teils anordnete, Zeit, Kraft und nie ermattenden Eifer fand, als Gesetzgeber, Schirmer der Kirche, Richter, Verwalter, Finanzmann, Volkswirt, als Förderer von Wissenschaft und Kunst mit ehrfurchtwürdigem Pflichtgefühl unablässig zu arbeiten: mit kaum geringerer Freude, als ihm seine Heldenarbeit im Kriege gewährte.

Groß ist die Zahl der von ihm unter Zustimmung des Reichstags erlassenen Gesetze und der von ihm allein ausgehenden Verordnungen: beide hießen „Capitularien", weil sie in »capitula« gegliedert waren. Bei der unscheidbaren Verquickung von Religion, Moral und Recht in diesem „heiligen" Reich, das zugleich die Aufgaben der Kirche und des Staates lösen sollte, erklärt es sich, daß diese Capitularien in buntester Mischung sittliche, religiöse Rechtsvorschriften nebeneinander einschärften.

Als seine höchste Aufgabe auch als Gesetzgeber und Verwalter betrachtete Karl Schutz und Förderung der Kirche, wie er für sie kämpfte gegen Heiden jedes Glaubens. Daher leitete er in Person wiederholt Kirchenversammlungen, in welchen bald die Irrlehren spanischer Ketzer, wonach Christus (sofern er Sohn Marias) nur angenommener Sohn Gottes sein sollte, verdammt wurden, bald der Ausgang des heiligen Geistes auch vom Sohne, nicht bloß vom Vater, verteidigt, bald das Übermaß der Verehrung der heiligen Bilder verworfen ward: — hierbei setzte Karl sich und seine Reichsbischöfe eine zeitlang sogar

in Widerstreit nicht nur mit einem Konzil zu Nicaea-Konstantinopel, sogar zum Papst. Ebenso eiferte er für Ausrottung der Reste des germanischen Heidentums. Unermüdlich arbeitete er für Hebung der tiefgesunkenen Kirchenzucht, für sittliche Besserung der Geistlichen, Nonnen und Mönche und für deren Bildung.

Noch in seinem letzten Regierungsjahr ließ er nicht weniger als fünf Kirchenversammlungen in fünf Städten seines Reiches abhalten, deren Beschlüsse zusammengefaßt ihm zur Prüfung und Bestätigung vorgelegt wurden. Diese Sorge für das Christentum betrachtete er als seine oberste Herrscherpflicht: rührend ist, wie der Greis seinen Bischöfen gegenüber klagt, daß ihm die Gebrechen des Alters verwehren, so viel als er wünschte, mit ihnen zu verkehren.

Als halb religiöse Pflicht faßte er auch die Sorge für die kleinen Freien, zumal die kleinen Bauern in seinem Volk (— für die Unfreien und Freigelassenen hatte deren Herr und Freilasser zu sorgen). Jene waren im Frankenreich in erschreckender Weise in Abnahme begriffen, aus wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Gründen, welche zum Teil bis in die Römerzeit zurückreichen: zum Teil aber war es die erdrückende Wehr- und Gerichtspflicht, welche diese kleinen Freien nicht mehr zu tragen vermochten. Nach altgermanischem Recht mußte jeder wehrfähige Freie, so oft der König oder dessen Graf ihn mit dem Heerbann einrief, Folge leisten und, sich selbst bewaffnend und verpflegend, den Wehrdienst leisten, ebenso an der Gerichtsstätte sich einfinden, nicht nur zu den von Zeit zu Zeit ohne besondere Ansage zusammentretenden (ungebotenen), auch zu den vom Grafen außerordentlich anberaumten (gebotenen) Dingen: wer ausblieb, hatte das den geldarmen Bauern unerschwingliche Strafgeld, den Königsbann von

60 Solidi = 720 Mark zu entrichten, bei Zahlungsunfähigkeit geriet er in die Schuldknechtschaft des Königs und zu einem Drittel seines Wertes in die des Grafen, der ein Drittel aller Banngelder und „Wetten“ für sich innebehalten durfte. Diese Wehrpflicht war leicht zu tragen gewesen in den Zeiten des altgermanischen Gaustaates, in welchem Volkskriege nicht häufig und die Grenzen des Gaues in ein paar Märschen zu erreichen waren. Jetzt brachte fast jedes Jahr einen Feldzug, so daß die Annalen es als seltenste Ausnahme staunend hervorheben, wenn einmal „in diesem Jahr die Franken ruhten“, „dieses Jahr ohne Heereszug war“. Und im Reiche Karls, das sich von Hamburg bis Benevent, vom Ebro bis an die Theiß erstreckte, währten die Märsche und Belagerungen mondelang: ständige Besatzungen in den entlegensten Marken waren unentbehrlich. Der Acker des Kleinbauern verwahrloste, die Ernte ging zu Grunde während der langen Abwesenheit des Eigners. Dazu kam nun aber, daß die Grafen und andern Beamten ihr Bannrecht planmäßig dazu mißbrauchten, durch unaufhörliche Einberufung zu Wehr- und Gerichtspflicht diese kleinen Grundeigner wirtschaftlich zu verderben, bis dieselben, müd und mürbe geworden, unfähig, eine bereits verfallene Bannsumme zu bezahlen, die unerträglich gewordene Freiheit aufgaben, sich in die Knechtschaft des Grafen begaben oder doch in seine Schutzgewalt, indem sie zugleich das von den Vätern ererbte vollfreie Gut (Allod) dem Bedrücker in das Eigentum übertrugen, um es von demselben, mit Zinszahlung und Fronarbeit beschwert, als Leihgut zum Nießbrauch zurückzuerhalten. Von da ab verwandelte sich der gesetzwidrige Peiniger in einen ebenso gesetzwidrigen Begünstiger der so gewonnenen Schützlinge, indem er nun diese von Wehr- und Dingpflicht willkürlich entband, die ganze Last

desto häufiger und schwerer auf die Schultern der noch ungebeugten Nachbarn wälzend. So rundeten diese mächtigen Geschlechter ganz planmäßig ihr Grundeigen und ihren beherrschenden Einfluß auf die Bauern des Gaues ab, so daß diese Gebiete, der Gewalt des Königs entrückt, kleine Staaten im Staat wurden, die in Wohl und Wehe nur von ihrem nahen Gewaltherrn, nicht von dem fernen König abhingen. Diese verderbliche Bewegung hatte z. B. schon früher im Reiche der Westgoten dazu gezwungen, gegen alle germanischen Grundsätze, Unfreie in das Heer einzustellen, weil die Zahl der Freien nicht mehr ausreichte, die erforderlichen Tausendschaften zu füllen. Und im Frankenreich war diese Entwicklung besonders deshalb bedrohlich, weil das Königtum, welches allein Bestand und Wohlfahrt der Gesamtheit vertrat, sich nur auf die Gemeinfreien stützen konnte gegenüber jenem unbändigen, pflicht- und meisterlosen Adel, welcher, lediglich seinen selbstischen Leidenschaften fröhnend, in reichsverderberischem Übermute stets dem König über die Krone zu wachsen drohte, das merowingische Königtum bereits überwältigt hatte und ebenso des großen Karl kleine Nachfolger überwältigen sollte. Die von daher drohende Gefahr erkannt und sie mit allen Mitteln der Religion, der Sittlichkeit, des Rechts, mit dem Gesetz und mit dem Richterschwert unablässig bekämpft zu haben, das ist der stärkste Beweis für die Weisheit Karls als Staatsmann. Daß — nach seinem Tod — all diese von ihm ersonnenen, höchst wohltätigen Maßregeln und Einrichtungen dem Verderben nicht zu steuern vermochten, kann seinem Verdienst nicht Eintrag tun.

Karl sorgte vor allem für gerechte strenge Rechtspflege sonder Ansehen der Person, ja mit väterlicher Beschirmung der Armen, Schwachen, Bedrückten — ein Zug, den der

Dank des deutschen Volkes noch heute in der schönen Sage von „Karls Recht" feiert.

Er erleichterte sodann die Wehrlast für die kleinen Freien, indem nicht mehr jeder Wehrmann in jedem Feldzug selbst ausrücken mußte, sondern nur die größeren, reicheren Grundbesitzer, welche zahlreiche Unfreie und andre Hintersassen behufs Bestellung des Ackers usw. zu Hause lassen konnten: von den kleineren wurden stets mehrere — 3 bis 6 — zusammengelegt, welche nur je einen aus ihrer Mitte ausrüsten und verpflegen mußten, der für sie alle zu Felde zog, während die andern, welche zu Hause bleiben durften, Beiträge in Geld oder Naturalien (adjutorium, conjectus) zu entrichten hatten sei es an den Ausrückenden, sei es an den Staat. Ferner verfügte er, daß nicht mehr bei jedem Krieg die Angehörigen aller Provinzen aufgeboten werden sollten, sondern nur die der nächstgelegenen: und auch für diese wurden die Zeiten und die Strecken festgestellt, für welche und auf welchen sie sich selbst zu verpflegen hatten. Es ist ein sehr lehrsames, aber auch sehr trauriges Zeichen der noch unter Karls Regierung selbst rasch zunehmenden Verarmung dieser kleinen Grundeigner, daß Karl sich genötigt sieht, das Mindestmaß, das zu persönlichem Wehrdienst verpflichten sollte, wiederholt zu erhöhen: d. h. während er anfangs meinte, der Eigner von drei Hufen (mansi) sei bereits dieser Leistung fähig, konnte er sie später nur noch von dem verlangen, der vier, noch später, der fünf Hufen eignete.

Die kaum minder schwer lastende Gerichtspflicht der Kleinfreien erleichterte er in folgender Weise. Hatte es auch schon vor Karl unter mancherlei Namen, z. B. Schöffen, Rachinburgen, Urteilsfinder gegeben, welche, 12 oder 7 an der Zahl, im Einzelfall die gesamte Volks-

gemeinde vertraten, so war doch die Regel, daß alle Freien sich einfinden und das Urteil finden sollten: der Schöffendienst war nicht näher geregelt. Jetzt bestimmte Karl, daß höchstens dreimal im Jahr alle Freien zu den großen Gerichtstagen kommen mußten (tria magna placita), zu den übrigen von den Grafen anberaumten Dingen aber nur die allerreichsten Grundeigner, aus welchen von der Gesamtheit die Schöffen gekoren wurden.

Mit tiefem Schmerz erfüllte es nun aber des Königs Herz, daß er erleben mußte, wie seine weisesten, gütevollsten Anordnungen nichts fruchteten, ja in schädliche Wirkung verkehrt werden konnten, wenn die Beamten draußen in den Provinzen diese Anordnungen unausgeführt ließen oder gar mißbrauchten zu neuen Bedrückungen der Untertanen. Allgegenwärtig hätte Karl sein müssen in seinem weiten Reich, um die Beamten zu überwachen: er hat denn auch gar oft — das ist art=zeichnend für ihn — in Person sich um die Ausführung seiner Gebote bis in die geringsten Einzelheiten bekümmert. Um nun sozusagen jene Allgegenwärtigkeit zu ersetzen, schuf Karl die Einrichtung der königlichen Sendboten, Kaiserboten, Königsboten (missi dominici, missi regii, missi regis, imperatoris) oder vielmehr er übertrug diese in dem Recht der Kirche von ihm vorgefundene Einrichtung auf das Gebiet des Staates, aber mit wahrhaft genial gedachten, großartig durchgeführten Anpassungen und Besserungen.

Wie schon seit Jahrhunderten die Bischöfe Untersuchungsreisen (visitationes) in alle Teile ihrer Sprengel selbst vornahmen, oder durch außerordentliche, von ihrer Seite entsendete Bevollmächtigte vornehmen ließen, welche sich durch Augenschein von den kirchlichen, religiösen, sittlichen Zuständen der einzelnen Pfarreien überzeugen, neue Kirchengesetze verkünden, ganz besonders aber Klagen,

Rügen, Beschwerden der Gemeindeglieder gegen die ordentlichen, an Ort und Stelle seßhaften Geistlichen entgegennehmen, selbst entscheiden oder zur Entscheidung ihres Vollmächtigers bringen sollten, — so tat jetzt Karl auf dem weltlichen, staatlichen Gebiet. Diese Übertragung lag um so näher, als ja, wie wir sahen, in diesem aus Kirchlich-Religiös-Sittlichem und Staatlich-Rechtlichem gemischten Gemeinwesen, als dessen Haupt sich Karl fühlte, nicht nur weltliche, auch kirchlich-religiös-sittliche Gebote und Verbote von König und Reichstag als weltliche Gesetze und Verordnungen ergingen: waren doch die Bischöfe nach geistlichem wie weltlichem Recht zur Überwachung gar vieler dieser „gemischten" Vorschriften berufen. Karl gliederte nun sein ganzes Reich nach Provinzen räumlich in „Sendbotengebiete" (missatica), deren jedes mehrere benachbarte Grafschaften einer Provinz oder auch eine ganze Provinz umfaßte: in jedes solche missaticum entsandte er meist jährlich zwei miteinander reisende Königsboten, gewöhnlich je einen Bischof (Abt) und einen Herzog (Grafen), schon deshalb, damit sich die beiden auch gegenseitig überwachten, ferner damit beide Gesichtspunkte, der kirchliche und der weltliche, nebeneinander gewahrt wurden. Die Sendboten beriefen nun sofort eine Versammlung, bei der alle Freien des Gaues usw. erscheinen durften, ja sollten und mußten, besonders aber alle Beamten. Sie verkündeten die neuen, noch nicht hierher gedrungenen Gesetze oder Verordnungen des Reichstags oder des Königs, nahmen dann die Stelle des ordentlichen Richters in außerordentlicher Weise, in Vertretung des Kaisers, selbst ein, entschieden Streitfälle, welche vor sie gebracht wurden, oder berichteten darüber behufs der Entscheidung an Karl: insbesondere aber prüften sie nicht nur selbst die Archive, Urkunden, die ganze Ge-

schäftsführung der Grafen und andrer ordentlichen Beamten: — sie forderten zumal alle Erschienenen sowie die Abwesenden in Person ihrer Vertreter auf, Klage zu führen über die Amtstätigkeit aller ordentlichen Lokalbehörden, also über ihre Untätigkeit oder über den Mißbrauch ihrer Amtsgewalt, Parteilichkeit, Erpressung, Bestechlichkeit, Nichtausführung königlicher Gebote, etwa gar geplanten Hochverrat, Einverständnis mit feindlichen Nachbarn usw.: ja, es wurden unter den Schöffen durch Volk und König besondere Rügeschöffen gewählt, welche von amtswegen den Sendboten Bericht zu erstatten hatten über alle Zustände in der Grafschaft und Rüge, Anklage zu erheben wider die ordentlichen Beamten, falls etwa die von diesen Verunrechteten aus Furcht ihre Stimme nicht zu erheben wagten. Solang Karls Geist die von ihm großartig gedachte Einrichtung beseelte, hat sie höchst ersprießlich gewirkt: nach Karls Tod verlor sie Leben und Bedeutung, obzwar sie äußerlich noch lange fortbestand.

Von Karls Eifer und Tätigkeit für Wissenschaft und Kunst sprechen wir im nächsten Abschnitt: hier mag nur noch bemerkt werden, daß der große Schlachtendenker und Kriegsheld zugleich ein musterhafter Wirtschafter war. Ein sehr großer Teil der Einnahmen des Staates bestand in den Naturalerträgnissen der königlichen »villae«, d. h. Landgüter jeder Art, auf welchen alle der Zeit bekannten Betriebe der Landwirtschaft, Viehzucht und andrer Urerzeugung sowie Gewerke gepflegt wurden. Karl wandte diesen Dingen bis in das einzelnste die liebreichste, verständigste Sorgfalt zu; ein großes von ihm erlassenes Capitular (812?) über diese Königshöfe und ihren Wirtschaftsbetrieb ist daher eine wahre Fundgrube für unsre Kenntnis der Wirtschaft, der Kultur, des täglichen Lebens jener Zeit in allen möglichen praktischen Dingen: in 70 Abschnitten

werden darin fast alle Gegenstände der damaligen Wirtschaft berührt: Getreide, bester Same, Bierbrauereien, Weinwirtschaft, Weinpressen, Rosse, Schweine, Schweineschmalz, Eichelmast, Geflügel, Gänse, Hühner, Eier, Fische, Bienen, Rinder, Mastochsen, Schafe (Hammelfett), Wolle, Ziegen, Waldwirtschaft, Tierparke, Gartenbau: Aufzählung der zu pflegenden Arten von Blumen, Kräutern, Obst, Gemüse: Jagd, Habichte, Sperber, Aufzucht der jungen, dem Kaiser gesandten Hunde; Leinen, Wachs, Seife, Gerät und Werkzeuge jeder Art für die Kriegsfahrt, auch Lederschläuche, Fässer, Sorge für die Gebäude, gute Handwerker, Frauenhäuser, genaueste Buchführung und jährliche Rechnungsstellung zu Weihnachten an den Kaiser, Vertilgung der Wölfe, Einsendung der Felle, Ausrottung der jungen Welpe im Mai.

Elftes Kapitel.

Karls Tod und Bestattung, seine Persönlichkeit, seine Lebensweise, seine Akademie, seine Familie.

Nachdem Karl sein Reich und Haus auf dem Septemberreichstag von 813 bestellt, mochte er ruhig sterben gehen.

Er jagte, nachdem er Ludwig entlassen (oben S. 133), noch bis Ende des Herbstes in der Nähe von Aachen und kehrte zu Anfang November nach Aachen zurück. Er hat die Zeit nach dem Abschied von Ludwig viel mit Beten und Almosen und mit der Richtigstellung von Handschriften verbracht, noch an dem Tage vor seinem Tode

mit Griechen und Syrern an Richtigstellung der vier Evangelien gearbeitet. Im Januar ward er zu Aachen von heftigem Fieber ergriffen nach einem Bad. Wie er pflag bei Fieberanfällen, legte er sich sofort strenges Fasten auf, in der Meinung, durch solche Enthaltung die Krankheit, wie schon oft, vertreiben oder doch lindern zu können: nur ein wenig Wasser nahm er zur Erfrischung: aber die Schwäche nahm zu, Seitenschmerz, welchen die Griechen „Pleuresis“ nennen (Rippenfellentzündung), trat hinzu. Am 27. Januar, dem siebenten Tag, nachdem er sich gelegt (das war also am 21. Januar gewesen), ließ er seinen Erzkapellan Hildibald von Köln kommen und empfing von ihm das Abendmahl in beiden Gestalten. Dann litt er in Schwäche den Tag und die Nacht: am folgenden Morgen, den 28. Januar, bei Tagesanbruch streckte er die rechte Hand aus und machte mit der letzten ihm verbliebenen Kraft das Zeichen des Kreuzes über Stirn, Brust und den ganzen Leib. Nun legte er die Beine zusammen, streckte Arme und Hände über den Leib vor sich hin, schloß die Augen und sang mit leiser Stimme den Bibelvers: „In deine Hände, Herr, empfehle ich meinen Geist“. Gleich darauf starb er, im 72. Jahre des Lebens, im 46. der Herrschaft.

So starb er denn wie ein echter „christlicher Held“, demjenigen Herrn sich empfehlend und durch sein Zeichen — das Kreuz — noch einmal zu eigen gebend, dem er so getreu gedient hatte mit blutigem Schwert und starkem Königsstab. „Der Leib ward gewaschen und gepflegt und mit größter Trauer des ganzen Volkes in die Kirche gebracht und bestattet, in der Marienkirche zu Aachen, welche er selbst aus Liebe zu Christus und zu Ehren seiner heiligen und ewig jungfräulichen Mutter erbaut hatte. Hier ward ein vergoldeter Bogen errichtet mit

seinem Bild und der Inschrift: „Unter dieser Bergestätte (conditorium) liegt der Leib Karls, des großen und rechtgläubigen Kaisers, der das Reich der Franken ruhmvoll (nobiliter) erweitert und 46 Jahre glücklich beherrscht hat." Der Marmorsarkophag mit einer Reliefdarstellung des Raubes der Proserpina, in welchem man den Leichnam bei der feierlichen Erhebung durch Friedrich I. 1165 fand, wird noch jetzt in Aachen aufbewahrt. Die Angabe, daß Otto III. im Jahre 1000 Karls Leichnam gefunden habe: „Sitzend auf dem Thron, im vollen Kaiserornat, mit Krone und Reichsapfel, das Schwert in der Hand", ist mit Recht als Sage erkannt.

Eine abermalige feierliche Beisetzung seiner Gebeine erfolgte unter Friedrich I., dem Nacheiferer seiner Taten, der auch im Jahre 1165 die Heiligsprechung Karls durch den Gegenpapst Paschalis bewirkte; es erkannte nachmals die gesamte Kirche dieselbe an. „Ein Schrein der Marienkirche bewahrt daselbst noch jetzt seine Gebeine und der ‚Stuhl Karls des Großen' erinnert an alle die deutschen Könige, die auf ihm thronend dem größten ihrer Vorgänger keineswegs gleichkommen konnten."

Seinen Tod sahen — nachträglich! — die Zeitgenossen durch gar manche Vorzeichen angemeldet: Mercurs Schatte warf lang einen Flecken auf die Sonne, häufig verfinsterten sich Sonne und Mond, der Säulengang zwischen der Pfalz und der Marienkirche zu Aachen stürzte ein, die Pfalz bebte wiederholt, die Decken der von Karl bewohnten Zimmer krachten, die Rheinbrücke bei Mainz brannte ab, die Marienkirche ward vom Blitz getroffen, der goldene Reichsapfel (?) auf ihrem Dach herabgeschleudert, in einer Inschrift der Kirche: »Karolus princeps« verschwand das mit roter Erdfarbe (sinopis) geschriebene Wort: »princeps«, ja sogar ein Viehsterben von 810 und des Kaisers Sturz

mit dem Pferde (810) sollte — vier Jahre vorher — Karls Tod bedeutet haben.

Wir verdanken Einhard ein liebevoll ausgemaltes Lebensbild Karls des Großen. „Er war von mächtigem, starkem Wuchs, von hochragender, aber nicht allzulanger Gestalt: er maß siebenmal seines eignen Fußes Länge. Der Schädel war rundlich, die Augen sehr groß und lebhaften Blickes, die Nase überschritt ein wenig das Mittelmaß, der Ausdruck des Antlitzes freudig und heiter." (Daß er Humor besaß, zeigen allerlei von ihm ausgehende Späße in den lateinischen Gedichten: sogar die unsäglich frostigen, uns widerlich, weil gekünstelt und affektiert anmutende Form dieser „theologischen" Heiterkeit kann das Naturwüchsige in Karls Einfällen nicht stets verderben.) „Daher seine Erscheinung im Sitzen wie im Stehen höchst bedeutend und würdig war. Zwar der Nacken war breit und etwas kurz, der Unterleib ragte hervor: doch ward dies durch das Ebenmaß der andern Glieder verhüllt. Fest war sein Schritt und die ganze Haltung des Körpers männlich, die Stimme zwar hell, doch nicht so stark, wie man nach seiner Größe erwartet hätte. Seine Gesundheit war trefflich, nur in seinen letzten vier Lebensjahren ward er häufig von Fieber befallen, auch hinkte er zuletzt auf einem Fuß. Aber auch dann noch lebte er mehr nach seinem eignen Gutdünken als nach dem Rate der Ärzte, die ihm beinahe zuwider waren, weil sie ihm empfahlen, in den Speisen das Gebratene, an das er gewöhnt war, aufzugeben und sich an Gesottenes zu gewöhnen. Ständig übte er sich im Reiten, Jagen und Schwimmen, nach seines Stammes Art (quod illi gentilitium erat), denn kaum findet man ein Volk auf Erden, das sich hierin mit den Franken messen mag.

Darin übertraf ihn niemand. Er liebte die Warm-

quellen: deshalb baute er sich zu Aachen die Pfalz und wohnte dort in seinen letzten Jahren ständig.

Er trug heimische (d. h. fränkische, nicht römische) Tracht: am Leib ein Linnenhemd und Linnen(hüften)hosen, darüber einen Rock mit seidenem Besatz und Schienbeinstrümpfe (tibialia, ‚Wadenstrümpfe‘, unterhalb des Knies bis an die Knöchel), um die Beine Binden (fasciolis), Schuhe (calciamenta) an den Füßen. Im Winter wahrte er Schultern und Brust mit einer Brustweste (thorax, Brustwams) von Otter und Zobel (murinae pelles), darüber schlug er einen blauen Kriegsmantel. Immer trug er das Schwert umgürtet, Heft und Wehrgehäng von Silber oder Gold. Nur bei Festen oder dem Empfange fremder Gesandten legte er ein Schwert mit edelsteinbesetzter Scheide an. Fremde Tracht verschmähte er, war sie auch noch so kostbar. Nur an Festen trug er ein goldgewobenes Gewand, mit Edelsteinen besetzte Schuhe; eine goldene Spange hielt dann den Mantel zusammen, auch unter goldenem, mit Edelgestein geschmücktem Diadem schritt er dann einher. An andern Tagen unterschied sich seine Kleidung wenig von der gewöhnlichen des einfachen Volkes. In Speise und Trank war er mäßig, mäßiger noch im Trinken: denn Trunkenheit verabscheute er am meisten an allen, zumeist an seinen Familiengliedern. Nicht ebenso enthaltsam konnte er im Essen sein, so daß er oft klagte, das (kirchlich gebotene) Fasten schade seinem Leibe. Bei der täglichen Hauptmahlzeit wurden ihm nur vier Gerichte vorgesetzt, außer Bratfleisch, welches die Jäger an den Jagdspießen (veribus) steckend hereinzutragen hatten, das aß er lieber als alles andre. Während der Mahlzeit lauschte er einem Vorleser: er ließ sich Geschichte vorlesen und Taten der alten Könige. Auch ergötzte er sich an den Büchern des heiligen Augustinus, besonders an dessen

»civitas Dei«." Diese kurze Angabe ist von allerhöchstem Wert: sie enthält den Schlüssel zu Karls ganzem theokratischen System und die stärkste Befestigung unsrer Grundauffassung seines Denkens. Die religiös-sittliche Gemeinschaft der Heiligen schon auf Erden, die Gottes Gebot erfüllende (oben S. 123) Christenheit, sie ist das „Kaiserreich", das ihm vorschwebt. Und auf eine durchaus großartig und ideal angelegte Natur wie Karl — wie mächtig mußte dieser edle, obzwar sehr schädliche Mystizismus wirken! Wie auf den Helden mehr noch als die Eroberungsrechte, die dadurch auferlegte Heldenpflicht! Gerade das Heldenhafte, d. h. das ursprünglich Germanisch-Heidnische, in Karl ward durch diesen Idealismus ergriffen: er ward der heldenhafte Vorkämpfer — dieses begeisternden und bluttriefenden Wahnes.

„So wenig genoß er von Wein und anderm Getränk, daß er bei Tisch selten mehr denn dreimal trank. Im Sommer nach dem Mittagessen nahm er etwas Obst, trank einmal, legte Oberkleid und Schuhe ab und ruhte zwei oder drei Stunden. Nachts dagegen unterbrach er den Schlaf vier- oder fünfmal, indem er sogar aufstand. Während er sich Kleider und Schuhe anlegte, verstattete er nicht nur Freunden den Zutritt, — auch wenn der Pfalzgraf sagte, da sei ein Rechtsstreit, der nur nach des Königs Urteil entschieden werden könne, — sofort ließ er während des Ankleidens die Parteien vor sich führen, hörte sie an und sprach das Urteil, wie wenn er auf dem Richterstuhl säße. Er gebot über Fülle und Überfluß der Sprache; was er dachte, konnte er auf das klarste ausdrücken; nicht begnügt mit der Muttersprache, verwandte er viele Mühe auf Erlernung der fremden: Latein sprach er so gut wie fränkisch, das Griechische verstand er besser als er es sprach. Für das Germanische hatte er so viel Sinn, daß er die

volkstümlichen und uralten Lieder, in welchen die (Helden-) Taten und Kriege der alten Könige gefeiert wurden, aufschreiben und so der dauernden Erinnerung überliefern ließ." — (Ludwig ließ bekanntlich die Sammlung wegen des heidnischen Schmacks verbrennen.) — „Ja, er begann eine Grammatik der fränkischen Sprache! Den Monaten legte er" — er war also der erste Reiniger germanischer Sprache von entbehrlichen Fremdwörtern! — „Namen fränkischer Sprache bei; ebenso bezeichnete er zwölf Winde mit fränkischen Namen." Rein erfunden hat Karl nicht all diese Namen, vielmehr meist vorgefundene verwendet: doch beseitigte er (fast) alle die ziemlich häufigen mit heidnischen Vorstellungen zusammenhängenden. „Der Wissenschaften und Künste (artes liberales) pflegte er auf das eifrigste" — das ist keine Höflingsrede, sondern im großartigsten Sinne geschichtliche Wahrheit: an Karls Hof knüpft sich ein Aufschwung der Literatur im Abendlande, der Jahrhunderte vorher und nachher nicht seinesgleichen hat. Wahrhaft erstaunlich ist die vielseitige Begabung oder doch Empfänglichkeit des wunderbaren Mannes und auch seine Arbeitskraft und Zeitverwendungskunst. „Er schätzte der Wissenschaften und Kunst Lehrer sehr hoch und bedachte sie mit großen Ehren. Zum Lehrer in der Grammatik hatte er Petrus, den greisen Diakon von Pisa, in den andern Fächern den Diakon Alkuin, vom sächsischen Britannien, einen ganz allgemein hochgelehrten Mann, bei dem er auf Rhetorik, Dialektik, besonders aber auf Astronomie sehr viel Zeit und Mühe verwandte." (Seit 786 weilte auch der fromme, wackere Langobarde Paulus Diakonus, des Warnefrid Sohn, an Karls Hof, bis er sich wieder in das Kloster Monte Casino zurückzog.) „Er lernte die (höhere) Rechenkunst und erforschte mit höchstem Eifer den Gang der Gestirne. Auch

zu schreiben versuchte er und pflegte zu diesem Behuf Tafeln und Blättchen unter dem Kopfkissen mit sich zu führen, in müßigen Augenblicken die Hand an das Malen der Buchstaben zu gewöhnen," — welche Wirtschaftlichkeit mit der Zeit, wie mit den Eiern der Königshöfe! — „Aber wenig fruchtete die allzuspät begonnene Bemühung."

Karl zuerst hat nicht nur für Geistliche, auch für Laien ein Mindestmaß von Wissen vorgeschrieben, eine Art staatlichen Schulzwangs eingeführt. Auch ein eifriger Bauherr war er: „Sehr viele Bauwerke begann er zur Zierde seines Reiches und zur Behaglichkeit an verschiedenen Orten, manche brachte er zur Vollendung: so die Marienkirche zu Aachen (oben S. 142), die 500 Schritt lange hölzerne Rheinbrücke bei Mainz: nachdem sie abgebrannt war, wollte er eine neue aus Stein herstellen, starb aber bald darüber weg. Pfalzen von ausgezeichneter Schöne begann er zu bauen bei dem Gehöft Ingelheim, zu Nimwegen an der Waal. Besonders aber gebot er, wo er irgend in seinem ganzen Reich erfuhr von Kirchen, die vor Alter zerfallen, Bischöfen und Äbten, deren Sorge dies anging, die Herstellung und — wie immer — überzeugte er sich durch Gesandte, daß auch geschah, was er geboten." Als frommer Christ und als „milder", d. h. freigebiger König, „sorgte er sehr eifrig für Unterhalt der Armen, nicht nur in der Heimat, auch über die Meere nach Syrien, Ägypten, Afrika, Jerusalem, pflegte er Geld zu schicken und suchte besonders zu diesem Zwecke (d. h. Unterstützung der christlichen Pilger im Morgenlande) die Freundschaft überseeischer Könige (oben S. 58). Viele, unzählige Geschenke sandte er den Päpsten, und vor andern Weihtümern ehrte er die Peterskirche zu Rom, gewaltige Summen Geldes verwandte er auf Geschenke für diese (oben S. 131). Er liebte die Fremden und nahm Gäste

zu sorgfältiger Pflege auf — wieder zugleich germanisch-heidnische Königssitte und Königsehrenpflicht und christliches Gebot — so zwar, daß deren Zudrang nicht nur dem Hofe, sogar dem Reiche manchmal lästig ward. Für Freundschaft war er trefflich geartet: leicht schloß er sie und höchst beständig bewahrte er sie, und wen er sich so verbunden, des pflegte er in gewissensernster Treugesinnung:" Einhard sprach hier aus dankerfüllter Erfahrung!

Seit jener Zeit (786) besonders sammelte Karl eine Schar von Gelehrten an seinem Hof um sich, welche man nicht unfüglich seine Akademie genannt hat: er errichtete an dem Hof eine Schule, in welcher seine Kinder und die in großer Zahl am Hofe lebenden Kinder vornehmer Franken unterrichtet wurden; hier empfingen Jünglinge wie Eginhard (Einhard), Karls Lebensbeschreiber, und Angilbert, sein vertrauter Rat, ihre Ausbildung, von hier aus wurden Bischöfe und Äbte in alle Kirchen und Klöster des Reiches ausgesandt. Hier verkehrte der große Herrscher, der Majestät sich entkleidend, zwang- und formlos mit den Gelehrten und Dichtern: Sitzungen wurden regelmäßig abgehalten, in welchen Vorträge über wissenschaftliche Aufgaben gehalten, Gedichte vorgelesen, Rätsel aufgegeben wurden; auch an Scherzen fehlte es nicht, die uns oft freilich meist sehr gesucht anmuten: Karl selbst scheint mehr echten Witz und Humor besessen zu haben denn seine Hofdichter, aus denen, zumal was die Form betrifft, Theodulf, ein Westgote, später Bischof von Orleans, auch sonst ein das Mittelmaß überragender Geist, hervorragte. Der König selbst und die „Akademiker" führten in diesem Verkehr biblische oder antike Namen: so hieß Karl David, Angilbert Homer, Alkuin Flaccus.

Geradezu wohltuend berührt es, wenn hier und da

durch das (sogenannte) „Christliche“ und zumal das durch und durch angekünstelte Antike, das „Rhetorische“, womit die Kirche, die Zeitbildung, besonders Alkuin und Genossen diese große, kraftfrische Seele überkrustet haben, das Menschliche, das Germanische, das Heidnische, das Natürliche hervorbricht: in Vorzügen — so in dem unter solchen theologischen und antikisierenden Umgebungen geradezu bewundernswerten Sinn für das altgermanische Heldenlied, für die Muttersprache — wie auch etwa in Fehlern: so in dem fast drolligen Ingrimm gegen die Ärzte, welche ihm das geliebte Bratfleisch verwehren wollen! Auch etwa, was freilich sehr ernsten Schaden anrichtete, aber doch im Gemüte wurzelte, in einer Schwäche gegenüber seinen Töchtern. Wohl hatte er treffliche Erziehungsgrundsätze: er ließ Söhne wie Töchter vor allem in Wissenschaften und Künsten unterrichten: dann die Söhne, sobald nur die Jahre es verstatteten, nach Germanen- (Franken-) Sitte im Reiten, im Jagen und in allen Waffen üben. Die Töchter wurden, auf daß sie nicht durch Müßiggang stumpf würden, im Spinnen, was übrigens auch ein altgermanischer Zug war, mit Spindel und Rocken unterrichtet und zu aller Ehrbarkeit erzogen. Er liebte die Kinder so zärtlich und pflegte ihre Erziehung so eifrig, daß er nie, wann er daheim war, ohne sie speiste, niemals ohne sie eine Reise unternahm. Die Söhne ritten dann an seiner Seite, die Töchter folgten von ferne, hinter ihnen ritten zu ihrem Schutz hierzu besonders ausgelesene Krieger. Allein mit diesen „wunderschönen“ (pulcherrimae) Mädchen erlebte er doch trotz dieser „Erziehung zur Ehrbarkeit“ viel Verdruß, nicht ohne eigne schwere Schuld. Obgleich sie „wunderschön“ waren und er sie so zärtlich liebte, hat er sonderbarerweise niemals auch nur eine von ihnen einem seiner Franken oder einem Ausländer zu vermählen den Willen

gefaßt: sondern sie alle behielt er bei sich im Hause bis zu seinem Tode. Er sagte: „Er könne ihrer Gesellschaft nicht entraten!“ Und deshalb (d. h. weil er ihnen die Ehe versagte) erfuhr er, in andern Dingen so sehr vom Glücke begünstigt, an ihnen „die Bosheit üblen Geschicks“. Jene auserlesenen Krieger, die ferne nachritten, mochten den schönen Begleiteten unter solchen Umständen gefährlicher werden, als die abzuwehrenden Wegelagerer. In diesem Sinne hat die Sage munter fortgearbeitet und die schöne Liebe von Emma und Einhard erfunden. Die Zustände im Palast waren so schlimm, daß Karl selbst noch durch ein Capitular ungute Weiber aus seiner Pfalz wies. Aber es blieb doch so arg, daß Ludwig der Fromme sofort nach des Vaters Tod eine grimmige Säuberung des Palastes vornahm; man sieht, Sage, Dichtung und Klatsch fanden hier reichen Stoff.

Es ist recht zopfig und ganz im Stil eben jenes „Angekünstelten“, dessen Durchbrechung bei Karl erfreut, wenn Einhard tadelnd bemerkt: „Den Verlust seiner Söhne Pippin und Karl und seiner Tochter Hrothrud ertrug er nicht ganz so geduldig, wie seiner sonstigen Seelengröße entsprochen hätte: denn er weinte über ihren Tod.“ Diese Tränen Karls sind menschlich viel mehr wert als Einhards, den lateinischen Klassikern nachgeahmte „Seelengröße“.

Aber Ende wie Anfang muß bei einem Bilde Karls stets bleiben das fromme Christentum seinerzeit. „Auf das ehrfurchtsvollste diente er dem Christentum“, nicht nur — wie Einhard hervorhebt — in seinem Kirchenbau zu Aachen tritt dies hervor, in dem fleißigen Besuch der Kirche, „sofern es irgend seine Gesundheit verstattete“, und in der Fürsorge, daß alles in der Kirche mit höchster Würde vor sich gehe, nicht nur in der Besserung der kirch-

lichen Vorträge (Vorlesungen, legere) und des Kirchengesanges, „in denen beiden er sehr unterrichtet war", — sein ganzes Regiment beweist es: die Kaiserkrönung, das Blutgericht an der Aller, die Frankfurter und die Regensburger Synode, unzählige Verordnungen und Gesetze, die Ansprache an seinen Erben; er war und fühlte sich vor allem als Vorkämpfer der Kirche, des Glaubens. Er ist in diesem Sinne das Vorbild eines „christlichen" Königs und Kaisers: »magnus et orthodoxus«: diese seine kurze Grabschrift könnte nicht richtiger verfaßt sein. »Magnus rex et imperator« heißt er schon in gleichzeitigen Quellen; aber als geschichtlicher Beiname tritt das Wort zuerst auf bei seinem Enkel Nithard († 858): „Karl, guten Andenkens und mit Recht von allen Völkern ‚der große Kaiser' (magnus imperator) genannt."

Karls einflußreichste Räte waren: Abt Fulrad von St. Denis († 784) und Angilramn († 791), Bischof von Metz, Nachfolger Chrodegangs († 6. März 766) seit 25. Sept. 768, später Erzbischof und Archicapellanus, beide ursprünglich Karlmanns Untertanen: Fulrad wirkte hervorragend mit bei Ausschließung der Söhne Karlmanns (S. 32). Angilramns Nachfolger als Archikapellan ward Erzbischof Hildibald von Köln (791 bis über Karls Leben hinaus); auch Arn von Salzburg (oben S. 104) stand bei ihm (seit 787) in hohem Ansehen.

Karl war durchaus nicht frei von der Sinnlichkeit, welche seinem Geschlecht, wenn auch nicht in merowingischem Unmaß, erblich war. Er hatte 4 Ehefrauen, von diesen 12 Kinder: außerdem mehrere von der Kirche nicht anerkannte Verbindungen: so schon vor seiner Vermählung

mit der Tochter des Desiderius einen Sohn von Himiltrud, aus edlem fränkischen Geschlecht, Pippin, schön von Antlitz, aber höckerig, der sich (792) gegen des Vaters Leben verschwor, zum Tode verurteilt, aber von Karl begnadigt ward und als Mönch im Kloster (811) starb. Nach Verstoßung der Langobardin heiratete er die erst 12jährige Hildigard, aus edelstem alamannischen Geschlecht, die Urenkelin des Herzogs Gottfried, Schwester Gerolds, des „Präfekten" von Bayern (oben S. 103). Sie gebar ihm in 12 Jahren 9 Kinder: Karl (geb. 772? † 4. Dez. 811), Pippin (geb. 777 † 8. Juli 810), die Zwillinge Ludwig (778—840) und Lothar (geb. 778 † 778), letzterer starb bald nach der Geburt, die Töchter Hrothtrud (geb. 773 † 6. Juni 810), Adelheid (geb. und † 774), Bertha (geb. 775—76), Gisela (geb. 781), Hildigard (geb. und † 783).

Die Sage hat nicht vergessen, daß die sanfte blonde Hildigard, die schon mit 24 Jahren starb (783), seine Lieblingsgemahlin war. Ihre Grabschrift von Paulus Diakonus ist schön und warm empfunden: er lobt außer ihrer Schöne, Güte, Sanftmut, Heiterkeit, Einfachheit ihre Frömmigkeit und Barmherzigkeit, sie war eine Gönnerin von St. Gallen. Darauf heiratete er sogleich (783) Fastrada, die Tochter des ostfränkischen Grafen Radolf. Sie gebar ihm zwei Töchter und starb 794: ihre Härte soll ungünstig auf Karl gewirkt und zwei Verschwörungen hervorgerufen haben: auch sie starb in der Blüte der Jugend. Darauf heiratete er die edle Alamannin Liudgard (795 oder 797—800), deren Schönheit, Frömmigkeit, Freigebigkeit, Güte und Bildungsstreben — sie lernte eifrig und begünstigte die „Akademiker" — nicht nur von den Hofpoeten gepriesen, auch Dritten gegenüber von Alkuin bezeugt werden.

Von ihr, die er nach Fastradens Tod heiratete, hatte Karl keine Kinder. Nach ihrem Tode vermählte er sich nicht wieder.

Karl hat nicht völlig neue Bahnen eingeschlagen, nicht unerhörte Aufgaben in Angriff genommen: vielmehr nur die vorgefundenen, schon von Vater, Großvater, Urgroßvater behandelten, allein er hat sie in viel gründlicherer umfassenderer Art behandelt: er hat sie endgültig, er hat sie großartig gelöst: er hat genial vollendet, was Vorgänger talentvoll begonnen.

Pippin hat die Langobarden, dem Papst zu helfen, wiederholt bekämpft: — Karl hat sich selbst zum Langobardenkönig gemacht; die Vorfahren haben Raubfahrten der Sachsen abgewehrt, Karl hat die Sachsen unterworfen; die Vorfahren haben die Mauren in Frankreich geschlagen, Karl errichtet in Spanien selbst eine Mark zur Abwehr; die Vorfahren haben den Herzog von Bayern als halb selbständigen Landesherrn dulden müssen, Karl macht Bayern zur fränkischen Provinz und erobert dem Land als Ostmark das Avarenreich hinzu; die Vorfahren schlagen mit den Slaven wechselvolle Schlachten: Karl unterwirft Abodriten, Sorben, Tschechen, Wilzen, Linonen, Smeldingen; die Vorfahren werden von nordischen Raubfahrern heimgesucht, Karl herrscht bis an das Danevirke hin; die Vorfahren verfügen nur über Landmacht, Karls Kriegsflotte besetzt Korsika und Majorca; Pippin wechselt Gesandte mit dem Kalifen, Karl erwirbt von dem Kalifen die Schutzherrschaft über Jerusalem: endlich Karl Martell lehnt jedes Einschreiten in Italien, in Rom ab, Pippin erfüllt Pflichten eines Schützers in Rom, übt keine Rechte, Karl erwirbt

die römische Kaiserkrone, die Krone des ganzen weströmischen Reiches. Er ist von überwältigender Größe: man muß ihn — trotz seiner Sachsengreuel und der an künftigem Unheil so reich trächtigen Verwechslung und Verquickung von Staat und Kirche, — beide Verirrungen wurzeln doch in einem edeln, obzwar begriffsverworrenen Idealismus — verehren und wegen seines gütevollen Herzens, wegen seiner köstlich gesunden Menschlichkeit lieb gewinnen: er war ein Vater seiner Völker.

Zweites Buch:

Karl der Große und seine Paladine in der Sage

Von

Therese Dahn

I.

Karls Jugend.

1. Bertha mit dem Gänsefuß.

König Pippin herrschte mit starker Hand über das Reich der Franken. Klein war seine Gestalt, groß sein Mut. In seines Vaters Palast war einst ein Löwe ausgebrochen: brüllend lief er durch Hallen und Höfe, erwürgte zwei Kinder, die spielend im Grase saßen, und von Schrecken gejagt flohen alle Bewohner des Schlosses, ihr Leben zu retten. Pippin aber faßte sein Schwert, schritt dem Löwen entgegen und stach ihm das Eisen ins Herz. Damals war er zwanzig Jahre alt.

Nun trug er die Krone. Es war um Pfingsten. König Pippin hielt einen Hoftag auf seinem Schloß in Bayern. Dahin war auch eine Botschaft des Königs von Kärlingen gekommen, der Pippin die Hand seiner Tochter Bertha anbot.

Seine Vasallen drängten ihn, die weitberühmte Jungfrau zu ehelichen.

„Hold ist ihr Angesicht, golden ihr Haar, alle Tugenden zieren sie“ — rühmte laut ein fahrender Spielmann: — „nur ein Fehler haftet an ihr: der rechte Fuß ist größer als der linke. Das aber kommt von ihrem

Fleiße: denn kunstvoll weiß sie zu spinnen und zu wirken."

Pippin ließ den Boten Geschenke reichen und bat sie, an seinem Hofe zu verweilen. Zum vornehmsten seiner Hofherren, — den roten Ritter nannte man ihn, — sprach er: „Zieh' hin und wenn die Jungfrau so schön ist, wie der Spielmann sagt, führe mir die Braut heim; denn ich will keine, sie gefalle mir denn."

Der rote Ritter hatte eine Tochter fern in Lamparten, wo sie aufgezogen war, und er gedachte, sie an Berthas Stelle zur Königin der Franken zu machen, die echte Braut aber sollte sterben.

Nachdem er nun mit seinem Weib und einem Vertrauten verabredet hatte, wann und wo sie ihm die Tochter zuführen sollten, zog er mit den heimkehrenden Boten, mit seinen Söhnen und wenigen ihm ergebenen Rittern stattlich ausgerüstet nach Kärlingen. Dort wurden sie wohl aufgenommen: mit Tanzen, Schenken und Turnieren. So trieben sie's acht Tage, dann bereiteten sie sich zur Heimreise. Die Kärlinger wollten Bertha in großen Ehren ihrem Gemahl zuführen; da sprach der rote Ritter: „Auf halben Weg, Herr König, mögt Ihr Eure Tochter geleiten mit so vielen als Euch beliebt, aber nicht weiter, so ist mir geboten; denn mein Herr hat Fürsten und Edelinge genug, die die zweite Wegeshälfte mit ihrer Königin reiten und ihr dienen."

Unter Klagen und Weinen schied Bertha aus ihrer Heimat; eine Tagereise begleitete sie ihr Vater, dann empfahl er die junge Königin dem roten Ritter auf seine Treue und wandte das Roß. Mehrere kärlingische Fürsten aber sollten ihr noch folgen, bis der rote Ritter sie entlassen würde, und als es diesem genug dünkte ihrer Begleitung, bat er sie mit höflichen Worten, umzukehren. Um der

„Edle Jungfrau, wir müssen Euch töten, das haben wir mit starken Eiden geschworen.“ (Seite 161)

Könige Gebot willen taten sie's ohne Widerrede, nachdem sie die Jungfrau dem Gewaltigen noch einmal auf seine Treue anbefohlen hatten.

Der zog mit Bertha und seinen Gesellen ins Bayerland und wich auf der letzten Tagereise zu Mühltal nahe dem Wirmsee von der rechten Straße ab in eine Waldeswildnis, wo sie nächteten. Als Bertha schlief, nahm er ihr fürstliches Obergewand fort und legte ein geringes an dessen Stelle. Dann befahl er zwei Knechten, vor Tagesanbruch Bertha tief in die Öde zu führen und zu ermorden, und sollten sie ihm des ein Wahrzeichen bringen. Und jeder mußte sich ihm mit drei Eiden verschwören: dafür versprach er ihnen viel Gold und großes Gut. Da nun Bertha geweckt wurde, sie aufstehn, das Gewand anlegen und den Knechten folgen sollte, kam ihr ein Grausen; doch sie wußten die Jungfrau mit guten Worten zu überreden und es kam ihr in den Sinn, ihr Werkzeug: Spindel, goldene und seidene Borten, mitzunehmen: auch folgte ihr kleines Hündlein nach und wollte nicht von ihr weichen. Und als sie nun immer tiefer in die Wildnis schritten, fragte sie zagend die Knechte, warum?

„Edle Jungfrau," antworteten sie, „wir müssen Euch töten, das haben wir mit starken Eiden geschworen."

Bertha erschrak gar sehr: — aber sie faßte sich und bat die Mörder flehentlich um Erbarmen für ihr Leben. Der Tag brach an: von Berthas keuscher Schöne ging ein Glänzen durch den Wald und ward das Mitleid der Henker erweckt.

Reiner Frauen nasse Augen haben beredten Mund!

Sie versprachen ihr das Leben, wenn sie ihnen mit einem Schwure Schweigen geloben und auch nicht wieder heimziehen wollte. Das eidete Bertha den Knechten.

„So wendet Euch nun ins Dickicht, Herrin, und gebt

uns Euer linnen Hemd: wir müssen's durchstechen, Euer Hündlein töten und das Gewand in sein Blut tauchen und es unserm Herrn als Wahrzeichen Eures Todes bringen, damit er uns glaube."

Also geschah's. Dann mahnten die Knechte nochmal die Königin, ihnen die gelobte Treue zu halten und nahmen Urlaub. Ihrem Herrn brachten sie das falsche Wahrzeichen: er glaubte ihnen und gab den verheißenen Lohn.

Nun traf er mit Weib und Tochter an dem verabredeten Ort zusammen. Um die Untat wußte außer ihm sein Weib, seine Kinder und die Knechte.

Die Grafentochter war in Berthas Gewand gekleidet worden und als sie in die Nähe der königlichen Burg kamen, ritt Pippin der falschen Braut entgegen: ihr wurden königliche Ehren geboten und eine reiche Hochzeit gehalten.

Die echte Braut aber irrte im Wald umher, bis sie an ein armes Mühlenhaus kam. Sie fand den Müller bei seiner Arbeit und bat ihn um Herberge. Er führte sie freundlich in die Hütte seinem Weibe zu und, erstaunend über ihre Gestalt und Gebärden, die so ungleich ihrem elenden Gewande schienen, fragte er, von wannen sie so allein komme?

„Verirrt in der Wildnis," antwortete sie, „und ich bitte dich und dein Weib, laßt mich Waise bei euch bleiben. Was ich euch auch schaffen soll, ihr werdet mich zu keinem Dienst unwillig finden.

Die zwei waren's zufrieden. Der Müller baute ihr ein eignes Kämmerlein; und nun nahm Bertha Gold- und Seidenzeug und wirkte kunstvolle Borten. die mußte

der Müller in der nächsten Stadt zu Markte tragen und er wurde reich von Berthas Fleiß.

So hatte die Königin mehr denn sieben Jahre in der Reißmühle als Magd gedient; da fügte es sich, daß König Pippin in jenen Wald zu jagen ritt und gegen Abend seine Jäger verlor. Nur sein Arzt und ein Knecht waren ihm gefolgt. Sie wollten zu Hofe kehren, konnten aber nicht aus dem Walde finden: sie ritten hin und her bis sie in finsterer Nacht an die Mühle kamen. Der König bat um Herberge, und als er zur Türe einging, erkannte ihn der Müller und erwies ihm Ehren so gut er konnte. Er spreitete buntes Gewirk, das Bertha gesponnen hatte, über den Tisch, auf welchem er seinem Gast das einfache Mahl bot. Der König hatte darüber großes Verwundern: „Woher kommt dir so schöne Arbeit in deine arme Hütte?"

„Herr, eine verirrte Jungfrau nahm einst bei uns Herberge: sie blieb bei uns seitdem; sie spinnt und wirkt, über ihr Herkommen aber schwieg sie stets."

„Führ' mir die Jungfrau her," befahl Pippin.

Der Müller ging und sagte ihr's; Bertha erschrak, doch folgte sie dem Gebot und schritt mit holder Sitte aus ihrer Kammer vor den König.

Der ließ sie neben sich sitzen und befragte sie um ihre Arbeit und ihre Herkunft. Er hörte an ihrer Sprache und sah an ihrer Gebärde und Gestalt, daß sie anders war als eine Magd.

„Ich bitt' Euch, vertraut mir Eure Abkunft und Euer Geschick, das mag Euch zum Heile gedeihen."

Da sah er ihre lichten Augen voll Tränen stehen, und um so mehr drang er in sie mit Bitten und Fragen.

„Herr," sprach sie, „wenn ich Euch meine Abkunft sagte, so würd' ich meineidig: denn ich habe geeidet, von

dem Geschick, das mich hierher geführt hat, nichts zu verraten."

Nun dachte Pippin, daß sie großes Geschehnis verhehle, und forschte um so eifriger danach: „Liebe Jungfrau, sagt mir Euer Geheimnis, was es auch sei: ich will's bewahren und Euch Rat schaffen, kann es sein. Und ist der Eid erzwungen, habt Ihr ihn in der Not geschworen, so dürft Ihr ihn brechen."

Da trat der Arzt, der ein Sternseher war, in die Hütte und sprach heimlich zu Pippin: „Herr, ich les' ein wunderlich Ding in den Sternen: Ihr sollt noch heute Euer ehelich Weib umarmen und ist es doch nicht möglich, daß Ihr heute noch in Eure Burg reitet." Damit ging er wieder hinaus. Dem König aber kam's zu Sinnen, was ihm einst der Spielmann gesungen hatte von Bertha aus Kärlingen: wie sie schön sei, und wie sie kunstvoll zu spinnen und zu wirken wisse und durch ihren Fleiß der rechte Fuß größer geworden sei als der linke, und er hub sein Fragen von neuem an. Da sprach sie endlich: „So wisset Herr, ich bin Bertha von Kärlingen, Euch zur Gemahlin gesandt; Ihr seid mein Eheherr und um Euretwillen bin ich in dieses Elend geraten." Und sie erzählte ihm wie alles geschehen war, und bat ihn, er möge nicht in jähem Zorn Rache nehmen, sondern nach weisem Rat richten und strafen; auch bat sie um Gnade für die Knechte. Das gelobte er ihr. So ward des Sternsehers Wort war und in armer Hütte hielt König Pippin Hochzeit mit seinem echten Weibe.

Am nächsten Morgen schied er von Bertha. Er befahl sie dem Müller auf seine Treue: „Behüte mir wohl mein Weib und diese heimlichen Dinge, daß niemand davon erfahre. Wird mir von ihr ein Degenkind geboren, so bringe mir als Zeichen in mein Schloß einen Pfeil,

ist es aber ein Mägdlein, eine Spindel." Dann gab er ihm königliches Zehrgeld, befahl auch seinen Begleitern Schweigen und ritt zurück in seine Burg. Nun suchte er so lange in seinen Landen bis er die beiden Knechte des roten Ritters gefunden hatte und sprach zu ihnen: „Gedenkt ihr's noch, wie ihr mit meinem Hofmeister nach Kärlingen geritten seid, mir die Königin zu holen? Sagt mir ohne Furcht alles, was damals geschehen ist."

Die Knechte erbleichten und standen zitternd vor dem König, als wären sie verstummt. Der hub abermals an: „Sprecht und seid ohne Sorgen; muß ich euch aber zum Reden zwingen, so sollt ihr keine Gnade vor mir finden."

Da fielen sie ihm zu Füßen und gestanden alles: des roten Ritters Betrug und Mordplan und ihre Beihilfe dazu, und daß bittre Reue sie quäle.

Pippin hieß sie aufstehen: „Weil ihr barmherzig gegen Bertha wart und sie selbst bei mir für euch gebeten hat, erlaß' ich euch die Strafe: doch schweiget von diesem Handel und seid mir fürderhin getreu, so wahr euch meine Huld lieb ist."

Als die Knechte hörten, daß Bertha noch lebte, freuten sie sich aus der Maßen.

Der König berief darauf einen Hoftag: die Fürsten und Herren seines weiten Reiches und die weisesten Männer besandte er dazu: mit ihm einen Rat zu halten.

Unterdessen hatte Bertha einen Knaben geboren; da nahm der Müller einen Pfeil und machte sich auf zum König. Er fand ihn inmitten seiner Hofherren in einer seiner Pfalzen und schritt vor ihn und überreichte das verabredete Zeichen. Freudig empfing Pippin den Pfeil, sprach heimlich mit dem Müller, befahl, seinen Sohn

„Karl“ zu nennen und entließ ihn mit reichem Botenlohn.

Und als nun der Hof versammelt war, sprachen die Räte: „Herr und König, eröffne uns deinen Willen.“

„Höret: man verlobet eines Königs Kind einem Fürsten. Der Fürst schickt seinen ersten Diener, sie zu holen. Auf der Fahrt befiehlt der Diener zweien Knechten, die Braut zu töten, und gibt ihr Gewand seiner Tochter. Dem Fürsten aber bringt er seine Tochter an Stelle des Königskindes. Was gebührt solchem Manne?“ Und Pippin wies auf den älteren Sohn des roten Ritters: „rede du“.

„Gnädiger Herr, hebt das Urteil bei einem Weiseren an, denn ich bin.“

„Dich frag' ich, du antworte mir.“

Da sprach der Degen: „Ein solcher Mann ist nicht wert, daß ihn die Sonne überscheine, nicht, daß ihn die Erde berge noch daß sie ihn trage. Man soll ihn binden an Rosses Schweif, ihn schleifen und verbrennen.“

Und Pippin fragte den jüngeren Sohn: der antwortete: „Ich halte zu meines Bruders Urteil.“ Er fragte weiter und jeder urteilte dasselbe Urteil und er fragte auch den roten Ritter; der sprach: „Gnädiger Herr, ich will kein Urteil fällen über mich selbst: denn ich habe die Tat an dir begangen.“

„Da du sie bekennst, so bedarf ich keines Zeugen: ungetreuer Mann, du bist gerichtet.“

Viele baten für ihn um Gnade, denn er war ein gewaltiger Herr, aber umsonst; ihm geschah nach seines Sohnes Spruch: er ward an Rosses Schweif gebunden, geschleift, und verbrannt. Sein Weib wurde vermauert, die falsche Königin in ein Kloster verwiesen, wo sie bald

starb, ihre und Pippins Kinder aber — drei Knaben und ein Mägdlein — blieben beim König.

Und nun ritt Pippin mit seinen Fürsten und Herren in den Wald zur Mühle und holte Bertha in seine Burg. Dann ließ er sie feierlich zur Königin der Franken krönen. Dem Müller ist reicher Lohn geworden für seine treue Pflege und noch weiset man die Reißmühle in jenem Wald in Bayern. König Pippin aber zog bald darauf mit seinem Hof wieder ins Frankenland und dort hat die Königin all' ihres Elends vergessen. Karl wurde in königlichen Höfen erzogen in Gesellschaft seiner Halbbrüder Holderich und Rainfried: aber sie haßten den echten Erben, der schon als Knabe aller Herzen gewann und in ritterlichen Spielen vor andern der beste war. Doch wußten sie es zu verbergen und Pippins Gunst sich zu erhalten.

Als Holderich, der ältere, sich einst in einem Dorfe bei Paris aufhielt, erschien ihm im Schlafe ein Zwerg und sprach: „Steh' auf ehe der Tag kommt und gehe nach Paris und auf die Brücke: dort wird dir etwas Unangenehmes und etwas Angenehmes widerfahren.“ Holderich kehrte sich nicht daran; in der andern Nacht geschah das ebenso; als aber der Zwerg zum dritten Male kam, stand Holderich auf und tat nach seinen Worten. Auf der Brücke begegnete er einem Geldwechsler, welcher seinen Geschäften nachging; Holderich fragte ihn, was er da so frühe suche und erzählte ihm seine nächtliche Erscheinung. „Auch zu mir ist der Zwerg in jenen drei Nächten gekommen,“ entgegnete der Wechsler, „und erzählte mir, daß ich in Balduche an der grünen Weide, nahe dem Fluß, einen Schatz finden würde, aber ich bin nicht so dumm

wie du, auf eines Zwerges Geschwätz zu hören"; und gab ihm eine Ohrfeige und ging. Das war Holderich sehr unangenehm; er kehrte heim, suchte und fand den Schatz — und das war ihm sehr angenehm. So wurden die Söhne der falschen Königin reich und mächtig.

Und grimmer wurde ihr Haß gegen Karl und Bertha. Sie reichten Karl beim Mahl einen Becher vergifteten Weines. Er ließ ihn vorübergehn, aber Bertha nahm die Schale und trank sie leer. Bald darauf starb sie. Die falschen Söhne stellten sich so traurig, daß niemand sie des Mordes verdächtig hielt. Der König aber wollte den Schuldigen strenge bestrafen; und es wird gesagt, daß sie aus Furcht auch Pippin vergiftet haben. Er bestellte sie, bevor er starb, noch zu Hütern des zwölfjährigen Karl in Gemeinschaft mit dem Herzog von Berri und dem Grafen von Auvergne.

---

2. Karl Mainet.

David hieß ein alter Jäger, der war einst von Pippin zu Dienst und Pflege des jungen Karl bestellt; und nun der König nicht mehr lebte, wachte David doppelt sorgsam über seinen Herrn.

Den Bastarden war ihr königlicher Bruder im Wege: sie versprachen David ein großes Lehen, wenn er Karl vergiften wolle. Der Treue erschrak, doch verstellte er sich und antwortete listig: „Ich habe eine Wallfahrt gelobt an St. Jakobs Grab in Spanien, das Gelübde laßt mich zuvor erfüllen: komme ich lebend zurück, dann mag's geschehn."

Bevor er aus Paris schied, zog er Dederich, den

Schänken, ins Vertrauen und trug ihm auf, Karls Leben zu behüten, dann ritt er davon: aber nicht an St. Jakobs Grab, sondern zu den Mundwalten des jungen Karl. „Euer König ist verloren, ihr Herren," sprach er, „wenn ihr nicht gleich einen Hoftag beruft und Karl krönt." Der Bastarde Mordplan verschwieg er. Als er nach Paris zurückgekommen war — das war um die Osterzeit — drängten ihn die Bastarde zu dem Mord. „Geduldet euch nur," antwortete David, mir fehlt noch das rechte Kraut, bald muß es nun aufsprießen im Wald an der Seine: wird der Mond voll, will ich es dort suchen." Da kamen aber der Herzog von Berri und der Graf von Auvergne nach Paris geritten und verlangten, daß ein Hoftag gehalten und der junge Karl zum König gekrönt werde.

Die Bastarde mußten nachgeben: Eilboten flogen durch die Lande mit der Ladung zu Pfingsten nach Reims. Dahin kamen die Vornehmen des ganzen Frankenreichs, viele gefolgt von ihren jungen Söhnen, die dort mit Karl das Schwert empfangen sollten. Die Bastarde zogen mit großer Streitmacht in die Stadt; denn ihr Reichtum — mit offenen Händen spendeten sie an Ergebene — hatte ihnen Anhänger in Scharen zugeführt.

Der Erzbischof von Reims, der Karl krönen sollte, hielt ein üppiges Festmahl bereit allen Geladenen. Der Hoftag war beisammen: der junge Karl stand da: schön, hochgewachsen, von lichter Hautfarbe, kraus hing ihm das hellbraune Haar auf die beiden Schultern; ober den Hüften war er schmal, aber breit um die Brust. Die Bastarde riefen: „Einen vierzehnjährigen Knaben kann man nicht krönen, Karl ist zu jung: Heinrich von Berri und Ihr, Hugo von Auvergne, wollt in seinem Namen über uns herrschen."

Man stritt hin und her, bis die versammelten Barone entschieden, die Krönung noch ein Jahr aufzuschieben. Der Rat ging auseinander und alle eilten zu dem Festmahl in des Bischofs Haus. Voran drängten die Bastarde und nahmen unaufgefordert die Ehrenplätze ein. Zornig blickte Karl aus seinen blauen Augen und zögerte, sich zu setzen; da rief Rainfried, indem er auf den eben hereingetragenen Pfau wies:

„Ich will dich ehren, Brüderlein, zerlege mir den Braten dort, das wirst du schon können, und diene mir."

Zornige Glut flammte über Karls Antlitz, schweigend ging er, faßte den dampfenden Pfau und schleuderte ihn dem Hochmütigen ins Gesicht, daß das Blut niederrann. Der Bastarde Freunde sprangen auf von den Bänken; hui! flogen da die Schwerte heraus, hüben und drüben. Dederich, der treue Schänke, sprang auf Karl zu, umschlang ihn mit den Armen und legte ihn Heinrich von Berri in den Schoß. Der rief laut: „Wer Karl schlägt, schlägt mich" und deckte seinen blauen Herzogsmantel über den Knaben, dann befahl er seinen Gefolgen: „Waffnet euch alle, die ihr zu mir gehört." Rasch drängten sich die Gerufenen mit Schwert und Speer in den Saal: sie waren in der Minderzahl und Hugo von Auvergne suchte den Frieden wieder herzustellen, da rief Rainfried mitten in das Getümmel: „Nieder die Waffen! Was ein zorniger Knabe getan hat, das soll von mir vergessen sein."

„Das sind leere Worte, glaub' ihnen nicht, Herzog," flüsterte Dederich Heinrich von Berri zu. Grollend sprach Heinrich zu Eberhard und Morand, zwei seiner Edelgefolgen: „Wir sind allzu wenig. Hinaus vor die Stadt! Dort wollen wir Rainfrieds Worte beraten." Sie nahmen Karl mit und bezogen ein festes Schloß vor Reims. David und Dederich rieten zur Flucht. Noch in derselben

Nacht flog der junge König auf raschem Roß davon: Morand und Eberhard mit zweihundert ritterlichen Schwertmännern geleiteten den jungen Karl nach Toledo zu dem Saracenen-König Galafer.

Sie gaben sich für vertriebene Edelinge aus und boten dem Saracenen ihre Waffendienste an. „Seid mir willkommen," sprach Galafer, „wer ist euer Führer?" „Herr, zuvor schwör' uns Sicherheit zu," antwortete Morand.

„Bei Mohammed, ich schwöre." Da wies der Franke auf Karl und sprach: „Dieser unmündige Knabe ist unser Lehnsherr, wir nennen ihn Mainet."

König Galafer hatte eine junge Tochter, Galiane geheißen: licht waren ihre Augen, fahl ihr Haar, sie war schön zu schauen, wie ein Maientag. Sie kam in den Saal geschritten, die Fremdlinge zu sehen. Die Franken neigten sich tief vor ihr, nur Karl nicht. Da sprach sie leise zu Morand: „Sagt an, Graf, wer ist dieser Jüngling, daß er mich seines Grußes nicht würdigt?"

„Der Knabe ist aus großem Geschlecht: seit seiner Kindheit schon verneigt er sich vor keinem Weibe, nur vor St. Marien, wann er sein Gebet verrichtet. Und doch, so Euch irgend wer gekränkt hat, dieser Knabe ist Mannes genug, Euch zu rächen."

So verheimlichten sie Karls Herkommen und Geschick, ihn vor aller Verfolgung zu schützen. Und wann sie Galafer Heerdienst leisteten, ließen sie Karl in Toledo, sein Leben nicht zu gefährden.

König Bramante, ein Maure aus Afrika, begehrte die lichte Galiane zum Weibe, dazu die Unterwerfung ihres Vaters. Ein köstlich Roß und Schwert sandte er mit seiner Werbung Galianen als Geschenke. Aber Galafer wies ihn zürnend ab.

Da zog Bramante mit Heeresmacht bis vor die Tore von Toledo, Galiane zu erkämpfen. Im Tal Sonorial standen seine Zelte.

König Galafer sprach zu Graf Morand: „Nun helfet mir gegen diesen Afrikaner, reich werd' ich's Euch lohnen."

Die Franken legten die Waffen an und ritten hinaus, Karl aber ließen sie wieder im Palast zu Toledo zurück. Morand stahl sich von ihm fort, während er schlief.

Und als die vereinten Franken und Toledaner mit dem Afrikaner zusammenstießen, fochten sie eine wilde Schlacht: die Franken zwangen einen Teil der Mauren zum Weichen. Aber alsobald rief Bramante mit stolzen Worten ihnen neuen Mut wach, sie gingen wieder vor, besiegten die Franken und warfen sie zurück. Graf Morand sammelte die aufgelösten Reihen und rief in fränkischer Sprache: „Gott sei mit uns, wir fürchten die Heiden nicht." Tapfer stritten da die Franken. Hin und her wogte der Kampf, schwankte der Sieg.

Als Mainet im Palaste zu Toledo erwachte und keinen seiner Freunde sah, hub er laut zu klagen an: „Weh deinem Sohne, König Pippin! Fern der Heimat muß er ruhmlos und tatenleer sein Leben verbringen."

Die schöne Galiane stand oberhalb seiner Kammer auf dem Söller ihres Saales und hörte ihn klagen. Sie schlang bunte Schleier um Haupt und Hüften und trat so geschmückt in Mainets Gemach: denn sie liebte ihn. Der Königssohn stand nicht einmal auf, so schwer lag's auf seinen Gedanken.

„Ich habe deine Klagen gehört," hub sie an, „und wahrlich, wüßt' ich, wo man Sold zahlt für Schlafen, so solltest du dorthin gehen: denn du denkst wohl nicht daran, deinen Franken zu helfen, die im Tal Sonorial stehen und streiten gegen Bramante, der mich wider meinen Willen sich zum Weib erzwingen will!"

Mainet schaute Galiane an und sah ihre Schönheit: er sprang empor und rief: „Holde Jungfrau, schaff' mir ein Roß und ein Schwert, daß ich in die Schlacht reiten kann!"

„Ich habe dein Geheimnis erlauscht und will es hüten," antwortete Galiane. „Roß und Waffen will ich dir geben, König Karl, damit sollst du, um mich und meine Liebe zu gewinnen, Bramante besiegen. Und wenn du heimkehrst nach Francien, sollst du mich mit dir nehmen und zu deiner Königin machen. Willst du das?"

„Vielschöne Galiane" — rief Karl — „das will ich alles gerne tun."

Da ward Galianens Herz froh: denn sie wußte, was Karl sprach, würde geschehen: das hatte sie in den Sternen gelesen. Sie eilte hinaus und brachte ihm Wehrkleider, sie half ihm die Waffen anlegen, dann gab sie ihm das Schwert Joyeuse, und ließ das Streitroß Tencendur in den Hof führen. Mainet schwang sich in den Sattel und sprengte kampfbegierig ins Tal Sonorial. Roß und Schwert aber waren die Geschenke Bramantes. Da versuchte Karls Heldenarm die ersten Hiebe: einer um den andern fiel vor seinem Schwert. Eilig meldeten die Mauren Bramante von dem neuen Kämpen. Der Afrikaner lenkte seinen Hengst Karl entgegen: er erkannte das Roß, das er Galiane als Liebesgabe gesandt hatte, legte den Speer ein und rannte in wildem Grimme mit Karl zusammen. Die Speere zerbrachen beim ersten Stoß, sie

rissen die Schwerter heraus und schlugen sich herrlich. Bramante erstaunte über des Jünglings große Kraft und fragte: „Wer bist du?"

„Ich bin Karl, König von Francien und König Pippins Sohn; du aber wahre dein Leben."

„Weh um dich, ritterlicher Held!" klagte Bramante, „denn ich werde dich erschlagen."

„Das steht in Gottes Hand," sprach Karl.

Bramante trug sein Schwert in der Hand und schwang es empor: mit gewaltigem Schlag fuhr es auf Karls Helm nieder. Einen Teil seiner Locken schnitt es ab und noch dazu Ringe von seiner Rüstung. Karl aber tat einen scharfen Hieb entgegen mit Joyeuse auf seines Gegners Schwertarm und schnitt ihn ab: Bramante riß den Hengst herum und floh. Rasch sprang Karl ab, riß des Mauren Schwert aus der abgeschlagenen Hand und jagte dem Fliehenden nach. Bald hatte er ihn eingeholt und spaltete mit einem Schlag seines Schwertes Joyeuse Bramantes Leib in zwei Teile. Karl stieg ab, nahm die Waffen des Besiegten, schlug ihm das Haupt ab und ritt damit zurück. Die führerlosen Afrikaner räumten das Feld in wilder Flucht. Der Sieg fiel Galafer zu: Karl hatte ihn so von seinen Feinden befreit.

Mit stolzem Staunen erkannten die Franken in dem Sieger, der Bramantes Haupt am Sattel trug, ihren Herrn: sie führten ihn vor Galafer und offenbarten nun seine Schicksale. Der König umgürtete ihn mit dem Schwerte, ließ ihm Ehren und Feste bereiten und Karls Ruhm war in aller Munde.

Karl aber brachte Bramantes Haupt und Waffen Galianen und empfing heimlich von ihr Gürtel und Ring als Gegengabe.

Nun Galafers Feinde bezwungen waren, beriet Karl mit seinen Freunden, wie sie in ihre Heimat zurückkehren und Karls Reich und Krone erstreiten wollten. Da trat ein Franke vor und sprach: „Herr, ich hörte Galafer sagen, daß er weder Euch noch uns wieder aus seinen Diensten entlassen würde, — müßt' er auch Gewalt gebrauchen."

Graf Morand antwortete: „Königlicher Herr, so ziehet Galiane ins Geheimnis, daß sie unverzagt ausharre, bis wir sie holen werden. König Galafer meld' ich, daß Ihr morgen auf die Jagd reiten wollt, so's ihm gefällt. Unsern Pferden nageln wir die Hufeisen verkehrt auf, damit niemand errate, wohin wir reiten."

So geschah's. Als aber die Franken über die Gebühr lang ausblieben, schöpfte Galafer Verdacht und ließ im Jagdforst nach ihnen suchen, doch man fand sie nicht. Graf Morand hatte sie sicher übers Gebiet von Toledo hinausgeleitet. Da sandte Karl ihn mit wenigen Kriegern zurück, Galiane zu entführen, während er selber nordwärts über die Pyrenäen zog.

Galiane stand harrend auf ihrem Söller und spähte ins Land, ob sie Morand kommen sehe. Und als sie ihn endlich erblickte, stieg sie hinab und schlich heimlich durch ein Hinterpförtchen aus dem Palast: da harrte der Graf schon ihrer: er hielt ein Roß bereit, hob sie hinauf und ritt mit ihr davon, die ganze Nacht durch und rastlos weiter.

Am nächsten Morgen entdeckte Galafer Galianens Flucht und erriet, daß sie ihm von den Franken geraubt worden war. Er sandte ihnen eine Kriegsschar nach. Sie holten Morand und seine Genossen ein, griffen sie an und nur mit verzweifelter Gegenwehr schlugen die Franken ihre Verfolger in die Flucht. Tag und Nacht ritt Graf Morand

mit Galiane immer nordwärts, bis er in Sicherheit war vor den Saracenen.

Kaum hatte Karl das Gebirg im Rücken, da flog die Kunde seines Kommens durchs fränkische Reich. Und alle von den Bastarden um seinetwillen Verfolgten verließen nun Versteck und Verbannung und eilten mit Waffen Karl zu: so wuchs sein Heer von Tag zu Tag: Städte und Burgen taten sich dem rechtmäßigen Herrn auf. Endlich trat ihm Rainfried mit einem Heer entgegen: es ging aber, da es den jungen König erschaute, zu ihm über, Rainfried entfloh und barg sich mit Holderich hinter den festen Mauern der Stadt Paris. Karl kam, erbrach die Tore und zog als Sieger ein, während die Bastarde flüchtig entwichen. Sie wurden eingeholt, gefangen, an den Galgen gehängt, ihre Gebeine verbrannt und ihre Asche ward in alle Winde zerstreut.

Da ritt ein Bote ins Palatium und rief: „Heil König Karl, bereite dich, Galiane zu empfangen." Sogleich saß Karl auf: gefolgt von einer Schar der Edelsten zog er über die Seinebrücke vor die Stadt, Galianen entgegen.

„Sei willkommen, Königin, in meinem Land!" begrüßte er sie und führte sie in seinen Palast. Sie empfing die Taufe, ward Karl vermählt und mit ihm gekrönt. Doch schon nach Jahresfrist verlor er die Jugendgeliebte durch den Tod.

---

3. Karl und Elbegast.

Karl weilte in seiner Pfalz zu Ingelheim; einmal zur Nacht, als er im Schlafe lag, erschien ihm ein Engel und sprach: „Stehe auf, dein Leben ist bedroht, und suche

Elbegast, den Dieb: zieh' mit ihm aus und teile sein Gewerbe, dann wirst du ein Mittel finden, dein Leben zu retten." Der Auftrag gefiel Karl nicht, aber frommen Glaubens voll gehorchte er. Elbegast war ein Edeling, den König Pippin wegen geringer Schuld mit Einziehung seiner Güter gestraft hatte. Seitdem lebte er von dem, was er großen Herren mit Gewalt abnehmen konnte.

Ohne Begleiter ritt Karl aus und begegnete bald einem verdächtigen Reiter in schwarzen Wehrkleidern. „Waffenâ!" rief Karl, „verteidige dich!" Der Fremde setzte sich mutig zur Wehr, doch Karl schlug ihm das Schwert aus der Faust. „Ich bin Elbegast, ein rechtloser Mann," rief da der Wehrlose, „gib mir Frieden und ich will dir dienen. Wer bist du, Herr?"

Da nannte sich Karl mit falschem Namen und sprach: „Willkommen, Elbegast; ich heiße Magnus und weiß, daß du ein kluger Dieb bist, laß mich dein Gewerbe teilen. In König Karls Pfalz können wir reiche Beute machen."

„Nein, Herr," erwiderte Elbegast, „nahm mir auch Pippin um geringer Schuld willen mein Lehen, — Karl tat mir nichts zu Leide, ihn bestehl' ich nicht. Unweit von hier liegt im Ardennerwald das Schloß des Grafen Eckerich; er ist ein übermütiger, gewalttätiger Mann, dahin will ich dich führen. Ich kenne dort alle Schlupfwinkel."

Karl war damit einverstanden. Zu Mitternacht kamen sie an das Schloß, sie banden ihre Rosse in einem Versteck an. Während Karl vor den Mauern wartete, schlüpfte Elbegast durch ein ihm vertrautes Pförtlein hinein. Er trug ein zauberkräftig Kraut bei sich, das legte er nun unter seine Zunge und horchte auf das Krähen der Hähne: da hörte er, wie sie sagten: „König Karl steht draußen vor der Hofmauer."

Erschrocken eilte Elbegast zurück und sprach:

„Herr, du bist König Karl: ich hörte es die Hähne im Stall krähen."

„Tor, wer Zauberei treibt, wird oft betrogen: ich bin, der ich dir sagte, Magnus, dein Herr, dem du Treue gelobt hast."

„Laß uns fortreiten, Herr," bat der Dieb.

„Nein," antwortete Karl, „ich will selbst in das Schloß: führe mich."

In der Burg schlief alles. Elbegast führte seinen Herrn in des Grafen Gemach, wo derselbe neben seiner Gemahlin auf dem Lager ruhte: beide schlummerten. Elbegast wies Karl ein sicheres Versteck zwischen der Mauer und dem schweren, dichten Vorhang des Bettes. Darauf ging er hinaus in des Grafen Stall und wollte dessen Hengst fortführen. Das Tier wieherte hell auf, davon erwachte Eckerich in seinem Gemach; er rief den Stallknecht und befahl ihm, nach der Ursache des Lärms zu schauen. Als Elbegast den Knecht über den Hof schreiten hörte, kletterte er auf den breiten Dachbalken, der über dem Rücken des Rosses her ragte und legte sich darauf hin. Der Knecht fand den Hengst wie stets in seinem Stande stehen und ging zurück. Nicht lange und der Graf erwachte abermals von dem Gewiehere seines Rosses. Er stand auf, ging selbst in den Stall, fand aber alles in Ordnung. Als er sich wieder auf sein Lager streckte, sprach sein Weib: „Du trägst ein Geheimnis mit dir herum, deshalb erschreckt dich eines Hengstes Wiehern."

„Du hast recht," antwortete Eckerich, „und es ist wohl besser, du erfährst nun alles. Wir sind zwölf Verschworene gegen Karl: am nächsten Hoftag wird er fallen, hier im Land aber werde ich König."

„Wie sollte das geschehen? Schon deine Vorfahren

waren Karls Ahnen untertänig. Laß davon, Eckerich, es wird dein Verderben. Und welche sind denn deine Freunde, die ihren Herrn verraten wollen?"

Da nannte er ihr die Namen der Verschworenen und wie sie Karls Reich unter sich zu teilen gedachten. Traurig antwortete die Gräfin: „Das ist abscheulicher Verrat und Torheit dazu: wie könntet ihr an einem Festtag eurem König mit Waffen nahen!"

„Meinst du?" lachte Eckerich. „Wir tragen, verborgen im Gewand, zweischneidige Messer und wann wir huldigend vor Karl hintreten, stoßen wir alle zugleich auf ihn."

„Tu's nicht, Eckerich," flehte die Gräfin, „ihr alle waret Mannen seines Vaters, der euch Macht und Ehren gegeben hat, und Karl, seinem Sohne, wollt ihr das lohnen mit Mord! Wehe, daß Karl nicht weiß um eure Falschheit."

„Schweig, Weib," rief der Graf ärgerlich und schlug ihr mit geballter Faust ins Gesicht. Blut floß aus Nase und Mund: sie beugte sich über den Rand ihres Lagers und ließ es auf den Estrich träufen. Da hielt Karl leise seinen Handschuh hin und fing die Tropfen auf.

Mählich schliefen der Graf und die Gräfin wieder ein. Elbegast kam geschlichen, nahm auf Karls Geheiß Eckerichs Schwert und schritt voraus dem Stall zu. „Herr," sprach er dabei, „ich wollte den Hengst stehlen, umsonst; er beißt und schlägt und macht Lärm, sobald ich ihn berühre." Karl trat schweigend in den Stall und an das Roß, legte ihm den Sattel auf, den Zügel an und führte ihn hinaus. Willig, ohne zu wiehern, folgte der Hengst vor das Schloß. Karl stieg auf und von Elbegast gefolgt ritt er seinem Hofe wieder zu. Vor dem Tore hielt er an und sprach:

„Elbegast, ich mache dich wieder zu einem friedrechtigen

Mann in Karls Reich: — aber stehlen darfst du fürder nicht; die Hähne haben dir richtig gekräht: ich bin König Karl."

In der Halle aber rief er seinen Kanzler: „Höre, Freund, zwölf meiner Großen haben sich verschworen gegen mein Leben; ich weiß ihre Namen, und Eckerich ist ihr Anführer."

„Dann hat es keine Gefahr: wir fangen sie sogleich; aber wie willst du sie des Verrats überführen?"

„Das laß meine Sorge sein. Du lade alle meine Getreuen zum Hoftag."

„Wann willst du ihn ansetzen, Herr König und wo?"

„Um Pfingsten, hier in meiner Pfalz," schloß Karl.

Am Vorabend des Festes versammelte Karl seine getreuen Vasallen um sich, deckte ihnen den ganzen Verrat auf und ermahnte sie, wachsam zu sein. Am Pfingstmorgen wurde Königsfriede geboten und das Tragen aller Waffen untersagt. Eine feierliche Messe und Festfreuden füllten den Vormittag aus ohne Störung; da, als der König ermüdet sich in seinem Saal in der Pfalz auf das Ruhebett streckte, kamen die Verschwörer geschritten mit demütigen Mienen, ihm ihre Huldigung darbietend. Der König erhob sich und winkte den Wachen, sofort waren die Zwölf ergriffen und die Messer unter ihren Gürteln gefunden. Mit zorniger Stimme ließ Karl sie an: „Verräter und Lügner! Mich, euren Herrn, wolltet ihr ermorden! Sieh' her, Eckerich, kennst du dieses Blut?" Und er hielt dem Erstaunten den blutgetränkten Handschuh vor die Augen.

„Das ist eine wunderliche Frage," stotterte der Graf.

„Denke der Nacht, in welcher dein Hengst aus deinem Stalle, dein Schwert aus deinem Gemache verschwunden sind, denke des Faustschlags, den du deinem treuen Weibe

gegeben. Ich stand hinter deinem Lager, und hörte eure Reden und fing das Blut auf; ich führte deinen Hengst fort, dort im Hof steht er, und ich nahm dein Schwert, schau es hier": und Karl wies auf einen herzutretenden Knaben, der das Schwert in Händen trug. Da erschraken die Verschworenen, sie konnten sich des Verbrechens nicht entlasten und büßten es am Galgen.

Die getreue Gräfin gab der König Elbegast zum Weib und setzte ihn als Grafen ein, an Eckerichs Stelle.

II.

Der große Karl.

1. Karls Hoflager.

Nun herrschte König Karl mit starker Hand über alles Reich, das der fränkischen Krone unterstand; den großen Karl hieß ihn das Volk. Er war von mächtigem und ebenmäßigem Körperbau, maß sieben seiner eignen Füße, sein Gürtel maß acht Faustlängen ohne das, was außer der Schnalle hing. Er spaltete mit einem Schwerthieb einen geharnischten Reiter mitsamt dem Rosse in zwei Teile. Drei Hufeisen bog er mit einem Griff und hob einen eisengekleideten Mann auf seinen Händen bis zur Kopfeshöhe empor. Sein schönes Angesicht mit der geraden Nase umwallte braunes Haar, das Kinn ein langer Bart, sein großes lebendiges Auge schien dem Freunde mild und heiter, dem Feinde schrecklich. Einst lobte er einem Bischof den Halleluja-Gesang eines jungen Geistlichen. Der Bischof, nichts vom Singen verstehend, hielt Karls Worte für Scherz und antwortete: „Ja, so etwas kann jeder Bauer seinen Ochsen am Pflug vordröhnen.“ Zornig blickte Karl ihn an, und der Bischof stürzte wie vom Blitz getroffen zu Boden. Mit seinen hohen Schultern überragte der König alle seine Paladine: man brauchte ihn nicht erst zu

zeigen, wollte ihn ein Unwissender sehen. Er kleidete sich nach fränkischer Weise: in ein Leinenhemd und in ein Wams, mit Seide geziert, die Füße staken in Schuhen, bunte Bänder umschnürten die Beine, welche scharlachfarbene Hosen umhüllten, und im Winter schützte die Brust ein Rock aus Zobelpelz und Fischotter, von den Schultern aber wallte ein blauer Mantel, und nie fehlte an seiner Seite das Schwert, dessen Helze aus Gold oder Elfenbein gefertigt war. Nur zu Festzeiten schritt er einher in golddurchwirkten Gewanden, mit köstlichen Steinen besetzt und auf dem Haupte die Goldkrone, darein leuchtende Edelsteine saßen.

Er richtete das Recht auf, befahl Äbten und Bischöfen verfallene Klöster und Kirchen wieder herzustellen und ging ihnen mit gutem Beispiel voran: denn er war tapfer, gerecht, weise und fromm, und Gott tat Wunder für ihn. Leicht floß ihm vom Mund die Rede, hell ertönte dabei seine Stimme. Er war gütig, doch auch streng und zornig: mit offenen Händen gab er Vornehmen und Geringen. Seine Sendboten zogen durch alles Land und sahen, daß des Königs Befehle auch vollzogen wurden. Gotteshäuser und Paläste ließ er erbauen, so zu Aachen die Muttergotteskapelle. Er schmückte sie mit Gold und Silber, mit ehernen Gittern, mit Marbelsäulen, aus Rom und Ravenna herbeigeschafft. Aber als sie halb fertig war, erwies sich's, daß der Baumeister des Königs sie zu klein bemessen hatte. Karl betete zu Gott um Abhilfe, und siehe, die Säulen wuchsen und trugen das Gewölb empor, und die Mauern dehnten sich aus, so daß nun alle Gläubigen seines Hofes darin Platz fanden. Aus Gold und Silber ließ er die heiligen Gefäße fertigen und priesterliche Gewänder für alle — auch den geringsten — Kirchendiener. Dann setzte er Priester ein und ließ mit großer Sorgfalt den Chor-

gesang pflegen. In der Pfalz, welche er sich zu Aachen erbauen ließ, umstanden zwölf Schlösser für Paladine und Gefolgen, Diener und Leute allerlei Art seines Hoflagers die Königsburg, auf deren Giebel ein Adler saß, die goldenen Flügel ausgebreitet: daran erkannte man weithin Karls Anwesenheit. Denn im Kriege thronte der Adler auf seinem Zeltknauf. Der Bau dieser Pfalz war aber so kunstvoll eingerichtet, daß Karl durch das Gitter seines Söllers das Ganze überschauen konnte und auch die anscheinend verborgene Tat seinen Blicken klar lag. Vierzehn Grafen waren zu Hütern der Pfalz gesetzt. Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte oblagen in ihr dem heiligen Dienst, ja oft war der Papst dort ein Gast und sang die Messe. Von allen seinen Pfalzen weilte Karl am liebsten in der zu Aachen. Den Erzengel Gabriel hatte Gott zu Karls Schutz befohlen: er stand unsichtbar am Fußende seines Bettes, behütete seinen Schlaf und segnete ihn beim Erwachen. Einhundertundzwanzig Gläubige wachten jede Nacht an ihres Herrn Lager: vierzig von ihnen das erste Drittel der Nacht, die andern je vierzig das zweite und letzte: zehn zu seinen Häupten, zehn zu seinen Füßen, zehn zu seiner Rechten, zehn zu seiner Linken, in der Rechten das nackte Schwert haltend, in der Linken eine brennende Fackel. Frühmorgens hörte er die Messe und schenkte zur Opferung stets der Kirche etwas. Auch Armen und Bettlern reichte er da Gaben. Von dort schritt er in das Palatium und saß im Rat mit seinen Paladinen und Baronen, sei's nun in dem hohen Saal, sei's im Garten unter einem Baum. Vor allen ward Herzog Naimes von Bayern, im gleichen Jahr wie Karl geboren, sein Vertrauter und sein Freund. Naimes hatte Karls Hilfe angerufen gegen seinen Oheim und Mundwalt Tassilo von Bayern, der dem schwertreifen Jüngling das

Vatererbe vorenthielt. Karl bekriegte Tassilo und gab Naimes das Erbe zurück und machte ihn zum Herzog von Bayern. Seitdem mochte Naimes nimmer von Karl scheiden. Er war voll kriegerischen Mutes, doch weise bedacht und milde: nie riß ihn wilder Jähzorn hin, wie Herrn Karl. Stolz trug er sein Haupt, von braunem Haar und Bart umwogt, auf breiten Schultern. Zutrauen weckend blickten seine blauen Augen. Er hielt Herrn Karl den Steigbügel, wann dieser Tencendur, den graufarbenen Hengst, bestieg: er hemmte seines Herrn rasche Faust und heißes Zornwort durch weisen Spruch. Zu Pfingsten hielt Karl Hoftag in einem seiner Paläste zu Montloon (Laon), Paris, Aachen oder Ingelheim. Dann saß er auf seinem Faltestuhl aus Gold und Elfenbein, in königlichem Schmuck, stolzen Blickes mit hochragendem Leib.

Einst, zu Paris: da speisten an seinem Tische siebzehn Könige, dreißig Bischöfe, ein Patriarch und tausend Priester, der Herzöge und Grafen zu geschweigen.

Junge Edelinge, an hundert, in Hermelin und bunten Pfellel gekleidet, dienten den Gästen beim Mahle. Hinter Karls Stuhl standen drei Fürstensöhne, ihm aufzuwarten. Siebenhundert Gold- und Silberbecher glänzten auf seiner Tafel. Er war maßvoll: nur dreimal trank er während eines Mahles, aß stets gebratenes Fleisch, aber, seinem Wuchs angemessen, auf einmal einen Hasen oder eine Gans oder einen Pfauen oder einen Kranich oder ein Viertel eines Hammels, dazu ein wenig Brot und Obst.

Dann ließ er arme Ritter herzugehen und teilte Kleider, Waffen, Falken, Rosse und goldene Heller unter sie aus mit freigebiger Hand.

Nach dem Essen spielten die Vornehmen Schach und Brettspiel, die Jungen fochten und Karl schaute ihnen zu von seinem Faltestuhl herab. Und die kraftstolzen Recken

riefen jubelnd: „Heil dir, Karl, gebiete, Herr, und wir gewinnen dir alle Reiche der Welt!“

Vor allen Freuden liebte er die Jagd, allein oder in großem Gefolge durchstreifte er die Wälder, vornehmlich die um Aachen.

Auf solch einsamem Ritt mag es geschehen sein, daß er eine Elbin fand in verschwiegenem Waldesdicht. Er liebte sie zärtlich und hielt sie in Verborgenheit. So oft er zu ihr kam, empfing sie ihn glückstrahlend, ging er aber von ihr, erstarrte sie und harrte wie leblos seiner Wiederkehr. Einst, als er mit ihr scherzte, fiel ein Sonnenstrahl ihr in den lachend geöffneten Mund, und Karl sah ein Goldkörnlein unter ihrer Zunge kleben; er streifte es mit seinem Finger heraus: alsofort starb die Elbin, und wie ein Traumbild zerrinnt, wandelte sich Karls Liebe in Vergessen.

Dem König durfte die Gemahlin nicht fehlen. Bald nach Galianens Tod vermählte er sich wieder, und er hat nacheinander mehrere Frauen heimgeführt. Die seinem Herzen am nächsten gestanden, war Hildigard, die Schwester Gerolds von Schwaben. Söhne und Töchter wuchsen ihm bald heran.

---

2. Karls Recht.

Karl richtet die Römer und rächet den Papst.

Leo, Karls Halbbruder, war zu Rom auferzogen worden und saß nun auf St. Peters Stuhl. In einer Nacht zu Ingelheim weckte Karl eine Stimme, die rief: „Wach' auf, Karl, lieber! Zieh' nach Rom: Leo, dein Bruder, fordert dich."

Sogleich machte Karl sich auf die Reise: und er wurde in Rom von allen freudig empfangen. Der Papst sang eine Messe, das Volk sprach: „Karl soll unser Vogt und Richter sein." Er aber achtete solcher Rufe nicht; demütig und barfuß pilgerte er in die Kirchen und flehte zu Gott. Da warfen Papst und Volk sich vor ihm nieder, Karl willfahrte ihren Bitten und alle sangen Amen. Als er aber wieder geschieden war aus der Stadt, erhoben sich die Unzufriedenen gegen ihn: sie drangen in Sankt Peter ein, fingen den Papst und stachen ihm beide Augen aus: so geblendet schickten sie ihn ins Frankenland, Karl zum Hohn. Der Papst ritt auf einem Maultier, zwei Kapellane und zwei Knechte geleiteten ihn nach Ingelheim, wo Karl weilte. Als der Papst daselbst in den Burghof eingeritten war, hielt er sein Maultier an und sandte den einen Kapellan zum König in den Saal: „Sage dem König, ein armer Pilger wolle ihn gern sprechen."

Weinend, daß ihm blutige Zähren über den Bart rannen, ging der Kapellan vor den König, kniete nieder und konnte kaum sprechen: „Auf, großer Karl! Komm

hinaus und rede mit deinem Kapellan, dem großes Leid angetan ist."

Karl folgte dem Mann eilend hinaus und sprach: „Weilet bei mir, ihr frommen Leute, und klaget mir eure Not, damit ich euch Sühne und Recht schaffe." Da wollte sich der Papst zu dem König kehren, aber sein Haupt stand zwerch, er sprach: „Wolle Gott, daß mir deine Hilfe geschehe! Es ist noch nicht lang her, da sang ich dir — sehend mit beiden Augen — eine Messe!" Nun erst erkannte Karl seinen Bruder, den Mißhandlung, Verstümmelung und Not also entstellt hatten; er raufte sich die Haare und brach in Tränen aus.

„Um deinetwillen," fuhr der Papst fort, „hab' ich die Augen verloren. Doch weine nicht mehr, Karl: laß uns Gott danken, seine Barmherzigkeit ließ mir das Leben."

Wehklagen und Weinen geschah durch die weite Pfalz. Karl aber ließ sich genau die Missetat der Römer berichten und schwur: „Ich räche deine Augen, oder führe nie wieder Joyeuse, mein Schwert!"

Er sammelte ein Heer und zog über die Alpen. Als sie vom Mendelberg[1]) aus Rom liegen sahen, ließ Karl die Scharen halten. Er betete drei Tage und Nächte, daß seine Herzoge darüber ungeduldig wurden; doch Karl sprach: „Ich erflehe Gottes Urlaub zu diesem Streit und harre noch eines Dienstmannes, den Gott mir senden möge." Am vierten Tag scholl eine Stimme vom Himmel: „Zögere nicht länger, Karl, die Rache soll ergehen."

Da schwangen die Herzoge Karls Banner empor: die Oriflamme, das ist eine goldene Flamme, und als die Reihen den Berg hinabzogen, ritt ein Kämpe auf den König zu:

---

[1]) mons gaudii, mons joie: daher Karls Heerruf: »mons joie«.

der Schwabe Gerold, und ihm folgten drei Scharen. Freudig grüßte ihn Karl:

„Ich habe lange dein gewartet, du liebster unter meinen Mannen.“ Er rückte den Helm auf und küßte ihn und verlieh den Schwaben den Vorkampf im Streit.

Sieben Tage und Nächte belagerte Karl Rom, und kein Römer wagte, mit ihm zu streiten; am achten Tage schlossen sie die Tore auf und ließen den König ein. Nun saß König Karl zu Gericht über die Römer: die Schuldigen wurden vorgefordert, aber sie leugneten alle. Da wollte Karl durch Kampf die Wahrheit erwiesen haben.

„Das ist kein Recht in Rom,“ riefen sie, „dazu kann uns niemand zwingen, wir reinigen uns durch Eid.“

„Euer Recht will ich nicht kränken,“ antwortete Karl funkelnden Blickes, „so sollt ihr schwören, aber auf die Gebeine von Pankratius, dem heiligen Knaben, der den Meineid straft! Auf, ins Pankratiusstift!“

Da zogen sie hinein in die Krypta, aufgetan ward der Sarg, und die Angeschuldigten mußten die Finger auf die heiligen Gebeine des Toten legen: der erste, welcher den Schwur sprach, sank tot zu Boden. Die andern wichen verzweifelnd zurück und suchten zu entfliehen. Zürnend ritt Karl ihnen nach. Drei Tage hindurch ließ er sie in ihren Verstecken fangen und erschlagen, dann wurde St. Peters Dom gesäubert: Karl führte den Papst wieder hinein an den Altar, kniete nieder und rief laut zu St. Peter: „Du Torwart des Himmels, schau an deinen Papst: heil und gesund ließ ich ihn in deinem Haus, blind hab' ich ihn wiedergefunden. Machst du ihn nicht wieder sehend, so reiße ich deinen Dom nieder, breche deine Stiftung und fahre in mein Heimatland.“

Darauf sprach der Papst seine Beichte und sah ein

himmlisches Licht, er wandte sich zum Volke und hatte beide Augen wieder.

König Karl und alles Volk sanken in die Knie, breiteten die Arme aus und lobsagten Gott. Der Papst salbte Karls Haupt und das Volk rief: „Heil Karl unserm Kaiser!“ Da war große Freude in Rom.

Kaiser Karl setzte nun sein Recht und sein Gesetz ein und alle Römer eideten, das zu halten.

Einhard und Imma.

Kaiser Karl hatte einen Geheimschreiber Einhard, der ihm löbliche Dienste tat. Er war klein von Gestalt, jung, rechtschaffen, voll Gelehrsamkeit und hatte regen Sinn für die Künste und alles Schöne. Er wurde darum von Karl und allen Leuten geliebt und gar hoch geehrt, und mehr als alle liebte ihn Imma, des Kaisers schöne Tochter. Sie war dem griechischen König als Braut versprochen. Aber zwischen ihr und Einhard wuchs heimlich heiße Liebe. Nur die Furcht, daß Karl ihr Geheimnis entdecken möchte, hielt die beiden davon ab, eine Zusammenkunft zu wagen. Endlich, — es war in der Pfalz zu Aachen, — in Winterszeit, da obsiegte die unheilbare Liebe: der Jüngling, der keinem Boten vertrauen wollte, was in seinem Herzen brannte, schlich selber in stiller Nacht an des Mägdleins Gemach. Leise klopfte er an die Kammertür, als käme er mit einer Botschaft des Kaisers, und fand Einlaß. Da haben sie einander ihre große Liebe gezeigt.

Als er dann vor Tagesanbruch von ihr scheiden und zurückeilen wollte, da war über Nacht ein dicker Schnee

gefallen; er wagte nicht, durch den Hof zu schreiten, um nicht durch die Spuren von Mannestritten das Geheimnis zu verraten. Sie berieten, was zu tun sei, und Imma fand kühnen Rat: „Ich trage dich auf meinem Rücken über den Hof und vorsichtig in meine eignen Fußspuren tretend kehr' ich wieder zurück." Nun wollte es die Schickung, daß Karl in dieser Nacht keinen Schlaf fand. In der ersten Morgendämmerung stand er auf und schaute von seinem Söller aus hinab in den Hof. Da sah er seine junge Tochter, wie sie hochgegürtet unter ihrer Last hinschritt, den Mann absetzte und hurtig zurückkam. Wohl hatte er Einhard erkannt: Bewunderung und Scham zugleich ergriffen ihn, doch bezwang er sich und schwieg.

Einhard aber, dem das Gewissen schlug, ging am nächsten Tag zu seinem Herrn, kniete nieder und bat um seine Entlassung, weil sein treuer Dienst ihm nicht gelohnt werde, wie er's ersehne.

Kaiser Karl strich seinen langen Bart, schweigend betrachtete er lange den Jüngling, dann antwortete er: „Steh' auf, Einhard, bald sollst du Bescheid erhalten auf deine Bitte."

Unterdessen setzte er ein Gericht an und berief dazu seine Räte und des Reiches Vornehmste und als sie versammelt waren, hub er an, daß seine kaiserliche Ehre beschimpft sei durch einen Liebeshandel seiner Tochter Imma mit seinem Schreiber. Und als seine Räte erstaunt und voll Zweifel da saßen, erzählte der Kaiser ihnen, was er mit eignen Augen gesehen, und forderte ihr Urteil. Die einen rieten zur Strenge, die andern zur Milde und Herzog Naimes sprach: „Herr, in Liebessachen ist Verzeihen das Beste: da es sich nun um deine Tochter handelt, so richte du allein über sie als der Weiseste unter uns."

Lang erwog der Kaiser den Spruch, den er also fällte:

„So mag Gnade für Recht ergehen und ich will sie durch rechtmäßige Ehe miteinander verbinden."

Alle lobten des Kaisers Milde: Einhard ward gerufen, freundlich grüßte ihn Karl und sprach: „Hättest du mich deine Unzufriedenheit früher wissen lassen, wäre dir dein Dienst längst besser vergolten worden; nun will ich dir meine Tochter Imma, die dich neulich, hochgegürtet, willig getragen hat, zur Frau geben."

Sogleich ließ er seine Tochter Imma hereinführen; mit errötenden Wangen trat sie vor ihn hin und wurde aus des Vaters Hand in die Einhards gegeben. Auch schenkte er ihr eine reiche Aussteuer und Mitgift an Land, Gold und allerlei Gerätschaften. Dem fügte später, nach Karls Tod, sein Sohn noch zwei Besitzungen im Maingau hinzu, wo es jetzt Seligenstadt heißt. Dort in der Kirche liegen Einhard und Imma auch begraben.

Karl und die Schlange.

Überall, wohin Kaiser Karl kam, ließ er vor seiner Herberge eine Glocke aufrichten. Da sollte herzugehen und die Glocke läuten, wer ein Urteil heischte, ob er reich oder arm, vornehm oder gering sei.

Nun saß Kaiser Karl einst beim Mittagsmahl in Zürich, — in dem Hause „Zum Loch" genannt, — als er die Glocke erklingen hörte. Er sandte vier Hüter hinaus, sie fanden niemand bei der Glocke und meldeten es ihrem Herrn. Es läutete aber zum andern Male. „Bei meinem

Zorn!“ gebot der Kaiser, „ihr lässigen Boten, gehet und habet besser acht.“

Die gingen und schauten nach allen vier Winden aus, sahen niemand und kehrten zurück in den Saal: „Herr, wir taten nach deinem Befehl, es steht aber niemand draußen, weder nah noch fern.“

Indem erklang die Glocke zum dritten Male, zornig sprach Karl: „Hört ihr den Klang nicht? Und führt ihr mir nicht herein, wer draußen sein Recht begehrt, so straf' ich euch mit dem Tode.“

Erschrocken liefen die vier Hüter hinaus, fanden aber wieder kein lebendes Wesen, und klang doch die Glocke. Da beugte sich einer nieder und schaute hinein: da sah er, wie eine harmlose Schlange sich um den Klöppel geringelt hatte und ihn hin und her schwang. Sie meldeten es dem Kaiser. Der sprach: „Das ist Gotteswunder! Der Schlange mag ein Unrecht widerfahren sein, das sie mir klagen will. Tut auf die Tür.“ Da schlüpfte der Wurm alsbald durch das offene Tor. „Herr, der Wurm geht gegen Euch,“ riefen ängstlich die Diener vorspringend, aber Karl befahl: „Zurück! Wehret ihm nicht.“ Die Schlange neigte sich ehrerbietig vor dem Kaiser und legte sich vor seine Füße: daran erkannte er, daß sie Gericht von ihm heische, und er sprach: „Ich gebiete dir bei Gott dem Allwissenden, tue mir kund dein Leid, damit ich dir helfen mag.“

Da kroch die Schlange wieder hinaus, ihr folgten auf des Kaisers Wink die vier Hüter der Glocke. Der Wurm führte sie in ein Dickicht, nah einem Wasser, da hockte eine häßliche Kröte breit auf der Schlange Nest und auf ihren Eiern. Mit Stockschlägen trieben sie die Kröte in den Saal vor Kaiser Karl. Der richtete sie sogleich und ließ sie durchstechen mit einem Jagdspeer. Auf der Stelle, wo der

Schlange Nest gestanden hat, erbaute der Kaiser eine Kirche; man nennt sie Wasserkilch[1]).

---

[1]) Auch wird gesagt: „Die Schlange kam nach einigen Tagen wieder zu Hof, kroch auf des Kaisers Tisch, hob den Deckel von Karls goldnem Pokal und ließ aus ihrem Munde einen kostbaren Edelstein hineinfallen, verneigte sich und schlüpfte hinaus. Diesen Stein schenkte Karl seiner Gemahlin Hildigard: er hatte die Kraft, daß Karl ständig ihr anhing. Als sie starb, steckte sie den Stein unter ihre Zunge, damit er ihrer nicht vergessen sollte. Karl mochte sich nicht von dem unverwesenden Leichnam trennen und führte ihn viele Jahre mit sich herum, vergessend seiner Geschäfte. Da hörte Turpin, der Bischof, von dem Stein, durchsuchte die Leiche und fand ihn unter der Zunge und nahm ihn fort. Alsbald verfiel die blühende Tote der Verwesung. — Karl befahl nun sie zu begraben. Turpin aber warf den Stein in einen See zu Aachen und darum soll der Kaiser Karl dort am liebsten geweilt haben.

III.

Von Karls Paladinen.

1. Von Ogier dem Dänen.

Göttrik, König von Dänemark, bekriegte den König von Holmgard und führte dessen Tochter gefangen mit fort. Er ließ sie Danemunda taufen und nahm sie zum Weibe; sie gebar ihm einen Sohn und starb.

In der Nacht traten an des Kindes Wiege sechs Wunschfrauen[1]), schön von Angesicht und köstlich gekleidet: sie hoben den Knaben wechselweise auf ihre Arme und begabten ihn.

„Er werde der tapferste Kämpe,“ hub die erste an.

„Mut und Stärke genügen nicht: ich weise ihm die Wege des Ruhmes und der Ehre.“

„Und unbesiegbar im Kampf soll er sein und nie Todeswunde empfangen.“

„Ihr denkt nur an Heldentum: ich schenke ihm allsiegende Schönheit.“

„Und die er begehrt, die soll er gewinnen.“

Da schloß die jüngste, Morgane, König Artus Schwester, ihn in die Arme und sprach: „Eure Gaben seien mir

---

1) Dahn, Walhall. Sämtl. poetische Werke. Erste Serie Bd. VIII. S. 159.

Gewinn: hat er sie alle ausgekostet auf Erden, dann soll er teilen mit mir ewige Jugend und Freuden in Avalon, dem Feenreich."

Am nächsten Morgen ward das Knäblein Holger getauft und zweien Ammen zum Aufziehen überwiesen; denn eine genügte nicht. Er wuchs auf, ward stark, groß und schön, klug und liebenswert, rote Locken fielen ihm auf die Schultern, scharf blickten seine grauen Augen. Er erhielt den besten Unterricht bis ins zehnte Jahr: da führte ihn das Geschick an Karls Hof.

König Göttrik hatte nach neun einsamen Jahren ein ander Weib geehelicht und von ihr einen zweiten Sohn gewonnen. Er vertraute Gott und seinem starken Schwert und weigerte dem Kaiser die Huldigung. Doch bald stand er, im eignen Lande besiegt, vor Karl; der verzieh ihm gnädig: in Jahresfrist sollte er in Paris huldigen. Göttrik versprach's und vergeiselte ihm Holger als Pfand seiner Treue. Karl nahm den Knaben mit und gab ihn in Herzog Naimes milde Hut und Zucht. Die Franken nannten den Knaben nach ihrer Sprache Ogier, und haben es auch nicht mehr anders gelernt. Göttrik hielt den Schwur nicht. „Der Däne ist hart, er löst weder Wort noch Sohn aus," sprach Karl, da Naimes den Knaben zur vertragenen Frist an den Hof brachte. Er übergab Ogier einem Herzog in Flandern, daß er ihn gefangen halte bis zur Auslösung.

Der Flandrer gewann den Knaben lieb und ließ ihn in Schloß und Burgbann frei verkehren mit seinen Gesippen und Gästen. Ihm vertraute Ogier seine Sorge: „Ich fürchte, daß meine Stiefmutter meinen Vater seines Wortes vergessen mache, damit ich in Gefangenschaft sterbe und ihr Sohn König von Dänemark werde."

„Das soll nicht geschehen," rief der Herzog und eilte

zu Karl. Da baten alle Grafen für Ogier, ein alter Normanne riet, noch einmal einen Boten an Göttrik zu schicken: „Denn vielleicht ist der erste auf der Fahrt verschlagen oder umgekommen.“

Bald darauf standen des Kaisers Boten in Dänemark und pochten ungestüm an des Königs Tor: ein Erzbischof, ein Herzog und ein Graf. Alsogleich verlangten sie den König zu sprechen, doch mußten sie warten bis nach der Mahlzeit. Da sprach der Erzbischof: „Uns sendet Herr Karl und fragt: König Göttrik, warum kamst du nicht nach Paris zur Huldigung, wie du gelobt hast auf Treu' und Ehre? Nun folge uns sogleich und weigerst du's, dann wird Kaiser Karl selbst kommen und dein Reich brechen. Aber dich, dein Weib und dein Kind hier läßt er töten und auch an Ogier wird erwiesen werden das Recht des Eidbrechers.“

„Freche Franken,“ brauste Göttrik auf, „so schmäht ihr meine Ehre? Ich lasse euch zeichnen, ihr Herren, damit Herr Karl sehe, ihr waret bei mir.“

Er ließ ihnen die Nasen abschneiden und ein Mal auf die Stirn brennen.

„Nun fahret heim und meldet eurem Herrn: Wie er uns getan, so wird der Däne jedem tun, der mit Karl nach Dänemark zieht.“

Als die Verstümmelten zu Aachen ins Palatium und vor Karl traten, wurde er sehr betrübt; lang saß er sinnend, bevor er Worte fand: „Schande und Schmach. Wer wagte das zu tun?“

„Erkenne daran, daß wir bei deinem Feinde gewesen sind, der dir an all deinen Getreuen denselben Hohn bietet,“ antworteten die Boten.

„Barone!“ rief Karl, „sehet diese Unglücklichen! Bei

meinem Barte, grimmig will ich sie rächen. Bringt mir Ogier, er sterbe zuerst."

Ogier kam, beugte das Knie und bat: „Großer Karl, schone meiner! Ich will dir dienen in Krieg und Frieden und einst dieser Unglücklichen Leid wett machen."

„Er ist stark und tapfer," riefen seine Freunde, „schenke ihm das Leben." Aber die Verstümmelten schrien dagegen „Rache!" und so oft der Kaiser sie ansah, stach's ihm ins Herz und er blickte finster nach Ogier, ihm das Urteil suchend. Da stürmte ein Bote des Papstes in den Kreis mit einem Brief: darin stand geschrieben, wie Saracenen und Heiden, geführt von Corsubel, Rom erstürmt, den Papst verjagt, Männer und Weiber gemordet, in den Kirchen die Altäre umgestürzt und ihrer Götzen Bilder darin aufgerichtet hatten.

„Herzoge, Grafen und Barone," rief Karl, „ihr Herren auf: in die Waffen! Nach Rom."

Er erhob sich von seinem Faltestuhl und wiederum fiel sein Blick auf die Verstümmelten und Ogier; da befahl er:

„Richtet ihn: — er sterbe."

„Nein!" rief Naimes, seine Hand auf Ogiers Schulter legend, „er ist schuldlos und mein Freund."

Zornig hörte Karl die stolzen Worte, bald aber sprach er milde:

„Wohlan, Naimes, er lebe! Doch bleibt er mein Gefangener; du hütest ihn, bis ich ihn zurückfordere."

Die Franken rüsteten den Heereszug. Zwei Vettern des Herzogs Naimes geleiteten Ogier auf das Schloß Sankt Omer. Dort lebte Elisene, Naimes schöne Tochter; Ogier ward von Liebe zu ihr entzündet und umwarb sie heimlich. Einst lustwandelten sie miteinander; Elisenens Zicklein, das sie stets begleitete, hüpfte vor ihnen hin in

den Wald: da sprang ein Wolf aus dem Dickicht auf das Zicklein zu. Mutig griff die Herzogin mit ihren zarten Händen dem Untier an den Hals und drängte es von dem Zicklein fort. Der Wolf riß sich los und wütete vor Gier, aber schon hatte Ogier einen Stein ergriffen und warf sich ihm entgegen. Der Wolf sprang ihm an die Brust und kratzte mit seinen Klauen: das Wams zerriß, Blut spritzte auf: — dann lag das Tier, vom Stein erschlagen, am Boden.

Elisene hatte alles gesehen, erbleichend untersuchte sie Ogiers Wunde. „'s ist nur eine Schramme," lachte er. Da warf sie sich ihm jubelnd in die Arme. „Nun wisse, daß ich dich liebe."

Sie vermählten sich einander, hielten aber Liebe und Ehe geheim, weil sie des Kaisers Zorn fürchteten. Bald mußten sie sich trennen: Ogier durfte in Naimes Gefolge reiten. „Weh' mir," klagte Elisene beim Abschied, „wenn du mich verläßt, wird Schmach und Jammer mein Teil."

„Sorge nicht, Geliebte; zum erstenmal ziehe ich aus in den Kampf und will solche Ehren gewinnen, die all deinen Gram stillen: Niemand wird uns dann noch trennen."

In Paris sammelten sich die Scharen: Franken, Picarden, Bretagner, Aquitanier, Friesen, Alamannen und Bayern. Da lachte Ogiers Herz.

Den Helm auf dem Haupte, den Panzer auf der Brust, das Schwert Joyeuse in der Faust, zog Kaiser Karl an seines Heeres Spitze über die Alpen. Sie gerieten in unwegsame Wildnis: ein reißender Fluß, den sie weder umgehen noch überschreiten konnten, hielt sie auf. Die Haufen verzweifelten und gerieten in Unordnung. Karl aber kniete nieder und bat den Himmelsherrn um Hilfe:

da sprang ein weißer Hirsch im Gebüsch neben Karl auf und schritt dem Heere voran durch eine sichere Furt: — dann verschwand er.

In Susa, nahe Rom, traf Karl den Papst mit seiner Klerisei. Der klagte laut der Saracenen Gotteslästerung und furchtbare Frevel und Gewalt an Christi geheiligten Dienern.

„Gott räche sich selbst," rief Karl. „Ich räche dich, wie ich's kann."

Herzog Naimes sprach zu Karl: „Herr, mein Schildknappe ist erkrankt, gib mir an seine Stelle den gefangenen Ogier."

„Es mag sein, doch gib wohl acht, daß er nicht entrinne."

„Dafür setz' ich Herzogtum und Leben dir zu Pfand."

Ogier jauchzte: „Habe Dank, Herzog! Gott sei Zeuge: ich laufe dir nicht davon: keiner soll kühner das Schwert führen, als ich."

Corsubel, der Admiral (Sultan), lagerte in Rom; Danemont, sein Sohn, hörte von Karls Ankunft und wollte ihn gleich überfallen. Ohne seines Vaters Wissen, in der Nacht, ritt er aus mit seiner Schar. Die Franken hatten starke Wachen ausgestellt, Herzog Naimes selbst befehligte sie: — gegen Morgen sahen sie auf den Bergen die Feinde nahen und griffen sie rasch entschlossen an; so trafen die Kampflustigen aufeinander mit frischem Mut.

Die Heiden schossen Pfeile und kleine Wurfspeere aus Rohr, dicht wie Hagel, die Christen stürmten mit gesenkten Langspeeren an: ein fränkischer Edeling durchstach Danemonts Vetter. Mit wilden Worten feuerte Danemont seine Reiter zur Rache an: ungestüm drängten sie: Naimes Häuflein konnte nicht standhalten und wandte zur Flucht.

Herrn Karl ward die Schlappe kund; sogleich machte er sich streitfertig. Er bestieg Tencendur, seinen graufarbigen Hengst aus Spanien, Herzog Naimes hielt ihm den Steigbügel. Sein Banner mit der Oriflamme vertraute er Alori dem Lombarden an; der schwang's empor: „Montjoie Karl!" riefen Paladine und Heerscharen, fortstürmend in den Kampf. Denn schon war Corsubel mit einem Heere seinem Sohne zu Hilfe geeilt und stand vor Sutri, die Franken erwartend.

„Schlagt zu, Barone," rief Karl, „trefft gut den Feind!" Und eine gewaltige Schlacht hob an.

„Das ist ein hartes Volk," sprach Alori, „mich dünkt, jeder Schlag ist umsonst. Wer lieber lebendig als tot sein mag, der folge mir."

Er wandte dem Feind den Rücken, ob aus Feigheit, oder Verrat? Wer weiß das? Und viele folgten ihm.

„Ich sehe die Franken fliehen," rief Danemont, „drängt nach, rasch vorwärts!"

Da wurden viele in die Flucht gejagt, viele niedergeschossen, die aber tapfer standhielten und nicht wichen, sahen sich bald von Saracenen umzingelt. Unter ihnen war Naimes.

Karl hielt auf einem Hügel. „Herr," sprach einer seiner Gefolgen: „Alori ist ein feiger Mann: sieh', er flieht; nun glauben die Heiden, wir räumen das Feld."

„Die Scharen weichen und wanken, und Naimes seh' ich umringt," grollte Karl.

Da schallte Kriegsschrei dicht an seinem Ohr: „Schießt, schießt," und rechts und links neben Karl fiel ein Schildknecht.

Karl sah Heiden ringsum: doch schrecklich leuchtete Joyeuse in seiner gewaltigen Faust, er wehrte sich tapfer, bis seine Paladine ihn befreien konnten.

Währenddessen hatte Ogier mit tausend Schildgenossen in einem Gehölz gestanden: dorthin kam Alori mit dem Banner. Ogier griff ihm in die Zügel: „Was fliehst du, Alori, und wirfst das Banner nieder, dem wir alle folgen sollen?"

„Karl ist gefangen und all sein Volk."

„Du lügst, feiger Verräter! Du wagst nicht, geschwungen Schwert noch fließend Blut zu schauen." Und er hieb Alori einen Todeshieb und riß ihn aus dem Sattel. Rasch waffnete er sich mit Aloris Helm und Schild, sprang auf dessen Hengst, in der Rechten ein Schwert, in der Linken das Banner schwingend und sprengte zurück aufs Schlachtfeld: „Montjoie, ihr Herren, haut tapfer zu!" „Montjoie," hallte es wieder, weithin durch alle Reihen. Hoch flog die Oriflamme: hier fielen die Saracenen zu Haufen vor des Dänen Schwert, dort flohen sie mit Schanden; keiner wagte sich bald noch in seine Nähe. Ein Scheich bewachte den Haufen der Gefangenen und suchte sie nun rechtzeitig in Sicherheit fortzubringen. Ogier hatte es aber gesehen; stracks ritt er hinterdrein mit seiner Schar und geradewegs auf ihn zu. Bald waren alle Gefangenen befreit, der Scheich floh. Ogier trieb und hetzte ihn, das flatternde Banner hochhaltend.

Da kamen einige Franken nachgerannt und riefen von fern: „Kehr' um, Bannerträger, hilf deinem Herrn."

Ogier riß sein Roß herum. Vier Heidenkönige, Danemont unter ihnen, hatten Karl zugleich angegriffen. Er fiel aus dem Sattel: mit Streithämmern schlugen sie ihm auf Helm und Brünne, daß er schier betäubt wurde.

„Hilf Saint Denis!" rief Karl. „Montjoie" klang's zurück; schon war Ogier zur Stelle. Den ersten durchhieb er mit seinem Breitschwert, rasch half er Karl wieder aufs Roß und wandte sich gegen die andern drei: die flohen

wie Schafe vor einem Berghirsch und alle Heiden sprengten mit davon.

Einer ihrer Vornehmen fragte, sich im Sattel wendend: „Wer bist du, Franke, daß du uns so arg drängst? Heut Morgen sah ich dich doch fliehen mit deinem Banner.“

„Ich bin der Däne Ogier: mich sahst du nicht fliehen!“

Zornig schlug er ihm das Schwert aus der Hand und umschloß mit der Faust des Saracenen Schwertarm.

„Bist du so streitlustig, Däne, dann laß mich los und ich stelle dir unsern kühnsten Mann zum Einzelkampf: König Caraheu, er zieht heran gegen euch.“

„Schaffe mir den Kämpen: — dann magst du frei sein.“

Ogier ließ den Arm fahren, der Heide jagte davon. —

Karl sah sein Banner fliegen, den Feind fliehen: „Ist's Alori?“ sprach er, „so tat ich ihm Unrecht; bei meinem Bart, komme ich heil aus dieser Heerfahrt zurück, mach' ich ihn zum mächtigsten Mann im Frankenreich.“

Da kam Ogier vom Schlachtfelde geritten und ging vor des Königs Zelt mit dem Banner.

„Alori,“ rief Karl, „treuer Diener und Freund! Du hast mir das Leben gerettet, mein Banner wieder aufgerichtet, meine wankenden Scharen zurück zum Kampf und Sieg geführt, — begehre, was du willst, ich gewähr' es dir.“

„Herr Karl,“ sprach da Naimes, „dieser ist nicht Alori; der floh. Ogier hat den Verräter erschlagen und in Aloris Wehr dein Banner in den Sieg getragen. Sieh her.“ Er nahm dem Dänen den Helm vom Haupt. Ogier beugte sein Knie und sprach:

„Herr König, steht mir die Bitte frei, so bitt' ich um Gnade für meinen Vater, und mich nimm an als deinen Wehrmann.“

Karl zog ihn empor an seine Brust, aller Zorn war verflogen: „Edler Held, deine Bitte sei gewährt; empfange dein Schwert aus meiner Hand, schwinge es für mich und trage mein Banner im Vorstreit. Kommen wir aber wieder ins Frankenreich, dann schenk' ich dir Land und Lehen."

Karl kehrte zurück in die Stadt: Papst und Volk lobten Gott für den Sieg.

Im Saracenenlager zürnte Danemont: „Schmach und Schande! Wie ein glühender Teufel fuhr uns der Bannerträger nach."

„Sieg und Unsieg wechseln im Leben, Sohn," antwortete der Admiral; „fasse dich, schon naht Caraheu mit seinem Hilfsheer."

Der von Ogier gefangene Heide ging Caraheu entgegen und erzählte, wie's ihm ergangen mit dem Dänen: „Unsre Leute halten ihn für einen Dämon: willst du nun mich und mein Wort auslösen?"

„Das will ich, Freund," antwortete Caraheu.

Am Tage des Sieges war Carlot, des Kaisers Sohn, mit einer zahlreichen Schar in Sutri eingetroffen. Aus aller Munde vernahm er Ogiers Lob: das ließ den fünfzehnjährigen Knaben nicht ruhen. „Freunde," sprach er zu seinen Genossen, „ich will heut Nacht gegen die Heiden reiten; rüstet eure Häuflein: vielleicht erjagen wir reiche Beute und gewinnen große Ehren."

Sie waren willig: „aber laß uns Ogier mitnehmen," mahnten sie: „er ist klug und die Heiden fürchten seine starke Faust schon."

„Wir haben eben so hurtige Hände als der Däne: ich will weder seinen Rat noch seine Tat: er bleibe, wo er

ist; — ich reite, ob ihr mir folgt oder nicht.“ Da zogen sie mit ihm aus.

In derselben Nacht träumte Karl, wie ein großer, grimmer Vogel mit Klauen und Schnabel nach Carlot hackte und ihm Herz und Eingeweide herausriß. Da er aufwachte, erloschen die Fackeln im Saal. Er sprach:

„Mir träumte Wunderbares. Ruft mir Carlot, meinen Sohn.“

Statt seiner kam ein Bote und rief: „Herr König, hilf! Wir folgten Carlot zum Kampf gegen die Heiden: nur noch wenige von uns sind am Leben und in arger Not.“

„Ogier,“ befahl Karl, „rasch, waffne dich, und befreie meinen Sohn.“ —

Carlot stand im Feld und stritt wacker, doch der Feinde waren so viele. König Caraheu rief mit wilder Stimme: „Wo ist Ogier? Mit ihm muß ich kämpfen!“

„Der ist nicht hier, aber genug andre voll Mutes, dir zu stehen,“ antwortete man ihm. Der Heide ritt Carlot an, stach sein Roß nieder, und wehrlos stand der Franke vor ihm. „Ogier, wärest du nun hier!“ rief Carlot traurig, da sah er einen Heidenfürsten tot niederstürzen, Caraheu gab ihn frei: denn der Däne war da und ging mit breiten Schwerthieben in den Kampf: grauend wichen alle vor ihm. „Merke dir den, Caraheu,“ sprach der Freund, „das ist Ogier.“

Der Admiral ließ zum Rückzug blasen: aber der Däne verfolgte und rief: „so stehet doch und wehrt euch.“

Caraheu wandte sein Roß und antwortete: „Kehr' um, Ogier, ich bin König Caraheu, Gloriandens Verlobter und Frankreich bring' ich ihr zur Morgengabe; laß uns diesen Krieg im raschen Zweikampf entscheiden vor den Toren Roms. Besiegst du mich, so gewinnst du Gloriande,

die herrliche Jungfrau, des Admirals Tochter, und wir räumen dies Land." Ogier nickte. Sie ritten auseinander.

Zu Corsubel sprach Caraheu: „Admiral, solange der Däne ins Feld reitet, siegen wir nicht, deshalb will ich's allein mit Ogier entscheiden. Sende Karl die Botschaft."

Zornig empfing Karl seinen Sohn: „Schmach und Schande hast du mir bereitet; die Heiden werden sich des Sieges rühmen über König Karls Sohn."

„Vater," antwortete der Knabe beschämt, „Ogier gewann den Sieg den Franken zurück, die Heiden flohen vor ihm."

Kein Heide wagte sich als Bote ins fränkische Lager. Da legte Caraheu köstliche Kleider an: — Niemand wußte, woher sie stammten: auf einer Insel, am Ende der Welt waren sie gefunden worden, gefertigt aus Drachenhaut — schwang sich aufs Roß, ritt selber zu Karl und sprach:

„Der Gott, dem du vertraust, segne dich und dein Reich: Also spricht zu dir der Admiral: Laß dir genug sein des Sieges: steck' ein dein Schwert und laß mir Rom, die Stadt: willst du das aber nicht, dann soll ein kurzer Kampf zwischen uns entscheiden. Darum fordre ich, König Caraheu, in meines Herrn Namen Ogier heraus. Siegt der Däne, so wenden unsre Heere, besieg' ich ihn, dann beugen sich die Franken vor dem Admiral."

„Ich bin bereit," rief Ogier.

Schweigend hatte Karl die Botschaft gehört, leuchtenden Auges die Recken betrachtet, dann antwortete er drohend:

„Heide, dir soll geschehen, wie du begehrst."

Als Caraheu mit dem Bescheid zurückkam, erhoben sich zwanzig Fürsten von ihren Sitzen und wählten die besten Waffen für Caraheu aus. Auf einer Insel im Tiber trafen die Recken einander, ohne Begleiter. Danemont war aber zuvor heimlich mit einer bewaffneten Schar

dorthin geeilt und hielt sich geborgen in einem Gebüsch, von wo aus er den Kampfplatz überschaute. Einige vornehme Franken hatten Ogier geleitet und blieben am Ufer zurück, des Ausgangs harrend. Gloriande kam gegangen, das Wettspiel anzusehen; sie setzte sich unter einen Ölbaum.

„Ogier," begann Caraheu, „glaube an Allah, komm zu uns und dort die schöne Jungfrau soll wählen zwischen dir und mir."

„Das sind leichtfertige Reden; Herr Karl hat mich hergesandt, gegen falsches Recht und Irrlehren zu streiten, nicht um schönen Weibes Gunst. Wahre dich, du sollst den Dänen spüren."

Ogier wollte seinem Feinde gleich das Haupt spalten: doch sein Schwert glitt ab und streifte des Rosses Nacken: es scheute auf und rannte davon; Caraheu trieb es zurück, schoß seinen Wurfspeer und verwundete Ogier in der Seite. Zornig hieb Ogier auf Caraheus harten Helm. Steine brachen heraus, der Riemen barst, der Helm fiel, aber der Heide hatte schon des Dänen Schild zerhauen und saß noch immer heil; nun faßte Ogier den Speer und rannte ihn an, daß er wie tot rücklings auf seinem Hengste lag. Da brach Danemont mit den Bewaffneten hervor und alle hieben auf Ogier ein, nur Danemont wagte sich nicht in seine Nähe.

Caraheu erwachte aus seiner Betäubung, sah den Verrat und warf sein Schwert weit weg.

Ogier verteidigte sich, erschlug manchen Mann: aber das Blut tropfte ihm aus breiten Wunden, ermattet, wurde er von der Überzahl gebunden.

Er rief den Franken ans Ufer hinüber: „Lauft und meldet Karl, daß ich nicht besiegt bin."

Schon stand Ogier vor dem Admiral, der sprach: „Ich

will Rache an dir nehmen. Glied für Glied mußt du sterben."

Da trat Caraheu hinzu.

„Ich habe den Dänen nicht besiegt; dein Sohn überfiel ihn mit Verräterei und nahm ihn gefangen. Gib ihn frei!"

„Niemals," antwortete Corsubel.

„Mir folgt eine Heerschar: keiner von uns allen zieht dann noch das Schwert für dich."

„Tut was ihr wollt, ich sage nein."

„Vater, sage ja, um Caraheus willen," bat Gloriande; Danemont spottete: „du sprichst wie ein verliebtes Mädchen."

Und Ogier wurde fortgeführt.

Caraheu hub am nächsten Morgen wieder an zu bitten: „Herr, gib ihn frei, mir zuliebe."

„Nicht eher bis ich Paris gewonnen habe."

„Das gewinnst du nie, nimmst du nicht andre Leute dazu als dich und deinen Sohn."

Zornig fuhr der Admiral auf: „Morgen laß ich den Dänen hängen."

Caraheu ging hinaus, sprang auf sein Roß und ritt zu Kaiser Karl: „Hier bin ich, dein Gefangener. Laß mich desselben Todes sterben, den Ogier sterben wird; ich will nicht leben, mit Schmach bedeckt."

Aber Karl sprach: „Sei mir willkommen, Caraheu, du bist ein treuer Mann."

So blieb er bei den Franken. Im Heidenlager hob keiner von seinen Kriegern nur die Hand für den Admiral. Zornesvoll über Danemonts Verrat erneute Karl den Kampf. Wacker hatte Carlot den ganzen Tag mitgefochten bis abends die Heiden flohen: er verfolgte sie bis an die Mauern Roms. Da stand Gloriande auf einem Turm und rief ihn an: „Kehr' um, Königssohn, hier innen

waffnen sich tausend Krieger gegen dich. Sage Caraheu gute Nacht von Gloriande und Ogier lebe wohlbehalten in meiner Obhut." Die Franken hörten die freudige Nachricht und jagten zurück. In Rom waren zwei Boten aus dem Orient eingetroffen: „Freue dich, Admiral," riefen sie, „dir kommt Hilfe: zwei Könige mit Heeresgefolge ziehen heran auf vielen Schiffen: sie sorgen sehr, daß der Franke vor ihrer Ankunft ihnen entweicht."

Danemont sprach: „Traun, Karl flieht noch lange nicht! Ich habe drei Schlachten gegen ihn verloren und verlange nach keiner vierten. Kehr' um, Vater, nach Babylon; niemand wird Karl besiegen."

„Der ist mein Sohn nicht, der also spricht! Daß nicht die Erde dich verschlingt!"

„Wir liegen ein Jahr hier," fuhr Danemont fort, „die tapfersten unsrer Leute sind erschlagen oder wund, die andern fliehen, sehen sie nur Karls Banner fliegen und hören sie sein ‚Montjoie' gellen."

Die Heidenkönige langten an: Brunamont, der eine, wollte nicht früher mit dem Admiral reden, bis er die Franken besiegt hätte. Stets lag er im Feld, unter seine Speisen wurde Blut gemischt, er hatte Katzenaugen, sah besser in der Nacht als bei Tage, und zog er durchs Land, war er einem Dämon ähnlicher als einem Menschen. Nun fuhr er in seine achtfarbige Brünne, band sein zweiarmslanges Schwert an die Hüfte, das hatte einst Nabuchodonasar getragen, stieg auf seinen Hengst Braiefort und ritt an den Tiber: Braiefort schwamm so leicht, wie er lief. Er begegnete am andern Ufer Naimes mit zwei Paladinen; sie kamen von der Jagd mit Habicht und Hunden. Der eine stach mit seinem Jagdspeer dem

Unbekannten gegen die Hüfte: der Speer brach an den Heidenknochen, Brunamont wankte nicht einmal im Sattel, aber er warf seinen Rohrspeer dem Angreifer an den Kopf; der flog vom Roß und alle Gebeine zerbrachen ihm. Darauf griff Brunamont einen Jäger an, der sein Roß tränkte, zerschlug ihm das Schlüsselbein, nahm das Tier und ritt stracks nach Rom zum Admiral, der sich so sehr bei Brunamonts Anblick erfreute, daß er schier vom Verstand gekommen wäre.

„Ich gebe dir Gloriande zum Weibe, dazu Karls ganzes Reich, wenn du es eroberst," sprach er. Eilig lief ein Getreuer zu Gloriande: „Wehe! dein Vater hat dich soeben dem Unhold Brunamont versprochen." Ogier war zugegen und sprach: „Das mißbehagt mir. Geh', schöne Gloriande, bitte deinen Vater, daß er mir Gehör gewähre." Der Admiral empfing sie mit den Worten: „Tochter, ich gebe dich dem besten Kämpen, den ich kenne."

„Dank für deine Güte, wüßt' es Caraheu, müßte mich der Mann teuer erkaufen. Laß mich ihn schauen."

„Hier steht er," antwortete Brunamont, „ich schenke dir Francien zur Morgengabe und König Karl gebunden zu deinen Füßen."

„Mein Vater hält einen Franken gefangen, der wiche nicht Fußesbreite von dir zurück."

„Das wollen wir einmal erproben," rief der Riese.

„Vater," wandte die Jungfrau sich an Corsubel, „Ogier hat mit dir zu reden, hör' ihn an. Der Admiral winkte Gewährung; Ogier kam und sprach:

„Du hast übel getan, Gloriande in eines Unholds Macht zu geben; du hast Caraheu betrogen: ich bin sein Freund und will kämpfen gegen Brunamont und Caraheus Rechte verteidigen, da er es selbst nicht kann."

Brunamont lachte: „Bist du so schnell mit den Hieben

wie mit den Worten? Ich nehme deine Forderung an: fällst du, ist Gloriande mein, fall' ich, bist du frei." Sie legten die Hände ineinander, daß es gelten sollte. „Und nun," schloß der Heide, „waffne dich bald."

Ogier sandte Caraheu Botschaft, der nahm Urlaub von Karl und ritt nach Rom. Erstaunt fragte ihn der Admiral, wie es ihm ergangen sei?

„Gut, König Karl ist ein edler Herr. Hast aber du wirklich meine Braut Brunamont gegeben, dann soll er sie teuer erkaufen."

„Mit dir hab ich nichts zu schaffen," antwortete der Unhold, „Ogier ficht statt deiner."

Caraheu ging zu dem Dänen und dankte ihm für die Treue. Er beschaffte die festeste Brünne und schnallte sie dem Freund um, band ihm einen Helm auf, darin ein Adamas stak, den kein Schwert zerhacken konnte, und wunderkräftige Steine wie brennendes Feuer zierten ihn rings. Dann gürtete er ihm das Schwert Curtaine um die Lenden: „Das sei dein eigen, Freund, bei Machmed! nicht Vater noch Bruder gäb' ich's um hundert Pfund Goldes. In Natternblut ist es gehärtet, vier Jahre lag es auf einem Schatz unter geflügeltem Drachen, darum leuchtet es wie schieres Gold."

Nun half er ihm auf den Hengst Bursant, der schneller lief als ein Windspiel und reichte ihm einen Speer, daran Glorianden Zeichen flatterten. Glänzend wie der Morgenstern ritt Ogier auf die Insel im Tiber, in früher Morgenstunde des Gegners wartend.

Brunamont stand gewaffnet: vier Könige hielten ihm den Steigbügel, der Admiral gab ihm den Wurfspeer mit feuerfarbenem Wimpel geschmückt. Gloriande sprach arglistig: „Brunamont, du bist ein schöner Mann! schone Ogier!"

„Um deinetwillen sei's: — ich bring' ihn dir lebend."

„Tu's, dann soll bald unsre Hochzeit sein." Sie sah hinter ihm her und betete leise: „Gott, der du die Welt werden ließest, nun hilf dem Recht: dein Haß komme über Brunamont, daß er nicht zurückkehre."

Auf Pfeilschußweite durfte niemand den Kämpen nahen: doch Karl stand mit seinem Heer bereit, eingedenk des ersten Verrats.

Brunamont sprach zu Ogier: „Ergib dich mir, ich versprach Gloriande, dich nicht zu töten."

„Du magst ihretwegen tun, was dir beliebt; jetzt wollen wir die Waffen gebrauchen," antwortete der Däne.

Sie rannten zusammen, ihre Speere brachen krachend: aber keiner wankte im Sattel. Sie stiegen ab und zückten ihre Schwerter, und weithin hörte man den Schall des Eisens auf Helm und Schild. Ein furchtbarer Schlag traf den Adamas und warf Ogier ins Knie: aber gleich war er wieder auf und führte blitzesschnelle Hiebe. Brunamont konnte sich nur mit dem Schild decken, er kam zu keinem Schlag. Ogier schlug ihm den Helm entzwei, den Schädel blutig, die Brünne auf der Achsel auseinander und mitten durch spaltete Curtaine den Schild. „Verwünscht dein Schwert!" rief Brunamont, „noch keines hat mich zuvor verwundet. Der dir das gab, liebte dich mehr als sich selbst."

Und gar wild zerhackte er nun des Dänen Schild, ohne ihn zu verwunden.

„Warte nur, es kommt noch besser," rief Ogier. Dann ruhten sie eine Weile.

„Von welchem Geschlecht entstammst du?" fragte der Heide.

„Wo ich geboren bin, kennt man deinesgleichen nicht: man ißt dort weder rohes Fleisch, noch trinkt man Blut,

wie du tust. Da streitet man Ehrenkämpfe mit Männern, nicht mit Unholden; und wenn du zur Hölle fährst und man fragt dich, wer dich hingeschickt habe, so sage: das hat ein dänisch Königskind getan."

„Nun verdirb, Christenhund," rief Brunamont grimmig aufspringend: er schlug ihm den Schild in Stücken und eine Wunde in den Kopf: „nimm dies zur Antwort und lerne Blut schlucken, wie ich."

„Das zahl' ich heim, oder trage nie mehr Karls Banner," schwur Ogier, schlug zu mit Curtaine und traf ihn auf die Achsel, Brust und Seite spaltend: tot stürzte der Riese nieder. Ogier schnitt ihm das Haupt ab und band es an den Sattelriemen, stieg auf des Toten Hengst Braiefort und ritt seines Weges.

Caraheu ging ihm entgegen; er führte ihn zum Admiral und sprach: „Herr, nun entlaß ihn königlich, — und du, kehr' um nach Babylon."

Drei Maultiere mit Kostbarkeiten beladen schenkte Corsubel Ogier, Caraheu geleitete ihn zu Karl. Dort erreichte den Saracenen ein Bote Gloriandens: der zweite Heidenkönig war eingetroffen, er hatte sich mit Brunamonts Schar gegen den Admiral empört; Gloriande war in seiner Gewalt, durch die Straßen Roms tobte der Kampf. Caraheu eilte sofort zu ihrer Befreiung zurück.

„Bei Saint Denis, nach Rom, ihr Herren!" befahl Kaiser Karl und zog mit seinen Scharen gegen die Stadt. Sie erstiegen die Mauern, erzwangen die Tore, Corsubel und Danemont warfen sich ihm entgegen, doch vergebens. Ogier drang aufs Kapitol, dort traf er Danemont: er rannte ihn an mit gesenktem Speer, durchstach ihn und schleuderte ihn tot aufs Pflaster. „Montjoie, Karl!" rief er, das Banner schwingend. Corsubel tat noch einen Streich nach Karl, der ihn mit dem Schild auffing:

lichten Schein gab Joyeusens Schwertknauf, und weithin flog des Admirals Haupt. Da erschraken die Saracenen: die einen liefen zu Caraheu, die andern entwichen durch die Tore, die ihnen noch offen standen, so schnell sie konnten und ihnen folgten alle Heidenvölker miteinander.

Währenddessen hatte Caraheu seine Braut befreit und in einem Palast geborgen. Dort fand Karl sie beide.

„Edler Caraheu, werde Christ," sprach er mild, „ich gebe dir Lehen und Ehren, ebenso reiche und hohe, als du sie in deiner Heimat hast."

„Nein, Herr," antwortete Caraheu, „ich bleibe meinen Göttern getreu, wie mächtig auch der deine sei, und ich lasse nicht von meinem Volk und meiner Heimat: lieber sterbe ich."

Karl wandte sich zu Gloriande: „Schöne Jungfrau, entsage Mohammed und diesem Heiden: wähle Ogier, der dich von dem Unhold befreit hat; ich mache euch reich und mächtig dazu!"

„Herr Karl, ich kann keinen andern lieben, als Caraheu, ihm allein will ich folgen und müßt' ich darum sterben."

Zürnend blickte Karl auf die Verlobten, aber bald glänzte sein Auge feucht und er entschied mit weicher Stimme:

„Seid beide frei! Zieh' in deine Heimat mit all deinem Volk, Caraheu, nur gelobe mir, nie mehr die Christenheit zu bekriegen."

Caraheu gelobte das und zog nach Babylon. Er wurde Admiral und hielt Hochzeit mit Gloriande.

Karl stellte die alte Ordnung wieder her und der Papst ritt an seiner Seite in Rom ein und segnete die Franken.

2. Von Roland.

Karls Lieblingsschwester Gisela liebte den schlichten Grafen Milon von Anglant. Sie suchten einander ungestört zu sehen: in Frauenkleidern schlich Milon unter den Mägden zu ihr. Bald entdeckte Karl ihrer Liebe Geheimnis: zornflammend warf er beide in den Kerker zu Paris und bedrohte sie mit schwerer Strafe. Herzog Naimes aber öffnete heimlich den Liebenden den Kerker und verhalf ihnen zu rascher Flucht. Karl ächtete den Grafen und zog seine Güter ein. Da flohen sie nach Italien. In einer Höhle bei Sutri gebar Gisela einen Sohn, den sie Roland nannten. Der Knabe gedieh und wuchs, aber ihre Barschaft war bald aufgezehrt, Milon mußte ausziehen, um Hilfe zu schaffen.

Gisela saß einsam in der Felsenhöhle, Roland lief umher: Hunger und Not hatten ihn bald gelehrt, Speise zu gewinnen für die Mutter und sich. In der Stadt bezwang er im Kampfspiel vier Knaben, die brachten ihm rotes und weißes Tuch und ließen ihm's vierfältig zusammennähen zum Rock. —

Kaiser Karl war auf der Heimfahrt von Rom und rastete in Sutri. An herrlicher Tafel saß er in der Halle und alles arme Volk der Stadt speiste im Vorhof. Edelknaben gingen dienend umher mit gefüllten Goldbechern, Sang- und Saitenspiel tönte. Karl schaute durch das Bogentor in das Gedränge der Bettler; da sah er einen Knaben kommen, ärmlich in buntes Tuch gekleidet, aber trotzig blickte er aus blauen Augen, goldbraune Locken umrahmten sein edles Gesicht. Er schritt mitten durch die Bettler und geradezu in den Saal an des Kaisers Tisch

und nahm mit fester Hand eine Schüssel voll Hirschgebrät und trug sie hinaus. Staunend hatte Karl ihn gewähren lassen. So taten's die andern auch. Nicht lange, da kehrte der Knabe schon wieder zurück und nahm des Kaisers gefüllten Goldbecher fort. Karl hustete stark, den Knaben zu erschrecken: aber der zupfte ihn am Bart und fragte: „Was fehlt dir?" und schaute ihn mit einem Blick an, stolzer als der Kaiser blickte, und schritt weg mit dem Becher.

„Halt, Knabe," rief Karl, „das ist sonderbarer Brauch! Für wen nimmst du mir Speise und Trank fort?"

Roland wandte sich auf der Schwelle des Saales und antwortete: „Für meine Mutter, Herr, der's geziemt wie Euch." Dann eilte er hinaus. Der Kaiser erhob sich, winkte seinen Paladinen und folgte mit ihnen dem voranschreitenden Knaben an die Höhle. Da stand Gisela im grauen Bettlerkleid, bleich und elend; sie sank Karl zu Füßen, aber der alte Zorn erwachte: sein Auge sprühte, drohend reckte er die Hand empor: doch Klein-Roland umklammerte sie mit gewaltigem Griff und zog sie herunter. Blut quoll unter des Kaisers Nägeln vor. Da sprach Karl mit weicher Stimme: „Steh' auf, Schwester, um deines Knaben willen verzeih ich dir. Er soll ein wackrer Degen werden, folgt mir an meinen Hof."

So kehrte Gisela nach acht Jahren aus dem Elend zurück in Glanz und Glück.

Und in Paris löste Karl sein Wort: er gab Ogier ein Herzogtum in der Picardie, eine Grafschaft in Burgund, dazu vier feste Schlösser mit allen Einkünften zum ewigen Lehen. So sehr er ihm einst gezürnt hatte, so gern sah er ihn nun der Schar seiner Vasallen eingereiht.

Da erhielt Ogier Nachricht von Elisene, daß sie ihm einen Sohn geboren und Balduin getauft habe. Er sandte ihr köstliche Geschenke und die Botschaft, bald komme er selbst. Nun hielt er seine Liebe nicht länger geheim, Herzog Naimes sagte ja und Ogier eilte mit des Kaisers Urlaub nach Sankt Omer und führte sein Weib heim.

Auch an Milon von Anglant erwies sich Herrn Karls Milde: er hob die Acht auf, gab ihm sein Lehen zurück und berief ihn wieder an seinen Hof und zu Weib und Kind. Roland ging im Edelkleid unter den vornehmsten Knaben, stolzen Mutes und geraden Sinnes. Karl liebte ihn, wie einen eignen Sohn.

Einmal saß Karl beim Mahle zu Aachen in seiner Pfalz, um ihn seine Paladine. Herzog Naimes, Graf Richard von Normannenland mit dem grauen Auge, dem braunen Haar; der war so kühn und stark, daß er Furcht nicht kannte. Da saß Turpin, mit der Adlernase, den dunklen Augen und dem glatten, schwarzen Haar. Als bescheidener Priester war er einst aus Rom an Karls Hof gekommen und dort geblieben; und Karl erhob ihn zu seinem Kanzler und bald zum Erzbischof von Reims. Er war ein streitbarer Herr: er fehlte nie freiwillig, wann Herr Karl zu Felde zog, und tapfer schwang er Almace, sein Schwert. Neben ihm saß Graf Garin, dem hatte der Kaiser Land und Schloß am Rhone geschenkt. Die hohe kräftige Gestalt, das helle Haar, das lichtblaue Auge und rosige Antlitz verrieten sein austrasisch Geschlecht, ihm war kein Dienst zu schwer für seinen Herrn.

Da war Graf Haimon aus dem Ardennerwald, der niemals floh, wann er im Streite stand. Er war nicht groß, aber unter breiten Schultern wölbte sich weit die Brust, man sah's den sehnigen Armen an, daß sie den Wurfspeer sicher und kräftig schleuderten, und den starken

Schenkeln, daß sie wilden Hengst leicht bezwangen. Breit war ihm Stirn und Kinn gewachsen, rotbraun Haar wie Bart, und fast trotzig blickte sein dunkelblaues Auge. Leicht riß ihn der Zorn hin, seine Rede war oft rauh, aber treu sein Herz. Er war der jüngste von vier Brüdern; die hatten viel Streit mit ihrem Kaiser und vermieden es, huldigend zu Hofe zu gehn. Ihr Ahnherr hatte bei Mainz gesessen.

Schäumender Wein funkelte in Gold- und Silberbechern, auf gleißenden Schüsseln trugen Edelknaben duftende Speisen herein, da hub der Kaiser an: „Ihr Herren, das beste Kleinod dieser Welt fehlt uns noch: das trägt ein Riese in seinem Schild, im Ardennerwald."

Hei, sprangen sie da auf: Graf Richard, Turpin, Erzbischof von Reims, Naimes von Bayerland, Graf Garin, Milon von Anglant und Graf Haimon aus dem Ardennerwald und wer ihrer noch zugegen war; da wollte keiner säumen: sie legten das Eisenkleid an und zogen aus. Roland sprach zu Milon: „Vater, hältst du mich auch noch zu klein, mit dem Riesen zu streiten, so will ich doch Schild und Speer dir nachtragen." Es war heiße Sommerszeit: zu sechst ritten sie aus, Roland hinter seinem Vater mit Schild und Speer. Im Ardennerwald trennten sie sich. Drei Tage lang zog Milon hin und her, den Riesen zu finden, am vierten mittags legte er sich unter eine Eiche, zu ruhen. Roland bewachte seinen Schlaf. Da sah er ein Leuchten durch den Wald dringen, das alles Getier im Walde aufscheuchte, und sah, daß es von einem großen Schilde kam, welchen ein Riese trug, der den Berg niederstapfte. „Was soll ich den Vater im Schlafe stören?" dachte er bei sich, band sich des Vaters Schwert um, nahm Speer und Schild, stieg auf des Vaters Roß und ritt den Riesen an. Der lachte ihn aus: „Was willst du, kleiner

Fant? Dein Schwert ist zweimal so lang als du selbst, dein Speer zieht dich vom Roß herunter und dein Schild erdrückt dich ja." „Nur auf zum Streit, du lachst nicht lange mehr," antwortete Roland. Der Riese schlug mit seiner Stange nach dem Knaben: geschwind wich der kleine Held zur Seite und warf seinen Speer, aber er sprang von dem Schild auf Roland zurück. Nun faßte der das Schwert mit beiden Händen, der Riese langte nach dem seinen, — ein wenig unbehende — Roland kam ihm zuvor und schlug ihm unter dem Schild die Linke ab. Hand und Schild rollten auf den Boden. Des Riesen Mut schwand: er lief dem Schilde nach: da stach ihn Roland ins Knie, daß er stürzte. Hurtig sprang Roland aus dem Sattel, griff den dicken Kopf bei den Haaren und hieb ihn ab. Das Kleinod brach er aus dem Schild und barg es in seinem Gewand. Dann wusch er sich an einem Quell Gesicht und Hände vom Blut rein und ritt zurück an die Eiche, wo er den Vater noch schlafend fand. Ermüdet schlief auch er bald ein, bis ihn Milon spät am Tage weckte: „Wach' auf, Sohn, daß wir den Riesen suchen." Sie brachen auf und kamen bald an die Stelle, wo Roland den Riesen erschlagen hatte: staunend sah Roland, daß nur noch der Rumpf dalag, Haupt, Hand, Stange und Schild fehlten; er schwieg, aber Milon klagte: „Was ist das für ein langer Kerl gewesen? Sohn, das ist der Riese, und ich hab' Ehr' und Ruhm verschlafen." Trübselig ritt er nach Aachen zurück.

Kaiser Karl saß harrend in der Pfalz: „Meine Helden säumen lange: doch traun, dort kommt einer geritten mit des Riesen Haupt."

Haimon war's, unlustig legte er das Haupt vor Karls Füße: „Ich fand's im Wald, den Rumpf daneben."

Bald langte Turpin an mit des Riesen Faust im

Erzhandschuh, lachend hielt er sie Karl hin: „Ich fand sie, schon so zugehauen!“

Dicht hinter ihm schritt Herzog Naimes in die Halle mit der Stange: „Schaut, Herr Karl, was ich für einen Fund getan: die wiegt ein Stück!“

Graf Richard schritt neben seinem Roß daher: er brachte auf seines Tieres Rücken Brünne und Schwert des Riesen: „Mir waren sie zu schwer zum Tragen: wer Lust hat, laufe in den Wald, er mag noch allerlei finden.“

„Dort kommt Garin mit dem Schild,“ rief Karl, „tröstet euch, der bringt uns das Kleinod.“

„Nein, Herr Kaiser, ich bringe nur den Schild, der Stein ist herausgebrochen,“ antwortete der Eintretende. Milon kam, der letzte, langsam geritten, hinter ihm Roland. Als sie der Pfalz nahten, brach Roland aus seines Vaters Schild den Zierat in der Mitte, zog das Kleinod aus seinem Wams und setzte es an die Stelle. Das gab einen Schein weithin, wie die lichte Sonne. „Heil Milon von Anglant!“ riefen da alle — „er bringt das Kleinod, er hat den Riesen erschlagen.“

Milon schaute um und sah staunend das Leuchten seines Schildes. „Sohn Roland, wer hat dir das gegeben?“

„Niemand, Vater, ich hab’s genommen. Zürne nicht, daß ich den Riesen erschlug, während du gerade schliefst,“ antwortete der Knabe.

Freudig zog Karl den jungen Schildträger an seine Brust: „Warte nur, bald gebe ich dir ein Schwert.“

---

3. Die Schlacht am rauhen Berge.

Karl hielt, um Pfingsten war's, Hoftag in Paris, die Großen seines Reichs waren gekommen, mit vielen Gefolgen. Ogier, König Salomon, Garin, Sansun, Herzog von Burgund, Ganelon von Mainz, Graf Grison von Hautefeuille, Galdebod der Friese, und viele andre: Grafen, Barone, Edelinge aus sechs Königreichen, wohl tausend Männer in allem. Der Kaiser saß auf seinem Hochsitz, Herzog Naimes stand an seiner Seite und mahnte: „Gib ihnen Gaben, Herr Karl, gib immer wieder deinem treuen Volk." Und Waffen, Kleider, Gold und Silber spendete Kaiser Karl mit offenen Händen. Da drängte sich ein Fremder durch die dankende, jubelnde Menge bis vor des Kaisers Thron: er war ein Saracene: „Baland heiß' ich," hub er an mit hochfahrender Gebärde, „bin ein Bote meines Herrn, Agoland von Afrika, des Admirals, und also spricht er zu dir: „Kalabrien hab' ich bezwungen, eure Kirchen niedergerissen und strecke meine Hand aus, der Franken Reich zu nehmen. Kaiser Karl, unterwirf dich mir: doch eile dich! Bekenne Mohammed, dann magst du dein Reich behalten!"

Zornflammend fuhr Karl vom Sitze auf, schon hatte seine Faust das Schwert zur Hälfte aus der Scheide gerissen, da legte sich Naimes Hand auf seinen Arm und er flüsterte: „Halt' an dich, Karl! Heilig sind Gesandte." Langsam ließ der Kaiser das Schwert zurückgleiten, er strich seinen langen, schon mit weißen Haaren durchzogenen Bart und sprach funkelnden Blickes: „Bote, säume hier nicht länger, kehr' um, raste nirgends, eile, deinem Herrn zu melden: Karl kommt."

Fort flog Baland, der Krieg war beschlossen. Der Hoftag ward aufgelöst, die Orte wurden verabredet, wo die verschiedenen Scharen zu des Kaisers Hauptheer stoßen sollten, und die Vasallen eilten in ihre Lande, sofort die Kriegsfahrt zu rüsten.

Roland war noch zu jung, an einer Schlacht teilzunehmen: der Kaiser befahl dem Erzbischof Turpin, ihn und seine Bankgenossen nach Laon, in das feste Schloß, zu führen. Allein kaum war Turpin wieder fortgeritten, da stachelte jung Roland seine Genossen auf: sie überwältigten den Burgwart und erzwangen das Tor, Rosse und Waffen waren schnell beschafft, sie ritten dem Heere nach und erreichten bald des Kaisers Nachhut. Lachend verzieh Karl den Ungehorsam, aber sie hatten in der Nachhut zu bleiben.

Kaiser Karl zog in Eilmärschen durch Francien nach Rom, von Woche zu Woche wuchsen seine Heeresmassen an von eintreffenden Vasallen. Auf der Fahrt — so wird erzählt — erkrankte ein Edler: sterbend übergab er seinen Hengst einem Freunde, der ihn verkaufen und den Erlös unter die Armen verteilen sollte zum Seelenheile des Verstorbenen. Der Freund löste hundert Gulden für das Tier, behielt das Gold und vertat es. Dreißig Tage danach stand der Tote vor ihm und sprach: „Du hast übel getan an mir, doch Gott war mir gnädig, dreißig Tage habe ich gebüßt, morgen fahr' ich in den Himmel, du aber an meine Stelle.“ Da kam der Teufel und holte den unredlichen Freund mit Leib und Seele. Nach vier Tagen fand Karl den verschwundenen Mann mit umgedrehtem Halse.

In Rom stieß Gerhard von Fratte, Herzog der Langobarden, mit seiner Schar zum Heere. Lang hatte er sich geweigert, dem kaiserlichen Heerruf Folge zu leisten, und

trotzig Karls Boten, Erzbischof Turpin, geantwortet: dazu verpflichte ihn sein Lehnseid nicht. Erst als sein Weib ihn mit sanften Worten darum gebeten hatte, war er aufgebrochen. Als dem Kaiser seine Ankunft gemeldet wurde, erhob er sich und ging dem trotzigen Vasallen entgegen zur Begrüßung: da glitt ihm der Mantel von den Schultern, Herzog Gerhard beugte das Knie und hob ihn wieder auf, Turpin stand dabei, lächelte fein und sprach: „Seht, Herzog, nun habt Ihr, wie Vasallen tun, dienend vor Eurem Herrn gekniet.“

Von Rom zog Karl mit seinem ganzen Heere nach Kalabrien. Erzbischof Turpin segnete es: das Lager war zwei Tagesmeilen lang und breit, zwölf Meilen weit hörte man den Waffenlärm und das Getöse.

Almont, Agolands Sohn, war jung und feurig: er hatte ganz Kalabrien und Apulien in seine Gewalt gebracht. Als er hörte, daß Karl nahte, nahm er Durendal, sein gutes Schwert, das nicht zerbrechen konnte; denn Weland hatte es geschmiedet und die Helze war aus dem Holze des Baumes Ajol gefertigt, und der Held blies in sein Horn Olifant: — fünfzehn Meilen weit drang sein Schall: — sammelte seine Schar und zog gegen Karl. In den Tälern am rauhen Berge (Aspremonte) stießen die Heere aufeinander. Die Saracenen hatten einen Wagen mit drei Rindern bespannt: darauf stand ihr Banner aus feuerrotem Zindal, von hoher Stange herabflatternd: und sie hatten geschworen, nicht zu fliehen, solange noch das Banner flattere.

Als der Kaiser in die Schlacht ritt, scheute sein Grauhengst vor diesem Banner: er wollte nicht vor- noch rückwärts. Die Christen wurden verwirrt, mußten auf einen

Berg fliehen und konnten nichts als sich verteidigen. Der Kaiser aber ließ dem Hengst die Augen verbinden und sprengte geradewegs auf den Bannerwagen ein. Mit sicherem Hieb schlug er das Banner nieder, und Entsetzen faßte die Saracenen: sie flohen, doch viele tapfere Franken wurden erschlagen.

Die Franken verfolgten nicht, sondern trugen die erbeuteten Schätze in ihr Lager.

Almont rief zürnend: „Wo sind nun die Tapfern, die so stolze Worte redeten, als sie in meines Vaters Palast saßen, zwischen Frauen und Mädchen, und meines Vaters Wein tranken? Pfui über sie alle! Niemals werde ich mich der heutigen Schmach trösten.“

Es war noch früh am Tage: des Kampfes begierig kam Agolands Schwestersohn mit einer Bannerschar, ihm folgten noch vier Geschwader, von Emiren und Scheichs geführt. Sie ritten auf starken Hengsten, in blanken Waffen: der Schein von ihren Helmen und Schilden ging über Berg und Tal. Der Jüngling begrüßte sie und klagte seinen Unsieg: „Und das grämt mich doch zumeist, daß Karl mein Banner gewonnen hat: könntet ihr es zurückgewinnen, ich wollt' es euch reichlich lohnen.“

„Herr,“ riefen sie übermütig, „gewinnen wir's nicht zurück, noch bevor die Sonne sinkt, dann laß uns Fürsten alle hängen.“

Ein kleiner Haufe Langobarden war zur Spähe ausgeritten. Sie sahen Staub aufwirbeln, Wimpel flattern, goldene Helme und Schilde blinken: rasch meldeten sie's ihrem Herzog Gerhard von Fratte, der sandte die Botschaft weiter an den Kaiser, sammelte seine Mannen in einem Tal und sprach: „Seit Jahren zieh' ich nun in die Schlacht: seht mein Banner, von den Vätern mir vererbt, noch nie ist es in die Flucht geschlagen: folget ihm! Wer

fällt, kommt ins Himmelreich, wer am Leben bleibt, gewinnt soviel Goldes, daß er nie mehr daran Mangel leiden wird. Betet zu Gott und reitet: drauf! Zu Gottes Ehre!“

„Du sprichst gut, Herzog. Keiner wird fliehen, wenn du es nicht selbst gebietest,“ antworteten sie.

Erzbischof Turpin brachte dem Kaiser die Kunde von den wieder heranrückenden Heiden. Da ließ Karl seine Heerhörner blasen; er brach gleich auf mit seiner Schar, Herzog Naimes, herrlich gewaffnet, Graf Garin und Ogier folgten ihm zunächst. Jetzt trug der Däne Karls Banner nicht, heute wollte er nur fechten. Fern auf einem Berge sahen sie gewaffnete Reiter halten und glaubten die Saracenen schon da: Herzog Gerhard war's mit seinen Langobarden; sie schlossen sich dem Kaiser an. Beim rauhen Berge stießen die Christen mit den Ungläubigen zusammen und die Schlacht begann. Graf Garin rief hell: „Montjoie, haut wacker zu! Heut' gewinnen wir Preis und Ehren.“ Er schoß, der ersten einer, seinen Speer auf einen goldgeschmückten Heiden: tot fiel der Mann zur Erde.

Almont hieb mit beiden Händen drein: wer ihn nicht an seinem schönen Antlitz merken konnte, der merkte ihn sich an seinen Hieben, und wer einen Schlag mit Durendal empfing, kam nicht mit dem Leben davon.

„Mächtiger Gott,“ grollte Ogier, „wie dieser junge Heide uns niedermäht!“ Er spornte nun sein Roß und rannte den Tapfern mit gesenktem Speer an.

„Hier kommt einer, der gern sterben will,“ rief der Saracene lachend. Sie prallten zusammen und fielen beide aus dem Sattel; sie sprangen auf und schwangen die Schwerter. Durendal spaltete Ogiers Schild. Das sah einer von des Dänen Gefolgen, ein Franke: wütend holte er aus mit der Francisca gegen den nächsten Feind vor

ihm, einen Wesir auf reichgeschirrtem Hengst, und spaltete ihm krachend Helm und Haupt bis auf die Zähne, tot fiel der zurück in den Sattel; der Franke zog das Roß ihm unter dem Leibe fort und brachte es Ogier, der sich nur mühsam Almont vom Leibe hielt. Während er aufsaß, wurde Ogier von Feinden umringt: sie wollten ihn lebend fangen. Mit knapper Not und grimmigen Schlägen entrann er ihnen. Der Saracene aber stürmte mit seinen Genossen wild jauchzend hinterdrein; rechts und links fielen vor ihm die Christen. Da traf Almont auf Gerhard und sein Häuflein. Zehn Heiden flogen tot aus den Sätteln bei dem ersten Zusammenprall, der Herzog zwang die Heiden zum Stehen: er schlug mit jedem Schlag einen Feind zu Boden. Erst als die Nacht sank, ließen Heiden wie Christen vom Streit und noch war der Sieg nicht entschieden.

Herzog Gerhard zog unter den rauhen Berg in eine schutzgewährende Felsenkluft. Er zählte seine Krieger, viele fehlten ihm, und laut beklagte er ihren Tod. Sie verbrachten die Nacht im Sattel mit gezogenen Schwertern, eines Überfalls gewärtig.

Auf dem Schlachtfelde blieb eine starke fränkische Schar: sie bestatteten die Toten und hielten Wache. Der Kaiser lagerte mit seinem Volk in einem nahen Tale. Grafen, Edle, Freie und Knechte, Reiter und Fußgänger waren in großer Zahl gefallen.

Almont verbrachte die Nacht unfrohen Herzens in seinem Zelt. Sein halbes Heervolk lag tot oder wund. Und heimlich verließen ihn mit ihren Haufen zwei Emire: „Die feigen Verräter!“ zürnte er, „sie drängten mich zumeist zum Kampf.“

„Herr,“ antwortete der stolze Baland, „hier gibt’s

nur zweierlei zu tun: sterben, oder heldenmütig dreinhauen."

Baland glich dem Raubvogel mit den starken Fängen: wenn man ihn zu kleinen Vögeln sperrt, so schweigen alle. Keiner wagte Widerrede, Almont freute sich der stolzen Worte.

Als die Sonne aufging, sprach Herzog Gerhard: „Gebet Gott und dem Kaiser, was wir ihnen schuldig sind. Reitet rasch in den Streit."

Almont zog in aller Frühe wieder auf den Kampfplatz. Die fränkischen Wachen erfaßte gewaltiges Grausen bei seinem Anblick; laut riefen sie zu Gott um Rettung; von fern sahen sie Gerhard mit seiner Schar nahen. Almont schoß den ersten Wurfspeer. Er drang dem Wachtführer durch Schild und Herz. Baland tat den ersten Hieb und schlug einen edlen Mann nieder. Da war Gerhard zur Stelle: aber der Saracenen waren zweimal so viele als der Franken.

Die Kaiserlichen ordneten sich im Tal. Karl legte die Waffen an, da ritt Ogier vor sein Zelt: er kam vom Schlachtfelde, den Schild zerspellt, Helm und Brünne zerhackt, Blut rann an ihm nieder: „Herr Kaiser, rasch auf, der Sieg wartet deiner! Ich griff einen Dolmetsch der Ungläubigen: der Mann sagte aus: ‚Almont ist stolz, er will seinen Vater nicht zu Hilfe rufen, er will's mit seinem Volk allein entscheiden; sie sind entschlossen, zu siegen oder zu sterben.' Sende an alle deine Herzoge Botschaft: ‚Herbei!'"

Da jagten Boten davon mit gellendem Hornruf. Karl ritt so gottvertrauend in die Schlacht, daß die Heiden einer nach dem andern vor seinem Schwerte fielen. „Sehet den großen Karl!" rief Almont, „bei Mohammed, er darf nicht lebend von diesem Felde kommen!"

König Salomon hieb Bordand nieder, der Almonts Olifant trug, schon nahm er das Horn von des Toten Halse, da fuhr Durendal sausend auf seinen Helm: Haupt, Brünne, Brust, den Sattel und den guten Hengst dazu in zwei Hälften spaltend; Almont griff das Horn mit der Rechten und hing's sich selber um. Aukaris, ein edler Franke, wollte Salomon rächen und stach mit dem Speer gegen Almonts Schild, aber der Speer zerschellte, Almont faßte Durendal mit der Linken und hieb den allzu Kecken nieder. Wäre der schöne Almont ein Christ gewesen, — deuchte den Franken — so gäb' es seinesgleichen nicht auf der Welt.

Herzog Gerhard wollte der Heiden Banner niederwerfen: „Mir nach, alle, mit scharfen Hieben!" rief er und ritt den Seinen voraus: keiner blieb zurück. Schon war der Herzog so nahe dem Banner, daß er mit seinem Handschuh danach werfen konnte, da hieb er sich ungestüm einen Weg hin, die Bannerschirmer fielen, das Banner stand verlassen und war gewonnen. Erschöpft stieg der Herzog ab, die Seinen zogen ihm die Waffen aus und setzten ihn unter das Banner, das Blut rann von ihm: der Herzog war müde und durstig.

Almont mit seinen Freunden stritt dicht am Fuße des Berges, er wußte nichts von dem Fall seines Banners. Da ritten die Grafen Richard und Morand gegen sie. Morand durchspeerte den einen, König von Jerusalem: der gute Harnisch hatte ihm nichts genützt, tot sank er zur Erde. Graf Richard schoß seinen wuchtigen Speer dem Heiden Gorsant durch Schild und Herz. Als der Jüngling seine Freunde fallen sah, klagte er laut: „Was soll aus mir werden, nun auch sie tot liegen?"

„Das ist Kampfgeschick," sagte Baland, „verzage noch nicht!"

Da blies Almont in sein Horn, daß die Erde zu erzittern schien, und es sammelten sich um ihn alle Heiden, die noch in Waffen gingen, zu Roß wie zu Fuß, und grimmig begann er wieder das Schädelspalten mit Durendal. Herzog Gerhard unter dem Banner sprach bei Olifants Schall zu seinem Grafen: „Ordne deine Reiter und fort mit euch in den Kampf; ich folge, sobald ich kann, mit meinem Zuge.“

Da brachte ein Bote Almont die Nachricht von dem Verlust seines Banners. „Weh!“ rief der Königssohn, „dreimal Weh!“ Aber Baland antwortete: „Nun müssen bis Abend alle Franken erschlagen liegen, vorwärts!“ Und er fuhr unter die Christen, wie der Falk auf seine Beute stößt.

Karls Fußschar schmolz immer mehr zusammen, da kamen zur guten Stunde Gerhards langobardische Speerreiter; ihrer einer sprengte allen voran in zerfetzten Wehrkleidern, Beine, Arme und Sattel mit Blut beschmutzt: „Gott helfe dir, Mann,“ rief Karl ihn an, als er ihn sah, „wie ist dein Name?“

„Ich heiße Walter und bin aus Gerhards Zug, der Herzog hat der Heiden Banner genommen.“

„Lebt der Brave?“

„Ja, Herr Kaiser, und keiner tut solche Hiebe, wie er tat.“

Damit ritt er weiter, und Karl wandte sich einem Boten zu, der eintraf: „Nun, kommen sie bald, die Herren all aus ihren Zelten, die ich zur Schlacht entbot?“

„Sie alle sind schon gekommen, auch jung Roland.“

Roland war, als er den Klang des Heerhorns vernahm, mit seinen Bankgenossen aufgebrochen. Zwei Pfeilschüsse weit ritt er, einen Speer schwingend, ihnen voran und vorwärts, bis er unter des Kaisers Banner kam; seine Genossen

König Salomon hieb Bordand nieder, der Almonts Olifant trug, schon nahm er das Horn von des Toten Halse, da fuhr Durendal sausend auf seinen Helm: Haupt, Brünne, Brust, den Sattel und den guten Hengst dazu in zwei Hälften spaltend; Almont griff das Horn mit der Rechten und hing's sich selber um. Aukaris, ein edler Franke, wollte Salomon rächen und stach mit dem Speer gegen Almonts Schild, aber der Speer zerschellte, Almont faßte Durendal mit der Linken und hieb den allzu Kecken nieder. Wäre der schöne Almont ein Christ gewesen, — deuchte den Franken — so gäb' es seinesgleichen nicht auf der Welt.

Herzog Gerhard wollte der Heiden Banner niederwerfen: „Mir nach, alle, mit scharfen Hieben!" rief er und ritt den Seinen voraus: keiner blieb zurück. Schon war der Herzog so nahe dem Banner, daß er mit seinem Handschuh danach werfen konnte, da hieb er sich ungestüm einen Weg hin, die Bannerschirmer fielen, das Banner stand verlassen und war gewonnen. Erschöpft stieg der Herzog ab, die Seinen zogen ihm die Waffen aus und setzten ihn unter das Banner, das Blut rann von ihm: der Herzog war müde und durstig.

Almont mit seinen Freunden stritt dicht am Fuße des Berges, er wußte nichts von dem Fall seines Banners. Da ritten die Grafen Richard und Morand gegen sie. Morand durchspeerte den einen, König von Jerusalem: der gute Harnisch hatte ihm nichts genützt, tot sank er zur Erde. Graf Richard schoß seinen wuchtigen Speer dem Heiden Gorsant durch Schild und Herz. Als der Jüngling seine Freunde fallen sah, klagte er laut: „Was soll aus mir werden, nun auch sie tot liegen?"

„Das ist Kampfgeschick," sagte Baland, „verzage noch nicht!"

Da blies Almont in sein Horn, daß die Erde zu erzittern schien, und es sammelten sich um ihn alle Heiden, die noch in Waffen gingen, zu Roß wie zu Fuß, und grimmig begann er wieder das Schädelspalten mit Durendal. Herzog Gerhard unter dem Banner sprach bei Olifants Schall zu seinem Grafen: „Ordne deine Reiter und fort mit euch in den Kampf; ich folge, sobald ich kann, mit meinem Zuge."

Da brachte ein Bote Almont die Nachricht von dem Verlust seines Banners. „Weh!" rief der Königssohn, „dreimal Weh!" Aber Baland antwortete: „Nun müssen bis Abend alle Franken erschlagen liegen, vorwärts!" Und er fuhr unter die Christen, wie der Falk auf seine Beute stößt.

Karls Fußschar schmolz immer mehr zusammen, da kamen zur guten Stunde Gerhards langobardische Speerreiter; ihrer einer sprengte allen voran in zerfetzten Wehrkleidern, Beine, Arme und Sattel mit Blut beschmutzt: „Gott helfe dir, Mann," rief Karl ihn an, als er ihn sah, „wie ist dein Name?"

„Ich heiße Walter und bin aus Gerhards Zug, der Herzog hat der Heiden Banner genommen."

„Lebt der Brave?"

„Ja, Herr Kaiser, und keiner tut solche Hiebe, wie er tat."

Damit ritt er weiter, und Karl wandte sich einem Boten zu, der eintraf: „Nun, kommen sie bald, die Herren all aus ihren Zelten, die ich zur Schlacht entbot?"

„Sie alle sind schon gekommen, auch jung Roland."

Roland war, als er den Klang des Heerhorns vernahm, mit seinen Bankgenossen aufgebrochen. Zwei Pfeilschüsse weit ritt er, einen Speer schwingend, ihnen voran und vorwärts, bis er unter des Kaisers Banner kam; seine Genossen

folgten, so gut sie konnten. Die Saracenen schossen einen Hagel von Pfeilen auf sie.

„Zu unserm Unheil sind wir in dieses Land gekommen," sprach Almont, als er die neuen Scharen anrücken sah.

„Hättest du rechtzeitig Hilfe von deinem Vater begehrt, wäre Karl längst bezwungen," antwortete Baland finster.

Nun kam auch Herzog Gerhard wieder geritten: er drängte mit seinen Speerträgern so ungestüm in die Heiden, daß Almont Baland das Zeichen zum Rückzug gab. Almonts Hengst lief so schnell, daß ihn keiner überholte. Zwei von seinen Freunden, Ebraim und Baland, ritten hinter ihm; er sah um und merkte, wie Kaiser Karl, Herzog Naimes, Ogier, Roland und andre ihnen folgten. Ebraims Roß erlahmte.

„Müßte ich auch dich missen," rief der Jüngling, „das wäre mir leid;" er wandte und hielt — da kamen die Franken heran — und er stieß Naimes vor die Brust, daß er ins Gras rollte: das ledige Roß sollte Ebraim besteigen, aber Ogier schlug ihn, als er in den Steigbügel trat, nieder. Zornig hieb Almont auf des Dänen Haupt: das Schwert glitt ab und fuhr in des Rosses Nacken und trennte den Kopf vom Rumpf.

Zum Glück war's nicht Braiefort. Der Saracene entfloh, so rasch er konnte.

Baland suchte den Kaiser aufzuhalten und griff ihn an; Karl warf ihn ins Gras und sprengte dem Fliehenden nach.

Heil stand Baland auf und wollte wieder auf seinen Hengst, allein das gute Roß begehrte Herzog Naimes und sie schlugen sich um den Besitz des Tieres, daß das Feuer von ihnen flog.

Mehrere Paladine halfen dem Herzog, Ogier schwang sein Schwert zum Todeshieb über den Saracenen, da rief der Bedrohte: „Laß mir mein Leben, Franke, rette mich, Herzog Naimes, ich bin Baland und will ein Christ werden."

„Halt," antwortete Naimes, „dann soll dir kein Leid geschehen; Freunde, nehmt seine Waffen." Da gaben sie ihm Frieden.

Kaiser Karl aber jagte auf Tencendur hinter Almont her. Der war so weit voran, daß er den Verfolger gar nicht sah. An einem Bache stieg er ab, band Helm und Schwert los und legte sie auf einen hohen Steinblock; dann kniete er nieder, um zu trinken. Seit drei Tagen hatte er nicht recht getrunken. Wie er so lag, überraschte ihn Karl und nahm die Waffen von dem Stein. Almont sah's und erschrak; aber er erkannte den Kaiser nicht. Der sprach: „Glaubst du, Heide, ich wolle einen wehrlosen Mann erschlagen? Nimm Helm und Schwert, steig' auf und wehre dich; den Trunk, den du da getan, mußt du teuer bezahlen."

Rasch hatte der Jüngling die Waffen ergriffen und sprang in den Sattel und rief: „Du gabst mir mein Schwert zurück; deine Tat komme über dich! Du reitest ein rasches Roß, da du mir folgen konntest, und bist, deucht mir, von vornehmem Geschlecht, und weil du mich ehrtest, will ich dich wieder ehren: laß Hengst und Waffen hier und laufe zurück zu den Deinen, ich schenke dir dein Leben."

Karl antwortete mit zornigem Blick: „Heide, du bist nicht würdig meiner Waffen."

„Ei, wer bist du denn?" fragte der Jüngling.

„Kaiser Karl, König der Franken."

„Der große Karl!" jauchzte Almont. „Nun schmerzt

mich nicht mehr die verlorene Schlacht. An deinem Haupte will ich mich rächen und mir dein Reich gewinnen."

„Du bist nicht würdig des Reiches, das du so leicht zu erobern gedenkst! Verteidige dich!"

Drohend scholl des Kaisers Stimme. Der Heide war jung, feurig und stark, Karl hatte ein stolzes Herz und war ein gewaltiger Kämpe; sie rannten zusammen und stachen einer den andern von den Hengsten. Da zogen sie die Schwerter, und solcher Kampf war nie zuvor gesehen. Schild und Harnisch zerhackten sie, Karl schlug dem Feind auf die rechte Schulter, die Brünne barst, und eine tiefe Wunde klaffte.

„Ich sehe vier seltene Steine in deinem Helm glänzen; solange du den Helm trägst, bezwing' ich dich nicht, der Helm muß mein werden," rief der Saracene.

„So Gott will, gewinnst du ihn nie," antwortete Karl. Aber der Heide griff dem Kaiser an den Hals und drückte ihn unter sich, er zerrte an den Helmketten und Riemen, rückte und riß den Helm ihm vom Haupt, Karl hielt ihn noch mit beiden Händen gefaßt und sie zogen so beide an dem Helm hin und her.

Da kam Roland angeritten, er war dem Kaiser unablässig gefolgt; er trug den Stumpf eines zerbrochenen Speeres in der Hand. Almont achtete seiner nicht viel, weil er noch klein war. Roland sah des Ohms Not und schlug mit seinem Speerstumpf auf des Heiden Helm. Den bekümmerte das wenig, er lachte laut: „Ihr müßtet einen gewaltigen Gott haben, wenn ihr lebend von hier entkämet." Dabei hielt er mit der Linken den Helm fest und riß noch heftiger. Roland holte zum zweiten Schlage aus, Almont schwang mit der Rechten Durendal zum Schutz entgegen. Roland hieb zu, traf die Faust, und Durendal flog weit weg aus des Saracenen Griff. Da erbleichte

Almont wie der Tod. Schon hatte Roland Durendal aufgerafft, schwang das scharfe Schwert und spaltete des Heiden schönes Haupt; tot stürzte der Tapfere nieder.

Ermattet setzte sich der Kaiser auf einen Feldstein. Sorgend beugte Roland sich zu ihm nieder: „Teurer Ohm, ist Euch ein Leid geschehen?“

„Nein, Knabe,“ antwortete der Kaiser ernst, „aber wärst du nicht gekommen, so läg' ich nun tot.“

Nun kamen auch Naimes, Ogier und viele Barone in großer Sorge um ihren Herrn. Sie trugen den Toten unter einen Ölbaum und deckten ihn mit seinem Schilde. Roland nahm Durendal und Olifant, darauf kehrten sie zurück. Da konnte man kaum übers Schlachtfeld reiten vor toten Menschen und Rossen, vor Brünnen und Waffengerät.

Der Kaiser ließ die gefallenen Christen forttragen, die Toten begraben, die Wunden verbinden. Er verbrachte die Nacht in Almonts Zelt, das war aus bunter Seide gewirkt, mit Gold und Silber geziert, und köstliche Steine überall angebracht, die gaben hellen Schein wie Fackeln. Waffen lagen ringsum; oben auf der Zeltstange stak eine goldene Kugel, darin konnte man sehen, was fünfzehn Meilen weit geschah: und der Kaiser schaute bei Neapel große Heeresmassen stehen, auf dem Meer aber Kriegsschiffe heranschwimmen.

Er zeigte seinen Räten, was in der Kugel zu sehen war, und befahl, alle Scharen sollten schlagfertig sein bei Tagesanbruch.

Am Morgen berief er mit Hörnerschall die noch unbewehrten Jünglinge vor sich. Da kam auch Roland geschritten und sprach zu Naimes und Ogier:

„Weshalb haltet ihr mich wie ein Kind? Auf einem elenden Gaul bin ich gestern in die Schlacht geritten! Schafft Hengst und Harnisch, mir und meinen Genossen."

Ogier umarmte und küßte ihn: „Das sollst du alles haben."

Und Naimes führte ihn vor den Kaiser. Der sprach: „Er ist noch zu jung für Brünne und Kampf, Freund Naimes."

Aber Roland antwortete: „Bin ich auch noch jung, habe ich doch starke Hände und ein festes Herz. Gott kann den Jüngsten wie den Ältesten schirmen."

Da sprach der Kaiser: „Ich schulde dir noch den Lohn für deine Tat: wohl, was du begehrst, gewähr' ich dir."

Roland beugte das Knie, Karl neigte sich zu ihm, küßte ihn zärtlich und sprach: „Ich will dir Vater sein; steh' auf, Roland von Anglant, Markgraf der Bretagne."

Er zog ihn empor, nahm Durendal, umgürtete ihn damit und sprach: „Nimm Durendal, trag' und schwing' die gute Waffe tapfer für deinen Herrn," und hing ihm das Horn Olifant um die Schulter. „Dem Klange deines Horns sollen folgen deine edlen Bankgenossen, und wer immer in die Gefolgschaft treten will."

Naimes und Ogier banden ihm die Sporen an. Da wurde Rolands Gesellen und vielen tauglichen Jünglingen das Schwert verliehen aus des Kaisers eigner Hand, und alle traten in Rolands Gefolgschaft.

Baland ward Priestern zur Unterweisung und Taufe überwiesen. Dann ließ Karl vom Erzbischof Turpin eine Messe singen, und Roland mit seinen Freunden opferte dabei viel Goldes für die Armen.

Agoland von Afrika saß in der Burg zu Rise beim Brettspiel, als der erste Flüchtling vom Schlachtfelde am rauhen Berg hereinstürzte: „Herr," rief er, „die Franken haben gesiegt, unser Banner ist genommen, wer nicht entrann, liegt tot: von deinem Sohne weiß ich nichts zu sagen."

„Verräter und Ausreißer!" zürnte der Admiral, „du flohst von deinem Banner, statt mit ihm zu fallen, fort mit dir:" er winkte einem Kerkermeister, — „er sterbe."

Da kam ein zweiter, er schleppte sich an des Admirals Tisch, das Blut troff ihm über den Lederpanzer aus mancher Wunde:

„O Herr, dein Sohn hat den Sieg verloren: vor unsern Augen zerschlugen die Christen unsre Götterbilder auf dem Wagen und sie taten kein Wunder! — Ich sah einen gewaltigen Kämpen deinen fliehenden Sohn verfolgen und weiß nicht, wie sie schieden."

Besorgt und zornig zugleich erhob sich Agoland und sprach:

„Auf, meine Feldherren, rüstet alle Scharen."

Vergebens wartete er dann auf Almont oder dessen Boten: unmöglich deuchte ihm seines Sohnes Flucht oder Unsieg.

Er wählte zwei seiner Emire aus: „Reitet zu Karl und sprecht in meinem Namen: „Gib heraus unsre Banner und Götterbilder, bekenne Mohammed und zahle Zins: fünfzig Maultiere beladen mit Gold, vierhundert Jungfrauen, und komme du selbst barfuß und bitte um Gnade, dann will ich deiner schonen."

Als die Boten bei den Franken ankamen, fanden sie den Heerbann kampfbereit, Schar neben Schar geordnet, Ogier trug des Kaisers Banner in der Hand, Roland hielt an der Spitze eines Reiterzuges. Kaum ein Mann war

ohne Brünne, Ketten-, Leder- oder Leinenpanzer, so viele hatten sie erbeutet. „Wo ist der große Karl?" begann der erste Emir, „wir sind Boten Agolands."

„Hier bin ich," antwortete Karl vor das Zelt tretend, „redet."

Er hörte sie zu Ende, dann sprach er zornig: „Bei meinem Bart, ihr verlangt harte Dinge! Ich ging noch niemals barfuß, Gold und Silber erbeutete ich genug und teilte es aus an Herren und Knechte, Jungfrauen aber behüten wir wie einen Schatz in sichern Festen und Städten; eure Götzenbilder sind zerschlagen, ihren Goldschmuck schenkten wir unsern Troßdirnen."

„Agoland wird dich vernichten und Almont, seinen Sohn, zum König von Francien krönen," rief drohend der zweite.

„Das, Bote, wird nie geschehen. Bringt den Toten her," befahl der Kaiser. Des Jünglings Leichnam ward auf seinem Schilde herbeigetragen und vor die Füße der Saracenen niedergelegt.

„Nehmt dieses tapfern Toten Haupt," sprach Karl, „andern Zins zahl' ich Agoland nicht."

Die Emire schrien auf vor Schmerz: „Mohammed, wo ist deine Macht? Lässest du so deine Diener verderben?" rief der erste; der zweite, Julian, reichte seinen Handschuh Karl hin und sprach: „Ich biete dir einen Kampf mit unserm stärksten Kämpen. Sende wider ihn, wen du willst: siegen wir, dann sollst du Allah bekennen, siegest du, dann wollen wir . . . ."

Zornig schnitt ihm der Kaiser das Wort ab:

„Zügle deine sündige Rede: aus meinem Angesicht! Nehmt diesen Toten: sein Schwert und Horn habe ich Roland geschenkt, der ihn erschlagen hat." Er wandte ihnen den Rücken. Die Saracenen kehrten mit dem Leichnam zurück zu Agoland.

„Bringt ihr des Kaisers Zins?“ empfing sie der. Sie antworteten: „Hier nimm, was Karl dir sendet.“ Und behutsam setzten sie den Schild mit dem Toten vor seine Füße nieder. Agoland fiel besinnungslos zu Boden, dann raffte er sich auf, beugte sich über das blutige Haupt und küßte es mehr als zwölfmal. „Geliebter Sohn, wo war Allah, als du erschlagen wurdest? Sprich, Bote, was für ein Mann ist Karl?“

„Gewaltig ist er wie keiner: er schaute so grimm, daß mir das Herz erzitterte,“ antwortete der Gefragte.

Agoland hielt das Haupt immer noch mit den Armen umschlungen. Wehklagen und Racheschwur schallten weit durch die Gänge der Burg bis in die Stadt. Alle Ungläubigen rüsteten sich, zum Rachezug gegen Karl.

Am nächsten Tage rückten die Saracenen an. Die Christen zogen entgegen, in Scharen geordnet. Turpin trug dem Heer ein Kreuz voran: darin war ein Stück vom Holze des Kreuzes Christi gefaßt, an der Hüfte hing ihm sein Schwert Almace. Roland sprach zu Ogier: „Sollen wir Freunde bleiben, dann laß mich heute den ersten Streich tun.“ Da gesellten sich ihnen drei Reiter in weißen Brünnen und ritten ihnen voran. Ogier fragte den einen, was sie da wollten und wer sie denn wären? „Rede höflich,“ antwortete der Gefragte, „ich bin Sankt Georg, und stets tu' ich den ersten Streich, aber heute soll ihn Roland schlagen.“ Und zugleich kam ein gewaltiger König der Ungläubigen ihnen entgegen, Sankt Georg griff in Rolands Zügel und rief: „Schlag' ihn, rasch.“ Da traf schon des Königs Speerstoß Rolands Schild, die Brünne schützte die Brust, der Speer zerbrach; Roland schwang Durendal auf des Heiden Haupt, und hieb ihm

beim linken Ohr hinein und durch die Brust bis in das Roß: der König lag tot. „Schlag' immer so," rief Sankt Georg und sprengte mit seinen zwei Gefährten mitten in die Schlacht, den Speer schwingend gegen die Saracenen. Sie fielen vor ihm zu Hunderten, ohne Wunden und Blutvergießen. Von des Erzbischofs Kreuz ging so heller Schein, daß die Heiden entsetzt zurückwichen.

Wo die Hiebe am dichtesten fielen, da war Roland und fürchtete sich vor nichts. Wo die Gefahr zur Tollkühnheit reizte, dahin strebte Herzog Gerhard mit seinen Langobarden.

„Heut' müssen wir Agolands Banner gewinnen," rief der Herzog und hielt auf den Wagen.

„Admiral," riefen einige Bannerschirmer, als sie ihn kommen sahen, „das sind üble Feinde."

„Julian, du bist ein ganzer Mann," sprach Agoland zu jenem Wali, „nimm eine Abteilung und greife sie an." Er blieb bei seinem Banner. Aber nicht lange widerstanden die Abgesandten den fränkischen Reitern. Jene trugen meist nur Lederkoller, sie wichen zurück vor den Langspeeren. „So stehet doch," schalt Julian. Umsonst: sie antworteten:

„Was zögerst du noch hier, Feldherr? Unsre Leiber werden ja zerspalten wie Holz," und die letzten rissen ihn fliehend mit fort. Herr Walther jagte ihm nach, da riß Julian seinen Rotfuchs herum und schoß seinen Rohrspeer Herrn Walther durch Schild und Brünne bis ins Herz. Tot sank der Mutige hin. Julian aber wehrte sich tapfer nach allen Seiten, zuletzt floh er vor Herrn Clares, aus Herzog Gerhards Zug, auf einen Berg, sein Rotroß fiel unter ihm. „Du hieltest mich wohl für einen Feigling, nun lerne mich kennen," rief er und focht stehend weiter, bis er von einem Zug parthischer

Bogenschützen entsetzt wurde und Herrn Clares zu weichen zwang.

Die Ungläubigen flohen zumeist, wo Roland stritt.

„Ich floh noch nie und flieh' auch jetzt nicht," rief König Cleades, ein Heide aus Afrika, mit heller Stimme. Seine Leute standen wieder; da kam Turpin mit dem Kreuze geritten und mit den drei weißen Reitern. Voll Entsetzen starrte der Afrikaner auf das Kreuz: „Verderben über dich, Bischof!" rief er. „Dein Kreuz wächst und wächst: schon ragt es in die Wolken und es leuchtet heller, als die Sonne;" er wandte sich und floh, seinen Göttern fluchend, und sein ganzes Häuflein hinter ihm.

Julian kam zu Agoland gelaufen: „Gnade, Herr, all meine Mannschaft liegt tot oder lief davon: dies Reich gewinnen wir nie."

„Dein Helm sitzt auf einem Lehmkopf: ich hielt dich für einen ganzen Mann, nun seh ich wohl, wie ich mich trog," antwortete Agoland.

„Willst du Karl bezwingen, so tun's deine großen Worte nicht, reite selbst in die Schlacht und erweise deinen Mut," grollte der Geschmähte. Da traf, speerdurchschossen, der vor dem Kreuz fliehende Cleades ein: „Hier bring' ich die letzten der mir Anvertrauten: die andern liegen tot. Niemals gewinnst du dies Reich! Ich sah das fürchterliche Kreuz in die Wolken wachsen, ich sah drei Kämpen, vor denen fielen machtlos unsre Besten. Kehr' um, Agoland!" Tot glitt er aus dem Sattel.

Emir Amustad aus Afrika stand dabei: er sprach leise zu seinen Söhnen: „Agoland vermag nichts gegen Karl, er wird hier fallen; mich dünkt, wir fahren heim, und ich werde Admiral an seiner Stelle." Er ritt heimlich an die Schiffe, ließ sie alle bis auf das seine verbrennen und segelte nach Afrika.

Agoland aber stand unter seinem Banner, entschlossen mit ihm zu fallen. Und da begann ein letztes heißes Streiten. Helme krachten, Brünnen barsten, zerspellte Speere flogen durch die Luft. Die Fliehenden wurden gehetzt, eingeholt und erschlagen. Kaiser Karl ritt mitten unter seinem Volk, er tat so kräftige Hiebe, daß keiner sie auffangen wollte. Das Roß fiel unter ihm: er stritt zu Fuß weiter, bis er ermattet innehalten mußte; die vornehmsten seiner Paladine geleiteten ihn in sein Zelt.

Gerhard rief seinen Mannen zu: „Haltet euch dicht zusammen und stechet mit den Speeren." Julian ließ sie mit Pfeilen beschießen, aber die Reiter wichen nicht. Gerhard saß ab mit hundert von ihnen: sie schlangen die Arme einer um den andern, streckten die Speere vor und drangen auf die Bannerschirmer ein. Die Vordersten fielen, die andern flohen. „Stehet, ihr Hunde," rief Julian, „soll denn ein Christ mutiger sein als hundert von euch?" Aber keiner hörte auf ihn, sie liefen so schnell, daß der Sohn nicht auf den Vater wartete und der Vater nicht auf den Sohn. Da stach Julian einen edlen Franken mitten durchs Herz: doch dessen Schildträger schlug dem Saracenen Helm und Schädel entzwei: tot stürzte er nieder, nun flohen auch die letzten Bannerführer. Agoland kam fast von Sinnen, als er das Banner fallen sah. Er wartete nicht, bis ihm einer den Steigbügel hielt, er sprang auf sein Roß und floh ihnen nach. Aber Herzog Gerhard erstach sein Roß, damit er nicht entrinnen sollte: kein Heide, noch Saracene blieb bei ihm.

„Ich Unseliger, alle haben mich verlassen!" rief er, „so will ich lieber mit Ehren sterben, als mit Schande fliehen." Er verteidigte sich mutig und als sein Schwert zersprungen war, griff er zum Streithammer, als auch

der zerbrach, schwang er die Gürtelaxt und krachend spaltete hier ein Helm, barst dort eine Brünne. Da deuchte es Gerhard schade um solche Tapferkeit. Er fragte ihn, ob er Christ werden wolle?

„Bei Mohammed, niemals," antwortete Agoland. Herr Clares rannte ihn an und durchstach ihn mit dem Speere. Agoland hieb das Speerholz mit dem Beil vor seiner Brust ab, da schlug ihm Clares auf den Helm und tief hinein ins Haupt. Tot fiel Agoland aufs Antlitz.

Rise wurde erstürmt. Herzog Gerhard und Roland drangen zuerst in die Stadt. Die Saracenen aber flohen aus Italien und Kaiser Karl setzte seine Grafen ein in diesem Land.

---

4. Oliver.

Graf Garin saß in seinem Schloß Montglane an dem Rhone: seine Söhne, einst von ihm an Karls Hof gesandt, hatten Ehren und Burgen gewonnen. Rainer, einer von ihnen, war gegen Räuber und Diebe zu Feld gezogen und ein Mehrer von Karls Recht geworden: dafür hatte ihn Karl mit Genua belehnt und ihm eine schöne Fürstentochter vermählt. Die gebar ihm zwei Kinder: Oliver, den Sohn und Alda, die Tochter.

Gerhard, ein andrer Sohn Garins, sollte die Herzogin von Burgund heiraten und ihr Herzogtum verwalten. Er ließ die Herzogin aber so lange einer Antwort warten, bis sie ihn nicht mehr wollte. Da mußte Gerhard sich mit dem Lehen von Viane genug sein lassen. Doch die verschmähte Frau sann Rache: sie entzweite durch übermütige Spottreden Gerhard mit dem Kaiser.

Der stolze Graf ritt nach Montglane zu seinem Vater und fragte um Rat. Garin wollte den Hader friedlich beilegen. Auf einem Hoftag in Reims erschien er mit Gerhard, dessen trotzige Worte Karl noch mehr beleidigten. Einer der Hofherren erhitzte sich allzusehr im Gespräch: er zupfte Garin gar unsanft am ergrauenden Barte, daß die Haare davonflogen. Flugs riß Gerhard sein Schwert heraus und durchbohrte den frechen Höfling: seine Genossen folgten seinem Beispiel: im Nu war die Pfalz erfüllt vom Lärm der Kämpfenden. Die vom Rhoneland mußten weichen und flohen vor den Kaiserlichen in Gerhards festes Schloß Viane. Die ganze Sippe stand nun zueinander. Vettern und Freunde eilten herbei, Gerhards Feste zu verteidigen: denn Kaiser Karl selbst kam herangezogen, Viane zu brechen und den Trotz seiner Vasallen.

Die Vianer ritten und zogen zum Kampfe hinaus: stolz und freudig rannten da die Herren einander an und wenn der Abend dem Spiel ein Ende gemacht hatte, begann es am nächsten Morgen von neuem. Einmal gingen die Frauen und Mädchen von Viane vor die Tore, den Kämpfenden zuzuschauen. Sie hatten sich zu weit vorgewagt: unter ihnen war schön Alda: Roland erschaute sie: ihr wallend Blondhaar, die blauen Augen, die blütenweiße Stirn und die rosigen Wangen; rasch sprang er an ihre Seite, griff nach ihr mit der gepanzerten Faust, die unbekannte Schöne als Beute zu entführen. „Oliver hilf! rette mich," rief Alda laut. Oliver lief eilig herzu und schlug einen gewaltigen Hieb auf Roland: während der den Schlag auffangen mußte, entschlüpfte ihm Alda und eilte mit ihren Frauen und Mägdlein zurück, hinter die sichern Mauern von Viane, indes Oliver ihren Verfolgern wehrte.

Wie oft die stolzen Kämpfe sich erneuten, wie lange Karl im Felde lag, — die Entscheidung erzwang keiner der Gegner. Graf Gerhard begehrte endlich nach Versöhnung und schickte Oliver in Karls Lager.

Oliver stand im Zelt vor Kaiser Karl: des Grafen Friedensvorschläge wies der erzürnte Kaiser zurück. „Dann," rief Oliver, „stelle mir Roland entgegen, großer Kaiser, und laß uns zwei im Einzelkampf den Streit entscheiden." Das wurde ihm gern bewilligt und der Ort der Zusammenkunft, eine Insel im Rhone, verabredet.

Auf dem Heimweg geriet Oliver mit den fränkischen Herren in Streit, er wurde von einigen angegriffen und befreite sich. Aber die Vianer, welche auf dem Felde, seiner wartend, hielten, schwangen die Waffen und ritten die Kaiserlichen an. Karl sprengte selbst in den Kampf: Graf Gerhard prallte auf ihn mit eingelegtem Speer und warf ihn ins Gras: jetzt sah er, daß es Karl selbst war: rasch sprang er ab, knieete nieder und sprach: „Verzeiht mir, Herr, ich hab Euch wahrlich nicht erkannt!" Nachdem er sich überzeugt, daß dem Kaiser kein Leid geschehen war, saß er wieder auf und mischte sich in das dichteste Handgemenge.

Die Aquitanier mußten den Franken weichen: Gerhard riß Olivers Roß herum und jagte zurück in die Stadt. Als der letzte Vianer eingeritten war, zogen sie die Brücke auf und schoben den Riegel vor das Tor.

„Nun auf zum Sturm!" rief Kaiser Karl erzürnt, „und bei meinem Bart, ihr Herren, heut fehle keiner von euch, dem daheim sein Leben lieb ist!"

Da kamen alle heran: das Troßvolk schleppte Strauchwerk, Erde, Steine, altes Gerät herbei und warf es über und in die Gräben. Gedeckt unter Schilden gingen dann die Krieger über ausgefüllte Stellen und griffen die

Mauern der festen Stadt mit Hammer und Eisenstangen an; hinter ihnen schossen die Schützen gutgezielte Pfeile gegen die Besatzung auf den Zinnen. Die Vianer standen oben, warfen Steine und Holzblöcke hinab: viele Jünglinge wurden zermalmt oder zerquetscht.

„Herr," sprach Naimes, „wenn du die feste Stadt mit Sturm nehmen willst, mußt du's anders angehn! Sende nach Frankenland und laß die Antwerkmeister kommen, die müssen uns die Antwerke bauen: den Tribok und den Schwenkel, die Blide und den Parderel: dann schleudern wir Feldsteine, Blei und Feuer auf die Mauern und berennen sie mit dem Widder. Hammer und Stangen brechen solche Mauern nicht."

Der weise Rat schuf dem Kaiser Grimm: er sah wie die Krieger von den nutzlosen Versuchen abstehen wollten: mit schallender Stimme rief er: „Montjoie, ihr Herren! Was zögert ihr? Land und Lehen geb' ich zum Lohn! Vorwärts." „Montjoie," riefen die Barone und von neuem begann der Sturm. Alda stand auf einer der Mauerzinnen, goldgesäumter Mantel deckte ihre Schultern, ihre leuchtenden Augen schauten hinab in das Tosen und Lärmen der Feinde. Sie bückte sich, ergriff einen Stein und schleuderte ihn einem Gascogner auf den Helm, der krachend barst; schier wäre der Mann tot geblieben. Roland hatte sie erspäht und ihr Tun beobachtet, da rief er heftig: „Beim Sohne Sankt Mariens, zurück hier von der Feste, ihr Leute: gegen Frauen stürm' ich nicht." Und näher an die Mauer tretend rief er hinauf: „Wer seid Ihr, schöne Jungfrau?"

„Man nennt mich Alda! ich bin die Tochter Rainers von Genua, Olivers Schwester. Da dachte Roland: „Wie leid, daß sie nicht neulich meine Gefangene geworden!"

Doch Alda fuhr fort: „Verhehlt mir nun auch nicht länger, wer Ihr seid? Eure Waffen stehen Euch wohl an: der Schild, der Speer, das Schwert und das apfelgraue Roß, das ich wie einen Pfeil unter Euch rennen sah als Ihr, allen voran, unsre Schar so hart bedrängtet. Ich acht' Euch einen Helden: Eure Herzensherrin mag wohl von großer Schönheit sein?"

Roland lachte hell: „Ja, Dame Alda, das ist sie: ihr gleicht wahrlich keine. Ich geb' Euch ehrlichen Bescheid: ich bin Roland."

Schnell fragte Alda: „Der Roland, den sie zum Zweikampf mit meinem Bruder bestimmt haben. Er nickte, sie fuhr fort: „O Ihr wißt noch nicht wie kühn Oliver ist." Sie zögerte ein wenig: „Es kränkt mich, daß Ihr gegen ihn kämpfen wollt. — — Wär' ich Euch nicht entwischt, Ihr hättet mich wohl nicht der Haft entledigt."

„Spottet meiner nicht, schön Alda," bat Roland.

Kaiser Karl hatte die zwei bemerkt und fragte: „Wer ist dort auf der Zinne das Mägdlein, mit welchem Roland so vertraulich Zwiesprache hält?"

„Das ist Alda," hieß es, „Olivers Schwester, ein Langobarde soll sie freien."

„Bei meinem Bart, das wird er nicht," lachte Karl, „denn mich dünkt, Roland will sie gewinnen."

Alda trat von der Zinne zurück und verabschiedete Roland, der sich dem Kaiser nahte. „Ei schöner Neffe," sprach der neckend, „was hattest du mit der Jungfrau? Hat sie etwa deinen Zorn erregt? Du verweiltest gar lang mit ihr: inzwischen brach Oliver aus der Stadt: zwanzig der Unsern liegen mit gespalteten Schädeln. Das war wohl eine Kriegslist, um welche schön Alda wußte. Traun, sie hat dich nur geneckt mit süßen Worten."

Jähe Glut bedeckte Rolands Antlitz, grimmig fuhr er auf: doch Karl legte die Hand auf seinen Arm: „Gemach, gemach, trauter Neffe, ist sie dir so lieb, jene Maid? Wohlan, um ihretwillen hat der Sturm ein Ende: zurück in die Zelte."

Da blies Roland sein Horn Olifant, alles Heervolk hörte den Schall und wandte zurück ins Lager.

In selbiger Nacht träumte dem Kaiser, sein Habicht kämpfe gegen einen Falken, der aus Viane geflogen kommen: die Schwingen schlagend hackten sie einander mit Fängen und Schnabel, keiner bezwang den andern, da machten sie Frieden und schnäbelten sich.

Am andern Morgen ritt Roland zum Zweikampf: er ließ sein Roß durch den Rhone schwimmen und traf Oliver seiner wartend. Höfisch begrüßte er Herrn Oliver und sprach: „Um die feste Stadt Viane zu erstreiten Kaiser Karl, meinem Herrn, halt' ich hier! Bist du tapfer, Oliver: — jetzt bedarfst du dessen."

Oliver entgegnete: „Versöhne uns mit dem Kaiser: dann werde Viane dein Lehen, ich folge deinem Banner zu jedem Kampfe, solang ich lebe, und Alda werb' ich dir zum Weibe."

„Nein, sieg' ich, wird ja doch alles mein!"

„So bin ich's nicht gewillt," entgegnete Oliver: „schaff' uns Frieden, Roland. Nicht um aller Ehren willen möcht' ich dich niederwerfen. Sieh, dann nimmt das Streiten gar kein End'."

„Daraus wird nichts!" rief Roland. „Töten will ich dich oder fangen: dann führ' ich dich neben meinem Hengste nach Paris, — und schön Alda nehm' ich mir."

„Das sollst du nie, solang ich lebe," schwur Oliver.

„Versagt mir nicht Durendal," lachte da Roland, „rollt, noch ehe die Sonne sinkt, dein blutend Haupt ins Gras."

„Ich bin ein Tor, mit dir zu schwätzen: willst du nicht Frieden, dann wehre dich jetzt."

Roland war stolz, Oliver war weise.

Sie senkten die Speere und rannten aufeinander los mit gewaltigen Stößen. Die Speere brachen, die Schilde zerspellten, die Rosse beugten sich in den Gelenken. Hui, flogen die Schwerter heraus: mit dem ersten Hieb Durendals schlug Roland auf Olivers Helm, daß Steine und Zimier davonflogen, und nieder sauste der Streich hinter den Sattel auf Olivers Roß, zerschnitt das Tier und hieb Herrn Oliver noch dazu den Sporn weg.

„Montjoie Karl!" rief Roland, „heute noch baumelt am Galgen Gerhard der Verräter."

„Noch steh' ich hier, heil und bewehrt!" antwortete drohend Oliver, der nun zu Fuße weiter kämpfen mußte.

Aber sorgenvoll schaute Graf Gerhard von den Zinnen Vianes herab und rief laut: „Gott im Himmel, rette Oliver!" Schön Alda, an seiner Seite stehend, hatte den Streich gesehen und erzitterte gleich sehr für den Bruder wie für den heimlich Geliebten. Sie eilte in eine nahe Kapelle und betete weinend zu Gott um solche Hilfe, die zugleich ihrem Ohm, wie Herrn Karl genehm sei.

Nun tat Oliver einen wuchtigen Gegenhieb, zerhackte Rolands Helmzier, traf des Apfelschimmels Nacken und schnitt ihn ab. Roland fiel zur Erde, rasch sprang er wieder empor und sie schlugen grimmig aufeinander: wie ein Hagel flogen Funken, sprangen die Ziersteine aus Rüstung und Waffen.

An den Ufern des Rhone hielt Kaiser Karl mit seinen

Großen; er betete: „Hilf, heilige Marie, rette Roland! Ich mache ihn zum Könige der Franken.“

Drüben auf den Mauern der Stadt rief Herzog Rainer: „Hilf, heilige Marie! Nimm meinen tapfern Sohn in deinen Schirm.“

Brünnenringe und Schilde waren zerhackt, Oliver tat mit seinem Schwert noch einen schweren Schlag in Rolands Schild: die Klinge brach darin ab, weit weg in den Fluß schleuderte er das Gehelze. Da war just Alda aus der Kapelle zurückgekommen.

„Weh,“ schrie sie auf, „dort unten fechten nun mein Bruder und mein Freund: wer auch fällt, — mir ist's ewig leid. Scheide du sie, heilige Himmelskönigin!“

Oliver wollte lieber waffenlos sterben, als fliehen; mit nackten Fäusten packte er Roland an.

„Halt,“ rief der, „du bist wirklich tapfer; einen Waffenlosen bekämpf' ich nicht; fordre dir ein andres Schwert: und höre, laß' Wein bringen: ich habe heißen Durst.“

„Dank, Roland,“ sprach Oliver, „ruhe hier im Klee, dieweil ich das besorge.“

Dann rief er dem Fergen, der ihn auf die Insel gefahren hatte: „Geh' ins Schloß und sage meinem Ohm, er solle mir ein gutes Schwert schicken und einen vollen Krug Weines; denn Roland habe Durst.“

Der Ferge kehrte zurück mit einem Knappen, der brachte zwei Schwerter zur Wahl. Alteclär, das eine, war ein altes Schwert, geschmiedet von Weland[1]), in dessen Schmiede auch Joyeuse und manches andre Heldenschwert war geschweißt worden.

König Pippin hatte einst Alteclär aus einem Schatz

[1]) Walhall, Sämtl. poetische Werke. Erste Serie Bd. VIII. S. 451.

in Rom genommen und es einem Herzog geschenkt, der's einem Juden für viel Gold verkaufte. Der Jude aber hatte es sorglich aufgehoben, bis er's dem Grafen Gerhard verhandelte.

Oliver wählte Alteclär; dann schenkte er einen Goldbecher voll Wein und reichte ihn Roland. Während der trank, dachte der Knappe seinem Herrn nützlich zu werden, faßte das zweite Schwert und wollte Roland treffen. Oliver schlug ihn mit der Faust nieder und rief zornig:

„Packe dich fort, sonst wirst du gehangen für den Bubenstreich!"

Der Jüngling entfloh. Roland setzte den leeren Becher hin und lachte: „Laß ihn zum Teufel laufen, von dem er gekommen ist, und nun auf, Herr Oliver, zum Streit!"

Da gab Roland Herrn Oliver einen wuchtigen Hieb auf den Helm, der barst: links am Helmring sprang das Schwert ab, zerschnitt Olivers Schild, schnitt ein Stück von der Bauchbrünne weg und fuhr nieder bis auf den Boden.

„Hilf, Gott im Himmel," sprach Oliver, „ich bin des Todes, geb' ich's ihm nicht zurück." Und er gab's ihm zurück mit Alteclär.

„Traun, du sparst nicht mit den Hieben," rief Roland.

Sie wurden so grimmig, daß kein Stück ihrer Wehrkleider noch stand hielt.

Hoch auf der Zinne rief Alda mit Schrecken: „Bleibt einer von ihnen tot, bleib' ich nicht am Leben."

Oliver schlug Roland einen Teil des Nasenbandes fort, die Ringe sprangen rasselnd ab; das machte Roland nur noch grimmiger, Schritt um Schritt drang er auf Oliver ein und zwang ihn ins Knie; stark blutete Olivers linker Arm, aber rasch sprang er auf und hieb kühn zurück.

Großen; er betete: „Hilf, heilige Marie, rette Roland! Ich mache ihn zum Könige der Franken."

Drüben auf den Mauern der Stadt rief Herzog Rainer: „Hilf, heilige Marie! Nimm meinen tapfern Sohn in deinen Schirm."

Brünnenringe und Schilde waren zerhackt, Oliver tat mit seinem Schwert noch einen schweren Schlag in Rolands Schild: die Klinge brach darin ab, weit weg in den Fluß schleuderte er das Gehelze. Da war just Alda aus der Kapelle zurückgekommen.

„Weh," schrie sie auf, „dort unten fechten nun mein Bruder und mein Freund: wer auch fällt, — mir ist's ewig leid. Scheide du sie, heilige Himmelskönigin!"

Oliver wollte lieber waffenlos sterben, als fliehen; mit nackten Fäusten packte er Roland an.

„Halt," rief der, „du bist wirklich tapfer; einen Waffenlosen bekämpf' ich nicht; fordre dir ein andres Schwert: und höre, laß' Wein bringen: ich habe heißen Durst."

„Dank, Roland," sprach Oliver, „ruhe hier im Klee, dieweil ich das besorge."

Dann rief er dem Fergen, der ihn auf die Insel gefahren hatte: „Geh' ins Schloß und sage meinem Ohm, er solle mir ein gutes Schwert schicken und einen vollen Krug Weines; denn Roland habe Durst."

Der Ferge kehrte zurück mit einem Knappen, der brachte zwei Schwerter zur Wahl. Alteclär, das eine, war ein altes Schwert, geschmiedet von Weland[1]), in dessen Schmiede auch Joyeuse und manches andre Heldenschwert war geschweißt worden.

König Pippin hatte einst Alteclär aus einem Schatz

---

[1]) Walhall, Sämtl. poetische Werke. Erste Serie Bd. VIII. S. 451.

in Rom genommen und es einem Herzog geschenkt, der's einem Juden für viel Gold verkaufte. Der Jude aber hatte es sorglich aufgehoben, bis er's dem Grafen Gerhard verhandelte.

Oliver wählte Alteclär; dann schenkte er einen Goldbecher voll Wein und reichte ihn Roland. Während der trank, dachte der Knappe seinem Herrn nützlich zu werden, faßte das zweite Schwert und wollte Roland treffen. Oliver schlug ihn mit der Faust nieder und rief zornig:

„Packe dich fort, sonst wirst du gehangen für den Bubenstreich!"

Der Jüngling entfloh. Roland setzte den leeren Becher hin und lachte: „Laß ihn zum Teufel laufen, von dem er gekommen ist, und nun auf, Herr Oliver, zum Streit!"

Da gab Roland Herrn Oliver einen wuchtigen Hieb auf den Helm, der barst: links am Helmring sprang das Schwert ab, zerschnitt Olivers Schild, schnitt ein Stück von der Bauchbrünne weg und fuhr nieder bis auf den Boden.

„Hilf, Gott im Himmel," sprach Oliver, „ich bin des Todes, geb' ich's ihm nicht zurück." Und er gab's ihm zurück mit Alteclär.

„Traun, du sparst nicht mit den Hieben," rief Roland.

Sie wurden so grimmig, daß kein Stück ihrer Wehrkleider noch stand hielt.

Hoch auf der Zinne rief Alda mit Schrecken: „Bleibt einer von ihnen tot, bleib' ich nicht am Leben."

Oliver schlug Roland einen Teil des Nasenbandes fort, die Ringe sprangen rasselnd ab; das machte Roland nur noch grimmiger, Schritt um Schritt drang er auf Oliver ein und zwang ihn ins Knie; stark blutete Olivers linker Arm, aber rasch sprang er auf und hieb kühn zurück.

„Wie mich das traf!“ rief Roland. „Du liebst mich wenig.“

Und Oliver entgegnete: „Nur ungern ging ich in diesen Kampf: doch soll's mich freun, wenn ich dir den Stolz ein wenig beugen kann.“

Sie standen in ganz zerfetzten und zerstückten Rüstkleidern da; es schien ein Wunder, daß sie noch lebten.

Die Vianer wie die Kaiserlichen sorgten um das Ende. Einige fränkische Herren hatten sich heimlich gewaffnet und wollten über Oliver herfallen, wenn Roland unterläge. Als der Kaiser das gewahrte, rief er zornig: „Bei meinem Bart, wer unter euch, und wär's mein erster Held, Oliver zu Schaden bringt, der hängt am nächsten Baum.“

Roland sagte: „Ich möchte ausruhen, ich bin müde.“

„Das tut mir leid, ich föcht's lieber gleich aus: doch geh' und ruhe,“ antwortete Oliver. Hell lachte der Markgraf.

„Ha, ha, das war nur Scherz, Freund; vier Tage hielt' ich aus, auch ohne Speis' und Trank.“

Und abermals schwangen sie die Schwerter, daß ihnen der Schweiß von den Schenkeln rann. Keiner wußte mehr, wie sich zu helfen vor dem andern, und Roland rief: „Wahrlich, einen Mann, der mich solange ausgedauert hat, sah ich noch nie!“

„Und ich weiß keinen, der mich zu Schaden brächte,“ entgegnete Oliver fest.

Schon sank der Abend. Es wäre kein Ende geworden, bevor einer fiel, hätte nicht Gott einen Engel gesendet. Als sie wieder mit gezückten Schwertern dastanden, schwebte eine Wolke zwischen beide, und eine Stimme sprach daraus: „Allzulang schon dauert euer Stürmen; macht Frieden! Gott will es.“ Sie erschraken und hielten ein. Da erscholl wieder die Stimme: „Roland und Oliver:

lasset euer trotziges Zürnen! Zeigt eure Kühnheit gegen die Heiden."

Dann verflog die Wolke. Da streckten die jungen Helden einander die Hände entgegen und schlossen Brüderschaft, setzten sich unter einen Baum, banden die Helme ab und schauten einander an. Oliver war schön. Hoch trug er sein schmales, wohlgebildetes Haupt: um die kühne Stirn drängte sich dunkelbraunes Kraushaar, goldbraune Augen blickten, wie Falken blicken, unter dunklen Brauen hervor, unter der etwas kurzen Nase sproßte üppig ein Flaumbart um den kleinen Mund und das breite Kinn. Sein Wuchs war nicht so kräftig, als der Rolands, doch von schönerem Ebenmaß.

Roland begann: „Auf meine Treu, Oliver, ich liebe dich, wie keinen. Weder Burg noch Land will ich je besitzen, das du nicht zur Hälfte mit mir teilen sollst. Und Alda will ich heimführen. Ich söhne euch aus mit meinem Ohm, und sagt er nein, dann komme ich zu euch."

„Wisse, Roland, ich liebe dich ebensosehr: gern geb' ich dir die Schwester zum Weib," antwortete Oliver. Und nun küßten sie sich auf den Mund und schieden.

Roland ritt zurück ins Lager, erzählte alles und bat beim Kaiser um Gnade für die Vianer. Aber der Kaiser willfahrte ihm nicht so rasch. „Helfe mir Gott," sprach Roland, „dann umgürte ich mich nie mehr mit dem Schwerte!" Und er ging aus dem Zelt.

Am nächsten Tag auf einer Eberjagd im Wald verlor der Kaiser sein Gefolge. Da wurde er überrascht und überfallen von Graf Gerhard und seinen Freunden, die aus einem unterirdischen Gang hervorstiegen. Der Kaiser war in der Gewalt seiner Feinde, aber Graf Gerhard kniete nieder und bat demütig: „Herr und Kaiser, seid gütig und gewährt mir Verzeihung und Frieden."

Karl blickte milde. Unerschrocken, ehrfurchtgebietend stand er in ihrer Mitte, der weiße Bart wehte im Abendwind. „Stehet auf, edler Graf, und habet meine Huld wieder.“ Darauf folgte der Kaiser ihnen in die Feste, wo er herrlich bewirtet wurde von den jubelnden Aquitaniern.

Am andern Morgen ritten die Vianer ungewaffnet, den Kaiser in ihrer Mitte, zu den Toren hinaus, dem Lager zu. Dort hatten die Paladine mit Sorge der Rückkehr ihres Herrn geharrt. Als sie nun die Feinde kommen sahen, griffen sie nach den Waffen und den Rossen und glaubten, in eine Schlacht zu reiten.

Da lachte der Kaiser, gab Tencendur den Sporn, ritt an die Spitze seiner Geleiter und rief: „Steckt ein die Schwerter, ihr Herren: wir haben Frieden gemacht.“

Feierlich wurde da Alda Roland vermählt. Kaiser Karl gelobte, Roland zum König von Spanien zu machen. Aber mitten in die Freude kam die Botschaft von erneutem Einfall der Saracenen in Aquitanien. Die Hochzeitsfeier mußte hinausgeschoben werden. Beim Scheiden knüpfte Alda ihrem Vermählten ein weißes Wimpel an seinen Speer und er steckte ihr einen goldenen Reif an den Finger.

---

5. Kaiser Karls Fahrt nach dem Morgenland.

Zu einer Zeit saß Kaiser Karl in seinem Saale zu Paris und rief herbei die stolzen Herren: Roland und Oliver, Naimes, Ogier, Erzbischof Turpin, Graf Wilhelm von Orange, Ernald von Girunde und dessen Neffen, den starken Bertram, Beranger, Bernhard von Brabant,

Haimerich und Garin. Und Karl sprach: „Ihr Herren, hört: einst, als mir mein Sohn Lothar geboren wurde, habe ich das Gelübde getan, am heiligen Grab in Jerusalem zu beten. Dreimal hat mich ein Traum daran gemahnt. Darum rüstet Waffen und Hengste und laßt die Knechte Maultiere und Säumer schirren und beladet sie mit Gold und köstlichen Geschenken: denn ich fahre nach Jerusalem und ihr sollt mich begleiten."

Im Dom von Saint Denis segnete Erzbischof Turpin der frommen Franken Schwerter. Dann umgürtete sich Karl mit Joyeuse und Turpin band sich Almace zur Seite und nach ihm nahmen die elf andern Paladine ihre Schwerter. Dann stiegen sie auf die stampfenden Rosse und ritten hinweg. Von Francien durch Burgund, Alamannien und Bayerland, über die Donau und durch Avaren- und Bulgarensteppen ins Griechenreich; und fuhren von da über See ins Morgenland[1]) und nach Jerusalem. Sie ließen Rosse und Troßknechte in den Herbergen, eilten gleich ins Gotteshaus und legten ihre Gaben auf dem Altar nieder.

Da sah der Kaiser zwölf Stühle stehen, von geschnitzten Schranken wohl verwahrt, und einen dreizehnten in ihrer Mitte. Karl trat hin, tat die Schranken auf und ließ sich in dem Mittelstuhle nieder, und seine zwölf Barone saßen um ihn her. Und nie zuvor noch nachher saß ein Mensch darin: denn das waren die Stühle des Herrn Christus und seiner zwölf Apostel, in denen sie dereinst beim Abendmahl gesessen.

Da kam ein Jude in das Gotteshaus, erblickte Karls stolzes Angesicht mit dem wallenden Bart und erschrak: er

---

[1]) Siehe das schöne Gedicht von Uhland: „König Karls Meerfahrt".

lief eilends hinaus, flog die Marmelstaffeln vor des Patriarchen Haus hinauf und rief: „Auf, Patriarch, eile ins Gotteshaus und bereite das heiligende Wasser: ich will mich taufen lassen! Zwölf Degen sah ich sitzen in den Stühlen: und noch einen, der ist schön und gewaltig, er ist Gott selbst und gekommen mit seinen zwölf Aposteln: dich zu besuchen."

Der Patriarch beschied seine Priester und schritt mit ihnen in feierlichem Zuge dahin, wo Karl saß. Der stand auf, verneigte sich und küßte den Gottesdiener.

„Wer seid Ihr? und von wannen kommt Ihr?" fragte der Patriarch.

„Ich bin Herr Karl, König der Franken und Kaiser von Rom, und hergezogen, um am heiligen Grabe zu beten," antwortete der Kaiser.

„Großer Karl," sprach der Patriarch, „du bist auf dem Stuhle gesessen, auf welchem Christus, der Herr, einst saß: sei gesegnet und sei auf Erden ein König über alle Könige."

Karl antwortete: „Ehrwürdiger Patriarch, habe Dank für das Wort! Aber gib mir von deinen Heiligtümern, daß ich sie meinen frommen Franken mitbringen mag."

„Gott selbst hat dich hergeführt, darum will ich dir geben, was du begehrst," antwortete der Patriarch und schenkte ihm heilige Reliquien: ein Stück vom Schweißtuch Jesu, einen Nagel, der Christi Fuß am Kreuz durchbohrt hatte, und die heilige Dornenkrone.

Karl nahm die Heiligtümer, und sein starker Leib bebte dabei vor frommer Wonne. Er ließ einen Schrein bauen, wohl tausend Mark vom feinsten arabischen Gold wurden darin verschmolzen: in diesen Schrein barg er die Weihtümer, dann ließ er ihn fest verschließen, mit dicken Silberbändern

umschmieden und verriegeln und übergab den Schrein Erzbischof Turpin, der sollte ihn hüten.

Vier Monde verweilte Karl in Jerusalem, tat seinen Schatz auf und ließ eine Marienkirche erbauen. Kaufleute brachten ihm arabische Seide, persische Tücher und Leinwand, Narden, Balsam, Pfeffer und allerlei Gewürz, und Karl kaufte ihnen alles ab. Dann sprach er: „Nun will ich heimfahren nach Francien."

Der Patriarch antwortete: „Dir und deinen Baronen stehen meine Schätze offen, nehmt davon soviel ihr wollt. Hüte dich auf deiner Reise vor den heidnischen Saracenen! Vertilge sie, die uns Christen stets verfolgen!"

„Das ist meines Amtes zu Lande und zu Wasser," sprach Karl und ließ in den Herbergen zum Aufbruch rufen. Da wurden den Baronen die Herzen froh: früh am Morgen standen Rosse, Saumtiere und Maulesel geschirrt; die Franken stiegen auf und zogen hinweg. Der Patriarch geleitete sie einen Tag lang, dann empfahl er sie Gottes Schutz und schied von ihnen.

Kaiser Karl ritt weiter und lenkte nach Byzanz. Als sie die glänzenden Türme und Kirchen der Stadt ragen sahen, kamen sie in weite Haine voll von Lorbeer- und Pinienbäumen; Rosen, Lilien und persische Syringen blühten da in unabsehbarer Menge. Männer in pelzverbrämten Seidenmänteln trieben allerlei Kurzweil darin: die einen lustwandelten, Falken und Habichte auf der Hand, die andern saßen beim Brettspiel unter Rosenhecken; und viele schöne Jungfrauen, geschmückt mit golddurchwirkten Gewändern, schritten mit ihren Freunden dazwischen hin.

Kaiser Karl rief einem Falkner: „Wo ist euer König

Hugo?“ Höfisch antwortete der Grieche: „Reitet nur fürbaß, dann werdet Ihr ihn finden.“

Karl fand König Hugo mit einem Pflug ackernd. Der Pflug leuchtete von Gold: die Räder, die Pflugschar, die Stangen und das Joch, darin die Ochsen zogen. Der König saß auf einem goldnen Stuhl, den trug rechts und links an goldgeschmückten Stangen je ein weißer Zelter. Und der König saß auf einem bunten Kissen, gefüllt mit den Federn der Goldammer, unter seinen Füßen im Stuhl stand ein Schemel, mit silbernen Nägeln gefestigt. Ein Mantel wallte um seine Schultern, sein grauer Bart floß ihm auf die Brust, auf dem Haupte trug er einen breiten Hut, in der Hand hielt er eine goldene Gerte und so führte er seinen Pflug und zog die Furche gerade hin wie am Richtseil. Und von vier Pfählen getragen war ein grauer Teppich gebreitet über das Feld hin. Kaiser Karl staunte ob all der goldnen Pracht, lenkte sein Reiseroß unter das Zelt und grüßte den König höflich. Als der Karls stolzes Wesen und dessen starke Arme sah, entbot er ihm Gegengruß und fragte, wer er sei?

„Ich bin Herr Karl und dieser ist Roland, mein Neffe. Ich bin vom heiligen Grabe gekommen und hierher, um dich einmal zu sehen.“

„So sei mir willkommen; und ich will dir zu lieb meine Rinder ausspannen,“ sagte Hugo. Er nahm den Tieren das Joch vom Nacken und ließ sie auf die Weide laufen, dann stieg er auf seinen Zelter und ritt mit den Franken in die Stadt, und da sie darüber staunten, als er so kostbaren Pflug unbewacht zurückließ, sprach er: „Der könnte sieben Jahre auf dem Acker stehen, und niemand würde ihn von der Stelle rücken.“

Wilhelm von Orange rief: „Hätten wir ihn in Francien, und ich und der starke Bertram kämen drüber,

wir zerschlügen ihn, Streitäxte und andre Waffen damit zu beschaffen."

Sie kamen an den Palast des Königs: über die marmornen Stufen und den Estrich des offenen Saales waren bunte, weiche Decken gebreitet. In Byssos gekleidete Edelknaben und Herren in schimmernden Gewanden gingen und standen dienend da. Die einen halfen den Franken von ihren Rossen und führten sie in den Palast, wo ihnen gute Herberge bereitet wurde, die andern zogen die Zelter und Saumtiere in Ställe und pflegten sie. Kaiser Karl betrachtete all die große Pracht: Tische, Bänke und Stühle aus lauterm Gold; Vögel, Schlangen, Fische, Leoparden und andres Gebild war auf blauem Grund an den Wänden gemalt, und über den Palast wölbte sich eine hohe Kuppel.

Hundert Marmorsäulen, mit Gold eingelegt, ragten im Saal; die in der Mitte umwand Silberzier, und an den Füßen der Säulen waren je zwei Kinderbilder geschmiedet aus Kupfer und Erz: die hielten ein Elfenbeinhorn im Munde, und wann vom Meere her der Wind in den Saal blies, bewegten sich die Kinder und ihre Hörner schallten bald wie liebliche Musik, bald wie Glockengeläut oder rollender Donner. Und die Kinder lachten einander an bei ihrem Spiel, als wären sie lebend.

Während Karl alle die Herrlichkeiten betrachtete, erhob sich ein Wind vom Meere her und zog brausend auf der offenen Vorderseite in den Palast: der drehte sich um die Mittelsäule auf die andre Seite, die Kinderbilder lächelten und bliesen ihre Elfenbeinhörner. Den Franken deuchte, sie wären im Paradies und die Englein sängen ihre heiligen Wonnegesänge. Aber der Wind schwoll an zum heulenden Sturm, mit Schnee und Hagel umtoste er den Palast. Die Griechen schlossen ihn mit Fenstern aus

buntem, schön geschliffenem Glas. Kaiser Karl aber, als er den Palast hin und her beben sah, wußte nicht, was es bedeute, er schwankte und mußte sich auf eine Marmorbank setzen. Seine Paladine fielen zu Boden und bedeckten ihr Angesicht und sprachen: „Wir kamen in ein übles Haus: die Tore stehen offen und wir können doch nicht hinaus."

Da trat König Hugo zu ihnen und sprach: „Verlieret nicht den Mut, ihr Herren."

„Das wird nie geschehen," antwortete Karl.

Gegen Abend ließ der Sturm nach. Die Franken sprangen auf, der Palast stand wieder fest und das Abendmahl war bereitet. Da saßen alle nieder, auch die Königin und ihre junge Tochter mit den blauen Augen und blondem Haar und ihr Antlitz war weiß wie die Lilie, und sie gefiel Herrn Oliver gar sehr.

Da gab es in Fülle Braten vom Hirsch und wilden Eber, Kraniche, Wildgänse, Pfauen mit Pfeffer gewürzt. Edelknaben gossen aus schweren Henkelkrügen in goldene Pokale starken Wein und süßen Met. Dazu sangen, fiedelten und harften allerlei Spielleute, und schlanke Mägdlein schwangen sich im Reigen zum Schalle weicher Flöten.

Die Franken saßen da mit stolzen Sitten.

Und als die Nacht kam, geleitete Hugo sie in ein gewölbtes Marmorgemach, das durchleuchtete, hell wie der Tag, ein Karfunkel, der an goldener Kette von dem vorspringenden Haken einer Säule niederhing. Dort waren ihnen die Betten bereitet. Das des Kaisers ruhte auf goldenen Füßen, und die Decke war gewirkt von Maseuz, einer kunstreichen Fee.

König Hugo mißtraute seinen Gästen: er sandte ihnen starken Wein und ließ sie von seinem Späher überwachen.

Der saß in einem geheimen Versteck, von wo aus er das Gemach übersah und alles hörte, was die Franken sprachen. Die tranken den firnen Wein und redeten untereinander.

Roland sprach: „Schauet um, auch hier welche Pracht! Wollte Gott, Karl, unser Herr, gewänne alles in offener Feldschlacht."

Da lachte der Kaiser, hob den goldenen Becher, trank und sprach: „Jetzt laßt uns Scherz treiben, ihr Herren! Sage du einen, schöner Neffe Roland."

„Gern, Oheim: Will mir König Hugo sein Hiefhorn einmal leihen, dann zieh' ich damit hinaus auf die Heide und werde blasen, daß Tore und Pfosten, Stein und Eisen umfallen; und Hugo mag mir aus dem Weg bleiben, sonst blas ich ihm die Haare aus seinem Bart und den Marderpelz von den Schultern weg."

„Das ist ein dummer Spaß!" dachte der Späher. „Was mußte mein Herr solche Leute aufnehmen?"

„Erzbischof Turpin, wollt Ihr nicht teilhaben an unsrer Kurzweil?" fragte Karl.

„Gern, wenn es mein Kaiser befiehlt: schafft mir aus des Griechenkönigs Stall drei der besten Rosse, jagt sie auf der Heide umher: dann komme ich geritten, trage vier Äpfel in Händen und springe über zwei Rosse hinweg und setze mich auf das dritte und spiele dazu Fangball mit meinen Äpfeln und verpfände Herrn Hugo mein Augenlicht, daß ich keinen fallen lasse."

„Das ist ein hübscher Scherz," dachte der Horcher, „und meinem Herrn keine Unehre."

Wilhelm von Orange hob den Becher und rief: „Seht dort die Goldkugel! Meines Lebens sah ich keine größere, dreißig Mann rücken sie nicht vom Platz; nun wohl: mit

einer Hand werd' ich sie morgen durch den Palast rollen, daß das Gemäuer zertrümmert wird."

„Bei Gott, das wird dir nicht gelingen," sprach der Horcher.

„Und ich," rief Ogier, „werde die Silbersäule, die den Palast trägt, mit meinen Armen zerbrechen, alles wird niederstürzen und wenn König Hugo kein Narr ist, macht er sich rechtzeitig aus dem Saal."

„Der Mann ist ein Tor: aber mein König war ein größerer, da er euch einließ," dachte der Horcher.

Graf Bernhard vermaß sich, ein starkes Wasser aus seinem Bette zu leiten, Türen und Stadt damit zu überschwemmen, „ihr könnt es alle mit ansehen," sprach er, „und König Hugo soll auf seinen höchsten Turm flüchten und nicht eher herunterkommen, bis ich es will."

„Und was weißt du, Freund Haimerich?" fragte Karl.

Der Graf antwortete: „Ich setze morgen meinen Hehlhut aus Fischhaut auf, und wann Hugo tafelnd sitzt, nehm' ich ihm Speise und Met vor dem Munde weg, und gebt acht, wie ich ihm den Bart zause."

„Mir aber," rief Garin, „schafft einen Wurfspeer, das Eisen daran einen Fuß lang und legt auf dem Turm zwei Heller aufeinander; dann schieß' ich, eine Meile weit davon stehend, den obersten herunter, ohne daß sich der untere rührt, und ehe noch der Heller auf den Boden kommt, steh' ich schon wieder auf der Schwelle des Palastes."

„Der Scherz ist drei der andern wert," sprach leise der Späher.

Und so überboten sich die Paladine in Prahlereien einer nach dem andern, bis sie einschliefen; dann schlich der Späher hinaus und meldete alles seinem Herrn. „Meiner

Treu," sprach Hugo, „weshalb spotten die Franken also über mich? Nahm ich sie doch gastlich in mein Haus!"

Und am andern Morgen ließ er eine starke Wachtschar mit gezogenen Schwertern vor dem Palast aufstellen. Die Franken kamen aus dem Münster, Kaiser Karl schritt ihnen voran, den Ölzweig in der Hand; aber König Hugo rief ihm unwirsch zu: „Weshalb habt ihr mich heute Nacht verspottet? Wahrlich, nun führt eure Prahlereien aus, oder ich schlage euch allen das Haupt ab."

Herr Karl stutzte, blickte um nach seinen Baronen und sprach: „Mich deucht, Hugo hat einen Lauscher in unserm Gemach gehabt" und zu dem Griechen gewendet fuhr er fort: „Du hast uns heut' Nacht allzuviel süßen Mets schenken lassen: daheim in Francien ist's Brauch, daß Männer Abends beim Wein lachen und scherzen und allerlei törichte Reden vorbringen. Willst du andre Antwort, dann will ich meine Barone darum befragen."

„Bei meiner goldenen Krone, ja, ich heische bessere, und ehe ihr von mir scheidet, will ich euch das Scherzen verleiden," zürnte Hugo.

Da sprach Karl zu seinen Baronen: „Der starke Wein hat uns trunken gemacht, wir schwatzten frevelhafte Dinge." Und er schritt ihnen voran in die Halle, zu beraten. Bald traten sie wieder vor Hugo hin und Karl hub an: „Du hast uns gestern gut bewirtet und wir sannen keinen Spott gegen dich, danach aber hast du uns trunken gemacht und Schmach angetan: denn du schicktest einen Lauscher in unser Gemach. Im Reiche der Franken straft man solche Tat als einen Treubruch des Gastrechts. Laß dir genügen mit dieser Antwort, König! Nun aber wollen wir Abschied nehmen: nie zuvor sah ich solche Herrlichkeiten als hier; doch ich sehne mich zurück nach Aachen in meine Pfalz, wo der See blaut, und aus grünem Buchwald würziger Brodem

mein Haupt umweht." Da wagte König Hugo nicht, den stolzblickenden Kaiser aufzuhalten: huldigend verneigte er sich vor ihm. Friedlich schieden die Franken und ritten frohen Herzens ihrer Heimat zu. In Saint Denis legte Karl die Heiligtümer nieder.

---

6. Die Haimonskinder.

Wiederum einmal hielt Kaiser Karl Hoflager zu Paris. Der Papst, gekrönte Könige, zwölf Herzöge, viele Grafen und Edelleute, Bischöfe und Äbte, Frauen und Jungfrauen waren da versammelt um den Kaiser und die Kaiserin. An zahlreichen Tischen, in Hallen und Sälen aufgestellt, saßen sie nieder zum Mahl. Da war auch gekommen Graf Haimon aus den Ardennen; er hatte für Karl manchen Schlag gegen die Heiden geschlagen, war ein gewaltiger, strenger Mann, gefürchtet von Freund wie Feind; an Gold und Burgen war er reich. In des Kaisers Saal saß er tafelnd an einem Tisch mit Haimerich, einem Enkel Garins, und mit Hugo, dem Schwestersohn Haimerichs, und mit vielen Edelleuten ihrer Gefolgschaften. Hugo war ein schöner Jüngling, mit goldfarbenen Locken, gewandt in der Rede und in höfischen Dingen. Er stand nun auf, ging zum Kaiser, grüßte ihn ehrerbietig und sprach: „Gnädiger Herr Karl und Kaiser, wisset, daß meine Vettern Haimon und Haimerich gekommen sind. Sie haben Euch gar wackere Dienste gegen die Heiden getan und oft ihr Leben eingesetzt. Lohn aber habt Ihr ihnen dafür noch nicht gegeben; heute nun begehren wir solchen."

Mit verhaltenem Unmut antwortete Karl: „Spar' deine Worte, Hugo, sie haben ihre Pflicht getan, damit sei's gut. Burgen und Länder geb' ich ihnen weiter nicht. Ist's nicht genug, daß ich Haimons trotzigen Bruder, Doon von Mainz, aus der Verbannung zurückberufen und wieder in sein Lehen gewiesen habe?"

„Doch ungerächt ließt Ihr den Mord, den Euer Wehrmann beging an Bovo, Haimons anderm Bruder."

„Niemand kennt den Mörder," antwortete Karl mit drohender Stimme, „ich und Haimon, wir haben uns darum vertragen."

Doch Hugo entgegnete keck: „Treue Dienste unbelohnt lassen, Herr Kaiser, wahrlich, das bringt Euch keine Ehre."

Zornig faßte Karl sein eingescheidetes Schwert und tat einen Schlag nach Hugo, ihn zu züchtigen: der Jüngling wollte ausweichen, er fiel ungeschickt zu Boden, schlug mit der Schläfe auf einen Stein und verschied. Blut strömte über den Estrich. Graf Haimon und Haimerich sprangen auf, reckten die Finger empor und schwuren mit lauter Stimme: „Hör's, großer Karl! So helfe uns Gott: wir rächen Hugos Tod, und ginge das Frankenreich darüber zu Grunde."

Alle Gäste ließen die Sitze, — die Tische wurden umgestoßen — und unter großem Lärm drängten sie zu den Türen hinaus.

Graf Haimon rüstete sogleich; so tat auch Kaiser Karl, ließ sein Banner fliegen und zog mit starkem Heer in Haimons Gebiet im Ardennerwald.

Der Graf hatte nur eine kleine Schar; sie zogen aus seiner Burg Pierrelepont, ließen alle Heerhörner zugleich ergellen, daß es wie Donner hallte, und griffen Karls

Lager an. Das Kämpfen dauerte bis in die Nacht. Auf beiden Seiten waren viel Vornehme und Knechte gefallen.

Da sprach Kaiser Karl: „Schied uns auch heute die Finsternis, ich will die Empörer nicht länger dulden in meinem Reiche."

Er berief in selbiger Nacht seine Räte, die mußten das Urteil finden Haimon und seinen Anhängern.

Da sprachen sie über die Empörer die Acht: Landesverwiesen, recht- und schutzlos sollten sie sein.

Als Haimon diese Botschaft erhielt, wählte er achthundert seiner besten berittenen Krieger und Gold und Gerät soviel sie führen konnten und räumte mit ihnen das Land. Kaiser Karl aber verteilte der Geächteten Güter unter seine Getreuen.

Graf Haimon und seine Anhänger hausten in Wäldern; bald wurden sie aber dessen überdrüssig und sie brachen hervor in Gehöfte, Burgen und Klöster, alles davonschleppend, wie Räuber, was sie erbeuten konnten.

Die Paladine mußten nun so oft zu Felde ziehen, als es Graf Haimon gefiel, Recht und Ordnung zu brechen. Endlich gingen sie zu Karl und baten bescheiden: „Gnädiger Herr und Kaiser, der lange Krieg mit Haimon verdirbt das Land: darum bitten wir Euch, erbarmt Euch Eures Volkes und gebt dem Grafen Frieden."

Der Kaiser saß sinnend; Unwillen und gütige Sorge beschwerten ihn lange, bis er der Bitte nachgab. „Wohlan, meine tapferen Herren, gehet denn hin und sehet zu, wie ihr das Land zur Ruhe und den Grafen zum Gehorsam bringt."

Graf Haimon lag wieder zu Pierrelepont, dort trafen ihn Karls Boten mit dem Anerbieten: der Kaiser wolle ihm des erschlagenen Hugo Gewicht neunmal mit Gold aufwägen, um des Friedens willen.

„Das Anerbieten acht' ich für Spott," brauste der Graf auf, „geht heim, sagt eurem Herrn: Graf Haimon will keinen Frieden mit Karl, sondern Krieg, so lang' es nur angeht; Hugos Tod kann er nicht vergessen."

Der große Kaiser hörte schweigend die Antwort und sandte ein zweites Schreiben ab: darin bot er dem Zürnenden seine Schwester Agia zur Frau, auch sollten die Geächteten all ihr Land und Lehen zurückbekommen und künftig als freies Erbgut behalten.

Da erkannte Haimon des Kaisers friedlichen Sinn, er berief Haimerich und andre seiner Freunde und teilte ihnen den Brief mit.

„Damit sind wir gern zufrieden," sprach Haimerich, „wenn uns noch dazu Hugos Gewicht sechzigmal in Gold aufgewogen wird." Zwei Neffen Haimons trugen das Antwortschreiben nach Paris. Sie gingen gleich zu Hof, verbeugten sich vor dem Kaiser und überreichten den Brief, welchen Karl von zwei Räten laut lesen ließ. Dann wandte er sich den Gesandten zu und sprach: „So entbietet nun Graf Haimon samt seinen Freunden nach Senlis, dort will ich Frieden mit ihm schließen und ihm meine Huld wieder geben."

In Senlis ging der Kaiser dem Grafen entgegen, umarmte ihn und sprach: „Haimon, vergiß nun, daß ich deinen Vetter Hugo im Zorn erschlagen habe, und laß Frieden zwischen uns sein. Was ich dir darum geboten habe, will ich alles erfüllen." Graf Haimon beugte das Knie vor seinem Herrn und gelobte aufs neue Treu' und Gehorsam.

In der Kirche zu Senlis wurde die Braut mit dem Grafen eingesegnet, Roland schritt an ihrer einen Seite, der Erzbischof Turpin an der andern, der Graf ging im Geleite des Kaisers und seiner Paladine. Als dann das

hochzeitliche Mahl bereitet stand, wünschte Haimon, daß Karl mit den Hofherren dem Fest bis zum Ende beiwohnen sollte. Der Kaiser schlug die Bitte ab und ritt mit seinem Hofgefolge sogleich nach Paris zurück. Darüber geriet Haimon in heißen Zorn, nahm sein Weib, zog nach Pierrelepont und feierte dort seine Hochzeit vierzig Tage lang. Und als das Trinken und Feiern zu Ende ging, nahm der Graf sein Schwert und schwur darauf: „Und dennoch will ich Hugos Tod rächen und alles töten, was von des Kaisers Geschlecht und Herkommen ist.“

Darüber erschrak Frau Agia, der Graf aber blieb nicht lange daheim, sondern zog gegen die Saracenen in den Krieg. Da machte die Gräfin eine Wallfahrt in ein Frauenkloster und gebar dort einen Knaben, den sie Richard taufen ließ. Erzbischof Turpin und Graf Wilhelm von Orange wurden seine Paten. Sie nahmen das Knäblein in ihre Obhut und hielten es vor allen Leuten geheim, denn die Mutter fürchtete, Haimon werde es töten nach seinem Eid.

Darauf eilte sie zurück auf ihre Burg und da war niemand, der dem heimkehrenden Haimon die Geburt seines Sohnes hätte verraten können.

So gebar Agia bald nacheinander noch zwei Knaben, Wichard und Adelhard, und ließ sie mit dem ersten heimlich aufziehen.

Da blieb der Graf einmal sieben Jahre aus: Agia hielt ihn für tot und beklagte ihn laut; darüber kam der Graf in den Burghof geritten. Er blutete aus sieben Wunden, und saß doch aufrecht im Sattel, in Wehr und Waffen, siegesstolz, denn er hatte Land und Leute gewonnen. Frau Agia eilte ihm entgegen, küßte ihn und hieß ihn willkommen. Haimons Herz wurde froh bei ihrem Anblick trotz der sieben Wunden.

Noch im selben Jahr gebar die Gräfin heimlich einen vierten Sohn; sie nannte ihn Reinald und schickte ihn dahin, wo die andern waren. Er wuchs heran, größer, schöner und stärker als seine Brüder, die er mit fünfzehn Jahren weit überragte, wie der Falke den Sperber.

Zu dieser Zeit war Ludwig, des Kaisers Sohn, wehrfähig geworden und Karl wollte ihn mit dem Schwert umgürten und zum König von Aquitanien krönen. Deshalb berief er Roland und dessen Genossen, Bischöfe, Herzöge und alle Vasallen seines Reichs nach Paris und tat ihnen seinen Willen kund.

„Gnädiger Herr," sprach Turpin, „das kann nicht sein, es fehlt einer Eurer Vasallen: ein kühner, stolzer Held, der sein Land nur von Gott zu Lehen will."

„Haimon," rief Karl, „der sich wider mich empört und meinem Geschlecht den Tod geschworen hat!"

„Ja, Herr Kaiser; aber er bekriegt unablässig die Heiden und er hat der Erfüllung seines sündhaften Schwures gar nicht obgelegen," sprach der Erzbischof.

„Ein Trotzkopf ist er! — Aber ein tapferer Degen: wohlan, Bischof, wir wollen ihn herbescheiden: Sicherheit und frei Geleit sag' ich ihm zu."

Graf Roland, Wilhelm von Orange, Bertram und Bernhard wählte der Erzbischof von den Paladinen aus und der Kaiser entsandte sie nach Pierrelepont, das der Graf gegen Karl siegreich behauptet hatte. Er schenkte jedem ein schöngeschirrtes Roß, eine Hutschnur mit Edelsteinen und einen Mantel als Botenlohn und gab ihnen einen Ölzweig in die Hand. Sie sprangen in den Sattel und ritten ohne Waffen nach Pierrelepont.

Frau Agia sah vom Fenster aus sie kommen, erkannte

sie und sah auch, daß sie Friedensboten waren. Eilends schickte sie einen Diener entgegen mit Geschenken, „das beste für Roland".

Haimon war daheim, er hatte wie stets eine große Zahl Gewappneter bei sich. Als die Boten in die Burghalle geführt wurden, saß der Graf da mit seinen Edelherren, und jeder hatte ein nacktes Schwert auf den Knien. Stolz blickte Haimon, als hätte er die ganze Heidenschaft schon bezwungen. Niemand bot einen Willkommgruß. Roland begann mit freundlichem Sinn: „Graf Haimon, wir sind Boten Kaiser Karls: er entbietet Euch nach Paris, wo er seinen Sohn Ludwig zum König krönen will. Um Euretwillen ist die Feier vierzig Tage verschoben: erkennet daran des Kaisers Milde."

Haimon erblaßte vor Zorn, er sprach kein Wort, am liebsten hätte er alle vier erschlagen. Roland redete ihn zum andernmal an: „Graf Haimon, bescheidet uns, wollt Ihr Ludwig krönen helfen?" Aber Haimon schwieg. Traurig sahen die Boten einander an. Frau Agia füllte einen Becher voll Wein und reichte ihn Roland: „Nimm, lieber Neffe, und trinke, ich heiße dich willkommen."

Da nahm Roland den Becher, trank und reichte ihn auch seinen Gefährten. Die Gräfin trat an ihren Eheherrn heran und sprach: „Haimon, ich bitte dich sehr, gib den Boten eine Antwort." Da riß der verhaltene Zorn den Grafen hin, er schlug mit der Faust gegen sie und traf ihr Antlitz.

Blut floß über ihren Schleier; — keiner der Burgleute wagte, ihr beizuspringen, nur mit Gewalt hielten die Boten an sich und waren um die Gekränkte bemüht. Die Gräfin wies sie fort, neigte sich wieder zu Haimon, küßte seinen Mund und sprach: „Lieber Herr, ich bitte dich nochmals, gib meinen Vettern eine Antwort."

Des Grafen Zorn war verraucht: „Du gutes Weib, herzliebe Frau, verzeih' meine Untat!" sprach er. „Was soll ich antworten? Ich bin der unseligste Mann, wie du das unseligste Weib unter der Sonne."

„Das mein' ich nicht, Haimon, weshalb klagst du so?"

„Weil wir in all den Jahren unsrer Ehe nicht Sohn noch Tochter gewonnen haben, die einst unsre Erben würden."

„Und wenn wir Kinder hätten, wolltest du sie nicht umbringen, nach jenem fürchterlichen Schwur, den du in unsrer Hochzeitsnacht geeidet hast?"

„Bei meiner Treu, nein; ich wollte sie lieben."

„Aber dein Eid?" forschte Agia.

„Ein böser Eid ist kein Eid; hätt' ich Kinder, wie wollt' ich fröhlich sein."

„Schwör' mir's, daß du unsern Kindern kein Leid tun wirst, dann will ich dir deine vier Söhne zeigen."

Erstaunt blickte Haimon auf: „Das eid' ich dir: aber ich kann's nicht glauben, was du da sprichst."

Sie faßte ihn an der Hand: „Komm nur mit und siehe sie erst." Haimon stand auf und ihr folgend sprach er zu Roland: „Seid willkommen und wartet ein wenig; ich muß erst meine vier Söhne sehen, dann geb' ich euch gute Antwort."

Die vier Haimonskinder waren heimlich zu ihrer Mutter in die Burg gekommen und in einem großen Gemach beisammen. Vor der Tür blieb der Graf mit seiner Frau stehen und hörte innen sprechen: das war Reinald, der sagte: „Dem Küchenmeister weiß ich keinen Dank, schlecht ist seine Speise; hätte ich ihn hier, wollte ich ihn Zucht lehren mit meinen Fäusten."

Adelhard entgegnete: „Bruder, lärme nicht: Bat uns nicht die Mutter, stille zu sein? Denn, ach, kennen wir

auch unsre Mutter, wissen wir doch nicht, wer unser Vater ist. Graf Haimon brächt' uns um, schlügen wir seinen Küchenwart."

„Ich fürchte den grauen Haimon mit all seinen Gewappneten nicht: mit nackter Faust schlüg' ich drauf ein."

„Der ist gewiß mein Sohn," flüsterte Haimon seiner Frau zu, „aber die andern will ich einmal versuchen." Und er stieß mit dem Fuß die Tür ein; Reinald fuhr auf ihn los, packte ihn und warf ihn über eine Bank auf den Boden: „Ist das eine Art, alter Graubar? Was hast du hier zu suchen? Wir haben hier eine recht schlechte Mahlzeit gehalten." Die andern drei nahmen gleich Reinald drohende Gebärden an: der Graf fürchtete sich sehr.

„Haltet nur ein, ihr jungen Recken," rief er, „ich bin euer Vater und will euch noch heute mit Schwertern umgürten."

Da halfen sie ihm aufstehen, Reinald bat um Verzeihung, daß er ihn geschlagen hatte. Der Graf schaute seine Söhne an: die drei ältesten glichen der Mutter mit ihren lichten Augen und braunem Schlichthaar; Reinald aber hatte das rote Gelock seines Vaters geerbt und die dunkelblauen Augen blickten trotzig wie die Haimons. Der Vater küßte einen nach dem andern, dabei drückte er Reinald so heftig an sich, daß dem Jüngling die Nase blutete, was ihn wieder sehr ergrimmte. Schöne Kleider und Waffen hielt die Mutter schon bereit, die Halle wurde festlich geschmückt und die Jünglinge traten vor den Vater hin. Richard war der erste, dem der Graf das Schwert verlieh: „Geh' hin, Sohn Richard," sprach er, „dieses Schwert sollst du gegen die Heiden führen, Land und Erbe erstreite dir von ihnen!"

Der zweite hatte den Sporn schon am Fuß und trug

das Schwert in der Hand: „Sohn Adelhard, ererbtes Geld und Gut machen den Edelmann nicht: drum geb' ich dir nichts andres, als was du dir mit deinem Schwerte von den Heiden gewinnst."

Wichard geschah wie den andern, aber der stolze Reinald kam zuletzt vor den Vater. Der umgürtete ihn mit dem Schwert Flamberg, das hatte Weland einst geschmiedet, und sprach: „Sei immer mutig und tapfer, lieber Reinald: dir schenk' ich Schloß Pierrelepont, Montagut und Falkenstein; wo du sie antriffst, sollst du die Heiden schlagen."

Als man im Hof den Jünglingen Rosse vorführte, war keines stark genug für Reinald. „Sei nicht traurig," lachte Haimon, „ich weiß eins in meinem Stall, das hat von neun Rossen Stärke, es läuft wie der Pfeil von der Sehne schießt, ist groß und rabenschwarz, hat funkelnde Augen, heißt Bayard und niemand darf ihm nahen, so zornig ist es."

„Ei, Vater, das wäre ein Roß für mich! Wo ist der Gaul?"

„Lege deine Wehrkleider an und versuche, ob du es bezwingst. Aber hüte dich wohl: es zerbeißt Steine wie andre Rosse Heu."

„Gegen einen Hengst mich wappnen, das wäre mir Schande," rief Reinald, aber er tat doch nach seines Vaters Rat, dann nahm er eine Keule und folgte in den Stall. Frauen und Edelherren, Knechte und Mägde drängten nach. Bayard schlug ihn gleich vor den Kopf, daß er auf den Boden fiel. „Wehe," rief Agia, „mein Sohn ist tot."

„Beruhige dich, Frau," sprach der Graf, „Reinald wird sich schon erholen, er ist von meiner Art: steh' auf, Sohn, bezwinge das Roß."

Als Reinald seine Sinne wieder fand, sprang er beschämt auf, faßte seine Keule und wollte das Roß damit angehen. Das packte ihn mit den Zähnen an der Schulter und warf ihn vor sich in die Krippe, daß Brünne und Halsberg barsten: aber Reinald hatte es schon beim Nacken gefaßt, ließ nicht los und schwang seinen Knüttel. Bayard blies aus den Nüstern, biß, schlug und wehrte sich greulich: bald lag Reinald oben, bald unten, zuletzt zwang er ihm das Gebiß ins Maul, zäumte es, schwang sich ihm auf den Rücken und ritt zum Stall hinaus. Die Umstehenden stoben schreiend auseinander. Auf der Weide gab Reinald Bayard den Sporn und ließ den Zügel schießen: er saß darauf, wie angewachsen. Er ließ ihn über breite Gräben springen und tummelte das gespenstige Roß so lange, bis sie beide müde geworden; dann ritt er's zurück in den Stall, putzte und striegelte es. Bayard stand zitternd vor ihm und war ganz gezähmt: wollte Reinald aufsteigen, legte er die Vorderfüße zusammen und neigte sich vor seinem Herrn.

Der Graf war nun bereit, an den Hof zu reiten mit seinen Söhnen und Edelherren. Gerüstet als ging's in den Krieg folgten sie den Gesandten nach Paris. Ehe sie einritten, erhielt Karl davon Kunde: er schickte sofort einen Boten: der Graf und seine Freunde sollten die Waffen ablegen und in friedlichen Gewanden zu Hofe kommen. Dazu waren alle bereit. Kaiser Karl ging mit seinen Hofherren dem Grafen entgegen. Dem jungen Ludwig schien das zuviel Ehre, er stand abseits. Als Roland ihn aufforderte, Haimon und seine Söhne zu grüßen, sprach er: „Was gehen sie mich an?" Und als alle sagten, Reinald sei der größte und schönste Jüngling

am Hof, entgegnete Ludwig: „Wo hat man je gehört, daß Haimon Kinder habe? Die Vetterschaft will ich zuerst prüfen.“ Und er trat zu Reinald hin: „Willkommen Vetter; was für ein herrliches Roß du hast, schenk' es mir.“

„Mit Leib und Leben will ich dir gern dienen, Vetter, aber Bayard kann ich dir nicht geben, er gehört meinem Vater, und kein andres Roß trägt mich.“

„Dann will ich dir auch nichts geben, bin ich erst Herr,“ sprach Ludwig und wandte sich seinen Freunden zu: „Da seht ihr's, daß er von niedriger Herkunft ist.“

Als man zu Tische ging, hatte Ludwig anbefohlen, den Haimonskindern nichts zu bieten. Man reichte Handwasser umher, wies die Plätze an, Speisen wurden aufgetragen, aber der Haimonskinder achtete niemand. Ei, dachte Reinald, essen wollen wir, ob's Ludwig gefällt oder nicht. Er stand auf, stieß die Küchentür ein und nahm eine große Schüssel. „Laß sie stehn,“ zankte der Koch, „sonst“ — er hob drohend seinen Bratspieß. Erzürnt schlug ihn Reinald mit seiner starken Faust und trug die Speise seinen Brüdern zu. Der Koch blieb tot liegen, das kam vor den Kaiser und: „Reinald hat ihn niedergeschlagen,“ riefen die Ankläger.

„Dem Tropf ist recht geschehen,“ sprach Karl, „wie wagt er's, meinem Neffen Speise zu verweigern?“ Da bekamen die Brüder genug und übergenug. Der Marschalk ging aber zu Reinald und sprach: „Hör, Reinald, deine Tat mißfällt mir, wäre der Koch von meiner Sippe, ging dir's schlecht.“

Reinald antwortete: „Rühmt Euch nicht eines Dinges, wozu Euch der Mut fehlt.“

Der Marschalk fuhr auf und schlug Reinald, der gab

ihm den Schlag zurück, nur daß der arme Marschalk davon tot niederfiel und bis vor des Kaisers Tisch rollte.

Großer Lärm entstand: „Vater,“ schrie Ludwig heftig, „willst du solchen Übermut noch länger dulden?“ Zornig schallte des Kaisers Stimme: „Schaffet den Toten hinaus, niemand kränke Reinalds Recht! Ruhe und Frieden gebiete ich, bei meinem Zorn.“

Geiger und Flötierer mußten ihr Spiel wieder beginnen, und die Kurzweil nahm ihren Fortgang bis zum Abend. Da waren, als alles zur Ruhe ging, keine Lagerstätten für die Haimonskinder bereitet. Das hatte Ludwig anbefohlen. „Wir wollen die besten Polster haben,“ sagte Reinald, machte argen Lärm, jagte die Kämmerer aus den Betten und in die besten legten sich die vier Brüder. Die Aufgescheuchten klagten am andern Morgen beim Kaiser. Der schalt sie: „Was laßt ihr alle euch von dem einen davonjagen? Dafür kann ich Reinald nicht strafen, er hat recht getan.“ Und zu Haimon sprach er: „Ich will deinen Söhnen höchste Ämter verleihen. Du, Reinald, sei mein Truchseß, Adelhard mein Mundschenk, Richard mein Kämmerer und Wichard mein Marschalk.“

Inmitten der vier Haimonskinder schritt Ludwig zur Kirche vor Sankt Mariens Altar. Erzbischof Turpin sang die Messe, der Patriarch von Jerusalem diente dabei und wie es zur Opferung ging, legte Ludwig einen Goldgulden auf die Schale, Reinald aber zwei. Da fügte Ludwig seinem einen noch zwei hinzu: als Reinald das sah, warf er noch zwei auf den Teller.

„Du bist zu guter Stunde geboren,“ sprach der alte Haimon, „ich wollt', ich hätt' all mein Gut in Goldgulden hier, du solltest sie alle opfern.“

Zur Salbung fehlte das heilige Öl: Karl betete zu Gott, und eine Taube kam geflogen und brachte es vom Himmel; da wurde Ludwig feierlich gekrönt, und der Kaiser gürtete ihm ein nacktes Schwert um und sprach: „Ein Schirmherr des Rechts sollst du sein."

In der kaiserlichen Pfalz stand die Mahlzeit schon bereitet: die vier Haimonskinder walteten ihrer Ämter, daß jedermann zufrieden war. Dann folgte Reigen und Saitenspiel, und der junge König teilte Gaben aus und verlieh Lehen. Den Haimonskindern gab er nichts. Das verdroß Graf Haimon, er ging und klagte seinen Unmut dem Kaiser. „Deine Söhne sollen nicht leer ausgehen," antwortete Karl, „führe sie mir einmal her." Und der Kaiser belehnte die vier mit stolzen Burgen und reichen Landen. Ludwig aber sagte Haimon ins Gesicht: „Die Lehenträger mißbehagen mir, ich muß zu gelegener Zeit die Lehen zurückgewinnen. Und nun laßt uns einmal sehen, wie meine jungen Edelherren das Waffenwerk verstehen: folgt mir in den Baumgarten. Wir wollen's an einem Steinwurf versuchen: ich vermesse mich, der Stärkste zu sein von allen."

Darauf antwortete niemand, und Ludwig tat die Ruhmrede noch einmal. Haimon hielt nicht länger an sich: „Danke Gott für deine Stärke, König Ludwig, und rühme dich nicht so sehr: ich weiß einen Jüngling, der mehr Kraft hat als du!"

„Bring' ihn nur her, deinen Reinald, dann will ich dich Lügen strafen an ihm."

Ludwig warf einen schweren Stein zwölf Fuß weit, die Edelleute warfen einer nach dem andern und blieben alle dahinter zurück. „Wo ist nun Reinald," rief Ludwig hoffärtig, „von dem Ihr so prahltet, Graf Haimon? Wie ein Lügner steht Ihr da."

Haimon liefen die Tränen in den weißen Bart vor Zorn, er ging hinweg zu Reinald, dem er den Grund seiner Kümmernis sagen mußte.

„Vater," sprach Reinald, „Ludwigs eitle Rede kann dich nicht kränken, er ist noch ein Kind, aber ich will nichts mit ihm zu schaffen haben."

„Und willst du mich als prahlenden Lügner gegen Ludwig dastehen lassen? Geh und zeige was du kannst, dann will ich dir Bayard zu eigen geben."

Reinald schritt neben seinem Vater in den Garten, nahm den Stein und warf ihn einen Fuß weiter, als Ludwig es getan. Ergrimmt riß der König seinen Mantel ab, ließ sich den Stein bringen und warf ihn noch weiter als Reinald.

Da raffte Reinald den Stein wieder auf und schleuoerte ihn so weit, als er für genügend hielt.

Und noch einmal schwang Ludwig den Stein mit all seiner Kraft, Blut lief ihm aus Nase und Mund, aber Reinalds Stein lag weit voraus. — Männer wie Frauen gaben ihm Preis und Lob. Graf Haimon lachte: „Nun gehört dir Bayard zu eigen, Sohn: aber ich meine, du hättest den Stein leicht noch viel weiter werfen können."

Ludwig ging beschämt von dannen und grollte dem ganzen Haimonsgeschlecht.

In solch finsterm Unmut begegneten ihm Ganelon, Harderich und Macarius aus dem Mainzer Geschlecht, die alle, obwohl Karl sie in hohen Ehren hielt, gar oft verräterische Gedanken ausheckten. „Wie ist das Wettspiel ausgefallen, gnädiger Herr?" fragte Ganelon und da Ludwig schwieg, fuhr er fort: „Ich merke schon, Reinald hat Euch besiegt. Ich will Euch einen guten Rat geben. Gehet zurück, umarmt Haimon und sagt: Graf, Ihr seid ein glücklicher Mann, daß Ihr einen Sohn habt wie Reinald.

Dann ruft den Adelhard in Eure Kammer zum Schachspiel, weigert er sich, dann wisset, er hat sich gerühmt, Euch im Schachspiel zu besiegen und ruft nur uns zu Zeugen dafür auf. Wer aber siegt, der soll des andern Haupt gewinnen."

Leichtgläubig folgte Ludwig Ganelons Rat und ließ Adelhard rufen; denn er hielt sich für den besten Brettspieler im ganzen Reich. Adelhard eilte, seinem Amte nach, mit Wein herbei, aber Ludwig ließ ihn zornig an: „Ich bin nicht durstig: du sollst mit mir Brett spielen, da du dich vermessen hast, es besser zu verstehen als ich."

Adelhard half kein Wehren und Weigern, Ganelon und seine Genossen standen da und sagten gegen ihn aus: „Er hat sich dessen gerühmt."

„Wenn's denn nicht anders sein kann," sprach er, „mag's geschehen."

„Es gilt den Kopf!" sprach Ludwig, „merk' auf: wer fünf Spiele nacheinander gewinnt, mag dem andern das Haupt abschlagen."

„Nein, Herr Ludwig, um solchen Gewinn spiel' ich nicht: — wählt andern Preis."

„Bei meiner Ehre nein! Wir spielen um unser Haupt: — ich will's."

„In Gottes Namen, so muß ich's wohl zufrieden sein."

Ludwig gewann drei Spiele und lachte grimm: „Hab' ich auch gegen Reinald verloren, hier gewinn' ich und schlage dir den Kopf ab."

„Wenn ich das Spiel verliere," fragte Adelhard, „wollt Ihr dann nicht gestatten, daß ich mein Haupt mit Gold oder anderm Gut auslöse?"

„Nein, und bötest du mir einen Berg von Gold, ich nehme nur dein Haupt."

„Gnade mir Gott," dachte da Adelhard und spielte

weiter und gewann ein Spiel und bald das andre, dann das dritte, das vierte und das fünfte dazu. Da war er froh und sprach: „Lieber Vetter und König, Euer Haupt gehört nun mir, aber ich will es nicht und bitte Euch nur: setzet es nie wieder beim Spiel zu Pfand. Wer Euch das riet, den hat Euer Leben verdrossen."

„Behalte deine Weisheit für dich," rief Ludwig zornig, ergriff das goldene Schachbrett und schlug Adelhard damit ins Gesicht, daß das Blut herausquoll. Der Jüngling sprang auf und lief in den Stall, wo Bayard stand, Schmach und Ärger zu verbergen. So fand ihn Reinald und fragte: „Wer hat dich geschlagen?"

„Niemand."

„Das lügst du, dein Gesicht ist voller Blut."

„Ich habe mich gestoßen."

Reinald merkte, daß es nicht so war, hielt sein Schwert in der Hand und sprach zornig: „Ich durchsteche dich, Bruder, wenn du mir nicht die Wahrheit sagst."

Da gestand Adelhard alles und Reinald sagte finster: „Ein so teuer gewonnenes Haupt geb' ich nicht her."

Graf Haimon aber, als er von alledem erfuhr, wollte fort aus Paris. „Rüstet in aller Stille Rosse und Waffen, wir reiten sonder Abschied," befahl er; denn er fürchtete Reinalds Zorn.

Sie waren vor der Stadt versammelt, da sprach Reinald zu Adelhard: „Ludwigs Haupt gehört uns, ich will es holen, koste es, was es wolle." Er ging mit Adelhard zurück in die Pfalz, das Schwert unter dem Mantel. Da standen Ludwig und Kaiser Karl in einem Saal und teilten Gaben aus. Die Haimonskinder grüßten den Kaiser und Reinald ergriff Ludwig bei den Locken, hieb ihm mit raschem Schlag das Haupt ab und reichte

es Adelhard: „Da nimm, mein Bruder, was du gewonnen hast!“ und beide schritten hinaus.

Kaiser Karl schwanden die Sinne; als er wieder zu sich kam, rief er laut: „Auf, Barone und Vasallen, rächt meines Sohnes Blut!“ Sofort bewehrten sich zweihundert Söldlinge und suchten Reinald. Als dieser die Verfolger spürte, eilten er und Adelhard aus der Stadt zu ihrem Vater: „Wo ist Bayard?“ rief Reinald, „wir müssen fliehen; denn ich habe Ludwig das Haupt abgeschlagen; Kaiser Karl ist nun unser Feind.“

Aber Haimon antwortete: „Sohn Reinald, das war eine frevle Zornestat! Doch ich fliehe nicht, sondern erwarte den Kaiser: will aber einer von meinem Geschlecht davonlaufen, so laß ich ihn zuvor hängen.“

Das gefiel Reinald; und als der Kaiser mit seinen Baronen geritten kam, gab es ein wildes Fechten. Die Haimonskinder fuhren unter ihre Feinde wie junge Falken. Haimon mit seinem Haufen wurde umzingelt: die Rosse fielen, da wehrten sie sich zu Fuß, bis der letzte Mann lag.

Reinald mußte seine drei Brüder hinter sich auf Bayard nehmen und davonrennen, während Haimon zu Fuß tapfer weiter focht. Turpin rief ihn an: „Graf, gib dich auf Sicherung mir gefangen.“

„Ja, Erzbischof, in deine Hand will ich mich geben,“ antwortete er. Da nahm ihn Turpin in seine Hut gefangen. Der Kaiser bannte die vier Haimonskinder aus dem Reich: „dem Grafen baut sogleich den Galgen,“ rief er, „und seiner Frau, die solche Mörder und Übeltäter zur Welt gebracht hat, den Holzstoß.“

„Gerechter Kaiser,“ antwortete Turpin, „ich habe Haimon meinen Schutz gelobt, als er sich mir ergab, und

ehe ich eine solche Schande an ihm geschehen ließe, eher helfe ich ihm!"

„Das tue auch ich," sprach der stolze Roland.

„Und dennoch müssen beide sterben," grollte der Kaiser.

„Das lassen wir niemals zu," rief Roland; und Naimes sprach: „Herr, was können denn die Eltern für des Kindes Schuld?"

Da wurde der Kaiser milder: „Wohlan, Haimon; gelobe mir, deine Söhne auszuliefern, wann du sie in deine Gewalt bekommst: dann magst du frei und jeder Strafe los sein."

Turpin überredete Haimon. So tat Graf Haimon den schweren Schwur und sagte sich los von seinen Söhnen.

Die Haimonskinder ritten nach Pierrelepont und erzählten ihrer Mutter alles Geschehene.

„Weh, ihr armen Kinder! und weh mir: Haimon werde ich nie wiedersehen. Fliehet, so schnell Bayard rennen kann, vor Karls Zorn." Sie gab ihnen einen kleinen Schatz mit an Gold und Edelsteinen und schaute weinend vom Söller herab dem gespenstigen Rosse nach, wie es ihre Söhne davontrug durch den Ardennerwald.

Die Brüder ratschlagten, daß sie nach Aquitanien zum Saracenenkönig Saforet ziehen wollten, der mit Gewalt in Karls Reich Land und Volk unter sich brachte. Die Haimonskinder trafen ihn in Toulouse. Als sie über die Schloßbrücke geritten waren, gaben sie sich zu erkennen. „Und was ist euer Begehr?" fragte Saforet.

„Wir wollen in deine Dienste treten."

„Wollet ihr auch Mohammed bekennen und sein Gesetz halten?" fragte Saforet weiter.

Aber Reinald antwortete sogleich: „Nein, König, das tun wir nicht."

„Auch gut," antwortete der Ungläubige, „wenn ihr so tapfer seid, als ihr aussehtt, will ich euch reichen Lohn zahlen und ihr mögt bei eurem Glauben bleiben. Doch welches Pfand eurer Treue bietet ihr?"

Da gaben sie ihm ihren Schatz: „Dies ist alles was wir haben." Saforet nahm den Schatz und wies ihnen einen Turm zur Wohnung an. „Ich will den Schatz verwahren," sprach er, „und ziehet ihr einmal weiter, so geb' ich ihn euch zurück; das schwör' ich euch zu bei Mohammed."

Die Haimonskinder dienten dem König drei Jahre treu und tapfer, aber von dem Heidenvolk wurden sie wenig geachtet. Saforet gab ihnen nichts, ihre Mittel gingen zu Rande. Reinald bat um Herausgabe des Schatzes. Saforet sagte ja, tat es aber nicht. Als nun Reinald sah, daß der König seinem Wort die Tat nicht folgen ließ, wurde er sehr zornig und sprach:

„Nun auf, Brüder, waffnet euch, und führt Bayard vor die Stadt. Du, Adelhard, begleite mich zum König, ich will selber unsern Schatz fordern, oder Saforets Haupt dafür nehmen."

„Ich nehme etwas Besseres," meinte Adelhard und Reinald antwortete: „Es ist freilich nicht viel wert, aber ich kühle mir den Mut."

Reinald trat in den Saal, wo der Saracene beim Mahle saß, und forderte sein Recht.

Saforet blickte ihn nicht einmal an; er antwortete: „Macht nicht so viele Worte, ich gebe euch nicht einen Heller und stündet ihr eine Ewigkeit da."

„Packt euch," fiel ein hochmütiger Wali dem König

ins Wort, „ihr habt Kaiser Karls Sohn, euren Vetter erschlagen: Mördern geben wir nichts wieder heraus."

„Dann hol' ich mir's," rief Reinald, zog sein Schwert unter dem Mantel hervor, schlug dem argen König das Haupt ab und gab's Adelhard: „Bind's an unsern Sattel, Bruder, wir müssen's für unsern Schatz annehmen."

In der Burg entstand ein Auflauf, Saforet zu rächen. Reinald und Adelhard liefen, was sie laufen konnten vor ihren Verfolgern zur Stadt hinaus und sprangen auf Bayard.

„Nun renne," sprach ihm Reinald zu, „jetzt gilt's das Leben." Und das Roß tat, als hätte es seinen Herrn verstanden; es griff aus, schlug um sich und biß nach jedem, der ihm den Weg sperren wollte: die Brüder wehrten sich tüchtig mit ihren Waffen und so entkamen sie ihren Verfolgern mit mancher Wunde in eine verbergende Felsschlucht. „Wohin nun?" fragte Adelhard, während sie einer den andern verbanden, „die Feinde werden uns hier bald finden."

„Ist denn die Welt so klein," sprach Wichard, „daß wir darin nicht einen Platz finden könnten?" Und Richard antwortete: „Wenn ihr's nicht findet, ich weiß es: wir ziehen nach Tarascon zu König Ivo, dem Saforet Vater und Bruder erschlagen hat."

„Ja," sprach Reinald „und wir bringen ihm Saforets Haupt, das mag ihn freuen."

So ritten sie nach Tarascon. König Ivo stand auf seines Schlosses Söller und sah sie nahen und rief: „Ei sehet, dort kommen vier Recken auf einem Hengst; das ist das größte Roß, das ich je gesehen habe; was mögen die bringen?" Er ging hinab, den Ankommenden entgegen.

Die Haimonskinder sprangen von Bayards Rücken und

beugten ihre Knie. Reinald nahm das tote Haupt und bot es dem König dar: „Sei gegrüßt, König Ivo, dies ist Saforets Haupt, nimm es gnädig an als ein Geschenk: wir begehren, dir zu dienen."

König Ivo freute sich sehr über seines bösen Feindes Tod, er ließ sogleich ein Mahl zurichten und sprach: „Seid mir willkommen, Fremdlinge, setzt euch gastlich an meinen Tisch und nennt mir euer Geschlecht und Namen." Da gaben sie ihm Auskunft.

König Ivo war Christ: er behandelte die Haimonskinder, als wären es seine eignen. Bald ließ er rüsten, sich an Saforets Land zu entschädigen für dessen einstige Gewalttaten. Reinald sattelte Bayard, die vier Brüder setzten sich darauf und warfen jeden Feind nieder, der vor sie kam. So stritten sie wacker für Ivo drei Jahre lang. Da war er Herr seiner Feinde geworden, baute feste Burgen und die Ungläubigen fürchteten ihn gewaltig. Die Haimonskinder blieben bei ihm in hohen Ehren.

Endlich aber erfuhr Kaiser Karl, wo sie waren. Er sandte einen höflichen Boten nach Tarascon mit der Bitte, Ivo sollte die Haimonskinder dem Kaiser ausliefern, denn sie hätten seinen Sohn erschlagen. Der König erschrak, er mochte sich aber nicht trennen von den Haimonskindern.

Er ließ Reinald gleich vor sich kommen, zeigte ihm den Brief und sprach: „Ich will dir den grauen Felsen an der Garonne schenken und Gold und Gut, eine Burg darauf zu bauen. Und meine liebe Tochter Clarissa sollst du zur Frau haben, wenn ihr Haimonskinder mir treu sein wollt."

Da dankte Reinald für des Königs Gnade und Huld. Er wurde gleich mit Clarissa eingesegnet, und als die Hochzeit vorüber war, ließ Reinald Baumeister, Zimmer-

leute und Steinmetzen berufen. Die bauten ihm auf der steilen Klippe an der Garonne ein starkes schönes Schloß aus Marmelstein, mit hohen Mauern ringsum. Und er nannte es Montalban.

Danach verkündeten Ausrufer: „Wer kommen will nach Montalban, und daselbst wohnen, den wird Graf Reinald beschützen und frei lassen von allen Abgaben und Zinspflichten.“

Da kamen ungefähr fünfzehnhundert Mann dahin und siedelten sich an. Und Reinald lud König Ivo auf sein Schloß und als der alles gesehen hatte, sprach er:

„Lieber Sohn, du hast dir eine stolze Burg gebaut, Gott gebe dir Frieden und Glück darin.“

Zu dieser Zeit zog Kaiser Karl mit kleinem Geleit auf Pilgerfahrt nach Sankt Jakob in Spanien; als er an die Ufer der Garonne kam, erblickte er auf hohem Felsen ein Schloß, das ihm uneinnehmbar deuchte. Er fuhr mit seinen Paladinen über den Strom in Reinalds Gebiet und sprach: „Wem mag das stolze Schloß gehören?“ Roland fing einen Bauersmann und fragte ihn, wer der Schloßherr wäre? „Ein Graf, Herr; er hat es erbaut, um sich gegen seine Feinde zu wehren,“ antwortete der Mann.

„Wie heißt der Graf?“ fragte Roland wieder.

„Reinald, Herr, er hat noch drei Brüder; Schloß und Stadt ringsum heißen Montalban.“

Als Roland Herrn Karl dies berichtet hatte, ward er zornig und schickte den Neffen sogleich nach Montalban zu Reinald: er solle dem Kaiser Schloß und Stadt und seine Brüder ausliefern, sich selbst ergeben in des Kaisers Gnade oder Ungnade: — dann wolle Karl verzeihen. Sonst aber ihn mit Krieg überziehen, die Stadt zerstören, Schloß

Montalban niederbrechen und die Haimonskinder an den Galgen hängen. Roland wurde höflich empfangen und richtete seine Botschaft aus.

Reinald aber antwortete: „Ich gebe nicht eine Kirsche um Kaiser Karl, und läg' er sieben Jahre im Land."

„Dann fürchte Karls Zorn, der rostet nicht," antwortete Roland und schied von seinen Vettern.

Nun waren es sieben Jahre, seit die Haimonskinder Mutter und Heimat hatten verlassen müssen. Reinald konnte die Sehnsucht nicht länger ertragen, er sprach zu Adelhard: „Bruder, mein Herz ist traurig; wenn ich unsre Mutter nicht bald wiedersehe, muß ich sterben."

„Wie soll das enden?" antwortete Adelhard, „du weißt doch, was unsre Eltern Karl eiden mußten."

„Den Eid fürcht' ich nicht, Mutterliebe ist stärker. Aber was auch komme, ich muß die Mutter wiedersehen, oder sterben."

„Dann wollen wir es klug anfangen," sagte Adelhard, „wir wollen im Wald an der Heerstraße Pilgern auflauern und mit ihnen heimlich unsre Kleider tauschen, und wir ziehen als Pilger nach Pierrelepont."

So lagen die vier Haimonskinder denn im Wald, bis sie einiger Pilger ansichtig wurden. Der erste wehrte sich und drohte, in Paris beim Kaiser zu klagen, aber die andern beruhigten ihn. Und die Pilger zogen in den schönen, ritterlichen Kleidern davon, die Haimonskinder aber bargen ihre Schwerter unter den grauen Kutten und pilgerten zu Fuß mit Muschelhut und Stab ihrer Heimat zu. Als sie ans Tor von Pierrelepont klopften, schaute der graue Torwart zum Turm heraus und fragte nach ihrem Begehr. Reinald antwortete:

„Laß uns arme Pilger ein, um Gotteswillen, wir leiden Hunger und Durst."

„Das darf ich nicht," sprach der Wärter, „um unsrer jungen Herren willen; wir hörten, sie seien in den Ardennen gesehen worden; wir wollen sie nicht fangen. Und Ihr seht dem Reinald gar ähnlich; hättet Ihr nicht den langen Bart, ich sagte: Ihr wäret der stolze Reinald."

„Laß uns nur ein, Torwart, möge Gott deine vier Herren erretten aus des Kaisers Hand, oder — wo sie auch weilen — vor Karl schützen."

Die Worte erweichten des Alten Herz; er schob den Riegel zurück und ließ die Pilger in die Burghalle vor die Gräfin treten. Die stand auf und dankte höflich für der Pilger Gruß.

„Wir kommen von Rom und Sankt Jakob," sprach Reinald, „wir sind ganz erschöpft von Hunger und Durst; deshalb bitten wir Euch, edle Frau, gebt uns Speise und Trank, um Gottes willen."

„Davon sollt ihr genug haben, kommt und setzt euch hier an den Tisch."

Da aßen die Haimonskinder nach Herzenslust in ihrem Elternhaus. Frau Agia nahm eine Silberschale, goß sie voll Wein und reichte sie Reinald. Nachdem er getrunken, sprach er: „Edle Frau, wer noch mehr hätte des guten Weins!"

„Wenn euch der Wein schmeckt, trinkt frei davon alle vier, ich will euch genug davon geben."

Reinald trank in seiner Freude soviel, bis er trunken war. Die Gräfin wunderte sich; ihr deuchte, der Pilger tränke für zehn Mann. Aber Reinald sprach: „Frau, gib mir noch einen Trunk, dann fürcht' ich Karl, meinen Ohm, nicht!" Adelhard erschrak, stieß Reinald mit der Hand an, daß der Weinmüde aufs Polster zurücksank. Da er-

kannte die Mutter ihre Söhne; sie kniete nieder, umhalste Reinald und ließ nicht ab, ihn zu küssen.

Das sah ein Mann, der dem Kaiser allzu eifrig dienen wollte: er trat hinzu und sprach:

„Frau Gräfin, das sind Reinald und seine Brüder: gedenket nun Eures Eides und überliefert sie Herrn Karl, oder ich reite hin und zeig' es ihm an.“

Zornig rief die Gräfin: „Pfui über dich, Zeit deines Lebens issest du mein Brot. Und müßt' ich Karl noch einen solchen Eid schwören, ich schickte ihm meine Kinder doch nicht, daß er sie töte.“

Der Gescholtene lief hinaus vor das Burgtor und suchte Graf Haimon: „Herr, Eure Söhne sitzen in Eurem Saal und tafeln und trinken mit ihrer Mutter; sie ist eine eidbrüchige Frau, darum mahn' ich Euch: fangt Eure Söhne und überliefert sie dem Kaiser, wie Ihr's geeidet, sonst zeig' ich's ihm an; dann kann Herr Karl gleich die Alten mit den Jungen richten.“

Graf Haimon faßte einen Baumast, der am Wege lag, und schlug den Frechen auf den Kopf, daß er tot umfiel: „Du wirst es dem Kaiser nicht melden,“ sprach er, ging in den Burghof und befahl seinen Kriegsmannen: „Nehmt die Waffen und fangt mir meine Söhne oben in der Halle: nun kam's dahin, daß ich den greulichen Eid ausführen muß.“

Adelhard hatte Haimon und die Bewaffneten nahen sehen: „Helf uns Gott und Sankt Marie,“ rief er, „hier kommen unser Vater und seine Dienstmannen; Mutter, weißt du keinen Rat? Reinald ist trunken.“

„Tragt ihn dort in das Gemach, und verteidigt den Eingang, es ist das festeste im ganzen Schloß.“

Rasch taten die drei Brüder nach ihrer Weisung. Dann zogen sie ihre Schwerter, standen vor der Tür und

Adelhard rief, als die Gewaffneten in den Saal traten: „Keiner von euch, ihr Herren, komme uns zu nahe: wir schlagen jeden nieder." Sie stritten tapfer, bis Reinald aus seinem Rausch erwachte: er sah seine Brüder gegen Vater und Dienstmannen kämpfen: flugs sprang er auf, faßte sein Schwert und drängte seine Brüder zurück: „Ruhet euch ein wenig aus: — ich schone niemand und wär' es mein Vater, darum bleib' er mir fern," rief er laut. Und er sprang mitten in das Kriegsvolk und schlug so gewaltig zu, daß alle fliehen mußten. „Reinald ist tapferer als all mein Volk," lachte Haimon, „diesmal fangen wir ihn nicht, laßt uns abziehen."

Reinald und seine Brüder verfolgten sie und als Reinald an seinen Vater kam, wollte er ihn in seiner Wildheit erschlagen. Adelhard fiel ihm in den Arm: „Halt ein, Bruder, werde nicht zum Mörder am eignen Vater: das wär' uns ewige Schande und Sünde: weder Gott noch Menschen würden uns das verzeihen."

„Ich will ihn lehren, seine eignen Kinder fangen," rief Reinald. Und er packte Haimon, der wehrte sich nicht viel, band ihn, setzte ihn auf ein gutes Roß und befahl einem Troßbuben: „Führe Roß und Mann zu Kaiser Karl."

„Graf Haimon ist mein Herr, Ihr habt mir nichts zu befehlen, das tu' ich nicht," antwortete der Knabe fest.

Da bekam er Schläge von Reinald, daß er gern gehorchte: „Und zu Kaiser Karl sollst du sprechen: diesen Mann schickt dir Graf Reinald und sagt: solche Greuel geschehen, weil du den Vater wider seine Söhne gehetzt hast."

Der Knabe führte seinen Herrn nach Paris. Der Torwart fragte: „Wer ist der Gefangene?" „Graf Haimon," antwortete der Knabe finster; der Graf sagte: „Tue das

Tor auf und laß mich zum Kaiser, daß ich ihm klage, was mir geschehen ist."

Als Karl ihn in die Pfalz reiten sah, erkannte er den Grafen, stieg in den Hof hinab, löste ihm selbst die Bande und fragte: „Haimon, wer hat dir das angetan?"

„Meine Söhne, Herr Kaiser, weil ich sie dir fangen wollte in Pierrelepont: sie wehrten sich tapfer, viel Volks ist mir dabei erschlagen worden."

„Haimon, du bist ein treuer Mann," sprach Karl, „bleibe jetzt hier in meiner Pfalz." Dann ließ er sofort eine Schar rüsten und zog nach Pierrelepont, die Haimonskinder selbst zu fangen.

Reinald sah von der Burgzinne aus den Kaiser nahen und Lagerzelte aufschlagen. Er sprach zu seiner Mutter: „Jetzt steht's schlimm, liebe Mutter, der Kaiser wird uns belagern; bezwingt er die Burg, müssen wir alle darin sterben. Weißt du einen Rat?" Sie sann eine Weile, dann antwortete sie: „Reinald, dich haßt der Kaiser, darum ziehe dein Pilgerkleid wieder an und ich will dich zu einem Pförtlein hinauslassen. Allein wirst du dich leicht durchschleichen und retten."

Traurig nahm er Abschied von Mutter und Brüdern; er schlüpfte in der Nacht zu dem Pförtlein hinaus, schlich sich durch Zelte und Wachen und eilte nach Montalban, wo er Bayard gelassen hatte.

Zu den drei andern sprach die Mutter: „Euch weiß ich nichts weiter zu raten, als daß ihr barfüßig vor dem Kaiser niederfallt und um Gnade bittet. Euch wird er wohl auf Fürbitte Rolands, Turpins und Naimes verzeihen."

Adelhard, Wichard und Richard machten sich gleich auf den schweren Gang.

„Und wo ist Reinald?“ fragte sie der Kaiser, als sie vor ihm knieten.

„Wir wissen es nicht,“ antworteten sie.

„So bleibt ihr gefangen, bis ich ihn dazu habe: — dann werdet ihr vier zusammen gerichtet.“ — Und der Kaiser nahm sie gefangen mit nach Paris.

Als Reinald in Montalban angekommen war und seiner Brüder Schicksal erzählt hatte, war große Trauer in der Stadt. Er ließ sogleich Bayard satteln und ritt nach Paris; denn Leib und Leben wollte er für seiner Brüder Rettung einsetzen. Eine Tagesreise vor Paris kam hinter ihm ein Jüngling gelaufen mit eisenbeschlagener Keule.

„He Bursch,“ rief Reinald ihn an, „läufst du etwa so, um mich dem Kaiser zu verraten?“

„Nein, Graf, ich heiße Regant und ziehe in Geschäften nach Paris.“

„Magst du mir eine Botschaft an den Kaiser ausrichten? Ich zahle dir guten Lohn dafür.“

„Ich bin Euch gern zu Diensten, Herr,“ antwortete Regant. Nun unterrichtete ihn Reinald, was und wie er es zu sagen habe, und wo er ihn erwarten wolle. „Doch laß dir zuerst vom Kaiser frei Geleit zusagen, bevor du meine Botschaft meldest,“ mahnte er, und entließ ihn des Weges nach Paris. Am andern Tage traf Regant dort ein, wanderte gleich ins Palatium und wartete, bis der Kaiser aus seinem Gemach schritt, gefolgt von einigen Paladinen. Regant legte seine Keule hin und sank ins Knie: „Gnädiger Herr Kaiser, ich bring' Euch gute Botschaft.“

„Gute Botschaft ist mir lieb, steh' auf und sage, was du bringst."

Regant erhob sich: „Ehe ich's Euch melde, Herr Kaiser, wollet mir sicher Geleit zusagen."

„Sprich nur," sagte Karl, „dir soll kein Leid widerfahren, ich setze dir Roland zum Bürgen."

„Verzeiht, Graf Roland, ich möchte lieber einen andern Bürgen," sprach Regant.

„Nimm Oliver noch dazu, dann bist du ganz sicher," lächelte der Kaiser. Aber Regant sprach: „Die Grafen sind sicher genug, aber ich hätte doch lieber andern Bürgen."

„Du bist schwer zufrieden; so geb' ich dir dort den Erzbischof Turpin als dritten."

„Ach, gnädiger Herr Kaiser, die Herren sind alle gut und ehrenreich, aber ich möchte ganz andern Bürgen." Und so sagte er bei jedem Namen: „Ei, Bote," sprach da der Kaiser, „so will ich selbst dir Bürge sein, kein Leids soll dir widerfahren, bei meinem Haupt."

„Einen besseren wünsch' ich nicht, habt Dank, Herr Kaiser."

„Und deine Botschaft?" fragte Karl.

„Mein Herr läßt Euch in Demut grüßen, er ist der traurigste und beste Mann, den die Sonne je beschien."

„Wer ist der Mann?"

„Graf Reinald von Montalban: was er wider Euch gefehlt, will er sühnen: einen goldenen Mann will er Euch schmieden lassen, so groß als König Ludwig war, eine Kirche erbauen und fromme Stiftung dabei errichten, Schloß Montalban und sein Roß Bayard will er Euch schenken und jederzeit zu Eurem Dienst bereit sein; und wenn Ihr ihn nicht vor Augen sehen möget, so will er über See fahren in ein fremdes Land. Dafür, Herr Karl,

sollt Ihr ihm und seinen Brüdern Frieden geben." Regant hielt zögernd inne.

„Was mehr?" fragte der Kaiser streng.

„Sagt Ihr nein, so wird er in Euer Land brechen, Höfe, Kirchen und Klöster berauben." Wieder schwieg Regant.

„Sonst nichts hieß dich dein Herr sagen?" forschte finstern Blicks der Kaiser.

„Ja, noch eins: wollt Ihr denn gar nicht von Eurem Zorn lassen, so will Graf Reinald Euch nachstellen allenthalben: — mit Euch zu tun, wie mit Ludwig."

„Wahrlich, solche Botschaft kann mir nicht gefallen," sprach der Kaiser drohend. „Bote, du warst klug, als du dir sicheres Geleit erbeten hast, sonst müßtest du jetzt sterben. Hast du weiter nichts zu melden?"

„Dem Kaiser nichts," antwortete Regant, „doch euch, ihr Herren: Roland, Oliver, Naimes, Turpin, Ogier, Richard und allen, die Graf Reinald Freund oder verwandt sind: euch bittet er um Schutz für seiner Brüder Leben. Und will der Kaiser sie mit Gewalt hinrichten lassen, wird Reinald Leib und Leben dran wagen, sie zu befreien."

„Neffe Reinald führt eine kecke Sprache," rief Karl zürnend, „laßt sehen, ihr Herren, wer von euch sich mir widersetzen will?"

„Ich helfe meinem Vetter Reinald," sprach der stolze Roland.

„Und ich will sein Freund immer bleiben," sagte Turpin.

„Für so tapfere Recken baut man keine Galgen, solang ich's hindern kann," grollte Ogier.

„Ich möchte Reinald mit Herrn Karl versöhnen," sprach der alte Naimes. Und jeder der anwesenden Paladine hatte einen andern Grund, für Reinald einzustehen, und

keiner verleugnete ihn. Kaiser Karl sprach zu Regant: „Du bist verständig und mutig und hast deine Botschaft ausgerichtet, wie sich's gebührt; wann hast du Reinald zuletzt gesehen?"

„Gestern auf seinem Roß Bayard," antwortete Regant.

„Willst du mir sagen, wo der Graf ist, so schenk' ich dir fünf Saumtiere, beladen mit Gold und schütze dich vor allen Verfolgern."

„Nein," rief der Jüngling, „das tu' ich nicht, und bötet Ihr mir tausendmal soviel. Mit Leib und Leben steh' ich zu meinem Herrn." Schweigend winkte ihm da der Kaiser hinweg.

Graf Reinald harrte im Wald auf Regants Rückkehr; der blieb länger aus als Reinald erwartet hatte: Sorge, Trauer und Müdigkeit bedrückten ihn, bis ihn Schlaf überfiel. Er band Bayard an einen Baum, legte sich ins Gras und schlief ein. Bayard bekam Hunger, er roch das frische Waldgras, machte sich frei und lief auf die Waldwiese zum Grasen.

Nun hatten gerade an dem Tage zwanzig Königsknechte ihr Vieh auf die Waldweide getrieben. Sie sahen das Roß und sprachen untereinander: „Das ist Bayard, das große Roß, auf dem Reinald damals ritt, als er unsern jungen König erschlagen hatte. Laßt's uns fangen und dem Kaiser bringen, der gibt uns wohl reichen Lohn dafür." Mit Weidenschlingen und Baumzweigen umringten die Knechte das Roß, fingen es glücklich und führten es nach Paris in des Kaisers Burghof. Der Kaiser nahm es gern an und ließ den Knechten einen Lohn geben, der für ihr Leben ausreichte. Bayard aber schenkte er gleich Roland.

„Ich wollte," sprach der bei sich, „daß mein Vetter

das Roß wieder hätte, die Diebe, die es ihm gestohlen haben, aber am Galgen hingen."

Als am Hofe kund ward, daß Roland Bayard habe geschenkt erhalten, liefen Frauen und Jungfrauen herbei und baten: Graf Roland möge das Roß einmal reiten, von dem sie soviel Wunderbares vernommen hätten.

„Da muß ich zuvor den Kaiser um Erlaubnis fragen," gab er stolz zur Antwort.

„Bayard ist dein freies Eigentum, und man muß den Frauen was zu Gefallen tun," lachte der Kaiser. „Dann will ich das Roß am nächsten Sonntag reiten vor der Stadt, auf dem Roßanger: euch zulieb, schöne Damen," sprach der Graf und verneigte sich vor den Frauen.

Als Reinald erwachte und Bayard nicht mehr fand, ward er schier sinnlos vor Gram. „Ein Unglück kommt nie allein," klagte er, „erst meine Brüder verloren, nun mein Roß! Ich wollt', ich läge tot. Gott im Himmel, du liebst Karl allzusehr: darum kann niemand ihn zwingen, weder mit Tat noch Rat." Er legte die Sporen ab, „was sollen mir die nützen, da ich Bayard nicht mehr habe!" Da trat ein steinalter Mann aus dem Hagedicht, er hatte einen langen, weißen Bart bis auf den Gürtel, die buschigen Augenbrauen hingen ihm tief über die grauen Augen, auf dem Rücken trug er einen Sack; er ging gebückt an einem Stabe und wünschte Reinald einen guten Tag.

„Ich habe zeitlebens noch keinen guten Tag gehabt, so wird mir dein Wunsch auch nicht frommen," antwortete Reinald.

„Gott kann alles wenden und aus jeder Not helfen."

„Ach, mir ist nicht zu helfen; ich bin Reinald von

Montalban, meine Brüder hält der Kaiser in Paris gefangen, und während ich hier schlief, ist mir mein Roß Bayard gestohlen."

„Betet nur zu Gott, er kann helfen. Ich bin ein armer Mann, schenkt mir etwas, dann will ich in meinem Gebet Euer gedenken."

„Ich habe nichts, Alter; doch wart', da nimm die goldenen Sporen, meine Mutter hat sie mir geschenkt, als mich der Vater mit dem Schwert umgürtete; sie sind wohl zehn Gulden wert."

Der Alte dankte, nahm die Sporen und schob sie in seinen Sack.

„Herr," fing er wieder an, „habt Ihr der Gaben nicht noch mehr? Ich will dann noch fleißiger für Euch beten."

„Treibst du Spott mit mir?" fragte Reinald; „ich sagte dir schon: ich habe nichts. Wärst du nicht so alt, wollt' ich dich mit Schlägen vertreiben."

„Ach Herr, wenn mich alle schlügen, die ich anbettle, wär' ich vor hundert Jahren schon gestorben."

„Das ist wahr," sagte Reinald, „wer Not leidet, muß bitten."

„So schenkt mir noch etwas und ich will zu Gott beten, daß er alles Leid von Euch nehme."

Reinald reichte ihm seinen Mantel: „Davon kannst du lange zehren, nimm ihn um Gottes willen." Der Alte faltete den Mantel zusammen und schob ihn in seinen Sack.

„Habt Ihr vielleicht noch etwas, so gebt es mir, ich ersetze Euch alles mit Beten."

Nun wurde Reinald aber zornig. „Hast du noch nicht genug, du Gauch!" rief er und schlug mit dem Schwert nach ihm. Geschickt wich der Bettler zur Seite und hielt Reinald mit dem Eschenstabe zurück. „Schlagt nicht,

Reinald, es gereut Euch: ich wehre mich." Reinald lachte verächtlich, aber der Alte fuhr fort: „Gewiß, gewiß, Herr! Ihr wißt wenig, was ich alles kann."

Reinald schlug zum zweiten Male, aber der Alte stand plötzlich da als ein zwanzigjähriger Jüngling und gab den Streich zurück. Reinald erschrak: „Hat mich das Glück denn ganz verlassen? Meine Brüder gefangen, mein Roß gestohlen, mich will Karl hängen und jetzt kommt der Teufel selber daher!" Er schwang sein Schwert nach dem Unheimlichen, um ihn zu töten, der sprang auf die Seite und rief: „Vetter Reinald, kennst du mich denn nicht? Ich bin's ja: Malegis."

„Meiner Treu, Malegis! Wie kommst du daher? Ich kannte dich wahrlich nicht. Zürne darum nicht, Vetter; hilf mir vielmehr mit deiner Kunst: du bist meine letzte Hoffnung."

Malegis, kaum älter als Reinald, war Haimons Brudersohn. Und er war zauberkundig: bei seiner Pflegemutter Gloriande im Feenreich hatte er die ungeheure Kunst erlernt und in Toledo unter den Saracenen und Heiden. Er sprach nun: „Vetter, ich komme aus Spanien und suchte dich in Montalban, wo ich dein Schicksal erfuhr; ich schaffe dir mit meiner Zauberkunst dein Roß wieder, aber du mußt alles tun, was ich dir sage."

„Das will ich, sei's mir noch so sauer."

Malegis nahm aus seinem Sack einen weiten Frauenmantel, den mußte Reinald über seine Rüstung umlegen, zerlumpte Hosen über seine Beinschienen ziehen, und einen alten, durchlöcherten Hut stülpte er ihm auf den Kopf. Dann gebrauchte er seine Kunst und verzauberte Reinald in einen alten, kranken, ungestalten Mann. Er selber nahm seine Bettlergestalt wieder an, so daß sie jeder für elende Pilger halten mußte. Sie schritten an den Wal-

dessaum hinaus und ruhten unter einem Baum. Da sahen sie vier Mönche auf Maultieren die Straße von Paris herabreiten.

„Warte hier ein wenig," sprach Malegis, „ich will den Mönchen beichten."

„Tu' das, Vetter, es möchte gut sein," antwortete Reinald.

Malegis schritt auf die Straße und grüßte die Mönche. „Wie seid Ihr so bergesalt, Mann!" sprachen sie.

„Möcht' ich nur solange leben, bis ich meine Sünden gebeichtet habe; ich bitte euch, ehrwürdige Herren, wollet meine Beichte hören, um Gottes willen."

„Wir haben keine Zeit," antworteten sie, „gehe zu einem Pfarrherrn."

„Ihr seht, ich bin ein alter Mann, schickt mich nicht in den Tod mit meinen Sünden. Ich habe noch vier Goldgulden, — da, nehmt die, und hört meine Beichte."

Das schien den Mönchen gut; sie nahmen das Gold, hörten seine Beichte und sprachen ihn seiner Sünden los.

Dann fragte Malegis: „Gibt's nichts neues in Paris? Ist kein Hoftag angesetzt?"

Da erzählten die Mönche, daß Roland am nächsten Sonntag Bayard reiten werde, und danach sollten die Haimonskinder gerichtet werden. Reinald sei in Acht und Bann getan.

„Sind sie noch nicht gehangen, können sie auch noch mit dem Leben davonkommen," sagte Malegis und ging zurück zu Reinald.

„Vetter," rief er, „nun auf, nach Paris!"

Gerade als die Messe ausgesungen war und Graf Roland Bayard reiten sollte, langten sie an der Seine-

brücke vor Paris an. Malegis nahm aus einer offenstehenden Scheune Stroh und richtete auf der Brücke ein Lager her für Reinald. Einen Mann, der des Weges gegangen kam, rief er an: „Helft mir, meinen kranken Gesellen auf das Stroh bringen, er kann das Stehen nicht vertragen." Dem Mann schien Reinald der elendeste Bettler zu sein, er half ihm freundlich auf das Stroh, schenkte ihm einen Heller und bot Malegis noch sein Haus zur Nachtherberge an. Malegis setzte sich nun zu Reinald, nahm aus seinem Sack eine Silberschale, geziert mit bunten Steinen, so groß, daß man einen Säugling darin baden konnte, und stellte sie zwischen sich und Reinald. Er nahm aus einem Krug Wein, allerlei Kräuter und braute einen Zaubertrank; wer davon genoß, der mußte Malegis Willen untertan sein. Dann gab er Reinald die goldenen Sporen zurück: „Binde sie an, Vetter und ziehe die Hosen darüber, ich schaffe dir jetzt Bayard wieder; merk: wenn man dich auf seinen Rücken hebt, läßt du dich zweimal auf der andern Seite herunterfallen, das dritte Mal aber bleibe sitzen.

Nun kamen aus der Pfalz die schön geschmückten Frauen und Jungfrauen geschritten, und während die Höflinge und Paladine über die Brücke reiten mußten, stritten sie darüber, wer der Schönste sei; ein Mägdlein sprach: „Ach, ich weiß einen, der ist schöner als alle, ihr kennt ihn nicht: es ist Graf Reinald; er darf nicht ins Frankenreich kommen." Die Vettern auf dem Stroh hörten die Worte und Reinald lachte hell auf; Malegis stieß ihn ärgerlich mit dem Ellbogen und flüsterte: „Reinald, du mußt hier nicht lachen, wenn dir dein Leben lieb ist."

Nun kam der Kaiser auf die Brücke geritten, sah die alten Bettler und die kostbare Schale zwischen beiden

stehen. „Sieh einmal dorthin, Neffe Roland," sprach er, „in meinem ganzen Schatz ist kein solch schönes Gerät."

„Fürwahr, Oheim," antwortete Roland, der auf Bayard ritt, „wir wollen die einmal darum befragen." Er lenkte das Roß hin; Bayard beschnupperte den einen Bettler, erkannte seinen Herrn und tat gar zutraulich.

„He, Alter," rief Roland, „woher hast du die schöne Schale?"

„Nicht geraubt, gnädiger Herr, weither aus fremdem Lande mitgebracht, und ich hoffe, sie auch hier nicht zu verlieren; denn, Dank sei Herrn Karl, in seinem Reiche findet armer Mann sein Recht, so gut als reicher."

Da sprach der Kaiser: „Darum sorge dich nicht, Pilger, ich möchte nur wissen, woher die Schale stammt."

„Ach, Herr," antwortete Malegis und stellte sich, als kenne er den Kaiser nicht, „das Geld dazu habe ich vor vielen Jahren in Kirchen und Klöstern erbettelt: das ist die Schüssel, aus welcher Christus mit seinen Jüngern das Nachtmahl aß. Der Papst hat sie gesegnet, wer daraus trinkt, der trinkt sich Heil an Leib und Seele."

Kaiser Karl dachte: sie sind zwei Engel Gottes, denn Bayard, das Tier, erweist ihnen Ehrfurcht. Malegis schlug nach dem Roß mit seinem Stabe: „Herr, laßt das große Roß hinwegführen, ich fürchte mich davor."

Der Kaiser winkte Roland fort, warf Malegis einen Goldgulden zu und sprach: „Das duftet süß aus deiner Schale, reich' sie mir, und laß mich einen Trunk daraus tun, — daß ich meiner Sünden entledigt werde."

„Das steht nicht in meiner Macht, — doch mögt Ihr trinken, wenn Ihr mir den Kaiser zeigt."

„Der bin ich."

„Herr Kaiser, so zürnt nicht, daß ich zu frei mit Euch redete."

„Das deut' ich dir nicht so schlimm; gib nur her die Schale."

„Ihr müßt aber zuvor Euren Feinden verzeihen."

„Das tu' ich allen, nur nicht Reinald und Malegis, dem Schelm, der mit seiner bösen Kunst im Reiche herumfährt; die möcht ich beide hängen lassen. Wer ist denn der Bergesalte, der auf dem Stroh liegt?"

„Ach, der ist blind und taub und stumm; das Unglück kam über ihn in einer Nacht und eine weise Frau, die mit Kranken umzugehen weiß, sagte mir gestern, sie wisse einen Rat: wenn wir hinzögen, wo Graf Roland Bayard reiten wolle, da sollten wir bitten, daß der Arme auch einmal auf dem wunderbaren Roß reiten dürfe: — das könne ihm helfen."

„Ei, da seid ihr zur rechten Stunde hergekommen. Graf Roland soll deinen Gesellen auf das Roß heben. Nun laß mich aber trinken," sprach Karl drängend, und sog begierig den starken Duft ein, der aus der Schale aufstieg.

„Gar gern," antwortete Malegis und reichte die schwere Schale dem Kaiser hinauf; der trank einen langen Zug, in dem Wahn, einen Segenstrunk zu tun. Die Bettler hinkten nun dahin, wo Roland mit Bayard stand.

„Teurer Neffe," bat der Kaiser, „setze diesen kranken Pilger einmal auf dein Roß, ob es ihm Heilung bringe."

Roland stieg ab, rief die Knechte herbei, welche den Hengst zu hüten hatten, und hob den Mann auf Bayards Rücken, aber der Kranke fiel zur andern Seite herunter; der Graf half ihm noch einmal hinauf, da fiel er von der andern Seite wieder hinab.

„Ach, Herr," schrie Malegis, „treibt kein loses Spiel mit dem Armen, das Roß ist greulich hoch, fällt er oft herunter, bleibt er tot."

„Ei, Neffe,“ schalt der Kaiser, „so halte den Mann fest, bis er sitzt.“

Roland setzte den Alten zum dritten Mal hinauf, da blieb er sitzen, schob seine Fußspitzen in die Steigbügel und sprach zu den Knechten, welche Bayards Zügel hielten: „Laßt mich einmal allein reiten.“

Gnädig winkte der Kaiser, die Knechte gaben Reinald die Zügel in die Hand und langsam ritt der vorwärts.

„Geselle,“ rief Malegis, „du hast die Sprache wieder? Kannst du auch sehen und hören?“

„Ja,“ antwortete Reinald mit verstellter Stimme, „ich bin mein Übel losgeworden.“ Und wie er sah, daß man auf ihn nicht besonders achtete, gab er Bayard den Sporn. Das Roß merkte seinen Herrn, wieherte hell und sprang in gewaltigen Sätzen davon. Die Roßknechte erschraken, weil sie, bei Lebensstrafe, das Roß zu hüten hatten. Malegis schrie auf: „Weh, Herr Kaiser, weh, mein armer Geselle wird herunterfallen und sterben; seht, das Roß gebärdet sich wie toll mit ihm.“

Da befahl der Kaiser Roland und seinen Freunden: „Nach, ihr Herren! Fangt mir das Roß mit dem Alten wieder ein.“

Aber Malegis gebrauchte seine Kunst und gab Reinald seine eigne Gestalt und Kraft zurück.

Die Befohlenen ritten hinterdrein. Als Reinald sie folgen sah, zog er sein Schwert, wandte Bayard, hielt, bis sie ihm nahekamen, und rief: „Sagt, ihr Herren, habt ihr mir den Tod geschworen, weil ihr mir so nachjagt!“

Anfangs erkannten sie ihn nicht, bis Roland sprach: „Wie, Vetter Reinald, du bist's?“

Turpin rief verwundert: „Willkommen, Freund, wie kommst du hierher?“

Oliver sagte: „Nun dank' ich Gott, weil ich dich am Leben sehe."

Und Ogier fragte: „Wer ist denn der andre dort bei dem Kaiser?"

„Malegis, mein Vetter, er treibt ein wenig Scherz mit dem Kaiser, aber ich bitte euch, verratet ihn nicht, und schützet — dich, Erzbischof Turpin, bitt' ich vor allen — schützet meiner Brüder Leben. Ich kann nun hier nicht länger verweilen. Lebt wohl!"

„Reite zu, Vetter, unsrer Treue bist du sicher," lachte Roland und kehrte langsam mit seinen Freunden zurück, während sie beratschlagten, was für Bescheid sie geben wollten.

„Bringt ihr Bayard?" fragte der Kaiser sie gleich.

„Nein, lieber Oheim, das Roß war zu flink," sprach Roland, die Knechte, welche das Roß führten, hätten besser darauf achten sollen. Sie verdienen die Weidenschlinge."

Nun waren diese Knechte jene, welche Bayard im Walde gestohlen hatten, und als sie gleich zum Galgen geführt wurden, sprach Roland: „Solches gebührt Roßdieben."

Malegis aber sagte ganz traurig zum Kaiser: „Ich fürchte, mein Geselle ist heruntergefallen und hat den Hals gebrochen; ich will eine Wallfahrt über See tun und für seine Seele beten. „Und er nahm Urlaub von dem Kaiser; der winkte seinen Kämmerer heran und ließ Malegis hundert Goldgulden geben.

Malegis dankte sehr und wanderte weg von Paris.

Nun wurden die Haimonskinder gebunden, mit verdeckten Augen auf den Anger geführt, denn Kaiser Karl wollte sie richten. Bei ihrem Anblick erbarmte sich Turpin ihrer und sprach:

„Gnädiger Herr Kaiser, stelle die Gefangenen erst vor ein Gericht; sie sind ja von deinem Fleisch und Blut."

„Sie sind Empörer und der Galgen ist schon für sie erbaut," antwortete Karl. „Willst du dich auch wider mich auflehnen, Erzbischof?"

„Nein, aber keiner von den Herren hier wird dulden, daß die Haimonskinder gehängt werden."

„Wie?" fragte Karl zürnend, „Folkwin, Graf von Paris, sprich du einmal."

„Ihr wißt selbst am besten Recht zu sprechen," antwortete der, „ist Turpin andrer Meinung als Ihr, und Ihr laßt die Empörer nicht hängen, wird man sagen: Herr Karl wurde dazu gezwungen."

Aber der Erzbischof rief heftig dagegen: „Ich sag' Euch, Herr Kaiser, Ihr sollt ihnen das Leben lassen, ob Ihr wollt oder nicht."

Darüber zürnten der Kaiser und Turpin gewaltig gegeneinander; Karl zog das Schwert, der Bischof wollte ihm an die Gurgel, die Paladine drängten Turpin zurück.

„Laßt sehn," sprach der Kaiser ruhig, „wer Hand an seinen König legen will?" Alle schwiegen. „Und nun will ich wissen, wer des Bischofs Meinung ist?"

Da traten die Paladine einer nach dem andern an Turpins Seite: Graf Wilhelm, Herr Dietrich, Graf Richard, Oliver, Ogier und Roland, Bertram, Herzog Naimes, Graf Walter und wer ihrer da war.

Folkwin aber rief: „Habt acht, Herr Karl, in allen Landen wird man sagen: Kaiser Karl wurde gezwungen."

„Schweig', falscher Ratgeber," fuhr Ogier empor, ging hin und band die Gefangenen los; er wollte sie nicht länger in Fesseln sehn.

„Wer will nun die drei Grafen hängen?" fragte herausfordernd Turpin, „ich denke, so kühn wird keiner sein."

„Bischof, du bist gar trotzig," mahnte der Kaiser.

Da rief Turpin in kriegerischem Übermut: „Ich sag' dir's frei, Kaiser Karl, wenn ich's wollte, könnte ich Land und Leute dir abgewinnen."

Schweigend blickte Karl ihn lange an: da schritt der Bischof hin, band die drei wieder, führte sie vor Karl und sprach: „Herr, nimm deine Gefangenen, sprich ihnen gerechtes Urteil; ich aber, dein Diener, mahne und bitte dich: gewähre Verzeihung!"

„Was tust du mir an, Bischof? Hab ich nicht ihren Tod geschworen, Ludwig zu rächen?"

„Die Rache sei Gott des Herrn!" antwortete demütig Turpin, „und von solchem Eid entbindet dich der Papst."

Graf Roland sprach: „Hör' mich, lieber Ohm, ich rate, halte die Grafen noch in Gewahrsam, überleg' dein Urteil: — vielleicht wendet sich's zum besten."

Da strich der Kaiser den weißen Bart, nickte schweigend und lenkte Tencendur zurück in die Stadt. Die Empörer wurden zurückgeführt in den Turm.

Malegis, der Schelm, war bald wieder zurückgekehrt nach Paris; mit Hilfe seiner Zauberkünste gelang es ihm, zur Nacht in den Kerker der Gefangenen zu kommen, er schob den Riegel weg, trat hinein und rief die Haimonskinder an: „Folgt mir sogleich und haltet euch still, ich bin kein Henker, sondern Malegis." Er führte sie auf die Brücke vor der Stadt, dann sprach er: „Liebe Vettern, wartet hier auf mich, ich habe euch auf eigne Faust hierher geholt, nun will ich zurück ins Palatium und den Kaiser um seine Erlaubnis dafür bitten."

„Was fällt dir ein, Malegis?" sagte Richard, „laß uns doch gehen, wie sollte Karl dazu ja sagen?"

Aber Malegis hörte nicht, eilte zurück und kam durch seine Künste vor Karls Lager: „Gott grüß Euch, großer

Kaiser!“ sprach er, „ich habe meine Vettern aus dem Kerker weg auf die große Brücke vor Paris geführt. Geh's wohl oder übel, ich bitte, bewilligt, daß ich sie nach Montalban geleite.“

Der Kaiser schlief und antwortete im Schlaf: „Nimm deine Vettern und tue was du willst.“ Aber er wußte nicht, was er redete: denn Malegis zwang ihn mit Zauber dazu.

Malegis wollte ein Pfand mitnehmen, sah sich um und nahm eine Armspange und Wehrgehäng, und der Kaiser schaute zu, als müßte es so sein. Malegis eilte hinaus, wo die Haimonskinder warteten, und geleitete sie nach Montalban zu Reinald.

Als der Kaiser am Morgen erwachte, wußte er nicht, ob er alles geträumt oder erlebt hatte. Aber der Kerker war leer, Bauge und Schwertfessel waren weg und als er's Roland erzählte, lachte der herzlich: „Lieber Oheim, wenn du's Malegis erlaubt hast, mußt du dich nicht wundern, daß er's getan hat.“

„Graf Roland ist der tapferste Held, gewinnt er ein Roß, groß und rasch wie Bayard, schirmt er allein Euer Land vor den Haimonskindern.“

So sprach Herr Dunamel aus Rolands Gefolge zum Kaiser, als sie aus einem Krieg gegen die heidnischen Sachsen, die wieder einmal aufgestanden waren, heimkehrten.

„Und ich wüßte wohl Rat, das beste Roß zu bekommen,“ fuhr er fort. „Setzt Eure Krone als Preis aus und laßt verkünden: wer darum rennen will, soll Ostern nach Paris kommen. Dem Gewinner wiegt Ihr die

Krone viermal mit Gold auf als Lösegeld, und für sein Roß zahlt Ihr den höchsten Kaufpreis."

Der Vorschlag gefiel dem Kaiser und seine Boten zogen rufend durchs Reich.

Auch Reinald hörte die Kunde in Montalban. „Wo gäb's ein Roß wie Bayard?" sprach da Malegis. „Vetter, ich hab's: wir wollen nach Paris reiten, und du sollst den Preis gewinnen." Er ging gleich mit Reinald in den Krautgarten und pflückte allerhand Kräuter, die preßte er aus und rieb mit dem Saft Reinald ein: der gewann davon das Aussehen eines schmucken, bartlosen Knaben, daß seine Brüder über ihn lachten. Darauf salbte Malegis Bayard mit einer Salbe und veränderte seine schwarze Farbe in schneeweiße.

„So," sprach er, „jetzt erkennt niemand weder Roß noch Reiter, nun laßt uns nach Paris reiten."

Sie rüsteten eine Kriegsschar und zogen aus.

Nun ward aber durch einen Späher dem Kaiser verraten, Reinald komme nach Paris. Alle Stadttore wurden gesperrt und von Bewaffneten gehütet, um Reinald, wenn er wirklich geritten käme, zu fangen.

Kurz vor Paris trennteu sich Reinald und Malegis von den Ihren, Adelhard blieb als Führer bei den Wehrleuten zurück, und sie verabredeten ein Hornzeichen, auf welches er mit den Brüdern und dem Kriegsvolk in die Stadt zu Hilfe eilen sollte. Als nun Reinald und Malegis vor Paris ankamen, fanden sie schon viele Herren und Knechte auf Einlaß wartend davor. Sie pochten ans Tor, Malegis steckte den Kopf durchs Guckloch und sah einen Bewaffneten dahinter stehen.

„He, Freund," rief er, „warum sind die Tore gesperrt? Glaubt denn der Kaiser schon alle guten Rosse

darin zu haben? Hier außen ist eines, das ist das beste, das er je zu sehen bekommt."

Der Tormeister antwortete: „Es ist uns nur um Reinald zu tun: wir müssen ihn fangen."

„Weiter nichts?" sagte Malegis, „der ist, so hört' ich, in Montalban und trachtet gewaltig nach des Kaisers Schaden an Land und Leuten."

Indem sie so sprachen, drängte sich ein Knecht durch Menschen und Rosse und sprach: „Wenn ich Graf Reinald je gekannt habe, so sehe ich ihn jetzt; der hier ist's, auf dem großen Roß."

Da schlug Bayard mit dem Hinterfuße aus und traf ihn vor die Brust; er fiel rücklings zu Boden und war tot.

„Das Roß hat den Knecht erschlagen," sprach Malegis zu den Herren.

„Das hat es recht getan," antwortete einer, „warum hat er's verlogen. Bayard ist schwarz, dies hier schneeweiß und Reinald muß nun fünfundzwanzig Jahr' alt sein; dieser Jüngling scheint kaum fünfzehn alt."

Endlich schoben die Wachen die Riegel zurück und ließen alle die Herren ein. Malegis lenkte nach der besten Herberge; ihre Rosse wurden in den Stall geführt und sie selber gut bewirtet. Um Mitternacht stand Malegis auf, ging in den Stall und verzauberte Bayard derart und verband ihm den Fuß, daß er elend, müde und mager aussah. Am frühen Morgen sattelten die Vettern und ritten auf den zum Rennen bestimmten Anger, wo schon viele auf den Kaiser warteten.

Als sie Reinald erblickten, verhöhnten sie ihn wegen seines elenden Rosses.

Um Mittag ritt der Kaiser mit seinen Baronen auf den Platz: die Krone wurde am Ziel aufgesteckt, und das

Rennen begann. Rasch stieg Malegis ab, band Bayard den Fuß los und das Roß gewann seine Kraft wieder. „Vetter, nun tu' dein Bestes, daß du die Krone gewinnst," sprach er, „ich reite zurück durch die Stadt und warte auf dich am andern Ufer der Seine." Damit schied er. Die Renner waren schon weit voraus, Reinald aber flüsterte dem Hengst ins Ohr: „Jetzt greif' aus, Bayard, wir müssen siegen." Da rannte der Hengst pfeilgeschwind über den grünen Plan.

„Seht das Roß," rief der Kaiser, „wie es läuft, als wär's Bayard. Das will ich dir kaufen, Roland."

„Es ist ebensogut als Bayard," sprach Roland: da war Reinald schon der erste bei der Krone, er nahm sie von der Stange, legte sie dem Roß auf den Hals, ließ es durch die Seine schwimmen und kam so ans andere Ufer.

„He, Freund, hierher mit der Krone," schalt der Kaiser, „ich löse sie aus und kaufe dein Roß, was du auch verlangst."

Reinald rief über den Strom zurück: „Dies Roß ist mein, und ich will es behalten. Ein gleiches Roß aber findet Ihr nicht, denn es ist Bayard und ich bin Reinald. Die Krone geb' ich nicht wieder her, Kaufleuten ziemt keine Krone, und Ihr, Herr Kaiser, dünkt mich, wollt ein Roßtäuscher werden."

Da kam Malegis geritten: „Hast du die Krone?"

„Ich habe sie, Dank deiner Kunst," lachte Reinald.

„Traun," sprach der Kaiser, „bist du's, Malegis? Sag' deinem Vetter, daß er die Krone herausgibt."

„Kommt nur über den Strom, Herr Karl, dann wollen wir sie Euch gern geben," antwortete der Schalk, „aber es folge Euch ja keiner der Herren Barone, wenn ihnen das Leben lieb ist."

„Nein, du arger Schelm, ich komme nicht," antwortete Karl, „du möchtest mich wohl wieder betrügen, wie damals in der Nacht?"

„Das wäre wohl möglich," rief Malegis über die Seine zurück und ritt mit Reinald davon, so schnell die Rosse laufen konnten zu ihrem Kriegsvolk. Unangefochten kamen sie nach Montalban zurück.

Kaiser Karl aber hob drohend die Faust und berief einen Hoftag zu Pfingsten nach Paris.

Dahin mußte auch Ivo kommen, Karl zu huldigen. Und Ivo verkaufte um vier Saumtiere Goldes seinen Eidam an den Kaiser: „Ich liefere Euch die vier Haimonskinder auf Maultieren ohne Waffen nach Falcalone," sprach er, „doch dürft Ihr sie nicht wieder nach Montalban entlassen, daß ich meines Lebens sicher bin."

„Geh' und sorge nicht darum," sprach der Kaiser und schaute unmutig dem falschen Manne nach.

Die Haimonskinder kehrten wieder einmal heim von der Jagd, auf vier Rossen führten sie das erlegte Wild daher. Als sie am Fuße von Montalban anlangten, sahen sie auf den Burgzinnen fremdes Volk stehen: „Was mag das bedeuten?" sagte Reinald, „mich überfällt böse Ahnung."

In der Burg fanden sie Ivo, der von dem Hoftag kam; er ging Reinald entgegen und sprach: „Eidam, jetzt brauch' ich dich. Der Kaiser hatte mich nach Paris beschieden, euretwegen: ich hab' es dahin gebracht, daß er euch verzeihen will; barfuß, im Wollenkleid sollt ihr nach Falcalone ziehen und vor ihm knieen."

Reinald wollte Ivo vor Freuden umarmen. „Küsse mich nicht," sprach der, „mich schmerzt der Kopf."

„Ich ziehe hin," sprach Reinald, „aber ich nehme eine Kriegsschar mit, dann bin ich sicher vor Verrätern."

„Das geht nicht, Sohn: auf aragonischen Maultieren, ohne Wehr und Waffen, ohne Bayard, in Demut müßt ihr kommen."

„Dann will ich zuvor Clarissa, mein Gemahl, fragen," antwortete Reinald und ging zu ihr.

„Lieber Reinald," sprach Clarissa, „trau' nicht zu viel: ich sah heut' Nacht im Traum Schloß Montalban zerstört, Bayard verwundet. Sende zuvor einen Späher nach Falcalone, oder bitte unsern Vater, daß er dich mit Heeresmacht begleite."

Aber Ivo antwortete auf dies Ansinnen: „Eidam, das kann nicht sein; wie ich's mit Karl bedungen, so muß es ausgeführt werden. Ich werde hier dein Schloß hüten."

Als Clarissa dies erfuhr, bat sie Reinald: „Geh' nicht, — mein Vater hat euch verraten."

„Wie magst du das vom eignen Vater sagen! Ich vertraue ihm, denn ich war ihm allezeit getreu; — wir ziehen nach Falcalone."

Und als sie zur Reise gerüstet standen, brachte Clarissa Richard heimlich vier Schwerter: „Birg sie unter deinem Mantel, daß Reinald sie nicht gewahre; ich fürchte, ihr werdet sie brauchen zu Falcalone."

Unterwegs fing Reinald an zu singen, Adelhard verwies es ihm: „In trüben Zeiten singt man nicht."

„Mir ist aber das Herz so schwer, laßt mich singen," antwortete Reinald.

Und als sie nach Falcalone kamen, sah er ein Banner wehen und sprach: „Wir reiten in den Tod: denn ich sehe Karls Banner fliegen."

„Laß uns fliehen, Clarissa sagte wahr: Ivo hat uns verraten," rief Adelhard.

„Ich kann's nicht glauben," antwortete Reinald; aber da sprengte schon ein Reiter daher, in Eisen gekleidet, ein Zug Berittener folgte ihm langsam. Er schrie: „Jetzt hilft kein Widerstand, Reinald, gebt euch gefangen, ich führ' euch zu Karl, der läßt euch hängen."

„Graf Folkwin?" rief Reinald als er den Sprecher erkannte. „Das wirst du nicht tun: versöhne mich lieber dem Kaiser. Laß mich frei zu Karl gehen, ich will ihm zu Füßen fallen."

„Dein Flehen ist umsonst, ich darf nicht anders: ergib dich, Ivo hat dich verkauft."

Da erzürnte Reinald. „Das, hoff' ich, lügst du, Graf; lieber fall' ich hier, als daß ich mich gefangen gebe."

Folkwin warf seinen Speer auf Reinald, der ließ sich schnell von seinem Maultier gleiten, der Speer streifte seine Seite. Adelhard erschrak, aber Richard sprang vor, schwang sein Schwert und drückte dem am Boden liegenden Reinald eines in die Hand: „Das schickt dir Clarissa."

„Dank der Treuen," rief Reinald aufspringend, „nun fürcht' ich nichts."

Während Richard auch Adelhard und Wichard ihre Schwerter reichte, hatte Reinald mit einem Hieb Folkwins Speerholz zerhauen, und ehe noch der Graf das Schwert gezogen, schlug er mit dem zweiten Hieb auf Folkwins Helm, daß der Graf mit gespaltenem Kopfe vom Rosse fiel.

Reinald sprang eilig in den leeren Sattel. „Laß uns fliehen," sprachen seine Brüder, „es sind zu viele."

„Ich fürchte sie nicht," rief Reinald.

Da waren des Grafen Reiter zur Stelle und griffen die Haimonskinder an; die wehrten sich, wie umstellte Bären tun. Bald lagen ein paar fränkische Herren am Boden.

„Nehmt ihre Waffen und Rosse, dieweil ich euch die

andern vom Leib halte," sprach Reinald, und so kamen die drei in Brünnen und auf Rosses Rücken: Helme und Schilde fanden sich auch, waren sie gleich zerhackt. Dann lösten sie Reinald ab und er rüstete sich ebenso. Da langte Werin, Folkwins Bruder an und stürmte mit aller Kraft. Adelhards Schwert zersprang, Wichard wurde schwer verwundet und gefangen. Vierundzwanzig Berittene mußten ihn nach Falcalone führen.

„Hilf Reinald, Wichard ist gefangen," schrie Adelhard, „wir müssen fliehen: mein Schwert ist dahin, Wichard totwund, er wird sterben, es ist doch besser, Wichard verloren, als wir alle."

„Wie? Wollen wir so Treue halten?" antwortete Reinald vorwurfsvoll; er stieß sein feuriges Roß mit dem Sporn, sprengte hinter den Vierundzwanzig drein, fuhr unter sie wie ein Teufel: den ersten hieb er in zwei Teile, zwei andre auf den zweiten Schlag zu Tode: die übrigen verlangten seine Hiebe nicht und rannten davon.

„Wichard, bist du so wund, daß du dich nicht besser wehren konntest?" fragte er.

„Mein Roß stürzte mir, und ehe ich auf ein andres kam, verwundeten und fingen sie mich."

Indem kam Werin gerannt mit gesenktem Speer und rief: „Reinald, du hast meinen Bruder erschlagen, du sollst an den Galgen." Aber Reinald hieb ihm sogleich über den Kopf, tot fiel er aus dem Sattel.

Die Franken griffen noch einmal an. Der Graf von Châlons erstach Reinalds Roß, Reinald schlug ihn aus dem Sattel, der Graf rollte unverletzt ins Gras, Reinald schwang sich auf das leere Roß, stürmte in die Feinde und trennte ihre Reihen. Das Streiten dauerte lang. Wichard war ermüdet und lag erschöpft am Boden.

Der Graf von Châlons war wieder auf ein Roß

gekommen, sammelte seine Reiter und griff von neuem an: da mußten die Haimonskinder weichen. Reinald nahm Wichard auf den Rücken und floh auf einen hohen Berg, während seine Brüder ihm den Rücken deckten. Der Berg war steil und von Marmelstein, ein schmaler Pfad führte hinauf und nur immer einer konnte durch den Paß. Châlons folgte nach und hoffte sie dort zu fangen. Die Haimonskinder warfen mit Steinen herab, und jeder, der in den Paß kam, blieb tot. —

Ogier war auch unter den Franken, er hielt aber fern auf seinem Roß und hob keine Hand gegen die Haimonskinder. „Ogier," sprach Châlons, „Ihr habt dem Kaiser doch stets treu gedient, was rührt Ihr Euch nicht? Ihr seid ein Verräter!"

„Das lügst du, glattzüngiger Hund! Wär's nicht um Herrn Karls willen, ich haute dich nun in Stücke. Ein Verräter wär' ich an Reinald, wollt' ich ihn fangen helfen. Eins will ich tun: hinaufreiten und fragen, ob er sich ergeben will oder weiter fechten."

Châlons zog sein Volk von dem Engpaß zurück, Ogier ritt hinauf: „Haltet ein mit dem Steinwerfen," rief er, „ich habe mit Reinald zu reden: der Graf von Châlons fragt an, ob ihr euch ergeben wollt?"

Reinald trat an den Felsen, einen Stein in der Hand, und rief: „Ogier, willst du mich auch dem Kaiser verraten? Weiche, oder ich werfe dich mit dem Roß zu Tode."

„Ich habe heute den Arm nicht gerührt, Freund: dein Unglück ist mir leid."

„Das lohn' dir Gott! Hilf uns, und verschaff' uns freien Abzug."

„Das kann ich nicht, Herrn Karls und meiner Dienstpflicht wegen; aber eins rat' ich euch: weichet nicht von dem Berge, dort seid ihr sicher."

Dann ritt er zurück und rief: „Châlons, hüte du den Engpaß, ich zieh' dort auf die Höhe, daß den Grafen kein Entsatz komme." —

Nun lebte in Montalban ein Reinald ergebener Jüngling, der war erfahren in der Sternkunde und betrachtete den Nachthimmel: da sah er Reinalds Bedrängnis. Er suchte am frühen Morgen Malegis und fand ihn, da er gerade dem Küchenwart befahl, ein Mahl für den Abend zu bereiten für die heimkehrenden Grafen.

„Ach, Malegis," sprach der Sternkundige, „von den Speisen wird Reinald nichts genießen: ich habe in den Sternen gelesen, daß er in Gefahr ist."

„Schweige davon vor Ivo," antwortete Malegis, „ich will mit Bewaffneten nach Falcalone ziehen und ihm Bayard bringen."

Das Roß biß und schlug nach Malegis. „Verflucht mußt du sein!" rief der. „Was sperrst du dich? Und sollst doch deinen Herrn retten."

Da wurde das Roß willig und nahm Malegis auf den Rücken. Mit fünfhundert Bewaffneten ritt er heimlich aus der Burg. Bayard lief einige Pfeilschüsse weit allen voraus.

Reinald erspähte den Hengst zuerst vom Berge herab. „Nun wird alles gut: ich sehe Bayard mit Malegis daherrennen: mich wundert, daß er allein kommt," sprach er.

„Richtet mich auf, daß ich Bayard noch einmal schaue," sprach Wichard, und als er's sah: „Mich dünkt, ich bin von meinen Wunden genesen."

Malegis mußte zuerst an Ogier vorüber, er rannte ihn so gewaltig an, daß sein Speer zerbrach. Dann schlug er ihm mit dem Schwert auf den Helm, daß Ogier Hören und Sehen verging, und als der Däne den Streich zurückgab, entwich Bayard und rannte gerade auf den Berg

Falcalone zu. Da sahen die Haimonskinder auch ihr Kriegsvolk heranziehen.

„Nun laßt uns hinab, als wollten wir uns ergeben," sagte Reinald, „Châlons kann die Unsrigen noch nicht sehen."

Als sie den Engpaß herabstiegen, dachte Châlons: „Nun hab' ich sie." Da kam Bayard gerannt, erblickte seinen Herrn, warf Malegis ab und sprang mit gewaltigen Sätzen vor Reinald hin. Malegis besann sich nicht lange, stieß einen Franken aus dem Sattel, schwang sich auf dessen Roß und suchte mitten durch Châlons Heer in den Engpaß zu kommen. Reinald ritt ihm entgegen und sie schlugen sich durch den Feind zu ihrem Volk, das wacker stritt. Malegis ersah sich Châlons selber und stach ihn mitten durchs Herz. Die übrigen waren bald in die Flucht getrieben.

Ogier stand mit seinen Reitern untätig an seinem Hügel; als er Reinald siegen sah, zog er ab über ein Wasser. Richard rief ihm noch nach: „Dank für deinen guten Rat! Sage dem Kaiser: er habe sein Gold übel vergeudet an Verräter und Häscher."

Ogier zog nach Paris, die Haimonskinder nach Montalban. „Ivo muß an den Galgen," sprach Reinald unterwegs.

Da sandte Malegis heimlich einen Boten voraus mit der Meldung an Ivo: „Mache dich davon, wenn Reinald dich in Montalban findet, läßt er dich hängen."

Ivo erschrak und floh augenblicks in das Kloster Beaurepos. So entging er Reinalds Rache, wurde Mönch und büßte seinen Verrat in strenger Regel.

Als Ogier in Paris dem Kaiser berichtete, wie es zu Falcalone ergangen war, schalt ihn Roland: „Du hast Malegis herbeigerufen, du bist ein Verräter."

Ogier zog sein Schwert.

„Das sollst du widerrufen, oder gleich mit mir fechten." Aber der Kaiser trennte sie, zornig sprach er: „Laß die eitlen Scheltworte, Neffe Roland. Versöhnt euch. Malegis ist ein schlauer Wicht."

„Dann will ich hinziehen," rief Roland, „und Ivo an den Galgen hängen; denn er hat dem Kaiser das Gold mit Betrug abgelistet."

Seine Genossen wollten alle mit ihm fahren. Als sie in die Gascogne kamen und hörten, daß Ivo Mönch geworden zu Beaurepos, sagte Roland: „Laßt uns gleich hinreiten und ihn aus dem Kloster holen."

Ivo erschrak, als sie das Kloster belagerten, und schrieb einen Brief an Reinald: „Lieber Eidam, ich hab' den Tod verdient, als ich dich verkaufte, darum geb' ich mich in deine Gewalt: komm, rette mich vor Roland, der mir den Galgen geschworen hat."

Reinald las und sprach: „Mag man den Dieb hängen, er hat's zwiefach verdient."

Clarissa stand neben ihm, ihr jüngstes Knäblein auf dem Arm: sie herzte und küßte es, weinte und klagte: „Ach armes Kind, wie sollst du die Schande überleben, wenn man deinen Großvater hängt."

Da sprach Reinald gerührt: „Liebes Weib, hör' auf zu jammern: ich will versuchen, ob ich den argen Mann vor Roland erretten kann."

Sofort ließ er Bayard satteln und ritt nach Beaurepos. Als er hinkam, hatte Roland Ivo schon gefangen und führte ihn gerade gebunden hinter sich auf dem Roß davon. Reinald rief ihn an: „Freund Roland, überlaß mir den Verräter: er wird niemand mehr verraten."

„Nichts da, Vetter: Ivo muß hängen," antwortete Roland.

„Nein, meiner Kinder Großvater soll nicht an den Galgen: gib ihn mir gutwillig, oder ich hole ihn mit Gewalt."

Roland befahl seinen Leuten: „Nun hängt ihn mir gleich an den nächsten Baum!"

Da wurde Reinald sehr zornig: „Ich kenne niemand, der mir das wagt."

„Das wollen wir sehen," gab Roland zurück und warf selbst den Strick über den Ast. Aber Reinald zog sein Schwert Flamberg und durchhieb den Strick, dann faßte er Ivo, hob ihn auf sein Roß und entfloh. Roland stieß seinem Roß Veillantif den Sporn ein und wollte Reinald nach. Als er aber Bayard nicht einholen konnte, rief er mit heller Stimme: „Steh' und kämpfe mit mir, oder du bist ein Verräter."

„Eurer sind zu viele," erwiderte Reinald, „ihr könntet mich leicht fangen, willst du aber allein meiner warten, so will ich den Streit mit dir ausfechten."

„Ich komme," antwortete Roland.

Als Roland seinen Genossen das Geschehene mitgeteilt hatte, schalt ihn Turpin:

„Weshalb fingst du solchen Streit an? Erschlägst du mir deinen Vetter, sollst du ihn nicht drei Tage überleben."

„Ja wahrlich," sprach Graf Richard, „lasse dich nicht mehr im Frankenreich blicken: es geht dir ans Leben."

Ogier hob drohend die Hand und schwur: „Aus eurem Zweikampf wird nichts."

Aber Roland antwortete: „Euer Schelten wird mir zuviel: ich habe mein Wort gegeben, das muß ich halten. Und mich gelüstet's, mich einmal mit diesem Recken zu messen."

Und in Montalban antwortete Reinald auf die Vorwürfe seiner Brüder: „Ich habe mein Wort verpfändet, mag es gehen wie es will, — das muß ich auslösen."

Als Reinald nach Beaurepos kam, wartete Roland schon seiner. Reinald stieß seinen Speer in die Erde, band Bayard daran fest, legte seinen Schild auf des Rosses Rücken, gürtete sein Schwert ab und warf es in den Schild, band den Helm ab, schnallte die Sporen los, zog die Brünne und den Waffenrock aus und kniete nieder und mit zusammengelegten Händen rutschte er auf den Knien Roland entgegen und sprach:

„Roland, du bist von meinem Blut: ich bitte dich, versöhne mich mit dem Kaiser: Bayard will ich dir zu eigen geben."

Roland wandte sein Haupt, weinte und sprach: „Steh auf, Reinald, ich bin hier, mit dir zu kämpfen, weil du mir Ivo entführt hast."

„Vetter, ich fürchte dich nicht," antwortete nun zornig Reinald.

„Das erweise, geh' hin und waffne dich."

Reinald ging hin und legte seine Waffen an, saß auf und schüttelte grimmig seinen Speer; Roland betete leise: „Herr Gott im Himmel, hilf, daß ich ihn nicht umbringe."

Sie stießen zusammen, daß Roland mit seinem Roß zur Erde fiel.

„Gott Dank," sprach er, „daß ich dir das nicht getan habe. Solchen Stoß hab' ich noch nie bekommen."

Als er wieder im Sattel saß, zog er Durendal; Reinald hielt Flamberg in der Hand, so ritten sie gegeneinander, aber Reinald wich aus und wandte Bayard zur Flucht, denn er sah Rolands Genossen heranreiten.

„Vetter," rief er noch, „du hast mich betrogen."

Zornig wandte sich Roland: „Was stört ihr den Zweikampf?"

Da rief Turpin mit gebietender Stimme: „Ihr sollt nicht das Schwert zucken wider einander: gemeinsam sollt ihr es schwingen gegen die Heiden."

Da zog Roland nach Sankt Jakob, dort zu beten, die andern kehrten zurück zum Kaiser nach Paris.

Auf dem Heimweg von seiner frommen Fahrt überraschte Roland im Bordelaiser Wald seinen Vetter Richard auf der Jagd. Er griff dem Roß in die Zügel, Richard zückte sein Jagdmesser, aber Roland sprach: „Sperr' dich nicht, ich habe dich schon: wir Vettern sollen das Blutverspritzen meiden, sagt Turpin;" und er schlug ihm das Jagdmesser aus der Faust: „Gib dich gefangen und zwinge mich nicht zu Hieben."

Der waffenlose Richard ergab sich getrost in sein Geschick. Nun war auch Malegis im Wald und suchte Kräuter, er hörte den Lärm, lief hin und sah noch die beiden davonreiten. In aller Eile rief er Reinald von Montalban zu Hilfe. Bayard wurde gesattelt, „Malegis, du mußt mir den Weg weisen, sitz hinter mir auf," sprach Reinald, und bald hatten sie Roland eingeholt. Reinald rief, den Speer erhebend:

„Gib meinen Bruder heraus."

„Geht nicht, Vetter," antwortete Roland, „er begleitet mich zum Kaiser," und Richard sprach: „Fort mit deinem Speer, Bruder! Fange um mich keinen neuen Bluthandel an, ich will einmal nach Paris und den Kaiser um Frieden bitten."

„So laß ihn ziehen," flüsterte Malegis Reinald ins Ohr, ich werde vor ihnen in Paris sein und Richard

helfen.“ So schieden die Vettern. Malegis kehrte in den Wald, Reinald nach Montalban zurück.

Am Abend trat ein alter Pilger im rauhen Mantel in seine Halle und bat um Gaben. Reinald reichte ihm zehn Goldgulden.

„Was nützt mir Gold? Das wär' jüngerem Mann nützer, gebt mir Besseres,“ antwortete der Alte.

Die Rede verdroß Reinald gewaltig, er sah dem Pilgrim scharf ins Gesicht, dann rief er: „Malegis, bist du's oder nicht? Ich kann's wahrlich nicht sehen.“

„Ich bin's, lieber Vetter.“

„Ei,“ schalt Reinald, „und ich glaubte dich längst auf dem Weg nach Paris, Richard zu helfen; — ich sehe wohl, ich selbst muß hin.“

„So ist es, lieber Vetter, und deine Brüder nimm hübsch mit und am Falkenberg, wo man zu hängen pflegt, erwartet mich.“ Und schon war der Schalk zur Halle hinaus.

In solcher Gestalt trat er zu Paris in Herrn Karls Saal zur Stunde, da reich und arm ihr Recht forderten. „Gott segne Euch, Herr Karl,“ sprach er.

Der schlug nach ihm mit einem Stabe: „Weg mit dir! Seit Malegis unter die Pilger ging, trau' ich keinem mehr.“

„Ach gnädiger Kaiser,“ flehte Malegis, „ich bin wahrhaftig hergepilgert, Euch mein Unglück zu klagen: mich haben fünf Herren ausgeraubt auf der Heerstraße; Malegis hört' ich den einen nennen, das war der ärgste.“

Karl reichte ihm zehn Goldstücke zum Trost, aber Malegis wies sie zurück: „Gebt mir lieber zehn Schillinge, die sind armem Manne sicherer und laßt mir Speisen reichen: mich hungert.“

„Du magst dort an meinem Tisch essen,“ antwortete

der fromme Kaiser, saß nieder neben dem Waller und schob ihm selber einen Brocken gebratenen Pfaus in den Mund. Malegis dachte: „Deinen Schlag sollst du wieder fühlen" und biß dem Kaiser in den Daumen.

„Gott straf' dich, Pilger," sprach der, „nun suche dir deine Speise selber."

Da trat Roland herein und führte Richard vor Karl. Der fragte: „Bringst du ihn gefangen, oder kommt er nur auf sicher Geleit?"

„Er ist dein Gefangener," antwortete Roland.

„Dann fort mit ihm, auf den Falkenberg, an den Galgen!" befahl der Kaiser.

Herzog Naimes sprach: „Das wäre zuviel der Strafe." Der Kaiser erwiderte: „Ich habe das Urteil gesprochen: wer von euch, ihr Herren, wird es vollziehen?"

Er blickte die Paladine der Reihe nach an: sie erbleichten und standen schweigend vor ihm, keiner wollte Hand legen an Richard, und Karl sprach mit fester Stimme: „Herr Raspe, Ihr sollt es tun!"

Da lief Malegis nach dem Falkenberg, wo er seine Vettern fand. „Wie ist's ergangen?" fragte Reinald.

„Trefflich, der Kaiser schenkte mir zehn Schillinge."

„Danach frag' ich nicht; was ist mit Richard?"

„Der Kaiser ließ mir auch Speise reichen: er schob mir selber einen guten Brocken in den Mund."

„Danach frag' ich noch weniger, Malegis: laß deine Späße! Wo ist Richard?"

„Er wird gleich hier sein." Und Malegis erzählte, was in der Pfalz geschehen war. Sie legten sich in Hinterhalt hinter Waldesdicht, um Richard mit Gewalt wieder zu befreien: aber Müdigkeit überwältigte sie, und alle schliefen ein.

Da kam Herr Raspe mit ein paar Berittenen daher

und führte Richard unter den Galgen. „Nun bete noch einmal, ich lasse dir Zeit," sprach er. Richard tat ein langes Gebet und hoffte auf Malegis, und als er zu Ende gebetet und keine Hilfe sah, sprach er: „In Gottes Namen, Raspe, tue, was du mußt." Der legte ihm mit eigner Hand die Schlinge um den Hals und Richard stieg die Leiter hinauf. Da gewahrte ihn aus dem Hagedicht Bayard: hellauf wieherte der Hengst und scharrte mit dem Fuß, daß Reinald erwachte: er sah seinen Bruder auf der Leiter stehen. „Wacht auf, Genossen!" rief er, sprang auf Bayards Rücken und ritt dem Galgen zu.

„Richard, dir kommt Hilfe, schau um!" rief Herr Raspe, „ich will dich nicht hängen."

„Nun wärest du besser zu Haus geblieben," lachte Richard und sprang von der Leiter.

Malegis, Adelhard und Wichard waren rasch Reinald gefolgt: sie fuhren mit Schwert und Speer unter die Berittenen und trieben sie davon. Reinald hieb mit Flamberg Herrn Raspe einen zornigen Schlag auf den Kopf: tot fiel der unter den Galgen. Richard zog Raspes Wehrkleider an, schloß den Helm, sprang auf des Toten Roß und sprach: „Nun reit' ich zum Kaiser und fordere Herrn Raspes Lohn."

Am Fuße eines Hügels traf er Ogier, der hielt Courtaine in der Hand und wollte Raspe erschlagen.

„Steck' ein dein Schwert, Raspe liegt tot am Falkenberg, ich bin Richard," rief das Haimonskind, band den Helm auf und zeigte sein Antlitz.

„So flieh', dort kommt Karl geritten, fürchte seinen Zorn," antwortete Ogier und wandte Braiefort, aber Richard floh nicht. Der Kaiser mit seinen Kriegern ritt den Berg hinunter und er sprach: „Raspe, du stehst unter meinem Schutz, ich will deinen Gehorsam belohnen."

„Herr Kaiser, spart Eure Müh’,“ antwortete Richard, „Raspe liegt unterm Galgen.“ Und mit eingelegtem Speer rannte der Graf seinen Herrn an. Karl fing den Stoß ab mit Joyeuse und zerhieb den Speer in zwei Stücke. Das sah Reinald, kam auf Bayard geritten und warf den Kaiser mit einem Speerstoße aus dem Sattel. Aber rasch half er ihm wieder auf und sprach: „Verzeiht den Fall, gnädiger Herr, reitet zurück, ich bin’s, der Raspe erschlagen hat.“

„Montjoie, ihr Herren, heran! Fangt mir die Empörer!“ gebot der Kaiser mit lauter Stimme. Die Haimonskinder wehrten sich grimmig: Kämmerer und Hofdiener wurden niedergeschlagen, aber Reinald fürchtete, zu unterliegen: er rief seine Brüder heran, nahm sie auf Bayards Rücken und jagte davon. Malegis war im Hagedicht verschwunden.

Am Tage danach ritt Oliver jagend im Wald von Paris und kam auf einen Berg; da sah er unter sich in einer Schlucht am Wildwasser einen Mann in rauhem Mantel und breitem Hut, Kräuter sammelnd. Scharf spähte der Graf hinab und erkannte Malegis. Sofort ritt er hinunter und ergriff ihn beim Mantel und rief: „Steh’, du böser Zauberer, gib dich gefangen.“ Malegis sprang zurück, riß sein Schwert von der Seite und stellte sich zur Wehr, aber Oliver schlug ihm so hart mit dem Jagdspeer auf die Faust, daß ihm das Schwert entfiel. Als Malegis sich wehrlos sah, rief er: „Ich gebe mich gefangen, führ’ mich zum Kaiser.“

Der saß beim Mahle, als die beiden in den Saal traten. Zornig sprach er: „Du falscher Pilger, arger Zauberer: deiner bösen Kunst ward zuviel, fort mit dir an den Galgen.“

„Ach," flehte Malegis, „laßt mich nur noch bis morgen leben."

Der Kaiser schenkte ihm die Frist und Roland sprach: „Setz' dich zu mir, Malegis, und iß."

Als die erste Schüssel aufgetragen wurde, fing Malegis an, ein schönes Lied zu singen.

„Magst du heut' noch singen und mußt morgen sterben?" fragte Karl.

„Ach Herr, ich bin so lustig, weil ich noch bis morgen leben kann," antwortete Malegis.

„Du loser Vogel! Denkst dich mit einem Lied vom Tode zu lösen: die Hoffnung laß fahren," sprach der Kaiser und ließ ihm Ketten anlegen und befahl, ihn in den Kerker zu führen. Als Malegis sah, daß es Ernst war, drohte er: „Herr Kaiser, laßt mich frei, oder ich entlaufe Euch mit Gewalt."

„Wenn du's kannst, magst du's tun."

„Herr, dann bin ich noch vor Mitternacht frei."

„Das möcht' ich wohl erleben," lachte Karl und stand vom Mahl auf.

Im Kerker gebrauchte Malegis seine Kunst: er zog die Hände aus den Eisenringen, und mit Wort und Haselrute und Eschenstäbchen tat er das Tor auf, schritt in den Vorsaal, schläferte Diener und Paladine ein, erschloß Schreine und Kisten, nahm goldenes Gerät und Edelgestein, schob in seinen Sack, soviel er tragen konnte, und eilte davon gen Montalban.

Schon am frühen Morgen schritt der Kaiser dem Kerker zu; er fand das Tor offen, die Paladine schlafend. „Wacht auf, Barone!" rief er laut, „Malegis ist davon! Ich mach' ein Ende: wir zieh'n nach Montalban."

Der Kaiser sammelte sein Heervolk und zog nach Montalban. Noch einmal versuchten die Paladine Gnade für die Haimonskinder zu erbitten, Turpin sollte ihr Sprecher sein: er trat vor den Kaiser, hielt Almace in der Hand und begann: „Herr Karl, Ihr wißt, Kastell Montalban ist uneinnehmbar. Was hilft's, daß Land und Stadt verderben. Es wäre besser, Ihr machtet Frieden mit den Haimonskindern und sie stritten mit uns gegen die Saracenen."

„Nimmermehr," antwortete Karl, „reite hinauf, Roland, frage: ob sie, ihr Volk zu schonen, sich meinem Gericht unterwerfen wollen."

„Nimmermehr," antwortete Graf Reinald. „Entscheide zwischen uns die Schlacht."

Da ließ Karl seine Heerhörner gellen. Und Reinald zog auf Bayard seinem Wehrvolk voran und hinab in das Tal zum Kampf. Hinter ihm auf andalusischen Streitrossen ritten seine Brüder. Karl rief: „Montjoie, Barone folgt mir alle gegen Reinald, bei meinem Zorn!"

Der Kaiser ritt dem Grafen von Montalban mit gefälltem Speer entgegen, da lenkte Reinald zur Seite, seinen Kaiser zu meiden, aber Karl rief: „Hierher, Reinald! Wehre dich gegen mich."

„Wie Ihr befehlt," antwortete der, und sprengte so gewaltig auf ihn an, daß Karl schier zur Erde fiel. Aber Roland kam dem Kaiser zu Hilfe.

„Vorwärts, Gascogner, der Sieg ist unser!" rief Reinald. Da ward der Kaiser Malegis gewahr und erstach ihm das Roß unter dem Leibe. Malegis wehrte sich tapfer und kam bald wieder in einen andern Sattel. Die von Montalban erschlugen dem Kaiser viel Volks und zogen, damit zufrieden, wieder in ihre Burg hinauf.

Der Kaiser ließ zum Sturm rüsten: Stein- und Feuer-

schleudern, Mauernbrecher und Sturmleitern wurden herbeigeschafft. Reinald machte Ausfälle, die Vorbereitungen zu stören: dann ritten die Herren ungestüm zusammen, daß Speere brachen, Schilde barsten, die Rosse unter ihren Schenkeln niederfielen.

Einmal ritt Malegis auf Karl zu und wollte ihn erschlagen; Oliver und Ogier fingen den Todesstreich ab, Roland aber schlug dem Zauberer aufs Haupt, daß er besinnungslos aus dem Sattel taumelte. Hurtig sprang Roland ab, band ihm Hände wie Füße und führte ihn mit fort. Herr Forcier gedachte, Raspes, seines Vetters Tod zu rächen und stieß auf Richard: unverletzt fielen beide ins Gras. Ein Graf aus der Bretagne und Adelhard rannten zusammen: die Speere brachen, Adelhard schlug den Bretagner vom Roß. Forcier hatte sein Roß wiedergefunden und griff Wichard an, der stach ihm den Speer mitten ins Herz. Karl sah ihn fallen: „Montjoie! mir nach!“ rief er laut und lenkte auf Wichard; der rannte ihm ungestüm entgegen. Des Kaisers Roß stürzte in die Knie: er trieb's empor und fuhr unter Reinalds Volk: auf jeden Hieb, den er mit Joyeuse tat, fiel ein Mann.

„Hie Montalban,“ schrie Reinald, „zurück! Herr Karl ist übergewaltig!“ Und er floh mit seinem Volk den Berg hinauf nach Montalban. —

Als der Kaiser im Lager Malegis gefangen sah, befahl er Herrn Griffon: „Laß einen hohen Galgen erbauen und noch ehe die Sonne sinkt, hänge Malegis daran.“

„Gnädigster Herr,“ bat der Gefesselte, „laßt mir Zeit bis morgen, damit ich meine Sünden bereuen kann.“

„Nein, Malegis,“ antwortete Karl, „dann erging' es wieder wie damals in Paris.“

„Ich schwör's Euch zu, ich will Euch nicht davonlaufen,

es sei denn," — setzte Malegis zögernd bei — „Ihr ginget selber mit mir nach Montalban."

Darüber mußte Karl gewaltig lachen und sprach: „Bis morgen will ich dir Frist gewähren."

Malegis gebrauchte seine arge Kunst: um Mitternacht trat er in Karls Zelt, wo der schlafend lag und sprach: „Herr Karl, Ihr sollt mich nach Montalban begleiten."

Der Kaiser erwachte, sah den Zauberer an seinem Bette stehen und wußte nicht, was ihm geschah: denn Malegis hatte ihn bezaubert, er sprach: „Ich wollte, wir wären schon auf dem Weg."

„So steht auf, wir wollen gleich gehen."

„Laßt mich noch ein wenig schlafen," antwortete Karl und schlummerte ein. Da hob Malegis mit starken Händen den Kaiser auf seine breiten Schultern und trug den Schlafenden hinauf nach Montalban. Er legte ihn in der Halle auf ein Ruhebett und rief die Haimonskinder herbei: „Reinald," sprach er leise, „Karl ist dein Gefangener." Die Haimonskinder standen da und sprachen kein Wort, des Kaisers Schlaf nicht zu stören. Als der erwachte und sie stehen sah, sprach er: „Das hat mir Malegis getan, seine Kunst ist ungeheuer. Gott wird ihn darum strafen."

Reinald sank ins Knie und bat um Frieden. „Nimmermehr," antwortete Karl.

Da ergrimmte Richard jäh und rief: „Dann sollst du jetzt sterben," und er zog sein Schwert.

Ruhig blickte Karl ihn an und sprach: „Willst du Hand an deinen Kaiser legen?"

Aber Reinald fiel dem Bruder in den Arm und sprach: „Karl ist unser Herr, heilig sein Leben!"

„Tu' auf dein Burgtor," gebot Karl, „ich will zurück in mein Lager."

Noch einmal baten die Haimonskinder um Gnade, aber der Kaiser sprach „nein“.

„Es ist alles vergebens,“ klagte Malegis, „ich will fürder keine Hand mehr heben gegen Herrn Karl. Behüt' euch Gott, Vettern, ich zieh' in öde Wildnis und büße meine Sünden.“ Und er eilte gleich fort von Montalban.

Reinald sprach aber: „Herr Kaiser, geht wohin es Euch gefällt, wir haben Euch nicht gefangen, wir halten Euch nicht.“ Er geleitete ihn noch bis vor das Tor der Burg.

Im Lager angekommen befahl Kaiser Karl, den Sturm zu erneuern. „Die Haimonskinder sehen bleich und abgemagert aus,“ sprach er zu Roland, „der Hunger wird sie bald zur Übergabe zwingen.“

Und in Montalban waren alle Lebensmittel verbraucht. Die Rosse im Schloß waren schon verzehrt. Reinalds Gemahlin und Kinder lagen elend in der Marmorhalle und weinten vor Hunger.

„Nun mußt du sterben, Bayard,“ sprach Reinald und schritt in den Stall, aber Richard schob ihm die Hand weg von Bayards Hals. „Nein,“ sprach er, „den Hengst sollst du nicht töten.“ Das Roß hatte die Rede verstanden, legte die Vorderfüße zusammen und neigte sich vor seinem Herrn: da konnte Reinald ihm kein Leids antun. Nach Adelhards Rat zapften sie dem Roß täglich etwas Blut ab und zehrten davon. So lebten sie vierzehn Tage. Bayard wurde dabei elend und mager.

Die Hungersnot wuchs: in den Straßen der Stadt riefen die Kinder Reinald an, wann er vorüberschritt: „Brot, Herr, gib uns Brot.“

Erzbischof Turpin und Roland erbarmten sich des Jammers. Sie erbaten es sich vom Kaiser, den Vorkampf zu tun während des Sturmes, und als die von Montalban mit Roland zusammentrafen, erhielten sie statt Wun-

den und Hiebe Wein, Brot und Korn vom Erzbischof zugeführt. Da ward Bayard das Korn ungemessen vorgeschüttet.

Die Haimonskinder aber berieten untereinander: „Dem Kaiser ist's allein um uns," sprach Reinald, „wir wollen die Vorräte dem Volk und Weibern und Kindern überlassen und auf Bayard in den Ardennerwald nach Pierrelepont entfliehen."

Weinend nahm er Abschied von Clarissa und seinen Kindern, dann sattelte er das Roß und ließ seine Brüder hinter sich sitzen. Um Mitternacht ritten sie aus: durch ein Wassertor in einen unterirdischen Graben; lang ritten sie unter der Erde fort, am Fuße des Steinfelsens kamen sie wieder auf die Oberfläche: hell schien der Mond. Da sahen fränkische Wachen das schwarze, gewaltige Roß aus der Erde aufsteigen: sie machten Lärm, ein Zug Bewaffneter, voran ein Führer, ein Markgraf, jagte wie toll darauf zu. Reinald stieß dem Anprallenden mit einem Falkenstoß seinen Speer durch Schild und Brünne bis ins Herz. Dann gab er Bayard den Sporn und ließ ihn rennen: so entkamen sie nach Pierrelepont. Mit dem Schwertknauf schlugen sie ans Tor. „Wer pocht?" fragte der Burgwart, und als er sie erkannt hatte, schob er den Riegel zurück: „Willkommen, meine Jungherren, das Schloß ist leer. Eure Mutter zog nach Paris; wo Graf Haimon im Felde steht, wissen wir nicht."

„Je länger je mehr erzürnen mich die Haimonskinder," sprach Kaiser Karl und er selbst mit einer Heeresschar folgte den Entfliehenden bis in den Ardennerwald.

In Pierrelepont fanden die Haimonskinder nur geringe Lebensmittel und wenige waffenkundige Knechte: da er-

kannten sie Karls Gewalt. Der ritt, sobald er angelangt war, dicht an die Burg, rief Reinald auf die Mauer und fragte: „Willst du dich mir jetzt ergeben?“

„Ja, Herr Karl, ich ergebe mich in deine Gewalt und in dein Gericht,“ antwortete der Graf und stieg von der Zinne herunter. In dem Augenblick lief ein Diener Karls herzu und meldete: „Herr Kaiser, Euer Gemahl und Eure Schwester sind im Lager angekommen.“

Karl lenkte sein Roß zurück und fragte nach der Frauen Begehr: da ging seine Schwester Agia ihm entgegen, geführt von Hildigard der Kaiserin, fiel ihm zu Füßen, umfaßte seine Knie und bat um Gnade für ihre Söhne.

„Liebe Schwester,“ antwortete er und hob sie auf, „wahrlich, du tust, wie eine Mutter tun soll: und ich gewähre deine Bitte. Bayard aber muß in meine Gewalt kommen, geh' und melde das deinen Söhnen.“

Reinalds Brüder sprachen gleich: „Lieber sterben im Kampf gegen Karl, als ihm das Roß ausliefern.“ Aber Reinald entgegnete traurig: „Kaiser Karl ist übergewaltig: allzulang haben wir ihm getrotzt, allzuviel Blutes ist darum geflossen! Bayard, du bist zu guter Stunde geboren, da du uns Karls Huld wiedergewinnen kannst.“

Dann ließ er das Roß vor sich herführen, er schritt mit seinen Brüdern dahinter zum Burgtor hinaus über die Maasbrücke ins Lager vor den Kaiser und fiel ihm zu Füßen.

„Steht auf, edle Grafen,“ sprach Karl, „ich habe euch verziehen.“

Reinald faßte Bayard am Halse und übergab ihn Karl:

„Hier ist mein Hengst, tut mit ihm, was Euch beliebt.“

Da wurden dem Roß zwei Mühlsteine an den Hals gebunden und es mußte von der Brücke in den Strom

springen. Bayard sank unter, kam aber wieder empor, fing an zu schwimmen, schlug die Steine ab, kam ans Land und lief seinem Herrn zu, laut wiehernd, als wollt' er sagen: „Warum tust du mir das?"

„Es muß doch sterben," sprach Karl, ließ ihm zwei Mühlsteine an den Hals und an jeden Fuß einen binden und wieder ins Wasser stoßen.

Bayard kam wieder empor, zerschlug die Steine, sprang ans Ufer und lief auf seinen Herrn zu. Doch Karl sprach zum dritten Male: „Reinald, gib mir das Roß: ich will, daß es sterbe."

Adelhard rief grimm: „Verflucht, Bruder, wenn du das tust. Bayard, so lohnt man dir treuen Dienst!"

Aber Reinald führte das Roß dem Kaiser zu und traurig sprach er: „Herr, kommt es noch einmal heraus, so fange ich es nicht wieder: es tut meinem Herzen weh."

Da wurden dem Roß zwei Steine an den Hals und zwei an jeden Fuß gebunden und als es im Wasser lag, sprach der Kaiser: „Reinald, verhülle dein Haupt, es kann nicht sinken, solang es dein Auge sieht."

Reinald deckte mit dem Mantel sein Haupt und weinte. Bayard sank und hielt den Kopf über Wasser, spähte nach seinem Herrn, als solle der ihm helfen, und da das treue Roß sein Auge nicht mehr sah, ging es unter und verschwand in den Wellen der Maas.

In den Ardennen aber geht die Sage, Bayard sei wieder aus dem Strom und in den Wald gekommen. Und wem die Geister hold, der mag dort noch heut' zur rechten Stunde Bayards Wiehern schallen hören, und seinen Hufschlagen auf Fels und Gestein.

Als Bayard versunken war, tat Reinald einen Schwur: daß er nie mehr auf Rosses Rücken reiten, noch Schwert schwingen werde. Er ließ seine Brüder bei dem Kaiser und zog nach Montalban. Er setzte seinen ältesten Knaben Emmerich zum Herrn ein über Schloß und Land, den andern teilte er, was sein Vater ihm einst geschenkt hatte. Er küßte Clarissa wieder und wieder: und um Mitternacht, als alle schliefen, schritt er traurigen Herzens von Montalban hinweg und pilgerte in die Wildnis zu einem Einsiedler. Der legte ihm auf: er solle nach Jerusalem fahren und dem Patriarchen seine Beichte tun, auf dem Wege dahin aber arme Pilger gegen die Heiden beschirmen. „Statt des Schwertes führe einen Baumast,“ schloß der fromme Mann.

Da fuhr Reinald über See und als er nach Acre kam, stieß sein Vetter Malegis zu ihm; der hatte, seit er von Montalban entwichen war, im Walde gehaust, von Kräutern und Wurzeln lebend, und tat nun gleiche Buß-Reise wie Reinald. Die Vettern umarmten und küßten sich und zogen vereint mit vielen Christen nach Jerusalem, Reinald im Wallerkleid, die Brust von einem Harnisch geschützt, in der Hand schwang er einen wilden Pflaumenbaum. Bald wurden sie von Saracenen angegriffen. Sie teilten sich in drei Häuflein: die Vettern stritten im Vorderkampf: da sank viel Heidenvolk. Malegis sah den Scheich reiten und tat einen Fehlhieb nach ihm und der Scheich warf ihn mit dem Rohrspeer vom Roß, aber Malegis sprang auf und spaltete mit einem guten Hieb des Saracenen Schädel. Die Angreifer stoben davon auf ihren raschen Rossen und die Christen zogen weiter, täglich um ihr Leben streitend mit dem Wüstenvolk.

Dicht vor Jerusalem fiel Malegis: ein Schlenderstein zerdrückte ihm das Herz.

Als Reinald heimlich davongegangen war und niemand wußte, wohin, betrübte sich Kaiser Karl. Er ließ Emmerich zu sich rufen, umgürtete ihn mit dem Schwert und belehnte ihn mit Schloß Montalban. Er behielt ihn, da er noch ein Knabe war, an seinem Hof, liebte ihn sehr und zog ihn andern vor. Deshalb haßten ihn Folkwins Söhne und alle, welche Reinald einst verfolgt hatten; und sie verleumdeten ihn bei Karl: in gerichtlichem Kampf tötete der junge Emmerich seinen Ankläger und Karl hatte ihn lieber als zuvor.

Als dies geschah, war Reinald von Jerusalem zurückgekommen und trat im Pilgerkleid ins Palatium zu Paris. Emmerich jubelte, Kaiser Karl umarmte ihn, bot ihm Amt und Lehen, aber Reinald wies alles zurück: „Noch einmal will ich Weib und Kinder, Eltern und Brüder umarmen," sprach er, „und dann in Armut mein Leben beschließen."

Clarissa war gestorben: seine Söhnlein standen in Karls Schutz: seine Eltern und Brüder waren ausgezogen, ihn zu suchen, und hatten geschworen, nicht zurückzukommen, bis sie ihn gefunden hätten.

Da schied Reinald heimlich aus der Kaiserpfalz, ging unter Ackervolk, das ihn nicht kannte, teilte ihre Arbeit und kam nach Köln, zur Zeit, als Bischof Hildibald ausrufen ließ: Zimmerleute und Steinmetzen sollten zu ihm kommen und ihm helfen, eine Kirche erbauen zu Ehren St. Peters. Da meldete sich auch Reinald. Der Bischof setzte ihn den Werkleuten als Vorarbeiter; Reinald tat mehr, als fünf Arbeiter zusammen. Während die andern ruhten und speisten, trug er Steine und Mörtel herbei; er aß nur Brot, trank nur Wasser, Nachts schlief er auf den Steinen und nahm nur einen Heller Taglohn. Er sagte nicht, wer er sei und woher er gekommen; da nannten

sie ihn Sankt Peters Werkmann. Der Baumeister lobte seinen Fleiß und schalt der andern Trägheit. Darum wurden ihm die Arbeitsleute feind und beschlossen seinen Tod. Sie warteten auf ihn an einer Stelle nahe dem Rhein, wo er vorüberzugehen pflegte, überfielen ihn mit Steinwürfen und zerschlugen ihm das Haupt. Den Toten beschwerten sie mit Steinen und versenkten ihn in den Strom. Aber der Ermordete stieg wieder empor: man hörte auf dem Wasser süßen Gesang schallen wie von Engelsstimmen, und zur Nacht ging ein Licht aus von der Stelle.

Der Erzbischof eilte hin, gefolgt von großer Menschenmenge: man zog den Körper ans Land, erkannte den frommen Werkmann Sankt Peters und die Steinmetzen als seine Mörder. Man wollte den Toten beisetzen: aber als er auf der Bahre lag, Bischof und Volk sich zum Zuge geordnet hatten, fing der Wagen zu laufen an, ohne Roß und Führer davor, und stand nicht früher still, bis zu Pierrelepont. Alle folgten, und wo der Zug an einer Kirche vorbeikam, fingen die Glocken von selbst zu läuten an. Der Abt von Pierrelepont schlug das Bahrtuch zurück von des Toten Haupt und erkannte den Grafen Reinald von Montalban.

Als Herrn Karl der Tod seines Neffen angezeigt wurde, weinte er und sprach den Steinmetzen das Urteil: sie starben den Wassertod im Rhein.

---

7. Ogier und Desiderius im Kampf gegen Karl.

Slaven und ander wildes Volk kamen nach Dänemark gezogen: der Christen Kirchen und Altäre wurden niedergerissen, Göttricks Grafen erschlagen oder verjagt; da riet sein Weib: „Rufe Karl zu Hilfe," aber Göttrick antwortete: „Besser fangen mich Wenden, als Herr Karl, den ich hasse." Die Königin schrieb heimlich einen Brief an Karl: „Komm und hilf! Nicht Göttrick, aber deinen Priestern, welche von den Heiden hingeschlachtet werden. Gott der Herr segne dich!" Und sie schloß den Brief mit Göttricks Insiegel, während er schlief. Ihr Bote fand den Kaiser zu Aachen, aber Karl erzürnte, als er Göttricks Insiegel erblickte; er sprach zu Ogier: „Es stünde dir wohl an, deinem Vater zu helfen."

Ogier antwortete: „Mit Eurer Erlaubnis will ich's tun."

Der Kaiser hatte sein Wort nicht ernst gemeint, doch nun ließ er's gelten: „Zieh' hin, doch allein mit deiner Schar."

Ogier fand seinen Vater ermordet von eignen Knechten. Sein Kriegsvolk aber vermehrte sich von Stunde zu Stunde, um des reichen Soldes willen, den der Herzog bot. Da wagte er den Angriff und trieb die Landschädiger siegreich aus seinem Reiche. Zwölf Tage durchzog er Dänemark und warf alles hinaus, was nicht hinein gehörte. Er setzte Grafen und Richter, und seinen Stiefbruder zum Unterkönig ein, ließ sich den Treueid schwören, und als alles gefestet stand, zog er zurück nach Francien, gefolgt von vielen Dänen.

Er traf gerade in Paris ein, als Karl dort zu

Pfingsten einen Hoftag hielt. Und gerade als Karl sprach: „Wie mag's Ogier ergangen sein, er zögert lang," trat er in den Saal und rief: „Gut ging's! Herr Kaiser, aber die Zeit verlief rasch, während ich Ordnung schaffte in meinem Reiche; nun huldige ich dir als König der Dänenmark. Laß mich aber bei dir bleiben wie zuvor."

Der Kaiser umarmte und küßte Ogier; dann wies er auf einen schönen Jüngling und sprach: „Sieh dort Balduin, deinen Sohn! Ich habe ihn an meinen Hof berufen: er ist voll Witz und Lustigkeit, dazu bescheiden und ehrlich. Er zeigt Geschick in höfischen Künsten und hat aller Gunst gewonnen. Geht, freut euch miteinander." —

Carlot, des Kaisers Sohn, wollte Balduin stets um sich haben.

Einmal, sie saßen beim Schachspiel, rief Balduin lustig: „Matt!" Carlot verdroß der heitere Übermut, er deuchte sich ebenso geschickt und antwortete: „Schweige doch, wir beginnen ein neues Spiel."

Balduin ordnete die Steine und sprach dabei: „Laß dich's nicht verdrießen, Carlot: die Freude am Spiel ist mehr wert als das Gewinnen."

Sie begannen: Carlot tat einen Zug, Balduin sprach freundlich, ihn belehrend: „den Zug solltest du nicht tun, er ist falsch."

Zornig rief der Kaisersohn: „So schweige doch, du hergelaufener Bastard, willst du mich unterweisen?"

Balduin sprang empor: „Herr, da lügt Ihr! Meine Mutter hat nie andern Mann geküßt, als Ogier, meinen Vater. Ihr seid des Kaisers Sohn, sonst schlüg' ich Euch jetzt tot."

Carlot fuhr auf, in blindem Jähzorn ergriff er das Schachbrett von schwerem Gold und schlug damit Balduin vor die Stirn; rücklings stürzte der Jüngling auf den

Marmor-Estrich: er war tot. Carlot starrte auf das schöne Antlitz und in die gebrochenen Augen, er erblaßte und floh aus dem Saal. Sobald dem Kaiser die Untat kund geworden, wies er seinem Sohn ein Versteck an und betrübte sich sehr: — er gewärtigte Ogiers Rache.

Der kehrte von der Jagd heim, auf der Hand einen köstlichen, gezähmten Falken; er wollte ihn Herrn Karl schenken. Auf den Stufen vor dem Palast trat ihm ein Edelknabe entgegen und fragte: „Wohin mit dem Falken?"

„Zum Kaiser."

„Dort hinein, Ogier," sprach der Knabe, „Balduin liegt tot im goldnen Saal auf kaltem Estrich."

Hastig warf Ogier den Falken von der Hand und sprang in die Halle, wo der Tote lag; er knieete nieder und küßte ihn und hielt ihn in Armen. Dann fragte er rauh: „Wer hat's getan?"

Zögernd gaben die Höflinge Bescheid.

„Wehe!" schrie da Ogier, daß es weit durch die Pfalz hallte, „ich armer Mann! Carlot, hab' ich darum so oft dein Leben beschirmt und gerettet! Franken, lohnt ihr so der Treue? Blut heischt wieder Blut, ich schwör's: Carlot muß sterben."

Herzog Naimes stand dabei und sprach: „Nimm das Wort zurück, Eidam, vertraue Herrn Karls Recht."

Da trat der Kaiser, gefolgt von den ersten Paladinen, in den Saal; er sprach: „Die Untat schafft mir tiefen Gram: Ich bitte dich, Ogier, laß dich versöhnen, und nimm Buße."

„Ja, Herr Kaiser," antwortete Ogier und sprang drohend auf, „aber keine andre, als Carlots Leben."

Zornig blickte Karl ihn an: „Blutrache ist Gott ein Greuel! Geh' aus meinem Angesicht, räume Land und Reich, ich will dich nie mehr sehen."

„Soll ich landflüchtig werden? Dazu, Herr Kaiser, gehört andres, als ich getan habe. Euer Urteil schelt' ich ungerecht," rief Ogier heißzornig, rieß Courtaine von der Seite und tat einen Hieb nach Karl: ein Edelknabe, Lothar, der Kaiserin Neffe, sprang dazwischen und fing den Schlag mit seinem Leib auf: tot sank er um vor des Kaisers Füßen. Paladine und Waffenträger umringten Karl, schützten ihn vor dem wütigen Dänen und drängten den zur Pfalz hinaus.

Rasch waren Ogiers Gefolgen herbeigelaufen, sie legten ihrem Herrn Waffen an, hielten Braiefort bereit und halfen ihm hinauf. Roland und seine Genossen standen dabei, Naimes drückte dem Eidam die Hand und sprach: „Auf und davon, bis des Kaisers Zorn verraucht ist."

Indessen der Däne mit seinen Mannen zum Stadttor hinausjagte, dem nächsten Walde zu, saß Kaiser Karls Hofvolk auf, den Empörer zu fangen, tot oder lebend. Karl selbst ritt ihnen voran, an seiner goldenen Brünne erkannte ihn Ogier von fern; er rannte entgegen und warf mit einem Speerstoß Roß und Reiter zu Boden; und er hätte in seinem Zorn den Kaiser erschlagen, wären nicht die Paladine dazugekommen. Während sie alle sich um ihren Herrn bemühten, ließen sie dem Freunde Zeit, zu entrinnen. Ogier floh in sein Schloß Garlandon in Burgund.

Des Kaisers Heermänner folgten langsam seiner Spur; wo sie einen lehnspflichtigen Mann oder Waffenknecht des Herzogs fanden und er sagte sich nicht los von dem Geächteten, so mußten sie ihn töten, fiel er nicht schon zuvor im offenen Kampf. Da half es nichts, Ogier mußte Francien räumen: mit seinen getreuesten Anhängern floh er ins Langobardenland. Als er am Fuße der Alpen

durch einen breiten Wald zog, traf er Graf Bero, der auf dem Wege nach Pavia war zu König Desiderius, sie schlossen Blutsbrüderschaft und ritten vereint, dem Langobarden Ogiers Dienste anzubieten.

Desiderius war Karls Feind, er nahm Ogier mit Freuden auf und schickte ihn gleich in den Krieg. Ogier überwältigte Mailand, unterwarf es Desiderius und führte die Vornehmsten der Stadt gefangen nach Pavia. Dafür schenkte ihm der Langobarde zwei Schlösser, Montchevreuil und Castelfort am Rhone.

Da schrieb Karl einen Brief an Desiderius: „Liefre Ogier mir aus, oder ich komme mit Heeresmacht, ihn zu holen." Bertram, Herzog Naimes Sohn, überbrachte das Schreiben.

„Wie? Freund Bertram, mochtest du Botenritt tun, mich zu verfolgen?" fragte Ogier.

Bertram antwortete: „Mein Freund bist du nicht mehr: denn du dienst dem Feinde meines Herrn, des Kaisers!"

Graf Bero rief: „Hätte dich nicht Ogier Freund genannt, müßtest du mir dein Leben lassen."

Und Desiderius sprach: „Zieh' heim und melde deinem Kaiser: ‚so lang er Krone trägt, wird König Desiderius Ogier schirmen'." Und er entließ Ogier in seine Schlösser, starke Scharen zu rüsten.

Bertram kehrte mit der Antwort zurück. Da beschloß der gewaltige Karl den Krieg gegen Desiderius und Ogier.

Ostern war's, als von Genf aus das fränkische Heer aufbrach. Über den Mont Cenis zog Karl in das Alpental von Susa. Die Langobarden hatten hier die Klausen durch Verhau und Verhack gesperrt und besetzt. Adelchis, des Königs tapferer Sohn, schwang mit starken Armen

eine Eisenstange gegen die fränkischen Krieger und so oft er zuschlug, fiel einer zu Boden. Wann die Franken ausruhten, brach er hervor mit einer Schar und richtete ein arges Blutbad an unter des Kaisers Volk. So hielt er Karl schon tagelang auf: vergebens suchten die Franken, den Durchgang zu erzwingen. Da zeigte sich ein langobardischer Spielmann im fränkischen Lager und sang vor Karls Zelt: „Welcher Lohn wird dem, der Karl ins Land Italien führt, auf Wegen wo kein Speer entgegenstarrt, kein Schild zurückgestoßen wird, und kein Heermann Wunden empfängt?“

Karl rief den Spielmann zu sich und sprach: „Führe mich, und was du verlangst soll dein sein, — nach dem Siege.“ —

Das Heer brach auf als ging's zurück. Der Spielmann aber schritt voran: er ließ die bekannten Wege und führte den Kaiser um einen Felsenvorsprung über einen schmalen Bergsteig — „Weg der Franken“ heißt er seitdem im Volke — und nieder in die Ebene von Giaveno.

Hier sammelten sich die Massen zum Kampfe gegen Desiderius. Die Langobarden wähnten, Karl noch vor sich zu haben hinter den Klausen; Karl aber griff sie im Rücken an. Sobald Desiderius das hörte, riß er sein Roß herum und floh, seinem Heer voran, nach Pavia. Die Franken ergossen sich weithin in das Land und brachten es unter Karls Gewalt.

Da trat der Spielmann vor ihn und heischte den Lohn. „Fordere, was willst du?“ antwortete Karl.

„Auf den Berg dort will ich steigen und mein Horn blasen, und soweit man seinen Schall hört, sollst du mir Land und Leute zu eigen geben.“

„Es sei,“ sprach Karl. Der Spielmann neigte sich höflich, stieg auf den Berg und blies und stieg sogleich

wieder herab, schritt durch Dörfer und Felder und fragte jeden, den er begegnete: „Hast du mein Horn gehört?" Und sagte der ja, so gab ihm der Spielmann einen Backenstreich und sprach: „Du bist mein eigen." So verlieh Karl ihm alles Land, darin des Hornes Schall war gehört worden, und nach dem Spielmann besaßen es dessen Söhne. Die Einwohner des Landes nannte man „Transcornati", d. h. die „Zusammengeblasenen".

Seit Ogier den Kaiser auf der Heerfahrt wußte, wachte er Tag und Nacht vor Verrat; denn Bero, ein Alamanne, hatte ihn gewarnt vor der Langobarden Falschheit. Ogier traf mit seiner Schar in Pavia ein, als Desiderius dorthin geflohen kam. Kaiser Karl zog heran: Desiderius und der Däne stiegen auf einen Turm, von wo aus sie weithin die Ebene überschauen konnten. Als die Vorhut sich zeigte, fragte der König: „Reitet Karl in diesem Troß?"

„Noch nicht," antwortete Ogier. Darauf kam das Volksheer in breiten Massen, und Desiderius sprach: „Hier wird er siegesstolz unter seinem Volke reiten?"

„Noch nicht," antwortete Ogier. Nun kam des Königs Hofgesinde gezogen, das nimmermüde.

„Hier ist Karl," rief Desiderius erschrocken.

„Noch nicht und auch hier noch nicht," antwortete Ogier, und er zeigte auf einen Zug von Bischöfen, Äbten, Kaplänen und ihren Dienern. Da sprach Desiderius voll Grausen: „Laß uns hinab, es ist besser, wir verbergen uns vor dem Zorn eines so furchtbaren Mannes."

Aber Ogier erwiderte: „Wann du im Gefild ein Saatfeld von Speeren starren siehst, und auf dem Tessin eisenschwarze Wellen gegen die Stadt anschwellen, — dann

erwarte Karl.“ Bei den letzten Worten sahen sie's im Westen und Norden wie eine Wetterwolke, aber bald ging ein Glanz von ihr aus, heller wie der Tag: und sie erkannten Schilde, Speere und Helme unzähliger Vasallen, die mit ihren Scharen daherritten. Da sah man auch den eisernen Karl: auf dem gewaltigen Haupt den Eisenhelm, die Brust und breiten Schultern umspannt von der Eisenbrünne, Arme und Beine mit gleichen Schienen bedeckt, in der Linken den ragenden Eschenspeer, in der Rechten Joyeuse. Tencendur, sein graufarbener Hengst, schritt willig unter dem Druck seiner Schenkel.

„Das ist Herr Karl,“ sprach Ogier. Und des Kaisers Paladine, die vor und hinter ihm ritten, waren gleich ihm in Eisen gekleidet: so schien das Gefilde von Eisen überflutet.

„Wehe, das Eisen!“ rief das Landvolk und floh. Pavia aber tat dem Kaiser seine Tore noch nicht auf. Desiderius zog hinaus zur Schlacht. Wo er einen Mann stellte, da konnte Karl dreißig ins Feld stellen. Die Schlacht hub an: drei Tage lang stritten die Langobarden mannhaft, und Kaiser Karl sprengte zornig in den Feind geradewegs auf Desiderius; sein Speer stieß in des Langobarden Sattel: schon schwang er Joyeuse und wollte ihm das Haupt abschlagen. Ogier fing den Streich mit Curtaine auf und errettete den König.

Aber bald wurde Desiderius von Franken umringt, Ogier befreite ihn zum zweiten Male und schlug so gewaltig drein, daß die Franken von dem König weichen mußten. Der sah, wie seine Langobarden fielen vor Karls Übergewalt: er floh mit seinem Volk nach Pavia und ließ den Dänen im Feld.

Da traf ihn Bero, der eine frische Schar ins Treffen führte. „Wend' um, König,“ rief er, „denk' an Mailand,

denk' an dein Wort, hilf dem Dänen." Aber Desiderius jagte davon, Herzog Bero zog aufs Schlachtfeld.

Ogier begrüßte ihn freudig und rief: „Nun sollen erst die Franken den Dänen spüren." Er schlug Richard von Normandie eine schwere Wunde und traf den Erzbischof von Reims, daß er's nicht vergaß.

Da rief Karl grimm: „Montjoie, ihr Herren, schlagt zu, nun gewinnt mir den Sieg oder fallet im Kampf."

„Montjoie Karl!" schallte es übers Schlachtfeld und sie schlugen zu mit den Schwertern, schossen Speere wie Hagel so dicht, daß Herzog Beros Volk fliehen mußte, nur Ogier hielt noch stand. Beros Bruder lag von einem flandrischen Grafen durchspeert am Boden, Ogier spaltete dem Flanderer Haupt und Rumpf mit einem Hieb. Gerhard von Viane rannte mit dem Dänen zusammen und warf ihn von Braieforts Rücken aufs Feld, aber sofort sprang der Däne empor und auf ein andres Roß. Die Franken jagten hinter dem edlen Hengst her, ihn zu fangen. Braiefort wehrte sich mit seinen Hufen, schlug manchen Mann nieder und manchen wund und lief geradewegs seinem Herrn nach.

Herzog Bero stand klagend über seines Bruders Leiche: Naimes starker Sohn, Bertram, schoß seinen Speer und durchbohrte ihm das Herz: neben seinen Bruder sank er hin.

Braiefort hatte seinen Herrn gefunden und als Ogier sich in den Sattel schwang, kam ein Schildknecht Beros gelaufen und brachte dem Dänen die Todesmeldung. Der schwur blutige Rache: und da fielen vor seinem Schwerte Balduin von Anjou, Herzog Rainer und Graf Lambert. In der Ferne sah er Bertram: sogleich ritt er ihn an und spaltete ihm das Haupt mit einem Hieb.

Herzog Naimes sprach, als er ihn fallen sah: „Sohn Bertram, ich räche dich, koste es mein Leben."

Kaiser Karl sandte seine tapfersten Vasallen aus, Ogier zu bezwingen: der schlug sie alle ab; seine Mannen lagen auf dem Feld oder waren geflohen, sein Schild war ganz zerhackt, seine Brünne geborsten, aus sieben Stichen floß das Blut an ihm nieder; da jagte er vor seinen Verfolgern nach Pavia und heischte Einlaß. Aber Desiderius hielt die Tore geschlossen.

„Nun lasset Desiderius, wo er ist, Paladine," rief Karl, „und fangt mir Ogier."

Der sah, daß er fliehen mußte, und jagte in den nächsten Wald, um sich und seinem Hengst ein wenig Ruhe zu schaffen. Bald wurde er von den Verfolgern entdeckt und umringt: den einen, Harinwald, erschlug er mit dem ersten Hieb, und rasch sprang er auf Braiefort und stieß ihn mit dem Sporn, daß er wie ein Hirsch davonflog dem Gebirge zu. Zwei friedliche Pilger, Amis und Amile, Freunde Karls, kamen ihm in den Weg: er erschlug sie in bösem Zorn und hinter ihm her jagten die fränkischen Herren. Zuweilen schaute Ogier um, und war einer ihm nahe gekommen, so wandte er Braiefort und schlug den Verfolger wund oder tot.

Und Braiefort rannte bis nach Castelfort.

Beros junger Sohn lag mit einigen Getreuen Ogiers in Castelfort. Als er seinen Freund vor dem Tor erkannte, tat er es auf und ließ den Bluttriefenden ein.

Bald langten vor der Burg fränkische Scharen an und umstellten sie von allen Seiten. Im letzten Zug ritt Kaiser Karl: „Bei meinem Zorn," sprach er, und sein

weißer Bart wallte im Wind: „hier lieg' ich, bis ich Ogier habe, lebend oder tot."

Er ließ einen Sturmwagen bauen, in welchem eine Schar Gewaffneter stehen konnte, und die schossen Feuerkugeln in die Burg: die hölzernen Häuser darin fingen Feuer und brannten nieder: Ogier und die Besatzung gingen stets in Eisenkleidern und gruben sich Erdhöhlen gegen das Feuer.

Während die Franken vergebens den steinernen Bergfried mit Schleudern und Sturmböcken berannten, brach Ogier auf der andern Burgseite hinaus und griff die Belagerer an, zerstörte mit Feuer und Axt den großen Sturmwagen und kehrte ins Schloß zurück. Von seinen Tapfern fiel einer nach dem andern in Verteidigung oder Angriff, auch Beros junger Sohn ritt, auf einem Ausfall verwundet, blutend ins Schloß zurück und starb in Ogiers Armen.

Die Speisen waren zusammengeschmolzen, der Hunger schlich in Hof und Halle. Einmal, sorgenschwer, Curtaine im Arm, legte sich Ogier nieder und entschlief. Archimbald, sein erster Schildknecht, sprach: „Wir wollen den Dänen Karl ausliefern."

Er ritt zum Kaiser, der seinen Vorschlag annahm. Und Graf Hadurich mit handfesten Männern folgte Archimbald zurück nach Castelfort.

Ogier erwachte aus schwerem Traum und sah seine Knechte unfroh und schweigend sitzen; er sprach: „wer von euch fort will, der nehme Roß und Habe und reite wohin's ihm gefällt."

Sie wollten bleiben, antworteten sie. Es dunkelte, er ließ eine Fackel entzünden und schlief wieder ein. Er träumte, sein Leben sei in Gefahr, er fuhr vom Schlummer

auf, sah keinen seiner Knechte, schwang die Fackel umher: da gewahrte er einen.

„Wo sind die andern und was ist los? Antworte, oder ich durchsteche dich mit Curtaine.“

„Teurer Herr,“ flüsterte der Knecht, „Archimbald hat dich dem Kaiser verraten: die Franken sollen dich hier fangen, deine andern Knechte satteln die Hengste und packen ihre Habe zusammen.“

Da ging Ogier hin, erschlug die Meineidigen bei ihren Rossen und schob den Riegel vor das Burgtor, gerade als Archimbald und Hadurich davor anlangten. Sie pochten, wie sie verabredet. Ogier fragte mit verstellter Stimme: „Wer pocht?“

„Ich, Archimbald, was ist's mit Ogier?“

„Er schläft, wir stahlen ihm Curtaine, kommt nur herein.“

Ogier schob den Riegel zurück: als Archimbald eintrat und die Mauertreppe herunterstieg, schlug ihm Ogier das treulose Haupt ab.

Hadurich lief mit den Häschern davon; aber rasch stieg Ogier auf sein Roß, jagte nach und nicht einer von ihnen blieb am Leben. Den treuen Knecht entließ er: „Habe Dank für deine Treue,“ sprach er, „reite hinweg und rette dich.“

Nun stopfte er die Rüstungen der meineidigen Knechte aus, setzte sie auf die Mauern, gab ihnen Waffen in die Hände und band Seile daran, daß sie die Glieder bewegten, so oft er daran zog, und Lebenden glichen. Die Franken wähnten, er habe heimlich Zuzug bekommen. Carlot sprengte gegen die Burg, schoß Speere auf die Wehrmannen und staunte, daß kein Schuß sie niederwarf. Karl hielt darum Rat: vor seinem Zelt saßen die Berater. Da kam Ogier plötzlich unter sie gesprengt mit

eingelegtem Speer und zielte auf Carlot; rasch warf sich der auf eine Bank, der Stoß ging über ihn weg und durchspeerte des Kaisers Mundschenk. Der Tisch, an dem sie gesessen, mit Brot und Wein darauf, stürzte um. Wie er gekommen, stob Ogier davon. Die von den Franken zuerst sich faßten, sprangen auf ihre Rosse und jagten ihm nach: doch ehe sie dem Dänen nur nahe kamen, flog Braiefort über die Schloßbrücke und das Burgtor fiel den Herren vor der Nase zu. Ogier saß nun ganz allein in der Halle von Castelfort: aus goldner Schüssel aß er das letzte Stück trocknen Brotes, dazu etwas Pferdefleisch. Seinem Hengst schüttete er den letzten Hafer vor. Er stieg, als es dunkelte, auf die Mauern, schob an seinen Strohmännern in Eisenkleidern herum und überdachte, was er beginnen sollte. Zwei Späher hatten ihn dabei beobachtet und merkten die List, sie hinterbrachten alles Carlot.

„Barone, bringt mir meine Waffen, ich will mit dem Herzog aus Dänenland reden," sprach der und ritt frühmorgens vor Castelfort, die Eisenspitze des Speeres nach unten gekehrt, und rief hinauf: „Ogier, laß' dich versöhnen! Jeden Morgen und jeden Abend hab' ich meine Untat beweint: ich will dir den Mord Balduins sühnen: komm' zurück an meines Vaters Hof."

Ogier antwortete von der Zinne herab: „Ich hasse dich und hab's geschworen, Carlot: mit deinem Haupt mußt du den Mord sühnen."

„Ist denn dein Sinn gar nicht zu wenden, dann fahr' wohl," sprach Carlot und wandte sein Roß.

„Reite unbesorgt zurück," antwortete Ogier, „jetzt nehm' ich nicht Rache an dir."

In der Nacht aber ritt Ogier ans fränkische Lager und schlich in Carlots Zelt: bei dem unruhigen Schein

einer Fackel sah er das königliche Lager und stieß mit dem Speer hinein, in dem Wahn, Carlot durchbohrt zu haben. Der hatte sich aber am Boden auf Stroh gebettet, jedem Überfall zu entgehen. Krachend war das Speerholz gebrochen, die Wachen griffen nach Schwert und Speer, aber der Däne entkam im Dunkel der Nacht.

Am nächsten Morgen ritt Kaiser Karl seinen Scharmannen weit voraus gegen Castelfort. Ogier erkannte ihn, er schob den Torriegel zurück, rannte auf Braiefort den Kaiser mit eingelegtem Speer an und warf ihn ins Feld; schon schwang er Curtaine über Karls Haupt, da war Naimes mit seiner Mannschaft zur Stelle und fing den Hieb mit seinem Schild auf. Ogier wandte zur Flucht: weg von Castelfort. Die Franken jagten hinter ihm drein.

Braiefort lief an den reißenden Rhone hin, sprang hinein, schwamm durch und rannte auf der andern Seite am Ufer entlang. Keines der fränkischen Rosse wollte in die schäumende Flut. Eine Strecke abwärts mit dem Stromlauf fanden die Barone eine Brücke, ritten hinüber und verfolgten wieder Ogier. Da lenkte der Braiefort quer übers Feld, stieß ihn mit dem Sporn, und der Hengst schoß dahin, Funken schlagend, mit schnaubenden Nüstern. Bald waren Roß und Reiter verschwunden, und die Franken ritten zurück!

Ogier kam nach langem Ritt an einen Seehafen und fuhr über See gen Rom.

Kaiser Karl aber versammelte seine Barone und sprach: „Ogier hat manchen Freund unter euch, ihr Herren: wer ihn heimlich unterstützt, dem tu' ich, was einem Verräter gebührt. Der Däne sei friedlos unter der Sonne, wer ihm begegnet soll ihn erschlagen oder fangen."

Er ritt hinein durchs Tor von Castelfort, das niemand mehr bewachte. Er bewunderte des Dänen Kriegslist und Ausdauer und klagte laut: „Weh' um solchen Helden, daß er ins Elend oder in den Tod muß." — Darauf sammelte er sein Kriegsvolk und kehrte nach Pavia zurück, Desiderius zu bezwingen.

Der Langobardenkönig hielt sich mit Sohn und Tochter in Pavia eingeschlossen. Karl lag davor und bestürmte die festen Mauern vergeblich. Da schoß des Desiderius Tochter einst einen Pfeil mit einem darangebundenen Brief über den Tessin. Der Brief war an Karl gerichtet: darin stand geschrieben: „Großer Karl, nimm mich zum Ehegemahl, dann überliefere ich dir die Stadt und meines Vaters Schatz."

Karl sandte ihr eine Antwort, welche die Königstochter nach ihrem Wunsche deutete. Da nahm sie, als Desiderius schlief, die Schlüssel der Tore und gab den Franken Nachricht: „Haltet euch bereit, heute Nacht." Und wie Karl einritt in die Stadt, sprang ihm die Jungfrau entgegen: aber im Gedräng geriet sie unter die Hufe der fränkischen Rosse und wurde zerstampft. Adelchis erwachte von dem Wiehern der Hengste, sprang auf, schwang sein Schwert und erschlug viele Franken. Doch Desiderius befahl ihm, abzulassen, er wolle sich Karl ergeben. Da floh Adelchis aus Pavia hinweg. Kaiser Karl nahm die Stadt ein und ließ sich von den Langobarden den Eid der Treue leisten. Desiderius schickte er gefangen ins Frankenreich.

Adelchis kehrte aber heimlich nach Pavia und in den königlichen Palast zurück, um zu spähen. Zu Schiff kam er, in geringem Gewand, und wurde von niemand erkannt, außer von einem alten, ihm getreuen Knecht, der

nun im Palast Speisen auf des Kaisers Tisch tragen mußte.

„Ich werde dich verleugnen, so lang ich's kann," sprach der.

Adelchis war jung, kühn und mutig; er sprach zu dem Vertrauten: „Ich vermag nichts gegen den übermächtigen Karl; doch will ich einmal an seiner Tafel gasten. Laß mich am untersten Ende des Tisches sitzen und sorge, daß alle Knochen vor mich gelegt werden." Als es zum Essen ging, tat der Knecht wie ihm Adelchis geboten hatte. Der zerbrach die Knochen, aß das Mark heraus und warf sie dann unter den Tisch: da gab's einen tüchtigen Haufen. Vor allen andern stand er auf und ging hinaus. Karl hob die Tafel auf, sah die Knochen und fragte: „Wer hat soviel Knochen zerbrochen?"

Niemand wußte es. Einer antwortete: „Hier saß ein mächtiger Recke, der zerbrach sie wie Hanfstengel."

Karl rief den alten Knecht herbei und fragte: „Wer war der Mann, der hier an meinem Tische saß?"

„Herr, ich weiß es nicht," antwortete der Getreue; als aber der Kaiser rief: „Bei meinem Zorn, du weißt es," erschrak er und schwieg, und Karl fuhr fort: „Adelchis war's: wo ist er hinausgegangen?"

Da rief ein andrer: „Er kam zu Schiff, so wird er wohl auch zu Schiff wieder gehen."

Und ein dritter fragte: „Soll ich ihm nacheilen und ihn erschlagen?"

„Wie wolltest du das können?" antwortete Karl.

„Gib mir deine goldenen Armspangen, Herr, damit will ich ihn berücken."

Der Kaiser gab sie ihm, und der Franke eilte davon.

Adelchis fuhr schon im Schiff auf dem Tessin dahin, als der Franke vom Ufer aus rief: „Komm' ans Land,

Karl schickt dir als Friedenszeichen seine goldenen Armspangen."

Adelchis steuerte dem Ufer zu, der Franke bot ihm die Ringe auf der Speeresspitze dar. Da hielt Adelchis seinen Nachen an, bevor er ans Land stieß, streckte seinen Speer hin und rief: „Was du mir mit dem Speer reichst, will ich mit dem Speer empfangen. Sendet mir Herr Karl eine Gabe, will ich ihm auch nicht nachstehen, bring' ihm dafür meine Armspangen."

Er nahm die goldenen des Kaisers und reichte mit dem Speer seine eignen zurück und fuhr den Strom hinab. Der Franke brachte sie Herrn Karl. Wie der sie anlegte, fielen sie ihm bis auf die Schultern. Adelchis wollte sich dem Kaiser nicht unterwerfen und entfloh über See. Karl kehrte zurück nach Francien.

Ogier war in Welschland Tage und Nächte hindurch geritten, da fingen seine Waffen an, ihn zu drücken, und als er auf eine stille Waldwiese kam, die ein klarer Bach durchrieselte, stieg er ab, legte Brünne und Waffen von sich, schnallte Braiefort den Sattel ab und ließ ihn weiden, während er sich am Ufer hinstreckte und schlief.

Nun war Erzbischof Turpin gerade auf der Heimreise von Rom, wohin ihn Karl entsendet hatte mit Briefen für den Papst. Der Bischof ritt in kleinem Geleit von Mönchen und Wehrmännern des Weges. Einer der Knechte wollte sein Roß tränken und fand den schlafenden Herzog; eilig meldete er's Turpin: „Brünne und Helm hangen am Strauch, Schwert und Schild liegen im Grase." Turpin betrübte sich: er wäre dem Herzog gern aus dem Wege gegangen, aber er fürchtete Karls Zorn. Während die

einen Knechte Ogiers Waffen fortnahmen, suchten und fingen die andern Braiefort. Der Hengst wieherte hell: Ogier erwachte, griff nach Curtaine und fand das Schwert nicht an seiner Seite. Ein Mönch wollte Hand an ihn legen, der Däne sprang auf und erschlug ihn mit der geballten Faust. Dann riß er von des Gefallenen Gaul den Sattel herunter und verteidigte sich damit. Die ersten Angreifer fielen wund ins Gras, die andern wichen zurück. Er schwang sich auf des Mönches Roß und wollte davon. Aber die Knechte warfen dem Gaul Speere zwischen die Beine, daß er stolperte und stürzte, und Ogier mit ihm.

Rasch fielen alle Knechte und Mönche über den Wehrlosen her und banden ihn. Sie setzten ihn auf ein Roß; unfreudig hatte Turpin zugeschaut, nun ritt er an Ogiers Seite und führte ihn nach Reims in sein bischöfliches Haus.

Bald erfuhr Kaiser Karl des Erzbischofs Gastlichkeit; er befahl ihm, den Dänen nach Paris zu bringen, „daß er den Schwerttod sterbe, sein Leib aber am Galgen hänge auf dem Falkenberge, wilden Vögeln zum Fraß“.

Der Bischof band Almace an seine Hüfte, stieg auf seinen Hengst, ritt nach Paris und trat vor Karl, der unter seinen Paladinen saß: „Gott segne dich, großer Karl,“ begann er, „ich bitte dich um Gnade für Ogier; blick' um dich,“ — er deutete auf die Paladine — „diese alle, und Carlot selber bitten mit mir: bedenke, wie oft er dein Leben schirmte und wie er Brunamont, das heidnische Ungeheuer, erschlug. Stirbt Ogier, dann werden Saracenen und Heiden in dein Land einbrechen und Gottes Altäre umstürzen! Ogier stammt von Nordleuten, die kaum absagten der Blutrache: wer mag sich da wundern, daß der Vater den Sohn rächen wollte? Ich sage

Der Däne hielt Carlots Locken mit der Linken gefaßt, stieß die Barone zurück und holte aus zum Todesschlag: da erschien ein Engel in der Luft schwebend über der Schwertspitze. (Seite 357)

dir, Kaiser Karl: laß von deinem Zorn und gewähre Gnade."

Schweigend blickte Karl auf den Bischof; der begann aufs neue: „Willst du ihn nicht freigeben, so laß ihn mir: in meinem festen Haus mag er dann seine Sünden bereuen. Willst du aber auch das nicht, dann lebe wohl, Herr Karl, entlaß mich aus deinem Dienst."

Als der Bischof zu Ende war, riefen die Paladine: „Turpin hat recht, du sollst ihn nicht töten."

Herzog Naimes sprach: „Ogier erschlug mir Bertram, meinen Sohn: ich will's vergessen; einen Helden wie Ogier straft man nicht mit dem Tode: du sollst ihm Gnade gewähren."

Milde sprach da der Kaiser zu Turpin: „Erzbischof, behalte deinen Gefangenen zu Buße und Besserung, bei schmaler Kost, hörst du! Und hüte ihn mir gut hinter Eisenstäben und Stein," und mit der Rechten winkte er ihm, zu gehen.

Freudig eilte Turpin nach Reims zurück: er ließ einen geräumigen, festen Turm neben seinem Hause bauen, mit Söller und behaglichem Schmuck und führte Ogier hinein: „Lieber Freund," sprach er, „du mußt nun mein Gefangener bleiben, bei schmaler Kost: ein viertel Brot, eine Schale Wein, ein Stücklein Fleisch im Tag, und also gefangen fürs ganze Leben." Ogier erbleichte, seine Augen verloren den Glanz: „Ein rascher Tod wäre besseres Los als der Hungertod," sprach er.

Turpin erwiderte: „Dabei müßtest du freilich verhungern: ich lasse aber Brot und Schale so groß sein, daß du mehr als genug daran haben wirst."

Seitdem lag Ogier im Turm. Der kluge Bischof verpflegte ihn gut, er holte ihn auch oft in sein Haus zum Schachspiel oder sonstiger Kurzweil mit Spielleuten und

zarten Frauen; doch wachte er darüber, daß unberufener Mund Herrn Karl davon nichts verraten konnte. Nach ein paar Jahren verlangten die fränkischen Barone des Dänen Freilassung: „Er hat genug gebüßt, gefastet und gedürstet,“ sprachen sie; aber Karl antwortete: „Nein.“ Seitdem vergaß man seiner und fing an, ihn tot zu sagen im Reich und bis zu den Heiden hin.

Da sprachen die Heiden: „Ogier starb, nun kam die Zeit uns an Karl zu rächen.“ Auf vielen Schiffen schwammen sie daher und drangen durch Flandria und Hennegau bis unter die Mauer von Laon vor. Dort fanden ihre Boten Kaiser Karl in seinem Palast und sprachen: „Auf, großer Karl, sende zehn deiner Kämpen vor die Stadt; denn Bruher, unser Herr, wartet ihrer. Bezwingen sie ihn, so ziehen wir ab, bezwingt aber Bruher deine Recken, dann mußt du sterben.“

„Hinaus mit euch aus meiner Pfalz und aus meinem Land!“ rief Karl und ballte drohend die Faust.

In Laon waren nur einzelne der Paladine und ohne ihre Kriegsscharen versammelt, die andern saßen auf ihren Lehen oder verteidigten eine Grenzmark. So ritt Kaiser Karl mit einem kleinen Zug Bewaffneter hinaus, die Heiden zu vertreiben. Die griffen das Häuflein der Franken sogleich an. Kaiser Karl stürmte den Seinen voran in den Streit und zwang die heidnischen Landbrenner, als die Nacht einbrach, von den Mauern der Stadt zurückzuweichen. Aber Bruher ritt auf seinem fahlen Roß vor die Franken, schüttelte seinen Speer und rief: „Ich fürchte euch alle nicht: nur Ogier könnte mich bezwingen, und den hat Karl in den Tod geschickt. Morgen beginnen wir das Spiel von neuem.“

Schweigend saßen in der Pfalz des Kaisers Räte, als Naimes begann: „Ihr Herren, heut' dünkt mir's gut, Karl erfahre, daß Ogier lebt."

„Er lebt?" fragten die, welche das Geheimnis nicht kannten. Da trat Karl selber ein und Herzog Naimes sprach: „Herr Karl, ich will von dem reden, dessen Namen vor dir zu nennen du uns Paladinen bei Lebensstrafe verboten hast: er würde jetzt, da Roland fern ist, Bruher im Zweikampf besiegen und das Land bliebe verschont."

Der Kaiser blickte finster und schritt hinaus. Nun hatte aber Naimes, bevor er in den Rat ging, allen Knechten befohlen, wann sie des Kaisers ansichtig würden, laut zu rufen: „Weh', daß Ogier im Turm zu Reims liegt."

Als Karl durch die Pfalz schritt, blieb er horchend stehen und seufzte: „Ja, wenn er noch lebte!" Und wie er so klagte, trat Naimes zu ihm und sprach: „Teurer Herr, er lebt: willst du ihm verzeihen?"

„Ich will's, aber wie könnte der starke Held noch leben! Im dunklen Turm, bei karger Kost, die langen Jahre und Monde hindurch?" antwortete Karl.

„Der Erzbischof hat ihn gut gepflegt: bange nicht, geliebter Herr, Ogier lebt."

Da sandte der Kaiser sogleich Herzog Naimes mit zweihundert Speerreitern nach Reims: „Will Ogier Carlot verzeihen und gegen Bruher streiten, so ist er frei und mein Herzog wie zuvor; das melde ihm."

In Reims antwortete Ogier: „Gegen Bruher will ich gerne streiten, aber Carlot kann ich nicht vergeben." Dennoch befreite ihn Naimes.

„Erzbischof," sprach Ogier, „bring' mir meine Waffen her." „Deine Waffen sind bereit: doch wo Braiefort hinkam, weiß ich nicht, ich gebe dir einen andern Hengst,"

antwortete Turpin. Aber keiner war stark genug für den gewaltigen Dänen. „Ohne ein Roß kann ich nicht kämpfen,“ rief er unmutig. Da sprach zaghaft ein dabei stehender Mönch: „Wir haben Braiefort in unserm Kloster: er zieht Steine zum Kirchenbau.“

„Ihr unvernünftigen Pfaffen!“ schalt Ogier zornig, „solchen Hengst gibt man nicht Kirchenknechten: wartet, ich reiße euch noch ebensoviele Steine aus eurem Bau als Braiefort hingeschleppt hat. Fort mit dir und schaff' den Hengst her.“

Braiefort kam, er war mager und schlecht gepflegt, Ogier erkannte ihn nicht, aber das Roß erkannte seinen Herrn und sprang hell wiehernd auf ihn zu. Ogier striegelte ihn und schüttete ihm Hafer vor, daß er sich rasch erholte. Bald ritt er auf seinem Rücken in Laon ein und vor Karls Palast und rief: „Herr Karl, erst will ich meine Rache an Carlot vollziehen, dann deinen Feind erschlagen.“

Der Kaiser bot ihm zur Sühne alles, was er wolle, nur nicht Carlots Leben. Aber Ogier blieb in seinem Haß und bei seiner Rache. Da faßte Karl seines Sohnes Hand und führte ihn zu dem Dänen: „Hier nimm meinen Sohn, tu' mit ihm, was Gott zulassen wird, und errette mein Volk vor den Heiden.“

Carlot beugte sein Knie und sprach: „Verzeihe! Und schenke mir mein Leben.“

Aber Ogier zog Curtaine. Karl sah's: er verhüllte sein Haupt und schritt zur Kapelle; auf der Schwelle sank er besinnungslos nieder. Naimes und die umstehenden Barone hielten Ogiers Schwertarm fest, mit Bitten ihn drängend. Karl hatte sich erhoben, er wandte sich um und rief betränten Auges: „Ogier, schone meines Kindes!“ Der Däne hielt Carlots Locken mit der Linken gefaßt, stieß

die Barone zurück und holte aus zum Todesschlag: da erschien ein Engel in der Luft schwebend über der Schwertspitze und rief: „Schlage nicht! Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr! Steig' auf deinen Hengst und erschlage den Heiden."

Und glänzend und leuchtend fuhr der Engel gen Himmel auf: alle sahen Gottes Wunder. Ogier ließ die Locken fahren, sank ins Knie und sprach: „Geh' in Frieden hin, Carlot: ich diene Herrn Karl, wie ich zuvor getan."

Kaiser Karl schritt auf den Herzog zu, dankte und umarmte ihn und sprach: „Bis an meinen Tod bleib' ich dein treuer Freund." Er half selber dem Dänen die Brünne umschnallen, den Helm aufbinden und Braiefort besteigen. Ogier ritt freudig hinaus zum Zweikampf mit Bruher. Das Getöse ihrer Waffen schallte weithin: Bruher durchhieb mit wuchtigem Schlag Braieforts stolzen Bug. Tot stürzte der gute Hengst zu Boden. Ogier sprang vom Boden auf, Bruher sprang vom Sattel ab: er griff dem Dänen an den Hals und sie rangen miteinander, bis es Ogier gelang, die Rechte freizumachen: da schlug er dem Heiden das Haupt ab.

Er schwang sich auf des Erschlagenen starkes Roß und stürmte, gefolgt von den Baronen und Bewaffneten, gegen die überraschten Heiden, die eilends davon und auf ihren Schiffen über See flohen.

---

8. Ferabras.

Einst, als Balan, Admiral von Babylon, Hof hielt zu Agremore in Spanien, ritt er, — zwischen März und Mai war's, — jagend im Walde, nahe der See und sah ein Schiff der Küste zuschwimmen. Er sandte einen Diener seines reichen Gefolges an den Strand, zu forschen nach dem Woher und Wohin der Segler. Der Schiffsmeister kam und gab dem Sultan Antwort: „Wir segelten von Babylon ab mit reicher Fracht an Perlen, Edelsteinen, Seide, Öl und Spezereien für dich zum Geschenk. Widriger Wind warf uns bei Rom ans Land: da haben die Römer unser Schiff ausgeraubt und viel Segelvolk erschlagen. Darum Herr! räche uns an den Römern!"

„Bei Mohammed, die Schmach will ich rächen," sprach Balan: „Auf, Ferabras, mein Sohn, Floripas, meine Tochter, auf: rufet Fortinbras und Oliborn, meine Räte. Du, Epiard, sei mein Bote: fliege durch Afrika und Asia, rufe auf alle meine Emire und Scheichs, daß sie mit ihren Scharen hierher eilen nach Agremore."

Als dann auf vielen Schiffen der Saracenen und Heiden Kriegsvolk versammelt war, bestiegen der Admiral und seine Kinder die königliche Dromone. Zwei Götterbilder mit Keulen in den Händen standen vorn am Bug, die Christen zu schrecken. Die Segel waren von rotem Zindal und bunte Tier- und Dämonenbilder darein gewirkt. Da schwur der Admiral vor allem Volk: „Rom werd' ich zerstören und Karl vernichten."

Über die Wellen flossen rauschend die Kiele und liefen ungehindert in den Hafen bei Rom ein. Dort versammelte der Papst seine Räte: „Rufe Karl zu Hilfe," sprach der erste.

Aber Herzog Savarich antwortete: „Ehe wir selbst unsre Waffen erprobten? Das wäre Feigheit. Gebt mir den Heerbefehl: ich breche der Heiden Speere und Schilde."

Sein stolzer Mut gefiel den andern. Am nächsten Morgen führte Savarich das Römerheer vor die Stadt gegen des Admirals Lager. Ferabras nahm seinen glänzenden Schild auf und rückte mit einer Schar entgegen; der Kampf war wild: die Römer hielten das Feld, aber vorsichtig zogen sie am Abend zurück hinter die schützenden Mauern ihrer Stadt.

Lukafer, König von Baldas, hatte an diesem Tag einen Streifzug ins Land unternommen und brachte Balan viele schönwangige Mägdlein gefangen mit. Der Heide ließ sie in seinem Zorn alle töten. Da sprach Lukafer: „Herr, gib mir Floripas zum Weibe, dann bring' ich dir gebunden Karl und seine zwölf vornehmsten Vasallen."

Balan antwortete: „Nimm sie, die du so teuer gewinnen willst."

Aber Floripas rief: „Nicht so eilig, Vater, erst bringe Lukafer Karl und die Paladine daher, — dann will ich mich ihm verloben."

Am nächsten Tag zog der gegen die Stadt: Mavon, sein Werkmeister, ließ die tiefen Gräben mit Reisern ausfüllen, und nun stürmte sein Heer an allen Enden zugleich. Die Römerinnen trugen fleißig den auf den Wällen stehenden Kriegern Steine zu: gut gezielt warfen die sie auf das Heidenvolk: all sein Stürmen half nichts: es mußte abziehen. Balan wurde schwarz, grün und bleich vor Zorn. Lukafer ersann eine List: er ließ sich ein Banner fertigen, das dem des Savarich ganz gleich war, und am nächsten Tage, während der Römer wacker im Felde stritt, zog Lukafer mit seinem Banner an den Haupt-

turm der Stadt. Die Römer hielten ihn für Savarich und öffneten, Lukafer erschlug die Besatzung und nahm den Turm. Savarich hatte den Betrug gemerkt und eilte nach, den Wachen im Turm zu helfen: doch er kam zu spät: er fand das Tor geschlossen und schon von Saracenen besetzt. Der Riese Estragot, ein dunkelhäutiger Äthiope, schwang seine Keule auf des Römers Haupt: tot fiel Savarich nieder.

Da zögerten Papst und Räte nicht länger: sie schrieben in Eile an Karl und übergaben den Brief drei Boten. Um Mitternacht schlichen die zu einem heimlichen Pförtlein hinaus und durch der Feinde Zelte.

Nahe der Stadt stand ein gewaltiges Bollwerk, die Hauptburg der Römer. Die Saracenen schafften ihre Antwerke herbei, schleuderten gewaltige Steine dagegen und zerstörten es. Siegesstolz ritt Balan nun an die Stadtmauer und forderte zur Übergabe auf. Als Antwort schoß ein Römer seinen Wurfspeer mitten auf des Admirals Brust: doch dessen Brünne war zauberfest. Balan geriet in wilde Wut: „Auf, Sohn Ferabras," schrie er, „zu Mohammeds Ehre verbrenne Rom und alles, was darin lebt."

Mavon beschoß die Stadt mit Stein- und Feuerschleudern. Estragot, der Ungeheure, zertrümmerte mit seiner Eisenkeule die Tore und erbrach sie: keck trat er in eines hinein, aber rasch ließen die Torwachen das eiserne Fallgitter niederfahren: das schlug den Riesen zu Boden. Da lag er sterbend und schrie wie ein übler Dämon.

Die Stadt widerstand allem Stürmen, die Saracenen zogen zurück in ihre Zelte. Estragots Leichnam ließen sie liegen, seine Seele flog zu Mohammed.

Inzwischen hatten des Papstes Boten Karl erreicht: er entsandte sofort Guy von Burgund mit einer Schar,

er selbst folgte mit dem Hauptheer in langsameren Tagesmärschen.

In Rom aber öffnete ein Verräter den Ungläubigen das Tibertor: doch als er neben Ferabras und dessen Kriegern einritt, ließ ihm Ferabras den Kopf abschlagen und diesen, auf einen Speer gesteckt, durch die Straßen tragen. „Verrat,“ schrie das Volk und floh in Verstecke. Die römischen Krieger kämpften verzweifelt: die Straßen lagen voller Toten. Ferabras ging in Sankt Peter, nahm die Heiligtümer und raubte Gold und Schätze; und als er genug hatte, zündete er die Stadt an. Dann eilten die Saracenen auf ihre Schiffe und segelten nach Agremore. Drei Monate und drei Tage feierten sie ihren Göttern Feste: sie tranken Opferblut, Milch und Honig und aßen Schlangen, in Öl geröstet.

Guy fand Rom in Flammen stehend und sah die Feinde noch abziehen. Er wartete auf Karl. Der zog ohne Rast heran. Als ihm die Untaten berichtet waren, beschloß er Balan sofort zu züchtigen.

Er ging mit seinem Heer über See, und dreißig Meilen von Agremore stiegen sie ans Land. Roland und Oliver hatten die Vorhut. Balan zog mit seinem Volk entgegen, griff die beiden Grafen an, die der Übergewalt zu erliegen drohten. Da traf Kaiser Karl mit den alten Paladinen ein. Ferabras bedrängte Oliver mit Wurfspeer und Keulenschlag: aber Karl hatte es gesehen, er stieß seinen Hengst mit dem Sporn, sprengte an des Grafen Seite, schlug einen gewaltigen Hieb auf des Saracenen Helm und entsetzte seinen blutenden Grafen. Dreißig Saracenen fielen da von Karls Schwert Joyeuse: Roland zerspaltete so vieler Heiden Helme und Schilde, als ihm begegneten. So taten alle Paladine und als der Abend sank, flohen die Heiden vom Schlachtfeld: grimmig schwur

Ferabras, nicht eher zu ruh'n bis er Roland und Oliver besiegt und Karls Krone gewonnen hätte.

Die Christen zogen in ihr Lager, Karl dankte Gott für den Sieg und lobte die alten Paladine, deren Tapferkeit die Schlacht gewonnen hatte.

„Ihr jungen Kämpen," sprach er, „nehmt euch ein Beispiel an den Alten: wie sie sollt ihr im Kampfe stehen, Ehren und Sieg gewinnen."

Balan wählte die beste Schar und entsandte seinen Sohn von neuem gegen Karl. Als Ferabras das Frankenlager erblickte, schied er zehn von seinem Heer aus, ritt mit ihnen vor des Kaisers Zelt und hub an: „Ich grüße dich, großer Karl: bist du so stolz, als ich dich rühmen hörte, dann gewähre meine Bitte: sende Roland, Oliver, Naimes, Ogier, Guy und Richard, alle sechs gegen mich einen zum Kampf: wer unterliegt, folgt dem Sieger als Untertan."

Der Kaiser strich seinen weißen Bart und antwortete: „Gedulde dich ein wenig, Geselle, ich schicke dir einen Kämpen, an dem du genug haben wirst." Dann fragte er Richard von Normannenland: „Herzog, kennst du diesen großen Schreier?"

„Ja, Herr, es ist Ferabras, König von Alexandrien."

Karl ließ Roland rufen und sprach: „Trauter Neffe, nimm deine Waffen und bezwinge mir diesen Ungläubigen."

Trotzig entgegnete Roland: „Mit Verlaub, Herr Kaiser, wählt einen andern: die Alten, die Ihr so sehr gerühmt, die mögen heut' ihre Kraft erweisen."

Oliver lag inzwischen auf seinem Lager, seine Wunden heilend, da hörte er von dem Zank, er waffnete sich, eilte vor den Kaiser und sprach: „Herr Karl, lang habe ich dir

treuen Dienst getan, zum Lohn dafür fordere ich heut', daß du mich diesen Ungläubigen bezwingen lässest."

Karl antwortete: „Du bist siech, geh', pflege deine Wunden."

„Nein, Herr, ich bin schon heil und du sollst meine Bitte erfüllen."

„Sie ist eines Toren," rief der Kaiser, „doch reite und Gott möge dich schützen." Und er reichte ihm seinen Handschuh als Wahrzeichen, daß dieser Held des Kaisers Kämpe sei.

Oliver ritt durch die Lagergassen hinaus in ein nahes Gehölz, wo er Ferabras fand, ruhend unter einem Baum; neben ihm stand der Hengst, mit dem Zügel an einen Ast gebunden.

Oliver sprach: „Herr Karl hat mich gesendet, mit dir zu kämpfen: Roland und alle Paladine schau'n auf mich; steh' auf: denn ich werde dich mit diesem Schwert erschlagen."

Ferabras saß ruhig, wo er saß, lachte und fragte: „Wer bist du denn, Gesell?"

„Das wirst du erfahren, noch bevor die Nacht sinkt," antwortete Oliver.

Ferabras sprach drohend: „Weh' dir, wenn ich aufstehe. Der große Karl war ein Tor, als er dich hersandte; geh' und sage ihm, daß er mir Roland, Oliver und ihre Freunde schicke. Erzähle mir von ihnen."

Oliver antwortete: „Kein Mann auf Erden ist gleich Karl! Roland ist stolz und tapfer vor allen; Oliver weiß sich zu wehren: doch Roland gilt mehr!"

„Wie sind die beiden von Gestalt?" fragte Ferabras.

„Sieh' mich an, Oliver ist nicht größer, Roland ein wenig kleiner. Steh' nun auf, Saracene, ich stoße dir rasch mein Eisen durch die Rippen."

Ferabras hob den Kopf vom weichen Rasen, stützte sich auf seinen Schildrand und fragte nochmals: „Gesell, wer bist du?"

Oliver sprach: „Ich heiße Garin und bin eines geringen Dienstmanns Sohn."

„Ei," zürnte Ferabras, „warum kam nicht Roland, Oliver oder Ogier?"

Der Graf lachte: „Meiner Treu, du bist ihnen wohl zu gering. Deinen Mut kannst du auch an mir erweisen." Aber Ferabras rief: „Nein, ich fordere nur Grafen und Könige zum Einzelkampf: du bist mir zu schlecht. Ich will dergleichen tun und mich vom Roß fallen lassen, dann reite du ungekränkt zurück und schicke mir einen der Paladine."

Ruhig sprach Oliver: „Tor, ich fürchte dich nicht; wir schwätzten schon allzuviel. Spar' deine Worte und nimm deine Waffen."

Da sprang Ferabras auf, wie ein wilder Eber, er überragte Oliver um Kopfeshöhe, grimmig drückte er den Helm von Bagdad aufs Haupt, Oliver band ihm die Finteile (den Kettenringstreifen, der Kinn und Mund schützte) fest, und höflich dankte der Saracene. Um seine Hüfte gürtete er sich das gute Schwert Florensa, zwei andre, Bapteme und Graban, hingen am Sattelbogen: Ages, aus Welands Sippe, hatte sie geschmiedet; er nahm den Schild von Biterne, faßte den Stoßspeer aus dem harten Rohr der Sykomore, schwang sich auf sein weißes Streitroß, und die Kämpen rannten zusammen wie Donnergewölk: krachend brachen ihre Speere. Sie zogen die Schwerter. Ferabras hieb mit Florensa auf Olivers Helm, daß Funken sprühten; aber Oliver schlug ihm die Helmspangen fort und abgleitend schnitt Alteclair hinten am Sattel zwei Fläschlein ab, gefüllt mit Balsam. Sie flogen

weit ins Gras. „Wehe," rief Ferabras, ihnen nachblickend; da sprang Oliver hurtig ab, ergriff die Fläschlein und schleuderte sie in den nahen Fluß.

„Was hast du getan!" schalt Ferabras, „es gibt nichts Köstlicheres auf Erden als dieser Balsam war, mit welchem Christus war einbalsamiert worden, und den ich in Rom erbeutet hatte: er heilte jede Wunde: mit deinem Leben sollst du mir den Verlust bezahlen."

Schon saß Oliver wieder auf seinem Hengst, schwang den Schild empor und fing des Saracenen Hieb auf: der glitt daran nieder und schnitt tief in des Rosses Nacken zwischen den Ohren, daß es tot ins Gras stürzte. Oliver aber stand fest auf seinen Füßen und führte einen zornigen Streich nach des Feindes andalusischem Hengst. Ferabras lenkte zur Seite, saß ab, band das Tier an einen Haselstrauch und kehrte rasch zu Fuß zurück.

„Du Prahler," rief Oliver, „wolltest sechs Franken zugleich bezwingen und nun hast du — ein Roß getötet. Steh' und ficht."

„Ergib dich mir, Franke," rief Ferabras, „glaube an Mohammed, und ich mache dich reich und mächtig und gebe dir meine Schwester zum Weibe."

„Ehe ich mich ergebe, sollst du meine Hiebe schmecken," antwortete Oliver.

Da schwang Ferabras Florensa und schnitt dem Franken das Nasal, die Nasenstange am Helmdach, von der Stirn her über die Nase laufend, von seinem bayrischen Helm. Oliver rief, den Streich zurückgebend: „Nun entspringe mir nicht wieder wie ein Hase, sonst schelt ich deine Tapferkeit nicht mehr wert, als die eines alten Kammerweibes."

Ferabras deckte sich und tat zwei grimme Schläge auf Olivers Helm, die Zimier flog weg, die Helmspangen

barsten und erst der Eisenhut unter dem Helm hielt das Schwert auf. Da entflammte Olivers heißer Zorn. Sie schlugen einander die weißen Schilde entzwei und von den schönen Halsbergen und Harsenieren rasselten die zerschnittenen Ringe nieder. Das Blut sickerte aus mancher Wunde: sie ruhten eine Weile, und Ferabras sprach: „Garin, sage mir die Wahrheit: ich merk's an deinen Hieben, du bist einer von Karls Paladinen?"

„Ja, ich bin Oliver, Rolands Freund."

Da jauchzte Ferabras: „Willkommen meinem Schwert! Karl liebte dich wenig, als er dich hersandte."

Die Eisen sausten klirrend wieder auf Harnisch und Schild. Oliver wußte sich zu wehren.

Ungeduldig rief der Saracene: „Schläfst du, Mohammed, daß mir der Franke nicht erliegen will?"

Da sprang Oliver, den Schild über den geborstenen Helm haltend, gegen Ferabras mit überstarkem Schlag, daß Alteclair aus seiner Faust ins Gras flog, weit hinter den Saracenen. Oliver erschrak, Ferabras sprach: „Nun bist du besiegt, wage nicht, dich nach deinem Schwert zu bücken! Ergib dich."

„Niemals," antwortete Oliver.

„Dann mußt du sterben, Franke," rief Ferabras, Florensa auf ihn zückend; aber Oliver deckte sich mit seinem zerhackten Schild, rannte seitwärts hin, wo der Hengst an dem Haselstrauch angebunden stand und riß eines der Schwerter, die am Sattelknauf hingen, aus der Scheide: Bapteme war's; aber als er sich umwandte, traf ihn ein Schlag von Ferabras, der ihn ins Knie warf.

Wütend vor Scham sprang der Graf auf und rief: „Verfluchter Saracene, das war ein hinterlistiger Streich, bei Gott und Sankt Quintin, nun hüte dich!" Und er

hieb auf Ferabras ein, daß er nichts mehr vor Augen sah als Funken sprühen.

Als Kaiser Karl, der mit seinen Baronen den Zweikampf von fern überwachte, Oliver ins Knie sinken sah, betete er laut: „Allmächtiger Christ, für deine Ehre ficht mein Graf: gib ihm den Sieg.“ Und ein Engel erschien an seiner Seite und sprach: „Gott hat dich erhört, Oliver wird siegen“ und verschwand. Karl hob die Arme und rief: „Sei gesegnet, sei gelobt, allwaltender Gott. Du stehest deinen Dienern bei in allen Nöten.“

Da schlug Oliver mit einem Schlag Ferabras den halben Schild weg, schnitt ihm ein Stück des Halsberges und den goldenen Sporn ab.

„Die Klinge schneidet gut,“ rief er, und während Ferabras noch schier betäubt von dem wuchtigen Hieb stand, raffte Oliver Alteclair wieder an sich und sprach: „König von Alexandrien, nun kannst du dein Schwert wieder haben.“

Der antwortete: „Bapteme, wie hab' ich dich so manchen Tag gehütet: kein besser Schwert hing je an Manneshüfte! Aber ich will keine Freundschaft von dir, Franke, und mein Schwert nicht früher zurücknehmen, bis ich dir das Haupt abgeschlagen habe.“

„Den stolzen Sinn muß ich dir beugen, verteidige dich!“ rief der Graf und sie gingen wieder zusammen: Florense sauste auf Olivers zerhackten Helm nieder: ein Stück des Stahlhutes brach ab, aus dem Harsenier fielen rasselnd die Ringe, und von Olivers Haupt flogen ein paar braune Locken ins Gras. Hoch hinauf schwang Ferabras den Schild, den Gegenhieb aufzufangen: da traf ihn Oliver mit Alteclair auf die Brust, durchhieb ihm die Brünne und schnitt ihm an der Seite tief ins Fleisch: ein Strom Blutes ergoß sich aus der Wunde.

„Halt, Oliver," rief Ferabras, „ich ergebe mich dir. Verflucht sei Mohammed, der mich nicht schützen konnte, falsch ist sein Gesetz. Nimm meine Brünne, zieh sie über die deine zum bessern Schutze: denn dort im Wald versteckt liegen all meine Krieger, sie werden dich verfolgen. Hebe mich vor dich auf den Sattel und führe mich in dein Zelt."

Ferabras sank ins Gras, Oliver verband ihm die Wunde so gut er konnte, hob den Hilflosen auf den Hengst, schwang sich hinter ihm in den Sattel und ritt davon. Aber die Saracenen hatten ihren Herrn fallen sehen, sie brachen hervor und jagten den Davonreitenden nach. Als Ferabras sie nahen sah, sprach er: „Setze mich dort unter jene Fichte und rette dich." Da legte Oliver ihn sanft ins Gras und wollte wieder aufsteigen, doch die Feinde umringten ihn schon. Er stellte sich zur Wehr: mit Alteclair streckte er den vordersten zu Boden, daß er das Aufstehn vergaß, er entriß ihm Schild und Speer und schoß diesen dem Nächsten mitten durch den Leib. Dann sprang er zurück und wehrte sich mit seinem Schwert. „Er darf uns nicht entwischen," riefen die Saracenen: vier warfen zugleich ihre Speere und durchbohrten seinen Schild.

Doch: „Oliver wußte sich zu wehren!"

Mehr als dreißigmal war der Schild durchspeert, die Brünnen hingen zerschlitzt an seinem Leibe: „Großer Karl, wo bleibst du?" rief der Bedrängte, „und Roland, lieber Genosse, was zögerst du?"

Da klang hell an sein Ohr der Racheruf: „Montjoie!" Und Rolands Stimme: „Bei Saint Denis! ihr Teufelssöhne, nieder mit euch." Roland, allen voran, brach mit zornigen Hieben in den dichtesten Haufen der Feinde; nun umschlossen sie ihn, von allen Seiten mit

Pfeilen und Wurfspeeren schießend. Sein Hengst stürzte tot nieder unter ihm, Roland sprang auf und erschlug einen Saracenen nach dem andern. Aber von rückwärts überwältigten sie ihn doch, banden ihn und führten ihn fort. Oliver sah's, schwang Alteclair und wollte seinen Freund entsetzen: fünfzehn Feinde schlug er zu Boden, das Blut troff an ihm nieder, da griffen auch ihn die Feinde, legten ihm Fesseln an, und ein Häuflein Berittener schleppte beide Gefangene hurtig davon, während die Hauptschar der Saracenen die anströmenden Paladine zurückwarf.

Kaiser Karl saß auf seinem Streitroß und sah seine jungen Helden davonschleppen; sein Herz krampfte sich zusammen, er rief laut: „Nach, ihr Herren, rettet meine Grafen!“ Er spornte den Hengst, schwang Joyeuse und hieb zu beiden Händen nieder, was vor ihn kam. Die Paladine ritten hinter ihm und suchten der Saracenen übermächtige Schar zu durchbrechen. Die hielten Stand, bis sie ihre Gefangenen in Sicherheit wußten, dann warfen sie ihre raschen Rosse herum und jagten davon. Die Franken verfolgten bis an einen reißenden Strom, welchen die Saracenen bei Montrible mit einer befestigten Brücke gesperrt hielten, aber die Fliehenden waren mit den Gefangenen entkommen. Traurig kehrte Karl mit seinem kleinen Häuflein um. Er kam bei der Fichte vorüber, unter der Ferabras lag. Der Kaiser erkannte ihn und sprach zornig: „Verflucht sei dein langer Leib! Um deinetwillen sind meine Grafen gefangen: haut ihm das Haupt ab, Barone.“

„O milder Karl,“ bat Ferabras, „fluche mir nicht! Um deines Gottes willen, der nun auch der meine ist. Oliver hat mich besiegt, laß mich taufen: ich will dein Vasall werden.“

Da erbarmte der Kaiser sich seiner: er wurde auf

einen Schild gehoben und in des Kaisers Zelt getragen. Ein Arzt verband seine Wunden. Naimes und Ogier halfen ihn entwaffnen, da staunten sie sehr über seine breiten Schultern und sein schönes Antlitz mit den lichten Falkenaugen.

Ferabras erholte sich bald so weit, daß der Kaiser Turpin befahl, ihm die Taufe zu geben. Er wurde Florian getauft: doch nannte man ihn sein Leben lang nur Ferabras: erst als er nach frommem Leben tot lag, hieß er Florian von Rom und ein Heiliger im Himmel.

Inzwischen brachten die Saracenen ihre Gefangenen vor Balan und meldeten, wie es mit Ferabras ergangen war. Der Admiral tobte vor Zorn, warf sich auf die Erde, dann sprang er wieder auf und jammerte: „Mohammed, Mohammed! Um welcher Sünde willen ließest du das geschehen? Sagt an, wer hat Ferabras bezwungen?“

Da wiesen sie auf Oliver: „Dieser da.“

„Wer bist du?“ schrie Balan den Gebundenen an.

Der gab Bescheid: „Graf Oliver, und dieser ist Roland, des Kaisers Neffe.“

Finster befahl Balan seinem Kämmerer: „Laß Pfeile glühen, binde die Franken dort an die Säule und rufe meine Bogenschützen, die sollen sie gleich erschießen.“

Aber Floripas stand im Saal und sprach: „Vater, die Sonne ging schon unter: es wäre nicht wohlgetan, um diese Stunde Gericht zu halten. Laß sie in deinen Kerker führen: vielleicht liefert Karl dir morgen gegen sie Ferabras aus.“

„Dein Rat ist gut, Tochter,“ antwortete er; „he, Brudamont, steck' sie in meinen Turm am Meer.“

Man löste ihnen die Fesseln, und sie wurden in ein tiefes Verlies gebracht, da leuchtete nicht Mond noch Sonne hinein. Von der See drangen die Wellen ein und stiegen zur Flut den Gefangenen bis ans Knie. Das Salzwasser tat ihren Wunden weh: sie kletterten auf einen Stein, der inmitten des Gewölbes übers Wasser ragte. Tag und Nacht vergingen, niemand brachte ihnen Speise oder Trank: denn Balan hatte es verboten. Laut klagten sie ihr Elend. Das hörte Floripas, als sie sich erging in ihrem Garten, der neben dem Turm am Meere lag. Von Mitleid bewegt eilte sie zum Kerkerwart und sprach: „Schnell, Brudamont, schließ mir den Turm auf und schaffe Speise für die Franken."

Er weigerte sich: „Was sinnt Ihr mir an? der Admiral hat's streng verboten."

Zornig faßte Floripas ihn am Arm: „Gehorche, Sklave, wenn deine Herrin befiehlt."

„Nein, Ihr seid eine Verräterin, ich laufe zu Balan, ihm's zu melden."

Er wollte davon, Floripas entriß ihm die schweren Schlüssel und schleuderte sie ihm an die Schläfe und rief: „Hartherziger Teufel, das sei dein Lohn."

Der Mann fiel um, er war tot. Floripas erschrak, sie fürchtete ihres Vaters Zorn; aber rasch entschlossen lief sie zu ihm und hub an: „Vater, verzeih mir, Brudamont wollte den Franken Speise bringen und sie entwischen lassen: ich kam dazu und habe ihn erschlagen, ohne es zu wollen."

„Du hast einen klugen Kopf und eine rasche Hand, schöne Tochter," antwortete Balan, „bewache du die Gefangenen, ich vertraue sie dir an."

Floripas dankte und eilte zurück. Fünfzehn ihrer dienenden Mägdlein mußten sie begleiten. Sie schloß den

Turm auf und rief hinab: „Ihr fränkischen Herren, was klagt ihr?“

Die Grafen blickten auf. Floripas stand auf der Türschwelle, Tageshelle umspielte sie: weiß wie Schneeblüte war ihr Antlitz, rosenfarben die Wangen, hinter kirschenroten Lippen glänzten Perlenzähne weißer wie Elfenbein; dichte Wimpern beschatteten lichte, lachende Augen, braunes Haar flutete über ihre Schultern. Ihren schlanken Leib umhüllte ein galazisch Seidenkleid, darin waren Goldsterne gewebt. Um ihre Hüften lag ein Gürtel von Feenhand gewirkt aus bunten Tierhaaren, eine breite mit Gold eingelegte Schnalle schloß ihn. Der Gürtel war gefeit, er schützte gegen Hunger und Gift. Ihre Füßlein staken in goldgestickten Sandalen. Erst nachdem die Gefangenen ihr Auge an das langentbehrte Tageslicht gewöhnt hatten, erkannten sie das schöne Weib.

Oliver sprach: „Die Ihr so schön seid, rettet uns: hier müssen wir verhungern und verderben.“

Roland sprach: „Wenn wir in diesem Loch verhungern, ist es für Balan die allergrößte Schande.“

„Das soll nicht geschehen,“ antwortete Floripas, „ich will euch speisen und ein besseres Gefängnis bereiten, aber ihr müßt euch still verhalten und meinen Befehlen folgen.“

Sie versprachen's und Floripas warf ein seidenes Seil hinab: alle Mägdlein faßten mit an, und so zog Floripas einen nach dem andern aus dem Kerker und geleitete sie durch einen unbenutzten Gang, der den Turm mit den Frauengemächern verband, in ihren Saal. Den trugen Marbelpfeiler, auf denen maurisch Bildwerk eingeschnitten war. An der gewölbten Decke war der Himmel gemalt mit Sonne, Mond und Sternen, rings an den Wänden aber Wälder und Wiesen, gießende Brunnen, Fische,

Schlangen, Vögel und springend Getier; keines fehlte. An einer Ecke des Saales aber wuchs in frischem Erdreich Mandragorenkraut, das alle Krankheit heilte, nur nicht den Tod. Eilig pflückte Floripas das Kraut und reichte es den Verwundeten. Ihre Mägdlein bereiteten den Grafen im Nebengemach ein warmes Bad und trugen reiche Kleider herzu. Und nachdem die Gefangenen, also erquickt, wieder in den Saal traten, stand das Mahl für sie auf dem Tisch.

Darüber war der Abend gekommen und Floripas sprach zu ihnen: „Wohl weiß ich, Graf Oliver, daß Ihr meinen Bruder totwund geschlagen habt, aber ich sinne Euch darum keine Rache, verhaltet Euch still und schlafet ohne Sorgen."

Sie ging hinaus mit ihren Dienerinnen und die Freunde streckten sich auf weiche Polster.

Balan wußte nichts von alledem.

Im Lager der Franken saß Kaiser Karl mit seinen Räten; vor ihm stand Guy von Burgund, Karl sprach: „Nun reite du zu Balan und fordere, daß er mir meine Grafen und die aus Rom geraubten Weihtümer zurücksende, oder ich werde ihm nicht Turm noch Stadt lassen in Spanien.

Bedächtig sprach Naimes: „Herr Kaiser, wir wissen doch alle, wie die Saracenen oft Gesandte mißhandeln."

„Herzog, bist du so weise, sollst du ihn führen," zürnte Karl.

Ogier entgegnete: „Herr, erzürnt Euch nicht, Naimes spricht wahr."

„Däne, du bist doch sonst nicht feige: du gehst mit," befahl Karl.

Herr Dietrich im grauen Haar rief warnend: „Kaiser, Ihr werdet sie nicht wiedersehen."

Doch zornig antwortete Karl: „Herr Dietrich, du gehst denselben Weg."

„Der ist allzugefährlich," mahnte Richard von Normandie. Aber Karl entgegnete: „Beim heiligen Hilarius, tapferer Graf, so begleite du sie."

Der treue Alberich sprach: „Herr, dein Wille ist Befehl: du schickst sie in den Tod."

„Auch du reitest: rüste dich und sorge nicht um dein Leben," antwortete Karl.

Da rief Bernhard von Montdidier, Dietrichs Sohn: „Willst du denn mit Gewalt deine Paladine in den Tod schicken?"

„Du bist der siebente," sprach der Kaiser, „du weißt Frauen zu gefallen und gar höfisch deine Worte zu fügen: zeige nun, ob deine Kunst von Nutzen ist. Ihr alle geleitet Guy: es gilt Graf Roland! Laßt sehen, wer von euch da zögert?"

Flugs sprang Ogier auf: „Laßt uns reiten!"

Naimes rief: „Kaiser, du hast recht, Roland und Oliver müssen befreit werden."

Die Paladine rüsteten sich und ritten davon. Auf Karls Befehl schlossen sich ihnen noch drei Grafen an.

Zu derselben Zeit hatte auch Balan in Agremore seine Räte berufen. Fortinbrace und Olibron sprachen: „Herr, entsende zwölf deiner Vornehmsten zu Karl und fordere, daß er dir Ferabras ausliefere und weiche aus deinem Land, oder du werdest kommen und den großen Karl an einen Baum aufknüpfen."

„Der Rat gefällt mir," antwortete der Admiral, und die Boten ritten sogleich davon und über die feste Brücke bei Montrible. Bald trafen sie auf einem grünen Plan mit Karls Boten zusammen,

Herzog Naimes fragte: was ihr Reiten bedeute? Sie

antworteten: „Wir bringen Balans Befehl an Kaiser Karl, der hat ihn zu erfüllen bei Todesstrafe.“

Sie wollten weiter reiten, aber Herr Guy rief: „Wartet noch, wir sind Herrn Karls Boten und werden euch Antwort geben. Montjoie Karl!“

Und er riß sein Schwert heraus. Seine Genossen taten wie er: sie griffen die Saracenen an und hieben allen die Köpfe ab. Naimes riet, nun umzukehren und Karl zu berichten, aber Richard, der Furcht nicht kannte, rief: „Nein, vorwärts und die Köpfe bringen wir Balan.“

Und so geschah's. Als sie an die Steinbrücke kamen, war sie gesperrt mit starken Ketten; Agolafer, der Brückenwart, stand dahinter und fragte: „Wohin wollt ihr?“

Naimes antwortete: „Zu Balan mit einer Botschaft.“

„Zahlt den Zoll,“ forderte Agolafer.

Aber Richard rief drohend: „Weg mit den Ketten! Herrn Karls Boten hält man nicht auf.“

Agolafer erschrak und ließ sie durch. Sie kamen nach Agremore und gingen gleich in Balans Saal. Er saß beim Mahl mit Floripas und vielen Vornehmen. Herzog Naimes hub an: „Gott segne Karl, meinen Herrn und verwerfe Balan, den Ungläubigen! Gib uns heraus Herrn Karls Grafen und die römischen Weihtümer. Zwölf Diebe sind uns bei deiner Brücke begegnet: sie sagten, sie kämen geradewegs von dir, üble Worte sprachen sie gegen Herrn Karl. Wir haben sie dafür erschlagen, hier hast du ihre Köpfe.“

Die Franken warfen sie dem Admiral vor die Füße. Er erkannte sie und schrie: „Welche Schmach wagst du, Alter, mir zu bieten! Mohammed verfluche mich, wenn ich esse, solang du lebst.“

„Wie dir's gefällt,“ antwortete Naimes, „da kannst du genug fasten,“ und er setzte sich auf ein Polster.

Richard sprach: „Wir sind des großen Karls Boten, du hast seinen Willen vernommen: gehorche, oder bei Saint Denis, du mußt sterben.“

Balan antwortete: „Du gleichst Richard dem Normannen, setze dich zu dem alten Narren,“ er deutete auf Naimes.

Herr Dietrich zog die buschigen Augenbrauen hoch über die funkelnden, grauen Augen, drehte den Lippenbart und sah so grimm aus, daß die Saracenen riefen: „das ist der Teufel.“

Balan sprach zu ihm: „He, Alter, was ist denn euer Karl für ein Mann?“

„Wie ein Frankenkönig sein soll!“ antwortete Dietrich, „stünde er hier, hätte er dir schon längst eine Maulschelle gegeben.“

Balan mußte lachen: „Höre, du Teufel, wenn ich nun vor dir stünde wie du vor mir, was tätest du mit mir?“

„Ich ließe dich hängen, noch ehe diese Stunde voll würde.“

„Bei Mohammed, so werd' ich mit dir tun,“ sprach darauf Balan. Er befragte nun noch die andern Franken um Karls Botschaft und wenig zufrieden mit ihren Antworten schwur er, sie sollten alle noch vor Abend sterben. Aber Floripas entgegnete: „Lieber Vater, warte damit bis deine versammelten Räte ein Mittel gefunden haben, Ferabras zu befreien.“

„Du hast recht, Tochter,“ antwortete er, „laß die Zehn hinter Stein und Eisen gefangen halten.“

Floripas führte sie nun in ihren Turm zu Roland und Oliver. Sie küßten einander vor Freude und erzählten sich ihre Erlebnisse. —

Am nächsten Tag trat Floripas in den Saal und

fragte den alten Naimes: „Sage mir eure Namen, aber vor allem sage, ist unter euch Herr Guy von Burgund?“

„Dort der junge Degen mit dem dunklen Kraushaar und den dunklen Augen ist der, nach dem du fragst.“

„Ach,“ sprach sie, „ich kenn’ ihn noch nicht und lieb’ ihn doch schon lange nach allem, was man mir von ihm sagte. Seinetwillen will ich tun, was in meiner Macht steht, euch zu retten. Für seine Liebe will ich mich taufen lassen: geh’, sag’s ihm und wirb ihn mir zum Gatten.“

Die Jungfrau ging hinaus, der Herzog sagte Guy, was Floripas von ihm verlangt hatte, „und deshalb,“ schloß er: „nimm sie zum Weib.“

Aber Guy weigerte sich: „Ich nehme kein Weib, das nicht Herr Karl selber mir gibt. Ich habe die Jungfrau nicht einmal recht angeschaut.“

Rasch riefen Roland und Oliver: „Sie ist aus der Maßen schön und war gütig gegen uns; du kannst uns allen helfen, verlobe dich ihr, Karl soll sie dir vermählen.“

Da willigte er ein; Floripas wurde gerufen. Sie brachte ihrem Erkorenen einen Becher Weins und sprach: „Mein Herz, mein Leib, mein Leben sind nun dein für immer.“ Dann küßte sie ihn, und er mußte nach Saracenenbrauch von dem Wein trinken, nach ihm trank auch sie. Der junge Graf schaute staunend ihre Schönheit, wie im Traum ließ er alles geschehen.

Die Paladine wurden froh, saßen nieder und tranken Wein, den ihnen dienende Mägdlein brachten.

Guy aber schloß Floripas in seine Arme und küßte sie in jäh erwachter Liebe.

Dann beriet Floripas die Barone: Abends, wann Balan mit den Fürsten beim Mahle säße, sollten die Franken wohlgewaffnet über sie herfallen, alle hinaus-

jagen und so die feste Burg in ihre Gewalt bringen. Das gefiel ihnen sehr gut, sie legten ihre Waffen bereit.

Da geschah's, daß Lukafer von Baldas zu Balan sprach: „Admiral, du machtest Floripas zum Kerkerwart der Franken, das war eine Torheit. Ich will hingehen und sehen, wie sie gehütet werden, gib mir Urlaub."

„Geh'," antwortete Balan.

Lukafer ging in Floripas' Turm und fand die Tür zu ihrem Saal verschlossen, er schlug mit der Faust dagegen, daß der Riegel barst. „Wer ist der Grobian, der solchen Lärm macht?" fragte zornig Floripas.

„Ich, König Lukafer, mich sendet dein Vater; die Gefangenen will ich sehen und mit ihnen reden nach meinem Belieben," antwortete der Saracene, trat ein und blickte die Franken zornig an.

Der weise Naimes sprach: „So sei uns willkommen und frage, was du wissen willst."

„Wissen möcht ich," sprach da lauernd Lukafer, „was Karl in seinem Reiche gilt?"

„Ein Kaiser und König ist er, über weite Länder, Städte, Burgen und Festen; Herzoge, Grafen, Barone und viele Völker sind ihm untertan," antwortete Naimes.

„Und wie lebt ihr an seinem Hofe? wie vergnügt ihr Franken euch?" fragte Lukafer wieder und Naimes antwortete: „Die einen werfen Speere, schwingen Schwerter, schießen mit Pfeilen, andre singen und einige spielen Schach."

„Ihr wißt euch zu unterhalten; ich will euch aber ein neues Spiel lehren, lustigeres saht ihr gewiß nie," sprach Lukafer und lachte listig dazu. Er befestigte mit einem Faden eine Nadel an einer Stange, dann ging er an den großen Kamin, spießte eine glimmende Kohle auf die Nadel und sprach: „Nun gilt's zu blasen, bis sie

lustig brennt, seht so, ihr Herren.“ Er hielt die Kohle, vor Naimes stehend, und blies die aufspringende Flamme gegen des Bayernherzogs langen, weißen Bart, daß der Feuer fing. „Nun ist's an dir,“ sprach er. Naimes hatte solches Spiel noch nie gesehen, aber sein Bart war verbrannt bis an die Haut: da geriet er in Zorn, sprang an den Kamin, riß einen Feuerbrand heraus und stieß ihn wie einen Speer gegen Lukafer, der schrie und wich zurück, aber Naimes packte ihn und warf ihn in das große Feuer, wo er sogleich erstickte.

Roland lachte laut auf: „Meiner Treu, Naimes, du verstehst das neue Spiel gut! gesegnet sei dein Arm, der solche Stöße tut.“

„Laß die Späße, der Narr wollte uns verhöhnen, nun hat er's bezahlt.“

Floripas aber rief: „Nicht nur euch verspotten, er hatte wohl Böseres im Sinn: es war Lukafer; wohl mir, daß Ihr ihn ins Feuer warft, Herzog: denn mein Vater wollte mich ihm vermählen.“ Sie umarmte den alten Naimes zum Dank und fuhr fort: „Nun aber tut, was getan sein muß, um die Burg zu gewinnen, ehe Balan Lukafers Tod erfährt.“

Floripas ging, wie sie stets tat, zu ihrem Vater, als er in seinem Saal beim Abendmahle saß. Niemand sprach von Lukafer, keiner kannte sein Schicksal. Da stürmten die wohlgewaffneten Paladine in die Halle: sie schwangen die scharfen Schwerte: wer nicht eilig davonlief, wurde erschlagen. Oliver verfolgte Balan, der sprang vor dem Grafen durch ein Bogenfenster hinab ins Meer. Es war Ebbe, mühsam entkam er aus den Fluten aufs Land; da schwur er: „bei Mohammed, die Franken an den Galgen und Floripas, die Verräterin, sterbe den Feuertod!“ Die Paladine ließen nicht einen lebendigen

Saracenen in der Burg, dann zogen sie die Brücke über den Graben auf und versperrten das Tor.

„Seid frohen Mutes, Barone,“ sprach Floripas, „der Turm ist fest, heut Nacht sind wir hier gut geborgen, an Speis’ und Trank fehlt’s hier auch nicht, deshalb laßt uns niedersitzen zum Mahle.“ Sie rief ihre Mägdlein herbei, die mußten den Tafelnden dienend zur Hand sein. „Morgen,“ hub sie dann wieder an, „sollt ihr auf den Zinnen stehen und eure Burg verteidigen mit Pfeilschüssen, Wurfspeeren und Steinen: ich und meine Mägdlein wollen euch alles hinauftragen; denn zweifelt nicht, mein Vater wird den Turm bestürmen.“

Und so geschah’s. Balan hatte noch in der Nacht seine Boten entsendet und ein Heer gesammelt: vor Agremore ließ er die Lagerzelte aufschlagen. Am Morgen begann der Sturm. Tapfer schlugen die Paladine ihn ab, Balan mußte zurück ins Lager. „Mohammed, Mohammed,“ schrie er wild, „wach’ auf und hilf mir! Weißt du nicht, daß mein ganzer Schatz in dem Turm liegt? Hilf mir oder ich sage ab, dir und deinem Gesetz.“

Oliborn beriet seinen Herrn besser: „Der Turm ist fest und reich versehen mit Lebensmitteln, die Franken können sich lange darin behaupten: sende darum Agolafer Befehl, daß er niemand über die Brücke lasse, dann können sie keinen Entsatz von Kaiser Karl erhalten und müssen doch endlich Hungers sterben.“

Espiard schwang sich aufs Roß und trug den Befehl zu Agolafer, dem Brückenwart. Der war ein Riese aus Äthiopien, sein Kopf glich dem eines Leoparden. Er rollte die Augen, fletschte die Zähne, schlug mit seiner Eisenkeule auf die Brücke, zog sie auf, sperrte sie mit

vierundzwanzig Ketten und sprach: „Espiard, melde Balan: Agolafer hält die Brücke, lebend kommt keiner herüber.“

Balan rief Mavon den Werkmeister und sprach: „Schaff' eine Mange herbei und schleudere Steinblöcke auf den Turm.“

Mavon richtete die große Schleuder her, belud sie mit schwerem Felsblock, eine Schar Sklaven zog die Winde auf: „los,“ befahl Mavon. Die Winde ward freigegeben, die Kurbel schnellte drehend zurück: der Schleuderkorb schwang sich im Bogen durch die Luft, der Felsblock flog heraus und schlug dröhnend auf den Turm: krachend fiel eine Mauerzinne nieder. Roland und Oliver standen daneben, sie sprangen zurück und riefen: nun wird's ernst.“

Da ritt auf feurigem Hengst der Berberkönig Marsedag an den Graben und rief: „Verräter, ergebt euch: oder ich verbrenne euch in dem Bau bei Termagant, meinem Gott!“ Herr Guy stand auf der Mauer, hielt einen afrikanischen Rohrspeer in der Hand, hob ihn und schoß ihn dem Heiden mitten ins Herz. Der König flog aus dem Sattel ins Gras. „Das war ein guter Schuß, Sir Guy, triumphierte Floripas und gab ihm einen Kuß. Balan aber ließ abblasen vom Sturm. Der tote Marsedag wurde ins Lager getragen und nach Saracenenbrauch balsamiert und verbrannt. Sieben Tage und Nächte beklagten sie ihn und sangen Sprüche des Koran.

Dann aber umschloß Balan die Burg enger.

Bald hatten die Belagerten ihre Vorräte aufgezehrt. Die Paladine verbissen den Hunger. Bleich und müde saßen die Jungfräulein im Saal: das schnitt Roland ins Herz, er klagte: „Karl, teurer Ohm, hast du uns denn ganz vergessen? Wir müssen hier elend Hungers sterben.“

„Das fürchte nicht, stolzer Graf, ich helfe euch allen," sprach Floripas. Sie band ihren Gürtel ab, einer nach dem andern mußte ihn anlegen: da schwanden Hunger und Durst, sie fühlten sich gekräftigt wie nach dem besten Mahl und gewannen ihren frohen Mut wieder. Balan wunderte sich sehr, wie so lang die Belagerten aushielten, bis ihm Floripas' Zaubergürtel in den Sinn kam. „Das ist's," dachte er, rief Malpi, einen listigen Mauren herbei und sprach: „Meine Tochter besitzt einen gefeiten Gürtel aus bunten Tierhaaren, den muß ich haben. Du lerntest in Toledo die schwarze Kunst, du siehst bei Nacht so gut wie bei Tag. Schaff' mir den Gürtel, du findest ihn in ihrem Gemach, und tausend Pfund Goldes sollen dein Lohn sein."

Um Mitternacht schwamm Malpi durch den Wassergraben an die Burgmauer, erkletterte den Turm und stieg durch den Kamin in Floripas Gemach. Neben ihrem Lager, in einem zierlichen Schrein, fand Malpi den Gürtel, nahm ihn heraus und band ihn sich um. Darüber erwachte Floripas, sah den Mann und schrie: „Helft, helft, ein Dieb, ein Räuber, ein Mörder ist hier." Die Paladine sprangen auf, allen voran stürmte Roland, Durendal in der Hand haltend, ins Gemach. Von Schrecken gelähmt stand Malpi vor Floripas' Lager. Roland spaltete ihm den klugen Kopf, packte ihn am Arm und schleuderte ihn durchs Fenster in die See.

Floripas durchsuchte ihren Schrein und rief: „Mein Gürtel ist fort! Er hatte ihn gestohlen! Roland, was hast du für eine Torheit begangen? Du warfst den Gürtel mit dem Dieb hinaus. Nun müssen wir Hungers sterben."

Aber Roland antwortete: „Ei, tröste dich, schöne Herrin, morgen wollen wir einen Ausfall wagen und uns von Balans Tisch Speise holen."

Früh am Morgen, ehe die Lerche sang, ritten die Paladine aus. Sie überrumpelten die Lagerwachen: die schlaftrunkenen Köche flohen schreiend und ließen Weine und Wildbret, Obst und Brot in Stich. Sieben Barone rafften davon an sich, soviel sie tragen konnten, während die andern eine Schar erwachter Saracenen abwehrten: „Montjoie," rief Roland, „Barone, schlagt zu ums liebe Essen." Jeder tat sein Bestes und so entkamen sie mit ihrer Beute nach Agremore.

Da waren die Belagerten froh. Balan aber ward gar zornig, und als auch Malpi nicht wiederkam, maß er seinem Gott die Schuld bei: „Allah, versagst du mir in der Not?" rief er, „hilf! Oder ich räche mich, verbrenne dein Bildnis und sage dir ab." Fortinbrace und Oliborn sprachen: „Laß die Rede, Herr: Allahs Zorn könnte über dich kommen, gib lieber das Zeichen zum Sturm."

Da stürmten viele Scharen zugleich gegen die Burg. Die Paladine warfen mit Steinen: wie Hagelschauer prasselten sie nieder, erschlugen und zerquetschten die Anstürmenden: bald lagen die Gräben voller Toten. Die übrigen zogen zurück, frisches Wehrvolk trat an ihre Stelle, Fortinbrace an der Spitze: Kriegshörner gellten und Zuruf. Besorgt blickte Naimes hinab: „Sie stürmen von neuem, wir können den Turm nicht halten, wir haben keine Steine mehr."

Floripas antwortete: „Deshalb verzagt nicht! In meines Vaters Schatzkammer liegt Gold und Silber zu Haufen, das werft hinab."

Roland lachte hell: „Das ist ein lustiger Rat."

Sie eilten in das Gewölbe. „Welche Mengen Goldes!" rief Guy, „hätt' es Herr Karl, er könnte allen Mannen Halsketten schenken."

„Und noch Sankt Peter in Rom damit vergolden," fügte

Naimes bei. Da standen auch der ungläubigen und heidnischen Völker Götterbilder.

„Das sind unnütze Götzen,“ sprach Roland und warf eines nach dem andern um. „Seht, nicht einer steht wieder auf.“

Alle Mägdlein halfen den Schatz auf den Turm tragen. Die Paladine warfen mit eifrigem Ungestüm das gleißende Gut auf die Anstürmenden. Hier flog eine Handvoll Goldmünzen und Silberschillingen herab, dort schwere Erzbecken und Goldschalen, steinverzierte Silberkrüge, Schüsseln, Becher, Halsberge, Schilde, goldene Schachbretter, Fackelständer, ganze Götterbilder: wie's ihnen vor die Hände kam. Mit Schaudern sah's der Admiral, mit wilder Gier das Kriegsvolk: es raffte die leuchtende Beute auf, schlug und erschlug sich darum und ließ vom Sturm.

„Blast ab,“ befahl Balan grimmig, „zurück ins Lager, eh' mein ganzer Schatz verloren ist.“ Eilig trieb er die Säumigen fort, zürnend schritt er in sein Zelt. „Termagant, Julian, Apolin! Falsch bist du, Allah! und falsch ist Mohammed! Hielt ich darum dein Gesetz, Prophet? Fluch euch!“ rief er und schlug mit der Faust nach einem Bildnis Mohammeds; das fiel, das Antlitz nach unten, auf die Erde.

Mit aufgehobenen Armen lief der Imam, der Vorbeter, herbei und sprach: „Balan, was beginnst du? Der Preis ist Gottes, des Herrn der Welten! Allah, dich beten wir an, führ' uns auf den Pfad jener, die nicht in der Irre gehen. Falle nieder, Admiral, tu' Buße, ehe Gott, der Rächer, dich verderbe!“

Da entblößte Balan seine Füße, warf sich nieder auf sein Antlitz und betete: „Kein Gott ist außer Allah und

Mohammed ist sein Gesandter. Dir zu Diensten, o Allah, dir zu Diensten!"

Und er opferte hundert Gold-Besanten zur Buße.

In Agremore berieten die Paladine ihr Schicksal. Naimes begann: „Die Vorräte werden bald zu Rande gehen, der Turm ist geborsten, wir müssen dem Kaiser Botschaft senden."

Dietrich antwortete: „Das ist Torheit: das Land ist voller Heiden, jeder Bote fällt ihnen in die Hände."

„Dann laßt uns lustig leben, so lang's noch dauert," rief Herr Guy und küßte die weißen Hände seiner Geliebten.

Aber Oliver sprach: „Naimes Rat ist besser."

„Er ist gut," fuhr Ogier fort, „wer soll der Bote sein?"

„Ich," rief der stolze Roland.

„Das geht nicht," sprach Naimes, „das greuliche Volk der Ungläubigen fürchtet zumeist dich: du bist hier unser bester Schutz."

Herr Guy sprang auf und rief: „Laßt mich reiten."

Doch Floripas umschlang ihn, aufschreiend, mit den Armen: „Nein, nein, bleibe bei mir: wie sollt' ich leben, verlör' ich dich?"

Da sprach Richard: „Ich will der Bote sein: mein Haar ist weiß, mir lebt daheim ein tapferer Sohn, der wird mein Erbe sein, fall' ich hier. Widerredet mir nicht, auch du nicht, Däne, ihr sollt mir diesen Ehrendienst vertrauen. Morgen bei Tagesgrauen macht ihr einen Ausfall ins Lager der Feinde, ich reite zur Seite und finde meinen Weg."

Sie fügten sich seinem Willen.

Als die Nacht wich, — ein matter Lichtschimmer flutete von Osten her über den Himmel, der Nachttau lag schwer

auf Strauch und Stein, — da öffneten die Paladine die Turmpforte, ließen die Brücke nieder und ritten hinüber. Floripas mit ihren Mägdlein stand daneben. Roland war der letzte; als sein Hengst den Fuß auf die Brücke setzte, legte Floripas ihre Hände leise auf des Grafen Schwertarm und flüsterte: „Edler Graf, behüte du Sir Guy, daß er nicht gefangen oder getötet wird: gedenke, wie ich euch mit eigner Lebensgefahr errettet und beschützt habe.“

Sie blickte ihn an, in den lichten, lachenden Falkenaugen standen Tränen.

„Wahrlich, ich will's nicht vergessen, schöne Herrin,“ antwortete der stolze Roland und stieß seinen Hengst mit dem Sporn.

Floripas und die Mägdlein zogen die Brücke wieder auf und verriegelten das Tor.

Richard lenkte sein Roß gleich seitwärts und jagte nach Montrible; die Paladine ritten bis dicht ans Lager und brachen mit Speeresstoß und Schwerthieb unter die überraschten Saracenen. Aber hurtig fuhren die auf von Schlaf und Ruhe und in die Waffen. Graf Oliver wollte neue Vorräte gewinnen und hielt dahin, wo des Admirals Köche lagerten. Doch hier standen Balans Babylonier, die schossen Pfeile und Rohrspeere entgegen, Graf Oliver mußte zurück. Herr Guy sah ganz nah Balan selber und traf ihn mit scharfem Hieb, ohne ihm groß Leids zu tun: da fuhren die Babylonier grimmig auf ihn ein, umringten ihn, im Nu war er den Blicken seiner Genossen entschwunden, die Feinde rissen ihn aus dem Sattel, zogen ihm den Helm ab und banden ihn. „Fort mit ihm, zu Balan und dann an den Galgen.“

„Das hoff' ich, lügt ihr,“ sprach Herr Guy dazu.

Er kam vor Balan. „Wer bist du?“ fragte der.

„Herr Guy von Burgund und Floripas' Verlobter," antwortete trotzig der Gefangene.

„Elender Christ," schrie der Sultan, „um deinetwillen also hat meine verworfene Tochter ihr Volk und ihren Gott verraten? Du sollst's am Galgen büßen."

Graf Roland hatte Guy befreien wollen: die Paladine konnten sich aber nicht halten gegen die Übermacht der Feinde, sie mußten zurückfliehen nach Agremore. Dort fanden sie die Brücke von Saracenen besetzt, die ihnen den Zugang wehrten.

Der Markgraf rief hell: „Montjoie, Karl!"

Das gab ein greulich Schlachten. Durendal sauste auf und nieder, Roland schonte nicht Mann noch Tier. An seiner Seite schwang Oliver Alteclär. Naimes und der grimme Dietrich rangen und kämpften wie wütende Bären, der starke Ogier schlug breite Hiebe: wen er mit Curtaine traf, dem stand das Herz still. Da durchbohrte Herrn Bernard von Montdidier ein Pfeil das Herz: „Montjoie," rief er noch, vom Roß taumelnd.

Roland und Oliver wurden wild vor Weh: sie schlugen zu wie Dämonen. Da flohen von dem Türkenvolk so viele noch heile Glieder am Leibe hatten und liefen schreiend ins Lager: „Das sind nicht menschengeborene Männer, Ungeheuer sind's, der Hölle entstiegen, uns zu quälen. Gott und Mohammed, errette uns vor ihnen."

Die Paladine hoben den toten Bernard auf und trugen ihn mit in die Burg, um ihn zu begraben. Als Roland vom Rosse sprang, trat Floripas auf ihn zu und fragte: „Wo ist Guy, mein Geliebter?"

Er antwortete traurig: „Schöne Herrin, er ist dir verloren: gefangen."

Da schwanden ihr die Sinne, sie fiel nieder auf die Steine. Graf Roland hob sie empor, sie schlug die lichten

Augen auf und klagte: „Wehe, weh' mir! Ich kann nicht leben ohne Guy. Liefert den Turm aus, ihn zu lösen! Nein, tut es nicht, — — tut, was ihr wollt, aber rettet ihn: ich kann nicht leben ohne ihn. Gott schütze mich! Ich komme von Sinnen vor Schmerz!"

Sanft redete Roland ihr zu: „Tröste dich, schöne Floripas, morgen bring' ich dir Guy zurück oder lasse mein Leben dabei."

Balan befahl am nächsten Morgen dem Emir Tamper, dicht vor der Burg einen Galgen zu bauen, an dem Guy sterben sollte. „Lege dich mit starker Schar in Hinterhalt, die Franken werden den Gefangenen befreien wollen, laß sie herauskommen, dann brich vor und überwältige sie."

Bald stand der Galgen aufgerichtet, Guy wurde, gebunden wie ein Dieb, hingeführt. Roland sah's vom Turmfenster herab: „Genossen, zu den Waffen!" rief er, „wir müssen Guy retten."

Naimes sprang auf und blickte hinab: „Bei Herrn Karls Zorn, sie wollen ihn hängen. Vorwärts! Ihr Mädchen, behütet das Tor."

Schon saßen die Barone auf ihren Hengsten, Roland rief: „Wir sind zehn gegen ein Heer! Trefft gut und nun drauf."

Und ungestüm sprengten sie über die Brücke dem Galgen zu. Da brach Tamper hervor, Oliver spaltete ihm gleich den Schädel bis auf die Schultern. Roland durchspeerte einen indischen Königssohn auf edlem Hengst und warf ihn rücklings in den Sand. Dann riß er ihm das Schwert aus dem Gurt, faßte des Rosses Zügel und ritt damit unter den Galgen, die Wächter flohen vor ihm, rasch hieb er nun des Freundes Bande durch, half ihm in den Sattel, drückte ihm das Schwert in die Faust und sprach: „Halte dich zu mir." Die führerlosen Türken

liefen bald vor den Paladinen in wilder Unordnung davon. Die Franken verfolgten sie nicht weit. Als sie zurückkehrten, sahen sie einen Zug von fünfzehn Maultieren, beladen mit Vorräten für des Sultans Küche, auf der Heerstraße ziehen. Balans Wesir, sein Bannerträger und wenige Bewaffnete geleiteten den Zug. „Sie sollen mit uns teilen," dachte Roland und rief sie an: „He, laßt uns freundlich von eurem Reichtum ab, wir können hier nirgend etwas kaufen."

Der Wesir antwortete: „Ihr bekommt von uns nichts, es seien denn Hiebe."

„Dann nehmen wir uns, was wir brauchen," rief Roland und schlug ihm gleich den harten Kopf ab. Graf Oliver stieß mit der Schwertspitze dem Bannerträger mitten ins Herz. Die andern Franken jagten die Troßknechte mit Hieb und Stoß davon und führten die Beute in den Burghof, wo Floripas ihrer harrte: ihr roter Mund dankte Roland, ihre lachenden Augen grüßten den Geliebten.

Graf Richard jagte inzwischen, sein Roß unablässig spornend, über Weg und Wiese, Feld und Flur einem Hügel zu: als er die Höhe erreicht hatte, brach sein Hengst erschöpft unter ihm zusammen.

Ratlos stand der Graf im Strahl der aufgehenden Sonne. Da erspähten ihn feindliche Wachen: sofort entsandte Balan Clairon, seinen Neffen, mit einem Zug. Weit voran allen ritt Clairon auf arabischem Hengst. Der war weiß auf der einen, rot auf der andern Seite, buntgefleckt war der hochgestellte Bug, lang und voll der Schweif, die wallende Mähne mit Goldbändern geziert. Aus breiten Nüstern blies er schnaubend, spitzte die kleinen Ohren und blickte aus klugen Augen. Mit seinen Fesseln

und starken Schenkeln sprang er dahin, wie Blitz oder Windstoß fahren, und lieblich klangen dazu goldene Glöcklein, die allerorten an dem reichen Zaumzeug hingen.

„Beim Barte des Propheten, Franke, jetzt mußt du sterben,“ rief Clairon, den schnaubenden Hengst dicht vor Richard zum Stehen zwingend.

„Weshalb?“ fragte der Normann.

„Weshalb?“ rief Clairon lachend, „weil's Balan und mir gefällt.“ Und er warf den Rohrspeer auf Richard, der rasch den Schild vorschwang. Der Schild barst am Buckel, der Speer durchstach den Halsberg und ritzte den Franken an der Seite. Richard säumte nicht und schoß seinen Eschenspeer auf Clairons Helm, aber der wollte nicht bersten, da riß er sein Schwert heraus und schlug ihm einen zornigen Hieb unter die Nase: das halbe Haupt flog ab ins Gras, der Rumpf fiel zur Erde. Rasch griff Richard das herrliche Roß und schwang sich ihm auf den Rücken. Traurig blickte er seinen müden Hengst an, strich ihm liebkosend über den Nacken und sprach: „Du hast mich aus mancher Not gerettet, nun Gott befohlen, er führe dich in eines Christen Hand.“ Dann jagte er auf dem Schecken davon.

Als Clairons Saracenen auf dem Hügel anlangten, fanden sie seinen Leichnam und Richards Roß. Sie wollten es einfangen, aber es wehrte sich mit seinen Hufen, entkam ihnen und lief davon nach Agremore an den Turm. Die Paladine ließen es ein, hielten Richard für erschlagen und wurden gar traurig.

Die Ungläubigen trugen den toten Clairon in Balans Zelt: der Sultan fiel klagend an der Bahre nieder. Im ganzen Lager schallte Jammerschreien, feierlich wurde der Tote begraben. Daran erkannten die Franken ihren Irrtum und dankten Gott.

Als Richard bei Montrible angekommen war, fand er die Brücke aufgezogen und gesperrt. Agolafer stand davor, drohte mit seiner Keule und blies in sein Horn. Da eilten aus den Brückenhäusern Speerträger herbei zur Verteidigung. Richard lenkte zur Seite an den Fluß: zwischen steilen Felsufern schoß tief unten das Wasser hin. Hüben hinabspringen, drüben hinaufklettern, — beides war unmöglich und dennoch rief Richard: „Ich will's versuchen. Waltender Himmelsherr, behüte mein Leben!"

Da schwoll das Wasser an, und stieg, bis es die Felsufer erreicht hatte, und eine weiße Hinde sprang auf dicht vor Richard und in den Strom. Der spornte seinen Schecken und ließ ihn schwimmen, der Hinde folgend. Die führte ihn ungefährdet ans andre Ufer. Die Brückenwärter kamen nun über die Brücke gelaufen und verfolgten den Grafen, aber der feurige Hengst trug ihn, dem Sturmwind gleich, davon.

Kaiser Karl saß in seinem Zelte voller Gram, der ihm Kraft und Mut gelähmt hatte.

„Laß uns heimfahren," riet Ganelon, „die zwölf Barone sind längst umgekommen und unser Volk ist entmutigt. Biete zu Paris oder Aachen den ganzen Heerbann auf gegen Balan und räche dann Roland und seine Leidensgefährten."

Eifrig stimmten dem Vorschlag Ganelons Verwandte zu: Macarius, Hardrat und Griffon von Hautefeuille. Rainer von Genua aber rief: „Feige seid ihr oder allzu lässig im Dienst eures Kaisers."

Ganelon zog sein Schwert gegen Rainer, seine Vettern taten's ihm nach, aber zürnend trat Karl dazwischen: „Frieden gebiet' ich euch! Dir, Ganelon, antwort' ich: besser ist's, das Leben lassen, als fliehen vor dem Feind."

„Nicht fliehen sollst du, großer Kaiser," entgegnete Ganelon, „nur jetzt der Übermacht weichen, um bald desto gewaltiger wiederzukommen."

Schon überlegte Herr Karl im weisen Sinn Ganelons Rat: er ließ die Heerhörner blasen zum Abbrechen des Lagers. Da schallten von der Lagergasse her eiliger Hufschlag und freudiges Rufen. Der Kaiser horchte auf: „Das ist gute Botschaft," rief er, den Zeltvorhang zurückschlagend: da hielt vor ihm auf dem schnaubenden Schecken Graf Richard.

„Bei Gottes Ruhm, Freund Richard," sprach Karl, „was ist's mit Roland, was mit den andern?"

„Sie leben im Turm zu Agremore," antwortete Richard und gab Bescheid von allem, „und heil mir," schloß er, „daß ich dein Antlitz wieder schaue! Nun wirst du Balan vernichten und deine Getreuen erretten."

Zürnend blickte Karl auf Ganelon und sprach: „Bei Saint Denis, Ganelon, schlecht hast du mich beraten! Auf, nun laßt die Hörner gellen: vorwärts nach Montrible. Haltet aus! Nur noch kurze Frist, ihr meine Getreuen, dann räche und befreie ich euch."

Das ganze Heer brach auf. Durch eine List wollten sie die Brücke gewinnen, ohne viel Blutvergießens. In einem Hügeleinschnitt nahe Montrible ließ Karl Halt machen. Die Scharen standen kampfbereit, vor den Feinden durch Baum- und Strauchwerk verdeckt. Auf ein Hornzeichen Richards sollten sie hervorbrechen. Der wählte zwölf Degen aus, sie warfen Kappenmäntel, wie sie Kaufleute trugen, über ihre Rüstungen, hielten die Schwerter darunter verborgen und ritten mit einigen bepackten Saumtieren an die Brücke. Beim Anblick der Befestigung erschraken die Franken, aber Richard mahnte sie: „Tapfer wollen wir sein und nicht verzagt. Laßt mich reden, und

sind wir jenseits der Brücke, dann fort mit den Kappen und die Schwerter heraus."

Sie stiegen ab. Agolafer stand am nördlichen Brückentor, die Brücke dahinter war aufgezogen und mit Ketten befestigt, seine Keule hielt er auf der Schulter. Das Eisen daran war vier Fuß breit, am Stiel flatterte ein rotes Wimpel.

„Was wollt ihr und wer seid ihr?" fragte er.

Richard antwortete: „Wir sind Kaufleute und wollen zum Sultan reisen mit Zobelfellen und persischem Grauwerk. Nenne den Zoll, wir zahlen ihn gern."

Agolafer schüttelte seinen zottigen Kopf und sprach: „Das hilft euch nichts! Ich lasse meine Brücke nicht herunter: erst neulich haben mich zehn Franken betrogen, ich werde euch gefangen nehmen und zu Balan führen lassen."

Herr Riol, einer der Degen, rief: „Nieder mit dem Heiden," riß sein Schwert heraus und schlug nach Agolafer; den schützte eine Brünne aus Schlangenhaut, und wild auflachend schwang er seine Axt gegen Riol, der rasch zur Seite sprang: das Hammereisen fuhr in den Brückenstein.

Richard sprach zürnend: „Riol, du wirst uns verderben! Was nützt die Kraft, die sich nicht fügen lernte!" Er stieß ins Horn, das gab einen guten, schrillen Klang: Kaiser Karl hörte ihn und eilte herzu.

Agolafer aber schrie: „Räuber seid ihr und verfluchte Franken," und er hob wieder seine Keule. Richard sah eine Eisenstange liegen, er ergriff sie mit beiden Händen, schwang sie empor, und mit gewaltigem Schlag zerbrach er dem Riesen die Beine. Agolafer stürzte nieder, aufschreiend vor Schmerz: „Mohammed, nun hilf mir," waren seine letzten Worte: denn rasch faßten ihn vier der stärksten Recken und warfen ihn in den Fluß.

Sein Schrei war bis in die Stadt gedrungen, und schon kamen einige Bewaffnete aus dem Tor herbeigelaufen. Graf Richard riß und zerrte an den Ketten, bis sie nachgaben und die Brücke sich senkte. „Montjoie,“ rief er hell, „Genossen, nun haltet euch die dort vom Leibe, bis Karl kommt.“

In der Mitte der Brücke stießen Franken und Saracenen zusammen. Fest standen die Barone und wichen keines Fußes Breite, da hörten sie hinter sich Karls Heerhörner schallen, und die erste Reiterschar sprengte auf die Brücke mit gesenkten Speeren: in geschlossenem Anprall drängten sie die Saracenen zurück bis Montrible. Fränkische Speerträger besetzten die gewonnene Brücke.

Kaiser Karl ließ sogleich zum Sturm auf die Stadt blasen. Deren Mauern waren aus schwarzen Marmelsteinen geschichtet, mit dicken Eisenklammern zusammengehalten. Auf den Wällen standen die Saracenen: sie schossen mit Pfeilen, Rohrspeeren und Steinen auf die Belagerer. Gewaltig war das Kriegsgetöse. Die Riesin Amiote, des erschlagenen Agolafer Weib, trat unter das äußere Mauertor, eine große Sichel in der Hand, und mähte nieder, wen sie erreichen konnte: kein Krieger wagte sich bald mehr in ihre Nähe. „Wo ist nun der große Karl mit dem stolzen Antlitz?“ rief sie, „ich will ihm das Haupt abschneiden!“

„Hier bin ich!“ antwortete der Kaiser und ritt an das Tor: „Häßliche Teufelin, willst du mir meine Männer sicheln wie Gras?“ Er riß einem Bogenschützen die Waffe aus der Hand, zielte gut und schoß ihr einen Pfeil zwischen die Augenbrauen mitten durch ihr blödes Hirn. Tot stürzte sie vornüber auf die Erde.

Karl spornte seinen Hengst, fünfzehn Barone ritten ihm zur Seite, mit gewaltigen Hieben erzwangen sie das

Tor und ritten ein. Doch rasch löste der Torwärter die Kette des Fallgitters, und dröhnend fiel es herunter: Karl und seine Gefolgen waren eingeschlossen zwischen den äußern und innern Mauerwällen. Graf Richard an des Kaisers Seite rief: „Verzage nicht! Gott verdamme den, der sich lebend greifen läßt: nun können wir dir unsern Mut erweisen."

Im wirren Gedränge verteidigten die Franken ihr Leben und ihren Kaiser. „Montjoie!" tönte Karls Stimme bis vor die Mauern hinaus. „Hautefeuille!" rief von draußen Ganelon zurück; er scharte seine Gesippen um sich und versuchte das Tor zu erstürmen. Ein Steinregen prasselte auf sie nieder: er mußte zurück, das Blut sickerte ihm aus mancher Wunde. Finster sprach er: „Wir sind Toren, hier länger unser Leben zu wagen: gefallen ist Karl, und gefallen sind alle, die mit ihm hineinritten. Laßt uns abziehen."

Da kam Ferabras hinzu und fragte: „Wo ist Karl?" Ganelon antwortete: „Hinter diesen Mauern eingeschlossen."

„Was zögert ihr dann? Seid ihr Verräter?" rief Ferabras, „zu mir, wer Herrn Karl die Treue halten will, Montjoie, mir nach!"

Da folgte ihm das Heervolk, Ganelon scharte die Edelinge wieder zusammen und schloß sich an. Ferabras schwang seine Axt und mit gewaltigen Schlägen erbrach er das Tor. Zu rechter Zeit: denn schwer rangen Karl und seine Gefolgen wider die Saracenen. Die Franken griffen nun von allen Seiten an, erstiegen die Wälle, erschlossen die Tore und schonten keines Saracenen. Karl hatte die Stadt bald gewonnen und reiche Beute an Kriegsgerät, Gold und Silberschätzen. Er ließ Graf Richard mit einem Heerhaufen in Montrible zurück, Stadt

und Brücke ihm zu hüten, während er weiter zog nach Agremore.

Nur ein Saracene war aus der Stadt entkommen, er floh zum Sultan mit der Unglücksbotschaft: „Dein Brückenwart ist erschlagen, Karl hat Montrible genommen.“

Balan war's, sein Herz müsse bersten vor Entsetzen, er sprach: „Allah, soll mein Unglück niemals enden! Mein eigner Sohn reitet an Karls Seite gegen mich. Auf, Wesir, versammle mein Kriegsvolk! Beim Barte des Propheten, die Franken sind im Unrecht, wir werden sie vernichten. Fangt mir Herrn Karl lebend, ich werde ihm die Haut abziehen lassen.“

Karl zog heran. Vom Turme herab sah Herzog Naimes zuerst die Oriflamme flattern: „Nun kommt uns Hilfe!“ rief er, „hei, wie Herrn Karls Bannerträger reitet.“

„Nun sind wir gerettet,“ jubelten die Paladine.

Am Abend trafen die anrückenden Franken im Tal von Agremore ein: sie verbrachten die Nacht auf freiem Feld, in Helmen und Brünnen, nicht einmal die Sporen banden sie ab. Am frühen Morgen stellte Balan seine Heerhaufen in Schlachtordnung auf. Er saß auf einem schwarzen Streithengst, seine Waffen waren mit Gold eingelegt, sein weißer Bart wallte über die Brünne nieder bis an den Gürtel, drohend blickten seine braunen Augen. Er ließ die Banner entrollen: rot, grün, gelb flatterten sie auf, fünfhundert Hörner ergellten von Türken, Parthern, Äthiopen, Arabern: ungläubiges und heidnisches Heervolk. Gefolgt von parthischen Bogenschützen auf raschen Rossen ritt Balan voran in die Schlacht. Da war des Hasses und Mutes genug auf beiden Seiten, und keiner wollte die Kraft sparen. Die Franken erschlugen so viele Feinde,

daß schier nicht Mann noch Roß über die Toten steigen konnte. Rainer von Genua traf Fortinbrace: der biternische Speer fuhr durch Schild und Brünne dem klugen Türken in den Leib. Der Speerschaft zerspaltete, Fortinbrace flog tot aufs Feld. Der stolze Genuese zog nun das Schwert und gebrauchte es tapfer: „Wer ihn erwartet, bezahlt's mit dem Leben!" schrien des Fortinbrace Türken und wichen zurück. Balan hatte seinen Speer verschossen, er riß sein Schwert heraus und mit dem Schrei: „Rache für Fortinbrace!" führte er die Weichenden wieder in den Kampf. Da traf er auf Ganelon und seine Gesippen: er schlug ihm auf den Helm, der war stark, das Schwert glitt ab und schnitt in des Rosses Nacken, daß es mit Ganelon stürzte. Der Sultan sprang ab, faßte den Grafen mit beiden Fäusten am Halsberg und wollte ihn gefangen nehmen. Aber die Gesippen umringten die zwei, zerrten Ganelon empor und zückten die Schwerter auf Balan, der sich kaum ihrer erwehren konnte. Seine Babylonier retteten ihn: sie warfen Feuer unter die Barone, die Parther schossen wohlgezielte Pfeile, Balan kam wieder auf seinen Hengst und drang mit wildem Grimm auf seine Feinde ein. Die Franken mußten zurück.

Da machten die im Turm gefangenen Paladine einen Ausfall und ritten den Saracenen in den Rücken: nun brachen krachende Schilde, Helme barsten, Speere zerspellten. „Montjoie!" rief Roland, hielt Durendal in der starken Faust und trieb, manchmal hell dazu lachend, ein Häuflein nach dem andern vor sich her: bald ward das Weichen ein Fliehen.

Als der Sultan Rolands Stimme schallen hörte, rief er: „Mohammed, wie hast du mich verlassen!" Er ließ die Fliehenden laufen, er blutete aus fünfzehn Wunden und ritt vorwärts in den Feind. Da kam Herr Karl

heran auf einem lilienweißen Roß, sein langer Eisenspeer traf Balan mitten auf den Schild von Krokodilhaut, der barst in zwei Stücke, der Sultan stürzte aus dem Sattel. Rasch sprang er auf und stieß sein zweischneidiges Schwert dem lilienweißen Hengst in die Brust. Der Kaiser sprang ab, ehe noch das Tier zur Erde fiel, hielt den Schild vor und schwang Joyeuse auf Balans Helm. Steine und Federzimier flogen weg, aber der gute Helm von Tudela barst nicht.

„Admiral," rief Karl und senkte sein Schwert, „entsage Mohammed, und ich lasse dir Leben und Reich um deiner Tapferkeit willen."

Als Antwort versetzte ihm Balan einen Streich: aber das Schwert glitt an Karls Helm ab, und, einen Sporn vom Fuße schneidend, fuhr es tief in die Erde und brach an der Helze ab. Rasch zog der Admiral einen Dolch aus dem seidenen Wehrgehänge und wollte Karl erstechen. Aber da packten ihn von rückwärts Rolands und Olivers kräftige Fäuste und banden ihn.

Ferabras war dazugekommen, ihn schmerzten die Fesseln an seines Vaters Händen, sanft sprach er: „Teurer Vater, willfahre Herrn Karl."

Balan blickte ihn finster an und rief: „Verräter an deinem Gott und deinem Volk! Mir aus den Augen."

Traurig ging Ferabras zur Seite. Sobald die Ungläubigen ihren Sultan gefangen sahen, hielten auch die Treuesten nicht mehr stand: sie flohen, verfolgt von den Franken, bis in die ferne Küstenstadt Belmarine. Stadt und Burg von Agremore besetzten die Franken. Karl ritt ein, Balan neben sich führend. Floripas kam und grüßte ihren Vater, der aber blickte sie zornig an und sprach: „Pfui über dich, Mohammed verdamme dich." Da neigte Floripas sich vor dem Kaiser und reichte ihm den aus

Rom geraubten Reliquienschrein. Karl küßte das Weihtum und übergab es seinen Kaplänen. Dann dankte er der schönen Saracenin für die Errettung seiner Paladine.

Vor der Burg stand ein weites, tiefes Marmorbecken, dahinein pflegten die Heiden den Wein zu schütten bei Festgelagen. Am nächsten Morgen befahl Karl Erzbischof Turpin, in dem Becken das heilige Wasser zu bereiten, und sprach zu Balan: „Noch einmal frag' ich dich, Admiral, willst du Christ werden? Nicht um Fußesbreite nehm' ich dir dann von deinem Reiche."

Balan antwortete: „Allah, dich bet' ich an, kein Gott ist außer dir, Mohammed ist dein Gesandter! Und nicht der Tod, Franke, soll mich Allah untreu machen."

Zornig faßte Karl Joyeuse, ihm das Haupt abzuschlagen, aber Ferabras fiel dem Kaiser in den Arm und bat: „Gnade! Milder Karl, töte mir nicht den Vater, habe Geduld mit ihm."

Der Kaiser stieß das Schwert zurück in die Scheide und schritt hinweg. Ferabras ließ nicht ab mit Bitten, bis Balan es schweigend — ohne ja oder nein — geschehen ließ, daß er ihn an das Becken führte. Karl mit seinen Paladinen sollten Zeugen sein.

Freudig segnete Turpin das Quellwasser und fragte: „Entsagst du, Balan, dem Teufel und bekennest den dreieinigen Gott?"

Da faßte den Admiral unüberwindlich Zorn und Haß, er spie in das Taufwasser, packte den Erzbischof und wollte ihn hineinwerfen. Ogier befreite Turpin und hielt Balan umklammert, der verfluchte Karl und die ganze Christenheit und schrie: „Und Fluch euch Floripas und Ferabras, ihr habt alles Unglück über mich gebracht. Mohammed möge euch ewige Verdammnis bereiten."

Da rief Kaiser Karl: „Ich habe genug von seinen

Flüchen und Freveln, Herzog Naimes, schlag' ihm das Haupt ab."

Ferabras sprach voll Schmerz: „Karls Recht mag ich nicht schelten;" er verhüllte sein Haupt und weinte. Herzog Naimes führte Balan hinweg und tat, wie Karl befohlen.

Nun trat Herr Guy, Floripas an der Hand führend, vor den Kaiser und begehrte sie zum Weibe. Da taufte sie der Erzbischof mit all ihren Mägdlein, legte ihre Hand in die Herrn Guys und vermählte sie miteinander. Die Hochzeit wurde acht Tage gefeiert.

Das gewonnene Land teilte Karl in zwei Teile und setzte Guy und Ferabras als Grafen ein. „Lebt wohl," sprach er beim Scheiden, „haltet zusammen wie treue Brüder und helft einander in der Not."

Mit reicher Beute zog er nach Francien zurück, legte in Saint Denis die Reliquien nieder und fuhr heim nach Aachen in seine Pfalz, Pfingsten zu feiern.

---

9. Der Hund des Alberich.

Es war um die Herbstzeit in Paris, da ging Macarius, des Kaisers treuloser Marschalk, in den Baumgarten, wo die Kaiserin saß, schön, züchtig und bescheiden. Ihre Augen waren blau wie der Sommerhimmel, ihr Blond=haar floß gleich einem Mantel über ihre hohe Gestalt nieder. Mit den weißen, schmalen Fingern schlang sie bunte Fäden in den Saum eines kleinen Hemdchens. Macarius war in Liebe zu ihr entbrannt und begehrte ihre Gegenliebe. Zürnend wies die Kaiserin ihn fort, sie

sprach: „Schweig und geh, Verräter, ehe ich dich bei Herrn Karl verklage.“

„Dann verlör' ich Ehr' und Leben,“ dachte Macarius, „warte, stolze Herrin, der Verräter wird sich rächen.“

Nun hatte der Kaiser die Gepflogenheit, daß er oft früh am Morgen aufstand und in den Wald ritt zu jagen, indessen seine Gemahlin noch schlafend lag. So tat er auch am Tage danach, als Macarius die Kaiserin im Baumgarten beleidigt hatte. Während Karl durch das Tor seiner Pfalz ritt, schritt Macarius dem kaiserlichen Schlafgemache zu. Dem Marschalk durfte kein Türwart den Eintritt verweigern: so sehr vertraute Karl dem Falschen.

Macarius fand im Saal vor dem Gemach den er suchte, den häßlichen Zwerg des Kaisers, in tiefem Schlafe. Sanft hob er den Buckligen auf seine Arme, daß der Kleine nicht erwache, und trug ihn in das leere Bett des Kaisers an die Seite der Kaiserin, die da friedlich schlafend lag und nichts davon merkte. Macarius schlich hinaus, niemand hatte sein Tun beobachtet, er warf sich auf ein Roß und ritt dem Kaiser nach. Sobald er ihn erblickte, rief er: „Laß Birsch und Beize, Karl, kehr' um, deine Kaiserin hat dich betrogen.“

„Was bedeutet das?“ fragte Karl, und winkte hastig den Jägern und ritt zurück. Er fand die Kaiserin noch schlafend und so den Zwerg an ihrer Seite. Zornig riß er ihn von den Decken empor und schleuderte ihn an die Wand: da starb der Kleine und war doch schuldlos. Die Kaiserin erwachte von dem Lärm und fragte: „Herr, was schafft dir solchen Zorn?“

„Du fragst und weißt es doch recht gut,“ antwortete Karl. „Weib, um des häßlichen Zwerges Liebe hast du mich betrogen.“

„Dessen bin ich nicht schuldig," antwortete sie schlicht.

„Widerrede mir nicht; denn ich habe dich falsch befunden, du mußt den Feuertod sterben."

Da kam Herzog Naimes gegangen, er hörte des Kaisers Urteil und sprach: „Herr Karl, meine Herrin ist unschuldig, nur durch Verrat kann der elende Zwerg an ihre Seite gekommen sein."

Aber finster antwortete Karl: „Noch heute laß ich den Holzstoß schichten."

Naimes sprach: „Das sollst du nicht! Gedenke, daß die Kaiserin dir bald ein Kindlein gebären wird! Gönne ihr Frist bis dahin: dann mag sich's auch finden, wer sie und dich betrogen hat."

Karl blickte auf sein Gemahl und seufzte: „Ich liebte dich sehr! — Nun ist's vorbei: wohl, ich schenke dir dein Leben, doch verlaß mein Reich! Geh', Herzog, rufe meinen Kämmerling Alberich von Montdidier in den Saal."

Karl schritt hinaus, der Gerufene wartete schon seiner.

Karl sprach: „Alberich, du bist aus dem Geschlechte Morants, ihr seid all' von treuem Blute. Nimm mein verstoßenes Weib in deine Hut und geleite sie nach Rom, dort mag sie ihr Leben in Buße vollenden; das Kindlein aber, das sie gebären wird, bringe mir: ich will dir den Dienst lohnen."

Als Alberich hinauseilte, zu der traurigen Reise zu rüsten, folgte ihm Naimes und sprach: „Du bist ein ehrlicher Mann, darum gelobe mir, daß du der Kaiserin kein Leid antun wirst: sie ist schuldlos."

Alberich antwortete: „Herzog, das will ich Euch gern geloben, aber auch ohne diesen Eid würde ich mein Leben für sie hingeben; denn ich glaube an ihre Reine und Treue."

Er hob die Kaiserin auf einen Zelter, faßte die Zügel und führte sie aus der Pfalz: Karl stand auf seinem Söller, blickte ihr nach und weinte.

Alberich schritt dahin, ungerüstet, nur ein kurzes Schwert an der Seite, ihm folgte sein treuer Hatzhund. Alberich mied die menschenreichen Straßen und lenkte über die Seinebrücke in den Wald vor Paris. Hier ruhten sie unter einem schattigen Baum: er hob die Herrin aus dem Sattel und eilte an eine nahe Quelle, ihr Wasser zu holen. Da schallten eilige Hufschläge durch den Wald, ein Kämpe in Eisen gekleidet sprengte heran.

Macarius war's und rief: „Alberich, überlasse mir das verstoßene Weib, und geh' deiner Wege, wenn dir dein Leben lieb ist."

„Marschalk, Ihr seid ein Schuft," antwortete Alberich, „ich schütze Leben und Ehre meiner Kaiserin." Er sprang zurück und zog sein kurzes Schwert. Doch der Kampf war ungleich: wehrloser Mann zu Fuß, gegen Speerstoß, Schwerthieb, Harnisch, Schild und Rosseshufe. Er wandte das Haupt nach dem schattigen Baum und rief: „Rettet Euch, Herrin, ich kann nur für Euch sterben."

Er wehrte sich lange und geschickt, das Blut floß von ihm nieder: da stieß Macarius mit dem zweischneidigen Schwert ihm mitten ins Herz: tot sank er ins Moos.

Der Marschalk saß ab und verscharrte den Ermordeten unter Laub und Gras, dann sah er sich nach der Kaiserin um: sie war verschwunden, der Hund sprang heulend in den Wald, aber auch der Zelter war verschwunden. Macarius folgte den Hufspuren, er dachte die Gesuchte so bald zu finden: doch der Zelter leitete ihn irre; denn die Kaiserin war zu Fuß in das Walddickicht geflohen und hielt sich verborgen. Fluchend kehrte der Marschalk am Abend heim.

Der Hatzhund war aber bald zurückgelaufen und hatte nach seinem Herrn gesucht: er fand die Stelle, wo er versteckt lag, und scharrte ihn mit den Pfoten wieder aus. Er leckte ihm liebkosend die Hände, stieß sanft mit der Schnauze an seine Wange, und da sein Herr die Augen nicht aufschlug, starr, mit Blut beschmutzt, dalag, streckte er sich winselnd neben den Leichnam nieder. So lag er drei Tage und Nächte, am vierten Tage trieb ihn der Hunger auf. Er lief den Weg zurück nach Paris, in die Pfalz und geradewegs in des Kaisers Saal. Der saß eben zu Tische mit geistlichen und weltlichen Herren. Der Marschalk schritt durch den Saal, als der Hund hereinsprang: der fiel ihn von hinten an und biß ihn in die Wade. Wütend schlug Macarius mit seinem goldenen Stabe nach dem Hund, der aber sprang auf den Tisch, packte mit den Zähnen ein Brot, rannte hinaus und wieder in den Wald zu dem toten Alberich. Am nächsten Tage kam er wieder, kroch unbemerkt unter eine Bank und als Macarius zum Essen niedersaß, biß er ihn unter dem Tische so grimmig in die Beine, daß das Blut niederrann. Der Marschalk fuhr schreiend auf, der Hund packte wieder ein Brot und wollte hinaus, doch die Tür war verschlossen und Macarius rief: „Das Vieh ist toll, erschlagt es!“ Karl gab den Dienern einen Wink, der Hund aber lief zu Naimes und legte Pfote und Kopf in des Herzogs Schoß.

Der ergriff ihn am Halsband, streckte abwehrend die Hand gegen die Diener aus und sprach: „Herr Kaiser, das ist Alberichs Hatzhund, er nahm ihn mit auf seine Fahrt: gebt dem Tiere Frieden: der Hund zeugt für seinen Herrn gegen den Marschalk: Macarius, ich klage dich an: du hast Alberich ermordet!“

„Alter Graukopf, wäge deine Worte besser,“ schalt der

Angeklagte, „ein bissiges Vieh kann deine Lügen nicht beweisen. Was schwatzest du von Alberichs Tod? Traun, der zieht längst in Burgund auf der Heerstraße dahin."

Naimes sah ihn mit kaltem Blick an und sprach: „Herr Kaiser, laßt dem Hunde das Tor öffnen, uns aber ihm folgen."

Da sprangen des Macarius Gesippen drohend von den Bänken auf: Herr Ganelon, Galeran und Hardrat, aber Karl gebot: „Macarius, gib mir dein Schwert, du bist gefangen, bis ich hier das Recht gefunden."

Er winkte vier Palastwächtern, die nahmen den Marschalk in Gewahrsam. Herzog Naimes, Roland, Oliver, Wilhelm von Orange und Richard, begleitet von einigen Speerträgern, schritten hinter dem Hunde her; der führte sie in den Wald an die Leiche seines Herrn: alle sahen, daß da Mord begangen war. Sie flochten eine Bahre aus Laubzweigen, hoben den Toten darauf, Herzog Naimes spreitete seinen blauen Mantel über ihn, und sie trugen ihn nach Paris in die Pfalz. Im Hofe setzten sie die Bahre nieder, der Hund legte sich daneben. Kaiser Karl schritt aus seinem Saal herzu: er schlug den Mantel zurück und schaute den mit Blut bedeckten Toten: „Wehe, du vielgetreuer Alberich," rief er, „wehe! Und was ward aus ihr, die du schützen wolltest?"

Freunde und Gegner des Macarius kamen herbeigelaufen, da sprach der Kaiser: „Paladine, der Mord ist erwiesen, nun findet den Mörder."

Herzog Naimes faßte den Hund am Halsband, führte ihn vor Karl und antwortete: „Alberichs Hund klagt Macarius des Mordes an: ein Gottesurteil mag entscheiden. Der Marschalk leugnet die Tat, so muß er seine Unschuld im Kampfe gegen den Hund erweisen."

„Der Marschalk kämpfe mit dem Hunde!“ riefen die Paladine drohend Ganelon und seinen Gesippen zu.

Kaiser Karl sprach: „Sage mir, Naimes, der du so weise bist, wie soll Mann gegen Hund kämpfen?“

„Dem Manne gebe man einen Stab, armesdick und ellenlang, dem Hunde seine Zähne zur Wehr. Weiß jemand besseren Rat, so sag' er ihn.“

Alle schwiegen und Karl gebot: „Morgen früh soll Gottesurteil geschehen. Herzog, hüte den Hund; Barone, hebt den Toten auf und begrabt ihn: du, Ganelon, bringe Macarius das Urteil.“

Ganelon hatte Macarius getröstet: die jungen Vettern sollten bewaffnet in der Nähe halten und in äußerster Gefahr ihm beispringen. Vor den Toren der Stadt war der Kampfplatz abgesteckt und mit Speerträgern umstellt, die das herzudrängende Volk abwehrten. Herzog Naimes stand schon im Kreis, den Hund am Bande haltend, Macarius auf der andern Seite, von Schwertmännern bewacht. Da kam Kaiser Karl mit seinen Paladinen geschritten, Zeuge des Ausgangs zu sein. Er sprach: „Ich gebiete Frieden: niemand rede ein Wort, oder mische sich in den Kampf: wer's wagt, bei meinem Bart, stirbt am Galgen!“

Da war keiner so keck, daß er Macarius helfen wollte.

Erzbischof Turpin schritt eilig auf den Angeklagten zu, er trug eine Reliquie des heiligen Eustachius in Händen, hielt sie Macarius hin und sprach: „Küsse dieses Weihtum, daß Gott dich schütze, so du im Recht bist.“

Finster antwortete der Marschalk: „Laß mich, Bischof, ich brauche weder Gott noch seine Heiligen gegen einen

Hund.“ Das Volk murrte, Turpin trat aus dem Kreis und der Kaiser gab das Zeichen.

Herzog Naimes sprach: „Nun bittet alle Gott, daß er dem Recht den Sieg verleihe.“

Darauf ließ er den Hund los. Der sprang zähnefletschend gegen Macarius, der Marschalk schlug ihn zu Boden unter grimmen Schlägen, aber plötzlich sprang der Hund mit einem Satze ihm an die Gurgel, biß sich fest und riß den Marschalk nieder, ein Blutstrom färbte den gelben Sand rot, der Hund aber ließ nicht los, wie sehr Macarius ihn auch schlug; da warf er den Knüttel fort, reckte die Hände zum Himmel und rief: „Errettet mich, ich bin schuldig.“

Karl winkte, Herzog Naimes sprang hin, packte den zerschlagenen Hund und zog ihn weg von dem Mörder.

Dann trat der Kaiser in den Kreis und sprach: „Macarius, bekenne mir deine ganze Schuld.“

Da beichtete der Marschalk, wie er den Verrat an der Kaiserin und danach den Mord an Alberich begangen.

Karl aber klagte: „Wehe, welch' Herzleid hab' ich mir bereitet, da ich meiner reinen Frau solch ungerechtes Urteil sprach! Macarius, ich kann dir nicht verzeihen, du hast dein Leben verwirkt. Fort mit ihm aufs Rad.“

Die Henkersknechte führten ihn hinweg, Rücken und Gebeine wurden ihm rasch zerstoßen: so starb er, sein Leichnam ward aufs Rad geflochten, wilden Vögeln zum Fraß.

Der treue Hund kroch auf Alberichs Grab, streckte sich und starb. Karl ließ ihn neben seinem Herrn einscharren. In alle Lande aber entsandte er Boten, nach der Kaiserin zu forschen.

Als die Kaiserin sich vor Macarius ins Walddicht geflüchtet hatte, blieb sie die Nacht über in ihrem Versteck. Am Morgen wanderte sie weiter, immer tiefer in den Forst: mit Moosbeeren und Wildwurzeln stillte sie ihren Hunger. So kam sie an eine Hütte, in welcher Waroch, ein Köhler, einsam hauste. Haar und Bart hingen ihm struppig ums rauhe Antlitz, die lichten Augen schauten aber gar ehrlich in die Welt. Die Kaiserin bat ihn um Aufnahme. Waroch schaute sie staunend an, sah ihre blauen Augen, ihr langes Blondhaar und sprach: „Ihr seht aus wie Herrn Karls Frau, die ich einmal zu Paris sah."

Sie antwortete: „Die bin ich auch, nun aber elender als die ärmste Bettlerin in des Kaisers Reich." Und sie erzählte ihm alles.

„Herrin," sprach Waroch, „wollt Ihr bei mir bleiben in meiner armen Hütte, ohne Magd, bei karger Speise, so werd' ich Euch beherbergen, Euch dienen und schützen, so lang ich atme und Euer Geheimnis bewahren."

Da blieb sie dort. Sie gab ihm zwölf Goldgulden, all' ihre Habe, und hieß ihn, dafür in Paris Speisevorräte und bunte Seide kaufen; denn sie wollte nicht müßig leben. Waroch brachte ihr alles. Und die Kaiserin saß, wie einst Bertha Gänsefuß, im Walde und wirkte bunte Borten, die dann der Köhler einer Krämerin in Paris umtauschte gegen allerlei, dessen sie in der Einöde bedurften.

Und bald gebar die Kaiserin ein schönes Knäblein; das gedieh. Um die Zeit, als es in lichten Locken lustig ihr ums Knie sprang und sie mit blauen Augen — wie die Herrn Karls — anblickte, um Pfingsten war's, ging Waroch zum zweiten Mal mit dem Gewirk seiner Herrin nach Paris. Die Krämerin betrachtete nun argwöhnend

die feine Arbeit in des schmutzigen Köhlers Händen und bat ihn, ein wenig zu warten. Eilend lief sie in die Pfalz und gerade vor den Kaiser, zeigte ihm die Borten und rief: „Herr, ein einfältiger Köhler brachte mir das: sah man je Köhlerweiber solches wirken? Kommt selber und befragt ihn, ob er nicht etwa von unsrer verlorenen Herrin zu melden weiß?“

Karl erkannte an dem Gewirk seines Weibes Arbeit, vor Freuden küßte er die Krämerin und von Naimes begleitet ging er an ihren Laden. Da stand Waroch und schaute sich den Kram an. Karl hielt die Borten in der Hand und sprach zu ihm: „Gesell, woher hast du dieses kostbare Zeug gebracht?“

Waroch antwortete in seiner einfältigen Art: „Aus England, Herr.“

„Das ist meines Weibes Arbeit, wo weilt sie? Sagst du mir nicht die Wahrheit, mußt du sterben. Ich bin Kaiser Karl.“

Waroch traten Tränen in die Augen, Kummer und Angst bedrängten ihn, endlich antwortete er: „Herr Kaiser, schwört mir zuvor, daß Ihr meiner Herrin kein Leid antun wollt, sonst laßt mich nur gleich sterben.“

Karl sprach: „Das gelob' ich bei Saint Denis.“

Naimes rief: „Und mich, des Kaisers Herzog, nimm noch dazu als Bürgen.“

„Dann folgt mir nur,“ sagte Waroch, „sie lebt bei mir im Wald: sie geht in grauen Gewanden und betet täglich für ihn, den ihr Gott zum Eheherrn gegeben hat. Eines schönen Knäbleins ist sie genesen, das hab ich gepflegt, so gut es ein Köhler vermag.“

Kaiser Karl ließ gleich in Pfalz und Stadt verkünden, daß die Kaiserin wiedergefunden sei, und zog in stolzem Geleite mit Waroch in den Wald. Der aber bat den

Kaiser, er solle allein, voraus den Hofherren ihm folgen, damit nicht die Kaiserin erschrecken und wieder entfliehen möchte. In der Nähe der Hütte wies Waroch ihm den Weg und blieb zurück bei dem Gefolge.

Als Karl die Hütte erblickte, saß die Kaiserin im Sonnenschein davor; das Knäblein sah den Kaiser zuerst und rief: „Mutter, was will der stolze Mann?" Die Kaiserin erschrak, ohne umzublicken faßte sie den Knaben und wollte aufspringen, aber Karl stand schon vor ihr. Er beugte das Knie und sprach mit harmvoller Stimme: „Du vielreines Weib, ich habe dir Unrecht getan, kannst du verzeihen?" Und er netzte ihre Füße mit Tränen. Die Kaiserin beugte sich nieder, umarmte ihn und küßte ihn auf den Mund.

„Selig preis ich diese Stunde, da ich dich wiedergefunden habe," rief Karl. Er saß neben ihr, umschlang sie mit den Armen und küßte ihr Augen, Wangen und Mund, und setzte das Knäblein auf seine Kniee und herzte es wieder und wieder.

Da kam das Hofgeleite geritten. Unter Jubelruf wurde die Kaiserin auf den weißen Zelter gehoben, das Knäblein nahm sie in ihren Schoß, Karl hing ihr den hermelingesäumten Mantel um die Schultern, Waroch mußte die Zügel fassen. Der Kaiser ritt ihr zur rechten, Herzog Naimes zur linken Seite. Vor den Toren von Paris und in den Straßen lief das Volk zu Hauf und rief huldigend der Kaiserin zu. Und Karl setzte einen Hoftag an zu ihren Ehren: da wurde der Knabe Ludwig getauft; Waroch hielt ihn über das geweihte Wasser; und reich wurde da des Köhlers Treue gelohnt: denn der Kaiser erhob ihn in den Herrenstand und gab ihm Burg und Stadt zu Lehen.

---

10. Kaiser Karls Kriegsfahrt nach Spanien.

Von noch gar vielen Schlachten und Siegen Kaiser Karls und seiner Paladine singen alte Lieder: Avaren, Bayern, Langobarden, Beneventaner, Burgunden, Aquitanier, Vasconen, Normannen, Bretonen, Dänen, Sachsen, Friesen — sie alle hatten des Kaisers Schwert gefühlt und nannten ihn ihren Herrn. Brach auch bald hier, bald dort ein trotziger Vasall, ein starkes Volk Frieden und Recht: flugs war Karl da und zwang zur Unterwerfung; oder er entsandte einen seiner Paladine, der nimmermüden, der stets zu Schwert- und Botendienst Bereiten.

Nun hatte Karl Frieden gehabt in seinem weiten Reiche: fünf, fast sechs Jahre — geht die Sage — da, in Friesland weilte er gerade, da erschien dem Kaiser im Traum der Erzengel Gabriel und sprach: „Steh auf, großer Karl, rüste dein Heer und ziehe nach Spanien. Nicht mehr beten fromme Franken an Sankt Jakobs Grab: und schon streckt der Saracene seine Hand über die Pyrenäen und nimmt Stadt und Land der Christen. Auf nach Spanien!“

Sofort zog Karl nach Aachen, versammelte die Paladine, erzählte seinen Traum und sprach: „Nun laßt mich euren Rat vernehmen.“

„Heerfahrt!“ scholl's freudig aus vieler Mund, aber Ganelon sprach: „Halte Frieden, großer Karl! Laß dir's genug sein der Eroberungen.“

Und manche nickten beifällig zu seinen Worten.

Da fuhr Roland auf: „Wie lange wollt ihr denn ruhn? Schon rosten unsre Waffen! Schon allzulange ertrugst du, Kaiser, Marsils, des Saracenen, Keckheit.

Bordeaux ist in der Ungläubigen Macht, Arles, Narbonne, Nobles (Grénoble) und wohl noch mehr der Städte haben sie genommen. Stets kämpfen wider sie deine Vasallen in Aquitanien: Herr Haimerich mit seinen Söhnen Arnold, Bernard und Wibelin, der Herzog Sansun und Wilhelm von Orange."

„Zum Kampf wider die Ungläubigen!" rief mit mächtiger Stimme Herzog Naimes im grauen Bart. „Auf, Kaiser Karl! Ein Markgraf ist Held Roland, ein Königreich müssen wir ihm erobern! Auf, nach Spanien!"

„Auf nach Spanien!" sprach da Karl sich erhebend, und seine Stimme hallte wie Donner durch die Pfalz, seine blauen Augen leuchteten wie Blitze.

Zwei Jahre rüstete der Kaiser, dann brach er auf mit gewaltigem Heer. Als er an die Gironde kam, fand er nicht Brücke noch Schiff; da kniete Karl nieder, betete zu Gott und wieder sprang eine weiße Hinde auf, durchschritt den Strom und zeigte so dem Heer die Furt.

Bordeaux hatten die Saracenen genommen, Salatrap befehligte darin. Einst am frühen Morgen ritt Roland am Meeresstrand nahe der Stadt und traf mit Salatrap zusammen. Der Saracene saß auf andalusischem Hengst in Wehr und Waffen und Roland erschlug ihn im ritterlichen Kampfe. Dann legte er des Toten Kursit an, den ärmellosen, geschlitzten, mit Wappenbild verzierten, über der Brünne getragenen Seidenrock, steckte Salatraps Helmzier auf seinen Helm, nahm dessen Lederschild und ritt nach Bordeaux.

„Sei willkommen, Herr," grüßte ihn der Torwart; denn er hielt ihn für Salatrap und ließ ihn ein. Da erkundschaftete Roland, wie die Stadt am besten zu ge-

winnen war. Als er aber eine Schar Saracenen zum Tor hinausziehen sah, ritt er ihnen nach.

„Bist du Salatrap, mein Herr?“ fragte nun der Torwart, aufmerksam das Roß betrachtend. Roland gab Veillantif den Sporn, der Hengst sprang durch die Pforte, der Reiter wandte sich und rief: „Ich bin Roland, Kaiser Karls Markgraf, Montjoie!“ Und schon hatte er die Saracenen vor sich eingeholt. Ein König aus Nubien rannte mit ihm zusammen und zerbrach ihm den Schild: aber Roland zog Durendal und mit einem Hieb spaltete er dem Nubier Helm und Haupt. Zwanzig Ungläubige drangen zugleich auf ihn ein mit Speeren, Pfeilschüssen und Schwerthieben, und ihr Geschrei und Allahruf lockte neue Haufen aus der Stadt. Da ließ Roland Veillantif rennen, was er konnte, zurück zu seiner Heerschar.

Am nächsten Morgen aber hielt er mit seinen Reitern vor Bordeaux. Mit dem ersten Speerwurf traf er den Torwart auf der Zinne: die Eisenspitze fuhr dem Mann durch die Brust und spießte ihn an die Mauer.

Mit Grauen flohen seine Genossen von der Zinne, Roland erbrach das Tor, drang in die Stadt und jagte die führerlosen Saracenen hinaus. Wer sich Herrn Karl ergab, der blieb verschont, und der stolze Markgraf steckte Karls Banner auf Salatraps höchste Palastzinne.

Als Kaiser Karl bei Perigord Lager schlug, fand er neben einer Quelle einen Mann der Landschaft: er fragte ihn: „Freund, hast du Wein? und willst du mir davon geben?“

„Herr, ich habe keinen Wein, aber gutes Wasser,“ antwortete der Mann, ging an den Brunnen, schöpfte seinen Becher voll und bot ihn dem Kaiser. Der nahm

ihn und trank; denn ihn dürstete sehr, dann reichte er den Becher zurück und sagte mit frommem Schaudern: „Freund, das ist der beste Wein, den ich je getrunken habe.“

Der Mann schritt schweigend hinweg, Karl aber in sein Zelt. Er steckte seinen Speerschaft in die Rasenerde, und als er sich am nächsten Morgen erhob, fand er den Eschenschaft grünend und blühend. Dem Himmelsherrn dankend, betrachtete er das verheißungsvolle Siegeszeichen. Später ließ er dort eine Kirche erbauen.

In Carcassonne hielt Anchises des Kalifen Banner hoch. Karl lag vor der Stadt und ließ die festen Wälle vergebens berennen: Anchises stand auf der Mauerzinne und höhnte sein. Der Kaiser lenkte Tencendur herum: er wollte zum Abzug blasen lassen. Da bewegte sich einer der vorspringenden Mauertürme vorwärts gegen Karl und verneigte sich vor ihm; von einem zweiten stürzte die Bedachung herab und fiel dicht vor Karls Hengst zur Erde, als wolle er den Hut abnehmen vor seinem Herrn. Daran erkannte Karl, daß Gott ihm Sieg verheiße. Von neuem berannten seine Sturmböcke die Stadt: wenige Tage danach öffnete Anchises die Tore, von Hunger gezwungen, und überreichte demütigen Blickes dem großen Kaiser die Schlüssel von Carcassonne.

Karl lag mit Kriegsscharen vor Montmeillant; ein dichter Wald trennte der Franken Heer von dem der Ungläubigen. Allerlei jagdbar Getier, vornehmlich Wildeber, hausten in dem Forst und Kaiser Karl ritt aus, sie zu jagen. Lange verfolgte er in wildem Ritt einen Eber, längst hatte er sein Geleite verloren, — da, endlich kam

er dem Wild nahe: er schoß den Jagdspeer und verendend sank der Eber um. Vergnügt stieg der Kaiser ab, blies sein Hiefhorn und harrte seiner Jäger. Statt ihrer kam Flambador, der Saracene, mit vielen Reisigen. Sie umringten Karl und nahmen ihn gefangen. Er gab sich für Karls Falkner aus. Flambador führte ihn seinem Vater Marc von Montmeillant zu. Der erstaunte über des Gefangenen Größe und Schönheit, berief Anselm, einen landverwiesenen Franken, den er aufgenommen hatte, und sandte ihn ins Gefängnis, ob er den Gefangenen kenne. Anselm erschrak, da er Karl erblickte, und ward gar traurig.

„Blicke heiter und sage, ich sei des Kaisers Falkner," sprach Karl zu ihm in fränkischer Zunge. Und Anselm sprach zu Marc: „Der ist ein wackrer Edeling, des Kaisers Falkner." Da kümmerte der Saracene sich nicht weiter um den Gefangenen; Anselm aber ritt in der Nacht ins fränkische Lager und verkündete alles Naimes und den Tischgenossen Karls. Sofort machten sie sich auf, Naimes, Roland, Oliver allen voran, schlichen auf einem Wildpfad durch den Wald nach Montmeillant und gelangten in Saracenenmänteln in die Stadt. Da zogen sie ihre Schwerter hervor, drangen in die Burg, brachen Herrn Karls Gefängnis auf und trieben alle Ungläubigen aus Montmeillant. Marc und Flambador fielen im Kampf.

Narbonne beherrschte der Emir Borel: er zog vor die Stadt gegen Karl zu Felde. Tapfer focht da Herr Haimerich, Garins Enkel, mit seinen Söhnen Arnold von Girone, Bernard von Brabant. Wibelin, der dritte, erschlug Borels kühnen Sohn, und nach wenigen Tagen erstiegen die Franken die Wälle, erbrachen die Tore:

Borel fiel, und Kaiser Karl belehnte Haimerich mit der Stadt: seitdem hieß er Haimerich von Narbonne.

Arles widerstand lange Zeit Karls Angriffen; die Arleser verlachten die Franken und lebten vergnügt hinter ihren Mauern: denn durch einen unterirdischen Gang erhielten sie täglich Zufuhr an Wein, Brot und allem, was ihr Lebensbedarf war. Karl entdeckte diesen Gang und ließ ihn geschickt verschütten und zerstören. Da zwang die Not die Arleser zum Kampf. Sie zogen vor die Tore ins offene Feld und stritten mit Todesmut und fielen alle in einer Schlacht.

Bei Najera trabte der Riese Ferragut vor der Christen Lagerzelten einher und rief überlaut:

„Wo ist der große Karl? Wo sind seine mutigen Recken?"

„Dir stopfen wir bald den großen Mund, du langer Gesell," antworteten zweiundzwanzig Barone lachend und nahmen die Waffen. Aber Ferragut packte einen nach dem andern, band alle und warf sie in ein leeres Zelt. „Ich fürchte den langen Lümmel doch nicht!" rief Roland, sprang auf ein erbeutet Saracenenroß und ritt gegen ihn. Ferragut zog ihn vom Hengst und setzte ihn vor sich in den Sattel: Roland griff ihm in den Bart und zupfte so sehr daran, daß sie beide herabfielen. Sie sprangen wieder auf ihre Tiere und schlugen wie wütend mit den Schwertern. Kein Hieb Durendals wollte den Riesen verwunden, der aber schlug Rolands Hengst mit der Faust tot.

„Ein Stein taugt wohl mehr für dich als eine gute Klinge," rief Roland und griff nach einem. Das Spiel

hatte schon lange gedauert und der Riese war müde geworden:

„Höre, kleiner Held, laß mich jetzt erst ein wenig schlafen," bat er. Roland rückte ihm noch einen Stein unter den dicken Kopf, damit er besser liegen sollte. Als er wieder erwachte, fragte er ihn: „Wie kommt's denn, daß mein Schwert dich gar nicht verletzt?"

„Ei, weil ich gefeit und nur am Nabel verwundbar bin," antwortete der dumme Riese noch schlaftrunken und streckte seine langen Gliedmaßen behaglich.

Da mahnte ihn Roland: „Nun steh' auf: bald liegst du für immer am Boden."

Ferragut erhob sich, Roland zu packen, doch behend entwischte der ihm. Endlich hatte der Riese ihn doch, er drückte ihn nieder und wollte ihn binden, Roland aber faßte des Riesen Schwert und stach es ihm unter dem Harnisch in den Nabel hinein, zum Rücken hinaus.

„Mohammed, nimm meine Seele," hauchte Ferragut noch und starb.

Roland befreite die Gebundenen und fröhlich gingen sie ins Lager zurück.

So nahm Karl den Saracenen Städte und Festen. Von einer wird erzählt, als er sie lange belagert hatte, rief er Gott um Hilfe an: da zertrümmerte ein Erdbeben die trotzigen Mauern und die Christen zogen siegreich in die Stadt.

Nun belagerte Karl vereint mit Roland und Oliver Nobles. Lange lagen sie davor, Tag um Tag stürmten die Franken. Der Saracenen Beg schlug jeden Sturm ab: er ließ Feuer und Steine schießen auf Karls hölzerne Sturmböcke, Widder, Mangen und Schutzdächer.

Da kam ein Bote geritten vom Rhein, er hielt vor des Kaisers Zelt und rief: „Herr, komm' und hilf! Die Sachsen sind aufgestanden, sie haben den Treueid gebrochen: ‚erzwungen‘ schelten sie ihn; Widukind, ihr Herzog, ist zurückgekehrt aus Dänenland: er ist über den Rhein gedrungen, er hat Köln eingeäschert, er hat deinen Erzbischof erschlagen und Opfer entzündet Herrn Woden und Sassenot! Bis an und über den Strom leuchtet der Flammenschein.“

Zornig blitzte des Kaisers blaues Auge: „Die Meineidigen! Warte, Widukind! — Auf, Roland, trauter Neffe, nimm Olifant und blase deinen Scharen: du ziehst mit mir und hilfst dieser trotzigen Sachsen starken Nacken wieder ins fränkische Joch drücken.“

Aber unmutig antwortete Roland: „Widukind im Sachsenland läuft dir nicht davon: bald sind wir mit den Saracenen hier fertig, dann kommen die Sachsen dran.“

„Hörtest du nicht?“ grollte Karl, „die Opferfeuer Wodens — dem Herrn ein Greuel — leuchten bis in den fränkischen Gau!“

„Laß sie brennen und ersticken in den Nebeln der sächsischen Sümpfe und Heiden! Hier leuchtet die goldene Südsonne: auch hier hallt — dem Herrn ein Greuel — der Ungläubigen Allahschrei, und der Engel rief dich, hier zu kämpfen. Nein, Ohm, ich bleibe hier.“

Mit steigendem Groll hatte Karl seine Rede vernommen, er fand kein befreiendes Wort, und der heiße Zorn riß ihn hin: er hob die gepanzerte Hand und schlug dem Ungehorsamen ins Gesicht. Drei Tropfen Blutes flossen aus Rolands Nase. Er fuhr ans Schwert, da traf sein Blick Karls klares Auge: er mußte Sutris gedenken, und seiner Eltern, und wie ihn Karl in seinen Palast genommen, erzogen und allezeit geliebt hatte, mehr als seine eignen Söhne, und seine Hand zitterte an der Schwerthelze:

„Ohm," sprach er, „du selbst hast mir dies Schwert gegeben, für dich, nicht gegen dich eidete ich, Durendal zu führen! Zieh' mit dem ganzen Heer nach Sachsen, laß aber mich und Oliver nur noch so lange hier zurück, bis ich Nobles genommen habe!"

„Wohlan, Neffe, das mag geschehen," sprach der Kaiser, winkte ihm, zu gehen, und sofort gebot er Herrn Naimes: „Entsende Boten an alle Herzoge nah und fern: alle sollen sie mir folgen nach Köln gegen die Sachsen."

II. Der Sachsenkrieg.

Um Weihnachten traf Karl mit seiner Heerschar bei Köln ein. Die Sachsen hatten sich in ihre Wälder zurückgezogen. Der Winter war milde: da gelüstete es Herrn Karl, über den Rhein zu fahren und in den weiten Wäldern Hirsch und Vogel zu jagen. Herzog Naimes mahnte ihn: „Herr, willst du allein mit deinen Jägern reiten? Das ist allzugefährlich, die wilden Sachsen könnten dich erschlagen: gedulde dich, bis das ganze Heer beisammen ist, dann geleitet dich der Paladine Schar."

„Bis dahin, Freund, hat mir der Sachse das edelste Wild längst abgejagt. Du reitest mit mir, und von den Baronen folge, wer im Lager ist und Lust zu jagen hat."

So ritt er allein gen Osten, von einem kleinen Gefolge junger Edelknaben und von Jägern begleitet, immer tiefer in den Sachsengau. Bald hatte Widukind davon Kunde bekommen und er eilte mit einer Schar Streitmänner herzu, den Kaiser zu bekämpfen. Am vierzehnten Tage, auf einer Waldwiese war's, sah Karl die Sachsen aus dem Gehölz

kommen; er hielt den Hengst an und sprach zornig: „Freund Naimes, reiche mir einen Langspeer, nun kommt Widukind und fordert sein Wild zurück."

Widukind saß auf einem friesischen Rapphengst; sobald er den Kaiser vor seinem Gefolge erblickte, jagte er den Seinen weit voran, den Schild auf den Rücken werfend, mit geschwungenem Schwert auf Karl zu. Der saß im Sattel, hielt den runden Schild vor und ließ den Ungestümen mit der Brust auf seinen Langspeer prallen.

„Hilf Woden!" rief der Herzog und fiel rückwärts aus dem Sattel, und schon sprangen einige Franken ab und griffen nach ihm, aber da war Widukinds Schar zur Stelle: hundert Sachsen hieben mit Schwertern und Schlachtbeilen ein auf die fränkischen Herren, die, meist nur in Jagdkleidern, mit Jagdwaffen ausgerüstet, nichts tun konnten, als den Herzog freigeben und ihres Kaisers und ihr eignes Leben verteidigen. Und das schien verloren: aber Naimes erspähte einen alten Turm und riet seinem Herrn, dorthin zu fliehen. Das gelang, sie fanden das Tor offen, Herzog Naimes warf es krachend zu und schob den Riegel ein, gerade als Widukind davor ankam. Der Sachse ließ den Turm umstellen, entsandte Boten und in wenigen Stunden lagerte ein kleines Heer vor dem Bau und begann zu stürmen. Die Burg, eines fränkischen Edelmanns Eigen, der wohl vor den Sachsen hatte fliehen müssen, war gar eng und barg nur wenige Vorräte an Lebensmitteln und Waffengerät. Der Kaiser und seine Paladine schossen mit Pfeilen auf die Belagerer und warfen Steine auf sie hinab. Die Sachsen stürmten Tag um Tag; am sechsten gingen die Lebensmittel im Turm zu Ende. Da bot Karl Widukind ein Lösegeld, aber der Sachse antwortete: „Behalte dein Gold! — Willst du dich lösen, so geschieht's nur mit deinem Haupte."

Schweigend wendete der Kaiser ihm den Rücken und trat von der Zinne hinweg, dann sprach er: „Auf, Barone, wer eine Brünne mitgeführt hat auf diesem Ritt, der lege sie an: dann sitzt auf, wir müssen uns Speise schaffen. Sechs von euch Jägern hüten den Turm."

Sie machten einen Ausfall, die Sachsen waren dessen so wenig gewärtig, daß die Franken bis in Widukinds Lager dringen und reichliche Vorräte erbeuten konnten. Sie mußten blutig darum streiten: bis ans Tor verfolgten und bedrängten sie die Feinde.

In der Nacht entsandte Karl seinen kühnsten Jäger mit einer Botschaft nach Köln.

„Melde dem Erzbischof," sprach er, „daß Kaiser Karl wohlauf im Sachsenlande haust. Keiner meiner Herzöge, — wenn sie schon eintrafen — wage sich mit seinem Heer in diese Sachsensümpfe: in Köln sollen sie mich erwarten! Du aber, reite weiter auf der Heerstraße nach Nobles zu Roland, und ihm sage, was du hier gesehen."

Der Jäger war treu, listig und verschlagen: er kam durch der Sachsen Lager und nach Köln. Des Kaisers Kriegsheer war noch nicht beisammen. Der Bote tat seine Meldung und ritt davon. Und wo er auf der Fahrt ein besser Roß antraf als seines, da sprang er drauf mit dem Rufe: „Ich bin Herrn Karls Bote!" und ließ das wegmüde zurück. Bald hatte er Nobles erreicht, jagte durch die Lagergassen vor des stolzen Roland Zelt und tat seine Meldung. Der Markgraf erbleichte und rief: „Auf, Freund Oliver! Vorwärts Genossen! Noch heute erstürmt mir Nobles; denn ich muß Herrn Karl, meinen Ohm, befreien."

Da begann grimmer Sturm: die Mauern barsten, die Tore sprangen krachend auf, Roland ritt zuerst in die Stadt und erschlug mit Durendal den Befehlshaber der

Saracenen. Er legte starke Besatzung in die Stadt und zog in Eilreisen nach Sachsen. Oliver, Turpin und Herr Reginhar ritten mit ihm.

Reginhar wollte mit dem Vortrab über den Rhein, er wurde aber von Sachsen überfallen und zurückgeworfen, er selber ertrank dabei. Die Sachsen hielten ihn für Roland, meldeten Widukind den Sieg und brachten einige abgeschnittene Frankenhäupter als Wahrzeichen mit.

Da ritt der Herzog vor den Turm: unter dem Helm hervor quoll ihm dichtes, gelbes Haar auf die breiten Schultern, gleichfarbiger Bart umwogte das lange Kinn und den trotzigen Mund, scharf spähten seine graublauen Augen auf die Zinne, bis sie den Kaiser fanden. Er hielt eines der Totenhäupter empor und rief:

„Sieh dies als Wahrzeichen: deine Franken sind geschlagen, der stolze Roland ist ertrunken in den Fluten des Rheins! Kaiser Karl, nun ergib dich meiner Gnade!“

Zornblickend befahl Karl: „Schießt mit Speer und Pfeil und vertreibt mir den Sachsen aus meinem Angesicht!“

„Herr, sorge nicht,“ sprach Naimes, „ich glaube nichts von alledem, was der Heide da spricht! Getrost, uns kommt's wieder besser.“

Und so kam's. Roland und Oliver waren über den Rhein gekommen, hatten der Sachsen Verschanzungen erstürmt, viele hundert Männer erschlagen und jagten das letzte Häuflein vor sich her. Die Flüchtigen trafen bei Widukind ein und riefen: „Alles ist verloren, Herzog! Roland lebt! Er kam mit neuen Scharen über den Rhein und hat uns geschlagen: wir allein entrannen vor ihm mit dem Leben zu dir. Horch! da klingt schon fernher sein schreckliches Horn.“

„All' die Sachsen tot! Und der Markgraf lebt!“ rief

Widukind, „dann rasch auf, Genossen, mir nach! In die Waldverstecke!"

Mit grollendem Schweigen gehorchten sie: drohend hob noch hier und dort einer die Axt oder das Schwertmesser gegen den Turm, dann zogen sie ohne Hasten ab nach Nordosten. „Hilf Woden, hilf Sassenot!" hörte der Kaiser es noch aus ihren Reihen schallen.

Da befahl er: „Jeder waffne sich, so gut er's kann Sitzt auf, alle! Wir reiten nach!"

Er war der erste im Sattel, er stieß das Tor auf: „Dem Herrn die Ehre!" rief er, schwang den Speer und Tencendur flog in gewaltigen Sprüngen über die Waldheide. Naimes ritt ihm zunächst und hielt ihn zurück: denn das Gefolge kam nicht so rasch vorwärts. Aber doch rasch genug, daß sie aus der Sachsen Nachhut noch manchen Mann, der sich Herrn Christus und Herrn Karl nicht ergeben wollte, tot niederstreckten.

Der Kaiser wollte den Fliehenden immer weiter folgen, aber Naimes sprach: „Nicht länger jage dieses Wild, Herr; es ist auch gut, heimzukehren in heiler Haut: wann der Wolf gehetzt wird, wendet er sich oft und beißt."

Da hörten sie einen hellen Hornklang vom Westen her; der Kaiser hielt Tencendur an, sein Auge leuchtete, er rief: „Das ist der stolze Roland, er bläst mir zum Gruße! Zurück zu ihm, zu meinem Heervolk!" Und er lenkte den schnaubenden Hengst westwärts.

In Köln waren mit dem Frühling alle Herzoge, die nicht zur Besatzung im Süden Franciens zurückbleiben mußten, eingetroffen. Aber auch Widukind kam von Osten wieder heran. „Nun laßt uns zuerst eine breite Brücke

bauen," sprach der Kaiser, „dann ziehen wir mit allem Heervolk gegen die Sachsen."

„Dazu mußt du erfahrene Steinmetzen und Zimmerleute berufen," antwortete die Pfaffheit. Und Roland sprach heimlich zu Turpin: „Zum Stilliegen und Brückenbauen bin ich nicht hergezogen. Komm, Freund, wir suchen eine Furt."

Sie ritten aus, den Rhein entlang, mit einer auserlesenen Schar und kamen an eines Einsiedlers Klause vorüber: „He, frommer Mann, weißt du eine Stelle, wo wir durch den Strom reiten können?" fragte Roland.

Der Gefragte hob weisend die Hand: „Frühmorgens sah ich dort unten ein Rudel Hirsche und Hindinnen durch den Rhein schreiten, und das Wasser ging ihnen nicht über die Lenden."

Turpin segnete die Flut und ritt zuerst hinein: ihm folgten Roland und seine Reiter.

„Freund," sprach der Erzbischof, als der letzte aufs Ufer klomm, „laß nun Herrn Karl diese Furt anzeigen."

„Zuvor, Bischof, reiten wir zu Widukind und schlagen ihm eine Wunde, und Herrn Karl einen Sieg, davon die Kunde fliegen soll bis in den fernsten Sachsenhof."

Eskland war ein Sachsenführer; er lag mit seinem Häuflein in den Rheinwäldern und hielt sich verborgen. Ruhig ließ er die Franken dahintraben. „Geduldet euch, Leute," sprach er, „wir besetzen die Furt: der stolze Markgraf kommt nicht darüber zurück."

In der Nacht überrumpelte Roland Widukinds Lager: mancher Sachse erwachte da — im Mondlicht blitzte ihm Francisca und Schwert entgegen — um zu sterben. Viele wurden von den stampfenden Hengsten zertreten; dennoch gelang es Widukind, seine fliehenden Krieger zu sammeln.

„Hilf, Woden! Hilf, Sassenot!“ riefen sie und gingen zum Angriff vor.

Sie waren in der Überzahl, fochten zu Fuß, schwangen den Speer, stießen mit dem Sachs den Rossen in den Bug, daß diese, sich überschlagend, zu Boden stürzten, die Reiter zerquetschend. Der stolze Roland mußte weichen; er blies in sein Horn, und der Franken Renner flogen auf der mondhellen Straße zurück an die Furt.

Doch da stand Eskland mit seinen Mannen.

„Mich dünkt, wir sind verraten!“ rief Turpin, die grimmen Feinde schauend.

„Das dünkt nur solchen, die keinen Mut haben!“ antwortete Roland. „Freund Bischof, jetzt müssen wir scharfe Hiebe hauen!“ Und er schoß seinen Wurfspeer dem vordersten mitten durch die Brust.

Eskland wies auf Turpin: „Seht Herrn Karls Friedenspriester! Sie schwingen das Schwert und taufen mit Blut! Erschlagt ihn, Herrn Woden zum Opfer.“

Da wäre der Erzbischof schier erlegen, doch der tapfere Markgraf half ihm heraus, nicht achtend der Wunden, die er dabei empfing: denn von rechts, von links und vom Rücken her drangen die Sachsen nun auf ihn ein. Die fränkischen Speerreiter spornten die Hengste, überritten die zu Fuß Kämpfenden, befreiten ihre Führer, jagten mit ihnen davon und wateten durch die erzwungene Furt über den Rhein. Da glitt noch hier und dort mit grellem Aufschrei ein Mann aus dem Sattel in den Strom, getroffen von einem nachfliegenden Stein oder Speer der Sachsen.

Rolands Wunden waren so viele, daß er tatlos in seinem Zelt liegen mußte. Karl sandte ihm seinen Arzt Wintar, der pflegte ihn Tag und Nacht.

Unterdes bauten die Werkleute an der breiten Brücke; doch die Sachsen überfielen sie plötzlich, zerstörten, was sie

gebaut hatten, erschlugen viele der Wehrlosen und jagten die übrigen davon. Der Kaiser drohte den Entlaufenen mit Landesverweisung: da kehrten sie zurück und begannen aufs neue den Bau unter Schutz fränkischer Wehrmannen. Abermals kamen die Sachsen: und während die einen mit der fränkischen Waffenschar fochten, fielen die andern über die Bauleute her und zertrümmerten abermals ihr Werk.

Unwillig rief der Kaiser: „Wäre nur Roland wieder heil! Dann würde die Brücke bald fertig stehen."

Da meldeten sich zwei Baumeister, die waren aus Spanien, die konnten tauchen und im Wasser aushalten, wie ein Lachs darin springt. Sie sprachen:

„Herr Kaiser, gebt uns Holz und alles, was man zu einem Bau bedarf, dann bauen wir Euch die Brücke."

So geschah's: sie zimmerten ein Schiff, das mit dem Vordersteven an das östliche, mit dem Achtersteven an das westliche Ufer stieß. Dann mauerten sie eine Pfeilerbrücke und setzten darauf Karls Bild aus Stein gehauen: in der Bildsäule war hohler Raum für einen Mann, der mußte darin stehen und seine Hand in die Rechte des Bildes legen, einen Königsstab drohend gegen die Sachsen schwingen und ihnen entgegenrufen, wann sie anstürmten. Sie hatten den Bau nicht hindern können, und sie glaubten, Karl selber stehe auf der Brücke. Mit Speer und Stein schossen sie auf das Bildnis und konnten es nicht zertrümmern, da hielten sie das Bild und Herrn Karl für göttergleich und meldeten ihrem Herzog: „Kaiser Karl steht auf der Brücke und schwört bei seinem Bart: ‚Widukind, nicht eines Spornes Wert soll dir bleiben von deinem Land.'"

Zornig sprang der Herzog auf seinen Rapphengst, ritt auf die Brücke vor das Steinbild und rief laut: „Du da,

großer Karl! Dein eigner Gott strafe deinen Hochmut und verderbe dich! Mit welchem Recht willst du mein Vaterland von mir nehmen?"

Der Mann im Bilde antwortete: „Mit dem Recht, das Gott der Herr mir gab über die Heidenschaft! Sachsen ist mein!"

„Niemals, solang ich lebe, sollst du es gewinnen!" antwortete Widukind: „Landgierig und hochfährtig bist du, großer Karl! Ich rufe Herrn Christus an und bete zu Herrn Woden, daß sie beide dich verlassen und verderben mögen! Laß dir's genug sein, daß dich dein Gott nach gefahrvoller Jugend zum Frankenkönig erhob, und begehre nicht nach andrer Fürsten Reiche."

„Mein Vater Pippin bekriegte den deinen, da er nicht Christ werden wollte: und wärst du, Widukind, mächtiger noch als er war, und du willst nicht lassen von deinem falschen Gott, so bekämpf' ich dich."

„Wohlan," rief der Sachse drohend, „dein Sack soll dir in meiner Mühle gemahlen werden: auf zum Kampf! Ich räche mein Volk und schlage dir das weiße Haupt ab!"

Er wandte den Rappen herum, hielt den Schild vor den Mund und rief, den Franken unverständliche Worte, nach Osten. Da sprangen aus Busch und Gestein bewaffnete Sachsen empor und eilten an ihres Herzogs Seite; mit geschwungenen Schwertern griffen sie die Brückenwache an; dazwischen hallten Axtschläge unter der Brücke und krachend splitterten die Planken des Schiffes.

Bald war die Brücke gewonnen.

Roland lag in seinem Zelt, bei ihm saß Balduin; der war sein Halbbruder: denn nachdem Herr Milon im Kampfe gegen Bretonen gefallen war, hatte Karl die Witwe Ganelon vermählt; er war gerade im Lager eingetroffen, da hörten sie den Lärm: rasch hatten sie die

Ursache erfragt. „Vorwärts, Bruder, gegen die Heiden!“ rief der Markgraf, sprang auf, waffnete sich trotz mancher unvernarbten Wunde und ritt stracks mit seinem Volk auf die Brücke.

Roland warf Widukind zurück über den Rhein und schützte die Brücke. Balduin griff Eskland an, versetzte ihm einen schweren Speerstoß und verfolgte den Fliehenden. Der kühne Jüngling tat einen verwegenen Ritt — mitten durch fliehende und kämpfende Sachsen.

Die Brücke war nun fertig: Kaiser Karl zog hinüber mit seinem ganzen Heer und schwur bei Saint Denis: „Nun unterwerf' ich mir ganz Sachsen oder sterbe darüber.“

Sobald Widukinds Späher den Anmarsch der Franken meldeten, machte er sich kampfbereit. Eskland lag in einem Wald in Hinterhalt, den Feinden in den Rücken zu fallen, während der Herzog sie von vorn angriff. Roland hatte die List erkundschaftet und legte sich in denselben Wald.

Karl zögerte nicht: sobald er die Sachsen erblickte, sprengte er allen voran in den Kampf. Da kam Widukinds Bannerträger geritten und rief laut: „Wo bist du, Roland, den Woden verderbe? Heut' mußt du sterben!“

Balduin antwortete: „Hier ist Rolands Bruder!“ Und er warf zornig seinen Speer auf den Bannerträger: durch den Hals getroffen fiel der ins Gras.

Und Widukind rief: „Wo bist du, großer Karl? Dein Haupt bring' ich Herrn Woden zum Opfer!“

Karl hatte ihn gehört, er rannte ihn an und warf ihn mit einem Speerstoß ins Gras, aber heil sprang der Sachse auf und wieder in den Sattel.

Ein alter Heide ritt da, er war aus dem fernsten Norden gekommen: sein Hengst war von einem Lindwurm

gesäugt: er fraß nicht Hafer noch Heu, sondern Fleisch, auf der einen Seite war er grau, auf der andern schwarz, über den Rücken weiß, und der Nordmann tat grimme Hiebe: rechts und links fielen vor ihm die Franken, bis er vor Balduin kam: der stach ihm mit der Schwertspitze mitten ins Herz. Der Alte war tot, saß aufrecht im Sattel, und das Roß jagte mit dem Toten davon über die blühende Heide nach Norden.

Da brach Eskland hervor aus dem Wald: aber dicht neben ihm kam auch Roland heraus und ritt ihn an zum Einzelkampf. Das war scharfes Streiten: von Rolands Helm flogen die Steine weg, seine Brünne barst, eine tiefe Wunde klaffte ihm auf der Brust, sein Roß ward wund, er sprang ab und hieb dem Sachsen mit Durendal auf die linke Achsel und schlug ihm den Arm ab, und noch einmal schwang er das Schwert: und weithin flog Esklands schönes, trotziges Haupt.

Als Widukind seinen Freund fallen sah und einen Sachsen nach dem andern, floh er mit den letzten in ferne Waldverstecke.

Kaiser Karl aber unterwarf die Sachsen und ließ sie taufen mit Befehl und Gewalt, und wer von Herrn Woden nicht lassen wollte, dem ließ der große Karl das Haupt abschlagen.

Von Herzog Widukind geht die Sage, daß er sich in der Osterwoche als Bettler verkleidet in Karls Lager schlich, um zu kundschaften. Er kam gerade, als der Kaiser eine Messe singen ließ. Da nun der Priester bei der Wandlung die heilige Hostie emporhielt, erblickte der Sachse darin ein Knäblein von niegesehener Schönheit. Nach der Messe schritt er mit den andern Bettlern vor Karl hin, einen Silberheller zu empfangen. Er streckte die Hand aus und blickte empor, da sprach Karl, seine

Hand fassend: „Dies trotzige Auge kenn' ich, du bist Widukind!"

Der antwortete: „Ich bin's, und Wunderbares hab' ich gesehen." Er erzählte sein Gesicht. Karl selber belehrte ihn und ließ nicht ab, bis Widukind die Taufe nahm.

Und der Herzog sandte Botschaft aus in alle Sachsengaue: „Widerstrebt nicht länger dem übermächtigen Karl!" So endete der Sachsenkrieg.

---

12. Das Rolandslied.

Nun zog Kaiser Karl mit seinem Heere wieder nach Spanien, stieg über die Pyrenäen und belagerte Pampelona. Das verteidigte Malceris und sein Sohn Isores. Lang lagen die Franken davor. Die Ungläubigen ritten täglich vor die Tore zu wildem Kampf. Der stolze Roland mußte selbst einmal, schwer verwundet, mit seinen Reitern zurück ins Lager flüchten. Am nächsten Tag, als Isores geritten kam, wurde die Scharte ausgewetzt. Roland lag in seinem Zelt, der kriegerische Naimes tat Wunderdinge, schrecklich schüttelte Karl seinen Speer gegen die Feinde: — das ward ihnen allemal zum Verderben! Tapfer und treu ritt Ganelon in den Streit, Murglies, sein Schwert, in der Hand, Herr Oliver rannte dem feurigen Isores entgegen, Alteclair hochschwingend: da hagelte es Hiebe: betäubt sank der Saracene aus dem Sattel, Anseïs der Alte nahm ihn gefangen, aber der edle Jüngling wollte sich nur Roland ergeben, oder gleich sterben. Da führte Anseïs ihn zu dem Markgrafen. Die nimmer-

müden Paladine erstürmten das Tor, drangen in die Stadt, nahmen Malceris gefangen, pflanzten die Oriflamme auf und riefen laut: „Heil Karl, dem Herrn von Pampelona."

Und der milde Kaiser wollte den Gefangenen Stadt und Leben lassen, wenn sie die Taufe nähmen. Isores schaute Karls stolzes Antlitz und in seine leuchtenden Augen und rief: „Großer Karl! Lehre mich, dir und deinem mächtigen Gotte dienen."

Da antwortete Malceris: „Dein Bischof mag mir vom Christenglauben erzählen." Aber in der Nacht schritt der Sarazene an seines Sohnes Lager. Der lag in tiefem Schlaf.

„Armer, doppelt gefangener Knabe!" murmelte Malceris, „du sollst nicht abtrünnig werden Mohammeds Gesetzen."

Er hielt einen Dolch in der Rechten und wollte ihn erstechen; da fiel das Mondlicht auf Isores schönes Antlitz: der Vater schaute den geliebten Sohn. Er schob den Dolch wieder in den Gürtel: „Sei gesegnet! Allah ist groß: er schenke dir Gnade!" Und leise glitt er hinaus, und gefolgt von einigen Getreuen verließ er auf Schleichwegen Palast und Stadt. Erst am nächsten Morgen entdeckten die Franken seine Flucht und verfolgten ihn. Er aber entkam bis Toledo, dort fiel er, als die Franken die Stadt erstürmten. Isores wurde getauft.

Sieben Jahre heerfahrtete nun Karl in Spanien: keine Burg widerstand seiner Hand: Logroño, Estrella, Quarion, Astorga waren bezwungen, das Land von Valtern, Balasgued, Tuele, Sicilie, Prine und Commibles hatte Roland erobert; nur Saragossa, das König Marsil beherrschte, widerstand noch dem großen Karl.

Zu Saragossa schritt Marsil in seinen Garten, ihm folgten Räte, Emire und Scheichs. Sorgenschwer begann er: „Kaiser Karl kam in dies Land, uns zu knechten. Jetzt liegt er vor Córdova: fiel das, zieht er heran. Ihm folgt der Sieg! Ich habe nicht Heer noch Volk, das ihn bezwänge; darum ratet mir: wie sollen wir uns retten?“

Alle schwiegen, nur Blancandrin von Valfunde im weißen Haare sprach: „Laßt die Sorgen fahren: entbietet Eure Freundschaft dem übermütigen Karl, sendet ihm Geschenke und versprecht, ihm zu huldigen, daß er heimziehe nach Aachen. Ist er erst dort, löst sich sein Heer auf, und wir sind hier die Kriegsplage los. Und heischt er Bürgen, so senden wir ihm unsre Söhne. Den meinen biet' ich Euch zuerst, würd' es auch sein Tod; denn besser acht' ich, für König uud Volk sterben, als leben in Knechtschaft.“

„Also gescheh's!“ sprachen alle. Und Marsil wählte sogleich die Boten: zehn der grimmsten Sarazenen; Blancandrin sollte der Sprecher sein.

„Geht zum großen Karl,“ befahl der König, „tragt Ölzweige in den Händen, seid listig: und verschafft ihr mir durch euren Witz Ruhe vor diesem Karl, werd' ich euch lohnen mit Gold und Silber und schönen Weibern.“

Zehn weiße Maultiere ließ er da vorführen: golddurchwirkt war das Zaumwerk, die Sättel silberbeschlagen. Die Boten saßen auf und Ölzweige in Händen ritten sie nach Cordova.

Das lag in Trümmern: die Franken hatten es erstürmt und große Beute gemacht. Wer von den Einwohnern nicht sterben wollte, mußte sich taufen lassen. Frohgemut saß Karl in einem großen Garten, um ihn seine Paladine und Barone: auf weißen Decken saßen sie bei Brettspiel und allerlei Kurzweil. Unter einer Fichte, neben einem Weißdorn thronte Kaiser Karl auf seinem goldenen Falte-

stuhl. Weiß war sein langer Bart, blütenweiß nun auch sein Scheitel: die Boten erkannten ihn ohne Fragen. Sie stiegen ab und grüßten ihn demütig, und Blancandrin begann:

„Gott segne dich! Mich sendet Marsil mit ehrerbietigem Gruß: reiche Gaben bietet er dir: Windspiele, Löwen, Bären, siebenhundert Kamele, tausend Jagdfalken, vierhundert Maultiere mit Schätzen beladen: Goldbesanten, genug, deine Krieger zu löhnen. Dann gib ihm Frieden, und kehre heim nach Aachen: dorthin wird dir mein Herr folgen zum Michaelsfeste."

Sinnend neigte Karl sein Haupt, dann fragte er streng: „Das klingt wohl gut, doch was bürgt mir für Marsils Treue?"

„Geiseln, großer Kaiser: zehn, ja zwanzig der edelsten Jünglinge unsres Volkes; mein Sohn ist auch darunter. Du magst sie alle töten, kommt Marsil nicht, dir zu huldigen: denn er begehrt Christ zu werden."

„Bis morgen, ihr Boten, geduldet euch," sprach Karl und wies den Sarazenen Herberge an.

Am nächsten Morgen versammelte Karl seinen Rat in demselben Garten.

„Barone," begann er, „ihr habt Marsils Botschaft gehört: doch ich weiß nicht, was er im Sinn führen mag?"

Roland sprang auf vom Sitz: „Traue nicht Marsil! Er ist ein Verräter! Einst kamen auch Boten von ihm, die sprachen gerade so wie diese: Basan und Basil, unsre edlen Genossen, sandtest du darauf zu ihm, — er ließ sie köpfen! Nein, Krieg gegen den Heiden! Auf, führe uns nach Saragossa! Wir erstürmen dir die Stadt und rächen deine Grafen."

„Roland redet mehr Übermut als Weisheit," sprach Ganelon, „höre nicht auf ihn! Denk' an deinen Vorteil:

Frieden und Unterwerfung, ganz Spanien wird dir geboten! Wer da zum Krieg rät, ist ein Tor."

„Herr, mir deucht, in Ganelons Rat ist Weisheit," sprach der alte Naimes, sich erhebend, „ganz Spanien hast du bezwungen, Marsil kann dir nicht länger widerstehn und bittet um Schonung. Er stellt Bürgen für seine Treue: Sünde wär's, ihm nicht willfahren. Es war genug des Kriegs: schick ihm einen der Barone, die Zeichen seiner Unterwerfung zu empfangen."

Da riefen alle: „Weise sprach der Herzog!"

„Wohlan," fragte der Kaiser, „wer soll der Bote sein?"

Und Naimes antwortete: „Ich will gehn."

„Bei meinem weißen Barte, Freund Naimes, du bist ein weiser Mann: — und bleibst bei mir, setze dich."

„So laß mich reiten, Ohm!" rief Roland.

Doch Oliver sprang rasch auf und entgegnete: „Nein, Freund, du nicht! Dein Sinn ist allzu stolz und zornmütig: mischest du dich drein, verdirbst du, fürcht' ich, alles: Herr Kaiser, ich will Euer Bote sein, wenn's Euch gefällt."

„Schweigt, Herr Oliver, und schweige, trauter Neffe: ihr werdet beide nicht gehen, und keiner von euch jungen Paladinen."

Da erhob sich Erzbischof Turpin: „Laßt Eure Franken im Lager bleiben, Herr! Gebt mir Stab und Handschuh und ich will zu dem Saracenen reiten und ihn mir einmal betrachten."

„Bischof, setzt Euch! Und redet nicht weiter bis ich's Euch befehle," sprach Karl, „ihr Herren, wählt mir einen Boten!"

„Dann ist keiner tauglicher dazu als Ganelon, mein Stiefvater," antwortete Roland, und alle Barone riefen: „Ja, er soll es sein."

„So tretet heran, Ganelon, nehmt Stab und Handschuh aus meinen Händen: Ihr seid der Bote! So wollen's die Franken."

„Das will nur Roland! Schlecht taug' ich zu solchem Dienst! Ich will des Markgrafen Freund nicht länger sein: ich sag ihm ab und allen seinen Genossen!" rief Ganelon.

„Schweigt! Und zieht: weil ich's befehle!" sprach der Kaiser.

Aber Ganelon fuhr fort: „Ich gehe nach Saragossa und weiß, daß ich nicht zurückkomme von dort: Marsil wird mich töten! Land und Lehen laß ich Balduin, meinem schönen Sohne. Herr Kaiser, seid ihm dann ein huldreicher Herr."

„Ganelon, du bist zu zärtlich: du quälst dich mit unnötiger Sorge," tröstete der Kaiser den Grafen. Der aber riß das marderverbrämte Obergewand von den Schultern und stand da im feinen Unterkleid: mit hellen Augen, stolzen Angesichts. Die dichten blonden Hare hingen ihm nieder auf die breiten Schultern; sein Leib war schlank, er war schön: mit Wohlgefallen sahen's die Franken. Ganelon kehrte sich zu Roland:

„Was erbost dich gegen mich, deinen zweiten Vater? Du rätst, mich zu Marsil und in den sichern Tod zu schicken? Komm ich — wenn es Gott gefällt — mit dem Leben zurück, so will ich dir ein Leid antun, daran du für's ganze Leben tragen sollst. Ich gehe, aber ich sinne mir etwas aus, gegen dich meinen Mut zu kühlen."

Hell auf lachte Roland: „Daß ich kein Drohen fürchte, wissen alle Franken!"

Aber Ganelon ward nur noch zorniger: „Gerechter Kaiser," sprach er, „hier steh' ich, Euren Befehl zu erfüllen."

Da hielt ihm Karl den Handschuh hin; als der Graf ihn nehmen wollte, ließ er ihn zur Erde fallen.

„Das bedeutet uns Unheil," murmelten die Franken. Dann reichte der Kaiser ihm Stab und Brief, segnete ihn und hieß ihn ziehen.

Ganelon ging in seine Herberge, rüstete sich aufs beste, gürtete Murglies um seine Hüfte, schwang sich auf sein Kampfroß Tachebrun, Guinemer, sein Oheim, hielt ihm den Bügel; seine Gesippen und Lehnsmänner standen dabei, weinten und klagten: „Schmach über Roland! Herr, Ihr reitet in Euer Unglück. Nehmt uns mit!"

„Nein, ihr Freunde: 's ist besser, ich sterbe allein. Wenn ihr heimkommt ins süße Frankenreich, dann grüßt mein Weib und Pinabel, den Getreuen, und haltet zu Balduin als eurem Herrn."

Darauf ritt er hinaus, gesellte sich den Saracenenboten und zog mit ihnen des Wegs nach Saragossa. Bald begann Blancandrin:

„Der große Karl ist ohne Ruh und Rast! Was trieb ihn, uns in Spanien heimzusuchen?"

„So ist einmal sein Sinn! Und es lebt kein Mann, der ihm widerstände," antwortete der Graf.

„Weshalb drängen und treiben ihn die fränkischen Barone unablässig zu Kriegsfahrten und zu andrer Verderben?"

„Ich weiß nur von einem, der das tut: das ist Roland! Der ist voll Übermut, spielt mit dem Tode; fällt der einmal, da haben wir alle Ruhe."

„Ja, der stolze Roland ist der Schlimmste. Alle Völker will er sich unterwerfen; in allen Landen weckt er den Krieg auf! Mit welchem Recht?" fragte Blancandrin wieder.

Ganelon antwortete: „Die Franken lieben ihn, und

lassen niemals von ihm. Mit offenen Händen gibt er Gold und Schätze hin: ja selbst der Kaiser tut, was Roland will. Und Roland ruht nicht, bis er die Welt erobert hat."

So ritten die zwei nebeneinander hin und tauschten Reden, der Franke voll Zorn und Rachedurst, der Saracene voll Arglist, bis sie sich ihr Wort darauf gaben, Roland in den Tod zu schicken.

In Saragossa fanden sie den König in einem Garten unter einem Eichenbaum auf Purpurdecken sitzend, und um ihn geschart seine Saracenen. Blancandrin führte Ganelon an der Hand vor Marsil und sprach:

„Dich segne Mohammed! Ich habe deine Botschaft an Kaiser Karl ausgerichtet: er hob die Hände schweigend zum Himmel und schickt dir hier einen seiner edelsten Barone, von ihm vernimm die Antwort."

„Er rede," erwiderte der König, „ich höre."

Stolzen Blickes hub Ganelon an: „Euch segne Gott, den wir verehren! Dies entbietet Euch Herr Karl: die heilige Taufe sollt Ihr empfangen und halb Spanien aus des großen Kaisers Hand. Wollt Ihr das nicht, so wird er Saragossas Mauern brechen und Euch gebunden wegführen nach Aachen. Dort werden fränkische Richter Euch das Urteil finden: zu sterben mit Schimpf und Schmach."

Auf sprang der König von seinen Polstern, er faßte seinen Rohrspeer und hätte den Franken durchstoßen, hätten ihn nicht seine Saracenen zurückgehalten. Er erbleichte vor Zorn und schüttelte den erhobenen Speer gegen Ganelon. Der hatte sein Schwert gezogen und rief: „Sterb ich hier, sollen's zuvor die Besten mit ihrem Blut bezahlen."

Die Saracenen besänftigten ihren König, daß er wieder niedersaß, und Ganelon fuhr fort: „Kaiser Karls Botschaft will ich ausrichten! Um nichts in der Welt verschweig ich, was er mir zu sagen gebot." Zornig warf er seinen

Mantel ab, — Blancandrin nahm ihn auf, — Murglies wollte er nicht aus Händen geben.

„Edel ist sein Wesen!“ murmelten die Ungläubigen.

Und der Graf fuhr fort: „Ihr zürnt sehr mit Unrecht! Halb Spanien gibt Herr Karl Euch, die andre Hälfte Roland, seinem Neffen: an dem habt Ihr einen stolzen Teilgenossen. Gefällt Euch das nicht, so sagt ich schon, was Euch geschieht! Hier, diesen Brief noch schickt Euch mein Herr.“

Zürnend nahm Marsil den Brief, erbrach das Siegel, warf es auf die Erde und las was in dem Schreiben stand: „Ha, ha,“ lachte er, „Karl gedenkt Basans und Basils, daß ich sie köpfen ließ! Und meinen Oheim, den Kalifen, sollt ich ihm als Geisel geben, wollt' ich mein Leben behalten.“

Da rief Jurfaret, des Königs Sohn: „Der Franke da redete Torheit, Vater, gib ihn mir, er muß sterben.“

Ganelon stellte sich mit dem Rücken an den breiten Fichtenstamm und schwang Murglies empor, Marsil aber erhob sich und ging hinweg in seinen Garten, Jurfaret, der Kalif und die Vornehmsten mußten ihn begleiten, und Blancandrin sprach: „Herr, rufe den Franken zu dir: er hat mir sein Wort verpfändet für unsre Sache.“

„So führ' ihn her,“ befahl Marsil, und als der Graf, von Blancandrin geleitet, vor ihm stand, begann er: „Lieber Ganelon, ich wäre töricht, da ich dich im Zorne töten wollte. Deinen kostbaren Zobelpelz hab ich dir zerrissen, ich gebe dir reichen Ersatz. Erzähle mir vom großen Karl. Er ist alt, mich dünkt, zweihundert Jahre bleichten seinen Scheitel! So viele Länder hat er durchzogen, Völker unterworfen und Herrscher in den Staub gestoßen! Wann will er endlich ruhen von seiner Heerfahrt?“

„Karl ist ein Held, und Helden ruhen nicht! Wie vieles

ich Euch von ihm rühmte, es bliebe stets noch mehr zu preisen. Solange Roland lebt und Oliver und seine Paladine, ist Karl so wohl behütet, daß er vor niemand sich fürchtet,“ antwortete der Graf.

„Du sahst mein Heervolk: glaubst du, daß ich mit ihm Karl besiegen kann?“ fragte der Saracene.

„Nein, König Marsil! Steht davon ab: sendet Karl reiche Geschenke, das verblendet die Franken, schickt ihm die zwanzig Geiseln, dafür zieht er heim nach Francien. Die Nachhut seines Heeres werden dann — so mein’ ich — Roland und Oliver führen. Die Grafen werden fallen — so mein’ ich — und mit ihnen fällt des Kaisers Stolz und sein Gelüsten nach Kriegsfahrt.“

„Wie kann ich Roland töten?“ fragte mordgierig Marsil.

„Wann Karl den Paß von Sizer übersteigt und dem Grafen seine Nachhut anvertraut hat, dann schickt nacheinander zwei Heere gegen sie: es werden böse Kämpfe sein: im ersten werdet Ihr unterliegen, im zweiten fallen auch die letzten Franken: dann fällt auch Roland.“

Da umarmte und küßte der Saracene den Franken, tat seinen Schatz auf und reichte ihm Gold. Dabei sprach er:

„Der Rat taugt nichts, macht er mich nicht ganz sicher: darum schwöre mir, Roland also zu verraten.“

„Wie Ihr wollt,“ antwortete Ganelon, und er beschwor den freveln Verrat auf sein Schwert Murglies. Marsil ließ die Gesetzbücher Mohammeds und Termagants bringen und schwur darauf: daß er mit seinem ganzen Volk Roland bekämpfen wolle und töten, wenn’s gelinge.

„Mög’s gelingen,“ sprach Ganelon.

Da eilte Valdabrun, Marsils Waffenmeister, herzu, ein Schwert in der Hand: „Nimm hier mein Schwert, Franke:

Mangunen zieren die Helze. Ich biet' es dir aus Freundschaft: du sorgst, daß wir Roland in der Nachhut finden."

„Verlaß dich drauf," antwortete Ganelon.

Der Heide Climorin schenkte ihm seinen schönen Helm, die Königin Braimunde reichte ihm zwei Amethyst- und Jacchant-bespängte Mantelschließen für sein Weib.

Der Schatzmeister Maldui mußte die Geschenke bereiten: siebenhundert Kamele, schwer mit Gold beladen; und zwanzig Jünglinge aus den edelsten Geschlechtern folgten als Geiseln. Beim Scheiden sprach Marsil zu Ganelon: „Bei deinem Gott, Franke, laß dir den Sinn nicht wenden. Ich lohne dir's alljährlich mit dem feinsten Gold Arabiens, soviel zehn Mäuler davon tragen können."

Der Graf schwang sich auf Tachebrun und sprengte davon.

Um die Morgenstunde, als Karl mit den Paladinen im Garten versammelt war, traf Ganelon dort ein und begann mit großer List: „Seid gesegnet, großer Kaiser! Ich bring' Euch die Schlüssel von Saragossa; mir folgen die edlen Geiseln und reiche Geschenke. Das alles sendet Euch Marsil: um seinen Ohm, den Kalifen, dürft Ihr nicht mit ihm rechten! Ich selbst sah, wie ihm dreitausend saracenische Krieger zum Meer auf die Schiffe folgten; sie flohen, weil sie Mohammeds Gesetzen nicht entsagen wollten; doch ich sah auch, wie auf dem Meere sich ein Sturmwind erhob und alle ertranken. Marsil aber wird sich Euch stellen in Aachen wie er's gelobt hat, mit zusammengelegten Händen."

„So sei Gott gepriesen!" rief da Karl, „der Krieg ist aus! laßt die Hörner gellen durch alle Lager: die Franken ziehen heim nach dem süßen Francien."

Frohen Sinnes bereiteten sie sich zum Aufbruch.

In der Nacht träumte Karl, er stehe auf dem Paß

Sizer, halte den Eschenspeer in der Faust, Ganelon entreiße ihm den Schaft und schleudere ihn so gewaltig, daß er zerspelle und die Splitter gen Himmel flögen.

Und wieder hatte er ein Traumgesicht: er war zu Aachen in der Kapelle, ein Bär biß ihn in den rechten Arm: und aus den Ardennen rannte ein Eber daher und hieb auf seinen Leib ein. Da kam ein Jagdhund gerannt, biß dem Bären ins rechte Ohr und bekämpfte den Eber. Doch das Ende sah er nicht.

Beim frühesten Tageslicht brach er auf und ritt bis an das Tal von Ronceval. Dort hielt er Rat mit seinen Baronen: „Sehet die Engpässe und die krummen Wege! Wem sollen wir die Nachhut anvertrauen?"

Rasch antwortete Ganelon: „Roland, er ist dein tapferster Held!"

Grimmig blickte der Kaiser ihn an: „Mordlust und Haß wohnen in deinem Herzen! Wer soll dann unserm Heere vorreiten?"

Und wieder antwortete Ganelon: „Ogier: keiner könnte es besser."

Und alle Barone stimmten dem Grafen zu.

„Dank, Stiefvater!" rief Roland, „kein Roß, keinen Zelter, kein Maultier soll Kaiser Karl verlieren, ohne daß darum Blut flösse. Nun gib mir, Herr Karl, den Bogen, den du in Händen hältst: ich werde ihn nicht fallen lassen, wie Ganelon tat, als er deinen Handschuh empfing."

Karl senkte sein Haupt und weinte: da flüsterte Naimes ihm ins Ohr:

„Sie haben Roland nun einmal erwählt: er ist der Tapferste! Wohlan, laß ihm die besten Kriegsscharen zurück."

Karl blickte auf und sprach: „Trauter Neffe, nimm hier den Bogen, und mein halbes Heervolk, damit du sicher seiest."

„Nimmermehr," rief Roland, „gib mir nur zwanzigtausend Franken und ziehe ruhig über die Pässe: solang ich lebe, fürchte niemand."

Er schwang sich auf Veillantif; da gesellten sich ihm all seine Genossen und Freunde: Oliver, Sansun, Anseïs der Alte, Garin und Gerer, Otto, Berengar und Engeler; Erzbischof Turpin sprach: „Ich bleib' bei Roland," und Walter von Leon rief: „Ich bin Rolands Mann, ich darf nicht fehlen!" und zwanzigtausend Grafen, Barone und Edelknechte wählten sich selber in des stolzen Roland Nachhut.

Der berief Walter von Leon: „Nimm tausend Franken und besetze die Pässe und Hügel und wenn du den Notruf unsrer Hörner hörst, dann steigst du mit siebenhundert zu uns herab."

„Ich dien' Euch gern," antwortete Walter und trennte sich von dem Markgrafen.

Durch düstre Täler, über hohe Berge zog der Kaiser dahin: fünfzehn Meilen weit hörte man das Getöse der fränkischen Heerscharen. Als sie die Gascogne erblickten, ward ihnen das Herz froh: denn sie gedachten ihrer Weiber und Kinder daheim. Kaiser Karl aber gedachte Rolands in den Tälern von Ronceval, er verhüllte sein Antlitz mit dem Mantel und weinte. Herzog Naimes ritt neben ihm, er sah's und fragte:

„Was bekümmert dich so sehr?"

„Freund," antwortete Karl, „ich sah ein böses Traumgesicht: Ganelon zerbrach mir den Speer: von Ganelon, fürcht ich, kommt uns Unheil: er wies mir Roland in die Nachhut! Wenn ich ihn verlöre!"

Er konnte die Tränen nicht hemmen, alle Franken sahen's und sorgten mit ihm um den Markgrafen.

Marsil berief inzwischen seine spanischen Kriegsscharen:

in vier Tagen hatte er vierhunderttausend beisammen. An ihrer Spitze zog er in raschem Ritt durch Täler und Berge nach Ronceval, bis er die Nachhut erspähte. Da sprengte sein Neffe Adalroth heran und bat:

„Lieber Ohm und König, gib mir heut' ein Lehen: den ersten Hieb auf Roland: ich will ihn töten."

Willfahrend nickte der König, der Neffe fuhr fort: „und deine vornehmsten Kämpen wähle mir aus: wir wollen Herrn Karls Paladine bezwingen."

Da waren genug bereit, ohne Wahl: Falsaron mit der breiten Stirn, Marsils Bruder; der schlimme Berber Corsalis sprach: „ich bin der dritte: wer will der vierte sein?"

„Ich," rief laut Malprimis von Brigal, der schneller lief als ein Roß, „und wo ich Roland treffe, erschlag' ich ihn."

Ein Admiral, hies Balaquer, hoch gewachsen, mit hellem Antlitz, ein ganzer Held, sprach: „Ich gehe mit: dem Tod verfallen sind Roland und Oliver."

Der Almasur von Moriane prahlte: „Meine Speerträger führ' ich nach Ronceval: seh ich Roland, wird er fallen."

Graf Turgis von Tortelosa rief: „Mehr gilt als Sankt Peter Mahum! Seht hier mein Schwert: mit Durendal soll sich's kreuzen: und Karl soll darob klagen."

Ihm folgte Escrimis von Valterne, ein Saracene: „Ich werde Rolands Stolz beugen: er kommt nicht heil davon und keiner seiner Freunde."

Dann kamen der Heide Esturgans und Estramaris, sein Waffenbruder: „Unsre Schwerter sind scharf: wir treffen Roland und Oliver."

Der ritterliche Margaris von Sibilien, dem die Frauen zulächelten wegen seiner Schönheit, schwur: „Ich zieh nach Ronceval, Roland zu töten: mein Schwert röt' ich

in edlem Frankenblut, ihr Land wird unser, und Marsil soll thronen im Schlosse von Paris."

Nach ihm trat vor Chernuble von Valneire: dem wallten Bart und Haar bis zur Erde, leicht trug er schwerere Last als vier Maultiere vermochten. In dem Land, wo er geboren, schien keine Sonne, wuchs kein Korn, nicht Regen fiel, noch Tau, und alle Steine, die dort lagen, waren schwarz: Teufel sollten dort wohnen. Er sprach: „Treff' ich den stolzen Roland und erschlag' ihn nicht, so glaube nie mehr meinem Wort."

Und mit diesen Kämpen zogen hunderttausend Saracenen. Dreifachgedoppelte Brünnen von Saragossa umschlossen ihnen die Brust, Speere von Valencia trugen sie in der Faust, und sie ritten auf starken Schlachtrossen dahin. Blau, weiß und grün flatterten ihre Banner. Hell war der Tag und voller Sonnenschein: tausend Hörner gellten durch die Luft, weithin erglänzte das Rüstzeug, schallte das Getöse.

Das hörten die Franken in Ronceval.

„Freund Roland," begann Oliver, „mich dünkt, wir müssen eine Schlacht schlagen!"

„Mag's so kommen!" antwortete der stolze Roland, „für seinen Kaiser muß jeder alles tun: für ihn stehen und fallen! An mir sollt ihr kein böses Vorbild haben! Nun denke jeder seiner besten Hiebe: daß kein schlechtes Lied von uns gesungen werde."

Oliver stieg auf einen Hügel, von wo aus er weit in Spanien hineinblicken konnte, sah das Heidenvolk heranziehen und rief hinunter: „Ich seh' ein Meer von Brünnen und Helmen: Ganelon hat uns verraten! Er ist ein Schurke!"

„Zügle deine Rede!" antwortete Roland, „er ist mein Stiefvater."

Aber Oliver sah immer mehr Helme, Speere und Banner; eilends stieg er den Hügel hinab und berichtete den Franken: „Mehr Heiden sah ich nie beisammen! Sie ziehen gegen uns: in Halsbergen, die Helme festgebunden, die Speere hoch im Arm: wir werden eine Schlacht haben. Franken, steht fest, daß wir den Sieg gewinnen."

„Schande dem, der flieht, und geh's in den Tod!" rief das Heervolk.

Oliver wandte sich zu Roland: „Wir Franken sind wenige, der Heiden sind viele: Freund Roland, blas deinen Olifant, damit Herr Karl dich hört und mit dem Heer umkehrt."

„Da wär' ich ein Narr!" antwortete der Markgraf, „ich würde meinen Ruhm verlieren im süßen Francien! Lieber schlag' ich Todeshiebe mit Durendal: bis an die goldne Helze soll's triefen von Blut. Die Heiden reiten all' in den Tod."

„Blas dennoch dein Horn, lieber Gesell!" mahnte Oliver.

„Daß man mich und mein ganz Geschlecht feige schelte, und Franciens Ruhm sänke! Das verhüte Gott!"

„Freund Roland," drängte Oliver, „blas dein Horn! Der Kaiser hört's und kehrt um."

„Damit sie sagten: um der Heiden willen blies Roland Not und Sturm? Nein! Tausendundsiebenhundert Hiebe will ich diesen Verrätern schlagen! Ihr Franken werdet wacker dreinhauen: die Saracenen rennen in den Tod."

Noch einmal hub Oliver an: „Tal und Hügel sind bedeckt von Heiden, wir haben nur ein kleines Heervolk!"

„Freund, mein Sinn ist gar grimmig! Francien soll

nicht seinen Ruhm verlieren durch mich: lieber den Tod als die Schande!"

Roland war stolz, Oliver war klug, von wunderbarer Kühnheit waren beide. Ging's zum Tod, sie fürchteten nichts: stolz saßen sie auf ihren Hengsten.

Die Saracenen kamen näher, allen Franken sichtbar.

„Sieh sie an," sprach Oliver. „Du willst dein Horn nicht blasen? Wir werden keine Nachhut mehr halten nach dieser."

Aber Roland wurde nun grimmer als Leu und Leopard: er antwortete: „Lieber Freund, sprich nicht so! Kaiser Karl gab mir diese zwanzigtausend, und unter ihnen ist kein Feigling. Ich will die Heiden treffen! Und sterb' ich, soll man sagen: der Durendal getragen, war ein Held!"

Erzbischof Turpin ritt vor die Heerreihen und rief laut: „Für unsern Kaiser ziemt sich's, freudig zu sterben! Die Schlacht steht uns bevor, darum betet zu Gott und bereuet eure Sünden: ich will euch ihrer ledig sprechen. Wer hier fällt, gewinnt einen Sitz im Paradiese."

Da knieten alle nieder: der Erzbischof segnete sie und legte ihnen zur Buße auf, drein zu schlagen. Und rasch sprangen sie auf ihre Rosse und waren bereit, zu kämpfen.

Roland ritt voran auf Veillantif, in der Rechten schüttelte er den Speer, daran ein weißes, goldgesäumtes Wimpel flatterte. Herrlich war er zu schauen: mit den hellen Augen und dem lachenden Angesicht! Grimmig blickte er nach den Feinden, freundlich auf die Franken.

Er rief: „Nun haltet kurzen Schritt, ihr Herren Barone: die Heiden holen sich den Tod!"

Dicht hinter ihm kam Oliver, der sprach: „Barone, nun haltet euch im Feld: seid wohl bedacht, gut zu treffen

und gut abzuwehren Stoß wie Hieb. Und vergesset nicht Karls Schlachtruf!“

Da hallte es brausend durch die Täler und Berge: „Montjoie Karl!“

Und im raschen Schritt sprengten sie vorwärts in den Feind.

Marsils Neffe jagte seinem Heer weit voraus und rief: „Wer euch die Nachhut vertraute, hat euch verraten! Karl ist ein Narr! Heut' wird er seinen Ruhm verlieren.“

Als Roland den Schreier hörte, rannte er ihn an mit gesenktem Speer, durchstieß den Schild, zerriß die dreifach gedoppelte Brünne, durchbohrte ihm die Brust und warf ihn tot aufs Gefild, eine Speerlänge weit und rief dabei: „Herunter, Schurke! Karl ist kein Narr und kein Verräter! Haut ein, Franken, unser ist der erste Schlag!“

Falsaron sah den Neffen fallen und brach sich Bahn durchs Kampfgetümmel mit wildem Schlachtschrei und rief: „Heut' verliert Francien seinen Ruhm!“

Das erzürnte Oliver: er lenkte Falsaron entgegen, prallte mit dem Speer auf dessen Schild, zerriß ihm das Kettenhemd, durchbohrte ihm den Leib und warf ihn aus dem Sattel. Stolz blickte er den Sterbenden an und rief: „Schlagt zu, Barone! Wir werden siegen. Montjoie Karl!“

Corsalis der Berber sprach zu seinen Leuten: „Der Sieg ist unser: die Franken sind zu wenige, sie müssen alle hier fallen.“

Aber schon sprengte gegen ihn Turpin mit dem Langspeer: des Berbers Schild barst, die Ringe rasselten aus seinem Halsberg nieder, und tief in die Brust drang ihm der Stoß. Mit zornigem Ruck warf ihn der Bischof ins Gras und rief: „Heidenhund, du hast gelogen! Wie dir

betten wir hier all deinen Genossen. Gott sei die Ehre, unser der Sieg! Montjoie Karl! Barone, trefft gut!"

Und Engeler traf Malprimis von Brigal: speerdurchschossen fiel dessen Leib mit dumpfem Krach zur Erde, die Seele fuhr zum Teufel!

Den Admiral von Balaquer ersah sich Gerer, und sein Genoß Garin gab dem Saracenen den Todesstoß mitten ins Herz.

„Herrlich geht die Schlacht!" rief Oliver.

„Herzog Sansun traf mit dem Almasur zusammen: des Spaniers goldbemalter Schild zerschellte, die geflochtene Brünne wehrte dem Stoß nicht: des Franken Speer durchstach ihm Herz, Lunge und Leber.

„Das war ein guter Stoß, wem er auch mißfällt!" lachte Turpin.

Ansëis der Alte ließ seinen Hengst rennen und bohrte seines Speeres Eisenspitze Turgis von Tortelosa durch Schild, Harnisch und Herz.

Der Gascogner Engeler stieß mit Escrimis von Valterne zusammen. Des Saracenen Schild zerbrach, der Halsberg ward ihm heruntergerissen und mit speerdurchbohrter Brust stürzte er aus dem Sattel.

Walter von Leon traf den Heiden Estorgant mitten auf den Schildbuckel: der ganze Schild, rot und weiß, zerbarst, aus des Heiden Harnisch rasselten die Ringe, auf seiner breiten Brust klaffte eine Wunde, daraus ein Strahl Blutes sich ergoß. Tot fiel er vom Roß.

„Dir hilft niemand wieder auf!" rief Walter.

Graf Berengar durchspeerte Estramaris und schleuderte den Sterbenden mitten unter seine Saracenen.

Margaris hielt auf Oliver. Schön, stark und gewandt war der Spanier: sein Speer durchstieß des Franken Schild unter dem Buckel und streifte seine Hüfte, ohne

ihn zu verletzen. Margaris ließ den zersplitternden Speer fahren, blies in sein Horn, sammelte sein Volk und stürmte weiter in die Schlacht.

Und gewaltig ward diese Schlacht.

Roland tat fünfzehn Todesstöße, da brach sein Eschenschaft in Stücke. Er schwang Durendal auf Chernuble und spaltete ihm den karfunkelbesetzten Helm, und das Haupt, und den Leib, von weißringiger Brünne umspannt, und den goldbeschlagenen Sattel, und erst in des Rosses Rücken blieb die gute Schneide stecken. Lautlos sank Chernuble aufs Feld.

„Du wirst den Sieg nicht gewinnen; du kamst zu deinem Unheil her!" rief Roland und ritt mitten durch die Feindesreihen, sein Schwert schwingend. Er türmte Leichen auf Leichen, das Blut rieselte davon übers Feld. Von Blut gerötet waren ihm Arm und Brünne, blutbespritzt seines Hengstes Hals und Bug.

Die Franken standen gut im Feld und gedachten ihrer besten Hiebe. Rings fielen die Saracenen; freudig rief Turpin: „Heil eurer Tapferkeit! Montjoie Karl!"

Olivers Speer war zerbrochen, er führte nur noch den Stumpf; damit zerspellte er dem Mauren Malun den goldbespängten Schild und stieß ihm zwischen beide Augen: mitten in die Kämpfenden flog der kopflose Leib. Da begegnete Roland seinem Genossen und sprach: „Freund, was willst du mit dem Stumpf? Wo ist Alteclair?"

„Ich fand noch keine Zeit, es zu ziehen," antwortete Oliver, warf nun den Speerstumpf fort, riß sein Schwert aus der Scheide, schwang es und spaltete Justin von Val Ferree den Helm, das Haupt und die Brust mit dem reichgeschmückten Harnisch, den Sattel samt der golddurchwirkten Decke, und des Hengstes Rücken: tot stürzten Roß wie Reiter.

„Um solche Hiebe liebt uns Karl!“ sprach Roland.

Und ringsum riefen die Franken: „Montjoie Karl!“

Auf fahlem Roß ritt Garin, sein Genosse Gerer ihm zur Seite. Zusammen trafen sie Timozel, den Araber: der eine zerhackte ihm den Schild, der andre zerhieb ihm das Kettenhemd und beider Speere durchbohrten seinen Leib.

Der Erzbischof erschlug noch einen toledaner Zauberer, Siglorel geheißen: der sollte in der Hölle gewesen sein durch schwarze Kunst.

„So fahre nun wieder zurück zu Satanas!“ sprach der Bischof dabei.

Grimmiger wurde das Kämpfen: blutig und zerspellt wurden Speere, Banner zerrissen und ins Gefild gestampft, Ächzen und Stöhnen und wilder Schlachtschrei klangen dazwischen und weh, mancher Franke fiel. Turpin tat mehr als tausend Hiebe mit Almace, keiner der Paladine säumte: haufenweis lagen Saracenen und Heiden erschlagen, wer nicht floh, mußte sterben. Und von all den Hunderttausend entkam nur einer, der war Margaris. Vier Speere hatten ihn getroffen, bluttriefend, mit zerhacktem Schild, zerschlitztem Harnisch und blutigem Schwert kam er zu Marsil gesprengt und rief:

„Die Franken haben all unser Heervolk erschlagen, die Hälfte von ihnen ist dabei gefallen, die andern sind wund oder ermattet, ihre Speere sind zerbrochen, ihr Rüstzeug ist geborsten. König Marsil, nun reite rasch nach Ronceval, willst du Spanien zurückgewinnen.“

Dann sank er tot aus dem Sattel.

Und während dieser Schlacht tobte in ganz Francien ein greuliches Unwetter mit Regen, Hagel, Wind: Donner rollten, Blitze fuhren nieder und die Erde bebte, Mauern barsten, und gen Süden lag Finsternis im Land, und niemand wußte das zu deuten.

Die Franken in Ronceval aber beklagten ihre Gefallenen, der Freund küßte den Freund mit weinenden Augen; da rief Roland:

„Auf! Marsil kommt mit einem zweiten Heer."

Die Feinde kamen mitten durchs Tal geritten in dreißig Scharen, die Helme glühten von den funkelnden Steinen daran, hell glänzten die weißen Brünnen, wild gellten die krummen Heerhörner.

„Bruder Oliver," sprach da Roland, „Ganelon hat uns verraten! Aber Karl wird uns rächen!"

Die Franken erschraken beim Anblick der vielen Feinde, doch Turpin rief: „Denke keiner an Flucht! Besser ist's, hier kämpfend zu sterben: denn diesen Tag überleben wir nicht! Aber im Paradies werden euch die Sitze schon bereitet!"

Da ermannten sich alle und riefen: „Montjoie Karl!" Die ersten Saracenengeschwader drangen an; die andern blieben mit Marsil zurück.

Climorin, der Ganelon in Saragossa geküßt und ihm einen Helm geschenkt hatte, — er floh niemals, — saß auf seinem Roß Barbamusche, das eine Schwalbe im Flug überholte: er berannte Engeler, durchbohrte ihn mit seinem Speer und warf ihn aufs Feld.

„Seht Saracenen," rief er, „die Feinde sind leicht zu schlagen."

„Weh um Engeler, den Tapfern!" sprach Roland.

„Ich muß ihn rächen!" antwortete voll Zornes Oliver, spornte seinen Hengst, schwang das blutige Schwert und schlug Climorin tot aus dem Sattel. Dann warf er sieben Araber von ihren Mähren, daß sie für immer liegen blieben.

„Mein Waffenbruder ist mir voran in Kühnheit," rief Roland freudig.

Der Christen schlimmster Feind, ein reicher Heide, war Valdabrun; er hatte Ganelon sein Schwert geschenkt. Er trieb sein Roß Gramimund gegen Sansun, den Herzog von Burgund, und durchbohrte mit seinem scharfen Speer Schild und Brust des tapfern Mannes. Hei! wie ergrimmte Roland, als er Sansun fallen sah! Wie ein Sturmwind jagte er dahin, wo er Valdabrun fand, und spaltete ihm Helm, Haupt und Leib und tötete auf einen Schlag Roß wie Reiter.

Mit Grausen sahen's die Saracenen. „Das ist uns zuviel," riefen sie.

„Ihr sollt noch mehr solcher Hiebe haben! Ich haß euch und will euch den Weg zeigen in die Hölle!" antwortete der stolze Roland.

Eines Königs Sohn aus Afrika ritt daher in goldenen Wehrkleidern; vor allen erglänzte er. Sein Roß nannte er Salt-Perdut: so schnell wie das lief keines. Er begegnete Anseïs dem Alten, zerhieb ihm den rot- und blauen Schild und schoß ihm den spitzen Wurfspeer durch den Leib.

„Weh um unsern Grafen!" schrieen die Franken, als er aus dem Sattel sank.

Da kam Turpin gesprengt und rief: „Gott verdamme dich, du Heide! Du hast mir einen Freund erschlagen!"

Und er traf mit Almace den von Gold starrenden Afrikaner, daß er mit gespaltenem Schädel klirrend neben Anseïs fiel.

„Solch ein Bischof sang nie die Messe!" jubelten die Franken.

Der Saracene Grandonie aus Kappadocien war ein Held. Er ritt Marmorie, das rasche Roß, durchrannte mit seinem eisenspitzigen Speer Garin und schleuderte ihn an einen Felsen. Dann zog er sein Schwert, und da

fielen vor ihm Gerer und Berengar und viele wackre Barone. Sein Volk jauchzte ihm zu, die Franken wehklagten. Aber Roland sprach: „Du sollst sie mir teuer bezahlen!“

Und sie trafen zusammen. Grandonie hatte Roland nie zuvor gesehen; doch er erkannte den Markgrafen gleich an seinem schönen Leib und seinem stolzen Blick. Er war ein Held, und er erschrak doch: gern wär' er ausgewichen; umsonst: schon schlug ihn Roland mit furchtbarem Hieb, oben beim Helm hinein, und in zwei Hälften gespalten stürzten Herr wie Hengst!

„Der ist ein Schirmherr!“ riefen die Franken.

Die Schlacht war wild: das Blut rieselte übers Gras. „Das Frankenvolk ist allzukühn! hilf uns, Marsil!“ schrieen die Saracenen. Sie hielten es nicht mehr aus und wichen zurück. Aber die Franken jagten nach und trieben sie bis zu Marsil. Der ließ alle Hörner blasen und ritt mit dem versammelten Heervolk gegen den Paß.

Allen voran flog Abisme, ein dunkelhäutiger Äthiope. Er lachte nie, aber mutig war er und tollkühn; er trug seinem Zug ein Drachenbild voraus. An seinem linken Arm hing ein wunderbarer Schild, Amethyste, Karfunkel und Topase waren darauf eingelegt, ein Geschenk König Galafers, der sollte ihn vom Teufel bekommen haben.

Als Turpin den Äthiopen erblickte, verlangte er sehr, ihn zu töten, und leise sprach er bei sich: „Feiger Sinn ist mir verhaßt: ich will sterben oder diesen Heiden erschlagen!“

Darum spornte er seinen Hengst vorwärts, ein dänisch Streitroß, mit feinen Fesseln, starken Schenkeln, weißem Schweif, Mähne und Kopf waren falbfarben. Der Erzbischof zögerte nicht: er schlug mit Almace auf den funkelnden Schild, daß er krachend zersprang und durchhieb

Abisme von der einen Rippe zur andern. Tot lag der Schwarze.

„Wollte Gott, Karl hätte mehr solche Bischöfe!" sprachen die Barone.

Da begann erneutes Streiten: hei, schwangen die Paladine ihre Schwerter! In vier Stürmen obsiegten sie, im fünften waren sie gefallen bis auf sechzig. Als Roland seine Degen also erliegen sah, rief er Oliver an: „Ach Freund, daß Karl hier wäre! Ich will Olifant blasen, damit er's hört!"

„Das wäre Schande für dein ganz Geschlecht! Zur rechten Zeit hast du es nicht gewollt: nun ist's zu spät, und du sollst nicht blasen: man könnt's für Feigheit nehmen!"

„Sieh, Oliver, wie schwer die Unsern ringen, ich werde blasen!"

„Nein, Markgraf! Untadelig laß uns sterben! Blase nicht! Oder nie mehr soll dir Alda im Arme ruhn, kehr' ich zurück."

„Weshalb erzürnst du dich so sehr?" fragte Roland.

„Gib dir selber die Schuld; Kühnheit mit klugem Maß gepaart ist weiser, als stolzer Übermut! Durch dich sterben hier des Kaisers Degen. Hättest du mir gefolgt! Karl wäre hier, gewonnen die Schlacht und Marsil tot. Auch wir, Freund, müssen noch vor Abend Abschied nehmen."

Da gesellte sich ihnen Turpin und rief: „Ihr Grafen, hadert nicht miteinander. Rolands Blasen nützt uns nichts mehr, doch Karl wird es hören, umkehren und uns rächen. Die Saracenen werden besiegt, wir aber, statt von wilden Tieren gefressen, christlich begraben werden. Darum blase, Roland."

Da setzte der stolze Markgraf Olifant an den Mund

und blies gewaltig hinein: weithin drang der Schall und der Widerhall, über Pässe und Berge.

Kaiser Karl hörte ihn, hielt Tencendur an und sprach: „Meine Barone stehen im Kampf.“

Und wieder blies der Markgraf: das Blut sprang ihm aus dem Mund, und die Adern barsten an den Schläfen. —

Kaiser Karl hörte den Klang und sprach: „Das ist Rolands Horn, es hat einen grimmen Ton, ihn zwingt die Not, zu blasen!“

„Was Not und Kampf!“ rief Ganelon, „Ihr seid alt geworden und weich wie ein Kind, Herr Kaiser! Wir alle kennen Rolands Übermut, er bläst um einen Hasen einen ganzen Tag lang. Was stehen wir still, vorwärts!“

Und zum drittenmal blies Roland — mit Schmerz und Pein.

Kaiser Karl hörte es und sprach: „Das Horn hat langen Atem!“

Und alle Franken hörten es, und Naimes sprach:

„Roland bläst, er ist in der Schlacht! Wer's anders deutet, ist ein Verräter. Wendet die Rosse, ruft den Schlachtschrei, Roland ist in Not!“

Da ergellten jäh der Franken helle Hörner, rasch waffneten sich Herren und Knechte, stiegen auf die Kampfrosse, schwangen die Oriflamme empor und sprengten zurück über die Pässe nach Ronceval.

Gar grimmig war Karl, er ließ Ganelon ergreifen und übergab ihn Besgun dem Küchenmeister: „Bewach ihn gut, er hat Roland verraten!“

Hundert Köche liefen herbei, unter vielen Schlägen wurde Ganelon schmachvoll auf ein Saumtier gebunden und mit fortgeführt.

Karl ritt dahin in grimmigem Zorn, sein weißer Bart wallte auf seine goldene Brünne. —

In Ronceval sah Roland übers Kampffeld und die Hügel und sah seine Franken erschlagen: „Ihr Tapfern!" klagte er, „habt Dank für all eure treuen Dienste! Ich konnte euch nicht erretten! Freund Oliver, komm wieder in die Schlacht, mit unsern letzten zu sterben."

Und er schwang Durendal und erschlug einen Feind um den andern, sie flohen vor ihm wie die Hirsche vor der Rüde.

Marsil war selbst in den Streit geritten, nun streckte er den Grafen Gerhard nieder.

„Gott soll dich verdammen, König!" rief Roland gegen den Spanier ansprengend und hieb ihm die rechte Hand, die Schwerthand, ab, und mit dem zweiten Schlage das Haupt Marsils Sohne Jurfalu.

„Hilf Mohammed!" schrieen die Saracenen, „diese Franken weichen nur dem Tod."

Marsil aber riß seinen Hengst herum und floh und mit ihm ein ganzer Schwarm. Doch des Königs Oheim Marganic mit seinen Scharen blieb im Feld: Äthiopen, Mauren, lauter dunkelhäutig Volk. Wild schreiend stürmten sie ein auf das kleine Häuflein Franken.

„Nun geht's zu End' mit uns," sprach Roland, „Barone, schlagt zu! Gedenkt der Ehre, daß Karl, wann er kommt, auf einen Christen fünfzehn Heiden erschlagen findet. Er wird uns danken!"

Marganic sprengte mit arger List Oliver in den Rücken und durchstieß ihm von rückwärts die kühne Brust.

„Nimm das!" rief er, „an dir hab' ich genug Rache!" Doch Oliver faßte Alteclair fest und traf den Neiding mitten auf den Helm, ihm das Haupt spaltend, bis in die Zähne.

„Schmach über dich!“ rief er dabei, „du wirst dich nirgends rühmen, daß du Oliver getroffen hast!“

Aber der Graf war zum Tode getroffen, da schlug er noch gar grimmig um sich, rief hell: „Montjoie Karl!“ und dann: „Freund Roland, komm, nun müssen wir Abschied nehmen!“

Das Blut rann ihm über Leib und Beine, Roland schaute, wie sein Antlitz sich verfärbte, und klagte: „Weh dir, süßes Francien, nun verlierst du deinen kühnsten Helden!“ Und besinnungslos sank er auf Veillantif zusammen.

Oliver flimmerte es vor den Augen, er sah nichts mehr, aber er schwang immerfort Alteclair, da traf er Roland auf den Helm und zerhieb den bis an die Nasenstange. Roland fuhr auf aus seiner Betäubung, sah seinen Freund an und fragte:

„Bruder, warum tust du mir das? Ich bin ja der Roland, der dich so sehr liebt!“

„Weh mir!“ antwortete Oliver, „nun erkenn ich dich an deiner Stimme: sehen kann ich dich nicht mehr: verzeih mir's, Genoß.“

„Gern! Du hast mich nicht verletzt!“ tröstete ihn Roland, und sie neigten sich zueinander, küßten sich und schieden: denn der Tod ergriff Oliver.

Er stieg vom Roß und legte sich auf die Erde. „Sei gesegnet, Heimatland! Gesegnet, großer Karl! Gesegnet vor allem du, Roland! Freund, nun fahr' wohl!“

Da stockte das kühne Herz, das schöne, kluge Haupt sank vornüber, der erstarrte Leib streckte sich aufs Gras: Herr Oliver war tot.

Laut jammernd weinte der stolze Roland: „Fahr' wohl, Genoß! Du hast mich nie gekränkt! Wie liebt' ich dich so sehr! Was gilt mir mein Leben, nun du tot liegst!“

Und abermals schwanden ihm die Sinne: er saß auf Veillantif, seine Füße staken in den goldenen Bügeln, die hielten ihn, daß er nicht vom Sattel glitt.

Als er aus seiner Ohnmacht erwachte, waren alle Franken erschlagen, außer Turpin und Walter von Leon. Der hatte tapfer auf den Hügeln gestritten, bis der letzte seines Zuges fiel, da floh er ins Tal und rief:

„Roland, wo bist du? Schild und Speer sind mir zerbrochen, mein Kettenhemd ist zerschlitzt, mein Leib durchspeert, ich sterbe, doch ich rächte mich zuvor."

Der Markgraf lenkte sein Roß dahin, wo er sich rufen hörte, sein Herz ward unfroh, zwanzig Saracenen fielen von seinem Schwert. Walter von Leon erschlug noch sechs, Turpin spaltete noch fünfen die Schädel. Und die Heiden sprachen: „Das ist schlimmes Volk, keiner darf lebend entkommen." Und mit wildem Schlachtschrei gingen sie gegen die drei. Sie wagten sich nicht mehr heran, von fern schossen sie Rohrspeere, Pfeile und zugespitzte Keile. Die ersten Geschosse trafen Walter, tot sank er um. Des Erzbischofs Schild wurde ganz zerbrochen, seine Brünne zerrissen, zerschmettert sein Helm, sein Haupt verwundet, und vier Speere trafen seinen Leib. Sein Scheck stürzte, von einem spitzen Keil in den Bug getroffen, unter ihm.

Turpin raffte sich auf: „Noch leb ich und bin nicht besiegt!" rief er und sprang an Rolands Seite, Almace in der Hand; und die Sage singt: da fielen die Heiden vor dem Bischof in Haufen.

Roland ermattete nicht im Zuschlagen; er troff von Schweiß, im Kopf brannte ihm fürchterlicher Schmerz: da setzt er noch einmal Olifant an den Mund — er wollte wissen, ob Herr Karl käme — und blies: das gab einen schwachen Klang.

Aber der Kaiser hörte ihn und sprach: „Das bedeutet Unheil: Roland stirbt, ich hör's am Blasen. Nun laßt alle Hörner gellen und rückt rasch vorwärts!"

Der Abend war klar, die Sonne ging zur Rüste. Die Berge erdröhnten von dem Schall der Frankenhörner: er hallte bis ins Tal von Ronceval. Die Heiden hörten es mit Schrecken. „Karl ist da!" riefen sie, „der Kaiser kommt zurück! Hört die Frankenhörner! Allah beschirme uns! Ganz Spanien ist verloren und wir alle sind's, wenn Roland am Leben bleibt."

Vierhundert ihrer Mutigsten scharten sich zusammen und wollten dem Markgrafen ans Leben. Als der sie kommen sah — keine Wunde hatte er am Leibe — ergrimmte er in wilder Kampflust: er spornte seinen Hengst, rannte sie an und hieb nieder, wer ihm nicht auswich. Turpin schritt neben ihm her und rief: „Hörst du Karls Hörner? Er kommt, hau zu, Freund!"

„Ich sitze zu Roß, du bist zu Fuß, Bischof," sprach Roland, „ich bleibe an deiner Seite, wir teilen Sieg und Tod!"

„Nur zu! Karl kommt und wird uns rächen!" antwortete Turpin.

Schon hallte es tausendfach von den Bergen „Montjoie Karl!" Die Saracenen gerieten in große Angst: „Das war ein unheilschwerer Tag für uns," sprachen sie, „Roland ist wie ein Dämon an Kraft und Wildheit: kein Lebender von Fleisch und Blut kann den besiegen. Schießen wir noch einmal auf ihn und dann zurück nach Saragossa."

Da flog prasselnd und schwirrend ein Schauer von Pfeilen, Speeren und Steinen auf Held Roland! Sein Schild wurde ganz zermalmt, aus seiner Brünne rasselten die Ringe allerorten, zerschlitzt hing sie an seiner Brust: —

aber unversehrt blieb sein Leib. Veillantif stürzte tot nieder, getroffen an zwanzig Stellen.

Die Spanier flohen. Roland stand auf dem Feld und konnte sie nicht verfolgen. Da half er Turpin, die zerschossenen Wehrkleider ablegen und verstopfte ihm die Wunden mit dem weichen Unterkleid, das Blut zu stillen. Dann umarmte er ihn und legte ihn sanft aufs Gras.

„Freund Bischof,“ sprach er, „nun will ich alle meine lieben Bankgenossen suchen und sie hier neben dich betten.“

„Geh, Markgraf, du hast gesiegt, Gott sei die Ehre!“

Der stolze Roland schritt allein übers Schlachtfeld und suchte und fand, die er suchte. Er trug sie, einen nach dem andern, vor den Bischof und legte sie in eine Reihe. Turpin weinte, hob die Hände und segnete sie: „Euch bettet Gott im Paradies! Nun naht auch mir der Tod, ich werde Herrn Karl nicht mehr schauen.“

Als den letzten brachte Roland Oliver: zärtlich umschloß er ihn mit den Armen und legte ihn nieder auf einen Schild und sprach: „Es war kein besserer Mann und Held auf Erden!“

Und vor Gram und Weh rannen ihm die Zähren über die Wangen und er sank in Ohnmacht.

Turpin raffte sich auf, nahm Olifant und wollte aus einem Quell Wasser für den Betäubten schöpfen. Wie er hinschritt, floß ein Strom Blutes aus seinen Wunden, kaum einen Speerwurf weit kam er, da fiel er vornüber in die Kniee. Roland erwachte, schaute umher und sah den Bischof liegen, wie er aufblickend, die gefalteten Hände zum Himmel reckte und Gott anrief; dann sah er ihn umsinken: die schönen weißen Hände auf der Brust gekreuzt lag er tot da.

„Sei Gott befohlen!“ sprach Roland, „keiner diente

ihm besser als du, darum wird er dir sein Himmelstor auftun."

Nun fühlte auch er den Tod nahen: es brauste ihm in den Ohren, das Gehirn quoll aus seinen geborstenen Schläfen. Er nahm seinen Olifant in die eine, Durendal in die andre Hand, schritt einen Pfeilschuß weit gegen Spanien hin auf einen Hügel, wo ein Baum grünte zwischen dunklen Marmorblöcken, dort sank er betäubt ins Gras.

Ein Saracene, der leicht verwundet unter den Gefallenen lag, hatte sich tot gestellt und ihn belauert, nun sprang er auf und lief auf den Hügel. Er war stark und keck, tödlicher Haß glühte aus seinen schwarzen Augen, er griff nach Durendal und rief: „Nun ist der stolze Roland bezwungen, fortan trag' ich sein Schwert!"

Er zog an Durendal, es aus des Betäubten Hand zu reißen, darüber erwachte Roland, sah den Saracenen und sprach: „Mich dünkt, du bist kein Franke, wie wagst du's mich anzurühren?" Und er schwang den Olifant mit der Linken und schlug ihm aufs Haupt, Helm und Hirn zerschmetternd. Tot rollte der Kecke vor des Markgrafen Füße. Der blickte sein Horn an und sprach: „Ach schöner Olifant, du bist darüber zersprungen, Steine und Gold liegen hier zerstreut."

Nun faßte er Durendal fester und schlug auf einen der Marmorsteine, es zu zerbrechen, aber die gute Klinge bekam nicht einmal eine Scharte. „Ach gutes Schwert," rief er, „wie soll ich dich bewahren vor feigem Mann?"

Und wieder hieb er auf den Stein, das Schwert brach nicht.

„Du gutes Schwert, Durendal, wie glänzest und funkelst du im Abendschein! Herr Karl hat dich mir umgegürtet, ich nahm mit dir so viele Länder, die nun Herr

Karl beherrscht: Durendal, ich gönne dich nicht den Heiden!"

Und zum drittenmal hieb er in den dunklen Marmelblock und schlug ein großes Stück davon ab, doch Durendal brach nicht; und Roland sprach: „Du schöne Schneide, durch dich wurde Herr Karl stark und mächtig. Er gab dich mir, nur ihm geb' ich dich zurück."

Nun fühlte er den Tod seinem Herzen nahen. Er schritt unter den Fichtenbaum, legte sich nieder ins Gras, das Angesicht Spanien zugewandt, Karl zu verkünden, daß er als Sieger gestorben; unter sein Haupt legte er Olifant und hielt mit der Rechten Durendal gefaßt. Er gedachte der Heimat, Herrn Karls, seiner Siege und aller süßen Dinge: da seufzte der stolze Roland und weinte. „Gott des Himmels," sprach er, „sei mir gnädig!" Und er reichte seinen rechten Handschuh zu Gott empor und starb.

Und Gott der Herr schickte den Engel Gabriel hinab, der nahm den Handschuh aus Rolands Hand.

Der Cherub Michael stieg nieder mit seiner Engelschar und sie trugen Rolands Seele ins Paradies.

Kaiser Karl kam geritten in den Paß von Ronceval und fand keinen Fußbreit frei von Toten. „Wo bist du, Roland? Wo seid ihr, meine Paladine? Ihr stolzen Genossen meiner Siege?" rief er und raufte sich den weißen Bart, und mit ihm weinte das ganze Heer. Sie klagten laut, suchten ihre Freunde und Gesippen. Naimes ermannte sich zuerst, er sprach zum Kaiser: „Sieh dorthin, siehst du den Staub aufwirbeln hinter den entfliehenden Saracenen? Laß uns hinterdrein reiten und Rache nehmen!"

„Auf!“ rief Karl, „sind sie auch weit voraus.“ Er winkte vier Grafen: „Bewachet mit eurem Häuflein das Gefild, laßt alle Toten ruhn, sorget, daß nicht wilde Tiere sich hinschleichen — keiner rühre die Gefallenen an, bis ich zurückkomme.“

Dann jagte er mit dem ganzen Heervolk hinter den Fliehenden her. Aber schon sank die Sonne, die Nacht drohte, ihm die Rache zu vereiteln, da stieg Karl ab, kniete nieder und rief Gott zu Hilfe. Und der Engel Gabriel erschien an seiner Seite und sprach: „Reite zu, Karl, lieber, an Licht wird dir's nicht fehlen, räche dich!“

Und vorwärts zogen die Geschwader im raschen Ritt: die Sonne stand still in ihrem Lauf. Im Tal Tenebre erreichte Karl die Heiden und trieb sie vor sich her bis Saragossa an den Ebro. Weder Fähre noch Fährmann waren da zur Hand und die Saracenen, vor dem Schwerttod fliehend, sprangen in den reißenden Strom, ihre schweren Wehrkleider zogen sie hinab: die nicht von den Franken erschlagen wurden, ertranken und fuhren in die Hölle.

Da stieg Kaiser Karl vom Roß, kniete hin und dankte Gott für den Sieg. Als er sich erhob, war die Sonne gesunken.

„Wir können heut nicht mehr zurückkommen nach Ronceval,“ sprach er, „sattelt ab und laßt uns hier die Nacht verbringen.“

Er legte sich auf die Wiese, die Brünne um die Brust geschnallt, Joyeuse an die Seite gegürtet, ihm zu Häupten ruhte sein langer Eschenspeer.

Der Mond stieg auf, die Rosse lagen ermattet hingestreckt, und alle Franken lagen schlafend! Nur Karl wachte vor Schmerz um Roland, bis ihn die Müdigkeit übermannte. Da sandte Gott ihm den Engel Gabriel,

der stand an seiner Seite und behütete seinen Schlaf und zeigte ihm in Traumgesichten künftige Geschehnisse.

Marsil hatte zu Beginn des großen Krieges gegen Karl um Hilfe geschrieben an den Admiral von Babylon, den uralten Baligant. Lange hatte der gerüstet und ein unabsehbares Heer in Alexandrien zusammengeschart, das auf vielen starkkieligen Schiffen über die Salzflut geschwommen war und um diese Zeit in den Ebro einlief. Als die Heerführer die Moscheen von Saragossa erglänzen sahen, gingen sie ans Land und schlugen Zelte im freien Gefild. Unter einem Lorbeerbaum auf weißer Decke sitzend, schwur da Baligant, daß er nach Aachen ziehen und nicht eher rasten wolle, bis der große Karl tot oder ihm unterworfen sei.

Er gab seinen golddurchwirkten Handschuh zweien Boten und sprach: „Bringt ihn Marsil und sprecht, ich sei gekommen, ihn aufs neue mit Spanien zu belehnen und Karl die Krone vom Haupt zu reißen.“

Die Boten fanden in Saragossa ein bekümmertes Volk. Wehschrei und Fluchen hallten durch die Straßen, sie schritten mit freundlichem Gruß in den säulengetragenen Palast: da fanden sie Marsil von großem Blutverlust erschöpft auf seinen Polstern liegend. Braimunde saß davor und weinte um ihn und beantwortete der Boten Gruß mit traurigen Klagen.

„Fasse dich, Weib,“ sprach Marsil und erzählte den Boten alles was in Ronceval und am Ebro geschehen und daß der Kaiser dort im freien Feld nächtige. Ganz verstört kamen die Boten zurück zum Admiral, der hörte sinnend ihren Bericht, dann rief er: „Auf!“ Laßt alle

Da setzt er noch einmal Olifant an den Mund und blies: das gab einen schwachen Klang. (Seite 458)

Krieger von den Schiffen ans Land steigen und zu Roß, wir reiten noch heut Nacht nach Saragossa."

Dort eilte er in den Palast zu Marsil, der sprach: „Gesegnet sei dein Kommen, ich habe mich und mein Volk verloren. Ganz Spanien übergeb' ich dir, beschirme du es vor Karl!"

„Ich darf nicht länger zögern, sonst entwischt er mir! Die Mitternacht ist lang vorbei," antwortete Baligant und schritt hinaus, sprang auf Bestbrun sein Roß, ritt seinem Heervolk voran und rief: „Auf! Karl darf mir nicht entrinnen."

Beim ersten Frührot war Karl erwacht und er ritt mit seinen Franken rasch zurück nach Ronceval. Einen Steinwurf weit von den andern langte Karl auf dem Hügel an, wo Roland lag. Da waren alle Blumen rot gefärbt, Tränen rannen in des Kaisers blütenweißen Bart. Da erblickte er seinen Neffen, er sprang vom Roß, eilte hin, schloß ihn fest in seine Arme und ohnmächtig sank er so über ihn hin. Naimes und vier edle Grafen kamen hinzu und richteten ihren Herrn wieder auf.

Der hub an zu klagen: „Weh um dich, trauter Neffe, sei gesegnet, liebster Roland, nun tot wie lebend einst. Nie sahen Menschen solchen Mann! Du warst Gottes und der Tapfern Freund."

Er küßte den Toten und wieder schwanden ihm die Sinne, die Grafen hielten ihn aufrecht bis er wieder zu sich kam. Sein Antlitz war verfärbt, seines Auges Glanz getrübt, er blickte den Toten an:

„Kein Tag wird vergehen, an dem ich dich nicht beweine! Freund Roland, du Held, du schöne Jugend, tot

liegst du. Wer führt nun mein Heer? Oh, daß ich sterben dürfte und neben dir liegen."

Er raufte sich das weiße Haar und den blütenweißen Bart und weinte, und alle Franken weinten mit ihm.

„Armer Kaiser!" seufzte Naimes.

„Fasset Euch, Herr!" sprach Ogier, „lasset uns die Toten bestatten."

Und der Herzog schritt hin und wollte Durendal aus Rolands Hand nehmen, aber er konnte es nicht, der Tote hielt es fest. Karl befahl zwei starken Baronen: „Löst die Helze aus seiner Faust;" sie vermochten es nicht und nicht ihrer fünf zusammen.

Da sprach der Kaiser: „Tot wie einst lebend, stolzer Held, fest hältst du dein Schwert," und er faßte Durendal und des Toten Finger taten sich auf. Keinem Geringern, als er war, gönnte der stolze Roland sein Schwert.

Karl aber hat es in die See geworfen, wo es noch heute ruht.

Nun trugen Herren und Knechte, Mönche wie Kapläne die fränkischen Toten zusammen und begruben sie unter Singen, Beten und Weihrauchschwingen alle in einem großen Grabe. Nur Roland, Oliver und Turpin ließ Karl aufheben. Ihre Leiber wurden mit Wein gewaschen, gesalbt und balsamiert und in frische Hirschhäute genäht, auf drei Wagen gebahrt, alexandrinische Decken darüber gebreitet, sie mitzuführen in die süße Heimat.

Als die Franken sich zur Heimkehr anschickten, wurde des Admirals Vorhut sichtbar, und zwei Boten ritten vor Karl hin: „Was entfliehst du vor Baligant?" riefen sie, „er führt ein gewaltiges Heervolk daher, mit dir um Spanien zu streiten."

Kaiser Karl ergrimmte, er gedachte seiner erschlagenen Paladine und Barone, er strich seinen blütenweißen Bart und rief mit heller Stimme:

„Zu den Waffen! meine Franken!“

Vor allen saß er auf Tencendur, kampfbereit. Er rief herbei Naimes und Jozerant von der Provence und sprach: „Liebe Freunde, nun wollen wir erst Roland und alle Gefallenen rächen, ordnet mein Wehrvolk!“

„So helfe uns Gott zu einer guten Rache!“ antwortete Naimes und ging ans Werk.

Die ersten Scharen bildeten die fränkischen Jungherren. Dann kamen die starken Bayern; nach seinen Franken liebte Karl kein Volk mehr als dieses.

Ihnen folgten die Alamannen, die starben lieber, als daß sie geflohen wären. Die fünfte Schar waren Normannen auf schnellen Rossen, die waren gewaltig im Streit, der alte Richard führte sie selbst.

Nun kamen die Bretonen mit bunt bemalten Speerschäften, daran farbige Wimpel flatterten. Sie kannten Heldensitte.

Dahinter ordnete sich ein Zug aus Poitou und Auvergne: Jozeran führte sie, und Karl segnete sie mit eigner Hand.

Im achten Haufen ritten Brabanter und Friesen, die taten ihrem Kaiser guten Kriegsdienst.

Lothringer und Burgunden folgten, mit kurzen Speeren und festen Brünnen.

In der zehnten Schar ritten die fränkischen Barone mit weißem Scheitel und weißem Bart, mit wildem Antlitz, doppelte Brünnen um den stolzen Leib geschnallt, spanische Schwerter in der starken Faust. Ihre bunten Schilde glänzten und glüten im Sonnenschein. Mit ihnen ritt Kaiser Karl. „Montjoie!“ riefen sie hell und trugen die Oriflamme in ihrer Mitte.

Und Kaiser Karl kniete nieder vor dem Heer und betete laut:

„Herr Gott, nun hilf uns Roland rächen.“

Dann schwang er sich aufs Roß, Naimes und Jozerant hielten ihm den Bügel; er gab das Zeichen zum Aufbruch und ritt vorwärts. Weithin ergellten die Frankenhörner. Bald kamen sie aus den Bergen in eine weite Ebene, wo die Saracenen ihrer warteten.

Die zwei Boten waren ihnen voran geeilt zu Baligant: „Herr,“ sprachen sie, „bereite dich zur Schlacht, der große Karl blickte uns zornig an, sein Heervolk ist kampfbegierig!“

Der Admiral sprang auf, gürtete sein Schwert Preciuse um die Hüfte, nahm den goldgebuckelten Schild, faßte den Speer Maltet und schwang sich auf sein Roß: fest saß er im Sattel, mit starken Schenkeln den feurigen Hengst bändigend. Auf seine breite Brust wallte lang hernieder der schneeweiße Bart, schneeweiße Locken umrahmten sein stolzes Haupt. Die Heiden jubelten ihm zu: „Heil dir! Schirmherr von Spanien!“ Er musterte sein Heer, das aus dem Abend- und Morgenlande zusammengeschart war. Dickköpfige Micener, auf dem Rücken mit Schweinsborsten bewachsen, Armenier, Mauren, häßliche Kananäer, Perser, dann ein Wüstenvolk mit eisenharter Haut, das trug nicht Helm noch Brünne, Berber, Spanier, Türken, Araber und Riesen von Malperse: ein unabsehbar Völkerheer. Ein Drachenbanner wurde ihnen vorangetragen und Bildnisse ihrer Götter. Wild schrieen sie ihren Schlachtschrei „Preciuse!“ als Baligant seinen Speer schüttelte.

„Montjoie!“ antworteten die fränkischen Barone.

„Mir nach!“ rief Kaiser Karl, vorwärts rannte Tencendur, und da begann die furchtbare Schlacht.

Die Heiden schlugen tapfer zu: Schilde zerschellten, Speere splitterten, Helme zersprangen, Brünnen barsten,

Rosse wieherten, Gefallene stöhnten; das grüne Gras ward von Blut rot. Und als die Speere verschossen waren, gab's einen freislichen Schwerterschwang. Ungestüm rief Baligant: „Haut ein! Ich geb' euch Gold und schöne Weiber!"

„Schlagt zu, Barone," rief Kaiser Karl mit heller Stimme, „rächt eure Freunde und Gesippen! Schlagt zu! Land und Lehen werd' ich euch geben!"

Des Admirals Sohn ritt auf milchweißem Roß durch die Reihen und schlug die Franken nieder. Grimmig blickte Herzog Naimes auf ihn, rannte den Jüngling an und durchspeerte ihm das Herz. Des Gefallenen Oheim heischte Rache, er hieb dem alten Naimes gewaltig auf den Helm und eine tiefe Wunde in den Kopf: betäubt umklammerte der Herzog seines Hengstes Hals, und schon holte der Saracene aus zum Todesschlag, — da fuhr ihm mitten durchs Antlitz Karls wuchtiger Speerstoß, tot fiel er aus dem Sattel.

„Freund Naimes," sprach der Kaiser, als der Herzog sich erholte, „für diesmal ging's noch gut, bleibe nun an meiner Seite."

Der Admiral führte grimmige Streiche, er erschlug mit seinem Schwert den tapfern Richard vom Normannenland.

Doch kein Franke wollte fliehen, wieviel ihrer auch niedersanken. Bis zum Abend dauerte das Stürmen, Tosen und Morden.

Als Baligant die Kunde kam von seines Sohnes Tod, befragte er Zangleu, seinen kühnsten Kämpen, um den Sieg.

„Admiral," antwortete der, „deine Götter können dich nicht schützen gegen Karl, nie sah ich solchen Helden! Besende rasch die Scharen, die noch im Rückhalt stehen: Türken, Araber und Riesen, daß sie in die Schlacht gehen."

Da kamen die Gerufenen: mit gräßlichem Geschrei und

Geheul zogen sie aufs Feld und brachen der Franken geschlossene Reihen. Ogier dem Dänen mißfiel das.

„Mir nach, ihr starken Bayern!“ rief er, „rächen wir die Schmach!“

Und vorwärts rannte sein Streitroß und geradewegs auf das Drachenbanner zu. Der Herzog schwang Curtaine und schlug den Bannerträger mit gespaltenem Haupt zur Erde. Den Drachen zerstampften die Gäule der Bayern, die nicht hinter ihrem Führer zurückblieben.

Die Araber flohen schon. Baligant erschrak, doch unentmutigt rief er: „Preciuse!“

Und ihm entgegen hallte Karls „Montjoie!“

Daran erkannten sich die beiden und stießen zusammen inmitten des Schlachtgetümmels. Beim ersten Anprall brachen ihre Speere, die Gurte ihrer Sättel platzten, daß sie beide auf die Erde fielen. Rasch waren sie wieder auf und schwangen die Schwerter: Joyeuse und Preciuse. Sie zerhackten einander die Schilde, zerschlitzten die Brünnen. Feuer sprang von ihren Helmen.

„Großer Karl,“ sprach Baligant, „du hast mir den Sohn erschlagen und willst mir Spanien nehmen! Steh ab, ich will dein Freund sein, bekenne Mohammed und diene mir!“

„Ich diene Gott dem Himmelsherrn! Entsage deinen Götzen, dann will ich dich lieben und mit Spanien belehnen.“

Statt der Antwort traf Baligant mit furchtbarem Schlag auf des Kaisers Haupt und schlug, den Helm zerspaltend, ihm durch die weißen Haare eine böse Wunde ins Haupt.

Karl wankte und wäre erlegen; doch da stand der Engel Gabriel an seiner Seite und sprach: „Ermanne dich, Karl, lieber! Schlag zu: nimm deine Rache.“ Da kehrten Kraft und Zorn Herrn Karl zurück, er schwang Joyeuse

auf Baligants steinfunkelnden Helm, zerspaltete ihn und das weiße Haupt darunter auf einen Hieb. Tot stürzte der gewaltige Recke zu Boden. Herzog Naimes führte Tencendur herbei. Der Kaiser saß auf.

„Montjoie! Nun freut euch, Franken," rief er, „und tröstet euch der Tränen, die ihr heute Morgen geweint habt."

Und alle Ungläubigen flohen vor ihm nach Saragossa.

Königin Braimunde stand auf dem Söller des Palastes und sah sie kommen. „Weh uns, Marsil!" rief sie, „der Admiral ist erschlagen! Karl gewann den Sieg!"

Da kehrte sich der König auf seinem Krankenlager mit dem Antlitz gegen die Wand und starb vor Gram.

Niemand bewachte Saragossas Tore, die Franken ritten ein und besetzten die Stadt. Und noch in derselben Nacht, — hell leuchtete der Mond, — durchsuchten sie alle Bethäuser und zerschlugen der Saracenen Götzenbilder.

Bischöfe segneten die Moscheen und weihten das Wasser: wer gefangen, wurde getauft. Nur Braimunde ließ Karl mitführen ins Frankenreich, dort sollte sie, von Priestern unterrichtet, aus eigner Wahl Christin werden.

Nachdem der Kaiser tapfere Grafen in Saragossa eingesetzt hatte, zog er heim, nach Francien.

In Bordeaux legte er Olifant gefüllt mit Gold nieder auf Sankt Severins Altar. Rolands und Olivers Leiber führte er nach Blaye; und in weißen Marmorsärgen wurden sie beigesetzt in der Gruft zu Sankt Romanus; und neben ihnen Erzbischof Turpin.

Dann zog Karl, Tag und Nacht reitend, nach Aachen. Und als er in seine Pfalz schritt, trat ihm Alda entgegen, grüßte ihn und fragte:

„Wo ist Roland, mein Gemahl?"

Da weinte Karl und sprach: „Kind, du fragst nach einem Toten. Ich will ihn dir ersetzen, ich gebe dir Ludwig, meinen Sohn und Erben, zum Gemahl."

„Wie sollt' ich leben, da Roland tot liegt!" rief sie und fiel jäh erbleichend vor des Kaisers Füßen nieder. Der zog sie empor bei den Händen: ihr Haupt sank auf seine Schulter, die schöne Alda war tot. Karl weinte, alle Umstehenden weinten mit ihm. Er befahl die Tote vier Gräfinnen, die trugen sie in die Muttergotteskapelle: neben dem Altar wurde sie begraben.

Und alsogleich ließ Kaiser Karl Richter laden, aus allen Stämmen seines Reiches, Urteil zu sprechen über Ganelon. Am Sankt Silvestertag saßen sie zu Gericht, zu Aachen in der Pfalz. Der Verräter wurde in Ketten vor sie geführt. Dreißig seiner Gesippen waren dahingekommen. Kaiser Karl saß auf seinem Faltestuhl.

„Barone," hub er an, „nun sprecht dem Grafen Ganelon sein Recht: er hat meine Nachhut in den Tod gebracht, verraten hat er Roland und meine Paladine!"

„Halt!" rief der Angeklagte, „ich sagte ihnen die Treue auf! Herr Kaiser, Ihr habt es selbst mit angehört, ich habe mich gerächt, das ist nicht Verrat! Gesippen, helft mir."

Pinabel von Sorence, sein Freund, antwortete: „Verlaß dich auf uns, Vetter: will man dir ans Leben, so stehe ich hier und fordre Gottesurteil."

Die Richter besannen sich und baten Karl, Ganelon zu begnadigen.

„Ihr seid alle Verräter!" sprach der Kaiser finster und senkte traurig sein Haupt.

Da schritt Dietrich von Anjou, noch ein Jüngling mit schwarzem Haar und braunen Augen vor ihn hin und

sprach: „Lieber Herr, Ganelon ward zum Schuft, da er Roland verriet, ihm gebührt der Galgen. Hier steh ich mit dem Schwert mein Urteil zu verfechten, will's einer schelten."

„Das will ich!" rief Pinabel und trat vor.

„Pinabel, ich heische sichre Bürgen!" sprach Karl.

Da erboten sich die neunundzwanzig andern Gesippen.

„Ich nehme die Bürgen an," antwortete der Kaiser. „Dietrich und Pinabel ihr sollt kämpfen um Ganelons Recht." Vor der Pfalz wurde ihnen der Platz abgesteckt.

Herr Pinabel war stark und kampferfahren: er schlug Dietrich mitten auf den Helm und ritzte ihm die Wange, daß das Blut niederrann.

Da faßte der Jüngling sein Schwert, faßte es gut und spaltete dem Gegner das Haupt in zwei Hälften.

„Ganelon werde sein Recht!" riefen da Richter und Franken.

Kaiser Karl schritt hin, umarmte Dietrich und wischte ihm selbst das Blut ab.

Ganelon ward mit Händen und Füßen an die Schweife vier rascher Hengste gebunden, die sprengten unter den Geiselstreichen der Knechte auseinander und zerrissen den Verräter.

Braimunde hörte fleißig eifriger Priester Lehren und wurde eine fromme Christin.

---

13. Ogiers Entrückung.

Eine alte Mär singt von Herzog Ogier, daß er über See fuhr ins Morgenland, gegen die Heiden zu kämpfen. Er kam bis Babylon, von wo aus er nach vielen Heldentaten und Gefahren, in denen ihm sein Freund Caraheu getreulich beistand, wieder zu Schiff ging und nach Indien steuerte. Er lag auf dem Vorderdeck, als ein Sturm kam: heftiger Wind riß an den Rahen und Segeln und warf den Drachen in den rollenden und brüllenden Wellen umher. Das Segelvolk griff lärmend zu mit allen Händen, der Steuermann stand sorgend am Achter-Steven, Nebel und Regen machten ihm den Ausblick schwer. Nur Ogier lag sorglos und schaute in die Wetterwolken. Wie ein Traum kam's über seine Sinne: das Brett, auf dem er lag, löste sich vom Deck und trug ihn über die tobende Meerflut dahin. Er sah noch, wie ein Windstoß sein Schiff weit hinaus in die See warf. Des Dänen Schiffsvolk aber lief nach langer Fahrt in Francien ans Land.

„Unsern Herzog," so erzählten sie traurig, „haben die Meereswellen vom Deck gespült und verschlungen."

Da klagten um den tapfern Recken Kaiser Karl und alle Völker seines Reiches.

Aber das Brettlein trug Ogier nach Avalon ins Feenreich. Dort sah er viel Volkes, das ihn ehrerbietig begrüßte: man führte ihn in einen Palast, — wer will den schildern! —

Auf der Schwelle schritt ihm ein wunderholdes Weib entgegen und sprach: „Sei willkommen in meinem Haus, ich bin Morgane, deine Pate."

„Wie wäre das möglich!" rief Ogier, „du bist jung gleich dem Frühling.

Sie lächelte und winkte mit dem Finger: „Folge mir und teile meine Jugend."

Sie führte ihn in einen Saal, da wuchsen Lorbeersträuche, Myrten und süßduftende Rosen. Inmitten auf einem Marmeltisch lag eine zierliche Goldkrone, von Edelsteinen funkelnd und glühend.

„Herrsche nun hier und trage diese Krone," sprach sie und drückte ihm den funkelnden Reifen in sein ergrauendes Haar. Da schwand ihm die Erinnerung an alle irdischen Dinge: er fühlte nur Glück und Liebe zur schönen Morgane. Nun lebte er im Feenreich und alterte nicht, und alle Wunder der Elfenwelt schaute sein Auge, und er merkte nicht, wie die Zeit verrann.

---

14. Kaiser Karls Heimritt aus Ungarland.

Avaren und Bulgaren erhoben sich wider Kaiser Karl und brachen die beschworene Treue. Da rüstete er ein Heer, sie zum Gehorsam zu zwingen. Scheidend sprach er zu seiner Gemahlin Hildigard: „Kehr' ich nicht heim in zehn Jahren, dann beweine meinen Tod. Sende ich dir aber einen Boten mit meinem goldenen Fingerring, so vertraue allem, was der dir meldet."

Nun war der Kaiser schon über neun Jahre ausgeblieben. Da gingen die fränkischen Herren nach Aachen zur Kaiserin und forderten: „Nehmt Euch einen andern Eheherrn, der das Reich steure."

„Nimmermehr," antwortete sie, „wie sollte ich Karl, meinem geliebten Herrn, die Treue brechen! Noch hat er mir nicht unser verabredetes Wahrzeichen gesandt."

„Der Bote mag verdorben sein auf der Reise, lang tot ist Karl! Ohne Recht und ohne Herrn wird das Reich verderben, und Euer Söhnlein Ludwig ist noch zu jung. Frau, Ihr müßt Euch fügen und einen von uns zu Eurem Eheherrn erkennen."

Und sie drangen so lange in sie, bis sie nachgab. „Wie sehr es mich auch grämt, Ihr Herren, so will ich, um des Landes willen, Euch willfahren."

Da wählten sie ihr einen reichen König, und nach dre. Tagen sollte sie ihm vermählt werden im Dom zu Aacheni

Das wollte aber Gott nicht: er sandte einen Engel ins Avarenland, wo Karl im Felde lag. „Fahr heim, Karl," sprach der Engel, „damit du nicht Krone und Eheweib verlierst: in drei Tagen wird sie einem andern König vermählt."

„Wie will ich heimkehren in drei Tagen und hundertfünfzehn Wegrasten zurücklegen?" fragte Karl.

„Bei Gott ist kein Ding unmöglich: geh' zu deinem Schreiber, der hat ein starkes Roß, das kaufe ihm ab, welchen Preis er auch fordere. Das Roß wird dich tragen in einem Tag über Heiden, Moor und Felder bis nach Raab. Das sei deine erste Tagreise. Am andern Morgen früh reite die Donau aufwärts bis gen Passau, das sei deine zweite Tagreise. In Passau sollst du dein Roß lassen; dort wirst du einen Wirt finden, der hat einen jungen Hengst, den sollst du kaufen, der wird dich den dritten Tag nach Aachen tragen."

Karl ließ Herzog Naimes zurück und tat nach des Engels Geheiß: er handelte dem Schreiber das Roß ab und ritt den ersten Tag aus der Bulgarei nach Raab. Dort rastete er die Nacht und kam am zweiten Tag noch bei Sonnenschein nach Passau zu dem Wirt. Als abends dessen Viehherde heimtrieb, sah der Kaiser darunter das

Füllen, er fing es bei der Mähne und sprach zum Wirt: „Verkaufe mir diesen Hengst, ich will ihn morgen über Feld reiten."

„Nein Herr," antwortete der Wirt, „er ist noch zu jung und Ihr seid zu schwer, er kann Euch nicht tragen."

Karl bat abermals.

„Ja, wenn er schon gezäumt und geritten wäre, solltet Ihr ihn haben."

Aber Karl bat zum dritten Male; da sprach der Wirt: „Wenn Euch das Roß so sehr lieb ist, will ich's Euch verkaufen."

Und Karl zahlte ihm soviel er dafür verlangte, auch gab er ihm zum Darangeld noch das Reiseroß, das er zwei Tage geritten hatte.

Auf dem jungen Hengst ritt der Kaiser am andern Frühmorgen fort. Unaufhaltsam trug das Roß ihn dahin, durch Länder und über Flüsse bis Aachen vor das Burgtor. Bei einem Weinwirt kehrte er ein. Aus der Stadt drang heller Schall von Singen und Tanzen: was das bedeute, fragte Karl.

„Eine große Hochzeit, die morgen geschehen soll," beschied ihn der Wirt, „da wird unsre Frau, die Kaiserin, einem reichen König angetraut. Gute Kost und Wein wird Armen wie Reichen gespendet und das Futter ungemessen vor die Rosse gestreut."

„Der Speise kann ich entraten," antwortete Karl, „ich tafle in deiner Herberge. Hier, nimm diese Goldgulden und kaufe, was du bedarfst, schaffe mir viel und genug."

Als der Wirt die Goldstücke sah, dachte er: „das ist ein echter Edeling, desgleichen sah ich nie."

So saß Karl zu Tische und speiste herrlich, den Wirt und sein ganzes Haus ließ er mit genießen. Nach der Mahlzeit forderte er vom Wirt einen Wächter, der seinen

Schlaf behüten sollte. Als er sich aufs Lager streckte, sprach er zu dem Wächter: „Merk auf: wann sie im Dom die Frühmette läuten, sollst du mich wecken: diesen güldenen Fingerring geb ich dir dafür zum Lohn."

Da hatte der Wächter wohl acht dieweil Karl schlief, und als er früh am Morgen die Glocken läuten hörte, trat er an des Gastes Lager und rief: „Wachet auf, edler Herr, und gebet mir meinen Lohn: im Dom läuten sie die Frühmette."

Eilend stand der Kaiser auf, legte reiches Gewand an, ging zum Wirt und bat, daß er ihn begleiten wolle. Sie kamen vor das Burgtor, das war mit starken Riegeln gesperrt, der Wirt entdeckte ein Schlupfloch und sprach:

„Hier unten müßt Ihr durchschlüpfen, Herr, wenn Ihr hineinwollt, aber Euer Gewand wird dabei schmutzig."

„Des acht ich nicht," sprach Karl, „und wenn es auch ganz zerrisse."

Er ließ den Wirt heimkehren und schlüpfte durch die Torlücke: er eilte nach dem Dom hin, trat ein, setzte sich auf den Königsstuhl, zog sein Schwert Joyeuse und legte es bloß über seine Knie.

Da kam der Meßner gegangen und wollte die Bücher herbeitragen: als er den alten Mann schweigend auf dem Königsstuhl sitzen sah, ergriff ihn Furcht und er lief zu den Priestern: „Da ich zum Altare schritt, hab' ich Schreckliches gesehen: ein greiser Mann mit langem Bart saß auf dem gesegneten Stuhl, das bloße Schwert über den Knieen."

Die Domherren glaubten ihm nicht: einer faßte eine Fackel und ging selber zu dem Stuhl, da sah er den Mann sitzen: weit weg warf er die Fackel und lief davon zum Bischof und meldete ihm was er gesehen. Der Bischof hieß zweien Knechten, ihm Fackeln vortragen, und schritt

in den Dom zu dem Königsstuhl hin und sah den greisen Mann sitzen im langen, weißen Bart, das nackte Schwert über den Knieen. Er erschrak, furchtsam sprach er: „Ich beschwöre dich bei Gott, du sollst mir sagen wes Mannes du bist? Bist du geheuer oder ungeheuer? Oder wer hat dir ein Leid angetan, daß du an dieser Stelle sitzest?"

Da antwortete der Kaiser: „Ich war dir gut bekannt, da ich Kaiser Karl hieß: gewaltiger war keiner als ich."

Der Bischof trat näher hin, erkannte Karl und rief: „Sei willkommen, lieber Herr, gesegnet sei deine Heimkunft!" Er umarmte den Kaiser und führte ihn in sein Bischofshaus und ließ alle Glocken läuten.

Die Hochzeitsgäste fragten, was das Läuten bedeute? „Kaiser Karl ist wieder da!" rief es ihnen entgegen auf allen Straßen. Da stoben sie auseinander, der Bräutigam, wie seine Gäste; sie sprangen auf die Rosse und ritten aus den Toren davon, und wer kein Roß hatte, sprang über die Stadtmauer. Der Bischof bat den Kaiser, seiner Gemahlin nicht zu zürnen, weil sie schuldlos sei an allem. Karl willfahrte dem Fürsprecher und war der Kaiserin wieder hold wie zuvor.

Bald ritten Eilboten aus der Bulgarei in Aachen ein und meldeten den Sieg: „Aber, fügten sie traurig bei, gefallen ist, von einem Avarenpfeil durchschossen, unser Herzog Naimes!"

Da neigte der große Karl sein Haupt und weinte: und leise flüsterte er: „Fahr wohl, du treuester Freund, Dank sei dir!"

---

15. Wilhelms von Orange Tod.

Graf Wilhelm war ein gewaltiger Kämpe geworden, und Karl liebte ihn sehr. Einst weilte er zu Paris in der Pfalz: einsam war's da um den großen Kaiser. Sein Gemahl Hildigard lag in der Gruft, seine Freunde waren gefallen in seinem Dienst. Deren Söhne saßen nun auf den Stühlen ihrer Väter. Karl schaute umher und sprach scherzend:

„Wilhelm, du wirst auch alt: ich sehe graue Haare auf deinem Haupt.“

Hastig sprang der Graf auf und antwortete: „Du mahnst mich zur rechten Zeit. Ich habe dir so lange gedient, daß mein Haar darüber die Farbe verlor, nun will ich noch Gott dienen. Entlaß mich, gerechter Kaiser.“

Da mochte Karl ihn nicht halten, traurig sah er den letzten Genossen seiner Schlachten und Siege scheiden.

Graf Wilhelm ritt nach Orange, küßte Weib und Kinder und ging in ein Kloster im Langobardenland, und niemand gab er sich zu erkennen.

Und bald darauf erschien dem Kaiser im Traum der Engel Gabriel und sprach: „Karl, rüste ein Heer, fahre nach Libia in Spanien gegen den Heidenkönig Madul, der die Christen bedrängt.“

„Gott,“ seufzte Karl erwachend, „welch mühselig Leben hast du mir bereitet!“

Er ließ in seinem Reich alle Wehrpflichtigen aufbieten und nach Wilhelm suchen.

Der hatte gerade seine Kutte wieder abgelegt. „Euch Mönchen fehlt die wahre Demut: ich mag nicht länger unter euch bleiben,“ sagte er zum Abt und ging hinweg.

So kam er an ein Gehöft, Grymer hieß der Eigner, er saß an der Haustür, sein junges Weib neben ihm.

„Sei gegrüßt," sprach Wilhelm, „was blickst du so finster?"

Unmutig antwortete der Gefragte: „Vor drei Monden hielt ich Hochzeit, morgen muß ich fort zu hartem Kriegsdienst! Jeden pflichtigen Mann ruft Herr Karl ins Heer." Und er erzählte, wie Madul die Saracenen rächen wolle an Karl. Und er schloß: „Der Kaiser ist alt, seine erprobten Herzoge liegen tot: weh' uns Heermännern! Wär' ich nur ein Graf."

„So leih' mir deine Waffen und deinen Hengst: ich will statt deiner in den Krieg ziehen!"

Da gab Grymer Waffen und Roß gern hin. Wilhelm zog fort und stellte sich dem Banner, welchem der Mann zugehörte; er hielt den Helm geschlossen und redete mit niemand.

Madul war über See gefahren, nördlich vom Ebro ans Land gegangen und verwüstete Karls Gebiet.

Kaiser Karl musterte seine Scharen in der spanischen Mark und sprach: „Der Kampf wird schwer: meine besten Kämpen liegen tot! Wer mir Wilhelm von Orange bringen könnte, den wollte ich reich belohnen, und wer Madul erschlüge, noch reicher: ich mache ihn zum Grafen, Herzog oder König."

Wilhelm hörte ihn wohl; er schwieg und band seinen Helm fester.

Dann begann die Schlacht. Der Graf ritt allen weit voran, er traf zuerst den Bannerträger und warf das Banner nieder: dann fällte er die kühnsten Heiden, bis er endlich mit dem König zusammentraf. Hei, hieb ihm der fromme Graf das turbangeschmückte Haupt von den Schultern, er faßte es und zeigte es den Ungläubigen: da flohen die

schneller, als sie gekommen waren, und Karl gewann den Sieg. Wohl hatte er Wilhelm reiten sehen und geglaubt ihn zu erkennen; aber Wilhelm ritt gleich vom Schlachtfeld weg zu Grymer in den Wald und brachte ihm Maduls Haupt.

„Waffne dich, reite auf deinem Hengst mit diesem Haupt zu Karl und fordere dafür die Grafenwürde, wie er's gelobt," sprach er und schritt tiefer fort in den Wald.

Grymer fand den Kaiser in Paris; dahin waren aber viele mit abgeschlagenen Saracenenköpfen gekommen und jeder sagte, er bringe den rechten.

Aber Karl glaubte keinem. Da ritt Grymer in den Burghof und hielt das Haupt empor mit den Abzeichen der Königswürde daran.

„Wer bist du, Mann?" fragte Karl.

„Ich heiße Grymer."

„Deinen Hengst sah ich wohl in der Schlacht," antwortete Karl, „aber ein stolzer Kämpe saß darauf."

„Kein andrer als ich. Mich dünkt, du willst nicht halten, was du versprochen, Kaiser!"

„Was ist's, danach du so begehrst?" forschte Karl.

„Die Grafenwürde."

„Die will ich dir verleihen, dem Helden zu Ehren, der dieses Haupt abschlug und dir gab: das tat Graf Wilhelm! Und du sollst sein Mann werden."

So wurde Grymer Graf.

Aber Karl wußte wieder nicht, wohin sein Freund geschwunden.

Einige Zeit danach erschien Wilhelm seinem Grafen Grymer im Traum und sprach: „Suche im Walde: dort, wo ich von dir geschieden bin, wirst du meinen Leib finden: schaff' ihm ein Grab."

Da ritt Grymer zum Kaiser und bekannte ihm alles.

Im Walde an der bezeichneten Stelle fanden sie Wilhelm tot liegen: sein Leib war unverwest, und süßer Duft erfüllte die Waldwiese. Karl ließ ihn dort begraben und ein Kloster darüber erbauen. Das Grafenamt aber nahm er Grymer und setzte ihn zum Vogt über die Stiftung.

---

16. Herrn Karls Ende.

Herr Karl war alt: er saß in Aachen auf seinem goldenen Faltestuhl. „Das Ende kommt," sprach er, „mein Sohn Ludwig soll mein Erbe sein. Folgt mir in die Kapelle, und helft ihn krönen."

Da lag die goldene Krone auf dem Hochaltar, und Karl faßte den Jüngling an der Hand und sprach:

„Sohn Ludwig, sieh dort die Krone! Brich nie das Recht, und begehe niemals Verrat. Den Waisen wahre ihr Erbe. Nach unrechten Dingen darfst du nicht begehren. Sohn Ludwig! Sieh da die Krone, wenn du sie nimmst, wirst du König und Kaiser sein; an der Spitze deines Heeres sollst du dann reiten und die Heiden bekämpfen zu Land und zu Wasser. Willst du das?"

Da beugte Ludwig das Knie, und Kaiser Karl setzte ihm die Krone aufs blonde Haupt und segnete ihn.

Bischof und Priester sangen ein Danklied und schwangen die Weihrauchfässer, das Volk aber jubelte seinem neuen Herrn zu.

Bald danach erkrankte der große Karl, er lag auf seinem Lager zu Aachen, und er faltete die Hände auf der Brust und sprach: „Waltender Himmelsherr, in deine Hände befehl' ich mich!" Und er streckte seinen Leib und starb.

Da kamen die Bischöfe, beteten über ihn und trugen ihn, auf seinem Faltestuhl sitzend, hinab in die Gruft der Kapelle. Joyeuse legten sie auf seine Kniee, die goldene Krone setzten sie auf sein blütenweißes Haupt.

Und die Sage geht um, daß Kaiser Karl entrückt sei in den Untersberg bei Salzburg. Der Berg ist hohl, Gärten und Wiesen birgt er, und Zwerge hüten seine Schätze. Dort sitzt Kaiser Karl schlafend auf goldenem Stuhl am Marmeltisch, das nackte Schwert auf den Knieen, die Krone auf dem Haupt, und sein weißer Bart wallt ihm über die Brust und wächst um den Tisch. Und zuweilen schüttelt er sein stolzes Haupt wie im Traum. Und rings um ihn sitzen im Zauberschlaf seine Paladine. Und wann der Bart dreimal um den Tisch gewachsen sein wird, dann wacht er auf und stößt in sein Hiefhorn; da springen seine Helden empor und nehmen die Waffen. Der Berg tut sich auf, Herr Karl hängt seinen Schild an den dürren Baum in der Walser Heide, der Baum wird wieder grünen, und Kaiser Karl schart alle Guten um sich und schlägt eine gewaltige Schlacht und gewinnt den Sieg seinem Volk in höchster Not.

---

17. Ogiers Ende.

Zweihundert Jahre waren verronnen, seit Ogier Krone trug in Avalon. Da beugte er sich einst über einen Quell, und die Krone löste sich aus seinem Haar und fiel ins Wasser und versank. Vergebens suchte Morgane nach ihr; und Ogier erwachte aus dem Zauberbann, all sein Erinnern kehrte ihm zurück: er gedachte Herrn Karls, und große Sehnsucht ergriff sein Herz.

Als Morgane erkannte, daß sein Erdenheimweh unheilbar war, gab sie ihn frei: „Freund," sprach sie, „zweihundert Jahre trugst du hier Krone. Karl und alle deine Freunde sind lang verstorben."

„Das glaub' ich nicht! Kaum einen Sommer lang, deucht mir, weilt' ich bei dir. Ich muß fort und sehen, wie's in der Welt steht."

„Schlecht," antwortete sie, „Normannen bedrohen Francien. Zieh' hin und hast du's genug da unten, dann kehre zurück zu mir."

Sie steckte ihm einen goldenen Ring an den Finger: „Behüte ihn wohl, Liebster: solang du ihn trägst verleiht er dir Leben und Jugendkraft; streifst du ihn ab, dort auf der armen Erde, dann mußt du sterben."

Darauf gab sie ihm Helm und Brünne und umgürtete ihn mit Curtaine. Papilio, ein Elbe, wandelte sich in Hengstesgestalt und nahm Ogier auf seinen Rücken.

Der Elbenkönig Oberon gab ihm einen Knecht mit: „Nenn' ihn Bernhard, er ist der treueste und klügste meiner Luftgeister."

Am Ufer der seligen Insel lag ein Schifflein bereit, das trug sie, ohne Steuermann und Ruder, über weite

Wasserwege auf die Erde: nördlich der Loire stiegen sie ans Land. Der Nachen floß rückwärts in die See und entschwand ihren Blicken.

Ogier ritt nun mit Bernhard nach Paris: da fand er in der Pfalz andre Sitten, andre Sprache, und nicht Herr Karl saß auf goldenem Faltestuhl, sondern König Hugo thronte dort.

„Wer seid Ihr?" fragten staunend die Höflinge, „man geht nicht in Waffen zu Hof."

„Ich gehe zu Hof, wie ich es stets getan; ich bin Ogier der Däne und will zum großen Karl, dem König der Franken und Kaiser von Rom!"

„Die liegen tot seit zweihundert Jahren: der Herzog im Meer, der große Karl in seiner Gruft zu Aachen," sagte König Hugo.

„Du Schelm," rief Ogier, „es ist nicht lange her, da nahm ich hier Abschied von meinem Herrn, ins Morgenland zu ziehen: von dort geriet ich ein wenig ins Feenreich."

Da hielten ihn alle für einen Narren: nur ein Edelknabe gedachte alter Mären, die ihm seine Großmutter erzählt hatte, und sprach: „Ja, so hat Ogier der Däne ausgesehen! Er ist's!"

„Dann hat ihn uns Gott vom Himmel gesendet zur Hilfe gegen die Normannen!" rief König Hugo erschauernd; „zieh' hin, Ogier, nach Beauvais, dort steht mein Heer: führ' es gegen die räuberischen Normannen."

Schnurstracks schritt der Däne hinaus und ritt nach Beauvais. Da sangen die Kriegsknechte ein Lied von Roland: da wurde des Herzogs Sinn schwer. Die Hauptleute liefen herbei und wußten nicht, warum ihnen der König den seltsamen Befehlshaber geschickt hatte. „Wie sollen wir die Schlacht schlagen?" fragten sie.

„Bei Karls Zorn," antwortete Ogier, „immer vorwärts! Haut alles nieder, was euch widersteht, und nun fort mit euch ins Feld."

Und der Däne gewann den letzten Sieg. Eilboten beriefen ihn vom Schlachtfeld weg nach Paris: Ehren und Feste sollten ihm bereitet werden, die Königin Constanze wollte seine Abenteuer hören.

Aber unheilbare Sehnsucht ergriff Ogier: er streifte den Ring vom Finger, reichte ihn Bernhard und sprach: „Grüße Morgane, meine Pate: — ich fahre zum großen Karl."

Er sank vom Rosse und war tot.

Dem Hengst wuchsen Flügel, Bernhard sprang auf seinen Rücken, und durch die Luft rauschte das Roß mit dem Reiter nach Avalon.

Ogier wurde zu Meaux begraben, den Schild auf der Brust, Curtaine in der Faust.

5 Meridian 0 v. Greenw. 5 10

NORD SEE

REICH DER BRITEN
Northumberland
REICH DER ANGELSACHSEN
Mercia
Ostangeln
Essex
London
Wessex
Kent
Sussex

FRESIA
SAXONIA
Hamburg
Bremen
Verden
Minden
Osnabrück
Utrecht
Münster
Hildesheim
Neu-Corvei
Paderborn
Lippe
Ruhr
Eresburg
Fritzlar
Köln
Rhein
Heristall
Aachen
Lüttich
Maas
Schelde
Tournay
Somme
Corvei
Amiens
Coblenz
Lahn
Hersfeld
Fulda
Frankfurt
Mainz
Ingelheim
Tribur
Trier
Worms
Mosel
Speier
Hirsau
Attigny
Reims
Verdun
Metz
Nancy
Strassburg
Toul
Chalons
Marne
Oise
Seine
Rouen
Paris

FRANCIA
NEUSTRIA
BRITANNIA
Brest
Marca Britannica
ALISATIA
ALAMANNIA
Augsburg
Langres
Orléans
Angers
Nantes
Loire
Tours
Bourges
Fontenay
Nevers
Besançon
Basel
Constanz
S. Gallen
Chur
Poitiers
Limoges
Clermont
Lyon
Chalon
Saône
Genf
Rhône
Gr. S. Bernhard
Aosta
Vercelli
Mailand
Pavia
Turin
Po
Tanaro
Placenza
Genua
Angoulême

50
45
40

AQUITANIA
Bordeaux
Perigueux
Dordogne
Allier
Loire
Vienne
Isère
Valence
BURGUNDIA
WASCONIA
Garonne
Lot
Agen
Tarn
Albi
Toulouse
Adour
SEPTIMANIA
GOTIA
Arles
Durance
PROVINCIA
Marseille
Toulon
Narbonne
Pampelona
Roncevalles
MARCA HISPANICA
Calahorra
Ebro
Soria
Duero
Zaragoza
Gerona
Barcelona
EMIRAT VON CORDOVA
Albaracin
Teruel
Corsica
Sardinia
MITTEL

0 5 10

Mit Benutzung von N° 30 aus Spruner-Menkes histor. Handat

Leipzig, Breitkopf & Hä

DAS REICH KARLS DES GROSSEN

Maßstab 1: 11.000.000

0 10 20 30 40 50

Deutsche Meilen.

Das Frankenreich 771

Eroberungen Karls d. Gr.

Grenzen seines Machtbereichs

Oströmisch

10 15 20

50

45

40

SAXONIA · Hamburg · Bremen · Verden · Minden · Hildesheim · Neu-Corvei · Paderborn · Halberstadt · Magdeburg · Ostfalen · Nordalbingier · ABOTRITEN · WILZEN · SLAVEN · WENDEN · SORBEN · THURINGIA · Erfurt · Fritzlar · Hersfeld · Fulda · Frankfurt · Mainz · Tribur · Worms · Würzburg · Forchheim · Böhmen · ČECHEN · Regensburg · Eichstädt · Hirsau · ALAMANNIA · Augsburg · Freising · Passau · Salzburg · BAIOARIA · Bairische Ostmark · KARENTANUM · Konstanz · S. Gallen · Chur · REICH DER AVAREN-HUNNEN · CROATIA · Aquileja · Verona · Padua · Mailand · Pavia · Vercelli · Turin · Piacenza · Genua · Bologna · Ravenna · REICH DER LANGOBARDEN · Kirchenstaat · Ancona · Spoleto · Leoninische Stadt · ROM · Herzogt. Benevent · Benevent · Neapel · Gaeta · Garigliano · Salerno · Amalfi · Bari · Tarent · Corsica · Sardinia · ADRIATISCHES MEER · MEER

Elbe · Oder · Spree · Donau · Inn · Lech · Iller · Salzach · Enns · Mur · Drau · Save · Theiss · Rhein · Po · Etsch · Adda · Tanaro · Arno · Tiber · Lahn · Main · Weser · Eider · Saale

Menkes histor. Handatlas entw. u. gez. von H. Lullies.
…g, Breitkopf & Härtel.